ORDER CONTINUED

FROM PREVIOUS REEL

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1897.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Seite

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedene Sachen.

Heimgarten

1. Heft. October 1896. 21. Jahrg.

Der Mädeljäger.

Eine muntere Mär von **Hans Malser.**

Am oberen Rande des Thales, wo es sich einengt in eine Felsenschlucht, aus welcher ein grünlicher Gebirgsbach hervorbraust, steht Schreckenburg. Es ist eigentlich keine Stadt und eigentlich kein Dorf, es ist eben ein „größerer Ort". Die Einwohner treiben Gewerbe und Landwirtschaft, scheiden sich aber durchaus nicht etwa in Bürger und Bauern. Vater und Kinder, Hausherren und Knechte, Meister und Gesellen, darin liegt der Ständeunterschied von Schreckenburg. Wohl haben sie einen Fürsten, aber auch der hohe Herr ist nichts anderes als Vater. Die Herren von Schreckenburg sind ein altes Geschlecht, schon zur Zeit der Kreuzzüge, heißt es, wäre ihre Burg, deren rauchgrauer Ruinenzahn dort an der Felswand klebt, der Schrecken des fahrenden Volkes gewesen. Wenn man der Historia glauben darf, und man soll es sogar, so haben es die Schreckenburger seit jenen alten Zeiten verstanden, sich Achtung zu verschaffen in der Welt. Große Reiche sind entstanden und gestürzt worden, das Erzfürstenthum Schreckenburg stand und blieb stehen im schönen Gebirgsthal an der Luser. Der letzte Vorfahre des

zur Zeit dieser Geschichte regierenden Fürsten hatte noch hundert und zehn Söldlinge gehabt, ist aber von den Millionenheeren der Erde nicht angegriffen worden. Unser Fürst Othmar III. befehligt zur Zeit der Noth ein Heer von zweiunddreißig Mann, davon vier zu Pferde! Aber die Zeit der Noth kommt nicht, die sonst so kriegslustige Welt hält sich in respectvoller Entfernung vor dem Erzfürstenthum Schreckenburg. Die Armee ist fast ständig beurlaubt bis auf sechs Mann, wovon einer den Nachtwächterdienst besorgt. Einmal wurde in einem Winkel dieses Reiches ein unpassender Witz gemacht, Othmar III. rekrutiere lieber Mädeln als Burschen, und den Ausspruch hat der Fürst nicht als Majestätsbeleidigung ahnden lassen. Die guten Leute von Schreckenburg lasen auch manchmal eine Zeitung, in welcher des Wunderbaren und Nützlichen viel berichtet wurde. So erfuhren sie auch, dass in anderen Ländern die Staatsbürgersteuer eingeführt sein soll. So begab sich eines Tages eine Abordnung zum Fürsten und bat um die Gnade, dass auch im Erzfürstenthum die Staatsbürgersteuer eingeführt werden möchte, maßen doch auch die Schreckenburger treue Staatsbürger wären und seit jeher bereit, für ihren durchlauchtigsten Herrn Blut und Leben zu opfern. Es fange das Gewerbe an, einigermaßen darniederzuliegen, weil in der Welt zu viel Fabriken gebaut würden, es sinke von Jahr zu Jahr der Viehpreis, weil jedes Land schon mehr und mehr sein eigenes Vieh hätte, kurz, es verschlechterten sich die Zeiten, und darum bäten sie unterthänigst um die Einführung der Steuer. Der Fürst soll sie darauf in sehr gütiger Weise aufgeklärt haben, daß sich die Bittsteller in einem Irrthum befänden, wenn sie etwa glauben sollten, die Staatsbürgersteuer würde in anderen Ländern vom Fürsten geleistet an seine braven Unterthanen; gerade das Gegentheil wäre der Fall, die Staatsbürger hätten die Steuer dem Fürsten und dem Staate zu leisten. Ob solcher Aufklärung waren die Abgeordneten sehr gedrückt, allein Othmar der Gütige legte dem Sprecher die Hand auf die Achsel und versicherte, für das Wohl seines Reiches auch fernerhin das Möglichste zu thun, besonders im Straßenbau und in der Flussregulierung, auch trage er sich mit der Absicht, in Schreckenburg ein neues Universitätsgebäude errichten zu lassen. Darob waren die Abgeordneten sehr zufrieden, obschon sie wussten, dass die Universität nicht allzuernst gemeint war. Der Fürst liebte es, in launigen Stunden das allerdings schon gebrechliche Volks- und Gewerbeschulgebäude zu Schreckenburg die Universität zu nennen. Wer wirklich in einer Hochschule die derbe körperliche Arbeit für eine spitzfindige Geistesthätigkeit umtauschen wollte, der musste ins Ausland gehen.

Eines Brückenbaues wegen hatte der Schreckenburger nicht unbedrohlichen Conflict mit einem nachbarlichen Herzog. Der hatte ein großes Reich und viele Mannen, war aber nicht zu bewegen, sich mitzubetheiligen am Bau einer Grenzbrücke über die Luser. Für das Fürstenthum war

diese Brücke schier die einzige Verbindung mit der weiten Welt. Der Herzog aber sagte, er habe in Schreckenburg nichts zu suchen und brauche keine Brücke hinüber. Das war der Kriegsfall. Othmar bot seinen Heerbann auf und zog auf Umwegen, da die neue Brücke eben noch nicht gebaut war, gen die herzogliche Residenz, um sie zu belagern. Als die zweiunddreißig Mann mit ihren Spießen sich dräuend vor dem Thore aufgestellt hatten, schickte der Herzog einen Gesandten herab. Das war ein Edelknabe, und der lud im Namen seines Herrn den Feind sammt und sonders auf einen Löffel Suppe ein. Durch das geöffnete Thor konnte man in das Innere des großen Platzes sehen, der mit wohl ausgerüsteten Kriegern versehen war, an der Zahl vielfach den Belagerern überlegen und versorgt mit allen schrecklichen Pulverwaffen der Neuzeit. Fürst Othmar soll hierauf „Kehrt Euch!“ commandiert haben und an der Spitze seiner Armee friedlich heimwärts gezogen sein. Aus Anlass dieses glücklichen Feldzuges, aus welchem alle Mann frisch und munter heimgekehrt waren, haben die dankbaren Schreckenburger ihrem klugen Feldherrn ein Denkmal aus Erz errichtet. Es ragt mitten auf dem Marktplatz empor und zeigt den Fürsten auf dem Pferde, angethan mit allem Ehrenschmucke seiner Erzherrlichkeit, in welcher der schlichte Herr sonst gar nicht mehr zu sehen war.

Othmar der Gütige war in seiner Jugend viel auf Reisen gewesen, in allen Welttheilen, und stets bei Königen und Kaisern zu Tische geladen, was die Schreckenburger mit besonderem Stolze erfüllte. Auch gieng im Reiche die erhebende Mär um, dass der durchlauchtigste Herr von Schreckenburg mit allen Potentaten der Welt brüderlich du auf du stehe.

Umso einfacher gab der Fürst sich zu Hause.

Sein Schloss, welches außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe stand, hätte jeder Fremde für ein stattliches Gutsgehöfte gehalten, wenn nicht über dem Thore das Wappen der Schreckenburger, ein dreiköpfiger Adler, angebracht gewesen wäre. Es war theils aus Stein, theils aus Holz gebaut, hatte einen halb um das Gebäude herum laufenden Söller, helle viereckige Fenster, etwa dreißig an der Zahl, und über dem flachen Schindeldach ein zierliches Thürmchen für ein Glöcklein, das den Nimbus einer Sturmglocke trug, thatsächlich aber nur zu den Tageszeiten geläutet wurde. Ein Gehöfte mit Viehstand und Scheunen lag hinter dem Wohnhause in behäbiger Breite da, belebt von emsigem, munterem Gesinde.

Der Haushalt des Fürsten war der eines wohlhabenden Gutsbesitzers und bestand aus sieben Personen, den Hausknecht mit eingerechnet, der, wenn es Gäste gab, im verbrämten Wolfspelz mit Stab und Reichsapfel am Thore zu stehen hatte.

Der Fürst war ein Mann in jenen Jahren, da das Haupthaar voran zu schüttern und hinten zu grauen beginnt. Er war stets glatt rasiert und trug eine goldene Brille. Er gieng im grauem oder, wenn

es Sonntag war, im schwarzen Tuchanzuge herum und war mit Ausnahme des Propstes und des Reichshauptmannes der einzige im Reiche, der gewichste Stiefel trug. Wenn er zu Fuß durch das Fürstenthum wandelte, lief alles, jung und alt, auf ihn zu und küsste ihm die Hand. Wenn er zu Pferde langsam dahintrabte, da wurden die Gesichter der guten Schreckenburger ganz leuchtend vor Stolz, denn jetzt war er der, so auf dem Marktplatze stand in Erz für alle Zeiten. In Wahrheit schaute der Fürst aber auf dem Pferde aus wie ein freundlicher Landarzt, der zu einem Kranken reitet. Beweibet war Erzfürst Othmar III. nicht, auch nie gewesen, obwohl er gegen Frauen, und selbst wenn sie dem kleinen Gewerbestand angehörten, eine gewisse ritterliche Ehrerbietigkeit beobachtete. Die Ehrerbietigkeit ließen sich die Eheherren und Liebhaber der Schreckenburger Schönen noch leidlich gefallen, wenn der Fürst aber artig wurde und den Weibchen die Wange kneipte, da empfanden sie so etwas wie die Jacobiner zu Paris vor hundert Jahren. Doch muss gesagt sein, dass der Fürst es sich stets angelegen sein ließ, seinen Unterthanen ein würdiges Vorbild von Rechtschaffenheit abzugeben. Für einen Seelenkenner wäre es vielleicht nicht unschwer zu merken gewesen, dass Fürst Othmar die Vereinsamung bereits zu fühlen begann. Nicht sosehr die Vereinsamung auf dem Throne, denn die ist der Gekrönte gewohnt, als vielmehr die Vereinsamung im Gemache und des nahenden Alters.

Eines Tages war er unten im Thale in ein altes Bauernhaus getreten, um mit dem Nachbar eine wirtschaftliche Angelegenheit zu besprechen. Da fielen ihm die stattlichen Kästen und Truhen auf, die in der Stube standen. Sie gefielen ihm, sie würden seinem Hause, das seit den zerstörenden Bauernkriegen nicht an Überfülle von Prunkgegenständen litt, ein freundlicher Schmuck sein. Er fragte den Bauern, ob er ihm diese schöngebauten, festgefügten und kunstvoll geschnitzten Kästen nicht verkaufen wolle?

„Ah nein, gnädiger Herr", antwortete der alte Landmann, „diese Kästen da geben wir nicht her, sie sollen schon im Haus bleiben für unsere Kinder und Kindeskinder."

„Diese können sich ja wieder welche machen lassen", meinte der Fürst.

Der Bauer schüttelte den Kopf, das würde nicht gut gehen. Die jungen Zimmerleute nennten sich zwar jetzt fürnehme Meistertischler, brächten so was aber nicht mehr zuwege; sie hätten keine Geduld dazu und auch nicht den Schick. Bei denen müsse ein Kasten in acht Tagen fertig sein, gleich aus jungem Holz, wie es der Förster vom Wald verkauft. „Nachher kreistet's und kracht's, nach einem Jahr kann man die Finger in die Fugen und Sprünge stecken, die Kastenwand kriegt einen Buckel wie das Kameelthier oder eine Mulde wie die Fleischhackerschüssel. Ah nein, die Kästen geben wir nicht her."

Der Fürst hat auf solchen Bescheid seines Unterthans zu Boden gestarrt und vielleicht sogar mit einer gewissen Wehmuth der guten alten Zeit gedacht, wo man so schöne Tischlerarbeit machte, und wo man solch schöne Tischlerarbeiten den Unterthanen gelassen wegnehmen konnte.

Als hierauf die Hausmutter in die Stube trat, um mit Weißbrot und gelbem Butter den Landesvater zu ehren, sagte zu ihr der Bauer: „Das ist mir rechtschaffen zuwider, Brigitta. Unser Herr hat Gefallen an diesen Kästen, und wir mögen sie nicht weggeben.“

Die Hausmutter versetzte: „Da wird leicht geholfen sein. Diese Kästen hat der Zimmermann, Reimar gemacht vor dreißig Jahren, wie wir zusammengeheiratet haben, und der Reimar lebt ja noch. — Gnädiger Herr, bitt' gar schön, ein Stückel Brot und ein Batzel Butter nicht zu verschmähen.“

Der Fürst setzte sich an den Tisch und griff zu. Dieweilen wurde nach dem Zimmermann Reimar geschickt. Der hatte einen krummen Fuß, kam am Abend in den Fürstenhof und blieb dort. Er ist dort geblieben etliche Jahre lang. Er hat zeitweilig einen Gesellen mitbeschäftigt, die längste Weile aber allein gearbeitet, er hat dem Landesfürsten das Haus eingerichtet. Die drei großen Stuben waren schon von altersher mit gutem Holz und schlichtem Schnitzwerk ausgetäfelt und geziert, so wollte der Fürst noch ein Nebengemach traulich einrichten lassen mit Täfelung, Truhen und Kästen und einem geräumigen Himmelbette. Da hatte also der alte Reimar zu schaffen. Er ließ sich gute Weile dabei und baute. Er baute ein Wandgesimse, eine Geräthetruhe, zwei breite Gewandkästen, eine Ofenbank, einen Uhrkasten und endlich das stattliche Himmelbett mit dem Hute darüber, dessen jede Ecke versehen wurde mit dem Ornamente des dreiköpfigen Adlers. Er arbeitete ohne Vorbild und Pläne, die Zeichnungen machte er gleich mit Zimmerfarbe und Reißblei aufs Bau- oder Schnitzholz. Und dieses Holz war an zwanzig Jahre unter dem Dachvorsprung einer Scheune, hoch an der luftigen Wand gelegen, um gehörig austrocknen zu können. Der alte Reimar hatte ein Sprichwort: Der Bräutigam soll seine Braut und der Zimmermann sein Holz sieben Jahre lang kennen, bevor er anhebt. An grünem Holz that er nicht einen Handgriff. Mit dem Hammer schlug er an den Block, klang dieser gut, so wollen wir in Gottes Namen anfangen! Die größte Stube des Hauses hatte er sich zur Werkstatt erkoren, da hobelte er, schnitt und schnitzte. Häufig saß der Fürst da und schaute dem weißhaarigen Meister in Hemdärmeln und mit dem Lederschurz bei der Arbeit zu. Die gieng wie ein langsames Uhrwerk, aber jeder Handgriff hatte einen Zweck und eine Folge. Dabei war der Mann so behaglich und heiter, sagte manchmal ein spasshaftes Wort, während sein altes Auge an der Arbeit haftete. Dem Fürsten that der Anblick wohl, wie da ein kleiner Mann aus dem Volke seine

Seele gleichsam in ein Kunstwerk umgestaltete, in welchem sie fortleben wird, vielleicht länger als die Geschlechter, die an dem Werke mit Bewunderung und Liebe vorübergehen. Mehrmals geschah es, dass der Fürst sich sogar an den Tisch setzte, wo der Reimar sein Mahl einnahm. Denn mit dem Gesinde aß nur der Geselle, der Meister zog es vor, allein zu sein und machte auch mit dem Herrn nicht allzuviele Höflichkeiten. Wenn der Fürst das Butzenscheibenfenster des Erkers öffnete, so überblickte er von demselben aus sein Reich; der Zimmermann hätte das von sich nicht sagen können, er hatte sein Lebtag auch in anderen Thälern, selbst drüben im Herzogthume Häuser gebaut. Fürsten kann es geben, Zimmerleute muss es geben. Also fühlte er sich in dieser Burg nicht besonders unterthänig.

Eines Tages kam der Fischerjunge Winard ins Haus und brachte auf dem Rücken eine Fischlagel mit, in welcher Wasser schwupperte. Er grüßte in der Stube ehrerbietig den Meister Reimar und fragte dem gnädigen Herrn nach.

Der alte Diener war vorhanden und berichtete, Seine Durchlaucht könnten jetzt nicht gestört werden, sie wären just beim Regieren.

„Wenn's nichts anderes ist, so soll er nur herauskommen", sagte der kühnliche Bursche, „ich muss wissen, ob der gnädige Herr die Forellen selber haben will, oder ob ich damit um ein Häusel weiter gehen soll. Heute ist Freitag, und morgen bringe ich sie nicht mehr an."

Der Diener gieng hinein, um das zu melden, da entschuldigte sich der Fürst artig vor seinem Ministerium, das aus dem Propste, dem Kreishauptmanne und dem Meister Grobschmied bestand, gieng hinaus und ließ sich die Fische zeigen. Es waren stattliche Thiere und glitten munter in ihrem nassen Gemach auf und nieder.

„Sind sie nicht zu jung?"

„Ich bin zwanzig, gnädiger Herr", antwortete der hübsche Bursche.

„Die Forellen, meine ich."

„Ah so. Na, die werden nicht mehr besser."

„Gut, lasse sie da."

Am Abende desselben Tages war kein Gast vorhanden, und der Erzfürst saß bei den blaugesottenen Forellen allein. Er rief den Zimmermann: ob er Forellen liebe?

Aber der Meister lag schon in seinem Bett und seufzte. In letzter Zeit litt er an der Gicht. So saß Seine Durchlaucht recht einsam da. Der Kammerdiener war brummig. Wenn die Thiere wenigstens lebendig gewesen wären. Aber sie lagen feierlich auf dem Silberteller, sie waren so sinnig mit einem grünen Kranz von Krautwerk umgeben, wie sich selbst ein Erzfürst keine schönere Aufbahrung wünschen könnte. — Der Fürst fand am Essen kein Vergnügen, er stand vom Tische auf, fasste

den silbernen Armleuchter und stellte sich damit vor den Spiegel. Seit einiger Zeit hatte er sich den Schnurrbart wachsen lassen, der war durchaus noch nicht grau, sondern hübsch nussbraun, wie der Meister Reimar die Kästen streicht. Aber was anfangen? In der Jugend hatte er wohl gelernt, wie man Weiber gewinnt, doch wie man um ein Weib freit, das schien ihm eine verdammt heikliche Aufgabe. In solchem Falle kann der Herrscher nicht einmal seine Geheimräthe zu Rathe ziehen. Das kommt nun davon, dass er mit den Nachbarspotentaten den Verkehr so völlig vernachlässigt hat. Übrigens hatte der Fürst auf seinen Weltreisen Reiche kennen gelernt, deren mächtige Herrscher sich in der Wahl einer Ehefrau durchaus nicht einschränken lassen. Bei uns: Eine Prinzessin ist dem Prinzen vorgeschrieben. Zwei Gekrönte auf einem Throne, ist das aristokratisch? . . .

Am nächsten Tage, als der Fürst gelegentlich in die Tischlerwerkstatt trat, um der Arbeit des Alten zuzusehen, der nur das Zimmerhandwerk gelernt hatte und nun die edelsten Tischlerarbeiten schuf. Meister Reimar lag aber im Bette, und ein Mädchen war da, das ihn pflegte. Das machte sich gar nichts draus, als der gnädige Herr eintrat, sondern beschäftigte sich eifrig damit, dem Alten warme Tücher um die Beine zu winden und ihm die Kissen zurecht zu legen. Dieses Mädchen hatte ein Haar wie Seide. Wie Naturseide, so lichtgelb und zart. Das waren gar keine Haarfäden mehr, das war purer Flaum; so wallte es hinter den Achseln hinab, und in der Mitte war es lose zusammengehalten mit einem blauen Bändchen. Der Fürst gieng hinaus in seinen Thiergarten, dort hatte er etliche Hirsche und Rehe drinnen und in einem hohen Drahtgeflechte zwei Fasanen. Die Hirsche waren noch nicht zahm, flohen mit hochgetragenem Geständer ins Dickicht. Ein klaräugiges Rehlein blieb vor dem hohen Besuche stehen, ohne irgend ein Zeichen von Angst oder Ehrfurcht. Der Fürst legte gesalzenes Brot in die hohle Hand und hielt es ihm vor. Das Reh schnupperte hin, fraß es aber nicht. Da trat ein junger Mensch hinzu und sagte: „Wetten wir was, gnädiger Herr, von mir nimmt es das Brot!“

„Kümmere du dich um deine Forellen!“ versetzte der Herr und wandte sich ab, denn der dreiste Ton des Burschen war ihm zuwider. Diesen Fischerjungen muss man unter die Soldaten stecken, dass er Manier lerne.

„Na, Alter, klappt's heute mit den Beinen?“ fragte Seine Durchlaucht an einem nächsten Tage, als Meister Reimar wieder bei der Arbeit war.

„Schön Dank, gnädiger Herr, es thut's wieder.“

„Das Alter zwickt wohl schon ein bisschen?“

„Ah, des Alters wegen möcht's schon noch passieren.“

„Wie alt seid Ihr denn, Reimar?“

„Zu Martini achtundsiebzig.“

„Allen Respect. Ich meine für das, was Ihr noch leistet.“

„Solang' mich die Augen nicht verlassen . . .“

„Saget, Meister, wer war denn das junge Frauenzimmer, welches Euch so sorgfältig gepflegt hat vor etlichen Tagen?“

„Die Hedwig meinen der gnädige Herr. Muss wohl recht um Verzeihung bitten. Mir hätte schon auch im Haus keine Wartung gefehlt, aber wenn ein Kind einem zugeht, das kann man nicht wehren, muss einen noch freuen.“

„Es war doch kein Kind mehr“, sagte der Fürst. „Mag wohl schon an siebzehnmal über Sylvester gesprungen sein.“

„Es ist so, gnädiger Herr, meine Enkelin lauft schon im achtzehnten um.“

„Euere Enkelin? Sagtet Ihr nicht letzthin, dass ihr ein alter Junggeselle wäret?“ fragte der Fürst.

„Wie man halt eben so sagt“, versetzte der Zimmermann, „ist nur damit gemeint, dass ich nie verheiratet gewesen bin.“

„Und eine Enkelin, sagt Ihr?“

„Ja mein!“ rief der Alte aus, dieweilen er mit dem Reifmesser an einem dreiköpfigen Adler herumschnitzte, „in dieser Sache hat sich der Mensch nicht zu beklagen, da ist alleweil Segen Gottes genug vorhanden.“

„Ist sie ein Tochterkind?“

„Ein Sohnkind, gnädiger Herr. Aber ehelicherweis. Mein Sohn ist braver gewesen wie ich.“

Der Fürst wandelte hernach in der Pappelallee auf und ab, die Hände am Rücken, das Haupt gesenkt. Seine verflogene Jugend hatte ihm kein solches Glück aufbewahrt. Wenn er einmal an der Gicht darniederliegt, wird ihm keine Enkelin warme Tücher um die Beine winden.

Von dieser Zeit an forschte Othmar III., wann der Zimmermann Reimar denn wieder einmal an der Gicht darniederliegen würde. Der ließ darauf warten. Hingegen kam eine sehr schöne Frohnleichnamsprocession. An diesem Tage pflegte zu Schreckenburg aller Pomp entfaltet zu werden, den der Ort aufbrachte. In früherer Zeit war auch der Hofstaat ausgerückt, der Erzfürst in seiner vollsten Würde, Prinzen und Prinzessinnen, Edelknaben und Zofen, da strahlten an den Mänteln und Roben die Goldspangen, an den Diademen die Diamanten. Das war längst nicht mehr. Zur Zeit des schlichten Volksfürsten Othmar III. gab es derlei nicht zu sehen. In seinem schwarzen bürgerlichen Gewande, begleitet von den Spitzen der Behörden, gieng er hinter dem Baldachin einher, sein entblößtes Haupt blinkte diesmal in der Sonne silberiger als je. Seine Andacht war an diesem Frohnleichnamsfeste keine gewöhnliche. Vor der Priesterschaft wallten in langen weißen Gewändern vier Kranzjungfrauen dahin, die auf rothseidenen Kissen die Marterwerkzeuge Christi trugen. Diese

Jungfrauen waren alle schön und blühend wie der Mai, aber eine davon war anders als die übrigen. Sie überragte die anderen um eine halbe Kopflänge, ihr Haar wallte wie eine lichte Seidenwelle über den Nacken hinab. Ihre Wangen waren wie die Blüte des Apfelbaums, ihr Haupt senkte sie nicht, wie die drei Genossinnen thaten, zu Boden, aufrecht trug sie es, und ihr großes Auge mit dem feuchten Glanze schaute vor sich hin gegen die Berge, auf welchem der Himmel ruhte. Würdevoll wie eine Königin. Sie trug auf ihrem Kissen die Dornenkrone des Heilandes. Das ist die Krone des Volkes. Hat der Erzfürst eine bessere?

„Das Adlerschnitzen geht Euch gut von der Hand“, sagte am nächsten Tage der Fürst zum Zimmermann. Dieser hatte gerade wieder den dreiköpfigen in der Arbeit für das Himmelbett.

„Na, wohl doch nicht, gnädiger Herr. Das ist ein vertracktes Vieh. Da könnt's wohl auch passieren, dass man das Thier gar nicht erkennt, wie es dem alten Herzog drüben ergangen ist mit seinem zweiköpfigen. Dem hat sein Jäger einmal vom Hochgebirg einen Adler heimgebracht. So, das soll ein Adler sein? ruft der Herzog dem Jäger zu, du mit deinem Jägerlatein bleibe mir vom Leib! Glaubst du, ich kenne den Adler nicht? Ein Adler hat zwei Köpfe.“

„Und unserer hat drei“, lachte der Fürst, belustigt von dem Spottgeschichtchen, das man über seinen Nachbar allenthalben erzählte. Dann sprang er über: „Was meint Ihr, Meister, sollten die hohen Herrschaften aus ihren Wappen nicht einmal das Thier herausnehmen und den Menschen hineingeben?“

„Oho, den brächte unsereiner noch weniger zuweg. Der Mensch, heißt es, soll in der Kunst das Allerschwerste sein.“

„Es müsste ja gerade kein geschnitzter sein? Vielmehr ein lebendiger, wie ihn Gott erschaffen hat! Was meint Ihr dazu?“

„He he“, lachte der Alte, wie auf einen Spass.

Der Fürst rückte dem Zimmermann näher und setzte sich auf das Hintertheil der Schnitzbank. Plötzlich sagte er: „Meister Reimar, machet Feierabend für heute. Wir wollen einmal eins plaudern mitsammen.“

Der Alte hieng das Schnitzmesser an die Wand, befreite das dreiköpfige Ungeheuer aus der Zwänge und sprach: „Wohl eine rechte Freud', so was. Wie unser gnädiger Herr gemein ist!“ In seiner Weise wollte er damit der Leutseligkeit des Fürsten ein Lob sagen.

„Wird Euch Euere Enkelin nicht bald wieder einmal besuchen? Wo wohnt sie denn? Nehmet sie doch ganz zu Euch, Vater Reimar, in diesem Hause ist Platz genug.“

Der Antrag rührte den Alten fast zu Thränen. Eine Woche später war der Fürst bereits in der Lage, heimlich seine Studien zu machen an dem schönen heiteren Mädchen, das in dem Schlosse herum-

wirtschaftete, so geschickt, harmlos und fein, als wäre es darin geboren worden. Nach wenigen Tagen beherrschte es in Form einer fröhlichen Dienstfertigkeit die Beschließerin und die alte Kochfrau, ohne dass diese es merkten. Sie war die Unbefangenheit selber, auch dem Fürsten gegenüber. Dieser gieng scharf drein, denn viel überflüssige Zeit für sein Vorhaben war nicht mehr vorhanden. Eines Tages befahl er, das Frühstück solle ihm die Hedwig auf das Zimmer bringen. Und diese lud er ein: „Willst du nicht auch eine Tasse mit mir trinken?"

„Oh Gott!" lachte das Mädel auf, „wann hab' ich heut' schon gefrühstückt! Das ist schon lang' geschehen."

„So bist du am Ende wohl wieder hungerig?"

„Das thät' sich doch nicht schicken", antwortete sie. „Wenn dem gnädigen Herrn schon allein die Zeit lang wird beim Frühstück, so soll er halt eine gnädige Frau dazu nehmen." Das sagte sie munter und harmlos hin. Der Fürst aber stand auf und trat rasch auf sie zu. So rasch, dass sie erschrocken einen Schritt zurückwich. „Hedwig!" sagte er leise, und sonst nichts, kein Wort. Sie verließ rasch das Zimmer.

Der Kammerdiener des Fürsten bat noch an demselben Tage um seinen Abschied. Wenn ihm schon gar eine Bauerndrulle vorgezogen werde zur Bedienung! Man hätte es ihm gar so deutlich nicht zu machen gebraucht, er hätte es auch etwas weniger deutlich verstanden, dass er überflüssig geworden sei . . . Laut gröhlend wandte er sich gegen die Wand.

„Franz", sprach der Fürst zu ihm mit gütiger Stimme, „Franz, du bist ein altes Schaf." Das alte Schaf hat den Abschied nicht erhalten. —

„Herr Reimar! Herr Hoftischlermeister!" rief es eines Tages hinter ihm, als der Zimmermann zur Dämmerstunde durch den ruhsamen Park gieng und sein Abendgebet verrichtete. Und als er sich umwandte, sah er, wie ein junger Mann auf ihn zueilte. Es war aber der Fürst, der so flinke Schritte machte und so frisch aufgelegt war.

„Herr Tischlermeister!" fuhr der nahekommende Herr fort, „wollt Ihr ein schönes Märchen hören? Es ist sehr alt, vielleicht kennt Ihr es schon von der Mutter her."

Der Zimmermann blieb ehrerbietig stehen und horchte.

„Es war einmal ein König", begann der Fürst, den Alten am Arm nehmend und mit ihm zwischen den Ahornen dahinschreitend, „dieser König war sehr mächtig und hatte viele Städte voll von Unterthanen. Er aber wohnte in einem großen Schlosse und war einsam. Wisset Ihr, was das ist: Einsamkeit?"

„Ich kann mir's denken", sagte der Zimmermann, „das ist Langweile. Ich hab' sie weiter nie gehabt."

„Aber der König hat sie gehabt, Reimar! Als er jedoch ans Freien dachte, da fiel ihm das Räthsel ein. Kennt Ihr es? Was ist das, Meister: Gott sieht's nie, der König selten, der Bauer alle Tag?"

„Hoho, das wird wohl seinesgleichen sein!" entgegnete der Zimmermann.

„Seinesgleichen, gut. Also sah der König sehr selten seinesgleichen und unter den wenigen Prinzessinnen gefiel ihm keine. Er trug sich in ganz eigenthümlichen Meinungen über das Weib. Er wollte eine Besondere haben. Die Richtige ist nicht auch die Erstbeste von seinesgleichen. Er wollte eine große Auswahl haben, um seine einzige sicher zu finden. Er dachte an denjenigen, der seinesgleichen alle Tage sieht."

„So hätte er sich ein feines Bauernmädel aussuchen sollen", meinte der Zimmermann.

Der Fürst blieb plötzlich stehen, kneipte den Alten am Arm und sagte: „Das hat er gethan."

Der Zimmermann zog's ins Bedenkliche und sprach: „Wenn das Bauernmädel klug ist! Ich wollt' mich doch erst besinnen, ob ich einem König die Hand geben möchte."

„Wisset Ihr", sagte der Fürst, „der Mensch hat zwei Hände. Auch der König. Geht eine Verbindung zur rechten Hand nicht, so geht sie vielleicht zur linken. Meinet Ihr nicht auch so?"

„Hab' es wohl einmal gehört", meinte nun der Alte. „Zur linken Hand. Verstehe aber den Unterschied nicht."

„Ich auch nicht, Meister. Aber wir drehen uns um die Sonne und wissen nicht warum. So drehen wir uns um Sitten, für den einen haben sie Sinn, für den anderen nicht. Thatsache ist, dass der Fürst ein feines Kind aus dem Volke freien will . . . ."

Der Zimmermann schwieg. Es wurde ihm unheimlich. — Diese hohen Herren! Sie mögen sonst noch so brav sein, in dem einen Punkt denken sie leichter, als andere Leute! — An seine Hedwig dachte der Alte, da wurde ihm heiß in der Brust. Am Ende ist's doch gefehlt, dass sie im Schlosse wohnt. Sie ist ein heiteres dummes Ding und weiß nichts. Man muss sie heim zum Vater schicken. —

Der Fürst nahm sich jeden Morgen vor, an diesem Tage mit Hedwig ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aber zum Teufel, das war schwerer, als er es sich gedacht hatte. Auf dem Wege des Scherzes hatte er's schon versucht, dabei kam er nicht weit, das Mädel wusste sehr klug zu parieren. Ob sie nicht eine Erzfürstin sein möchte? war eines Tages, als sie mit dem Wedel die Ahnenbilder abstaubte, seine Frage.

„Das wär' mir nicht zuwider", antwortete sie, „da wollt ich mir gleich einen schönen Erzfürsten nehmen." Dabei versetzte sie einem graubärtigen Ahnen mit dem Wedel eins ins Gesicht. — Und der hohe

Herr hatte nicht den Muth, mit ihr zu sprechen. Eines Morgens war sie fort. Sie hätte heim müssen ins Elternhäuschen, um die Ziegen auf die Weide zu führen. Die Ziegen!

Mit finsterer Stirn trat der Fürst in die Werkstatt. Der alte Reimar war just daran, das Himmelbett zu streichen.

„Wieder braun und wieder braun!“ rief der Fürst. „Muss denn alles dunkel sein? Das Bett will ich blau haben, himmelblau. Warum fragt Ihr mich nicht, wie ich's haben will, wenn Euch der gute Geschmack fehlt? Oder traut Ihr dem meinen nicht? Misstrauen! Ich glaube fast, man misstraut mir. Das möchte ich erst sehen, nach wessen Willen es zu gehen hat in meinem Hause, in meinem Staate!“

Verblüfft schaute der Zimmermann drein, dann antwortete er: „Nach dem meinen nicht. Ich hab's auch nur aus Gefälligkeit gethan.“ Legte den Pinsel weg und packte sein Werkzeug zusammen. — An der einen Seite ist das Himmelbett braun gestrichen, an der anderen Seite lacht uns noch heute das nackte Holz an, erzählend vom beleidigten Handwerksmann, der dem Fürsten plötzlich die Arbeit aufgesagt hat. Und da soll noch einer behaupten, dieses Schreckenburg wäre kein moderner Staat!

Dem Erzfürsten that es heimlich weh, den Meister beleidigt zu haben, aber er holte ihn nicht zurück. Ein Fürstenwort ist nicht von heut' auf morgen, doch gieng er von dieser Zeit an häufiger auf die Jagd. Er gieng über die Felder des Landmannes und schoss Haselhühner, er gieng an den Fluss und fischte Forellen, er gieng auf den Almweiden hin, wo die Rinderhirten und Ziegenhirtinnen sind, und schoss nichts. Da war es einmal am Wasser, dass der Fischerjunge Winard, der ihm die Lagel nachtrug, seine Schafpelzmütze abzog, die der Bursche auch im Sommer trug und jetzt zwischen den Händen knüllte, und dass er gar unterthänig zum Fürsten die Worte sprach: „Gnädigster Herr! Ich bitt schön', ich hätt' halt schon lang ein Anliegen!“

„Was ist's, mein Sohn, was fehlt dir?“ munterte ihn der Fürst freundlich auf. Er war ja selber kein Freund von Förmlichkeiten, und es war wahrlich nicht das erstemal, dass er seinen Unterthanen, wie er sie immer noch zu nennen pflegte, unter Gottes freiem Himmel Audienz ertheilte.

„Getrau' mir's halt frei nicht zu sagen. Es ist was recht Wichtiges . . .“ So stotterte der Bursche.

„Du weißt, was in meiner Macht steht . . .“

„In — des gnädigen Herrn Macht thät's wohl stehen.“

Jetzt blickte ihn der Fürst prüfend an. Er kannte den hübschen und klugen Jungen schon seit länger. Manchmal auch war er ihm schon zu keck gewesen. „Ist dir etwa deine Stelle nicht mehr gut genug? Ist dir der Sold zu gering?“

Der Bursche wurde tiefroth im Gesicht und murmelte kaum verständlich: „So bin ich nicht, dass ich Geldes wegen meinen Herrn auf der freien Weite angienge. . . .“

„Dann ist's . . .“ der Herr griff ihm ans Kinn und hob ihm das Haupt: „Schaue mich an, Knabe! Ist's die Liebe?“

Neigte der Junge heftig den Kopf: Ja, das wär's, die Liebe.

„Und dein Schatz will dich nicht? Ja, siehst du, das geht manchem so.“

„Wollen thät' sie mich sonst schon“, gestand der Bursche, „aber 's hat ihr wer was in den Kopf gesetzt. Sie kunnt eine bessere Partie machen, sagt sie.“

„Ich will dir etwas sagen, Junge. Den Nebenbuhler musst du ausstechen.“

Halb abgewendet antwortete der Bursche: „Er ist halt viel stärker als ich. Zwar das nicht, stärker nicht — aber angesehener.“

„Wohl ein Bauer?“

„Das nicht.“

„Gar ein Bürger?“

„Wohl ein wenig mehr.“

„Was tausend! Ein Gutsbesitzer?“

„Und noch etwas dazu, gnädigster Herr.“

„Zum Räthselrathen sind wir beide nicht beisammen, mein Junge!“ sagte der Fürst etwas ernster.

„Ich glaub's auch gar nicht“, versetzte der Bursche dreister. „Es geht nur so ein Gerede. Und die Leut' sind ganz wild darüber. Sie sagen, dafür thät' ein braves Bauernmadel zu gut sein. Aber die Weibsbilder setzen sich's gleich in den Kopf und glauben die größte Dummheit. — Der gnädigste Herr wollt' sie haben, sagen sie . . . .“

Das war jetzt für den Erzfürsten keine Kleinigkeit. In solcher Lage war er nie gewesen und von seinen Berufsgenossen auch kaum jemals einer. Darauf ist keine Hofetikette eingerichtet. In zorniger Erregung wählte er den kürzesten Weg und sprach sehr langsam und nachdrücklich: „Was sagst du? Diese Dreistigkeit geht doch über alle Begriffe! Ich rathe dir . . . .!“ Mit dem Finger wies er in die Ferne.

Jetzt ereignete es sich aber, dass der Bursche kerzengerade vor ihm stehen blieb, dass er mit den blonden Wimpern zuckte und trutzig das Wort sagte: „So ist es doch wahr . . . .“

Der Fürst gieng mit raschen Schritten dahin, der Bursche eilte ihm nach, glühend und bebend vor Aufregung rief er gellend: „Nachher setzt's was, gnädiger Herr! Die Hedwig lass' ich nimmer, und wenn's meinen Kopf kostet.“

Der Herr wandte sich noch einmal um und schaute sich das im Liebeswahnsinn brennende Menschenkind an.

„Wer mir das Mädel untreu macht“, rief der Bursch, die Fäuste ballte er, mit den Zähnen scharrte er, „da setzt's was! Ich bin auch nicht allein. Ich hab' Kameraden!“

Warf die Fischlagel zu Boden und sprang durch das Struppwerk davon.

— Erzfürst Othmar! Klang das nicht wie eine Kriegserklärung?

(Fortsetzung folgt.)

Geistesgruß.

Drei Capitel aus dem Leben.

Von **Hans Grasberger.**

I.

Ob man Orte, wo man glücklich, noch glücklich gewesen, ohne Noth wieder besuchen soll? Die gewöhnliche Lebensklugheit widerräth's, der Wehleidige vermeidet es. Denn man findet die geliebten Plätzchen so schön nicht wieder; sie scheinen verödet; nüchtern muthen sie uns an, als wären Geist und Seele aus der Gegend entwichen. Dies sollte dieselbe Sonne sein? Und dieser See hätt' uns so wohlig gewiegt und geschaukelt? Und so kahl ist das Gestade, auf welchem zuvor ein jeder Schritt ein trautes, seliges Wandeln war? Busch und Baum schauen anders darein, und die gepriesenen Fernen sind ohne Reiz und Duft. Begreiflich auch; wir hegten den Lieblingsaufenthalt in der Erinnerung als ein Traumland, davor die Wirklichkeit nicht bestehen kann.

Und nun erst die Menschen! Es sind viele darunter in derselben Sorglosigkeit, in dem Glück und Behagen, dessen damals wir uns erfreuten. Aber weit entfernt, dass wir an ihrem harmlosen Thun und Treiben uns neidlos labten! Sie befremden, sie ärgern uns, sie scheinen unser zu spotten und gleichen fühllosen Automaten. Da geht's ja zu wie in einem Narrenhause; wir müssten uns schämen, uns so aufgeführt zu haben!

Spät erst kommen wir zur Erkenntnis, dass wir es sind, die nicht mehr hieher passen, dass unsere Voreingenommenheit uns ungerecht macht, dass wir da suchten, was wir unmöglich mehr finden konnten. Und einmal so weit gekommen, wecken wir am vermeintlichen Gegensatz unser einstiges Glücksgefühl auf.

Nun freilich zieht man mit ängstlichem Bedacht die bekannten Pfade wieder, verweilt, wo man damals gern gerastet, hält Umschau, wo früher die Welt so freundlich sich aufgethan, und versucht zu sein, was man einst vorgestellt. Und das Gedächtnis ist willig; es schafft eins ums andere herbei, was vor Zeiten sich ungerufen eingefunden; an dieser Stelle erneut, an jener sich ein sinniges Wort, ein scherzender Einfall, ein fröhlicher Augenaufschlag, ein zärtlicher Händedruck, ein schämiges Geständnis; süßen Stimmen lauscht man, holden Gedanken hängt man nach, und ja, wo sind die alten, die lieben, gewohnten Gesichter?

Die Täuschung hält nicht vor; der Wandel tritt dich schmerzlich an: du bist nicht mehr, was du warst; du hast nicht mehr, was du besessen; der Verlust ist unwiederbringlich; du bist verarmt und fühlst dich doppelt vereinsamt da, wo dir das Beste zu ungetrübten Feierstunden einst beigesellt gewesen.

Der wehleidige Selbstling geht diesem Vergleich, diesem Erinnerungsweh aus dem Wege; er vermeidet Gegenden, in denen er nicht wieder gedeckten Tisch zu finden hoffen kann.

Nicht so derjenige, der trotz Alter und bitterster Lebenseinbuße sich das Herz warm und menschenfreundlich erhalten will, der nichts mehr fürchtet, als vor der Zeit am Gemüthe einzutrocknen, dürr, theilnahmslos und unnütz zu werden. Solch Edler weiß, dass das Mitgefühl steter Übung bedarf; ihn schaudert vor der Öde in der Menschenbrust, und nicht leben wär' ihm lieber, als lebend den Tod schon im Herzen tragen. Ihm ist längst bewusst, dass die zarteren Regungen in uns nicht bloß auf unser persönliches Glück, auf das eigene Wohlbefinden anstehen, und er ist für das Wohl noch dankbar, nachdem es sich in Weh verwandelt; denn man bleibt des Lieben, das man gehabt, nur würdig, indem man auch den Verlust, den Schmerz auffrischt, und absichtlich dem Erinnerungsweh ausweichen, heißt auch das Andenken an das genossene Gute trüben.

Es ist erst noch die Frage, ob Professor Leitner sich wirklich in derlei Betrachtungen ergieng. Wahrscheinlich war es für ihn eine selbstverständliche Sache, nach der berühmten See-Idylle, nun er ihr auf dem Schienenwege so nahe gekommen, einen Abstecher zu machen. Vor zwei Jahren hatte er daselbst mit seiner Gattin geweilt, und dies ist die letzte gemeinschaftliche Sommersiedlung gewesen. Bald darauf, im rauhen Winter, verlor er die treue Lebensgefährtin — sie, der jüngere Theil, schied, und mit Besorgnis mag ihr brechender Blick an den weißen Locken des Zurückbleibenden gehangen haben. Man findet sich in diesem Schmucke nicht leicht mehr zurecht im verödeten Hause, zumal wenn auch die Kinder bereits sich abgetrennt und in fremdem Boden Wurzel geschlagen haben. Und solang auch die Ehe gewährt hat, als glückliche endete sie immer noch zu früh. Und mag den Tag über auch Nebel eingefallen sein,

mag's geregnet oder gewittert haben, der Lebensabend hatte sich umso schöner als klarer gestaltet. Es ist gerade das mildere, das gedanklichere Alter, das man gern innig gesellt zubringen möchte. Leitner sollt' es nicht so gut haben, und wenn er der Hingeschiedenen gedachte, so war's, als fasst' ihn die frostige Nacht an, nachdem er das Glühen und Verblühen des Sonnenunterganges staunend, wehmuthsvoll geschaut. Dass von ihm die bessere Hälfte genommen, sagt' er sich nicht ohne Vorwurf, und wie für den kräftigeren, so hält er sich auch für den gröberen Theil.

Leitner hatte bereits die Lohnkutsche bestiegen, den Blick der mächtigen Gebirgswelt zugewendet, die im Abendlichte auch immer ausdrucksvoller vortrat. Er hatte Mann und Gefährte gar nicht näher ins Auge gefasst, jetzt aber fiel ihm die Rückenfigur des Kutschers auf, und unwillkürlich fragt' er:

„Schwager, heißt Ihr nicht Leinfellner?"

„Das schon, gnädiger Herr!" erwiderte der Angeredete mit einem Rückblicke; „mir ist gleich so vorgekommen, als müsst' ich Sie schon einmal in meinem Wagen gehabt haben, aber mit Verlaub, damals sind Sie nicht einspännig ..."

„Wie, auch einspännig fahrt Ihr?"

„Nein, was ich sagen wollt', wenn's nicht zu ungeschickt herauskommt, damals sind Sie, denk' ich, nicht einspännig dahergekommen."

„Leider wahr! Hätt' ich bald gesagt. Wahr ist's, man kann über Nacht zum Witwer werden, und zwei Jahre sind's her. Setzt mich auch gleich wieder bei der ‚Goldenen Krone' ab."

„Ich hätt' mir's eh so gedacht, gnädiger Herr!"

Und Leitner beugte sich im Wagen vor, um dem Kutscher eine Cigarre zu überreichen.

„Ich dank' schön, und Ihnen zu Ehren!" sagte dieser lächelnd; „sonst hätt' ich mir schon meine Pfeife angezündet. Die Gegend kennen Sie wohl so noch?"

Der Professor nickte und erinnerte sich, auch damals mit seinem Cigarrenvorrath nicht geizig gewesen zu sein.

Es ist etwas anderes, ob man eine Landschaft zum erstenmale neugierhalber mit gespannter Erwartung mustert und hierüber mit einem guten Gefährten Wahrnehmungen austauscht, oder ob man mit schwermüthigen Erinnerungen wiederkommt und pietätsvolle Gänge vorhat. Der Professor betrachtete die liebliche Seebucht mit den dräuenden Bergen im Hintergrund nicht viel anders, als wir das wieder und wieder hervorgeholte Bild eines Verstorbenen, den man lieb gehabt — die Augen gehen einem leicht über dabei. Auch begann es schon zu nachten.

Als der Wagen vor dem Gasthof hielt, that der Professor, aussteigend, einen Fehltritt, er übertrat sich den Fuß.

„Warum habt Ihr mich nicht auf das hohe Trittbrett aufmerksam gemacht?“ fragt’ er den Kutscher ärgerlich.

„Jesus ja! Wenn ich Frauen mithab, vergess ich’s eh nicht leicht. Sie haben sich doch nichts gethan, gnädiger Herr?“

„Ihr könnt mir nicht helfen, ein paar Tage Zimmerarrest kostets. Und gebt ein andermal auf Eure Passagiere mehr acht!“

Leinfellner zog beschämt ab und mit verlegener Miene umstanden Kellner und Stubenmädchen den neuen Gast.

„Es scheint nicht viel zu sein“, beruhigte dieser, und ohne Vorbedacht fragt’ er: „Ist das Zimmer Nummer sieben frei?“

„Leni, Nummer sieben?“ fragt weiter der Kellner die Magd, und diese antwortet: „Alles ist besetzt; gerade nur das große Gassenzimmer Nummer sieben ist noch frei; sind gnädiger Herr allein?“

„Das verschlägt nichts; ich nehm es, nehm es“, wiederholte Leitner mit Nachdruck. Er schien überrascht und befriedigt zu sein.

Der Professor lehnte die Treppe hinauf jede Beihilfe ab, bestellte sich das Abendessen aufs Zimmer und untersuchte, nachdem er einen raschen Umblick gethan, seinen Fuß; da dieser einem mediciniſchen Fachmann, einer Leuchte der Universität angehört, braucht man um ihn nicht weiter besorgt zu sein.

Und Leitner hatte eine Beschäftigung, die ihn von rückschauenden Gedanken, von rührenden Erinnerungen abhielt. Dass er schließlich gut schlief und ins späte Erwachen kein mahnendes Traumgesicht herüber nahm, ist vielleicht diesem Umstande zuzuschreiben.

II.

Leitner war nach so ergiebiger Nachtruhe mit seinem Fuß zufrieden. Wenn er ihn diesen Tag über noch schonen wollte, so geschah es lediglich, um sich danach desto sicherer auf ihn verlassen zu können. Und war’s draußen auch sommerlich schön, die kurze Zimmerhaft gehörte doch nicht zu den unerträglichen Dingen. Denn das Gemach heimelte ihn an; er kannte jedes Bild, jedes Stück Möbel darin, und in *seinem* Bette von damals hatt’ er geschlafen.

Er öffnete das mittlere Fenster und lehnte sich hinaus: Jacobi ist ein halber Feiertag, und über den Platz, die Gassen auf und nieder, ziehen ländliche Gestalten, im Gehaben, in Tracht und Farbe, im lässigen Feiergang noch ganz dieselben wie damals. Lächeln, wehmüthig lächeln muss er, indem er bemerkt, dass er sich links an die Fensterwange geschmiegt hält, um Raum zu lassen für ein Zweites, und dass er eben daran ist, rechtshin ein trautes Wort zu richten. Damals freilich ist diese andere Hälfte des Fensters nicht unausgefüllt gewesen.

Mit dem Frühstück kamen Zeitungen, über denen sich gemächlich die ein' und andere Stunde brüten ließ.

Dann nahm Leitner sein Notizbuch vor. Er musste weit zurückblättern, um auf Ort und Zeit, auf Jahr und Tag von jetzt zu stoßen. Und wie nüchtern, wie leer und nichtssagend muthen ihn die dürftigen Eintragungen an! Beredt ist die Sehnsucht, der Kummer, das Leid, nicht auch das gewohnte Glück, der sichere Besitz, und damals war der Professor einem wohlhabenden Mann vergleichbar, der weiß, dass sich seine flüchtig hingeworfenen Zahlen schließlich zu einem artigen Sümmchen gruppieren werden. Jetzt allerdings nahmen sich die Schlagworte in Leitners Tagebuch wie dürre Stecken aus, und eben nur die geweckte Erinnerung geht daran, sie grün zu umranken und in einen Weinberg zu verwandeln, dessen Reben — weinen.

Der Professor wollte nicht in den Speisesaal hinunterhumpeln, sondern ließ sich das Mittagmahl auf sein Zimmer bringen. Er hielt sich damit genau an den reichlichsten Glockenschlag, der ihm bekannt klang. Namentlich achtet' er auf das Glöcklein, das vom Kirchlein auf dem Klippenvorsprung herübertönt. Das ist ein Mahnruf; dahin muss er morgen, denn morgen ist Annatag, und Anna heißt der geliebte Schatten, mit dem er geistig verkehrt; und St. Anna ist die Patronin des Felsenkirchleins, vor welchem er vor zwei Jahren von der ganzen See-Idylle selbander Abschied genommen. Deswegen soll heut noch der Fuß Ruhe haben, auf dass er morgen rüstig sei für die Wallfahrt.

Beim schwarzen Kaffee, bei dem Duft der Cigarre gerieth Leitner in entlegeneres, tieferes Sinnen; denn das Gedächtnis, einmal in Thätigkeit versetzt, verfährt eigenmächtig, indem es bald an diesem, bald an jenem Ort und End' die Vergangenheit aufzurollen beginnt.

Leitner sagte sich, dass er denn doch viel Glück gehabt und genossen, dass er zu Stellung und Geltung gekommen, trotzdem er knapp daran gewesen, für sein ganzes Leben Schiffbruch zu leiden.

Waren das heikelige Tage am Ausgange seiner Studienzeit! Ihn wundert schier, dass und wie er den Gefahren noch rechtzeitig entronnen.

Noch heute kann er nicht ohne beschwingendes Hochgefühl an den 1848er März denken. Wie eine Frühlingslawine ist's niedergegangen, die Altes und Verkommenes hinwegfegte und jungem, frischem Leben Platz schaffte. Das schoss freilich vorzeitig, übermüthig ins Kraut. Aber es war doch so viel ehrliche Begeisterung, so viel Hochsinn, so viel Schaffensfreude in der ganzen Bewegung.

Wohin der Unverstand, der Verrath, die Bestialität trieben, ahnten gerade die Besten am allerwenigsten. Die Wogen giengen hoch, das Unterwasser aber war trüb und schlammig.

Ob's zu den Octoberstürmen kommen musste? So späte Gewitter sind unnatürlich und führen Ernüchterung, jähe Erstarrung herbei. Ach Gott, ja! Blutsühne genug hat das überschäumende Freiheitsjahr gezahlt, und die Richterin Geschichte durft' ihm Amnestie ertheilen. Musst' er das lange, garstige Nachspiel von falscher Biedermännerei, von Verdächtigungen, Angebereien und kalter Verfolgung geben? Wie viele hat dieser Nachfrost um alle Zukunft gebracht und zu halben Existenzen herabgedrückt, zu Bummlern und Verkommenen, der früh ergrauten Entsagungshelden gar nicht zu gedenken!

Und solch ein Los hat auch ihm gedroht, ihm, der ein schmucker, wackerer Legionär gleich so vielen anderen gewesen, nichts weiter, und sein Gewissen rein wusste. Sterben, früh sterben, das hätt' ihn nicht geschreckt; aber vor der Möglichkeit, von geordneter Wirksamkeit abgeschnitten und gewaltsam dem geistigen Proletariat überantwortet zu werden, graut' ihm. Diese Furcht treibt ihn aus der zerstörten Hauptstadt hinaus, so dass er nicht früher halt macht, als angesichts der heimatlichen Berge.

Hier trifft er wider Erwarten Schicksalsgenossen, eine ernste Gesellschaft von jungen Männern, nicht leichtes Studentenblut von früher. Es wird nicht gezecht und gelärmt, nicht raisonniert; zu alledem ist allen die Lust vergangen. Und gleichwohl soll selbst Reue und Scham, soll der Kummer, der trostlose Blick in die Zukunft als verdächtig den Häschern in die Hand gespielt werden. Begreiflich, dass die Tauben wie vor dem niederschießenden Habicht nach allen Richtungen auseinanderstoben, und für Leitner sind die schwersten Wandertage gekommen.

Das Ziel seiner Flucht ist die Heimat, die engste Heimat, die doch wohl für seine Unverfänglichkeit aufkommen kann und wird. Aber Berg und Thal, mehrfach hintereinander, trennen ihn noch von ihr, und der November ist überhaupt kein reizender Reisemonat. Die breite Heerstraße muss jedenfalls vermieden werden, und die Alpenpfade sind einsam, sind rauh und gefährlich.

Schon am ersten Tag verkostete er das, und dass er nur mehr wenig Groschen in der Tasche hat, dass sein Schuhzeug nicht im besten Zustande, dass sein Tuchrock verschlissen ist und wenig Schutz bietet gegen den feuchten Frosthauch auf den Höhen, muss er auch noch inne werden. Noch kann er ein Abendbrot und ein warmes Bett bezahlen, was aber morgen?

Vielleicht bezwingt er mit einem zwölfstündigem Marsch die Entfernung. Dann heißt's aber frühzeitig und ins Ungefähre hinein aufbrechen. So zieht er auch aus. Aber das ist der gewöhnliche Nebel nicht mehr; er verdichtet sich, jede Spur, jedes Vorwärts erschwerend, und geht in Regen über.

Sei's darum; nässer als bis auf die Haut kann man nicht werden, und Bewegung erhält warm! Wenn nur erst diese Sattelhöhe erreicht ist;

eine zweite und dritte läſst sich, wenn man auf Wasserlauf und Graben achtet, umgehen. Freilich verlängert jeder Umweg die saure Wanderung. Vielleicht hellt sich's aber doch etwas auf.

Und etwas lichter wirds zwischen den träufenden Ästen — ein ganzer Baum ist schon längst nicht mehr zu gewahren. Es ist aber Frühschnee, der fällt, nasser, schwerer, unangenehm aufklatschender, schmutzig zerfließender Frühschnee!

Selbst das Vieh auf der Alm erträgt auf die Dauer nicht diesen garstigen Mischmasch von Regen und Schnee; es flüchtet aufwärts, sich lieber dem trockenen, scharfen, erstarrenden Schneetreiben aussetzend. Ein gefährlicher Trost das, der gehetzte Legionär weiß es! Trotzdem klimmt auch er empor, willens, den Berggrat zu erreichen, eh noch das Unwetter jeden Pfad verweht, jede Aussicht unkenntlich oder unmöglich gemacht hat. Und er vollbringt das schier Unmögliche, aber wie müde, wie erschöpft; und wie wenig ist noch mit dieser Überanstrengung erreicht!

Er muſs sich in den frischen Schnee werfen, um auszuruhen, und es wäre nicht der schlimmste Tod, und bald überstanden wär's, und vorderhand wenigstens ein reinliches Bett hätt' er, sagt er sich, den Einflüsterungen der Muthlosigkeit Gehör gebend. Der Sprung ins Leben zurück ist oft schwerer gethan, als der aus ihm hinaus ins große Ungewisse; und es ist eine Heldenthat, das Dasein weiterzuschleppen, während uns der Tod umschmeichelt. Als sich der Wanderer aufraffte, um ins Thal niederzusteigen, wuſst' er, welch theueren Einstand er gezahlt für eine mögliche Zukunft.

Der Abstieg durch Schnee und Regen, im Sturm, der die Bergwände entlang rast und aus den Klausen hervor heult, erfordert unausgesetzte Aufmerksamkeit, und das hält zur Noth die moralische Kraft und Wachsamkeit des Flüchtlings noch aufrecht. Als er aber vor dem hintersten Thalschluſs die Tiefe erreicht, verläſst ihn jede Haltung und Selbstzucht. Er tappt und stapft vorwärts wie eine seelenlose Maschine. Das nächste Dach soll und muſs ihn aufnehmen, und wär' es das des Abdeckers oder des Häschers. Die frühe Nacht ließ auch eins vom anderen nicht mehr recht unterscheiden — es sollt' aber keines von beiden sein.

Er erinnert sich noch genau der flehentlichen Worte, die er an das schlanke, helle Wesen richtete. Am Brunnen war's, und sie kam Wasser holen, die wenigen Schritte vom Hause her, und hatte bereits aufs Geräusch des Nahenden gehorcht. Im feuchten, im letzten Zwielicht war das Gesicht stumpfer als das Gehör. „Mädchen oder Frau! Könnt' ich hier ein trockenes Lager und einen Bissen Brot bekommen? Ich kann nicht weiter, bin sterbensmüd. . . ."

Und das kluge Kind darauf: „Kommt nur gleich zum Vater mit herein. Heut' ist ja unser Wild besser dran, da es doch weiß, wo es sein Futter und Obdach hat."

Das gastliche war also ein Forsthaus und dem tüchtigen, klarsehenden Mann darin war das Schicksal des Fremdlings in die Hand gegeben. Schon am anderen Morgen, nachdem er seinen jungen Gast schärfer ins Auge gefasst, sagte er zu diesem: „Was wollen Sie in der Heimat, wo man Sie mit misstrauischen oder schadenfrohen Blicken messen wird? Bleiben Sie bei mir, bis es draußen in Wien wieder leidlich sicher ist. Meine Anna hat einen lernbegierigen Kopf und ich lasse mir gern die Bücher kommen, die Sie ihr verschreiben mögen."

Und so hat er seine Anna kennen gelernt, so auf Geist und Gemüth derselben in ihrem empfänglichsten Alter Einfluss nehmen können; und dass er seiner Retterin auch fern vom stillen Waldwinkel gedachte, versteht sich von selbst.

Es war das erste Ersparnis aus seiner selbständigen ärztlichen Praxis, das er an ein goldenes Armband verwendete, in dessen Innenseite er den Tag seiner Verzweiflung und seiner Schicksalswende graben ließ. Aber erst nach Jahren konnte der Dankesspende die Werbung folgen, und um den jungen Hausstand zu bestreiten, hieß es da Botanik, dort Mineralogie vortragen, Ordinationsstunden abhalten, seine Präparate an den Mann bringen und literarische Arbeiten verwerten. Das brockte sich so zusammen und wir hatten frischen Lebensmuth dabei.

Wo nur das Armband hingerathen sein mag? Lieber könnte mir kein Stück ihrer Hinterlassenschaft sein! Irr' ich nicht, so war's auf der Heimfahrt von hier, wo sie den Verlust gewahrte und unter Lächeln bemerkte: „Anton! Anton! Ich fall' ab; ich verliere das Bracelet, ohne dass ichs spüre! — Sieh zu, bald wird mir auch der Ring vom Finger fallen!"

Leitners Auge feuchtete sich, und als er gegen die Fenster blickte, wunderte er sich, dass draußen ein Sommertag warm, sonnig, rosig zur Rüste gieng.

III.

Am nächsten Vormittag gieng Professor Leitner aus, der Vorübung wegen, wie er sich sagte. Der Fuß schmerzte ihn in der That nicht, nur durft' er demselben nichts Ungewöhnliches, Seiltänzerisches zumuthen.

Die Erscheinung des würdigen Herrn war im Örtlein noch keineswegs vergessen, und sie musste angenehm auffallen, denn er trug seine weißen Locken nicht viel anders als ein stattlicher Fruchtbaum seinen Blütenschnee. Leitner wurde daher da und dort gegrüßt. Auch mit Wiener Bekannten traf er zusammen, die ihn anredeten, mit denen er sich niederließ. Und man sprach von Gleichgiltigem, was oft geläufig vom Munde fließt, während ein schämiger Gedanke tiefer sitzt.

Zu Mittag betrat der Professor den Speisesaal, und er fand das Tischchen leer, daran er gewöhnlich mit seiner Frau platzgenommen; da der Gäste nicht übermäßig viele waren, konnte das nicht sonderlich auffallen.

Er zog sich gern wieder auf sein Zimmer zurück, um da die heißesten Stunden zu verbringen.

Nun durfte aber doch schon die frischere Seeluft wehen mit regerem Wellenschlag, rauschender Brandung. Dieser Lockung war er immer gefolgt, und seine Anna nicht minder, wenn sie auch meist von der surrenden Esplanade hinweg auf einsamere Pfade ablenkten. Heute betrat er sie kaum einsamer, aber stiller, schweigend. Statt nach dem Schattenspender hatte er nach dem kräftigeren Stock gegriffen, aus Vorsicht; denn er hatte ein ansehnliches Stück Weg vor sich und eine kleine Anhöhe überdies.

Sein Absehen war ja zunächst aufs Kirchlein am Gestade gerichtet. Der Fels, der es trägt, hat sich längst grün bebuscht. Nur eine schmale Rippe, glatt und ebengetreten seit Jahrhunderten, verbindet ihn mit dem Ufer. Vorn fällt er steil ab ins Wasser, das an ihm emporzischt und ihn gluckſend unterhöhlt. Das schlanke Thürmchen der Kirche überschaut den See in dessen weitester Ausdehnung. Es ist der Leuchtthurm für Kähne, die einzeln und geschart herüberkommen, oft hell mit fröhlichen Leuten bemannt, wenn eine glückliche Braut den Mittelsitz einnimmt, oft mit dunklen Schweigern, ernsten Betern, welche einen Sarg über Bord genommen haben: in Freud und Leid, zum ersten und letzten Segen dieselbe Einkehr! Das Kirchlein ist vielbesucht, aber eng ist die Bucht und schwierig die Anfahrt.

Leitner hat sich das Kirchlein aufsperren lassen und findet das Altarblatt darin heute deutsamer als je zuvor — so hat sich ja auch *seine* Lieblingstochter an die Mutter geschmiegt, so ernst und würdevoll ist sie von ihr zum Guten und Tüchtigen unterwiesen worden!

Ins Freie tretend, hält er auf dem Plätzchen, hält er da und dort auf dem hellen Gehsaum, der das Kirchlein umgibt. Von da wie dort ist die Aussicht schön. Die Sonne steht schon tief und verbreitet über den Wasserspiegel ein blendend Geglitzer, goldigen und rosigen Schimmer, so dass die Grundfarbe des Sees, blau und grün, im Lichtbilde nur den Schatten abzugeben scheint. Die kleinen Fenster der Siedelungen am jenseitigen Ufer haben Feuer gefangen, und die Höhen dahinter umflort warmer Golddämmer, während auf anderer Seite die Fernen blauen oder am nackten Gewände bluten und glühen.

Das alles ist sich gleich geblieben, und Leitner schaut es doch mit anderen Augen. Es fehlt der mitbegeisterte, mitgenießende Theil, und vergebens lauscht er auf ein freudig weisendes: Sieh' da hin und dort, wie schön!

Vom geheiligten Fels niederwärts erstreckt sich der stimmungsvollste Theil der Seeumrahmung. Alte Bäume beugen sich vom Steilrand des

Ufers über den Pfad, ihn völlig beschattend oder nur ein zitterndes Lichtgesprengel zulassend. In diesen Laubgang verirren sich die gewöhnlichen Lustwandler selten; es fehlt ja an Bänken und Plauderplätzchen darin; Anton und Anna hatten ihn vor Zeiten förmlich entdeckt.

Leitner hatte kaum diese Richtung eingeschlagen, als munteres jugendliches Stimmengewirr an sein Ohr dringt. Es kommt von dem seichten, feinsandigen Badeplatz her, auf dem sich die Knaben und Halbwüchsigen des Örtleins, denen die vornehmen Cabinen unzugänglich sind, gern tummelten. Er wird auch schon der acht bis zehn Kerlchen ansichtig, von denen die wenigsten Badehöslein anhaben; das vorgebundene Sacktuch genügt auch. Der Professor hätte kein feinfühliger Anatom sein müssen, wenn ihn dieses Glieder- und Muskelspiel, dieser tollende Übermuth, dieser wagende Wetteifer der Jungen nicht hätte ergötzen sollen.

Auf einmal sondert sich ein breitschulteriger Knirps von den übrigen ab, mustert einen aufgerafften Gegenstand, sucht ihn im Wasser abzuspülen und mit Hand und Arm zu reinigen, endlich freudig ausrufend: „Da seht, was ich gefunden habe!“

Im Nu ist er umringt, und der eine und andere sucht ihm das aufglitzende Ding zu entreißen. Der Kleine ist jedoch flink und theilt tüchtige Püffe aus, davon manch Größerer ins Nass zurückpatscht.

Nun will man aber dem Glücklichen den Fund verleiden. „Was ist's denn auch?“ heißt's. „Ein rostiges Bracelet . . . beim Juden kriegst du nicht einen Gulden dafür!“

Leitner hat kaum das Wort Bracelet aufgefangen, als ihn eine seltsame Ahnung durchzuckt und er möglichst rasch an die überraschte Jugend herantritt. Am liebsten wär' er gleich mitten unter sie ins Wasser gesprungen. Einige, und der Finder unter ihnen, hätten gern Reißaus genommen, aber das gieng nicht an, vonwegen der Kleider, die sie am Ufer hätten zurücklassen müssen. Zudem mahnten und beschwichtigten die Besonneneren: „Was lauft ihr denn? Es ist ja — der Herr Professor!“

Leitner ruft der Schar zu: „Ich will euch nicht berauben! Schaut nach, ob sich innen im Reifen nicht der Name Soundso und die Jahreszahl 1848 eingegraben findet.“

Das reizte die Wissbegierde, den Untersuchungstrieb der kleinen Männer. Kopf an Kopf beugte sich über den Ring. Er wanderte von Hand zu Hand; er ward gegen die Sonne gehalten, gedreht und gewendet und jedes Auge vermeinte schäfer zusehen zu können. Der Finder aber fieng an zu weinen.

„Dummer Bub', du kriegst es ja wieder!“ brummte geringschätzig der Größte, der natürliche Führer der frierenden ABC-Schützen.

Und an diesen sich wendend, fragt der Professor ungeduldig: „Nun, findest du nichts darin?“

„Das heißt“ — erklärte der Lange stolz wie ein Gelehrter, der eine Entdeckung gemacht hat — „Anton; ich seh' es deutlich. Und dann kommt ein großes L und ein kleines t, und ganz am Ende steht wirklich 1848.“

Den Frager schwindelt; es weiß zunächst nichts zu sagen als: „Dann gehört das Armband mir oder richtiger meiner Frau.“

Allgemeiner Schrecken! Jetzt fürchten die Jungen ernstlich, um die Beute zu kommen. Sie machen gemeinsame Sache und zeigen nicht übel Lust, tiefer in den See hinein zu entrinnen oder gar den Bettel ins Wasser zurückzuwerfen.

Leitner lächelt, aber das nützt nichts; er muß andere Saiten aufziehen. Und so sagte er denn: „Kinder, ich nehm' euch nichts. Ich mach' euch einen Vorschlag. Keiner soll zu kurz kommen, am allerwenigsten der Finder. Zieht euch an, die Abendluft ist kühl. Wir gehen zusammen zum Bürgermeister oder zum Goldarbeiter, wie ihr lieber wollt, und ich zahle mehr, als der Armring wert ist.“

Das ließ sich hören. Aber jetzt musste man acht haben, dass der Käufer nicht entwische. Der Breitschulterige hielt sein Glückspfand fest, und keiner seiner Kameraden verließ ihn. Und der würdige Professor zog mit Gefolge vors Bürgermeisteramt; „denn der Jud gibt nichts“ hieß es, und damit war der Goldarbeiter gemeint.

Mit dem ausgelösten Schatz gieng Leitner ohne Verzug auf sein Zimmer. Eine ungemeine Rührung hatte sich seiner bemächtigt; mit Mühe hatte er sie bisher zurückgedrängt — hier endlich darf er sich ungescheut von ihr übermannen lassen.

Erst fließen Thränen.

Dann lehnt er sich auf dem Divan zurück, als wollt' er träumen, geschlossenen Auges. Aber nah' und ferne Erinnerungsgebiete durchmisst sein Geist.

Dann fällt wieder sein Blick auf den Ring, der vor ihm auf dem Tisch liegt; er fasst ihn an mit zitternder Hand, als wär' er des Besitzes noch immer nicht ganz sicher.

„Theures Vermächtnis! Gestärkt kehr' ich zu Amt und Pflicht zurück, glücklicher, als der sich ein goldenes Vließ geholt. Und wie wunderbar kommt mir das zu, nach Ort, nach Tag und Stunde wunderbar! Ich könnte grübeln, um alles einem freundlichen Walten des Zufalls zuzuschreiben. Aber das kränkte dich, Verklärte, und dein tieferes Empfinden. Du bist die Geberin, und willig beug' ich mich deinem Sinn. Das runde Armband, unser erstes Vereinigungszeichen, kehrt zu mir zurück, aber ich betrachte das nicht als etwas Aus- oder Abschließendes. Ein Unterpfand bleibender Vereinigung sei mir diese deine Spende, ein Gruß von dir, ein wahrer Seelen- und Geistesgruß!“

Ein schneidiges Dirndel.

Dorfbild aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

„Dirndel, heut'!"

„Was denn heut'?"

„Heut' hab' ich dich endlich einmal!"

„Wer? Du mich? Hi hi hi!"

„Ja, ich dich. Ha ha ha!"

„Da wird sich wohl einer schneiden!"

So begann ein Zwiegespräch zwischen dem Johann Wendlinger und der Kunigunde Reiterin, als sie selbander des Weges giengen ins Dorf zur Kirchweih. Er war um zwei Köpfe größer als sie, sie um einen gescheidter als er.

„Warum just du mit mir so trutzig bist, Kundel?" fragte er sie.

„Und warum dir just mein Trutzigsein so zuwider ist, Hansel?" war ihre Widerred'.

Er blieb stehen, breitete seine Arme aus und rief mit großem Schwunge: „Weil ich dich liebe!"

„Hi hi hi, jetzt hätt' ich bald gelacht!" versetzte sie lustig.

„Was gibt's da zu lachen, möcht' ich wissen!"

„Ist's Dir lieber, wenn ich flenne?" lachte sie.

„Gern haben sollst mich!"

Antwortete sie: „Für so einen schönen Buben thät' ich wohl viel zu schlecht sein. Und du thust halt gerad' einmal in drei Stucken nit für mich passen."

„Na, das wär' nit schlecht!" sagte er und richtete sich stattlich auf, so dass man die Pracht seiner Gestalt, seines Tuchgewandes und seiner Uhrkette recht imstande war, zu bewundern.

„Sein thut's so", fuhr sie fort, „fürs erste bist du mir zu schön, fürs zweite zu stark und fürs dritte zu reich."

„Geh, foppe du einen anderen!"

„Gewiss auch noch!" versicherte sie. „Will dir's auch sagen, wie es gemeint ist. Denn weil du mich am heutigen Tage schon das drittemal

fragst — du siehst, dass ich meine Knöpf' mach' im Sacktüchel — so muss ich dir doch meine Meinung einmal fürhalten."

Ganz ernsthaft stand es vor dem eckigen Burschen, das kleine lose Ding mit dem rothen Vollmondgesichtlein und mit dem blauseidenen Busentuch über die anmuthige Gegend herab, von der er sein Auge nicht konnte wenden.

„Schau, Bübel, sein thut's so!" begann sie. „Dein Haar thut eh schön glanzen, auch wenn du es nit thätest schmirren mit Schweinfett. Und dein sakrischer Schnurrbart möcht' doch sicher auch ohne Schusterpech ein paar Hördeln aufbringen. Und dass du viel Thaler hast, weiß ohnehin jeder, dass du sie nit erst müsstest an der Uhrkette spazieren führen. Dass du stark bist, glaubt man dir auch gern, ohne dass du alle Sonntag einen Raufhandel anheben müsstest. So, jetzt weißt es."

Der Bursch glotzte nur einmal verblüfft drein, auch beobachtete er die Vorgänge auf dem Gesichte des reschen Dirndls, ob es wirklich Ernst sei, oder ob man die Rede als Spass nehmen dürfte. Das letztere gieng nicht recht an, so sagte er stark gedämpft: „'leicht könntest einen Schulbuben nehmen, der noch keinen Bart hat zum Spitzen, oder einen alten Taderling, der kein Haar mehr hat zum Schmieren. Oder einen Pfründner, so einer wird dir gewiss keine Thaler spazieren führen und auch keinen Raufhandel anheben — verstehst!"

„Hi hi, jetzt ist er schon giftig!" kicherte sie.

„Und raufen thu' ich eh nur deinetwegen!" setzte er bei. „Weil sie mich allemal spötteln, dass du mich nit magst, diese Haderlumpen!"

„Und deswegen soll ich dich halt mögen, dass du dich nachher prahlen könntest, gelt?"

„Hörst, Kundel, mit dir ist nichts auszureden. Du thust mir's zu Fleiß, du bist eine boshaftige Person. Aber das sag' ich dir, Madel, wenn ich dich nit haben kann, so soll dich ein anderer auch nit haben. Denk', was ich gesagt hab'!"

Wie jetzt sein Gesicht blass geworden war, wie er seine Finger in die Tuchweste einkrampfte, da wäre es der Kunigunde schier lieber gewesen, sie hätte auf diesem Wege ihr Gutachten über seine Eigenschaften nicht ausgepackt.

„Werden wir's halt sehen!" sagte sie noch in einem fast singenden Ton und gieng hinüber zum rechten Straßenrand, dieweilen der Hansel an dem linken mit seinen etwas sichelbeinigen Läufern schwerfällig dahinschritt. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und fieng sachte an zu pfeifen.

Nach einer Weile fieng er wieder an: „Ist's dir dort drüben auf dem steinigen Rain lieber, wie bei mir herüben?"

„Bedank' mich schön, darüber hab' ich noch nit nachgedacht", antwortete sie kurz. Dann pfiff er wieder so halblaut vor sich hin. Ein

Märschlein pfiff er und dachte, sie würde nach seinem Takte Schritt halten. Sie trippelte aber viel zu rasch dahin.

Auf einmal fragte er: „Ist dir das Gernhaben leicht zu wenig? Willst geheiratet sein?"

„Freilich", antwortete sie.

„Jetzt ist mir der Teuxel schon einerlei, ich heirate dich auch!"

„Ja, bitt' Dich gar schön, sei so gut!" spottete sie.

Jetzt hätte ihr der neuerdings entrüstete Hansel gerne gesagt, dass sie, die arme Person, froh sein könnte, wenn er, der reiche Bauerssohn, sie nehme. Aber sie war keine arme Person. Sie war die jüngste Tochter des zwar nicht reichen Zimmermeisters Reiter. Ihre älteren vier Schwestern waren bereits angesehen verheiratet und ganz ausgezeichnete Hausfrauen, die steinfest zu ihren Männern hielten, gesunde Kinder hatten und dabei selber noch alleweil schöner wurden. So war natürlich auch die Jüngste dieser guten Gattung rechtschaffen umworben.

Um die Auszeichnung anzudeuten, die ihr durch seinen Antrag werde, sagte er nun: „Wenn ich will, an jedem Finger bleibt mir eine hängen!"

„Glaub' dir's", antwortete sie. „Und die an den Fingern nit Platz haben, kannst dir der Reihe nach ans Uhrkettel fassen. Auf deinen Hut kannst ihrer auch ein paar stecken."

Den Burschen zuckte es in den Armen, er knollte die Fäuste im Sack, die Kundel merkte es wohl; kichernd eilte sie fürbass, er trottete hinten nach und sann auf Gelegenheit und Mittel, den Hohn zu rächen. Dass diese Zimmermeisterische so gar nicht dranzukriegen ist!

Als sie gegen das Dorf hinabkamen, war sie ihm schon um hundert Schritte voraus. Der Hansel gesellte sich zu einem Kameraden, der duckmauserisch dahinsiffelte und sich fortweg mit dem rothen Sacktuchballen im Gesicht herumfuhr, weil er Triefaugen und eine Triefnase hatte. Dem klagte er die Hoffart der Kundel.

Der Duckmauser entgegnete in weinerlichem Tone: „Sollst dir halt zu helfen wissen. Ein einziges Nachtel ist genug, um Weiberleuthoffart auszutreiben." —

Beim Hirschenwirt war Tanzmusik. Alles, was sauber und lustig war im Thale, hatte sich bereits eingefunden, und auch etwelches, was nicht sauber war. Es wurden schon die Kerzen angezündet, und das ist allemal eine reizende Zeit.

Die Kundel war auch da, mit ihrem Vater, dem Zimmermeister. Der saß mit dem Schullehrer und dem Schmied und dem Schneidermeister im Extrastübel, und sie sprachen fast so klug wie ein Minister und so schön wie ein Professor über die Wahlreform. Ob auch Unverheiratete wählen dürfen, Bauernknechte, Handwerksgesellen? Die im Extrastübel waren darüber

noch lange nicht einig, als im Tanzsaal das allgemeine Wahlrecht bereits praktisch ausgeübt wurde. Jeder ohne Unterschied des Standes wählte sich eine. Die meisten Wahlen wurden für giltig anerkannt, nur die alte Schlägelduttin bestritt ihrem Manne das Wahlrecht, zerrte den Armen aus dem Wirtshause und heim ins finstere Duttenhäusel.

Ein junger Mensch, der mit einer blassen, aber gutmüthig dreinschauenden alten Frau in die Wirtsstube trat, wählte auch, vorläufig aber nur den Tisch, an dem sie sich niederlassen wollten. Derselbe stand in der Nähe des Ofens, und an ihm saß die Kunigunde Reiterin mit einer verheirateten Schwester. Gar artig verneigte sich der junge Mann vor den Weibern und seine Mutter — die mit ihm gekommen war — meinte freundlich, sie setze sich schon gern in die Nähe des Ofens, warm! Das sei ihr das liebste auf der Welt.

Das waren die Kleinwächtersleute, die draußen in den Auen ein Häuschen besaßen und eine Korbflechterei, die sie ziemlich knapp ernährte. Der Alte war seit ein paar Jahren todt und nun war es ganz an dem fleißigen Paul, das kümmerliche Gütel aufrechtzuhalten und seiner Mutter ein Beistand zu sein. Heute hatte er sie auf die Kirchweih geführt, dass sie wieder einmal ein Tröpfel Wein verkoste und lustige Musik höre. Gar besonders festlich nahmen sich die Leutchen nicht aus.

Die Frau trug ein schwarzes Kleid und ein dunkelbraunes Halstuch darüber, genau wie sie es bei dem Leichenbegängnisse ihres Mannes angehabt hatte, auch denselben schwarzen Strohhut mit dem Florbande. Schwarz, meinte sie, könne man immer tragen. Ihr Sohn, der Paul, hatte ein lustiges, mattgraues Gewändlein an; die lichtblaue Halsschleife und eine Spätnelke im Knopfloch zeigten seine festtägige Stimmung aber immer noch nicht so entschieden an, als sein frisches, heiteres Auge, mit dem er jetzt die Kundel anlachte. Er war ein ganz hübscher Junge, nur ein bisschen zu weichmüthig und unterthänig in der Stimme, als er jetzt eine kleine Flasche Wein mit zwei Trinkgläsern und einer Semmel bestellte. Der dicke Wirt röchelte überlaut lachend die Worte hervor, zur Kirchweih bekomme man bei ihm nur fleischene Semmeln! worauf die Frau bescheiden entgegnete, Nachtmahl gegessen hätten sie schon zu Hause.

Der Paul kam zwischen Ofen und Kundel zu sitzen, wozu er scherzend bemerkte: „Na, kalt wird mir bei diesem Tisch nit werden.“ Dabei lächelte er das Dirndel gar treuherzig an und zupfte an dem Flöckchen seines Schnurrbärtleins, das schüchtern und völlig farblos über dem Mundwinkel hervorguckte.

„Der Ofen ist ja gar nit geheizt!“ lachte die Kundel lustig auf.

„Wenn das ist, dann muss ich mich näher an diese Seite halten“, sagte der Paul und rückte so nahe ans Dirndel, dass sich ihre Ellbogen ein wenig berührten. Und so saßen sie gesittig da und wussten nicht recht,

was sie mit einander sprechen sollten. Weil vom Tanzboden her die Pfeifen und Geigen klangen, so sagte der Bursch endlich leise zu seiner Nachbarin: „Weißt du, lang' wird sich's nit thun mit dem Sitzen da!“ Denn der steierische Landler zuckte ihm durch die Beine. „Weil die Mannsleut' kein Fried' geben mögen!“ entgegnete das Dirndel, dieweilen trat sie mit ihren Zehenspitzen selber den Takt, ganz heimlich zwar, aber der Junge merkte es doch, und jetzt zuckte es ihm zwiefach durch die Beine, der Landler und ihr Takttreten. Plötzlich stand er auf, nahm das Dirndel am Arm und sagte ganz zärtlich: „Es geht nit anders, gehn wir eins tanzen miteinand!“

Ihr war's recht, und sie eilten hinaus. Es tanzten nur wenige Paare, darunter auch der Wendlinger Hansel mit einer schwarzhaarigen Italienerin, die mit welschen Maurern ins Land gekommen war, und es tanzte der Duckmauser mit einer glotzäugigen Magd. Kaum war unser junges Pärchen schüchtern einmal herumgewalzt, als der Hansel auf sie herfiel und den Paul aus dem Kreise riss: „Jetzt wird nit getanzt, Körbel-Bub! Den Tanz hab' ich gezahlt!“ Und es war auch so, der Silbergulden lag auf dem Spielleuttisch.

Blass vor Verlegenheit kamen die beiden zurück in die Stube zum Ofen, dort flüsterte der Paul seiner Mutter zu: „Ich bitt dich schön, ich muss einen Tanz zahlen!“

Die Frau wendete sich halb in die Ecke und begann ihren Kittelsack auszusuchen. Es zitterten ihr dabei die Hände ein wenig, und sie machte kein besonders frohes Gesicht. Endlich hatte sie ein Silberzwanzigerlein herfürgebracht, und gierig, wie es sonst nicht seine Art war, haschte der Junge danach.

Als der eine Tanz aus war, zahlte er den seinen. Rasch strichen die Spielleute das geringe Münzlein in den Lederbeutel, dass es nicht vor den Augen der Leute daliege und ein schlechtes Beispiel gebe! Mit nur halber Lunge begannen sie einen langweiligen „Altväterischen“ zu blasen und der Paul begann sich mit der Kundel zu drehen. Dabei lud er kopfnickend die anderen Paare ein, nur mitzuthun, etliche sprangen auch ein, da schrie der Hansel grell: „Aufhören!“ und warf einen Gulden auf den Spielleuttisch hin.

„Aushalten!“ rief der Paul drein, aber er konnte seinem Befehle nicht den silbernen Nachdruck verleihen, und die Musikanten legten ihre Instrumente auf den Tisch. Sie müssten ja doch einmal ausschnaufen.

„Na, wartet!“ rief die Kundel, „ich will euch den Blasebalg schon wieder aufziehen!“ Eilte zum Tische und legte ein Guldenstück hin.

„Und ich werde in den Blasebalg ein großes Loch machen, dass er pfeifen kann, wenn die saubere Jungfer Kunigunde mit ihrem Lotterbuben tanzen will!“ So der Johann Wendlinger und ließ einen Fünfguldenschein hinflattern auf den Spielleuttisch.

Das war jetzt ein Aufzucken in der Stube, als hätte es allen den Athem verschlagen. Alle schauten auf die Kundel und den Korbflechter

Paul. Der letztere duckte den Kopf und verzog sich. Aber das Dirndel trat vor, trat so nahe hin an den großen Bengel, dass ihre Nasenspitze fast an seine schwere silberne Uhrkette stieß: „Jetzt muss ich schon fragen, der Lotterbub! Was meinst denn damit?"

„Er soll kommen und mich selber fragen!" darauf der Hansel herrisch.

„Ist's dir nit recht?" fragte sie scharf.

„Ah, du bist mir eh recht", sagte er und wollte seine Arme um ihren Nacken legen. „So eine möcht' ich heut'!"

„Da hast eine!" rief sie, und die Ohrfeige saß ihm an der Backe. — Sie lief hinaus, er taumelte ihr nach, aber nur bis an die Thür, dort wurde er zurückgehalten. Er ballte die Fäuste, musste aber, von mehreren Männern gefasst, stehen bleiben. „Jetzt hast eine!" spotteten sie, „mit der kannst schlafen gehen." Das Gelächter, welches über ihn jetzt losbrach, hat seine Wuth nicht gedämpft.

Als die Kundel in die Gaststube zurückkam, wo der Paul bereits wieder beim Ofen saß, setzte sie sich nicht mehr hin.

Sie stellte sich nur an den Tisch und sagte leise zum Burschen: „Du Paul, wenn du wieder einmal tanzen willst, so nimm dir ein Strohweibel dazu. Heißt das, wenn du es nit etwa für einen Hasenschrecker hältst und davonläufst!"

Dachte er ein wenig nach, was das heißen sollte. Und dann entgegnete er: „Des Wendlingers wegen, gelt? Weißt, ich hab' mir gedacht, mit so einem Flegel will ich nichts zu thun haben und der Gescheitere gibt nach."

„Geh, geh, red' du dich jetzt auf die Gescheitheit aus! Die ist bei dir ganz unschuldig, verstehst? — Auch mir graust vor'm Raufen, und das hab' ich dem Pölli da draußen heut' auch schon gesagt. Wenn ich aber ein Mannsbild bin und tanz mit einem Madel, und so einer heißt mich einen Lotterbuben und verschimpft sie damit, nachher kriech' ich nit erst der Gescheitheit unter den Kittel — zuschlag' ich!"

„Ja, und schmeißt dich der groß' Lümmel an die Wand wie eine Hafergarb!"

„Ist mir alles eins, 's Madel lass' ich mir nit verschandieren!"

„Musst nit bös sein, Kundel", sagte der junge Korbflechter und wollte seine Hand zärtlich auf ihren Arm legen. Sie schnellte ihn mit einer raschen Bewegung ab und sagte: „Weißt du, wie's bei den Spatzen der Brauch ist? Ein Mandel, das das Weibel nit kann beschutzen, bleibt allein stehen, als einsamer Spatz! — Damit du weißt, dass ich auch kann korbflechten und brauch' nit einmal Weiden dazu. So, ausgeredet ist's!"

Dass das Röcklein flog, so rasch wendete sie sich um, schritt zu ihren Schwestern und zeigte ihnen an, dass sie heimgehe. Die Schwestern

begleiteten sie, weil der Vater Zimmermann im Extrastübel das Wahlrecht noch nicht fertig hatte.

Pauls Mutter kam jetzt näher an ihren Sohn und fragte, ob es etwas gegeben hätte? Da warf der Paul seinen Kopf in den Ellbogenwinkel und hub an zu weinen.

„Aber, Kind! Kind!“ jammerte sie, „was ist geschehen? Thut dir was weh?“

Da sprang der Bursche auf, ballte gegen den Tanzboden die Faust: „Dieser verdammte Lümmel!“ Dann stand er ein paar Augenblicke starr da, im Gesicht war er noch blasser als sonst. Seine Mutter legte die Hände zusammen und hauchte: „Aber Paul! — Aber Paul! — Was machst denn für Augen?!“

Plötzlich riss er vom Ofengeländer einen Balken los und stürzte damit zur Thür hinaus auf den Tanzboden. Nun gieng es rasch vor sich. Ein wüster Lärm, die Musik brach schrill ab, ein gellender Schrei — dann haben ihn ihrer zwei Männer in die Stube getragen.

Am Dorfende, wo das Kreuz steht, wurden die Weiber auf dem Heimwege erreicht. „Habts gehört!“ rief ihnen der Bote nach. „Sie werden gleich läuten. Für den Korbflechter. Für den Paul. Erschlagen haben sie ihn.“ — Die Sterne, die sonst fest am Himmel stehen, huben vor den Augen der Kundel zu tanzen an. . . .

Geläutet wurde. Aber nicht die Sterbeglocke, sondern die Hochzeitsglocke nach sechs Wochen, als der Bursche wieder heil war. Die Kundel hatte wohl gemeint, der Paul könne sich seine Körbe selber flechten und hat den ihren wieder zurückgenommen.

Manchmal ist nämlich auch das Bauerndirndel wie eine exotische Gottheit. Sie begnügt sich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewussten „ganzen Herzen“, sie will ihr Blutopfer haben, dann ist sie gnädig.

Der Wendlinger Johann ist nicht bei der Hochzeit gewesen. Während im Wirtshause die nämlichen Pfeifen und Geigen klangen, die er früher nach Belieben angerichtet oder abgestellt hatte, saß er mit dem Duckmauser draußen unter einem Heuschober. Der Duckmauser hielt sein Sacktuch vor die triefenden Augen, der Johann biss sich die Fingernägel und knurrte: „Höllsaggra! Ist das ein dummer Tag!“

Des Mimen Kränze.

Von **Robert Hamerling.**

(Original.)

Der Mitwelt reichste Kränze mag der Mime sich verdienen;
Doch seine Kränze welken, ach, so bald und er mit ihnen! —
Dann mag er ausruh'n wohl darauf, als einz'gen Schatz sie hüten,
Doch hungernd ruht sich's hart sogar auf Blumen und auf Blüten.
Viel Schweiß, auch manche Thräne klebt am Lorbeer der Erkornen,
Und welkend wird er dürr und rauh und stechend fast wie Dornen.
Soll sich wie Gutes, Schönes auch nie lohnen schon auf Erden?
Nicht auch des Künstlers Jugendschweiß zum Brot des Alters werden?
Nein! gönnt der Kunst, wie Blüten früh, so späte Frucht zu tragen,
Und nehmt der Sorgen Alp von ihr in ihren Ruhetagen.

18. Februar 1886.

Bei der Königin.

Aus dem Tagebuche von **Peter Rosegger.**

Während jener Vorlesung in Abbazia fiel es mir auf, dass im Zuschauerraum — gleich in der vorderen Reihe — jemand so herzlich lachte. Ein Curortpublicum lacht sonst nicht so, wenn ihm auf echt stoansteirisch Bauernhumor in den Alpen vorgetragen wird. Man möchte in den Fauteuilsreihen vielleicht manchmal auflachen, ist aber nicht ganz klar darüber, ob es sich schickt. Und die Nachbarin lacht auch nicht. Vielleicht wäre es sogar angezeigt, gleich der Nachbarin ein wenig das Näschen zu rümpfen, man zeigt damit bei solchen Gelegenheiten, dass man auf einer ungemein hohen Stufe der Gesittung steht. — Ich kenne diese hohe Gesittung im allgemeinen recht gut und darum wunderte mich das freie, natürliche Auflachen einer Zuhörerin.

Als ich nach Abschluss der Vorlesung, wie gewohnt, rasch meiner Wege gehen wollte, fiel mir vom Zuschauerraum her ein gehobener Arm auf, der über den Köpfen mir zuwinkte. Director Silberhuber war's, der gute Geist von Abbazia. Er bedeutete mir mit heftigen Geberden, über das Trepplein hinabzusteigen in den Zuschauerraum und führte mich sofort zu einer Dame, die schon herantrat, mir die Hand

reichte und in wärmsten Worten dankte für die Vorlesung. Auffallend war's, dass das Publicum nicht davongieng, sondern unbeweglich und schweigend, wie versteinert, im Hintergrunde stehen blieb. In dem Augenblicke fiel mir ein, dass ja zur Zeit das rumänische Königspaar in Abbazia weile, möglicherweise war es eine Hofdame, die da so freundlich mit mir sprach. Nur dass die Dame keine jener banalen Fragen an mich stellte, wie das bei hohen Herrschaften, die für jeden ein höfliches Wort in Bereitschaft haben müssen, kaum anders möglich ist. Wir vertieften uns sofort in ein Gespräch über literarische Angelegenheiten und dabei kam mir zum Bewusstsein, dieses edle, eigenartig schöne Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben. War mir nicht ein paar Jahre früher, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, ein Bild zugekommen mit der Inschrift „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb" —? War dieses Bild nicht das Porträt der deutschen Dichterin Carmen Sylva? Und war Carmen Sylva nicht die Königin von Rumänien? — Dieses alles schoss durch meinen Kopf, während die Dame mit mir sprach über meine Werke, über die Art dichterischen Schaffens, über das Glück und Leid poetisch veranlagter Naturen, und endlich in unbeschreiblich inniger Art die Bemerkung machte, nicht in hoher gesellschaftlicher Stellung läge das Glück, wohl aber in der Fähigkeit, Welt und Leben mit dem glühenden, zweifelnden, streitenden, hoffenden und jauchzenden Poetenherzen betrachten und fassen zu können. So ähnlich war ihr Ausspruch und jetzt wurde es mir klar: Sie ist es! Die Königin!

Nachdem wir im Angesicht des ehrerbietig lauschenden Publicums an zwanzig Minuten so gesprochen haben mochten, hatte ich das Gefühl: Wir wären ein seltsames Beobachtungsobject für die Zuschauer, und der Königin, die von der Vorlesung ohnehin ermüdet sein musste, könnte das Stehen beschwerlich werden. Ich sagte daher plötzlich meinen Dank für die hohe Auszeichnung, — und wir giengen auseinander.

Später ward es mir deutlich, hiermit wieder einmal einer Reihe von Ungehörigkeiten mich schuldig gemacht zu haben: Kein Frack, kein Handschuh, keine der Allerhöchsten Frau geltende Ansprache bei der Vorlesung, und jetzt —? War es nicht gerade, als ob ich die Königin entlassen hätte, wie wir so mit einem Händedruck auseinandergiengen? — Vor der Hofsitte könnte für mich kein Bestehen sein. Doch der Gedanke, dass diese Frau keine gewöhnliche Königin ist, sondern eine wahrhaft gottbegnadete Dichterin, die des Lebens gewaltige Tragik erkennt und in ihr leidet, die im Individuum nicht den Unterthan oder den Diener sieht, sondern den ringenden, zagenden, leidgeborenen und freudesuchenden Mitmenschen — dieser Gedanke hat mich beruhigt, gerechtfertigt, und die Königin hat dem Waldpoeten alles freundlich verziehen.

Eine Einladung für den nächsten Tag in die Villa Angiolina, wo das Königspaar wohnte, habe ich nicht annehmen können, weil die Heimreise unaufschiebbar war, doch bin ich dem Wunsche Ihrer Majestät, eine zweite Vorlesung in Abbazia zu halten, eine Woche später mit Freude nachgekommen.

Als ich nun das zweitemal hinabkam an den einzig schönen Strand unseres Meeres, da wurde ich in die Villa Angiolina geladen. Es war wenige Stunden vor der Vorlesung. Beim Eintritte sagte ich mir: Nun nimm dich aber einmal zusammen! Wenn du auch ein Poet bist, alles geht doch nicht. Du nimmst dir ja auch sonst nichts heraus, und hättest wahrlich nicht das mindeste Recht dazu. Also denke, dass du jetzt ins Königsschloss gehst! Denke, was solche Herrschaften an Art, Auftreten und Höflichkeit gewohnt sind. Gib ihnen das Ihre, und du gibst ihnen nicht mehr als anderen, mit denen du nach der Sitte ihrer Kreise verkehrst. — Drei Diener nahmen mir Hut, Stock und Überrock ab, einer führte mich in den ersten Stock hinauf, in ein kleines Zimmer mit Schreibtisch und Büchern. Man bittet einen Augenblick zu warten, die Majestäten hätten eben den Herzog N. N. an den Hafen begleitet und würden bald erscheinen. Ich betrachtete die bürgerliche Einfachheit des Gemaches — es war das Arbeitszimmer der Königin. Ich stand am Fenster und schaute hinaus aufs Meer und auf den blühenden Rosengarten, wo einen Tag früher ein kleines Mädchen auf die promenierende Herrscherin zugegangen war und ihr eine Blume überreicht hatte mit den Worten „Guten Morgen, Frau Königin!“ — Wie es im Märchen steht. — Nun sah ich vom Hafen heran die Herrschaften nahen. Ich glaubte die Königin zu erkennen, den König hatte ich noch nie gesehen. In demselben Augenblick trat jemand zur Thüre herein, rasch auf mich zu: „Nicht wahr, Herr Rosegger? — Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“ — Wer war das wieder? Ein Hofbeamter? Im einfachen, dunkelgrauen Civilgewand, mit dunklem gestutztem Vollbart, Adlernase, hoher Stirn und schlicht gekämmtem Haar. — Der König? — Ich war geradezu in die Lage versetzt, fragen zu müssen: „Majestät?“

„Ich werde heute auch in Ihre Vorlesung gehen“, sagte er. Sein Blick war scharf, ernst und doch voller Freundlichkeit, in seinem Gesichte glaubte ich ein ganz leichtes Zucken zu bemerken, vielleicht ob der etwas drolligen Situation.

Ich äußerte mein Bedenken darüber, ob die obersteierische Bauernmundart den Allerhöchsten Herrschaften wohl nicht zu weit ab läge?

„Ich werd' sie schon verstehen“, sagte er, „bin ja viel in den Alpen herumgekommen, in Tirol, in der Schweiz, und habe mit Bauern verkehrt. Ich freue mich, Sie zu hören. Die Königin hat mir schon erzählt.“

Als hierauf die Königin eintrat, schritt der König ins Nebenzimmer, die Thüre blieb halb offen. Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch so schlicht, so mild! Ihr blühendes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes, leuchtendes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ich habe ihr das meine gerne aufgeschlossen. Ihre seelenvollen Poesien und meine einfältigen Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber platz zu nehmen. Und nun begann ein Gespräch, das mir unvergesslich bleiben wird. So hat noch kein gekröntes Haupt mit mir gesprochen, als die Königin Elisabeth von Rumänien. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der verehrungswürdigen Dichterin." Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat" einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um diese Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind."

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher thun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. Ich halte mich nicht für berufen, den Inhalt dieser Schöpfungen anzudeuten, auch nicht, die Art des Vortrages zu beschreiben, ich sage nur, es war für mich eine Stunde poetischen Genusses und wahrer Erbauung. — Wohl auf hoher Warte muss man stehen, um Welt und Leben so ernst und tief zu fassen, als es Carmen Sylva kann. Bei einigen dieser Poesien hält es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen gibt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder" uns so bewegend verklären. Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu errathen und bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuss Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen „Regenschirm" habe ich einen solchen gefunden."

Darauf mein Geständnis, dass ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche, dass man zu sehr auf

das Publicum Rücksicht zu nehmen habe, welches sich leichthin unterhalten will.

„Ich liebe das Ernste", versetzte die Königin, „ich weiß, dass Sie zum Beispiel in den „Gottsucher" Ihre ganze Seele gelegt haben, ich liebe dieses Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir so wohl gethan. Ach, wie sehr bin ich Ihnen dankbar."

„So möchte ich doch diesmal eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen."

„Ach nein", sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzterer Zeit so sehr angestrengt, dass die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort."

Auf meine Bemerkung, dass es für die hohen Herrschaften wohl nicht angenehm sein dürfte, überall, wo sie sich ungeniert ergehen wollen, von einem neugierigen Menschenschwarm umgeben und verfolgt zu sein, sagte die Königin: „Ach, hier ist man ohnehin so liebenswürdig, so freundlich und aufmerksam, wir freuen uns der guten Menschen."

Dann kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Als wir von den Mysterien und Symbolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol, und nichts, als ein Symbol. Die schwerste Prüfung meines Lebens ist die Krone. Wenn man die Noth des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichthum ist groß genug, zu lindern!"

Längst hatte ich auf mein Vornehmen besonders höflicher Aufführung vergessen, und wer es war, der da vor mir saß. Ich sagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Ansichten, die so hoch oben sonst nicht immer gerne gehört werden. Ich war gerührt von dem schlichten Freimuthe ihres Wesens. Ja, das war eine außerordentliche, weltüberlegene und menscheninnige Frau, und so habe ich auch vergessen, die Ansprache „Majestät" zu gebrauchen, oder habe sie im Sinne als für seelische Würde gebraucht.

Wegen der bevorstehenden Vorlesung im Hotel „Stephanie" trat zu früh die Nothwendigkeit heran, mich verabschieden zu müssen.

Was nun an demselbigen Abende die Vorlesung anbelangt, so dürfte ich nicht am besten gelesen haben. Sollte jemanden das Vortragsprogramm des Abends interessieren, so sei ihm damit gedient: Ich las das „Wixerl", den „Ehestreit", „Meine erste Dampfwagenfahrt",

„Luidls größte Verirrung“, „Is s wos, so is nix“ und die „Gschicht vom trutzigen Bauern“. Es sei zugestanden, dass mir ein wenig daran lag, das eine Thürlein aufzumachen in das Volksherz hinein. Wenn einmal der Waldbauernbub zur Krone sprach, und gerade so wie ihm der Schnabel gewachsen war, und wenn er die Volksgestalten und Anliegen in ihrer ungeschminkten Wesenheit vorführte nicht anders wie sonst — so war das gut. Doch offen gesagt, ich war noch zu bewegt von den Eindrücken, die so unmittelbar vorausgegangen, ich hätte der gekrönten Sängerin lieber zugehört, als vorgelesen.

Wenn man nun von dieser lichtvollen Erscheinung ein zusammenfassendes Wort sagen sollte, vielleicht wäre es dieses: Eine Frau voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demuth.

Verlässlichkeit.

Eine Plauderei aus dem Leben.

Da habe ich aus Urvaters Hausrath ein altes Zeug hervorgekramt, es ist ganz verrostet und voller Spinnweben — es ist die Verlässlichkeit.

Verlässlichkeit? Was ist das? Das Wort findet sich in keinem modernen Wörterbuch. — Na, ich meine, was so auf Treu und Glauben geschieht. — Auch diese Dinge sind nicht mehr am Leben, der Glauben hat sich an dem Haken eines Fragezeichens erhängt, die Treue haben Zigeuner gestohlen. Wenn du heute von jemandem Verlässlichkeit heischest, so musst du ihn an einen Gesetzparagraphen anschmieden, einen Advocaten dazusetzen und nebenhin zwei Gendarmen postieren. Wie eine Strolchin läuft die moderne Verlässlichkeit in allen Weiten um, nur das Muss treibt sie an ihren Platz. Unsere Leute, nämlich jene, die ich meine, können etwas so kräftig und heilig versprechen, dass man fast dran glaubt. Aber verlass dich nur auf sie! dann bist du verlassen genug.

Wenn die Verlässlichkeit das Hauptmerkmal eines männlichen Charakters ist, dann gute Nacht, dann gibt’s unter unseren Geschäfts- und Gewerbemännern sehr viele alte Weiber. Nur ganz ausnahmsweise auch einmal einen Mann nach antiquiertem Model, der nicht auf Gewinn allein, sondern auch auf Standesehre geprägt ist.

Allerdings, die Schneider waren unverlässlich seit Erschaffung der Welt. Wären sie gleich — wie sie es jedenfalls versprochen — in der

ersten Woche gekommen, so würde die thatsächlich nothgedrungene Feigenblattmode nie eingerissen haben. Doch man war später gewitzigt. Sagten die Schneider zum Sterbauer: „Morgen kommen wir!“ so erwartete man sie erst nach vierzehn Tagen. Daher kam es, dass wir — mein Meister und ich — vom Gebelhofer als sehr unverlässliche Leute gescholten wurden, weil wir wirklich einmal „morgen“ kamen, also unser Wort gehalten hatten, während der Bauer nach alter Erfahrung auf das Nichtworthalten bauen zu dürfen glaubte.

Allein, um ernsthaft zu sein und später zornig zu werden — die Unverlässlichkeit, die sich früher fast nur auf das Nichteinhalten der Zeit bezog, hat sich in unseren Tagen ausgebreitet wie eine Seuche nach allen Richtungen des Geschäftslebens und leider sogar auch in den Kreisen, wo man Worthalten und Vornehmheit zu suchen gewohnt war. Nichts ist billiger zu haben, als eine Versicherung, die ganz mit der Würde eines Ehrenwortes geleistet wird. Dass der Pferdehändler lügt, ist ein altes Ding. Aber es thun's auch Leute, die sonst auf ihren Stand was zu zu halten pflegen. Der Maurer gibt die Würde seines Wortes für einen Arbeitstermin, der Tischler gibt sie für einen Kasten aus wohlgetrocknetem Massivholz, der Kaufmann gibt sie für die Echtheit einer Ware, der Beamte gibt sie für die Genauigkeit einer Angabe. — Soll ich fortfahren, alle Gesellschaftsclassen zu nennen, in denen Tag für Tag das Wort gegeben und Tag für Tag das Wort gebrochen wird? Gebrochen ohne jeden Scrupel, ohne alle Entschuldigung, als wäre es etwas ganz Selbstverständliches, dass man ein Wort nicht hält, dass eine Versicherung unwahr sein darf!

Lasse dir einmal von Gewerbetreibenden etwas herstellen, aus bestimmtem Stoff, nach bestimmter Form, zu bestimmter Zeit. Und wenn dir der Mann es zur rechten Zeit genau nach dem vereinbarten Stoffe und der gewünschten Mache liefert, dann stelle ihn unter einen schönen Glassturz und lasse ihn um Geld sehen. Wird das Angefrimmte aber wie gewöhnlich nicht in gewünschter, vereinbarter Weise hergestellt, dann ist der Mann um eine Ausrede gar nicht verlegen. Es war der Stoff nicht vorräthig, er musste erst bestellt werden. Schlechtes Wetter hat die Arbeit aufgehalten. Ein Arbeiter ist krank geworden, der dafür eingesprungene hat die Sache eben anders durchgeführt und dergleichen. Sind mehrere Gewerbetreibende an der Arbeit beschäftigt, so redet sich einer auf den anderen aus. Der Wegmacher deines Gartens konnte nicht arbeiten, weil der Gärtner erst die Bäume setzen musste. Der Gärtner war daran verhindert, weil die Erdarbeiter noch nicht planiert hatten. Und die Erdarbeiter reden sich auf den Frost aus, der die Arbeiten verhindert hätte, oder auf den Regen, bei dem sie nass geworden wären. Als ob der Gewerbsmann bei allen Verpflichtungen, die er übernimmt, nicht schon

im vorhinein mit den möglichen Zufällen und Hindernissen rechnen müsste, weil derlei ja immer und zu aller Zeit vorzukommen pflegen! Die Gewerbsleute verfolgen ihre Politik. Der Tischler z. B. verspricht den Schrank in acht Tagen zu liefern, obschon er recht gut weiß, dass es nicht möglich sein wird, er fürchtet eben, der Besteller könnte sonst zu einem anderen Tischler gehen — und das wäre freilich das größte Unglück! Er denkt weit weniger an die Befriedigung des Kunden, als an die Übervortheilung des Concurrenten.

Und die Unverlässlichkeit zeitigt noch tiefere Schäden. Man kann es nicht mehr gut wagen, z. B. eine Rosshaarmatratze zum Ausbessern aus dem Hause zu geben, oder einen Diamantring gewissen Goldarbeitern anzuvertrauen; das Rosshaar kann mit Seegras gemischt zurückkommen und der Ring mit einem falschen Auge. — Das nebenbei. — Spitzbuben hat's immer gegeben, heute will ich nur die Unverlässlichkeit beim Schopf nehmen, die mit gut bürgerlicher Biederkeit die Leute benachtheilt und oft geradezu betrügt. Ein Gärtner rechnet dir zehn Tagwerke an, während er, deine Abwesenheit benützend, kaum zehn halbe Tage in deinem Garten gearbeitet, die andere Hälfte der Tage für sich selbst benützt hat. Bei den Maurern weiß man's, dass ihnen ihr Tabakzeug tagsüber weit mehr zu schaffen gibt, als Hammer und Kelle. Diese Herren von Stein dürfen sich wahrlich nicht wundern, wenn man die fleißigen italienischen Arbeiter ihnen vorzieht. Ich hatte einmal Zimmerleute, die im Taglohn arbeiteten, und die, wenn sie sich unbeachtet glaubten, sich auf einen Balken ihrer Zimmerung niedersetzten und — Strümpfe strickten. Habe ich eines Tages mehrere Freunde geladen, um die Zimmerleute anzuschleichen und durch die Wandfuge zu beobachten, wie die großen Lackel gleich alten Weiblein strickten und tratschten. Als sie hernach am Samstag zur Auszahlung erschienen, verlangte ich die Ablieferung der Socken. Einen rothbärtigen Schuster kannte ich, der war so schrecklich deutschnational, dass er vor lauter Agitieren sein Handwerk ganz und gar vernachlässigte. Dem schrieb ich in sein nationales Tagebuch das folgende Sprüchlein: „Ein Schuster, der gute Stiefel macht, leistet für seine Nation mehr, als ein Parlamentarier, der sich mit nationalen Phrasen die Lunge lahm schreit." — Und damit berühre ich die ernsteste Seite des Gegenstandes. Die Unverlässlichkeit und Untüchtigkeit unserer Gewerbetreibenden ist nicht allein Mitursache daran, dass das Kleingewerbe zugrunde geht, sie schädigt auch unsere bürgerliche Leistungsfähigkeit, die Kraft unserer Nation. Man zieht es vor, bei internationalen Großunternehmungen, sei es in Industrie oder Handel, seinen Bedarf zu decken, weil es damit immerhin noch sicherer steht, als wenn man sich auf die Arbeit und Verlässlichkeit der kleinen Leute verläßt.

Doch, man muss gerecht sein! sagt der Flickschneider, indem er die Hosen auch von hinten betrachtet. Vielleicht sind gerade die voraus-

gegangene gesetzliche Schädigung des Kleingewerbes, die wahnsinnige Concurrenz, die dadurch nothwendig werdenden Finten und Winkelzüge die Hauptursachen der Unverlässlichkeit. Es kann schon sein. Der zu harte Kampf ums Dasein, die Verarmung demoralisiert ja immer. Das begründet zwar die Sache, entschuldigt sie aber nicht. Das einmal gegebene Wort darf nicht unter fremden Händen verbleiben, wo es leicht geohrfeigt werden könnte. Es muss eingelöst werden, um jeden Preis, es muss eingelöst werden, auch wenn es nicht gerade auf dem Papier steht und gesetzlich fassbar ist. Es wird ja niemand gezwungen, das Wort zu geben, etwas zu versprechen, eine Zusage zu machen. Wer's thut, der legt damit seine Ehre aufs Brett. Vorsichtig im Versprechen und streng im Halten! Ich habe immer noch gefunden, dass Leute, die nach diesem Grundsatze handeln, nicht bloß geachteter, sondern auch geschäftlich besser situiert dastehen, als die Großmäuler und Plauscher, die vorwegs gleich jedem das Blaue vom Himmel versprechen; statt diese Farbe zu erlangen, kann der Kunde sich nachher grün und gelb ärgern, wenn eine Zusage nicht nur nicht eingelöst wird, sondern der Wortbrüchige mit allerhand dummen Ausreden sich noch frivol und grob rechtfertigen will. Wenn ich einen wüsste, der z. B. den nicht eingehaltenen Termin mit der Eilfi-Messe im Wirtshaus oder mit dem nachmittägigen Kaffeehaus begründete, so würde ich vor ihm den Hut lüpfen und sagen: „Ein ordentlicher Geschäftsmann bist du zwar nicht, aber doch ein ehrlicher Kerl.“

Hast du eine größere Arbeit ohne vorher vereinbarte Kosten machen lassen, dann wird sie deine hochgespannten Erwartungen übertreffen, aber nicht etwa die Arbeit, sondern die Rechnung. Wenn du dem Mann davon fünfzig Percent abziehst, so wird er dich darob nicht einmal bei Gerichte verklagen, seinen bürgerlichen Gewinn hat er ja doch noch. Für die Haltbarkeit oder Ersprießlichkeit der Arbeit hat der Geschäftsmann vielleicht zehn Jahre garantiert, schon im zweiten Jahre fällt von neuem Hause der Verputz, im vierten das Gesims herab. Für die Reparatur fordert der Mann dreist volle Bezahlung, das seien Wetterschäden, was könne er für Regengüsse, Hitze und Frost! —

Noch eine niedliche Begebenheit.

Einmal wollte ich ein Buch besonders hübsch binden lassen für ein Hochzeitsgeschenk. Der Buchbinder wurde gleich scharf ins Gebet genommen: Ob er wohl ganz sicher sei, die Arbeit rechtzeitig zu machen, sonst müsste ich zu einem anderen gehen. Der Mann that mehr, als ich verlangte. Sofort, ganz leidenschaftlich hob er den rechten Arm, drei Finger desselben und schwur einen Eid, das Buch am Vorabende der Hochzeit fertig zu haben. Dieser Tag erschien, ich gieng zu meinem Buchbinder. Der that säumig und sagte, mit den Gehilfen sei jetzt ein rechtes Kreuz.

Alle Socialdemokraten, und die seinigen wären gar davongegangen. — „Und mein Buch?" — In ein paar Tagen würde es ganz gewiss fertig sein, er müsse es halt selber machen; er wolle mir's dann ins Haus schicken, damit ich den Weg nicht noch einmal machen müsse. — „Und der Eid?" fragte ich empört. — Welcher Eid? fragte er entgegen, ach ja so. Na, das wäre ja gar kein richtiger Eid gewesen, es hätten keine Kerzen dabei gebrannt. —

Das sind einige lehrreiche Exempel von der Verlässlichkeit und Solidität, wie sie heute in einem sehr großen, wenn nicht im überwiegend größten Theil unserer Gewerbetreibenden vorkommen.

Gewinnjagd in solcher Weise ist wahrlich nichts Neues; es wird auch gar nicht versucht werden, derlei verknöcherte Praktiker zu bekehren, es wird nur darauf ankommen, ihnen die nöthige Klugheit und Vorsicht entgegenzusetzen. Gevater Maurer oder Schlosser mag ein noch so gutmüthig ehrliches Gesicht machen, wenn du mit ihm verhandelst, so denke dir stets, dass heutzutage mehr gute Schauspieler außerhalb der Bühne umhergehen, als auf derselben. —

Mehr Ärger als in dieser Classe von Leuten hat mir die Unverlässlichkeit und Unpünktlichkeit verursacht, die man in gebildeten Kreisen antrifft. Die Unverlässlichkeit aus Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Leichtsinn und Sichgehenlassen. Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Großen, heißt es; nach diesem Maßstabe könnte ich nicht finden, dass unsere Zeit gar so sehr an Größenwahn litte, denn auf die Höflichkeit der Großen verzichten die Herrschaften sehr gerne. Sie versprechen zu bestimmter Stunde einen Besuch und kommen nicht. Sie laden einen Besuch ein, und wenn er erscheint, sind sie nicht zu Hause. Eine briefliche Nachricht wird versprochen, sie trifft nicht ein. Die Sendung eines Buches wird versprochen, man vergisst darauf. Ein Buch wird entlehnt, man stellt es nicht mehr zurück. Ein Regenschirm wird ausgeborgt, nach einiger Zeit, wenn der Borgende denselben noch bei sich stehen sieht, weiß er gar nicht mehr, wem er gehört, — wahrscheinlich mir selbst, denkt er und gut ist's. Das sind Kleinigkeiten, aber es sind Rücksichtslosigkeiten. Solche „Versehen" und Schlampereien sind die Brutstätten des Leichtsinnes, die Keime von Pflichtvergessenheit im großen.

Ich habe in meinem Leben die liebenswürdigsten, begabtesten und prächtigsten Menschen kennen gelernt, für die Dauer haben mir manche nicht behagt, denn sie waren unverlässlich. Sie waren verschwiegen, wo sie zugesagt zu sprechen, zu schreiben, sie waren plauderhaft, wo sie hätten schweigen sollen. Zu jeder Stunde stellten sie mir ganz aus Eigenem und gewiss in ernstgemeinter Weise die schönsten Dinge in Aussicht, betheuernd, mich darauf verlassen zu können. Wer erst sterben müsste, sobald so einer seinem Versprechen nachkommt, der könnte ewig leben.

Ich habe einen Lebensgenossen, der in diesen Dingen mit mir dieselben strengen Grundsätze hegt; eine Freude ist's, mit ihm, sei es im großen oder geringen, etwas abzumachen, denn er bleibt beim Worte, obschon er — ein Weib ist. — Das vor allem verlange ich von Eltern und Erziehern, dass sie die Jugend aufrichten zur Verlässlichkeit. Es ist ein so schlichtes Wort und es enthält fast alles, was Rechtschaffenheit bedeutet. Man braucht von dem Kinde ja nicht viel zu verlangen, aber was es leisten soll, das muss es leisten, zur rechten Zeit und in der rechten Weise. Und der junge Mann, wenn er in die Jahre kommt, in denen er glaubt, frei und selbständig zu sein, er muss wissen, dass ein hoher Herr über ihm steht: sein eigenes gegebenes Wort. Akademiker und Cavaliere haben nebst ihrem Worte auch ein „Ehrenwort“, dieses „Ehrenwort“ gestattet ihnen, jedes andere Wort, das nicht gerade mit dem Wörtchen „Ehren“ bezeichnet wird, beliebig zu brechen. Dieses dumme, ja ganz niederträchtige „Ehrenwort“ hat in den bewussten Kreisen das einfache Wort, das Manneswort, geschändet. Ein Mensch, der viel mit seinem „Ehrenworte“ umherwirft, beweist nur, das sein Manneswort nicht zu brauchen ist. — Hier wäre es nicht uneben am Platz, auch über den Eid zu sprechen, über die juridische und religiöse Auffassung desselben und über die Art seiner Erfolge in ethischer Beziehung, und besonders, welchen Erfolg ich dem Eid für die Verlässlichkeit zuschreibe. Allein dazu brauche ich viel Freiheit und ganz vorurtheilslose Leser. Also vielleicht ein andermal.

Wann? Lieber Leser, da läßt sich nichts versprechen. R.

Im hohen Birg.

Schilderungen aus Tirol von **Adolf Pichler.**

Tirol hat es fein, es besitzt talentreiche, heimatbegeisterte Poeten, und die Tiroler Dichter haben es gut, ihnen ist ein herrliches Land, ein begabtes Volk zum Gegenstande gegeben.

Der hervorragendste unter den heutigen Dichtern Tirols ist Adolf Pichler. Seine neueste Gabe „Kreuz und quer“. Streifzüge. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896) zeigt ihn uns als einen ausgezeichneten Volks- und Landschaftsschilderer, der die Vorzüge W. H. Riehls und Adalbert Stifters in sich vereinigt. Dabei sind seine Beschreibungen naturwissenschaftlich vertieft, ohne aber dadurch den künstlerischen Reiz einzubüßen. Die Anschaulichkeit seiner Schilderungen ist so lebendig, dass

der Leser vermeint, mit ihm zu wandern, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen. So, wenn der Dichter von seinen Touren im Rosengarten, am Gardasee erzählt, oder von seinen Streifungen im Ötzthale. Auf diesen letzteren wollen wir uns ihm streckenweise anschließen, und zwar dort, wo er von Zwieselstein aus hinaufsteigt gen das letzte Dorf im Hochgebirge.

Ich stieg — so erzählt Pichler — dem Gurglerbach entgegen. Wenn man die Höhe der Schlucht erreicht hat, fühlt man, dass sich allmählich das Allerheiligste der Alpenwelt aufthut. Man braucht nicht mehr zu den Gletschern emporzuschauen, sie blicken uns durch Zirbeln und Föhren aus mäßiger Höhe entgegen. Zur Herrlichkeit des Gebirges gesellen sich aber auch alle Schrecken desselben. Wir sind bisher genug Martersäulen begegnet, jetzt häufen sich dieselben, es handelt sich hier nicht bloß um einzelne, die eine Lawine wegrafft oder der Frost tödtet, die letzte Stunde überfällt ganze Gesellschaften von Holzhackern und Kirchengängern. Auf den Pfählen verewigen sich dann müßige Hände; selbst bis hieher dringen die Pionniere der Civilisation, die deutschen Handwerksbursche vor, um die armen Bauern anzufechten. Neben einem Namen stand mit großen Lettern: „Bettler!" als wäre der Schreiber stolz auf sein Gewerbe. Hier wie anderswo macht man übrigens die Erfahrung, dass diese Strolche nicht in die Gegend gehören, sondern vom Innthal, durch das die Landstraße führt, zuwandern.

Von einer Wiese, wo ein großes Kreuz emporragt, sieht man in die Scharte des Timmeljoches, ein Übergang, der wegen seiner verhältnismäßigen Bequemlichkeit Touristen empfohlen zu werden verdient. Dann geht es wieder bergab bis zum Bache, in einer kesselförmigen Erweiterung des Grundes sind einige armselige Hütten zerstreut. Durch das enge Fenster blickt mit stumpfer Gleichgiltigkeit ein Bauernweib, die Züge des braunen Gesichtes tief gefurcht von Sorge und Arbeit. Was haben diese Armen vom Staat: ohne Straße, ohne Schule, ohne Arzt! Dennoch findet der Steuereintreiber auch hieher den Weg und sammelt den Kreuzer aus ihrer schwieligen Hand, dennoch stellen auch sie Recruten, obwohl sie keinen Feind, der ihnen etwas nehmen könnte, zu fürchten haben. Derlei Dinge bedenkt der müßige Pflastertreter, dem in der Stadt die bürgerliche Gesellschaft manchen Comfort bestreitet, ohne dass er in den Sack greift, selten, und doch spottet er des Bäuerleins, das sich einmal in seine ungeweihte Nähe verliert.

Wieder windet sich der Pfad aufwärts zu einem Steg, jenseits desselben liegen einige ungeheuere Granitblöcke mit Gletscherschliffen, ist man vorbei, so führt ein Gatter zu ausgedehnten Wiesen, wie in einen Zaubergarten, der das friedliche Dörfchen Gurgl birgt. Frei und offen erheben sich die Häuser auf den Matten, die Obstbäume sind im Thal

zurückgeblieben, nur einzelne Zirbeln und Lärchen deuten die Grenze des Holzwuchses an, die Wälder sind der Axt erlegen oder das wilde Feuer des Himmels hat sie verheert. Hier nickt keine goldene Ähre im eisigen Hauch der Gletscher, welche diese kleine Oase menschlichen Daseins groß und riesig umgeben, nur der Feldkümmel wird in kleinen Beeten angebaut, man trocknet die süßen Wurzeln und ißt sie im Winter als Gemüse. Dafür schmücken die grüne Wiese all die herrlichen Alpenkräuter, die durch Duft und Farbe den Naturfreund ergötzen. Auf jedem Steinblock blüht die Alpenrose und das blaue Geisblatt, die Brunelle, die bunte Schar der Gentianen und Primeln, der harzige Speik, die schimmernde Gemskresse.

Durch die Länge des Thales zieht ein schmaler Felsgrat, oberhalb desselben sechstausend Fuß über dem Meere liegt die Kirche. Ich hatte mich (mit dem Mineralogenhammer) zu einem Steinhaufen begeben und klopfte fleißig darauf los, da rief vom Weg herauf eine rauhe Stimme: „Hoi!“

Ich schaute um. Drunten stand ein Mann, einen zerquetschten Hut auf dem Kopfe, große Brillen von schwarzem Horn auf der Nase, Wange und Kinn voll Stoppeln, ein grüner Flaus schlotterte um die Glieder, schwarze Hosen von grobem Tuch, wollene Strümpfe und plumpe Schuhe vollendeten den Anzug. Ein Säckchen von Zwilch hieng quer über die Schultern, dazu eine Blechflasche. Er stützte sich auf einen Stock mit Eisenbeschlag und glotzte unbeweglich zu mir her.

„Hoi!“ rief er noch einmal und lauter als zuvor.

„Hoi!“ antwortete ich, „bist du's, Alter, wo kraxelst her?“

„Vom Königsjoch, wollt' etwas nachschauen. Jetzt geh' aber, wenn du hungerig bist, hier ist Selchfleisch, und Kranawitter kannst aus der Flasche trinken.“

Ich war unterdes näher gekommen, schüttelte ihm herzlich die Hand und nahm einen Schluck.

„Hätt' dich nicht mehr erwartet!“ fuhr er fort, „jetzt wollen wir aber heim, kommst gerade recht, die Häuserin siedet just ein Murmelthier!“

Wir schritten auf dem steinigen Pfad vorwärts.

„Wer ist der Mann?“

Der Geistliche von Gurgl! Rümpf' nicht die Nase über ihn, sondern greif zum Hut, du magst weit umherlaufen, bis du so reiches Wissen, eine so vielseitige Bildung in solch bescheidenem Gewande triffst.

Adolf Trientl, mein guter Freund seit alten Tagen, versah eine Zeitlang die Lehrkanzel der Physik am Gymnasium zu Feldkirch, zog es aber später vor, sich der Seelsorge zu widmen. Er wurde als Curat in diese Eiswüste versetzt. So mancher Städter erschrickt wohl schon, wenn er an das Los des Mannes denkt, er allein mitten unter Bauern. Schneit es, so ist er oft Monate lang von jedem Verkehr außerhalb der

Gemeinde abgesperrt, kein Brief, keine Zeitung bringt Trost in seine Öde. Louis Napoleon konnte in den Himmel gefahren sein, der König von Preußen ein Land erobert haben: in Nordamerika, vielleicht in Ostindien weiß man es früher, als der Curat zu Gurgl. Diese Zeilen über ihn sind längst schon gedruckt und vergessen, ehe er davon erfährt und über die Geschwätzigkeit seines Freundes den Kopf schüttelt oder eine Prise darauf schnupft. Es ist nicht so fast die Tiefe des Schnees, als die Gefahr der Lawinen, welche jede Verbindung unterbricht. Sausend und krachend fahren sie von den abgeholzten Wänden nieder; erst wenn sich diese Batterien verschossen haben, darf man sich auf den Weg wagen. Zwei Bauern waren glücklich bis eine Stunde vor Gurgl gekommen, da sahen sie, dass sich die Lawine noch nicht losgelöst, ein Schritt, und sie sind begraben! Einer hatte den Hund bei sich, er warf den Hut in die Runse, das Thier wollte ihn holen, es lockerte den Schnee, und wie der Blitz fuhr die Lawine mit ihm in den Abgrund. Nun war die Straße frei. Genau an der nämlichen Stelle und aus dem nämlichen Grunde musste ein Bauer anhalten, schon erblickte er die Hütte seiner Heimat, hätte er einen Stein geworfen, so wäre die Lawine gebrochen, er stand jedoch rathlos und kehrte verzagend um. Nun musste er das ganze Özthal, Oberinnthal und Vintschgau durchwandern und dann den großen Ferner überschreiten, um den häuslichen Herd, dem er sich bereits so sehr genähert, zu erreichen.

Wenn Landpriester in solchen Verhältnissen verbauern, wer darf sie schelten? Tröstet sich einer mit der Karte oder mit der Flasche, möchte man es fast entschuldigen, Trientl aber wusste eine edlere Beschäftigung und wurde zum Wohlthäter der ganzen Gegend. Seine Pfründe trägt ihm nicht viel, dennoch kauft er sich fortwährend naturwissenschaftliche Werke, chemische Reagentien und Geräthe, um damit den Boden zu untersuchen. Früher musste man den Kalk dreizehn Stunden weit von Silz herbeitragen, niemand ahnte, dass im Thonglimmerschiefer Lager dieser unentbehrlichen Steine sich verbargen; Trientl suchte so lange, bis er sie entdeckte, machte Proben damit, und als sie gelangen, unterrichtete er die Leute im Brennen derselben. Eine Platte polierte er und verwendete sie als Grabstein, nachdem er die Inschrift vorher mit Salzsäure eingeätzt.

Dass sich Gurgl bereits an der Grenze des Holzwuchses befinde, wurde oben erwähnt. Die Leute mussten den Brennstoff theuer kaufen und weit herbeischleppen, oft unter den größten Gefahren. Trientl grub an geeigneten Stellen nach, bald entdeckte er mächtige Torflager, er zeigte den Bauern die Verwendung dieser Erdart und belehrte sie, indem er die Öfen des Widum damit zu heizen begann, thatsächlich von der Brauchbarkeit derselben. Jetzt haben sich jene bereits daran gewöhnt, selbst die kleine Kirche wird im Winter damit erwärmt. Welchen Einfluss die

Hexen auf Erzeugung der Butter nehmen, ist jeder Milchdirn bekannt. Trientl bannte sie, indem er die Bauern überzeugte, dass die Butter nur bei einer höheren Temperatur sich leicht vom Rahm scheide, seitdem wenden die Weiber beim Schlägeln das Thermometer an und ein Aberglaube ist wieder zerstört.

Wir setzten uns zu Tisch. Mancher Gourmand möchte nun gerne wissen, wie das Murmelthier schmeckt. Es wurde in Essig gesotten, und glatt rasiert wie ein Ferkel sammt der Schwarte aufgetragen. Das weiche, fette Fleisch besitzt einen Erdgeschmack, das Schmalz gleicht flüssigem Öle und wird sorgfältig in Flaschen aufbewahrt, um als Universalmittel angewendet zu werden. Vorzügliche Wirkung schreibt man ihm bei Gelenkschmerzen zu; er ist jedoch selten unverfälscht zu erhalten. Zum Dessert holte der Hochwürdige einige frische Honigwaben, die er gestern gezeidelt, sie dufteten vom Arom der Alpenblumen, daneben stellte er schmunzelnd eine weitbauchige Flasche mit einem Getränk, das er selbst aus den Beeren des Jochwachholders gebraut. Er pflegt nämlich versuchsweise aus allerlei Kräutern Säfte zu destillieren, von denen mancher freilich dem Teufel, der doch an geschmolzenes Erz und Pech gewohnt ist, die Därme räumen würde; auch das Brot bäckt er selbst und gab auch den Bauern Unterricht, dasselbe schmackhaft zu bereiten.

Nach dem Essen wollte ich ein Schläflein halten, er wies mir seine Arbeitsstube an, da musste ich jedoch erst einige Flaschen und Reagenzgläser beiseite schaffen, wollte ich nicht im Schwefelwasserstoffgas und Chlordampf ersticken.

Als ich erwacht war, blätterte ich in der Chronik von Gurgl, die Trientl angelegt und in der er alle Sagen der Gegend gesammelt hatte. Geschichtliches war wenig zu erzählen, der Wellenschlag der Weltbegebenheiten verrauscht, ehe er diese abgelegene Höhe erreicht, nur ein ehrwürdiger Greis mit langen Silberlocken wankt noch herum, er hat 1809 mitgethan, frag' ihn aber nicht, denn er ist taub. Hier verschwindet der Mensch gegenüber der Natur, tragische und fröhliche Ereignisse begleitet hier der Gang der Gletscher, ob sie vorschreiten oder zurückweichen, der Sturz der Lawinen, der unsäglichen Jammer in die Hütten wirft, der Blitz aus dunkler Wolke, der den letzten Wald in Brand setzt. Als ein wichtiges Alterthum galt lang ein Brunnentrog auf einer Alm mit der Inschrift: „Blasius Rutsch 1410.“ Er ist jetzt vermodert. Das Kirchlein ist neueren Ursprungs, entsinnen wir uns recht, so wurde es von Kaiser Josef erbaut, dem manche einsame Gemeinde ihr Gotteshaus verdankt.

„Hoi, Alter!“ schrie eine Stimme vor dem Widum, „muss ich posaunen lassen, dass du aufwachest! Der Kaffee steht auf dem Tisch!“

Weil die Gemeinde jährlich nur vierzig Gulden zahlen konnte, ließ sich eher ein Ziegenhirt dingen, als ein Lehrer und so versah denn der

gute Curat auch dieses Amt. Im Winter, wenn hoher Schnee liegt, tragen die Bauern ihre Kleinen wohl auch in Rückkörben zur Schule. Die Gurgler sind sehr strenge Know Nothings, sie heiraten seit unvordenklichen Zeiten untereinander, selten wagt einer den Brauch zu brechen und eine fremde Braut einzuführen. Hier hätte ein Arzt gute Gelegenheit, den Einfluss dieser überall für schädlich gehaltenen Sitte zu studieren, es siedelt sich jedoch keiner an, weil er nicht ausreichende Nahrung fände. Die Gurgler sterben ohne Doctor, bis zur nächsten Apotheke braucht man dreizehn Stunden, dennoch mäht der Tod hier nicht fleißiger, als in anderen Gegenden, wo jede Hilfe bereit ist.

Die Sonne sank hinter das Rammoljoch, kalt und scharf begann die Luft zu wehen, wir standen auf, uns durch die Bewegung zu erwärmen. Trientl geleitete mich zum Kirchlein, er zeigte mir das Grab des unglückseligen Dr. Bürstenbinder, der am 11. Juli 1845 in eine Gletscherspalte fiel und jämmerlich zugrunde gieng. Das Grab war sorgfältig erhalten, ein Anflug von Edelrauten, welche der Curat versuchsweise ausgesäet, begann bereits zu grünen. Die Kirche selbst besaß weder innen noch außen die geringste Merkwürdigkeit, die Uhr auf dem Thurme rührte sich nicht oder zeigte, wenn ihr der Messner zu einer heiligen Zeit einmal Öl eingab, falsch, so dass die Bäuerinnen gar nie gewusst hätten, wann sie feuern sollten. Doch auch hier schaffte Trientl Rath, indem er eine große Sonnenuhr verfertigte und an den Mauern des Widum befestigte. Die Gurgler sind aber auch stolz auf ihren Herrn Curaten. „Der kann mehr als Birnen sieden, der kann alles!“ meinen sie.

Dann giengen wir zu einer Martersäule. Unter Glas sahen wir das kunstlose Bild eines Priesters; von einem Kranken zurückkehrend, war er kaum zweihundert Schritte von seiner Wohnung dem Froste erlegen. Das Blut fließt langsamer, die Kraft des Willens schwindet, im sanften Schlummer erlischt das Bewusstsein — kein leichterer Tod als das Erfrieren.

Wir kehrten um. Ich blieb verwundert stehen; obwohl ich an die Herrlichkeit der Alpenwelt gewöhnt war, überraschte mich doch der Anblick des Gebirges. Der erhabene Glanz der Gletscher war mit Purpur übergossen, aus den Spalten schimmerte ein grünliches Blau, die Mulde, aus der sich neben einem schwarzen Felsen der große Ferner wild und zerrissen vorschob, verhüllte Dämmerung, leichte Nebel schwammen aus dem Grau zum lichten Himmel und zerflossen dort.

Trientl sagte lächelnd: „Das Beste siehst bei Nacht!“

Und Nacht war es fast, als die letzten Rosen aus jenen Gletschern von zehntausend bis elftausend Fuß Höhe erblassten. Wir giengen daher in die Stube, er legte mir das Fremdenbuch vor, wo sich Touristen aller Stämme durch blühenden Unsinn verewigt hatten. Sentimentale

Verse oder eine Dummheit sind das Trinkgeld, mit dem man auf solchen Blättern die Natur für den Genuss, den sie gewährte oder den man sich einbildete, bezahlen zu müssen glaubt.

Endlich stellte die Häuserin das Essen auf, ein tüchtiges Stück Schöpsenbraten, Rindfleisch kommt oft Monate lang nicht auf den Tisch, es müsste sieben Stunden weit geholt werden. Der Curat kauft immer ein ganzes Schaf; damit es durch längere Zeit frisch bleibe, wird es in eine Gletscherspalte gehängt und nach Bedarf herabgeschnitten.

Nachdem wir uns gesättigt, lenkte ich das Gespräch auf das zweite Gesicht, dessen im Ötzthal manche Personen theilhaftig sein sollen. Trientl bestätigte, dass dieser Glaube herrsche, sprach aber kein Wort dafür oder dagegen. Das doppelte Gesicht gewährt entweder einen Blick in die Zukunft oder zeigt Dinge, die gleichzeitig oft in weiter Entfernung sich zutragen. Ich erinnere mich eines Steges unweit Gurgl. Dort hatte ein Bauer öfters seinen Nachbar jammernd auf- und abgehen gesehen, das abgewandte Gesicht konnte er nie bemerken, doch erkannte er ihn an der Kleidung. Er war darüber sehr betroffen, weil er genau wusste, dass jener zu Hause war, doch vertraute er niemandem etwas an. Im nächsten Winter wurde der Nachbar von einer Lawine verschüttet. Trientls eigene Mutter litt am zweiten Gesicht. Gleichzeitig hatte sie eine Magd im Hause, mit der es auch nicht recht richtig war. Sie saßen abends beim Spinnrade. Plötzlich sprang die eine auf, während die andere erblassend in die Luft starrte. Sie schauten einander an.

„Hast du's auch gesehen?“ stammelte die Frau.

„Ja“, antwortete die Magd, „es ist Hoisens Bua!“

Hoisens Bua war zur selben Stunde ausgeglitscht und über einen Schrofen gestürzt.

Ein anderesmal hatte sie sich schlafen gelegt. Ihr Mann kramte nebenan in der Hausapotheke — er war nämlich Chirurg zu Ötz — da richtete sie sich plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens auf und rief laut weinend: „Jesus, Maria und Josef! Bei Lengenfeld ist eine Lawine abgerutscht und hat das Haus meines Vaters überschüttet. Elf Leichen!“ — Der Chirurg suchte es ihr als einen Traum auszureden, am Morgen darauf kam jedoch die traurige Bestätigung. Sie eilte jammernd an die Unglücksstätte und wusste sogar die Plätze anzugeben, wo die Todten unter dem Schnee lagen. Die Leute, welchen das doppelte Gesicht verhängt ist, sind durchaus nüchtern und brav, von Überspannung keine Spur, sie rühmen sich auch der Sache gar nicht und haben es nicht gern, wenn man sie darauf bringt. Ich erzähle einfach, was ich gehört, jeder kann es nun glauben oder bezweifeln, deuten und erklären, wie er will und mag, ich behalte mir das gleiche Recht vor.

In der Frühe weckt uns die Kirchenglocke; es ist Sonntag, die Häuserin übergibt dem Meſsner das Fläſchchen mit dem Wein zur Meſſe, folgen wir ihr zur Kirche. Der Curat predigt auch, einfach und verſtändig, wie es die Verhältniſſe der Gurgler fordern, jeder kann ein Weizenkörnlein in der Seele heimtragen. Nach dem Segen ſtellen wir uns vor die Thüre, Weiber und Kinder werfen einen ſcheuen Blick auf den Fremdling, der ihre ſchlichte einfache Tracht, ohne allen Flitter und Tand, wohlgefällig muſtert, und huſchen nach Hauſe.

Endlich ſind wir allein und eſſen ſchon um zehn Uhr zu Mittag, um den kurzen Tag noch zu einem Ausflug auf den Gletſcher in Gaisberg zu benutzen. Nachdem ich den Compaſs, das Streichen der Schichten zu meſſen, eingeſteckt, ſtiegen wir ſchräg an einem Gehäng hin, wo die Gurgler ihr Vieh aufzutreiben pflegen. Nach kurzer Mühe ſtanden wir auf der Höhe einer Terraſſe, gegen die mehrere Seitenthäler durch Gräte wie durch Wälle getrennt ausmündeten. Vor uns lag der große Ferner mit ſeinem wilden Geklüft, ein Fels barg die Lache und den ſteinernen Tiſch. Zu jener eilt jeder Fremde, es iſt eine ſchmutzige Pfütze, bald größer, bald kleiner, Eisblöcke, welche ſich vom Gletſcher losgeriſſen, ſchwimmen darauf, Enthuſiaſten denken dabei ans Polarmeer. Laſſen wir ihnen die Freude! Dieſe Lache iſt dadurch entſtanden, daſs ſich der Gletſcher quer vorſchob und die Gewäſſer ſtaute, der Ötzthaler begreift gar nicht, was denn da Schönes ſei, wo man Tag und Nacht für Haus und Hof, für Weib und Kind fürchten müſſe. Das Waſſer ſprengt zuweilen die Eisdämme und verbreitet Elend und Jammer bis hinab nach Innsbruck. Wüthend zertrümmern die Wogen Weg und Steg, bahnen ſich ein neues Bette, daſs der Bauer kaum mehr anzugeben vermag, wo ſeine Wohnung geſtanden, wo ſein Korn gereift. Noch erzählt man von einem Kinde, das in der Wiege ſchlafend von den Wogen fortgetragen und zu Telfs gerettet wurde. Sinkt das Waſſer, ſo läſst es auf dem Kies und Schotter die Leichen von Menſchen und Thieren zurück. Deswegen zog öfters eine Proceſſion, ſo zum Beiſpiel 1717, zum ſteinernen Tiſch, der am Rand des Gletſchers liegt, der Geiſtliche las die Meſſe und ſegnete mit der Monſtranz den Ferner, damit ihn eine höhere Hand zügle, wenn der Menſch den Kampf nicht wagen darf.

Über dieſen Gletſcher führt ein Pfad in das Vintſchgau, er iſt lang und beſchwerlich, deswegen betreten ihn die Touriſten ſeltener und verſuchen lieber den Paſs hinter Fend, den der Curat Senn mit geſammeltem Gelde gangbar machen ließ. Der große Ferner wird beſonders im Sommer und im Herbſt von den Vintſchgauern für Schafherden benutzt, welche die Ötzthaler auf ihren Almen in Koſt nehmen, doch tragen ſich auch hier ſchauerliche Ereigniſſe zu. So fuhren im vorigen Jahrhundert Hirten mit eintauſend dreihundert Schafen von Gurgl ab; der Himmel war völlig

klar und keine Gefahr schien zu drohen. Als sie mitten auf dem Gletscher waren, brach unvermuthet ein Schneesturm los, die ganze Herde erfror und von den Hirten rettete sich nur einer. Dieser erzählte, dass ihnen beim Anfang des Gletschers ein sonderbares altes Weiblein begegnet sei, trotz der Wärme tief in Winterkleider eingewickelt, habe sie in die Hände geblasen und gerufen: „Männer, husch, husch!“ — Das war zweifelsohne die Hexe, die das Unwetter erregte. — Auch später wurden einmal zweihundert Schafe verschneit.

Wir stiegen über den Rand des Ferners, der rüstig vorwärts pflügte und eine breite Stirnmoräne vor sich herschob, empor; weil es hier nicht viel geschneit hatte, und der wenige Schnee bald zerschmolzen war, zeigte sich seine Oberfläche mit allen Rissen und Sprüngen ganz nackt. Sie war überstreut mit Gebirgstrümmern, ein Mineralog hätte hier braunrothe Granaten von fast Faustgröße, schilfartige schwarze Hornblende und andere köstliche Schätze fuderweise fortführen können, ich wählte nur wenige Stücke brummend, denn Trientl trieb vorwärts, weil er mir eine Gletschermühle zeigen wollte. Wir übersprangen oder umgiengen eine Menge Klüfte gegen einen Platz, wo donnerähnliches Getöse betäubend dröhnte. Ein Bach Eiswasser, zusammengeflossen aus den Runsen an der Oberfläche des Gletschers, stürmte in ein Loch, ähnlich einer großen Cisterne, und verschwand darin. Das war die Gletschermühle; die Dicke des Eises mochte hier bei tausend Fuß betragen, man kann sich daher die Gewalt des Sturzes leicht vorstellen. Wir wälzten einen großen Steinblock herbei und rollten ihn, die Bergstöcke wie Hebel anstemmend, über den Rand des Loches. Er fiel hinab. Aus der Tiefe des Gletschers begann es zu krachen und zu toben, als sollt' alles zusammenbrechen, wir sprangen erschrocken beiseite. In diesen Gletschermühlen wird auch Mehl gemahlen: große Steine zu feinem Schlamm, den die Bäche in das Thal führen. Davon erhalten sie ihre Farbe, die Gletschermilch rühmt der Älpler als heilsam in manchen Krankheiten. — Gott segn' es!

Weiter oben fieng der Firn an; eine Querkluft schied den körnigen Schnee vom festen Eis; weil wir keine Stricke mitgenommen, hielten wir uns in respectvoller Ferne. Hier erlebte ein Schütze ein schreckliches Abenteuer. Er stieg einer Gemse nach, rutschte und fiel, ohne sich zu schädigen, auf den weichen Schnee. Daran war nicht viel gelegen, allein die Wand, über die er herabgeglitten, war zu steil, um auch dem erfahrensten Kletterer den Rückweg zu gestatten, und vorn zog sich die Spalte schräg von einem Spalt zum anderen, so dass er dem Untergang geweiht hier eingeschlossen blieb. Schon dämmerte es, die Nacht brach an, eine furchtbar lange Nacht, deren Stille nur hier und da ein abrollender Stein unterbrach oder das Krachen und Knittern des Eises, wenn es eine neue Kluft warf. Der Jäger lief hin und her, um sich warm zu halten, als

der Morgen graute, spähte er noch einmal nach allen Seiten, vergebens! Da fasste er einen verzweifelten Entschluss, der Schnee war über Nacht erstarrt, er kletterte so hoch an der steilen Lehne empor als möglich, und setzte sich, nachdem er Reu' und Leid gemacht und alle Heiligen angerufen, die Füße emporgestreckt, nieder. Ein Ruck, und er flog, dass ihm Hören und Sehen vergieng, wie ein Schlitten über die glatte schiefe Fläche; die Kraft des Schwunges schleuderte ihn über die Kluft, — er war gerettet, wenn auch mit zerschundenen Gliedern. Sein Weib erzählte, dass er oft noch in späteren Jahren aus dem Schlaf aufwachend, Jesus, Maria und Josef geschrien und um sich geschlagen habe; es träumte ihm, er fahre über den Firn ab.

Meine Erinnerung kehrt mit Vorliebe zum letzten Abend meines Aufenthaltes in Gurgl zurück, wenn ich auch die großartige Scenerie nur anzudeuten, nicht zu entrollen vermag. Wir waren bei Tisch gesessen. Der Curat stand auf und gieng ins Freie. Bald rief er zur Thüre herein: „Hab' ich dir nicht gesagt, das Schönste kriegt man bei Nacht zu sehen? Schau' dich einmal um!"

Ich werde nie den Sternenhimmel vergessen, dessen unzählige Augen aus der schwarzen Tiefe auf uns niederfunkelten, breit und mächtig wie ein Strom milden Lichtes floss die Milchstraße ober dem Thale von einem Gletscher zum anderen, oder sie schien vielmehr ihnen gleich an Farbe und Schimmer aus dem einen zu entspringen, um in den anderen zu münden. Es war alles geheimnisvoll und fremd und dennoch bald und leicht zu erkennen. Die Nacht hatte der Erde ihren heiligen Zauber verliehen. Da glänzte plötzlich die höchste Spitze des Ramol, die Schwere und Starrheit des Stoffes schien aufgelöst und das Licht von innen herauszuquellen, bald wiederholte sich dieses Schauspiel bei einer anderen Spitze, dann wieder bei einer, endlich vereinigten sich die Inseln, und wie ein Meer goss sich die Verklärung über den ganzen Abhang des Gebirges. Es wurde vor uns heller und heller; ich wandte mich um, die Scheibe des Vollmondes stieg über den östlichen Bergen.

Ein leiser Hauch, warm wie aus dem Ofen, spielte an unsere Wangen.

„Gut, dass du morgen gehst", sprach Trientl, „sonst wirst du bei mir eingeschneit; das ist Sirocco!"

Wir kehrten in die Stube zurück, er leuchtete an den Barometer, die Säule war tief gefallen.

So nahm ich denn in der Frühe von meinem wackeren Freund, der mir noch ein Stück kalten Braten in die Kräuterbüchse steckte, Abschied.

Zwei Radlerinnen.

Von **Josef Wichner.**

Ich will dem Leser einmal zwei Musterfrauen zeigen. Er mag dann selber urtheilen, welche ihm besser gefällt und welcher Art die etwa sein müsste, die er zu heiraten gedächte, falls er den großen Entschluss fassen müsste.

Es ist noch gar nicht lange her, da saß ich an einem warmen Sommernachmittage in einem ländlichen Gasthausgarten, und dieweil ich gerade nichts Besseres zu thun wusste, ließ ich meine Augen über die Leute schweifen, die sich da gütlich thaten, und spitzte meine Ohren, eben weil ein Dichter immer neugierig ist und es auch sein muss, so er den Lesern etwas auftischen will.

Es saß aber kaum fünf Schritte von mir entfernt eine Frau in Pumphosen unter mehreren jungen, hemdärmlichen Männern in Kniehosen, und etliche Stahlrösser oder Reiträder oder Bicycles, die an einer Wand lehnten und nach pfeilschneller Fahrt etwas verschnauften, ließen die Lieblingsbeschäftigung der Gesellschaft wohl errathen.

Dieweil ich mich nun selber nicht ungern aufs Stahlross schwinge und im nervenstärkenden Ritte durch lachende Fluren Erholung und Gesundung finde, so hatte ich gar keine Ursache, die radfahrende Tafelrunde mit scheelen Blicken zu betrachten; aber ... was die radelnde Dame sprach, das wollte mir, ehrlich gestanden, minder behagen.

„Na“, sagte sie und lachte laut auf, „jetzt möcht’ ich nur wissen, was denn mein Mann daheim macht?!“

Der Mann daheim und die Frau auf dem Rade .... o du armer, altväterischer Schiller, was würdest du für Augen machen, wenn du die verkehrte Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sähest?! „Der Mann muss hinaus“, hast du gemeint ... gar keine Spur ... jetzt heißt’s: der Mann bleibt zu Haus und die Frau fährt hinaus und radelt in lustiger Gesellschaft durch die weite, weite Welt!

Und mit schicksam verhaltenem Gähnen meint die Frau, wenn sie heimkommt:

„Ei, was werden wir denn heute zum Nachtmahl kriegen? Ach was, wir essen halt eine Knackwurst und ein Stückchen Käse; denn

nach der Partie bin ich gar nicht aufgelegt, Feuer zu machen und etwas Warmes zu kochen, und zudem muss ich noch mein Rad putzen!"

Brr .... da hatte ich eigentlich auch ohne die Knackwurst und das Stückchen Käse genug, und wie mir der Wirt später erzählte, es sei die fesche Radlerin die Frau eines Comptoiristen, zu Deutsch Schreibers in einer Stärkefabrik, da war ich satt bis zum Halse herauf, obschon ich, wie bereits erwähnt wurde, dem „Radeln" im allgemeinen durchaus nicht gram bin.

Und nun will der Leser gewiss auch die zweite Radlerin kennen lernen.

Das war vor etlichen Jahren in dem schönen Markte und Curorte Ischl im gesegneten Salzkammergute, allwo auch einmal mein Geldtascherl curiert ist worden.

Da schob eine schlicht gekleidete junge Dame ihr Radl auf schattigem, wohlgepflegtem Waldwege eine mäßige Anhöhe hinauf, um sich an dem herrlichen Einblicke ins Wolfgangthal zu erlaben.

Eigentlich waren's drei Radeln, ein kleines vorn und zwei größere rückwärts und darüber ein zierlich geflochtenes Körbchen und im Körbchen sitzend ein blühend Kind in schlehweißem Spitzenkleidchen, das mit sorgsam gestickten Vergissmeinnichtblümlein übersäet war.

Und man muss es den Leuten lassen, den einheimischen wie den fremden, sie waren gegen die junge Dame recht artig und begrüßten sie höflich, und niemandem fiel es ein, das Wilde vorzukehren und zu schnauzen, auf solchen Waldwegen sei das Radlfahren, wie das Radlschieben ein für allemal verboten.

Nur eine sehr, sehr vornehme Dame, die, einem schillernden Pfaue gleich, auf einer Ruhebank saß, hielt ihre Brille mit dem langen Stiele an die zwinkernden Augen und rümpfte die Nase und musterte die junge Mutter und ihr Gefährte sammt dem lieblichen Kinde von oben bis unten, als ob so schlichte Menschenwesen überhaupt nicht in die „fashionable" [1]) oder feine Welt von Ischl gehöreten.

Endlich fand wenigstens das schöne Kleidchen, das das Kind trug, Gnade in ihren Augen, und sie fragte, indem sie die junge Frau mit einem langarmigen Deuter zum Anhalten zwang, mit etwas näselnder Stimme:

„Ah ma chère, [2]) wo haben Sie diese Stickerei gekauft?"

Und es sagte die junge Frau:

„Ich habe das Röckchen selbst gestickt .... es macht mir ja das größte Vergnügen, wenn ich für meine Kinder arbeiten kann."

---

[1]) Sprich: fesche Nebel.

[2]) Sprich: Scher. Warum die junge Frau von der Dame eine „Schere" genannt wurde, das weiß ich nicht, es wäre denn, dass diese die Kleidchen selber machte und also eine Art Schneiderin war.

„Ah“, entgegnete die Fremde und zuckte hochmüthig die Achseln, „das ist wohl nur bei einem kleinen Haushalte möglich; wer aber, wie ich, stets Gäste aus den besten Kreisen empfangen muss, der hat für solche . . . äh . . . spießbürgerliche Freuden keine Zeit, und überhaupt . . . wozu sind denn die Gewerbsleute und die Dienstboten da, wenn man die Kleider selbst macht und die Kinder selber herumführt?“

Das hieß auf gut Deutsch: Kinderwagenschieben schickt sich nicht . . . . die junge Mutter verstand das ganz gut, darum flammte es auch roth auf ihren Wangen, aber nicht vor Scham, sondern vor Entrüstung ob solcher Unnatur.

Doch sie beherrschte sich und sagte ruhig, wenn auch bestimmt:

„Ich dächte doch, dass sich eine Mutter nie vergibt, wenn sie ihrer Kinder wartet! Übrigens . . . auch ich habe oft sehr vornehme Gäste zu empfangen, aber . . . so viel Zeit bleibt mir doch, dass ich für meine Lieblinge kleine Handarbeiten mache oder sie, obschon ich der Dienstboten gewiss nicht ermangle, selber an die frische Luft führe.“

Da schaute die fremde Dame wieder recht von oben herab durch die Brille und fragte:

„Ja, wo logieren Sie denn eigentlich, meine Verehrteste?“

Und die junge Mutter deutete zwischen dem Gebüsche in die Tiefe, von wo das große Sommerschloss des Kaisers aus den Baumgruppen eines herrlichen Parkes heraufleuchtete.

„Äh“, sagte die Fremde, „da sind Sie wohl die Tochter des Portiers?“

„Nein“, erwiderte die junge Mutter, „sondern die Tochter des Hausherrn. Ich bin gegenwärtig bei meinem Papa, dem Kaiser, zu Gaste, und hoffentlich werden es die Curgäste der Erzherzogin Valerie nicht verargen, dass sie sich selbst in dem geputzten Ischl ihrer Kinder nicht schämt. Es hat ja auch mein Mann, der Erzherzog Franz Salvator, nichts dagegen einzuwenden, dass ich meine Mutterpflichten getreulich und wahrhaft freudig erfülle.“

Sprach's und fuhr mit dem leichten Wägelchen thalab.

Es heißt, dass die fremde Dame Ischl auf einmal unerträglich gefunden habe und tags darauf abgedampft sei.

Das ist die Geschichte von der zweiten Radlerin . . . . hoffentlich gefällt sie dem lieben Leser besser.

Der Quartal-Lump.

Eine Gestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Der Prost am Berg bekam alle Jahre drei- oder gar viermal die Gelbsucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Betbrüderkerzen zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und diese Gelbsucht bekam er vom Knecht. Vom Altknecht, dem Damian. Und warum? — Es ist eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler setzen wollte, dem Damian müsst' man aus Marmelstein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument setzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreschflegel und Mistgabel, und mitten drin der Mann mit dem borstigen Haar und mit der kurzen Stülpnase.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Prosthofe, seit fünfundzwanzig Jahren nahm sich der Prost am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, seit fünfundzwanzig Jahren sagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder bei einander!“ und seit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbsucht aus Ärger über diesen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erste auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feierabend zu ihm sagte: „Gelt, Dami, du wirst müd' sein und mir heut' nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl' heraufträgen?“ so antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?“ Wenn am Feiertag der Prost sagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuschober unter Dach hätten!“ so antwortete der Knecht: „Na wart', das Schöberl werden wir bald drin haben!“ und gieng flink mit der Heukräntze. Wenn das übrige Gesinde beim Freitagstisch sich manchmal ungebürlich verwunderte über die wässerige Milch oder über den mageren Sterz, so meinte der Damian: „Meine lieben Leut', der Freitag ist kein Fasstag und kein Fraßtag, sondern ein Fasttag.“ Das war eines der witzigsten Worte, die der Altknecht je ausge-

sprochen, deshalb wiederholte er es auch fast an jedem Freitage, oder wenigstens, so oft die übrigen Knechte brummten über die schmale Fasttagskost. Beim Prost war es, wie überall im Oberlande, der Brauch, dass der Bauer im Herbste seinen Dienstleuten ein neues Lodengewand gibt. Wenn der knauserige Prost sich dann auf seine Handwerker ausredete: „Musst es schon gut sein lassen, Dami. Der Weber hat unversehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke just das garnige Stück derwischt!“ so antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid thut, so wirds es auswendig bei der Jacken auch thun. Ich rait's nit heikel.“ Und wenn der Prost zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau schlecht gewesen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, so sagte der Damian: „Gibst mir halt meine Sach', sobald du kannst, Bauer. Wenn ich's brauch', werd' ich's schon sagen.“ Und das Beste dabei war, dass er sein Geld überhaupt nicht zu brauchen schien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottesdienste am Dorfwirtshause vorbei, so hastig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang sah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Prost am Berg gab es nur Wasserkrüge.

Und nun fragst du: Wie kann man bei einem solch unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbsucht kriegen? — Ich habe gesagt, dass der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas sah. Sachverständigen wird diese Wendung gleich verdächtig vorgekommen sein. Und warum das *hastige* Vorbeieilen am Wirtshause und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer schuldig ist und keine Zeche, der kann wohl auch langsam gehen. — Und so muss es endlich eingestanden werden, wo der Haken saß. Im Wirtshause saß er, und wenn sich der Damian einmal ganz unversehens hinsetzte, blieb er dran hängen. War es, dass er eines Sonntags auf dem Kirchweg lustige Gesellschaft traf, der er sich anschloss zum Traubenwirt, war es, dass er vom Regen überrascht ins Haus trat und die innere Nässe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, dass der Damian in der That einen dämonischen Durst bekam, den, wie die Liebe, kein Wasser löschen kann auf Erden — kurz und schlecht, der Knecht huschte eines Tages ins Wirtshaus. Er setzte sich zuerst allemal an die Tischecke zunächst der Thür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an der Thür und gieng zum vorderen Tisch, wo man an der Wand bequemer sitzt. Er saß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, schob er es mit der Fingerspitze sachte über den Tisch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal

lasst mir noch rinnen!“ Und wenn es wieder leer war, schüttelte der Damian langsam den Kopf und murmelte: „Weil das Fass im Keller schon einmal angegänzt ist! Im halbleeren Fass wird der Wein gern kamig. Wär' schad' drum.“ Und er schob das Glas über den Tisch hin. Wenn die Zechgenossen längst fortgegangen waren, saß der Altknecht des Prost am Berge noch fest im Tischwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er sich ein Schüsslein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein bissel hergerichtet werde“. Der Traubenwirt brachte um diese Zeit stets eine Stallaterne, zündete darin die Kerze an, stellte sie auf den Tisch: „So, Dami, dass du zum Heimgehen siehst. Es ist stockfinster draußen.“

„So!“ antwortete der Damian. „So viel finster, sagst? Wenn ich finster haben will, kann ich auch in den Keller gehen. Und nit draußen herum in der Nacht, wie ein schlechter Loter. Und am End' gar noch deine Latern' zusamm'schlagen! 's wird am gescheitesten sein, ich leg' mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei ist, wird's eh' wieder licht. Nachher ist's gut heimgehen. Und von wegen der Bettschwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel.“

So war's am ersten Abend. Als am nächsten Morgen die Sonne aufgieng, der Damian sich kreistend von seiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, dass ein blauer Montag war. Er gieng hinaus zum Brunnen, wusch sich das Gesicht und trank Wasser. „Pfui Teuxel!“ sagte er darauf, „ein abscheulicher Anfang“. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in seinem Tischwinkel saß, fest und zielbewusst, wie der Handwerker sich zum Wochenanfang in seine Werkstatt setzt, schlich ihn der Wirt an und that den Mund auf zu dem geschmeidigen Worte: „Damian, wie steht's denn mit deinen Kreuzerlein?“

Zog der Altknecht seinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, stülpte ihn auf den Tisch und sagte: „Mit meinen Kreuzerlein stehts schlecht, wie du siehst.“ Denn es waren lauter Silberzwanziger. So that der Wirt wieder einschenken.

Und ähnlich gieng es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian saß bei seinem Weinglase, stopfte sich manchmal eine Pfeife Tabak, that manchmal mit dem Wirte ein Kartenspielchen, oder legte seine Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht besoffen, er war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Im Laufe der Zeit jedoch gestalteten sich die Dinge so, dass der Dami an den Traubenwirt bescheiden die Anfrage stellte, ob er für die Zechschuld nöthigenfalls auch ein Taschenmesser nehme, mit Pfeifenstierer, Hirschhorngriff und Kapfenbergerstahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuse? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einschenken zu lassen.

„Du bist nit gescheit, Herr Vater!“ sagte der Dami. „Schau, du hast zu viel Wein im Keller, er wird dir sauer, er wird dir schimmelig. Ich hab' zu viel Gewand am Leib. Wenn der Mensch ein Barchentwestel an hat, so braucht er keine Jacken. Ist eh so viel schön warm in der Stuben. Wie oft willst mir einschenken lassen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck' hat er, kannst allerhand einstecken, auch eine große Brieftaschen, wenn du hast. Schau dir ihn um und um an!“ Und er langte die schwere Jacke vom Nagel.

„Ja, ist schon recht, Dami“, sagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern spricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg' ihn nur an, deinen Rock, und geh' heim.“

Aber der gute Dami blieb sitzen. Und der Unterschied zwischen Tag und Nacht bestand bei ihm darin, dass er bei Tage am Tische saß, und bei Nacht neben demselben auf der Bank lag. Und ganz verdursten lässt der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert ist.

Der Prost am Berg hatte Tage lang gewartet auf seinen Altknecht, und dabei wurde seine Hautfarbe sachte gelb und gelber. Endlich gieng er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tisch, wo der Dami seinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glase war noch ein wässeriges Restchen, an welchem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher schlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock so stark auf den Tisch, dass der Dami emporschnellte und verwirrt um sich glotzte.

„Von rechtswegen gehört der Stecken wo anders hin!“ rief der Prost, „alter Lump! Schamst dich nit?“

„Gotterl!“ murmelte der Knecht, schaute ihn zutraulich an und rülpste. „Mein Bauer ist's. Derschrocken bin ich aber! Gemeint, sieben Fassreifen wären auf einmal abgesprungen — so ein Schnalzer! — Geh', Bauer, setz' dich her!“ Dabei rückte er so eng in den Winkel hinein, dass drei Proste Platz gehabt hätten neben seiner, während sich nicht einmal der eine hinsetzen wollte.

„Meiner Seel'!“ sagte der Dami wohlgemuth, „jetzt zahl' ich extra noch ein' Maß! Meinen Bauern, den hab' ich gern. Sitz' ich schon sonst bei deinem Tisch, so sollst du heut' einmal bei meinem sitzen. Keinen Kreuzer kostet's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet miteinander, so wollen wir auch einmal mit einander lustig sein. Geh her!“

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung schier gelassen, inwendig voller Galle: „Das Heu ist dürr! Das Korn ist zu schneiden! Und das Faulthier sumpft die ganze geschlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit

auf der Stell' mitheimgehst, so werde ich dir eine kaiserliche Leibgarde schicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörst. Verstehst?"

Fieng der Dami an zu schluchzen: „Schandarm! — Bauer, schau, du wirst mir nit viel Ungutes nachsagen können! Und jetzt so hart sein auf mich!"

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Prost am Berg! Wie er dich so schön einladet, dass du ein bissel sollst niedersitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit den Schandarmen — Gelt, Dami!" Und das sagte sie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehst mit!"

Der Dami hieb die Faust auf den Tisch: „Nachher geh' ich mit!" Und rülpste.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und setzte sich an den Tisch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengesetzte Ecke. Die Kellnerin gieng in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfassel: Den Prost nageln wir an. Der hat Geld, der soll nachher auch die Zeche für seinen Knecht zahlen."

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfassel einen ganz besonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu schneiden, aber als der Abend dämmerte, saß der Prost noch beim Wirtshaustisch, that Kartenspielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Tasche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden vom Wirtshaustische aufstand, war das Geld weg, vertrunken und verspielt, und der Prost am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs gesagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn — um eine schöne Stilblüte zu machen — es war so finster, dass er nicht einmal sah, wie sehr sie illuminiert waren. Jetzt beim Steibel-Schnegg schlief schon alles, er pochte an der Thür und während des Wartens auf das Aufmachen schlief auch er an den Stufen ein.

An der nächsten thaukühlen Frühe, als die Morgenröthe so lieblich aufgieng und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblassten, rieb sich der Dami die Augen und rief begeistert aus: „Das ist wieder ein Tag zum Schuldenmachen!" Gieng sachte hinüber in die Tafern-Schenke und begehrte ein „Stamperl Zweschbengeist".

Nachdem der Prost ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachsenes derselben Gattung bezeichnet worden war von seinem Weibe, da zeigte sich die gelbe Farbe seines Gesichtes noch um einige Grade gesättigter, höllisch übel war ihm, und der Bader sagte, die Gelbsucht wär's.

So kam es, und so ähnlich wiederholte es sich; der sonst so sittsame Dami blieb eines Tages im Wirtshause sitzen, der Bauer gieng ihn zu holen, setzte sich hin nnd blieb auch sitzen. Dann kam einmal des Prost Söhnlein nach, um zu sehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch sitzen. Endlich kam die Prostbäuerin selber und setzte sich nicht. Mit flammendem Besen trieb sie die Sünder aus dem Paradiese und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegespons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami gieng hierauf wieder an seine Arbeit, anfangs zwar ein bisschen schläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald frisch und munter. Dann war er wieder der Musterknecht, wie es zwischen dem Dachstein und der Sann kaum einen zweiten mehr gibt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein schrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger ist Mihr 7 ½ maß Wein schuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallst mus ich den Nodarn ibergebn.
Achtungsfohl Christian Mengler
Traubenwirt“,

so ließ der Damian dem gestrengen Gläubiger antworten: „Geh zu meinem Bauern, der soll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an.“ — Dann nahm sich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderesmal nicht mehr so Dummheiten zu machen. Aber wie sich schon alles wiederholt auf dieser kreisenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernseele der Hochschwung abgelaufen war bei der staubigen Arbeit auf dem Hofe, dann gieng er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin sitzen, war nicht nüchtern, war nicht besoffen, war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Sprüchel.

Was zersetzt, nicht thun,
Was ergötzt, nicht lassen,
Alle Menschen lieben,
Ihre Laster hassen.

Wie die Hinterlackendorfer einen Räuber erwischt haben.

In Bachstätten war ein ganz groszer Viehmarkt, zu dem die Leute von weit und breit zusammengekommen waren, weil es da immer schönes, gut gezügeltes Vieh zu kaufen gibt. Das schönste Vieh bringen aber die Hinterlackendorfer zum Markt, denn die sind kluge Leute, sie wissen, dass das liebe Vieh seine gute Wartung brav zahlt und dass es ein ordentliches Futter und ein reines Lager grad so braucht wie der Mensch. Weil sie ihm das aber rechtschaffen geben, so kriegen sie auch was für ihr Vieh, und am letzten Portiunkerlmarkt in Bachstätten ist's auch wieder gut ausgefallen für die Hinterlackendorfer; es hat ein jeder so viel gelöst, dass er Steuer zahlen kann und ein neues Gwand für die Alte, und Schuh für die Kinder, und ihm sind halt auch ein paar Tabakkreuzer geblieben. Aber gar zu viel rauchen ist ungesund, und der alte Umanandhiersel, der allergescheiteste von den Hinterlackendorfern, hat alleweil gesagt: „Das Tabakkraut hat der Teufel auf die Welt bracht, derowegen müssen wir's verheizen, damit's weg kommt von der Welt — marsch eini in die Pfeifen damit!" Also rauchen ist schon recht, aber nur nit zu viel, deswegen muss man von den Tabakkreuzern ein paar dem Wirth geben, nicht alles dem Tabakkramer. No, und so haben die Hinterlackendorfer auch gemeint, und wie sie durch ihren eigenen Gerichtsmarkt durchgewesen sind, Leitenbach heiszt's dort, da haben sie nicht mehr gar weit nach Haus gehabt, und da sind sie beim Kropfwirt eingefallen. Dort sind sie gesessen vor dem Wirtshaus, die ganzen Hinterlackendorfer, die halt in Bachstätten waren, alte und junge, jeder hat ein Glas Wein vor sich, den Nasenwärmer im Maul, und so haben sie vom Diskurieren gredt. Vom Viehhandel haben sie schon unterwegs alles ausgedeutscht, vom Anbauen auch, Krieg ist, Gott lob, keiner, mit der Obrigkeit sind's auch zufrieden, da ist dann kein anderer Discurs übrig geblieben als vom Raufen. „Is wohl gspassig", sagt der Krottenzenz, „ganz rar, dass die Leut' gar nit verstehn, wie man's meint. Red ich da neulich mit dem Schustergselln in Leitenbach, und da kommen wir halt ein bissel ins Meinung sagen, aber alles in Lieb' und

in Güten. Und weil ich ihm zuletzt sag, dass ich ihm die Haxen ausreißen und ihn so auf den Fußboden schmeißen werd, dass sie ihn herausstemmen müssen aus die Bretter — ist ihm das auch nicht recht und klagen geht er mich. Aber das allerschönste kommt noch: Sagt der Herr Bezirksrichter, ich hätt ihn ‚mit Misshandlungen bedroht' — so stünd's im Gesetz. War ja alles in Lieb und Güten — ich hab ihn doch nit bedroht. No, und dass ich weiter erzähl', der Herr Bezirksrichter sagt, ich soll schaun, dass der Schuster wieder gut wird, sonst muss ich ins Loch. Und da hab ich mir denkt, besser ein paar gute Wort, als ins Loch, und ich bin halt auf den Schuster zu und sag: Schuster, sag ich, Schuster, du bist ein Rindviech und bleibst ein Rindviech, aber ich verzeih dir's. No und so war's gut, der Schuster hat die Augen voller Wasser und wir waren wieder gut."

Wie der Krottenzenz seine Gschicht fertig erzählt hat, meint der Plutzerkoglfranzl, die Herren verstünden einen immer soviel hart. „Wie ich damals das große Graff ghabt hab mit die vier eingeschlagnen Köpf, wo ich mit der Tischplattn zugschlagen hab, hat der Herr Bezirksrichter auch gmeint, das wär eine Rohheit gwesen, mit der schweren Tischplattn zuschlagen. Nachher hab ich mich aber ordentlich verdefendirt und hab gsagt, auf Ehr und Seligkeit, es war sonst nix da, wo damit ich hätt können zuschlagen. Denkts euch, sagt der Herr Bezirksrichter, ich hätt halt gar nit sollen zuschlagen! Ja, was hätt i denn thun solln?"

„Weißt", sagt der schwarze Lochmichl, „weißt, das verstehen die noblen Herrn halt nicht, was ein rechter Gspass ist. Wie da am schmerzhaften Samstag das große Graff war beim gscheckerten Tatschkerwirt, und wie's grad recht frisch umgangen ist, lauf i umi zum Zaun um ein neuen Stecken, und zur Fürsorg nimm i gleich zwei Zaunspelten mit. Kommt der Herr Pfarrer ums Eck und sieht, wie halt die Unterhaltung ist. Und i, a guter Kerl wie i bin, geht hin zum Herrn Pfarrer, halt ihm ein von meine Stecken hin und sag: ‚Hochwürden, machens Ihnen auch einmal einen guten Tag und raufens mit ein weng' — glaubt's er wär mitgangen? Gar kein Spur, davongjagt hat er mich für mein guten Willen!" —

Es ist recht schad, dass wir nicht noch ein paar Gschichten hören, was für stille, gute Leut die Hinterlackendorfer sind, denn grad wie der Lochmichl fertig erzählt hat, springt der Bankknecht vom Leitenbacher Fleischhacker her und sagt: „Buabn, Leut, auf, wir müssen dem Gricht helfen; viere von die Rauber, die's dort eingsperrt haben, sind ausbrochen, einer vorn fort, einer hinten fort, einer rechts fort, einer links fort. Es sind bloß zwei Gendarmen und ein Amtsdiener z'Haus, die sind alle nach, mit sammt dem Herrn Bezirksrichter, aber da gegen Hinterlackendorf, da ist noch keiner, da müssen wir suchen gehn." — „Wirt,

zohln“ — schreien alle, „wir gehn Rauber fangen.“ Es hat kein Vaterunser lang gedauert, so war eine ganze Zeilen von Bauern fort, ein jeder mit einem tüchtigen Dremmel, und der Wirt hat seinem Sultan gepfiffen und mit ist er auch. Ein jeden Baum haben's angeschaut und einen jeden Heustadl durchgestöbert und in ein jedes Haus sind sie hinein, aber zu finden war halt nichts und rein gar nichts. Ganz drüben auf der rechten Flanken, da kommen zwei von den Burschen zu einem Halterdirndl und das fragen sie, ob sie kein' gsehen hat. „Wohl“, sagt sie, „ein Fallot ist vorbei und hat gfragt um Pöllkirchen, und dann ist er in den Wald hinein, dort wo die zwei Farchen stehn am Ort.“ Einer von den Burschen kracht dort hinein in den Wald, der andere geht um Leut und bald ist der ganze Wald umstellt von Männern. Die haben rar ausgschaut. Irgendwas hat ein jeder in den Händen: der eine ein altes Hausgwehr, der andere einen Spieß, der hat eine Sensen, der einen Dreschflegel; Hacken und Krampen und Stecken und Stangen — was ein jeder halt in der Schnelligkeit erwischt hat. So haben sie lang, lang herumspeculiert, aber den Rauber haben sie halt nicht finden können. Endlich kommt der dicke Wirt mit seinem Sultan nach. „Such Sultl, such“, heißt's von allen Seiten, der Sultl schaut soviel gscheit drein, aber er weiß halt nicht, was er suchen soll. Er rennt so im Wald herum und auf einmal bleibt er bei einer unsinnig dicken Tannen stehn, schaut hinauf und bellt wie nicht gescheit. Alles lauft zusammen — richtig, ganz oben in den dickſten Äſten ſitzt der ausgebrochene Rauber. Er schaut herunter, die Leut schaun hinauf, der Sultl bellt, die Leut schreien und der Rauber halt't was her und sagt: „Den ersten, der aufi kommt, den derschieß ich.“ — „Hat der Lump richtig schon in aller Eil wo einen Revulwer gstohln“ sagt der Arbesshuber — „Leutln, da heißt's gscheit sein.“ Die Leut waren so gescheit und sagen halt, der Rauber sollt herunterkommen. Das thut er aber nicht. Sie disputieren eine halbe Stund, bis endlich dem alten Galsterschmied ein guter Gedanke kommt. „Wisst's, Leutln, so geht's nicht; da muss die Obrigkeit her — holts den Bürgermeister.“ — „Recht hat der Galsterschmied“ schreien sie alle, „der Bürgermeister muss kommen — dass uns das nicht gleich eingfalln ist!“ Also ein Bub springt fort um den Bürgermeister. Derweil sind Weiber auch dahergekommen und die Strohbartin, soviel ein gscheites und frommes Weibsbild, sagt: „Aber Leut, habt's denn kein Kopf und kein Glauben mehr? Wenn der Rauber abifallt vom Baum, so ist er hin, und der Gottseibeiuns holt ihn alser ganzer, wenn er so sündhaft stirbt. Und wer ist schuld? Ihr alle miteinander, weil's kein Glauben habt's und nix denkts an die Ewigkeit. Zuerst springts um den Herrn Pfarrer, dass er den Rauber von unt' aufi versehen thut, bevor, dass er abi fallt und hin ist.“ —

Aber das haben die anderen der Strohbartnanni nit glauben wollen und haben gmeint, es wär eine Sünd, den Herrn Pfarrer herstrapizieren wegen so einer Rauberseel.

Inzwischen ist schon der Herr Bürgermeister da. Alle grüßen ihn, er grüßt auch, alle treten auseinander und der Herr Bürgermeister geht zum Baum, setzt seine Augengläser auf und sagt: „Wo ist denn der Hallodri, der verdammte?“ — „Hier bin ich“, sagt der Rauber. Der Bürgermeister räuspert sich und schreit zwischen die vorgehaltenen Hände auf den Baum ’nauf: „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für arretiert und befehle Ihnen, kommen Sie abi!“ — „Herr Bürgermeister“, schreit der Rauber, „im Namen des Gesetzes kriechen Sie mir den Buckel ’nauf, dann haben’s noch eine schönere Aussicht als ich.“ — „Das kommt von der Hetzerei“ sagt der Bürgermeister, „in aller Eil hab ich davonlaufen müssen, und jetzt hab ich mein Gsetzbuch nicht mit, und kann nicht einmal schaun, was in so einer Gschicht zu machen ist.“ — Die versammelte Gemeinde hat sich jetzt wohl gedacht, dass das Gesetzbuch nicht viel helfen könnt — aber zu sagen hat sichs keiner getraut und so haben sie halt alle gesagt: „Freili, freili — halt freili wohl.“ Auf einmal hört man von oben wieder den Rauber seine Stimm und der sagt: „Wissens was im Gsetz da drüben steht? In Hinterlackendorf hängen’s kein’ auf, wenn’s ihn nicht haben!“ Jetzt haben’s alle gescholten unten und der Rauber hat Tannenzapfen heruntergeschmissen und hat gesagt, das wären die schönsten, die er in seinem Leben gesehen hat. Da sind sie alle so wild geworden, dass sie haben wollen den Baum umschneiden — Gottlob hat das aber der Herr Bürgermeister nicht erlaubt, denn wenn der Rauber dann hin gewesen wär, da wär eine schöne Schweinerei herausgekommen. Dagegen hat der Bürgermeister befohlen: Es soll ein jeder nachdenken, damit ihnen was Gescheites einfallt, wie sie den Rauber kriegen. „Freili, freili, halt freili wohl“ haben alle gesagt und haben angefangen nachzudenken. Auf einmal schreit einer: „Heilige Mutter Anna — dort kommt der Herr Gendarm!“ Einige laufen ihm entgegen und mit großen Freuden wird der Gendarm begrüßt. Der tritt zum Baum, zieht die Personsbeschreibung des Räubers heraus und fangt an: „Statur: groß“ — ja Teufel, das ist schwer zu sehen. „Haare: braun“ — der Kerl hat halt einen Hut auf. „Augen: blau“ — ja, wer das von da sieht. „Nase und Mund: gewöhnlich“ — meinetwegen. „Besondere Kennzeichen: keine. Sitzt halt auf einem Baum“ haben sie freilich nicht sagen können — „er wird’s schon sein, stimmt schon. Sie da droben — hören Sie mich?“ — „Sehr wohl, Herr Gendarmwachtmeister.“ — „Kommen Sie einmal herab!“ — „Zu Befehl, kommen Sie zu mir herauf, es ist ganz gleich weit.“ — „Verstehen Sie“, sagte jetzt der Gendarm, „wenn Sie nicht sofort herunterkommen,

schieß ich hinauf.“ — „Da gehen Sie schön ein — das weiß ich recht gut, dass Sie nicht schießen dürfen“ sagt der Räuber. Mittlerweile glaubte der Bürgermeister, es sei an der Zeit, in den ganzen Gang etwas parlamentarischen Zug zu bringen und einmal die Anträge des zumeist Betheiligten zu vernehmen. Er gebot Ruhe, legte seine riesigen Hände an den Mund, um ein Sprachrohr von namhaften Ausdehnungen zu gestalten, und schreit auf den Baum hinauf: „Du Zottl, du elendiglicher, jetzt sagst auf der Stell', was willst denn eigentlich? Willst oben sitzen bleiben, bis du jämmerlich verhungerst, oder wie oder was?“ — „Wissens, Herr Bürgermeister, das ist so — gehts weg, da drunten, ich muss nunterspucken. Also das ist so. Ich wart, bis Abend wird. Dann wirf ich zwei Giftkügerln, die i immer bei mir hab, abi. Die zerspringen und lassen einen giftigen Dunst aus. Was auf siebenhundert Klafter im Umkreis is, wird alles hin, Frösch und Krotten, Eidaxln und Nattern, Würm und Käfer. Und die Leut' auch. Mir schadt's nix, weil der Dunst nit auffsteigt. Wenn dann alls hin is, dann steig i abi und geh fort.“

Diese Schilderung von der Tödtung alles Lebenden machte einen riesigen Eindruck, die meisten rochen schon was Giftiges und jeder dachte sich ganz still: „Ich bleibe da, bis es finster wird, und bevor der seine verflixten Giftkügerln herunterwirft, fahr ich ab — sollen nur die anderen dableiben.“ Nur beim Halterbuben vom Foastlipp ist das Samenkorn eines Gedankens auf guten Boden gefallen. Er drängt sich zum Gendarm und sagt ihm still was ins Ohr. Wie Leuchten geht es über das Gesicht des Gendarmen, er klopft dem Halterbuben auf die Schulter und sagt: „Gut is, Bübl, renn nur gschwind!“ Der Halterbub deutet seinem Kameraden und fort sind sie wie der Wind. Es dauert nicht lang, sind's alle zwei wieder da und haben eine langmächtige dünne Stangen mit und eine Faust voll „Schwefeleinschlag“, wie ihn die Leute brauchen zum Einschwefeln der Weinfässer. Alle begreifen, alle lachen, rasch wird der Schwefeleinschlag am Stangenspitz angebunden, angezunden und hoch hinauf unter den Räuber gehalten. Langsam und kerzengerad steigt der Schwefeldampf in die Höh' zum Rauber; der macht ein dummes Gesicht, blast und hustet und fangt an, mit dem Hut gegen den Schwefelrauch zu wacheln. Aber je mehr er wachelt, desto besser brennt der Schwefel und immer ärger geht der Dunst zu ihm. Höher steigen geht nicht, er ist so ganz oben, er flucht und schilt gotteslästerlich, aber alles hilft nichts, im Schwefeldunst hält es kein Geschöpf aus, und so steigt er halt herunter. Die Leut' unten halten die Stange gleich auf die Seite, wie der Rauber aber sitzen bleibt, halten sie die Stangen wieder unter und der Bürgermeister sagt: „Kraxeln wir wieder ein Stück abi.“ Endlich ist der Rauber hustend und blasend da, zehn Leute greifen um ihn, der Gendarm kettelt ihm die Hände zusammen und treibt ihn zum Bezirksgericht.

Eher hat er ihn aber genau ausgesucht und nichts gefunden; der Revolver und die Giftkügerln, mit denen er gedroht hat, waren auch nicht zu finden. „Wo das Zeug etwa ist?“ sagt einer. „Ghabt muss er ein Revulwer und die Giftkügerln doch haben, sonst hätt’ er’s ja nit sagen können.“ — „Das“, sagt der Bürgermeister, „das hat er alles oben lassen auf dem Baum, und dort soll’s liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.“ — „Freili wohl“ sagen alle, „freili, halt wohl freili.“ Dann sind sie heimgegangen, die Hinterlackendorfer, und waren alle sehr stolz, dass sie so gescheit „raubergfangt“ haben, aber den Halterbuben, der den Rauber erwischt hat, den hat keiner gelobt. Ja, so ist’s auf der Welt. Freilich, freilich, halt wohl freilich. —

Der Schäfer.

Von **Ferdinand von Saar.**

Wie auch der Tag sich dehne,
Auf öder Hügellehne
Steht er und blickt ins Land;
Er sieht die Sonne steigen
Und still sich wieder neigen
Bis zu des Himmels Rand.

Er sieht den Lenz auf Erden,
Er sieht es Sommer werden
Und Herbst und Winter auch;
Nicht Mittagsglut, nicht Regen,
Nicht Schnee kann ihn bewegen,
Noch eis’ger Sturmeshauch.

Der Hund an seiner Seite,
Dass er die Schafe leite,
Kennt seines Rufes Ton;
Sonst will kein Wort verlieren,
Der Hirt mit seinen Thieren,
Der dumpfe Menschensohn.

Kleine Laube.

Schrecken!

Erlebnis mit dem kleinen Dirndel. Von R.

Die interessantesten Dinge erlebt man nicht draußen in der Welt, sondern im eigenen Hause. Ein Familienvater kann immer neugierig sein, was es gibt, wenn er nach Hause kommt. Kinder gibt's. Und mit Kindern allerhand Erlebnisse.

Eines Frühsommerabends kam ich heim. Sie saßen alle beim Tisch, waren schrecklich fleißig und duckten ihre blühenden Gesichter eifrig auf die Arbeit nieder. Ich überblickte die Häupter der Lieben und siehe, es fehlte eins.

„Wo ist denn mein Mausi?“ fragte ich, denn das kleinste Mädel war nicht da.

„Das ist heute schon schlafen gegangen!“ riefen alle zugleich überlaut aus und stickten und strickten und nadelten.

Ganz in Ordnung. Fünfjährige Dirndlein sollen früh ins Bett. Mir aber that's leid um das Patschhandel, das ich heute versäumt, dieweilen ein alter Herr mich auf der Gasse beim Rockknopf festgehalten und mir die Vortheile des Kunstdüngers in der Gurkenzucht erklärt hatte. Mir gieng's weniger um die Gurkenzucht, aber vom Knopf wollte ich mich nicht gewaltsam losreißen, weil man die gleiche Façon so selten nachbekommt.

Also das „Mausi“ war für heute verspielt. Ich zog den Überrock aus und schickte mich an, auf der Bank eine Rast zu halten. Da fragten mich die Meinen ganz piquiert, ob ich denn heute nicht mehr arbeiten wolle? — Sie haben recht, es heißt dazuschauen. Ich gieng in meine Stube, da brannte die Lampe schon, und setzte mich an den Schreibtisch. Aber die Feder ließ zu wünschen übrig. Eine schlechte Feder ist allemal die beste Ausrede, wenn einem nichts einfällt. Auch sonst war die Stimmung nicht heimlich, eine gewisse Unruhe lag in der Luft, auf einmal ein Seufzer. Ich horchte, es war aber nichts. Ein eigenthümlicher Geruch war zu spüren, ähnlich wie beim Buchbinder, und doch wieder anders. Die Flamme, dünkte mich, brannte heute unruhiger, als es sich für eine vorurtheilsfreie Petroleumlampe schickt. Plötzlich ein leises Wimmern. Wo war denn das? Irgendwo im Zimmer

schluchzte etwas gar erbärmlich — und ich sehe doch nichts. Da, wie ich aufspringen will, stößt mein Fuß unter dem Schreibtisch an etwas Elastisches, Lebendiges. Ich leuchte rasch hinab, und jetzt wäre mir die Lampe schier vor Schreck aus der Hand gefallen. Ein abscheuliches Ungethüm grinste mir entgegen, ein riesiger Kopf, aufgedunsen das drachenfarbige Gesicht, plumpe Stumpfnase, fletschender Mund, aus den tiefen Höhlen stachen zwei glurige Schlangenäuglein hervor. So hob sich das grause Ungeheuer aus dunklem Abgrunde gegen mich herauf. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus und die Lampe zitterte in meiner Hand. Da hörte ich hinter dem grinsenden Scheusal etwas schluchzen und wimmern, zwei weiße Kinderhändchen kamen zum Vorschein und zerrten krampfhaft an dem Gorgohaupte, dieses fiel zu Boden, und das liebe weiße Rundgesichtlein meines kleinen Dirndels war da. Aber es weinte so bitterlich, dass die hellen Tropfen niederrannen, mit beiden Armen umschlang es meinen Hals und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — So schlimm war das Complot ausgefallen, das sie gegen mich geschmiedet. Das Mädel hat dann später seinen Geschwistern gestanden, warum es geweint, erstens, weil es fürchtete, den Vater zu sehr zu erschrecken, und zweitens, weil an der neuen Larve der Leim so viel gestunken habe.

Am anderen Tage war ein anderer Tag! Ich gieng mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, dass er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird er's inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer: diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Thau dazu. Andere Thierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten, die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein für das Gabelfrühstück. — Schlechter gieng es mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. Nun, erklärte das Mädel, einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden. — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zuthunliches Kätzlein abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Thier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Koseworte finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu thun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Thier erschrocken von sich und wurde im Gesicht ganz blass. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, athemlos — über das blühende Rundwänglein gieng ein mehrstriemiger Kratzer.

„Geh, Närrlein!" rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein Liebestascherl, und was kann die Katz' dafür, dass sie so scharfe Prankerln hat!"

„Es war ja nur ein Liebestascherl!" rief das Dirndel aus, lachend rief es, und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestascherl. O, das gute Kätzlein!"

Wir giengen weiter, und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Thieren wieder aufzurichten. Würden wir nicht nicht etwa einem Wolf begegnen? fragte sie auf einmal, denn der Wolf war ihr Schreckgespenst, das ihr wahrscheinlich einmal von einer dummen Magd beigebracht wurde. Man sollte solche Mägde auf sechs Stunden lang krumm schließen und zu den Mücken hinaushängen. Ein wirklicher Wolf kann nicht schlimmer beißen, als solch ein eingebildeter quält im angstvollen Kindesherzlein.

„Wölfe gibt's gar keine!“ versicherte ich meiner kleinen Begleiterin.

„Vater!“ entgegnete sie ernsthaft, „Wölfe gibt es wohl, sonst könnten sie ja nicht so heißen.“

„Hat's gegeben. Sind alle todtgeschossen worden von den Jägern.“

„Und die Gretherl hat mir aus dem Büchel vorgelesen, dass der Jäger den Hasen und das Reh todtschießt“, sagte die Kleine.

„Nun, so haben die Jagdhunde den Wolf verjagt“, sagte ich.

„Die lieben Jagdhunde!“ rief das Mädel ganz entzückt aus. „Die Jagdhunde sind wohl brav, gelt, Vater!“

„Ja, Kind, die sind freilich brav.“

„Wohin haben denn die Jagdhunde den Wolf gejagt?“

„Ins Russland hinein.“

„Ins Russland? Ist das weit?“

„Gar nicht zu sagen, wie weit.“

„So weit?“ Sie streckte das Ärmlein aus, so weit sie konnte, um die Entfernung, die sie meinte, anzudeuten.

„Es gibt schon fast gar nichts, wäs so weit entfernt wäre, als Russland. Ganz hinten.“

„Ganz hinten? Und dort ist der Wolf? Vater, wenn er aber auf einmal herüberläuft!“

Um sie auf andere Gedanken zu bringen und doch ihrem Interesse für die Thierwelt gerecht zu werden, führte ich die Kleine durch ein halbverfallenes Thor in den Wildpark eines Meierhofes, den ich in früheren Jahren oft durchwandelt. Nun hatte ich gehört, dass dort drin in einem Drahtgitterzaun gefangen zwei junge Hirschlein wären. Zwischen uralten Bäumen, aus denen der Moder roch, schritten wir auf feuchtem Grunde dahin; in den Baumgewölben wurde es immer dunkler, so dass mein Dirndel mich fester an der Hand hielt und enger neben mir einhertrippelte. An einem schwarzen Teiche gieng's vorüber, auf dessen Spiegel große Lattichblätter schwammen und in dessen Uferschilf Frösche quackten.

„Kommen wir schon bald zu den lieben Hirschlein?“ fragte mich mein Dirndel.

In demselben Augenblicke kam langsam und bellend ein großer schwarzer Hund auf uns zu.

„Der Wolf!“ stöhnte mein Dirndel und zuckte zusammen.

„Sei nicht kindisch, Mädel. Das ist ja gerade der brave Hund, der ihn verjagt hat.“

Nun pfotete aus Waldesfinsternis ein zweiter Bulldogg hervor, auch der begann zu bellen und strich gegen uns her. War auch schon ein dritter da, und gemeinsam schossen sie auf uns zu. Einen Schreckschrei stößt mein Mädel aus, ich reiße es vom Boden empor an meine Brust. Die Hunde umkreisen uns mit heftigem Geheul, mit jedem Schritt, den ich mache, drohen sie mir an die Beine zu fahren. Als ich mich umwende, zeigt die eine Bestie mit lechzender Zunge und blanken Zähnen, röchelnd vor Wuth, dass sie uns zerreißen will, sobald ich auch nur eine Miene mache, von der Stelle zu gehen. So bleibe ich stehen wie ein Klotz und

suche mein Kind zu bergen hoch an der Achsel, so gut es geht. Krampfhaft bebend hat die Kleine sich um den Hals geschlungen, stöhnend hat sie die Augen geschlossen, als das Geheul der Bestien immer ohrenzerreißender wird und eine mir lechzend an die Brust springt. Nun steift sich das Leiblein des Kindes nach rückwärts, die Augen gehen ihm über, dass nur mehr das Weiße zu sehen ist, und das Gesicht wird blau. In diesem furchtbaren Augenblicke stoße ich einen Hilferuf aus, so gellend, wie bisher keiner noch aus meiner Brust gekommen. Da ist hinter dem Teiche ein Pfiff, und zwischen dem Gestämme kommt ein altes Männlein zum Vorschein, das mit dünner Stimme so lange: „kuschen, Ludern!" ruft, bis die Hunde von uns ablassen.

Wie ich mit meinem Kinde aus dem Wildparke gekommen bin, ich weiß es nicht. An der Straße auf einem Schotterhaufen saß ich, mein Dirndel hieng mir krampfig am Halse. Am Parkthore lauerte der alte Jäger und schien nicht ohne Befriedigung darüber zu sein, dass seine Fänger unberufene Eindringlinge so wacker zurückgewiesen. Mein Kind labte ich mit feuchtem Grase. Es war zu sich gekommen, klammerte immer noch fest an meinem Nacken und schaute mich mit starren Augen an.

Des Weges kam ein Wagen mit leeren Bierfässern, der nahm uns mit in das Dorf, denn mit meinen zitternden Beinen hätte ich den Weg zu Fuß nicht machen können. Daheim habe ich hernach das Abenteuer wohl angedeutet, aber nicht ausgemalt. Die Kleine hat am nächsten Tage ihren Geschwistern wohl von den Schmetterlingen, Käfern und Ameisen erzählt, die wir gesehen auf unserem Ausfluge, auch von dem Kätzlein mit der scharfen Liebespfote, nichts aber, kein Wort von den Bluthunden im Wildpark. Oft aber war es von dieser Zeit an, dass sie in der Nacht mitten aus dem Schlafe aufschreckte und kläglich rief: „Vater! Vater! Die Hunde!"

Als wir im folgenden Herbst in die Stadt zurückgekehrt waren und unsere sommerlichen Erlebnisse den Bekannten mitzutheilen hatten, fragte jemand, zum Mädel sich niederbeugend: „Und was hat denn das kleine Fräulein immer gemacht?"

Antwortete mein Dirndel: „Das kleine Fräulein ist einmal in Russland gewesen — ganz hinten."

Poetenwinkel.

Die stille Messe.

Hart angebaut an den Felsensteg
Hebt die Thürme Maria-Kuntersweg.
Ich wand're vorbei im Morgenschein,
Die Thür ist offen — ich trete ein.

Vor jedem Platze flammt ein Licht,
Bestrahlet röthlich manch lieblich Gesicht
Und manches von Krankheit und Alter fahl
Und manches durchfurcht von Seelenqual.

Still waltet der Priester am Altar,
Der Chorknab' reicht flüsternd das Heilige dar,
Kein Beten ertönt, kein frommer Sang,
Es schweigt der Orgel schluchzender Klang.

Zum Altar schreiten ein Mann und ein Knab'
Und opfern dort stille von ihrer Hab',
Und kehren lautlos zu ihrem Gestühl
Und knien nieder auf hartem Pfühl.

Einem Todten gilt's, einer armen Seel',
Dass sie nicht das Fegefeuer quäl' —
Sie beten mit verklärtem Gesicht,
Dass Gott ihr schenke das ewige Licht.

Ich trete hinaus in den Morgenschein,
Wie ist der Menschen Hütte so klein.
Hoch über die Berge im schneeigen Kleid
Schwebt stumm und groß die Ewigkeit.

Anna Plothow.

* * *

Verzage nicht in banger Stunde.

Regt sich der Gram in deiner Brust,
Duld' ihn und scheuche ihn nicht fort,
Du wirst dich des Gefühls bewußt,
In deinem Busen ist sein Hort.

Er weckt ja die Erinnerung
An bessere Vergangenheit,
Bringt Trost dir und Beruhigung
Selbst in der schwersten Leidenszeit.

Drängt doch die heißen Thränen dir
Ins Aug' der neuerwachte Schmerz,
Und die sind stets ein Balsam hier
Für ein gequältes, wundes Herz.

Verzage nicht in banger Stund',
Bedenk': es wechseln Freud' und Leid;
Denn nicht auf diesem Erdenrund,
Nur jenseits herrscht Beständigkeit.

Franz Tiefenbacher.

* * *

All Liebe.

Der Morgen ist in hellen Duft zerfahren,
Im Werden stieg die Minne mit herauf,
Zu heilig, sich im Wort zu offenbaren,
Drückt tausend Wesen sie den Stempel auf.

In diesem Flammen will kein Lied erstehen,
Ob sich das Drängen auch im Busen staut,
Nur stumme Liebe kann der Brust entwehen,
Der ganzen Welt fühl' ich mich angetraut.

Und halten viele auch mir scheu verschlossen
Des warmen Herzens dunklen Wunderschrein,
Und schließen and're fremd sich und verdrossen
Bei ihrem selbstisch stolzen Treiben ein,

Und dräut mir spitz des eig'nen Geist's Gewaffen,
So klingt im Herz mir tief der heil'ge Ruf:
Die Würmlein hat der gleiche Gott geschaffen,
Der dich und der dein Liebstes schuf!

Franz Pühringer.

* * *

In der Fremde.

Über die Berge zieht
Jauchzend mein Morgenlied,
Grüßt dich im Frührothstrahl,
Heimatlich Thal!

Über die Berge zieht
Klagend mein Abendlied:
Ach, wie so weit, so weit,
Heimatthal, Kindeszeit!

Dora.

* * *

Großstadtbild.

Ein eisiger Wind durch die Gassen weht,
Ein bleiches Weib an der Ecke steht;
Ein mageres Kind, mit Lumpen behängt,
Sich näher an die Mutter drängt;
Ihr Jüngstes an die Brust sie drückt,
Und flehend die Hände und Augen schickt,
Sechs Hände voll Elend, sechs Augen voll Noth —
Sie bitten, sie flehen, sie heischen: Brot!
Doch achtlos der Schwall vorüberzieht,
Der Wind heult sein altes Schicksalslied. —
Mit fragenden Augen, mit leichtem Sinn
Naht eine schöne Sünderin.
Sie sieht die Gruppe, sie stutzt, sie steht,
Sie gibt, und rascher sie weitergeht. —

Friedrich Thamm.

Das neue Werk von Emile Zola.

Der französische Abbé Pierre Froment hatte ein Buch geschrieben, betitelt: „Das neue Rom“, durch welches er im Sinne des Papstes, wie er glaubt, den Katholicismus zum alten Christenthum zurückführen, es mit dem Socialismus verschmelzen und damit die Menschheit einigen und retten wollte. Dieses Buch wurde von der römisch-katholischen Indexcongregation mit dem Interdict belegt. Nun reist Abbé Pierre nach Rom, um beim Papste sich zu rechtfertigen. — Das ist der Grundton des neuen Zola'schen Romanes „Rom“.[1] Zwei Bände lang kämpft der Abbé mit den Prälaten und Cardinälen herum, bis es ihm im dritten endlich gelingt, eines Abends spät beim heiligen Vater vorzukommen. Es findet ein langes, hochinteressantes Zwiegespräch statt, bei welchem der Abbé schließlich laut weinend auf die Knie fällt und den Papst im Namen der Armen aus tiefstem Herzen anfleht, das Christenthum, wie es in seinem Buche verlangt wird, wieder herzustellen. Der Papst aber verdammt sein Werk „Das neue Rom“ auf das leidenschaftlichste und bestimmt den Verfasser, dasselbe auch selbst zu verdammen. Dann kehrt der Abbé Pierre Froment als Katholik gebrochen, als Revolutionär neu geboren, nach Paris zurück. — Das ist der eine Hauptfaden des Buches von Zola. Der zweite Hauptfaden handelt von der Heirat zwischen einer Braut aus der päpstlichen Welt und einem Bräutigam aus der Partei des Königs von Italien. Die Ehe ist unglücklich, sie soll gelöst werden. Als der langwierige Process entschieden, die Ehe mit dem Verhassten gelöst und die Braut ihren leidenschaftlich geliebten jungen Fürsten, den letzten Sprössling des stolzen Hauses Boccanera, nehmen will, wird durch eine Verwechslung der Fürst noch vor der Hochzeit vergiftet. Die schöne Braut, die sich in ihrer ersten Ehe bewahrt und der Muttergottes geschworen hatte, ihre Jungfrauschaft auch dem geliebten Fürsten erst nach der Trauung zu Füßen zu legen, gibt sich in einem furchtbaren Paroxismus dem Sterbenden hin und stirbt mit ihm.

Die Spannung, welche durch diese zwei Fabelstränge durch das ganze dreibändige Werk erzeugt wird, ist eine gewaltige. Zola sündigt darauf durch endlose Schilderung Roms und des römischen Lebens. Der erste Theil des Werkes erstickt in Beschreibungen, der zweite in Betrachtungen. Die Schilderung der Personen, besonders der Cardinäle und des Papstes, ist von größter Meisterschaft. Zola hat seine Studien an Ort und Stelle gemacht, den Papst aber hat er nicht gesehen. Trotzdem dünkt uns seine Beschreibung des heiligen Vaters zutreffend; sie ist auf das äußerste realistisch gehalten, ohne der geistigen Bedeutung oder der idealen Kraft Leos XIII. zu nahezutreten. Kopfschüttelnd lesen wir aber von ungeheuerem Ehrgeiz, von unbezähmbarer Herrschgier, von wüthender Eifersucht der kirchlichen Würdenträger, denen kein Mittel zu abnorm ist, um ihre Ziele zu erreichen. Vieles, besonders der Giftmord, geht stark ins Romanhafte, Phantastische — und wir fragen, ob das wirklich Zola ist, der moderne Apostel der realen Wahrheit? — Im ganzen erdrückt bei dem Romane „Rom“ die Tendenz das Kunstwerk, und die immerwährenden weitläufigen Wiederholungen geschichtlicher, politischer, philosophischer Ausblicke lassen uns die markige Geschlossenheit des berühmten Romanciers in diesem Werke gänzlich vermissen. Achtunggebietend bleibt das Werk trotzdem. Man sagt, es sei Zolas größtes Werk. Ich möchte es nicht bestreiten. Einzelne Theile sind von ungeheuerer Wirkung, so z. B. die Gegenüberstellung des Cardinals Boccanera und des Königspatrioten Olando, oder die Gegenüberstellung der Katakomben der ersten Christen und der sinnlichen Pracht der Peterskirche. Das sind tiefe Symbole.

---

[1]) Deutsche Übersetzung von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1896.

Das erste Buch, das ich von Zola gelesen, hat mir einst Hamerling in die Hand gegeben. Als ich es ihm zurückbrachte, ward der Empörung darüber Ausdruck gegeben, dass dieser Schriftsteller die Menschen so schlecht mache. O Kind, gab Hamerling mir zur Antwort, die Menschen sind in Wirklichkeit noch unendlich viel schlechter, als Zola sie schildert! — Wenn der idealistische, wohlwollende deutsche Dichter ein solches Wort ausspricht! — Was soll denn werden mit der Kirche, mit der katholischen Bekennerschaft, wenn Zola in diesem „Rom“ die Wahrheit sagt? Zola ist einer von denen, die von der Wissenschaft alles erwarten und die der Wissenschaft Hekatomben bauen aus blutenden Herzen der Gläubigen und Idealisten. Ich glaube, hierin hat er unrecht.

Was Zolas sexuelle Darstellungen anbelangt, die seinen Ruhm so weit getragen haben, so kommen auch in „Rom“ ein paar Capitel vor, die unerhört sind. Aber sie sind nicht frivol, sie sind nur brutal. Brutal und bizarr! Mich dünkt, solche Schilderungen gehen über die normale Wahrheit weit hinaus. Der Liebestod des Brautpaares in dem Palazzo Boccanera ist so ungeheuerlich phantastisch, dass man an Zolas Naturalismus ganz und gar irre wird. Vielleicht findet mancher die angedeutete Scene von antiker Größe. Ich will nicht darüber rechten, mir scheint sie unmöglich.

Die sittliche Absicht tritt in diesem Buche stärker hervor, als vielleicht je in einem anderen Werke Zolas. R.

Die schöne Leich'.

Ein Bildchen aus dem Dorfe, der Sanitätsbehörde gewidmet.

Schwüler Hochsommertag. Die Blumendüfte, den Erdgeruch, den Duft der Jauche auf dem nahen Felde schlug es nieder, dass ein schwerer Brodem lag über der Erde. Ich stand auf dem engen Friedhofe, der um die Kirche war, auf einem Hügel. Unten am Hügelrain plätscherte der Dorfbrunnen. Ich stand an einer Reihe von frischen Gräbern, wovon das letzte nur halb zugescharrt war. Die Jauche roch abscheulich. Daneben an der rissigen Mauer ein neues Gräblein, etwa vier Fuß tief. Ein großer Leichenzug kam herauf. Ein zehnjähriges Mädchen war gestorben, das Töchterlein des Großbauers. Das halbe Dorf war beisammen gewesen in der Nacht, zur Leichenwacht in der großen dunstigen Stube, wo das Mädchen aufgebahrt lag. Einen weißen Kranz hatte es um die blasse Stirn. So freundlich lag es da, die Leute weinten. In der Nebenstube lag ein zweites Kind krank. Zum Begräbnisse waren die Schulkinder gekommen, die knapp hinter dem Sarge einherschritten. Der lichte Fichtensarg in reicher Zier wurde getragen von sechs weißgekleideten Kranzjungfrauen. Es war sehr schön und feierlich. Es war ein so gescheites, liebes Kind gewesen. — Woran war es denn gestorben?

Mein Gott, der Tod sucht eine Ursache, sagten die Leute. An Diphtheritis war es gestorben.

An Diphtheritis!

Der Todtengräber verscharrte auch dieses Grab nur halb. Er hat recht. Morgen, übermorgen bringen sie ja neue . . . . R.

Warum ih koan Krebsn mog.

A Stückl in da steirischn Gmoansproch.

A Forelln? Jo, Schneggn! A Krebs is s gwen. Afn Finger is er ma ghenkt und zwickt hot er mih. Af d Stoanplottn hon ihs hin gloachn, däs sechsschinkad Vieh, dass s na gleih gmägazt hot und gschwanzlt und kroblt mitn Schinkner und hin- und hergschlogn mitn Zwickscharn, dass na grod kragazt hot. „Ah, dos is guat!" sog ih, „zorni ah nouh sei, daweil s du mih so groub zwickt host, dass ma da Finga bluät't!"

„Daweil ih dih zwickt hon!" sogg da Krebs. — Woaßt, weil ih a siebnbladlads Stiafmüaderl afn Huat hon ghobb, und do vasteht ma die Thier, wan's wos redn in eahna Sproch — woaßt eh.

„Daweil ih dih zwickt hon, dass da dei Finger a wenk bluät't!" sogg da Krebs und mocht an Heschaza. „Auweh, däs muass freilih weh thoan, wan dih a Krebsel in Finga zwickt. Bist wul an orma Lopp!"

„Ztodt tret' ih dih, wanst mih spödeln ah noh willst!" sog ih, weil ihs leicht kennt hon, er will mih fean (höhnen).

„Ztodt tretn!" moant da Krebs. Mit dein schwarn Fuaßtrompper af mih drauf, dass's af jo und na vabei war! Oh, wan d Leut sa bormherzi warn af uns. Wan s sa bormherzi warn! — dei Schwesta . . ."

„Wos host mit meina Schwesta!" fohr ih in Krebsn on, „mei Schwesta geht dih nix on, de loss ma mit Ruah! Däs is a guats Dirndl."

„Wuhl, wuhl", sogg da Krebs. „Sa guat und sa frum, dass's nit amol a Käferl mog zsomtretn afn Weg! Ober in Kednhund vagissts, dass s n that fuadan, wans ins Bett geht af d Nocht und afn Buabn wordt, der fensterln kimbb. A guats Leutl, dei Schwesta, wuhl wuhl, däs wissn mar Olli! Mei Muada, mei Voda, mei Ahndl, die gonz Krebsnfreundschoft woaßs, oda hots gwisst. Sie hot jo die Krebsn frei so viel gern, dei Schwester, und wan s kimpp am Obnd mitn Liacht zan Bachel, und uns füralouckt und aussafongg mit da Hond, gleih sogg s mit buderlwoacha Stimm: O du liabs Krebserl du! Do hon ih a woachs Betterl für dih! — und legg in gsonggn Sechsschink in ihr Körberl af Brennessel!"

„Brennessel!" loch ih laut auf. „Na hörst, du bist schön wehleidi! Wann ih a so a festi Scholnhaut hät as wia du, do wult ih hell muadanockad af Brennesseln umwolgn."

„Moanst du, dass uns Krebsn die Brennessln wos mochn in Körbel?" frogg da Sechsschinkad. „O mei Liaba! — Denkst nouh dron, du schreckbors Menschnkind, denkst nouh dron, wias gestern am Obnd lusti is gwen ban enk? Wias gscherzt und glocht hobts vorn Nochtmohl, wias umaghupft seids übamüati mittn in jungen Lebn, wias oanonder ohgsongg hobbs und Bussel gebn und ollahond Kurzweil triebn! Woaßt, wias meina Muada daweil gongen is? Däs liabi Krebsl, wia dei frummi Schwesta gsogg hot! Die Brennesseln in Körbel warn freilih schön küahl gwen. Wos mei Muada für an Durst hot ausgstondn noch ihrn Bachl, däs hot neambb gfrogg. Stad is s umanonda krobbelt afn Nessln und hot gmoant, sie müassad an Ausweg findn in ihr nossi Hoamat und zar ihrn Kinnern zrugg, dass s nouh amal glücklih kunnt sein af da Welt . . . Do greift dei Schwesta, die guati, die frummi, eine in Korb, pockt mei Muader um d Mitt, reißt s außer und schmeißts eini ins Häfn, ins siadand Wossa . . .! Ins siadand Wossa, mei du! olßa lebendiga! . . . ."

Ohzuckt hot er mit da Stim, da Krebs af da Stoanplottn, und fürkeman is s mar, als wia wan er still ban eahm woan that.

„Geh, sei nit kinasch, Thierl“, red ich n zua, weil er ma gach awenk dabormbb hot. „Is jo nar an Augnblick — in kouchandn Wosser, a kurzer Augnblick . . .“

„An Ewigkeit!“ schreit da Krebs. „An Ewigkeit, mei Mensch! Bis s durchkoucht durch die zach Scholn, eini ins Morch! A grausumi Pein! A schreckbora Tod! — — Und aft, wias vabei is, endla vabei is, einigworfn in d Schüssel mit fleschhiaschta Scholn und afn Tisch trogn. Wia schön röserlroth is da Krebs, wiar apatitla! Guat hot er gschmeckt, da Krebs, koan oanzign is s eingfolln, wos die bluatroth Forb bedeut't. Koan oanziger hot denkt af die Quol, wia s ormi Thier in hoassn Wossa sei Lebn hot müassn lossn. — Und du host auweh gschrian, weil ih dih a wenk in Finga hon zwickt!“

Und wia da Krebs a so hot gredt, do is mar eiskolt übern Bugl gonga, do hon ih s sechsfüaßlad Thierl mit da Hond schön zort ongriffn, hons aufghebb va da Stoanplottn, hons ins Bachl eini thon. — Gmirkt hon ih mas und sid der Zeit mog ih koan rothn Krebsn sechn in da Schüssel. Und viel Geld deaffad mar oana gebn, dass ih so a Stückl Krebsnmorch owibracht durchn Schlunk. Wan ma denkt, wia viel Quol und Pein und grausums Sterbn a so a Bröckl kost't! R.

Volkssprücheln und Vierzeilige.

Die folgenden alten Volkssprücheln aus der östlichen Steiermark wurden uns von Rosa Fischer aus Hartberg zugeschickt. Mehrere derselben sind wenig, andere gar nicht bekannt.

Einen, der gern „schürt“, — denunciert“, spottet man:

Klagfistel, kriagst a roths Röckerl.

Oder:

Schürngangerl auf der Geig'n
Kannst nix verschweig'n.

* *
*

Wenn jemand nicht verstanden hat und nachfragt, dem ruft man zu:

Was? — a alt's Fass,
Sitz'n drei Manndl drauf,
Wiss'n nit was.

* *
*

Wer nicht gern gibt, wird gespottet:

Neidkramp'n, Wiliwamp'n,
Wird di der Teufel
In d' Höll obischlamp'n.

* *
*

Hiasl, Hansl Hosnsäckl,
Gib der Katz ah a Bröckl.

* *
*

Wenn man einen Marienkäfer findet, läßt man ihn fliegen und sagt:

Himmelkuahserl fliag in Brunn,'
Morg'n kriag'n mar a warme Sunn!

* *
*

Zu einem trotzigen Kinde sagt man neckend:

Peterl ban Thor
Hat a roths Oa,
Hat a blau's Kapperl auf
Und a roth's Banderl drauf, —
Banderl wird schmutzi,
Peterl schaut trutzi.

* * *

Ein Liedl, das manche Eltern nicht gerne hören, lautet geheimnisvoll:

Wollt's wiss'n, wer mei' Voder is,
Wollt's wiss'n, wer i bin? —
Mei' Voda geht zur Nachtzeit aus,
Bringt Fleisch und Mehl und Schmalz nach Haus, —
Hiazt wisst's as, wer mei Voder is,
Hiazt wisst's as, wer i bin.

* * *

Wollt's wiss'n, wer mei Muader is,
Wollt's wiss'n, wer i bin?
Mei Muada fliagt ban Rauchfang aus,
Mit Butter und Kase kehrt sie z' Haus, —
Hiazt wisst's as, wer mei Muader is,
Hiazt wisst's as, wer i bin.

* * *

Verliebte Buam und Dirndl werden geneckt:

Drei-radl, Drei-radl, wia blättert der Wag'n,
Wo wird unser Nazl um a Braut hinfoh'n? —
Wo hin und wo aus, — ban Nachbarn sein Haus
Da schaut die schöne Hannerl beim Fenster heraus.

* * *

Auf die Frage, wie spät es ist, sagen sie:

Drei Viertl über'n Zaun,
Wer's wiss'n will, soll schau'n.

* * *

Drei Viertel übern Straß'grab'n,
Wer's wiss'n will, soll nachfrag'n.

* * *

Drei Viertl über d' Eck'n,
Wer's wiss'n will, soll's schmeck'n.

* * *

Wenn man jemand ohne Noth schrecken will, sagt man wohl:

Wart', du wirst es kriag'n,
Hast'n Pfarrer sei Kalberl verschria'n.

Zwoa lederne Strümpf
Und drei san fünf,
Wann i oan verlier',
So bleib'n ma no vier.

* * *

Dort drunt'n ban Bowidlbam
Hab' ich's mein Strumpf verlor'n,
Hiaz geh' ich's zum Bowidlbam
Und such' mir's mein Strumpf zum oan.

* * *

Höher-Peter,
Drauß'n steht er,
Bringt's ma eina
Den Zigeuner.

* * *

Bei der Nacht is kohlfinster,
Der Himmel voll Stern,
I trau mi nit außi,
Möcht' bald abbiss'n wer'n.

* * *

Durt drunt'n im Schnee
Wachst a Bamerl in d' Höh',
Du mirk' dir's den Bam,
Wo mar z'samm' kemman san, —
Du mirk' dir's den Ast,
Wo's d' mar's Busserl geb'n hast.

* * *

Zwisch'n Berg und Thal
Liegt a Wasserfall,
Müass' mar a Licht anzünd'n,
Dass mar durchifind'n.

* * *

Übers Wieserl bin i gongen,
Hab' Schlageis'n aufg'richt',
Hab' an Jungen wolln fongnen,
Hab' an Alt'n dawischt.

* * *

Mei Voda hat g'sagt
Und mei Muata sogt's a,
Wannst 'as Dirndl willst liab'n,
Musst es heirat'n a.

* * *

Mei' Voda hat g'sagt,
I sollt' d Menscher gern hab'n,
Mei' Muada hat g'sagt,
I sollt's nehman ban Krag'n.

* * *

Wann's Spinnradl hinum geht,
Geht's herum a,
Und wann der lang' Fasching kimt,
Heirat i a.

Bücher.

Sonja Kowalewsky. (Halle a. d. Saale. Otto Hendel.)

Dieses Doppelbuch, dessen ersten Theil die Heldin selber verfasst hat und dessen zweiter Theil von deren Freundin Charlotte Leffler geschrieben worden ist, könnte auch den Titel führen: „Ein weiblicher Übermensch.“ Es ist die bewegte Geschichte eines genialen Weibes, dessen Geistesanlagen so überwiegend und intensiv gewesen sind, dass sie die herkömmlichen Aufgaben der Frau ganz in den Hintergrund gedrängt haben. Sonja Kowalewsky war Mathematikprofessor an der Universität zu Stockholm und nebenbei Schriftstellerin von einem beachtenswerten Talente. Sie wurde besonders wegen ihrer mathematischen Leistungen, womit sie den Bordin-Preis von der Akademie der Wissenschaften in Paris gewann, gefeiert, wie selten eine Frau gefeiert worden ist. Aber das verschärfte den Zwiespalt zwischen ihren öffentlichen Bestrebungen und den Forderungen des Frauenherzens. In jungen Jahren ist sie gestorben. „Weiber taugen nicht auf die Universität!“ hatte Strindberg gesagt, die tiefunglückliche Sonja hat ihm endlich ausdrücklich recht gegeben. — Das im Werke erzählte Schicksal ist kein erdichtetes, das Buch ist die Biographie einer „Emanzipierten“, ein wahrhaftiges Schicksal voll tiefer Tragik. M.

Der König von Preußen. Von August Senoa. (Wien. C. Daberkow.)

Ein kroatischer Dichter schreibt eine Novelle unter obigem Titel. Da ist man doch einigermaßen begierig, wo das hinaus will. Ich weiß es jetzt schon, sage es aber nicht. Der Humor im Büchlein ist stellenweise nicht schlecht, die ernsten Theile bewegen sich auf veraltetem Tummelplatz, werden aber naive Leser noch immerhin in Spannung versetzen. M.

Onkel Johns Principien. Eine Geschichte aus dem englischen Leben von Johanna Feilmann. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das Buch hat eine sehr ernste und eine sehr humoristische Seite. In diesem wechselnden Gesicht liegt ein hoher Reiz. Der Ernst liegt in dem Vorwurf. — Wenn du, guter deutscher Michel, eine Frau freist, so lass dich nicht anglisieren: frag' in Noth und Zweifel nur dein gutes deutsches Herz, und das wird dich gut führen. — Der Humor liegt in der Behandlung des Stoffes. V.

Wie Künstler lieben. Novelle von Margareta von Poschinger. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Autorin ist eine Frau, und das spürt man an der feinen psychologischen Durchdringung des weiblichen Charakters — aber sie kennt ihre Künstler! Die Gestalten sind in ihrer Ganzheit gefasst. Darum wird das ewig-neue Problem der Künstlerliebe hier nicht durch Banalitäten verflacht, sondern in origineller Art bis zu origineller Lösung durchgeführt. V.

Gedichte eines Arbeiters. Von Ludwig Palmer. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Dass diese Dichtungen von der schwieligen, rußigen Hand eines Eisenarbeiters nach schwerem Tagwerk niedergeschrieben sind — wer ahnt es? Ein feiner, klarer Geist spricht aus ihnen — nach Poetenart nicht immer seines Schicksals froh; zuweilen elegisch, weltschmerzlich, aber von einer köstlichen Frische und Naivität der Naturbetrachtung. V.

Büchereinlauf.

Dörcherpack. Blätter aus einem bescheidenen Menschensein von Richard Bredenbrücker. (Berlin. Verlag der Romanwelt. 1896.)

Grenzerleut! Bilder aus den Alpen von Arthur Achleitner. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum. 1896.)

Eva. Roman von Henri Gréville. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Oberlicht. Wiener Künstlerroman von Karl Baron Torresani. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Erbinnen. Roman von August Niemann. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen von Max Kretzer. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Dorf Düffel. Eine Satire von Emil Hügli. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder von Karl Theodor Schulz-Dresden. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1896.)

Gedichte. Von Theodor Renneberg. (Teutschenthal in Mansfeld. 1896.)

Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherrn von Liliencron. (Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.)

In letzter Stunde. Moderne Dichtung von Ernst Gutfreund. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Grabschriften und Marterlaferln. Von Ludwig von Hörmann. Dritte Folge. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Le sage Empereur. Poème légendaire de Léon Riotor. (Paris. 1896.)

Deutsche Dichtung in Österreich. Von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Lose Skizzen von Richard von Muth. (Wiener-Neustadt. Anton Folk. 1896.)

Ungedrucktes aus dem Goethekreise mit vielen Facsimiles. Herausgegeben von Dr. Gustav Ad. Müller. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846, nach den großentheils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit einem Briefe Lenaus in Facsimile-Wiedergabe. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

Ein Beitrag zur Volksaufklärung über den Vaticanismus und die socialdemokratische Lehre. Von H. Wernburg. (Barmen.)

Das Thierasyl. Eine Studie. Gewidmet allen Thierfreunden und Thierfeinden von Rudolf Bergner. (Graz, Körblergasse 40.)

Warum sind wir arm? Nach dem Holländischen des Rienzi. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung. Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutergebiete, unter Mitwirkung wahrer Verehrer der Heimat zusammengestellt von Emil Perthen und Hans R. Kreibich. (Mertendorf. Verein der Naturfreunde. 1896.)

Bauern, merkt auf! Ein Wort zur Belehrung und Aufmunterung für die arbeitende Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten. Von Josef Hannich (Steinschönau. Heinrich Lißner.)

Rechtskämpfe, seit Beginn des Jahrhunderts erlebt von der steierischen Familie Beckh-Widmannstetter. Ursprung und Folgen von Rechtsirrungen, veranlasst durch nichterkannte Irre. Von Beck-Widmannstetter. (Budapest. Koloman Rozsa & Frau. 1896.)

Die Musen. Monatsschrift für Production und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. (Berlin. C. F. Conrads Buchhandlung. 1896.)

Der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. hat seiner **Bibliothek der Gesammtliteratur** das **Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz** einverleibt.

Postkarten des „Heimgarten".

B. N. G., Prag: Sie können nicht verlangen, dass wir alle Einläufe lesen, alle Briefe beantworten. Beherzigen Sie doch, wir bitten inständig, unsere „Hausordnung", die wir im „Heimgarten", zwanzigster Jahrgang, Seite 80, und auch bei anderen Gelegenheiten veröffentlicht haben. Lesen Sie diese Hausordnung, sie ist sehr interessant!

E. H. 23: Nicht übel, aber für den „Heimgarten" ungeeignet. Zum Abholen bereit.

J. T., Graz: Sie reimen immerfort darauf los und haben nicht die geringste Ahnung davon, was Poesie ist.

* Zur Charakterisierung moderner Theaterverhältnisse kommt uns folgendes Inserat zu:

„Geschäftsübernahme.

Verehrungswürdige! Einem hohen Adel und löblichen Publicum habe ich die Ehre anzuzeigen, dass die seit mehreren tausend Jahren von Apollo geleitete Kunstanstalt, den Thespiskarren, ich in ausschließliche Regie übernommen habe. Merkur."

J. W., Wien: Ist sehr verständlich: Mancher Poet meidet die Wirklichkeit, weil sie nicht imstande ist, seinem Ideale auch nur annähernd zu entsprechen.

Z. W., Innsbruck. Nicht „Heidepeters Gabriel", sondern „Die Schriften des Waldschulmeisters" erscheinen soeben in dreiundzwanzigster Auflage. — „Das ewige Licht" kommt demnächst zur Buchausgabe.

W. S., Laibach: Für Ihre Ziele müssen wir Ihnen Kruhls „Volksarzt für Leib und Seele" empfehlen. Diese kleine und brave Zeitschrift erscheint zu Hirschberg in Schlesien. Sie ist getragen von der einheitlichen idealistischen Weltanschauung ihres Herausgebers, der zwar manchmal so ein bisschen seine Schrullen hat, aber ein durch und durch redlich strebender, liebenswürdiger Kerl ist.

C. A., Graz: Der Verse zwar etwas viele, aber wir wollen sehen. Einige Geduld wird gut thun.

F. K., St. Pölten: Die betreffenden Worte Nietzsches, die so rührend sind, lauten wörtlich:

„Die Küste schwand, nun fiel mir die letzte Kette ab, — das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt ein Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!

O, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!"

F. F., Dresden: „Der Hunger und die Liebe hält alles Weltgetriebe", behaupten Sie mit dem Dichter, und es heißt, darin liege alle Wahrheit enthalten. Mir leuchtet das nicht ganz ein. Hunger und Liebe allein? Ich glaube, es kommt auch noch ein dritter Beweggrund dazu, welcher das Weltgetriebe mitverursacht. Ich kann mir nicht denken, dass ein Mensch, welcher an Liebe und körperlicher Sättigung keinen Mangel leidet, unter allen Umständen ruhig und zufrieden ist. Es wird ihn drängen, die angeborenen Fähigkeiten zu bethätigen, etwas zu leisten, zu schaffen, zu zerstören. Und diese Lebensäußerungen werden mindestens so viel „Weltgetriebe" verursachen, als Hunger und Liebe. Der Drang zu arbeiten, zu schaffen, lässt sich durchaus nicht immer auf die Ursachen Hunger oder Liebe zurückführen. Die Arbeit ist nicht allein dazu vorhanden, dass wir uns ernähren, unsere Weiber erobern, unsere Kinder züchten, die Bethätigung der Kräfte ist ein Bedürfnis und ein Genuss für sich, ein Genuss, von dem die Müßiggänger freilich keine Ahnung haben.

Erweitern wir den Spruch nur immer dahin: „Hunger, Liebe und Thatendrang hält die Welt in Schwang." R.

P. Z., Wien: Sie Kriegsheld, Sie! Die Friedensbestrebungen — Suttner-Schwindel! Das ist Ihre Meinung. Die Schürer von Kriegsgelüsten — Volksverräther! Das ist unsere Meinung.

P. L., Wien: Ihre Vorschläge über eine Reform unserer Volksschule angenehm. Doch eine „Reform" im Sinne der Clericalen — niemals!

J. K., Innsbruck: Das drollige Volkssprüchlein lautet:

Der Ehnl-Ehnl und die Ahnl-Ahnl
Thoan Spahnl-Spahnl zsomklaubn,
Und der Ehnl-Ehnl nimbb a Spahnl-Spahnl,
Haut der Ahnl-Ahnl auf d Haubn.

In Grasbergers „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" finden Sie übrigens die Auswahl der besten Vierzeiligen. Wir sprechen nächstens davon.

W. L., Langau: Der prächtige Aufsatz über Bosnien: „Zwischen zwei Culturen" findet sich in Westermanns Illustrierten Monatsheften. September 1896. Verfasst ist derselbe von Ulrich Frank.

* Ich pflege jährlich einmal darauf aufmerksam zu machen, dass der „Heimgarten" kein „Familienblatt" in dem bewussten Großtantensinne ist, vielmehr ein Volksblatt für Erwachsene, die offen und ernst nach den Polen des Lebens ausschauen und denen nichts Menschliches fremd ist. Rosegger.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von Juni ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz wenden.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

2. Heft. November 1896. 21. Jahrg.

Der Preuß'.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Das Jahr 1866 war den Bewohnern meiner Waldheimat durchaus nichts mehr Neues. Dort war schon in den Fünfzigerjahren „der Preuß'" eingedrungen. Wir Halterbuben kletterten manchmal an seinen Brennholzstoß hinauf und guckten ihm zum Fenster hinein, beim Grabenhäusel, wo er Wohnung genommen hatte. Das war ein anderes Fenster, als die Fenster der übrigen Bauernhütten! Das alte Grabenhäusel unter der Felswand und den zerzausten Hollerbäumen hatte eine unbeschreibliche Herrlichkeit angenommen, seit es von „Preußen" bewohnt war. Die braunen Holzwände hatten eine Kalktünche bekommen, so dass sie aussahen wie das Herrenhaus in Krieglach. Die kleinen Guckfenster, zu denen vor Zeiten der alte einäugige Grabenhäusler kaum das kleine Kahlköpflein herausstecken konnte, waren vergrößert worden wie Wirtshausfenster. Später, als das Geschick des „Preußen" sich erfüllt hatte, standen sogar Töpfe mit Grüngewächsen und rothen „Veigerln" auf dem Gesimse und dahinter Vorhänge, die so roth waren, wie Kirchenfahnen. Und wer so gut auf dem Scheiterstoß saß, dass er zwischen den Vorhängen in das Stübchen gucken

konnte, der sah eine unerhörte Pracht. Da waren an der Wand geheimnisvolle Bilder, deren Darstellung man nicht erkennen konnte, deren breite Goldrahmen aber im dunklen Zimmerlein viel Sonnenschein ausstrahlten. Dann gab es auf dem Tisch ein buntes gesticktes Tuch, auf welchem Bücher lagen, und eine beinerne Tabaksdose. An der Wand eine breite dunkelgrüne Polsterbank, deren Lehnen auch mit weißen Sticktüchlein behangen waren. Daneben ein schwarzer lackierter Schubladkasten mit messingbeschlagenen Griffringen. Auf diesem Kasten unter einem hohen Glassturze ein elfenbeinernes Gestell, das wie ein Altärlein gebaut war, statt des Tabernakels aber ein weißes Zifferblatt hatte. Daneben allerhand Figurlein, Kästlein, gemalte Gläser und Krüge, wie derlei in keinem Hause von Alpel geschaut worden war. Was sich weiter in den Winkeln noch befand, das konnte nicht gesehen werden, maßen selbst ein Halterbubenäuglein durchs Fenster um die Ecke nicht zu gucken vermag. In diesem Häuslein nun hauste der „Preuß'". Er selbst aber war nicht zu erblicken, er war tagsüber weiter oben in der Waldschlucht bei einer kleinen Brantweinbrennerei thätig, die er sich hergerichtet, sowie auch das Grabenhäusel nach seiner Besitznahme von ihm die unerhörten Veränderungen erfahren hatte. Gekommen waren die Sachen auf mehreren Blachenwagen, ähnlich wie sie die Schleifersleute haben, oder Schaufelschnitzler, Korbflechter und andere fahrende Leute. Der „Preuß'" selbst war nicht etwa drangespannt gewesen, um in Gemeinschaft mit einem mageren Hunde das Gefährte zu ziehen, nein, er war vorne auf dem Bock gesessen neben dem Fuhrmann, sein Gewand war feierlich schwarz, die Hemdärmeln, die man sah, weil es heiß war und er keinen Rock an hatte, waren grau gestreift und hatten an den Ellbogen Flicken. Er trug einen langen rothen Bart und auf dem kleinen Näschen blaue Hornbrillen, die dem Manne etwas Geheimnisvolles und Ehrwürdiges verliehen, obschon er im Grunde noch kein graues Haar unter dem rothen gehabt hatte. Anstatt des Filzhutes, wie ihn bei uns daheim jeder ordentliche Mensch trug, hatte der Fremde ein schwarzes Käpplein mit glänzendem Lederschilde. Auf dem Schoße hielt er einen kleinen fuchsrothen Hund, von dem er sich das Gesicht lecken ließ. So war er angefahren und wir wussten nicht, kam da ein vornehmer Herr oder einer von der entgegengesetzten Seite. Wir hatten nur gehört, dass der Mann aus dem Preußenlande sei. Da hatten wir schon genug. Jemand wusste, dass im Preußenlande lauter Lutheraner lebten! Dieser Herr war am Ende auch so einer, er lugte durch die blauen Brillen gerade so drein, als wie wenn es mit seiner Seele nicht geheuer wäre; als ihm das Hündlein einmal bei der Liebkosung mit der Pfote ungeschickterweise die Hornbrille von der Nase gestreift hatte, sah man kleine grünlichgraue schillernde Augen. Und erst, wenn er sprach! „Der hat ja alle Buchstaben (es waren wohl die Laute gemeint) im hinteren Gaumen

oben!“ äußerte sich der Schneider Steff, und in der That, wenn der Mann den Mund aufthat und seine Wörter stoßweise hervorschnarrte, so war es zu hören wie eine Charfreitagsratsche. Anfangs hatten die Leute kein Wort verstanden, er musste handgreiflich werden. Er griff in die Hosentasche, zog einen aus rother Wolle gestickten Beutel hervor, verschob daran das Messingringlein, so dass das Eingeweide auf die flache Hand herausrieselte. Mit Silbermünzen begann er zu sprechen, und siehe, das begriffen die Leute überraschend schnell. Das Grabenhäusel hat er gepachtet, Holz, Milch, Butter, Brot, Eier, kurz alles, was der Mann brauchte, bezog er von den Waldbauern und alles zahlte er mit barer Münze. Sogar den Strohschaub für ein Bett wog er meinem Vater mit einem Silberzwanziger auf, obschon bei uns daheim seit Erschaffung der Welt kein Bettstroh für Bargeld verkauft worden ist. „Für den Schaub ein Vergeltsgott ist genug!“ sagte mein Vater zum Preußen, dieser aber entgegnete: „Sehn Sie 'mal, Bauer, 'n Silberzwanziger ist mehr!“ Mein Vater nahm zwar das Geld, steckte es aber in einen anderen Sack, als wo die gut katholischen Kupfermünzen waren, denn der Knecht Markus hatte ihm gesagt: „Gib Achtung, Lenz! Lass das lutherische Silberböcklein nicht zu den Kupferschafen! Für was Gutes wirst mit diesem Geld nicht viel Segen aufheben. Das gescheiteste, du vertrinkst es.“ Mein Vater wollte aber auch keinen lutherischen Rausch haben. „Na, nachher machst es so!“ sagte der Markus, nahm ihm den Silberzwanziger aus der Hand, gieng zur Thür, wo das Weihbrunngefäß hieng, tauchte ihn hinein, hielt ihn dann mit zwei Fingern hoch in der Luft und sprach mit feierlichem Tone: „Jetzt ist er getauft!“ Denn zur Zeit hat man in jenen Gegenden die Lutheraner — und wären sie selbst von Silber gewesen — für Heiden gehalten.

Beim Preußen stimmte es aber nicht. Der gieng am Sonntag in die Kirche nach Krieglach, wie wir anderen. Er stand stets am Seitenaltar vor dem Christusbild und benahm sich ganz anständig. Auffallend war es nur, dass er beim gemeinsamen Rosenkranzgebet das Vaterunser allemal laut, wenn auch stark aus dem Hintergaumen hervor, mitbetete, beim Ave Maria jedoch keinen Laut von sich gab. Solche Widersprüche mussten näher untersucht werden.

So hockten wir eines Tages auf dem Holzstoß, den der „Preuß“ an der Außenwand seines Hauses geschichtet hatte und guckten zum offenen Fenster hinein. Den Mann wussten wir zur Stunde oben in der Schlucht bei seinen dampfenden Brantweintöpfen. Der Heiden-Florl hätte gerne gewusst, wie es sich aus der beinernen Dose schnupft, die auf dem Tische lag. Der Halter-Hansel hätte gerne versucht, wie es sich auf der grünen Polsterbank langhingestreckt liegt und mir wäre für alle Welt um das schwarzgebundene Buch zu thun gewesen, das neben der Dose

geheimnisvoll-feierlich dalag. Vielleicht war es das Buch vom Martin Luther! Dann durfte es kein Christenmensch anrühren. Aber, wenn er's nicht anrühren darf, nicht aufschlagen, wie soll er denn erfahren, dass es das Lutherbuch ist! — Ich weiß nicht mehr, welcher von uns dreien den Vorschlag gemacht, durchs Fenster hineinzusteigen. Dieweilen ich darüber nachdachte, ob es zu wagen wäre, ob es sei, wie jenes Fensterle bei dem Dirndlein, welches als so höllisch sündhaft verschrien war, dass es jeder Bursche probieren wollte — dieweilen ich nachdachte, waren die Kameraden schon drinnen. Und — wups, stand ich auch in der Stube. Da gab's einen bremseligen Geruch, ganz eigen. Der Hansel streckte sich sofort auf der Polsterbank, gab derselben mit seinem Hintertheil etliche Stöße, so dass das Zeug schwellend auf- und nieder wogte. Der Florl untersuchte die Stockuhr; ich fasste Muth und schlug das schwarze Buch auf. „Kurzgefasste Anleitung zur Destillation von Ebereschenbeeren." — Jetzt wusste ich erst noch nicht, war der Mann Christ oder Heide. Der Florl fand an der Uhr weiter nichts auszusetzen, nahm die Schnupftabaksdose, versuchte, sie mit den Fingernägeln aufzumachen, was ihm auch gelang, aber so, dass das feuchte schwarze Pulver auf den Tisch niederpatschte. Über das Missgeschick erschrocken, huben wir alle drei an, mit den Fingern den Schnupftabak in die Dose zu fassen, da kam plötzlich einem das Nießen an, sogleich auch dem anderen, und bald nießten alle drei wie um die Wette.

„Potz tausend million, ist jemand in der Bude!" schnarrte draußen eine Stimme. Der Schlüssel rasselte im Thürschloss, wir purzelten zum Fenster hinaus, aber der letzte, der Florl, that einen kreischenden Schrei, er fühlte sich am Bein gepackt und zurückgerissen in die Stube. Der „Preuß'"! — Wir beiden anderen waren hinter die Hollerbäume gestoben und glotzten uns sprachlos an. „Na nu!" hörten wir von drinnen, „die Diebe läst man 'mal 'n bisschen hängen, wie?" — Diebe? — Wenn es so stand, konnten wir jetzt nicht davonlaufen, den Kameraden nicht im Stich' lassen. Wir müssen hinein. „Geh' du voraus!" flüsterte ich dem Hansel zu und wollte ihn durch die Thüre schieben. „Geh du voraus!" gab er zurück und schupfte mich hinein. — Der Preuß' war schrecklich anzusehen. Nicht sein feines schwarzes Sonntagsgewand hatte er am Leibe, sondern einen groben Zwilchkittel mit Brandflecken. Der rothe Bart krauste sich wirr auf, die Brillen baumelten, nur noch an einem Ohr hängend, an der Backe, seine Augen mit den strohfalben Wimpern waren bloßgelegt, der scharfe Blick war so krumm wie eine Fischangel und damit schien er den armen Florl festzuhalten. Denn dieser stand wie eingebohrt in der Stube und war todtenblass, und seine braunen Augen zuckten hilflos wie zwei gefangene Vöglein umher. Mich macht die Gefahr trutzig, mir ist in ihrem Angesichte allemal, als müsste ich

sie schüren, dass sie einen recht großen Brocken gibt. So auch damals. „Herr Preuß!“ sagte ich, „ wir sind keine Diebe. Wir sind halt beim Fenster hereingestiegen, weil wir das Glumpert da herum haben anschauen wollen.“ Hazih! Denn die Nase hatte sich wieder so weit erholt vom Schreck, dass sie ihrem herkömmlichen Brauch obliegen konnte, bei Schnupftabak zu nießen.

„Zur Genesung, junger Herr!“ spottete der Preuß'. „Wollen Sie man Ihre Taschen umkehren.“

„Das nicht!“ schrie ich und biss in seinen Rockärmel, weil er schon Hand anlegen wollte. Es hätte sich ein abscheuliches Gemenge zugetragen, wenn nicht zur Stunde der Almhausel hereingekommen wäre. Der Almhausel war ein großer, derbknochiger Mann mit einem ganz feinen, fast zirpenden Stimmlein.

„Sind die Buben 'leicht über Ihner Brantweinhäfen 'kommen?“ fragte er zierlich den Mann.

„Zu den Fenstern sind sie 'rein gestiegen, die jungen Herren!“

„Beim Fenster sind wir wohl hereingestiegen“, berichtigte ich, „aber Herren sind wir keine und gestohlen haben wir auch nichts. Ob er ein Lutherischer ist, das haben wir wollen wissen!“ Damit glaubte ich, unser Eindringen vollgiltig entschuldigt zu haben. Doch gestaltete sich durch mein Geständnis die Sache wesentlich schlechter. Der Almhausel meinte, dass man durch Einbruch erstens weder seine katholische Gesinnung sonderlich beweise, und zweitens, dass die Lutherischen ihren Glauben nicht daheim auf dem Tisch liegen ließen, während sie oben in der Waldschlucht Brantwein machten.

„Hab' gemeint, dass es dem Martin Luther sein Buch wäre!“ gestand ich, auf die Anleitung zur Destillation zeigend.

Da rieth der Almhausel, um der Weltgeschichte einen anderen Lauf zu bereiten, dem „Preußen“: „Jagen's das Bubenwerk davon und verkaufen's mir ein Glasel Kranabethenen.“

Für uns „Bubenwerk“ war diese Fenstergeschichte nun zwar abgethan. Doch hatte sie eine Folge. In den Heugräben bei Alpel lebte eine junge Holzmeisterswitwe, eine kleine, recht geschmackige Person, die immer am „Rematischen“ litt. Sie gieng stets mit verbundenem Kopfe um, so dass man das rothwangige Gesichtel nur partienweise zu sehen bekam, an einem Tage die rechte, am anderen die linke Backe; oder sie trug um das Kinn ein wulstiges Tuch, wie der Soldat das Helmband, und sie zog dieses Tuch über den Mund hinauf wegen „der scharfen Luft“, wobei dem männlichen Kennerblicke wieder die vollen kirschrothen Lippen vorenthalten blieben. 's ist halt ein Kreuz, wenn man alleweil das „Rematische“ hat, einmal im Kopf, einmal in den Zähnen, einmal

in den übrigen Gliedern, dass man oft Nächte lang nicht schlafen kann. Und die Leute denken nicht dran, was eine verlassene Witwe leiden muss.

Der „Preuß'“ dachte dran. Er hatte sie im Walde beim Schwämmesuchen kennen gelernt und gefragt, weshalb sie den Beißkorb trage vor dem Mund? Sie nahm ihm die ungeschickte Rede nicht für übel und erzählte treuherzig von ihrem „Rematischen“. Da gab er ihr fürs erste Ebereschenbrantwein zum Einreiben. Solange sie rieb, war's gut, dann hatte sie wieder ihr „Rematisches“. Dann rieth er ihr, sich abends vor dem Schlafengehen in ein warmfeuchtes Tuch einschlagen zu lassen und erbot sich zu Diensten. Sie that's aber allein und am nächsten Tage war es schlimmer, als vorher. — Schließlich mussten sie doch auf das rechte Mittel gekommen sein, denn die Witwe half dem „Preußen“ Ebereschenbeeren sammeln und ihr Gesichtlein war nicht mehr verbunden.

So stand es zur Zeit, als wir dem „Preußen“ in die Stube gestiegen waren, und als nun der Almhausel bei ihm saß und das „Stamperl Kranabethenen“ austrank, so oft es sich gefüllt hatte. Und sagte unter anderem Gespräch plötzlich der „Preuß'“, wenn es sich so verhielte, dass ihm die Leute schon bei eitel Tageslicht zum Fenster hineinstiegen, so würde er künftighin allein nicht leben können.

„Werden's halt einen bösen Haushund müssen anschaffen“, meinte der Almhausel.

„Ne was!“ schnarrte der „Preuß'“, „'n Weibsen werd ich mir 'mal anschaffen.“ Und rückte kühnlich hervor mit der von den Heugräben.

„Hau!“ lachte der Almhausel, „die lassens Ihna nit!“

Der „Preuß'“ antwortete barsch, da werde er niemand fragen, der „Kranabetene“ koste drei Groschen und der Hausel möge sehen, dass er bei Zeiten zur Thür hinauskomme.

Der Almer sah sich verabschiedet, sagte auch nichts weiter, behielt aber doch recht. Schon am zweiten Tage, nachdem die Holzmeisterswitwe ohnehin ganz unauffällig eingezogen war in das fürnehme Grabenhäusel, kam der Schragel-Franz mit dem langen Stecken. Der Schragel-Franz war damals in Alpel Ortsrichter und der Stecken bedeutete die Würde.

Die Witwe that wie eine Hausfrau, rückte dem Schragel einen der Pölsterstühle zurecht, fächelte mit der Schürze allfälligen Staub ab und lud zum Niedersitzen ein. Der Richter blieb stehen und pflanzte seinen Stab auf vor den Augen des Weibes, dem jetzt schier ein wenig unheimlich zu werden begann.

Der Richter stand großartig da. Nun öffnete er seinen Mund, hielt ihn ein Weilchen offen und ließ ihn dann wieder zugehen. Er hatte eine Anrede im Kopfe und fand dazu den Anfang nicht. Dabei war ihm die strenge Richtermiene abhanden gekommen und nun setzte er sich nieder. Jetzt kam auch der „Preuß'“ herein, stellte sich neben die Witwe hin,

dass man sah, wie gut sie zusammenstanden, und fragte dann den Richter, ob Geist gefällig wäre?

Der Richter antwortete, Brantwein trinke er aus Sittlichkeitsgründen nicht, außer es wäre guter Weichselgeist. Dann begann er mit dem Stabe auf das Fletz zu klöpfeln und endlich — als er die beiden groß angeschaut hatte — begann er zu sprechen: „Also, jetzt hätte ich euch einmal beisammen, dich, Preuß', mit der, und dich, Holzmeisterin, mit dem. Und jetzt muss ich euch sagen, dass ihr nit beisammenbleiben dürft, dass ihr wieder auseinander müsst. Und das heut' noch. Ich leid's keine Nacht mehr länger, und desweg bin ich da, und die Holzmeisterin muss auf der Stell mit mir gehen. Unsereiner hat die Verantwortlichkeit und ich lass' euch nit beieinander. Keinen Tag mehr länger. Ich leid's nit. Und desweg muss sie mit mir."

Als der Richter merkte, er wäre in seiner Rede bereits zweimal herum und es wiederhole sich möglicherweise immer so, schloss er ab und stieß den Stab scharf in den Boden — gleichsam: punctum.

Die Holzmeisterswitwe schaute ein wenig verblüfft auf zu ihrem „Preußen", und was der jetzt sagen werde. Dieser sagte gar nichts, sondern lachte scharf auf. Das Lachen gieng dem Richter durch Mark und Bein. Er war hier zwar der Höhere, aber nicht der Stärkere, und im Lachen lag's: Wollen 'mal sehen! —

„Und wenn's auch wär'", sagte der Schragel-Franz sänftiglich, „dass ich Euch heut' noch beieinander ließ', freiwillig — so kommen morgen die Schandarn! — Heiraten? Ihr zwei zusammen? Das ist eine dumme Red'. Ein Lutherischer! Das wär' noch schöner! Zwiescheckige Kinder! Das darf nit sein. Ich sag' es euch. Und gesagt hab' ich's euch und jetzt geh' ich wieder."

Er gieng und die zwei blieben.

Am nächsten Tag kamen die „Schandarn" noch nicht, aber acht Tage drauf kamen sie.

Die Holzmeisterswitwe wollten sie „davontreiben". Aber das kleine Weibsbild schaute auf die großen Landwächter von oben herab, vom Söller, und drällerte ein Spottliedchen:

„Mei Schatz is a guata Bua,
Is a Schandar.
Sei Pulver is naß
Und sei Taschl is lar.
Er hat a schöns Ketterl mit,
Schliaßt aber nit,
Er hat a schöns Hüaterl auf,
Grüaßt aber nit.
Er hat an schwarn Spiaß ban eahm,
Sticht aber nit,
Er hat a feins Büchserl um,
Schiaßt aber nit".

Das ließen sich die Gerichtsboten nicht zweimal sagen, doch als sie dem Weibe das „schöne Ketterl“ um die Hände legen wollten, that der „Preuß“ in der Eile eine schneidige Wachebeleidigung, so dass sie nun auch ihn mitnehmen mussten.

Nun hatten aber die „Schandarn“ nur ein Handschloss, und da von einer besonderen Freundschaftlichkeit der beiden Leute gegen die Landwächter keine Spur war, so wurden die beiden, der „Preuß'“ und die Witwe, aneinandergeschlossen, er an der rechten, sie an der linken Hand, und so stapften sie, von der Ehrenwache begleitet, die Straße entlang.

Der Bezirksrichter in Kindberg musste freilich lachen, als er sah, wie dieses Paar, das behördlich getrennt werden sollte, behördlich zusammengeschlossen worden war.

„Thuts weh, das Kettel?“ fragte er die Witwe und befühlte ihr gefesseltes Handgelenk.

„Aber nit ein bissel thuts weh,“ antwortete sie frisch.

„Na, wenn's nicht weh thut“, versetzte der Bezirksrichter, „so wird sich ja wohl ein Mittel finden lassen, dass statt diesem Band ein anderes angelegt werden kann, eins, das nur die Untreue brechen kann oder der Tod.“

„Die Untreue gewiss nit!“ schrie die Witwe.

„Na nu, und der Tod ooch nich“, setzte der „Preuß'“ bei, „denn weil zwee verliebte Christenleut in Ewigkeit zusammen halten wollen.“

Wenige Wochen später ist das Ehepaar eingezogen ins Grabenhäusel zu der fürnehmen Stockuhr, zu den güldenen Bilderrahmen und zu der grünen Polsterbank. Ich habe später noch ein einzigesmal ganz flüchtig zum Fenster hineingeguckt nach dem Lutherbuch und der Tabaksdose. Auf der Polsterbank saß das Weib und hatte einen kleinwinzigen „Preußen“ auf dem Schoß.

Zeitbild.

Er klagt über Elend,
Ist sternhagelvoll,
Sie schimpft über alles
Und — befindet sich wohl.

R.

Die Überfuhr versäumt.

Eine Erzählung von **Ludwig Kurowski.**

„Guten Abend, Frau Wendel“, sagte er in sein Zimmer tretend. „Ah, Sie haben mir eingeheizt. Schön von Ihnen.“

„Schön'n guten Abend, Herr Rieder. — No natürlich, bei dieser Kälte!“

„Ich sag' Ihnen, zwölf Grad' und der Wind! Es möcht' einem die Nase abfrieren. — Ah, da ist schön warm. Wie das wohl thut. Jetzt kann's an den Fenstern rütteln, so viel es will.“

Er zog seinen Paletot aus, hieng ihn an den Wandrechen und stellte den Stock in eine Ecke. Frau Wendel zündete die Tischlampe an.

„Was wollen S' denn heut' zum Nachtmahl?“ fragte die Frau und sah forschend ihren Zimmerherrn an, der aus seinem fadenscheinigen schwarzen Rocke ein rothes Sacktuch hervorgeholt hatte und die angelaufenen Augengläser putzte.

„Na, Sie wissen 's ja, wie gewöhnlich“, sagte er lächelnd. „Um zehn Kreuzer Wurst, und wenn Sie mir ein paar Erdäpfel dazu kochen wollen“ —

„Sind schon fertig.“

„Bravo, umso besser! Ich hab' auch schon einen wahren Wolfshunger. Heut' hat's Ihnen wieder Arbeit gegeben in der Kanzlei! Es wird Tag für Tag mehr. Solche Stöße! Der Teufel soll schon alles —“

„Dass Sie immer gleich mit dem kommen müssen! Schickt sich das? Ich kann so was nicht aussteh'n.“

„Jetzt seien S' nicht bös, liebe Frau Wendel, und — eine Schale Thee können S' mir auch aufgießen, ja?“

„Die Männer, die Männer! Fluchen, das können s' alle“, brummte die Frau weiter.

„Na, Sie werden's ja von ihrem seligen Mann her auch gewöhnt sein“, erwiderte Rieder und machte sich mit seinen Meerschaumpfeifen zu schaffen, die in stattlicher Reihe, eine neben der anderen, auf einer Stellage standen und in dem ärmlich möblierten Zimmer sich wie kostbare Luxusgegenstände ausnahmen.

„Und ob! Gott hab' ihn selig, aber der hat's verstanden, wie's eben nur ein alter ausgedienter Unterofficier versteht. Er ist ja Wachtmeister gewesen, bevor er mich kennen gelernt hat" —

„Bei den Husaren. Ich dank' schön."

„Ja, ja. — Aber jetzt hol' ich Ihnen die Wurst, und Sie können gleich essen."

„Und den Thee?"

„Bekommen S' auch. Nur Geduld!" Sie trippelte eilig aus dem Zimmer hinaus. —

Nach einigen Minuten saß der Herr Kanzlist Ferdinand Rieder an dem sauber gedeckten Tische und langte aus einer Schüssel dampfender Kartoffel tüchtig zu.

„Haben Sie schon gegessen?" fragte er die alte Witwe.

„Schon längst. Aber warten S', ich bring' Ihnen noch den Thee, solang' ich Feuer in der Küche hab'."

„Kommen S' heut' nicht zu mir herein? Kommen S', können S' mir heute Gesellschaft leisten."

„Na, wissen S', ich hab' noch zu thun. Ich muss mir die Strümpf' stopfen, und zwei Paar sind gar zum Anstricken."

„Da ist also heut' mit dem Kartenspielen nichts?"

„No nein. Ich brauch' Ihnen die Strümpf' zu nothwendig, hab' nicht ein einziges Paar ganz. Es wär' wirklich eine Schlamperei von mir, so zerrissen herumzugehen."

„Aber plauschen können wir wenigstens, ja? Was sollen S' denn allein auf ihrem Zimmer sitzen und unnöthig Licht brennen. Sie setzen sich schön her zu mir, und ich rauch' mir dann eine Pfeife an —"

„Aber ich bitt' Sie — nur nicht den gräslichen Tabak — Sie wissen schon — bei dem ich immer husten muss!"

„Bitte sehr! Die Mischung, die ich rauch' — entschuldigen S' — die kann noch jeder ertragen. Und — und jetzt können S' mir den Thee bringen."

„Ja richtig."

„Und dann holen Sie sich Ihre Arbeit und setzen sich mir gegenüber. Die Lampe stellen wir schön in die Mitte, damit jedes was sieht, und ich werd' Ihnen aus der Zeitung vorlesen. Also abgemacht, nicht wahr?"

„Gut, gut, ich bin gleich wieder da."

Nach einer Weile brachte sie ihm den Thee und legte ein kleines Häuflein Strümpfe auf ihren Platz.

Rieder kostete den Thee und schnalzte vergnügt mit der Zunge.

„Da wird halt ein Pfeiferl dazu schmecken! Was?"

Die Alte, die gerade eine große Brille mit Hornfassung auf die Nase schob, nickte nur stumm mit dem Kopfe.

Rieder nahm eine prächtige, schön angerauchte Meerschaumpfeife von der Stellage herab, setzte bedächtig den Tabak in Brand und gieng die Zeitung holen, die in einer Paletottasche steckte.

„Hab' s' heut' selber noch nicht angeschaut. Vor lauter Arbeit bin ich gar nicht dazugekommen. Aber ich sag' Ihnen, nicht eine Minute zum Ausschnaufen. Das Donnerwetter —“

Sie warf ihm einen strengen Blick zu.

„Schon gut“, sagte er mit einer Handbewegung beschwichtigend und schlug das Blatt auf.

„Einen Moment noch, Herr Rieder“, sagte Frau Wendel und stand auf. „Bevor S' anfangen, räum' ich noch das Geschirr ab. Ist gleich gescheh'n. So — ich kann die Unordnung nicht leiden.“

Die bewegliche Frau deckte flink den Tisch ab und trug Teller und Esszeug in die Küche. Nur die Theeschale ließ sie auf der kleinen Zinntasse stehen.

Die Alte kam bald zurück und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit hin.

Eine Minute war es jetzt so still in dem Zimmer, dass man die Wanduhr deutlich ticken hörte.

„Nicht möglich!“ sagte Rieder plötzlich. — „Schau', schau'!“ setzte er leise hinzu und schüttelte den Kopf.

„Was gibt's denn?“ fragte neugierig Frau Wendel.

„Also todt!“

„Ja, wer denn?“

Er stand auf und gieng erregt im Zimmer auf und ab.

Sie verfolgte ihn mit den Blicken und fragte noch einmal: „Wer ist todt?“ —

„Ach was! Es geht halt einer nach dem anderen. Ist sie halt auch gestorben. Hätt' aber eigentlich noch Zeit gehabt zum Sterben. So eine Frau, die zu leben gehabt hat. Keine Plag', keinen Kummer. — Bei mir hätt' sie 's vielleicht nicht so gut gehabt. Übrigens, wer weiß?“

„Ja, aber reden S' doch ein bissel deutlicher, Herr Rieder“, drängte die Alte, die ihren Strumpf weggelegt hatte und über den zitternden Ton seiner Stimme sehr erstaunt war.

Rieder hörte nicht auf die Frau. Er blieb vor dem Fenster stehen und wandte ihr den Rücken zu. „Mein Gott, ja, ja! So viele Jahr'! War eine schönere Zeit. — Wie alt ist sie denn eigentlich geworden?“

Er gieng zum Tische und las: „Frau Leopoldine von Bruckmüller — im sechsundfünfzigsten Lebensjahre — nach langer schmerzlicher Krankheit. — Übermorgen das Begräbnis. Ich brauch' ja nicht dabei zu sein. Gehör'

auch nicht dazu — als ein Fremder. Wie alt war s'? Sechsundfünfzig. Na ja, drei Jahr' Unterschied, neunundfünfzig war ich im October."

„Hören S', Herr Rieder", begann wieder die Witwe, „Sie lesen mir da curios aus der Zeitung vor! Bruckmüller — den Namen kenn' ich nicht. Wer war denn diese Frau? Setzen Sie sich schön nieder und vergessen S' nicht auf den Thee, er wird Ihnen ja kalt."

„Wer s' war? No, schauen S' her, Frau Wendel. Die war's und keine andere." Er zeigte mit der Pfeifenspitze auf eine verblasste Photographie an der Wand. „Haben Sie sich das Bild noch nie angeschaut?"

„G'rad' beim Abstauben nur. Sie wissen, ich bin nicht neugierig und lass' Ihnen Ihre Sachen immer hübsch in Ruh'. Es ist aber ein feines G'sichtel."

„Die Augen! Jetzt sehen S' freilich nichts mehr davon. Ein bissel verwischt das Ganze. Das Bild ist weit in der Welt herumgekommen, hab's immer bei mir getragen. Ja, die Augen! Als wenn der Himmel sich d'rin gespiegelt hätt', accurat so waren s'."

„Ich hab' s' immer für eine Verwandte von Ihnen gehalten."

„War s' nicht. Hätt' s' aber werden können. Eine sehr nahe Verwandte — die nächste!"

„Aber jetzt hören S' auf."

„Ja, die hätt' ich einmal heiraten sollen."

„Was Sie nicht sagen! Und warum ist es denn nicht dazu gekommen?"

„Warum? Warum? Mein Gott! Die Geschichte hat halt zu viele Darums gehabt. Erstens —"

„Ach, bitt' Sie, Herr Rieder, erzählen S' doch alles!"

„Na — meinetwegen! Sie sind mir ja immer eine gute Freundin gewesen, hätten auch sonst nicht zwölf Jahr' schon miteinander ausgehalten. Ihnen will ich's erzählen. Ich red' nicht gern davon, Sie können mir's glauben, aber bei Ihnen ist es gut aufgehoben, das weiß ich. —

Können Sie sich vorstellen, liebe Frau, wie Sie mich da anschau'n mit meinen grauen Haaren und mit meiner ganzen Armseligkeit, dass ich einmal ein flotter junger Mensch war, dem die Welt zu klein war, den Kopf voll Ideen, und munter, sag' ich Ihnen, wie der Fisch im Wasser."

„Ja warum denn nicht? Mir sehen Sie 's heut' auch nicht mehr an, dass ich eine Schönheit war, nach der sich die Männer die Augen ausgekegelt haben."

„Und fidel war ich Ihnen, kreuzfidel. Den lustigen Ferdl haben s' mich geheißen, und alle Leut' haben mich gern gehabt, weil ich immer dreingeschaut hab', wie der lichte Sonnenschein. Ich hab' auch fleißig

studiert, und mein Vater hat mir 's oft gesagt: Dir wird's einmal gut geh'n, aus dir wird was werden. Und der Mutter war ich ihre ganze Freud'. Ich hab' noch einen Bruder gehabt — Gott hab' ihn selig! Aber mich hat s' immer lieber gehabt. Mir hat s' heimlich alles zugesteckt, so dass die anderen nichts gewusst haben, und was sie mir hat Gut's thun können, hat s' mir gethan, die liebe Mutter.

Wir haben beim Augarten gewohnt, weil der Vater nicht weit auf den Nordbahnhof gehabt hat, wo er als Magazineur angestellt war. Im selben Haus hat auch ein Kaufmann gewohnt, der eine Tochter gehabt hat — das war die Poldl. Wir haben als Kinder auf dem Hof gespielt und sind täglich beisammen gewesen, wie halt die Kinder von einem Haus immer zusammenkriechen. Ich hab' s' gern gesehen und ihr auch fleißig den Hof gemacht. Einmal im Winter haben wir Theater gespielt. Es waren eigentlich nur die Kinder von den feinen Parteien dabei, aber mich haben s' auch dazu eingeladen; bin dazumal schon in die Lateinschul' gegangen, da haben die Leut' ein bisserl Respect gehabt vor mir. Die Proben sind sehr lustig gewesen, ist viel dabei gelacht worden. Ich hab' nur eine kleinere Nebenrolle gehabt, aber die Poldl hat die Liebhaberin in dem Stück gegeben, und den Liebhaber hat ein Mitschüler von mir, der Sohn von einem Staatsbeamten, gespielt. Mich hat's genug gewurmt, aber ich hab' mir nichts merken lassen. Die Mutter von der Poldl hat die Proben überwacht, die hätt' mit ihren scharfen Augen auch gleich gesehen, dass ich in das Mädel verschossen bin. Und das war ich Ihnen bis über die Ohren, aber die Leut' haben mir doch nichts anmerken können. Einmal bei so einer Prob' waren wir zufällig im Vorzimmer allein, die Poldl und ich. Sie hat sich eine Masche um den Hals binden wollen, und weil s' damit nicht fertig werden konnt', hat s' mich gerufen, ich soll ihr helfen. Da bin ich hingesprungen und hab' ihr die Masche gerichtet. Dabei hab' ich ihr fest in die Augen geschaut, und sie ist roth geworden. Meine Händ' haben zu zittern angefangen, und still, dass sie's nur hat hören können, hab' ich sie gefragt: Hast mich gern, Poldl? Drauf hat s' mir einen bösen Blick zugeworfen und ist ins Zimmer hineingelaufen. Und ich bin verlegen dagestanden, bis ich meinen Namen hab' rufen hören; dann bin ich auch hineingegangen. Seitdem hab' ich ein schlechtes Gewissen gehabt und die Poldl ist mir ausgewichen. Wir haben uns natürlich oft begegnet, aber wenn ich mit ihr hab' sprechen wollen, ist sie auf und davon.

Unterdessen ist ein Jahr nach dem anderen vergangen, und ich hab' mit der Zeit die Lateinschul' absolviert. Mein Vater hat schon längst den Plan gehabt, mich als Beamten bei der Nordbahn unterzubringen, und so hab' ich auch, wie ich mein Abgangszeugnis, das sehr

schön ausgefallen ist, in der Hand gehabt hab', gleich ein Aufnahmegesuch gemacht. Mein Vater hat ein paar höhere Herren gekannt, die er um Protection für mich angegangen ist, und als braver Diener ist er auch beliebt gewesen. Es hat keine vier Wochen gedauert, da hab' ich die Verständigung bekommen, dass ich provisorisch aufgenommen bin, natürlich mit der Aussicht, auch ‚definitiv zu werden'. Sie können sich die Freud' von meinen Eltern vorstellen und erst meine. Zwanzig Jahr' bist alt und schon versorgt fürs Leben, hat der Vater zu mir gesagt und hat mir ganz stolz auf die Schulter geklopft." —

„Und was war mit der Poldl?" fragte Frau Wendel, als der Erzähler eine Pause machte und einen Schluck Thee zu sich nahm.

„No warten S'. — Die war ein erwachsenes Mädel geworden und schön und frisch, das Blut hätt' ihr aus den Wangen spritzen mögen. Sie ist in die Stadt gegangen und hat dort Sticken und Kochen gelernt und Französisch und Clavierspielen, und weiß der Kuckuck! was für Zeugs. Denn die Eltern haben aus ihr eine feine Dame machen wollen. Ihr Vater war ja reich, und sein Geschäft ist glänzend gegangen. Aber Feinheit hin und Reichthum her — ich hab' mir eingebildet, auch was zu sein, und wie ich gar meine Anstellung bei der Nordbahn sicher gehabt hab', da hab' ich mir eines schönen Tags 's Herz genommen und die Poldl einfach abgepasst, wie s' aus der französischen Stund' nach Haus gegangen ist. Ich sprech' sie an — sie gibt mir keine Antwort. Ich lass' mich aber nicht abschrecken. Poldl, sag' ich zu ihr, ich hab' jetzt eine Anstellung, und eine gute dazu. Freut dich das nicht? — Ich hab' s' gedutzt, weil ich's nicht anders über die Lippen gebracht hätt'. Ich erzähl' ihr von meinen Aussichten und mal' ihr die Zukunft mit den schönsten Farben aus. Ich komm' immer mehr ins Reden hinein und merk', sie hört mir aufmerksam zu. Endlich fragt s': No, und was willst denn mit dem allen? — Sie duzt dich auch, denk' ich mir, es steht gut. Was ich will, sag' ich d'rauf, kannst dir's gar nicht denken? — Zuerst muss ich dich aber was fragen, bin neugierig, ob du mir heut' eine Antwort gibst. Poldl, hast mich gern? — Sie wird wieder roth und sagt wieder nichts, wie damals im Vorzimmer. Aber auf einmal packt s' meine Hand und schaut mich so eigens an. Da hab' ich's gewusst, ja und ja und tausendmal ja! die Poldl hat dich gern!

Wir kommen zum Augarten und gehen hinein. Wir haben's erst bemerkt, dass wir im Augarten waren, wie wir in eine Allee eingebogen sind, wo wir mutterseelenallein waren. — Du, ich muss schon nach Haus, sagt sie ganz verzagt. — Wart' noch eine Weil', sag' ich, dass wir noch zu einem End' kommen. Ich geh' zu deinem Vater und sag' ihm halt, wie's um uns steht, dass wir uns gern haben, und dass ich dich heiraten will. — Nein, das thu' nicht. — Ja, warum denn nicht?

— Weißt, sagt sie, der Vater wär' zu sehr überrascht. Wart' noch zu. — No gut, dann will ich noch vierzehn Tag' warten. — Ich bin steh'n geblieben, aber sie geht von mir fort. — Poldl, noch eins, ruf' ich ihr nach, ein Bussel krieg' ich doch! — Sie lacht wie ein Spitzbub' und ruft mir zurück: Was dir nicht einfallt! — Ich lauf' ihr nach, und da hab' ich ihr eins gegeben und noch eins und noch eins — und dann ist sie gegangen. Ich bin d'rauf wenigstens noch zwei Stund' wie nicht recht gescheit im Augarten herumgelaufeu und hab' mich vor lauter Glückseligkeit nicht ausgekannt."

„Und haben S' mit ihrem Vater gesprochen? Was hat er denn gesagt?" fragte gespannt Frau Wendel.

„Ja, was wird er sagen? Und wie soll ich alles vorbringen? Das ist mir damals die ganzen vierzehn Tag' durch den Kopf gegangen. Die Poldl hab' ich die zwei Wochen nicht geseh'n, hab' auch nicht viel Zeit gehabt, denn in meinem neuen Amt hat's für mich gar viel zu thun gegeben. Und trotzdem sind mir die vierzehn Tag' wie eine Ewigkeit vorgekommen, sie haben kein End' nehmen wollen. Endlich waren sie um. Es war an einem Sonntag. Ich hab' meine schönsten Kleider angezogen, gar einen neuen Cylinder hab' ich mir spendiert gehabt. Meiner Mutter hab' ich nicht gesagt, wohin ich geh', aber sie hat vielleicht eine kleine Ahnung gehabt, denn sie hat zu mir gesagt: Na hörst, Ferdl, du richt'st dich aber heut' zusammen, als wollt'st gar auf Brautschau ausgeh'n. — Ich hab' nur gelacht dazu, obzwar es mir g'rad' nicht sehr zum Lachen war. Denn das Herz hat mir gepumpert, und wie ich vom dritten Stock die Stiegen 'nuntergegangen bin, da hab' ich's auch in den Füßen gespürt. An der bekannten Thür' im ersten Stock klopf' ich an. Das Dienstmädel macht mir auf, und ich frag', ob der Herr zu Haus ist. — Ja, ich bitt' nur weiterzugeh'n. — Sie macht die Thür' zum Salon auf und geht den Herrn rufen. Ich steh' jetzt wieder im Salon, wo wir als Kinder einmal Theater gespielt haben, und hab' kaum Zeit, ein bisserl zu mir zu kommen, da geht auch schon die Thür' auf, und der Vater kommt herein. Sie müssen wissen, er war ein kleiner, untersetzter Mann mit scharfen, großen Augen und einer lauten, herrischen Redeweis', die mir immer große Achtung vor ihm eingeflößt hat. Wie er mich sieht, mustert er mich von oben bis unten und fragt ganz erstaunt: Was wünschen Sie? — Ich nehm' meine ganze Courage zusammen und schau' ihm frei ins Gesicht. Wir setzen uns nieder — ich wär' damals lieber steh'n geblieben — und ich fang' an. Und je aufgeregter ich werd', und je schwerer mir die Worte aus dem Munde kommen, desto ruhiger wird mein Gegenüber. Er zieht nur die Augenbrauen in die Höh' und schaut mich großmächtig an. Endlich bin ich fertig und wart' auf seine Antwort. Er gibt aber keine Antwort, sondern

stellt eine Frag': Wie alt sind Sie? — Ich sag' schüchtern: Zwanzig Jahr' und fühl's im Moment, dass er mich durch diese Frag' lächerlich machen will. — Und was sind Sie? — Wieder dieser unausstehliche Ton in seiner Stimm' und der stechende Blick, der mich durchbohren will. Ich werd' noch mehr eingeschüchtert und antwort' nur mehr wie geistesabwesend. Zugleich spür' ich, wie mir das Blut in die Wangen steigt. — Er steht auf und verzieht den Mund zu einem Lächeln. Das ist alles recht schön, sagt er, aber verzeih'n S', wenn ich Ihnen einen guten Rath geb'. Sie werden vorläufig noch besser thun, erst ein Mann zu werden, als schon mit Heiratsgedanken herumzugeh'n. Meine Tochter ist übrigens auch noch ein halbes Kind, und ich denk' noch gar nicht daran, sie schon jetzt zu verheiraten. Es war mir ein Vergnügen! — Und wie einer Kundschaft in seinem Laden macht er mir eine Verbeugung und geht aus dem Zimmer.

Ich steh' natürlich bald wieder auf dem Gange draußen und steig' mehr todt als lebendig wieder in den dritten Stock hinauf. Die Mutter macht mir auf, sagt aber kein Wort, wie s' mein bleiches Gesicht sieht. Ich lauf' an ihr vorüber und in mein Cabinet. Dort reiß' ich die neuen Handschuh' von den Händen, werf' den Cylinder aufs Bett und setz' mich ganz erschöpft auf'n Divan. Also das ist das End' vom Lied? denk' ich mir. Zu jung — verflucht noch einmal! — Zu jung! — Äh, diese Krämerseele! Was weiß die von Glück, was ist der Jugend, Begeisterung, was sind der Pläne und Illusionen! Da ein Pfund Mehl, und da zehn Kreuzer dafür, zwei Kreuzer Profit — das ist das ganze Einmaleins, zu dem er sich aufschwingt! — Ich spring' auf und ball' die Faust. So ein Kerl! Der Hochmuth! Was ist er denn so Großes, dass ich in seinen Augen so gar nichts bin? Mein Gott! ja, ja, weil er halt fünfundzwanzig Jahr' älter ist, als ich. Das ist alles, alles, und auf das bildet sich der Mensch was ein! — Am liebsten wär' ich sofort noch einmal 'nuntergegangen und hätt' ihm alles keck ins Gesicht gesagt. — Aber er ist ja doch der Vater von der Poldl! denk' ich mir jetzt. Wo hat s' denn nur gesteckt? frag' ich mich. Sie hätt' ja 'reinkommen und ein Wörtel mitreden können. Hätt' der Alte geseh'n, dass das Ganze keine Spielerei ist. Und justament! lass' ich nicht von der Poldl, und wenn sich der Alte auf den Kopf stellt! schrei' ich laut und schlag' dazu mit der Faust auf den Tisch, dass das Tintenzeug umfallt und die Tinte über den Tisch rinnt. Da hab' ich mit dem Löschpapier geschwind abtrocknen müssen, bevor noch die Tinte auf den Fußboden 'nunterlauft, und das hat mich damals in meiner Rage ein bisserl beruhigt."

„Das ist bei mir auch so", fügte Frau Wendel ein. „Wenn ich mich über etwas recht gift' und alles zusammenschlagen könnt', und ich

hör', dass in der Küche der Suppentopf überlauft, da ist die Gall' aber gleich wie weggeblasen. — No, wie war's denn weiter? Haben S' die Poldl wirklich nicht aufgegeben?"

„Die nächste Zeit, können Sie sich denken, war nicht die rosigste für mich. Ich bin herumgegangen, wie einer, dem die Hühner 's Brot gestohlen haben. Ich hätt' mich erleichtern können, wenn ich der Mutter mein Leid geklagt und mir alles von der Seel' gered't hätt'. Sie hat ja alles erfahren und hat natürlich erwartet, dass ich ihr mein Herz ausschütten werd'. Statt dessen hab' ich mich aber, wie das einmal bei jungen Leuten der Fall ist, in meinen Schmerz nur immer tiefer hineingefressen. — Die Poldl hab' ich lang' nicht zu Gesicht bekommen. Und ich muss sagen, ich hab' im Anfang auch nicht einmal Lust gehabt, sie zu sehen. Ich hab' mich vor mir selber geschämt, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätt'. Diese Krämerseele hat mich ja zusammengepackt — so klein, so kleinwinzig. Nach drei Wochen erst hab' ich die Poldl an einem Sonntag in der Augustinerkirche beim Hochamt geseh'n. Sie war mit ihrer Mutter dort. Beinah' hätt' s' mich erblickt, aber ich hab' s' noch rechtzeitig erkannt, und wie zum Tod erschrocken hab' ich mich durch die Leut' gedrängt und mich in dem anderen Seitenschiff aufgestellt, um ja nicht von ihr bemerkt zu werden. Und dann hab' ich s' noch einmal von weitem flüchtig vor Weihnachten auf der Straße geseh'n; sie ist g'rad' über die Ferdinandsbrücke gegangen. Am Neujahrstag aber begegn' ich ihr auf dem Gang, wie ich die Stiege 'nuntergeh'. Da hat's kein Ausweichen mehr gegeben. Ich zieh' den Hut, sie nickt mit dem Kopf und sagt ganz freundlich: Ein glückselig's neues Jahr! Das freut mich und ich nehm's für ein gutes Vorzeichen, dass ich am Neujahrstag g'rad' ihr zuerst begegn'; denn meine Mutter hat da große Stücke d'rauf gehalten, wem man zuerst am Neujahrstag beim Hinaustreten aus der Wohnung begegnet. Einen alten Menschen zu treffen, hat s' für ein Unglück angeschaut, aber so ein junges Geschöpf zuerst zu erblicken, wie 's die Poldl war, das musst' wirklich eine gute Vorbedeutung haben! So lieb und sauber hat s' ausgeschaut. Ach was! du darfst kein Traumichnicht sein, sag' ich zu mir. Wer wird gleich alle Hoffnung aufgeben? Wenn dich das Mädel wirklich gern hat, dann wird der Alte mit der Zeit doch eine and're Meinung kriegen. Ich hab' mich also wieder an sie herangemacht. Bin wieder auf Kundschaft nach ihren Wegen ausgewesen, soweit das meine Bureaustunden zugelassen haben, und richtig! einmal hab' ich s' wieder allein getroffen. Ob sie sich auch so viel gekränkt hätt', wie ich? hab' ich s' gefragt. Mich hat die Abweisung von deinem Vater, muss ich dir sagen, verflucht geärgert! Aber gescheh'n ist gescheh'n. Kann ja noch anders werden. Das eine weißt wenigstens sicher: Ich lieb' dich und kann ohne dich nicht leben. Und wie ist es

denn dir die ganze Zeit über ergangen? — Schlecht, schlecht. Du kannst dir denken, wie der Vater auf mich bös gewesen ist und die Mutter. Sie haben mir strengstens verboten, auch nur ein einziges Wort mit dir zu reden. Ach, wie schön wär's gewesen, wenn der Vater Ja! gesagt hätt'! — So? Hätt'st dich wirklich gefreut? ruf' ich glückselig aus. — Denn weißt, Ferdinand, ich hab' dich doch gern, sagt sie und schaut dabei verlegen auf die Seite. — Ist's wahr? Na, dann brauchen wir ja keine Jasager und keine Richter über uns. Weißt du, was der Wallenstein einmal gesagt hat: Und wenn's mit Ketten an den Himmel gebunden wär', so muss es herunter! Wenn's nicht anders sein kann, so entführ' ich dich halt!" —

„Das haben S' ihr gesagt? Geh'n S', wie kann man das einem jungen Mädel sagen?" unterbrach jetzt die alte Witwe die Erzählung und gab ihrer Entrüstung durch Blick und Geberde Ausdruck.

„Aber Frau Wendel", erwiderte Rieder ernst, „dann wissen S' ja gar nicht, was so eine leidenschaftliche Jugendliebe alles imstand' ist."

„Das weiß ich freilich nicht", gab die Alte brummend zurück. „Bin auch zeitlebens zu fromm und gottesfürchtig gewesen, um mich mit so sündhaften Dingen abzugeben."

„Na, lassen S' gut sein, liebe Frau Wendel. Die Menschen sind in dem Punkt halt sehr verschieden. Es gibt Leut', die alles gleichgiltig lasst, und and're, die sich wieder über alles gleich erhitzen. Und jungen Leuten ist die Lieb' kein Spass, die nehmen 's gar sehr ernst damit. Im Alter ist einem freilich manches nicht mehr begreiflich, wozu wir als Junge aufgelegt waren. Sie kennen ja das Sprichwort: Jugend hat keine Tugend. Na also, da gibt's kein Moralisieren. Und Kruzitürken hinein! Es wär' auch gefehlt, wenn's anders wär'. Wenn ich schon so einen jungen Menschen seh', der vor lauter Bedächtigkeit und Gescheitheit 's Gras wachsen hört — na, da hab' ich bis daher genug! In Grund und Boden ist mir so ein Kerl zuwider!"

„Aber so ereifern Sie sich nur nicht so! Sie können ja recht haben, Herr Rieder."

„Und ich hab' auch recht! Diese Schleicher und Duckmäuser soll der Satan holen! — So — und jetzt hören S' weiter. Zum Entführen ist es g'rad' nicht gekommen, aber machen Sie sich auf was Ernstes gefasst. Die Poldl und ich waren also versprochene Leut'; freilich vor der Welt nicht, aber unter einander haben wir's ausgemacht. Ich heirat' sie, und sie heirat't mich, einen dritten gibt's da nicht zwischen uns. Wir haben uns jetzt ziemlich oft getroffen, beinah' täglich. Sie hat mir versprochen, noch einmal mit ihrer Mutter zu reden, dass sie mich nicht lassen kann und durchaus keinen anderen will. Und sie hat auch

ihr Wort gehalten. Aber die Mutter hat nichts wissen wollen. Bring' den Vater nicht noch mehr auf, als er ohnehin schon ist, und es wird sich schon noch ein and'rer für dich finden 2c., was so der Redensarten noch mehr sind. Aber die Poldl hat ihr trotzig erklärt, sie will keinen anderen, um keinen Preis, und wenn s' mich nicht kriegt, dann geht s' in ein Kloster. Na, da war's aus und gescheh'n. Ich hab' s' drei Wochen darnach mit keinem Aug' geseh'n. Sie durft' nicht ausgeh'n, höchstens in Begleitung der Mama, die natürlich wie ein Polizeimann mitgegangen ist.

Da bekomm' ich eines Tags von der Poldl einen Brief: Ich soll sie auf dem Praterstern erwarten, sie will mit mir in den Prater geh'n, es ist ihr schon schrecklich bang' nach mir. — Sie ist auch wirklich hingekommen, und da hat s' mir ihr Leid geklagt und geweint, dass es zum Steinerweichen war. Sie kann das Leben so nicht länger aushalten, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, dass ihre Eltern unser Verhältnis noch einmal zugeben werden. — Mir liegt auch nichts am Leben, hab' ich ihr d'rauf gesagt, wenn ich dich nicht haben kann. — Und da sind wir beide so recht unglücklich gewesen und haben die ganze Welt schwarz geseh'n. — O wenn ich nur sterben könnt'! hat die Poldl gesagt, und mir ist nicht anders zumuth' gewesen.

Acht Tag' d'rauf hab' ich einen zweiten herzzerreißenden Brief von ihr bekommen, dass sie mich wieder auf dem Praterstern erwarten will, weil sie jetzt schon nicht aus und nicht ein weiß. Es muss bestimmt werden, was zu gescheh'n hat. — Da war mein Entschluss gefasst! Ich hab' einen langen, langen Brief an meine Mutter geschrieben, ihn zu mir gesteckt und bin dann auf den Praterstern gegangen. — Anfangs April war's schon, und Ostern vorüber. Ich weiß noch wie heut', es war ein schöner, warmer Frühjahrstag. Die Kastanienbäum' haben schon ausgeschlagen, und auf den Praterwiesen haben die Leut' Veilchen gesucht. Wir sind aber den Leuten scheu ausgewichen, denn wir waren sehr traurig und haben beinah' nichts mit einander geredet. Arm in Arm sind wir immer weiter gegangen, immer weiter 'nunter, wo's im Prater schon recht einsam ist. Dort haben wir uns unter einen Baum niedergesetzt und ausgerastet. Ein Veigerl, das ich g'rad' mit der Hand erlangen konnt', hab' ich ihr gegeben. Sie hat's aber zerrissen, und dabei sind ihr die Thränen in die Augen gekommen. Und nichts hat sie geredet, und mir ist auch so trocken im Mund gewesen, nicht ein Wort hab' ich herausgebracht. Und ich hab' mir noch vorgenommen gehabt, ihr so viel Lieb's zu sagen, das Schönste, was ich nur imstand' wär'. Ich hab' Heine's ‚Buch der Lieder' mitgehabt, das hab' ich jetzt aus der Tasche gezogen und ihr d'raus vorgelesen. Und lang' hab' ich ihr d'raus vorgelesen, und sie hat zu vielem genickt, als wenn's ihr aus der Seel' gesagt wär'. So lang' sind wir dort unter dem Baum gesessen, dass

wir gar nicht bemerkt haben, dass die Sonn' schon untergehen will. Ich sag' der Poldl noch das traurige Gedicht vor, das so anfangt:

'Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?'

Und da ist mir so weh dabei geworden, ich hab' das Buch zugemacht, und dann hab' ich die Poldl angeschaut. Und die hat ein so seliges Gesicht gemacht, als wenn s' den Himmel offen geseh'n hätt'. Ich bin näher zu ihr hingerückt, hab' meinen Arm um sie gelegt und zu ihr gesagt, ganz still: Poldl, einen Kuss gibst mir noch, einen einzigen, und dann — Und sie ist wie aus einem Traum erwacht und hat mir das Bussel gegeben, ein langes, langes. — Dann hab' ich das Gift herausgezogen —"

„Jesus Maria!" rief Frau Wendel und legte erschreckt ihre Arbeit hin.

„— und hab' zu ihr gesagt: Poldl, du hast mir einmal gesagt, Sterben wär' dir das Liebste, du kannst das Leben nicht so ertragen. Schau', heiraten können wir nicht, deine Eltern wollen's nicht. Ich kann ohne dich auch nicht leben. Die ganze Welt ist mir ja keinen Pfifferling wert ohne dich. Schau', ein Tropfen aus dem Glas, und wir sind beide für immer vereint. — Mein Gott! mein Gott! hat s' geseufzt. — Über mich ist aber ein solcher Muth gekommen, ich hab' mir gedacht, jetzt muss es gescheh'n! — Schau' noch einmal in die Sonn', Poldl, hab' ich gesagt: schau', wie sie schön untergeht. — Und schon will ich das Glas aufmachen — — da springt ein Reh aus dem Gesträuch heraus, ganz plötzlich, wie ein Blitz, und bleibt nicht zwanzig Schritt' vor uns steh'n. Heut' seh' ich noch die großen, gescheiten Augen, die's gehabt hat. Drüber sind wir so fürchterlich erschrocken, dass die Poldl mit einem Schrei aufgesprungen ist; und ich lass' das Flaschel fallen, und wie ich auch aufspring', zertret' ich's in tausend Splitter."

„Seh'n S', das war ein Zeichen vom Himmel", sagte die Alte und athmete erleichtert auf.

„Und ich sag' Ihnen, Frau Wendel, es war keins! Damals hab' ich's freilich nicht gefühlt und hab' dem Thier, das nicht weniger erschrocken als wir, davongelaufen ist, sogar dankbar nachgeschaut, dass's uns das Leben gerettet hat. Die Poldl und ich, wir sind uns drauf in die Arm' gefallen vor lauter Rührung, und dann sind wir still, ich sag' Ihnen mäuserlstill, nach Haus gegangen. So ist unser Selbstmord zu End' gegangen. Wenn ich's aber heut' bedenk', kann ich Ihnen nur sagen: Damals hab' ich, wie man zu sagen pflegt, die Überfuhr versäumt. Natürlich nur ich, ach, ihr ist es ja im Leben noch sehr gut gegangen. Aber ich, wenn ich damals aus der Welt geschieden wär', hätt' mir viele Kränkungen und Enttäuschungen erspart, die mir noch alle aufge-

hoben waren. Die alten Philosophen haben gesagt: Am besten ist es, gar nicht auf die Welt zu kommen, und wenn man schon geboren worden ist, wenigstens recht bald zu sterben."

„Ach, hören S' mir auf", sagte Frau Wendel und rückte unruhig auf ihrem Stuhl herum. „Ein jeder Mensch lebt gern. Schauen S' mich an. Mit meinen paar Gulden Pension muss ich auch leben und dank' noch jeden Tag unserem Herrgott für jed's Bröserl, das ich hab'. Ich bin ganz zufrieden mit meiner Lag' und wünsch' mir's nicht einmal besser. Wenn ich am Samstag wieder alles rein und sauber gemacht hab' und mir mein Zimmerl anschau', da denk' ich mir immer: Bei mir ist es am schönsten. And're Leut' können haben, was sie wollen, ich bin ihnen nicht neidig, aber bei mir gefallt's mir doch am besten. Wissen S', Ihre alten Philosophen können vielleicht ganz gescheite Herrn sein, aber mit der christlichen Lehr' vertragt sich so was nicht."

„No jetzt — leben thu' ich auch gern und bin soweit auch kein schlechter Christ, wenn ich freilich nicht vor unserm Herrgott herumrutsch' und ihm die Knie abbeißen möcht'. Aber manches könnt' schon anders sein auf dieser Welt. Ja, ja, keine Widerred'! Und dann müssen S' nehmen, Frau Wendel, damals war ich ein junger Mensch, und heut' bin ich ein alter Mann. Und wenn ich mir so mein Leben betracht', da möcht' ich doch beinah' sagen: Wenn ich damals gestorben wär', ich hätt' nichts versäumt. Bis dahin hab' ich nur Gut's und Liebes gehabt, bin bei der Mutter zu Haus gewesen, und im Kopf hab' ich, wie jeder junge Mensch, meine Gedanken und Phantasien gehabt, die allein ein Vermögen wert sind. Da ist einem das Sterben nicht so schwer, mir wenigstens wär's damals leicht gewesen. Heut' freilich, ah, da geb' ich Ihnen wieder recht. Heut' will ich noch leben, aber warum? Weil' ich mir denk', hab' eigentlich noch nicht viel Gut's auf der Welt gehabt, das Gute wird erst kommen, das musst doch noch abwarten. Vielleicht kommt's morgen schon, vielleicht übermorgen, vielleicht erst in einem Jahr. Die Hoffnung aufs Besserwerden — das ist ein Medicament, das man täglich einnimmt. — Es nützt nichts, damals hab' ich die Überfuhr ins Jenseits versäumt, wär' die beste Gelegenheit gewesen."

„Und an Ihre Eltern haben S' nicht gedacht?" fragte Frau Wendel.

„Mein Gott! erinnern S' mich lieber nicht. Das erste, was ich gethan hab', wie ich damals am Abend nach Haus gekommen bin, war, dass ich den Brief verbrannt hab', den sie bei mir hätten finden sollen und der für die Mutter bestimmt war. Eine ganze Woche hab' ich ihr nicht recht in die Augen schau'n können, und alle Lieb', die's mir erwiesen hat — hat mir wie ein Messer in die Seel' geschnitten. Und der Vater hat mir auch leid gethan; hat so eine Freud' über mich ge-

habt, dass ich bald Beamter werden sollt'. Der hätt' mir schön den Text gelesen, das hätt' schon dafür gestanden. Na und mein Bruder, der ist damals noch in die Schul' gegangen, war noch die reinste Unschuld. Ich bin mir mit meinem schlechten Gewissen wie ein recht abscheulicher Kerl vorgekommen. Alles war in mir durcheinander gekommen, ich hab' mich selber nicht mehr ausgekannt. Von Tag zu Tag bin ich immer einsilbiger geworden, und es hat auch nicht lang' gedauert, da bin ich im Fieber krank gelegen. Und da hab' ich phantasiert stundenlang. Und da hat auch meine Mutter, die bei meinem Bett gesessen ist, erfahren, dass die Liebschaft noch immer nicht zu End' war — wenn sie's nicht vorher gewusst hat. Denn Poldl und Prater, das ist nur so in meinen Delirien fortgegangen. Über eine Woche bin ich so dagelegen, und der Doctor hat mich schon aufgegeben. Aber endlich hab' ich's doch überstanden und bin wieder langsam zu Kräften gekommen. Hab's nur meiner Mutter zu verdanken gehabt, die mich Tag und Nacht gepflegt hat, und das hat auch der Doctor gesagt, dass ich nur bei ihrer Pfleg' wieder aufgekommen bin.

Mitte Mai war's, da bin ich mit ihr das erstemal wieder ausgegangen. Sie hat mit mir in den Prater geh'n wollen. In mir hat's aber gezuckt, und ich hab' s' gebeten, lieber in den Augarten zu geh'n. — Bin noch recht schwach gewesen, da haben wir uns auf eine Bank gesetzt, g'rad' nicht weit von der Stell', wo ich der Poldl das erste Bussel gegeben hab'. Und da ist mir wieder alles lebendig in den Sinn gekommen, und ich frag' die Mutter: Was macht s' denn? — Wer? fragt die Mutter zurück und schaut mich besorgt an. — Die Poldl, sag' ich und lass' den Kopf auf die Brust fallen. — Die ist auch nicht recht gesund gewesen. — Nicht möglich! ruf' ich. Wirklich? Na, das freut mich! — Die Mutter schaut mich groß an und sagt: Zum Freu'n ist das g'rad' nicht. Sie hat aufs Land müssen, hat sehr schlecht ausgeschaut. Sie ist in Heiligenstadt draußen. — So, so? Na ja, und wie lang' bleibt s' denn dort? — Wahrscheinlich bis zum Herbst. — Bis zum Herbst? sag' ich und fang' zu zittern an. — Geh', Ferdinand, sagt die Mutter, reg' dich nicht wieder auf. Weißt, der Doctor hat gesagt, du musst mir schön folgen und auf and're Gedanken kommen. Geh', mach's mir zulieb, und der Vater ist auch so besorgt um dich. Ich hab' ihm nichts gesagt, weil's ihm, kannst dir denken, nicht recht wär'. — Und da hat sie mir zugeredet, ich sollt' mir die ganze Geschichte aus dem Kopf schlagen. Aber ich hab' im Stillen gedacht: Das geht nicht mehr, das kann ich nicht!

Bis zum Herbst? Wie sollt' ich das aushalten? Wie ich endlich ganz hergestellt war und wieder ins Bureau hab' geh'n können, da hab' ich mich im Sommer ein paarmal auf den Weg nach Heiligenstadt ge-

macht — aber ich bin immer umgekehrt. Mir ist es da immer vorgekommen, als wenn die Poldl und ich auf einmal geschiedene Leut' wären für immer, als wenn wir nicht mehr zusammengehören möchten. So nah' kommen wir nicht mehr zusammen, hab' ich mir immer vorgesagt, ich wusst' selber nicht, warum? Damals haben wir uns zusammen das Leben nehmen wollen, und jetzt, ich hätt' mich ja vor ihr schämen müssen, dass ich damals nicht standhaft geblieben bin. Hundertmal hab' ich mir jetzt die Frag' vorgelegt: Warum sind wir denn eigentlich damals so kleinmüthig davongeschlichen? Hab' keine Antwort drauf gewusst. — Na, wir werden ja seh'n. In Gottesnamen will ich also bis zum Herbst warten.

Und was war im Herbst? Ich hätt' einfach verrückt werden können: Im Herbst ist sie als Verlobte zurückgekommen! Sie hat sich mit einem Beamten bei der Statthalterei verlobt. War ein Adeliger, dieser Herr von Bruckmüller, ein eleganter Mann, groß, schwarzer Schnurrbart, na ja, ein recht feiner Herr. — Aber wie ist denn das Ganze zugegangen? hab' ich mich gefragt und hab' mir den Kopf mit beiden Händen gehalten. Ja, verständigt hat s' mich mit keiner Silbe, und mein Wort hat s' mir doch auch nicht zurückgegeben? Ist ihr doch kein Spass gewesen, die ganze Geschichte? — Ich bin wie ein Narr herumgelaufen und hab's zuerst nicht glauben wollen, aber 's hat nichts genützt, es war einmal so. Ihre Mutter hat draußen in Heiligenstadt wahrscheinlich solang' in sie hineingeredet, bis sie halt den Bewerber angenommen hat. Ist keine schlechte Partie für sie, natürlich. Aber wo bleib' denn ich? — Große Gesellschaften haben s' jetzt gegeben im ersten Stock, ist sehr hoch hergegangen. Wenn ich nach Haus gegangen bin und die beleuchteten Fenster geseh'n hab' — na, mir ist jedesmal völlig nicht gut geworden. Das muss ja ein Rappel bei ihr sein. Das gibt's doch in der ganzen Welt nicht, hab' ich mir damals mit meinen zwanzig Jahren gedacht, dass zwei, die sich lieben, überhaupt auseinanderkommen können, und dass der eine gar einen fremden, einen wildfremden Menschen auf einmal so gern kriegen kann, dass er sich mit ihm verlobt! Nein, nein, das ist wie verzaubert, und eines Tags muss ja der Spuk wieder ein End' nehmen.

No, er hat ein schönes End' genommen. Im Fasching haben s' Hochzeit gemacht! Ich hab' mir's nicht nehmen lassen, ich hab' bei der Trauung dabei sein müssen. Poldl, es kann ja nicht sein! hab' ich zu mir gesagt. Du kannst ja dein Jawort keinem anderen geben! — Die Kirche war gesteckt voll, ich hab' mich durch die Leut' vorgedrängt, um recht weit vorn zu sein und die Braut seh'n zu können. Mir hat's das Herz zusammengekrampft, wie's daher gekommen ist, schön, nicht zum Beschreiben schön. Und gelächelt hat s'! Ja, mein Gott! hab' ich mich gefragt, spürst es denn gar nicht, dass der Ferdl in der Näh' ist, und

du kannst lächeln? — Und er mit demselben glückstrahlenden Gesicht — es hat keine Zweifel mehr gegeben: „Ein fremder Mann war Bräutigam.“ Und das Jawort hat s' ihm auch gegeben, so ein helles, juchzendes Ja! noch dazu. Ich bin in der Kirche beinah' ohnmächtig geworden. Jetzt bist fertig! das war alles, was mir im Kopf herumgegangen ist. Wie ich dazumal nach Haus gekommen bin, weiß ich heut' noch nicht. Aber mein Entschluss war auch fertig! Keine Lieb' gibt's mehr auf der Welt! Fort! Ich will nichts mehr wissen. Fort! Fort, soweit's nur geh'n kann! Und am nächsten Tag bin ich ohne Abschied, ohne Gepäck, so wie ich gegangen und gestanden bin, auf und davon. Alles hab' ich im Stich gelassen, die Eltern haben nichts gewusst, im Bureau hab' ich nichts gesagt, keine Seel' hat an dem Morgen eine Ahnung gehabt, dass ich eine Weltreis' antret'. Erst von Hamburg aus hab' ich der Mutter einen Brief geschrieben, warum's mich in Wien nicht mehr gelitten hat, und hab' ihr mitgetheilt, dass ich g'rad' auf einem Schiff nach Indien absegel'.“

„Nach Indien? Sie waren gar in Indien?“ fragte erstaunt Frau Wendel. „Aber Sie entschuldigen schon, Herr Rieder, ein bisserl leichtsinnig war das von Ihnen, Ihren schönen Posten bei der Nordbahn aufzugeben —“

„Ja, alles, alles!“ sagte Rieder erregt und stellte die längst kalt gewordene Pfeife auf ihren Platz und nahm eine andere von der Stellage herab. „Junge Leut' sind halt geschwind fertig. Wenn's einem wo schlecht geht — geht man einfach wo anders hin. Ein junger Mensch probiert die Welt aus — freilich hat auch das seine Grenzen. — Von den zehn Jahren, die ich auf allen Meeren und in aller Herren Ländern zugebracht hab', will ich Ihnen lieber nichts erzählen. Sie können sich denken, wie schwer mir die ungewohnte Arbeit geworden ist. Direct vom Schreibtisch weg ein gewöhnlicher Matrose — zuletzt bin ich Untersteuermann gewesen.“

„Na, anseh'n möcht' Ihnen das heut' keiner, dass Sie einmal Matros' waren, höchstens — höchstens, weil S' manchmal zum Fluchen aufgelegt sind“, sagte Frau Wendel lächelnd und drohte mit dem Zeigefinger.

„No ja, ja, ich weiß schon. — Ankennen, mein Gott! fehlt nicht viel auf dreißig Jahr', was ich wieder in Wien bin. Das Rauchen hab' ich mir damals angewöhnt, und das ist mir auch geblieben. — Wie ich Ihnen also sag', im Anfang die fremde Gesellschaft, das ganze Treiben auf so einem Schiff, die rohen Späße und das alles — es war mir oft unerträglich. Aber das eine Gute war dabei: Zum Kopfhängen hab' ich keine Zeit gehabt. Das Bild von der Poldl — das dort an der Wand — das hab' ich mitgenommen gehabt. Im Anfang hab' ich's mir wohl manchmal angeschaut, aber mit den Jahren immer seltener,

bis ich drauf völlig vergessen hab' — Die erste Zeit hab' ich so jedes Jahr einmal Nachricht von zu Haus bekommen, die letzten fünf Jahr' aber nicht eine Zeile. Da ist mir's doch bang geworden. Ich hab' mir gedacht: Vielleicht sind die Deinen schon todt, und du hätt'st dann gar niemanden auf der Welt! Von unseren Verwandten weiß ich nämlich nicht viel, die leben in Oberösterreich zerstreut und haben sich auch nie um uns gekümmert. Wenn du die Mutter nicht mehr am Leben triffst? Nein, das darf nicht sein. Die Sehnsucht ist immer stärker geworden, und endlich hab' ich meinen Abschied genommen.

Wie ich den Leopoldsberg und den Kahlenberg und unsere Donau und unsern Stephansthurm nach so langer Zeit wiedergeseh'n hab' — na ja, das Gefühl kennt ja jeder, der nach ein paar Jahren wieder in die Wienerstadt zurückkommt. So schnell mich nur meine Füß' getragen haben, bin ich in unsere alte Wohnung gelaufen. Fremde Leut' haben mir aufgemacht, die Meinen waren ausgezogen. In aller Geschwindigkeit hat mir unser alter Hausmeister, der mich zuerst gar nicht erkannt hat, erzählt, dass der Vater schon vor vier Jahren gestorben ist; und mein Bruder ist im Feldzug 1866 geblieben; und der Kaufmann ist auch nicht mehr da, hat's Geschäft aufgegeben. Und die Mutter lebt? frag' ich ängstlich. — Ja, sie wohnt jetzt in der Brigittenau. — Gott sei Dank! Kaum hab' ich Gasse und Nummer gewusst, so hab' ich mich beeilt, meine Mutter aufzusuchen. Sie können sich die Freud' und Überraschung von der alten Frau vorstellen. Jetzt bleiben wir zusammen, Mutter! hab' ich ihr gesagt, und sie ist dazumal glücklich gewesen, ich sag' Ihnen, wie ein kleines Kind.

Über vieles Bitten und Betteln hab' ich wieder eine Diurnistenstelle bei der Nordbahn bekommen. Mein Weglaufen vor zehn Jahren ist mir gar übel vermerkt gewesen, und Protection hab' ich auch keine mehr gehabt. Hätt' mich vielleicht wo anders umschau'n können, aber ich hab' mir gedacht: Ach, bei der Nordbahn warst einmal und bleibst auch jetzt dabei. Na, so bin ich halt Diurnist geworden. Und da hab' ich mich mit meiner Mutter eingerichtet, und da haben wir noch sechzehn Jahr' mit einander gehaust, glücklich und zufrieden. War die schönste Zeit meines Lebens! — Der Gedanke ans Heiraten ist mir keinen Augenblick eingefallen. Die Mutter hätt' auf ihre alten Tag' noch kleine Kinder herumtragen sollen, ach, hören S' mir auf. Und wen hätt' ich auch heiraten sollen mit meinem kleinen Diurnum? In Noth und Elend hinein? Ah, nicht d'ran zu denken! Hab's schließlich auch nicht nöthig gehabt. Die Mutter hat ganz rechtschaffen gewirtschaftet, ihre Pension und mein Einkommen haben wir schön zusammengelegt, und das hat schon ausgereicht. Ich hab' meine Ordnung gehabt, und was braucht ein Mann mehr? — Ich bin wieder munter gewesen und hab' mir gedacht: Hol' der

Teufel den ganzen Plunder, der dir einmal im Kopf gesteckt ist! Jetzt heißt's wieder: Kopf hoch und Brust heraus! Und die Mutter hat mir oft gesagt: Gelt, Ferdl, kost't ein Geld, ob man jetzt lustig ist oder Trübsal blast. — Na und ob!

Nach der Poldl oder vielmehr jetzt Frau von Bruckmüller hab' ich nicht mehr gefragt und mich auch sonst nicht erkundigt. Aber einmal, es war am ersten Mai im Prater, hab' ich s' geseh'n. In einer schönen Equipage ist sie dahergekommen mit ihrem Mann und zwei Kindern, einem Buben und einem Mädel. Sie hat recht glücklich dreingeschaut, und mir hat's nur so einen leichten Rucker gegeben. Hab' s' nicht viel anders wie eine Fremde verwundert angeschaut und mir nur gedacht: Mein schlicht's Röckerl da und die dort, die stolze Frau — es ist doch merkwürdig, wie weit die Wege der Menschen auseinandergeh'n, die einmal als Kinder zusammen gespielt haben. Das war alles.

Ein paar Jahr' sind wieder vergangen, dass ich nichts von ihr geseh'n und gehört hab'. Da hat's der Zufall wollen, dass ihr Sohn g'rad' in mein Amt eingetreten ist. War ein recht nettes Bürschel. Da hat er mir einmal einen Gruß von seiner Mama ausgerichtet. Von einer alten Bekannten aus demselben Haus, lasst die Mama sagen. Ich hab' mich natürlich schön bedankt. Das war wieder alles. Der Sohn ist bei uns bald wieder ausgetreten und ins Handelsministerium gekommen, versteht sich bei der Protection, die er durch seinen Papa gehabt hat. Und ich bin damals auch avanciert. Mich haben s' zum Kanzlisten gemacht, damit ich doch einmal auch eine Pension krieg'. Seh'n S', zu dem hab' ich's gebracht mit meiner Lateinschul'. Ja, wenn mein Vater immer recht gehabt hat, aber dazumal hat er sich doch verrechnet, wie er mir eine große Zukunft prophezeit hat. Na ja, er hat's freilich nicht wissen können, wie's noch kommen wird. Aber schließlich und endlich, zu leben hab' ich, und das ist die Hauptsach'. Und wenn man's bedenkt — auf der Welt muss es ja große und kleine Herren geben, das ist einmal nicht anders. —

No, und dass ich Ihnen noch das Letzte von der Poldl erzähl'. Das letztemal hab' ich s' auf der Straße geseh'n, in der Rothenthurmstraße, g'rad' bei der Hölder'schen Buchhandlung. Es war vor fünf Jahren, so um Pfingsten herum. Ich hätt' s' Ihnen wirklich nicht erkannt. Ich schau' die Bücher in der Auslag' an, auf einmal spricht mich eine feingekleidete, ältere Dame an, wie's mir geht und was ich mach'? — Ich bin sehr verlegen gewesen, wie ich s' endlich an der Stimm' erkannt hab'. Sie hat nach meiner Mutter gefragt, und wie ich im Amt zufrieden bin; und ob's wahr ist, dass ich in Amerika drüben war, und ob ich noch immer nicht geheiratet hätt'? — Nein, geheiratet hab' ich nicht, und werd's auch nimmer, hab' ich ihr geantwortet. Und da haben wir

halt so geredet: Herr Rieder — und Frau von Bruckmüller, und beim Verabschieden hat s' mir gesagt: Wenn ich was brauch', soll ich nur ohneweiters zu ihr kommen. — Ich hab' ihr nachgeschaut und bin mir nicht recht gescheit vorgekommen: Das ist die Poldl gewesen? — Nein, nein, das war eine Fremde, wie alle die fremden Gesichter, die da auf der Straße an dir vorbeigeh'n.

Seitdem hab' ich s' nie mehr geseh'n, und heut' les' ich in der Zeitung, dass sie todt ist. — Ja, ja, 's wird Zeit, dass unsereiner auch bald geht, liebe Frau Wendel."

„Ah! was Ihnen nicht einfallt! Jetzt müssen wir noch ein paar Jahrln zusammen hausen, und die Pension müssen S' ja einmal auch noch ausgenießen. Wär' nicht schlecht!"

„Na, lassen wir's sein. Jetzt hab' ich, wie S' wohl schon bemerkt haben, noch meine kleine Extrafreud'. Ich mein' die Pfeifen dort. Seh'n S', eine jede Pfeife hat ihren besonderen Namen. Eine heißt nach der Mutter, die schöne, große da, aus der rauch' ich nur am Sonntag. Dann heißt eine nach dem Vater und die nach dem Bruder. Das da ist die ‚Poldl', na, die schmeckt ein bisserl bitter. Dann hab' ich noch eine Pfeife ‚Wien' und eine ‚Prater', aus der rauch' ich am wenigsten gern. Dann haben S' aber ‚Ägypten', ‚Indien', ‚China', ‚Japan', ‚Amerika', die Stationen meiner Weltreis', sind mir ganz lieb. Eine bin ich selber, seh'n S', 's ist nur ein einfacher Schemnitzer Kopf, aus der rauch' ich jeden Tag. Und endlich heißt da eine — Frau Wendel."

„Aber geh'n S'! Sie machen einen Spass!"

„Ja, ja! Wie ich vor drei Jahren die Influenza gehabt hab' und Sie mich so brav gepflegt haben, da war mein erster Gang, wie ich wieder gesund worden bin — eine Pfeife kaufen, und die ist nach Ihnen benannt. Ja, das haben S' noch nicht gewusst. Ist aber in der Ordnung, dass Sie in der Versammlung auch vertreten sind. Haben Sie's am End' nicht schon verdient die ganzen zwölf Jahr', die ich bei Ihnen wohn'? — So, jetzt wissen S' mein Pfeifengeheimnis auch, und jetzt lachen S' oder lachen S' nicht über einen alten, wunderlichen Mann, aber da haben S' in den Pfeifen meine ganze Biographie. Vermachen werd' ich s' einmal alle dem Invalidenhaus. Sollen sich die alten Leut' auch an einem hübschen Pfeiferl freu'n — hab' ich nicht recht?"

„Recht haben S', Herr Rieder. — Denken Sie sich, ich bin mit meinen Strümpfen auch ziemlich fertig geworden. Ein Paar hab' ich noch zum Anstricken. Wie viel Uhr haben wir denn schon?"

„Zehn Uhr ist vorbei."

„So spät? Na, da müssen wir ja ins Bett schau'n. Das Feuer ist auch ausgegangen. Bleiben S' noch auf? Sonst mach' ich Ihnen noch ein Feuer."

„Nein, nicht nöthig, Frau Wendel. Ich leg' mich auch gleich nieder. Nur ein Trinkwasser können S' mir noch bringen für die Nacht. Das ist alles, was ich brauch'."

Die Alte nahm ihr Häuflein Strümpfe zusammen und gieng um das Wasser.

Sie trippelte bald wieder herein, stellte das Glas Wasser auf das Nachtkästchen und nahm die Theeschale vom Tisch.

„So, also gute Nacht, Herr Rieder. Ja richtig! dass ich nicht vergess', werden S' zum Leichenbegängnis geh'n? Ich muss Ihnen ja den schwarzen Anzug ausbürsten."

„Ja so! No in die Kirche kann ich ja geh'n. Hat noch Zeit. Erst übermorgen. — Gute Nacht, Frau Wendel!"

„Gute Nacht!"

Der Mädeljäger.

Eine muntere Mär von **Hans Malser.**

(Fortsetzung und Schluss.)

Noch an demselben Tage, als die unerhörte Erklärung gefallen war unten am Wasser, beschied der Fürst den Forst-, Jagd- und Fischmeister Jonathan zu sich und sprach mit diesem seinem Agriculturminister längere Zeit. Er befragte ihn über die allgemeine Aufführung des Fischerjungen Winard.

„Keine Klage", antworte der Forstmeister. „Soweit brav, aber ein Hitzkopf. Vor etlichen Wochen drei Tage lang im Kotter gebrummt. Raufhändel, Liebesgeschichten."

„Man nehme ihn zu den Soldaten."

„Schwerer Ersatz, gnädiger Herr!"

„Man nehme ihn zu den Soldaten!" sagte der Fürst.

Als der Forstmeister es dem Fischerjungen hinterbringen wollte, dass er durch allerhöchste Gnade in die Armee aufgenommen werde, war der Winard nicht mehr da. Die Vermuthung lag nahe, dass er ins Ausland geflohen sei, denn er hatte ein Handbündel mitgenommen. Wenige Tage nachher brachte die Post dem Fürsten ein kunstvoll und doch unbehilflich gefaltetes Brieflein. Das war vom Fischerjungen, dem das Schreiben nicht arg von statten gieng. Der ließ sich vernehmen wörtlich wie folgt:

„Eier gnaden, gnädigster Firft und durchlauchdicker Herr!

Mus woll tausendmal um verzeihin biten wegen letztmal aber i kan nit anderst und vonwegen dem Mädel kunt i schlecht wern. Ich bit Ihnen, se kriegn bessere, lassens mir de, i bit Ihna kniefellig, sunst weis nit, was gschicht. Da thät ma wull all zamhalden, wann unsri Madln, die Bauern Madeln nit mehr sicher gangeten. Schreims mir nur bar zeillen das i mich verlassen kann und mich wieder aufzeign kann und wil mein Dinst fleißi verichten. Gnedigster Herr unterdeniger Diner Winard Oberlimer."

Der Winard Oberlimer wartete nun auf das Antwortschreiben des Fürsten. Er wußte wohl, daß hohe Herren sich nicht so leicht herbeilassen, mit Arbeitsleuten Briefe zu wechseln, aber in einem so wichtigen Falle, dachte er, würde der gnädige Herr doch eine Ausnahme machen. Er wartete Tage und Tage, er konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Wo er wartete, das wissen wir nicht, denn er hatte vergessen, in dem Briefe seinen Aufenthaltsort anzugeben. Auch der seidenhaarigen Hedwig hatte er geschrieben und ihr bittere Vorwürfe gemacht darüber, weil sie, „die spottschlechte Person, sein glihend Herz um eitel guld und ehr verkaufft" hätte. Die Hedwig wußte sein Versteck und antwortete ihm das Folgende:

„Mein Lebtag wär's mir nit eingefallen, das von wegen dem Fürsten, wie du meinst. Wenn ich dich auch einmal mit ihm gereizt hab. Aber dein Schimpf- und Spottbrief auf mich zeigt nit von deiner grossen Lieb und jetzt thu ichs. Nit wegen eitel Guld und Ehr, wie du schreibst, sondern weil mir ein guter freundlicher Mensch lieber ist, wie ein Zornnickel. Deine Wäsch hab ich dir aufs letztemal gewaschen und geflickt und kannst sie abholen lassen. Mit Achtung

Hedwig Sommerauer."

Nun war Feuer auf dem Dache. Beim Straßenwirt an der Brücke kamen an Sonntagen die Burschen des Thales gern zusammen. Jetzt war der Winard unter ihnen und warb Streiter. Um das Gerücht wußte jeder schon, so brauchte er ihnen nur den Brief der Hedwig vorzulesen, als Beweis wie es stand.

„Kameraden!" rief er, „verlaßt's mich jetzt nit! Ihr wisset, wie wir uns gern gehabt haben, dieses Madel und ich. Und jetzt soll sie verdorben werden? Heiraten! Der Herr so eine von niedrigem Stamm? Wer's glaubt, ich nit. Und was mir geschieht, kann jedem geschehen. Einer allein kann nichts machen, der wird eingekottert. Zusammhalten! Verlaßt's mich nit, Kameraden!"

Etliche gaben zu bedenken, daß es eine gewagte Sache sei. Andere überstimmten sie: „Unterthanenpflicht und Treu haben wir allzeit ge-

halten. Und wenn uns der Fürst Othmar jetzt ruft: In den Krieg für euer Land, für euern Herrn, so wird nicht einer der Hundsfott sein und sich drücken. Aber wir leben nicht mehr in der alten Zeit, Gott sei Dank, wir haben die Freiheit! Wenn's um unsern Schatz geht, da halten wir zusammen, gegen wen der will! Wir verlassen dich nicht, Winard!"

Der Nachtwächter im Ofenwinkel war schon lange unruhig gewesen, jetzt stand er auf, rüttelte am Ofengeländer, dass es klirrte und rief: „In diesem Tone kann ich nicht weiter reden lassen. Zerstreut euch!"

Brüllendes Gelächter. Sie zerstreuten sich nicht, sie bestellten frischen Trunk. Nur einer gieng fort, ein einziger, und das war der Nachtwächter. —

Sachte entfalteten sich trübe Aussichten im Staate Schreckenburg. Die Leute waren ernster, mürrischer. Die Kirchen blieben leerer als sonst, die Wirtshäuser waren voll. Die Leute sangen nicht mehr ihre heiteren Lieder. sie steckten die Köpfe zusammen. Der Fürst bot den Heerbann auf. Nach wenigen Tagen theilte ihm der Kriegsminister, der in gewöhnlichen Zeitläuften das Grobschmiedgewerbe betrieb, mit bekümmerter Miene mit, dass im Reiche nicht alles so sei, wie es sein sollte.

„Ist dieser Winard Oberlimer eingezogen?" fragte der Fürst.

„Leider nein, gnädigster Herr. Der hat unten im Straßenwirtshaus an der Brücke ein förmliches Lager aufgeschlagen. Er hat Genossen. Sie haben den Verkehr mit den Nachbarsländern abgeschnitten, fangen die hereingehenden Waren ab, das Korn, den Wein. Unsere Holz- und Viehausfuhr ist gehemmt. Seit gestern ist auch die Post ausgeblieben."

Nun verlor der Fürst die Ruhe. „Sofort die Truppen zusammenziehen und die Wegelagerer aufheben." Nach etlichen raschen Schritten über die Dielen hin riss er den Kopf heftig empor und rief: „Die Rädelsführer standrechtlich erschießen!"

„Durchlauchtigster Herr", sagte der Kriegsminister. „Schon vor drei Tagen sind die Reichstruppen einberufen worden. Aber — es kommt niemand."

„Wie?" Der Fürst war starr vor Entsetzen.

„Das Mannsvolk scheint sich alles beim Straßenwirt versammelt zu haben."

„Verschwörung? Revolte?"

Um diese Zeit war es, dass der König eines großen Nachbarreiches von dem Hochgebirge herabkam. Er war nach einer Reise aus den südlichen Gegenden heraufgekommen, hatte eine Gemsenjagd gehalten, dann einen hochgelegenen Luftcurort besucht, um seine dort weilende Schwester, die Prinzessin Aglaia, abzuholen und nach Hause zu begleiten. Der König hatte „seinen lieben Vetter", Othmar III. benachrichtigen lassen, dass er in zwei Tagen durch Schreckenburg reisen werde. Da hieß es nun einmal,

sich in den Hofstaat werfen! Die Reichstruhe wurde aufgemacht, und bald stand der Erzfürst da in seiner vollen angestammten Herrlichkeit. Die taffenen Strümpfe hatten ein paar kleine Schabenschäden, hingegen prangten die Silberschnallen der Bundschuhe in untadelhaftem Glanze. Der seidene Rock hatte die Meinung grün zu sein, schillerte aber stellenweise mehr ins Gelbliche, als es bei einem charakterfesten Tuche unbedenklich ist. Die Lendenschärpe, die breite rothflammende Schleife über der Brust, die funkelnden Sterne und Kreuze schlichteten alles reichlich. Der goldene Kragen war allerdings etwas zu wulstig, um dem an Freiheit gewöhnten Herrn die Kopfbewegung uneingeschränkt zu gestatten. Auf dem stahlblinkenden Reichshelm prangte der dreiköpfige Adler und legte seine goldenen Flügeln schwer zu beiden Seiten herab über die Ohren. Das Schwert war für Riesen geschmiedet worden und schleifte ziemlich widerspenstig um die Ecke, wenn der Fürst eine Bewegung nach rechts oder links zu machen hatte. Die Quaste des Griffes baumelte unten bei den Knien aufsichtslos herum. — Das Ganze war ziemlich überwältigend. Bettelhaft vor seinem königlichen Vetter zu stehen, das war des Fürsten Sorge nicht. Ganz etwas anderes trübte seinen Sinn. Bereits hatte er seine verfügbaren sechs Getreuen hinabgeschickt zum Straßenwirt mit dem Befehl, die Brücke freizugeben für allerhöchste Herrschaften, die an diesem Nachmittage durchreisen würden. Die Antwort, die sie zurückbrachten, war dem Fürsten nicht vermeldbar. Sie war nicht hoffähig. Der Herr war außer sich. Das wäre doch eine Blamage, wenn der Erzfürst Othmar Seine Majestät mit einem Bürgerkriege begrüßen musste! Sofort eine zweite Abordnung zum Brückenwirt: Was denn eigentlich der Herren Begehren sei? — Die Antwort, das wisse Seine Durchlaucht recht wohl. — In Wahrheit war es dem Fürsten nicht ganz klar. Da er wusste, dass der Fischerjunge Winard dabei eine Rolle spielte, so konnte er sich's nur halb und halb denken. Es mag ja unsinnig sein, das mit dem Mädel — so dachte er sich zu — es mag ja Dummheit eines besonders entwickelten Johannestriebs sein, gut, der Mensch bleibt immer ein Thor, und der Esel hat die Farbe des Alters. Allein sich einen politischen Zwang anthun lassen und am Ende gar um Verzeihung bitten, dass er ein hübsches Mädel gerne anschaue? So weit wird's wohl noch lange nicht gekommen sein. Zwar kracht die Welt! Kracht in allen Ecken und Enden! Es ist das Undenkbarste schon geschehen. Nicht jeder, der versammelt bei den Vätern ist, gieng auf gewöhnlichem Wege heim. — Er besichtigte seinen Thron, der im Saale stand. Ein schlichter Lehnsessel, mit rothem Leder ausgepolstert, mit silbernen Nieten verziert. Das Holz war alt, aber kaum ein halb Dutzend Wurmstichlein, die es aufwies. Die Ahnen waren darauf gesessen! Und nun sollte etwa der Fischerjunge? Die seinige auf dem Schoß? Denn für zwei nebeneinander hat der Sessel, genau besehen, nicht Raum.

— Na, es wird sich ja noch schlichten lassen. Übermüthige Bauernlümmel, nichts anderes. Ein gewöhnlicher Raufhandel um ein Weibsbild, ist's denn was Neues? — Es wird sich alles thun. Nur die hohen Herrschaften dürfen nichts erfahren, denn die Geschichte ist zu dumm! Das Beste wird diesmal sein, was auch sonst sehr oft das Beste ist — aus der Noth eine Tugend zu machen. Das Schloss ist zwar nicht darnach angethan, aber Gastfreundschaft ist stets eine deutsche Tugend gewesen.

Es naheten die königlichen Gäste. Eine Anzahl Staubwedel war thätig im Fürstenhause einen halben Tag lang. Die Beschließerin warf einen schwellenden Sack mit Eiderdunen ins noch unfertige Himmelbett. Etliche Schuljungen, vom Oberlehrer gewissenhaft ausgesucht, wurden in weiches buntes Pagengewand gesteckt. Bei dieser Auszeichnung kam's nicht drauf an, welche die Bravsten waren, sondern welche schlank und vif dastanden. Sechs Mann martialisch mit Helm und Lanzen bewaffnet, umgaben die Häupter des Reiches, und mit solchem Hofstaate zog der Fürst den Reisenden entgegen. Er selbst ritt auf einem klobigen Rappen. Oberhalb des Ortes, am Eingange der Bergschlucht, begegneten sie sich. Zwei einzige Wägen kamen gerollt, im ersten saß der König und die Prinzessin. Der König sah mit seinem weißen Vollbart und im grauen Lodengewand aus, wie ein Jäger. Die Prinzessin saß ebenso einfach da; sie hatte weder die Blüte der Jugend an sich, noch den Reif des Alters, ein Alpenrosenstrauß war ihr einziger Schmuck. Mit ruhiger Freundlichkeit reichte sie dem vorsichtig vom Rosse gestiegenen Fürsten die Hand, die er küsste. Das umstehende Volk freute sich des Anblicks und war stolz auf die ritterliche Erscheinung seines Fürsten, den es noch nie in diesem unerhörten Glanz gesehen hatte. „Ja, unser gnädiger Herr!" sagten sie, „da sieht man, wie armselig so ein König dasteht vor einem Erzfürsten von Schreckenburg! Das ist ein prachtvoller Herr!" Ein behendiger Alter schlug mit den Armen um sich und flüsterte in die Leute hinein: „Die unten an der Brucken! Wenn sie ihn jetzt so sehen könnten! Denen möcht' die Kurasch schon vergehen!"

Mittlerweile hatte der Fürst die Herrschaften willkommen heißen und sie eingeladen auf sein Schloss, zur Rast auf einige Tage.

„Freund, das geht nicht!" antwortete Seine Majestät. „In zwei Tagen ist die Eröffnung unseres Reichstags, da müssen wir zu Hause sein."

„Dann verhüte der Himmel Achsenbruch, Überschwemmung und Brückeneinsturz!" sagte der Fürst.

„Hoffentlich!" lächelte die Prinzessin, „wir haben ja das schönste Wetter."

„Gewiss, Hoheit, gewiss! Sehr schönes Wetter. Es wird auch anhalten. Und doch ist soeben die Nachricht eingetroffen, dass unten an der Luserbrücke der Verkehr unterbrochen sei", sagte der Fürst beklommenen

Athems und setzte gar ritterlich bei: „Ich bin im Augenblicke ja selber noch nicht genau unterrichtet. Sollte es sich aber bewahrheiten, dann wäre der einsame Herrscher auf Schreckenburgs Thron dem Zufalle außerordentlich verpflichtet!“ dass er ihm so liebe Gäste in den Schoß werfe — konnte dazugedacht werden.

Der König that die Bemerkung, dass er schon unterwegs Andeutungen vernommen hätte, als wäre an der Luserbrücke etwas nicht richtig. So als ob sich dort allerlei Gesindel zusammenrotte.

„Arbeiter werden es sein, Majestät, um die Passage freizumachen“, fiel der Fürst ein.

„Jedenfalls werden wir des Herrn Vetters liebenswürdige Einladung annehmen“, entschied die Prinzessin, „denn über eine schadhafte Brücke fahre ich nicht, niemals!“

Hierauf lenkten sie rechts ein, der Fürst ritt voraus, die Wägen fuhren langsam hinten drein und das Gefolge kam zu Fuße nach. —

Mitterweile war ins Kriegslager beim Straßenwirt die richtige Begeisterung gekommen. Man hatte für den Krieg auch schon einen Namen. Mädeljäger-Krieg! Gieng er doch gegen den Mädeljäger. Und jetzt erst kamen sie herfür von den Bergen und aus den Gräben, und wie das Feuer seinen Wind erzeugt, so schafft sich ein Aufstand rasch den nöthigen Schwung. Früher hatte man nie viel davon gehört, und jetzt wusste jeder zu sagen vom gefährlichen Mädeljäger, von bedrohten Weibern und eroberten Schönen. Da reckten sich die Speere hoch in die Luft gleich Schwurfingern, dass die Stunde der Vergeltung gekommen sei! In äußerste Erregung gerieth der Fischer Winard, denn jemand hatte erzählt, dass man in der Nacht den Zimmermann Reimar mit seiner Enkelin Hedwig begegnet habe — in heimlicher Eile durch den Wald, wahrscheinlich gegen das Schloss hin. Jetzt war's helle, der alte Kuppler führte sie dem Wüstlinge zu. Darum also die ganze Tischlerei im Fürstenhause! — Der Winard war todtenblass und brachte stockend kaum die Wort hervor: „Kameraden! Werden wir halt heut' bei der Nacht das Schloss stürmen.“

Jeder Bursch, der ein Liebchen hatte, jeder Ehemann, der ein junges Weib besaß, fühlte sich eins mit dem Fischerjungen. Es war die große, gemeinsame Sache. —

Mit stillem Wohlgefallen blickte der König zum Fenster des Fürstenschlosses hinaus, mit lautem Jubel die Prinzessin. War Seine Majestät gleichwohl schon ein wenig gelangweilt gewesen auf diesem gar so schlichten, stillen Landsitz, Ihrer Hoheit, seiner Frau Schwester, gefiel es gar wohl. Das war nicht Palast und nicht Hütte, das war ein trauliches Haus. Und der Fürst! Er war nicht Knabe und nicht Greis, er war ein stattlicher Mann von angenehmstem Wesen. Ihre Hoheit war in einer sehr getragenen Stimmung, es war nicht Lust und es war nicht Weh, es war so etwas

ganz Besonderes. Und als nun zur abendlichen Stunde die Hunderte von Fackeln heranloderten über die Matten, lärmend, knallend und jauchzend, da waren die Hoheiten nachgerade sehr gerührt über die Ovation, die ihnen hier von der schlichten Landbevölkerung gebracht wurde. Der Fürst lud die Gäste zwar ein, rasch in das Hofzimmer zu kommen, wo das Abendmal gedeckt sei. Es wäre besser, sich von den Fenstern zu entfernen, die guten Leute hätten in solchen Dingen kein Maß und Ziel, sie wären manchmal gar ein wenig zu unbefangen für ein Damenohr, er würde dann selber zu ihnen hinausgehen. Kaum er es gesagt hatte, war draußen ein schmetterndes Krachen, das geschlossene Einfahrtsthor sprang in Trümmer, eingerannt mit einem wuchtigen Baumstamm.

„Ein Überfall!“ rief der König verstört.

„Es ist ein Überfall!“ sagte der Fürst, „wenn's mich gilt, gut!“ Er eilte zur Thür. Die Prinzessin stürzte ihm nach, fiel ihm in den Arm und kreischte in höchster Angst: „Othmar! Bleibt! Verlasst mich nicht!“

„Ein Weibsbild ist drinnen!“ schrie draußen vom Lindenbaum her eine Stimme.

„Sie ist drinnen!“ erscholl es im Menschenhaufen, der wie Wildwasser in den Hof flutete.

„Thun müsst's ihr nichts, ich bitt' euch!“ lautete der Befehl des Fischerjungen.

„Umbringen niemanden!“ schrie es von mehreren Seiten, „lebendiger ist der Vogel mehr wert als wie todter! Aber in den Käfig mit ihm! Fürs Hühnervolk ist ein einköpfiger Geier schon gefährlich, wie erst ein dreiköpfiger!“

Das Hausthor hielt dem ersten Ansturme stand. Da wurden schon Leitern herbeigeschleppt, um zu den Fenstern hineinzusteigen. Rother Rauch wirbelte von den brüllenden Lunten empor an die Wände und übers Dachwerk. Zwei Männer thaten einen großen Sack auseinander, um den Mädeljäger, wenn sie ihn gefangen hätten, hineinzustecken. Der Winard hatte aus dem Schuppen einen herrschaftlichen Kobelwagen hervorziehen lassen. Da hinein, wenn wir sie herunter haben! Mit zwei fürstlichen Rösslein will er die böse Hedwig in seine Hütte führen. Das Gejohle rings ums Schloss war so wüste, dass der alte Kammerdiener auf dem Söller vergeblich rief, wen's denn angienge? Den guten Fürsten oder die Majestäten, oder ihn selber? Wenn ihn selber, er trage sein altes Haupt willig herab.

„Feuer ins Dach!“ Dieser Ruf war lauter als das Jammern des Alten. Etliche Männer hieben mit Äxten den Brunnenständer um und rollten den Trog über, dass das Wasser, anstatt Feuer zu löschen, auf dem Sande dahin sickerte. Ein Doppelfenster flog auf, so heftig, dass es schrillte. Es war oben im Zimmer des Fürsten. Er selbst stand im Fenster,

roth beleuchtet von dem Fackelschein. Er wollte sprechen, das wurde bemerkt und dumpfer ward der Lärm. Der Fürst bog sich heraus, er hatte wieder seinen schwarzen Rock an. „Liebe Leute!“ rief er. Das Gewoge wollte sich nicht legen, die Speere schlugen klirrend aneinander.

„Mein vielgeliebtes Volk!“ rief er lauter, da wurde es still.

Der Fürst begann mit bewegter Stimme zu sprechen: „Ich bin erschüttert von der Kundgebung, ich bin hoch erfreut von dem neuen Beweise euerer Liebe und Anhänglichkeit, mit der ihr mir ergeben seid. Es ist das größte Glück eines Fürsten, seine väterliche Huld vom Volke so gewürdigt zu sehen. Treu' um Treue! Und sinniger hättet ihr diese großartige Huldigung nicht anbringen können, als heute, an diesem Abende, an dem ich nebst dem Fürstenglücke auch das menschliche Herzensglück gefunden habe. Und schöner glaube ich diesen Beweis euerer Liebe nicht ehren zu können, als wenn ich euch jetzt euere künftige Herrscherin vorstelle. . . .“

„Hört ihr's?“ unterbrachen sie ihn.

Der Fürst wendete sich zur Seite, da stand neben ihm ein Weib.

„Die Hedwig?“

„Ist sie's?“

„Nicht ist sie's. Eine andere, eine Fremde! Seht doch!“

Der Fürst erhob seine Stimme hoch und rief: „Das ist meine Braut, Ihre Hoheit, die Prinzessin Aglaia von Bramburg!“ —

Kein Schuss ist gefallen, kein Tropfen Blut vergossen worden in diesem Bürgerkriege. Das Volk hatte sich verloren in die Wirtshäuser des Reiches. Hatten die Leute zuerst gleichwohl nicht gewusst, wie ihnen geschah, so schlug der finstere Trotz doch bald in helle Freudigkeit um. Sie hatten ja einen so schlauen Herrn und eine so königliche Herrin, bei der, wenn die Blütezeit auch schon vorüber, doch noch immer nicht Matthäi am letzten war! Wer soll da nicht als warmer Patriot eins trinken über den Durst? — Als der nächste Morgen tagte, gab es um das Schloss nur zertretenen Rasen mit schwarzen Fackelabfällen und manchen Balkensplitter. Darüber hin schritt munter das bräutliche Paar.

„Das ist schnell gegangen, du mein Herz!“ lispelte der Fürst und legte die zarte Hand der Braut zwischen die seinen. „Gestern um diese Morgenstunde haben wir einander noch nicht persönlich gekannt — und heute —!“

„O mein Lieber, ich habe dich immer gekannt!“ rief sie hochbeseelt, „ich habe deiner immer gedacht, mein Herz hat dich immer gesehen, da ich längst noch nicht wusste, ob es einen Fürsten Othmar gibt. Ich wäre achtzig Jahre alt geworden, ohne einen anderen Mann zu sehen als dich. Und du?“

Da er nicht ganz befriedigende Antwort wusste, so entgegnete er bloß: „Meine Empfindung lässt sich gar nicht schildern.“ —

Ungut war es dem Fischerjungen Winard. Dass er seine Hedwig nicht mit fürstlichen Rössern in sein Haus führen konnte, das wurmte ihn kläglich. Und doch war er froh, sie im Schlosse nicht gefunden zu haben. Wo aber war sie denn? Zu Hause bei ihrer Mutter nicht, davon hatte er sich noch in derselben Nacht überzeugt. Einem Almhirten begegnete er, der wusste zu sagen, dass er hinten im Hochgebirge dem krummen Zimmermann mit einem jungen Frauenzimmer begegnet wäre. Gegen das Welsche hinüber hätten sie die Richtung genommen. — So sauber! Jetzt konnte der Fischerjunge auch dem Welschland den Krieg erklären.

Übrigens kam dieser neue Feldzug dem Burschen nicht ungelegen, daheim drohte ihm ja ein Hochverrathsprocess und drüben am Waldrande stand aus alten Zeiten her noch immer so etwas, wie ein aufrecht ragender Holzblock mit einem Querbalken. Allein mit leeren Taschen reist ein Schreckenburger nicht ins Ausland. Die halbe Arche Noahs plünderte er und machte sich damit auf den Weg gen Welschland. Am ersten Abend sprach er unterwegs in einer Sennhütte zu. Anfangs unterhielt er die Sennin mit einem behendigen Eichkätzchen, das an der Angelschnur hängend munter über Winards Achseln und Haupt spazieren sprang und sich dann wieder neckisch in den Rocksack versteckte. Dieses possierlichen Anblickes wegen tischte die Sennin eine Schüssel Milch auf. Dann langte der Bursch aus der Hosentasche ein kleines Schildkrötlein hervor und ließ es über den Tisch krauchen. Die Sennin war voll Entsetzen über das Thier, welches sein dreieckiges Köpflein immer weiter vorstreckte gegen sie hin; aber aus Achtung für den jungen Fremdling, der solche Ungeheuer mit sich führte, buk sie ihm auch noch einen Eierkuchen. Nachdem dieser mit Wohlbehagen verzehrt worden war, gestand er der Sennin, noch etwas bei zu sich haben. Er griff in den zweiten Hosensack und zog ein feines Garnnetz hervor, in welchem eine graue Schlange sich ringelte. „Darf ich sie auslassen?“ fragte der Winard, sie kreischte vor Grausen, da sagte er: „Ach, das Thierlein thut ja nichts, es ist bloß eine junge Viper.“ Die Sennin hatte sich ihr Lebtag mehr mit Kühen und Schweinen abgegeben, als mit Blindschleichen, und so glaubte sie es ihm getreulich und brachte dem tapferen Thierbändiger zum Nachtisch noch Weißbrot und ein Töpflein mit goldigem Honig. Erst am nächsten Morgen fragte er, ob sie nicht einen alten krummen Mann mit einem jungen Mädel hätte des Weges gehen sehen. Ja, so ein Paar wäre vor etlichen Tagen vorbeigezogen gegen das mittägige Land hin.

Während der Nacht hatte das Eichkätzchen die Schlange todtgebissen. So warf der Bursche auch die Schildkröte ins Heu, und leichten Muthes zog er weiter gen Welschland. Am zweiten Tage sprach er in einer Kohlenbrennerhütte zu, fieng dort Fische aus dem Bach und ließ sie von der Köhlerin braten. Dann lud er das schwarzäugige Weib artig zum Schmause

ein. Am nächsten Tag wusste die Köhlerin ihm zu berichten, der krumme Alte mit dem jungen Mädel sei erst gestern gesehen worden und sitze unten in der Ölmühle. Die Ölmühle stand am Flüsslein Esonto, und dort fand er den krummen Alten und das junge Mädel. Nur war es nicht der Zimmermann Reimar und seine Enkelin Hedwig, sondern ein welscher Scheerenschleifer mit seinem Kinde.

Der Winard gehörte zu jenen Trotzköpfen, die nie einen ihrer Irrthümer eingestehen und nie umkehren wollen. Diesmal aber war die Überzeugung, dass er auf dem Irrwege gieng, zu schlagend; doch zur Umkehr konnte er sich noch immer nicht entschließen; er gieng eine Weile, das Gesicht noch gen Welschland wendend, rückwärts wie ein Krebs, bis er über einen Maulbeerstrunk stolpernd auf den Rücken fiel. Ein paar Tage später war er doch wieder im Gebirge, und da hörte er plötzlich von einem Hirten das Wort ausrufen: „Hau, da ist er ja wieder, der Mädeljäger!“

Der Mädeljäger! War das nicht der Fürst? War nicht der Fürst so genannt worden? Wahrhaftig — dachte sich der Bursche — das stimmt auch bei mir! Bei mir vielleicht ganz besonders, wie ich ihr nachjage seit einer Woche! Ihr und so weiter. — Jetzt fieng er sachte an, sich zu schämen. Wieder den Weg hatte er verloren in der Waldwildnis, missmuthig bei einer Pechbrennerklause kehrte er zu, einen Löffel warmer Suppe erbittend. In der Klause saß der alte Reimar und zimmerte an einer Wiege. Diese Wiege, so klein sie war, brachte den Winard schier aus der Fassung. „Wo ist die Hedwig?“ schnob er.

Der Alte ließ seine Hand mit dem Schnitzger auf dem Knie ruhen und antwortete: „Winard, das sag' ich dir nicht. Ihr habt gerauft um sie, so sollt ihr's keiner kriegen. Ich hab' das Mädel gut versteckt, du findest es nicht. Der gnädige Herr auch nicht.“

„Der hat schon eine andere. Der heiratet eine alte Prinzessin. Und ich muss die Hedwig haben!“

„Musst sie haben? Na, dann ist's was anderes. — Mädel!“ rief er durchs Fensterlein in den Wald hinaus. Sie war gerade bei den Pechersleuten unter dem Baume. Blieb aber nicht kleben an dem Baumstamm, der von Holz war, sprang dem Burschen an den Hals, der von Fleisch und Blut war.

Jetzt ist die Geschichte aus. — Wie? Die Wiege geht euch noch im Kopf um? Fürs Pecherpaar hat er sie gezimmert. — Aber sollen sie denn hocken bleiben beim Pecherpaar in der Waldhütte? Am Tage, als Erzfürst Othmar der Gütige mit seiner geliebten Braut Hochzeit hielt, ergieng eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Es war nur einer vorhanden, und so wurde der Fischerjunge Winard jubelnd begrüßt, als er mit seiner Hedwig zurückkehrte ins heimatliche Fürstenthum.

Bis man begraben wird.

Ein Erlebnis von **M. Stona.**[1])

Es war ein einsamer Morgen. Ich langweilte mich wie gewöhnlich, während ich unter den alten Kastanien im Garten frühstückte. Wilhelm las seine Zeitung und hatte alles um sich her vergessen. Nicht einmal meine Frage, was er auf dem Anstand geschossen, machte einen Eindruck auf ihn.

Der Himmel war einförmig blau; keine Wolke versprach eine Abwechslung am heißen Tage. Gott, so dahin zu leben, ohne dass das Geringste sich ereignet! . . . Ich gähnte. Dann stand ich auf und schlug den Weg zum Walde ein.

„Willst du schon wieder allein in den Wald gehen?“ grollte Wilhelm aus seiner Zeitungsecke heraus. Seit den fünf Jahren unsere Ehe flößte ihm mein täglicher Spaziergang stets das gleiche heimliche Grauen ein.

„Aber lieber Wilhelm, ich erlebe ja doch nichts!“ erwiderte ich wie gewöhnlich und gieng den schmalen Saumpfad hinab. Kaum hatte ich einige hundert Schritte gemacht, als eine graue Katze aus dem Gebüsch vor mir auf den Weg sprang und mit langen schleichenden Sätzen dem Walde zulief. Rasch machte ich Kehrt, um Wilhelm zu holen. Er sollte die Freude haben, das schädliche Thier zu erschießen; da rief eine laute Stimme hinter mir: „Gnädige Frau! Gnädige Frau!“ Ich wandte mich um und gewahrte unseren Heger im Laufschritt nahen, alle Spuren des Entsetzens auf den Zügen. „Gnädige Frau, wir haben einen angeschossenen Mann im Walde!“ keuchte er.

Heiliger Gott! schrie es in mir. „Wann ist das Unglück passiert?“ stöhnte ich.

„Der Mann hat sich selber angeschossen!“ rief der Heger und hob den kleinen Revolver empor, den ich erst jetzt in seiner Hand bemerkte. Wir stürzten nun beide dem Frühstücksplatz zu, der aber war inzwischen leer geworden. Während der Heger in den Hof eilte, stürmte ich ins Haus, „Wilhelm, Wilhelm!“ aus voller Kehle rufend. Alle Leute

[1]) „Menschen und Paragraphen“ von M. Stona. (Wien. Karl Konegen. 1896.)

liefen zusammen; ich konnte kaum die Stimme finden, ihnen das Furchtbare zu erzählen.

Endlich kam Wilhelm. In dem allgemeinen Aufruhr that seine unerschütterliche Ruhe wohl. Er wusste schon alles, der Heger hatte es ihm mitgetheilt. Das ärgerte mich, denn ich hätte es ihm lieber selbst gesagt. Es blieb mir nun nichts übrig, als meinem Entsetzen weiter freien Lauf zu lassen.

„Lärm' doch nicht so", unterbrach er mich kurz, „hol' lieber rasch Wein und Verbandzeug. Um den Arzt hab' ich schon einen Wagen geschickt und einen Boten um den Gendarm."

Ich flog davon; in wenigen Minuten war das Gewünschte zur Stelle, und Wilhelm machte sich mit dem Heger auf den traurigen Weg. Seine beide Hunde wollten ihm folgen.

„Nein, das geht nicht, ihr bleibt zu Hause", wandte er sich an Flock und Lora, „und auch für dich ist es besser, umzukehren."

„Wilhelm, lass mich mit!" bat ich. Um nichts in der Welt wäre ich zurückgeblieben. Ich sagte ihm, dass ich nützen, helfen, rathen könne, dass die Hand der Frau dem Verwundeten nöthiger sei als rohe Männerfäuste. Was sagte ich ihm nicht alles! Aber durch all die schönen Worte hindurch fühlte ich ganz deutlich die Lüge, und dass es etwas anderes war, was mich forttrieb.

Nur widerwillig gab Wilhelm nach. Er schloss selbst die Thür der Brücke, welche über den Bach führt, damit die Hunde uns nicht folgten, und nun eilten wir dem Walde zu, immer dem Wasser entlang, unter grünen, herabhängenden Lindenzweigen. Die Vögel sangen, und Sonnenlichter hüpften über den Weg. Ein Festtag der Natur schien es zu sein.

Der Heger erzählte inzwischen, wie die That entdeckt worden war.

Ein altes Bäuerlein, das Schwämme suchte, war, von dem Knall des Schusses angelockt, tiefer in den Wald gedrungen und erblickte am Fuße einer Eiche den Selbstmörder. Kreideweiß stürzte es auf die Straße, dem Heger entgegen, der des Weges kam. Beide krochen nun zu der Unglücksstelle. Sie kamen gerade zurecht, den Unseligen zu verhindern, einen zweiten Schuss auf sich abzugeben. Der Heger entwand ihm den geladenen Revolver.

Wir erreichten jetzt die Fahrstraße, die den Wald in zwei Hälften theilt. Schon hatte sich auf ihr allerlei Volk versammelt und zeigte nur zu deutlich die Stelle an, die dem schauervollen Dunkel am nächsten lag.

„Gerade in unserem Wald!" murmelte Wilhelm. Er sah sehr blass aus; der gütige Ausdruck seines Gesichtes war einem tiefen Ernst gewichen. „Du bleibst hier!" gebot er mir kurz, während er sich anschickte, unter der Führung des Hegers in das Dickicht einzudringen. Gehorsam blieb ich auf der Straße stehen.

Inzwischen strömten immer mehr Leute herbei. Vom Felde kamen Taglöhner; aus dem Dorfe begann eine kleine Völkerwanderung, Schmied, Tischler, Schuster — Honoratioren wie Bettler — alle eilten, von der gleichen Neugier getrieben, dem Walde zu; sogar der alte, lahme Postbote, den niemand sich erinnerte, schnell gehen gesehen zu haben, hatte plötzlich junge Beine bekommen. Jeder drängte sich ins Dickicht. Mehrere Weiber, die auf ihren Rücken große Bürden Heu durch den Wald trugen, blieben mit angstvoller Spannung auf den rothgebrannten Gesichtern stehen. Den Männern zu folgen, das wagten sie doch nicht, ebensowenig wie ich.

Mit einemmale machte sich eine gewisse Bewegung bemerkbar. Die Buben verkrochen sich in Schlupfwinkel, die Weiber nahmen rasch ihre Bürden auf. Alles wich scheu zur Seite. Eiligen Schrittes nahte der Gendarm. Mit einer wichtigen Amtsmiene, ohne uns zu beachten, kroch auch er ins Buschwerk.

Plötzlich hörte ich etwas dahersausen und gewahrte Flock und Lora, die Nasen an der Erde, mir entgegen rasen. Die klugen Thiere hatten den Umweg um das Dorf gemacht, im Walde Wilhelms Fährte aufgegriffen, und nun half kein Rufen; ihm nach gieng's in fliegendem Galopp. Ich folgte ihnen.

Das Stimmengewirr, das man auf der Straße nur undeutlich vernahm, klang bald bestimmter an mein Ohr; dazwischen wurde von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen hörbar, so schauerlich, dass es aus keiner Menschenbrust zu kommen schien. Schon gewahrte ich durch das Geäst dunkle Gestalten; noch wenige Schritte, ein Zurseitebiegen der Zweige, und ich war zur Stelle. Auf dem Boden sah ich etwas Schwarzes, zu dem der Gendarm sich neigte, und das alle umstanden. Der Heger führte das große Wort, wie einer, der die Honneurs macht. Aus seinem Gesicht war jede Spur des Entsetzens verschwunden, es trug einen gewissen Stolz zur Schau. Den Revolver hielt nun der Gendarm in der Hand. Jetzt erblickte mich Wilhelm. Er bedeutete mir vorwurfsvoll, umzukehren, ich aber neigte mich vor.

Da lag der Unglückliche, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt. Sein Gesicht ruhte auf den verschränkten Armen, so dass nur sein braunes Haar sichtbar war; neben der rechten Schläfe, über Moos und Blätter ergoss sich eine dunkle Lache.

Bei meinem Herannahen sahen die Leute auf, die ihn umdrängten. Der Abglanz einer widerlichen Empfindung funkelte mir aus ihren Blicken entgegen, etwas Rohes, Thierisches, wie eine Wollust der Grausamkeit. Ich erschrak — das also war's, was auch mich hergeführt hatte: Die Bestie im Menschen. Fast schämte ich mich vor den beiden Hunden an Wilhelms Seite, die mit gutmüthigen Augen zu mir emporschauten. Sie hatte die Treue hergejagt, das Menschliche in der Bestie.

Der Verwundete regte sich nicht. Von Zeit zu Zeit durchflog ihn ein leichtes Zucken, dem dann jenes tiefe Stöhnen folgte. Der Heger war mit seiner Erzählung zum zweitenmale zu Ende, und nun gieng der Gendarm daran, den Thatbestand aufzunehmen. Er neigte sich tiefer zu dem Selbstmörder.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

Keine Antwort.

„Vielleicht möchte er einen Schluck Wein trinken“, wagte ich schüchtern zu bemerken.

„Er hat alles verweigert“, sagte der Heger. „Wir haben ihm schon Wein geben wollen.“

Der Verwundete rührte sich. Dumpf und schwer kam es von seinen Lippen: „Lasst mich sterben!“

Diese Worte erfüllten des Staatsvertreters Brust mit neuer Hoffnung. Wenn er sprach — warum sollte er nicht antworten? Er neigte sich abermals liebevoll zu dem Verwundeten nieder. „Woher sind Sie?“ hallte seine kräftige Stimme.

Tiefes Schweigen.

„Warum haben Sie sich das Leben nehmen wollen?“

Doch auch diese Antwort blieb das Opfer der polizeilichen Neugier schuldig.

Der Gendarm wurde ungeduldig. „Aus diesem Menschen ist nichts herauszubringen“, erklärte er und erhob sich.

Inzwischen waren mehrere neue Zuschauer aufgetaucht, darunter der Bahnwächter. Dieser betrachtete den Selbstmörder genau und behauptete, in ihm einen Mann wiederzuerkennen, der sich mit einem hübschen, städtisch gekleideten „Frauenzimmer“ vor zwei Tagen in der hiesigen Gegend „herumgetrieben“ habe. Bei ihm, dem Bahnwächter, kaufte das Paar Milch und Brot.

Der Gendarm jubelte — ein Anhaltspunkt! Es fanden sich auch andere, die den beiden begegnet waren. „Warum er sich gerade diesen Platz zum Sterben ausgesucht haben mag?“ fragte jemand.

„Wird wohl eine Erinnerung hier haben!“ lachte ein anderer.

Nun kam der Kirchendiener. Kaum erblickte er den Verwundeten, als er mit aller Bestimmtheit erklärte, dieser Mann habe ihn heute früh um Einlass in die versperrte Kirche gebeten, und da er ihm seinen Wunsch abgeschlagen, sei er sichtlich betroffen fortgegangen. Eine Stunde später sah ihn der Meßner an der geschlossenen Kirchenthür knien.

Wieder raschelte es in den Zweigen; diesmal erschien der Bürgermeister des Ortes, ein ehrsamer Schneider. Dem war die Sache äußerst unangenehm. Man sah es ihm an, dass er in der übelsten Laune war; sein Schnurrbart schien in lauter Nadelspitzen auszulaufen. Mit einem

Händedruck begrüßte er den Gendarm, dann neigte er sich zu dem Verwundeten nieder. „Jesus Maria, da werden wir wieder schöne Schereien haben!“ kam es über seine Lippen.

„Sind Sie auch gewiss, Herr Bürgermeister“, fragte nun der Gendarm, „dass wir uns auf dem Grund und Boden von Schönfeld und nicht vielleicht in Halldorf befinden?“

Durch den Wald geht irgendwo die Grenzlinie, welche die beiden Nachbardörfer trennt. Dies fiel auch jetzt Meister Wittek ein. „Das ist wahr“, sagte er, „da muss ich gleich die Mappe holen lassen. Vielleicht geht uns die ganze Geschichte gar nichts an.“

„’s ist schon recht, wir stehen auf Schönfelder Boden“, ließen sich einige Bauern von Halldorf ärgerlich vernehmen, die auch durch ihre Anwesenheit glänzten.

Es entspann sich eine kleine Debatte, und der Gendarm, Feuer und Flamme für den streitigen Fall, sandte sogleich einen Boten um den Bürgermeister von Halldorf; denn wichtiger noch als der Selbstmord blieb die Festsetzung der Thatsache, auf wessen Gebiet er sich ereignet. Die Sache war nicht so einfach wie kürzlich, da die Fluten des Stromes eine Ertrunkene von weiß Gott wo gebracht und an das Ufer von Schönfeld spülen wollten. Die hatte man — gelinde gesagt — weiter schwimmen lassen. Hier aber, hier half kein Augenschließen. Der Verwundete lag da, und starb er, dann musste die Gemeinde, ob sie wollte oder nicht, den Säckel öffnen und die Begräbniskosten bezahlen.

Während über dem Haupte des Röchelnden die Streitfrage sich weiter fortspann, kam eilenden Schrittes endlich der Arzt. Ich empfand seine Erscheinung wie eine Erlösung. Nun veränderte sich die Scenerie. Bürgermeister und Gendarm traten zur Seite; Wilhelm und der Heger blieben, um Assistenzdienste zu leisten; alle anderen wurden weggeschickt.

Ich erwartete auf der Straße das Ergebnis der Untersuchung. Von Zeit zu Zeit kam der Heger, Wasser ans dem Bach zu schöpfen, und erzählte haftig, wie tief der Doctor die Sonde einführe.

Noch immer strömten neue Gaffer herbei und wollten in das Dickicht eindringen. Ich sagte ihnen, dass dies verboten sei. Einer jedoch wollte sich nicht abweisen lassen.

„Ist der Bürgermeister Wittek dort?“ fragte er.

Ich bejahte.

„Dann ist mein Platz an seiner Seite, denn ich bin Gemeinderath!“ Sprach’s und bohrte sich triumphierend mit den Ellenbogen den Weg durch das Gestrüpp. Nie mag er mit gleicher Energie für seine amtliche Pflicht eingetreten sein.

In Hemdärmeln, die Pfeife im Munde, den Rechen auf den Schultern, nahte jetzt eine hohe martialische Gestalt: der Bürgermeister von

Halldorf, geraden Weges vom Felde, woher man ihn geholt hatte. Die Angelegenheit war ihm noch ärgerlicher als seinem Collegen von der Nadel, denn da half kein Leugnen, der compromittierte Grund und Boden war Eigentum der Gemeinde Halldorf, Parzelle 194. — Und der Unglückliche hatte geglaubt, in Gottes freier Natur zu sterben.

Triumph auf der Seite derer von Schönfeld. Meister Wittek erklärte, dass er nun mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun habe, und zog sich befriedigt in sein Dorf zurück. Mit umso größerm Missbehagen gieng der Cincinnatus von Halldorf an seiner Pflichten Erfüllung, die vorläufig in seiner bloßen Anwesenheit bestand.

Nach geraumer Zeit kehrte der Arzt wieder, die Tasche mit den Instrumenten in der Hand. Er lächelte mir freundlich zu, als hätte er Rosen gepflückt, keine Wunden geflickt.

„Wie steht's?" fragte ich angstvoll.

„Recht schlecht. Die Kugel ist nicht aufzufinden", lautete die Antwort. Und an den Bürgermeister sich wendend, sagte er: „Trachten Sie, dass der Patient sobald als möglich ins Spital nach Praskau überführt werde. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Für mich ist hier nichts mehr zu thun."

Damit schwang er sich auf den Wagen.

„Auch nicht für uns", bemerkte Wilhelm, der offenbar ein Unbehagen fühlte. „Gehen wir nach Hause."

Auch die Menge verlief sich. „Ja, aber was geschieht denn mit dem Unglücklichen?" fragte ich.

„Der bleibt so lange liegen, bis ein Wagen aus der Gemeinde Halldorf ihn abholt", erwiderte der Arzt freundlich, während der Bürgermeister resigniert vor sich hinnickte.

„Wann wird denn das sein?"

„Nicht vor vier Stunden, denn alle Pferde sind bei der Feldarbeit", sagte der Gemeindevorsteher.

„Und so lange soll der arme Mensch im Walde liegen? Nein, lieber Doctor, den nehmen Sie mit!" erklärte ich auf das Bestimmteste.

Der Arzt machte große Augen. „Aber ich habe Eile, gnädige Frau . . ."

„Gut, dann werden wir den Kranken schnell auf Ihren Wagen heben."

Rasch gebot ich den Umstehenden, den Patienten zu holen. Der Bürgermeister selbst stürzte sich hocherfreut ins Buschwerk.

Resigniert kletterte der Doctor auf den Bock.

Gleich darauf theilte sich das Dickicht . . . . Auf den Armen der Männer, von denen fast allein der Bürgermeister ihn trug, ruhte in sich zusammen gesunken, wie gebrochen die Gestalt des Selbstmörders. Mühsam suchte sein Kopf eine aufrechte Haltung zu bewahren.

Es war ein schöner Kopf mit leichtgebogener Nase und edelgeformten Lippen, die ein dunkler Schnurrbart umschattete. Stirn und Haare verhüllte des Arztes kunstvoller Verband. Kein Ausdruck des Schmerzes lag in den marmorblassen Zügen, nur eine stumpfe, unerschütterliche Gleichgiltigkeit. Die Augen waren geschlossen, als wollten sie nichts mehr von der Welt sehen.

Man hob ihn in den Wagen; auf meine dringende Bitte setzte sich der Heger neben ihn und bettete das Haupt des Verwundeten auf seine Brust. So fuhren sie aus dem tiefen Waldesschatten in die sonnige Landschaft hinaus.

Nachmittags berichtete mir der Heger über seine Fahrt. „Ich muss Sonntag zur Beichte gehen“, so begann er; „meine Frau und alle, die mich mit dem Selbstmörder durch das Dorf fahren sahen, überhäufen mich mit Vorwürfen, und nennen mich einen großen Sünder.“

Ich beruhigte ihn und fragte nach dem Kranken. Der hatte den ganzen Weg schweigend zurückgelegt, mit geschlossenen Augen, den Kopf immerfort an die Brust des Hegers gelehnt. Man hätte ihn für bewusstlos halten können. Doch als sie das holperige Stadtpflaster erreichten, richtete er sich mühsam auf, strich mit der Hand über den Rockkragen und zog seine Manchetten vor wie jemand, der keinen unordentlichen Eindruck machen will. Im Spital ward er von einem Arzt und einer Pflegerin übernommen.

Drei Tage später traf ich auf dem Bahnhof zufällig den Gendarm. Sogleich fiel mir das blutige Abenteuer ein und ich eilte auf ihn zu mit der Frage, ob er nicht wisse, wie es dem armen Selbstmörder gehe?

Das wüsste er nicht, denn es hätte niemand darnach gefragt. Mit triumphierender Miene aber erzählte er mir, dass es ihm gelungen sei, alle Thatsachen festzustellen, die der traurigen Begebenheit vorangegangen waren. Der Unglückliche hieß Franz Hildebrand, war sechsundzwanzig Jahre alt und seines Zeichens ein Fleischergehilfe in einem mehrere Stunden entfernten Städtchen. Seit einigen Jahren unterhielt er gegen den Willen seiner Angehörigen ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mädchen, das in der gleichen Stadt lebte. Kürzlich starb sein Vater und hinterließ ihm ein kleines Vermögen. Nun wollte Hildebrand selbständig werden, ein Geschäft übernehmen und das Mädchen heimführen. Dem aber widersetzten sich seine Brüder. Nicht gut genug war ihnen die Braut. Diese, ein selbstherrliches, stolzes Ding, bei der es mit der Liebe nicht weit her gewesen sein mag, gerieth darüber außer sich und brach ihre Beziehungen zu Franz ab. Zugleich nahm sie einen Dienst in einer anderen Stadt an.

Hildebrand war trostlos. Auf sein Flehen gewährte sie ihm noch eine letzte Zusammenkunft, aber nicht in jenem Städtchen, sondern an

einem Ort, wo niemand sie kannte. Sie unterbrach die Reise nach ihrer neuen Heimat in eben der Station, in der wir uns befanden. Hier wurde sie von Franz erwartet. Den ganzen Tag schenkte sie ihm — eine Henkersmahlzeit. Warum sie das that? Vielleicht wollte sie ihm entscheidende Gründe in Ruhe klarlegen; vielleicht glaubte sie, ihm den Abschied leichter zu machen, wenn sie sich noch einmal von ihm herzhaft küssen ließ — und sie dachte gar nichts oder folgte nur dem räthselhaften Trieb der Grausamkeit, der sie noch einmal ihn martern hieß.

Er hatte für diese Zusammenkunft nur einen Grund: die Hoffnung, sie in ihrem Vorhaben wankend zu machen. Eine eitle Hoffnung.

Mit dem Abendzuge setzte sie ihre Reise fort, und jetzt erst schien Hildebrand den Entschluss gefasst zu haben, in den Tod zu gehen. Vielleicht waren es gerade die Zärtlichkeiten des Mädchens, doppelt süß empfunden im Zauber der ländlichen Einsamkeit, die es ihm unmöglich erscheinen ließen, ohne sie weiter zu leben.

Er übernachtete in einem Wirtshaus nahe dem Bahnhof. Am nächsten Tage fuhr er nach Praskau, wo er einen Revolver kaufte; dann kehrte er wieder in den Gasthof zurück, den er am folgenden Morgen zu früher Stunde verließ. Nun irrte er planlos durch die Umgebung; in schmerzvoller Erinnerung scheint er alle Wege gegangen zu sein, die er mit dem Mädchen durchwandelt. Vielleicht wollte er sich schon am Abend das Leben nehmen und zögerte nur darum bis zum Anbruch des Morgens, weil er Einlass in die Kirche zu erlangen hoffte. Aber auch diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Nur an ihrer Pforte durfte er knien.

In trockenem Ton hatte der Gendarm mir diese Mittheilung gemacht. Doch er war noch nicht zu Ende.

„Gestern war die Mutter des Mädchens bei mir", fuhr er fort; „die alte Frau hat sehr geweint; sie kam fragen, wo man den Hildebrand hingeführt hat, weil sie ihn um Verzeihung bitten wollte wegen ihrer Tochter. Die soll so herzlos sein, sagt sie; sie will ihn gar nicht besuchen. Auch die Brüder vom Hildebrand waren bei mir. Sie sind gleich am nächsten Tag gekommen."

„Die mögen wohl jetzt recht verzweifelt sein und sich Vorwürfe machen?" fragte ich.

„Bah — nur bös sind sie, und schimpfen thun's, dass der Franz ihnen eine solche Schand' macht!"

„Ja, weshalb sind sie denn dann gekommen?"

„Die goldene Uhr und die Kette haben sie sich abgeholt, die ich ihm im Walde abgenommen hab'!"

Die „Bande" des Blutes!

Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen nach Praskau zu fahren und den unglücklichen Hildebrand zu besuchen.

Allein es vergiengen mehrere Tage, ehe ich dazu kam. Endlich, eines Nachmittags, brachte mich der Wagen vor das graue, schmucklose Gebäude des Krankenhauses.

Ein Diener empfieng mich. Ich wünschte, die Oberin der Barmherzigen Schwestern zu sprechen; wenige Augenblicke später erschien sie, eine freundliche Frau mit milden, sympathischen Zügen.

„Darf ich Sie bitten, mich zu dem Verwundeten zu führen, der vor acht Tagen aus Schönfeld zu Ihnen gebracht worden ist?“ sagte ich, nachdem ich mich ihr vorgestellt hatte.

„Sie meinen den Franz Hildebrand?“ fragte sie. Ich bejahte.

„Leider kommen gnädige Frau zu spät. Der arme Mensch ist gestern abends um acht Uhr gestorben.“

„Ach!“

Wir waren in einen dunkeln Corridor getreten; sie geleitete mich in ein einfaches Zimmer, wo sie mir gegenüber platznahm.

„Ihm ist die ewige Ruhe zu gönnen“, sagte sie. „Er hat furchtbar gelitten. Drei Ärzte haben ihn behandelt, aber trotz der sorgfältigen Pflege gab es keine Hilfe für ihn. Die Kugel konnte nicht aufgefunden werden. Man hat ihm den Schädel trepaniert, es war alles umsonst. Wie schade, dass Sie nicht früher gekommen sind, gnädige Frau, vielleicht wäre es ihm ein Trost gewesen!“

Heiß wallte die Reue zu meinem Herzen empor.

„Ach, erzählen Sie mir von ihm!“ bat ich.

„Es war ein merkwürdig verschlossener Mensch“, sagte sie. „Nie ist ein Wort der Klage über seine Lippen gekommen. Andere Selbstmörder klammern sich wieder an das Leben, wenn die Hoffnung da ist, es zu erhalten. Er nicht. Nur sterben wollte er.“

„Hat ihn jemand besucht?“

„O ja. Die ersten waren seine Brüder; sie hielten sich aber nur ganz kurz hier auf. Dann kam eine alte Frau, die blieb lange und ist noch oft wiedergekommen. Sie saß immer an seinem Bett und hat viel geweint. Doch schien er sie gern bei sich zu haben.“

„Sonst war niemand hier? Kein junges Mädchen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Und hat er nach niemand verlangt?“

„O doch. Nach dem hochwürdigen Herrn Pfarrer. Den wollt’ er gar so gern noch einmal sprechen, obwohl er gleich nach seiner Ankunft mit Gott versöhnt worden war. Doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben, und täglich fragte er, ob denn der hochwürdige Herr noch nicht käme.“

„Nun — und?“

Der hochwürdige Herr war gerade an diesen Tagen sehr beschäftigt. Er kam erst gestern abend zehn Uhr — um zwei Stunden zu spät."

„Auch zu spät! Es scheint, wir kommen alle zu spät."

„Morgen früh findet das Begräbnis statt."

Ein Gedanke quälte mich. „Was er nur auf dem Herzen gehabt haben mag?" fragte ich.

„Wer weiß es", erwiderte sie. „Vielleicht wollte er dankbar all der Barmherzigkeit gedenken, die er in seinen letzten Erdentagen gefunden hat."

Schweigend erhob ich mich. Sie geleitete mich bis zur Thür. „Wünschen gnädige Frau den Unglücklichen zu sehen?"

Ich schüttelte den Kopf. Ich fühlte mich unfähig, diesem furchtbaren Vorwurf gegenüberzutreten.

Pietas Julia.

Von **Thomas Arbeiter.**

Abendschein der Sommersonne tauchet tief in Purpurglut
Fern des adriat'schen Meeres weite, spiegelglatte Flut,
Frische Kühle weht die Brise freundlich mir ums Angesicht,
Leise plätschernd sich die Welle an dem Uferrande bricht.

Wo in stiller Bucht Steineichen sich zum kleinen Hain gesellt,
Hoch ein Castellier aufraget auf dem Berg, der steil abfällt,
Schau ich die Kyklopenmauern sinnend, und das Meer so weit,
Und im Traumbild mir sich zeiget bunt ein Wechselspiel der Zeit.

Urwalddunkel am Gestade, — Kähne, roh, kunstloser Art, —
Droben auf des Berges Zinne Weiber, Kinder eng geschart —
Aus den Schiffen, schwerbeladen drängt die rauhe Kriegerschar,
Sicher seinen Raub zu bergen, eilt der keltische Barbar.

Da entsteigt den Meereswellen plötzlich ein gewaltig Thier,
Heulend flieht die Räuberhorde, der Verfolger hinter ihr,
Romas Wölfin, unbezwingbar, setzt den Fuß fest auf den Strand,
Ihrer Herrschaft, dem Gesetze beugen bald sich Leut' und Land.

Tempel und Triumphportale, der Arena stolze Pracht
Und das Capitol inmitten zeugen von des Römers Macht; —
Prunkpaläste, — Aquäducte, Gärten, blühend fern und nah! —
Als Cäsarenstadt gefeiert ragt Pietas Julia.

Stattliche Trieren schaukeln friedlich auf dem weiten Meer,
Heeresstraßen durch die Landschaft ziehen allwärts kreuz und quer,
Als ein Paradies der Reichen, dem Bescheid'nern als ein Glück
Sieht die Stadt, die glanzumstrahlte, Cassiodor mit stolzem Blick!

Doch dem schönen, gold'nen Tage folgt des Unheils trübe Nacht,
Romas hohe Säulen wanken, Zwietracht, immer neu entfacht,
Stürzt das Reich in Krieg und Greuel, nur das Kreuz ragt hoch empor,
Da Byzanz zum Haupt des Landes nun die Sergierstadt erkor. —

Kurze Blüte! Neues Siechthum bringt der Zeiten rascher Lauf,
Im german'schen Norden stehet Dir als Herr der Franke auf,
Als ein Bär voll grimmer Stärke streckt er seine Pranken weit
Nach der Adria Gestade, allzeit kühn und kampfbereit.

Ob der südlichsten Gemarkung in dem weiten deutschen Reich
Mancher edle Graf gebietet, dessen Macht dem Fürsten gleich,
Aber neidisch schmälert immer seine wechselnde Gewalt
Aquilejas Patriarche, und sein Heerruf weithin schallt. —

Wieder seh ich aus den Wellen, rings umspült vom Meeresschaum,
Sich ein Unthier nun erheben, und es dünkt mich wie ein Traum,
Denn ein Löwe ist's am Leibe, doch zugleich ein stolzer Aar,
Schmückt ja den gebog'nen Rücken ein gewaltig Flügelpaar.

Seine dichte Mähne schüttelnd brüllt der Thiere König laut,
Kündet weit die Macht Sanct Markus, der Venedig sich vertraut,
Und vor seinem wilden Zorne steht die arme Istria,
Zitternd ob der eignen Ohnmacht als verlass'nes Opfer da.

Sich den Krallen zu entringen drängt vergeblich sie die Noth,
Und nach langem Schmerzenszucken liegt sie, wie erstarrt im Tod.
Krämergeist und Krämertücke, Sucht nach Herrschaft und nach Raub
Wandelt all' die schönen Städte bald in Asche und in Staub.

Zischend in der Wälder Fülle fällt die Axt ohn' alle Wahl,
Klagend fliehet die Dryade, voll das Herz von stiller Qual,
Aus den öden, kahlen Klüften, von der Sonne Strahl versengt,
Weichet weinend die Najade, in der Erde Schoß gezwängt.

Ceres, Flora und Pomona, Bacchus auch, der frohe Gast,
Ihnen beigesellt Vertumnus, sie entflieh'n in wilder Hast,
Und verlassen von der Holden, deren Hauch die Flur beseelt,
Steht in Trauer das Gefilde, da ihr sel'ger Odem fehlt.

So entgöttert, starr, versteinert zeigt ihr Antlitz die Natur,
Über trostlos-wüste Höhen herrscht allein Boreas nur,
Und der Mensch, verthiert, verkümmert, tiefgebeugt von Noth und Harm,
Schleppt dahin sein elend Dasein, liebeleer und hoffnungsarm.

Doch, dort in des Himmels Höhen schlummert die Vergeltung nicht,
Dir, du gier'ger Markuslöwe, schlägt die Stunde zum Gericht,
Deine altersmorschen Glieder schüttelt es in banger Scheu,
Denn die letzte Stunde kündet dir des Gallier-Hahnes Schrei.

Nicht erheben, nur erwecken mag des Hahnes heller Ruf,
Er verkündet dir den Morgen, der dir neues Leben schuf:
Wache auf d'rum, schwergeprüfte, tiefgebeugte Istria,
Sieh', der Tag der Auferstehung, der Erlösung ist dir nah!

Von der Alpen höchsten Spitze hebt der kaiserliche Aar
Stark und mächtig seine Schwingen in die Lüfte rein und klar,
Nimmt zur Adria den Flug hin. Hei! wie fliehet pfeilgeschwind
Vor ihm da der Hahn von Gallien, wie die Wolke vor dem Wind! —

Treulich schirmt mit seinem Fittich Öst'reichs Adler das Gefild,
Heilt die hundertjähr'gen Wunden mit der Liebe Hand so mild.
Neu zum Leben ist erwachet, was so tief im Schlafe lag,
Nach der langen Nacht voll Grauen wird es sonnenheller Tag.

Zu des Reiches Meeresfeste dich die Kaiserhuld ersah,
Kampfgerüstet steht und wehrhaft nun Pietas Julia,
Und dein wohlbeschirmter Hafen birgt der Schiffe reiche Zahl,
Weithin strahlt von sich'rer Küste dein helleuchtendes Fanal.

Dort zum Siegeszug versammelt Öst'reichs Flotte sich so kühn,
Nach dem stillen Eiland Lissa sieht man sie begeistert zieh'n,
Tegetthoff, der Mann voll Ehren, führet sie zum höchsten Ruhm,
Muthig greift er nach dem Lorbeer, den ihm reicht das Heldenthum.

Aber auch des Friedens Segen streuet reichlich auf das Land,
Weisheit stets mit Liebe einend, deines Kaisers Vaterhand:
Was der Römer einst geschaffen, treulich wird es fortgehegt,
Was des Volkes Glück erheischet, sorgsam wird es stets gepflegt.

Heeresstraßen, Schienenwege weisen dem Verkehr die Bahn,
Ziehen von des Meeres Küste kühn die Felsenwand hinan,
Kunstvoll ragen mächt'ge Bauten so zum Nutzen, wie zur Zier,
Der erfindungsreiche Zeitgeist schwingt sein stolzes Siegspanier.

Wieder schmücken Wald und Garten mehr und mehr das Land so reich,
Und das Aug' sieht in der Zukunft es dem Paradiese gleich,
All die Himmlischen, die einstens vor Barbarenwuth entfloh'n,
Kehren wieder, setzen segnend sich auf ihren alten Thron.

Siegreich zieht des deutschen Geistes unbezwung'ne Schaffenskraft
Ein ins Land und pfleget treulich jede Kunst und Wissenschaft,
Und aus allen Gauen strömen junge Kräfte her zugleich,
Wahrlich! Hier in deinem Lager ist vereinigt Österreich!

So zu neuem Glanz erstanden sieht voll Staunen dich die Welt,
Sicher all die fernsten Zeiten eine starke Hand dich hält,
Unter ihrem treuen Schutze hegt dich Mutter Austria,
D'rum begeistert schallt es weithin: Heil Pietas Julia! —

Also ruft es; und ich stimme freudevollen Herzens ein,
Als der Flaggengruß ertönet bei der Sonne letztem Schein,
Und vom Bord der mächt'gen Schiffe klingt es ferne her zum Strand:
„Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!"

Den Deutschen ins Stammbuch,

aber es wird ihnen nicht gefallen.

So weit sind wir gekommen, dass jetzt häufig und häufiger die Frage auftaucht, ob es nicht am besten wäre, das Menschengeschlecht gänzlich verkommen und aussterben zu lassen. Das wäre vielleicht nicht so übel. Aber wie soll man das anstellen? Lässt man die Leute verwildern, so werden sie körperlich stark, verfeinert man ihre Cultur, so werden sie es geistig.

Wir haben zwar eine Menge Mittel, Körper und Geist zu schwächen — das gewaltige Arsenal der Todsünden! Sie werden überall auch emsig angewandt, und mit Erfolg, aber zu einem entscheidenden Endresultate will es doch nicht kommen. Die Natur wehrt sich, das Laster erbricht sich, demselben folgt zu rasch die allerdings stets unfreiwillige Buße, und so kommt es zu keiner endgiltigen Lösung.

Das beste, bewährteste Mittel zur Schwächung und allmählichen Vernichtung des Körpers und des Geistes und der menschlichen Existenz überhaupt ist das Trinken. Das wirkt unfehlbar. Leute, die dem Trunke ergeben sind, werden träge, pflichtvergessen, geil, schwach und dumm. Damit ist natürlich die wirtschaftliche und auch persönliche Existenz des Einzelnen und seiner Familie in Frage gestellt. Bei dem einen geht die Demoralisation, die Verblödung, die Vernichtung langsamer, beim anderen schneller, je nach Stärke der Gegenfactoren. Unfehlbar ist die Wirkung dort wie hier.

Die allgemeine Auflösung auf feuchtem Wege wäre auch längst gelungen, wenn es nicht doch immer noch so manche Leute gäbe, die nicht trinken und demnach auch anderen Lastern weniger zugänglich sind. Diese bleiben klug, werden stark, kommen empor und machen die Fortschritte des Alkohols theilweise wieder zuschanden.

Der „ewige Jude" ist nur als Sohn der enthaltsameren Semiten denkbar. Ein „ewiger Deutscher" wäre undenkbar. Der Deutsche, wenn er sonst nicht sterben könnte, tränke sich zu Tode. Mich wundert, dass bisher kein deutscher Antisemite noch auf den Argwohn verfallen ist, der Jude Noah habe das Alkoholgetränke nur erfunden, um damit andere

Völker, besonders die Deutschen, zu Grunde zu richten. Das ließe sich ja so hübsch sagen, wenn man nicht selber so gerne süffe!

Ich möchte den Deutschen etwas ins Stammbuch schreiben. Sie haben aber keins. Sie haben dafür einen Stammtisch, und dem sei der folgende Vers gewidmet:

Wenn heute ein neuer Hermann aufstünde, mit der heiligen Absicht, das deutsche Volk wiederherzustellen, zu kräftigen, groß zu machen, die Auerochsenhörner dürfte er nicht mehr hervorsuchen, im gegohrenen Meth der Gerste dürfte er Germaniens Heil nicht erblicken. Ein Volk, das seinen Göttern Blutopfer bringt, kann im Aufsteigen sein; ein Volk, das seinen Idealen durch Trinkopfer nahekommen will, ist ein anarchistisches, ein nihilistisches Volk, es erstrebt den eigenen Untergang.

Ein neuer Hermann der Deutschen müsste hohe Preise stiften auf rationelle Züchtung der Hopfenlaus und der Reblaus, bis die betreffenden Pflanzen ganz und gar vom Erdboden vertilgt wären. Ein neuer Hermann müsste gleich am ersten Tage seiner Führerschaft alle Brantweinbrenner durch das Schwert hinrichten lassen, der Strick könnte reißen. Der neue Hermann müsste jeden Burschen, der über Durst klagt und ein Sauflied gröhlt, auf die Bank legen und mit einem hübsch zähen Buchstaben ihm auf die Abachseite schreiben lassen: Lump, wenn du Durst hast, so trink Wasser!

Nun rülpsen zwar die Bierpfaffen und sagen: die Deutschen trinken schon seit tausend Jahren und sind doch tüchtig geblieben. — Mag sein, dass der derben Waldnatur der alten Germanen ein scharfer Trunk weniger anhaben konnte; jedenfalls wären sie auch *ohne* Räusche tüchtig geblieben. Man möge nur auch einmal nachschlagen in der deutschen Geschichte des Saufens, wann und wie die alten Deutschen getrunken haben? Ob gleich nach dem Kindermilchtöpflein der Bierkrug kam? Ob man täglich schon zum Frühschoppen gieng und nach der Abendkneipe in den mit Bier vollgedunsenen Bauch noch Cognac goss? Die alten Deutschen waren als Kinder mit Muttermilch genährt worden, ein Vorzug, den sie vor manchem Muttersöhnchen von heute voraushatten. In der Jugend Milch, im Alter Wein, das gieng noch an. Aber in der Kindheit gewässerten Kuhsaft, in der Jugend gegohrenen Gerstensaft, im Alter — na, so weit kommt's nicht! — Die Deutschen leisten ja auch heute noch manches, aber ich frage, ob es die Saufbrüder thun oder die Nüchternen? — Nein, *wenn* die Deutschen tüchtig geblieben, so sind sie es nicht, *weil* sie trinken, sondern *trotzdem* sie trinken. — Doch endlich geht nicht bloß der Inhalt des Bechers auf die Neige, sondern auch die Kraft des Zechers.

Jetzt höre ich wieder rülpsen und den Zuruf: Du predigest Wasser und trinkest Wein! Denn ich bin einem guten Tropfen zu rechter Zeit

nicht abhold; ich glaube sogar, dass Kraft, Freude und Segen in ihm sein könnte für jeden, der ihn mit Vernunft genießt. Etwas Falschheit ist allerdings schon im ersten Glase, denn es lockt ein zweites zu trinken und der Schwachkopf sumpft hinein. Ist die Willenskraft des Trinkers einmal gebrochen, dann thut der Alkohol was er will.

Die Nahrhaftigkeit des Bieres wird gepriesen. Sie soll thatsächlich vorhanden sein, der Nährwert eines Liters Bieres soll dem einer Zweikreuzersemmel entsprechen. Die Stärkungsfähigkeit des Weines hebt man hervor. Gewiss, der Wein macht stark zum Disputieren, zu Spitzbübereien und nachher wirft er seinen Schützling in den Straßengraben.

Der Spiritus mein du,
Macht frisch und stark,
Doch braucht der Lump dazu
Dein eig'nes Mark!

Einmal war's, da begehrte ich feurige Zungen, um vor den Gefahren des Alkohols entsprechend zu warnen. Ein Glas Wein erbot sich, mir die feurigen Zungen zu leihen. Ich trank es und pries in heller Begeisterung die Becherslust, anstatt vor ihr zu warnen. Meine Natur ist herbe, aber aufrichtig. Sie bescheerte mir einen abscheulichen Katzenjammer, und der war wirksamer für mich, als alle feurigen Zungen, die vor dem Teufelsgifte gewarnt hätten. — Die Mägen und Nerven der meisten Trinker aber sind faul und blöde, begeben sich dumpf und stumpf in die Gewalt des Alkohols und haben nicht einmal die Kraft zu einer ordentlichen Reaction, sondern lassen das Gift langsam Leib und Seele durchseuchen.

Mein Auge ist aufgegangen für die Verheerungen, die das Trinken anrichtet. Ich sah junge Leute, reich begabt und fähig edler Begeisterung. Sie versumpften im Bier. Wohl auch mit dem Biere begeisterten sie sich, aber nur für das Niederträchtige, dessen Pflege zuerst den einzelnen, dann das Volk zugrunde richtet. Ich kannte Lehrer, Priester, Beamte, die als Leitung und Vorbild aufgestellt waren, sie versumpften im Bier. Eines Tages konnte man auf der Reichsstraße zwischen Wien und Gloggnitz einem Rudel von Gymnasiasten begegnen, welche ihren besoffenen Professor, der auf allen Vieren kroch, am Stricke wie einen Bären daherführten. Sie johlten vor Vergnügen, und am lautesten johlte der Vierfüßler. . . .

Das größte, dankbarste Feld aber für den Alkohol — ein ungeheuerer, endloser Sumpf — ist die Masse des Kleinbürgerthums. Die Gewerbefreiheit des Wein-, Bier- und Schnapsschänkens sei verflucht und vermaledeit, soweit die Thorheit der Menschen reicht! In unserem Lande gibt es genug Dörfer, die kaum tausend Einwohner zählen und zehn bis fünfzehn Wirtshäuser aufweisen. Jedes Wirtshaus hat seine Gäste und seine Besoffenen. Am meisten säuft der Wirt selber. Anstatt sein Feld

zu pflügen, seine Wiese zu mähen, in seiner Werkstatt zu arbeiten, hockt der Gauch in der dumpfigen Stube und säuft. Natürlich, nur wenn ein Gast zugekehrt ist, allein kann man ihn nicht sitzen lassen. Man muss ihn unterhalten. Ein Kartenspiel. Der Gewinner trinkt noch eins, „weil's es tragt", der Verlierer trinkt auch noch eins, „weil's jetzt schon all's eins ist".

Was war der Brundel-Simon für ein braver, fleißiger Gewerbsmann gewesen! Der beste, gesuchteste Tischler weitum. Acht Gesellen beschäftigte er ununterbrochen, und sein Wohlstand war der beste im Ort. Da ließ er sein Haus vergrößern, kam ums Wirtsgewerbe ein und ein neues Steuerobject, denkt sich Vater Staat, ist nicht zu verachten. Nun hatte der Brundel-Simon nicht mehr Zeit für sein Handwerk; es war ihm auch nicht mehr vornehm genug, bei der Hobelbank zu stehen, er musste dem Doctor Gesellschaft leisten beim Zechtisch. Die Tischlerei und ihre Arbeiter hatten keine rechte Aufsicht mehr, das vernachlässigte Geschäft kam herab, verfiel, die Kunden hatten sich verloren, die Gesellen verlaufen. Zur Zeit eröffnete auch der Gevatter Schmied ein Wirtshaus, der Nachbar Töpfer auch eins, der Schuster einen Schnapsschank, der Buchbinder gar ein Kaffeehaus. War's da oder dort leer in der Stube, so gieng einer zum anderen, um „ihm ein Viertel abzukaufen" oder ein „Stamperl Kratzer" oder ein „Tasserl Schwarzen", der zur Virginia-Cigarre allemal gut schmeckt. — Soll ich nun erzählen, wie es kam, dass sie nach wenigen Jahren abgewirtschaftet hatten, zuerst der Tischler und dann die anderen? — Schlechte Zeiten! jammerten sie. Mittlerweile hatten sich im Dorfe aber zwei Fremde niedergelassen, einer aus Böhmen, der andere aus Galizien, die gründeten Gewerbe, waren nüchtern und fleißig, nahmen überall ihren Vortheil wahr und spürten nichts von schlechten Zeiten.

Wie dieses eine Beispiel erzählt, so geht es hundertfach her in unseren Landen, in den Städten sowohl, wie in Märkten und Dörfern. Ein heißer Zorn überkommt mich manchmal über die Verarmung der Leute, über die Verödung der Geister, über das wirtschaftliche und politische Phrasengeschrei! Denn die Hauptursache des Elendes, wo liegt sie? — Ich weiß eine Ortschaft, in der sich ein fremder Krämer niederließ, so arm anfangs, dass er die Miete seines Ladens mit schlechter Ware bezahlen musste. Aber das wurde bald besser. Er eröffnete einen kleinen Schank mit süßem Wein und billigem Wein und süffigem Liqueur. Er hatte nichts dabei, so wohlfeil war das Gesüff; dazu schenkte er seinen Gästen und Kunden Credit, — da musste er doch wohl zugrunde gehen. Meint ihr? Er hütete sich nur vor dem einen, er trank selber nicht, er war klug und spann seine Fäden. Nach wenigen Jahren war er ein wohlhabender Mann, nach längerer Zeit war er der Besitzer des ganzen

Dorfes. Von dem einen Schuldner hatte er das Kalb genommen, von dem anderen die Kuh, von dem dritten die Wiese, von dem vierten die Felder, von dem fünften den Wald — von allen schließlich die Häuser. Bei dem „billigen“ Gesüff vertrunken hatten die Lumpen ihr Besitzthum! Der einzige Dorfschneider war noch da. Der war anspruchslos, arbeitsam und sparsam geblieben, nahm sich dann aber das Unglück seiner Dorfgenossen und des Heimatsortes, der in die Hände eines Fremden kam, sosehr zu Herzen, dass er aus Desparation ebenfalls anfieng — zu trinken.

Und dieses Trinken aus Verzagtheit war begründet, das konnte man völlig verstehen, und wenn ihr sagt: Ich trinke, weil mich nichts mehr freut, weil ich an allem verzweifeln muss, weil ich ein Ende machen will! so muss ich schweigend zur Seite stehen und denken: Von diesem Standpunkte aus ist's in Ordnung. Andere Lebensüberdrüssige ertränken sich im Wasser, ihr im Wein oder in einer anderen Lache. Dann aber ändert euer Denken, klagt nicht über Katzenjammer und schlechte Zeiten, lasst euch knechten von dem schlauen Nüchternen und werdet bald möglichst so blöde, dass ihr euch nicht wundert und nicht schämt.

Wenn es der wahrhaftig bis zu Schande und Spott heruntergekommenen Menschheit Ernst ist mit ihrer ferneren Existenz, so werden, wie jetzt schon im klugen Amerika, so auch in Europa, Regenten und Gesetzgeber erstehen, die die Erzeugung aller geistigen Getränke, sofern dieselben nicht medicinischen Zwecken dienen, kurzer Hand verbieten. Ohne Volksabstimmung, denn das Volk stimmt sich nur zu gerne selber ins Verderben, sondern kraft des persönlichen Herrscherwillens, der da klar sieht, was allen Menschen ohne Ausnahme frommt. Es wird wegen Abschaffung der Spirituosen weder die Geselligkeit aufhören, noch die Freude, noch die Begeisterung. Wenn es einmal nicht mehr möglich sein wird, sich künstliche Räusche anzutrinken, dann wird sich die natürliche Begeisterung wieder einfinden, die weiße leuchtende Flamme, die so lange von der blauen erstickt worden ist. Dann mag man den Spiritus noch zu dem einen Zwecke verwenden, nämlich um, als lehrreiche Curiosität für die Zukunft, im Spiritus jenes Volk aufzubewahren, das sich zutode gesoffen hat.

Peter Rosegger.

Die bildende Kunst im schwäbischen Bauernhause.

Bei dem Bauernhause des baierischen Mittelschwaben, von dem die folgende Schilderung handeln soll, ist das Eigenthümliche alter, volksthümlicher Bauart fast vollständig verschwunden. Feuersbrünste und Windstöße haben unter den etwa noch erhaltenen gewaltig aufgeräumt — sie woren ja ohnehin nicht für die Ewigkeit gebaut — und die behördlichen Verordnungen haben seit Jahrzehnten dafür gesorgt, dass die alte schwäbische Bauart, der Riegelholz-Bau sammt Stroh- oder auch Schindeldach, verdrängt wurde durch die neuen Bauten, die wohl recht fest und feuersicher sein mögen, dafür aber recht einfältig und langweilig sind, zumal man die Leute zwingt, die Baulinie aufs strengste einzuhalten, als ob das Schnurgerade und Ebenmäßige und Ausgezirkelte das Schöne wäre. Die neuen Häuser sind alle aus Ziegelsteinen gebaut und mit Ziegelplatten gedeckt. Meist haben sie zwei Stockwerke; nur die Häuschen der sogenannten Hintergütler, kleiner Leute und mancher Dorfhandwerker sind einstöckig, sowie die Pfründehäuschen, welche die Wohnungen der alten Leute bergen, wenn sie „die Heimat" — so heißt man hierzulande sehr sinnig das Familienhaus — an den ältesten Sohn übergeben haben. Bei den größeren Bauern, deren aber alle Jahre weniger werden, obgleich es ganz große in diesem Landstrich gar nicht gibt, stehen Scheuern neben den Wohnhäusern, bei den mittleren und kleinen hat alles unter einem Dache Raum: Mensch und Vieh, Futter und Treid.

Das neuere Bauernhaus kehrt seine Giebelseite der Straße zu. Die alten bieten, die einen ihre vordere Langseite, die anderen gar ihre kahle Kehrseite zur Ansicht, wieder andere stehen halbschief und in der Quere da, wie eben der Bauplatz war oder die Ansicht des Bauherrn, mitunter auch sein Eigensinn oder seine Bequemlichkeit. Betreten wir nun so ein Haus, strahlend in weißer Tünche — denn so will es die Landessitte, die den rohen Ziegelstein, und glänzte er noch so schön, gerade noch gut genug für eine Schindhütte hält —, betreten wir so ein Haus, wobei es gleichgiltig ist, ob der Giebel oder die Langseite nach der Straße sieht, so ist es fein nothwendig, dass wir die Schuhe abstreifen am birkenen Besen, der an der Hausthüre lehnt, und dann erst noch einmal recht an

Blahe, die gezogen ist den ganzen Hausgang bis zur Küchenthüre
sich auch breitet über den Fußboden der großen Wohnstube, der
ube" glattweg. Denn die schwäbischen Bäuerinnen sind reinlich, zwar
alle, aber doch die meisten; zwar nicht immer, aber doch zeitweise;
sie würden uns wohl gar ein wenig „zünden", wenn wir die genannte
decur nicht möglichst sichtlich und hörbar vorgenommen hätten. Da
n wir nun an der weiten Thüre und schreiten hinein auf den langen
sflur, der die ganze Tiefe des Hauses durchzieht. Da hängt wohl
lei Werkzeug und Geschirr: Holz- und Baum-Sägen, der große
nbaumschüttler, Bohrer und Schnitzer, Ochsenkummet und Schlittengeröll,
rmannsgeißeln und Seile, Kreuzhauen, Axte und Beile. „Jägdelt"
Bauer, so hängt wohl auch eine alte Flinte mit grünem Bande an
n Nagel, wenn sie nicht in der Stube hinter dem Ofen platzgefunden
Bei reicheren Leuten steht wohl auch ein geschnitztes Vesperbild in
Ecke, zuweilen mit einem Betstuhl versehen und am Samstag bekränzt
beleuchtet.

Die erste Thüre rechts oder links, je nachdem, führt uns zur
einsamen Wohn- und Esstube, dem größten Raum des Hauses, dem
h meist genau die über ihr ligende „Kammer", das Schlafgemach
bäuerlichen Eheleute entspricht. Es braucht nicht gerade Winter zu
wenn wir die Stube etwa stark geheizt finden sollten, denn der
ch wegen, die in einem eigenen, in der Ecke stehenden Schranke auf-
ahrt wird, muss oft bis in den Sommer hinein etwas geheizt werden,
es ist ein krankes Kind im Hause, oder — sonst eine Ausrede für
unausrottbare Vorliebe für Ofenwärme vorhanden. Ein großer guss-
ner Ofen mit blechernem Aufsatz ist der Spender dieser Gaben. So
Ofen hält oft mehrere Generationen aus. Springt einmal eine Platte,
ird sie beim Schmied oder Schlosser mit viel Sorgfalt und Zeitaufwand
bunden" und hält dann wieder ein paar Jahrzehnte. Der blecherne
satz natürlich mit dem Bratrohre und dem unentbehrlichen Wasser-
schen muss öfter erneuert werden, denn es „spielt" eben doch viel
starkes Feuer in ihm, und zu stark ist das Blech nicht. Es gibt
schlichte Aufsätze, etwa in Form eines französischen Daches, aber
kunstreiche geschweifte und gebogene, und mit gusseisernen Zierrathen
n, etwa Ochsen, oder Pferden, oder einer Spinnerin, oder einem
rsmann, manchmal aber auch mythologische Gestalten, wie der Gießer
eben gerade gegossen und der Eisenhändler geschickt hat. Unter dem
men Ofen ist die Schüssel für Katze und Hund, die hier auch zusammen
Verdauungsschläfchen machen, wenn gerade Landfrieden ist. Hinter
Ofen befindet sich meist ein mit Seegras, Stroh und Spreu gefülltes
apee, die „Gautsche" genannt, auf der man sich sitzend und liegend
mt und wieder wärmt. Um den Ofen zieht sich eine Galerie von

hölzernen Stangen; hier hängen meist nasse Schürzen, Strümpfe, Schuhe, Halstücher, vielleicht auch der eine oder andere Rock und Spenser, zuweilen auch eine Schweinsblase, die zum Geldsack ausgedörrt wird. Über dem Ofen befindet sich eine etwa einen Quadratfuß große Öffnung in der jetzt zumeist gemauerten und ungetäferten Decke, bestimmt, die Wärme in die „vordere Kammer“ abzuleiten, die selten heizbar und noch seltener geheizt ist.

Vom Milchschranke aus zieht sich bis zu dem in der vorderen Ecke stehenden Tische eine nahe an die Wand gerückte lange Bank, ebenso vom Tische aus die andere Wand hinab. Sessel finden sich selten, höchstens Holzstühle, darunter wohl auch ein alter Dreibeiner, wie man sie in den Gastwirtschaften fast ausschließlich hat. Vielleicht steht auch noch außer der alten Gautsche ein besseres Kanapee mit ledernem Überzug in der Stube. Meist sind Thürstock und Thüre, Fensterstock und Fensterrahmen, Tisch und Bänke und alles, was sonst noch zum Hausrath zählt, unangestrichen gelassen; nur reichere Leute, die mit der Zeit gehen, lassen ihn anstreichen. Ebenso sind die Wände weißgetüncht, ohne Tapete oder Holzverschalung; so alle Halbjahre „weißt“ oder „kalkt“ man die Stube aus; manchmal soll es auch ein ganzes Jahr und länger anstehen, bis der Maurer-Jörg oder -Hans über die zum „Rauchhäusle“ gewordene Stube gehen darf.

Auf dem Milchkasten thront ein Aufsatz, so dass das Ganze ungefähr aussieht wie ein Buffet. In diesem Aufsatz sind offene Fächer. Hier werden die gewöhnlichen Gebetbüchlein aufbewahrt, die man gern in Miniatur-Ausgaben hat, Rechnungen, Zeitungsblätter, wohl auch ein Kartenspiel für die Winterabende, Medicingläser, Igelöl, Brandsalben und anderes aus dem Hausarzneischatze, in dem namentlich die „Geister“ eine große Rolle spielen, als da sind: Carmelitergeist, Hoffmann'sche Tropfen, Marienbalsam, Riesow'sche Lebens-Essenz u. s. w. All das Genannte hatte übrigens früher seinen Platz in dem in die Wand eingelassenen, verschließbaren Wandkästchen, das allmählich seltener geworden zu sein scheint. In diesem befand sich früher auch Goffine und Legende, Tabak und Pfeife und allerlei kleines Geräthe und Werkzeug, mitunter auch der Kalender, der aber doch meistens außerhalb angebracht war. In wenigen Häusern ist Tinte und Feder zu haben, und es ist schon vorgekommen, in etwas früheren Zeiten allerdings, dass die Leute mit der Brühe von rothen Rüben geschrieben haben. In den an den Wänden hinlaufenden Bänken, sowie oft an der Gautsche sind Schubladen angebracht; hier werden unter anderem die Werktagskleider aufbewahrt und das werktägige Häusel-(Spiel-)Zeug der Kinder. An der Säule der Bank hieng der Schuhlöffel; er wird nicht mehr dort hängen, seit man moderne „Stiefelchen“ kauft. An der Stubenthüre hängt das Handtuch, die „Hand-

zwehle". An dem Thürgerüst ist der Weihbrunnenkessel befestigt, der übrigens an keinem für Wohnzwecke bestimmten Gemache fehlt.

Ein besonderes Vergnügen zeigen die jungen Mädchen und Bäuerinnen dieser Gegenden an Topfblumen. Da sind innen und außen alle Fenster von allerlei Blumenwerk eingerahmt, ja, oft verbarricadiert, und nicht selten sind mächtige Blumenständer voll von diesen schmucken Lieblingen. Es zieht wohl auch ein Epheustock seine Ranken von Fenster zu Fenster und an den weißen Wänden hin, obwohl die bloße Blattpflanze nicht gerade besonders beliebt ist beim bäuerlichen Geschmack. Der Epheustock steht wohl auf einem Aufsätzchen in der vorderen Tischecke, „Herrgotts-Ecke" gemeiniglich genannt, weil hier das meist sehr schlechtgeschnitzte Bild des Gekreuzigten aufgehangen ist. Fast stereotyp ist es, dass daneben rechts und links ein leidender Christus und eine schmerzhafte Muttergottes, oder ein Jesuskind, die Erdkugel in der Hand haltend, und Johannes der Täufer als Kind mit dem Lamme in Kupferstich oder billigem und schlechtem Ölfarbendruck angebracht ist. Sartori, ein gelehrter (aber mit Vorsicht aufzunehmender) Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts, erzählt, dass man in Kärnten damals städtische und bäuerische Herrgottbilder unterschieden habe. Etwas ähnliches ist auch vom baierischen Schwaben zu vermelden: man unterscheidet das peinlich, ob das Bild des Gekreuzigten das Haupt nach der linken oder nach der rechten Seite neigt; in einem Falle ist es ein „lutherischer", im anderen Falle ein „katholischer Herrgott".

Noch etwas ist in der Herrgotts-Ecke, etwas ganz Merkwürdiges: nämlich der „heilige Geist" schwebt in einer Gestalt, die an eine Taube erinnern könnte, über ihr, und zwar in ziemlich vielen Bauernhäusern. Heutzutage wird er meist aus Fichtenholzspänen künstlich zusammengesetzt oder einfacher aus Papier gestaltet. Früher war er wohl auch aus Tuchlappen zusammengesetzt, und vor sechzig Jahren gab es einen armen Schneider, der sich mit Massenanfertigung von solchen Figuren befasste, die zwar wohl nahe an der Grenze der Profanierung des Heiligen stehen mögen, vom Volke aber als altüberkommenes Heiligthum betrachtet wurden. Die Figuren aber machte besagter Schneider aus buntfarbigem Papier; dann befestigte er einen Kleiderhaken an der Decke, durch die eine Schnur lief, die einerseits an die Figur, anderseits an der Stubenthüre befestigt war, so dass die Figur beim Auf- und Zumachen der Thüre auf- und niederschwebte — ein merkwürdiges Volksalterthum.

Die Bilder an den Stubenwänden sind nicht eben zahlreich. Sehr populär sind cyklische Darstellungen der Legende der heiligen Genoveva in sechs bis acht Bildern oder die Geschichte von Mazeppa, meist in roh colorierten Bildern von Wentzel in Wissembourg. Jene uralten, früher so beliebten Darstellungen der zehn Lebensalter, der verschiedenen Stände findet man nur noch in ganz alten Häusern und meistens auch nur bei

ganz alten Leuten. Nicht ganz selten ist eine mit Tusch säuberlichst gezeichnete Ansicht des Anwesens mit den Grundstücken; namentlich in Wirtshäusern, Einödhöfen, Ziegeleien und Mühlen findet man sie häufig. Auch die Photographie des Dorfes kann man zuweilen aufgehängt finden.

Wie man sich täuschen kann! Vor fünfzig Jahren schrieb B. Auerbach: „Wäre die Kunst der Porträtierung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht so wichtig, um für sich und andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten“. Heute spielt das Porträt, insbesondere das durch die Photographie ermöglichte, eine große Rolle in der Bauernstube, überall, auch im bairischen Schwaben. Das Album hat sich immer noch nicht so recht eingebürgert, aber an den Wänden hängen die Photographien in mehr oder minder großer Zahl, je nachdem man viel oder wenig Freunde und Verwandte hat. Wie bettelt man nicht den Kaplan und den Pfarrer oder den Schullehrer um ein Bild an! Die nehmen sich dann wohl meist recht „herrisch“ aus neben den gräslich verunglückten anderen Bildern, die irgend ein fahrender Künstler aufgenommen hat. Ein merkwürdiger Geschmack ist der, auch die Bilder wildfremder Persönlichkeiten neben den anderen aufzuhängen: es hängen viele Photographien von Leuten in der Stube, die man auf Jahrmärkten sammt dem Wahrsagezettel gekauft oder „gezogen“ hat. So streben sie auch nach allen Plakaten, und von den Farbendruckbildchen, die eine Zeit lang in den Surrogat-Kaffeepäckchen sich befanden, sind manche Wände bunt gemacht worden.

Als Andenken an die erste Communion oder an die Firmung hängen in einfachen Rähmchen Darstellungen vom letzten Abendmahl und von der Ausgießung des heiligen Geistes an der Wand. Der Entlassungsschein aus dem Heeresverband, „Abschied“ genannt, fehlt nicht, wenn der Hausvater Soldat gewesen ist; stolz hängt er da in Glas und Rahmen. Ein Spiegel fehlt natürlich heutzutage nicht. Noch weniger die Uhr, die meist eine der einfachsten Schwarzwälderuhren ist. Doch hat sich neuestens auch vereinzelt der Regulator eingebürgert, den man früher kaum in Pfarrhöfen sehen konnte. Nicht ganz selten findet man Schwämme, namentlich von alten Buchenstämmen, sorgsam getrocknet, schön geformt und hübsch wirkend, an den Wänden; Porzellanfigürchen, auch wohl ein geschnitztes Schäflein oder ein Hirsch stehen darauf.

Die „vordere Kammer“ liegt eine Treppe hoch über der allgemeinen Stube. Auch hier ist höchst selten tapeziert oder „ausgemalt“; die weiße Tünche begleitet Bauer und Bäuerin auch ins Bett. Die alte, breite Himmelbettstatt ist fast ganz verschwunden, meistens sind zwei Bettladen nebeneinander gestellt, sogenannte „Einseele“. Über den Betten hängt gewöhnlich ein einfaches Kreuz, zuweilen ihm zur Seite im Ölfarbendruck ein Ecce homo und eine Mater dolorosa. Von anderen Bildern

bemerken wir etwa den Papst, wobei man sich meist mit dem vorletzten begnügt, irgend einen der Landesväter, meist auch nicht gerade den unmittelbar herrschenden, und ganz selten einen der drei Kaiser sammt Bismarck und Moltke. In älteren Häusern kann man wohl gar einen der Napoleone aufgehangen sehen, oder den Garibaldi, oder die spanische Isabella. Nun muss man aber nicht etwa den falschen Schluss ziehen, derlei Leute seien „französisch“ gesinnt, oder gar revolutionär und rechte Reichsfeinde: sie hängen eben auf, was sie haben, und würden manchen anderen auch aufhängen, wenn sie ihn nur hätten und wenn das „Einglasenlassen“ nur nicht so theuer wäre. Schon deshalb sind die Ölfarbendruckbilder beliebter, weil sie nicht Glas, noch Rahmen brauchen. Sie gefallen aber auch mit ihrer schreienden Mache und ihrem groben Farbenspiel besser, als etwa so ein Kupferstich, den man als Prämie bekommen hat, wenn man auf eine Zeitschrift abonnierte oder gar als ein Holzschnitt, für den man nicht das geringste Verständnis hat.

Selbstverständlich fehlt auch der vorderen Kammer das Crucifix in der „Herrgottsecke“ nicht. Und auf der Commode, dem „Fußnetkasten“, steht nicht ganz selten in kleinem Glaskästchen ein wächsernes Christuskind mit Goldflitter, oder ein Osterlamm, oder seit neuestem eine Lourdes-Statue. Ab und zu hat sich auch ein Engelskopf, eine Engelsfigur, ein geschnitztes Heiligenbild in diese Räume verirrt, eingesteigert bei Verlassenschaften aus Pfarrhöfen, oder bei Kirchen-Restaurationen mit Recht oder Unrecht erworben.

Früher trugen die Bettstätten, die Schränke und Kästen nicht nur der Eheleute Namen, wenigstens die Anfangsbuchstaben derselben, sondern wohl gar Jahr und Tag der Geburt und Hochzeit. Nicht selten auch stand der süße Namen Jesu eingezeichnet darauf oder ein anderes heiliges und heiligendes Zeichen. Derlei ist aber seit geraumer Zeit abgegangen, wenn auch noch nicht so lange wie der Drudenfuß, das Pentagramma an der Kinderwiege. Jedenfalls aber so lange, seit der Bauer ein Wetterglas aufgehangen hat am Fenster und seit die Bäuerin ihr schönstes Silbergehänge und ihr goldgespitztes Halstuch an den Juden verkauft hat.

Außer den zwei Kleiderkästen und dem „Fußnetkasten“, befindet sich noch ein Glaskasten in der Kammer. In demselben befinden sich die porzellanenen Teller — denn für gewöhnlich bedient man sich irdener oder gar keiner —, bunte Kaffeetassen mit Inschriften, allerlei sonstige Porzellansachen, theils bloßer Zierrat, theils zum etwaigen Gebrauch bestimmt, die guten, silberbeschlagenen Gebetbücher, die dann schon etwas größer sein dürfen, als die „minder guten“, die Ringe, die silbernen Rosenkränze, der Wachsstock, künstliche Blumen und dergleichen. Vor diesem Glasschrank und zu ihrem Wäschekasten führt die Bäuerin den weiblichen Gast, auf dass er sich wundere und sich däuche. Hier ist ihr

Hauptstolz. Ihrer Mutter und Schwiegermutter war noch die tuchgehüllte Truhe der höchste Stolz. Welches wird ihrer Söhne und Tochter größte Hoffart sein?

In den anderen Räumen des Bauernhauses ist nicht viel von Bildwerk, Schmuck und Zier zu schauen. Höchstens hat die Tochter des Hauses einige Tafeln und Figuren aufgestellt, oder die eine und andere Magd schmückt ihren Schrank mit allerlei aufgepapptem und aufgehangenem Bildwerk, meist billigem Marktkram. Kahle Wände, ein Bett, ein Schrank, das ist meist alles, was in den anderen Kammern dem Auge sich bietet. Höchst selten, dass ein altes Bild verloren dahängt, aus alter Zeit stammend und nur eben aufgehangen, damit es aufgeräumt sei und nicht ganz zum alten Gerümpel geworfen werde. Nicht das Gelass des einzelnen, sondern die Kammer der Eheleute und die gemeinsame Stube sind im Bauernhause die Stätte des bescheidenen Prunks und der naiven Kunst und wiederum nicht im Bauernhause und nicht im Schulpalast, sondern in der Kirche ist für den Bauern das Museum und die hohe Schule aller seiner künstlerischen Bedürfnisse und Fähigkeiten. („Köln. V.-Ztg.")

Sommerfrische.

Spaziergänge in der Heimat vom Herausgeber.

Im Frühsommer 1896 habe ich mir Brillen Nummer acht gekauft und laut pries ich den Erfinder der Augengläser, der mir nun noch einmal einen klaren Blick in die Welt gab — so laut pries ich ihn, dass mir um die Ecke her eine Stimme antwortete: O, du Kurzsichtiger! Wären die Brillen nicht erfunden, so wärest du nicht kurzsichtig! — Möglich. Heil aber dem, der das, was er nahm, wieder geben kann. Ich wollte in diesem Sommer endlich wieder einmal ein scharfes Sehen halten. Aufs Hören verlege ich mich nicht mehr in dieser Welt. Man hört nichts Gutes, das Schönste sagen sie, was man hören könne, sei eine Oper von Richard Wagner, und schon eine solche thut meinen Ohren weh. Was aber durch das Auge eingeht in meines Herzens bescheidenes Hüttlein, sei es nun ein Künstlerwerk, oder ein gutes Menschengesicht oder ein thaufrischer Rosenstrauch, oder das Sonnenglitzern des Bächleins auf dem Waldanger — das bringt mir die reinsten Freuden heim. Die Schönheit der Landschaft, das ist mein Himmel auf Erden, und das Auge ist der Schlüssel dazu. Es werde Licht! Dieses Wort war Seine größte Schöpferthat, und ein allerdings etwas kümmerlicher Reflex davon waren meine Brillen Nummer acht.

Nicht zu scharf waren sie, ich sah durch dieselben wie durch Öl. Die Berge des Oberlandes waren wieder so klar gezeichnet, so frisch gemalt wie einst, als ich jung noch war. Aber siehe, es griffen doch auch die anderen Sinne wieder aus, im Vereine mit dem Sehen. Anfangs durchzog ich die Wiesen mit dem duftenden Heu und mit den rauschenden Bächen, die theils unter Weiden und Haselbüschen murmelten, theils im freien Sonnenschein funkelten, wenn nicht die schwülen Wolkenburgen aufstiegen. Am Steinhaufen krochen im Buschwerk barfüßige Kinder umher und pflückten Himbeeren, vor der Mühle saßen auf schmalen Stühlen die Knechte und dängelten ihre Sensen, und am Hange wucherte hohes Gekräute, prangten die weißen Schlüsselblumen, die rothen Kleeblüten, der gelbe Arnika, die blauen Glockenblumen, die lichten Schleier der Vergissmeinnichte — ihr Blühen war wie ein heiteres Lachen und sie hörten nicht das Klingen der Sensen und sie rochen nicht das welkende Heu von der Nachbarswiese und sie wussten nicht, was ihrer wartete.

Dann gieng ich an den Hängen der Berge hin, wo zwischen schattigen Schachen und lichten reifenden Feldern die Bauernhöfe stehen. Durch Schluchten, in denen Erlgebüsch und Vogelbeersträucher wuchern, sind sie von einander abgegrenzt. Hohe Stege führen über Wässer, die zwischen dem Gesteine herabplätschern und hüpfen. Steinige Hohlwege führen zu den Häusern hinan, oder schmale Fußsteige durch die hohen Halme des Kornfeldes entlang, das im leichten Lüftchen silberig hinwogt, wie die weichen Wellen eines Sees. Die rosigen Sterne der Rade, die Gluten der Mohnblüte und die tiefblauen Flammen der Kornblumen leuchten auf goldigem Grunde. Neben den taubengrauen Schindeldächern der Gehöfte stehen die dunkelgrünen Kirschbäume; an manchen ist eine lange Leiter gelehnt, auf einer derselben steht der Bauer, pflückt schwarzglänzende Wildkirschen in eine aufgebundene Schürze. Diese süße Ernte wird in Wasser gekocht und zum Abendmahl mitsammt der Suppe und den Körnern gegessen. Auf dem Anger treiben sich Schweine herum, naschen an Dingen, an denen nur Naturalisten Geschmack finden können, und reiben sich an Zaunpfählen. Vom Haldwege herab, steil, über braunen, lockeren Schiefer, kommt, geführt von der Glockenkuh, die Herde, und hinterdrein knallt der Halterbub mit der Peitsche. Aus dem Rauchfange steigt das bläuliche Wölklein, auf dem Söller steht die Bäuerin, steckt zwei Finger in den Mund und macht einen gellenden Pfiff nach den Mähdern und Schnittern; aus dem blauenden Thale herauf steigt, wie Zithersaitenklingen, der Klang der Abendglocken, über den hohen Bergen legen sich Nebel nieder, oder es geht der rothe feuchte Vollmond auf. Manches Jauchzen noch eines jungen Burschen, den ein sechzehnstündiges Tagewerk nicht hat müde machen können — dann Friede der Nacht.

Ein anderesmal fuhr ich auf leichtem Steirerwäglein durch die kühlen Wälder der Alpsteigstraße hinan in die Waldheimat, wo man aber thatsächlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Zurück gieng ich über den Höllkogel, auf dessen Steingrund einst ein Heidentempel gestanden ist, den finsteren Waldhang hinab in den Trabachgraben, oder durch die Schluchten des Freßnitzgrabens hinaus, stundenlang in der Wildnis, am rauschenden Bache entlang. Saß an einem Uferstein und schaute in das Gischten, Quirlen und Wallen, bis meine Brillen vor dem aufsteigenden Wasserstaub undurchsichtig geworden waren. Dann pflückte ich am Felswändlein wilde Rosen für einen lieben Menschen daheim. Dann äsete ich an der Quelle Waldkresse und gieng neuerfrischt fürbass, bis sachte das breite Thal sich aufthat und in der Ferne das blauende Ungethüm der Hohen Veitsch hinter waldigem Bergrücken aufragte.

An einem Sonntagsmorgen zog ich mit meinen Burschen und Mägdlein aus, auf der Eisenbahn bis Mitterdorf und dann südlich den Berg hinan, den „langen Brand", den „Zellerweg", immer durch Wald und über grüne Blößen bis zu den Anhöhen der Stangelalpe. Über den Hochgebirgen der Rax, der Veitsch, des Schwaben wanden sich finstere Wolkenmassen ineinander, Nebel und Regenschauer sanken nieder an den Wänden. In den Bäumen unseres Weges rauschte der Wind und über den Wipfeln wechselten flüchtige Wolkenschatten und Sonnenschein. Aus tiefem Thale klangen leise die Glocken des Sonntagsgottesdienstes, den wir unter Gottes Himmel abhielten. Über die Almen her schritten Halterknaben, den Hut voller Steinnelken und Arnika, die Kehle voller Jodeln und Juchezer. An ferneren Blößen waren mitten im Grünen schneeweiße Steine, aber sie bewegten sich sachte und wurden zu wohlgemuthen Öchslein. Wir setzten uns unter dem Schutze einer verknorpelten Fichte ins weiche Federgras und hielten Mahlzeit im Angesichte des Hochlantsch, des Grazer Schöckels, des Rabenwaldes, des Teufelssteins, des Hohen Wechsels, des Stuhleckes und des oberen Mürzthales, aus dessen Tiefen nun kein Klang und kein Pfiff mehr heraufdringen konnte. Wir sahen gleichzeitig zwei Tage: im Süden und Osten einen lichtsonnigen, im Norden und Westen einen trüben, regnerischen. Fortwährend war der Wind bestrebt, aus den brauenden Gewittern der fernen Hochgebirge uns Nebelfetzen und Regensträhne zuzuschleudern, mehrmals strichen die grauen Wolkenflocken an den zerzausten und verdorrten Fichtengruppen vorüber und wälzten sich über den Almboden hin, aber im nächsten Augenblicke flogen sie wieder in die Höhe, und die Sonne schaute dem müßigen Spiele lachend zu.

Auf einem Hochanger, wo die Wasserscheide ist zwischen der Fresen und dem Stanzbach, in schöner Runde umstanden von buschigem Jungholz, steht ein Kreuzbild. Hier führt ein nur mehr wenig begangener

Wallfahrtsweg vorüber. Die Mariazellerpilger aus dem Hienzenland, aus Ungarn sehen auf diesen Höhen zum erstenmal die weite Felsenkrone des Hochgebirges, von welcher der noch ferne Wallfahrtsort umfriedet ist. Vor diesem Kreuze knien die Müden, die Kinder der Hügelgelände und der Ebenen, mit Bangen, ob es ihnen gelingen werde, jene blauenden Hochwälle zu übersteigen. Nach drei oder vier Tagen kehren sie zurück, knien wieder vor diesem Kreuzbilde in freudigem Dank. Es ist ihnen gelungen — mitten im Wildlande der Gemsen haben sie die Gnadenmutter gefunden, von der sie nun getröstet heimwärts kehren. —

Den Rückweg haben wir über das Granegg gemacht, wieder durch unendliche Wälder. Auf hohem Horste pfiff der Geier, drüben im Dickicht bellte das Reh, unten im Graben heulte die Wildtaube und hinten am Weg brüllte mein Knabe, er habe Hunger und Durst. — Durch die Waldlichtung, aus tieferen Matten herauf, schimmerte das Schindeldach des Jagdhauses, dort kann man sicherlich Milch und Brot bekommen, wenn nicht gar noch Begehrenswerteres. Das Haus lachte uns mit seinen hellen Fenstern aus der Ferne so treuherzig entgegen. Als wir zu ihm hinabkamen, loderte nahe am Hause zwischen Eschbäumen ein Feuer auf. Ein Bund Stroh wurde verbrannt. Darauf war vor ein par Stunden noch ein Mensch gelegen, der nun im Hause auf einem langen Laden lag. Aus der Küche hörten wir ein halb verhaltenes Weinen, da vergieng uns freilich der Gedanke an Essen und Trinken, wir meldeten uns nicht an, sondern wanderten weiter den Schlangenweg hinab in den Fressnitzgraben und ins Mürzthal.

Die Sache im Jagdhause verhielt sich aber, wie uns später gesteckt wurde, nicht so, wie wir aus dem Verbrennen des Strohes geschlossen hatten. Auf dem Strohbunde war schon den ganzen Vormittag der Halter Stoffel gelegen mit der faulen Haut und hatte seine Kühe dem Zufall überlassen. Als nachher zu Mittag diese Kühe nicht heimkamen mit der Milch, war der Jäger so sehr erbost, dass er das Lager des Faulenzers in Brand steckte. Darob schluchzte die Magd in der Vorstellung, dass der Junge leicht hätte mit verbrennen können, dieser aber war träge vom rauchenden Stroh gestiegen, war ins Haus getorkelt und hatte sich dort auf die lange Bank gelegt. —

Kurze Zeit nach dieser Waldalmpartie machten wir eine Wagenfahrt von Mürzzuschlag aus durch das Fröschnitzthal und über den Pfaffenpass ins Jackelland, wo aus Waldwildnissen die Feistritz kommt und an den Gestaden von Rettenegg, Ratten und Birkfeld noch uraltes Bauernthum bespült. Das war ein frischer, sonniger Tag, so wie jener, an dem ich von der Eisenbahnstation Breitenstein am Semmering aus den wonnigen Spaziergang machte über die Berghöhe hin ins Preinthal, eines der schönsten Alpenthäler, die vor unserer Thür liegen. Aber da

gibt es leider kein uraltes Bauernthum mehr, da gibt es lauter Sommerfrischvillen, Wirtshäuser und Herrensitze. Auf einem Bäckerwäglein trachtete ich so rasch als möglich wieder dem Bahnhof in Paierbach zu, in der Absicht, dann wieder einmal zu kommen, wenn die Herbststürme das Thal ausgefegt haben würden.

Dann kam der Annentag und da wollten meine Annen höher hinaus. Von Mürzzuschlag mit einem Wäglein die Mürz entlang. Bei Kapellen ist man schon im Gebiete der Felsen. Unser Weg führte ins Altenbergerthal, dessen hintere Gegend die Lieblichkeit eines echt steierischen Almthales mit der Wildheit der Hochwände ganz entzückend vereint. Zur Linken die kahlen aber grünen Steilhänge der Schneealpe und des Ameisbühels mit den weißen Felsriffen, zur Rechten die wüsten Hochmassen der Rax mit dem vorspringenden Kegel des Gamseckgupfes. Wenn Reisende, die von Mürzzuschlag nach Neuberg und weiter fahren, an Kapellen ahnungslos vorüber — wenn sie wüssten, was hier, ein Stündlein vom Bahnhof — für ein herrliches Thal sich aufthut! An Großartigkeit überragt das Altenbergerthal jenes beim Todten Weib bei weitem; an malerischen Reizen übertrifft es jeden Punkt der Mariazellerstraße, nicht ausgenommen die Frein und Seewiesen. — Unsere Pferde hatten weiter keinen touristischen Ehrgeiz, begnügten sich recht gerne mit der achthundertfünfzig Meter-Höhe des Thales und meinten, wenn wir noch höhere Ehren einheimsen wollten, so müssten wir schon zu Fuß gehen den steilen Waldweg hinauf zum Nasskam und weiter rechts. Nun taxiere ich meine Naturfreuden zwar nicht nach Metern, lieber aber als im Thale ist es mir doch auf der Höhe bei der reinen leichten Luft, bei den wohlriechenden Alpenblumen und bei der Fernsicht.

Vom Joche des Nasskam stiegen wir beileibe nicht hinab in das Wienerstadtgebiet von Nasswald, denn Kohlröschenduft mit eau de cologne vermengt ist mir zuwider. Wir giengen den Kamm entlang gegen die zerrissenen Hänge der Rax und waren nach einer halben Stunde vor der neuen, von dem alpinen Verein „Die Gamsecker" in Wien erbauten Gamseckhütte, die versteckt zwischen Bäumen und Felsen auf einem Hochanger steht. An die Thüre dieser Hütte hatte jemand das Sprüchlein geschrieben:

„Die Gamseckerleut', ih sag's,
Die hab'n es gar wohl bestellt:
Das schönste Platzl an der Rax,
Das beste Wasser der Welt."

Das Sprüchlein ist weniger poetisch als wahr, umgekehrt wäre es schlimmer. Einige „Gamsecker" waren in der Hütte eben anwesend, die bedauerten, das vorräthige Bier schon ausgetrunken zu haben. Das war ein wahres Glück, sonst hätten wir den köstlichen Quell wahrscheinlich

niemals kennen gelernt, der vor der Hütte unten aus der Erde sprudelt. Ich habe nie Durst, außer in Fieberhitze, aber hier trank ich in einer halben Stunde mehr Wasser, als sonst in einem halben Jahre; ich hätte nie geglaubt, dass es ein Trinkwasser gibt, das nicht bloß zum Durstlöschen dient, sondern auch zu einem leckerigen Genussmittel. Das Wunderbrünnlein liegt an 1300 Meter hoch und sein Abfluss fällt durch einen ungeheueren Kamin nieder ins Thal. Die Gamseckhütte liegt über diesem senkrechten, aber durch ein Wändlein verdeckten Abgrund am Fuße des hohen Gupf. Ein kleines Stündlein Steigen zwischen Gestein und Alpenrosen empor, und wir standen auf diesem Gupf. Der Ausblick ist nicht weit, aber groß. Die Kolosse der Rax und der Schneealpe in ihren Gliederungen, die Züge des Stuhleck und der Fischbacheralpen, das reizende Thal von Altenberg und ein enger Ausblick in die Nasswaldergegend, das ist alles — aber es ist pure Alpenwelt, aufwärts und abwärts. Ein paar Tage früher waren auf der Rax zwei Wiener Touristen abgestürzt, wir fanden ihre Namen noch im Fremdenbuche der Gamseckhütte: „Moritz Meier. Franz Straßer. 21. Juli 1896. Schönes Wetter.“ Wenige Stunden nach dieser Niederschrift lagen sie im furchtbaren Gewände des Höllenthals bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert. Vor Zeiten hat man die Gegend bei Frein, in welcher einst ein Weib beim Edelweißpflücken abgestürzt war, zum „Todten Weib“ getauft. Wollte man heute jede Stelle, wo einer abgestürzt, zum „Todten Mann“ nennen, auf der Rax gäbe es mehr „Todte Männer“, als lebendige. Ist die Bergfexerei erst einmal aus der Mode gekommen und sieht man die Gebirgswelt wieder mit Unbefangenheit an, dann wird die Rax das Todtengebirge genannt werden, reich geschmückt mit Schauersagen zum Gruseln künftiger Geschlechter. — Auf der grünen Spitze des Gupf sind wir lange gelegen, umweht vom süßen Dufte des Kohlröschens, badend im warmen Sonnenschein, der, von leichten Wölklein umsäumt, sommerlich wohlig über der Bergwelt lag. Zwei Schritte von uns wäre der Tod gewesen, hätten wir — etwa um den grausen Abgrund ins Thal zu erspähen — unseren Fuß auf das glatte Federgras des abschüssigen Rasens gesetzt.

Dieser ganz unmittelbaren Himmelfahrt thalwärts zogen wir vor den mühevolleren Abstieg auf zwei Beinen und einem Stock. Zwei Stunden später blickten wir von Kapellen aus zurück auf den Gupf, der im Hintergrunde des Thales zwischen der Rax und der Schneealpe wie ein spitzer Schober aufragt in den Himmel.

Ein anderesmal rollte der Wagen durch den langen Veitschgraben, wo jetzt ein großes Magnesitgewerke die ganze Natur in einen rostbraunen Schleier hüllt. Aber in Rad, wo das Thal in zwei Gabeln endet, ist wieder alles rein. Wir stiegen vom Wirtshause die Anhöhe empor, die

sich zwischen den beiden Thalgabeln vorschiebt. Wir kamen zur Bretterkapelle mit dem uralten Crucifix, die schon vor vierzig Jahren genau so schief gestanden war wie heute, und die heute wie damals jedem Andächtigen tausend Tage Ablass verheißt, der das Crucifix küsst. Wie oft war ich einst mit meinem Vater diesen Weg gegangen über den hohen Berg nach Mariazell. Mein Vater hatte allemal mit der ganzen Inbrunst des Glaubens die durchstochenen Füße des Heilandes geküsst und mich emporgehoben zur gleichen Verrichtung und Erwerbung des Ablasses der Sünden. Heute habe ich sicherlich hundertmal mehr Sünden, als damals das dumme Knäblein, aber niemand hebt mich mehr empor, ich wäre ja selber groß genug, aber mir ist ums Herz, als könnten die Sünden nicht so leichthin durch den Kuss eines Crucifixes getilgt werden.

Wir giengen weiter über Matten hin, durch steile, dunkle, steinige und nasse Waldwege bergwärts. Meine Kinder waren stets voraus und trugen meinen Plaid, meinen Mantel, meinen Rock, so dass ich ohne jegliche Last in Hemdärmeln sachte anstieg, langsam einen Fuß vor den anderen setzend, den kurzen Stock lässig als dritten Fuß benützend. Nie laufen, nie stehen bleiben, kein Wort sprechen, nicht viel umherschauen, so kommt man am besten hinauf. Und es ist ein wahrer Genuss, so zu steigen. Das Gefühl der Schwere und der Trägheit vergeht in der ersten halben Stunde, dann wird man immer frischer, und nach dreistündiger Wanderung fühlt man sich weniger müde, als am Anfang.

Wohin wollten wir denn aber? Nach langer Zeit, als die Wälder zurückgeblieben waren und vor uns auf grüner Alm die Schallerhütten lagen, ließen wir den Weg nach Mariazell sich links herüberschlängeln über den Rothsohlpass, wir stiegen rechts an gegen den Berg, der steil wie ein Dach, kahl und felsig, eine ungeheuere, blauende Wucht, vor uns aufragte. Die Hohe Veitsch. Und da hinauf stiegen wir. Der Neuling wird ohnmächtig, wenn man ihm sagt, dass er da hinauf müsse. Ich ward immer frischer, je höher wir stiegen. Es waren die abendlichen Stunden, die heiße Sonne war uns auf das Solideste verdeckt, erstens durch den gewaltigen Berg, zweitens durch bleischwere Wolken, die hinten heraufstiegen. Das südliche Gelände zu unseren Füßen war ein mattes Grau in Grau. Den nahen steilen Rauschkogel umtanzten schon die Nebel, und bald flogen sie auch von den Kämmen der Veitsch herab, uns entgegen. Noch zeigte sich an einer der vorspringenden Zinnen, zu der wir schon hinaufkamen, am Pfahl eine Tafel. Die Gedenktafel an den Hauswart des Touristenhauses, der vor zwei Jahren an dieser Stelle, wie die Inschrift besagt: bei sonst heiterem Himmel vom Blitze erschlagen wurde. Dann sahen wir auch schon das Touristenhaus dort stehen zwischen weißen Steinen und dunklem Knieholz. Es ist ein bescheidenes Haus mit einer Gaststube, die gleichzeitig die Küche und die Schlafstellen der Hausbewohner

in sich birgt, und einem Dachraum mit etwa acht Betten. Aber man ist sehr froh, ein solches Asyl zu finden auf hohem Berge, wenn die Nacht einfällt, und bei schneidend kalten Winden die Nebel kreisen. Ein Nachtmahl aus Brot, Eierspeise, Käse und Milch ist mehr, als wir uns verdienten den bequemen Schlangenweg hinauf. In der Nacht schloss ich kein Auge, freute mich nur an dem Schlummer der Meinigen und harrte dem Morgen entgegen mit seinem goldenen Frühroth und seinem Sonnenaufgang. Anstatt dessen aber kam nur ein wässeriges Grau, das langweilig zum Fensterlein hereinblasste, und die südlichen Gelände lagen immer noch in jener matten Verschwommenheit da wie gestern. Als wir dann zur Kuppe hinanstiegen, sahen wir gar nichts mehr, waren mitten im treibenden Nebel, der uns das Gewand feucht machte und die Augengläser mit feinen Tröpflein belegte. Aber unsere Fexerei war doch so groß, dass wir auf dem höchsten Punkte der Hohen Veitsch stehen wollten, 1982 Meter über dem Mittelländischen Meere. Ein frisches Mädel hatten wir mit, das stieg noch um einen Meter höher, als der Berg hoch war, denn das kletterte an der Säule hinan, die ganz oben steht. Aber es kam trotzdem nicht über den Nebel hinaus. Wir sahen keine Höhe und keinen Abgrund, sahen nur die Steine und das Alpenmoos zu unseren Füßen — und dann sind wir wohlgemuth wieder herabgestiegen zum Hause, und endlich auch zu Thale. Es war eine Menge Vergnügen mit dabei trotz alledem. Wir kannten das Panorama dieses Berges übrigens ja alle aus früherer Zeit. Und vor vielen, vielen Jahren ist's gewesen, da war noch kein Touristenhaus auf der Veitsch und auch kein Tourist, nur der Jäger und der Hirte. Ritt so ein barfüßiger Halterbub auf der höchsten Schneide des Berges und ließ ein Bein gegen die Mürzthalergegend niederschlänkern und das andere gegen das Mariazellerthal, und schaute mit blinzelnden Augen der großen, rothen Sonne zu, die hinter dem Hochschwabengebirge niedersank. Ein so stolzes Reitpferd habe ich seither nicht wieder gehabt.

Kleine Laube.

Aphorismen.

Von Ernst Gnad.

Der Trank der Eitelkeit schmeckt berauschend auch aus dem gemeinsten Gefäß.

* * *

Die Äußerungen des Verstandes sind auch demjenigen klar, der sie nicht theilt, aber die Äußerungen und Regungen des Herzens versteht nur der recht, der sie mitempfinden kann.

* * *

Wenn eine gefallsüchtige Frau in auffälliger Weise mit einem wirklichen oder vermeintlichen Liebhaber einen Bruch veranlasst, so ist das gleichbedeutend mit einem öffentlichen Aviso an das P. T. Publicum, dass eine leerstehende Wohnung zu beziehen ist.

* * *

Wer auf der Erde wandelt, kann seine Fußsohlen nicht vom Staube rein halten.

* * *

Man sagt gemeiniglich, dass man ein Gut erst verlieren muss, um seinen wahren Wert zu schätzen: öfter aber ist es umgekehrt, und der Verlust eines Gutes erst belehrt uns über dessen ephemeren Wert.

* * *

Dass am leuchtendsten die Berge
Bei der Sonne Scheidekuss:
Dass am heißesten die Liebe,
Wenn man von ihr lassen muss!

* * *

Nur der genießt des eignen Daseins Kreis,
Der enger ihn zu ziehen sucht:
Der Baum, der zu viel Blüten trägt
Gibt selten auch die reichste Frucht!

* * *

Die wahre Liebenswürdigkeit zeigt sich nicht nur in dem, was sie selbst gibt, sondern noch weit mehr in dem, was sie bei anderen hervorruft: sie gleicht der Sonne, in deren Strahlen alle Gegenstände erleuchtet und in ihren schönsten Farben sichtbar gemacht werden.

* * *

Jeder Rückzug auf überwundene Lebensphasen führt zur Enttäuschung oder Vereinsamung.

* * *

Wer nicht selbst an die Triebräder des Lebens thätige Hand anlegt, dem kommt es leicht wie eine geheimnisvolle Maschine vor, deren Zusammensetzung er sich nicht zurechtlegen kann.

* * *

Kaum ist der Mensch geboren, so erscheint schon auf seiner Stirne mit Flammenschrift das Urtheil geschrieben: „Du bist des Todes schuldig!“

* * *

Zur Leichtlebigkeit kann man nicht dressiert werden, wenn man nicht dazu veranlagt ist. Wenn jemand einen Klumpfuß besitzt, so ist es natürlich, dass ihm das Tanzen kein Vergnügen macht.

* * *

Grundsätze schätzen wie gemeiniglich nur dann, wenn sie durch die Erfahrung an uns selbst in Fällen bestätigt werden, wo wir ihnen untreu geworden sind.

* * *

Viele besitzen das Talent, gute Freunde zu h a b e n, doch nur wenige das, gute Freunde zu s e i n.

* * *

Ist ein Übel unser Leben,
Warum wird es uns gegeben?
Ist's als Gut uns zugekommen,
Warum wird es uns genommen?

* * *

Durch Edelmuth auf gemeine Seelen wirken zu wollen, heißt Düngerhaufen mit goldenen Mistgabeln bearbeiten.

* * *

Die Seele der Menschen, die mit der Noth des täglichen Lebens kämpfen, ist die Armuth. Und ihr wollt sie zu höheren Zwecken bilden?

* * *

Die Seele mancher Menschen ist wie ein Sumpf. Du magst das Kostbarste hineinwerfen, und er wirft nichts zurück, als schmutzige Jauche.

* * *

Auch die sogenannten edlen Empfindungen der Menschen darf man nicht immer nach ihrem reinen Goldgehalt prüfen; es ist wie bei den Münzen zur Legierung auch gewöhnlich unedleres Metall beigemischt.

Stimmungsbilder.

Von Anton Renk.

Nacht.

Schwarze Fichten. Drüber hin
Wolkenfetzen: Sturmesboten,
Und der Mond schaut bleich und starr
Wie das Antlitz eines Todten.

Nacht des Zweifels, Nacht der Angst....
Bang beginnt das Herz zu klopfen,
Und aus meinem Liederkelch
Fallen schwere, schwere Tropfen.....

* * *

Kirchtag...

Und Kirchtag ist. Der Pöller kracht,
Die Jungfern sind im grünen Kranz:
Ich geh' zum grauen Kar empor;
Die drunten haben Spiel und Tanz!

Der Abend sinkt. Ich bin allein,
Es ist verhallt der letzte Schrei:
Ich bin ein Mensch, den niemand mag,
Es kommt der Sturm — 's ist einerlei...

Die Luft ist rauh. Gewitterwind
Dem Fels die Nebelkronen flicht....
Der Herrgott löscht mit dunkler Hand
Am Himmel aus das letzte Licht.

* * *

Im Kar.

Block auf Block im weiten Kar.
Keine Blumen — keine Stimmen. —
Abendschatten dunkelblau
In den Felsenwänden klimmen.

Sonne sinkt an dem Gezack
Eines fernen Felsenzarges
Und der Himmel lastet schwer
Wie der Deckel eines Sarges.

Starr wie die Gerechtigkeit
Niederblickt auf Schuld und Fehler,
Schaut die Schöpfung finster her
Und um Hilfe schreit die Seele....

Opfer der Touristik.

Vor einiger Zeit ist der Auszug eines Aufsatzes über den Dämon „Alpinismus" durch die Zeitungen geflattert, den ich im Heimgarten XIX, Seite 119, veröffentlicht habe. Dieser Aufsatz geht ziemlich scharf gegen die Bergfexerei los, aber er ist noch viel zu milde. Ich rede hier nicht von jenem Geckenthum, das in die Alpen geht, um Karten zu spielen, in Alpenhotels mit Flunk und Flitter zu prunken, Trüffelpasteten und Champagner zu vertilgen, oder um künstliche Seen herzurichten und Wasserfälle mit elektrischem Lichte zu beleuchten. Ich rede hier von dem frivolen Unwesen nicht, das immer kecker Besitz ergreift von den Alpen und ihren Bewohnern. Mein heutiger Ruf ist ein zorniger Hilferuf. — Von Jahr zu Jahr mehren sich die Opfer des Bergsportes. Wenn unsere Söhne in einen Feldzug ziehen, so braucht man ihnen kaum mit größerer Bangigkeit nachzublicken, als wenn sie sich in jugendlichem Übermuth auf eine Hochgebirgspartie begeben. Im unbekannten Hochgebirge ohne Führer klettern, das ist schneidig! Ich aber sage, das ist dumm, ihr jungen Herren! Dumm und schlecht. Dieweilen ihr den zweifelhaften Genuss einer tollen Renommisterei habt, haben euere Angehörigen daheim Tag und Nacht die Qualen der Angst, die ihr verlachet! Ihr begebt euch in Gefahr, das geschieht gewiss nicht zur moralischen Stärkung oder aus Bescheidenheit, als ob euer Leben, das ihr so leichtsinnig aufs Spiel setzt,

eben nicht viel wert wäre; es geschieht vielmehr aus Hochmuth, als ob ihr so stark und geschickt wäret, dass euch gar nichts geschehen könnte. Und dabei vergeht im Sommer kaum ein Tag, da man nicht von im Hochgebirge verirrten, erfrorenen, abgestürzten Leuten hört, zumeist jungen Leuten, die nicht aus Naturfreude auf die Berge steigen, denn dazu könnte man ja die guten und sicheren Pfade wählen, wie sie überall zu finden sind; die vielmehr aus Prahlsucht die gefährlichsten Touren unternehmen, um in die Zeitung zu kommen, von sich reden zu machen oder damit ein neuentdeckter Weg, ein von ihnen das erstemal erstiegener Gipfel gar ihren Namen führe! — Liebe Leute, derlei Heldenthaten bedeuten gar nichts. Wollet ihr schon euere Kraft, eueren Muth erproben, ein großes Werk vollbringen, so lasset euch anwerben für wissenschaftliche Expeditionen ins Innere von Afrika, nach dem Nordpol oder gar nach dem Südpol, wofür Nansen jetzt muthige Männer sucht. Dort gibt's auch Eis- und Klettertouren, dort gibt's genug Gipfel, auf denen vor euch noch niemand war. Dann kriegt ihr eueren Platz in der Weltgeschichte, ohne dass ihr erst die Visitkarte in einer leeren Weinflasche auf einer für das Wohl der Menschheit gleichgiltigen Alpenspitze zu hinterlegen brauchet. Oder die jungen Löwen sollten zu den Feuerwehren gehen, zu Rettungsgesellschaften, zu allen Gelegenheiten, wo es gilt, zum Heile der Allgemeinheit gegen die wilde Natur anzukämpfen, das gibt auch Gelegenheit, den Muth zu üben und Mannbares zu leisten. — Mit Leuten, die im Sport zugrunde gehen, hat man nicht sehr viel Mitleid, es ist einmal so. Anders aber, wenn einer wirklich aus heißer Liebe zur Natur und ihren Geheimnissen ins Gebirge geht und verunglückt — das ist tragisch und groß.

Aber der wahnwitzige Sport! An den Särgen seiner Opfer gibt es Ärger statt Trauer.

Man hat gemeint, die Veröffentlichung von touristischen Unglücksfällen würde abschreckend wirken, im Gegentheil, das macht neugierig, spornt an, es mit der gefährlichen Stelle neuerdings zu versuchen, bis neuerdings ein Malheur geschieht. Dafür kommt man aber in die Zeitung und dafür, dass eine Woche lang von einem gesprochen wird, kann man schon seine gesunden Glieder riskieren. — Dumme Jungen! Und doch so unschuldig, dass ich sie weinend küssen möchte, wenn sie starr und verstümmelt, in Kiefernreiser gebunden, herabgebracht werden vom Hochgebirge. Sie sind die arglosen Opfer eines sinnlosen Sportes, der ins Gewissenlose ausartet vor den Augen einer gleichgiltig bedauernden oder gar Beifall gebenden Welt. —

Man thäte besser, sportliche Unglücksfälle nicht an die große Glocke zu hängen; die Leute sollten wissen, dass nach einem, der für nichts und wieder nichts, nur aus Prahlsucht sein Leben verspielt, kein Hahn kräht. Die Alpenvereine sollten Mittel finden, um unerfahrenen Leuten aller Art Bravourtouren möglichst zu verleiden, diese zu brandmarken. — Oder soll im Angesichte der zahllosen Unglücksfälle gewartet werden, bis der Staat eingreift? Der Staat, wenn er sich bewusst wird, dass er auch in den Alpen für die Sicherheit des Lebens zu sorgen hat, wird brutal eingreifen: er hat Mittel genug, wenn es ihm zu arg wird, das Touristenwesen zu beschränken, zu ersticken! Und damit wäre wieder einmal das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es gibt nichts Herrlicheres, es gibt nichts für das im Culturstaube schrumpfende Menschenherz Erfrischenderes und Erhebenderes, als die Natur der Alpen. Wer ihr mit Ehrfurcht naht, den segnet sie, wer frevlerisch mit ihr anbindet, den vernichtet sie. Auch die Wissenschaft hat auf diesem Gebiete hohe Ziele. Sobald aber der Alpinismus zum blöden, nichtsnutzigen Sporte herabgedrückt wird, wird es Zeit sein, die heiligen Thore der Alpen zu schließen, sowie man den Kindern das Beschreiten von Stegen verbietet, die kein Geländer haben. R.

Todtentanz aus den Alpen.

Gesammelte Grabschriften von Ludwig v. Hörmann.[1])

Ich bin ein außerehlich Kind,
Die auf der Welt verachtet sind,
Der liebe Gott richt's ein,
Im Himmel kann ich ein Engel sein.

Friedhof zu Altenmarkt, Kärnten.

* * *

Den vierten Tag Märzen 1604 Jahr
Charitas oder Lieb uns drei gebar:
Drei Christinas, drei Schwestern, drei Gottesgab',
Die zumal beschloss ein Leib, jetzt beschließt ein Grab.
In einer Stund sind wir geboren
Und lebten und starben zugleich
Und fuhren von Lieb zu Lieb ins Himmelreich.

Klein-Kirche zu Georgenberg.

(Grabsteine der Drillinge des Dr. Hippolyt Guarinoni.)

* * *

s' Moidele [2]) ist nicht todt, sie schlaft nur.

Grabstein des Töchterchens von Dr. v. Zallinger-Stillendorf. Bozen.

* * *

Allhier ruht der unschuldige Jüngling Josef Pidner, welcher im 55. Jahre seines Alters am 27. Jänner 1869 gestorben. Bitte Gott für uns!

Telfes Frdhf.

* * *

Ausgelegen, ausgewegen
Muss Alles werden, nach dem Tod
Folgt Straf oder Gnad hingegen,
Wie es find' dein Aug' o Gott.

Wann die Schmidin mit dem Eisen
Ihrer Schuld beschwert dein Wag,
Wolltest ihr dein Gnad erweisen
An dem strengen Urtheilstag.

Also seufzet zu dem rechten Richter die allda begrabene Frau Katharinä Auswägerin geborene Schmidin.

Nonnberg, Friedhof.

* * *

Der Glückin wünsche Glück dazu,
Daß sie genießt die ewige Ruh. 1724.

Salzburg, St. Peter-Hauptkirche.

* * *

Denkmal des Niklas und Veronika Wallner Bauers Leide in Jagles Gut [3]).

Wir waren so genand
Der Himmel ist unser Vaterland
Die Erde unser Liegerstatt
Worin uns Gott erschaffen hat.

Heiligenblut.

* * *

---

[1]) Entnommen dessen: „Grabschriften und Materlen. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896). Diese neue Folge des verdienstlichen Sammlers Ludwig von Hörmann enthält wieder eine große Reihe origineller Inschriften aus dem unerschöflichen Gebiete. Die Red.

[2]) Mariechen.

[3]) Jagl, Verkleinerungsform von Jakob.

Auf meinem Grabstein wirst du, meine Gattin! lesen,
Dass ich dir jedesmal aufrichtig treu bin gewesen,
Eröffne dann mein Grab und sieh' den Moder an,
Der weder mit der Zung noch Lefzen sprechen kann,
Und frag: Bist du es wohl, den meine Seele liebt?
So schwör ich, dass es dir das Echo gibt.

Telfs.

* * *

Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt' erst ein, dann beide Augen zu.

Friedh. v. St. Leonhard in Graz.

* * *

Hier liegt und ruht begraben
Ein Mann, dem Ehr gebührt,
Von seinen Kindern und Gattin
Und auch von allen Menschen geliebt.
Er starb zwar bis in Pfronten
Weil er in Krankheits-Qual
Im Schattwaldbad vermuthen
Die Gsundheit hoffend klar.
Alleyn es war vorbei
Er endete sein Leben
Nachmittag um $^3/_4$ auf Drey
Hat er den Geist aufgeben.
Zu stetem Andenken gewidmet
Von seiner Gattin und 6 Kindern.

Kaufbeuren.

* * *

Kaspar, es heißt sterben in kurzer Zeit,
Mach dich auf den Tod bereit!
Tod, ich habe Weib und Kind,
Die dann ganz verlassen sind!
Kaspar es ist ganz gleich
Sind sie arm oder reich!
Tod, o lasse mir doch Zeit,
Bis ich mein Vieh auf die Alpe treib'!
Nein Caspar, deine Lebenszeit ist aus
Du musst jetzt fort von Kuh und Haus!
Tod, jetzt willige ich ein,
Es wird so Gottes Wille sein!

Oberau. (Wildschönau.)

* * *

Christ, Arzt und Schütze lang
Er fest aufs Zentrum zielt
Viel Kränze auch errang
Und nun das „Best" erhielt.

Genrebildchen für Josef Stricker, in Freudenthal bei Miemingen (Oberinnthal).

* * *

Allhier ruhet der in Gott selig verschiedene Herr Franciscus Mosel welcher des alhiesigen Raths Mit-glied weß auch durch etlich zwanzig Jahr Kirchen-Probst gewesen; . . . . Ein grosser Schizens-Freund, auch deren Meister gewesen, musste er doch endlichen selbst im 71sten Jahr seines alters dem grausamen Todt zu einer Zihl-Scheiben dienen; welcher ihn auch den 19ten obris (November) im Jahr unsers Heyls 1771 auf das Centrum getroffen und hirmit den Pöller seines Lebens abgebrannt hat. der Allmächtige Belohner Alles Guten gebe ihm die Kron der ewigen Freuden, welche sich dieser mitleidige Samaritan durch seine Tugend, Frömmigkeit und große Allmosen unverwelklich geflochten hat.

Grabstein an der Kirchenmauer zu Loosdorf, Oberösterreich.

* * *

Ruhestätte der ehrengeachtn Frau Maria Bürgstein † 1872.
Sie leistet während ihrem 21jährigen Hebammendienst den glücklichsten Beystand.
Reich und arm — es war ihr jede gleich,
Gegen jede war sie zart und liebreich,
Drum liebten ihre Nachbarn innig sie
Auch den ihren starb sie viel zu früh.

St. Peterfriedhof in Salzburg.

* * *

Sein sanfter Predigt-Tonn
That weit und breit erschallen
Zugleich vor Gottes Thronn
Und seinen Schäflein allen.

Wenn ihr an Pfarr denct
An lieben Vater Schöch,
Er an euch Einder denct
Und bittet Gott in der Höch.

Nofels an der Kirche links der „Grabstein des hochgelehrten Herrn Johann Gebhard Schöch, gebürtig von Götzis, Pfarrer allhier von 1800—1822".

* * *

Hier liegt der Gottverehrer,
Der Vorstand der Schul' als Lehrer;
Er begann seine Laufbahn als Aushauer
Und war sechs Jahre Fürg'schauer.

Er wirkte dann mit Rath und That
Und ischt auch gsessen im großen Rath.
Jetzt sitzt er nun verklärt in Himmelslichter,
Der gewesene Friedensrichter.

Auf einem Friedhofe des Aargauer Freiamtes.

* * *

Ich war ein Dienstbot vom rechten Kern,
wo ich diente war ich gern,
Arbeit, Treue, Fleiß geht überal
recht glücklich durch das Erdenthal.

In 46 langen Dienstesjahren
In allen nur 2 Schaffer [1]) waren
Da rief mich Gott so plötzlich fort
Und hoff von ihm den Himmel dort.

Telfs.

* * *

Hier ruht Martin Fercher unverdrossen
Hat 72 Bären geschossen
Und dabei sein Leben beschlossen.

Friedhof zu Paternion (Kärnten).

* * *

Komm mein lieber Kamerad
Reich mir nochmals deine Hand
Wir stunden oft in größter Gefahr
Zu streiten für das Vaterland.
Behüt dich Gott mein lieber Heinrich

Ich werd mein Leben Schließen
Thue mir nochmals meine
Eltern, Geschwistern und Freunde grüßen.
Alle Bekannten seit meiner eingedenkt
Und ein Vaterunser schenkt.

1850 in Verona verstorben Gregor Waßner

St. Gilgen.

* * *

Seins vatt(ers) vat(er), Sein
Anher ist gebest eanns Uberacker Ritt(er).
Seins vatt(ers) mutt(er) sein Anfraw ist gebest ein Ekkerin.
Sein mutt(er) vatt(er) sein en [2]) is
gebest ein Stockbar ner Ritt(er).
Sein Mutt(er) mutt(er) sein andel [3]) ist gebest ein Spanin.

Salzburg, St. Peterfriedhof, Margarethenkapelle.

* * *

[1]) Herr, Oberknecht.
[2]) Großvater.
[3]) Großmutter.

Froh gelebt, kein'n Scherz verdorben,
Viel geplagt und Nichts erworben.
Viele Freunde wenig Geld
War sein Loos auf dieser Welt.

Doch wenn einmal eingetroffen
Was wir Christen alle hoffen,
Wird auch er in fernen Welten
Als ein lieber Freund uns gelten.

Ernst Walch † 1878, gewidmet von seinen Freunden.

St. Peterfriedhof in Salzburg.

* * *

Viel genossen — viel gelitten
Und das Glück lag in der Mitten.
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben —
Fragt nicht nach der Zahl der Jahre,

Kein Kalender ist die Bahre
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch. —
Darum Wand'rer, zieh doch weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter.

Grabschrift des Dichters Ferdinand Sauter am Hernalser Friedhof, von ihm selbst verfasst.

Ein Landsitz.

Wenn man von Krieglach aus gegen Osten hin an der Reichsstraße wandert, so fällt an der rechten Seite eine langgestreckte Baumpartie auf, die sich südlich ins Land hineinzieht. Ein unscheinbares Thor führt zwischen Buschwerk hinein und einen Sandweg entlang. Die landschaftliche Stimmung ist fast plötzlich eine düstere geworden, träumend streift man über thaufeuchte Wiesengründe hin, die mit Birken-, Lärchen- und Kieferngruppen bewachsen sind und sich links in die Dunkelheit üppiger Fichtenbestände verlieren. Hie und da blauen links zwischen Gestämme die östlichen Alpenhöhen des Mürzthales durch, während rechts unser Auge auf junge Waldanpflanzungen fällt. An einer Linde vorüber streift unser Weg über die frischgrüne Au bis zu einer Stelle, wo rechts von ihm ein Fußsteig abzweigt, der zwischen Flieder- und Haselnussgebüsche sachte bergwärts steigt. Die Würze der kühlen Luft ist köstlich. Man kommt zu einem Birkenwäldchen, vor welchem sich eine Ruhebank befindet, von der man einen großen Theil des Wildparkes überschauen kann. Weiter hin stößt der Fußsteig wieder zum Kiesweg, der sich neben Fichten, Ameishaufen und Wildstrupp heranzieht, vorüber an zwei besonders auffallenden, stattlichen Lärchen, die ihre Kronen hoch über alles andere Gewipfel gegen Himmel erheben.

Man kommt zu einem breiten beschotterten Platz, und hier ist die Wegscheide. Der eine Weg biegt scharf ab gegen den nahen Holzpavillon, der fast verborgen in einer Kastaniengruppe steht. Der Weg zur Linken zieht sich in die östlichen Partien an Lärchen und Birken vorüber, entlang einer dunklen Hecke gegen das große Einfahrtsthor hinter dem Herrenhause. Der Weg rechts führt in die oberen Gegenden des Wildparkes. Vor uns erhebt sich die Nordfront des Herrenhauses mit ihrer glänzenden Fensterreihe, im Vordergrunde von einem blühenden Rosenhaine besäumt. Wenn wir den Weg nach rechts wählen, am Herrenhause entlang, so öffnet sich uns über grüne Matten hin eine Fernsicht auf den Ort Krieglach und auf den Hohen Gölk, der sich steil und dunkel im Hintergrunde erhebt. Wir hören das Rauschen eines Wasserfalles. Wir stehen still und horchen. Es ist der sprudelnde Quell einer Wasserleitung, wir stehen am Forum. Hier die Freitreppe zur Pforte des Herrenhauses, hier der Tummelplatz mit allerlei wirtschaftlichen Vorrichtungen. Unter dem Schatten einer Linde Tisch mit Rundbank, daneben ein Brunnenwerk aus der Vorzeit. — Wir wenden uns etwas gegen Südwesten, eine kurze Strecke thalwärts, dann in südlicher Richtung gerade aus. Rechts grüne, blühende Matten mit jungen Baum-

pflanzungen, links junges Heckengebüsch, welches die Flächen eines Nutzgartens nur halb verdeckt. Der Weg steigt wieder leicht an, immer gegen Süden in der Richtung des Gebirges hin. Auf dieser ganzen Strecke genießt man die Aussicht ins weite Land, anfangs nach Westen, später auch nach Osten hin. Vor unseren Augen taucht ein leuchtender Holzbau auf, genannt das „Almhaus", dem wir zuwandern, um an der kunstvoll durchbrochenen Veranda emporzusteigen zum Eingange. Sollten wir diesen verschlossen finden, da ein einsiedlerischer Sonderling drin wohnt, so biegen wir rechts um die Ecke, an jungen Fichtenbeständen vorüber, und gelangen nach kurzem zum idyllischen Gartenhause, das unter einem uralten Apfelbaum hingeschmiegt ruht. Wenden wir unsere Schritte zwischen diesen Gebäuden durch gegen Osten, so erschließt sich plötzlich vor unseren Augen ein grüner Plan, von Kieswegen durchzogen. Von hier aus kann man auch die Grenzlinie erblicken, die die Besitzung im Süden und Osten abschließt. Stundenlang kann man sich ergehen in diesen Anlagen. . . .

Wem gehört der herrliche Besitz? Der herrliche Besitz gehört einem Poeten, der ihn soeben wahrheitsgetreu beschrieben hat. Er vergaß in vorstehender Beschreibung nur zu sagen, dass das Flächenmaß dieses Wildparkes, mit allem was drin und drauf steht, nicht ganz ein Joch beträgt, welches er vor Jahren selber bepflanzt hat, dass der Bäume, die da angedeutet, kaum mehr als sechzig Stämme sind, welche vom Dorfe und fremden Feldern begrenzt werden, dass das Brunnenwerk aus der Vorzeit nichts als ein gewöhnlicher Pumpbrunnen ist, den er einst graben ließ, dass das „Herrenhaus" nur von einem vorübergehenden Witzbolde so genannt wurde, in der That aber das bescheidene Sommerhaus ist, welches der Poet vor neunzehn Jahren sich erbaut hat, und endlich, dass das „Almhaus" ein Blockhäuschen ist, welches den Familienrest beherbergen soll, der im ersteren Hause nicht mehr Platz findet.

Dieses alles hat der Poet vergessen zu sagen, das übrige stimmt genau, besonders das frische Grün, die würzige Luft und die herrliche Aussicht auf den Ort und auf den Hohen Gölk, die selbst Rothschild, wenn er hier einen Palast gebaut hätte, nicht besser haben könnte.

Da sieht man wieder einmal, wie es diese Herren Dichter machen; das, was sie sagen, ist oft nur schön durch das, was sie verschweigen. Und im Grunde können sie nichts dafür, dass der Leser unwillkürlich so fleißig mitdichtet. Übrigens mag der Leser sich den flüchtig skizzierten Landsitz noch so großartig gedacht haben, der Thatsache kommt er schwerlich nahe. Die Landgüter und Schlösser des Poeten liegen im Reiche seiner Phantasie, und während er sich auf seinem wirklichen Erdenraum von 1500 Geviertklaftern stundenlang ergeht, durchstreift er im Geiste Besitzthümer, die alle Maße übersteigen, die vom Neide der Mitmenschen selten, vom Steuerboten niemals heimgesucht werden.

Nein, das letztere will ich nicht gesagt haben. Das wäre ja gerade, als ob man sich selbst denuncieren wollte! Wie leicht könnte der Finanzminister auf schlechte Gedanken kommen! Warum den größten Luxus, die Phantasie, nicht besteuern? Sie wird zwar besteuert, sobald sie sich in Druckschwärze oder sonst wie öffentlich zeigt. Aber die egoistische Phantasie, in der jemand allein für sich und ganz heimlich schwelgt, die geht frei aus, die gibt zwar Gott, was Gottes ist, aber nicht dem Staate, was des Staates ist. Ein Millionär zahlt Tausende von Steuern, und recht ist's. Der Phantast übertrumpft den Millionär an Reichthum und Genuss bei weitem, und den lässt das Steueramt laufen wie einen Landstreicher. Ist das in Ordnung? — So könnte ein vernünftiger Finanzmann denken. Und bums — wären morgen auch die Luftschlösser besteuert.

R.

Bücher.

Die Deutschen Österreichs! Hundert Studienblätter deutscher Künstler. Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des Münchener „Hilfsausschusses für Cilli“ herausgegeben unter künstlerischer Leitung von Franz von Defregger zu Gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli. (München. J. F. Lehmann. 1896.)

Diese künstlerische Erscheinung — ich nenne sie für uns Steirer die bedeutsamste und erfreulichste des ganzen Jahres. Selten genug, dass die Reichsdeutschen sich um unsere politische Lage kümmern; sie bedauern uns, haben manche scharfe Rüge, die wir verdienen, manchen guten Rath, den wir nicht ausführen können — weiter nichts. Nun kommt aus Baiern, der Urheimat deutscher Steirer, ein anderes Zeichen. Ein Zeichen, wie sehr sie dort an uns denken, um unser Geschick besorgt sind und bereit, uns moralisch zu stärken. Das obgenannte Album ist ein Brudergruß, wie er treuer und inniger nicht gedacht werden kann. Die bedeutendsten deutschen Künstler haben sich unter Meister Defregger vereint zu den hundert Studienblättern, deren erste Serie vor kurzem erschienen ist. Nebst den herrlichen Ansichten der Stadt Cilli und aus den Sulzbacher Alpen, bringt dieses Heft ausgezeichnete Bilder von Lindenschmit, Erdtelt, Kaufmann, Gretz, Behrendt, Knaus, Hans Meyer, Becker-Gundahl, Schumann, Blätterbauer, Brandstetter und Heinrich Gogarten. Es sind entzückende Bilder darunter. Kein Geringerer, als Professor Max Haushofer liefert dazu den Text. Angeregt hat das Werk, wie überhaupt den Hilfsausschuß für Cilli, in München unser wackerer, junger Landsmann Heinrich Wastian, der mit unermüdlicher Mühe und heiliger Begeisterung für die nationale Sache der Deutschen in Steiermark kämpft. Es handelt sich hier durchaus nicht um das schöne Cilli allein, das für sich schon eines Ringens wert ist, es handelt sich auch nicht sosehr um politische Principien, es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger, als um die deutsche Cultur, das deutsche Leben, als um den Bestand der Deutschen in Steiermark. Wo die Gefahr heute noch nicht droht, dort kann sie morgen drohen, drum Einigkeit und Hilfsbereitschaft für jene Stammesgenossen, die heute schon bedroht sind. Das große Künstlerwerk aus München ist ein ernster Mahnruf für die, so daheim sorglos schlafen! R.

Über das Schnaderhüpfel. Eine Freundin von mir, die immer in der Stadt wohnt und das Landleben nur vom Hörensagen kennt, hatte auch vom Schnaderhüpfel gehört und dann über dasselbe im zoologischen Lehrbuche nachgeschlagen. Sie hatte sich unter Schnaderhüpfel nämlich ein Vöglein vorgestellt, welches auf Baumwipfeln, in Stauden, auf Zaunpfählen, Hausgiebeln und Fensterbrettlein umherhüpft und schnattert. Diese Auffassung ist gar nicht übel, ein lebendiges natürliches Wesen ist es jedenfalls, das Schnaderhüpfel, hat doch Hans Grasberger eine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ geschrieben. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.) Der Verfasser nennt zwar seine Schrift auch eine literarische Studie, so wie er sie eine ethnographische oder philologische Studie hätte nennen können. Diese Studie behandelt das landläufige Vierzeilige so ziemlich von allen Seiten, und so viel über diesen Gegenstand schon geschrieben worden sein mag, gründlicher, verständnisvoller und feiner, als durch Grasbergers Feder, ist es sicher noch nie geschehen. Ich glaube, es ist die vollendetste Arbeit über das Schnaderhüpfel überhaupt. Sie betrachtet diese Art Volksdichtung vom historischen, ethnologischen, ethymologischen und literarischen Standpunkte aus. Sie vergleicht das Schnaderhüpfel mit verwandten Dichtungsarten deutscher und fremder Zunge und führt gelegentlich die schönsten Beispiele an. Nur hat sich nach meiner Meinung der Verfasser nach einer charakteristischen Seite des Schnaderhüpfels hin eine etwas zu große Discretion auferlegt, um die wissenschaftliche Aufgabe complet zu machen. Für den Familienlesetisch wird eine Studie über das Schnaderhüpfel ja so wie so nicht geschrieben. Hauptsache bei Grasbergers fleißiger und eleganter Arbeit ist das gründliche Verständnis, das vollkommene Eindringen in den Gegenstand, bei dem ihm nicht bloß seine Vertrautheit mit dem Volke der Alpen, sondern auch eine umfassende Kenntnis der Literatur und ihrer Formen zustatten kommt. Kurz, wer über das lose Vöglein Schnaderhüpfel etwas Gediegenes und Liebenswürdiges lesen will, der lange nach Grasbergers Büchlein. R.

Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. (Wien. Literarische Gesellschaft. 1896.)

Man hält nicht viel von Erzählungen und Lebens- oder Phantasiebildern, die sich selbst als Humoresken ankündigen. Der echte Humor, heißt es, sei sich seiner nicht bewusst.

Nun gibt es aber verschiedene Humore und wohl auch solche, die es selbst recht gut wissen, dass sie humoristisch sind und sein wollen. Auch unter diesen findet sich eine edle Sorte, die weit über dem lediglich Komischen steht und die aus Gemüth und Witz trefflich gemischt ist. Bei Kalbecks Humoresken habe ich sehr viel lachen müssen, manchmal auch mit stark klopfendem Herzen, und wer mir bei dem einen oder anderen Stückchen ins Auge geblickt hätte, der würde wahrscheinlich Heines Definition des Humors citiert haben. Und so warm, wie Kalbecks Humor sein kann, so packend können seine Phantasien wirken. Es ist ein liebenswürdiges Buch, von dem in manchem Leser mehr hängen bleiben dürfte, als eine momentane Stimmung. Der „Heimgarten" will aus dem Buche seinen Lesern nächstens „die Hosen des Andreas Hofer" bieten. Man ist ja so froh, wenn aus dem furchtbaren Ernste der Hoferliteratur einmal ein drolliges Schnurrchen hervorbringt, und der derbe Ledergeruch desselben wird unsere Pietät für den herrlichen Volkshelden nicht schmälern. M.

Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken John Ruskins. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.)

Beim Lesen dieses Büchleins wird man ganz wehmüthig gestimmt. Es geschieht in Wirklichkeit alles so ganz anders, wie es hier geplant ist. Geplant voller Adel und praktischer Weisheit. Unsere Geschäftswelt ist im allgemeinen klug, aber nicht weise. Man ist zu kleinlich egoistisch, um ein Werk und einen Reichthum und ein Glück im großen und dauernden Stile begründen zu können. Das Buch wendet sich an den Arbeitgeber, den Arbeiter, den Kaufmann und regt zu vielem Nachdenken an. R.

Österreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1897. Herausgegeben im Auftrage der Parteivertretung der österreichischen Socialdemokratie. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Unter allen gegenwärtigen Parteien ist entschieden die socialdemokratische die, welche das meiste Interesse einer christlichen Bevölkerung verdient. Die Socialdemokraten haben positive Pläne und wissen, was sie wollen. Durch sie strebt aus dem Volke eine frische, thatenstarke Cultur empor, die doch mindestens so viel Anrecht auf menschliche Sympathie hat, als das, was gegenwärtig noch herrscht und uns so tief in die Patsche gebracht hat. Wer die Zeitungen und Schriften der Socialdemokraten liest, der wird sich auch bald überzeugen, dass diese Partei zwar schneidig und herbe ihre Rechte verlangt, dass sie aber nicht so gefährlich ist, wie ihre mächtigen und rücksichtslosen Gegnerschaften sie schildern. Der vorliegende Arbeiterkalender ist ein Volksbuch, das wir der Empfehlung wert halten. Es bringt nebst dem vollständigen Kalendarium eine gedrängte Jahresrückschau mit allem für die Partei Interessanten, gut redigierte geschichtliche Gedenktafeln, inhaltsreiche Gedichte und Erzählungen, wirtschaftliche, politische Aufsätze u. s. w. Ein ernster, sittlicher, zielbewusster Zug geht durch das Jahrbuch, welches mit vielen Bildern geschmückt ist. Besonders zu erwähnen das Titelbild „Mammon und sein Sklave" von Sascha Schneider mit dem dazugehörigen Gedichte von Gustav Hoffer. Auch das Gedicht „Neujahr" von Edmund Wengraf kündet den zornigen und hohen Idealismus, der diese Partei beseelt. M.

Versöhnung! Alle hochherzigen, friedliebenden Menschen sollen aufmerksam gemacht sein auf eine neue Zeitschrift, welche der Menschenfreund M. von Egidy, der deutsche Tolstoi, in Berlin herausgibt. Dieselbe nennt sich „Versöhnung". Diese Monatsschrift tritt für die Befreiung des einzelnen vom Banne innerer Unwahrhaftigkeit und für eine Erneuerung unseres Gesammtlebens ein, wie sich dasselbe aus den neu gewonnenen Grundanschauungen heraus gestalten soll: Persönlichkeitsbewusstsein, Zusammengehörigkeitsbewusstsein. Egidy selbst behandelt die Zeit- und Tagesfragen im Lichte dieser Grundanschauungen; daneben werden den Lesern selbständige Abhandlungen anderer geboten; die Versöhnung ist außerdem ein Berichterstatter über das Fortschreiten der für unsere Entwickelung bedeutsamsten Einzelbestrebungen: Gesundheit, Volkswirthschaft, Schule, Frauen, Friede, Kunst.

Es ist keineswegs Voraussetzung, dass jeder, der die „Versöhnung" liest, von vornherein mit allen dort ausgesprochenen Anschauungen und Bestrebungen einverstanden ist. Wem es ernst ist mit seiner Liebe zum deutschen Volke, der gehört unter das Versöhnungsbanner. V.

Nansens Nordpolfahrt. Dieses bei G. Freytag und Berndt in Wien erschienenen Kärtchen gibt die Route Nansens, sowie die der wichtigsten anderen, bisher unternommene Nordpol-Expeditionen, einen erläuternden Text dazu aus der bewährten Feder des bekannten Geographen Prof. Dr. Friedrich Umlauft, ferner als wertvollen künstlerischen Schmuck das Porträt Nansens und eine Abbildung des „Fram". V.

Büchereinlauf:

Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel von Heinz Julius Tomaseth. (Wien. Karl Konegen. 1896.)

Über das älplerische Volkslied und wie man es findet. Von Dr. J. Pommer. (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines.)

A Hopfenkranzel. Lustige Dialectgedichte aus Deutsch-Böhmen von Max Glaser. (Leipzig. August Schulze. 1896.)

Wider den Türken. Sechs Gedichte für Armenien und Kreta von Hugo Koester. (Saarbrücken. Selbstverlag.)

Johannes Medde. Eine literarische Studie von Albert Steck. (Hamburg. Hermann Grüning. 1896.)

Die Menschenbildung. Von Fr. Max Bergfeld. (Mühlau, Bezirk Leipzig, 1893. Bergfeld.)

Die schlechten Zeiten, deren Ursachen und Weg zur Besserung, oder: **Was wir wollen und was wir sollen.** Von Alois Fr. Riedl. (Engelsberg. 1896. Im Verlage des Verfassers.)

Die Sonnenwärme-Theorie. Von Moriz Schnitzer. Ein Beitrag zur Erklärung der Entstehung und Entwickelung der Erde, Pflanzen, Thiere und Menschen, sowie die Begründung der Naturheilkunde und des Vegetarismus durch die Gesetze der Natur. (Reichenberg. Verlag der „Wohlfahrt“.)

Haase'scher Landwirtschaftlicher und Flachsbaukalender für das Jahr 1897. Redigiert von C. M. Hergel. (Prag. A. Haase.)

Bericht über die allgemeine Versammlung steirischer Lehrer und Lehrerinnen am 26. Mai 1896 in Graz. (Graz. 1896. Albert Horvatek.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Dr. J. W., Wien: Sie wollen mich ins Parlament hineinwählen. Ich danke Ihnen schön. Es ist ein stolzes Gefühl, in keinerlei hohem Rathe je gesessen zu sein. Ich wollte nie ein Stück des Ganzen sein, sondern lieber ein Ganzes selbst, und wenn es auch noch so klein ist. Ich habe in mir selbst mehr Parlament, als mir lieb ist — eine Rechte, eine Linke, ein Centrum, die sich häufig genug bekämpfen. Glücklich jeder, der an dem großen, öffentlichen, oft so unsauber geführten Streit nicht theilnehmen muss. R.

G. L., Goslar: Lesen Sie in der angeregten Frage den lichtvollen Aufsatz „Atheismus und Ethik“ in den „Grenzboten“ 1896, Nr. 55. Sie finden darin das im „Allerlei Menschlichen“ Gesagte und von Ihnen Bezweifelte neuerdings bestätigt.

* **Die Religion muss dem Volke erhalten bleiben.** So sagen die hohen Herrschaften. Was thun sie aber selbst, um ihre Achtung vor der Religion zu bezeugen und mit gutem Beispiele vorauszugehen? Die evangelische Kronprinzessin von Griechenland trat zum griechisch-orthodoxen Glauben über. Die evangelische Prinzessin von Hessen wurde griechisch-orthodox, um die Krone Russlands anzunehmen. Der römisch-katholische Fürst Ferdinand von Bulgarien ließ seinen Sohn griechisch-orthodox taufen, damit dieser sich als Fürst von Bulgarien behaupten könne. Die griechisch-orthodoxe Prinzessin von Montenegro wird römisch-katholisch, damit sie Königin von Italien werden kann. „Dorfbote.“

S. O., Graz: Dankbarkeit? Lassen wir das. Ich war immer gedrückt, wenn ich mit Dank überhäuft wurde für etwas, das die Dankenden erst missverstehen mussten, bis es für sie brauchbar wurde. Aber glücklich hätte ich mich gefühlt als Gläubiger der Mitmenschen, der schmunzelnd einen großen Conto mit zu Grabe trägt, welcher ihm nicht bezahlt werden kann.

H. G. M., Verlagsbuchhändler, Leipzig: Ihre sachliche Äußerung über unseren Aufsatz, betreffend das geschäftliche Verhältnis zwischen Autor und Verleger (Heimgarten, zehnter Jahrgang, Seite 921) sehr willkommen.

R. W., Graz: Gehalt nachempfunden. Form nicht genügend.

K., Prag: „Als Erhalter von Weib und Kind und ohne Privatmittel wollen Sie den Bahndienst niederlegen, um das Schriftstellerfach zu ergreifen.“ Und die neue „Carriere“ beginnen Sie mit — lyrischen Gedichten! — Wahrlich, Sie scheinen erst gestern vom Himmel gefallen zu sein. Und morgen werden Sie aus den Wolken fallen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

3. Heft. December 1896. 21. Jahrg.

Der selbstlose Rochus Freudensprung.

Von **Josef Wichner.**

Es ist nicht zu sagen, wie selbstlos die Leute von Schönwies sind. Es ist das ein Alpendorf, das die Städter gar gerne heimsuchen, um, der rauchigen Fabriksschlotluft ledig, ihre Lungen in wohligem Athmen mit würziger Waldluft zu füllen, um wiederum einmal einen natürlichen Wasserfall zu sehen, um eigenhändig Blumen zu brocken, um zehnmal höher hinauf zu steigen, als bis zum Helme der Stadtkirchthürme, und ... um manchmal ebenso tief hinabzufallen, dieweil einer so am sichersten in die Zeitungen kommt.

Und die Schönwieser sind in der Cultur noch nicht so weit vorgeschritten, dass sie jeden Fremdling ohne alle Umstände unter die Geldpresse legen und zudrehen, bis der letzte blutige Heller herausgequetscht ist, sondern sie haben ein Einsehen und wissen, dass auch die Städter, etliche Ausnahmen abgerechnet, das Geld nicht gestohlen haben, dass sie's in ihrer Art auch schwer verdienen müssen und dass sie leider kein Wünschhütlein besitzen, wie weiland Fortunatus, noch einen unerschöpflichen Beutel, wie der reiche und doch unselige Peter Schlemihl.

Und also bekommt der Sommerfrischler in Schönwies zwar nicht gerade viele Bequemlichkeiten und auch nicht eine vierseitige Speisekarte „vor'm Suppenessen“, aber dafür kostet's auch nicht viel, und das ist auch ein Trost; ja die Leute sind dort so selbstlos, dass sie nicht einmal ein noch so freundlich angebotenes Geschenk oder eine Verehrung annehmen, wo doch ansonst nach dem Sprichworte kein Mensch einem geschenkten Gaul ins Maul zu schauen pflegt.

Davon wüsste das ehrwürdige Stadtfräulein Eulalia Humpelmayer kein übles Stücklein zu erzählen. Maßen aber selbiges Fräulein, ganz gegen Gewohnheit seines Geschlechtes und gegen Deutung seines Namens in diesem Punkte gar schweigsam ist, so will ich, ganz gegen Gewohnheit meines Geschlechtes, als eine echte Plaudertasche ans Licht ziehen, was mir der Spatzenwirt von Schönwies angesichts einer ganzen Wirtsstube voll Gäste unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat.

Es hatte sich, so erzählte mir der Wirt, besagtes Fräulein, das nach dem Taufbuche fünfundfünfzig, nach eigenem Geständnisse aber erst fünfunddreißig Lenze durch die Blumen geschritten war, mit den Stadtherren dermaßen verfeindet, dass es den offenbar noch bedeutenden Rest seines Lebens auf dem unverdorbenen Lande zuzubringen gedachte und sich deswegen bis auf weiteres beim Birkenhofer eingemietet hatte.

Aus einzelnen in verdrießlicher Stimmung hingeworfenen Worten war zu entnehmen, dass das Fräulein, so doch als einzige Tochter von seinen vor Jahren geschiedenen Eltern ein nicht unbeträchtliches Vermögen ererbt und also auf einen Mann sozusagen ein Anrecht hatte, den Stadtherren weniger deshalb zürnte, weil es keiner unternommen, das Blümlein in sein Haus zu verpflanzen, sondern vielmehr deshalb, weil es keiner übers Herz gebracht hatte, ihm auch nur einen Heiratsantrag zu machen.

Auf den Ehestand, der gar oft ein Wehestand sei, hätte Fräulein Eulalia, wie es wiederholt versicherte, wohl noch verzichtet, aber die Seligkeit, so von oben herab mit würdevoller Geringschätzung einen Korb auszutheilen, diese Seligkeit hätte es, wenn auch nur ein einzigmal im Leben, gar zu gerne verkostet.

Die wenig artigen Stadtherren aber, die hatten dem Landfrieden nicht getraut, sie hatten dem Fräulein in der sicherlich unbegründeten Furcht, es möchte, so man ihm den kleinen Finger reiche, doch die ganze Hand wollen, nicht einmal die Genugthuung gegönnt, die in einem gespendeten Korbe liegt, und das eben sei es gewesen, was Fräulein Eulalia so verbittert habe, dass es der Stadt und allen ihren Herrlichkeiten den Rücken kehrte.

Nunmehr wohnte das Fräulein in einem ziemlich geräumigen Zimmer beim Birkenhofer und wandte . . . einstweilen . . . seine Liebe

zweien Hunderln zu, dem Bauxerl und dem Kracherl, die auch schon manche Lenze gesehen haben mochten und die es an zwei zierlich geflochtenen Seidenschnüren durch Feld und Au führte, indes ein geflecktes Kätzchen auf seiner rechten Schulter saß, träumend gegen die Sonne blinzelte und behaglich schnurrte.

Auch den Blumen des Feldes war das Fräulein nicht abhold, und in den Fenstern seiner Kemenate blühte und verwelkte manch ein Strauß holdseliger Glockenblumen, unschuldiger Maßliebchen, treuherziger Vergissmeinnicht und bangender Bittergräser, und wäre das alles recht schön gewesen, wenn nur das Fräulein, obschon es, wie oben erwähnt wurde, eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Ehe zu heucheln suchte, in seiner Naturfreudigkeit nicht allen Ernstes damit umgegangen wäre, anstatt der übercultivierten und blasierten Stadtherren in Schönwies einen Naturmenschen zu kapern, der das Glück einer lebenslänglichen Verbindung mit ihm und ... bei musterhaftem Verhalten ... das Glück der Gütergemeinschaft besser zu schätzen wüsste!

Mein Gott, es können nicht einmal alle Männer, geschweige denn alle Mädchen heiraten, und also ist's durchaus keine Schande und in Anbetracht so mancher unglücklicher Ehen oft auch kein Unglück, so eine sitzen bleibt, am wenigsten dann, wenn sie gelernt hat, sich das tägliche Brot in ehrlicher Arbeit zu verdienen, oder wenn sie wohlig warm auf dem elterlichen Nachlasse sitzt und, was das Weibes ureigenstes Wesen ist, sich dem Wohlthun widmet und ihre Liebe der leidenden Menschheit schenkt!

Eine alte Jungfrau, die in stiller Ergebung die Einsamkeit erträgt, die fremde Kinder nährt und lehrt, als seien es ihre eigenen, die der leiblichen und geistigen Armut mit Rath und That beispringt, die ihr Herz in inniger, das heißt werkthätiger Frömmigkeit Gott weiht, ist so verehrungswürdig, dass sich ihr der Spott nie und nimmer nahen soll!

Eine alte Jungfer dagegen, in deren Herzen bereits Hunde und Katzen wohnen, die ihre Haare und ihre Zähne um theueres Geld gekauft hat und trotzdem auf Eroberungen ausgeht und nur zum heiligen Ehevermittler Antonius betet, die verdient schon, dass wir über sie lächeln, und also muss es sich auch die Eulalia Humpelmayer gefallen lassen, dass ich vor aller Welt erzähle, wie es ihr bei der Bräutigamwerbung in Schönwies ergangen ist.

Da die Schönwieser in ihrer Art schüchtern und schwerfällig waren und sich nicht getrauten, so eine „noblige Fräuln“ ohne weiters anzusprechen (der boshafte Spatzenwirt meinte, es sei niemandem eingefallen, eine alte Ruine zu erstürmen), so schritt Fräulein Eulalia selber zum Angriffe, und wo immer sie in Feld und Wald einen einsamen Mann erblickte, von dem die Sage gieng, er sei noch nicht ins Joch der Ehe

gespannt, den verwickelte sie in ein Gespräch und spähte ängstlich nach irgend einem Anzeichen der mählich erwachenden Zuneigung.

Und so einer durch des Fräuleins leutselige Ansprache und Theilnahme an seinen Lebensgeschicken halbwegs aufthaute, dann gieng die verjüngte Eulalia beglückt in ihre Kammer und fragte die Maßliebchen, mit verschämtem Erröthen die weißen Blättlein abzupfend, um ein süßes Geheimnis und träumte von einer schönen Zukunft, von . . . einem Altweibersommer, und suchte den guten Mann wieder und wieder auf und sprach zu ihm als zu einem alten Bekannten und Freunde, bis . . . nun bis er spürte, von woher der Wind wehte, und . . . bis er grob wurde und so der Geschichte ein Ende machte, bevor Eulalia in die Lage kam . . . einen Korb auszutheilen.

Nur einer hielt lange stand, und das war der Roches, des Birkenhofers Ochsenknecht, ein ehr- und tugendsamer, aber nicht mehr ganz junger Jüngling, der sich durch des Fräuleins höfliche Anrede „Herr Kutscher!“ ebenso geschmeichelt fühlte, wie etwa ein Canalräumer, den man Bergingenieur oder Bergwerksinspector nennt.

Mit diesem Titel hatte Fräulein Eulalia beim Roches einen Stein im Brette, und dem Fräulein hinwiederum hüpfte das Herz im Leibe, als es herausgebracht hatte, es führe der Roches vom Vater und Großvater her den seltenen, aber unendlich poetischen Namen „Freudensprung“ . . . ach! . . . wie göttlich, wenn aus der Eulalia Humpelmayer sich plötzlich eine Eulalia Freudensprung entpuppen würde!

Leider verhielt sich auch der Roches in seiner Schüchternheit und Ahnungslosigkeit mehr passiv. Er lachte zwar allweil mit dem ganzen Gesichte, so oft das Fräulein mit den zwei Hundegreisen und dem gefleckten Kätzchen über den Rain schritt, um ihn als den Herrn Kutscher zu begrüßen und ihm beim Ackern zuzuschauen, er saß an Feierabenden und Sonntagsnachmittagen stundenlang neben ihr auf der Holzbank unterm Hollerbusch und verpaffte den schlechten Tabak, dass alle Mücken nießen mußten und, sich die Augen reibend, das Weite suchten, er lauschte ihren Erzählungen von der Verderbtheit der Großstadt mit weit geöffnetem Munde, er stemmte die Ellbogen auf die Knie und hielt das gedankenschwere Haupt mit beiden Hohlhänden und nickte wohl ein wenig, wenn Eulalia so recht vernünftig vom Heiraten sprach und alle alternden Junggesellen bedauerte, aber . . . er blieb stumm wie ein Fisch oder er sagte höchstens auf einmal und ganz unvermittelt:

„Jetz’ geh’ i’ fuattern . . . d’ Ochsen müessen a’ ihr Sach hab’n!“

Aber . . . einmal musste es zu einer Entscheidung kommen, und das Geschick war dem Fräulein günstig, wenn es sich auch in Gestalt eines scheuen Pferdes nahte.

Eines Abends saß Eulalia am Fuße des grünen Hügels, allwo sie ein bescheiden Häuslein zu bauen und an der Seite ihres Gatten, des Ökonomen Rochus Freudensprung, ein idyllisches Leben zu führen gedachte, auf einer Bank im Schatten einer weitastigen, blätterreichen Ulme.

Die beiden Hündlein, das Bauxerl und das Kracherl, saßen neben ihr und ließen die rothen Zünglein weit heraushängen und athmeten schwer und in schnellen Stößen, die Mitzikatz spann auf des Fräuleins Schoß und das Fräulein las . . . in Rückerts „Liebesfrühling“ . . . ein Stillleben, wie sich's ein Maler nicht schöner wünschen könnte.

Und im reifen Klee stand der Roches Freudensprung und mähte mit mächtigem Schwunge, dass die Schwaden zusehends wuchsen und lange Schlangen wurden. Er rückte nach jedem sausenden Hiebe mit dem linken Fuße einen Schritt vor und zog den rechten nach, rein als ob er tanzen wollte, er griff bisweilen nach dem Wetzsteine und fuhr über die blitzende Sense, dass es wie Silberglocken läutete, und . . . Eulalia las dazu:

„Liebster, zürne nicht dem Fragen,
Liebster, liebst du mich?
Musst mir immer wieder sagen:
Ja, ich liebe dich!“

Da ward auf einmal ein schreckliches Getrampel, und des Spatzenwirts Schimmel, der zuvor auf einer Wiese friedsam geweidet hatte, kam mit erhobenem Haupte und flatternden Kammhaaren mitten durch die Felder dahergerast. Die Nüstern schnoben, der Schweif peitschte die Lenden, die gerötheten Augen rollten in den Höhlen . . . warum musste sich's auch so eine verhexte Hummel oder Hornis einbilden, ein Nasenloch des sonst gutmüthigen Thieres zu ihrem Neste machen zu wollen, und warum musste sie die gerechte Abwehr mit ihrem giftigen Stiche vergelten!

Und das geängstigte Thier flog, ohne die Folgen zu bedenken, gerade auf das entsetzte Fräulein zu, das sich in der Verzweiflung auf die Bank gestellt hatte, unter jedem Arme ein Hündlein krampfhaft festhielt und aus Leibeskräften um Hilfe schrie.

Nun . . . der Rückert und die Katze hatten sich selbst zu helfen gewusst. Der Rückert war unter die Bank gekollert, wohin das Pferd doch wohl nicht kriechen, und die Katze war auf die Ulme geklettert, wohin das Pferd doch wohl nicht nachklettern konnte, und also brauchte der Roches nur mehr das Fräulein mit dem Bauxerl und dem Kracherl zu schützen.

Und das that er auch, indem er sich dem Schimmel muthig in den Weg stellte, ihm tief in die Nüstern griff und ihn so zum Stehen brachte. Und indem er, die durch den Stich entstandene Schwellung bemerkend, die Schnauze mit kühlender, feuchter Erde bedeckte, beruhigte er

das Thier vollends, also dass es, des Schmerzes ledig, wieder der Wiese zutrabte, um auch den Magen zu beruhigen.

Jetzt aber kannte die Dankbarkeit der Eulalia keine Grenzen mehr. Sie ließ die quitschenden und kläffenden Hündlein zu Boden fallen, flog förmlich auf den tapferen Mann zu, breitete die Arme aus und rief:

„Wie soll ich Ihnen danken, womit vergelten, mein Retter, mein . . . ach . . . mich selbst will ich Ihnen . . . will ich dir schenken . . . nimm mein Herz, meine Hand, mein Vermögen . . . mein Alles!“

Jetzt aber . . . fieng auch der Roches an, zu begreifen . . . . wenigstens wurde sein Gesicht, den Schwaden ähnlich, die er gemäht hatte, immer länger, und der Mund gieng weit auf, obschon er nicht gewillt war, das Fräulein zu verschlucken.

Und nun zeigte sich die Selbstlosigkeit der Leute von Schönwies in dem Prachtexemplare Roches Freudensprung aufs glänzendste; denn, anstatt . . . . einen Freudensprung zu thun und den Lohn seiner beherzten That entgegenzunehmen, beutelte er den Kopf und sagte:

„Ah na, gnä' Fräuln, so schmutzig ist der Roches nit, dass er sich für ein gutes Werk thät' 'zahlen lassen! Und alsdann ist mir ein Vergeltsgott oder, wenn's Fräuln schon nit anders thun, a Sechserl auf'n Tabak völli gnue, und Sie können Ihna getrost wieder z'sammpacken und mithamnehme . . . und viel hab' i' eh nit 'than, 's Ross hätt' si' eh g'schreckt, wenn's in d' Nähne war komme!“

Und der Roches mähte weiter!

Und das Fräulein . . . tröst's Gott, und erlös' es Gott, und geb' er ihm die Kraft, zu entsagen, wo nichts mehr zu holen ist . . . Amen!“

Die Löwenwirtin.

Eine Geschichte aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Der Wirt „zum goldenen Löwen“ hätte schon lange heiraten können, aber er hatte es nicht nöthig. Er hatte drei resche, umsichtige Schwestern, die ihm Wirtschaft und Gasthaus in Ordnung hielten, und er hatte eine kleine Kellnerin, die an seinen Kleidern die Knöpfe festnähte, wenn etwelche losgesprungen waren.

Als der Julian zehn Jahre so hausgehalten hatte, zeigte es sich, dass über dem Einfahrtsthore der goldene Löwe schäbig zu werden begann, so dass hie und da die güldenen Mähnen und Pranken sich entfärbten und das nackte Holz hervorgrinste. Der Maueranwurf wollte stellenweise

ein wenig bröckeln, und auch die Wirtschaftsgebäude huben schon an, malerisch zu werden. Da hatte es der Wirt „zum weißen Lamm“ in Walleschbach besser, der stand nicht an der großen Heeresstraße, nicht im Wettstreit mit dem „Hirschen“ und dem „Adler“ und dem „Elefanten“ und anderen Ungethümen, der brauchte sein Lamm an der Wand gar nicht zu vergolden, sondern konnte in seinem Bauerndorfe ohne viel äußeren Glanz sachte seine Truhe füllen.

Mein lieber goldener Löwe, wie macht man solche Truhen auf?

Solche Truhen, sage ich dir, macht man auf mit einem absunderlichen Dietrich, mit dem Bräutigamsstecken. Denn der Lammwirt hat ein erwachsenes Töchterlein, welchem es allenfalls im breiten Thal an der Straße, wo die hohen Herren fahren und reiten, besser gefiele, als im Bergwirtshaus, wo des Sonntags polternde Bauern fast die Stubenwände auseinandersprengen und an den Werktagen unter den stillen Tischen die Mäuse tanzen. Übrigens verlangt es der Lammwirt auch gar nicht, dass sein liebes Nanderl „in der Hinter“ sollte verbleiben müssen und hat ihm deshalb vor etlichen Jahren drinn in der Stadt ein wenig „Bildung lernen“ lassen. Nun gehörte das Nanderl zu solchen Mädeln, die nie ungebildet und nie gebildet sind, sondern immer gesittig und natürlich, bescheiden und klug. Den Zechgästen nach ihrer Weise die Zeit vertreiben helfen, das that das Nanderl nur dann, wenn es sein musste; ja selbst, wenn lustige Bauernburschen johlten und das Mädel zum Mitsingen oder zum Fingerhäkeln einluden, saß es lieber in seinem Stübel und betreute das Linnenzeug des Hauses.

Julian! Ist dir noch nichts eingefallen? Kann es eine Passendere geben?

Gott, da kann ich mir den Kuppelpelz nicht mehr verdienen. Am nächsten Montag ist schon die Hochzeit des Julian mit der Nandel. Woher nehme ich jetzt die Talente, um dieses Fest zu schildern! Die Thüren und Fenster des Löwenwirtshauses waren mit Grünzeug geschmückt. Unter den Musikanten waren zwei Tuttenblaser und zwei Trommler und zwei Tschinellenschlager. Der Bräutigam hatte eine Seidenbutte auf dem Kopf und einen schwarzen Schwalbenschwanz am Leibe, wie sie die Kellner tragen in den großen Hotels, die er sich nun ja zum Vorbild nehmen will. Den Schnurrbart hatte er sich gestern wegschneiden lassen, den Backenbart lockerte er auf, so sehen die vornehmen Hoteliers aus. Seine Schwestern — nun muss ich aber ausschnaufen.

Seine Schwestern alle drei, im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, waren kaum auseinander zu kennen, besonders von hinten. Jede glitt im taubengrauen Seidenkleid rauschend einher, jede hatte am Halse eine rosenrothe Bandschleife und über der Stirn „geschneckerltes“ Lockenhaar. Aber nicht so, als wäre hier ein kostspieliger Aufwand entfaltet, die Schwestern hatten sich alles selber gemacht, sie

waren sehr häuslich und versäumten die Einnahme von manchem Gulden, dieweilen sie sich besannen, ob sie den Kreuzer ausgeben sollten. Um freimüthig zu sein, der Bruder hätte schon vor einem Jahr gern geheiratet, wenn er nicht auf das Fertigwerden des schwesterlichen Hochzeitsstaates hätte warten müssen. Unter allen Hochzeitern die Unauffälligste war die Braut. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an, schier ein wenig bäuerlich geschnitten, und ein Rosmarinkränzlein auf dem braunen Haar. Der Rosmarin ist so gewachsen, dass er manchmal wie ein Dornenkrönlein spielt, aber unter demselben machte das Nanderl ein munteres Gesichtl, das fast zu pausbackig gerundet und zu frisch geröthet war, um in den fürnehmen Hochzeitszug hinein zu passen. Die Schwestern bemutterten ihre nagelneue Schwägerin ein wenig, banden ihr die blaue Halsschleife sorgsam, schoben ihr das Kränzlein zurecht, und die eine tuschelte ihr zu, ein bisschen, ein ganz klein bisschen mehr gerade halten sollt' sie sich, damit die Leute nicht glaubten, sie hätte einen Höcker.

Einen Tag nach der Hochzeit weinte die Nandel ihrem Manne das erste Anliegen vor. Ob es denn wahr wäre, dass er ein buckliges Weib habe?

„O Schatzerl!“ lachte der Julian. „Wie soll ich denn wissen, ob das Frauerl buckelig ist. Ich schau es ja nicht von hinten an!“

Die junge Frau griff nun emsig in die Wirtschaft ein, aber es zeigte sich, dass dies gar nicht nöthig war. In der Küche waltete Schwester Agatha, in den Stallungen führte Schwester Burga die Oberaufsicht, und das Gastzimmer war Bereich der jüngeren Schwester Marianne, die Zither spielen und gar schön singen konnte. Diese Schwestern machten sie auch darauf aufmerksam, dass der Sparherd anders gefeuert werde, als eine offene Kochstelle in der Bauernhütte, dass in einer Großwirtschaft der Wein hergerichtet werden müsse, nicht ihn gleich von der Pipe rinnen lassen, wie er vom Weinbauern kommt! Und die Gläser wäscht man auch anders, und die Teller stellt man auch nicht so dienstleutshaft auf den Tisch hin, und überhaupt . . .

Beim „überhaupt“ brachen sie allemal ab, die Schwestern, zuckten die Achseln und murmelten einander unverständliche Worte zu.

Da klagte es eines Tages die Nandel ihrem Mann: „Du Julian, mir scheint, meine Schwägerinnen sind nicht zufrieden mit mir!“ Er beruhigte sie, jetzt sei ihr halt noch alles neu, da wäre es nicht zu verlangen. Die Schwestern thäten es gewiss nicht schlecht meinen, aber man könne es doch nicht verlangen, dass, nachdem dieselben ihm so lange die Wirtschaft hatten führen helfen, sie jetzt auf einmal in den Winkel geschoben werden sollen.

„Mein Gott“, flüsterte die Nandel vor sich hin, „ich jemand in den Winkel schieben!“

Eines Tages passierte es, dass ihr beim Auftragen des Essgeschirres ein blaublumiger Porzellanteller durchrutschte und in Scherben fiel. Da schlugen die Schwestern ihre Hände zusammen, sechs Hände zugleich, und riefen gellend aus: „Mar and Josef! Jetzt ist der schöne Teller futsch! Muss denn alles hin sein? Wenn das so fort geht mit der Ungeschicktheit, wirst du den Bruder bald um Haus und Hof gebracht haben. Wer schon nichts zubringt, der sollt' wenigstens auf die alten Sachen acht geben!"

So, jetzt hatte sie's. Zu wenig Aussteuer hatte sie ins Löwenwirtshaus gebracht. Sie that aber, als verstehe sie den Vorwurf nicht, schwieg, und sammelte auf dem Fletz die Scherben.

So regierten die Schwestern im Hause, waren emsig und munter mit den Gästen: mit den gewöhnlicheren Leuten schäkerten sie, die vornehmeren bedienten sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Und die Nandel saß am Ofen bei ihrem Nähkorb, und die Gäste wussten es kaum, dass sie die Hausfrau war. Einmal waren zwei Radreiter eingekehrt, die machten sich um die junge züchtige Näherin zu schaffen. Sie gefiel ihnen, und einer wollte ihr unter das Kinn greifen. Die Nandel nahm ihren Korb und gieng zur Thür hinaus.

„Und das will eine Wirtin sein!" zischelte eine Schwester der anderen zu. „Na, ich dank'. Da möchten die Gäste wohl vor Langweil' umkommen, wenn sie nicht etwa vorher verhungern und verdursten. Armer Bruder!"

Die Nandel merkte was und dachte: Es ist wahr, eine Wirtin muss Spass verstehen, das gehört zum Geschäft. Und bei nächster Gelegenheit setzte sie sich zum Herrentisch und lächelte den Gästen freundlich zu und ließ sich's gefallen, als ihr ein junger Bengel den Cigarettenrauch ins Gesicht blies, und ließ es sich gefallen, als ihrer zwei Bursche anzügliche Vierzeilige sangen; als einer seinen Arm um ihre Mitte legte und seinen Schurrbart an ihrer Wange reiben wollte, schob sie ihn nur zurück und blieb sitzen.

„Hast es gesehen!" tuschelte die Marianne der Burga zu. „Wie sich die benimmt! Die wachst sich auf was Sauberes hinaus. Da werden wir noch schöne Sachen erleben. Armer Bruder!"

„Armer Bruder!" flüsterte die Burga.

„Armer Bruder!" hauchte die Agatha.

Und schon am nächsten Abende, als der Julian von einer kleinen Geschäftsreise nach Hause gekommen war und in ihre Kammer trat, sprach er kurz und scharf: „Ich muss dir sagen, Nandel, es ist mir lieber, wenn du in Zukunft nicht mehr im Gastzimmer sitzest. Wenn du dich schon nirgends schicken kannst, so überlass' es meinen Schwestern und steh' ihnen nicht vor den Füßen herum. Ich sag' dir's ein für allemal!"

Sie schaute ihn mit großen Augen an und schwieg. Er gieng hinaus und schlug hinter sich heftig die Thüre zu.

Von nun an sah man die junge Löwenwirtin nicht mehr in den Wirtszimmern. Sie blieb den ganzen Tag in ihrer Kammer oder saß in der dunklen Hinterstube bei dem datterigen Greise. Ihre Wangen waren nicht mehr so rund und roth wie oben im Bauerndorf, jetzt sah sie schon interessanter aus. Sie war leidend, erschöpft und musste sich manchmal auf die Bank hinlegen. Dann wusch sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht, um die Schrift wegzulöschen, die der Kummer darauf geschrieben hatte.

„Sie liegt schon wieder auf der faulen Haut", sagte die eine Schwester zur anderen. „Nicht einmal das Salz zur Suppe verdient sie sich. Eine schöne Hausfrau, das! Und wenn er mit der Stallatern' hätte gesucht, der Bruder, eine Schlechtere hätte er nicht finden mögen."

Eines Tages kamm der Lammwirt aus Walleschbach, setzte sich in die vordere Gaststube, „Schwemm'" geheißen, schaute rund herum und fragte endlich, ob denn die Frau Wirtin nicht da wäre?

„Ach, die ist alleweil krank", antwortete Fräulein Marianne.

„Mein Nanderl krank? Davon weiß ich ja nichts. Was fehlt denn?"

„Da muss sie der Vater schon selber fragen, wir wissen's nicht."

Er gieng hinauf in ihre Kammer. Sie that einen Freudenschrei und sprang ihm an die Brust.

„Kind, krank bist du? — Ja so, ja so. Kann mir's schon denken. Na, dafür habt ihr Weiber ja die größere Geduld. Wir hätten sie nicht, wir Männer. Ist recht, ist recht. — Und wie geht's dir denn sonst? Wohl soweit gut, weil du gar nichts von dir hören lasst."

Sie schluchzte in ihre Schürze, nickte nur ein paarmal mit dem Kopf — gut gienge es ihr.

So ist der Lammwirt recht beruhigt wieder heimgegangen.

Und so blieb es. Die Schlüssel der Vorrathskammern hatte die Agathe in Verwahrung, die Kellerschlüssel klingelten am Schürzenband der Burga, und das lederne Geldtäschchen mit der Silberschließe hieng am Gürtel der Marianna. Der Julian besorgte die Wirtschaftspolitik des Äußeren; diese vier Personen stimmten in größter Eintracht zusammen, und so hatte die Nandel freilich wohl Zeit, auf ihrer Holzbank zu ruhen oder mit dem Nähkorbe in der dunklen Hinterstube zu hocken neben dem Alten.

Im Löwenwirtshaus war nämlich noch wer, an den die Welt und selbst die Nachbarschaft nimmer dachte, weil er schon jahrelang nicht mehr hervorkommen konnte aus seiner Stube. Er kauerte stets am Bettstufen, hielt die dürren Hände im Schoß gefaltet und starrte mit seinen

blöden Wasseräuglein ins Leere. Manchmal griff er langsam nach einem Hollerzweig, der neben ihm lag, um sich die zudringlichen Fliegen abzuwehren. Aber er fächelte dort hin, wo sie nicht waren. Sie saßen an seiner Stirn und sogen. Sein weißer Bart umwucherte das kleine Runzelgesicht. Das war der alte Löwenwirt, der Großvater des Julian und der Schwestern. Er hatte einst viel und laut gesprochen in der Wirtsstube, jetzt sagte er nichts mehr, als „ja“, wenn er angesprochen wurde. Lange Jahre hatte er im Siechthum auf das Sterben gewartet. Es war nicht gekommen, und der Greis sitzt immer noch da an dem Bettstufen und wartet — aber auf was er wartet, das hat er vergessen.

Wohl auch seiner mochte zeitweilig vergessen worden sein, wenn in der Wirtschaft die Geschäfte drängten, oder wenn es in den Gastzimmern lustig hergieng bei Musik und Gesang. Dann war einmal ein junges Weib zu ihm hinaufgekommen, das hatte gesagt, es sei seine Tochter, die Frau des Julian. Da hatte er sie angeschaut und leise „ja“ gesagt.

Seitdem kam sie oft zu ihm. Sie war es, die ihm das tägliche Essen brachte von der Küche, die seiner wartete und die dann stundenlang bei ihm saß und nähte. Sie war es, die ihm den Bart stutzte, die ihm den langen fadenscheinigen Rock anzog des Morgens, die ihn wie ein Kind ins Bett legte des Abends. War sie nicht bei ihm, so wurde er unruhig, suchte sich an einen anderen Platz zu rücken, was aber nicht gehen wollte, schaute fragend nach etwas herum. Und wenn sie eintrat und sagte: „Vater, da bin ich ja wieder“, so murmelte er zufrieden: ja. Manchmal tastete er nach ihrer Hand und streichelte sie ein wenig und einmal ward er an ihrer Seite über alle Maßen gesprächig, denn anstatt seines einsilbigen „Ja“ sagte er fast röchelnd: „Ich bin wohl froh.“

Bisweilen kam eine der Schwestern noch hinauf in die hintere Stube, um nachzuschauen, ob die ungeschickte Person den alten Großvater doch nicht etwa verkommen lasse. Der Greis starrte sie an wie eine Fremde, tastete nach der Hand seiner Nandel und streichelte sie ein wenig.

Da schossen die Schwestern im Hause umher und raunten sich zu: „Ekelhaft! Sie geht ihm nicht von der Falte. Sie wird wissen warum, die Schleicherin, die ekelhafte!“

Dann war's an einem der nächsten Tage, dass die Nandel für den Alten frische Kleider herrichten wollte und den Kasten versperrt fand. Sie kam zur Schwester Burga und bat um den Schlüssel.

„Was für einen Schlüssel?“ fragte diese.

„Zu Großvaters Kasten.“

„Zu Großvaters Kasten?“ redete die Agatha drein, die gerade von der Speichertreppe herabstieg. „Was geht denn dich unseres Großvaters Kasten an?“

„Er braucht Wäsche“, sagte die Nandel.

„Das soll er nur uns selber sagen.“

„Ihr geht ja nicht hinauf zu ihm“, setzte die junge Löwenwirtin mit leiser Stimme bei, „ihr lasst ihn allein.“

„So!“ riefen die beiden Schwestern zugleich. „Wir lassen ihn allein! Und das wirst du wohl herumlügen in der Nachbarschaft.“

„Lügen thu' ich nicht!“ sagte die Nandel und hub an zu zittern an allen Gliedern.

„Lügen tragt eh nicht viel“, versetzte die Burga.

„Erbschleichen tragt mehr!“ rief die Marianna zur Zimmerthür heraus.

Die Nandel wankte vor die Thür. Dort setzte sie sich auf einen Pfosten und that einen tiefen Athemzug.

Die Marianna lugte zum Fenster hinaus, zu den Schwestern flüsternd: „Und wie sie sich wieder verstellt! Wenn man sie so anschaut, meint man rein, sie kommt nieder!“

Da kicherten sie mit einander.

An demselben Abend konnte es die Nandel kaum erwarten, bis ihr Mann heimkam vom Marktflecken, wo eine Weinlicitation gewesen war. Sie gieng ihm schon entgegen auf der Straße, ein springender Wind wirbelte den Staub auf.

„Bist aber nicht gescheit, Nandel, dass du jetzt so herumgehst“, so redete er sie an.

Sie reichte ihm nicht die Hand entgegen wie sonst.

„Julian“, sagte sie fast heiser, „bis heute habe ich mich mit keinem Worte beklagt darüber, was mir in diesem Haus widerfährt. Heute haben sie mich beschimpft und verläumdet. Eine Lügnerin und Erbschleicherin hättest du zum Weib . . . .“

„Dass ihr Frauenzimmer doch immer zu eng habt miteinander!“ rief er unmuthig aus.

„Bös' reden, das kann ich nicht“, sagte sie mit einer seltsamen Ruhe. „Jetzt kommt's darauf an, Julian, ob du deine Schwestern willst im Haus behalten, oder mich.“

„Ich denke, das Löwenwirtshaus wird für alle Platz haben“, sagte er mit strengem Nachdruck. „Es wird wohl nicht dein Ernst sein, dass deinetwegen meine armen Schwestern fortmüssten von ihrem Heimatshaus. Es müsste nur sein, dass du das Geld herschaffen wolltest, um ihnen ihre Antheile auszuzahlen.“

Uud darauf hat sie gesagt: „Geld hab' ich keins, und so weiß ich freilich wohl, was sein muss.“

Sie haben weiter nichts mehr miteinander geredet am selbigen Abend. Am nächsten Morgen war ihre Kammer leer.

„Die ist gut weg“, sagte die Agatha.

„Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen in die Schmollhütte“, sagte die Burga.

Der Julian wollte sie suchen gehen.

„Sei nicht kindisch, Bruder“, sagte die Marianne, „sie wird schon selber wieder kommen.“

Dem Löwenwirt ließ es aber doch keine Ruhe. Einestheils war er aufgebracht über das Weib, das ihn mit solchem Davonlaufen in Schand und Spott bringen konnte; anderstheils erwog er ihren Zustand. — Am Nachmittag gieng er hinauf nach Walleschbach. Der Lammwirt hielt ihm die Hand entgegen: „Gott grüß' dich, Schwieger! Wie geht's daheim? Oder bringst schon was Neues?“ Da wusste der Julian, dass sie nicht da war. Nach Hause gekommen, gieng er in die Hinterstube. Da war eine betäubende Schwüle. Der Greis kauerte im Bettwinkel, er war halb entblößt. Der Rand des Suppentopfes war voll lahmer Fliegen, er war nicht berührt worden. Der Alte schaute mit blöden Augen auf die Thür und bewegte die trockenen Lippen.

„Großvater!“ schrie ihm der Julian laut ins Ohr, „ist heute die Nandel nicht da gewesen?“

Der Greis begann zu wimmern wie ein kleines Kind.

Die älteste der Schwestern meinte, man müsse doch in den umliegenden Häusern nachfragen, damit die Leute nicht sagen könnten, man lasse sie laufen, die Halbverrückte.

In der Abenddämmerung kehrte ein Wegmacher zu, und er wisse nicht, was am Hammerteich drüben die Leute machten. Es stünden Leute am Wasser.

Die Schwestern wurden blass, eine wie die andere.

Der Julian riss seinen Hut vom Wandnagel. Da trat zur Thür der Gärber Pankraz ein. „Na, na, wohin willst denn in solchem Schwang?“ sagte er überlaut. „Löwenwirt, jetzt musst ein Eichtl stillstehen und zuhören, was ich dir sagen will.“

Der Julian stand wie fest in den Boden gewachsen, die Adern an seinem Halse schwollen an, seine Lippen wurden wie Lehm, seine Augen schimmerten wie Glas.

„Wirt“, sagte der Gerbermeister. „In deinem Wald oben kannst du jetzt eine Kirche bauen lassen. Hirtenknaben haben ein Bildnis gefunden. Die Muttergottes mit dem Christkind. Musst wohl gleich hinauf.“ . . .

Und so war das Ereignis. Am selben Nachmittage waren zwei junge Hirten in den Waldschlag gegangen, um Heidelbeeren zu pflücken. Und wie sie zu den Rindenhüfeln kommen, wie solche die Holzknechte aus den Rinden geschälter Baumstämme hüttchenartig zum Trocknen aufstellen, hören die Knaben aus einem solchen Hüttchen her das Schreien eines

kleinen Kindes. Sie laufen zum Kohlenbrenner hinab und erzählen, daſs es gespenstern thäte oben bei den Hüfeln. Der Köhler sagt, er glaube nicht dran, besprengt sich mit Weihwasser, und geht hinauf. Und unter den Rinden hat er sie gefunden — Mutter und Kind.

In der folgenden Nacht ist's etwas laut gewesen im Löwenwirtshaus an der Straße. Der Arzt und der Geistliche waren da, aber nicht als Gäste beim Glase Bier. Die Schwestern schossen umher mit Wärmlappen, Windeln und gekochtem Thee. Sie redeten nicht, nur die Marianna that manchmal einen Stoßseufzer: „Mein Gott, erbarme dich unser!"

Einige Tage später lag die Nandel sehr behaglich in ihrem Bette und bat den Julian, er möchte sich endlich einmal schlafen legen, und es könnte derweil eine der Schwägerin bei ihr sein.

Die Älteste kam, aber an der Thür blieb sie unschlüssig stehen und wollte nicht ins Zimmer. Da hielt die Nandel ihr eine Hand entgegen: „Grüß dich Gott, Agatha. Gelt, du und deine Schwestern, ihr seid auf mich nicht bös? Thut's mir verzeihen, all drei, wenn ich was Ungutes hab' gethan . . ."

Und nach dieser Stunde wieder zwei Tage, da ist sie gelegen, schlank und flach in einem engen Sarge. Neben ihr zu Häupten ist der Greis gekauert und hat sachte datternd mit dem Hollerzweig gefächelt, daſs die Fliegen nicht sollten sitzen auf ihrem weißen Antlitze. Und als die Schwestern kamen, laut weinend und klagend sich anschickten, niederzuknien vor der Bahre, da hat der alte Großvater mit dem Hollerzweig gegen ihre Köpfe gefächelt, als ob er sie verscheuchen wollte von diesem stillen Menschenbilde.

Und als der Julian vor der Wiege seines mutterlosen Kindes niedergebeugt stand, da hörte man im Hintergrunde schluchzend: „Armer Bruder!"

Seither ist manches Jahr verflossen. Aber das bin ich schuldig, noch zu sagen: das Töchterlein des Löwenwirts gedeiht und blüht, und kein Kind hat eine bessere Mutter, als jung Nanderl an ihren Muhmen Agatha, Burga und Marianna. Eine dreifache Mutter voller Treue und Güte. Der Tod hat sie aufgeweckt . . . .

Die Hosen des Andreas Hofer.

Eine Humoreske von **Max Kalbeck.**[1])

Zu den vielen historischen Problemen, über welche ich niemals nachgedacht habe, gehörte bis vor kurzem die verfängliche Frage nach Standort und Beschaffenheit der Hosen des tirolischen Freiheitshelden Andreas Hofer. Wenn mir ein Professor der Geschichte damit ins Gesicht gesprungen wäre, hätte ich beschämt gestehen müssen, dass selbst in meinen eigensinnigsten Grübeleien der Gedanke an jenes interessante Kleidungsstück durchaus keine Rolle spielte. Wohl erinnerte ich mich, mit Wehmuth und Bewunderung die Hosenträger Hofers betrachtet zu haben, welche neben dem Degen und der Büchse des Sandwirtes im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Aber durch den Anblick jener theueren Reliquien vollkommen beruhigt und zufriedengestellt, hatte ich nicht den mindesten Forschungstrieb empfunden, die übrige Garderobe des Helden auszukundschaften und der so naheliegende geniale Einfall, dass die Hosenträger mit zwingender Logik auf das Vorhandensein von Hosen hinwiesen, war mir in meiner dumpfen Beschränktheit nicht gekommen. Deshalb hielt ich es für eine persönliche Aufmerksamkeit und einen beherzigenswerten Wink des Schicksals, als der inzwischen verstorbene Wiener Bildhauer Heinrich Natter mit meinem Freunde Anton Edlinger in Meran bei mir eintrat und mich aufforderte, an einer wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen, welche uns auf geradem Wege in das unerforschte Innere der Hofer'schen Beinkleider geleiten sollte.

Natter hatte damals gerade den Auftrag erhalten, das große in Erzguss auszuführende Denkmal zu schaffen, welches das Kaiserjäger-Regiment und die Innsbrucker Bürgerschaft dem „Blutzeugen Tirols" auf dem Berge Isel errichtet hat. Der Künstler hat seinem Helden die Fahne in die linke Hand gedrückt und lässt ihn mit der Rechten gebieterisch auf die Stadt weisen, als ob er seine Leute zum Ausfall gegen den Feind hinuntercommandiere. Das kräftige und lebensvolle Modell des Standbildes sollte bei seiner Ausstellung in Innsbruck den hauptstädtischen Kunstkennern hinreichend Gelegenheit geben, eine nicht immer parteilose und gerechte

[1]) Aus „Humoresken und Phantasien" von Max Kalbeck. Wien. Literarische Gesellschaft. 1896.

Kritik zu üben, und in einem der vielen, vom heiligen Geiste direct inspirierten tirolischen Winkelblätter war der schwerwiegende Zweifel ausgesprochen zu lesen, ob derselbe Bildner, welcher den ketzerischen Schweizern das prächtige Zwingli-Monument gesetzt hat, für berufen anzusehen sei, auch den strenggläubigen Tirolern einen frommen Hofer auf den Berg Isel zu setzen? Denn die orthodoxe Stumpfnase des Tirolers wird von einem ganz anderen Spiritus regiert als das skeptische Schnüffelorgan des Schweizers, und es ist ein großer Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Bronze. Auch die Adjustierung des Natter'schen Modells vom Gürtel abwärts bot willkommenen Anlass zu grimmiger Entrüstung und herzzerreißender Klage. Entsprach doch die allzu moderne und gleichgiltige Behandlung der Beine nicht völlig der gepriesenen vorväterlichen Einfalt, Strenge und Reinheit der Sitten, welche in nichts sich deutlicher erweist als in der leitenden Grundidee und Structur von Hosen, Strümpfen und Stiefeln aus dem heiligen Jahre 1809! Natter erkannte die Berechtigung dieser und ähnlicher Vorwürfe dankbar an, obwohl er auf die Darstellungen seiner Vorgänger, vor allem auf den Hofer Defreggers sich hätte berufen können, und da er als geborener Vinstgauer seinen engeren Landsleuten zu einem in jeder Art rechtschaffenen, möglichst authentischen Nationalhelden verhelfen wollte, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Rucksack über die breiten Schultern und den Stecken in die nervige Faust zu nehmen, um guter Dinge in die Heimat Andreas Hofers zu wallfahrten.

Das Passeier Thal ist unter den größeren Gebirgsthälern, welche bei Meran einmünden, das unwirtlichste und ärmste. In seiner ganzen Länge von dem reißenden Wildbache der Passer durchströmt, die im Laufe weniger Wegstunden mehr als tausend Fuß gegen die Etsch herabfällt, und auch der Breite nach an vielen Stellen fast völlig von dem steinigen Bette des tückischen Gewässers ausgefüllt, bietet das vermuhrte, mit Geröll besäete und von den Fluten zerrissene Land nur spärlichen Raum für den Ackerbauer und dessen Ansiedlungen. Die Passeirer haben sich vor den Verwüstungen des Baches auf die Berglehnen seines rechten Ufers in die Höhe gezogen, treiben dort, in einzelne Gehöfte zerstreut, Viehzucht und Holzhandel und kümmern sich weder um ihre eigene Berühmtheit, noch um die Wohlfahrt wissbegieriger Fremder, welche auf den elendesten Wegen über Stock und Stein zu ihnen hinaufkeuchen müssen. Eine Fahrstraße gab es und gibt es auch heute noch nicht; wer zum Sandwirt will, kann sich nur auf seine eigenen Füße verlassen und hat die bange Wahl zwischen dem mit Hindernissen gepflasterten Saumpfade, der an der Zenoburg vorbei über Griffian nach Saltaus führt, und einem schmalen Wasserleitungswege, welcher sich an den Abhängen von Schönna in verwegenen Windungen zur Passer hinabschlängelt.

Dort kann man die Beine, hier den Hals brechen, — wir zogen mit einem Anfluge romantischer Schwärmerei die letztere Eventualität vor und pilgerten einer hinter dem anderen in den grauen Morgen hinein.

Es war gut, dass es die Nacht vorher geregnet hatte, denn wir hätten sonst wahrscheinlich unter der heißen Sonne des Südens arg gelitten; aber es war nicht gut, dass es am Tage weiterregnete, denn wir wurden trotz unserer wetterfesten Mäntel schon nach einer Stunde bis auf die Haut durchnässt, und nur die Hoffnung auf den Wind, der uns die scharfen Tropfen ins Gesicht blies, trieb uns zum Weitergehen an. Edlinger, der als wohlunterrichteter Journalist diesen Wind zu kennen behauptete, prophezeite das schönste Wetter und bekräftigte seine Verheißung mit überzeugenden Juchezern; Natter, welcher zu tief von seiner künstlerischen Aufgabe durchdrungen war, um zu merken, dass ihm das Wasser in die Stiefel lief, sang abwechselnd „Zu Mantua in Banden" und „Als der Sandwirt von Passeier", wobei er einen angenehmen, „in der Mittellage etwas verschleierten Bass" entwickelte, und meine Wenigkeit suchte sich mit dem menschenfreundlichen Gedanken, wie gut ein solcher Regen einem armen Wüstenreisenden thäte, zu trösten und zu erwärmen. Die einsam gelegene Hütte eines Wasserwächters bot uns für einige Minuten Obdach. Ihr Einlieger kam vom Oberboden auf der Leiter herabgeklettert und betrachtete uns mit jenem Gleichmuthe, welcher den vielerfahrenen Mann von Welt kennzeichnet. Es kommen doch sonderbare Existenzen da droben in den Bergen vor, von deren Beschaffenheit ein städtischer Thalbewohner sich kaum eine Vorstellung machen kann! Dieser Einschichtige, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, hockt Tag und Nacht in seinem Heu, ohne sich um die übrige Menschheit zu kümmern, die sich auch um ihn nicht kümmert. Sein Amt ist, darauf zu achten, dass das zur Befruchtung der Wiesen über den Berg geleitete Wasser ungefährdet fortfließe. Vor seiner Hütte, die nur einen einzigen bewohnbaren Raum von etwa vier Schuhen im Geviert enthält, befindet sich ein kleines Rad, welches einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, — man glaubt ein Kinderspielwerk vor sich zu sehen. Der einsame Wächter hört den monotonen Schlag des Hammers nicht mehr, der in kurzen Zwischenräumen auf ein Stückchen Eisenblech fällt, so wenig wie der Müller das Klappern der Räder hört; aber er vernimmt die Stille, welche eintritt, sobald der Hammer seine gleichmäßige Bewegung unterbricht, und sie schreckt ihn aus dem tiefsten Schlaf empor. Dann eilt er hinaus, um zu untersuchen, an welcher Stelle die Leitung Schaden genommen und das Hindernis zu beseitigen. So gehen ihm Monde und Jahre vorbei, bis einmal der Hammer im Herzen den Dienst versagt, und ein anderer den stillen Mann von seinem Posten ablöst. Auf unsere Frage nach den Aussichten der Witterung gab der Wasserwächter die

des delphischen Orakels würdige Antwort: „Der Wind wär' schon gut, wenn er der rechte wär'." Er war aber nicht der rechte, und es goss nach wie vor in Strömen unendlichen Wassers vom Himmel hernieder, was es konnte.

Im Zöllnerhause von Saltaus gab es nicht nur zähen, geräucherten Speck und unverfälschten, sauern Bergwein, sondern auch ein paar genagelte rindslederne Weiberschuhe, in welchen die Urahne der Zöllnerin mit den Riesen zum Tanze gegangen sein mochte. Ich tauschte seelenvergnügt meine städtischen Stiefletten dafür ein, und wir wateten neugestärkt auf unergründlichen Kothpfaden unserem Ziele zu, immer dem stark angeschwollenen Wildbache zur Seite, der seine schmutzig-braunen Wogen mit gelbem Gischt wuthschäumend uns entgegenwälzte. Kein Juchezer mehr ließ sich hören, und auch der angenehme Bass war verstummt; dafür wurden von Zeit zu Zeit unterschiedliche, kräftige Flüche laut, die indessen niemand etwas halfen, so wenig wie mir die rindsledernen Fußkähne. Die Widerstandsfähigkeit derselben war allerdings über jeden Zweifel erhaben, aber das feindselige Element, welches von unten und an den Seiten nichts mehr ausrichten konnte, drang jetzt von oben bei den Knöcheln ein. Unter Umständen wäre es gewiss ein Vergnügen gewesen, mit den Füßen im Wasser zu plätschern, aber die beiden nachgiebigen Bottiche rieben mir die Gelenke wund und erschwerten durch ihr zwanzigpfündiges Gewicht mein irdisches Fortkommen sehr beträchtlich, wie sie andererseits eine so treue Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden bewiesen, dass ich etlichemale Gefahr lief, definitiv stecken zu bleiben. Ich wünschte die Schuhe der Zöllnerin sammt den Hosen des Andreas Hofer zu allen Teufeln.

Nach einem etwa sechsstündigen Marsche langten wir auf dem Sande an und sahen schon von weitem das alte, buntbemalte Merkzeichen des Gasthauses, die von grünem Laub umkränzte Krone, einladend uns entgegenwinken. Der Sandhof steht hart an der Straße, ein alterthümliches einstöckiges Gebäude mit steinbeschwertem Dache, das von drei breitästigen Pappeln traulich beschattet wird; er trägt die Nummer 146 und ehrt das Andenken seines ehemaligen Eigenthümers mit einer schlichten Tafel, auf welcher zu lesen steht: „Andreas Hofers Geburts- und Wohnhaus 1767—1809." Ein geräumiger laubenartiger Vorplatz, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, fordert mit Tisch und Mauerbänken den Wanderer zu Einkehr und Rast auf. An warmen Sommerabenden mag dort gut sein zu sitzen und hinauszuschauen auf den munteren Bach und die ragenden Bergeshöhen, wenn die Sonne durch das zitternde Blättergewirr blinzelt und das dunkle Roth in der bauchigen Flasche zu purpurener Glut entzündet. Rechts und links von der Eingangsthür liegen zwei ansehnliche dreifensterige Eckzimmer, welche von

jeher den zusprechenden Gästen zum Aufenthalt gedient haben mögen. Hinter dem Vorsaal unter der Treppe verlieren sich weitläufige Kellereien, Vorraths- und Küchenräume in geheimnisvolles Dunkel, alle massiv gemauert und gothisch überwölbt. Im oberen Stockwerke befinden sich die Wohnstuben der Familie — und da stehen wir auch endlich vor dem gläsernen Wandkasten, in welchem die alten, berühmten, sehnsüchtig erwarteten ledernen Hosen des Sandwirtes hängen! Wären wir von dem trübseligen Wetter nicht mit Blindheit geschlagen worden, sondern hätten wir die Begeisterung, in welcher wir am Morgen ausrückten, fleißig mit Gesang und Getränk angeschürt, dass sie nicht auf dem langen, trostlosen Wege verdampfte, so würde ohne Zweifel irgend ein Wunder geschehen sein. Vielleicht hätten die Hosen im Schreine magisch zu leuchten begonnen oder wären beim Herannahen des Künstlers, der ihnen seine Verehrung darbrachte, in ein freudiges geisterhaftes Schlottern gerathen. So aber gieng der erhabene Augenblick, in welchem Heinrich Natter, der berufene Schöpfer des Hofer-Denkmales, seine Meisterhand nach dem heiligen Kleidungsstücke ausstreckte, ohne sichtbare Weihe vorüber. Nur das silberne, fröhliche Kinderlachen, mit welchem die rothwangige, blonde Marie Haller, das reizende Urenkelstöchterlein des theueren Helden, den denkwürdigen kunstgeschichtlichen Act begleitete, machte sich angenehm bemerkbar, und versetzte die Anwesenden in eine behagliche Stimmung.

Wir haben uns die Hosen von vorn und hinten besehen und dabei die belangreiche, culturhistorisch außerordentlich wichtige Entdeckung gemacht, dass die Passeirer im Anfange des Jahrhunderts von den Neuerungen und Bequemlichkeiten, welche mit einem vollständig abzuknöpfenden, viereckig ausgeschnittenen Vorderlatze verbunden sind, noch nichts wussten, sondern in ihren natürlichen Berufsgeschäften, Leibes- und Lebensgewohnheiten sich auf „Halbluck“ gesetzt sahen. Diese, näher nicht zu beschreibende Einrichtung hat zwar allerlei Unbequemlichkeiten und Übelstände zur Folge, gibt aber dafür den Hosen einen Anstrich von Einfachheit, Strenge und Pflichtgefühl, die sich bis zur stoischen Zurückhaltung und selbstvergessener Opferfreudigkeit des Helden steigern lassen. In diesen Hosen, sagt man sich, kann ein Heros füglich nichts anderes thun, als siegen oder fallen, und wenn der schwarze, breite, mit Pfauenfederstielen gestickte Ledergurt nebst den grünen, in einen römischen Fünfer auslaufenden Tragbändern, sich daran schließen, so bekommt das Ganze ein antikes Gepräge von monumentaler Schlichtheit und Größe, welches den Schneider zwar zur Verzweiflung bringt, den Künstler aber zu freieren Regionen des Schauens und Schaffens hinaufträgt.

Erschüttert von dem niegeahnten Gesehenen, fanden wir das Gleichgewicht unserer Seele erst wieder, als wir beim Strobl in St. Leon-

hard Forellen und Brathühner aßen und Glühwein dazu tranken. Heinrich Natter beschloss, an einem der nächsten Tage über den Jaufen nach Sterzing und von da nach Wien in sein Atelier zu gehen, wo er mit dem Idealbilde seines echten Hofers wohlbehalten angekommen ist. Wir wanderten nach Meran zurück im fürchterlichsten Wetter, welches die ganze Gegend außer Rand und Band brachte, Berge versetzte, Hügel hinfallen ließ und die Ströme entfesselte. Als wir auf einem schwanken, regenglatten Brett über den letzten rasenden Bach hinwegbalancierten, der uns von Schönna trennte, machte ich die Bemerkung, dass mir das Hemd doch näher am Leibe sitzt als die Hosen des Andreas Hofer.

Ein Hausbüchlein.

Geschildert von **Sophie von Khuenberg.**

Zwei Reihen vor mir, in der überfüllten, kleinen Dorfkirche, saß der alte Schaumberger und betete angelegentlich. Blatt um Blatt des alten, vergriffenen Gebetbuches wandte er langsam um mit den hartgearbeiteten Fingern, und hier und dort bog er eine Ecke ein, um die Stelle zu kennzeichnen, die er für besonders merkenswert hielt. Die heilige Messe nahm ihren gewohnten Lauf, von weichen Orgeltönen und Gesang begleitet. Der Herr Pfarrer bestieg die Kanzel und predigte. Nachher verlas er allerlei Wissenswertes von zu erwartenden Processionen, von bevorstehender Beichte der Schulkinder, von dem Hochamte, das der Ebenhofer „zu Ehren seiner verstorbenen Eltern, zu Ehren der Freundschaft und für gute Meinung“ halten lässt am kommenden Sonntag. Dann wurde das Vaterunser gebetet und ein Stückchen Litanei, und endlich begann sich die kleine Kirche zu leeren. Der alte Schaumberger hatte die ganze Zeit über sein Gebetbuch krampfhaft festgehalten. Nun fuhr er sich über seinen graugelockten Kopf, nahm den vielzernützten Lodenhut zur Hand und schritt hinaus in die sommerwarme Helle des grünen Kirchenplatzes, der einstmals Kirchhof gewesen und nun ein beliebter Spielplatz der Kinder ist. Das Buch barg er sorgfältig in seiner verschossenen Joppe.

Denselben Abend noch sucht' ich ihn auf in seinem wirtlichen Gehöft, das breitspurig die Straßen trennt, die nach der Raxen und nach Altenberg führen und verkostete ein Glas von seinem Besten. „Is a Weiberwein“, sagt er schmunzelnd, wenn man die angenehme Süßigkeit preist. Er ist ein Schlauberger, der alte Schaumberger, einer der In-

telligenten seines Standes, der in der Welt herumgekommen ist und sich über alles seine Gedanken macht. Und er weiß auch ganz gut, wie die Städter auf bäuerisch Wesen erpicht sind, wie's ihnen gefällt, wenn er sich so als echter Bauer gehabt und sein unverfälschtes Steirisch hören läßt. Gut und echt sieht er aus in seinen Lederhosen, die Hosenträger über dem weißen Hemd geknöpft, derbe Bundschuhe unter den grünen Stutzen. Und dann plaudert er von Jagd und Alm, Wetter und Weltlauf in seiner pfiffig gutmüthigen Weise und schmunzelt erfreut, wenn man seinen Wein lobt.

Muss ein gutes Buch sein, in das der alte Schaumberger so vertieft war, dachte ich. Und ich befragt' ihn drum.

„Ah ja", meinte er wichtig, „des is a gar an alt's, merkwürdig's Büchl, — i woaß gar neama, wia i dazua kemman bin, aber stengan prächtige Sachn da drein, wissans, net lauta Gebeta, so allerhand Rathschläg halt, — muaß a grundgscheita Mann gwesn sein, der des a so zamdicht hat. — A hochwürdener Herr is er gwesn, der selbige."

Und er brachte mir's gefällig herbei. „Kinnan S' es scho ghaltn a paar Täg, wann S' es interessieren thuat", sagte er mit seiner langsam betonenden Stimme und legte mir das Buch auf den Tisch hin. Freudig nahm ich's mit, warf mich ins grüne Bergmoos, unter ragenden Baumwipfeln und begann darin zu blättern. . . .

Dem Druck, dem Stil, der Orthographie nach scheint es aus dem achtzehnten Jahrhundert zu stammen. In schlichtem Ledereinband, mit eingepresstem Kreuz, 268 Seiten stark, vergilbt, zerlesen, so präsentiert sich dies „Haus-Büchlein, worinnen unterschiedliche, sowohl geistliche, als weltliche Haus-Mittel, sonderlich, wie sich ein Haus-Vater gegen den Nächsten und gegen sich selbsten, wie auch in seinen Haus-Geschäften verhalten solle." Pater Odilo Schreger, Benedictiner in dem befreyten Kloster Ensdorf, hat es „zu der Ehre Gottes und zum Nutzen der Haus-Väter getreulich zusammengetragen." Verlegt ist das Büchlein bei Lorenz Ignaz Milde in Mariazell.

Zu Anfang, nach einer kleinen Vorrede des Autors, worin er seine Freude über den Erfolg seines „Reis-Büchleins" für Handwerksburschen ausspricht, kommen die einzelnen Monate mit genauem Verzeichnis der Namen und biographischen Anmerkungen über die betreffenden Heiligen.

Neunzehn stattliche Capitel füllen das Buch. Ein zwanzigstes scheint im Lauf der Zeit losgetrennt und in Verlust gerathen zu sein.

Im ersten Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater insgemein aufführen soll", werden dem Pater familias religiöse und sittliche Lehren mit auf den Weg gegeben. „Im Reden sei behutsam, denn viel Reden geschiehet selten ohne Sünd'! Im Zorn übereile dich nicht, sondern, wenn du merkest, es steiget dir die Gall auf, halte das Maul zu, denn in dem

Zorn redet man selten was Gescheides.“ Als Thierfreund erweist sich Pater Odilo, indem er seinen Hausvater ermahnt: „Bewahre dich vor Zorn über das Vieh. Mein, was verstehet wol das Vieh deine Fluch- und Scheld-Wort?“ Er warnt ihn vor Kartenspiel, Unmäßigkeit, Habsucht und allem Leichtsinn. „Das Karten-, Würfel- und andere Geld-fressende Spiele fliehe, so du immer kannst; denn wer dem Spielen einmal ergeben, wird sich so bald ins Haus-Wesen nicht schicken können. Zu deme gewinnest du, so wirst du von deinen Mitspielern beneidet und gehasset; verspielest du, so bist du traurig, der Beutel wird leer, das Gewissen schwer, Weib und Kind betrübt.“ Dann folgen die Messgebete, Litaneien und sonstige fromme Sprüche.

Das zweite Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seinem Ehe-Weib erzeigen soll“, strotzt von vorzüglichen, dem realen Leben entnommenen Wahrheiten und von einer milden, einsichtsvollen Weisheit, wie nur ein echter Priester sie erwerben kann in seiner objectiven beobachtenden Stellung als Seelsorger und Mensch. Auch ein gesunder Humor steckt in manchen dieser guten Lehren: „Beim Tag kauf ein Weib und ein Tuch, sonst kaufst dir große Reu und Fluch.“ Diesen alten Spruch setzt er voran und er folgert allerlei daraus.

„Befleiße dich, dass du deines Eheweibs Gegenliebe erhaltest, und durch Bescheidenheit unterhaltest“, räth er dem Haus-Vater. Und ferner: „Wann dir die Gall wider sie aufsteiget, schaue den Ring an, welchen du ihr im Beisein des Priesters an den Finger gestecket hast. Denn dadurch hast du versprochen, dass du sie wollest treu und herzlich lieben.“ Jene sehr verbreitete Species von Männern, die vor anderen Leuten mit Grobheit gegen ihre Frauen prahlen, mögen folgende Ermahnung beherzigen: „Sehr ungereimt ist, in Gegenwart der Leute einander ausfilzen, ganze Platzregen der Spitznamen auf einander ausspeyen, das macht dich und deine Hausfrau verdächtig und verächtlich. Wann du etwas wider sie hast, so erwarte eine bessere Gelegenheit.“

Und den Geizigen ermahnt er: „Du sollest vorm Weib nichts versperren, als wann sie eine Magd wäre. Entgegen soll das Weib dem Mann nichts abtragen oder sonst verhausen.“

Im dritten Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seine Kinder verhalten soll“, gibt Pater Odilo vorzügliche Rathschläge, wie man kleine und heranwachsende Kinder mit gutem Erfolge erzieht. Er ist dagegen, dass „kleine Kinder bey der Mutter im Beth liegen, weilen sie bald können ersticket werden“. Ebenso eifert er gegen Ammengewäsch, das in dem Kinde Furcht und Aberglauben erweckt. „Gib fleißig acht, dass sie von Jugend auf zur Frömmigkeit, Höflichkeit und Sauberkeit gewöhnet werden. Daher sollest du ihnen mit einem guten Exempel vorgehen, sonst wirst du wenig ausrichten.“ „Wann das Kind unrecht thut, ermahne es

mit guten Worten, ehe du selbes straffest; denn mit guten Worten richt man oft mehreres aus, als mit Schlägen: wann die gute Ermahnung nichts verfanget, so brauche die Ruthen; zwinge es, dass es sein Fehler bekenne und sich der Straf schuldig gebe. Gibe nicht nach, bis es seinen Kopf breche. Du sollest aber mit der Ruthen strafen und nicht mit Fäusten zum Kopf schlagen, mit Füßen treten, oder alle Teufel auf den Hals wünschen."

Nach den Kindern kommt das Gesinde dran, und auch hier erweist sich der Priester als tüchtiger Menschenkenner. In diesem Capitel vier: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seinen Ehehalten erzeigen soll", erschöpft er in wenigen trefflichen Worten die ganze „Dienstbotenfrage", die freilich zu seiner Zeit noch in den Windeln lag und leichter zu lösen war, denn da gab es ja zum Glück noch keine socialdemokratischen Hetzer, die jedem dienenden Geist den Floh der Unzufriedenheit ins Ohr setzen.

Aber dennoch räth schon Pater Odilo: „Frage bei ihren vorigen Herren und Frauen nach, ob sie keine Umstürzer, Flucher und Schelter abtragen oder Vollsaufer sind, denn, wo böse Leute seynd, da kann weder Glück noch Segen seyn. Hast du aber fromme, fleißige und treue Ehehalten, so behalte sie und verwechsle sie nicht; es kommt selten was Besseres nach."

„Den Liedlohn gieb ihnen treulich und zu rechter Zeit, außer du siehest, dass sie ihren Lohn mit Sauffen und Spielen verschwenden, oder dass sie selbsten ihr Geld wieder aufzuheben bitten."

„Siehest du, dass sie die ausgesetzte Arbeit verabsäumen, ermahne sie erstlich mit guten Worten, geben sie nichts darauf, so brauche einen Ernst, denn gar zu fromm zu seyn, wird ausgelachet, und scheinet ein gar sanftmüthiger Befehl eine halbe Bitt und Freystellung zu seyn, ob sie es thun wollen, oder nicht."

Nun kommen die Nachbarn an die Reihe. Auch auf diesem Feld zeigt sich der fromme Autor als ein erfahrener Psychologe, warnt vor Unfrieden, Klatschereien, Hoffart und Theilnahmslosigkeit und sagt unter anderem: „Dienstwilligkeit ziehet die Gemüther an sich, wie der Magnet das Eisen." „Siehest du, dass dein Nachbar ein ärgerlich Leben führet, ermahne ihn mit guten Worten. Man ermahnt einen, der ein kothiges Gesicht hat, dass er sich wasche; warum nicht auch, wenn einer eine kothige Seel' hat?"

Nach diesem ethischen Theil des Büchleins kommt der praktische an die Reihe. Voll Sachkenntnis, Verstand und in mustergiltiger, knapper Klarheit werden Haushaltungsgeschäfte, Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, ferner was ein Hausvater von den Fischen, von Thierarzneien, Baumpflege &c. wissen soll, hier dargelegt, und auch dem einfachsten Landmann wird durch die schlichte Ausdrucksweise dies alles leicht fasslich erscheinen.

Für jeden Monat des Jahres gibt Pater Odilo bestimmte landwirtschaftliche Anleitungen. So räth er im Januar: „Weil sich jezo die Pferde hären, so sollest du sie desto besser warten, die Hühner, damit sie bald legen, füttern mit Malz, oder geröstetem Haber.“ Im Februar: „Drei Täg vor oder nach dem neuen Mond beschneide die Bäume, stecke Kern in die Baum-Schul und umsetze im letzen Viertel die jungen Bäume.“ Im Martio räth er energisch: „Anjetzo lasse Hopfen einlegen, bearbeiten und beschneiden. Die Weinreben sollest du aufziehen nach Verkündigung Mariä, wann es klar am Himmel ist.“ Im April: „Anjetzo sollest die Schaaf waschen und um Exaudi, oder auch wohl eher, die Wolle abnehmen lassen. Wann du die Teiche im vorigen Monat nicht alle besetzet hast, so ist nun Zeit zur Besetzung, dann in diesem Monat fangen die Fische an, zu wachsen.“ Im Majo: „Das Rindvieh lass nicht früher auf die Weid, bis die Sonne sich schon merklich erhöhet; vorhero aber gib ihnen im Stall einen Schnitten Butterbrod.“ Im Junio: „Auf die Bien-Schwärme habe fleißig acht; denn diese in diesem Monat haltet man für die beste; sonderlich nach Pfingsten.“ Für Julio und Augusto räth er allerlei Sorgfalt für Samen, junges Vieh und Fische. „Jetzt setze keine Hühner mehr an. Die Eyer, so lang bleiben sollen, lege in Kleyen, Aschen, Spreye oder Korn.“ Im September „sollst du Korn, Waizen und Wintergersten anbauen“, im October „die Obstbäume umhacken und mit Schweinmist dungen“; im November räth er zu allerlei Jagd, zur Fällung des Bauholzes, zur Reinigung der Kamine und im December endlich gibt er eine Fülle von beherzigenswerten Winken wider die Kälte, zur Schonung der Bäume, zum Gedeihen der Schweine rc.

Nun folgt eine Art von Kalender mit originellen meteorologischen Bauernregeln: „März-Staub ist über Gold und Silber. Wann das Wetter am Palmsonntag nicht schön ist, bedeutet es ein böses Jahr. Heller Pankrazi-Tag verheißet viel guten Wein. Wann es am Tag Johannis-Enthauptung regnet, so sollen die Nüsse verderben u. s. w. Dann erklärt er genau, „wann alle Monat die Sonn auf- und untergehet“ und dann ertheilt er „Einige Regeln, seine Gesundheit zu erhalten.“ Nachdem er die verschiedenen Temperamente geschildert, gibt er an, welche Lebensweise für diesen und jenen Menschen tauge, und es ist ganz erstaunlich, wie dieser Pater Odilo in allem erfahren ist und mit wie viel Einsicht und gesundem Menschenverstand er seine Erfahrungen sammelt und weitergibt. Da gibt es eine „Lebensordnung für Leute, die stark arbeiten müssen“, worin er unter anderem folgende Weisungen ertheilt: „Es giebt zwar etliche, wenige Beyspiele von Fressern und Saufern, die ein ziemliches Alter erreicht haben, aber ungleich mehrere Menschen von schwacher Zusammensetzung können dagegen angeführet werden, welche durch eine mäß'ge Lebensart ein hohes Alter erreicht haben.“

Pater Odilo hat den wackeren Pfarrer Kneipp vorgeahnt, wenigstens in einigen Stücken. Er ist gegen Thee, Kaffee, Chocolade, er ist auch gegen alles Zuviel an Wein und Bier, er verdammt den Brantwein, diesen wahren Mörder des Menschengeschlechtes, er empfiehlt Honig, Fruchtsäfte, Gemüse und spricht sich gegen die gewürzten Speisen aus. Nur in puncto Wasser verhält er sich eher ablehnend. Er empfiehlt es als Getränk, aber von Waschungen, Wickeln, Bädern, diesen so unschätzbaren Errungenschaften des modernen „Gesund-Brunnens" sagt er nichts. Das ist auch das einzige fast, das man dem guten Pater Odilo verargen könnte. Im übrigen ist er ein äußerst verständiger Mann. Vom physischen macht er dazwischen wieder Ausfälle auf das psychische Gebiet. „Freßmahlzeiten und Saufgesellschaften sind Beweise der größten Feindschaft und Raserey. In beiden findet man Gift." „Obschon der Zorn zu den unangenehmen Leidenschaften gehört, so nutzet er doch zuweilen der Gesundheit und gibt ihr einen neuen Trieb. In trägen Körpern kann er eine Arzney sein, sowie das Lachen." „Zu langer Schlaf machet träg und dumm bei Erwachsenen." „Man gewöhne sich in gesunden Tagen unter leichten und dünnen Bettdecken zu schlafen, indem die dicken Federsäcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit machen."

„Man gewöhne seine Kinder, alles zu essen: doch zwinge man sie auch nicht mit Gewalt, indem es wirklich einige giebt, die nicht alles essen können." Pater Odilo ist auch gegen das Rauchen, weil „dieses betäubende Kraut unsere Körper vertrocknet und ausmergelt, welches magere Personen am meisten erfahren. Auch leidet das Gedächtnis und alle Nerven dadurch Schaden". „Wenn Kopf und Sinne gearbeitet haben, so ist die Ruhe ihnen ebenso dienlich, als dem übrigen, durch die Arbeit ermüdeten Körper."

Vom Menschen geht er nun wieder zu den Thieren über, und wir finden „Roß-Arzney", „Ochsen- und Kühe-Arzney", „Schafs-Arzney" — für alle möglichen Krankheitsfälle. Ob sie das Richtige treffen, weiß ich nicht, aber ich vermuthe es, da Pater Odilo ja in den meisten Dingen treffsicher zu Werke geht. Dann kommt noch allerlei über Bienen- und Fischzucht, die er sich sehr angelegen sein läßt. Einiges, was er da vom „abschneiden der Brut-bienen-Köpfe", sagt, ist mir nicht ganz klar, aber die Beurtheilung bleibe einem echten Imker überlassen.

In „Fischerey-Sachen" scheint Pater Odilo ein Fachmann gewesen zu sein, und er verbreitet sich auch mit einer gewissen Vorliebe über diesen Gegenstand.

Überaus köstlich sind die „Allerhand Haus-Kunsten, dem Haus-Vater sehr dienlich". Wie man „Bier klar und frisch erhält", „Flachs wie Seiden machet", „Unreine stinkende Weine verbessert", „Dintenfleck und Fettfleck aus Kleidern" bringt, Fliegen, Flöhe, Wanzen vertreibt, Rebhühner und Krebse fangt und noch mancherlei sonst findet sich in diesem Abschnitt.

Und dann — als wenn Pater Odilo sich plötzlich erinnerte, dass dies Büchlein doch vornehmlich als Gebetbuch gelten solle, — kommt das religiöse Princip wieder zum Durchbruch. Ein „kleiner, historischer Catechismus, in sich haltend die Geschichte der hl. Schrift", belehrt in knappster Form über das alte und neue Testament. Daran schließen sich „Nothwendige Glaubensfragen für einen jeden chatholischen Christen", diese sind in Fragen und Antworten abgefasst und zuweilen von einer köstlichen Bündigkeit, die allerdings nicht immer Hand in Hand mit der Logik geht.

Dann kommen ein paar Abschnitte, die nicht ganz frei von einer gewissen selbstverständlichen Tendenz und von einer Art von religiösem Chauvinismus sind. Diese Capitel heißen: „Was einen katholischen Christen in seiner Religion standhaftig machen soll", „Sichere Schluss-Reden für die katholische Religion", „Was kann und soll einen ehrlichen Menschen von der Lutherischen Lehr' abschrecken." Es lag eben noch im Geiste seiner Zeit, einzig in der evangelischen Religion alles Übel zu finden und einen so großen Unterschied zwischen Christen und Christen zu machen. Heutzutage, glaube ich, wird ein so tiefer Hass sich nicht mehr einwurzeln können, und wenn auch viele einzelne sich in einander nicht schicken mögen, die weitaus größere Zahl der Menschen wird diesen mehr in äußerlichen Dingen liegenden Unterschied nicht mehr gelten lassen.

Wahrhaft erquickend dagegen berührt der „Haus-Tröster, worin sich ein trostloser Haus-Vater tröſten kann". Da hat Pater Odilo wieder seine ganze, herzhafte Gottesfurcht und echt christliche Milde aufgeboten, um seinem Haus-Vater trübe und schwere Stunden tragen zu helfen. So sagt er, von Christi Leiden sprechend: „Betrachte, was er leide; nämlich unerhörte Pein, Angst, Schmach. Ja, er wurde also zerfleischet, dass aus seinem heil. Leib viele Tausende Blutstropfen geflossen. Und du klagest, wann dir das geringste Übel widerfahret? Ach, schäme dich!" Und diesem ernsten, biblischen Trost läßt er im nächsten und letzten Capitel den heiteren, weltlichen Trost: „worin sich ein melancholischer Haus-Vater belustigen kann", folgen. Er reiht in demselben allerlei komische Weisheiten und Narrheiten aneinander, eine Art von altmodischen „Ein- und Ausfällen", die zuweilen ganz ernsthaft, meist aber spasshaft klingen. In allen aber steckt ein guter Kern. Hier einige Proben: „Was ist auf der Welt das Verhassteste? Die Wahrheit: denn wer die Wahrheit geiget, dem wird mit dem Fidelbogen ums Maul geschlagen." „Wer seynd die priviligirten Lügner? Die Kalender- und Zeitungmacher." „Protagoras wurde gefragt, warum er seinem größten Feind seine Tochter zur Ehe gäbe; sagte er: Ich kann ja meinem Feinde kein größeres Übel anthun, als wenn ich ihm ein Weib gieb!" „Wie vertreibet der Deutsche die Melancholey? Antwort: Mit Trinken. Dahero sagt man: der Spanier verweint sie, der Franzos versingt sie, der Italiener verschläft sie, der Deutsche vertrinkt sie."

Und dicht an diesen lehrhaften Humor schmiegen sich historisch-geographische Mittheilungen. Ein rechtes Kunterbunt von allerlei Wissenswertem und allerlei Launigem. Er muss ein origineller Herr gewesen sein, der Pater Odilo, und er muss einen scharfen Blick gehabt haben für das ihn umgebende Leben und Treiben seiner Mitmenschen. Das beweisen prächtig die beiden Aussprüche, die als letzte hierhergesetzt seien: „Was für Gutthaten machen Feindschaft? 1. Geld leihen, 2. zur Heyrat helfen, 3. Bürgschaft, 4. Vormundschaft." „Was macht ein unruhiges Haushalten? 1. Das Weib, wann's regieren will, 2. Ungerathene Kinder, 3. Ein stutziger Diener, 4. Anlauf der Befreundten."

Der Rest des originellen Büchleins fehlt leider. Bei einer Mittheilung über „Christoforo Columbo" bricht er plötzlich ab und man ist fast betrübt darüber. Wer weiß, was auf den herausgerissenen Blättern gestanden hat. Sicherlich nichts Einfältiges.

Und unwillkürlich, während ich das Hausbüchlein langsam zuklappe und vor mich hinträume in das sonnendurchglänzte Waldesgrün, stelle ich mir den Pater Odilo vor. Er ist groß, breit, mit einem wohlwollenden, etwas spöttischen Lächeln um den vollen Mund, und klugblickenden Augen, die zwischen den buschigen Brauen hervor in die Hütten der Bauern, in die Herzen der Menschen blicken. Er geht viel unter die Leute, er spricht mit ihnen über dies und jenes, er hört, urtheilt, gibt dort und da einen guten Rath. Er liebt die Kinder und schenkt ihnen zuweilen einen rothen Apfel oder ein paar Pflaumen aus dem Klostergarten. Er ist fromm aus Überzeugung, ein wenig streng zuweilen, weil sein Beruf es fordert. Er ist ein Menschenfreund, immer bereit zu helfen, wo es noth thut. Er ist kein Schlemmer und kein Ascet. Er geht den geraden, goldenen Weg der Mitte. Er vergisst nicht, dass er ein Priester ist, aber er vergisst auch nicht, dass er ein Mensch ist.

Und ich sehe ihn in seiner schattigen Laube sitzen, etwas abseits von den anderen Brüdern, einen dicken Pack von gelblichen, papierenen Blättern vor sich auf dem Tische, emsig mit dem Gänsekiel Buchstaben an Buchstaben reihend. Zuweilen lächelt er, zuweilen hebt er den Kopf und lauscht in die Ferne hinaus, in die wundervolle, fromme Stille des Gartens, dann schreibt er weiter. . .

Und ich meine förmlich die volle, etwas große, ringlose Hand zu sehen, die Blatt um Blatt beschrieben beiseite legt, ich meine das Kratzen des Federkiels zu hören und mir ist, als müsst' ich über den sandigen Kies des alten Gartens dahinschreiten bis zur Laube und ihn grüßen: Gelobt sei Jesus Christus. Und ich höre seine volle, warme Stimme, die mir antwortet: In Ewigkeit Amen.

Neue Lieder.

Von **Carmen Sylva.**

Der Herbst.

Es schüttelt der Herbst die Gaben
Weithin ins Land hinaus,
Sein ganzes, reiches Haben,
Den leuchtenden Farbenstrauß,

Den gibt er mit vollen Händen
Und greift dann wieder hinein,
Sein Schenken will nicht enden,
Er schreitet über den Rhein.

Er schaukelt über die Gauen
An Sommerfäden entlang,
Er schlüpft und kost durch den rauhen
Moosstein am Bacheshang.

Er tanzt auf den jungen Halmen
Und wälzt sich im Flutgewell,
Verhüllt sich im Nebelqualmen,
Der übermüth'ge Gesell.

Er hat so goldbraune Locken,
Als fing er die Sonne darin,
Er schmückt sich mit Sonnenflocken,
Mit thaudemant'nem Gespinn.

Hat alle zum Tanz geladen,
Die Blätter vom ganzen Wald,
Die Düfte von allen Gestaden,
Schalmeit mit Windesgewalt.

Und ist so launig und springig,
Wie's Füllen, das Sonnenkind,
So spielerisch ist es, so singig,
Wie Waldbach und Sturmeswind.

Doch trägt ein Geheimnis, ein schweres,
Er schweigend um Augen und Mund,
Er weiß dass dem Wildfang ein leeres,
Verödetes Heim wird, zur Stund.

Er weiß von dem laublosen Baume,
Von Frost und Schneesturm und Eis, —
Doch sagt er's nicht einmal im Traume
Dass er vom Sterben weiß.

* * *

Die alte Wirtin in Rengsdorf.

Ach! nun kommt ihr endlich! und ich weine!
Denn mir starb die Tochter! Ja, es zittert
Noch mein Mann seit Weihnacht! Ganz verwittert
Sind wir; denn sie war so schön, die Kleine,
Und so gut! Sie sagte: „Küß mich, meine
Mutter, noch ist nicht dein Herz erbittert,
Wenn ich sterbe, dir die Welt zersplittert!"

Und sie strich mir, — denn sie hatte feine
Hände, — zart noch über Schläfen, Wangen —
Sterben! — nein, nicht sterben! — Fünfzig Kränze
Wurden meinem Kind aufs Grab gehangen!
Aber seht! Der Augen Lichtgeglänze,
Ihre sanfte Güte ohne Grenze
Sind im Grab — ins Grab sind sie gegangen.

* * *

Der Gottesdiener.

Plötzlich, im Wald von Angstschweiß übergossen,
Sank ich vom Pferd aufs Knie, und im Gebet
Fühlt' ich von sich'rer Ruhe mich umweht,
Die dunkle Nacht ward heiter, lichtdurchflossen.

Nach zwanzig Jahren in Australien fleht
Ein Mörder ums Viaticum. Es schossen
Die Augen ihm hervor; voll Scham verdrossen
Rief er: „Kennt ihr mich nicht, da ihr mich seht?

„Ich sah dich nie!" — „O wohl! im Walde zielten
Auf dich wir lauernd, ich und die Begleiter,
Du knietest betend, Mondeslichter spielten." —

„Du schossest nicht und ließest frei mich weiter?"
„Wie konnt' ich, Herr! Denn Euch zur Seite hielten,
In leuchtendem Gewand zwei Schimmelreiter!"

* * *

Müde.

Die große Sängerin nahm im Geleite
Den Geigerwunderknaben übers Meer; —
Hinreißend im Concert erkrankt' er schwer.
Man trägt das Kind hinaus, und ihm zur Seite

Berathen bang die Aerzte hin und her,
Mit Heimweh, Geniusüberdruss im Streite,
Wie man dem Liebling Linderung bereite.
Er rollt das heiße Köpfchen hin und her,

Begehrt die ferne Mutter, Deutschland traum-
Umflort, verlangt die Geige, lauscht, beginnt
Zu stimmen, doch die Saite springt, die kaum

Berührt. Er lässt sie fallen, kniet geschwind
Im Bett: „O bitte, lieber Gott! mach Raum
Im Himmel für ein armes, müdes Kind!"

* * *

Das letzte Abendmahl.

Sie hielt die Hand mir fest, da letzte Speise
Ich geben wollte. Ihre Kinder standen
Schon alle fünf ums Lager. Doch es fanden
Die bangen Augen zwei nicht in dem Kreise.

„O bitte, harret, Herr!" Die Leiden wanden
Die schwache Kraft ihr aus. Doch immer leise
Rief sie die Fernen zu der dunkeln Reise.
Man flüsterte: „Die sind in Himmellanden!"

Der Athem stockte, fahle Schatten stahlen
Sich um die Schläfen, und der Tod war nah;
Noch suchte murmelnd sie mit ihren fahlen,

Blauweißen Lippen. Doch auf einmal sah
Ihr Antlitz ich glückselig, himmlisch strahlen:
„Gebt mir das Abendmahl! nun sind sie da!"

Von Hamerlings Aufenthalt im Süden.

Mittheilungen von Dr. **Michael Maria Rabenlechner.**

Nichts lag dem Universitätsstudenten Hamerling ferner, als ein sogenanntes Brotstudium. Der Dichter gesteht es selbst in den „Stationen", und ein Blick in seinen Lectionskatalog (den sogenannten Index), der uns vorliegt, beweist es zur Genüge. Es ist wohl interessant, die Collegien, die Hamerling belegte, in chronologischer Reihenfolge zu hören. Hamerling besuchte von 1850—1852/3 folgende Vorlesungen: *Allgemeine Anatomie* bei Hyrtl, *Mineralogie* bei Zippe, *Grammatik des Sanskrit* bei Boller, *Descriptive Anatomie* bei Hyrtl, *Anatomie und Physiologie* der Pflanzen bei Unger, *Sanskrit-Chrestomathie* bei Boller, *Chemie* bei Redtenbacher, *Topographische Anatomie* bei Hyrtl, *Geschichte des Mittelalters* bei Grauert, *Griechische Literaturgeschichte* bei Bonitz, *Sanskrit-Chrestomathie* (zweiter Curs) bei Boller, *Hauptpunkte der griechischen Syntax* bei Bonitz, *Aristoteles' „Organon"* bei

Bonitz, Geschichte der griechisch-römischen Philosophie bei Grysar, Encyklopädie und Geschichte der Philosophie bei Grysar, Sanskrit-Chrestomathie (dritter Curs) bei Boller, Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen bei Boller, Geschichte und künstliche Entwickelung der griechischen Tragödie und Erläuterung der „Antigone" des Sophokles bei Redwitz[1]), Griechische Antiquitäten bei Bonitz, Metrische Übungen bei Bonitz, Erklärung Sakuntalas bei Boller, Lateinische Übungen bei Grysar. — Wie man aus dieser Collegientitelreihe erkennen kann, nützte Hamerling, der sich in die philosophische Facultät inscribieren ließ, die akademische Lernfreiheit wacker aus, suchte er doch eben nur auf der Hochschule seinem allgemeinen Wissensdrange zu genügen, eine allgemeine Bildung zu erwerben, die Grundlage für späteres dichterisches Schaffen. Wundern mag man sich nur, dass er keine germanistischen Vorlesungen besuchte, zumal damals ein Karajan docierte. Allein privatim und auf der Hof- und Universitätsbibliothek betrieb er das Studium der deutschen Sprache, sowie auch daselbst das der Physik und Chemie.

Also kein anderes Lebensziel als das eines Dichters!

Allein die Prosa des Lebens zerstörte vorerst mit rauher Hand das Traumgebilde einer Poetenzukunft.

Nach Jahren einer bitteren, an Entbehrungen überreichen Kindheit und Jugend sah er sich genöthigt, die auf der Hochschule erworbenen Kenntnisse vorderhand in geldbringender Weise zu verwerten.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre bestand in Österreich ein übergroßer Mangel an Candidaten für das Mittelschullehramt, gerade so, wie eben gegenwärtig wieder, nur dass die Ursache dieser Kalamität damals eine andere war als heute. Damals war's die nach 1848 ins Leben getretene Reform und Vermehrung der Gymnasien, die eine Anzahl neuer Lehrstellen ins Leben rief; heute ist der Grund die elende, schier dorfschulmeisterliche Entlohnung akademisch gebildeter Männer. . . . Aber wie heute, war man auch damals froh, überhaupt nur junge Leute zu finden, welche sich dem schweren, dornenreichen Mittelschullehrberufe zu widmen gesonnen waren, und wie heute, sah man sich gezwungen, diese jungen Leute als Supplenten ungeprüft docieren zu

[1]) Der Dichter Oskar von Redwitz wurde 1852 auf Drängen hoher adeliger Kreise vom Unterrichtsminister Thun als Literaturprofessor nach Wien berufen. Der Dichter der „Amaranth" sollte mitwirken, die revolutionäre Jugend zu „bekehren". Aber der Dichter der „Amaranth" konnte nur ein Semester lang lesen — dann fand er keine Hörer mehr. Sang- und klanglos ist er von Wien verschwunden. Den Hamerlingforscher interessiert obiges Colleg darum, weil Redwitz' Vorlesungen Robert Hamerling veranlassten, selbständige Studien über die griechische Tragödie anzustellen. Und das Resultat dieser durch Redwitz veranlassten Studien legte unser Dichter nieder in einer Abhandlung „Grundideen der griechischen Tragödie", die als Programmaufsatz des Grazer Gymnasiums 1854 erschien.

lassen, und ihnen das schwierige Staatsexamen nur bei definitiver Anstellung zur Bedingung zu machen.

Am k. k. Theresianischen Gymnasium in Wien bedurfte man zu Beginn des Schuljahres 1852/3 plötzlich eines Philologielehrers. Der Director wandte sich bittend an Bonitz. Unser Poet, der gerade in den zwei vorhergehenden Semestern sich als Mitglied des philologischen Seminars fleißig bethätigt hatte und Bonitz' Liebling war, wurde von diesem als der tüchtigste Seminarist vorgeschlagen. „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe", acceptierte Hamerling und lehrte vom September 1852 an am Theresianum in der vierten und fünften Classe die griechische und deutsche Sprache. April 1853 wurde er ans Wiener akademische Gymnasium versetzt, wo er Griechisch in der fünften und sechsten Classe docierte. Die Ferienmonate 1853 brachte er als Instructor eines jungen Gräfleins Terlago in Unter-St. Veit bei Wien zu und September desselben Jahres wurde er — noch immer ungeprüft — ans Grazer akademische Gymnasium berufen. Hier lehrte er 1853/54 Latein und Griechisch in der achten Classe und Griechisch im siebenten Jahrgange. Während dieses Jahres entschloss er sich, um seine materielle Lage durch eine definitive Anstellung dauernd zu verbessern, zur Ablegung der Lehramtsprüfung. Juli 1854 — er selbst hatte kurz vorher als Matura-Examinator aus Latein und Griechisch fungiert — fuhr er nach Wien, um sich daselbst den officiellen Befähigungsnachweis zu holen, Latein, Griechisch und Deutsch lehren zu können. Am 25. Juli fand die Prüfung statt. Und nun höre man: Aus Latein und Griechisch wurde der Lehramtscandidat Robert Hamerling mit bestem Erfolge geprüft und fürs ganze Gymnasium approbiert; aus **deutscher** Sprache ist der sprachgewaltigste Dichter schier unseres ganzen Jahrhunderts buchstäblich **durchgefallen**. Der Prüfungscommissär für deutsche Sprachwissenschaft war der Wiener k. k. Universitätsprofessor Hahn. Die Wiener Universität hat die Arkadengänge ihres Inneren zu einer Walhalla für ihre berühmten Mitglieder geschaffen. Wir vermissen unter den Marmorbildern obigen Germanisten und empfehlen der alma mater Rudolphina, rasch das Versäumte nachzuholen. Professor Hahn und sein College Stein[1]) — — die Metropole der Wissenschaft, wird diese beiden doch nicht etwa unwürdig erkennen wollen der Ehre einer — — „Aushauung" . . .

Mit dem Prüfungszeugnisse in der Tasche — die Prüfung aus „Deutsch" hat er niemals wiederholt, es genügte die Approbation aus Latein und Griechisch — begab sich Hamerling zurück nach Graz. Am Gymnasium in Cilli, einer Anstalt dritter Gehaltsclasse, war eine Philologiestelle frei. Hamerling wurde für Cilli ernannt, doch „für die Dauer

[1]) Vergl. über diesen in meinem Artikel „Aus Hamerlings Gymnasialzeit" („Heimgarten", XX. Jahrgang, Seite 754).

des laufenden Jahres mit Verwendung am Grazer Gymnasium". Kurze Zeit darauf bedurfte man in Pest an einem Gymnasium erster Gehaltsclasse eines Philologen. Hamerling entschloss sich, um diese Stelle zu petieren, verfasste sein Gesuch und übergab es seinem Chef, dem Director des Grazer akademischen Gymnasiums P. Kaltenbrunner, einem würdigen Priester des Stiftes Admont. Nach einigen Monaten ward die Stelle besetzt — aber nicht durch Hamerling. Als er hierüber seinen Director interpellierte, erinnerte sich dieser plötzlich, dass er das Gesuch zwar einbegleitet, aber weiterzubefördern — vergessen habe. Große Bestürzung darob auf beiden Seiten, vorab auf der unseres Poeten, der damals noch nicht zu ahnen vermochte, welches schwere Missgeschick durch die Vergesslichkeit seines Vorgesetzten ihm erspart worden war, ihm, dem Deutschen jeder Zoll, der wenige Jahre später aus der uncivilisierbaren Mongolenhälfte der Monarchie unter gleicher Lebensgefahr vertrieben worden wäre, wie alle charaktervollen deutschen Beamten Ungarns, unter diesen auch sein Jugendfreund Anton Bruckner.

Zufällig war damals am k. k. (deutschen) Gymnasium in Triest eine Philologenstelle zu besetzen; um diese sich zu bewerben, eiferte ihn sein Director an, er werde das Gesuch diesmal aufs glänzendste befürworten und nicht vergessen, weiterzusenden. Hamerling that's — that's mit Erfolg — er wurde definitiver Gymnasiallehrer in Triest: — „nicht im Magyarenlande . . . war der rechte Ort für den Poeten, nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will sagen ein Welthorizont umgab."

Es kann natürlich keineswegs unsere Aufgabe sein, im Folgenden auf wenigen Blättern eine Geschichte von Hamerlings Aufenthalt im Süden zu liefern. Das soll — will's Gott — im dritten Bande unserer Biographie geschehen. Doch hoffen wir, dass einige lose Mittheilungen der Hamerling-Gemeinde unter den „Heimgarten"-Lesern nicht unwillkommen sein dürften.

Hamerling weilte von April 1855 bis Juli 1865 in Triest.

Das k. k. Gymnasium — wir gebrauchen die Bezeichnung „k. k.", um eine Verwechslung mit dem (italienischen) Communalgymnasium zu verhindern — war lange Zeit hinter der Piazza Lipsia (schier unmittelbar hinter dem Molo Giuseppina) untergebracht.

Als Hamerling nach Triest gekommen war, nahm er und seine Mutter, die ja seine stete Begleiterin gewesen, Quartier in einer kleinen Wohnung in der der Piazza Lipsia nahe gelegenen Via Cavana, einer „engen, käseduftigen" Gasse, die auch gegenwärtig noch immer in recht üblem

Rufe steht. Hamerling hatte die Wohnung der Billigkeit halber und auch in Unkenntnis der Verhältnisse gewählt, verließ sie aber begreiflicherweise in nicht ferner Zeit und zog in die Via S. Spiridione und schließlich in die Via S. Catterina — eine Gasse, die jedem Deutschen ehrwürdig sein muss, denn im Hause Nummer zwei, in einem Kämmerlein im ersten Stock, entstand in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April 1865 „Ahasver in Rom".

Hamerlings Thätigkeit als Gymnasiallehrer hat bereits auf Grund der in den Triester Gymnasialjahresberichten 1856—1866 enthaltenen Mittheilungen und der im Archive des Unterrichtsministeriums in Wien hinterlegten Acten treffsichere Darstellung erfahren durch den auch als Goetheforscher rühmlichst bekannten Rudolf von Payer im fünften Jahrgange des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft (Seite 290—316). Höchstens dass man in dem Essay etwas über Hamerlings Auftreten in der Schule zu hören vermisst, über sein Verhältnis zu den Schülern, über seine Art zu lehren u. s. w. Eine kleine derartige Ergänzung wird darum nicht unwillkommen sein. Ein Schüler unseres Poeten berichtet: [1])

„Anfangs 1858 kam ich an das Triester Gymnasium als Schüler der sechsten Classe. Als Classenlehrer und zugleich Lehrer für Griechisch und Deutsch fungierte Robert Hamerling. Seine markante äußere Erscheinung, seine Sprechweise, selbst der Klang und die Färbung seiner Stimme: alles dies ist mir noch in der lebhaftesten Erinnerung geblieben. Sieht man von dem kleinen Bärtchen, welches sich der heimgegangene vaterländische Dichter seither beigelegt hatte, und der Altersfarbe der Kopfhaare ab, — so war Robert Hamerling an seinem Sterbetage ganz derselbe geblieben, der er einunddreißig Jahre früher war: dasselbe lange, hagere, bartlose Gesicht mit der gelblichen, auf Kränklichkeit hindeutenden Hautfarbe, den scharfgeschnittenen Zügen und der charakteristischen, edelgeformten schmalen langen Nase, dazu die lang in den Nacken fallenden, in der Mitte gescheitelten Haare, welche uns Schülern einen unversieglichen Gegenstand mehrweniger gelungener Witze abgeben mussten: Kurz, Robert Hamerling ist nie gealtert — er war vielleicht nie jung gewesen — und wir Gymnasiasten, die ihn täglich zwei bis drei Stunden vor uns sahen, zerbrachen uns oft die Köpfe über sein mögliches Alter; das Minimum kam der Wahrheit ziemlich nahe. Auch seine Sprechweise, die Stimme, das äußerliche Auftreten und Benehmen ließen ihn älter erscheinen, als er war. Eine mittelgroße, sehr hagere Gestalt mit enger Brust und nach vorn gezogenen Schultern, stets dunkel und meist etwas nachlässig gekleidet, in seinen Bewegungen langsam, mit den Anzeichen steter Ermüdung, trug er uns im Griechischen aus Homers ‚Iliade' vor;

[1]) Vergl. „Deutsches Volksblatt" (Wien) 17. Juli 1889, Seite 5.

er scheint ein guter Linguist gewesen zu sein; er war imstande, uns über einen Absatz zwei bis drei Lehrstunden Vortrag zu halten, sprachliche, geographische, ethnographische Erläuterungen gebend, für seine achtzehn Schüler förmliche Mußestunden, da Robert Hamerling in seiner langsam gemessenen Sprechweise, die Worte ziemlich in die Länge ziehend, ganz in dem Gegenstand der Rede aufzugehen schien und das Treiben seiner Zuhörer in der Regel gar nicht beachtete; wenn es einer von uns gar zu bunt trieb und die Aufmerksamkeit des Vortragenden denn doch endlich auf sich lenkte, war die einzige Monitur ein kurzes, ruhiges: ‚Aber N.! schämen Sie sich!‘ — Kam dann nach mehreren aufeinanderfolgenden Vortragsstunden eine Prüfungsstunde, so fürchtete sich erst keiner von uns, seit ich da war. Ich war nämlich von einem Gymnasium gekommen, an welchem die Anforderungen an das Wissen und Können der Schüler ein Mehrfaches dessen bildete, was in Triest verlangt wurde. . . . ich saß in der zweiten Bank und soufflierte dem vor mir in der Prüfungsbank Sitzenden, was das Zeug hielt. Hamerling sah und hörte nichts; apathisch, möchte ich sagen, examinierte er, falsche oder ungenügende Antworten sofort selbst richtig und vollständig beantwortend. Im Deutschen lasen wir sonderbarerweise, was aber vielleicht für Hamerlings Geistesrichtung sehr bezeichnend sein dürfte, durch volle fünf Monate Bruchstücke aus Wielands ‚Oberon‘ analysierend, scandierend, als schriftliche Aufgabe das Gelesene in Prosa wiedergebend; dies war monatelang unsere deutsche Stunde (für mich, der ich dem formvollendeten, inhaltreichen Vortrage Professor Alois Eggers über deutsche Literatur und deren Geschichte und Entwickelung vordem mit begeistertem Interesse gefolgt war, eine etwas monotone Beschäftigung), dem sehr niederen Niveau der Ausbildung seiner Schüler entsprechend. In der Classification übte er die größte Nachsicht, schätzte aber vorkommendes Wissen sehr hoch; ja, anlässlich eines vom Director zu Gunsten der beiden hochgeborenen, erbgesessenen Primaten beabsichtigten schreienden Unrechtes apostrophierte er den Betroffenen, ehe dieser hiervon noch Kenntnis hatte, mit den Worten: ‚Ich kann nichts dafür, ich habe mich dagegen vergeblich gesträubt‘ . . . Wir Schüler betrachteten Hamerlings Gehaben stets für das eines Sonderlings; dass hinter dieser edlen Denkerstirne und unter der eigenthümlichen Haartracht die höchsten dichterischen Ideale nach Geltung und Ausdruck rangen, war uns natürlich unbekannt und wäre uns wahrscheinlich auch — unfasslich gewesen.“

Ein anderer Schüler theilt uns persönlich ergänzend mit, dass die Unruhe im Unterrichtszimmer während Hamerlings Lehrstunden sich oft so arg gestaltete, dass ein vor der geschlossenen Thüre des Lehrzimmers Stehender anzunehmen völlig berechtigt gewesen wäre, es sei kein Professor in der Classe anwesend. Und selbst den Haupträdelsführern in der Unruhe-

stiftung gegenüber brachte es Hamerling nicht übers Herz, mit Strenge vorzugehen. Er konnte eben auch als Lehrer das milde weiche Gemüth nicht verläugnen, wie er ja auch als Censor die Güte selbst gewesen: — ein „Ungenügend“ bei Professor Hamerling gehörte in der That zu den Weltwundern.

Hamerling war sich übrigens selbst völlig bewusst, dass er zum Lehrer der Jugend nicht geboren war. „. . . mir fehlte die richtige pädagogische Gabe, die Disciplin, genauer gesagt, die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrecht zu erhalten . . . Meine Schüler . . fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unbezähmbaren jugendlichen Muthwillen, der Schwatzhaftigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft rathlos und schutzlos gegenüber.“ [1])

Hier möge uns eine kleine, nicht eigentlich zum Gegenstande gehörige Einschaltung gestattet sein.

Einige Jahre vor des Dichters Tode wandte sich anlässlich eines Lehrerfestes in Wien das Comité an Hamerling um einen Beitrag für die Festkneipzeitung: — der Dichter möge eine — womöglich humoristische — Erinnerung aus seiner Lehramtsthätigkeit zur Verfügung stellen. Hamerling sandte auf einem Octavblatte folgende zwei Erinnerungen, von denen freilich nur die erste ins Triester Gymnasium reicht:

„Ein Schüler war als Thäter eines muthwilligen Streiches entdeckt und bestraft worden. Nach einiger Zeit traf ihn der Verdacht, das Gleiche wieder verbrochen zu haben. Er läugnete standhaft. Der Director selbst kam in die Classe und forderte den Knaben auf, die Wahrheit zu gestehen. Der Schuldbewusste schwieg. ‚Können Sie Ihr Ehrenwort geben‘, rief der Director zuletzt in gehobenem Tone, ‚dass die Sache seit dem letztenmal nicht wieder geschehen ist?‘ — Das konnte der Knabe mit gutem Gewissen — und die Angelegenheit war abgethan. Seit dem letztenmal war die Sache wirklich nicht wieder geschehen.“

„In T. war ich einmal mit anderen von einem älteren freundlichen Collegen zu Tische geladen. Wir fanden uns ein, der College stellte uns seine Kinder vor und wies mit besonderer Vaterfreude auf ein Knäblein hin, dessen Talente er nicht genug rühmen konnte. Bei Tische fuhr er fort, von dem Knaben zu sprechen, wie klug und wissbegierig er sei und einen durch seine vernünftigen Fragen oft förmlich

---

[1]) Hamerling hat aber sein Lehramt trotz der Untauglichkeit zu diesem Berufe mit allem Ernste und aller Treue versehen, so dass er ohne Anmaßung von sich sagen durfte, dass er die beste Kraft seiner reifen Jahre in der Ausübung des Triester Lehramtes zugesetzt. — Man braucht z. B. nur die (in seinem Nachlasse sich noch vorfindenden) Kataloge seiner Schüler zu betrachten und zu sehen, wie minutiös und genau sie angelegt. Da finden sich die Rubriken: Grammatik, Auctores, Hausarbeiten, Schularbeiten, Vortrag, Auffassung, Wiedergebung des Gelesenen, mündlicher Ausdruck, Memorieren u. s. w.

in Erstaunen setze. Zuletzt kam doch ein anderes Thema aufs Tapet; aber während einer kleinen Gesprächspause warf das besagte Knäblein plötzlich die Frage an seinen Vater dazwischen: ‚Du, Papa, gibt es auch eine Sache, die vierundzwanzig Ecken hat?' — Da hatten wir nun selbst einen Beweis von der Wissbegier des Kleinen und empfanden gebürenden Respect davor."

Unser Dichter bezog in seiner amtlichen Stellung in Triest anfänglich einen Gehalt von ungefähr neunhundert Gulden. Das war für einen k. k. Professor wenig, und hievon musste er und seine Mutter standesgemäß leben. Zum Glück bot ihm die Bekanntschaft mit A. F. C. Pipitz, dem Redacteur der „Triester Zeitung", reichlichen Ersatz. A. Pipitz, der mit dem jungen Gymnasiallehrer persönlich bekannt worden war und in ihm den außergewöhnlich ästhetisch gebildeten Mann rasch erkannt hatte, veranlasste ihn, Berichte für sein Blatt über Theater, Concerte, Schaustellungen u. s. w. zu liefern. War auch das durch diese Berichterstattung erworbene Honorar keine bedeutende Einnahmsquelle (Hamerling erhielt per Druckzeile 3 — schreibe d r e i Kreuzer), so bildete doch der f r e i e Genuss alles dessen, was Triest in theatralischer, musikalischer, überhaupt künstlerischer Beziehung bot, für unseren Poeten eine Förderung von unschätzbarer Bedeutung.

An anderem Orte werden wir uns mit Hamerlings Triester Zeitungskunstberichten eingehend zu beschäftigen haben — hier wollen wir nur e i n ganz besonderes Referat — weil selbes eben von allgemeinerem Interesse — hervorheben. Es betrifft das kritische Verhältnis, in welchem Hamerling zu — — J o s e f i n e G a l l m e y e r stand.[1]) Josefine Gallmeyer absolvierte Mai 1865 in Triest ein längeres Gastspiel, theils im „Teatro filodrammatico", theils im „Teatro L'Armonia". In der Nummer vom 8. Mai 1865 nun berichtet die „Triester Zeitung" über das erste Auftreten der Gallmeyer — sie eröffnete ihr Gastspiel als „Leichte Person" — wie folgt: „Nur flüchtig vermögen wir das im Guten, wie im Schlimmen interessante Wesen der Gastin nach einmaligem Auftreten derselben zu skizzieren. Elegante, durchaus nicht ungefällige Erscheinung und Haltung, bis ins kleinste berechnet, lebhaftes Auge, klare scharfe Stimme, die mit Virtuosität die Pfeile einer diabolischen Ironie schleudert, aber auch deutsch-gemüthliche Herzenstöne kokett dazwischen wirft; pikanter Coupletvortrag; im Spiel und Gesang Züge von hinreißender Naturwahrheit und eine Gabe, scharfe Lichter aufzusetzen, welcher nur die eines H e i n e auf dem Gebiete der Poesie analog ist. Vor allem ein eminent parodistisches Talent. . . Mit der Durchführung eines einheitlichen Charakters nimmt es das Fräulein weniger genau. Salondame

---

[1]) Vergl. „Neues Wiener Tagblatt" vom 16. Juli 1893.

und Wäschermädchen, Pariser und Lerchenfelder Elemente gibt sie mit Wort, Miene und Geste in fast unvermittelter Mischung. Feine geniale Züge, dazwischen nachlässige, matte, verunglückte Impromptus in schlechtem Wiener Vorstadtgeschmack. Die Frivolität lauert immer im Hintergrunde, zuweilen steckt die ‚Cancantänzerin' die feine Kralle aus den Sammtpfötchen der tugendhaften Rolle. Summa Summarum: Ein großes Talent, aber modificiert durch den Einfluss einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Publicums. Fräulein Gallmeyer ist nicht bloß ein weiblicher, sie ist auch ein potenzierter Nestroy; sie ist die verkörperte Selbstironie des Zeitalters; sie ist im höchsten Grade zeitgemäß, und wir wundern uns, dass sie nicht noch berühmter ist." Zum zweitenmale trat Josefine Gallmeyer in der Parodie von E. Mautners Eglantine „Elegante Tini" vor das Triester Publicum. Sie gefiel in dieser Rolle dem Kritiker Hamerling ebensowenig wie bei ihrem dritten Auftreten im „Goldonkel". Im Referate über letzteres Stück theilt Hamerling auch einige Coulissengeheimnisse ohne Umschweife dem Publicum mit. So z. B. dass sich die Pepi mit dem Orchester gezankt und darob allen Ernstes dem Dirigenten während des Spiels Pomeranzen an den Kopf habe werfen wollen. Dazu das Extemporieren, und dies noch oft dazu frivoler Art — sowie gewisse Derbheiten während des Spiels — das Kokettieren mit dem Publicum — — — alles das zusammen flößte unserem Kritiker schier Entsetzen ein. Gemach aber gewöhnte sich doch unser Poet an das Spiel der damals erst fünfundzwanzigjährigen Soubrette, und als sie in „Margarethl und Fäustling" wahrhaft eine Glanzleistung bot, hatte Hamerling „das Vergnügen sagen zu können, dass sie diesmal bei ihrer Rolle blieb". Einige Tage später nach Aufführung der „Wiener G'schichten" wird neuerdings constatiert: „Fräulein Gallmeyer war wieder recht interessant in ihrer Art und hatte im Spiel sehr glückliche Momente". Über ihr Benefice am 6. Mai im „Teatro L'Armonia" — Gallmeyer hatte Friedrich Kaisers „Localsängerin und Postillon" gewählt — erfahren wir, „dass ihr auch einige große Blumenbouquets überreicht wurden, welche sie schon durch die anerkennenswerte Nachgiebigkeit verdiente, mit welcher sie gegenwärtig in einigen Beziehungen sich dem Geschmacke des hiesigen Publicums accomodiert hat". Und im Referate über die Abschiedsvorstellung am 18. Mai wiederholt sich die befriedigende Anerkennung, dass „Fräulein Gallmeyer gezeigt habe, dass sie gegen die Rathschläge der Kritik nicht taub ist und dem Geschmacke des Publicums Rechnung zu tragen keineswegs verschmäht . . . die Schuld liegt also nur am Publicum und an der Kritik, unter deren Zucht Fräulein Gallmeyer bisher gestanden, wenn sie aus einer bloß die Neugier verlockenden Specialität nicht längst das geworden ist, was sie ihrer Anlage nach hätte werden können: eine wahre Künstlerin".

Kaum vermochte unseren Poeten etwas mehr zu entrüsten, als eine oberflächliche, leichtsinnige Kritik. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er bei seinen Referaten verfuhr — schon die mitgetheilte Beurtheilung der Gallmeyer allein wird dies zur Genüge zu beweisen imstande sein — läſst uns dies wohl begreifen.

Kurze Zeit, nachdem Hamerling nach Triest gekommen war und daselbst sein Lehramt begonnen hatte, brach — Sommer 1855 — in der Hafenstadt die Cholera asiatica aus. In diese Zeit des Wüthens der Seuche fiel der Beginn jenes furchtbaren Darmleidens, das unseren Poeten bis zu seinem Tode mit grausamster Hartnäckigkeit verfolgte und schlieſslich — in Verbindung mit einem Nierenkrebs — sein Ende herbeiführte.

Schon in Triest hat unser Poet viel gelitten. Wahrhafte Göttergeschenke schienen ihm darum die Stunden, da er zur Sommerszeit schmerzlos seine Abendspaziergänge unternehmen konnte — entweder nur einen Gang über den Corso auf den Molo San Carlo vorbei an den Cafés der Riva unmittelbar am feuchtduftigen Meeresstrande, oder zur fächerschillernden Promenade von San Andrea, oder in die kaiserlichen Gärten von Miramar, oder zu den poetischen Reizen des Boschetto. Freilich am liebsten dorthin, wo dem sehnenden Herzen so recht gegönnt war, platonischen Schönheitscult zu üben. . . . .

Wiederholt hinderte der leidende Zustand unseren Dichter an der Erfüllung seiner Berufsthätigkeit. Einmal sogar ein halbes Jahr hindurch. Ein siecher Mann, verbrachte er diese Zeit (October 1856 bis April des folgenden Jahres) in Venedig.

Mit Beginn der Schulferien — September 1856 — hatte er sich nämlich nach Venedig begeben, daselbst die zweimonatliche Erholungszeit zu verbringen. Als er aber zu Beginn des November wieder sein Lehramt antreten sollte, hatte sich sein Befinden derart verschlimmert, daſs es ihm unmöglich war, nach Triest zurückzukehren. Er muſste um Urlaub ansuchen, der ihm auch fürs ganze Semester gewährt wurde.

Aber diese Periode der Zurückgezogenheit von den drückenden Geschäften des Berufes, diese Periode unfreiwilliger Muſse war segensreich für den Poeten.

Die Glut der ehrwürdigen Dogenstadt, die es Shakespeares Muse so herrlich angethan, die Lord Byron schöpferisch entflammt und Goethe begeistert, sie sollte auch die Eisesrinde auf Robert Hamerlings Quell zum Schmelzen bringen, die Eisesrinde, die trübe Jugend und ein harter Beruf schufen: in Venedig schrieb unser Poet sein erstes gröſseres Werk, das hohe Lied der Schönheit und der Liebe, „Venus im Exil“.

Unser Poet wohnte damals in Venedig in nächster Nähe der Piazza, in der Calle larga a San Marco, bei einer Familie, deren Oberhaupt

er schlechthin nur Gevatter Francesco nannte, da er diesem ein Büblein bei San Marco aus der Taufe hob. Er verkehrte aber nicht gerade viel mit seinen Mietsleuten; schier menschenscheu bewohnte er ein separiertes Cabinet. Ein treuer Freund allerdings wohnte in diesem Zimmerchen mit ihm beisammen: ein niedliches liebes Eichhörnchen, dasselbe Eichhörnchen, dessen Geschichte er in einem Hymnus so herrlich besungen.

Schrieb nun unser Poet „Venus im Exil" in Venedig nieder, so empfieng er freilich die Anregung zu diesem Werke nicht erst in der Lagunenstadt — die Idee zur Dichtung reicht in seine Jünglingszeit zurück, zurück in sein siebzehntes Lebensjahr, in dem er durch ein — freilich unvollendet gebliebenes — Märchen „Atlantis" die Ideen der Schönheit und der Liebe zu verherrlichen gedachte. Der Vorspruch der „Venus im Exil" — er ist dasselbe Motto, das der Dichter zehn Jahre vorher bereits seinem Atlantismärchen vorangesetzt:

Zieh hin, ein heiliger Bote,
Und sing in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen.

Immerhin aber scheint es ein bedeutungsvoller Umstand, dass Robert Hamerling, den Apostel der Schönheit, sein erstes großes Werk die Muse zu schreiben hieß in der aphroditengleich schaumgeborenen Stätte der Schönheit im Süden.

Noch bleibt uns eine dritte Hamerlingstätte auf südlicher Erde zu nennen übrig, eine Stätte, in der geweilt zu haben, sich unser Poet oft und ungetrübt freudig erinnerte. Es ist das friaulische Städtchen Pordenone. In den Sommerferien 1864 weilte Hamerling in ihm eine Woche. Er hat die Reize dieses Ortes geschildert in seinem friaulischen Reisebild. Aber der achttägige Aufenthalt im reichbebüschten, quellsprudelnden Pordenone lebte in unseres Poeten Gedächtnis nicht bloß ob des schönheitsblühenden Bezirks: —

Ich kenn' ein Weib, Minona, du
. . . du hast
Mit schrankenloser Liebe gewacht
Über dem Haupte des Müden, Gebroch'nen
. . . O habe Dank! Solange ich denke, bleibt unvergessen
Die einzig schöne Stille, die hier
Uns winkte, bleibt unvergessen,
Die traute freundliche Rast,
Die hier uns keiner verbitterte . . .

— — — Was für unseren Poeten der Aufenthalt im Süden bedeutete — klingendes Zeugnis hievon geben fürwahr seine Lieder.

Drunten im Süden, auf San Marcos Piazza in stiller Nacht bei süßem Vollmondsduft und mildem Scirocco ist es aus unseres Poeten Brust gedrungen:

Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhab'neres in himmlischen Höh'n,
Als Schönheit? . . .
. . . Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldichtem Netz,
Ihr Sclave bin ich.
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht,
Zeihet mich nicht der Thatlosigkeit:
Der Schönheit Evangelium sei Eins
Mit dem der Zukunft.

Die Jungen.

Etwas von Sturm und Drang.

Von Dr. **M. Spanier.**[1])

Wenn ich es versuche, den modernen Sturm und Drang mit dem alten zu vergleichen, so denke ich bei diesem hauptsächlich an den des vorigen Jahrhunderts; denn die culturellen und literarischen Bedingungen, die der Gährungsepoche des sechzehnten Jahrhunderts zugrunde lagen, sind doch derartig verschieden, dass ein eingehender Vergleich wenig Lohnendes böte. Auch zwischen der Moderne — ich gebrauche dieses zwar unschöne, aber bequeme Wort Hermann Bahrs — und der Vorperiode des Classicismus gibt es der Unterschiede die Menge, und mir soll es gewiss nicht einfallen, unsere heutige Literatur nur als einen Abklatsch des alten Sturm und Drangs zu erklären. Aber der Ähnlichkeiten sind doch so mannigfache, und manche treibende Motive in den beiden literarischen Epochen sind so gleichartig, dass es nicht unangebracht ist, hier Parallelen zu ziehen.

Trotz der nationalen Tendenz des Sturm und Drangs hat er doch stets fremde Einflüsse auf sich wirken lassen, und es ist merkwürdig, dass gerade die stärksten Antriebe aus dem Volke kamen, dem man sich am wenigsten geistesverwandt fühlte. Aus Frankreich kam der Ruf: Zurück zur Natur! Im vorigen Jahrhundert war es Rousseau, dessen Naturevangelium in Deutschland die glühendsten Apostel fand. Aus all der Verzärtelung, dem Formenwesen, der ungesunden Cultur strebte man zurück zur schlichten Einfalt freier ungezwungener Menschlichkeit. Ein inniges Naturgefühl erwachte. Die echte und wirkliche Natur sollte den Künstler zum Schaffen begeistern. „Fort mit der sogenannten schönen Natur!" schallte es aus den Kreisen der Stürmer und Dränger, „fort mit der Verzärtelung, Frivolität statt der wahren Natur, derben Gewalt,

[1]) Diesen Aufsatz, der sehr viel Treffliches sagt, entnehmen wir in Nebensächlichem etwas gekürzt der „Kritik", wo er unter dem Titel „Vom alten und modernen Sturm und Drang" erschienen ist. Die Red.

Sinnlichkeit.“ Es war die Natur, die man in Shakespeare, dem großen Vorbilde der Stürmer und Dränger, bewunderte. Der junge Goethe, d. i. der Goethe bis etwa ums Jahr 1775, bis in die Weimarer Zeit, den ich häufig citieren werde, sagt in seiner herrlichen Shakespeare-Rede: „Die meisten von den Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. — Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen. Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen uud an anderen sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, dass ich beim ersten Blicke denke, das hätt' ich anders gemacht! Hintendrein erkenn' ich, dass ich ein armer Sünder bin, dass aus Shakespeare die Natur weissagt, und dass meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.“ Schon im letzten Leipziger Jahr hatte Goethe „Copierung der Natur“ für die erste Pflicht eines dramatischen Schriftstellers gehalten, wie er denn auch von der „Laune des Verliebten“ äußert, das Stück sei sorgfältig nach der Natur copiert. Man erinnert sich jener schönen Stelle, wo Werther erzählt, wie er am heißen Sommertage auf dem stillen Marktplatz den Jungen zeichnet, der auf sein Schwesterchen achtet, und wie er dann findet, dass er eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem Seinen hinzuzuthun. „Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler.“

Auch der moderne Naturalismus hat seinen stärksten Anstoß aus Frankreich erhalten. Emile Zola hat ihn durch Wort und Werk mächtig verkündet. Nur geht er diesmal nicht so sehr von socialen und politischen Tendenzen aus, als von wissenschaftlichen. Die darwinistische Weltanschauung hat ihn gezeitigt. Es gilt, alles was ist, als ein Gewordenes zu betrachten. Man will die feinen Fäden aufdecken, die das Gegenwärtige an das Vergangene knüpfen durch Vererbung, und die das Gegenwärtige in Beziehung stellen und bestimmt werden lassen durch die umgebende Gegenwart, durch das Milieu. Das große Wort Spinozas soll beherzigt werden: Nicht verlachen, nicht bejammern, nicht verachten, sondern verstehen! Daher die Objectivität der neuen Kunst. Alles, was zur Sache gehört, soll gesagt werden. Hier gilt kein Verschweigen und Vertuschen. Wenn es erforderlich ist, muss auch das Schmutzigste und Gemeinste aufgedeckt werden. Aber es soll gezeigt werden, wie es ist; nicht in rosenrother Beleuchtung, sondern mit seinen natürlichen Schatten. Und was ist die Kunst nach Zola? Ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen. So viel Aufsehen diese Erklärung auch gemacht hat, neu ist sie nicht. Schon der alte Sturm und Drang kennt sie. Herder

meint, dass der Dichter die Natur, die doch schon so oft dargestellt sei, immer wieder nachbilden dürfe, weil jeder wahrnehmende Mensch seinen Gegenstand eigen schildern könne, als ob er noch nie geschildert wäre, „denn er schaut ihn mit seinem Auge an, und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern, er haucht dem Werke seinen Genius ein, dass es seinen Ton tönet.“ Und noch deutlicher schreibt Goethe 1774 darüber an Jacobi: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, das ist die Reproduction der Welt um mich (also Natur) durch die innere Welt (also Temperament), die alles packt, verbindet, umschafft, knetet und in eigener Form und Manier wieder hinstellt, ein Geheimnis, das ich freilich nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern.“ Natur und Temperament — das Wichtigste ist aber das Verhältnis, in dem beide Factoren zu einander stehen sollen. Eine solche oft künstliche Zurückdrängung des Temperaments, wie sie einige unserer consequenten Naturalisten erstreben, wird im alten Sturm und Drang nicht gefordert. Eine solche kalte, nüchterne, äußere Objectivität ist auch nur erklärlich durch ihren Gegensatz zu dem Extrem der künstlichen Zurückdrängung echter Natur in der voraufgegangenen Literaturperiode. Wir wollen in der Kunst die Natur nicht als Natur, sondern die Natur, wie sie in innerlicher Wahrhaftigkeit in der Seele des individuell schaffenden Künstlers lebt. Nicht nur Menzel und Liebermann, sondern auch Böcklin und Klinger sind für uns moderne Meister. Ich führe hier eine Äußerung Zolas an, die ihm mancher nicht zutrauen wird: „Ich zolle meine tiefste Bewunderung den wahrhaft individuellen Werken, denjenigen, die wie auf einen Wurf aus machtvoller Hand hervorgiengen und nur aus dieser hervorgehen konnten . . . Was ich in einem Bild vor allen Dingen suche, ist ein Mensch, nicht eine Abbildung. Das Wort „realistisch“ hat für mich gar nichts zu bedeuten, denn ich erkläre, dass ich die Wirklichkeit dem individuellen Temperamente unterordne. Schafft wahr, und ihr habt meinen Beifall, schafft insbesondere individuell und lebendig, und ihr habt meine Bewunderung.“ Hier ist also die Forderung der individuellen Wahrhaftigkeit, wie sie jeder Kunst eigen sein muss, mit aller Schärfe ausgesprochen.

Über die Entstehung des Kunstwerkes hegt der alte und moderne Sturm und Drang dieselbe Ansicht. Das Kunstwerk ist — um es kurz zu sagen — ein Organismus, es ist ein Stück Natur. Es muss mit innerer Nothwendigkeit aus der Seele des Künstlers geboren werden. Ein Erlebtes wirkt mit solcher Macht auf des Dichters Gemüth, nimmt solchen Raum in seinem Bewusstsein ein, erwächst in des Schaffenden Seele zu solcher Selbständigkeit, dass es sich objectiviert, und ausgestoßen werden muss. Ästhetische und philosophische Gelehrsamkeit, verstandesmäßige Reflexion ist diesem Werdeprocess mehr hinderlich als förderlich. Aus

dem Hirtenstande wurden oft Propheten und Poeten erweckt. Eine Fülle unbewusster Kräfte muss in dem Dichter wirken. Daher in jenem herrlichen Briefe des jungen Goethe an Herder der Vorwurf, den er seinem „Götz“ (in der ersten Bearbeitung) und Lessings „Emilia Galotti“ macht: „Es ist alles nur gedacht. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig. Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, dass ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt, wirst Du Großes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne dass Du's weißt warum.“

Das Genie ist selbstherrlich. Es will keinen Gesetzen, nur sich selbst gehorchen. Denn es steht unter dem Banne der Natur, der allliebenden Mutter, die die Blume des Feldes und den starken, weitschattigen Baum wachsen läßt. Daher der Hass gegen alle Regeln. „O, meine Freunde“, heißt es im „Werther“, „warum der Strom des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluten hereinbraust und euere staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen . . . Alle Regel, man rede, was man wolle, wird das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck desselben zerstören.“ Auch für die Poetik des Sturm und Drangs gilt es, wenn Schiller Karl Moor sagen läßt: „Da verrammeln sie sich mit Conventionen, das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre; das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus.“

Nichts darf sich zwischen den Dichter und sein Dichten drängen. Auch mit dem Hinweis auf die großen Alten soll man ihn verschonen. So verschieden die Zeiten sind, so verschieden ist auch der Geschmack, jede Zeit hat ihre eigenen literarischen Ideale. „O, das verwünschte Wort ‚classisch‘“, ruft der junge Herder aus, „es hat den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, dies Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen.“ Und Goethe: „Der Genius will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsalter bearbeiten, bis er stark und behend wie ein Löwe des Gebirges auseilt auf Raub.“

Im Anfang war die That, das ist das Losungswort des Genies.

Und wenn es dem Genius nicht vergönnt ist, in weltumgestaltenden Thaten dem Drang seiner Seele Luft zu machen, so bleibt ihm doch als seine einzige Freude das Schaffen auf eigenstem Gebiete. Aber auch nur das Schaffen und Bilden gilt ihm, nicht das Gerede über das Geschaffene. Alles Theoretisieren und Ästhetisieren ist ihm zuwider. Das wachende Auge des literarischen Gesetzes, die Kritik, kommt im Sturm und Drang schlecht weg. Wie kann man dem, was mit Naturgewalt geworden ist, mit allerhand Begriffen und Regeln, die von anderen Werken abgezogen sind, nahekommen? Nur fühlend und genießend hat man sich dem Kunstwerk gegenüber zu verhalten, alle Gelehrsamkeit hindert nur an der Aufnahme des Schönen. „Schöpfungsvolle Künstler und gefühlvolle Kenner" (Goethe) verlangt der Sturm und Drang. Daher will der junge Goethe auch „lieber von einem Mädchen, als von einem Kritiker gerichtet werden". Und auch mit dem Mädchen ist nichts anzufangen, wenn es sich nicht sein schlichtes Naturgefühl bewahrt hat. „Sie hat zu viel gelesen", urtheilt Goethe von einer Leipziger Schönen, „und da ist Hopfen und Malz verloren." In Klingers Drama „Das leidende Weib" meint Franz, dass ein System bauen, der nächste Weg zum Narren zu werden sei. „Lasst mir meinen Shakespeare und Homer. Wir bleiben zusammen bis in den Tod. (Er stellt sich vor einen Kopf des Laokoon und drauf vors Brustbild der Venus.) Mein Laokoon, was hast auch du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von dir, und große Leute reden, warum du den Mund aufthust!"

Immer wieder zeigen Goethe, Lenz und Klinger an Beispielen, wie der Kriticus im Gegensatz zum Poeten sich verhält, bei der Betrachtung des Schönen, mag nun die Rede sein von einem schönen Weibe, von einer herrlichen Gegend oder von einem Werke der Kunst. Der eine nörgelt, der andere wird erbaut. Hier will ich einmal wieder einen Modernen anführen. Franz Held läßt den Dichter und den Recensenten in der Blütenpracht des Frühlings sich ergehen.

Der Dichter: Die Sonne rief hinab: erwache!
Und alles Dasein sprengt die Frohn.
Der Kritiker: Schön, schön. Nur ist die ganze Sache
Eintönig, ohne Variation.
Der Dichter: Ein Fächeln ist's des Paradieses
Der gold'nen Knospen traumhaft Weh'n.
Der Kritiker: Schön, schön. Doch hat man alles dieses
In früh'ren Jahren schon geseh'n.
Der Dichter: Nestvögel schlüpfen gleich den Elfen,
Die Nachtigall ahnt Wonnestunden.
Der Kritiker: Schön, schön, doch kann ich mir nicht helfen,
Sie singt ein bisschen anempfunden. — — —

Und am Schlusse der Dichter:

Ah, rings welch kindlich gütiger Segen,
Ich fühle mich in brausenden Strömen.

Der Kritiker: Nun, ein gewisses Gestaltungsvermögen
Will ich dem Frühling ja nicht nehmen.
Nimmt Autor Lenz mein Urtheil wahr,
Bleibt nüchtern, thut nicht wie besoffen,
So läſst sich wohl im Januar
Erſprießliches von ihm erhoffen.

In ähnlicher Weise wird bei den alten Stürmern dem Kritiker der Wunsch unterschoben, daſs der Adler der Taube gleiche oder der Löwe wie ein Hahn schreie. Der Kritiker hat eben kein Verständnis für eine machtvoll sich offenbarende Individualität, er versteht das Originalgenie nicht zu schätzen. Seinen classischen Ausdruck hat die Verachtung des Kritikers, von dem ein Moderner sagt: er sei der Mann, der manches weiß und gar nichts kann — beim jungen Goethe gefunden:

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast —
Er war mir eben nicht zur Last —
Ich hatt' so mein gewöhnlich Essen,
Hatt' sich der Mensch pumpsatt gefressen
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Über mein Essen zu räsonnieren.
Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein —
Der Tausend Sackerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Recensent!

Wie die Stürmer und Dränger übers Publicum denken, ist nach dem Gesagten leicht zu errathen. Mit den stärksten Worten entschädigt man sich für die Anfechtungen, die nun einmal jede junge Literatur zu dulden hat. Es gilt, die Ansprüche des Publicums vollständig zu ignorieren, denn „der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition ans Publicum denkt" (Goethe), denn das Trivialste und Schwächste findet hier immer die beste Aufnahme.

Die hoheitsvolle Souveränität des schaffenden Künstlers, seine Verachtung gegenüber dem Volke der Leser kann wohl kaum stärker zum Ausdruck kommen, als wenn der junge Goethe in einem Briefe an Kestner das schwätzende Publicum kurzweg „eine Herde Schweine" nennt.

Der Dichter darf überhaupt keine äußeren Rücksichten nehmen, er hat gehorsam zu sein dem Gotte, der in ihm lebt. Das Kunstwerk wird nach den ihm immanenten Gesetzen. Ebensowenig, wie es eine socialdemokratische oder conservative oder nationalliberale Kunst gibt, ebensowenig gibt es eine moralische. Die Kunst mag moralisch wirken; indem sie die Seele verfeinert, wird sie auch dem Willen bessere Antriebe geben, aber wenn sie darauf ausgeht, moralisch zu sein und zu bilden, wird sie sich selbst untreu werden, moralische Didaktik, aber nicht Kunst sein.

Ein Moderner, Otto Julius Bierbaum, sagt in einem Überschriftreim:

Kunst und Moral, —
Wer Wasser in den Wein gießt, macht ihn schal.

Dazu kommt, dass die Stürmer und Dränger allem moralischen Pharisäerthum aufs schärfste sich entgegensetzen. Jede sich kraftvoll äußernde Individualität hat ihr Recht. Eine starke echte Regung menschlicher Natur darf nicht unterdrückt werden. Die Kraft wird verherrlicht, mögen ihre Thaten auch mit der Philistermoral collidieren. Das schönste Ziel ist der ganze, echte Kerl, ein Herkules-Prometheus, die biologische Vollkommenheit menschlicher Natur, der Übermensch, mag er auch die Vielzuvielen zertreten, den Pöbel, über den der junge Goethe einmal Ariostens Wort citiert: Wert des Todes vor der Geburt! Im „Hamlet", der auf die Genieperiode stark gewirkt hat, heißt's: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Ein verblüffend modernes Wort! Jenseits von Gut und Böse liegt dem Sturm und Drang das Handeln des Kraftgenies, und so kann es kommen, dass in ihm die Verachtung der schwächlichen Philistermoral, der Hass gegen das nur äußerliche Sittlichsein umschlägt in die Verherrlichung des Verbrechens. Schiller schreibt einmal über einen Menschen, den er kennen gelernt hat: „Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder in der Idee noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Und im „Götz" sagt das dämonische Kraftweib Adelheid, in das sich Goethe nach eigenem Geständniß immer mehr verliebte, zu Weislingen: „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben." Der Typus des großen Verbrechers — ich erinnere hier nur an die ersten Dramen Schillers, wird ein Lieblingstypus des Sturm und Drangs. Lieber ein großer Verbrecher, als ein kleiner Philister! Jede That wird entschuldigt, wenn sie nur aus einer großen Seele geboren wird. Man wird durch meine Andeutungen schon erinnert sein an einen modernen Philosophen, an Friedrich Nietzsche, den echten Philosophen des Sturm und Drangs. Er ist der moderne Magus, mit dem alten kann er von sich sagen: „Wahrheiten, Grundsätzen, Systemen bin ich nicht gewachsen, Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle." Hat er nicht mit dem Räthselvollen, Dunklen und daneben auch durch die glühende Schönheit seiner Sprache, durch die Verherrlichung der Kraft und den siegenden Optimismus seiner Lehre die Begeisterung des jungen Deutschland für sich erweckt? Mächtig sein Einfluss auf die Moderne, von Hermann Conradi bis zu dem jüngsten Georg Hirschfeld tönt er aus den Werken hervor. Immer wieder wird man auch beim alten Sturm und Drang an ihn erinnert. Wie ganz nach Nietzsche klingt es, wenn im „Götz" Frau Elisabeth Maria gegenüber äußert: „Die Wohlthätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen", und sie fügt dem ein gar derbes Wort über die Leute hinzu, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun müssen.

Aber der Vorwurf, der der Sturm- und Dranglitteratur gemacht wird, dass sie unmoralisch sei, entspringt meistens aus anderen Gründen. An die Gegenwart wendet sich jede junge frische Literatur. Sie will der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, sie schafft das sociale Drama. In dem Hass gegen alles Conventionelle, gegen alles Scheinwesen, gegen die gesellschaftliche Heuchelei wird sie auch mit der Fackel der Wahrheit hineinleuchten in ein Gebiet, von dem man trotz seiner Wichtigkeit am liebsten nicht redet, in das sexuelle. Freilich mit solcher Keckheit wie die alten Stürmer Lenz, Klinger und Wagner, die auch das Anstößigste auf die Bühne gestellt haben, sind die modernen nicht verfahren. Aber auf nicht dramatischem Gebiete haben sie wohl den gleichen Wagemuth gezeigt. Dass sie das sexuelle Problem tiefer aufgefasst haben, daraus kann man ihnen gewiss keinen Vorwurf machen. Dass sie auch das Eheproblem nicht umgehen, das mit der veränderten socialen und intellectuellen Bedeutung der Frau naturgemäß neue Seiten aufweist, ist verdienstvoll. Aber unangenehm berührt bei manchen unserer Modernen ein Ausklügeln erotischer Probleme, als ob man Beispiele für eine Psychopathia sexualis geben wollte, wobei dann gerade nicht die Kraft jugendlichen Sturm und Drangs, sondern ein seniles Raffinement sich zeigt.

Auf dem Gebiete der Novelle und theilweise auch der Lyrik kann man manchen der Modernen den Vorwurf der Frivolität nicht ersparen. Wenn da die kleinen Histörchen immer wieder dasselbe Thema — das galante Abenteuer — behandeln, so wird uns, obgleich oft ein drolliger Humor und viel Kunst der Darstellung aufgewandt wird, schließlich das pikante Einerlei auf die Dauer langweilig, denn wir können es kaum als eine befriedigende Abwechslung empfinden, wenn neben dem Helden einmal die Balletdame, ein andermal die Confectioneuse und ein drittesmal die Unschuld vom Lande auftritt. Diese Bücher, deren jugendliche Autoren das ganze Weh und Ach dieser Welt aus der Enge ihrer Nachtcaféweltanschauung curieren möchten, werden auch den Vertretern einer freieren Moral widerwärtig sein. Das ist schon nicht mehr die erwünschte Literatur für Männer, sondern für Lebemänner. Mich erinnert diese Sorte von „Dichtungen", zu deren Charakteristik auch der lockende Titel auf dem gelben Umschlag des Buches gehört, an die Schwankdichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, an die Nachtbüchlein, Rastbüchlein, Wegkürzer, Katzipori &c. Nur hatten die alten Erzähler der drolligen Schwänke nicht den Glauben, dass sie mit ihren Werken die Literatur förderten, und es klingt wenigstens biedermännisch offen und ehrlich, wenn z. B. Valentin Schumann im zweiten Theil des „Nachtbüchleins" ausdrücklich versichert, dass er fünf grober und unflätiger Bossen aufgenommen habe, da ein „Ginaffe" ihn angelogen, er habe im ersten Theile die groben Bossen verblümt.

Ganz unangenehm werden wir berührt, wenn uns der Autor ausdrücklich versichert, dass er das alles wirklich erlebt habe. In der Vorrede seiner Gedichtsammlung „Drei Weiber" sagt Wilhelm Arent: „Drei Weiber, lieber Leser, leibhaftige Gestalten von Fleisch und Blut, durch Reim und Rhythmus in den Raum dieses Buches gebannt. Es sind Skizzen nach lebendem Modell, Asphaltblumen aus dem Sinnenvulcan der Großstadt, welche dem Dichter in mancher Schäferstunde gesessen und welche er im Marmor, resp. Thon oder Lehm seiner Dichtung plastisch zu verewigen getrachtet hat. Thanosia, die bleiche, blonde Dänin mit dem mystischen, räthselsüßen Todeslächeln um die blutleeren Lippen, Satanella, die dunkle, glutäugige Purpurrose des Südens &c. &c. Man ergänzt unwillkürlich: Bitte, meine Herren, treten Sie näher. Ist das nicht ganz der Ton des Marktschreiers, der uns für seine Unglücksdarstellungen auf Wachstuch interessieren will, wenn er versichert, dass das alles leibhaftig und wirklich so geschehen sei?

Beim alten Sturm und Drang beschränkte sich die literarische Bethätigung der Damen, besonders der Freundinnen und Verwandten der Dichter, auf ein gewisses herzlich mitfühlendes Interesse. Hie und da wird auch der Wunsch laut, dass man doch auch alles gern mitmachen möchte, was die Freunde oder den Bruder vergnügt. In ihren entzückend unorthographisch geschriebenen Briefen spricht z. B. Agnes Klinger den Wunsch aus: „Wär' ich doch ein Mann, denn wir Mädchen sind so Ehlende Geschäft!" Uns fehlt es heute nicht an der schriftstellerisch activen Thätigkeit der Damen. Und dabei ist charakteristisch, dass besonders von ihnen mit keckem Muthe das sexuelle Gebiet berührt wird — ich nenne von deutschen weiblichen Modernen hier nur die begabten Ernst Rosmer, Maria Janitschek, Adine Gemberg und Fanny Gröger. Wir empfangen dabei oft den Eindruck, als ob man in der Ungeniertheit und künstlerisch geschlechtslosen Objectivität noch männlicher sein wolle als der Mann, woran man dann eben gerade wieder das Weib erkennen kann. Ernst Rosmers „Wir Drei" ist in dieser Hinsicht ein echtes Sturm- und Drangstück. Es ist voll der stärksten Derbheiten, der burschikosesten Ungeniertheit. Das harmloseste, aber doch recht bezeichnende Dictum ist vielleicht das, wenn sie ihre Heldin zu einem Manne sagen lässt: „Waren Sie hübsch! Und anständig! Sie sahen aus, als hätten Sie noch nie ein Stubenmädchen auf der dunkeln Treppe geküsst."

Der Vorwurf der Immoralität trifft aber häufig den Sturm und Drang noch aus äußerlichen Gründen. Es ist der Geniestil, der vielen nicht fein, nicht anständig, also unmoralisch, unsittlich scheint.

Der Sturm und Drang will, wenn er Menschen darstellt, sie auch menschlich individuell sprechen lassen, Gedanke und Gefühl sollen unmittelbar auch den Ausdruck des Gedankens und Gefühls bestimmen.

Man muss daher, um ein Wort Luthers zu gebrauchen, den Leuten aufs Maul sehen, wie sie reden. Reinhold Lenz gibt den Rath, man solle in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gehen, die Natur auf dem Punkte der Leidenschaft ertappen und ihr da Ausdrücke abstehlen, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen. Sehr bezeichnend ist es, wenn in Rosmers „Wir Drei" die Künstlerin Sascha zu ihrem Collegen Richard sagt: „Um die Begriffe bekümmere ich mich nicht. Mit den Dingen hab ich's zu thun, mit den Menschen. Was für Ohrläppchen einer hat, und wie er Au schreit, wenn er sich in den Finger schneidet oder ins Herz. So sollten Sie es auch machen. Ihre letzte Novelle wimmelt von Unnatürlichkeiten."

Ich habe bereits Goethes Urtheil über seinen „Götz", dass vieles darin „nur gedacht" sei, angeführt. Die Sprache des Lebens, und nicht ausgedachte Sentenzen möchte er geben. In der ersten Bearbeitung des „Götz" sagte der Reichsknecht über den Tod seines im Sumpfe versteckten Kameraden: „So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab." Das ändert Goethe ein Jahr später. Da sagte der Reichsknecht, ohne Pathos, viel natürlicher: „Bist doch crepiert, du Memme!"

Man will eine Katze eine Katze nennen, vorausgesetzt, dass es nicht noch ein derberes Wort dafür gibt. Denn das ist dieser Literaturströmung Eigenheit, dass sie die stärksten Ausdrücke liebt. „Seid nicht grob, wie die Genies sonst pflegen", sagt Kilian Brustfleck, der den Hanswurst schulmeistert. Im Briefstil zeigt sich bei Goethe zuerst das Bestreben, so sprachlich aufrichtig wie möglich zu sein. Gellert wollte auch schon Briefe natürlich geschrieben wissen, aber wo er etwa gesagt hätte: Ich trank des süßen Weins so viel, dass ich berauscht bin", schreibt der junge Goethe aus Leipzig nach Frankfurt: „Ich bin besoffen wie eine Bestie." Diesen derben Ton findet man dann in fast allen Jugenddichtungen Goethes seit der Straßburger Zeit. Nirgends war er so sehr am Platze als im „Götz von Berlichingen". Jene berühmte, wenig respectvolle Aufforderung Götzens, die er aus seiner belagerten Burg dem feindlichen Hauptmann künden lässt, macht bei den Goetheanern geradezu Schule. Goethe war sich selbstverständlich bewusst, dass viele Seelen an diesen Natürlichkeiten Anstoß nahmen. Er schreibt Merck bei Übersendung des Götz: „Und allen Perrückeurs und Fratzen Und allen literarischen Katzen Und Räthen, Schreibern, Maidels, Kindern Und wissenschaftlich schönen Sündern Sei trotz und Hohn gesprochen hier Und Hass und Ärger für und für." Seinem Freunde Gotter, der den „Götz" zur Aufführung bringen wollte, schreibt er in köstlichen Knittelversen diplomatischer. Da heißt's u. a.:

„Und bring, da hast du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn Gestank,
Musst all die garst'gen Wörter lindern . . ."

worüber er ihm dann im einzelnen drollige Anweisungen gibt. Als Goethe später zu einer anderen Kunstanschauung gelangt war, hat er selbst manches dieser Art aus dem „Werther“ und dem „Faust“ ausgemerzt. Ein Beispiel mag genügen. Ein Lieblingswort des Sturm und Drangs ist Kerl. Bei Maler Müller finde ich sogar für Männlichkeit einmal das Wort Kerlschaft. In der ersten Ausgabe des „Werther“, in der er doch das Entzücken der Welt wurde, ist das Wort sehr häufig. „Schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen, ich sollte mich resignieren.“ In der Bearbeitung, in der man den „Werther“ nun in Goethes Werken findet, heißt es jetzt: „Schafft mir diese Strohmänner vom Halse.“ Am Strome des Genies wohnten früher gelassene Kerls — ich habe die Stelle schon citiert — jetzt sind es gelassene Herren. „Die guten Kerls von Pfarrers“ an einer anderen Stelle werden nun geziemend als „ehrliche Geistliche“ tituliert. Man hat das Gefühl, dass besonders im Werther durch diese Änderungen zuweilen der Ton an Frische und Unmittelbarkeit eine kleine Einbuße erleidet.

In der berechtigten Reaction gegen sprachliche Prüderie schlagen die jungen Geister mit den derbsten Worten drein. „Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt. Doch thut das Niedrigste, und sie wird nie beleidigt“, lässt Goethe Hanswurst sagen. Auch die strenge Sachlichkeit, die man erstrebt, der Hass gegen alle verblassten und verbrauchten Redensarten erfordert die originelle Frische des Ausdrucks, die man aller bloß äußerlichen Correctheit vorzieht. Otto Erich Hartleben meint: „Die Sprache, die des Wortes Wert nicht kennt . . . die Sprache, der das Blut der Sinne schwand, und deren Blässe Schminke nur verdeckt — ins Grab mit ihr, sie hat zu lang gelebt, bringt sie den Schinderknechten auf den Acker, den Oberlehrern und den Professoren.“

Einfach und natürlich wie das Wort soll auch der Satz sein. Alle mit kluger Überlegung ausgeputzten und aufgestellten Perioden werden verschmäht. Man wird in dieser Vorliebe für den kürzesten Satz oft recht manierirt, und verjagt, im Grunde genommen, eine Künstelei mit einer anderen. Ich erinnere nur an Arno Holz' magere Versgebäude. Ein so feiner Stilist wie Hermann Bahr weiß freilich oft mit diesen abgehackten Sätzen seine Wirkung zu machen, aber unnatürlich ist diese natürliche Schreibart trotz alledem. Ich gebe eine Probe aus einer seiner Novellen:

„Ich wohne bei einer dicken Frau. Sie könnte jünger sein. Sie ist die Witwe eines pensionierten Majors. Sie schnupft, liebt das Lotto und fürchtet sich vor Räubern. Die Thür ist immer doppelt gesperrt und verriegelt. Wer nach mir fragt, wird erst lange peinlich verhört, ob es nicht etwa ein heimlicher Mörder ist. Sie möchte, dass nur Damen zu mir kämen. Ich möchte das auch. Sie glaubt, die sind

nicht so gefährlich. Ich glaube das nicht. Übrigens, wenn sie nicht gerade an Mord und Todschlag denkt, ist sie ganz gemüthlich. Sie sorgt für einen sehr. Sie scheut keine Opfer. Sie liest sogar meine Werke." Wenn Goethe Weislingen, der sich unter den Qualen der Vergiftung windet, in solchen kurzathmigen Sätzen sprechen läſst, so sieht freilich jeder den Grund ein. Aber wer behaglich eine Geschichte erzählt, wird kaum so reden.

Will man wirklich die lebendige Sprache, wie sie das Volk spricht, so wird man auch den Dialect nicht verschmähen dürfen. Schon Haman fordert ihn in der eindringlichsten Weise. Herder ruft aus: „Lasset uns idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk und unsere Sprache sein; ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen." Die Sprache in den Jugendwerken Goethes hat den Reiz mundartlicher Anklänge. Maler Müllers „Gelo" und „Genovefa" hat, dem Ort der schönen Sage angemessen, rheinfränkische Dialectbestandtheile, die in dem Stück auftretenden Mörder sprechen hunsrückisch. Der Straßburger Dialect wird in Lenzens „Soldaten" und in Wagners „Kindermörderin" von einigen dienenden Personen angewandt, wobei allerdings zu beachten ist, daſs in einigen Fällen die Sprachmengung eine komische Wirkung erzielen soll. Unsere Modernen haben nun vom Dialect reichen, oft allzureichen Gebrauch gemacht. Man wird von vornherein behaupten dürfen, der Dialect sollte nur da angewandt werden, wo er zur Charakteristik nothwendig, oder doch ungemein förderlich ist. In allen Fällen aber dürfte es genügen, der Sprache die betreffende dialectische Färbung zu geben. Es ist doch wohl eine Verirrung, wenn man mit einer Genauigkeit, die fast der wissenschaftlich phonetischen Lautbezeichnung nahe kommt, die Mundart fixiert, als ob man das Bedürfnis in sich fühlte, den Dialectforschern späterer Jahrhunderte förderlichen Arbeitsstoff zu liefern. Daſs viele der Herren gerade den Dialect ihrer Heimat anwenden, mag für sie recht bequem sein, aber man kann auch dem sprachlich gebildetsten Deutschen nicht zumuthen, daſs er sämmtliche deutsche Mundarten beherrsche. Der Leserkreis solcher Dichtungen wird also naturgemäß ein beschränkter sein müssen. „Die Weber" sind bis jetzt in sechzehn Auflagen erschienen, „De Waber" haben es nur bis zur zweiten gebracht. Als ganz ungesunden Doctrinarismus aber muſs man's ansehen, wenn nun gar bei einem historischen Stoffe der Dialect der alten Zeit angewandt werden soll. Danach müſste die Jungfrau von Orleans nur altfranzösisch reden und Wilhelm Tell das schwyzer Dütsch des vierzehnten Jahrhunderts. Dann aber ist es gerathen, daſs jeder Dichter sich einen oder mehrere Professoren der Philologie und der Geschichte zum privaten Gebrauch hält, damit er wenigstens die gröbsten Schnitzer vermeidet, besser aber noch wäre es, wenn er sich mit diesen wissenschaftlichen Dramen nur an ein Publicum wendete, das nur aus solchen Gelehrten besteht.

Auch in anderen Stücken haben viele Modernen den Fehler begangen, dass sie unsere Illusionsfähigkeit unterschätzen, ich erinnere nur an die einseitige Verurtheilung der Jambendramen, an die vollständige Verwerfung des Monologs. Ein genialer Künstler gibt selbst dem kalten Marmor so viel Leben, dass uns der Mangel der Farbe wahrlich nicht stört.

Die mannigfachsten Übereinstimmungen der alten und modernen Sturm- und Drangperiode finden ihren wichtigsten Erklärungsgrund in einer persönlichen Eigenschaft der Dichter. Sie sind immer die Jungen. Die Jugend ist ihr köstlichstes Gut. So empfinden sie am stärksten den Widerwillen gegen alles Veraltete, Vertrocknete, Abgestorbene. Sie haben nicht nur die Überzeugung, dass ein neuer Weg eingeschlagen werden muss, sondern auch den Muth, ihn zu betreten, mag er auch noch so schwierig sein. Denn die Bequemlichkeit ist ein Laster des Alters. Sie stehen in der Maienblüte ihrer Sinne und Leidenschaften. Gar nicht tief genug können sie mit ihren frischen Sinnen eindringen in die Natur. Unter unseren Modernen sind ja einige Originale, die solch geschärfte Sinne und Nerven haben, dass sie die Geräusche und bunten Gefühle sehen, dass sie die Farben hören, riechen und schmecken. Freilich muss man hier häufig das ehrliche Streben, in die Dinge einzudringen, scheiden von einer krankhaften und schwächlichen Originalitätssucht. Das bloße Sehen genügt nicht. „Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. „Ich finde", schreibt Goethe 1772 an Herder, „dass jeder Künstler, solange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist." In dem Streben nach plastischer Darstellung sucht man nach den schärfsten Mitteln der Charakteristik, die individuell gesprochene Sprache will man geben, auf die Naturtöne der Leidenschaft will man lauschen.

Man kann auch nicht stark genug empfinden. In einem Privatbriefe schreibt Klinger von sich: „Mich zerreißen Leidenschaften . . . jeden anderen müsste es niederschmeißen . . . ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen." So wie hier, wird dann auch oft die Darstellung der Leidenschaft ins übertrieben Pathetische, in Krafthuberei und Gewaltpaukerei verfallen.

Nichts darf sich den freien Regungen menschlicher Natur entgegenstellen, alle äußeren Schranken müssen sinken. „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen, oder die Töne eines Accords auseinanderreißen? Das Rechten der Sinnlichkeit verkündet der Sturm und Drang bis zur völligen Emancipation des Fleisches, bis zur Freigeisterei der Leidenschaft. Jede junge Literatur wird die Behandlung sexueller Probleme nicht umgehen. Wenn aber bei unseren Modernsten oft bis zum Überdruss das Liebesabenteuer dargestellt wird, so kann man sich des Eindrucks nicht

erwehren, dass diese Themata für viele Autoren eben noch den starken Reiz der Neuheit haben. Der Freiheitsdrang der Jugend kämpft an gegen alles Conventionelle. Natürlich will man sich geben. Die Gefühle und Leidenschaften selbst sollen auf den Leser oder Hörer wirken, nicht die erkünstelte Darstellung derselben. Die Jugend zerbricht die Form, um auf den Kern der Sache zu kommen. Als Reaction gegen jede Schönfärberei des Ausdrucks liebt sie es, die Sache bei dem rechten Namen zu nennen. Wenn man die Sturm- und Drangperiode die Flegeljahre der deutschen Bildung genannt hat, so liegt hier hauptsächlich das tertium comparationis. Von allen Rücksichten weiß man sich frei, wie das Wort aus dem Herzen kommt, so soll es stehen bleiben; denn ein Originalgenie wird immer Originelles hervorbringen. Die Feile des nüchternen Verstandes ist verachtet. Besonders die Prosasprache bekommt dadurch eine gewisse nonchalante Natürlichkeit, in der man sich z. B. alle möglichen Zwischenbemerkungen gestattet, wie etwa in lebhafter mündlicher Rede.

Das freie, ungehemmte, natürliche Schaffen ist der Stolz der Jugend. Die in der Vollkraft der Productivität Stehenden sehen mit Verachtung herab auf alle Nichtskönner, auf Kritik und Publicum. An einem Sonntagnachmittag hatte der junge Goethe bei einer Flasche guten Burgunders in einem Sitzen jene köstliche Farce „Götter, Helden und Wieland" geschrieben. Es war jene Zeit, wo die poetischen Gestalten, die in ihm aufstiegen, ihn kaum zur Ruhe kommen ließen. „Herr, schaff mir Raum in meiner engen Brust!" möchte er einmal mit Mose im Koran ausrufen. Er erzählt 1828 Eckermann: „Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine „Geschwister" habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen „Clavigo", wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen."

Fragen wir uns, was gibt den Werken des Sturm und Drangs jenes Frische und Fesselnde, was gibt ihnen, auch wenn sie die abstraktesten Themata behandeln, jene sinnliche und concrete Gestaltung? Doch wohl nur die Jugend der Dichter, in denen noch das Herz heiß schlägt und der Sinn scharf und muthig ist. Denn wie das Kind die Züge seiner Eltern trägt, so bleibt an dem Kunstwerk etwas haften von der Intensität der Empfindung in der Seele des schaffenden Künstlers, jener geheimnisvolle Stimmungsgehalt, der unsichtbar wirkt wie die Gottheit.

Otto Ernst sagt in seinen Aphorismen: „Die Muse der Poesie ist nun einmal ein Weib, sie hält es mit den Jungen. Treue bewahrt sie nur den wenigen Alten, die jung bleiben. „Classische Ruhe", „schönes Maßhalten", „vornehme Kunstreife" — all die Euphemismen sind ja an sich sehr gut, aber sie verschlagen nichts gegen die Langeweile."

Aber so redet ja ein Moderner. Der spricht am Ende pro domo. Und so führe ich als classischen Zeugen noch einmal den alten Goethe an, der als Neunundsiebzigjähriger zu Eckermann sagte: „Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im Bunde finden. Man muss jung sein, um große Dinge zu thun.“ Und die reife Weisheit des Alters verräth es, wenn Goethe den Jungen empfiehlt, ideelle Themata zu behandeln, denn sie können mit ihrer Sinnlichkeit das Ideale des Stoffes durchdringen und beleben, für die Alten aber hält er es rathsam, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Spielhagen und besonders Fontane scheinen den Rath zu beherzigen, möchten es auch unsere Modernsten thun, die man immer daran erinnern muss, dass Goethe in der Zeit seiner kraftgenialen Derbheiten nicht nur den „Götz“ und „Werther“ und die herrlichen Liebeslieder, sondern auch das Unvergänglichste am „Faust“ gedichtet hat.

Natürlich fehlt es unseren Modernen nicht an unberufenen Talenten und Halbtalenten, Stürmern und Dränglern, die durch allerhand Excentricitäten, durch übertreibende Anwendung moderner Kunstmittel, überhaupt durch einen erheuchelten Originalitätsdrang den Mangel ihres Könnens zu verdecken suchen. Aber die Spreu ist vom Weizen zu scheiden. Merkwürdigerweise sagt der Breslauer Professor Koch in seiner Literaturgeschichte, nachdem er Namen wie Hauptmann, Sudermann, Ebner-Eschenbach, Liliencron a. a. genannt hat „ob sie den Anfang einer neuen lebensvollen Kunstentwickelung oder nur den Niedergang der alten anzeigen, läßst sich heute noch nicht entscheiden“. Da hat der Herr Professor wohl mit weiser Vorsicht, aber nicht mit vorausschauender Weisheit geurtheilt. Wir aber sehen überall ein frisches Leben emporwachsen. Schon ist der gährende Most verbraust, und es war uns verstattet, schon manchen guten Trunk klaren Weines zu thun, klaren deutschen Weines. Bei den traurigen Zuständen des Reiches im vorigen Jahrhundert suchten die edelsten Geister, nachdem sie sich aus der Gährungsperiode herausgearbeitet hatten, ihre Zuflucht in einer idealen Ferne und schufen so die herrliche hellenische Renaissance in unserer classischen Dichtung. Unsere moderne Literatur wird deutsch sein. Denn nachdem das Vaterland machtvoll dasteht in seiner Einigung, kann das Sehnen des Sturm und Drangs nach einer nationalen Literatur erfüllt werden.

Man komme uns nicht mit der hämischen Frage, ob etwa Hauptmann der Goethe und Sudermann der Schiller der Zukunft sei. Wir wissen, dass die Natur sich nicht wiederholt. Aber wir sind glücklich, wenn sie uns Dichter gibt, die den starken Pulsschlag der Zeit vernehmen, die sich nicht in feiger Schwäche in ein erträumtes Nebelland

als der Dichtung Heimat flüchten, die uns Werke schenken, die nicht nur die Oberfläche unseres Geistes berühren, sondern die uns in dem, was wir als das Wesentlichste und Tiefste in uns fühlen, mächtig ergreifen und erschüttern. Schon hat diese Moderne in weiten Kreisen wieder die Lust geweckt an zeitgenössischer Kunst, schon sind die Reihen ihrer Gegner mächtig gelichtet, und so wird sie durch gute Werke zum Siege kommen, denn ihr ist eigen, was immer zum Siege führt: der unerschütterliche Glaube an ihre Ideale und die Kraft der Jugend. — —

Eine Reise in Tirol.

Tagebuchblätter vom Herausgeber.

Was gibt es Herrlicheres, als so eine Alpenreise dahin durch Nacht und Nebel? Die Nacht, wenn sie lange währt, wird endlich grau, genau wie der Mensch im selben Falle, die Felsenschründe der Schlucht bekommen Bewegung, der Wildbach wühlt in der Tiefe, aus der schwarzen Nacht ist eine graue geworden. Dichter Nebel. Es ist kein Scherz, das vom Dichter Nebel. Er dichtet, verdichtet den Dunst zu Tropfen, und sein wunderschönes Gedicht heißt: Regen. — Vom Dachvorsprunge des Waggons fielen Tropfen, als der Zug aus der Station Bischofshofen rollte, die Salzach aufwärts. Bei Sanct Johann im Pongau gieng der Nebel in Fetzen, und diese flogen wie graue Drachen an den dunklen Berghängen dahin, um sich hoch oben in Wolken zu sammeln und das wunderschöne Gedicht zu machen. Aber die aufgehende Sonne hatte nicht den schläferigen, wässerigen Glanz wie in vorhergegangenen Tagen der Überschwemmung; mit goldglühendem Schein prangte sie hoch an den Felsenkämmen, während die rostschwarzen Ballen und Bänke der Nebel ränkespinnend in den Schluchten umherkrochen, sich hier und dort zu regelrechten Niederschlägen sammelnd, um schon im nächsten Augenblicke wieder zerrissen zu werden, so dass der blaue Himmel blinkte. An den steilen, hohen Bergen waren die Schichten gut zu beobachten; unten standen die Hänge in dem schattengesättigten Blau einer feuchten Klarheit, dann kam die an den Bergen klebende, rostbraune, unheimlich plastische Nebelbank, darüber sichtbar hohes Gewände mit einzelnen Sonnenflecken. Noch höher eine leichtere rosige Nebelschichte und darüber hinaus die klaren Spitzen der Berge. An den Bergrunsen giengen weiße Bänder der Wasserfälle nieder. Der wuchtige Wasserfall der Gasteiner Ache, die bei Lend wild aus der Schlucht brandet, überdonnerte das Rollen des Eisenbahnzuges. Bei Bruck leuchteten durch das Fuscherthal heraus zwischen tiefliegenden finsteren Nebelballen die weißen Ferner der

Glocknergruppe. Dann gieng's bei Zell den See entlang. In Saalfelden war die Schlacht entschieden, die Steinberge standen klar in der Morgensonne.

Wohin die Reise? Nach Innsbruck in die schöne Stadt. Dort war für den Nachmittag dieses Tages eine Zusammenkunft verabredet mit meinem Sohne Sepp, der von seiner Wallfahrt kam aus Bayreuth. Bei Hochfilzen ist die Wasserscheide und die Grenze zwischen Salzburg und Tirol. Der Zug glitt munter ins heilige Land hinein, aber die Freude dauerte nicht lange. Zu St. Johann in Tirol begrüßte der Schaffner die Reisenden mit dem Ruf: „Alles aussteigen! Der Zug geht nicht weiter, das Hochwasser hat die Bahn zerstört."

Es war sieben Uhr morgens. Der Ort lag mit seinen weißen Kirchthürmen und flachdachigen stattlichen Häusern still auf den grünen Matten, hinten ragten die wilden Wände des Kaisergebirges auf. Und da stand ich nun. Ich war aber von der nächtlichen Fahrt zu gut ausgerastet, um lange stehen zu bleiben, eilte zum Posthause und fragte höflich an, ob ein Wäglein zu haben wäre nach Wörgl. Fürs erste wurde ich angeknurrt, wieso man bei der Post Wägen suche? Fürs zweite gab man zu verstehen, heute sei überhaupt kein Wagen zu haben in St. Johann. Wie weit zu Fuß nach Wörgl zur Südbahnstation? Zehn Stunden. — Dazu war ich trotz der langen Fahrt doch zu wenig ausgerastet. Vor dem Posthause stand ein schlanker Herr, wie es schien, ein Schicksalsgenosse. Er wollte auch hinüber, hatte aber bereits von mehreren Seiten unwirsche Abfertigung erfahren und stand nun da voll rührender Resignation. Beim nächsten Wirte erfuhr ich, warum heute in St. Johann kein Wagen zu haben. In der Nachbarschaft war großer Pferdemarkt, und dort hatten sie alle Rösser zusammengetrieben. Besser kann man's ja nicht mehr treffen. Für Geld und gute Worte ließ sich der Wirt mit düsterer Störrigkeit endlich herbei, sein Pferd vom Markte holen zu lassen, und so konnte ich nach kurzer Zeit den Leidensgenossen am Thore des Posthauses einladen, unter Halbpart mit mir zu fahren. Es war Dr. Zsigmondy, Bruder des verdienstvollen Hochtouristen Zsigmondy, der vor zehn Jahren in der Dauphiné verunglückt ist. Es ergab sich ein angenehmes Plaudern auf dem klappernden Einspännerwäglein. Mein Genosse war Professor der Mathematik in Wien, wir waren unterwegs lebhaft bestrebt, zwischen Mathematik und Poesie ein leidliches Compromiss herzustellen, was aber nicht recht gelingen wollte. Endlich gewann letztere über beide die Herrschaft durch die großartigen Gewalten des Gebirges, das zur Rechten auf uns niederstarrte. Wir hatten nicht den Weg genommen entlang des Wassers und der zerstörten Eisenbahn, sondern fuhren am Fuße des Kaisergebirges dahin im schönen weilerreichen Thale von Ellmau und Söll. Nach drei Stunden kamen wir

an der Hohen Salve vorbei, hinab zur Hofgartner-Ache, wo uns nun auch die Zerstörung vor Augen lag. Jetzt war es uns sehr begreiflich, warum der Eisenbahnzug nicht fuhr, die Schienen hiengen lange Strecken in der Luft, das Wasser hatte den Unterbau hinausgeschwemmt ins Innthal. Viele hunderte von Arbeitern waren emsig wie Ameisen beschäftigt, die Rösslein und Wäglein von St. Johann baldmöglichst überflüssig zu machen. Von Wörgl an gieng's wieder auf Eisen, um drei Uhr war ich in Innsbruck, der schönen Stadt.

Aus alter Anhänglichkeit Einkehr beim „Goldenen Stern" am Inn. Dort gibt's viele Schwarzröcke, aber keinen Schwarzfrack; freundliche Kellnerinnen versorgen uns mit gutem Hirschbraten und ausgezeichnetem Tiroler Wein, und mit den Tiroler Landgeistlichen, die hier gerne einkehren, gibt's muntere, urwüchsige Unterhaltung. Einer von ihnen entlarvte mich als den Verfasser des Tiroler Romans „Peter Mayr" und drohte mit dem Finger: „Se Steirer Se! Verschieben die Tiroler Berg und kehren unsere Landschg'schicht um wie einen alten Strumpf. Aber guat ischt's, mit den Leuten wird's seine Richtigkeit haben, und das ischt die Hauptsach." Dieses Wort von einem Tiroler hat mir umso wohler gethan, als ich einige Tage vorher den Aufsatz eines flachländischen Mittelschulprofessors gelesen, in welchem stand, dass der Roman „Peter Mayr" vollständig misslungen sei, weil der Verfasser sich zu wenig strenge an die Historie gehalten habe. Sollen Poeten Geschichtswerke schreiben? Die Poesie kann erst geschichtlich werden, bis die Geschichte poetisch geworden sein wird. Das sollte doch jeder Ästhetiker wissen. — Mein erster Gang in Innsbruck war hinaus zum Berge Isel, wo das neue Denkmal Hofers steht. Zu massig gedrungen, sagen sie, sei die Figur. Ich fand das nicht, ich dachte nur an den Löwen, an die Verkörperung des Tirolervolkes. — Von Andreas Hofer lebt heute halb Innsbruck. Er hat sein Volk erhöht, er gab ihm den Ruhmesglanz, nun nährt er noch die Wirte, in deren Häusern sein Bildnis hängt, und die Kunsthändler, die seine Bilder verkaufen, und die Buchhändler, die seine Geschichte verschleißen. Welch Segen um einen großen Mann!

Vom Berge Isel stieg ich hinab in das Panorama (welches in der zur Zeit tagenden Sportausstellung stand), um die Aussicht — vom Berge Isel zu schauen. Es ist die größte Kühnheit der Kunst, an Ort und Stelle mit der Natur concurrieren zu wollen. Dem Manne, der das Panorama „Die Schlacht auf dem Berge Isel" gemalt hat, ist's gelungen. Das Schlachtenbild als solches mit dem Gemetzel, den Feuersbrünsten, den zahlreichen Gruppen aus diesem einzigen Volkskampfe, macht auf den Beschauer einen tiefen Eindruck, aber in den Menschengestalten ist die Vollkommenheit der Panoramenmalerei noch nicht erreicht. Die Figuren geben sich im Verhältnisse zu riesenhaft, das ist mir noch in jedem

Panorama aufgefallen. Unübertrefflich aber ist in diesem Panorama von Innsbruck das Landschaftsbild — das unvergleichliche Landschaftsbild, wie so großartig, malerisch und freundlich zugleich es kaum eine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. Als ob mir jemand das Herz kitzelte, so musste ich lachen und immer wieder auflachen vor Entzücken, als ich den Rundblick that auf Innsbruck, sein Thal und seine Bergriesen. Nach Westen gegen Landeck hin düstere Gewitterschwüle, weit unten das Kaisergebirge in Alpenglühen. Von einem dieser Punkte bis zum anderen zwanzig Meilen! Von allen Rundgemälden, die ich je gesehen, ist dieses weitaus das schönste. Als ich ins Freie trat, stand dasselbe Landschaftsbild in Natur um mich da — und die Natur hat den Eindruck der Kunst nicht erreicht. Ein ungeheuerer Erfolg! Da sah ich erst, was an den Lichteffecten gelegen ist. — Dann dachte ich: Warum haben wir so etwas nicht auch in Graz? Die Türken vor Graz, vom Schlossberge aus gesehen, das gäbe einen großen historischen Stoff und ein herrliches Naturbild. Die weltgeschichtliche That der Ostmärker, Deutschland, das westliche Europa vor den Türken beschützt zu haben, sie wäre wohl einer Erinnerung wert.

Mein junger Wallfahrer hatte die Begeisterung von Bayreuth noch in sich, und er übertrug die Schönheiten Tirols in lautere Musik. Bei mir liegt der Sinn für Kunstgenuss im Auge, bei ihm im Ohr, er empfand die Schönheit des Achensees, den wir am nächsten Morgen von Jenbach aus mit der Zahnrad-Bergbahn besuchten, gleichsam in Klängen. Da ist über tausend Meter hoch oben im Felsgebirge ein großer See, über den der Dampfer eine ganze Stunde lang fährt, am Ufer Waldlehnen, steile Wände, Ortschaften und Gasthöfe, die überfüllt sind mit Reichsdeutschen und Engländern — das ist der Achensee, der vielbesungene. Ein kühler Wind strich nieder von den Schneemulden der Berge, aber der grüne Wasserspiegel ließ sich nicht in die Scherben der schäumenden Wogen schlagen, wie ich's von Herzen gern gehabt hätte, sondern trug uns auf glatter Fläche fast langweilig von einem Ende zum anderen. Das Schiff war bekränzt und beflaggt, im ganzen Lande knallten Böller. Der Geburtstag des Kaisers! An diesem Tage läſst Tirol alle Fahnen lachen und das Pulver jauchzen! — Das Schiff soll voller Leute gewesen sein, sagte Sepp, gedrückt sollen wir uns haben. Mag sein, ich war ganz Auge für die Landschaft. Die Berge waren wild und wüst wie seit Urzeiten, aber die Augen der Reisenden haben seit vielen Jahren — so empfand ich's fast — den Wildhauch der Natur schon zum Theile weggeleckt. Die großartigste Landschaft hört für mich auf, berückend zu sein, sobald sie Corso der Welt geworden ist.

Am anderen Tage suchten wir ländlichere Wege, auf denen man nicht nur städtische Allerweltsnomaden, sondern auch Landleute, Tiroler findet. Ein ungeriffelter Tirolerwirt ist mir immer noch lieber, als ein

geleckter Städter, der sich das Haar parfümiert, dabei den Wert der Landschaft nur nach dem Metermaße schätzt und auf die Einheimischen mit Geringschätzung blickt, trotzdem er ihnen den Bissen Brot aus der Hand essen muss.

Auf ins Zillerthal! Schon am Tage vorher hatte ich in Jenbach zwei Plätze auf dem Postwagen bestellt nach Zell am Ziller. Nun mit dem Morgenzuge von Innsbruck gekommen, belegte ich rasch die zwei bestellten Plätze des bereitstehenden Postwagens mit Plaid und Stock, um noch am Bahnhofe eilig eine Sendung zu besorgen. Zum gefüllten Wagen zurückgekommen, finden wir auch unsere Plätze besetzt. Ein schwarzbärtiger Herr mit Sippe hat sich auf unserem Plaid bequem gemacht. Ich reclamierte lebhaft mein Recht, der Kutscher hatte wahrscheinlich einen Händedruck bekommen, wollte nichts hören, hieb in die Pferde, und so fuhr die Postkutsche vor unseren Augen davon. — Solche Situationen halte ich immer für ein Unglück. Hier nicht so sehr, weil nun ein sieben Stunden langer Fußmarsch auf heißer, staubiger Straße in Aussicht stand, als vielmehr, weil ein Unrecht geschehen war. Jedes Unrecht, das uns von Menschen zugefügt wird, ist geeignet, uns trotzig, menschenfeindlich und herbe zu machen. Ich hätte nun zwar vom Postmeister einen besonderen Wagen verlangen können, das würde eine Menge Auseinandersetzungen und Umständlichkeiten gekostet, vielleicht Grobheiten gesetzt haben, und schließlich bleibt man der Brutalität gegenüber doch der Schwächere. Wir verzichteten auf die löbliche Post und suchten eine eigene Fahrgelegenheit. Da wiederholte sich's auch hier, in ganz Jenbach kein Wagen. So fuhren wir mit dem nächsten Zuge weiter bis zur Haltestelle Zillerthal, ließen uns dort über den Inn rudern nach dem Dorfe Strass, wo mit Leichtigkeit ein prächtiges Fahrzeuglein aufgetrieben wurde. Flink trabte der Schimmel die Straße entlang und unser junger Fuhrmann trillerte: „Zillerthal, du bist mein' Freud!“ Das breite Thal ist mit malerischen Ortschaften, Höfen und Hütten besetzt, jeder Bau mit dem flachen, steinbeschwerten Schindeldache, auf den Häusern die Glockenthürmchen, in den Wänden eine stattliche Reihe von hellen Fenstern, Wohlhabenheit zeigend. Die Kirchen mit den bekannten spitzen Thürmen. Die Leute in Tiroler Tracht, aufgeweckt und freundlich, sagten uns ihr heimliches „Grüß Gott!“ Die Berge an beiden Seiten hoch hinan mit grünen Feldern und Wiesen belegt, mit Höfen und Heuhütten besäet, höher hinauf Wald, noch höher Almen, die sich von Kuppe zu Kuppe ziehen. Aus dem fernen Hintergrunde blauten und blinkten uns einige Riesen der Zillerthaler Alpen entgegen. — Plötzlich sahen wir auf der Straße den schwarzbärtigen Herrn mit der Sippe, der sich unsere Plätze auf dem Postwagen angeeignet. Den hatte die Nemesis erreicht. Wie wir später erfuhren, hatte die mitfahrende Reisegesellschaft ihre Entrüstung über den Gewaltstreich so unumwunden ausgesprochen,

dass der Herr heftige Neigung bekam, den Postwagen zu verlassen. Später holten wir auf unserem flotten Wäglein den schwerfälligen Rumpelkasten selbst ein, und trotzdem wir von Jenbach eine ganze Stunde später abgefahren, kamen wir um anderthalb Stunden früher nach Zell als der Postwagen, so dass das Unrecht reichlich geschlichtet war. Vor dem Wirtshause in Zell nahm ein ruppiger und struppiger Hausknecht unsere Sachen aus dem Wagen, später entwickelte sich aus demselben Hausknecht der Grandseigneur eines echten Tiroler Postwirtes, der behäbig und würdevoll durch seine Stube schreitet, mit strengem Blick die Bedienung überwacht, kurz und einsilbig die Gäste grüßt und sich dann wieder zurückzieht. Die Zimmer und Söller waren auch hier von Touristen aus dem Reiche besetzt, welche weiter nach Maierhofen und ins Hochgebirge wanderten. Das Volksleben dieser Hochthäler dreht sich im Sommer größtentheils um die Fremden, so ist selbstverständlich Urwüchsigkeit und unmittelbare Natürlichkeit selten mehr zu finden, so sehr sie von manchem auch gesucht wird, dass er ein Gegengewicht habe gegen die unendliche Misere, „Welt" genannt.

Wir stiegen nicht zu den Fernern hinan, sondern bogen östlich ab gegen die weiten grünen Almen des Gerlospasses. Vier Stunden bis zu dem Hirtendorfe Gerlos hinein, sagten sie, aber das sind Holzknechtstunden. Der Gebirgler rechnet bergan nicht mehr, als bergab oder thalaus, er klaftert überall seinen weiten, gleichmäßigen Schritt; nur glaube ich bemerkt zu haben, dass der Tiroler schneller schreitet als der Steirer, der sich alleweil „Zeit lasst". Wir sind länger als fünf Stunden gegangen. Als wir von Zell aus steil, an der Kirche Maria-Rast vorüber, den mit cyklopischen Steinplatten gepflasterten Weg emporstiegen in der Sonnenhitze, da sagte keiner ein Wort. Zwischen den Platten rann das Wasser, über unsere Körper rann es auch. Ein anderer ließe sich gut bezahlen, um solche Wege zu gehen, wir gaben noch was drauf, gerade soviel, als die Reise kostete. Wie viel Kraft und Geld opfert der moderne Mensch dem Götzen „Gebirge"! Und dieser steht nicht einen Augenblick an, den Menschen gelegentlich durch einen rollenden Stein zu zermalmen, durch eine Lawine zu verschütten, durch ein Wildwasser in den Abgrund zu werfen, oder durch einen anderen Zufall zu vernichten. Auf diesem Wege über den Gerlos waren mehr als ein Dutzend Wildgräben und Lahnenbrüche zu übersetzen, die das jüngste Hochwasser gerissen hatte. Über mehrere bauten Holzknechte bereits schwindelnde Nothbrücken, andere mussten mit einiger Noth so überschritten werden, dass man von Stein zu Stein sprang, die da aus dem immer noch wüthenden Wildwasser hervorragten. Von der Gerloswand und von der Königsleiten herab hatten sich die grausen Fluten gestürzt in die stundenlange Schlucht, wo die Gerlos als mächtiger Alpenstrom dahinbrandet. Nach vierstün-

diger Wanderung waren wir so hoch zu Berge gestiegen, dass wir — in das Thal kamen. Die Kenner dieser Gegend werden wissen, wie das gemeint ist. Im Hochalpenthale, auf waldigem Parkweg schritten wir dahin am Wasser, das bei dem Weiler Gmünd überbrückt wird. Wald und grüne Almen ringsum, die Hirtenhäuser stets im stattlichen Tiroler Stil. Wenige kümmerliche Felder und Gärten, das Korn ist noch grün wie Gras — im hohen August. Wir sind 1300 Meter hoch; ringsum stehen die glatten Zweitausender und ein wenig im Hintergrunde die starren Massen zu 3300 und 3500 Metern — dort steigen die wüsten Felsthürme des Zillerkogels, der Reichenspitze auf, sie sind beschneit, und der Schnee deckt ihr Eis.

Es war ein milder, ruhiger Abend, nur manchmal von harmonischem Geschelle der Herden oder dem Grunzen zuthunlicher Schweine unterbrochen. Almer kehrten mit feierlicher Würde in ihre Hütten heim. Mitten auf einem wüsten Schuttfelde kauerte ein Mütterlein und betete den Abendsegen, denn vom Hochthale heraus wehte der Schall eines Aveglöckleins. Als wir ins Dörfchen Gerlos einzogen, war es schon dunkel, einer der rückwärts aufragenden Felsberge stand in purem Golde.

In Kammerlanders Gasthause kehrten wir ein und fanden Touristen. Ob aus Süd oder Nord, man schließt sich bald aneinander, man erzählt, man wird heiter bei Eierspeise und Tiroler Wein, aber bald mahnt das hohe Birg: Gehet zur Rast!

Auf dieser Reise habe ich sonst über allzugroße Freundlichkeit der Tiroler Wirte nicht zu klagen gehabt. Mancher stellte sich fast unwirsch über die vielen Fremden und schnarrte diesen oder jenen kurz ab. Man sagte, die Überschwemmung hätte sie unmuthig gemacht. Auch hier im Hochthale war die Überschwemmung gewesen und hatte zerstört, was zu zerstören war; das hatte die Wirtsleute zu Gerlos nicht gehindert, den Fremden mit jener warmen Zutraulichkeit zu beherbergen, mit jener umsichtigen Fürsorge zu verpflegen, die den Älplern sonst eigen ist. Mit einem fast innigen „Grüß Gott!“ und „Glückliche Reise!“ begleiteten sie uns am nächsten Frühmorgen zur Thür hinaus und blickten uns lange nach, ob wir wohl den richtigen Weg einschlügen oder wie es mit unserem Gehwerk stünde.

Ich hatte, wie das auf Reisen bei mir so oft vorkommt, in der Nacht kein Auge geschlossen. Die Aufregung der vorhergegangenen Tage, die Anstrengungen der langen Fahrten und Fußtouren, das Glücksbewusstsein, wieder einmal im Hochgebirge wandern zu können, all das zusammen hatte mich erschöpft, hatte in der Nacht Asthmaanwandlungen gebracht. Diese waren allerdings durch mein gottgesegnetes Mittel, den Rauch des Stramoniumkrautes, glücklich gedämpft worden, der Schlaf aber war nicht gekommen, müde und erschöpft musste ich bei Sonnen-

aufgang die Fußreise fortsetzen. Es war ein klarer, kühler Morgen, die Luft so würzig, so leicht, das Herz so wonnig und die Beine zitternd. Langsam und wortlos gieng ich voraus durch das blauschattige Hochthal hinein, neben der brausenden Gerlos, und auf den Höhen lachte die Sonne. Nach fast zweistündiger Wanderung waren wir auf einem völlig abgeschlossenen Almboden, auf welchem scheckige Herden weideten. Hirten hatten sie eben aus dem Pfränger getrieben und jagten die Rinder nun munter auseinander, dass sie sich zerstreuten auf den Matten. Zur Rechten öffnete sich das Schönachthal, aus welchem die Gerlos herauskommt, herab von den Eiswüsten der Reichenspitze und der wilden Gerlos, die nun ihre leuchtenden Schilde entfalteten vor unseren Augen. Hier stand ich still, hier war der schönste Punkt der ganzen Strecke. Wir waren nun auch an der Grenze von Tirol, und der Berg, der jetzt überstiegen werden musste, stand schon im Pinzgau.

Den Anstieg beginnend, fühlte ich in höherem Grade die Erschöpfung, die Beine zitterten bei jedem Schritte und jedes geringe Stolpern im Gestein brachte mich dem Zusammenbrechen nahe. Nach Krimmel war es noch zwei Stunden. — Zage nicht, ich bin bei dir! hörte ich leise sagen. Nicht mein Sepp war's, ein anderer war's, der mir Zuversicht gab, der mich noch nie verlassen hat, wenn meine Kraft unzulänglich war. — Hinter uns kam eine lebende Gruppe nach. Ein Pferd, auf diesem saß eine Dame, hinterher gieng ihr Gemahl. Ein junges Ehepaar aus Berlin war's, mit dem wir schon in Gerlos bekannt geworden. Nun rief die Dame mir mit munterer Stimme zu, ob ich mich nicht auf ihr Pferd setzen wolle, sie möchte gerne ihre Beine ein wenig üben und das Joch zu Fuß übersteigen. Ich wagte anfangs die große Güte gar nicht anzunehmen, sie machten aber nicht viele Worte, hoben mich aufs Pferd, und wie ritterlich einer, der nur gewohnt ist, einen zahmen Pegasus zu reiten, sich auf hohem Rosse ausnimmt, das mögen die erzählen, so kichernd hinter mir hergiengen. Der Pinzgauer Gaul hatte einen breiteren Rücken, als die Schneide der hohen Veitsch, auf der ich vor vielen Jahren regelrecht geritten war, und das rechte Bein gen Mariazell, das linke gen das Mürzthal hinabgestreckt hatte. Hier hockte ich gar demüthig auf dem Damensattel und hielt mich an der Mähne des Pferdes fest, um nicht zu Boden zu gleiten. Bei diesem Ritte begriff ich auch, weshalb die Ritter und Herren auf andere Leute immer von oben herabschauen — man kann gar nicht anders, selbst wenn man ein geliehenes Pferd reitet. — Nach einer halben Stunde waren wir oben, und oben stand ein Wirtshaus. Diesen hohen Übergang nennt man die Platte, es ist ein Hochsattel, ein schöner flacher Almboden. Es ist die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Ziller und der Salzach. Zwischen glatten Almhöhen blicken wir noch einmal zurück ins Zillerthal und seine

blauen Berge. Nach einer guten, lustigen Stärkung im Wirtshause gieng's wieder — und zwar auch bei mir auf Schusters Rappen — frisch vorwärts über die blumigen Matten. Der wilde Gerlos zeigt uns nur ungern seine Schroffen und Ferner herab, wer sie sehen will, der soll hinansteigen; hingegen rollt sich im Südosten der mächtige Tauernzug auf mit der Gletscherwelt des Hochvenedigers und des Großglockners, die freilich hier kaum gesehen werden kann. Gerade vor uns liegt in gewaltiger Wildheit das Krimmlerachenthal; es kommt von der weißen Venedigergruppe herab und senkt sich im Vordergrunde auf steilem terrassenförmigem Hang in den hintersten Winkel des Salzachthales nieder. Über diesen Hang stürzt in drei riesigen Absätzen die Ache herab, und das sind die weltberühmten Krimmler Wasserfälle. Es ist der größte Wasserfall in den deutschen Alpen, von überwältigender Mächtigkeit. Sein dreifacher Fall beträgt gegen 400 Meter! Als wir von der Platte den Schlangensteig niederstiegen ins Salzachthal gegen Krimmel, hatten wir die Wasserfälle gerade vor uns. Langsam wie weiße Tücher sinken die Wuchten nieder, trotz der Entfernung von mindestens einer Stunde hört man das dumpfe Donnern. — Nach einem im ganzen zehnstündigen Marsch in Krimmel angelangt, fiel ich im Gasthause „zur Post“ sofort mit Hut und Stiefeln aufs Bett, auf welchem ich zwei Stunden lang unbeweglich liegen blieb. Dann erst war ich fähig, die Mittagssuppe zu mir zu nehmen. Gegen Abend stellte der Wirt mir ein Pferd und ich ritt in die Thalenge zu den Wasserfällen. An den steilen Lehnen wollte ich hinaufsteigen bis zum obersten. Aber das gieng heute platterdings nicht mehr; nur bis zur Regenkanzel kamen wir, wo man den ersten Fall zu Füßen hat. Wie ein Wetterguss flogen die Staubwolken an, schon im ersten Augenblick waren wir nass über und über. Das Wasser stürzt scheinbar wie eine trockene weiße Masse in die Tiefe, an den seitigen Wänden zerschellend, so dass die Wolken weit auffliegen. Um den Kern des fast senkrechten Falles bildet sich fortwährend ein Schleiermantel, dessen Spitzen wie Raketen in die Tiefe pfeifen. Der Fall schlägt in den untersten Tümpel, wonach er ohne viel Schäumen, Quirlen und Kreisen sofort im mächtigen Bache ruhig weiterfließt. Als der größte unserer Wasserfälle enttäuscht er ein wenig; obwohl nach langer Regenzeit, waren seine stürzenden Massen manchmal ein wenig durchsichtig. Sein Getöse ist in der Nähe kein Donnern, sondern ein starkes Rauschen, bei dem sich's noch plaudern läst. — Fortwährend begegneten uns Leute, die an den Wasserfällen hinauf- und herabstiegen. Wir kehrten um gegen das Dorf Krimmel, das in diesem entlegenen Hochthale so friedlich daliegt. Vom Achenthale herab kamen die Stöße eines warmen Windes, auf dem Boden zuckten die Halme. Der Himmel umzog sich mit Grau, aus welchem wässerige Wolkenballen hervortraten.

Am Abend eine Asthmacigarette, darauf ein sechs Stunden langer, ununterbrochener Schlaf, und am nächsten Morgen fühlte ich Kraft und Muth zu einer Hochpartie auf den Venediger. — Der Himmel sprach, ich sollte es bleiben lassen und that ein wenig tröpfeln. Und dann begann die neun Stunden lange Wagenfahrt durch das endlose Salzachthal. Die Berliner waren mit uns, gemeinsam, mit unversiegbarem Humor ertrugen wir die Freuden und Leiden. Der Postwagenverkehr war der Wasserschäden wegen unterbrochen. Die erste Strecke wurde auf einem flachen Leiterwagen zurückgelegt. Über brückenlose Wildbäche und Schutthalden sprangen und stolperten wir zu Fuß, während der Leiterwagen im Wasser unsere Sachen verlor, Schirme und Stöcke, welche auf der Salzach wahrscheinlich unter weniger Umständen thalwärts kamen, als wir auf den Rädern. Von Neukirchen wurden wir in einem engen Postkobel weitergebracht bis Mittersill, wo ein etwas bequemerer Wagen uns aufnahm. Bei Bramberg war auf einer Brücke unser Kobel mit einem entgegenkommenden Wagen so scharf ineinandergefahren, dass mehrere Insassen Gefahr liefen, hinaus und in das Wasser geschleudert zu werden. Der stumpfsinnige Gleichmuth des Kutschers bot zur Aufregung der Reisenden einen wunderlichen Contrast. Ich saß stets oben beim Kutscher, um die Gegend zu betrachten. Ein breites, einförmiges Thal, dünnbevölkert, reich an Wässern. Links zahme Bergzüge mit Wald und Almkuppen, rechts der wilde Zug der Tauern mit seinen zahlreichen Querthälern, aus deren Hintergrunde uns oft die Gletscher grüßten. So leuchteten aus dem oberen Sulzbachthal die Hohe Schlieferspitze, aus dem unteren Sulzbachthal der Großvenediger, aus dem Harbachthal der schroffe Kratzenberg, aus dem Amerthal der weiße Landeggkogel, aus dem Stubachthal die Hohe Riffel, aus dem Kapruntthal — nein, nun war die Langmuth des Himmels zu Ende. Er hatte seine grauen Mäntel lange genug emporgehalten, die Herrlichkeiten des Großglockners verhüllte er tief herab mit Nebel und Regen. — Und bei gießendem Regen kamen wir an in Zell am See, wo putzige Großstädter ihren Sommer- und Tummelplatz haben. Am nächsten Tage wollten wir ins Kapruntthal marschieren, welches als das schönste aller Ostalpenthäler berufen ist. Da wir aber hörten, dass der große Wasserfall dort mit elektrischem Lichte beleuchtet wird und in den Wirtshäusern befrackte Kellner wuchern, haben wir unsere Absicht aufgegeben. Wir waren bisher zufrieden gewesen mit gemüthlichen Kellnerinnen, deren Tracht und Sitte mit der Landschaft harmonierten, wir waren zufrieden gewesen, wenn auf schöne Wasserfälle das Sonnen- oder das Mondlicht fiel, wie es unser Herrgott angeordnet seit Erschaffung der Welt; wenn die klugen Menschen noch ein Übriges thun und die hohe Alpennatur allzuschön machen wollen, dann — fahren wir nach Hause.

Ein Weihnachtsgruß.

Von **Peter Rosegger.**

Über der Waldlandschaft liegt eine starre, blasse Winternacht. Am Himmel steht der Mond, aber der Schnee auf den Fichtenbäumen flimmert nicht, denn der Mond und die Sterne sind durch eine matte Wolkenschicht verdeckt. In solcher Dämmerung sind die Höhenrücken und die Thäler und Schluchten nur unbestimmt zu sehen, hier ragen die schwarzen Zacken der Bäume schärfer auf, weiterhin verschwimmen die Umrisse der Berge und Bäume theils im Äther, theils im Schleier eines sachte beginnendes Schneiens.

Durch diese Nacht zittert ein Klingen. Es kommt von allen Seiten her, es ist, als ob die Schneeflocken in der Luft klängen. Es steigt von den Thälern herauf, wo Dörfer und Kirchen stehen, es sind die Glocken der heiligen Weihnacht.

Dort unter knorrigen Schirmtannen steht im Frieden des Waldes eine Hütte. Aus dem niedrigen Fensterlein fällt noch ein Lichtschein wie eine rothe Tafel auf den Schnee hinaus. Drinnen am Tische sitzen zwei Menschen, aber nicht beisammen, sondern der eine dem anderen gegenüber, wie sie vom Nachtmahle her eben sitzen geblieben sind. Seit Stunden sitzen sie da und sagen sich — einmal leiser, einmal lauter — gegenseitig alles Harte, Trotzige und Feindselige, das ihnen einfällt. Denn ein Ehepaar ist es, das sich erwählt hat, um sich einander mit Liebe, Geduld und Nachsicht das Leben tragen zu helfen. Keines hätte es besser treffen können mit seiner Wahl, denn jedes ist unschuldig und fehlerlos und legt alle Schuld und Fehler auf das andere. Was an Makel ist am anderen, was im Hauswesen fehl gieng, was an den Kindern Schlimmes ist, was sonst Unangenehmes vorfiel — war es heute, war es vor Jahren, — alles wird herbeigeholt und hin und hergeschleudert über den Tisch, nicht wie Spielbälle, sondern wie Steine, und eins sucht das Herz des anderen scharf zu treffen; von Falschheit und Untreue ist die Rede, und von anderlei schönen Dingen, wie sie der Katechismus in den „sieben Hauptsünden", in den „sechs Sünden im heiligen Geist", und in den „vier himmelschreienden Sünden" zur freien Wahl in Erinnerung bringt. Der Mann läßt mit Vorliebe seinen höhnenden

Trotz spielen, fährt nur manchmal brausend auf, um dann wieder in die finstere Ruhe zu versinken. Die Gattin gibt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, dass es in der That zu hören ist, als nähme das Sündenregister des Ehemannes gar kein Ende. Sie zittert vor Wuth, oder sie schluchzt, wie es eben zum Texte passt. Endlich haben sie sich so tief in das Elend hineinraisonniert, dass sie den Tag verfluchen, an dem sie sich das erstemal gesehen, verfluchen ihre Ehe und alles Liebe und Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr ganzes Leben und segnen nichts, als das Grab, in das eines vom Anderen gestoßen zu werden vorgibt. — Die Unschlittkerze ist durch den eisernen Schraubenleuchter hineingebrannt, ohne dass sie eines emporgeschraubt hätte. Endlich verlischt das Licht, und der Rest des Dochtes verglüht. Die zwei Leute — die niemand haben auf der weiten Welt, als sich gegenseitig — fahren nun im Finstern fort, sich mit bitteren Vorwürfen zu quälen, bis die Müdigkeit ihre Leidenschaft betäubt und sie seufzend in den Schlummer sinken.

Draußen klingen fort und fort die Weihnachtsglocken leise und lieblich über das Gewipfel der Bäume hin. Ich bin ausgegangen, einen Christbaum zu suchen, aber in diesem Walde nehme ich ihn nicht. —

In einem stattlichen Herrenhause desselben Thales — doch lassen wir das, senken wir auf die Bilder des Weltunfriedens den Schleier dieser Nacht. Wenn wir unseren grünen Weihnachtsbaum in jenem Walde, in jenem Lande holen wollten, wo der Friede ist, den die Engel verkündigten, wir müssten darauf verzichten.

Und dennoch — welch eine wunderbare Erscheinung an diesem Tage! Wenn eines Tages am Himmel zwei Sonnen stehen, so ist das Wunder nicht größer, als jenes, das sich am Weihnachtsfeste vollzieht. Das ist ein Tag, an welchem von all den eigennützigen Menschen keiner an sich, jeder an andere denkt. Einer den anderen mit Freuden zu überraschen, mit Gaben zu überhäufen, das ist das Ziel dieses Tages. Es ist kalter Winter, keinen friert, denn die Herzen sind warm. Es gibt heimliche Arbeit Tag und Nacht, keiner ermüdet, keinen hungert, die Liebe zum Mitmenschen stärkt und sättigt. Es ist, als ob die Naturgesetze andere wären, und fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich alles in Freude ist, da so plötzlich die Allgewalt der Charitas herrscht. Wenn ich am Morgen des Weihnachtsabends aufwache und mein Auge auf den Christbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelstunde still auf dem weißgedeckten Tische steht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfest, das du die Herzen der Menschen erweckest und mit himmlischem Maienhauch die Erde zum Heiligthum wandelst, sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weihnachtsfest!

Der heilige Abend und der Christtag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchen die Liebe herrscht, die vor nahezu zweitausend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtausend auch nur einen Tag der selbstlosen Liebe in das Jahr dazu legte, so brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundsechzigtausend Jahre, bis die Erde — wenn sie so lange das Leben hat — ein Himmelreich ist.

Übrigens, wenn manche Leute das, was sie für den „Himmel" thun, ohne dass die Mitmenschen davon einen Vortheil haben, für diese Welt und ihre Bewohner üben wollten, wir kämen noch um ein Bedeutendes früher zum heißersehnten Reiche Gottes auf Erden. — Der größte Fehler aber und das größte Hindernis für eine bessere Zukunft ist, dass die meisten Leute so pessimistisch sind und an den göttlichen Keim im Menschen nachgerade aus Princip nicht glauben wollen. Mit Behagen wälzen sie sich in ihrem Thierbewusstsein, das Thier hat ja keine Pflichten, kein Gewissen, thut, was ihm augenblicklich am besten taugt, und betrachtet als einzige moralische Aufgabe die, sich nicht erwischen zu lassen. Das ist hübsch bequem. Aber es wird ihnen nichts helfen. Besser wird's doch, das ist gar nicht zu verhindern; nur ob es langsamer oder rascher geht, das ist Sache der Menschen.

Heute hört man Stimmen, das Abhauen von jungen Bäumchen zu sogenannten „Christbäumen" sei wirtschaftlich zu verwerfen, man solle nur bedenken, welch ein Capital in solch jungem Waldwuchse vernichtet werde. Natürlich, das Capital, dem opfern wir alles, Ehre, Frieden, Gewissen, warum nicht auch das sinnigste und innigste Festzeichen der Familie, das höchste, reinste Glück unserer Kinder — den grünen Weihnachtsbaum! Kein Baum im deutschen Walde wird so hoch verwertet, als das Wipfelchen, das wir auf unseren Weihnachtstisch stellen, aber — es trägt kein Geld ein. Für Geld verkaufen wir alles. Jener alte, gichtbrüchige Geizhals wurde von einem Zauberer gefragt, ob er nicht sein jämmerliches Alter gegen blühende Jugend vertauschen wolle. Ja, wenn er sein Geld mitbekäme in die Jugend, meinte der Greis. Das eben nicht, sagte der Zauberer, Geld sei eine Sache des Alters; der Jugend Reichthum sei Gesundheit, Frohsinn, Zuversicht, Liebe. — Wenn ich, sagte nun der Geizhals, mein Geld nicht mitnehmen darf in die Jugend, dann danke ich! — starb und verdarb bei seinem Gelde.

Der seelensiechen, gichtbrüchigen Menschheit von heute möchte es wohl auch so ergehen, wie dem in glückloser Selbstsucht vertrockneten Geizhals, wenn nicht endlich der Genius der Jugend, die Macht des Ideales und der Hang nach dem reinen Glücke des Herzens doch siegen müsste.

Ihr kennt die Geschichte, wie der arme Gregor hinausgieng in den Wald, um für seine lieben Kinder ein Christbäumchen zu holen. Dabei

ergriff ihn der Förster und ließ ihn als einen Dieb und Waldfrevler sofort in den Arrest stecken. Das bürgerliche Gesetzbuch sagt, der Förster hätte recht gethan. Nun tragen wir freilich noch ein anderes Gesetzbuch in unserem Herzen, das spricht hier den Geklagten frei und klagt den Kläger an. Das ist mir schon ein Verdächtiger, der immer nur aufs bürgerliche Gesetzbuch schaut. Als ich einst in jungen Jahren aus dem Waldhause in die Fremde gieng, unwissend und unerfahren, nahm mich meine Mutter an der Hand und sagte: „Peter, wenn du einmal einem anderen etwas thun willst und weißt nicht, ob's recht oder unrecht ist, so mache auf ein Vaterunser lang die Augen zu und denk', du wärest der andere." — Da habt ihr das Evangelium, den Katechismus und das bürgerliche Gesetzbuch in wenigen Worten beisammen.

Ihr Gesetzgeber, Prediger und Lehrer, ihr Künstler, Dichter und Zeitungsschreiber, alle, die ihr zum Volke redet, ein gemeinsames Ideal müsst ihr schaffen helfen, anstatt es zu gefährden. Wo das menschenverbindende Ideal fehlt, da befehden sich Kinder und Eltern, Diener und Herrschaft, es befehden einander die Stände, die Nationen, die Rassen, und unsere entwickelte Cultur, die dem Frieden und Wohlwollen dienen sollte, wird die raffinierte Schürerin unendlichen Haders und Krieges, Dabei lösen wir vor lauter Klügeln und Spitzfindigkeit uns zu Schemen auf, oder erstarren zur rohen Materie, deren ganzer Idealismus im Courszettel besteht.

Und ihr hochweisen Herren, die ihr euer Wissen und gelehrtes Wähnen ins Volk schleudert und damit alles auszurichten, zu ersetzen vermeint, ich sage euch das: Wo Glaube und Hoffnung nicht ist, da kann auch die Liebe nicht sein.

Bange wird mir oft, wenn ich das unheimliche Treiben unserer Zeit, die grauenhafte Verwirrung unserer Geister betrachte. Aber die eine Zuversicht habe ich: Wenn die Menschheit im skeptisch-frivolen Greise sich verliert, im schuldlosen K i n d e wird sie sich wieder finden, im treuherzigen Gemüthe, in der Wahrhaftigkeit und Zuversicht, in der Natürlichkeit und kindlichen Freude.

Ostern ist das Fest der Macht, Pfingsten das der Schönheit, Weihnacht das der Liebe. Und darin erkenne ich an diesem Feste das göttliche Liebevolle, dass es uns zurückführt zur Kindschaft. Werdet wie die Kinder, und das Himmelreich ist euer! Dieser Ausspruch hat heute noch erhöhtere Bedeutung, als vor eintausendachthundert Jahren. Damals sang auch jemand: Friede den Menschen! Das hören wir seitdem jedes Jahr und sagen es so oft, dass wir nichts mehr dabei denken. Wer die jagenden, hastenden, ruhelos sich betäubenden, hassenden, verzweifelnden Kinder der Welt betrachtet, deren Evangelium und Lebenszweck im „Kampf

ums Dasein" besteht, der wird ahnen, welch ein Weihnachtsgeschenk der heilige Christ uns zugedacht hat in der friedenssüßen Kindheit des Menschensohnes.

Finden denn die Weihnachtsglocken nimmer Harmonie in unserer Seele? Heute ausgelassene Freude, morgen wieder Lieblosigkeit. Wäre denn die Treue, das herzliche Anschließen des Menschen an den Menschen nicht selbstverständlich auf dieser Welt, wo die Elemente jede Stunde tausend Waffen gegen uns bereithalten? Wahrlich, es ist nicht klug, sich Feinde zu schaffen unter den Brüdern und hohlen Phantomen nachzujagen und Herzen zu verwunden die kurze Zeit, da wir das Sonnenlicht schauen über den Gräbern. Die Lichter heute am Weihnachtsbaum, sie brennen genau so feierlich, ernst und still, wie jene dereinst an der Todtenbahre! —

Der Eine und der Andere.

Der Eine spricht:

Wüst ist die Welt; es rasselt rings von der Maschinen Stampf und Stoß,
Das Zweimalzweiistviere ließ graugrimmig alle Teufel los,
Mit Rechenfingern knöchern dürr und Augen allen Lebens leer
Schwirrt Thüren ein und Thüren aus das lustverlassene Larvenheer.
Die Nützlichkeit sitzt auf dem Thron, die Göttin, die Geschäfte macht,
Ihr erst Gebot heißt: Raffe zu! Ihr erst Verbot: Weh' dem, der lacht!
Ein Wollsack ist, darauf sie sitzt, ihr Bannerstamm ein Riesenschlot,
Von dem der Rauch als Fahne weht, der Rußgiftrauch der reichen Noth.
Das schwarze Zeichen schlingt sich fest in alles Leben drosselnd ein,
Und keine Farbe siehst du mehr und nicht der Sonne lichten Schein.

Der Andere spricht:

Ich sehe alles, was du siehst, und sehe doch: es ist nicht wahr!
Lass nur den Ruß dir nicht ins Herz, so siehst du auch das Heute klar.
Sie schwingt den Hammer, diese Zeit, und ihre Seele, die ist schnell,
Doch hinter ihrem grauen Dunst, da liegt das Leben glüh und hell.
Kriech nur nicht in der Niederung! Steig auf die Höh'n und blicke weit!
Noch ringt sie mühsam und gebückt, doch richtet sie sich auf, die Zeit.
Und sie empfindet, was ihr noth, und dass sie sich vergebens quält,
Wenn ihrem lauten Werkgedröhn das Weihelicht der Schönheit fehlt.
Dann wirft sie um den Wollsackthron und richtet neue Götter sich
Und feiert ihre Neugeburt mit hohen Festen königlich.
Sei unverzagt und glaube stark! Glaub' und schaffe! Jede That
Aus frohem Herzen ist ein Korn, ein goldenes, für der Zukunft Saat.

Otto Julius Bierbaum.

Kleine Laube.

In der Waldkapelle.

Im Gotteshaus steht eine Schar
Bemalter Holzfiguren,
Man sieht vom Fuße bis zum Haar
An ihnen Flammenspuren.

Ein Künstler Schein des Lebens lieh
Den armen Sündersippen,
Im Fegefeuer schmachten sie,
Es dürften ihre Lippen.

Die bleichen Stirnen leuchten grell
Von starrem Schmerz umdüstert —
Beim Kirchlein plätschert Well' um Well',
Der Bach vom Wald umflüstert.

Da kommt ein Knab' und schöpft daraus,
Will laben die Gequälten,
Die Märtyrer im Gotteshaus,
Die von der Glut Umschwälten.

Taucht seinen Finger tief hinein,
Besprengt die Holzgestalten:
„Herrgott! erlös sie aus der Pein,
Lass deine Güte walten!"

Als ich dem Liebsten hab' erzählt,
Was ich im Wald gesehen,
Sprach er: „Auch ich bin glutumschwält,
Lass über mich ergehen

Aus deinem Herzen hold und rein,
Von deinem Mund, dem süßen,
Zu lindern meine Liebespein,
Wohl eine Flut von Küssen.

H. v. d. Rhön.

Franz Tiefenbacher.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Der Mann, den diese Zeilen heute grüßen, wird verwundert aufblicken und sagen: „Wieso denn! Um mich haben zeitlebens sich Literaten nicht viel gekümmert." — Das mag wohl richtig sein, denn er sang hübsch abseits von der Vogelcolonie im deutschen Dichterwald. Er sang munter für sich, und doch horchte seinem Lied mancher Wanderer. Und mancher trug es weiter, und (war er ein Sangeskundiger), verlieh ihm die Flügeln der Melodie, so dass es als Volkslied durch die Lande flog. Auch unser Heimgarten hat bisweilen ein Gedichtchen von unserem vaterländischen Dichter Franz Tiefenbacher veröffentlichen können, das formenzart und warm dem Leser sich nicht bloß in die Ohren, sondern auch ins Gemüt schmiegte.

Franz Tiefenbacher wurde geboren zu Prellenkirchen am 6. December 1826, vollendet also jetzt sein siebzigstes Lebensjahr. Er gehört wohl zu denjenigen, die innerlich mehr erleben, als äußerlich, deren Innenleben eben ein starkes, schöpferisches ist, und die sich eine ideale Welt bauen, falls für sie die reale zu wünschen übrig lässt. Was verschlägts dem schlichten Beamten der steirischen Stadt Cilli, wenn er verborgen dahinlebt ohne besonderen Glanz des Glückes, ohne viel Ehren der Welt, wenn er hochgeachtet von seinen Mitbürgern der Besitzer eines reinen Gemütes und poetischer Fähigkeiten ist, die eine unzerstörbare Welt für sich bilden! Tiefenbacher veröffentlichte unter anderen die Gedichtsammlungen; „Im Rauschen der Eichen", „Sprache des Herzens", dann Dichtungen; „Im Banne der Schönheit", „Der letzte Babenberg", „Schwester Clara" u. s. w. Es versteht sich von selbst, dass dieser Poet der alten Dichterschule angehört, doch machen seine Lieder nie den Eindruck des nachgeahmten, nachempfundenen; sie entspringen stets unmittelbar der Stimmung, zumeist schlicht und wohlgemuth, manchmal auch trauernd, aber nie sentimental. Solche liebenswürdige Erscheinungen werden in der Literatur in dem Maße seltener, als dem deutschen Volke der Sinn für harmlose, warme Poesie abhanden kommt, als dieses Volk sich in literarische Absonderlichkeiten versteigt, die nicht rein menschlich wirken, sondern nur darum, weil sie sensationell sind. Solch bedauerlicher Richtung steht unser Poet an der Sann völlig fern — sein Lied ist ein Athmen des Menschenherzens und in diesem ist er jung geblieben noch mit siebzig Jahren. Der Mensch, den die Götter lieben, ist nicht so, wie der Vogel, der nur im Lenze singt, er weiß auch noch im Nachsommer und Herbst ein innig Lied, einen jauchzenden Sang, der uns froh daran gemahnt, dass trotz des Reifes auf den Matten und auf dem Haar, eine ewige Jugend blüht.

Und dieses göttliche Blühen des Herzens, unserem Dichter sei es noch lange beschieden, zu seiner und anderer Freude! Rosegger.

Das Gespenst auf der Straße.

Das ist ein Kreuz, zwischen den Fußgehern und den Radfahrern. Für zwei Parteien wird sonst die Welt zu enge, und hier soll für sie die Straße weit genug sein! Die Fußgeher und die Radfahrer sind nicht bloß verschiedene Parteien, sie sind verschiedene Wesen. Die einen kriechen, die anderen fliegen. Der Käfer und die Libelle. Nur Schade, dass diese Libelle für ihren pfeilschnellen Flug doch noch eines handbreiten Streifens Scholle bedarf von der Straße, die der Fußgeher gerodet und gebaut hat, die der Fußgeh·r erhält und bewacht. Der Fußgeher ist der älteste Bürger der Straße, dann kam der Reiter, dann kam der Fuhrmann; ohne einige Befehdung gieng es nicht ab, der Fußgeher wurde etwas an den Rand gedrängt, aber auf diesem Bürgersteige fühlte er sich sicher, und die reitenden und fahrenden Herren zollten ihre Mauten.

Da kam der Radfahrer gesaust, plötzlich und unvermittelt. Weder Straße noch Gesetz waren auf ihn vorbereitet, er zahlte keine Maut und keine Steuer, aber kühnlich eignete er sich die Fahrbahn an und den Reitweg und den Steig des Fußgehers. Der letztere war ihm am liebsten; er brauchte mit seiner Schelle nur zu klingeln, so sprang der Fußgeher zur Seite und blickte mit Bewunderung der Libelle nach. Ein einziges Bäuerlein war, das den ersten Radfahrer, den es sah, für einen verrückt gewordenen Scheerenschleifer hielt — der Frevler wurde niedergerannt. Auch mancherlei anderes wurde niedergerannt, Ziegen, Kinder, alte Weiblein, Enten, Hunde; die Schuld war an ihnen, sie waren nicht ausgewichen, oder zu langsam und ungeschickt.

Manche dieser Geschöpfe verloren vor Schreck den Kopf, rannten mitten in die Gefahr hinein, und das eherne Rad des Geschickes rollte über sie dahin. Man hat die Radfahrer verpflichtet, rechtzeitig das Signal zu geben, aber das Gesetz hat die Tauben nicht streng genug verhalten, zu hören. Diese Eigensinnigen lassen sich lieber über den Haufen rennen, als dass sie das Signal beachteten! Was kann der arme Radfahrer dafür, wenn Passanten schwerhörig sind! Und was kann er dafür, wenn im Straßenlärm sein bescheidenes Klingeln nicht aufkommt! Da soll man doch lieber den lästigen Straßenlärm abschaffen oder den Fußgehern andere Wege bauen, wenn ihnen der moderne öffentliche Radverkehr zu gefährlich dünkt! — Bei Spital am Semmering geschah es vor kurzem, dass ein Radfahrer einen Pintscher niederschoss, der ihm unters Rad laufen wollte. Zwei Frauen mit einigen Kindern, die in Begleitung ihres Hündleins arglos des Weges gegangen, begehrten lebhaft auf, da feuerte der heldenhafte Radritter auch nach ihnen einen Schuss ab und sauste mit wilden Schimpfworten davon. Man hat bemerkt, dass die Radfahrer so manchmal von Landbewohnern und auch anderen „attaquiert“ wurden. Ich entschuldige das nicht, aber ich begreife es. Da mag auch ein psychisches Moment dabei sein, das bisher nicht beachtet wurde. Ich gehe gewiss gern ruhig meiner Wege und weiche bereitwillig jedem Fußgänger aus, geschweige jedem Wagen und Radfahrer. Und doch ist es mir bei solchen manchmal schon ums Zuschlagen gewesen. Der Schreck! Da macht man harmlos seinen Erholungsspaziergang, und ganz plötzlich huscht in nächster Nähe lautlos so ein Gespenst vorüber, den Rock streifend. Der Schreck zuckt einem durch die Nerven, unwillkürlich hebt sich der Arm wie zu einer Gegenwehr und wahrlich nicht milde ist das Wort, das man dem vorbeifliegenden Fremdling zuruft: „Warum kein Signal! Fort aus dem Fußweg!“ Und wenn der Herr im Gefühle seiner fliegenden Sicherheit noch rohe, oder höhnische Bemerkungen zurückschleudert, anstatt sich zu entschuldigen, so sind im Augenblick alle Anlässe zu einer Schlägerei gegeben, bis auf den einen, allerdings wichtigsten, dass man den Kerl nicht erwischt. Eines Tages sah ich, wie so ein aufs Rad geflochtener Bursche einen alten Mann niederstieß, dass dieser sein weißes Haupt an einen Stein schlug und liegen blieb. Der Radler spannte alle Kräfte an, um rasch dem Schauplatz zu entkommen, aber indem er zurückschaute, ob er nicht verfolgt würde, benützte das tückische Rad den freien Moment, um ihn in den Straßengraben zu werfen. Solange er oben gesessen, hatte er noch höhnisch gegrinst, als er sich nun aber von mehreren Bauern umgeben in der Wasserlache liegen sah, wurde er überaus demüthig und fand es nun ganz selbstverständlich, dass er sich um den alten Mann kümmere und den Unfall nach Möglichkeit entschädige. Eine so prompte Nemesis kommt aber selten vor. Beim Fußgeher ist es der plötzliche Schreck, der aufregt, beim Radfahrer das Gefühl der Fluchtsicherheit, das ihn keck und grob macht, und so sind die Conflicte erklärlich genug.

Das Radfahren, sei es nun zu praktischen Zwecken oder zur Erholung, ist eine schöne Sache, und der „Heimgarten“ hat mehrmals seine Freude darüber geäußert. Aber das Radfahren steht heute in Gefahr, vom Sport zutode gesündigt zu werden. Der Sport hat die edelsten Dinge in Misscredit gebracht, das Reiten, das Jagen wilder Thiere, das Bergsteigen u. s. w., er wird's auch mit dem Radfahren zuwege bringen. Es ist der Fernhunger schon lächerlich genug, die Gier, die möglichst größten Entfernungen in möglichst kurzer Zeit zu durchschneiden ohne weiteren Zweck. Und die Sucht jedes einzelnen, in dieser windigen Leistung es dem anderen zuvorzuthun, ohne dass dabei das geringste brauchbare Resultat herauskommt, ist geradezu komisch. Ich will hier nicht jenen Wettstreit angreifen, der eine Sache ausbildet, eine Erfindung vervollkommt und der gerade auch das Zweirad rasch zur großen Vollendung gebracht hat. Doch gar so viele unserer fernhungerigen Luftschnapper

führen ihre, wenn auch nicht gerade halsbrecherischen, so doch lungenlähmenden Touren nur darum aus, um sich dann prahlen zu können. Und auf diesem Triumphzug sind sie imstande, alles zu zermalmen, was ihnen zufällig in den Weg läuft oder ruhig auf dem Wege dahinschreitet.

Soviel manche versuchte Radfahrer-Rechtfertigung errathen lässt, bilden sich diese Reiter ein, mindestens so viel, oder sogar ein wenig mehr Anrecht an der Straße zu haben, als andere. Dem entgegen besteht eine ganz schüchterne Meinung, als wäre es doch vielleicht gerade ein bisschen umgekehrt der Fall, als wären die Radfahrer auf unseren Straßen bislang fast noch mehr Gast als Hausherr. Sie werden sich allerdings das Heimatsrecht auf den öffentlichen Wegen sehr bald vollends erworben haben, und ich gönne es ihnen von Herzen. Indes, wenn heute thatsächlich noch das Sichbequemen als Gast am Platze ist, die Rücksicht auf andere wird zu allen Zeiten auch vom Radfahrer verlangt werden dürfen. Der Radfahrer als Mitbürger der Straße wird sich anpassen müssen. Er wird seinen Antheil an der Straße nicht missbrauchen. Er wird unter allen Umständen das rechtzeitige Signal geben, aber das wird noch nicht genug sein. Wer taub ist, hat nicht die Pflicht, das Signal zu hören, und wer es hört, hat auf seinem Bürgersteige erst noch immer nicht die Pflicht, auszuweichen. Wem darum zu thun ist, rasch weiter zu kommen, andere zu überflügeln, der muss sich schon aufs Lavieren verlegen; mit dem Anrempeln und Niederstoßen kann man wohl auch an ein Ziel kommen, aber nicht gerade ans gewünschte.

Die Erscheinung des Radfahrers ist unserer Generation ohnehin noch unheimlich, ich hörte sie öfter als einmal das Gespenst der Straße nennen. Wenn auch noch die Unzukömmlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten dazukommen, wenn mancher ungezogene Junge auf dem Rad seiner brutalen Laune nach Herzenslust freien Lauf lassen zu dürfen glaubt — dann wird er sich sehr schwer die Sympathie der Bevölkerung erwerben, auf die er doch schließlich mehr oder weniger angewiesen ist. — Nun, das wird besser werden. Gegenwärtig ist die Radfahrerei noch in ihren Flegeljahren. Die Radfahrervereine werden ihre Mitglieder erziehen, ihre Bestrebungen adeln, den Mitmenschen anpassen, und die nächsten Geschlechter werden überzeugt sein, dass das Radfahren kein windiger Sport ist, sondern eine herrliche Erfindung voll des Nützlichen und Angenehmen.

Aber nicht durch Sportdummheiten oder Flegelhaftigkeiten verderben! Es wäre zu schade!

R.

Vom Luxus der Reichen.

Im Werke: „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen" (aus dem Englischen des John Ruskin, übersetzt von Jakob Feis) lesen wir Folgendes:

Man nimmt gewöhnlich an, es sei zum Vortheil einer Nation, Bedürfnisse zu erfinden. Aber es ist Thatsache, dass der wahre Vortheil darin besteht, sie zu vermindern — mit so wenig Bedürfnissen als möglich zu leben.

Dies sollte in der Lebensführung eines jeden Reichen die erste Aufgabe sein. „Mein Herr", sollte frühzeitig sein Lehrer zu ihm sagen, „Sie nehmen einen Platz in der Gesellschaft ein — es mag Ihr Unglück sein, doch müssen Sie sich der Prüfung unterwerfen, dass Sie wahrscheinlich Ihr ganzes Leben lang von der Arbeit anderer unterhalten werden. Sie müssen für niemanden Schuhe machen, aber jemand wird für Sie viele machen müssen. Sie müssen für niemand graben, aber jemand wird für Sie an jedem heißen Sommertag graben müssen. Sie müssen keine Häuser bauen und keine Kleider machen, aber manche schwielige Hand wird Lehm kneten und mancher Ellbogen wird sich beim Nähen krümmen müssen, um Ihren Körper warm zu halten und ihn zu verschönern. Denken Sie allzeit daran, was auch Sie

und Ihre Leistungen wert sein mögen. Nicht nur, dass Sie diese Leute beschäftigen, Sie treten auch auf sie. Es muss sein; Sie haben Ihre Stellung und jene Leute ihre; aber seien Sie behutsam, dass Sie auf sie so leicht als möglich und auf nur so wenige als möglich treten. Nahrung, Kleidung und Behausung, deren Sie zur Gesundheit und zum Frieden rechtlich bedürfen, mögen Sie sich getrost nehmen. Lassen Sie sich angelegen sein, dass Sie das Schlichteste, dessen Sie sich bedienen können, nehmen — dass Sie nichts verschwenden oder nichts aus Eitelkeit tragen — und dass Sie niemanden, der Sie mit nutzlosem Luxus versieht, beschäftigen."

Dies ist die erste christliche oder menschliche Wirtschaftslehre; und glaube mir, mein Freund, es ist eine gesunde Lehre, die Geister des Himmels und der Erde würden bei einer Abstimmung ihre Stimmen nicht vorenthalten, welche Ansichten auch die Manchester-Schule oder irgend eine andere hinsichtlich „Angebot und Nachfrage" hegen mag. Frage nach dem, was du verdienst, und man wird — zu deinem Heil — es dir anbieten. Frage nach dem, was du nicht verdienst, und man wird dir etwas anbieten, wonach du nicht fragtest und was du, wie die Natur wahrnimmt, — ganz und gar gegen dein Heil — verdienst. Dies ist das Gesetz deines Daseins, und wenn du es nicht zum Gesetz deines Willens machst, um genau so viel schlimmer für dich und alle, die von dir abhängen.

Doch merke, dieses Gesetz verbietet keinen Luxus, der in seiner Herstellung die Menschen nicht erniedrigt. Paul Veronese mag, wenn du willst, deine Decke für dich malen oder Benvenuto Gefäße für dich machen. Aber du darfst keine hundert Taucher beschäftigen, um Perlen zur Übernähung deiner Ärmel zu finden. Und je nachdem du den Unterschied zwischen diesen zwei Dienstleistungen einsiehst, ergibt es sich, ob du ein gebildeter Mensch oder ein Barbar bist. Wenn du Sclaven hältst, um dich mit Kleidern zu versehen — deinen Wanst zu füllen — deiner Trägheit oder deinem Stolze zu fröhnen — dann bist du ein Barbar. Wenn du Dienstleute hältst, um deren Wohl du es dir angelegen sein läßt, die dich mit dem versehen, dessen du wirklich bedarfst — dann bist du ein civilisierter Mensch — ein Mensch, der Anspruch erheben kann auf bürgerliche Rechte.

Allerunterthänigste Kriecherei.

In dem Jahresbericht eines österreichischen Gymnasiums wird über einen Besuch des Directors beim Erzherzog berichtet. Wir wenden uns mit der Frage an die Lehrer der deutschen Sprache, ob der dabei angewandte Stil der Jugend als Muster empfohlen werden kann. Der Bericht lautet:

„Am 28. September 1894 wurde der Director von seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Karl Ludwig Allerhuldvollst zur Audienz zugelassen, um den unterthänigsten und ehrerbietigsten Dank für die Allergnädigste Entgegennahme des X. Gymnasialjahresberichtes gehorsamst zu unterbreiten. Seine kaiserliche und königliche Hoheit geruhten den ehrfurchtsvollsten Dank in gnädigster Weise entgegenzunehmen, den Director eingehend über die Entwickelung und alle Verhältnisse der Schule huldvollst zu befragen und zu dem dermalen erreichten Zustande des Gymnasiums zu beglückwünschen und endlich Höchstseinen gelegentlichen gnädigsten Besuch der Lehranstalt huldreichst in Aussicht zu stellen. Am Ende der über eine Viertelstunde währenden Audienz geruhten Seine kaiserliche und königliche Hoheit dem Director gnädigst die Hand zu reichen und die huldvollste Versicherung Höchstseiner weitern wohlwollenden Gewogenheit auszusprechen."

Ein Mann, der sich so tief neigt, dass der Hintere höher steht als der Kopf, mag gleich seine Arme als — Vorderfüße verwenden. R.

Bücher.

Gestalten des Glaubens. Von Adalbert Svoboda. (Leipzig. L. G. Naumann. 1896.)

Wenn dieses groß angelegte Werk, wovon soeben der erste Band erschienen ist, „Geschichte der Religionen“ sich betitelte, so würde der Titel viel und beziehungsweise Richtiges sagen. Aber er würde immer noch nicht sagen, dass es das Lebenswerk eines originellen Denkers ist, eines Denkers, der, frei von hergebrachten Vorurtheilen, kühn und stark seine einsamen Wege geht. Es kommt bei philosophischen Werken ja nicht darauf an, dass man stets mit allen ihren Theilen einverstanden sei, sondern vielmehr darauf, dass sie neue Gedankenbahnen eröffnen und uns Erlösung suchen lehren in der Erkenntnis und in der werkthätigen Liebe. Auch Svobodas Buch ist eine solche Gedankenbahn, voll Anregungen und Schönheiten. Es ist ein Vergnügen, darin zu lesen. Der Stil, ob er nun in ruhigem Ernst einherschreitet, oder in heiterem Humor, in scharfem Sarkasmus sich spielt, oder in den herben Ton der Entrüstung ausbricht — er ist klar, fein, und bisweilen von sprachgewaltigster Wirkung. Der Inhalt handelt von den Glaubensgestalten der Völker, ihren poetischen Werken und ihren religiösen Irrthümern. Die Capitel „Wie Mythen entstehen“, „Thiere in der Geschichte des Glaubens“, „Der Erlösungsgedanke“, „Warum an Paradiese geglaubt wird“, „Götter sollen helfen und nützen“, „Wie die Theologie rechnet“, „Himmelsleute in Charaktermasken“ sind glänzende Essays für sich. Welch eine Fülle von überraschenden Gedanken und Beispielen aus allen Zeiten und Ländern! Trotz der großen Gelehrsamkeit, die im Werke sich offenbart, sind die „Gestalten des Glaubens“ nicht die Schrift eines Buchgelehrten, dafür ist das Werk zu persönlich gehalten, ein heißes Herz wogt durch seine Blätter. Wie es einerseits erbarmungslos manches zerstört, worauf arme Seelen ihre Seligkeit gebaut, so ist es andererseits ein hohes Lied des Wohlwollens und der Liebe zu allen Wesen. In diesem Sinne ist es — der Verfasser möge verzeihen — ein gottinniges Werk. Wenn es Menschen gibt, die den Inbegriff alles Guten, Großen und Vollkommenen der Bequemlichkeit wegen in das Wort „Gott“ zusammenfassen, diesen Begriff aus Sinnlichkeitsbedürfnis in eine Gestalt bringen und diese Gestalt dann mit der Essenz ihres eigenen Wesens beseelen, so stehen solche Menschen thatsächlich dem vergeistigten und schönheitsgläubigen Gemüthe des Verfassers der „Gestalten des Glaubens“ sehr nahe. Dieser Hochdenker weiß selbst am besten, dass die meisten Menschen von Natur aus nicht wissenschaftlich, sondern vielmehr künstlerisch veranlagt sind, daher nicht abstrakt denken können, sondern für ihren Gebrauch die Begriffe erst in Gestalten übersetzen müssen. Und schließlich, sei es ein leidenschaftliches Glauben oder ein leidenschaftliches Zweifeln, es kommt auf eins hinaus, es ist Sehnsucht nach dem Wahren und Guten. Ich glaube an Gott und freue mich, dass er Atheisten erschaffen hat, die im Grunde so tiefreligiös und edel sind, als der Verfasser der „Gestalten des Glaubens“ es ist.

Das vornehme, schön ausgestattete Buch weiht der Verfasser dem Andenken seiner verstorbenen Frau, die er am Eingange des Werkes in schlichter, inniger Weise grüßt. R.

Zum Zeitvertreib. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. Ludwig Staackmann. 1897.)

Von Spielhagen sagt man manchmal, dass er zu den „schablonenhaften“ Schriftstellern gehöre. So heißt's nach dreißig Jahren von jedem, der Schule gemacht. Übrigens kenne ich ja nichts schablonenhafteres als das Leben, die Wirklichkeit — als die Gesellschaft, aus der dieser starke Erzähler gewöhnlich seine Stoffe nimmt. Die sogenannte „gute Gesellschaft“ kommt in diesem Roman allerdings wieder einmal schlecht weg. Der Mittelpunkt des famosen Kreises ist eine Kokette, wie sie vielleicht besser, feiner nie geschildert worden ist. Diese aristokratische Salondame, die sich in ihrer Ehe grenzenlos langweilt und es versteht, zum Zeitvertreib einen Gymnasialprofessor seiner Familie zu entfremden und an sich zu locken. Als ihr auch dieses Spiel mit einem leidenschaftlichen Herzen langweilig wird, will sie den Professor hochmüthig von sich schieben; mittlerweile hat ihr Gemahl davon Wind bekommen. Natürlich Duell, bei dem der Professor fällt — als Opfer einer Salondirne.

Der Held des Romans, Gymnasialprofessor Albrecht Winter, dünkt mich weniger aus dem Leben, als aus der Phantasie des idealistischen Dichters zu stammen. Man begreift nicht, wie der Mensch diesem Weibe nachlaufen kann: er verläßt Weib und Kind, Pflicht und Beruf, läuft der Kokette nach und weiß nicht warum. Denn elementare sinnliche Leidenschaft, sie ist nicht vorhanden. Sein Liebeszustand ist ein durchaus krankhafter, dem Leser ist die Sache

nicht recht begreiflich, und er findet keine richtige Theilnahme für den Mann, der gegebenen Falles so ganz und gar keiner ist. Umso sympathischer ist uns sein Weib, die Frau Professorin — in ihrer Tüchtigkeit, Hausbackenheit und phrasenloser Treue, das gerade Gegentheil der Verführerin. Auch die Charakterzeichnung anderer Personen, die mehr oder weniger in die Haupthandlung eingreifen, sind in wenigen Strichen klar und plastisch gezeichnet, das schale Leben der Geld- und Geburtsaristokratie ist mit entzückender Ironie dargestellt. Das größte Interesse concentriert sich auf die aristokratische Kokette. Aber der Schluss? — Nachdem diese Schlange einen Menschen in den Tod gehetzt, eine Familie zerstört hat, nachdem die Witwe des Ermordeten den grauenhaften Fluch auf sie geschleudert, kniet sie vor das Sofa hin und — weint. Sollen das Reuethränen sein? Nein, dafür ist dieser Charakter zu meisterhaft geschildert worden, als dass man zum Schluss an die Thränen glauben könnte. Und doch ist eine erschütternde Wahrheit in dieser Thräne. — Spielhagens neuester Roman wird das größte Interesse erwecken. R.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen, alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Anzengruber hat sich durch seine Werke für alle Zeiten einen hervorragenden Platz unter den deutschen Dichtern gesichert, und seine Schriften verdienen es mit in erster Reihe, die weiteste Verbreitung in allen Kreisen zu finden. Er ist ebenso groß als Erzähler wie als Bühnerdichter, seine Bilder aus dem Volksleben sind volle Wahrheit in markiger Ausführung — Erzeugnisse eines echten künstlerischen Realismus, die gleichzeitig zu Kopf und Herz sprechen, mögen sie als Volksstücke wie „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Der G'wissenswurm", „Das vierte Gebot" ausgeführt sein, oder uns als Romane und Erzählungen wie „Der Sternsteinhof", „Der Schandfleck" und die prächtigen „Dorfgänge" und „Kalendergeschichten" dargeboten werden.

So erwirbt sich die Verlagshandlung wieder einmal ein wahres Verdienst um die Verbreitung guter Literatur, wenn sie Anzengrubers Werke durch eine wohlfeile und bequem zu beziehende Lieferungs-Ausgabe den weitesten Kreisen zugänglich macht. V.

Bozener Märchen und Mären von Hans Hoffmann. (Leipzig. G. A. Liebeskind. 1896.)

Nicht leicht gibt es etwas Anmuthigeres, als diese Märchen. Und nicht sobald etwas Genialeres. In der Formkunst Gottfried Keller in der Phantasiekraft Hoffmann der andere, der Ernst Theodor Amadeus, in der Erfindung und dem Gehalte — er selbst — der Verfasser Hans Hoffmann. Das Weinmärchen „Wasser". Welch ein herzübersprudelnder Humor! Ein junger Ehemann macht zu Bozen die Bekanntschaft mit Walther von der Vogelweide, der mit ihm über Heinrich Heine plaudert, dann von seinem Postamente herabsteigt, ihn in die Zauberkeller des Rosengartens führt, zu Laurins Schätzen, um dort die Urwurzel aller deutschen Heldensage zu finden, den Trunk. Die Heldenkämpfe der Deutschen bedeuten nichts anderes, als den ewigen Riesenkampf dieser Nation mit dem — Durste! Endlich führt Walther seinen im Weine lüstern gewordenen Schützling zum schönsten Weibe der Erde, als welches der junge Ehemann, wieder nüchtern geworden, das seine erkennt. Damit ist der Inhalt des Märchens noch lange nicht erschöpft. Der Leser möge ihn nur selber auskosten, er ist süß, wie Magdalenerer, und er berauscht wie dieser. Und die Empfindung des Rauschtaumels ist wohl auch nie besser geschildert worden, als in dem Weinmärchen „Wasser". Von deutscher Gemüthstiefe und ethischer Größe ist das Märchen „Der Irrtrank", in welchem die Liebe eines Werbers dadurch erprobt wird, dass ihm die schöne Geliebte in ihrer zukünftigen Gestalt — als alte Frau erscheint. Die Mär „Todtenhochzeit" schildert das Versäumen eines Lebensglückes und den Humor des Verzweifelnden in genialbizarrer Weise. Die „Leiden des jungen Plattners" sind ein fein humoristisches Gegenbild zu den „Leiden des jungen Werthers". Die Krone der Sammlung ist das Märchen „Die heilige Kümmernis". Ein junges Mädchen, dessen große Schönheit nachgerade eine Kalamität zu werden beginnt, weil sie allen den Kopf verdreht, das Mädchen selbst aber hochmüthig zu machen droht. Nun legt sich die Mutter Gottes ins Mittel und will das Mädchen auf dessen Bitte häßlich machen. Aber sie kann's nicht, alles, woran die Mutter Gottes Hand anlegt, wird nur noch schöner. Aber die Demuth und die Reinheit erwirkt sie dem Mädchen, und so wandelt dieses fortan wie eine körperlose Selige durch den Rest des Lebens.

Auf mich, der ich sonst kein Freund moderner Märchendichtung bin, haben diese Märchen nahezu wie eine Offenbarung gewirkt. R.

Psyche. Neue Gedichte von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. Konrad Kloß. 1897.)

Dem Leser des Büchleins fällt vor allem ein: diese Dichterin ist zu wenig bekannt! Wäre noch jenes Interesse wach, welches der Lyrik, dieser innersten Seele der Dichtung,

gebürte, Sophie von Khuenberg müsste heute als eine der allerersten Vertreterinnen derselben in deutschen Landen gelten. Wem stehen für Glück und Leid solche Töne zu Gebote! Diese Poesien sind nicht bloß empfunden — denn tief und poetisch empfinden, das kann bald wer — sie sind gestaltet mit jener Kunst und Meisterschaft, die den Poeten erst — zum Dichter macht. Die Lieder über Liebe, Familien- und Mutterglück singen das in schöner, krystallener Klarheit, was die Dichterin und wir anderen empfinden. Nichts Neues wird da hineingetragen ins Menschenherz, aber das ewige Schicksal, wie es uns jeder Tag zur Lust oder zur Verdammnis waltet, die gottbegnadete Sängerin hebt es zur erlösenden Verklärung. „Es lügt das Elend, und das Glück spricht wahr!" Mit diesem schönen Rufe bekennt sich die Dichterin jauchzend zu den hochgemuthen Glückgläubigen. — Gleichgestimmte Menschen mögen die Sammlung nur erst lesen, um mit mir gleicher Meinung zu sein. R.

Mutter. Eine Erzählung von G. von Berlepsch. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing.)

Dieses schöne Buch hier, das die Verfasserin so bescheiden eine Erzählung nennt, steht in seiner künstlerischen Bedeutung über so manchem ein- oder mehrbändigen Roman. Denn nicht auf den Umfang, nicht auf die Breitspurigkeit der Darstellung, auch nicht auf die Masse des gebotenen Stoffes kommt es zunächst an, sondern einzig darauf, ob sein Inhalt bedeutend, wahr und echt menschlich empfunden ist und ob uns dieser Inhalt in fesselnder und klarer Form geboten wird.

Goswina von Berlepsch, die Tochter des bekannten Alpenschriftstellers, und die Schwester des bewährten Münchener Malers, hat schon so manche reizvolle Erzählung geschrieben. Aber das Beste, das wir von ihr gelesen haben, ist diese einfache und eben deshalb so ergreifende, stille Tragödie einer Mutter. Diese Mutter, die ihr ganzes Selbst dem Wohle des einzigen Sohnes unterordnet, die nur in ihm und für ihn lebt, sie muss es dann, nach ungezählten Liebesopfern, die sie ihm gebracht, erleben, dass der Sohn, der sich aus den kleinlichen Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgerungen und eine reiche, verwöhnte, freidenkende Frau heimführt, sich der Heimat, der philiströsen Lebensgewohnheiten seiner einfachen Mutter und seiner edlen Schwester schämt, dass er sie fernzuhalten sucht von seinem vornehmen Haushalt, in welchem ihre schlichte Einfalt nur unliebsam auffallen könnte. Und als ihm ein Sohn geboren wird, da verschweigt er der Harrenden, die in Vorbereitungen für das zu erwartende Tauffest schwelgt, den Tag der Taufe. Die arme alte Frau erleidet einen kleinen Schlaganfall und geht allmählich an den Folgen dieser fortgesetzten, stillen Kränkung zugrunde. Spät, sehr spät, als sein eigenes Kind ihm stirbt, da taucht erst das Bewusstsein seiner untilgbaren Schuld voll und ganz in ihm auf. Mit einem schönen Mollaccord schließt das seelenvolle Buch, das, wie nicht bald ein anderes, mich ergriffen und zu Thränen gerührt hat.

An dieser Erzählung ist nichts „Mache", sondern alles unmittelbar aus dem Herzen heraus empfunden, dem Leben abgelauscht und mit aller Feinheit eines vornehmen Geistes geschildert.

Es ist eines jener seltenen Bücher, die man mit dem Gedanken aus der Hand legt: Das möcht' ich geschrieben haben! S. v. K.

Der Gotthard. Von Karl Spitteler.) (Frauenfeld. J. Huber. 1897.)

Der Gotthardreisende — ob er nun mit Eisenbahn, zu Wagen fährt oder zu Fuße geht, könnte keinen besseren Gesellschafter finden, als dieses Buch. Es führt und erläutert nicht im Ciceronestil Bädekers, es plaudert in der Art eines geistvollen Mannes, der die Strecken aus persönlicher Erfahrung genau kennt, über alle Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten Bescheid weiß, der das Klima so gut wie die Lichteffecte, das Wetter so gut wie die Geschichte berücksichtigt, der noch dazu eine Menge neuer Standpunkte aufstellt, und alles mit dem liebenswürdigsten Humor. Ich habe das Werk daheim in meiner Stube gelesen und auf der beiliegenden Karte die Reise gemacht — mit großem Genuss, habe gehört und geschaut, und mir ist nun, als hätte ich die Reise durch und über den Gotthard wirklich gemacht, den wichtigsten Pass der Alpen überschritten von Luzern bis zum Lago maggiore, von Nord- nach Südeuropa. R.

Sachsenspiegel. Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch von Franz Blankmeister. (Dresden. Franz Sturm & Comp. 1897.)

Ich glaube, für ein Volksbuch gibt es kaum eine bessere Empfehlung, als wenn man von ihm sagen kann, es erinnere an Peter Hebels Schatzkästlein. Auch bei diesem Buche trifft das zu, besonders was die Art des Erzählens und die Tendenz angeht. Wären nur auch die Stoffe der einzelnen Erzählungen von der Erfindungsgabe eines Josef Wichner. Übrigens sind es dem Eindrucke nach fast lauter wahre Geschichten aus dem Leben, und der sächsischen Historien — der Tendenz nach für junge Leser und das schlichte Landvolk anzurathen. M.

Frauenrechte — Frauenpflichten. Von Frau Isa v. d. Lütt. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Während bisher immer nur für die Frauen gefordert und von Frauenrechten gesprochen wurde, taucht hier eine ganz andere Anschauung auf. Es heißt hier: Rechte erstehen nur aus Pflichten. So stellt die Verfasserin in wirklich großem, freiem Denken eine Reihe socialer Pflichten der Frau auf, eine Art „Wehrpflicht" — aber nicht „in Höschen und Hut"! Ihre Aufstellungen entspringen einem so warmen und nach Gerechtigkeit strebenden Gefühl, sind so durchdrungen von der schönsten Frauenzierde, dem Mitleid, dass die logische Schärfe, mit der alle bisher erhobenen Forderungen zurückgewiesen oder als gerecht begründet und mit der Aufstellung von Frauenpflichten ausgeglichen werden, fast überraschend wirkt. Der beißende Spott, der hin und wieder gegen die „Herren Männer" durchdringt, die witzigen Auslassungen gegen die in Typen und Classen getheilten weiblichen und männlichen Gegner billiger Forderungen, das rücksichtslose Wahrheitsstreben, mit der die Schuld der Frau am eigenen Elend, ja deren Antheil am socialen, am Socialdemokratismus, hingestellt sind, machen das Schriftchen selbst für die der Sache gleichgiltig Gegenüberstehenden zu einem des Interesses werten. V.

Erlebtes und Erdachtes. Von J. v. Brun(-Barnow).

In ihrer neuesten Gabe bringt die Erzählerin zwei Novellen: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt" und „Strandgut", die namentlich bei der Damenwelt großen Beifall finden werden und sich auch besonders zur Lectüre für junge Mädchen eignen. Die Heldinnen beider Erzählungen sind junge Mädchen, die eine entführt uns zu einer fröhlichen Schweizer Reise in der uns Land und Leute im Rahmen einer launigen Handlung lebhaft geschildert werden. Die andere führt uns an das Meer, auf eine der fashionabeln Nordseeinseln, zu der sie als „Strandgut" gelangt ist. — Als Gemeindekind wächst die heimatlose Waise dort auf zu einer herrlichen Mädchenblüte. In der Sehnsucht nach Elternliebe aber siecht sie dahin, bis ein wechselreiches Geschick sie einer glücklichen und glänzenden Zukunft entgegenführt. V.

Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896).

Solche Geschichten schießen jetzt wie Pilze aus dem schlammigen Boden des Schriftthums. Für die einen sind sie giftig, für die Anderen nahrhaft. Märchenartiges vermengt mit naturalistischen Bordellscenen. Erotik wird gedichtet und gepredigt, mit einem wahren Missionseifer, als gälte es, das drohende Aussterben der Menschheit zu verhindern. Ich glaube, so gar groß wäre diese Gefahr bis lange noch nicht, aber das ist wahr — gelesen werden solche Büchlein gerne. Freiherr von Liliencron, der Altkirchs Werkchen mit einem Vorworte versieht, deutet den tieferen Sinn der Novelle „Meine Phantasia": der Kampf des Ideals mit der Sinnlichkeit, Schlussaccord: gerettet! Das zweite Bildchen: „Susanna im Bade", hat viel Symbolik in dem mürrischen Tugendwächter, dem täppischen, philiströsen Stier. Mir am besten gefällt die frische fröhliche Einleitung „Ich". M.

Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise von Dr. Gustav Ad. Müller. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Für Freunde Goethes und seiner literarischen Zeitgenossen ein interessantes Buch. Es enthält Briefe, beziehungsweise Facsimiles von Goethe, Karl August, Zacharias Werner, Johanna Schopenhauer, Eckermann, J. G. und Fr. Jacobi, Lavater, Vulpius und andere. V.

Hübners geographisch-statistische Tabellen. (Ausgabe 1896. Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

So ist es schier unglaublich, was für eine Unsumme von Daten in den schmalen, dreiundneunzig Seiten dieses Büchleins steckt: Das ist nur möglich durch eine in vielen Auflagen erprobte und immer wieder mit Sorgfalt verbesserte Eintheilung des überreichen Materials. Dabei ist das Ganze so übersichtlich, trotz der vielen Ziffern und Abbreviaturen alles so auf den ersten Blick verständlich, dass man sich mit Vergnügen der „Tabellen" bedient, um sich in einer ganzen Reihe von Fragen daraus Belehrung zu holen. — Die Einleitung gibt Erläuterungen und zieht, indem es einzelne wichtige Zahlengruppierungen sprechen macht, manche interessante Consequenzen.

Ein besonderes Interesse erhält der neue Jahrgang dadurch, dass in demselben bereits die Ergebnisse der Volkszählung im Deutschen Reiche vom 2. December 1895 eingestellt sind. V.

Büchereinlauf.

Martin Greifs gesammelte Werke in drei Bänden. Dritter Band. (Leipzig. K. F. Amelangs Verlag. 1896.)

Ausklang. Zwei Novellen von Otto von Leitgeb. (Leipzig. H. Haessel. 1896.)

Kindergeschichten von Paul Victor. (Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.)

Die Waisenknaben Erzählung von Peter Rümly. (Berlin. A. Frantz.)

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Historische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert von H. Brand. (Stuttgart. Paul Neff.)

Germanias Sagenborn. Mären und Sagen für das deutsche Haus von E. Engelmann. Mit vielen Bildern. (Stuttgart. Paul Neff.)

Vom Bayerwalde. Fünf culturgeschichtliche Erzählungen von Karl von Reinhardstöttner. (Regensburg. W. Wunderling. 1897.)

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. C. Daberkow.)

Sylvanus. Eine Novelle aus den Abruzzen des Domenico Ciampoli. Deutsch von Robert Hamerling.

Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel von Friedrich Hebbel.

Zwei Novellen von Ferdinand Kürnberger.

Geheime Kunst. Lustspiel in einem Aufzug von Theodor Pollmann. (Cleve. 1896.)

Des Herzogs Tod. Lustspiel in einem Act von Albert Mozer. (Karlsruhe. Braun'sche Hofbuchhandlung.)

Huttens erste Tage. Schauspiel von Julius Riffert. (Leipzig. Walther Fiedler. 1896.)

Die Nachtviole. Ein Sonnwendsang von Elsa Kolb. (Leipzig. Friedrich Fleischer. 1896.)

Marko Dubrović. Erzählende Dichtung von A. Freiin von Reyer. (Graz. Hans Wagner. 1897.)

Ein Lied von der Menschheit. Hymne von Stephan Milow. (Heidelberg. G. Weiß. 1896.)

Poggfred. Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen von Detlev von Liliencron. (Berlin. Schuster und Boeffler. 1896.)

X-Strahlen. Gedicht von Ottilie Bibus. Des „Tagebuches" bedeutend vermehrte dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Lieder sind wir. Von Hans Probst. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Liederbuch für Gesellschafts- und Familienkreise. Volkslieder und volksthümliche Lieder von Rudolf Palme. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Humor und Gefühl. Gedichte in steierischer Mundart von Hans Vischner. (Knittelfeld. J. Ach. 1896.)

Volksdichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz a. d. Donau. E. Mareis.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1896. Geleitet von Oskar Pach. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1896.)

Über Lesen und Bildung. Von Anton Schönbach. Fünfte, stark erweiterte Auflage. (Siebentes bis neuntes Tausend.) Graz. Leuschner & Lubensky. 1897.

Massimo d'Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Von Elfred Lill von Lilienbach. (Graz. Franz Pechel. 1896.)

Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. (Leipzig. H. Bruckner.)

Österreichisches Post-Stammbuch. Von D. E. M. Schranka. (Wien. Brüder Mändl. 1896.)

Der illustrierte Thierfreund. Praktischer und liebevoller Rathgeber für alle Thierzüchter in deutscher Zunge und solche, die es werden wollen. Reich und gut illustriertes Organ für Bestrebungen des Thierschutzes, der Jagd, sowie für den An- und Verkauf von Haus-, Nutz- und anderen Thieren. Herausgeber: Rudolf Bergner, Graz, Körblergasse 40.

Die Vivisection vom naturwissenschaftlichen, medicinischen und sittlichen Standpunkte aus beurtheilt. Von Prof. Dr. Paul Förster. Zweite Auflage. (Berlin S. Wilhelm Möller.)

Frauenfrage und Socialdemokratie. Von Lily Braun-Gizycki. (Berlin. 1896. Buchhandlung „Vorwärts".)

Wo und wie soll man Wettersäulen bauen? Von Wilh. Lambrecht. (Göttingen. Vandenhoeck. St. Ruprecht.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constance von Franken. 4. Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus der Tanzkunst von Margitta Roséri. (Leipzig. Max Hesse.)

Grundsätze zur Aneignung einer brauchbaren Handschrift. Für das praktische Leben aufgestellt von Karl Töpfer. (Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchdruckerei.)

Illustrierter österreichischer Volkskalender 1897. Redigiert von F. Arnim. (Moriz Perles. Wien.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1897. Mit Illustrationen. Hundertdreizehnter Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Deutscher Nationalkalender für das gemeine Jahr 1897. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Trewendts Volkskalender für 1897. Dreiundfünfzigster Jahrgang. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Kalender für 1897 zum Besten der Anstalt für erwachsene Blinde in St. Petersburg.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl. Erstes Heft. (Wien. Karl Fromme. 1896.)

Der Eigene. Erscheint zweimal monatlich. (Berlin. Adolf Brands Verlag.)

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. August Sauer. (Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Karl Fromme.)

Die Opfer der Industrie und der Unfallversicherungs-Anstalten. Eine Darlegung, wie die Arbeiter von den Anstalten benachtheiligt werden, und wie sie sich dagegen wehren können. Von August Chvála. (Wien. 1896. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Deutscher Bühnen-Spielplan 1896. September (Leipzig. Breitkopf und Härtel.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. B. O., Braunschweig: „Wahrheit über alles"? Gehen Sie doch! Wer hat den Menschen nur den Floh ins Ohr gesetzt, die „Wahrheit" suchen zu müssen, während unsere Natur ein immerwährender Schrei nach dem Glücke ist? Die menschliche Wissenschaft hätte nach meiner Meinung als Weitseherin nur das zu suchen, was unserer materiellen oder seelischen Existenz zu ihrem Gedeihen und Behagen irgendwie nützlich ist, und sie hätte die Pflicht, möglichst im vorhinein alle Erscheinungen und Ideen fernzuhalten, die unserem Wohlbefinden schaden könnten.

B. K., Heilbronn: Lesen Sie Max Haushofers Aufsatz „Die Unzufriedenheit der Culturwelt als Charakterzug des Zeitgeistes" in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften, October 1896. Dieser Artikel, gleich ausgezeichnet an edler Gesinnung wie in der Form, begründet unsere fraglichen Auseinandersetzungen im „Heimgarten" vollkommen.

G. W., Salzburg: Besser können Sie sich über das Volkslied, und wie es gesammelt wird, kaum unterrichten, als wenn Sie in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins den Aufsatz „Über das alpine Volkslied, und wie man es findet" von Dr. Josef Pommer lesen. Dieser sachliche, persönlichen Erfahrungen entstammende Artikel bietet eine Menge neuer Gesichtspunkte und interessanter Einzelnheiten. Auch ein Separatabdruck desselben ist zu haben.

W. A. Wien: Erinnern Sie an eine Bemerkung Chamberlains: In einem der heiligen Bücher der Chinesen lesen wir: „Die Musik bringt die Eintracht unter die Menschen und bewirkt, dass sie einander nicht widersprechen und sich nicht streiten." Dieser weise Spruch bezieht sich wohl speciell auf die Musik der Chinesen; denn bei uns Europäern war die Muse Polyhymnia stets eine Kriegsgöttin. In der Beurtheilung anderer Künste konnten zwei Männer einander widersprechen und dennoch gute Freunde bleiben, aber verschiedene Meinungen über Musik erzeugen platterdings persönliche Todfeindschaft. — Also Vorsicht!

Verehrerin, Hohenelbe: „Martin, der Mann". Der Stoff des genannten Romans ist durchaus tragisch, denn er basiert auf einem Morde, folglich zum Schluss kein Hochzeitsreigen.

L. M., Wien: Sinnig, aber der Gedanke schon zu oft behandelt, auch zu sentimental. Es offenbart sich in der Probe keine Ursprünglichkeit.

W. S., Rudolz: Bedauern, doch keinen Gebrauch machen zu können. Dem sonst gutgedachten Aufsatz mangelt jenes literarische Gepräge, das für einen allgemeinen Leserkreis nöthig ist. Für eine Fachschrift aber geeignet.

„Sechsjährige Abnehmerin": Die Ruine steht bei Kammern, am Fuße des Reiting; an sie knüpft sich eine hübsche Sage, die wir gelegentlich mittheilen werden.

M. B., Graz: O wie naiv! Anonyme Briefe lesen wir nicht.

B. H., Bonn: Bewusster Druckfehler im Roman „Das ewige Licht" wird bei dem Druck der demnächst erscheinenden dritten Auflage corrigiert werden.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1897. 21. Jahrg.

Der Fischer im Olymp.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

Dort, wo der Wildgarten des Schlosses an die Landstraße stößt, neben dem Einfahrtsthor, steht eine Steingruppe von Ungehörigkeiten aus der griechischen Mythologie. Die größten Auswüchse der Phantasie sind schon wiederholt durch Steinwürfe weggeschlagen worden, allein der Schlossherr steift sich auf das alte Herkommen und lässt die verwundeten Arme, Beine und Nasen allemal wieder herstellen.

Unter dieser alten weltmunteren Sandsteingruppe nun saß ein Bettelmann. Er saß jahrelang dort, immer nur an sonnigen Tagen, er saß auf dem Sockel, er saß sogar manchmal der einen Göttin auf dem Schoß und lehnte sich rückwärts an den schönen Busen, der allerdings nicht ganz so zart war, als der Künstler ihm mit kundigem Meißel den Anschein gegeben. Der Bettelmann trug stets ein weites blaues Beinkleid und einen gelben Pelzmantel, wie man sie bei ungarischen Schafhirten sieht, ferner hatte er ein grellrothes Tuch um das Haupt gewunden, ähnlich wie die Türken ihren Turban tragen; die Füße hielt der Mann in braune Lappen gewickelt und mit grünen

Bändern umwunden. Das Gesicht war nicht fahl und nicht mager, war vielmehr rosig und rundlich und hatte zwei ungleiche Augen. Das eine offen und gutmüthig ausblickend, das andere halb zusammengekniffen mit manchmal zuckenden Wimpern, hinter welchen sich allerlei Schelmerei zu verstecken schien. Zur Zeit, als ich den Mann das erstemal sah, mochte er etwa fünfzig Jahre jung sein. Ja, es war eine Jugend und Frische in ihm, die Straßenbettler, wenn sie thatsächlich ein wenig davon haben, sonst nicht hervorzukehren, vielmehr zu verstecken pflegen.

Da er hoch auf dem Sockel der Götter saß, so hatte er an einer langen Stange ein Binsenkörblein, das er dem Wanderer entgegenhielt. ähnlich wie der Fischer seinen Angelstab niedersenkt. Gab es nichts, so zog er seine Angel ruhig wieder ein, lehnte sich an die Götter und wartete. Witzige Leute nannten ihn den Fischer im Olymp. Ich, der wöchentlich ein paarmal des Weges zu gehen hatte, warf ihm fast allemal einen Pfennig in das Körblein, nicht etwa weil dieser Bettelmann so erbarmungswürdig aussah, als vielmehr weil er stets ein so heiteres Gesicht machte. Manchmal aber, wenn das bartlose Rundgesicht gar zu heiter und aufgeweckt dreinsah, dachte ich: Na, schenk lieber du mir! und gieng zugeknöpft vorüber.

Man wunderte sich, dass dem Manne die Polizei gelassen zusah, allein diese hatte diesmal Humor und meinte, fischen sei nicht betteln und es möge sich erst der beschweren, dem der Fluss gehöre. Der sickernde Fluss der Wanderer aber gehörte Gott dem Herrn, und der lässt alle Fischer und alle Wilderer gewähren. Auch der Schlossherr fand nichts einzuwenden gegen eine Gestalt, die den Eingang in seinen Park so wunderlich schmückte. Er war ein Freund heiterer Gesichter und sagte, ein so glücklich munteres Antlitz gäbe es in seinem ganzen Schlosse nicht. Auch er warf dem Fischer manche kleine Münze in das Binsenkörbchen. Anfangs soll ein hoher Herr mit theilnahmsvoller Geberde mehrmals einen Thaler hineingelegt, damit aber den Bettelmann erzürnt haben. Er lasse sich nichts schenken! sagte der Fischer, zertheilte die große Münze in mehrere kleine und spendete sie den — Armen.

Bei schlechtem Wetter war er nicht vorhanden. Die liebe Sonne genoss er mit den Olympischen gemeinsam, in Sturm und Regen ließ er sie allein stehen mit ihren verrenkten nackten Gliedern. Es fragte auch weiter niemand nach ihm, oder vielmehr, ich horchte nicht danach aus. Mir aber — es ist seltsam genug! Gieng ich auch, wenn er oben saß, fast gleichgiltig vorüber, wenn er nicht oben saß, war mir geradezu bang um ihn. Dem Wege fehlte der Sonnenschein des Bettlerangesichts. Er wird doch nicht krank sein? Wo er nur wohnt? Was ihn doch verhindern mag, dass er heute nicht fischt? Was mag der Mann nur eigentlich früher gewesen sein, ehe er sich in den Olymp versetzte? Man sprach

einmal davon, dass er in der Stadt Häuser besäße; das glaubte ich nicht, denn dann hätte er die Thaler eingesteckt. — Demnächst war er doch wieder da mit seinem gelben Schafspelz und seinem rothen Turban, und kein Engländer kann geduldiger am Bache angeln, als da oben der Bettler auf die kleinen Almosen wartete. Ein paarmal wollte ich ihn ansprechen; in dem Augenblick, als mein Fuß über den Straßengraben stieg, neigte er sich seithin, und sein Gesicht nahm einen unguten Ausdruck an. Da ließ ich ihn einsam sitzen auf seinem Thron und gieng den kümmerlichen Geschäften des Tages nach.

Nun war es eines Tages, dass vor mir ein barfüßiger Handwerksbursch die Straße dahinpätschte und unterwegs in der hohlen Hand mißmuthig die Münzen besah, die er an dem Tage erfochten haben mochte. Eine schien dabei zu sein, die ihm nicht gefiel; war es nun ein schweizerischer Pfennig, der hier zu Lande ungiltig ist, oder war es ein messingener Hosenknopf, der ebenfalls ungiltig ist, ich weiß es nicht. Ich sah nur, wie der Handwerksbursch, als er zur Stelle kam, wo an der Steingruppe der Fischer saß, diesem zwar nichts in das Körblein warf, hingegen aber die Münze in die Luft schleuderte, dem Bettler zu. Der wollte die metallene Mücke abfangen, glitschte dabei aus und fiel in den Straßengraben herab.

Ich eilte hinzu, um ihn aufzuheben, er wartete aber nicht auf mich, erhob sich gelassen und murmelte: „Das härteste Bett wäre es nicht", (denn es war weicher Lehm und langes Gras im Graben). „Und so kurz, wie die Bauernbetten ist es auch nicht." (Denn der Straßengraben war viele Meilen lang.)

„Warum Ihr nur nicht liegen geblieben seid in dem guten Bett!" sagte ich laut, um eine Anrede zu haben, und machte dabei mein Gesicht lachen, dass er sah, es wäre nicht bös gemeint.

„Warum?" fragte er entgegen, „weil es noch zu früh ist zum Schlafengehen. Muss ja erst den Gruß und Kuss aufsuchen, den mir der Herr Vagabund zugeworfen hat."

Und er begann auf dem Boden umherzulugen, rechts und links und vorn und hinten, und das Geldstück war nirgends. Als er wieder hinanstieg zu den Himmlischen, rief er plötzlich: „Aha, jetzt hebt die auch an!" denn der schweizerische Pfennig lag auf dem Schoß der sitzenden Aphrodite. Dann hub er hell an zu lachen: „Der soll nur liegen bleiben drin, das ist ein Falscher! O Schand und Spott!"

Ich wollte den angeknüpften Verkehr nicht sogleich wieder abgebrochen wissen, daher bat ich den Bettelmann, dass er mir den Schweizerischen schenke.

„Wenn du ihn selber herausnehmen willst!" antwortete er mit komischer Miene und drückte fast beide Augen zu. „Ich hab' jetzt nicht

Zeit, ich muſs lachen. Ich muſs lachen über des Vagabunden guten Witz, ha ha ha!"

„Wenn ich auch so herzlich lachen könnt'!" war meine Bemerkung, denn jetzt wollte ich um jeden Preis mit ihm anbinden.

„Kannst nicht?" sagte er und hub an, mit seinen kurzen Fingern unter meinem Kinn herumzukrabbeln, „da muſs man dich halt kitzeln — lach, lach, lach!"

Da lachte ich wirklich, sagte aber: „Lasset das. So ein Lachen thut weh."

„Du bist gewiſs einer von solchen, denen das Flennen lustiger ist als das Lachen!"

„Wenigstens wäre jenes eher am Platz, als dieses. Wie es zugeht in der Welt."

„Wie geht es denn zu?" fragte er, dieweilen er sich wieder auf seinen Sitz schwang, die Stange mit dem Binsenkörblein zur Hand nahm und über die Straße hinausblickte.

„Ihr seht es doch!" sprach ich, den falschen Pfennig betupfend, „falsch im kleinen, falsch im großen, alles falsch, alles Betrug."

„Mich betrügt keiner", antwortete er, machte die Augen auf und schaute so kühl über mich hinweg, als ob ich Luft wäre.

„Ich wollt' Euch um etwas gebeten haben", so wand ich jetzt ein.

„Gebeten? du bitten? du mich?" Sein Gesicht leuchtete auf wie Werg, an das man mit Zündflämmchen gefahren.

„Ich wollt' Euch gebeten haben um ein Stück Brot."

Nun schaute er mich forschend an. Mein Stadtherrengewand, das keinen Flicken und keinen Riſs hatte, wollte ihm nicht recht stimmen zu dieser Bitte. Daſs ich eigentlich nur um ein Stück geistigen Brotes bat, um ein warmes Menschenwort, um einen Funken seines heiteren Wesens, er konnte das freilich nicht wissen.

Sein Antlitz war ernst geworden, und völlig gedämpft sagte er: „Wenn du Hunger hast, dann ist's freilich nicht zum Lachen. Auch nicht zum Weinen. Dann ist's zum Essen. Schau! daſs du so spät daherkommst! Vor einer Stunde hätte ich noch einen Apfel und eine Traube gehabt. Ich trage mir des Morgens mein Essen allemal im Körblein mit hieher. Jetzt müssen wir was anderes suchen gehen. Aber es ist nicht weit."

„Wohin denn?"

„Nach Hause."

Umso besser, dachte ich. Meine Obliegenheit war an diesem Tage vollzogen, ich hatte Zeit, auf Abenteuer auszugehen. Man kennt ja das, mit diesen Professionsbettlern! In Paris war einer, der dreißig Jahre lang mit verkrüppeltem Leib und in armseligen Lumpen an der Pforte

von Notre Dame saß. Abends nach Hause gekommen, zogen ihm täglich livrierte Diener die Saloneleganz an und dann gieng's mit lustigen Freunden und Freundinnen zur Tafel, bei der man mit Champagner anfieng und aufhörte mit was weiß ich. — Zu Madrid in Spanien soll es sogar eine Actiengesellschaft auf Bettler geben. Die Krüppel, Cretins und Aussätzigen sind Capital und Production zugleich. Sie werden im Volke zusammengekauft, entsprechend auf günstige Plätze vertheilt, der Impresario leitet die Geschäfte, nimmt des Abends die Einnahme in Empfang, und führt sie wohlverbucht an die Hauptcasse ab, während die Bettler in ihren Pensionen standesgemäß verpflegt werden.

Derlei ist mir eingefallen, als ich dem Manne folgte, der, in seinem langen Pelz, über der Achsel die Stange, hastig vor mir hinlief, dem Dorfe zu. Er war viel kleiner, als er auf seinem Stammsitze aussah, seine in Lappen gewickelten Füße huschten lautlos dahin. Den Dorfleuten, die uns, ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, begegneten, schien er eine gewohnte Erscheinung zu sein, um so verwundeter betrachteten sie mich, der hinter dem gelben Pelz neugierig dreinlief. Durch einen großen Bauernhof gieng der Weg, hinaus in einen Obstgarten, dort zwischen Busch und Baum stand die Klause. Ursprünglich mochte sie als Hüterhaus gedient haben, jetzt war sie die Wohnung meines Götterlieblings. Im Stübchen ein Tisch, ein Stuhl, ein Kasten, ein Ofen, ein schmales kurzes Bett, ein Buch und ein Kerzenleuchter. Durch ein helles Fenster strömte Licht auf diese Herrlichkeiten.

Sogleich öffnete mein Gastherr den Kasten, begann mit schneeweißen Linnen den Tisch zu decken, einen kleinen zierlichen Kübel mit Butter, einen Laib Brot und ein Salzfäßchen herzurichten.

Ich fiel ihm in den Arm: „Nein, mein Lieber, so ist es nicht gemeint. Ihr habt, wie ich sehe, hier die Bibel, und da drin steht's, dass der Mensch nicht allein vom Brote lebt, sondern auch vom Worte. Ihr sollet mir zuerst hübsch verzeihen, dass ich falsch, wie die Welt schon einmal ist, mich an Euch gemacht habe und sollet mir dann etwas sagen.“

„Aber essen wirst du doch etwas!“ rief er besorgt.

„Ich sehe Euch nämlich schon seit Jahr und Tag an der Straße sitzen und Almosen heischen;“ begann ich.

„Da siehst du ganz richtig“, antwortete er.

„Und nun möchte ich gerne wissen — nein, es wird doch nicht gehen. Ihr werdet böse sein, — und Euch beleidigen? Nein.“

„Du mich beleidigen?!“ fragte er mit langgezogenem Tone und blickte mich dabei mitleidig, aber sehr überlegen, mit halbem Auge an. „Du armer Narr!“

„Nun gut. Ich möchte nämlich gerne wissen, warum Ihr bettelt.“

„Warum ich —? Ha ha ha? — warum ich bettle?“ fuhr er lustig drein. „Sage mir doch, warum du Luft schöpfest! Sage es mir doch!“

„Ihr seid gesund und stark wie einer. Ihr habet da ein gutes Brot, man sieht ihm's an, dass es Euch schmeckt. Aber würde es nicht noch besser schmecken, wenn Ihr es Euch verdient hättet? — Mit arbeiten —“

Jetzt trat er ein paar Schritte zurück, zog über der Brust seinen Pelz zusammen, legte die Arme drüber, schaute mich mit seinem munteren Gesicht herzlich mitleidig an und sprach: „Jetzt hast es gesagt. Jetzt hast es gesagt, das große Wort. Und wenn die sieben Weltweisen sieben Jahre lang dran studiert hätten — besser hätten sie es auch nicht sagen können. — Arbeiten!“

„Na ich meine nur . . .“

„Arbeiten!“ rief er aus, und seine Züge verzogen sich wie im Schmerze. „Aber Freund, arbeiten thut ja weh! Schwitzen! Pfui Teufel! Schau her, das steht auch in diesem Buche: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dir dein Brot verdienen, weil du gesündigt hast!“

„Nun, da habt Ihr es.“

„Ich habe aber nicht gesündigt!“ rief er frisch und munter aus. „Ganz unschuldigerweise bin ich auf die Welt gekommen, hab's nicht betreiben und nicht hindern können. Zu Leid hab' ich auch niemandem etwas gethan, außer dass ich meiner Kindsfrau in den Finger gebissen haben soll, weil sie mir statt der rechtmäßigen Muttermilch Kuhmilch in den Mund schmuggeln wollte. Denn ich glaube schon mit Zähnen geboren worden zu sein. Und da soll man kein Naturrecht haben aufs Essen? da soll man sich ein solches Recht erst durch allerlei Anstrengungen erwerben müssen? Thu mir den Gefallen, Kindskopf, und glaube das nicht.“

„Ihr zieht es also vor, andere für Euch arbeiten zu lassen.“

„Jetzt wirst du bitter, mein Freund“, sagte er gutmüthig. „Und das taugt wieder nicht. Ärger ist kein kleineres Unrecht, als Arbeit. Ich will niemanden verleiten, und ich habe all meiner Tage keinem Menschen befohlen, für mich zu arbeiten. Siehst du es denn nicht? die ganze Welt ist voller Thiere, alle sind frisch und munter, und kein einziges ist so dumm wie der Mensch, und arbeitet. Arbeiten die Menschen für sie? Lasse diese zweibeinigen Herrschaften nur erst aussterben, dann arbeitet niemand mehr, und die Welt wird doch voll Leben sein.“

Als ich in das Häuschen getreten, hatte ich nicht gedacht, in wenigen Minuten hier vor einem hohen Herrn zu stehen. Nun sah ich's, das war einer. Das war einmal ein anderer, als die gewöhnlichen sind. Um ein Stück Brot war ich gekommen. Er gab ein großes. Ob es auch nahrhaft war, das sollte sich zeigen. Im ersten Augenblick fühlte

ich mich schier betäubt. Wie? das Thier arbeitet nicht und lebt doch? Und glücklicher als der Mensch, gerechter, schuldloser?

Es ist naturgemäß, nicht zu arbeiten.

Diesen Gedanken hatte ich noch nie gedacht.

Während ich noch befangen war, begannen sie heranzukommen. Zuerst die krabbelnde Ameise: „Es ist nicht wahr! Wir arbeiten.“ — Dann die summende Biene: „Verleumdung! Wir arbeiten!“ Dann der Biber, die Spinne, die Vögel, die Schlangen und andere in langen Reihen, und alle riefen pfeifend, piepsend, gröhlend, knurrend, bellend, krähend: „Wir arbeiten! Wir arbeiten!“

Ich sagte es dem Bettler. Er lächelte freundlich und sprach: „Mein vielliebe Gast! das weiß ich ja, dass der Maulwurf wühlt. Aber denke an, zwischen Arbeit und Arbeit ist eine breite Straße. Bin ich ein Müßiggänger? Nein, ich bin ein Bettler. Ich gehe aus, um zu sammeln. Ich strecke meinen Stab aus, um Gaben in Empfang zu nehmen, ich trage sie nach Hause, die Münzen setze ich in Lebensmittel um, die Lebensmittel bereite ich zu, bewahre sie auf, achte dass sie nicht verderben. Ist das Arbeit? Nein, es ist Thätigkeit. So bethätigt sich freilich auch das Thier. — Aber ich mache keine Arbeit, die anderen zugute kommt, solchen, die nicht arbeiten, die faulenzend in Prunk und Hochmuth das genießen, was andere erworben. So arbeite ich nicht.“

„Das ist eben eine menschliche Erfindung“, sagte ich.

„Nein, eine teuflische!“ rief er. Da war er ganz erregt.

„Thätigkeit und Arbeit, den Unterschied kennt man,“ sagte ich. „Pflügen und Säen ist Arbeit, ernten ist nur Thätigkeit. Ihr, lieber Bettelmann, habt Euch für die letztere entschieden.“

„Und das ist das Richtige!“ fiel er ein. „Nicht arbeiten, nur sammeln. Die Natur, wenn sie gesund ist, produciert mühelos ihre Früchte aus sich selbst. Arbeit ist Sünde gegen die Natur. Tödte mich, wenn's nicht wahr ist.“

„Ich tödte Euch nicht“, darauf meine Entgegnung, „denn Ihr müsset mir vorerst noch Antwort geben, Ihr wollet also nicht für andere arbeiten?“

„Nein.“

„Aber andere sollen für Euch arbeiten?“

„Schaf Gottes, wer sagt denn das?“ rief er aus. „Ich sammle ja nur Brosamen. Sie geben mir doch nur das in den Korb, was sie zu viel haben, was sie verstreuen wollen. Sie thun's nicht aus Barmherzigkeit, sie thun's, weil ihr Überfluss in ihnen das Bedürfnis gezeitigt hat, Abfälle zu haben, armen Creaturen manchmal etliche Brocken hinzuwerfen. Sie sollen nur geben. Dankbar müssen sie sein, dass sie geben dürfen.“

„Wie kann man bei so hartem Urtheil über die Menschen ein so heiteres Auge haben?“ fragte ich ihn.

„Junger Freund“, antwortete er, „das kann man, wenn man fertig ist. — Glaubst du, dass meine Mutter mich als Bettler geboren hat? Meine Wiege war der Reichthum, lieber Mensch! — Das was ich heute bin, habe ich selbst aus mir gemacht!“ Im stolzen Tone des Emporkömmlings waren diese Worte gesprochen. „Aber viel braucht's, bis man es so weit bringt!“ fuhr er fort. „Viele Jahre lang, o meine schönste Lebenszeit, habe ich mich vom Besitz knechten lassen. Man glaubt sein Leben zu schmücken, und man belastet es nur. Die tausenderlei Dinge und Dingelchen, die an den Reichen sich kletten — ein abscheulicher Ballast! Man kann nicht weiter, man kann nicht hinan, man ist ein Sclave und trägt die schwere Kette nur deshalb mit Gier, weil sie von Gold ist, und ist ein durch und durch lumpiger Lump. — Du hast gewiss Bekanntschaft mit reichen Leuten. Nun also. Ich war auch so einer. Betrachte ihr dummes Leben, und du hast das meine vor Augen. Aber endlich, als mir übel war aus- und inwendig, gerade schon auf dem Punkt, wo die Besseren sich zu tödten pflegen, erwachte in mir der Egoismus. Hol's der Teufel! dachte ich, und schmiss den ganzen Krempel von mir. Es war eine wanstige Ledertasche.“ —

Als er nicht weiter sprach, fragte ich: „Was war mit dieser Ledertasche?“

„Ins Wasser hab' ich sie geworfen.“

— Man spricht auch bildlich so, aber bildlich war's nicht gemeint. Eine Stunde unterhalb der großen Stadt, in den Auen. Genau hat er den Platz bezeichnet, wo er seine Papiere, im Werte von mehr als einer Million Gulden, in die Donau geworfen hat.

„Ihr seid nicht klug!“ rief ich erschrocken.

Er klopfte mir auf die Achsel: „Das muss ich besser wissen.“

„Das mag ja sehr philosophisch sein, aber gut ist es nicht.“ Also mein überlegener Einwand. „Ein guter Mensch hätte das Vermögen, anstatt ins Wasser zu werfen, einem Armen geschenkt.“

„Der wäre davon ja reich geworden, du Tropf!“ rief der Bettler. „Ich habe mir ohnehin nachher Vorwürfe gemacht. Wie leicht konnte die Ledertasche aufgefangen werden und in Menschenhände kommen. Gift wirft man nicht ins Wasser.“

„Ihr hättet das Vermögen ja an tausend Arme vertheilen können.“

„Du hast leicht reden“, entgegnete er darauf. „Du bist sicherlich nicht aufgewachsen unter der Thorheit der Million. Wäre ich damals schon weise gewesen, so hätte mir das Geld nichts angehabt. Ich habe nur gesehen, dass das Geld mein Unglück ist, so habe ich gemeint, es müsste auch das Unglück anderer sein. Und ob's nicht denn

doch so ist, sage es, Mensch, den ich nicht kenne! Ich kenne dich nicht, ich liebe dich nur, weil du doch hungrig bist, nicht? Nun siehe. Glaubst du nicht auch, daß dir geschenktes Geld zuwider ist? dass es dich verwüstet? dass dich nur der Besitz freut, den du dir selber erworben hast?"

„Und so spricht ein Mann, der an der Straße sitzt und bettelt?"

Er blinzelte mit dem einen Auge, drückte das andere zu und sprach: „Das verstehst du nicht. Die Pfennige, die ich bekomme, sind ehrlich erworben. Halte ich doch die Stange hinaus! Sage ich doch mein Vergeltsgott dafür! Der Thaler, wenn er in den Korb fiele, wäre geschenkt. Ich lebe von Pfennigen, begleiche meinen Wohnungszins, nähre mich, kleide mich, bin niemandes Herr, niemandes Knecht, und stärker wie der König."

„Das wäre!"

„Ja, das ist" fuhr er lustig fort. „Der König hat ein großes Heer und muss immer noch fürchten, dass ihm der Feind etwas wegnimmt. Mir kann niemand was wegnehmen."

Ich langte wie raubend nach der Butterkübel.

„Ha ha ha, sie gehört dem Hausherrn!" lachte er, „sie ist noch nicht bezahlt. Und deswegen, Freund, muss ich wieder ans Tagwerk." Er langte seinen Korbstab vom Winkel.

Ich hielt ihm die Hand hin: „Hat mich gefreut, endlich einmal die Bekanntschaft eines Glücklichen gemacht zu haben."

Er wendete sich rasch um, als ob der, zu dem ich sprach, hinter ihm stünde.

„Ein Glücklicher — wo?" fragte er wie verblüfft. „Solltest du mich —? Ja ja, es geht mir soweit gut, aber glücklich bin ich nicht. Du siehst es ja." Er deutete auf seine Lagerstätte. „Viel zu kurz. Ich bin fünf Schuh lang, und der Trog vier. Was kannst machen? Bei den Bauern findet man's nicht anders. Man grübelt nicht weiter, klappt sich zusammen und gut ist's."

Ich sah es wohl ein. Auf sechs Schuh langen Erdenraum hat sogar der Todte Anspruch, und dieser Lebendige besaß ein Drittel weniger. Er hätte vielleicht nur das Fußbrett ausstoßen müssen . . . .

So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glücke. Aber er erreicht es nicht. —

Als wir selbander die Straße dahingiengen, begegnete uns der Schlossherr, er fuhr vierspännig und grüßte den Bettelmann mit einer leichten Handbewegung. Dieser dankte „von oben herab". Dann blieb er stehen, schaute ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte: „Armer Bruder! Der Krebs hat sechs Beine, und du hast achtzehn. Wenn dir eins bricht!"

„Sagt Ihr auch zu dem Du?" meine Frage.

„Ha ha ha! das ist der erste gewesen, den ich geduzt. Zu den Eltern hat man damals Sie gesagt. Welsche Narrheit. Aber die Geschwister untereinander . . . . immer Du.“

Er war zur Stelle. Ohne weiteres kletterte er mit guter Übung an den steinernen Statuen empor, setzte sich in den Schoß der Aphrodite und streckte den Stab mit dem Binsenkörbchen aus — nach mir.

Ich reichte dem Bruder des Schloßherrn zwei Pfennige und schritt nachdenklich meines Weges.

Mutter und Sohn.

Novelle von **Anna Plothow.**

„Hu, seht nur, wie der Bach geschwollen ist!“ sagte die kleine Emma bedenklich und schüttelte den dicken Blondzopf.

„Nun können wir nicht hinüber, bekommen kein Mittagessen und gar nichts“, meinte weinerlich der schiefe Hannes und setzte sich am Bachrand nieder, als wollte er warten, bis das Wasser abgelaufen sei. Der dritte und größte der drei kleinen Schulgänger, ein hübscher, braunlockiger Junge von ungefähr elf Jahren, brach bei dem Anblick der Zagheit seiner Kameraden in lautes Lachen aus.

„Seht, so wird's gemacht“, rief er lustig, nahm einen Anlauf und sprang mit einem gewaltigen Satz vou einem hochgelegenen Bachufer zum anderen. Drüben schwenkte er lachend seine Mütze. „Adje, kommt bald nach! Ich laufe indessen voraus und esse dir deine Klöße auf, Hannes!“ Verschwunden war er und ließ die beiden Kameraden hilflos zurück.

Der kleine blasse Hannes mit der schiefen Schulter brach jetzt in lautes Schluchzen aus — dies gab dem Mädchen, das sein rosiges Gesichtchen auch schon zum Weinen verzogen hatte, den verlornen Muth zurück. Mit jener mütterlichen Besorgnis, die schon im kleinen Mädchen steckt, faßte es des Knaben Hand.

„Sei nur still, Hannes, wir kommen schon hinüber. Weißt doch, was wir heut' in der Schule gelernt haben:

„Ein guter Engel immerdar
Hilft allen Kindern in Gefahr.“

„Komm nur, ich geh' voran, halte dich immer dicht hinter mir. So, mußt dich nicht fürchten!“

Sie zog ihn an der Hand fort, zum Wasser hinab. Der Bach war von den Regengüssen der letzten Tage stark angeschwollen, das von den

Bergen kommende Hochwasser hatte noch seit dem Morgen seinen Wasserstand um ein Bedeutendes erhöht, die in seinem Bett liegenden großen Steine, die sonst an dieser Stelle eine natürliche Brücke bildeten, über die man trockenen Fußes hinüberkam, waren nun vom Wasser überspült.

Die kleine Emma bückte sich und zog hastig Schuhe und Strümpfe aus, der barfüßige Hannes konnte sich diese Mühe sparen. Nun watete sie tapfer drauf los, aber als sie in die Mitte kam, wo die Strömung schneller gieng, wurde ihr ein wenig schwindelig. Sie wandte sich nach dem Gefährten — richtig stand er noch am Ufer auf dem ersten Stein.

Sofort gieng die Kleine vorsichtig zurück, hieß den Hannes, sich an ihrem Wollrock festhalten und brachte ihn glücklich bis zum anderen Ufer. Dort musste er sich an einem Weidenzweig anhalten. Sie selbst sprang geschmeidig wie eine Katze das Ufer hinan, stemmte die kleinen Füße fest gegen eine Baumwurzel, hielt sich mit der linken Hand an einen Baumast und zog mit der Rechten den Gefährten zu sich hinauf. „So, da sind wir!“

Der Hannes schüttelte sich, als sei er pudelnass geworden und rannte schleunigst ohne Gruß und Dank davon — er bangte um sein Mittagmahl.

Das kleine Mädchen setzte sich nieder und zog bedächtig ihre Schuhe wieder an. Da sprang mit Geschrei der dritte Gefährte aus dem Gebüsch.

„Hättest uns auch helfen können, Robert“, sagte die Kleine ernsthaft verweisend. Der Junge lachte.

„Ich habe hier nur gelauert, ob ihr ins Wasser fallen werdet, dann hätte ich euch herausgefischt!“ entgegnete er prahlerisch.

„Geh nur“, sagte die Kleine, „du bist bös!“ Er blieb aber nun dicht an ihrer Seite, nur als von weitem im Thalgrund einige Häuser sichtbar wurden, sprang er wieder fort ins Gebüsch. Nach einer kleinen Weile kam er mit einer Gerte zurück, die er sausend durch die Luft hieb.

„Falls uns des Schäfers bissiger Hund anbellt, vor dem du dich immer fürchtest!“ sagte er erklärend.

Die Waffe war unnöthig, der Schäfer hatte heute nicht ausgetrieben. Der grüne Thalgrund lag friedlich da im Glanz der Mittagsonne, umrahmt von den dunkeln Tannenwäldern, über die sich in der Ferne die blauen Kuppen der Berge thürmten. Der Bach, der mit seinem wilden Lauf die Kinder vorher so geängstigt hatte, schlängelte sich nun breit und träge durch die Wiesen, in seinen glatten Wellen die Uferweiden spiegelnd und hie und da eine Gruppe schwarzer Tannen, die verstreut in den Wiesen standen, gleichsam Vorposten der alles ringsum beherrschenden Wälder.

Die Kinder wanderten schweigend den Weg hinab, an dem ein Wegweiser seinen Arm ausstreckte mit der Inschrift: „Zur Zeche“.

Die zwei Dutzend Lehmhütten, die hier im Wiesengrunde traulich beisammen lagen, wurden fast ausschließlich von Bergleuten bewohnt. Ein Steinhaus nur war darunter, es hatte ein Blumengärtchen vor der Thür, das mit einem zierlichen Staket umzäunt war. Da hinein schritt Robert, dort wohnte sein Vater, der Oberheuer Leonhart.

Emma trat in das gegenüberliegende Haus. Es sah trotz seines Strohdaches stattlich aus und hatte einen großen Garten, der mit sauber gepflegten Gemüsebeeten bestellt war.

Dorthin eilte Emma, denn sie wusste dort ihren Vater am sichersten zu finden.

Sein Garten war sein Steckenpferd, dem er jede freie Stunde widmete. In zierlichen Reihen standen die Kohlköpfe und Gemüsestauden, auf buchsbaumumhegten Beeten blühten bunte Blumen, die Gartenwege waren von Himbeer- und Stachelbeerhecken eingefasst und am sonnigen Hausgiebel reifte windgeschützt feines Spalierobst.

Überall, wohin man blickte, war Ordnung und Gedeihen, sah man die Spuren sorgsamer Pflege. Auch heute schritt der alte Bergmann, gebückt unter der Last zweier großer, bis an den Rand gefüllter Gießkannen, den Mittelweg hinab. Wie er den jungen sprossenden Kohl ansah, gieng ein zufriedenes Lächeln über sein graues, gleichsam versteinertes Gesicht, um welches das lange Haar in silbergrauen Strähnen hieng.

Sein Töchterchen lief ihm mit frohem Gruße entgegen und er setzte die Kanne ab — aber nicht, um ihr die Hand zu reichen, sondern um einige Raupen von den Salatstauden zu nehmen.

„Schau, wie du die Erdbeerranken zertrittst", sagte er an Stelle eines Grußes, „immer wild, Emma, immer unachtsam!"

Die gescholtene Kleine schlich betrübt beiseite. Der alte Mann wandte sich wieder seinen Pflanzen zu; während er sorgfältig Unkraut ausrodete, dachte er nicht daran, daß sein Kind aufwuchs wie eine wilde Blume unter Sonnenschein und Regen. Emma lief ins Haus und suchte die Base Christel auf, die am Herde zwischen den Töpfen wirtschaftete, denn eine Hausfrau gab es hier nicht. Emma war seit drei Jahren mutterlos. Die Alte stieß das Kind unfreundlich zurück.

„Zu mir kommst immer zuletzt!" sagte sie mürrisch.

Emma setzte sich still in einen Winkel; als sich die alte Hauskatze an ihre Füße schmiegte, bückte sie sich und streichelte das Thier.

Ihr kleines Herz verlangte so heiß nach Liebe. Als sie später die weiße Ziege im Stalle molk, küsste sie das Zicklein, und ihren Blumen draußen im Garten gab sie Kosenamen. Sie sollten nur recht schön blühen, abgepflückt würden sie nicht werden, gewiss nicht, aber mit den Wurzeln ausgraben wollte sie die schönsten und auf der Mutter Grab pflanzen, da

durften sie bei ihr sein, bei der lieben Theuren. Zu ihr kam das liebe Mütterlein nur nachts im Traume und herzte und küsste sie wie ehedem.

Sie senkte betrübt das Köpfchen. Da stieg eine Lerche zu ihren Füßen auf und verschwand in den Lüften. Das kleine Mädchen schaute hinauf in das tiefe Blau des Himmels. Ach, wer auch so fliegen könnte bis gerade in den Himmel hinein in Mütterleins Schoß. Sie seufzte tief, ihr kleines Herz war schwer von Trauer und unbegehrter Zärtlichkeit.

Einen freundlicheren Empfang hatte der schiefe Hannes. Seine Mutter wohnte im letzten Hause unten am Bach. Seit ihr Mann im Bergwerk verunglückt war, wohnte sie mit ihrem Kind in der dürftigen Hütte und flocht aus Weiden Körbe für den Förderschacht. Sie hieng an ihrem Jungen mit leidenschaftlicher Liebe. Als kleiner Knabe hatte er einen bösen Fall aus der Wiege gethan, nun war er schief gewachsen. Aber das störte das Auge der Mutter nicht, sie fand sogar ein Gutes dabei. War er schief, so brauchte er nicht in den dunklen Schacht hinab, wie sein Vater, er konnte am Sonnenlicht bleiben und die Korbmacherei würde ihn auch ernähren. Vorläufig sollte er recht viel essen und stark werden. Wollte er nicht wachsen, so war es nicht ihre Schuld; sie pflegte ihn wie sie konnte. Sie sparte sich das Brot vom Munde ab und buk für ihn Kuchen aus dem Mehl.

Auch heute hatte sie ihm Eierkuchen gebacken. Aber während er sich's schmecken ließ, fiel ihm die Spielgefährtin ein, die keine liebevolle Mutter hatte und nie so gute Sachen bekam. War es eine Regung des Mitleids oder der Angst vor der unbegriffenen Rechenaufgabe: er fasste einen heldenmüthigen Entschluss und sparte einen Kuchen für sie. Des Nachmittags lief er hin und rief ihren Namen durch den Zaun, denn die Christel gestattete fremden Kindern nicht den Eintritt ins Haus. Emma, die im Garten Unkraut jätete, kam auf des Hannes Ruf an die Hecke. „Weil du doch gerne Kuchen issest!" rief er und warf ihr den säuberlich in Papier gewickelten Kuchen über die Hecke zu. „Und dann kannst du mir auch sagen, wie die Rechenaufgabe gemacht wird."

Emma rechnete geduldig mit dem begriffsschwachen Jungen und zeigte ihm an abgerissenen Blättern das Addieren und Subtrahieren.

Als er endlich begriffen hatte und fort war, trug sie den Kuchen der Christel hin.

„Nun, willst du dich einschmeicheln", sagte die Alte misstrauisch. Da sie aber eben Kaffee trank, kam ihr der Kuchen sehr gelegen, sie verzehrte ihn bis auf den letzten Brocken.

Vom Hänfling hatte der Lehrer den Kindern in der Naturgeschichtsstunde erzählt — wie hübsch er singe, wie er schön bunt gefärbt sei und wie allerliebst seine Eier aussähen: matt grünlich braun, mit feinen schwarzen Punkten. Und er fügte wie immer, wenn er von den Vögeln

sprach, die Mahnung an die Kinder hinzu: die Vogelnester hübsch in Ruhe zu lassen und den Frieden der trauten Waldsänger nicht zu stören. „Bedenkt“, sagte er, „wie schmerzlich es euern Eltern sein würde, wenn sie abends heim kämen und fänden, dass euch Räuber entführt hätten. Auch der Vogel liebt seine Jungen innig!“

Wandte sich Lehrer Christoph mit solchen Ermahnungen an die Herzen seiner Schüler, so hatte seine leise, oft trocken hüstelnde Stimme einen bewegten, eindringlichen Klang, und seine grauen Augen blickten ernst und liebevoll, so dass keins der jungen Herzen zögerte, im Stillen einen Schwur darauf abzulegen, seinen Worten gehorsam zu sein. Aber in Gedanken beschäftigten sie sich mit dem bunten Vogel, und auf dem langen Nachhauseweg achteten die drei Kinder von der Zeche eifrig darauf, ob ihnen ein Hänfling begegne.

Emma war's, die zuerst einen erblickte; sie rief es den Knaben zu, die am Weg nach Käfern suchten.

„Wo, wo?“ riefen die Jungen.

„Er flog dort ins Gebüsch hinein“, sagte Emma. „Seht, dort kommt der zweite. Sie müssen da ihr Nest haben!“ meinte Robert und drang hastig in das Buchengehölz. Hannes folgte, Emma blieb mit klopfendem Herzen mitten auf dem Wege stehen.

Bald tauchte Roberts Gesicht wieder zwischen den Blättern auf.

„So komm doch, wenn du es sehen willst!“ rief er ungeduldig.

Emma schlich vorsichtig näher. Ein Nest anschauen, das war doch wohl kein Unrecht? Ihr Auge folgte dem ausgestreckten Arm des Jungen — es musste sich erst an das Dunkel gewöhnen — aber dann unterschied sie in dem Blättergewirr ein zierliches Nestchen, aus dem fünf Eier leuchteten.

„Wie wunderhübsch“, sagte sie leise, „aber nun kommt, dass wir die Vögel nicht stören!“

„Ein Ei nehme ich mir mit!“ sagte Robert, „das merkt die Alte nicht, und ich habe noch keins in meiner Sammlung.“

„Und ich will auch eines!“ sagte Hannes und langte gierig ins Nest. „Meiner Mutter bring ich's.“

Emma war empört.

„Diebe, Räuber seid ihr!“ rief sie entrüstet. „Habt ihr schon vergessen, was uns der Lehrer gesagt hat: heißt das, die Vögel in Frieden lassen?“

„Dummes Mädel!“ entgegnete Robert ärgerlich, „der Lehrer hat gut reden, er hat ja selbst eine Eiersammlung, wo hat er die her? He? Selbst werden ihm die Vögel nicht die Eier in seinen Glaskasten getragen haben!“

Gegen diese Behauptung wußte Emma nichts einzuwenden, aber sie beruhigte sich noch nicht.

„Thu's doch aus Gutsein!“ bat sie schmeichelnd und legte ihre weiche Kinderhand auf seinen Arm. „Denk nur an den Kummer der Vögel, wenn sie wiederkommen und die Eier vermissen!“

„Du bist doch einfältig, Emma! So ein Vogel kann gar nicht zählen — und am Ende — sie legen ja alle Tage neue — das weißt du doch von deinen Hennen. Das Ei habe ich und behalt ich, basta.“

Er schleuderte ihre Hand ab und lief rasch davon; Hannes rannte hinterher. Die kleine Emma stand wie erstarrt mitten auf dem Wege — sie hatte den Jungen die Vögel gezeigt, sie war schuld an dem begangenen Frevel — mit dieser Erkenntnis kam ihr das Weinen an, langsam und traurig schlich sie nach Hause. — Es war Abend. Emma lag in ihrem weichen, sauberen Bettchen mit den roth und weiß gewürfelten Bezügen, die ihre Mutter noch gesponnen hatte; aber sie fand keine Ruhe in ihrem warmen Nest, ihre Gedanken waren bei den Hänflingen.

Jetzt sind sie heimgekommen, dachte sie, nun suchen sie ihre Eier, nun klagen sie und verwünschen die Räuber, und der liebe Gott hört's — — — Eine heiße Angst ergriff sie, ihr Herz pochte laut, sie sprang aus dem Bett. Ein Entschluß war ihr plötzlich gekommen, und sie eilte, ihn auszuführen: die Vögel sollten ihre Eier zurückhaben.

Niemand hinderte sie bei ihrem Vorhaben, niemand sollte darum wissen. Der Vater hatte Nachtschicht im Bergwerk, die Christel war in die Thalmühle zum Besuch gegangen, um einen Geburtstag feiern zu helfen — vor Nacht kam sie nicht heim.

Emma legte eilig ihre Kleider an und lief hinaus auf die Dorfstraße. Draußen war noch die dämmerige Helle des Frühlingsabends, sie sah noch deutlich die Fensterscheiben am Bachhäusel blicken. Rasch eilte sie hinab und trat mit einem freundlichen „guten Abend“ in die Stube.

Der schiefe Hannes, dem das Schlafen gleich nach dem Essen kam, lag schon im Bett, aber die Korbmacherin saß noch bei ihrer Arbeit am Fenster.

„Wo kommst du denn so spät her?“ fragte sie verwundert.

„Ich wollt' den Hannes nur was fragen wegen der Schule“, meinte Emma entschlossen.

„Du“, sagte sie zu dem Jungen, der sie aus dem Bett schläfrig anblinzelte, „haben wir nicht zu morgen das siebente Gebot auf? Weißt du, wie es geht, Hannes?“

„Du sollst nicht stehlen!“ sagte der Junge gähnend.

„Und meinst nicht, Hannes, daß es uns der Herr Lehrer wieder auslegen wird und uns fragen, weißt schon was, Hannes? Was wirst du dann antworten?“

Der Junge schwieg.

„Aber Kinder“, sagte die Korbmacherin verwundert, „ihr seid mir doch gar zu arg erpicht aufs Lernen, noch bei nachtschlafender Zeit so was reden, da muss ich Einspruch thun — geh heim, Emma, es wird schon ganz finster!“

Sie gieng hinaus, um ihre Lampe anzuzünden.

„Gib mir das Ei, Hannes, ich bring’s den Vögeln zurück, dann kannst du antworten, du habest nicht gestohlen. Ich schenke dir morgen Radieschen dafür. Gib schnell!“

Sie sprach in fliegender Hast; ihre Wangen glühten.

„Auf dem Ofensimms liegt es!“ meinte der Hannes kleinlaut. „Wenn du’s hintragen willst — Radieschen ess’ ich gern, bring recht viel!“

Emma versprach’s und war mit ihrem Schatze aus der Thür, noch ehe die Mutter mit der brennenden Lampe hereinkam.

Draußen legte sie das Ei in ein Körbchen, das sie vorsorglich mitgebracht hatte. Jetzt freilich kam das Schwierigste, zögernd trat sie in das Steinhaus. Die Leonharts waren stolze Leute, die das kleine Mädchen nicht viel beachteten. Der Vater stand im Hofe und schnitt mit der Säge Buchenholz entzwei, Robert musste die Scheite wegtragen. Er that, als bemerke er die Spielgefährtin nicht, sie musste ihn erst wiederholt beim Namen rufen.

Endlich kam er.

„Was soll’s?“ fragte er kurz.

„Ich möchte dich bitten, dass du mir deine Eiersammlung zeigst“, erwiderte die Kleine.

„Jetzt am Abend? Da ist’s ja finster in meiner Kammer, komm morgen.“

„Nein, heut’ möcht’ ich sie sehen, ich möchte das Hänflingsei anschauen, dass ich morgen in der Schule genau weiß, wie es aussieht.

Robert pfiff leise vor sich hin.

„Das kriegst du nicht!“

„Und wenn ich dich recht schön bitte, Robert? Der Hannes hat seins auch zurückgegeben. Dem habe ich auch dafür Radieschen versprochen, die hast du freilich selbst im Garten, und du magst sie nicht einmal. Aber wenn die süßen gelben Pflaumen an meinem Baum reif sind, da bring’ ich sie dir alle —“

Robert lachte verächtlich.

„Behalte deine Pflaumen, ich lasse mir nichts abschachern!“

„Und wenn der Lehrer dich morgen fragt, ob du die Vogeleier genommen, was willst du antworten?“

„Die Wahrheit!“ entgegnete er stolz.

Sie ließ trübselig das Köpfchen hängen — zwei große Thränen stahlen sich aus den blauen Augen und rollten langsam über ihre Wangen.

Er sah in ihr traurig erregtes Gesichtchen und sprang eilig davon. „Dass du mir nur Ruhe läßst“, sagte er heftig, als er wiederkam, und drückte ihr das Ei in die Hand.

„Ich danke dir, guter Robert“, rief sie freudig, „schlaf wohl!“

Er beachtete ihren Gruß nicht, wandte ihr stumm den Rücken und trug wieder Holzscheite beiseite.

Inzwischen war es nun wirklich dunkel geworden, der Mond gieng erst spät auf, und nur die Sterne leuchteten auf des Kindes einsamen Weg. Als Emma an den Bach kam, rauschte das Wasser unheimlich laut, wie sie es nie am Tage gehört hatte, bebend gieng sie hinüber. Drüben im Walde umfieng sie tiefes Dunkel, sie musste scharf umherspähen, um die Stelle wiederzufinden, die sie sich zum Glück genau gemerkt hatte — bei den drei Birken war es gewesen, von der die mittelste vom Sturm abgebrochen war. Im Gebüsch drinnen war es völlig Nacht, man konnte da nicht die Hand vor Augen sehen — aber daran hatte sie gedacht und eine kleine Laterne mitgebracht, deren Licht sie nun anzündete. Wie sie damit in die Büsche leuchtete, flog allerlei erschrecktes Nachtgethier gegen die Flamme an — Käfer und Nachtschmetterlinge, und sogar eine aufgescheuchte Fledermaus.

Vor Schreck schrie die Kleine laut auf, aber sie bezwang sich gleich wieder, fasste die Laterne fester und leuchtete von neuem ins Gebüsch.

„Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu fürchten!“ hatte ihr nun todtes Mütterchen oftmals gesagt; daran dachte sie. Da sie das Nest nicht fand, lief sie wieder zum Weg zurück und leuchtete auf die Erde, um ihre Fußspuren vom Morgen zu finden.

„Hallo, Kind, was machst du da?“ fragte plötzlich eine tiefe Stimme.

Jetzt ließ sie wirklich ihre Leuchte fallen und schlug die Hände ängstlich vors Gesicht.

„Fürchte dich nicht“, sagte die Stimme sanfter, „ich thue dir nichts Böses. Ich bin's, der Pfarrer“.

Er hob die Laterne auf, deren Licht durch den Fall nicht erloschen war und leuchtete ihr ins Gesicht.

„Wer bist du eigentlich?“

„Emma Kull von der Zeche.“

Sie sagte es mit bebender Stimme.

„Und was thust du nächtlicherweise hier im Walde?“

Sie schwieg und drückte das Körbchen mit Eiern fest gegen ihre Brust. Was hätte sie dem strengen Herrn sagen sollen?

Er nahm ihr Schweigen für Schuld, entriss ihr fast heftig den Korb und schaute neugierig hinein.

„Was, Mädchen“, rief er erzürnt, „bist du so eine, die den Vögeln nächtlicherweile die Eier stiehlt? Schämst du dich nicht vor Gott und Menschen?“

In der höchsten Noth fand die Kleine die Sprache wieder.

„Ich — ich wollte ja den Vögeln die Eier zurückbringen —“ stammelte sie.

Der geistliche Herr schaute etwas milder drein.

„Nun, wenigstens regt sich dein Gewissen. Aber warum thatest du erst so Böses? Suche jetzt das Nest!“

In ihrer Angst fand sie es nun wirklich, die Hänflinge umflatterten kreischend das Gezweig, aber sie erhob sich auf die Zehen und legte schnell und geschickt die Eier an die alte Stelle. Der Pfarrer hatte ihr dazu geleuchtet. „Nun mach, dass du heimkommst“, sagte er streng, „morgen in der Schule sprechen wir weiter davon!“

Langsam gieng Emma den Weg zurück; die Furcht vor dem kommenden Tag lag ihr wie Blei in den Gliedern. Nun würden die Gefährten sie hassen, denn sie war ja schuld, dass die Sache ruchbar geworden.

Als sie im Bett lag, war plötzlich ihre Angst verschwunden. Die Hänflinge haben ihre Eier wieder und sind nicht mehr betrübt, mit diesem glücklichen Gedanken schlief sie ein.

Nicht wie sonst im schnellen Flug eilten dem Mädchen am nächsten Tag die Schulstunden vorüber — bleiern, langsam schlichen sie dahin. Ihre Augen leuchteten nicht fröhlich auf, wenn der Lehrer eine Frage that; nicht wie sonst hob sie ecklich den Finger. Blass und still saß sie über ihr Buch gebückt. Einmal schielte sie zum Hannes hinüber, sie beneidete ihn fast, wie er so harmlos seine Schiefertafel bekritzelte. Robert war heut' gar nicht zur Schule gekommen, sein Vater hatte ihn einen Botengang geschickt. Darüber war sie froh.

Als nun aber Stunde um Stunde vergieng, ohne dass etwas Besonderes geschah, und der Lehrer sie freundlich wie immer anredete, verlor sich ihre Angst allmählich, und sie meinte, der Pfarrer habe sie nur mit leerer Drohung schrecken wollen. Da plötzlich — es war schon gegen das Ende der letzten Stunde — trat er zur Thür herein und begann sogleich ein Examen über den Katechismus.

Bei den Knaben bekam er gute Antworten, weniger bei den Mädchen. Nun wurde Emma aufgerufen. Sie wusste alles und sagte es ohne Stocken auf: die zehn Gebote wie die Hauptstücke.

„Du hast brav gelernt“, meinte der Pfarrer. Über des Lehrers Gesicht flog ein Schimmer freudigen Stolzes.

„Das glaub' ich wohl“, sagte er leise, „sie ist auch die beste.“

„Nicht im Betragen!“ erwiderte der Pfarrer laut. „Ich traf sie gestern Nacht bei dem Vogelnest im Walde, ihr Gewissen schlug, sie brachte

gestohlene Eier zurück. Aber der Diebstahl an sich ist schwere Sünde und muss bestraft werden, auch wenn der Dieb das unrechte Gut zurückgibt. Welche Strafe steht darauf, Herr Lehrer?“ Der Lehrer erblasste, die Stube drehte sich um ihn, das — das musste er an seinem Liebling erleben!

Er blickte sie an — aber sie schlug den Blick zu Boden. Bleich und zitternd stand sie da und ihr Aussehen schien Bestätigung ihrer Schuld.

„Dort in der Ecke knie nieder!“ befahl er mit heiserer Stimme. „Nach Schluss der Schule bleibst du hier und schreibst das siebente Gebot fünfzigmal ab.“ Emma erhob sich wankend und kniete im Winkel nieder. Sie schlug die Hände vors Gesicht, aber sie weinte nicht, sie betete. Nicht ein auswendiggelerntes Gebet war's, sondern ein Anruf an ihr liebes, todtes Mütterlein, sie möge dem lieben Gott sagen, dass sie unschuldig leide —

Der Pfarrer examinierte weiter, aber er erhielt nur zerstreute Antworten, die Kinder waren unruhig, einige blickten mit Schadenfreude, die meisten mit Theilnahme auf die bestrafte Kameradin.

Als die Schule vorüber und die Classe leer war, kniete Emma noch immer im Winkel; ihre Knie schmerzten, doch sie wagte nicht, aufzustehen. Da hörte sie Schritte hinter sich.

„Steh auf“, sagte der Lehrer ernst.

Sie erhob sich.

„Nun sieh mich an!“

Langsam erhob Emma den Blick und sah den Lehrer mit ihren klaren unschuldigen Augen an.

„Wie war's doch“, fragte er, „in der finsteren Nacht traf dich der Herr Pfarrer im Walde?“

Sie nickte nur.

„Da brachtest du die Eier zurück. Wann hattest du sie genommen?“

Sie senkte den Blick und schwieg.

„Kind“, sagte er eindringlicher, „sag mir doch die Wahrheit, mir, deinem väterlichen Freunde!“

Sie sah ihn mit bittendem Blick an und schwieg.

Nun dämmerte ihm eine Ahnung der Wahrheit.

„Du hattest sie nicht selbst genommen, sondern andere? Sprich, war es so?“ fragte er hastig.

„Bitte, fragen Sie mich nicht, Herr Christoph, ich will ja gerne die Strafe leiden“, sagte sie demüthig und sah ihn noch flehender an als vorher.

Dem weichherzigen Manne wurde das Auge feucht, eine Thräne fiel auf des Kindes Stirn. Da löste sich auch die Erstarrung in ihrem Busen, laut aufschluchzend sank Emma an des Lehrers Brust. Er ließ

die Kleine sich ruhig ausweinen, dann küsste er sie leise auf die heiße Stirn und sagte sanft:

„Geh heim, Emma, Gott weiß es und ich nun auch, du bist unschuldig!“ — —

Am anderen Tag kam Robert zu ihr. Er gieng stracks ins Haus und in die Stube hinein, er kehrte sich nicht an der Christel Verbot. Er schritt auf Emma zu, die am Tisch saß, und reichte ihr die Hand.

„Du bist ein braver Kerl“, sagte er hastig, „das will ich dir gedenken. Wenn du groß bist, heirat' ich dich!“

Damit gieng er wieder hinaus.

Jahre waren vergangen. Der Hannes war in einem benachbarten Dorfe bei einem Korbmacher in der Lehre, um das Gewerbe richtig zu erlernen — der Robert lernte in der Kreisstadt die Schlosserei in einer großen Maschinenbauwerkstatt. Sein Vater wollte hoch hinaus mit ihm — was Besseres sollte er werden, Maschinenbauer womöglich.

Auch Emma war hoch und schlank herangewachsen. Sie saß nun unter den Confirmanden, die der Herr Pfarrer in der Christenlehre unterwies.

Sie hatte noch immer den offenen, treuherzigen Blick, das freundliche Wesen und das schnelle Antworten. Der Pfarrer erkannte sie wieder. Die alte Geschichte fiel ihm ein, aber wie es so geht, die Erweisung ihrer Unschuld, die ihm damals der Lehrer mitgetheilt, hatte er vergessen, die Erinnerung an den Vorfall war ihm geblieben.

„Du bist doch die mit dem Vogelnest?“ fragte er sie am ersten Tage, als sie ihren Namen nannte.

Sie ward glühend roth und nickte stumm. Der Pfarrer nahm sich vor, auf dieses Gemüth, in dem nach seiner Meinung so böse Triebe schlummerten, besonders zu wirken; wenn er seine Ermahnungen, seine Sittenlehren den Kindern vortrug, sah er Emma dabei durchdringend an.

Jedesmal begegnete er dem Blick des Mädchens, der aufmerksam forschend an seinem Munde hieng.

Er sprach von der Liebe Gottes zu den Menschen, die so groß ist, dass er seinen Sohn für sie zum Opfer gab — er sprach von Christus, der seine Brüder so heiß liebte, dass er nur für sie lebte, litt und starb — er sprach von frommen Menschen, die den Fußtapfen des Heilandes folgten und sich selbst verleugneten im Dienste der anderen —

Immer sah er die Augen des Mädchens auf sich gerichtet, immer las er denselben heißen Wunsch darin — nur lieben dürfen, nur sich aufopfern dürfen. —

Und es reizte ihn, den strengen, glaubensstarken Mann, die Flamme, die er dort aufzucken sah, anzufachen zu hellem Brande. Er wies ihr den Weg, den sie wandeln müsse, und sie folgte willig. Ein wechselseitiges

Verhältnis bildete sich zwischen ihnen — aber es war nicht kindliches Vertrauen, das sie zu diesem Manne zog, wie einst zu dem lieben, sanften Lehrer — sie fürchtete ihn und gehorchte ihm — er war ihr Herr und Meister. Und als die anderen nach der Confirmation mit frischen, fröhlichen Herzen in das sonnige Leben hinaustraten, brennend vor Ungeduld, es mit vollen Zügen zu genießen, gieng sie still und in sich gekehrt zu dem Pfarrer und fragte ihn demüthig: „Was soll ich thun, um eine Christin zu sein?“

„Demüthige dich vor Gott, denke nie an dich selber, sorge für die Kranken und Elenden!“ entgegnete er.

Sie gieng hin und that nach seinen Worten. Sie führte jetzt dem Vater die Wirtschaft, da die Christel zu ihrer Verwandschaft zurückgekehrt war, und sie hielt das Hauswesen musterhaft in Ordnung. Aber, wenn an lauen Sommerabenden die Jugend singend das Dorf entlang zog, war sie nicht dabei, und wenn am Wintersonntag im Dorfkrug getanzt wurde und alles sich lustig nach der Fiedel drehte, war sie nicht darunter. Zu den Hütten der Siechen und Kranken wanderte sie in ihren Freistunden, oder sie saß daheim und nähte Kleider für die Blößen der Armut. Ihr Vater ließ sie ruhig gewähren. Er hatte das mürrisch verschlossene Wesen wie ehedem, er pflanzte seine Rüben und begoss seinen Kohl und kümmerte sich nicht um Emmas Thun und Treiben.

„Sie ist gut, sie ist anders wie die anderen!“ sagten die Alten.

„Sie ist zu gut, schade, dass sie anders ist wie die anderen“, sagten die Jungen.

„Mir ist sie g'rad' gut genug!“ meinte lachend der Robert.

Er war seit einem Jahr wieder daheim. Ein schöner Bursch war er geworden und ein tüchtiger dazu. Maschinenbauer, das hatte ihm nicht genügt, selber wollte er das Stahlross meistern können, das mit dem Sturmwind um die Wette läuft. Von unten herauf diente er sich: erst Kohlenschipper, dann Heizer, noch einmal auf die Schulbank — ein gut bestandenes Examen, und nun fuhr er schon aushilfsweise, bald hoffte er als Locomotivführer fest angestellt zu werden.

Kein Wunder, dass dem hübschen frischen Burschen alle Mädchen nachschauten — er bändelte mit allen an und — nahm keine. Auf dem Tanzboden trieb er seinen Jugendübermuth aus und in tollen Gelagen mit lustigen Kumpanen, im Ringen und Faustkampf gieng die überschüssige Kraft drauf.

„Gottlos“ nannte die Emma sein Treiben, als sie davon erfuhr.

Aber sie ward noch mehr entsetzt, als er am Sonntag auf dem Kirchweg an sie herantrat, ohne weiters den Arm um ihre Taille schlang und, sie keck anschauend, sagte:

„Nun ist's so weit, Emma, dass ich eine Hausfrau brauche, gestern habe ich meine Anstellung erhalten. Dazu passt mir niemand als du, du weißt, schon als kleiner Bursch hab' ich versprochen, dich zu heiraten, wenn du groß genug wärst. Groß genug bist du mir jetzt, und schön genug auch, schlag ein, dann stellen wir uns gleich dem Pfarrer als Brautpaar vor!" Sie versuchte sich loszumachen, er aber zog sie nur fester an sich und küsste sie heiß auf Mund und Wange.

Da stieß sie ihn zurück, dass er taumelte. „Nie und nimmer nehm' ich dich, gottlosen Menschen!" rief sie heftig und rannte davon.

Die Scene hatte Zeugen gehabt, bald sprach sie sich auf der Zeche und in der Stadt umher. Alle, die jungen Mädchen voran, verdammten Emma.

Da sähe man, wohin der Hochmuth führe! Was sie denn wolle? Etwa auf einen Prinzen warten?

Nun, der Robert würde jetzt schon einsehen, dass es andere gäbe und bessere! Die Emma saß still zu Hause und weinte, der Robert aber sah nichts ein, nicht einmal, warum sie ihn abgewiesen. Er gieng finster und mürrisch umher, mied die Mädchen und den Tanzboden, aber suchte desto häufiger die Zechkumpane auf.

Nur eine lobte der Emma Betragen — des schiefen Hannes Mutter war es. Das Mädchen saß bei ihr und pflegte sie, denn sie lag an ihrer letzten Krankheit darnieder.

„Hast recht, Emma", sagte sie, „dass du nicht nach Schönheit und Gestalt siehst und den stolzen Burschen verschmähst. Meinen Hannes nimm, der hat ein gutes Herz und ich würde beruhigt sterben, wüsst' ich, dass du ihn betreust!"

Der Hannes mit dem guten Herzen schnarchte fürchterlich in der Kammer nebenan, und der Emma brannte noch Roberts Kuss auf der Wange.

Sie wolle dem Hannes eine Schwester sein, mehr könne sie nicht versprechen, erwiderte sie der Alten.

Wer weiß, wie lange sie noch gegen einander getrotzt hätten, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre.

Wenn man von manchen Menschen sagt, dass sie mit einem Fuß im Grabe stehen, so gilt es von den Locomotivführern, dass sie täglich mit beiden drin stehen. Auch Robert musste Lehrgeld zahlen. Er bemerkte es rechtzeitig, als er in den Bahnhof einfuhr, dass die Weiche falsch gestellt sei und auf einen abfahrtbereiten Personenzug leite. Er bremste und fuhr auf einen todten Strang, so ward der Zusammenstoß vermieden, nur die Maschine rannte hart gegen einen Prellpfahl, er wurde hinuntergeschleudert und blieb bewusstlos liegen — mit gebrochenem Bein brachten sie ihn nach Hause. Da war nun großer Jammer im Hause

seiner Eltern; die Leonharts hielten alles von dem einzigen Sohn. Der Vater war schon lange siech und saß im Lehnstuhl, die Frau wusste sich mit den beiden Kranken nicht zu helfen. In ihrer Noth holte sie Emma herbei, die Nachbarstochter, die sie sonst hochmüthig zu übersehen pflegte. Emma kam, und von ihrem sanften Wesen gieng Beruhigung und Hoffnung aus. Sie tröstete die Alten und pflegte den Jungen, ihre Hand war lind und geschickt.

Bald waren die Eltern ihres Lobes voll, Robert schwieg und blickte mürrisch zur Wand. Aber allmählich, wie die Besserung vorschritt, wurden seine Blicke freier und heiterer, sie folgten des Mädchens lichter Gestalt und ihrem emsigen Walten. Hatte sie mit dem Kranken zu thun und musste ihn anschauen, so trafen sich wohl ihre Blicke. Aber aus dem seinen sprach nicht mehr Keckheit und Trotz, nur sanfte, flehende Bitte. Dieser Sprache hatte Emma nicht widerstehen gelernt — sie blickte verwirrt zur Seite. Je mehr Roberts Genesung vorschritt, je seltener kam sie, endlich blieb sie ganz aus.

Und wieder war's an einem Sonntag, da hörte sie holpernde Schritte im Vorraum. Sie blickte zur Thür hinaus und sah den Nachbarssohn, der, auf zwei Krücken gestützt, zu ihr kam. Rasch schob sie ihm einen Stuhl hin, er aber blieb am Tische stehen.

„Ich komme nur, um dir zu danken, Emma“, sagte er ernst, „du hast viel Gutes an mir gethan. Und dann bitt' ich dich, dass du mir nicht mehr zürnst, wegen damals — —

Ich war dumm, dass ich meinte, du würdest mir zufallen, wie der reife Apfel vom Baum. Nun bitt' ich dich gar demüthig: habe mich ein bisschen lieb, denn ich kann nicht mehr von dir lassen, und auch meine Eltern mögen dich nicht missen. Ich weiß wohl, ich verdiene dich nicht, ich bin nun ein Krüppel, den du nicht lieb haben kannst — aber thu's den Eltern zulieb! Dein Vater kann ja auch zu uns ziehen, das Haus ist groß genug —“

Ja freilich, anderen etwas zuliebe thun, das konnte sie nicht verweigern und musste sie gleich drum den Burschen heiraten, den sie von Kind an im Herzen trug.

So wurde sie Roberts Weib; in dem vornehmen Steinhaus wohnte sie nun als liebliche Hausfrau.

(Schluss folgt.)

Der Vetter vom Lande.

Eine unheimliche Begebenheit, erzählt von einem Augenzeugen.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einst jahrelang Diurnist gewesen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und stand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er noch immer keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 fl. Jahresgehalt, und siehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht sagen, dass er vom Himmel gefallen sei, denn er war schon gegen fünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Mastviehhändler im Murthale. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Thür stand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennst du mich denn nicht mehr? der Oheim Isidor! deines seligen Vaters Bruder!“ — Auch seine Gestalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Ansehen, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertasche, in welcher ein ganzer Schweinsschinken stak; sie hatte über der Achsel einen Korb hangen mit Eiern und Krapfen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergessen kann. Als Wickelkind hab' ich dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt du noch? Wenn er jetzt schon zu mir nicht kommt, so musst du wohl einmal zu ihm gehen, hab' ich mir gedacht. Geht dir gut, hab' ich gehört. Hast es weit gebracht, sakermentisch weit! Über zweitausend das Jahr, sagen sie! Donnersbub, so viel tragt's bei mir nimmer. Aber schön hast es da! Sauber ist's bei dir. Hast ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich sie gleich sehen? Da hab' ich was für sie. So große Eier machen sie nicht in der Stadt! Kosten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na na, nicht so! Euch kosten sie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal schmausen dabei, mein Friedel! Bauernschinken! Im Rauchfang geselcht! In der ganzen Grazerstadt findest keinen, wie den. Ich hätt' ihn gestern im Postwirtshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf

Gulden! Oha! sag' ich, hab ich gesagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib' ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlassen thu' ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Ist das die deinige? deine Frau? Eine saggrische Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! der Vetter Isidor! Kennst mich nicht? Bissel ein Recht musst mir doch noch lassen an deinem Mann, verstehst! Wie du noch in Abrahams Schnappsack bist gewesen, hab' ich ihn schon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird schon kommen. Du, Frauerl! Geh schau einmal, was dir der alte Vetter mitbringt!"

Das alles fast in einem Athem, so dass weder der Oberbuchhalter noch seine Frau ein Wort dazwischen schieben konnten. Sie hätten auch nicht recht gewusst, was da zu sagen war. Ziemlich gelassen führten sie die Bescherung in den „Salon". Das war das größte, schönste, kostspieligste Zimmer, welches unser Ehepaar leer stehen ließ, während es sich mit ein paar engen, dunklen, hofseitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt die Sitte so. Ein Salon, natürlich! da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Gewäsch. Die näheren Bekannten hocken sich erst noch in eine Hofkammer hinein, wo es sich eigentlich noch gemüthlicher tratschen lässt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! das ist ja nicht bei ihm allein so, das ist auch bei uns so, das ist fast überall so, wo es gescheite Leute gibt. — Also hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich wohl warf die Hausfrau einen verzweifelten Blick auf sein Schuhwerk, aber der Blick änderte dran nichts, da hätte ein mächtiger Borstenbesen bessere Dienste geleistet.

Alsdann am Abend. Da schickte der Oberbuchhalter ein Brieflein zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es sei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und mit dem wisse er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden sein. Ich gieng hinüber, wurde dem Gaste vorgestellt als ein Freund des Hauses, worauf er meine Hand packte, sie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches! Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht? Kein Buchhalter? Na, wenn's nit anders ist. Alle Leute können halt nicht Buchhalter sein", entschuldigte er nachsichtsvoll. Doch gieng seine Wärme gegen mich augenblicklich zurück, steigerte sich aber beim zweiten Glase Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen umarmte er, den habe er ja einmal auf den Händen getragen, über das Breitfeld hinaus. Mich sprach er mit du an. „Wenn'st auch kein Buchhalter bist. Hast halt ein anderes Geschäft. Auch recht, auch recht. Geh'n thut's dir gut, das sieht man. Aber schau — meiner

lieben Schwägerin, oder Mahm, oder was sie ist, der muſs ich doch ein Bussel geben!“ denn die Frau Oberbuchhalterin war eben hereingekommen mit dem Schinkenaufschnitt. — „Ein Bussel krieg' ich vom Vetter!“ lachte das muntere Frauchen, „na, da muſs ich mir doch vorher den Mund abwischen gehen!“ eilte in die Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter sprach seinem Schinken mit Macht zu. „Wohl wohl“, sagte er während des Essens. „Hab' mir's gleich gedacht, daſs er euch schmecken wird. So guten Schunken gibt's nur auf der Bäuerei. Da thun sie ihn im Rauchfang selchen. Die Stadtfleischhacker selchen ihn mit Schalider (Salpeter), da ist er nicht gut. Aber Wein habt's einen guten. Was er etwan kostet, die Maß?“

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten mit Salat und hernach Käse mit Backwerk herein. Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schafkäse mitgebracht zu haben. „Der beste Kas ist der Schafkas!“ erklärte er. Und dabei trank er und trank.

Sein Gesicht war während des Essens, Trinkens und Plauderns leuchtend roth geworden. Es war rundlich, wohl rasiert, hatte ein Birnnäschen und kleine Äuglein, die bei jedem Wort vielsagend blinzelten, als wäre es etwas gar Anzügliches, Deutsames. Schließlich wollte er mit mir Sackuhr tauschen, die seine sei viel größer und schwerer und nur wöchentlich einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt sei echt Schildkrotschale, der Reifen von Silber, Altsilber, nicht Neusilber, und er hätte schon gutes Angebot gehabt für diese Uhr. — Ob sie auch verläſslich gienge? fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!“ entgegnete der Vetter überlegen, „da gibt man sie halt dem Uhrmacher.“ Der Zeiger stand thatsächlich auf halb sieben, statt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter die Zeit wahr und traf Anstalt, seine große rußige Pfeife zu stopfen. Der Oberbuchhalter wollte es mit einer Cubacigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So so, a Cigarl!“ sagte der Vetter und nahm sie in die Faust wie einen Spatenstiel. „Da derspare ich meinen eigenen Tabak. Vergelt's Gott! Warts, Bürschlein, das machen wir so!“ Er zerbrach die Cigarre mit den Fingern, stopfte sie in seine Pfeife und begann sie dergestalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenster, da fand aber der Vetter, es stinke herein. Als der Oberbuchhalter bereits auf eine Gelegenheit zu sinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatschte der Vetter plötzlich in die Hände: Wiſst's was, Leut', jetzt wär' ein Schnaps gut! Was? du hast nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na wart', da hast, schick' einen kleinen Buben!“ Aus seinem ledernen Geldbeutel nestelte er einen Zwanziger hervor, da gestand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Hause, sondern auch keinen kleinen Buben.

„Seids Pfründner!“ knurrte der Vetter gutmüthig. „Das muss ich schon sagen, leben thun wir auf dem Lande besser, als die Stadtleut'!“

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wie viel Uhr ich hätte? Es zeigte sich die eilfte Stunde, und nun hob der Vetter seinen fetten Zeigefinger und die falben Augenbrauen: „Gelt, dass du einen schlechten Brader hast! Auf der meinen ist's erst erst halb sieben — nache der könnten wir noch lang' gemüthlich beisammsitzen!“

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Witz und dann wurde der Vetter in sein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf that ein Übriges zu Ehren des Gastes, sie überdeckte die großblumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parquetboden breitete sie einen Teppich, der sonst draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt sollt' ich halt mein Federbett dahaben!“ sagte der Vetter, während er das Lager befühlte, das zwar aus Matratze, Einsatz und einer rothseidenen Decke bestand, aber allerdings keine Eiderdunen aufwies.

„Schlaf recht wohl, Onkel!“ verabschiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider leg auf einen Sessel vor die Thür hinaus.“

„Gestohlen wird nichts, gelt?“ ließ er fallen, that zur Vorsicht aber Geldbeutel und Brieftasche aus den Säcken, doch wurden die Schätze wohl erst an sicherem Orte geborgen, als wir aus dem Zimmer waren und er die Thür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überstanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Rasieren, als die Köchin des Herrn Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer stürzte: der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Thür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette stand rathlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte vor Frost, dass es ihn im Bett auf- und niederschnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschschüssel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, dass er sich laben könne; ein wilder Krampf krümmte seinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke, und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung

zu errathen, und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen so heilsam sein soll.

„Machts ein End!“ stöhnte der Kranke in Todesnoth, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch, „lassts mich nit so verdammt leiden. Oh dieses Übel! Und dieser rasende Kopfschmerz! Was denn, was denn? Es soll ja — alles euch gehören, wem denn sonst?“ —

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„Oh sterben! sterben!“ wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „sterben thut so viel weh! so viel weh!“ und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wird's ja wohl nicht sein um Gotteswillen!“ tröstete die Frau, „gleich wird der Doctor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wird's schon besser werden.“

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riss. Dann schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! dieses unglückselige Haus!“ stöhnte er, immerwährend von heftigstem Fieber hin und hergeschleudert.

„Wenn du einen Wunsch solltest haben, lieber, guter Vetter“, sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleistift vor. „Nein, nicht so, was glaubst du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muss ja übrigens jeden Augenblick da sein.“

„Du — hu hu!“ gröhlte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er sich wieder auf dem Bette wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doctor!“ Der Arzt trat ein, that einen raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten theilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieberschütteln möglich war, den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doctor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!“ murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!“ sagte der Doctor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegangen sein?" jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben den Abend noch so gemüthlich mitsammen zugebracht."

„Er war noch so frisch und munter!" bestätigte die Frau. „Noch soviel gelacht haben die Herren."

Der Doctor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gutsein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doctor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, stellte sich nahe vor dem Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren." —

„Steht es wirklich schlecht, Doctor?"

„Dieser Zustand", fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiss. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!"

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgesunken in das Kissen, die wachsfalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an, mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doctor schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben."

Im Stiegenhause klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter sich mit dem geistlichen Herrn auseinandergesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draußen jemand sagte: „Man merkt es wohl Herr Ellwurf, dass Sie lange Zeit Diurnist gewesen sind. Sie haben keine Erfahrung." R.

Gedichte.

Von **Sophie von Khuenberg.**[1])

Denk ihn dir todt!

Wenn tiefstes Leid ein Mensch dir angethan
Und du gemeint, es niemals zu verwinden,
Denk' ihn dir todt! Dann erst wirst du empfinden,
Dass, aller Schmerz und Hass nichts war als Wahn.

Dann wird, einlenkend, deiner Wehmuth Kahn
Zurück den Weg zur Bucht der Liebe finden,
Aus letzten Blumen wirst du schweigend binden
Ein Kränzlein ihm, und schweigend nimmt er's an. —

Denk ihn dir todt! Dann wird dein Groll zu Thränen,
Dein heißer Trotz — er wandelt sich in Reue
Und wo noch Stolz und Gram zu kämpfen wähnen,

Da hebt sich siegreich — mitleidsvolle Treue!
Versöhnung siehst du lächelnd niederschweben,
Aus Todesahnung blüht dir neues Leben!

* * *

Bekenntnis.

Du fragst, was ich am meisten liebe? Kinder! —
Und dann? Ach, Pferde, Hunde, Lämmer, Rinder,

Und Löw' und Tiger, Hirsche und Gazellen.
Der Vögel Scharen, lustige Forellen.

Und Meeresflut und kühle Hochwaldslüfte
Und ungezählter Blumen süße Düfte! — —

Am wenigsten, ich muss es offen sagen,
Kann ich mit meinesgleichen mich vertragen.

Denn selten find' ich Menschen, wie's mich freute,
Meist sind es Menschen nicht, — es sind nur Leute!

Ihr Herz ist Hirn, ihr Hirn ein Sklav' der Zeit,
Ihr Streben: Geld, ihr Sinnen: Eitelkeit.

Ihr Blick ist trüb, armselig ist ihr Mut
Vertrocknet ihr Gemüth und krank ihr Blut.

Nicht fähig sind sie einer großen Liebe,
Nur dumpf beherrscht von ihrem Sinnentriebe.

Und wollt' ich, ach nach solcher Neigung trachten,
Weißt Gott! ich müsste selber mich verachten!

Drum halt ich mich an euch, ihr Kleinen, Reinen,
Die alles glauben und die nichts verneinen.

Die Mensch noch sind in aller Unschuldskraft
Und voll des Gottes, der das Gute schafft! —

Die Thiere lieb' ich, die als Dulder tragen
Und treu und hilfreich sind an allen Tagen.

Den Bergwald schmücken und die Thäler zieren,
Die wiehern, bellen, flöten, locken, girren,

Gefangen hinter Stäben schmerzlich träumen
Von sonniger Wüste, blauen Himmelsräumen.

Sie alle, die uns willenlos ergeben,
Hinopfern schweigend, Kraft und Stolz und Leben! —

Und dich, Natur, du unvergängliche Schöne,
Wie lieb' ich dich! Es rauscht, wie Orgeltöne

Der Sturm hin durch die Wälder, und am Meere
Da fühl' ich recht der Menschheit ganze Leere,

Die wie ein Nichts zerflattert rasch vergessen,
Wenn ich an deiner Größe sie gemessen!

---

[1]) Aus „Psyche". (Hamburg. Konrad Kloß. 1896.)

Und spräch' zu mir ein Gott: das Glück sei dein!
So wie du möchtest — soll dein Leben sein!

Dann wählt' ich mir ein Schloss am Bergesrand
Mit weitem Ausblick über Meer und Land,

Und was da rennt und flattert, weidet, schnellt,
In lustiger Freundschaft hätt' ich mir's gesellt!

Und Kinderlein, altkluge, lieblich=dumme,
Viel Plappermäuler und noch reizend stumme.

Die wollt' ich herzen, lehren, führen, pflegen,
Von Blumen rings umblüht auf allen Wegen. — —

Beschiede Gott mir solche Lebenswende,
Da wär' ich glücklich, glücklich ohne Ende!

* * *

Mutterglück.

Ach, was mein Junge für Beine hat
Und was für rosige Fersen —
Besingen möcht' ich ihn ganz und gar
Mit meinen prächtigsten Versen.

Doch daraus macht sich der Schalk nicht viel,
Er kennt viel süßere Gaben.
Am liebsten möcht er tagaus, tagein
An Chocolade sich laben!

Doch weiß ich noch eins, das ihn beglückt:
Wenn meine Arme ihn haschen
Und tanzend ihn drehen im lustigen Kreis —
Das geht ihm noch übers Naschen.

Und Münchener Bogen, Schock schwere Noth —
Die liest er und kann noch nicht lesen!
Auswendig sagt er's am Schnürchen her,
Ist kaum drei Jahr' erst gewesen!

Und wollt ihr 'nen strammen Soldaten seh'n —
Habt acht: er steht wie gedrechselt,
Was gilt's, man hätt' ihn bei einem Haar
Mit einem Gardisten verwechselt!

Doch glaubt ihr, dass er nicht schmeicheln kann? —
Ich sag' euch, er schnurrt wie ein Kätzchen —
Und lächelnd flüchtet die Strenge sich
Vor seinen lieblichen Mätzchen.

Ach, und ein Herzlein hat mein Jung
Von tapferem, fröhlichem Schlage
Und wer es mir jemals traurig macht,
Den hass' ich all meine Tage!

Drum merk' es dir' Schwiegertöchterlein
Du liebliches, tief drin im Teiche,
Kommst du zur Welt und gewinnst dir einst
Dies Herz, das goldene, weiche,

Dann hüt' es und lieb' es und sei ihm treu
Mit deinem tiefsten Empfinden,
So weit du auch suchst auf dieser Welt,
Wirst du kein besseres finden!

* * *

Erklärung.

Was eine Mutter ist, will ich euch sagen:
Ein Name nur für alle Erdenplagen,

Ein Ding, so unfrei, als ihr's denken könnt,
Das sich nicht Schlaf, nicht Ruh, nicht Freude gönnt.

Ihr Kind ist alles — Weltlauf und Geschick,
Sein Lächeln ist ihr Lohn, Befehl sein Blick.

Lass betteln sie — es wird ihr froh genügen,
Schläft nur ihr Kind mit linden Athemzügen.

Doch wird es krank und fiebert seine Stirn,
Dann siecht ihr Herz, und Wahnwitz fasst ihr Hirn.

Und hat sie es gesund und lachend wieder,
So fällt sie betend auf die Knie nieder.

Und jauchzt und stammelt, weiß sich kaum zu fassen,
Kann nichts beginnen, kann nicht grollen, hassen,

Weiß nur das eine, dass es froh genesen
Und taucht in Seligkeit ihr tiefstes Wesen!

Lasst untreu sein den Mann, verkehrt die Welt,
Nehmt Schönheit ihr und Ruhm und Gut und Geld,

Versagt ihr alles, was ihr Herz begehrt,
Lasst nur ihr Kindlein hold und unversehrt,

Sie wird es dankbar drücken an die Brust
Und jubelnd preisen ihres Daseins Lust!

Neue Kunde über Lenau.

Anton Schlossar hat uns ein Buch vermittelt, das im allgemeinen von großem Interesse und für die Lenaubiographie von besonderer Wichtigkeit ist.[1]) Da finden wir fürs erste eine beträchtliche Anzahl Lenau'scher Briefe, deren Wert nicht allein darin besteht, dass sie bisher noch nicht veröffentlicht wurden. Sie wären wertvoll, auch wenn sie nicht Lenau oder ein anderer Berühmter geschrieben hätte. Fürs zweite ist die von des Dichters Freundin Emilie von Reinbeck aufgeschriebene Krankengeschichte Lenaus ein wahres Kleinod. So schlicht, so kar, so sachlich wird hier des unglücklichen Dichters Geschick dargestellt, dass es auf den Leser direct wie ein Erlebnis wirkt. Fleißige Commentare des Herausgebers greifen zu Anfang und zum Schlusse erklärend ein, und ein großes Facsimile Lenaus ist willkommene Beigabe.

In diesen Briefen wollen wir ein bisschen blättern. Lenau gieng im Jahre 1832 nach Amerika, wo er sich sogar ein Stück Landes erwarb, mit dem er später, als er wieder in Österreich lebte, allerdings nichts anzufangen wusste. Bei den jämmerlichen Zuständen in der Heimat, unter denen Lenau besonders von der Censur schwer zu leiden hatte, hätte er gewiss in der neuen Welt seine Hütte aufgeschlagen. Aber dort war es auch nicht einladend, wie ein Brief des Dichters vom März 1833 darthut:

„Wie mir Amerika gefällt? — Fürs erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März, und ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee, und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkruge die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Fürs zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat recht, dass in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter

[1]) Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung, nach den großentheils ungedruckten Originalen. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Sangvögel. Dies scheint mir ein poetischer Fluch zu sein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird hier nie so wohl ums Herz, oder so weh, dass sie singen müsste. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. ‚In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte einer — da würde ich jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte —‘ rc. —. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist meiner Überzeugung nach die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich, und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muss eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika habe. Doch ich weiß es.“

Andere Briefstellen Niembsch von Strehlenaus geben den Stolz des gebürtigen Ungarn wieder: „Sie sagen, ich wolle gleichsam einen Mäcenas im Grafen Alexander suchen. Nein, nicht so. Ich brauche keinen Mäcen, das ganze deutsche Volk ist mir zum Mäcen nicht genug. Mäcen ist Gnadenherr, und das Wort Gnade hat ein Schuft erfunden.“

Gerne weilte Lenau in Steiermark, aus Neuberg und Aussee datieren mehrere Briefe. Er spricht über die Alpen, die Naturschönheiten und über das schlechte Wetter wie ein moderner Tourist. Über einen Ausflug zum Todten Weib schrieb er am 20. September 1834: „Er fiel gut aus! Dreißig Personen, ein lustiges, harmloses Völklein war meine Gesellschaft. So heiter es übrigens dabei zugieng, mir wurde doch etwas leer und bang dabei zu Muthe.“ Es ist der ideale Geist, der sich einsam fühlt unter der Banalität der Leute. Auch die steirischen Tänze, die er sosehr geliebt und so schön besungen, hatten für ihn ihren Reiz verloren. Gemsjagden, zu denen er geladen wurde, hatten anfangs ihrer Beschwerden wegen für ihn Anziehungskraft. Vom blutigen Vergnügen, schöne, harmlose Thiere zu morden, schrieb er wenig. Am 15. August 1835 schrieb er nach Stuttgart:

„Meine Reise in Steiermark war ganz herrlich. Ich habe mehrere Höhen bestiegen, darunter die Schneealpe bei Neuberg 6000, und der Hochschwab, den ich seines Namens wegen gewählt hatte, an 8000 Fuß über dem Meere ist. Da hab' ich in einem Felsenthal ein Jägerhaus gefunden, wo ich gerne länger geblieben wäre. Das Thal heißt die Vorhölle. Rings herum von sehr hohen Bergen eingeschlossen, ist es der ernsteste Winkel der Erde, den ich kenne. Wenn Horaz von seiner Lieblingsgegend sagt: jener Winkel lacht mir vor allen auf Erden, so sag' ich von der meinigen: jener Winkel trauert mir vor allen und ist mir darum der liebste. O, wären Sie

bei mir gewesen, dann hätten Sie mir malen müssen. Abends neun Uhr kam ich auf meiner Fußwanderung in Begleituug eines heftigen Gewitters in die Vorhölle. Die Natur schien alle ihre Schrecken zusammenzunehmen, um sich in ihrer würdigsten Gestalt zu zeigen. Die Blitze gossen sich wie Ströme auf die steilen, grauen Kalkfelsen herab, der Donner, der Sturmwind, der sich in den Klippen wie in einer Riesentuba verfieng und nicht brauste, sondern eigentlich klang, das Rauschen des Wassers und das von Zeit zu Zeit ertönende Geschrei einer Eule, das alles drang die ganze Nacht auf mich ein und erhielt mich in der Spannung eines schauerlichen Entzückens. Ich werde diese Nacht noch einmal in einem Gedichte schildern. Das war in jenem Jägerhaus. Diesem gerade gegenüber steht eine senkrechte Felsenmauer, auf der ich, während ich vor dem Hause mein Frühstück aß und rauchte, die lieben Gemsen herumklettern sah. Drei Tage darauf bestieg ich den Hochschwab. An sieben Stunden dauerte das Ansteigen, welches mir aber durch die herrliche Luft und Aussicht, durch den Anblick vieler Gemsen, die mir im Klettern mit bestem Beispiel vorangiengen und deren ich hundertfünfunddreißig zählte, und durch die Gesellschaft zweier Jäger zu einem höchst ergötzlichen Spaziergang gemacht wurde. Das Nähere oder Weitere dieser Reise mündlich. Nur noch das bemerke ich, dass diese Gebirgsreise meine Gesundheit wunderbar gestärkt hat, namentlich meinen Magen dergestalt, dass ich neulich in Penzing bei einer Tafel von dreißig Personen fast der stärkste Esser war."

Die Wiener Literaturkreise gefielen ihm damals so wenig, als sie ihm vielleicht später gefallen haben würden. Vom 5. October 1834 schreibt er:

— „Das Treiben der hiesigen Literatoren ist höchst unerquicklich und anwidernd. Das feindet sich an, das beneidet sich wechselseitig um jeden Bissen Ruhm und sucht sich solchen vom Maule wegzuschnappen. Diese Menschen, wenige abgerechnet, kommen mir vor, als hätten sie, eine Diebsbande, ein par Fetzen Reputation gestohlen, um welche sie sich nun mit Gezänke herumbalgen. Widerlich, sehr widerlich! Ich möchte hier keinen Almanach herausgeben. Einige Auftritte unter den hiesigen Schöngeistern, wobei es, wie man mir erzählte, zu Stockschlägen gekommen ist, haben mich dermaßen abgestoßen, dass ich statt aller literarischen Conversation hier lieber nach meiner alten Geige greife."

Am 21. October schrieb er über die Recensenten: „Ich habe viel zu wenig Respect vor diesen Herren, als dass sie mich genieren könnten." — Aber lieber Mensch, so etwas sagt man doch nicht!

Gewaltig schwärmte Lenau für die Musik, besonders für Beethoven: „Da will ich mein Herz recht durchstürmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt, wie kein Geist auf Erden." Gelegentlich eines Concertes des Geigenspielers Artot, der ihn entzückte, schrieb er am 27. März 1835:

„War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so musste er dennoch die Kränkung erfahren, dass der größere Theil des Publicums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgnis des Publicums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt sein sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein, an diesen Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, dass es mir in der Seele wohlthat; aber nur

einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer, es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius."

Man sieht, das Philisterium bleibt sich immer gleich. Auch heute, wenn einer solchem Publicum die Violine an den Schädel schmeißen wollte, wäre es schade um — die Geige.

Auf das Bitterste beklagte sich der Dichter über die österreichische Censur, die mit den unsterblichen Geistesschätzen der großen Männer des Reiches allerdings ganz abscheulich wirtschaftete — schon damals unbegreiflich für die draußen im glücklicheren Schwaben, wo sich trotz des Hohenasperg die herrlichen Geister doch immer noch freier und geachteter erheben durften. Lenau schrieb am 11. September 1838: „Ein Hund in Schwaben hat mehr Achtung für mich, als ein Polizeipräsident in Österreich." Und am 23. November:

„Liebste Emilie!

Hätte ich Ihnen was Angenehmes zu schreiben gehabt, ich würde Ihnen längst geschrieben haben. So aber war mein Leben seit meinem letzten Briefe ein beständiger Ärger. Die verfluchten Vexationen der hiesigen Censurbehörde haben selbst jetzt noch immer kein Ende finden können. Von Zeit zu Zeit empfängt mich, wenn ich nach Haus komme, eine auf meinem Tisch liegende Vorladung zu irgend einem Verhöre. Die Verhöre sind nun endlich geschlossen, aber mein Urtheil ist mir noch nicht gesprochen werden. Nachdem ich in vielen und bis zum Tod langweiligen Verhören, durch genaueste Angabe meines Aufenthaltes vom Mutterleibe an bis zur traurigen Gegenwart nachgewiesen hatte, dass ich durch keinen ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt in Österreich zum österreichisch-deutschen Staatsbürger nationalisiert, sondern noch immer als Ungar zu betrachten sei und folglich unter die österreichisch-deutschen Censurgesetze nicht gestellt werden könne, erklärt zwar der hiesige Magistrat, bei welchem die Verhandlungen stattgefunden, er sei nicht competent, in meiner Sache ein Urtheil zu fällen, dagegen aber wurde mir eine alte Verordnung, ein ungarisches Hofkanzleidekret vorgelegt (vom Jahre 1798), nach welchem es auch jedem Ungar verboten ist, ohne vorläufig erhaltene Censurbewilligung irgend etwas im Auslande drucken zu lassen. Ich wusste bis dahin bloß, dass für das Königreich Ungarn keine verfassungsmäßig sanktionierte Censurgesetze bestehen. Das Vorhandensein jenes unseligen Hofdecrets war mir aber völlig unbekannt geblieben. Stellen Sie sich meinen Ärger vor, so aus dem österreichischen Regen in die ungarische Traufe gerathen zu sein, und so viel Müh und Galle und Katzbalgerei aufgewendet zu haben, um endlich diesen Tausch zu stande zu bringen. Ich erwarte jetzt mein Urtheil; bin übrigens fest entschlossen, eine Geldstrafe, falls eine solche über mich verhängt werden sollte, nicht zu zahlen, sondern den Scandal auf seinen Gipfel dadurch zu treiben, dass ich mich einsperren lasse. Die Herren sollen sich ganz brandmarken.

Wenn ich bedenke, dass solche meine Erwerbnisse die österreichische Censur nicht passiert haben, meine schönsten Lebensfreuden folglich auf illegalen Wegen von mir erbeutet sind, so muss ich jenes feindliche Gesetz auch aus diesem Grunde und doppelt hassen. Und doch gebürt mein Hass noch immer viel weniger dem Gesetze selbst, als denjenigen legalisierten Bestien, die das Gesetz auf eine so niederträchtige Art handhaben, dass kein österreichischer Dichter die literarische Ehre seines Vaterlandes befördern kann, ohne dass er dessen Gesetze verachtet. In der Interpretation der österreichischen Censurgesetze ist nirgends die Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur

zu finden, sondern überall nur boshaft gierige, alles geistige Leben benagende Fress-werkzeuge, und unsere Censoren stellen im Gegensatze der pflanzen- und fleischfressenden Thiere die Classe der geistfressenden Thiere dar, eine abscheuliche, monströse Classe!"

Unseren jungen Reactionären würde es nicht schaden, wenn sie manchmal einen Blick zurückwürfen auf die vormärzliche Zeit in Österreich, der sie so arglos wieder zusteuern! — Wie man der hochmögenden monströsen Classe der „geistfressenden Thiere" damals dennoch Nasen drehte, das zeigt folgende Darstellung in einem Schreiben Lenaus vom 5. December 1839:

„Zur Erlangung eines Passes ist es nämlich nothwendig, dass ich früher mich nach Ungarn begebe, wenigstens einige Wochen daselbst wohne, sodann als Ungar mit einem Comitatspasse nach Wien reise, in Wien sodann mit Beilegung des ungarischen Comitatspasses bei der ungarischen Hofkanzlei um einen Pass ins Ausland einkomme, das heißt um einen ungarischen Hofkanzleipass. Diesen langen Umweg anzutreten, ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen. Vielleicht muss ich ihn auch nicht machen. Gf. Alexander sagte mir, er werde im Falle einer Erkrankung seines ersten Obristen — ein Fall, der bei der Kränklichkeit dieses Mannes leicht eintreten könnte — nach Esslingen reisen, noch im Laufe dieses Winters, wenn es so käme; dabei trug er mir gütigst an, mich mitzunehmen. Ohne alle Weitläufigkeiten könnte ich solchenfalls im Gefolge Alexanders nach Schwaben geschmuggelt werden, und meine Feinde in Wien hätten unterdessen Muße, sich weidlich über das dennoch, oder wie mein Freund Schloißnigg sagte: das jedennoch zu ärgern und ach, umsonst!

Am 14. März 1840 stieß er die Klage aus: „Die Maßregeln unserer Censur werden immer drückender; die Brutalität der Aristokratie immer frecher. Gott sei's geklagt! —"

Drollig schildert der Dichter einen Ausseer Salinenhüttenmeister:

„Hier lernt' ich den bewussten Baron von Feuchtersleben kennen. Seine Gestalt ist von einer kolossalen Hässlichkeit bei zwerghafter Winzigkeit. Einen Theil des Ausseer Gebirgs trägt er auf seinem Rücken, seine unverhältnismäßig langen und dürren Beine gleichen zwei Alpenstöcken[1]), sein gelbbraunes Gesicht hat eine gewisse höchst possierliche mulattenhafte Schnauzenhaftigkeit, so dass trotz dem Respect, den seine Stellung als Hüttenmeister dem hiesigen Volke einflößt, bei seinem Vorüberwandeln sich doch über alle Gesichter ein unbezwingbares Lächeln verbreitet. Dabei ist der Mann sehr witzig und stets bei bester Laune, und mir durch sein ganzes Wesen eine Quelle unaufhörlichen Genusses. Mein Lachen über ihn wird oft durch das Lachgewieher, womit er einfällt, bis zu schmerzhaften Krämpfen gesteigert. So giengen wir neulich abends an einer Gipsfuhr vorüber, und er griff in seinem Amtseifer, wie er sagte, in das Gipsmehl hinein, wischte sich aber die Hand nicht ab. „Ich will warten", sagte er, „bis mir ein hübsches Mädel begegnet, dass ich mir meine Hand auf eine angenehme Art abwischen kann." Das ist ungeheuer komisch. Er ist sehr verliebt, was zu hundert Possen führt. An meinem Hiersein hat er eine rührende Freude."

„Madame Steiermark war sehr schön und freundlich gegen mich und lud mich ein, wieder zu kommen. Feuchtersleben wirkte abermals bedeutend auf mein Lachzeug. Eine so gewaltige Hässlichkeit bleibt ewig neu und kann sich nie abnützen. Es ist was Frisches darin, ich sehe sie gerne."

---

[1]) Die seltsamerweise unter dem Berge spazieren. [Anmerkung Lenaus.]

„Und Aussee ist und bleibt mein Liebling.“

Mit Anastasius Grün war Lenau bekanntlich innig befreundet, nach einem Auftritte aber, bei welchem Graf Auersperg seinen „aristokratischen Hochmuth“ gezeigt haben soll, war und blieb Lenau gegen ihn abgekühlt. Über Grüns Dichtungen sagt er:

„Auch seine Muse hat das Hetärenlos der politischen Muse überhaupt: schnell und ohne wahre Liebe genossen, bald und ohne Dank vergessen zu werden. Der Augenblick ist immer treulos, der unsere zumal ein Wüstling und nicht würdig, dass man sich ihm in die Arme werfe, was auch die Herren über unsere Zeit für schöne und hochpreisende Delirien absingen mögen.“

Das könnte sich wohl auch heute mancher Dichter gesagt sein lassen. Lenau hasste alles Liebäugeln nach oben und verübelte es manchem Poeten, der den Fürsten und Herren Loblieder sang. Am 18. November 1843 schrieb er:

„Der Erzherzog Karl hat mich nicht eingeladen, wie Sie zu wünschen scheinen. Mir ist es so lieber. Besser, wenn meine Berührung mit einem Fürsten bloß eine poetische bleibt.“

Von kleinen persönlichen Zügen Lenaus merkte ich mir unter anderen an, dass er sich seinen kranken Zahn nicht wollte ziehen lassen, „wenn dem Schmerz das alte Nest genommen ist, so macht er sich ein neues. Auch bin ich schon von den Zeiten meiner Studien her kein Freund vom Wurzelausziehen“.

Von Ärzten hatte er keine außerordentliche Meinung. So hielt er nichts von stethoskopischen Brustuntersuchungen, „auch hier hört der Horcher an der Wand oft seine eigene Schand“.

Einmal nach einer Mahlzeit hatte es ihn unangenehm berührt, dass man ihm zum Anzünden einer Cigarre aus Versehen eine Todtenkerze gereicht hatte.

Mehr und mehr begab sich der sensitiver werdende Dichter im Lauf der Jahre der Einsamkeit. Am 5. October 1843 schrieb er:

„Die Geselligkeit, es muss wiederholt werden, ist ein Laster, von dem ich mich immer mehr säubere und herstelle, ein Geist und Leib abschwächendes Laster.“

„Meine Behauptung über die Geselligkeit als ein Laster nehme ich, wenn sie anders in dem von mir ausdrücklich beschränkten Sinne genommen wird, keineswegs zurück. Leute, die zu geistigem Producieren da sind, müssen das Consumieren anderen überlassen; wer die Welt gestalten helfen will, muss darauf verzichten, sie zu genießen. Ein förderndes Gespräch mit einem geistigen Freunde rechne ich nicht zur Geselligkeit.“

Sein Gemüth wurde trüber und trüber, trotzdem leuchtet überall die Innigkeit eines liebreichen Herzens durch, besonders gegen die Frau Emilie von Reinbeck, die ihm so viel gewesen ist. Emilie, die Gattin des Hofrathes Georg von Reinbeck in Stuttgart, war selber eine tiefe, künstlerisch veranlagte Natur. Sie scheint das Seelenleben unseres Dichters am besten verstanden zu haben. Alljährlich hatte Lenau die Familie von Reinbeck in Stuttgart besucht für längere Zeit. In Schwaben verlobte er sich 1844

mit Fräulein Marie Behrends, da scheinen mancherlei Wiener Beziehungen höchst störend und erregend eingegriffen zu haben, ein Hauptanstoß zum Wahnsinne des ohnehin nervösen und schwermüthigen Dichters. Der erste Wahnsinnsausbruch hat sich im Hause Reinbecks ereignet. Frau Emilie hat den Vorgang und die schrecklichen Scenen aufgeschrieben, den Dichter mit großer Objectivität gezeichnet und dieser Theil erhöht ganz außerordentlich den Wert des Buches, das kein Leser ohne tiefe Rührung aus der Hand legen wird. R.

Die Spielhölle.

Ein teuflisches Bild aus der göttlichen Riviera.

Der herrliche Palast dort auf dem Felsen an der Riviera! Er ist reif für die Bomben der Anarchisten. Es ist die abscheuliche, fluchbeladene Spielhölle von Monaco, wo das Laster frecher als irgendwo seine Orgien feiert.

„Monaco und seine Spielhölle!“ nennt sich eine hochinteressante Schrift von Rudolf Bergner (Graz, Körblergasse 40), in welcher wir die Einrichtung und das Treiben, sowie die Opfer dieser Anstalt kennen lernen. Der Verfasser erzählt zum Theil aus persönlicher Erfahrung, wie man dort Spieler wird, erzählt von den Einnahmen der Spielbank, erzählt von der Vergangenheit und Zukunft der sauberen „Gesellschaft der Meerbäder“, wie die moderne Räubercompagnie sich bezeichnet, die mit ihrer Spielbank jährlich zwischen zwanzig bis vierzig Millionen Franken einheimst!

Der Verfasser gibt eine Beschreibung der wunderbaren gottgesegneten Rivieralandschaft und deren Curleben und bietet endlich einige Novellen, deren Stoff sich dem Gegenstande anschließen. In Abbildungen sehen wir das „Casino“ (die Spielhölle) von Monaco, das Innere des Spielsaales, die Roulette u. s. w., sogar die Eintrittskarte hat der Verfasser seinem Buche beigelegt.

Wir unterlassen es nicht, aus der Fülle des Interessanten einige Seiten dieses Buches mitzutheilen, denn es frommt nicht allein, das Gute der Welt, sondern auch das Niederträchtige kennen zu lernen, damit man letzteres um so glühender hasse und damit, so viel an jedem einzelnen ist, das Elende bis in seinen letzten Winkel verfolgt und endlich ausgerottet werde.

Hunderte, so erzählt der Verfasser, sind dem Banne des Goldsaales von Monte-Carlo zum Opfer gefallen. Habe ich doch selbst zahlreiche solcher beklagenswerten Menschen kennen gelernt. Da war ein Nord-

deutscher, dessen Wiege an der Ostsee gestanden. Er spielte, gewann, verlor. Eines Tages gewann er dreihundertfünfundneunzig Francs. Er wollte vierhundert Francs gewinnen und sich dann entfernen. Er konnte das letzte Fünf-Francsstück nicht erobern. In seinem Eigensinn harrte er aus, bis er zehntausend Francs verspielt hatte, zwei Tage später erkrankte er am Nervenfieber und starb.

Unauslöschlich steht vor meinem Geiste das Bild eines jungen Dresdeners, der, zum Gewinn von viertausend Franken beglückwünscht, tonlos erwiderte: „Ich habe aber auch bereits das Erbtheil meiner Großeltern hierhergebracht, das meiner Mutter folgen lassen und spiele jetzt auf mein letztes Haus los. Zurück kann ich nicht mehr, ich schmachte im Netze meiner Leidenschaften und sehe dieses Netz sich zusammenziehen." — Ein wohlbeleibter Russe mit stierem Blicke erschien jeden Abend am Roulettetisch und verlor regelmäßig einen Stoß Banknoten, den ihm seine Frau reichte, dieselbe Dame, welche sich darüber allerdings entsetzte, aber nicht die Kraft besaß, dem Pfuhle zu entsteigen. Bei meiner Abreise hatte der Mann mehrere Millionen eingebüßt, noch eine war ihm geblieben. Welche Macht aber der Spielteufel über eine arme Menschenseele zu gewinnen vermag, das zeigte deutlich eine alte Herzogin. Die Greisin konnte nie einschlafen, ohne vorher Roulette gespielt zu haben. Infolge dessen richtete man in ihrem Palais ein Zimmer nach dem Vorbilde von Monte-Carlo ein. Einer ihrer Beamten versah die Rolle des Croupiers, sie selbst mit ihrer Dienerschaft nahm Platz und spielte einige Stunden. Der Vortheil war ein großer, denn das Geld blieb in ihrem eigenen Hause.

Von den entsetzlichen Folgen des Spieles zeugen die vielen zertrümmerten Existenzen, unter denen sich neben zahlreichen Spaniern, Italienern und Franzosen auch Leute germanischer Abstammung befinden. Ich kannte eine deutsche Dame, welche mit ihrem Bruder mehrere hunderttausend Mark in einigen Jahren verspielte und zuletzt ihre Garderobestücke versetzte, um ab und zu ein Silberstück auf dem grünen Tische niederlegen zu können. Ich habe niemals nach dem Abschlusse der unaufhaltbaren, entsetzlichen Katastrophe geforscht, bin jedoch überzeugt, dass beide Geschwister nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Das Ende solcher Unglücklichen ist bekannt. Entweder händigt man ihnen eines Tages im Bureau der Bank das Reisegeld dritter Classe nach ihrer Heimat ein, oder sie greifen zum Revolver, falls sie nicht einen Sprung ins Meer vorziehen. Jährlich dürften zwischen zwanzig und dreißig Selbstmörder die Opfer der Spielhölle bilden, selbstverständlich sorgt die Direction dafür, dass über Herkunft und Ende der Unglücklichen möglichst wenig in die Öffentlichkeit dringt. Ganz verhindern kann sie es indessen nicht. Erschütternd war die Erzählung einer Russin. Sie

berichtete mir einst auf der sonnenstrahldurchfluteten Promenade des Anglais in Nizza, dass sie neben einem livländischen Edelmann gewohnt habe. Es sei ein stattlicher, schöner Mann gewesen voll Bonhomie und Geist. Allmählich habe sie eine Veränderung an ihm wahrgenommen. Er habe die Gesellschaft gemieden, der Blick seiner Augen sei ernst, dann gestört gewesen. Sie habe ihn im Spielsaale beobachtet und gesehen, dass er große Summen verloren. Nachts sei er unruhig in seinem Zimmer auf- und abgegangen, und eines Abends habe sie durch die Thürspalte wahrgenommen, wie er lange Schriftstücke verfasst — die letzten Grüße an seine Familienangehörigen! Am nächsten Tage hätte er nur noch mit geringen Summen gespielt, plötzlich sei er ihren Blicken entschwunden gewesen, dann habe sie eine Detonation in einem Nebenraume gehört, sie sei dorthin gestürzt, Casino-Diener hätten in einer Decke einen Körper davongetragen und auf ihre angstvollen Fragen kalt entgegnet: „Geben Sie Platz, Madame, es ist nichts." — „Aber ihr tragt einen Leichnam. Ich kenne ihn." — „Non, Madame, c'est un mouton." —

Ich sehe mich jetzt veranlasst, ein gewichtiges Wort auszusprechen und mit aller Entschiedenheit gegen Tausende, Hunderttausende, ja gegen Millionen Stellung zu nehmen. Wie urtheilt der biedere deutsche Gelehrte inmitten seines Studierzimmers über Monte-Carlo? Wie spricht die biedere deutsche Hausfrau, der sittenstrenge Landpfarrer, der fleißige Handwerker, der Redacteur an seinem mit Arbeiten überhäuften Tisch, der strengblickende Richter, der erleuchtete Volksmann, der für Freiheit und Gleichheit eintretende Socialist, der Philosoph, der Minister, der Fürst über die Spielhölle? Sie alle sind zumeist schnell mit ihrem Urtheil fertig, finden es vielleicht gar seltsam, dass man über diese Art der Corruption unserer Gesellschaft so viele Worte macht. Sie alle rufen aus: „Recht geschieht denen, so dort hingehen und unterliegen. Es sind ja doch nur die Nichtsthuer, nur die morallosen Reichen, deren Leben ein elegantes Sterben ist. Besser schon, sie gehen zugrunde, als dass sie ihren Mitmenschen zur Last fallen. Ich gehe ja doch nicht dorthin, und gehe ich hin, so spiele ich nicht."

Solche Reden sind Pharisäerreden. Sie sind lächerlich, sie sind falsch, thöricht, einseitig, sie schließen in sich die Sünde ein. Ganz unleugbar ist es, dass ein großes Contingent der Spieler von den Hochstaplern, von den Bankerottiers, von den Taschenspielern, von dem Auswurfe der oberen Zehntausend, von abgewirtschafteten Edelleuten und von verworfenen Frauen gestellt wird. Allein ebenso unleugbar bleibt es, dass auch manch wertvolles Menschenkind hier elend zugrunde gegangen ist. Nur wer mit der Riviera nicht flüchtig, sondern durch jahrelanges Studium vertraut geworden ist, der kann das beurtheilen. Ahnungslos betritt der Tourist

den Ort, er wünscht nur zwei Stunden daselbst zu verweilen. Er spielt, will sein verlorenes Geld der Bank wieder entreißen und bleibt.

Eines Tages kam ein schönes Paar in den Spielsaal, ein Hochzeitspaar. Ich erfuhr von Bekannten, er sei preußischer Artillerieofficier. Das Pärchen glich den unschuldigen Vöglein, die in den Rachen der Schlange schlüpften. Sie reisten nicht weiter, das Spiel fesselte sie mehr, als das Herumziehen aus einem Ort in den anderen, aus einem Hotel in das nächste. Er spielte Roulette, verlor dreitausend Francs, fand aber zum Entsetzen seiner zweifelnden, jungen, blühenden Gattin ein System, ließ sich demzufolge zunächst zehntausend Mark, dann weitere Summen aus der Heimat kommen und schied nach Wochen als Bettler mit seiner trostlosen Gattin. Beiden, noch vor kurzem jugendfrisch und glücklich, winkte eine düstere, reuevolle Zukunft. —

Nicht jeder ist zudem so glücklich wie der Capitän eines amerikanischen Kriegsschiffes, dass er sein Geld auf dem Zwangswege zurückfordern kann. Der Mann ankerte mit seiner Corvette im Hafen und verspielte im Trente et Quarante fünfundzwanzigtausend Francs Regierungsgelder. Ein deutscher, ideal beanlagter College hätte sich an seiner Stelle wahrscheinlich der Schande halber expediert. Nicht so der praktische Yankee. Er ließ alles klar zum Gefecht machen und zeigte der Gesellschaft der Seebäder an, wenn er bis drei Uhr nachmittags nicht sein Geld wieder habe, würde er das Casino zusammenschießen lassen. Die Direction sehnte sich nicht danach, die Treffsicherheit des amerikanischen Seesoldaten zu erproben, sie sandte vor der bestimmten Stunde fünfundzwanzigtausend Francs, und unser Capitän verließ schmunzelnd den Ort des Schreckens.

Wer nun aber behauptet, es handele sich nur um die eleganten Fremden, um die wohlhabenden Hochzeitspärchen, die für das Gerupftwerden kein Mitleid verdienen, denen halte ich die Thatsache vor, dass die Bevölkerung der ganzen Riviera von dem giftigen Athem des Lindwurms gepeinigt wird. Der Kaufmann zu Genua, der Industrielle von Marseille, der Beamte von Nizza, sie alle, alle schmachten ja in dem Banne dieses Molochs, der ihren geraden Sinn verdirbt, der ihre Seele unstet macht, der ihre Nachtruhe raubt, der sie dazu verleitet, unehrlich in Handel und Wandel zu sein. Ein sehr geachteter, allgemein beliebter Arzt in Nizza, tüchtig in seinem Berufe, wurde von der Spielleidenschaft ergriffen. Eines Tages kehrte er in seine Behausung zurück — er war vor wenigen Stunden ein Bettler geworden. Seine Gattin war abwesend. Bei ihrer Rückkehr fand sie ihren Mann als Leiche vor. Er hatte sich vergiftet und die zwei Kinder mit in den Tod genommen! — Nicht jedes Drama endet so entsetzensvoll. Ich traf eine Dame aus Marseille, eine Fabrikantensgattin. Sie wollte die missliche Lage ihres Mannes

verbessern, kam mit vierundzwanzigtausend Francs nach Monte-Carlo, setzte Maximum, sah in ihrer Hand sechsundneunzigtausend Francs vereinigt, vertraute dem Glücke, verlor alles und fuhr mit dem leeren Portemonnaie und thränenüberströmt zu ihrem in Marseille gebliebenen Gatten zurück. Und wie die Wohlhabenden Italiens und Frankreichs ihr Geld im Casino lassen, so auch die kleinen Leute. Sonntags eilen sie nach Monte-Carlo, füllen die Säle, die Cassen der Bank und kehren mit leeren Taschen zurück, um nächsten Sonntag wieder ihr Erworbenes zu opfern. Soll man hier auch von Nichtsthuern sprechen, deren Leben ein elegantes Sterben ist? Es wäre doch zu einfältig, wollte man auch in solchen Fällen jene abgedroschenen Phrasen auftischen.

Der Schluss aber ist leicht zu ziehen. Er ist eine einzige große, laute und ungestüme Verurtheilung der Spielhölle. Sie ist ein mittelalterlicher Brauch im modernen Gewande. Fort mit ihr! —

„Monte-Carlo, du Schlange im Paradies der Riviera, die du mit deinem giftigen Odem das Glück von unzähligen Familien geraubt hast, du solltest endlich das werden, zu dem dich die Natur bestimmt und mit allen nur denkbaren Gaben versehen hat: ein ausschließlich den Kranken und Leidenden gewidmeter Platz." So habe ich bereits vor zehn Jahren geschrieben und gerufen. Damals währte der Contract mit der Casino-Gesellschaft noch ein Jahrzehnt. Mehrere hundert Millionen Francs sind in diesem Jahrzehnt erbeutet worden. Man hat zehnmal von diesem Sündengelde in großmüthigster Weise dem erlauchten Fürsten aus dem Geschlechte der Grimaldis einen herrlichen Tribut entrichtet, zehnmal der Geistlichkeit des Zwergstaates mit klingendem Gelde gehuldigt, zehnmal alle Schulen des Landes besoldet, zehnmal für die Monasger die Steuern beglichen, zehnmal der für ein Jahr beträchtlichen Zahl der Ausgeraubten das Reisegeld in die Heimat gewährt, zehnmal zwei Dutzend Unglücklicher in den Tod getrieben und zehnmal an die Zeitungen von Marseille bis Genua das sündhafte Bestechungsgeld abgeführt.

Damals hoffte man, Europa würde in nicht allzu ferner Zeit um eine Curiosität ärmer sein. Aus zuverlässigster Quelle verlautete, Fürst Albert von Monaco sei fest entschlossen, den bald ablaufenden Vertrag mit der Direction der Spielbank unerneuert zu lassen und diese dadurch zum Auszug aus seinem in wenig Stunden zu durchwandernden Reiche zu zwingen. Für die Verhältnisse des letzteren wäre ein solcher Entschluss von tiefgreifendster Wirkung gewesen. Als vor Jahrzehnten der Unwille gegen die Spielbanken sich zu regen begann und in Deutschland den Croupiers der Boden zu heiß wurde, wandte sich der berühmte, besser berüchtigte Bankhalter Blanc an den Fürsten Karl III. von Monaco, um Aufnahme für sich und die „Seinen" an den paradiesischen Gestaden des Mittelmeeres bittend. Da Monsieur Blanc es jederzeit, wenn es

sein Vortheil erheischte, vortrefflich verstand, mit dem leichtgewonnenen schnöden Metall zu klimpern, so wurde er gar bald mit dem Liliputanerfürsten einig. Fürst Karl sah seine bisherige Bagatellrente plötzlich auf einige Millionen erhöht, und die Monagasger fühlten sich mit einemmale sehr behaglich und sahen die Fleischtöpfe Egyptens vor sich.

Seit jenen Tagen hat die Roulette ungestört an der Riviera ihr Wesen getrieben, Millionen jährlich in die Casse des Monsieur Blanc und seiner Nachfolger escamotierend und Millionen von angstvollen Seufzern und bitteren Thränen hervorrufend. Die Wanderungen zu den bethörenden Goldquellen in zauberhafter Gegend mehrten sich beständig, behaglich schmunzelnd sah Monsieur Blanc sein Einkommen steigen. Und er war dankbar! Um alle etwaigen Betrachtungen der Mitglieder des Hauses Grimaldi über die Berechtigung oder Nichtberechtigung eines Souverains, sich von einer vielgehassten und vielgeschmähten Spielgesellschaft aushalten zu lassen, auf die einfachste Weise zu erledigen, verwendete er einen Theil des jährlich erworbenen, ungeheuern Mammons, um sich auf den Wohlthäter des Fürstenthums hinauszuspielen. Keiner der zehntausend Unterthanen des „Reiches“ hatte fortan Steuern zu entrichten, die Straßen hielt der moderne Krösus im Stand, die Schulen und die Geistlichen ließ er leben, in allen Stadt- und Staatsangelegenheiten öffnete er seine edle Hand und last not least: der Fürst empfieng gleichfalls pünktlich seinen aus Millionen bestehenden Theil. Um die privaten Klagen und Verwünschungen der armen im Goldpalaste Bethörten kümmerte sich Blanc der Große nicht, da sein Herz zu Kieselstein verhärtet war, wohl aber dünkten ihn die in den Rivierastädten erscheinenden Zeitungen bemitleidenswert, ihre Berichte über Spielverluste, Verzweiflungsthaten und Selbstmorde hielt er für überflüssige literarische Plage. Er griff zum zweitenmale in die Taschen und leitete den goldenen Strom zu zahlreichen Redactionstischen. Der Rest war das Schweigen der Rivierapresse, und dieses Schweigen herrscht noch heute von Genua bis Marseille.

Der lange Jahre regierende Karl III. hat sich in seinem sclavischen Verhältnisse sehr behaglich gefühlt und sich keineswegs um die Hochachtung der civilisierten Menschheit gekümmert. Man sollte meinen, sein ihm auf dem Throne gefolgter Sohn Albert müsse anderer Ansicht sein. Er besitzt einen klaren, auf die Wissenschaft gerichteten Blick, wofür seine vorzüglichen Untersuchungen der Tiefenbewohnerschaft des Mittelmeeres hinlänglich zeugen, er verfügt aber auch über die nöthigen Mittel, um weitere, unlautere Bereicherungen entbehren zu können. Der verblichene Fürst hat seine Cassen gefüllt hinterlassen, der jetzige hat durch seine Ende 1889 erfolgte Vermählung mit der verwitweten steinreichen Herzogin Richelieu, geborenen Heine-Embden, sich eine hübsche Privateinnahme gesichert, welche

es ihm ermöglicht, die verlockenden Erhöhungsofferten des Spielgefälles dankend zurückzuweisen.

In Fürst Albert hat sich jedoch die Welt ganz gründlich getäuscht. In süßestem Hoffnungstaumel behauptete man, die mit der Verbannung bedrohte Roulette sei auf der Suche nach einer neuen Heimat begriffen und wünsche ein anderes Duodezfürstenthum zu entdecken, in welchem sie ihre grünen Tische aufschlagen könnte, um die getreue, ihrem Banne verfallene Schar der Blinden ungestört abzuschlachten. Man sprach davon, dass die Direction der Meerbäder, wie sich nun einmal die Familie des als siebenzigfachen Millionärs verblichenen Blanc und einige Compagnons zu nennen belieben, den regierenden Fürsten von Liechtenstein um gastfreundliche Aufnahme in den Alpen ersucht hätte. Das stille Vaduz sei das Ideal jener Leute, der dortigen biederen Bevölkerung schlüge ihr allumfassendes Herz entgegen, die Straßen des Ländchens sollten durch sie verbessert, die Heeresmacht — sie dürfte sich noch immer auf zweiundsiebzig Mann belaufen — erhalten, alle Steuern in großmüthiger Weise beglichen werden, der regierende Fürst zehn Millionen Francs empfangen. So der Mietslohn, den die saubere Gesellschaft gesonnen sei, dem deutschen Fürstenthum zu entrichten. Allein die Verlockungen, so glänzend sie sein mögen, sind schroff von dem deutschen Fürsten zurückgewiesen worden.

Welche Verblendung des Liechtensteiner Fürsten! Die Bank ist ja doch klug und rücksichtsvoll. Sie hat das Gesetz erlassen, dass kein Monasger spielen darf — natürlich, verlöre einer Haus und Hof, würde man die ganzen dreizehntausend Monasger auf dem Halse haben — sie hätten also auch den fürstlichen Liechtensteinern den Zulass verboten und nur die Tiroler und Vorarlberger ausgeraubt.

Und nun kommt die Kunde, dass der Fürst Albert von Monaco die Concession um fünfzig Jahre — es heißt sogar bis 1963 — verlängert hat. Glückliche Bank, sie hat also nicht nöthig, nach dem kalten Liechtenstein auszuwandern, sie bleibt im Lande, wo die Citronen und Orangen blühen! Arme Tiroler, arme Vorarlberger! Wollt ihr euer Geld loswerden, so müsst ihr noch fünfzig Jahre in die Riviera reisen! Seliges Monaco, deine Bewohner, deine Schulen, deine Geistlichkeit haben nur die Taschen aufzumachen, und die ehrenwerteste Diebesgesellschaft der Welt wird sie dir füllen. Deinem Fürsten und deiner Fürstin jedoch muss man fluchen. Der Fürst wird seine Tiefseeuntersuchungen fortsetzen, Madame Heine kann ihr Geld zählen, aber die Verachtung der Ernstdenkenden wird auf ihnen lasten.

Ein Localpatriot.

Gedenkblatt von Dr. **Emil Ertl.**

Mitte November 1896 ist im Grazer Centralfriedhofe ein Mann zur ewigen Ruhe bestattet worden, dessen Name mit so manchem Guten, Nützlichen und Schönen dauernd verknüpft bleibt, das er in seiner Heimat, insbesondere in Graz, während eines langen, rastlosen Lebens geschaffen hat, der aber auch als Persönlichkeit, in seiner ehrenwerten, etwas wunderlichen Eigenart, in den Herzen seiner Landsleute fortzuleben verdient, soweit es eben unsere eilende Zeit gestattet. Dass der Mann vor etwa sechzig Jahren als unbemittelter Handlungsgehilfe aus Untersteiermark, wo er zuhause war, nach Graz kam, dass er als redlicher und umsichtiger Geschäftsmann es bald zu einem behaglichen Wohlständchen brachte und sich sogar zum vierfach verstockten Hausherrn aufschwang, beweist eigentlich nichts, als dass die Wirtschaftsordnung früherer Jahrzehnte dem Fleißigen und Strebsamen leichtere und raschere Erfolge ermöglichte, als dies heute der Fall ist. Dass aber Johann Kleinoscheg, so hieß der Mann, von dem ich rede, sein selbsterworbenes Vermögen und den wohlverdienten Ruhestand nicht dazu benützte, sich gütlich zu thun, sondern beides, sein Geld und seine Zeit, ja sein ganzes Thun und Denken bis ins höchste Lebensalter in den Dienst der Allgemeinheit stellte; dass er in selbstlosester Weise erfüllt war von dem heißen Streben, seine Mitbürger in seiner Weise zu beglücken, den Schönheiten und Vorzügen seines Heimatlandes vor aller Welt Anerkennung zu verschaffen; und dass eine Reihe seiner Vorschläge und Pläne, so unausführbar sie auch manchmal schienen, und so mächtig die Gegnerschaft war, die sich ihnen anfangs entgegenstemmte, thatsächlich verwirklicht wurden und heute Tausenden von Menschen zum Segen und zur Freude gereichen — das alles beweist, dass bei allem Streberthum, aller Parteiwirtschaft, allem Bureaukratismus, aller Schläfrigkeit und Mattherzigkeit, die unser öffentliches Leben entwerten, verknöchern, versumpfen, dennoch ein Keim edlen Gemeinsinns in unserem Volksstamme schlummert, den wir vielleicht öfter hervorlocken und zur Entfaltung bringen könnten, wenn wir nur so recht von Herzen daran glaubten.

Man nennt Johann Kleinoscheg als Begründer einer Schule, die der steirischen Geschäftswelt von großem Nutzen ist, und der zahlreiche, im praktischen Leben stehende Männer ihre Ausbildung verdanken, der Grazer Handelsakademie. Eines der größten Geldinstitute unseres Landes, die Steiermärkische Escomptebank, zählt ihn gleichfalls zu ihren Gründern. Wer etwa vierzig Jahre zurückdenkt, erinnert sich, dass er es war, der im Vereine mit einigen anderen wackeren Grazer Bürgern die Lehmpfütze, die heute den Namen Hilmteich führt, nebst den umliegenden Lehmgründen auf eigene Gefahr käuflich erwarb, zu einem Park und Vergnügungsort umgestaltete und später zum Selbstkostenpreis der Gemeinde Graz überließ. An der Hilmwarte, dem schmucken Aussichtsthurme nächst Graz, der den herrlichsten Blick auf die Stadt und weit ins grüne Bergland hinein bietet, verkündet eine Marmortafel, Johann Kleinoscheg habe sie „erdacht und ermöglicht“. Die Schlossbergbahn, welche heute zahlreichen Einheimischen und Fremden, deren Zeit beschränkt ist, ein rasches Erreichen der Schlossberghöhe ermöglicht, verdankt ihr Dasein wesentlich ihm, und es ist nur die Frage, ob eine stilvolle Verbauung des Plateaus, wie er sie plante und mit bedeutendem Aufwand an Arbeit und Kosten im Bilde darstellen ließ, bei dem in Graz herrschenden Mangel an wirklich geschmackvollen und luftigen Speisesälen und Gasträumen dem heutigen Zustande nicht vorzuziehen wäre. Über den Fremdenverkehr mag man denken, wie man will; sicher ist, dass er heute eine mächtige Hilfsquelle für ein Land werden kann, das so viele Schönheiten und so wenig Unternehmungsgeist besitzt, wie die Steiermark. Von diesem Gesichtspunkte aus setzte sich auch Kleinoscheg dafür ein. Das gesellige Leben von Graz verdankt ihm einen gewissen Aufschwung durch die Wiederbelebung der im Absterben begriffenen „Ressource“. Und dass er auch ein Herz für die Kunst hatte, beweist sein opferwilliges Eintreten für die Landes-Zeichen-Akademie, von welchem jüngst die Grazer Blätter Erwähnung thaten. So ließe sich noch manches aufzählen, das er gewirkt und vollendet, vieles, das er gewollt und erstrebt hat.

Johann Kleinoscheg war ein Agitationstalent ersten Ranges; er scheute keinen Weg, keine Mühe, wenn es galt, seine Mitbürger für eines seiner Projecte zu gewinnen. Auch die schrofffste Zurückweisung empfand er nicht als persönliche Demüthigung, oder ließ es sich wenigstens nicht merken. Die Sache, für die er jeweilig eintrat, stand ihm so hoch, dass er sich den Luxus allzugroßer Empfindlichkeit nicht gestatten mochte. Es war nicht gerade leicht, ihn loszuwerden. Auf jedes Argument war er gefasst, hielt er ein wohlbedachtes Gegenargument in Bereitschaft. Man sah sich bald in die Enge getrieben, entwaffnet, und rückte, da es nun einmal nicht anders gieng, mit einem Beitrag heraus. Man

fühlte sich diesem Manne nicht gewachsen, weder seiner Beharrlichkeit, noch seiner Sachkenntnis. Denn alles, was er anpackte, hatte er gründlich studiert. So war er z. B. ein wohlorientierter Fachmann für Aussichtsthürme. Es giebt wohl kaum irgend eine Aussichtswarte, sei es in Österreich, oder am Rhein, oder sonst irgendwo, deren Anlage oder Bauart, Financierung, Besuchsstatistik und sonstige Verhältnisse er nicht im Kopfe hatte. In seiner Wohnung besaß er eine ansehnliche Sammlung von Abbildungen solcher Warten und wusste an den Mängeln der übrigen die Vorzüge der Hilmwarte glänzend zu demonstrieren.

Im Gespräch über seine Lieblingsideen war er schier unerschöpflich. Man musste viel Zeit haben, um so lange auszuhalten, bis er nur annähernd ausgesprochen hatte, was ihm auf dem Herzen lag. Man fühlte sich schließlich gleichsam hypnotisiert und nickte zu allem ein zustimmendes „Ja". Wie viele seiner Freunde und Bekannten machten deshalb, wenn sie ihn durch die Herrengasse einherkommen sahen, bei aller Wertschätzung für seine Person einen großen Bogen, um ihm auszuweichen! Nicht wenig mag hiezu auch seine Agitationslust für Kaltwassercuren und Naturheilverfahren beigetragen haben. Er selbst fühlte sich gesund und frisch bei diesem Regime und wollte das zweifellos große Glück körperlicher Rüstigkeit, das er auf seine naturgemäße Lebensweise zurückführte, auch anderen zuwenden. Stundenlang konnte er einem zureden, einen Naturarzt zurathe zu ziehen. Und wenn man ihm einwarf: „Aber ich bin ja vollkommen gesund!", so lächelte er milde und sagte: „Eben deshalb müssen Sie trachten, nicht krank zu werden!"

Als ich Johann Kleinoscheg kennen lernte, war er bereits ein hoher Siebziger. Ich hatte damals, zu einem gemeinsamen Zweck mit ihm verbündet, die schönste Gelegenheit, einen Mann in ihm schätzen zu lernen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Jedenfalls trug sein Alter dazu bei, mich manche seiner Eigenschaften leichter ertragen zu lassen, durch welche andere, die ihn schon lange kannten, abgeschreckt worden waren. Von einem Fünfziger erträgt man es vielleicht nicht, sich einen ganzen Abend lang bei Bier und Beefsteak über eine neue, wunderbare Construction für öffentliche Anstandsorte unterhalten zu lassen. Von einem Siebziger lässt man sich so etwas oder ähnliches, wenn auch mit leisem Lächeln, schon eher gefallen. Die ewige Melodie der Kneipp'schen Curen ermüdeten zwar auch mich, aber ich ließ sie jedenfalls gefasster über mich ergehen als andere, die dasselbe Thema aus demselben Munde vielleicht schon vor zehn Jahren mit derselben Weitschweifigkeit hatten erörtern hören.

Schließlich waren das nur Äußerlichkeiten, und wer wird am Äußerlichen haften! Ich blickte gern in diese wasserhellen Augen, aus denen ein wenig List und Klugheit, aber auch eine rührende Herzenseinfalt für jeden abzulesen war, der lesen konnte und wollte. Ich freute mich, wenn

ich (einige freie Zeit vorausgesetzt) dem mäßig beleibten alten Herrn begegnete, der mit einem gewissen Anflug jugendlicher Eleganz gekleidet war, im Sommer einen feschen „Girardi“, ein wenig gegen das linke Ohr gerückt, im Winter einen feinen Cylinder oder einen flachkrämpigen „Stösser“ trug und Damen gegenüber gern seine altmodische Galanterie spielen ließ. Ein Hauch körperlicher Frische gieng von ihm aus, den er dadurch zu erhalten wusste, dass er zu jeder Jahreszeit morgens ins kalte Wasser stieg, und seine geistige Rührsamkeit stählte er durch ein fröhliches Untertauchen und Baden in Plänen und Projecten, wodurch er die Gedanken von seinen persönlichen Interessen ablenkte und die Sorgen und Mühsale des Alters leichter ertrug, als die meisten anderen Menschen.

Achtzig Jahre ist er alt geworden, in seinem Herzen aber ein Jüngling geblieben.

Das kostbarste Gut der Jugend, einen unbeugsamen Optimismus, hat er sich bis ins hohe Greisenalter erhalten. Auf dem Gebiete, das er zum Arbeitsfelde für seinen rastlosen Thätigkeitstrieb erwählt hatte, die Verschönerung, Ausgestaltung und Berühmtmachung unserer Stadt, hielt er seine kühnsten Pläne für ausführbar. Er glaubte an Graz, er glaubte an den Gemeinsinn, die Warmherzigkeit seiner Mitbürger, und dieser Glaube machte ihn stark. Diesem Glauben sind in erster Linie seine zahlreichen Erfolge zuzuschreiben. Diesem Glauben in erster Linie; denn Geld gibt es genug in Graz, das eine zweckmäßige oder heitere Verwendung sucht, und auch an „Anregungen“ fehlt es nicht, wie dieses oder jenes zu machen wäre. Aber an müßigen alten Herren fehlt es, deren Glaube stark genug wäre, das humoristisch gefärbte Martyrium auf sich zu nehmen, welches für einen begeisterten Kämpfer gegen Stagnation und Bequemlichkeit in localpatriotischem Rahmen fast unvermeidlich ist.

Auch dem alten Johann Kleinoscheg ist dieses Martyrium nicht erspart geblieben. Viele haben über ihn gelacht und dieses oder jenes seiner allzu weitgehenden Projecte für eine kleine senile Verrücktheit erklärt. Und in der That grenzten manche seiner Wünsche ans Komische, wie etwa die zahlreichen Aussichtswarten, durch welche, wenn es nach ihm gegangen wäre, dem Hügelland nächst Graz das Aussehen eines gespickten Hasenbratens verliehen worden wäre. Aber muss man nicht vieles wollen und alles für möglich halten, um wenigstens etwas zu erreichen, zu verwirklichen? Die That ist immer und überall ein überlebendes Enkelchen von vielen verstorbenen Gedankenkindern. Und dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist in Graz, der Stadt der „Anregungen“, der Stadt der sanft entschlummerten Theater-Enquete, der ungebauten Markthallen und anderer frommen Wünsche, reichlich vorgesorgt. Hätte uns die Hilmwarte vielleicht einer gebaut, der nach gut österreichischem

Grundsatz von vorneherein „bei uns“ so etwas für unmöglich gehalten hätte? Hätte eine „Commission“ oder ein „Comité“ jemals eine solche Initiative ergriffen? Nein, ein Einzelner musste den Anfang machen, und zwar eine Persönlichkeit, eine von dem Glauben an die Sache und an die Menschen erfüllte Persönlichkeit, wie bei allem, was jemals Nützliches oder Schönes zustande gekommen ist.

Und wenn nun die durch einen solchen Glauben angeregte Phantasie sich manchmal in allzukühnen Purzelbäumen überschlug, so hätten wir nicht lachen sollen — höchstens lächeln. Lächeln mit einer Thräne im Auge, denn die letzte Ursache solcher Purzelbäume ist eben doch der Glaube, der Glaube, der uns fehlt, uns deutschen Österreichern allen, der unerschütterliche Glaube an uns selbst, an die Stärke unserer Sache, an die Möglichkeit unseres materiellen und geistigen Aufschwunges, an die Kraft, Verlässlichkeit und Ausdauer unserer näheren und ferneren Landsleute. Das Kleinste ist in dieser Welt der Wirklichkeiten immer ein Abbild des Großen, und um auf einem eng begrenzten Gebiete Erfolge zu erzielen, braucht es ungefähr dieselben Eigenschaften, wie jene, welche nöthig sind, um ins Weitere zu wirken. Wären wir nur alle so glaubensstarke Localpatrioten, wie Johann Kleinoscheg es war, wir wären bessere Deutsch-Österreicher überhaupt, lebendigere Glieder am Leibe unseres Volkes. Fänden wir nur Lust und Muße neben unseren persönlichen Sorgen, jeder in seinem Kreise, dem ihm zunächst liegenden Gebiete, an die Allgemeinheit zu denken und für sie zu wirken, so wie er es that, es stünde manches anders in unserer Stadt, in unserem Lande. Hätten wir nur alle statt unseres tiefgewurzelten Indifferentismus ein Zehntel jener Wärme und jener Selbstlosigkeit in uns, die ihn beseelten, nur ein Hundertstel seines Glaubens an das, was wir gerade treiben, die leise Entmuthigung, die wie ein feiner Herbstnebel auf unserem ganzen öffentlichen und theilweise auch auf unserem privaten, materiellen und geistigen Leben und Thun lastet, wäre mit einemmale zerrissen, und die freudige Sonne des Erfolges leuchtete, auf welchem Felde immer wir uns bethätigen, über unserer Arbeit.

Solcherlei Gedanken wurden unlängst in mir lebendig, als ich von der Grazer Sackstraße hinweggieng, von dem bekannten hochaufsteigenden Hause, von welchem Johann Kleinoscheg soeben seine letzte Reise angetreten hatte, in einem sechsspännigen gläsernen Wagen, gefolgt von wahren Lasten von Blumen. Ich überdachte, was ich von der geschäftlichen und öffentlichen Thätigkeit des Mannes theils berichten gehört, theils selbst mit angesehen hatte. Ich erinnerte mich, dass in der Vorrede eines der ersten Bücher Peter Roseggers der Name des Verewigten dankbar genannt wird unter jenen Männern, welche dem jungen Poeten die Mittel zu seiner Ausbildung gewährten und dadurch die äußeren

Bedingungen für das spätere Gelingen seiner Mission erfüllten; auch ein Blatt, das nicht welken wird im Kranze des Todten! — Und als ich auf meinem Wege an einem Café vorüberkam, in dem ich hie und da eine Nachmittagsstunde zu verbringen pflege, fiel mir ein, dass ich an diesem Orte zum letztenmale mit dem Hingeschiedenen gesprochen hatte, und eingedenk der Umstände, unter denen es geschehen war, konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, trotz der ernsten Stimmung, in der ich mich befand.

Es war im Frühling des Jahres, als ich, eben im Begriffe, mich aus jenem Café zu entfernen, Herrn Johann Kleinoscheg erblickte, der die Billards entlang strich. Er war sonst kein Besucher dieses Locales und machte den Eindruck eines Menschen, der einen Bekannten sucht, aber nicht findet. — „Himmel, dachte ich, das gilt mir!“ — Der Wille ist ja stark, aber das Fleisch ist schwach! Und jedermann, der es erfahren hat, weiß es, mit welchem Geschick Johann Kleinoscheg einem das Geld für seine gemeinnützigen Zwecke aus der Tasche ziehen konnte. Warum sollte nun gerade ich bluten? Es gibt so viele wohlhabende, ja reiche Leute in Graz! Und die Regulierung der Staatsbeamtengehalte hängt noch immer in der Luft! So schoss es mir durch den Sinn, und — schnöde! schnöde! — mit instinctiver Geschicklichkeit schlug ich mich seitwärts in die Büsche.

Ich wähnte mich gerettet. Aber wie schlecht kannte ich meinen Johann Kleinoscheg! Des anderen Tages, als ich um die gewohnte Stunde ins Café kam, saß der silberhaarige Greis bereits da, an demselben Tischchen, an dem ich zu sitzen, dem Platze gegenüber, den ich einzunehmen pflegte, und lächelte mir vergnügt entgegen. Da gab es kein Entrinnen mehr.

Eine Weile lang that er ganz unschuldig. Dann lenkte er das Gespräch auf meine literarische Thätigkeit. (Wieviel wird mich das kosten? seufzte ich im Stillen.) Er stellte sich ziemlich informiert und plätscherte mit scheinbarem Behagen in diesem Fahrwasser, obzwar ich merken konnte, dass er jeden Augenblick Gefahr lief, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Da übermannte mich das Mitleid. Ich machte ihm die Sache leicht und fragte ihn geradezu, welchem Ziele er zur Zeit seine Thätigkeit widme? Er griff mit beiden Händen nach dem zugeworfenen Rettungsseil und nannte einen gemeinnützigen Verein, in welchem er gerade eine große „Action“ vorbereitete. Ob ich denn schon Mitglied sei? Ob ich denn schon mein Scherflein beigetragen hätte?

Da hatte ich's nun! Natürlich wurde ich Mitglied und zahlte meinen Beitrag.

Um welchen Verein es sich damals handelte, ist mir nicht mehr erinnerlich, da ich längst die Übersicht über meine Mitgliedschaften verloren habe. Aber irgendwie zum Guten werden meine armen paar Gulden

schon verwendet worden sein, da Johann Kleinoscheg darum warb. Und mir gereicht es heute zur Genugthuung, dass ich dem warmherzigen alten Herrn, als ich ihn zum letztenmale sah, noch eine kleine Freude bereitet habe.

Er war vielleicht kein überragender Geist, aber er war eine Individualität. „An den eigenen Gedanken zu glauben; zu glauben, dass, was für uns im Innersten unserer Seele wahr ist, wahr sein muss für alle Welt, das ist Genius", sagt Emerson. „Nein, das ist Charakter", möchte ich lieber sagen. Und wo wir auf einen solchen treffen, sollten wir uns, auch wenn er das Gegentheil von dem thäte, was wir für richtig halten, tief verneigen.

Eine Bergbesteigung in den Tauern.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Das ist schon ein kreuzfideles Reisen, auf den steierischen Landesbahnen! Wie plaudert es sich unterwegs bequem und gemüthlich mit biederen Landleuten, die neben der Bahn einherwandeln! Einen Schock Schnaderhüpfeln habe ich mir bei solcher Gelegenheit einmal vorsingen lassen von einer frischen Almerin, die mit Futterkorb und Rechen neben dem Zuge gieng, während ich bequem im Coupé saß und die munteren Liedlein ins Notizbuch schrieb. Für Fremde, die sich auf Volksstudien verlegen, sind solche Einrichtungen von großem Werte. Und dann erst die Wirtshäuser! Jeder Bahnhof ein Wirtshaus, jeder „Stationschef" ein Gastwirt! So oft der Zug halten mag, steht vor der Coupéthür ein gedeckter Tisch, an dem sich Zugführer, Schaffner und Passagier mit aller Gemächlichkeit laben können. Haben wir gegessen und getrunken, dann richten wir uns wieder langsam her zur Weiterfahrt bis zur nächsten Restauration. Die Fahrpreise sind auch billig, denn die Landesbahn will den Steirern sparen helfen. Und jener Westfäle war ein Philister! Der behauptete nämlich, dass ein solches Sparsystem mit Wirtshauseinfassung von der steierischen Landschaft eine schlechte Speculation sei. Wenn eine jüdische Privatgesellschaft auf solche Weise den Leuten das Geld aus dem Sacke locke, so würde der steierische Landtag wahrscheinlich antisemitisch-sittliche Anwandlungen bekommen und derlei Einrichtungen verbieten. Den Steirern dürfe man wahrlich nicht noch mehr Gelegenheit zum Trinken geben, als sie ohnehin haben, am wenigsten dürfe es die Landesverwaltung selbst sein, die das Volk in seinem Hauptlaster noch bestärke! — So der Westfäle, der alte Zopf!

Auf der Murthalerbahn ist's auch so, aber wir kamen glücklich nach Mauterndorf. In einer Fahrstrecke von vier Stunden fünfzehn Bahnhofrestaurationen. Die Mauterndorfer sagen, manchmal komme der Zug prächtig illuminiert an. Die Passagiere der Fahrt bestanden diesmal hauptsächlich aus italienischen Arbeitern, die an den Bahnhofbrunnen Wasser tranken, aus sparsamen Bäuerlein, die ihre Zehrung im Sack hatten, und aus Poeten, die sich mit Nektar und Ambrosia nähren — so fluchten die Wirte und meinten, es verlohne sich nicht mehr, Stationschef zu sein!

Im Mauterndorfer Gasthofe „zur Post" hat endlich auch der Poet seinen weltlichen Sinn einbekannt und sich die irdische Gottesgabe trefflich schmecken lassen. Dort vereinigt sich die alte heimliche Art des Gasthoflebens mit neueren Anforderungen und man würde sich behaglich fühlen zur längeren Rast, wenn nicht die gewaltigen Tauernherrlichkeiten, die so nahe sind, wie Magnete zögen, bis man in einem der wasserreichen Engthäler oder auf einer eisumsponnenen Bergspitze hockt. Uns war vorher noch ein interessanter Besuch im Schlosse Mauterndorf gegönnt. Dieses Schloss war einst ein Sommersitz der Salzburger Erzbischöfe gewesen, die so viele Denkmale ihrer Reichthümer, ihres feinen Geschmackes und ihrer Grausamkeit hinterlassen haben. Seit langer Zeit war Mauterndorf Ruine, bis eines Tages ein Berliner kam, das Schloss ankaufte und dasselbe nun ganz im Sinne seiner ursprünglichen Gestalt restaurieren lässt. Die Pietät, womit das geschieht, ist rührend, der historische Geist, in dem die Restaurierung vor sich geht, bewundernswert, und in wenigen Jahren wird im schönen Lungau eine besondere Merkwürdigkeit zu sehen sein — eine Burg, vollkommen hergestellt und eingerichtet im Stile früherer Jahrhunderte. Ob den Reisenden die Sehenswürdigkeit ohne weiteres gezeigt werden wird, weiß ich nicht, uns hat der Besitzer die aus alten Mauern neu erstehende Ritterburg in allen ihren Einzelnheiten aufgethan und erklärt, wir schritten durch die Herrengemächer des sechzehnten Jahrhunderts, fühlten die Fittiche des trotzigen Geistes, der gegen das Lutherthum stritt. Und zu den Fensternischen klang der Pfiff der Bahn herein, der Bahn mit den Eisenschienen, die jemand die mathematischen Gleichungsstriche der Geschichte nennt.

Als der heitere Sommertag — wie es deren im Sommer 1896 wenige gab — sich ein wenig gekühlt hatte und hoch in der Himmelsbläue die leichten Wölklein standen, rollten wir auf gutem Wagen die herrliche Straße entlang, deren Vorfahrin von den Römern gebaut worden war, als sie die alte Welt gesprengt und die Alpen durchbrochen hatten. Jene Herren sahen bei ihrem Tauernübergang andere Ziele als wir von heute, wenn wir auf dem tischglatten Straßenbande dahingleiten — plangend nach dem Kaffee im Gasthause der Tweng, nach dem Bier in

Obertauern und darauf hin, dass wir mit Kosten und Schnaufen einen hohen Berg besteigen aus keinem anderen Grunde, als um auf einmal recht viele andere Berge zu sehen. Wie würden die praktischen Römer lachen über ein Geschlecht, das die Länder bloß sehen, nicht erobern will! Die alten Weltplünderer wussten eben nichts davon, dass auch der freie Genuss der unbegrenzten Naturschönheit eine Welteroberung ist.

Eine Fahrt über diesen Radstädter-Tauern habe ich im neunzehnten Heimgartenjahrgang, Seite 949 beschrieben. Noch schöner war es diesmal. Als wir zur Passhöhe kamen, wo in aller Höheneinsamkeit der kleine, ewigkeitsstille Friedhof liegt, gieng die Sonne in voller Klarheit nieder über den Zacken der Ennsthalerriffe, und vor uns in satter Bläue thürmte sich das wüste Gewände der Seekarspitze. Meine Genossin hatte einen kaum hörbaren Seufzer gethan, denn am nächsten Tage wollten wir dort oben stehen auf der hohen schaurigen Zacke. Jede der umliegenden Kuppen und Wände, keine war unter 2000 Meter, aber jede stand ehrfurchtsvoll zurück vor der einen, der die Hochgegend beherrschenden Spitze. Als wir uns im alten Hospiz auf dem Tauern der Nachtherberge versichert hatten, liefen unsere Beine rasch noch eine nahe Höhe hinan, um wenigstens das herrliche Hochthal mit den umstehenden Bergriesen noch genauer zu sehen, falls am nächsten Tage der Himmel einfiele und den Tauern bedecke mit seinen feuchten Nebeln.

Ich war so sehr erregt, dass ich die Nacht über wohl das Auge schloss, aber hinter demselben trotzdem alles sah, was der vergangene Tag gebracht hatte und der künftige bringen sollte. Zehn Stunden Rast auf kaltem, feuchtem Bette, und keinen Augenblick Schlaf. Am Morgen noch in frostiger Dämmerung war das erste, dass ich einen Touristen die Welt Gottes kritisieren hörte. Das meiste hierum fand er langweilig, nur einiges war an dieser Tauernwelt im ganzen hübsch, hatte aber im einzelnen seine Mängel und Nachtheile, die Wege waren nass, die Seen schmutzig, die Gasthäuser ließen — im Vergleiche mit denen der Schweiz — sehr viel zu wünschen übrig. Und die Bergaufstiege hier seien nicht pikant, seien zahm bis zur Dummheit. Während meines Ankleidens raisonnierte er im Nebenzimmer beständig so herum, dann trat ich ihn an: „Draußen in Radstadt geht um drei Uhr neununddreißig Minuten der Eilzug nach der Schweiz.“ Wer die Alpennatur so theuer erkaufen muss, als ich, mit großen körperlichen Anstrengungen, mit Schlaflosigkeit, mit mancherlei Ungemach, das ein professioneller Bergläufer nicht kennt, der weiß die Schönheiten besser zu schätzen. Jeder Fels, jeder Wasserfall, jeder Zirmstrauch, jede Matte, jede Gemse, jede Eidechse, alles was Natur, ist unbeschreiblich schön; jedes geringschätzige Wort ist eine Gotteslästerung.

Das Hospiz auf dem Tauern liegt 1648 Meter über dem Meere. Im Mai, wenn draußen in den Thälern schon die Ähren aus den

Halmen schießen, donnern in diesen Bergen noch die Schneelawinen. Kein Baum steht schützend vor dem alten Menschenbau, dessen meterdicke Mauern das Innere nicht zu schützen vermögen vor Zug und Nässe, wenn draußen die Stürme brausen und Regen und Eis an die Wände schleudern. In hohen Steinstufen steigt man zur Sommerszeit hinauf zum Eingangsthore, zu welchem man im Winter eben so hoch und höher von der Schneestraße niedersteigen muss. Im Sommer klingt viermal des Tages das Posthorn auf dieser einzigen Straße zwischen Kärnten und Salzburg. Aber die Reisenden hüllen sich fröstelnd in ihre Mäntel, wenn der Wind den Schnee an die rauchenden Pferde wirft, die den schweren Wagen emporziehen in die Region der Gemsen. Und am nächsten Tage ist es doch wieder grün auf den Almen, und von den Felshängen gleiten schwer und langsam die Wasserfälle, an denen dieses Gebirge so reich ist.

Als die Sonne aufgieng, verließen wir, ich und meine Lebensgenossin, das Alpenhaus. Von Südwesten stiegen wir den Bergstock an. Vor uns gieng der Führer, ein alter, gemüthlicher Mann, der im Rucksack die Mäntel und Nahrungsmittel trug, und mit dem Alpstock sachte anstieg. Auch wir hatten lange Stöcke in der Hand, die in den Steinen klangen, während wir schweigend und andächtig bergwärts stiegen. Das kurze Gras der Matten war voller Blümlein; in tieferen Lagen wucherte der Alpenrosenstrauch so üppig, wie auf den Heiden des Vorlandes das Heidekraut. Weiter oben kurzstengelige Enzianen mit den bitteren Wurzeln. Noch weiter oben alles kahl. An schattigen Stellen lag Reif.

Zuerst war es quer über eine Wiese hinangegangen, dann über einen Stangenzaun, dann an einer Sennerei vorüber, und an grasenden Kühen, die weiß-roth gefleckt sind. Der Boden war sumpfig, in den von Rindern getretenen Löchern stand Wasser. Wo ein Stein war, da setzten wir darauf unseren Fuß, wo ein fester Rasen war, da nützten wir ihn auch, wo nichts war, da plumsten wir in den schwarzerdigen Sumpf. Nach einer Weile zog sich der Fußsteig steil an den trockenen Hang hinauf gegen die kahle Kuppe, genannt das Seekareck. Meine Genossin fragte nicht ohne Beklommenheit, ob wir zu dieser Höhe hinauf müssten. Der Führer meinte, da oben hätten wir nichts zu thun, verschwieg aber, dass wir eine viel höhere Spitze zu erklimmen haben würden. Wir sahen sie noch nicht. Wir umgiengen den Bergrücken nach links, da that sich der erste große Blick auf in die blauende Felsenwelt, über deren Zinnen aus weiter Ferne schneeweiße Punkte und Streifen herüberblinkten. Über einem Sattel des Seekareckes bogen wir wieder nach rechts auf eine Hochebene ein, die mit schwarzen Zirnbüschen und grauen Felsklötzen bedeckt war. Dazwischen Wassertümpel, sogenannte Gebirgsaugen von trichterartiger Tiefe. Hier keine Matte mehr, lauter Steingerölle. Ein

weites Kar war vor uns. Dort drüben ein größerer See, auf dessen Fläche der Südwind spielte, der auch uns lau umfächelte. Der Grünwaldsee, dem nichts so sehr fehlt, als der grüne Wald, der hier oben ein Märchen ist. Oder sollte es doch einmal grünen Wald gegeben haben auf diesen Höhen? Im Gegentheil, man spricht ja von einer Gletscherzeit, die da gewesen, und die abgeschliffenen Steine auf der Oberfläche wie in der Tiefe geben Zeugnis davon. Und ein einziger Lahnbruch enthüllt oft mehr Vergangenheit als manches große geologische Werk.

Wir waren auf einer Höhe von 2000 Metern, gleich jener der Rax in Steiermark.

Hinter dem Kare mit dem See erhob sich über die angrenzenden Bergrücken, aus diesen emporgewachsen, ein wüster Felskegel. Rauh, rissig, zackig — ein finsterer Unhold, der in den Himmel aufstand. In Schründen lag Schnee. Und das war die Seekarspitze. Meine Frau musste immer wieder stehen bleiben und Athem schöpfen. Ich begann mir heimlich Vorwürfe zu machen, sie in diese Hochwildnis mit heraufgeschleppt zu haben. Unsere Füße berührten nur mehr Stein und Stein. Der Steig war kenntlich durch lange Stäbe, die von Strecke zu Strecke im Gerölle standen. Der Führer untersuchte jedes dieser Wahrzeichen, ob es wohl feststehe und nicht umfalle. Nachdem wir eine Stunde über solchen groben Schuttboden stellenweise steil angestiegen waren, öffnete sich hoch oben ein zweites Kar mit einem zweiten See. Der war kleiner als der unten. Er war von nördlichen Winden durch den Gebirgskamm geschützt, lag ganz der Sonne ausgesetzt und hatte eine dicke Eisscholle. Sie war noch vom vorigen Winter her, und wir hatten den 10. September! Der See schien nur wenige Fuß tiefer zu liegen, als unser Steig, ich stieg entgegen dem Willen des Führers hinab, um die Dicke des Eises zu prüfen, musste aber an zwanzig Minuten zur Tiefe klettern, bis ich am Ufer war. So täuscht der Blick in unbekannter Gegend, und ich hatte meine Neugierde um die Eisdecke mit einer Stunde Zeitverlust zu büßen. Mittlerweile hatte sich meine liebe Genossin ein wenig ausgeruht und wir konnten unseren Aufstieg fortsetzen. An steiler Lehne kamen wir zur Scharte hinauf, die den Bergzug des Seekareckes mit der Seekarspitze verbindet. Jenseits der Bergkante war der schauerliche klüftige Abgrund nach Norden in das schwarze Kar. Hier öffnet sich auch der Blick in die nördliche Bergwelt, voll überwältigender Pracht. Von diesem Punkte wollten wir nicht weichen, aber der Führer erinnerte uns, dass wir noch eine Stunde zu steigen hätten und machte aufmerksam auf Nebelflocken, die dort und da an den Bergen hiengen. So wagten wir uns an den steilen Felskegel, der unserem Auge noch immer keine Möglichkeit zeigte, wie ein Mensch ohne Flügel da hinaufkommen könne. Aber der Steig fand sich zwischen den Felsriffen, in Schuttmulden und

neben Kaminen empor. Nur wenige Stellen, an welchen ein unvorsichtiger Tritt verhängnisvoll werden konnte, im ganzen gieng es gefahrlos, ja verhältnismäßig ohne Beschwerde hinan. Der Blick zurück in die Tiefe der Scharte, in das schwarze Kar, konnte wohl schwindelig machen, aber die Felsblöcke, die uns hier überall umgaben, die fast in der Luft zu hängen schienen und doch seit Ewigkeit so fest gegründet waren, hätten jeden Sturz verhindert. An drei Stunden waren wir gestiegen vom Hospiz herauf. Noch galt es, unter ein paar Überhängen durchzuklettern, ein vereistes Schneeband zu überqueren, über einige Steinblöcke zu kriechen, und wir waren oben. So plötzlich waren wir oben, dass ein Doppelschrei der Überraschung ausgestoßen wurde.

In meiner Jugend hatte ich Berggipfel bestiegen, ohne zu fragen, wie hoch. Heute, im Zeitalter der Touristik, interessierte es mich zu wissen, dass wir zur Stunde 2348 Meter hoch standen, höher als jeder Berg, den ich seit einem Vierteljahrhundert bestiegen. Meine Seele jauchzte ein Gebet: Ehre sei Gott in der Höhe! —

Zwei Erscheinungen fielen uns vor allem auf: Im Norden ein über Almenzüge jäh und wüst in den Himmel emporspringender Felsstock, „nahe zum Greifen". Im Westen fern ein mit weißem Tuche zugedecktes Gebirge. Das erstere ist der Dachstein, das letztere der Großglockner. Im übrigen hunderte von Gipfeln, Kuppen, Thürmen, Hörnern nach allen Seiten hin. Zwei große Alpenzüge beherrscht unser Auge: die Centralalpen, auf deren Hauptkette, den Tauern, wir stehen, und die nördlichen Kalkalpen. Dazwischen das Ennsthal, von dessen zahlreichen Ortschaften das einzige Radstadt unbedeckt von den Vorbergen zu uns herauflacht. Über die Tauernkette nach Osten vermag unser Auge den Rivalen des Dachsteins, den Hochgolling, nicht zu überfliegen. Gegen Süden decken die Gamskarspitze, das Weißeneck und andere den Fernblick ins Lungau und nach Kärnten. Gegen Westen aber ragen aus unübersehbarem steinernem Gewirre die wilden Herrlichkeiten des Mosermandls, des Rothorns, des Ankogels, der Hochalpenspitze mit ihren leuchtenden Eisfeldern. Und weiter hin die Gletscherwelt des Großglockners, zu der unser Auge immer wieder auffliegt. Einzelne Flächen glänzten wie eitel Silber. Von dem Kalkalpenzug im Norden überblickt man in langer Reihe den Grimming, das Todte Gebirge, die Dachsteingruppe in Steiermark, das Tännen- und Hagengebirge, die Lofererberge in Salzburg und das Kaisergebirge in Tirol. Zwischen dem Hochtauernzug und den Kalkalpen in Westen sieht man über die Schmittnerhöhe und die Zillerthaler-Alpen hinaus ins Herz von Tirol. — Zu unseren Füßen in der Tiefe breiten sich grüne Almen mit Zirmbeständen, zahlreiche kleine Seen, dann der Tauernpass mit dem weißen Straßenbändlein. Die Wölklein, die man vom Thale aus hoch im Firmamente sieht, hier

franſten ſie ſich ſtellenweiſe nieder an und zwiſchen den Bergſpitzen, ſtrichen an Hängen hin und löſten ſich wieder auf, um dann neuerdings in einer Mulde zu erſcheinen. Unruhig war dieſes Nebelſpiel an dem ſonſt ſonnigen Tage, auf unſerer Spitze regte ſich kaum ein Lüftchen. Die Seekarſpitze gupft ſich in wirr übereinandergelagerten Steinblöcken thurmartig auf, und ganz oben auf dieſem ungeheueren Steinhaufen legten wir uns hin und ſtärkten uns mit Brot und Wein. Der Führer kauerte ſich hierauf zwiſchen zwei ſchwarze Blöcke ein und begann zu ſchlafen. Wir ſaßen zwei Stunden lang da und ſchauten das Alpenpanorama, wie wir ein großartigeres unſer Lebtag nicht geſehen haben. Die näheren Spitzen und Kuppen, die geſtern von der Straße aus als Rieſenberge in den Himmel hineingeſtanden waren, lagen jetzt wie Hügel da unten, man ſah allen auf die Kappe, in ihre Hintergründe, und ſie imponierten nicht mehr. Die Herren in näherer Runde waren und blieben der Hochgolling und der Dachſtein, während im Weſten einzig die Hochalpenſpitze und der Glockner regierten.

Mittag war vorüber, als wir unſer gutes altes Murmelthier weckten, um den Abſtieg zu beginnen. Zwei Stunden ſpäter ſtapften wir tief unten über den Sumpfboden wieder dem Hoſpize zu, von wo uns ein raſend ſchneller Wagen in weiteren zwei Stunden nach Radſtadt brachte. Unter Regen, Blitz und Donner zogen wir in das freundliche Ennsſtädtlein ein. Nach dem Gewitter auf einem kühlen Abendſpaziergang blickten wir noch einmal in das Hochthal der Taurach, aus dem wir herabgekommen. Es lag voller Nebel. Über demſelben, ganz im Hintergrund, ragte eine dunkle, ſcharfe Pyramide auf — die Seekarſpitze.

R.

's Reidpferd, dos ka Roſs is.

In da steiriſchn Gmoanſproch.

Win amol af an kloan Pferdl über d Olm gridn. Untawegn durchn Wold auffi wink ih an Hulzknecht zur, er möcht ſa guat ſei und mei Röſsl a wenk holdn, ih müad in Sodl feſta ſchnoln.

„Röſsl!“ moant da Hulzknecht, „nau, wiaſt willſt, oba noch mein Dakenna is dos ka Röſsl.“

„Wos den?“ frog ih.

„An Eſel“, ſogg er.

„Meintswegn, ſa hold ma holt in Eſel.“

Weider obn, wiar ih auffikim za da Schwoaghüttn, ruaf ih d Schwoagerin on, sie kunt ihr a Staffel in Himel baun, wans in an Schaffel a Wossa bracht, mein Esel war durfti.

„Esel“, locht d Schwoagerin. „Wo hostn dan? Ih gsiach koan Esel. Dos is jo doh wul a Rösſl, ſa viel mih zimpp.“

„Gut“, ſog ih, „biſt a gſcheits Weib. Und s Rösſl loſſad dih holt bittn um a Schlückel Woſſa.“

Nochha, wia ma trunkn hobn, reid ih weider und geht's mar in Kopf um. D Schwoagerin is freilih a gſcheits Weib, ober as is ah da Hulzknecht nit dum. Er is Vorknecht, kent in grean Bam, wiar er in Wold steht, ſchon in Klockn mitn Hamerl, ob er einwendi friſch is oda morb — der wird doh ah an Esel und a Roſs ausanonda kena. s Thier tropp gonz guatmüati vorwärts, strompſt imeramol mitn Fuaß, hebb hoch ſein groſſn Kopf und pfnauſt — gonz wiar a feurigs Pferd. Nochha buckts as ſih hinter an Stoan und friſst a Diſtl und ſchreit: I a! — dos zoagg ſih wieder af an Esel. Es is unguat, recht unguat iss, wan da Menſch obn ſitzt und woaß nit, af wos er reidt.

Und wia ma hiaz an older Olmholda nochkimbb und mih onſchreit: „Nau, Peda, wo hoſt dan du däs Varreckerl gfundn?“

„Va die Stoanbrecher untn hon ih's ausglichn“, ſog ih. „Oba woaßt, ih bin a wenk in Wigl-Wogl. Unſeroana muaſs ollszviel in Büachln umanondaſchmeckn, nochha woaß ma nix. Du biſt a Holda, du kenſt dih aus ban Viech. Geh, ſog mar af dei Gwiſſn, is däs Thier do, af den ih ſa topfer daherreid — iss a Roſs oder an Esel?“

Er geht amol um und um her, ſchauts on und ſogg: „Roſs is däs koans.“

„Nau, ſar iss holt doh an Esel!“

„Esel is's ah koana“, moant da Holda gonz gmüatlih.

„Jo zan Teuxl eini, af wos reid ih dan nochha?“

„Af an Maulthier!“ locht da Holda.

„Dos woaß ih gleihwul, daß ih af an Maulthier reid, weil an iads Viech a Maul hot!“ gib ih zrugg, weils mih ſcha giftt hot. „Moanſt epper, ih kens nit, daſs däs a Mauleſel is!“

„Ka Mauleſel is's nit!“ locht da Holda, ſa dum locht er auſſa, daſs mih zimbb, ih muaſs eahm a Fünffingakraut um die Papn ſchmiern.

„Geh, wanſt ſcha ſa gſcheidt biſt“, loſs ih n drauf on, „ſa ſog mas holt juſt amol, wos do für an Untaſchied is zwiſchn an Maulthier und an Mauleſel! He! Gelt, hiaz vaſchloggs da d Red!“

„Va wegn a ſo an Viech vaſchloggs ma d Red ſcha long nit“, gibb er Ontwort. „Woaßt, dos is a ſo, do kimbbs af die Vawondtſchoft on. Is da Voder an Esel und d Muader a Roſs, ſa hoaßt 's Kind: Maulthier. Is da Voder a Roſs und d Muader an Esel —“

„— Geh hör mar auf mit deini grobn Redn“, sog ih, „von Eltern redt ma mit Ochtung, ollimol —“

„— nau, sar is s Kind a Maulesel“, gibb er drauf, „und däs is der Untaschied.“

Hiaz bin ih still gwen und hon nochdenkt. A vadonkt vazwickti Gschicht dos! Und sie wird nouh vazwickta.

„Du weltweiser Olmjodl du“, sog ih zan Holda. „Wia hoaßt s Kind dan nochha, wan da Voder a Maulesel is, oda d Muader a Maulthier. Oder da Voder a Maulthier, und d Muader a Maulesel? he!“

Schaut mih der Oldi aweil on und sogg schön stad: „Mei Mensch, däs gibbs nit.“

„Däs gibbs nit? Wa nit schlecht!“

„A Maulthier und a Maulesel kriagn koani Kinda, nit a so und nit a so. Se kriagn koani. Konst dih valossn, Peda.“

„Jo wegn worum?“ frog ih in Holda, der ma mit seina Gscheidtheit scha stoanzwider is worn. „Wegn worum sul a Maulesel koani Jungen kriagn?“

„Weil er an Hosn daschlogn hot“, sogg da Holda.

„Wos?“

„Weil er an Hosn daschlogn hot. In der Orchn Noahs, woaßt as dan nit? — Nit? — Na, sa lous zua.“ Und daweil er stad nebn meina dahergeht und mei Ross oder mein Esel, oda mei Maulthier oda mein Maulesel ban Zaum führt, dazählt er a Neuigkeit von der Erschoffung der Welt. „Schon in Poradeis“, hebb er on, „wo sih olli Viecha noh guat mitanond vatrogn hobn, hot däs Schindviach, da Maulesel, mit seini Hinterschinkn ollaweil ausgschlogn, amol rechts und nochha wieda denggs. Do is da Godvoda mit da Gaschtn keman und hot gsogg: Du Maulesel, ih wia da gleih wos onders zoagn, wanst koan Fried willst gebn. In Poradeis kon ih koa Feindsaligkeit brauchn, vastehst? Noh oanmol moch mar an Wachla mitn Schinkn, und ih nim da s größti Glück weck, däs s gibb af meiner jungen Welt! Hiaz konst da s denkn, wia dos in Holbesel gschreckt hot und er is daweil possabl vatragla worn. — Ober aftn späda, wia vor da Sindflut da Noah alli Thier in sein Orchn zsomgfongg hot, do iss akrat in Maulesel zerst zeng worn. Er hebb wieder on mit sein oldn Brauch, pfnaust und beißt und schlogg mitn Hinterschinkn aus, hiaz rechts und hiaz denggs — und trifft an Hosn, und da Hos is maustodt. — Host as nit gsechn, siachst as nit ah — steht da Godvoda ba da Thür: Holbesel, wos hon ih gsogg in Poradeis? Han, wos hon ih gsogg? Ih hon ollahond wildi Thier banond, in Löwn und in Bärn und in Greifn und in Tiger. Oba du bist der ersti gwen, der ongfongg hot mitn Beissn und Schlogn. Siagst as, wiar er hiaz doligg, der ormi Hos? — Jo, zupfn na ban

Leffeln, hilft nix meh. Nix, go nix meh. — Und woaßt, wen st daschlogn host in Hosn do? Deini Kinda. Ewi sulst koans kriagn, Holbesel, und mit dir sul d Reih ollamol aufhörn — zan a Strof, weil st as s Schlogn host aufbrocht! — A sou, Peder, und hiaz woaßt as."

Jo, ees lochts üba den Holda sei Mahr. Mir is go nit zan lochn gwen. Da Holbesel hot ma just nit dabormbb. Owa wer ondra hot ma dabormbb. — Wia mar obn gwen sein hoch afn Bergspitz, und wia d Welt do untn sa weit und broat doligg, schön frisch und liacht wiar a Poradeis — do steig ih owa va mein Maulthier oder Maulesel oda wos — und schau aussi. Aus n Thol auffa, wo a Kircherl steht, kimpp a Läutn.

„Wos thoans dan go sa trauri läutn af der schön Welt?" frog ih mein Holda.

„Für n Honsirgl läutns", sogg er.

„Da jung Bursch? Der vula Luft und Lebn is gwen?"

„Für den läutns die Todtngloggn."

„Sas und Josef, da Honsirgl? Und wos is dan den übafohrn?"

„Afn Feld is er bliebn", sogg da Holder, „afn Schlochtfeld."

Do bin ih hinter an grossn Stoan umigschlichn, hon mih niedagsetzt, hon mitn Händn mei Gsicht vadeckt und hon ma denkt: Wan da Godvoda schon a Thier, däs Schlogn hot aufbrocht, mit Unfruchtborkeit stroft — wegnwos hot er nit gleih ah in Kain a so gstroft, der in erstn Bruadermord hot begonga?

Der König der Zeit.

Da sitzt er auf dem Throne,
Ein frostiger Pedant,
Der Götze des Jahrhunderts,
Der klügelnde Verstand.
Und die Fanfaren schmettern
Und jede Kehle gellt:
Heil ihm, dem stolzen König,
Der wissensstolzen Welt.

Doch abseits von dem Throne
Da steht ein Mütterlein
Und blickt zur Erde nieder
In herber, tiefer Pein.
Und ach! gar manche Thräne
Aus seinem Auge glüht:
Das ist das rauh' verstoß'ne,
Das duldende Gemüth.

Max Heinzel.

Kleine Laube.

Das Weihnachtsingen.

Die Bergeinsamkeit bringt an dem Menschen eine ganz andere Art geistigen Lebens hervor, als etwa das bevölkerte Thal, durch welches Eisenbahnen ziehen, oder vollends wie die Großstadt. Eine aus der Einsamkeit hervorgegangene geistige Welt ist aber dunkler als die andere, ist blutwärmer und beständiger. Sie ist auch künstlerischer. Sie lebt in Gestalten, dramatischen Vorgängen und in Stimmungen. Jedoch im Laufe der Zeit entflieht daraus der Geist, die ursprüngliche Idee, und oft fast allein zurückbleibt die Form, die trotz ihrer Inhaltslosigkeit Jahrhunderte lang weiter geschleppt wird, die sich nicht an Menschen bindet, wohl aber an die Scholle.

So ist es mit vielen Volkssitten, anfangs waren die meisten religiösen Ursprunges, und heute zeigt uns eine starre Form nichts, als versteinertes Heidenthum. Nur jene Volksgebräuche, die im Christenthum sich verjüngt, die dem modernen Menschen und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen sich angeschlossen hatten, bleiben auch im Geiste lebendig, und diese Sitten sind es, die Poesie in das herbe Dasein des Volkes tragen. Solche Gebräuche sind stets enge verbunden mit den religiösen Festen. Am reichsten hierin ist das Weihnachtsfest, das wie keines sonst dazu angethan, die seligen Geister der Nächstenliebe und des Wohlthuns aufzuwecken.

So kommt in manchen Alpengegenden das Weihnachtsingen vor. In den wohlhabenden Häusern und Großhöfen schwelgen sie bei ihren Christmahlen; am heiligen Abende ist ein fettes, am Christtage ist ein großes, mit oft mehr als einem Dutzend Gerichten, am Neujahrstage ist wieder ein üppiges, am Dreikönigsabende sind drei große Mahle nebeneinander. Bei diesem dreifachen Festmahle sind in der östlichen Steiermark zur Zeit meiner Jugend noch neun verschiedene „Koch" (Breigerichte) aufgetragen und verzehrt worden. Da hatten sich die Leute so voll gegessen, dass sie sich hernach gar nicht aufs Stroh legen konnten, die ersteren mussten sich, wie man sagte, mit Hilfe der noch Stehenden niederlassen, und der letzte mit Hilfe der langen Ofengabel.

Und während die in den wohlhabenden Höfen so schwelgten, hatten die in den armen Hütten oft kaum das Nöthige. Aber da strich kein socialdemokratischer Wind wie heute. Zwar versammelten sich die Armen und giengen in Rotten zu den

reichen Höfen und heischten Brot. Aber wie liebenswürdig! Sie begehrten es nicht mit herben Worten oder gar mit Drohungen, sie ersangen es sich. Die Kinder der Armen, die gute Stimmen hatten, standen zusammen. Sie giengen hin, stellten sich auf vor der Thür des großen Hofes und sangen hell ein inniges, oft auch gemüthlich heiteres Lied vom lieben Christkindlein, oder einen launigen Glückwunsch zum neuen Jahre, in welchem sie den Bewohnern des Hofes alles Gute und Angenehme willig waren: dem Hausvater einen guldenen Tisch und auf jedem Eck einen gebratenen Fisch, und in der Mitten ein Glasel Wein, das soll dem braven Hausvater zur Gesundheit sein. — Der Hausmutter ein junges Christkindel in der diamantenen Wiegen und ein Federbett, wo sie mit dem Kindel kann liegen und mit den Federlein in den Himmel kann fliegen. — Der Haustochter einen Bräutigam mit brinnrothen Hosen, und in jedem Säckel eine Ducatendosen. — Dem jungen Haussohn eine resche Braut, die brav auf ihn schaut und auf Gott vertraut. — Den anderen mitsammen, „die mir nit nennen, wird Gott der Herr im Himmel derkennen, das wünschen wir all mit Hall und Schall zum Christkindeltag und zum neuen Jahr!"

In manchem Thale treiben sie es noch heute zu den Weihnachtsfesten. — Und weil die Kinderschar in vielen Gegenden auch die „heiligen drei Könige" bei sich hat, zu welchen die drei Geschicktesten verkleidet werden, und weil sie auf langer Stange einen Stern vor sich hertragen, so werden sie auch Sternsinger genannt. Das sieht sich oft gar glänzend an, wenn die Wintersonne daraufscheint. Mit guldenen Kronen rücken die hungerigen und frierenden Kleinen heran unter dem Sterne. Und es ist ein guter Stern, unter dem sie heute wandeln. Aus jedem Fenster des reichen Hauses schauen ein paar Köpfe heraus, wohlgefällig den Aufzug betrachtend, die frischen Stimmlein hörend, und die Glückwünsche als gute Vorbedeutung für das kommende Jahr freundlich aufnehmend. An der Thür aber erscheint die Bäuerin und winkt, die kleinen Sänger und Sängerinnen möchten nur hineinkommen in die warme Stube, wo alles in Wohlgefallen ihrer harrt und wo das Hausbüblein in der Wiege begehrend seine Händchen ausstreckt nach der unerhörten Pracht.

In der warmen Stube geht es auch sonst gar nicht übel her, da gibt es Fleischknödeln mit Speckkraut, Schmalzkoch mit Weinberln, Krapfen mit Honig. Und ein großer blumiger Krug ist vorhanden, aus dessen Schnabel jedes einmal trinken darf. Nach dem Trunke wischen sie sich mit dem Handrücken den Mund ab und die Äuglein leuchten: Das ist gut gewesen!

Dann ziehen sie zum nächsten Hofe, vor dem sie wieder ihren Sang thun, bei dem sie wieder ins Haus geladen und bewirtet werden. Und was sie endlich nicht mehr essen können, das wird ihnen in Bündlein gepackt, damit auch den Alten, die in den Hütten zurückgeblieben sind, an diesen Tagen Heil widerfahre.

Wenn in der Gegend ein Haus steht, das nicht in Ehren ist, so gehen die Weihnachtsänger an demselben vorüber und singen nicht. Und dieses stille Kindergericht wird manchmal schwer empfunden, und nichts Schlimmeres kann einem Hofe nachgesagt werden, als: Dem weichen die Weihnachtsinger aus! — Hingegen fühlt jedes ehrenhafte Haus die glückselige Stund', wenn es das göttliche Kind bewirten kann, welches da bei ihm eingekehrt ist in Gestalt der Armen! Und gesegnet, dreimal gesegnet eine Sitte, in welcher die christliche Nächstenliebe verklärend auf die sociale Frage fällt! Versöhnt mit ihrem Schicksale, weil sich sattgegessen, kehren die Armen zurück in ihre Hütten, und die „heiligen drei Könige" bergen Stern, Reichsapfel, Purpurmantel und Flitterkronen wieder in der Rumpelkammer, wo die Spinnen bald ihre Schleier weben über vergangene Herrlichkeit. Rosegger.

Den Modernen.

Ich höre soviel vom „modernen Menschen“ reden;
Sogar in Versen.
Freunde, mir scheint: das ist
Vom Übel.
Redet mir, wenn ihr ihn kennt, vom Menschen
Der Zukunft;
Redet mir, wenn er euch Leben hat,
Vom Menschen der Vergangenheit;
Redet mir meinethalben vom Menschen
Von heute;
Aber den „modernen Menschen“, — meine Freunde,
Seid gut und stört uns nicht das bisschen Freude,
Das wir am Dichterischen dann und wann
Noch haben. —
Den „modernen Menschen“
Lasst draußen.
Lasst ihn draußen, Freunde!
Lasst ihn in den Zeitungen,
Die seine Windeln und Hemden sind,
Lasst ihn in den Romanen,
Die wie die Drahtwalzen sind,
Vor denen der Kehricht der großen Städte nachts
In Staub und Stank sich wälzt,
Aber lasst ihn nicht in eure Verse,
In denen die Seele eures Landes, euer Edelstes,
Die Sprache,
Singen soll.

Und was ich euch noch sagen wollte!
Bildet euch doch nicht ein, dass es für einen Dichter
Ein großes Ding wäre, modern zu sein.
Für einen Commis ist es ein großes Ding,
Modern zu sein.
Für eine Dame, die keine Frau und kein Mädchen,
Sondern bloß eine Dame ist,
Ist es ein großes Ding,
Modern zu sein.
Aber ein großes Ding für einen Dichter ist:
Die Schönheit lieben,
Ist:
Froher sein, als die dumpfe Zeit,
Ist:
Feiner sein, als die plumpe Zeit,
Ist:
Reiner und doch nicht ärmer sein als die rußige Zeit.
Aber das Größeste von allem ist:
Euch selbst zu schaffen als ein Bild
Des Menschen
Eurer Zeit,
Doch ohne das Jämmerliche,
Das nicht wert ist,
In goldenen Pokalen der Zukunft
Gebracht zu werden.

Otto Julius Bierbaum.

Der Waldbauernbub in der Stadt.

Ein biographischer Nachtrag.

Am 28. October 1858 saß der Waldbauernbub im Kaffeehause „zum Helm“ am Murplatz zu Graz, saß am gesprenkelten Marmortischlein und zählte die Bestandtheile seines Kaffeegeschirres — zwei Porzellantassen mit Deckeln, eine Schale, ein Zuckerschälchen, ein Löffel, ein Glas, ein Teller, im ganzen neun Stück zu den paar löffelvoll Kaffee. Daheim gab es nichts als eine einzige Schale, aber unvergleichlich mehr Kaffee. — So saß er denn da den ganzen Vormittag, schaute wohl auch durch die Spiegelscheibe auf das Straßengewirre hinaus in den feuchten Nebel und wartete auf den Bischof.

Ein Krieglacher Bürgersmann, der in Geschäften nach Graz gereist, hatte den kleinen Waldbauernbuben mitgenommen, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Grafen Attems vorzustellen, damit der hohe Herr das wunderliche Bübel vielleicht in sein Seminar aufnehme. So war der Bürgersmann nun gegangen, um den Bischof zu suchen. Gegen Mittag kam er ins Kaffeehaus zurück mit dem betrübenden Bericht, der Herr Bischof sei gar nicht in Graz, sei in Untersteier bei der Weinlese und der Kaplan habe gesagt, das Seminar sei schon voll, da habe kein Waldbauernbub mehr Platz, und wenn er auch noch so klein wäre. — Während hernach der Geschäftsmann seine Gänge und Einkäufe machte, versuchte es der Bub mit dem berühmten Schlossberg. Kam aber kaum bis zur Hälfte hinauf; da sah man nur Land und Berge. Solche konnte der Kleine daheim auch haben und noch größere, er kehrte daher wieder um. Aber in den engen, lärmenden Gassen der Stadt wurde ihm auch unheimlich, da gieng er in eine Kirche, wo Gottesdienst war und wartete auf den

Abend. In der Nacht fuhren sie auf der Eisenbahn wieder gen Krieglach, und der Waldbauernbub meinte, auf dieser misslungenen Stadtreise Graz das erste- und das letztemal gesehen zu haben.

Aber nach reichlich sechs Jahren, im Februar 1865, kam er wieder, kam als Studentl, als mägerlich angehendes Stadtherrlein. Die ersten paar Nächte war er Gast eines Schriftsetzerlehrlings beim braven Schuster Brunner in der Sackstraße, dann schossen gute Stadtmenschen für das bäuerliche Figürlein Geld zusammen und er nahm in der Wickenburggasse ein Zimmer auf. Ein rechtes Herrenzimmer, die Wände mit Blümlein bemalt, der glatte Fußboden mit Wachs gewichst, die Thür mit zwei weißen Flügeln und so groß, dass man schier ein ganzes Waldbauernhäusel durch dieselbe hätte hineinschieben können. Drinnen glänzende Nussbaumkästen, aber der dumme Bub hatte nichts hineinzuthun, denn sein Kleiderschragen war er selber und die Rocktaschen waren seine Vorrathskammern. Dieses Zimmer hatte er von einem alten Finanzrath gemietet und hier konnte man nicht sagen, dass guter Rath theuer ist, denn der gute Finanzrath überließ den Raum mitsammt allem Zugehör, später auch mit Kost und Verpflegung, dem Waldbuben um ein gar Leidliches. Doch musste das Studentl dem alten Herrn dafür auch Gefälligkeiten erweisen. Dieser hatte nämlich Stiefel und Beinkleider, die er selbst nicht mehr trug, die er aber auch noch nicht verderben lassen wollte. Der Bub war so gut, sie ihm umsonst abzunehmen und an seine langen Beine zu streifen, was dem spindelhaften Bürschel gleich das richtige Ansehen gab. Die Brust war schmal, das Gesichtel blass, das Haar mit Wasser hübsch geglättet, nach rückwärts gekämmt — und das richtige Bettelstudentlein war fertig.

In dieser Wohnung ist der Waldbauernbub mit Unterbrechungen acht Jahre lang geblieben. Eine Unterbrechung war gleich nach dem ersten Jahre. Da hatte er nämlich ein zärtlich geliebtes Hausherrnsöhnlein in der Salzamtsgasse täglich in die Schule zu begleiten und ihm die Hausaufgaben machen zu helfen. Dafür überließ ihm der Hausherr ein Dachkämmerlein um denselben Preis, als das Zimmer beim Finanzrath gekostet. Allein der Bub ersparte an Heizmaterial, denn die Kammer hatte keinen Ofen, und er ersparte an Kleidern, denn vor Kälte kroch er in jenen Decembertagen schon um fünf Uhr unter die Decke und betrieb seine Studien als Handelsakademiker zwar in behaglicher Bettwärme, aber bei frierenden Fingern, die das Buch hielten, und bei frierender Nase, die sich in alle kaufmännische und andere Weltweisheit zu stecken begann. Das eigentliche Übel dieser Tage bestand aber darin, dass das Instructorlein des Hausherrnsohnes gemeiniglich noch weniger konnte, als der Schüler. So dachte sich der Bub, das thut's nit, stieg nach vierzehn Tagen herab von der dunklen Dachkammer und kehrte wieder ein beim alten guten Finanzrath, Wickenburggasse, heute Nr. 5, ersten Stock!

Die zweite Unterbrechung dieser Stätte war eine längere, sie währte vom Herbst 1866 bis Sommer 1869. In dieser Zeit lebte der Bub im Privatinstitute des Handelsakademie-Directors Dawidowsky, der ihn zu seinem Leibsecretär erhoben und gleichzeitig ihn den Zöglingen, den Kaufherrnsöhnen aus aller Herren Länder, als Muster des Fleißes, der Bedürfnislosigkeit und Verträglichkeit aufgestellt hatte. Dieser Beruf war ehrend, allein dem Buben wollte es anfangs gar nicht gefallen in dem lärmenden Schießstattgebäude, wo unten fortwährend die Schüsse knallten und oben die Rangen johlten und polterten. Das fromme Musterl kauerte sich in seinen Studierwinkel, studierte aber nicht, sondern hatte leise blutendes Heimweh nach dem stillen Zimmer beim Finanzrath. Ohne Prüfung, wie der Bub 1865 in die Akademie als „Hospitant“ aufgenommen worden, so wurde er 1869 entlassen. Er war geprüft genug. Doch bekam er ein Zeugnis, in welchem seine literarischen Kenntnisse und poetischen

Anlagen in so glänzendes Licht gestellt wurden, dass kein Kaufmann es wagte, diesen Handelsbeflissenen ins Geschäft zu nehmen. Also kehrte der Bub zurück zum Finanzrath und hub ernstlich an zu dichten. Jetzt geschah ein Wunder. Er bekam für sein Gedichtetes so viel Geld, dass er nachgerade davon leben konnte, ja, es langte noch für weite Wanderungen in den Alpen und für zwei große Reisen, die er in den nächsten Jahren machte, die eine nach Deutschland, Holland und in die Schweiz, die andere nach Italien.

Mittlerweile hatte der Waldbauernbub sich so herausgemacht, dass ein Stadtfräulein sich in ihn verliebte. Er verstand aber in solchen Dingen keinen Spass, sondern heiratete sie vom Fleck weg. Sie hatte es eigentlich auch nicht anders gemeint. Nun ade, du guter Finanzrath mit deinem traulichen Zimmer! Nun wird es noch viel traulicher, und zwar in der Sackstraße Nr. 31, ersten Stock. Dort an der rauschenden Mur, du mein lieber, armer Waldbauernbub, dort bist du eigentlich erst zum Menschen geboren und mit dem Schmerze getauft worden.

Sechs Jahre später ein anderes Bild. Eine Wohnung in der Elisabethstraße. Ein neues Heim, eine ankeimende Familie, eine junge Frau, die er — nach dem Unglück wieder halbwegs zu sich gekommen — aus einem obersteierischen Bergschlosse sich hervorgeholt hatte. Denn diesem vertrakten Waldbauernbuben war kein Thurm zu hoch und kein Burgfräulein zu stolz; aber ich glaube, er warb weniger mit begehrlichen Worten, als mit traumhaft schwärmerischem Blicke. — Schon im nächsten Jahre wurde Umzug nöthig in die größere Wohnung, Burggasse Nr. 12, dritten Stock, wo der Mann mit dem ewigen Waldbauernbubenherzen im freundlichen Ausblick aufs Grüne, im zufriedenen Einblick auf den Kreis der Seinen, in Dichten und Arbeiten dreizehn Jahre lang ein gehaltvolles Leben geführt hat. Wie sehr er in dieser Zeit auch mit Krankheit, mit einem drohenden Siechthum zu kämpfen gehabt und wohl auch mit manch tieferem Leide — es war doch die gute, fruchtbare Zeit.

Dann hat er manchmal sein Ränzel geschnürt und ist auf Wanderschaft gegangen. Nach der Elle hat er denen draußen den Steirerloden seiner Dichtungen vorgemessen und gelegentlich mancherlei, was ihm gegen den Strich gieng, tüchtig niedergebügelt. — Im übrigen hat er sich um die vornehme Welt nie viel gekümmert. In die geistig schöpferischen Kreise der Stadt war er allmählich eingeheimt, in den Salon niemals. Abgestandenes Leben.

Auch Waldbauernbuben, wenn sie lange leben, werden endlich fünfzig Jahre alt. Um solche Zeit hatte der unsere viel Ehr und Zier über sich ergehen lassen müssen. Das hat er frohgemuth — gleichwohl insgeheim ein wenig bangend — ertragen. Mittlerweile gebot die wachsende Familie eine noch größere Wohnung, und eine solche fand sich in der Parkstraße Nr. 11. — Nun, Waldbauernbub, hast Du vor deinen Fenstern wieder den Wald, den Stadtpark, den Schlossberg — nichts als Wald.

Den Schlossberg, der dir dazumal, an deinem ersten Grazertage, zu hoch gewesen, du hast ihn seither bis zu seinem platten Gipfel erstiegen, hast hinabgeblickt auf die weit sich ausbreitende Stadt, wo du deine Menschen, dein Leben gefunden, hast hingeschaut ringsum auf die liebe Steiermark, in die du, kleiner Knirps, allmählich hineingewachsen bist, wie in einen großen grünen Rock. — Dort unten in der Grabenstraße, siehst du das stattliche Gebäude mit den beiden Giebeln? Es ist das bischöfliche Seminar. Wenn damals der Bischof nicht in der Weinlese geweilt hätte und wenn das Seminar nicht schon voll gewesen wäre — stündest du heute auch da auf der Höhe des Schlossberges, als der Freieste im Land?

Neige dein Haupt in dankbarer Demuth.. — Als vor fünfundzwanzig Jahren deine Mutter starb, da war dir die Waldheimat versunken. Vor wenigen Monden

ist dein Vater gestorben, so wird dir auch die Weltheimat allgemach fremder werden. Als altes Kind wirst du mitten im großen Graz unter schattigen Bäumen wieder in der Waldheimat sein, damit dein Lebensring sich schließe wie ein Kranz aus Fichtenreisern.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Rückblick ist gethan wegen einigen Lesern, die immer noch mehr wissen möchten. Ich weiß aber selbst nicht mehr, oder mag es nicht sagen.

Äußerlich ist das Stadtleben des Waldbauernbuben einfach verlaufen. Was aber die inneren Erlebnisse und geheimen Abenteuer angeht, so verrathe ich im Vertrauen, dass er ein neues Buch in der Lade hat, in welchem wundersviel zu lesen steht, wie es ihm bei den Stadtleuten ergangen ist. R.

Poetenwinkel.

Sonnenlieder.

Tief der Waldstrom donnert in den Klüften
Und er sucht, wo er sich Weg erzwinge,
Droben Sonne. — Sonne! In den Lüften
Lieben sich zwei freie Schmetterlinge.

Sommerglück, es spannt sich durch die Tannen
Ein Gewirre deiner gold'nen Fäden . . . .
Kann der Seele Heiligstes nicht bannen,
Denn den Herrn der Lieder hör' ich reden.

Sonnenvoll die Berge liegen
Und die Firne leuchten hell,
Alle Angst des bangen Lebens
Spült hinweg des Lichtes Quell.

Auf, durch wilde Felsenklüfte,
Wo nur mehr die Gemse geht! . . .
Höhensehnsucht! — Höhensehnsucht. –
Jeder Schritt wird zum Gebet.

Bin dem Lärm der Stadt entflohen,
Auf die Firnen blank und klar,
Wo der Morgensonne Lohen
Noch einmal so wunderbar,
Wo der Felsen, Schöpfung zeugend,
In Vergangenheit versenkt,
Und der Himmel, niederbeugend,
Alles dicht ins Herz mir lenkt.

Nun die letzten Firnenstufen! —
Hoch ob allem Angstrevier
Kann ich tief beseligt rufen:
Nichts als Licht ist über mir!
Eine tiefe fromme Weise
Harft mir durch die Seele lind,
Und das Herz schlägt leise, leise,
Wie das Herz von einem Kind.

Anton Renk.

* * *

Wanderluft.

1.

Erglüht das Herz in froher Lust,
Sich die Gedanken reifen
Zur frischen, freien Wanderlust,
Um durch die Welt zu streifen.

Wo es dem Wand'rer dann gefällt,
Wird kurze Rast gehalten,
Er hat sich ja kein Ziel gestellt,
Der Zufall soll nur walten.

Und wenn das Aug' sich satt geseh'n,
An Feldern und an Auen,
Muss wohl es wieder vorwärts geh'n,
Um neuen Reiz zu schauen.

So von Gefilde zu Gefild
Treibt rastlos es ihn weiter,
Dabei entwickelt Bild an Bild
In seinem Geist sich heiter.

2.

Steht am Wege wo ein Krug,
Der dem Müden winket,
Kann's nicht schaden, denkt er klug,
Wenn man eins hier trinket.

Und des Wirtes Töchterlein
Eilet zu dem Fasse,
Schenkt behende ihm dann ein
Von dem edlen Nasse.

Durch den kühlen Rebensaft
Neu gestärkt die Glieder,
Nimmt er auf mit frischer Kraft
Seine Wand'rung wieder.

3.

Und so geht's mit frohem Muth
Schon von frühem Morgen,
Trotzend Sturm und Sonnenglut.
Ohne Furcht und Sorgen.

Flink geht seinem Weg er nach
Durch Gestrüpp und Zweige,
Droht ihm auch manch Ungemach,
Zeigt er sich nicht feige.

Heute da und morgen dort,
Fühlt er sich zufrieden,
Gutes Wort am rechten Ort
Ist ihm ja beschieden.

Stimmt ihn die Erinn'rung weich.
Dann erst will er enden
Und sich an Erfahrung reich
Nach der Heimat wenden.

Franz Tiefenbacher.

* * *

Der Steinbaukasten.

Viel Jahre schon spielt meiner Kinder Schar
Mit diesem lieben, alten Steinbaukasten.
Erst war's ein wildes Kramen nur und Tasten,
Nun bau'n sie wie Dommeisterlein fürwahr!

Der Dom zu Köln ist das? – Bis auf ein Haar! –
Wie baut ihr ohne Fuhrwerk, Kalk und Lasten! –
Dass man nicht euer Kunstwerk darf betasten,
Das kümmert nicht euch, ist's auch wunderbar.

O Kindesseele, lieb und hold und treu,
Wie baust und hoffst du immerdar aufs neu,
Wie leicht ist es, die Mahlzeit dir zu würzen,

Dieweil wir sehen schon mit lautem Schall,
Betrübt viel Jahr vor ihrem frühen Fall,
Die azurblauen, stolzen Kuppeln stürzen.

Edmund Stubenrauch.

* * *

Im Restaurant.

Er schwur bei allem, was ihm heilig sei,
Der armen Gläubigen die ew'ge Treue.
Nun ist sein Lieben eben schon vorbei,
Und sie ist da, die Qual und Pein der Reue.

Der Treubruch fällt ihm schwer, dem Ehrenmann,
Und sie erträgt geduldig seine Schrullen.
Da blitzt es freudig in ihm auf: „Ich kann,
Was man Gewissen nennt, in Schlummer lullen!

Bei allem, was mir heilig, schwur ich ihr
Die ew'ge Treue. Doch was ist mir heilig? —
Nichts — nichts!" — In Ruh bei seinem Glase Bier
Schreibt er, was längst schon stilisiert, nun eilig.

Franz Floth.

* * *

Gottes-Geschöpf.

Als einst beim Gottesdienste
An einem Feiertag
Das Volk in tiefer Andacht
Auf seinen Knien lag,

Da flog durchs Kirchenfenster
Ein frohes Vöglein ein
Und schwebte durch die Halle
Hin zu dem Kerzenschein.

Und hell erklang sein Zwitschern,
Ein trauter Jubelruf:
„Mein Vater, schau, ich komme
Zu dir, der mich erschuf!“

Wie klang da rein die Orgel,
Das Weihlied auf dem Chor,
Und aller Augen hoben
Zur Decke sich empor;

Auf aller Mienen spielte,
Ein Lächeln weich und lieb,
Als just ob dem Altare
Das Vöglein schweben blieb.

„Gott, du hast es erschaffen,
Du Vater bist ihm gut,
Du Herr, in dessen Schutzhand
Das kleinste Wesen ruht!“

Rosalia Fischer.

Ein Compagnie-Lustspiel.

(Ort der Handlung: Ein Kaffeehaus. — Zeit: Geisterstunde. — Personen: Ein jüngerer Dramatiker und ein älterer Dramatiker.)

Der Ältere: Nun gut, ich will ein Stück mit Ihnen schreiben. Ich fördere gern junge Talente. . .

Der Jüngere (verbeugt sich).

Der Ältere: Aber ich mache Sie aufmerksam, Sie werden sehr fleißig sein müssen, mir fällt jetzt nicht mehr so viel ein, wie einst.

Der Jüngere: Das weiß ich, ich habe ja Ihre letzten Stücke gesehen. Sie können sich auf mich verlassen, ich bin jung, die Muse hat mich auf die Stirne geküsst.

Der Ältere: Wenn's nur kein Abschiedskuss war.

Der Jüngere (lacht demonstrativ).

Der Ältere: Haben Sie schon über eine Handlung nachgedacht?

Der Jüngere: Sie wollen mich foppen? Wozu brauchen wir eine Handlung? Das Publicum fühlt sich viel wohler bei einem Sammelsurium von zusammenhanglosen Episoden; man kommt doch ins Theater, um sich zu erholen von den Misèren des Tages.

Der Ältere: Bei Ihrer Jugend hätte ich Ihnen so reife Ansichten gar nicht zugetraut. . . . Kellner, einen Cognac — zur Anregung; wenn ich trinke, fällt mir immer etwas ein.

Der Jüngere: Da sollten Sie aus dem Delirium tremens nicht herauskommen.

Der Ältere: Sparen, sparen, junger Mann! bei jedem Witz, den ich höre, und der nicht auf die Bühne zu bringen ist, werde ich nervös; hier im Kaffeehaus habe ich überhaupt nicht die nöthige Sammlung.

Der Jüngere: Ah, Sie haben sie zu Hause . . . die nöthige Sammlung.

Der Ältere: Nur keine Anspielungen . . . . in meinen vorgeschrittenen Jahren ist die Eitelkeit zu leicht verletzt. Also, bitte, wie denken Sie sich die einzelnen Figuren?

Der Jüngere: In erster Reihe bin ich für den Pantoffelhelden. Der wirkt immer. Ist auch für den Darsteller sehr leicht, er hat nicht viel zu studieren. Und die Frauen applaudieren sich die Hände wund. Auf die Frauen muss man speculieren.

Der Ältere: Sie haben gesunden Menschenverstand. Haben Sie irgend eine Nuance für die Figur?

Der Jüngere: Warten Sie einmal (greift sich an die Stirne). Ja . . . da hab' ich etwas ganz Besonderes. Im ersten Act, knapp vor dem Actschluss, verkleidet er sich als „Frau“ — da liegt doch Symbolik drinn.

Der Ältere: Ein Garderobenscherz, bravo!

Der Jüngere: Strengen Sie Ihre Kehle nur nicht mit Bravorufen an, Sie werden noch staunen über mich. Und im zweiten Act erhebt sich dieser Mann gegen seine Frau, er wird plötzlich selbständig.

Der Ältere (mit Betonung): Er „ermannt“ sich. (Überlegen): Notieren Sie, bitte, diesen Geistesblitz.

Der Jüngere: Ich merke mir alles, ich habe ein famoses Gedächtnis. Also, wie gesagt, er hält seiner Frau eine große Tirade, auf die muss Applaus kommen, weil, wenn ein Schauspieler schreit, man schon aus Dankbarkeit Beifall klatscht. . . .

Der Ältere: Ein wertvoller Beitrag zur Psychologie des Publicums. Aber, lieber Freund, es ist ein wenig unwahrscheinlich, dass der Mensch sich von einem Act zum anderen so radical ändert.

Der Jüngere: Ich erkenne Sie nicht. Unwahrscheinlich? Gibt's das im Lustspiel? Da herrschen nicht die Gesetze der bürgerlichen Welt, da sagt man einer alten Jungfer Sottisen ins Gesicht, da erzählt man seinem Diener die intimsten Familiengeheimnisse, da kommen Verwandte plötzlich aus den entlegensten Welttheilen zurück . . . .

Der Ältere: Bitte, nicht persönlich werden.

Der Jüngere: Bei Gott, jetzt hab' ich wirklich nicht Sie gemeint. Der gute Mann wird im Zwischenact, während das Publicum sich im Buffet erholt, ein anderer. Das gehört doch zu den alltäglichsten Gewohnheiten der Bühnenleute.

Der Ältere: Lassen Sie den belehrenden Ton. Weiter. Was haben Sie noch?

Der Jüngere: Einen lustigen Beruf. Sie sehen, ich denke an das Wichtigste. Der Held unseres Schwankes ist Besitzer eines Flohtheaters. Das ist doch komisch?

Der Ältere: Ich sage nichts, als Kellner, einen Cognac. Da fällt mir nämlich mehr ein.

Der Jüngere (lacht demonstrativ): Flohtheater. Das gibt Gelegenheit zu einer Serie köstlicher Späße. Zum Beispiel: Er macht, wie seine Mitglieder, große Sprünge. Was, das ist fürs Zwerchfell! Und können Sie mir vielleicht vorwerfen, dass das nicht trivial genug ist? Haha, ich überlege meine Einfälle von allen Seiten.

Der Ältere: Lassen Sie sich umarmen, Collaborator meiner Seele.

Der Jüngere: Sie sollen noch Freuden an mir erleben. Da ist mir eine besonders originelle Figur aufgestoßen: eine Naive, die nießt.

Der Ältere (springt erregt auf): Großartig, das war man bisher nur bei Männern gewohnt. Wie muss das erst bei einem jungen naiven Mädchen wirken! Mensch, Sie desavouieren ja den alten Akiba!

Der Jüngere: Das ist ein Haupteffect in der Liebesscene; er stottert, das ist ja eine ganz natürliche Bühnenkrankheit, und sie nießt. Sie nießt! Ein grandioses Duo, das Publicum wird sich wälzen.

Der Ältere: In der That, Sie haben einen scharfen Blick für Bühnenwirkungen!

Der Jüngere: Hören Sie weiter. Eine Figur gebraucht eine ständige Redensart: „Das ist so, aber es könnte auch anders sein.“ Ist das nicht komisch?

Der Ältere: Und einmal gebraucht sie sie an unrechter Stelle. Das wirkt dann großartig.

Der Jüngere: Natürlich, das hab' ich für den zweiten Actschluss aufgespart.

Der Ältere: Und wie steht es mit dem Sentimentalen?

Der Jüngere: Einfach grandios. Die Naive spielt im zweiten Act ein stimmungsvolles Lied, und der jugendliche Liebhaber steht dabei und flüstert ihr Kalauer zu. Dann erst „finden“ sie sich!

Der Ältere: Sehr gut. Das Lied werden wir sie auf der Ziehharmonika spielen lassen, das war schon lange nicht da. Kellner, einen Cognac!

Der Jüngere: Acceptiert. Dann noch eine Sensation! Eine Episodenfigur spricht Dialect, rathen Sie welchen?

Der Ältere: Das ist doch kein Räthsel. Böhmisch oder ungarisch.

Der Jüngere: Nein, Volapük. Die Leute werden den Lachkrampf kriegen.

Der Ältere: Mensch, Sie verschwenden ja Ihre Einfälle. Wollen Sie mit einem Stück unsterblich werden? Und sagen Sie, wie steht es mit dem Dialogwitz?

Der Jüngere: Der Hauptheld hat dreißig Pointen, die Naive hat zwanzig Witze, die komische Alte zehn Wortverdrehungen, der —

Der Ältere: Na, ich sehe, Sie haben die Eintheilung richtig getroffen. Und noch das Wichtigste. Wie viel Paare gibt es zum Schlusse?

Der Jüngere: Drei effective Paare stehen auf der Bühne, und zwei alte Junggesellen sind vollständig bekehrt; bei denen bleibt auch die sichere Perspective, dass sie sich für die Folge ihre Knöpfe nicht selber annähen. Ich werde doch, mein verehrter Freund, nicht an die Hauptaufgabe des Schwankes vergessen, an die Heiratsvermittlung. Erlauben Sie mir, die Bühne ist eine pädagogische Anstat. Deshalb gehen doch die Frauen ins Theater, es schmeichelt ihnen, dass sich auch da alles um sie dreht.

Der Ältere: Sie sind ein Prachtkerl und Psycholog, Sie dürfen mich umarmen.

Der Jüngere: Ich werde von diesem Rechte nach dem Erfolge Gebrauch machen. Sie dürften noch oft Gelegenheit haben, mich zu solchen Zärtlichkeiten zu ermuntern, mir fällt nämlich beim Schreiben sehr viel ein. Ich hab' ja viel gesehen.

Der Ältere: Und, sagen Sie einmal, was soll denn eigentlich der Titel des Stückes sein?

Der Jüngere: „Alles dagewesen!“

Der Ältere: Glänzend, dabei läßt sich so viel denken. Und die Kritik hat Gelegenheit zu geistreichen, malitiösen Bemerkungen. Kellner, einen Cognac. Wenn wir den Vorschuss kriegen, trinken wir Bruderschaft.

Der Jüngere (geschmeichelt): Je früher wir Bruderschaft trinken, desto angenehmer soll es mir sein.

Der Ältere: Kellner, zahlen ... Und nun leben Sie wohl, theurer Freund.

Der Jüngere (drückt ihm herzlich die Hand): Noch etwas: Wir reichen das Stück anonym ein, so macht man sich am sichersten einen Namen.

Der Ältere (sieht ihn respectvoll vom Scheitel bis zur Sohle an): Collega, Sie kennen sogar die Technik des Erfolges.

„Presse.“ A. E.

Sonntagsfreuden eines Radfahrers.

Eine Zuschrift.

Herr Heimgartenmann!

Du hast in deiner Zeitschrift schon ein paarmal recht schön über uns „Radler“ geschrieben, dass es mich wundert, wie du uns im vorigen Heft verriffelt hast. Wo wir eh so arm sind. Wo wir eh so viel aushalten müssen. Sollst dich nur selber einmal aufs Rad spannen. Du wirst schon sehen! Du wirst gern wieder herabsteigen, wenn du schnell genug bist. Anfangs kommt einem das Fallen allemal zuvor. Aber davon möchte man noch nichts sagen, unser liebes Sonntagsvergnügen schaut anders aus. — Wenn ich besser sehen und schlechter hören möchte! Schöne Sprücheln kann man hören, wenn man auf dem Rad sitzt. Diese Bauern sind wie der Teuxel, so witzig!

Das war vor einigen Wochen, als ich eines schönen Sonntagsmorgens hinausritt über Maria-Trost in die östliche Steiermark. Schon bei St. Johann hörte ich ein paar Bauern, auf mich deutend: „Heint sein d Norrn wieder amol oll auskema. Burt scha wieder a so a gschmoaßna Lufttreta daher! He, wouhin, narischa Scheerenschleifa?“

Und ein anderer: „Der gibb du kan Ontwort, der hot um a Radl z'viel.“

In der Nähe des Fasslwirts rief bei meinem Anblick ein Bauernbursche aus: „Jessas, den schauts on, der hot seini Haxn ohg'schraufst!“

Und weiter, bei Algersdorf, ein alter Hüttler: „Teuxl, do is in Grazern a Radl durchgongan und is oana henkn bliebn drauf.“

Bei Weiz etliche Bauern über mich: „Du, der fohrt zan Leimsiada, seini Knochn vakaffn.“

„Holt's n Othn ein, Buabn, dass n nit umblost's!“

Vor mir ritt der dicke Bäcker aus der Vorstadt dahin, über den hörte ich die Bauernburschen sagen: „Wan der bis af d Nocht fohrt, so bleibb ba der Hitz grod nar a Fettbotzn über!“

Einige Kinder riefen: „Velocipee, 's ondri wisst's eh!“

Als ich weiter hin bergan ritt, meinte einer: „Der thuat Luft schnoppn, wia da Fisch ohni Wossa.“ Und beim Abwärtsreiten: „An Lita zohl ih, wan sih der d Nosn bricht!“

Bei Anger rief mir ein Straßenwirt zu: „Einkehrn, s Rössl is dursti! Oda hot da Kutscha d Schwindsucht in Sock?“

In der Nähe von Kogelhof scheuten sich vor mir ein paar Zugochsen am Karren. Da sagte der Fuhrmann: „Sar oust meini Ouchsn wos Saudumms sechn, schreckn sie sih.“

Als bei Birkfeld sich ein Pferd scheute, schrie der Kutscher: „Dumms Luada! Der plogg sih jo eh für enk Rösser!“

Im Pöllauerthale fiel den Bauernburschen meine Radfahrerkluft auf. „In da Stodt muss s Gwond theuer sein“, bemerkte einer, „weil d Stodthern hiaz holbnockad umanondfohrn.“ Und ein Zweiter: „Gehn mar ohsomeln, dass mar an Guldn zsombringen, aft kaffn mar eahm a Pfoad.“

So gieng es fort bis Kaindorf, bis Gleisdorf, dort setzte ich mich gerne in den Eisenbahnzug.

Wenn wir Männer auf unseren Ausflügen schon derart begrüßt werden, so kann man sich denken, wie es den Radfahrerinnen geht. Ich hörte es selbst, wie man von einer dicken Dame, die auf dem Pneumatikreifenrad ritt, sagte: „Hoi ho, a Plunzn reidt af a Leberwurscht!“ Dann als der Wind ihre Kleider blähte: „Passts auf, hiaz wirds gleih in d Luft fliagn, sie bledat scha!“

Das ist so der steierische Bauernwitz. Hinter dem Semmering drüben sind sie nicht so witzig, aber — schlagfertiger. Der Radfahrer in Steiermark soll seine Ohren daheim lassen, der Radfahrer in Niederösterreich seinen Buckel. Zwischen Gloggnitz und Neunkirchen schleuderte mir einer von der Kugelbahn her die Kugel ins Rad, ich stürzte, mit wildem Halloh eilte ein Rudel von Burschen auf mich zu und machte Anstalten, den „Radlgeist“ durchzubläuen. Sofort riss ich meine Brieftasche aus dem Sack: „Da, da habt es, mein Geld! — „Wos!“ schrie einer lachend, „glaub'n Sie, dass mir Sölchene san!“ Und verzogen sich. Die List gelungen, die Burschen beschämt, ich ritt weiter.

So viel des Nützlichen und Schönen, mein lieber Heimgärtner, damit du weißt, dass auch wir Radfahrer nicht auf Rosen gebettet sind, außer wir stürzen und fallen in den Straßengraben auf blühenden Klee oder in die Dornhecken.

Gehorsamer Diener!

Sch.

Sylvester.

Sylvestergläser klingen,
Sylvesteruhren schlagen,
Und zu mitternächtiger Stunde
Hör' ich laute Kreise tagen.
Essen, trinken, spielen, scherzen,
Ohne Liebe, ohne Reue
Taumeln sie von Jahr zu Jahre,
Und vom Alten in das Neue.
Ob auch ich dabei bin? Nein.
Lasset mich mit mir allein.

Einsam in der Scheidestunde
Will ich Glücks und Leids gedenken,
Muss ich doch ein Stück von meinem
Leben in die Grube senken,
Muß ich doch mein wundes Herze
In die fremde Zukunft tragen,
Darum kann ich nimmer scherzen,
Wenn der Uhren Hämmer schlagen.
Diese Weihestund' ist mein.
Lasset mich mit mir allein. R.

Bücher.

Ausklang. Zwei Novellen von Otto von Leitgeb. Das junge Österreich regt sich. So lange man ein geistreiches Reporterthum nach Zolas Muster für den Gipfel der Kunst hielt, waren die jungen Kräfte unseres beweglichen, gemüthvollen und schönheitslüsternen Volksstammes lahm gelegt. Was dem Geist der Zeit entsprach, war ihnen wider die Natur. Und sich durchzusetzen, dazu waren sie, wie wir alle von jeher, zu weich. Nun, da eine Renaissance des Poetischen vernehmlich an die Thür klopft, ist die richtige Zeit gekommen für die heißen Herzen des jungen Österreich. Das Literatenthum beginnt dem Künstlerthum zu weichen. Apollinisch glänzend oder dionysisch trunken wendet der Dichter sich wieder an den eng begrenzten Kreis. Die ganze Fülle, die in der süddeutschen Natur steckt, steht im Begriffe, sich zu entfalten. Die Namen Schnitzler, Hoffmannsthal, vor allen aber Peter Altenberg tragen schon mehr in sich als berechtigte Hoffnungen. Auch Otto von Leitgeb, von dem uns die beiden Novellen „Schwester Brigitte“ und „Ein Geigenlied“ vorliegen, ist ein Österreicher. Auch er hat sich, solange er dem harten Naturstudium nachgieng, nicht finden können, obgleich ihm unter den Novellen, in denen er sich von der damals modernen Strömung treiben ließ, manche hübsche Leistung gelungen ist. Noch dieser Leibl-Manier gieng er zu einer weit geschmackvolleren leichten und ganz modernen Pastell-Manier über, ein wenig verschwommen, aber vielsagend und graziös. In der Zeitschrift „Romanwelt“ erinnern wir uns, einige Arbeiten dieser Periode gelesen zu haben. Die beiden Novellen des vorliegenden Bändchens „Ausklang“ sind sozusagen in der Fritz Kaulbach-Manier geschrieben. Es ist guter alter Stil, etwas zierlicher und weniger pedantisch, als es ganz

schulmäßig wäre, aber nicht sprühend, nicht hinreißend, nicht verzückt, nicht nervös genug, um sich dem oben genannten hoffnungsreichen Österreicherthum anzuschließen. Wenn dieser Stil das Letzte ist, das höhere Dritte, das sich aus zwei Gegensätzen entwickelt, so darf Leitgeb mit der Zeit auf ein breites Publicum hoffen. Die seltene Zartheit des Empfindens, das stille und etwas schwermüthige Weben im Poetischen, wie es in der „Brigitte", der Grütznerische Humor, wie er im „Geigenlied" zum Ausdruck kommt, ist überdies nicht nur für das Lesepublicum erfreulich, sondern auch für den Kunstfreund. Aber das Höchste erreichen und gewinnen wird eine jüngere Kraft nur auf neuen Anstiegen. Man kann aus schon abgeschnittenen Blumen einen schönen Kranz binden. Aber das Herz klopft einem doch nur, wenn eine Knospe sich entfaltet, die noch am Stocke steht. Und sogar das arme Samenkorn, das eben erst in die Erde gelegt wird, und von dem niemand weiß, ob es etwas Brauchbares bringen werde, ist interessant und in seiner Räthselhaftigkeit merkwürdig. Leitgebs Novellen sind Rosen, voll erblüht, schön entwickelt, voll Duft und Reiz und Schönheit, aber von einem alten Stocke geschnitten, von dem wir, ohne große Seher zu sein, voraussagen können, dass er nicht mehr lang blühen wird. E. E.

„Opfer der Zeit." Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Wolff. (Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag.)

Es ist ein Zug der Zeit, dieses Streben aller Dichter und Schriftsteller nach dem Lorbeer des Dramatikers. Das stille, freudige Bewusstsein, das den Lyriker, den Novellisten erfüllt, wenn er sich irgendwo und irgendwann von einem verständnisvollen Zeitgenossen gelesen und gewürdigt weiß, es hat mit einemmale einem lebhafteren Drang nach Anerkennung platzgemacht. Der Schriftsteller will zu vielen sprechen, zu vielen auf einmal, und er will von vielen zugleich verstanden und beurtheilt werden.

Es ist auch nicht einzig das. Unser modernes sociales Leben häuft sozusagen dramatische Stoffe aufeinander, die Dichter brauchen nur hinzugehen und sie aufzulesen.

Und noch ein drittes ist daran schuld. Gedichte und Erzählungen, Romane ziehen ihre weiten Kreise, aber langsam, unsichtbar fast für das Auge des nachspähenden Dichters. Thut er aber einen gewaltigen dramatischen Wurf, so hat er den unmittelbaren, sieghaften Beweis seines Könnens. Er heimst den Lohn nicht in verstreuten Blüten der Anerkennung ein, er pflückt sich an einem einzigen Abend einen ganzen Strauß und saugt seine sehnende Seele voll mit dem betäubenden Duft des Ruhmes! Und er verdient mit einem einzigen Stück dann mehr, als mit zwanzig Romanbänden.

Daher kommt es, dass moderne Schriftsteller sich mit Vorliebe dramatisch bethätigen. Jeder von ihnen träumt von einem solchen Abend, der leider nur so selten einem unter ihnen — und nicht immer dem Würdigsten — beschieden ist. Denn auf dramatischem Gebiete mehr, als auf irgend einem anderen, ist der Dichter abhängig von Mode, Parteigunst, Laune des Publicums und last not least von dem guten Willen der Schauspieler.

Viele hundert Stücke werden alljährlich an großen Bühnen eingereicht, und das meiste davon bleibt ewig ungespielt, ja selbst ungelesen. Man beschäftigt sich jetzt viel mit dem Gedanken, eine Bühne zu schaffen, auf welcher jedes halbwegs mögliche Stück aufgeführt werden soll, denn man kann den Werth, den dramatischen Wert eines Stückes, doch nur dann voll ermessen, wenn man es von der Bühne herab auf sich wirken läßst. Eine solche Bühne wäre freilich ein Elysium für alle nach Aufführung ihrer Werke schmachtenden Autoren.

Franz Wolff, der als Lyriker und Novellist einen guten Namen hat in der modernen Gilde der Wiener Schriftsteller, hat sich nun auch unter die Dramatiker begeben. Sein Schauspiel: „Opfer der Zeit" ist echt modern gedacht. Großcapital, Fabriksleben, Arbeiterforderungen und Streberthum geben den Grundton. Auch die moderne Frau, die über Pflichten und Rechte die freiesten Anschauungen hat, fehlt nicht darin und bildet einen scharfen Gegensatz zu der streng rechtlich denkendenden Tochter des gewissenlosen Fabrikanten, die in der Liebe zu ihrem Kinde den besten Trost für ein verfehltes Dasein findet und in sein Herz „den Glauben an die Heiligkeit des Lebens" pflanzen will.

Das Stück zeigt unverkennbar den Einfluss von Björnstjerne Björnson und hat den Vorzug der bewussten Klarheit, die den erwählten Stoff scharf beleuchtet, ohne deshalb allzu grelle Farben aufzutragen. Von dem eigentlichen Inhalt wollen wir lieber nichts verrathen, — möge das Schauspiel für sich selbst, von den Brettern herab sprechen.

Der Dialog ist gut, klar, stellenweise von lebendigem Colorit. E. Pierson, der unermüdlich thätige Verleger, zu dessen Fahne so viele österreichische Autoren schwören, hat das Schauspiel Wolffs in der üblichen hübschen Ausstattung erscheinen lassen, und es ist nur zu wünschen, dass Autor und Verleger recht bald einen vollen Erfolg verzeichnen können. S. v. K.

Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart. (Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ein bedeutsames Stück deutscher Vergangenheit führt Georg Ebers mit diesem seinem neuen Roman herauf. In seiner meisterhaften Weise, welche ungemein wirkungsvoll die geschichtlichen Persönlichkeiten und die historisch verbürgten Ereignisse mit den Gestalten einer frei schaffenden Phantasie vereinigt, behandelt der Dichter jene Wirren und Kämpfe, die bald nach dem Tode Martin Luthers die deutschen Lande in zwei Parteien spalteten. Dann klingt der handlungsreiche Roman in der Lehre aus: nicht in Ruhm und Ehre, in äußerer Pracht, sondern im Besitz innerer Güter ruht das wahre Glück. Einen besonderen Reiz erhält der Roman durch die große Reihe historischer Persönlichkeiten, und ein hoher Vorzug ist ferner die Darstellung des höfischen und bürgerlichen Lebens. V.

Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Von Paul Heyse. Mit Illustrationen von C. Zopf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die geharnischten Vertreterinnen der Frauenfrage werden es beklagen, dass Paul Heyse, der Frauenkenner, bisher immer nur Fragen des Frauenherzens in sein Bereich zog. Er scheint diesen Mangel auch selbst erkannt zu haben, denn im „Blaustrümpfchen“ führt er nun die moderne Erscheinung des strebenden, Kunst und Leben heißhungrig begehrenden Mädchens vor. Immerhin kommt für die „Vorkämpferinnen“ wenig dabei heraus, denn unter den Händen wird diesem Liebling der Grazien die Strebende zum herzigen beseligenden Weib, die ihre Rechte namentlich in den Herzen der Leser mehr spielend als streitend erringt. Mit köstlicher Frische und prächtigem Humor führt uns der Dichter mit ihr durch allerhand Zustände der Münchener Bohème hindurch, es riecht sehr stark nach Ölfarbe und Tabak, und die zierliche Filigranarbeit ist doch ein getreues Bild der Kunststadt München. V.

Künstlerroman. Von F. W. Hackländer. Illustriert von A. Langhammer. Drei Bände. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Ganz offen sei es gestanden: nicht ohne ein Gefühl furchtsamer Scheu gieng der Kritiker an die Lectüre. Wird Enttäuschung sich einstellen? Nein, und dreimal nein! Ich las den Roman mit wachsendem Interesse und stets sich steigernder Spannung, wie einst in den goldenen Tagen, da das Herz noch jung war. Hackländer gehört zu den wenigen Romanschriftstellern, die nie veralten. Warum? Weil er wirkliches Leben und wirkliche Menschen schilderte bei seiner außerordentlichen Welt- und Lebenskenntnis und seiner scharfen Beobachtungsgabe, die durch den glücklichsten Humor noch verklärt wurde. V.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo von Nicolai. Von Henrik Scharling. (Dresden. Gerhard Kühtmann. 1896.)

Der Erzähler ist ein junger Student aus Kopenhagen, noch Fuchs, der seine Weihnachtsferien mit seinen beiden älteren Brüdern, einem Studiosus juris — der Erzähler nennt ihn corpus juris — und einem Candidaten der Theologie, nur der „Alte“ genannt, im Pfarrhause zu Nöddebo in der mit zwei lieblichen Töchtern ausgestatteten Predigerfamilie zubringt. Der junge Mann ist verliebt, aber er weiß nicht recht, in wen? oder vielmehr in jede anmuthige Jungfrau, und quält sich mit Sorgen um seine Verlobung, da er eine von den beiden Pfarrerstöchtern als Gattin heimzuführen entschlossen ist — nicht wissend, dass beide schon von seinen eigenen Brüdern als Bräute erwählt sind. V.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.)

In das Böhmenland führt uns der Dichter, in das Land mit seinen unergründlichen Wäldern und ragenden Burgen, in seine hunderithürmige Hauptstadt, auf sein majestätisches Königsschloss. Zu einem zweisprachigen, in erbittertem Kampfe, der ja in unseren Tagen noch nicht ausgetragen ist, lebenden Volke führt er uns. Er schildert den Untergang des mächtigen Böhmenkönigs Ottokar nnd das Emporwachsen des Hauses Habsburg und auf diesem Hintergrunde das Glück und das tragische Ende des sagenumwobenen Witigonen Zawisch und seiner Brüder aus dem deutschen Dynastengeschlechte der Herren von der Krummenau.

Das Buch mit seiner charakteristischen Verbindung von Realismus und Idealismus wird den fesseln, der es zum erstenmale liest. V.

Höhere Töchter. Humoresken aus dem Schulleben. Von Elit Felson. Mit Illustrationen. (Breslau. Franz Goerlich.)

Die Verfasserin schildert in fünf einzelnen, selbständigen Erzählungen Scenen voll jugendlichen Übermuthes aus dem Leben der „Höheren Töchter“. Elit Felson schöpft hierbei aus ihrem eigenen, verflossenen Backfischleben. K.

Massimo d'Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. (Graz. Fr. Pechel.)

Massimos Leben war der Kampf des nach freier Entfaltung ringenden Genius gegen feindliche Mächte. Als Kind entzieht er sich den versumpfenden Einflüssen einer clericalen Erziehung, als Jüngling rettet er sich selbständig aus dem Banne eines ihn dem Untergange zuführenden wüsten Sinnenrausches, erringt sich dann, aller materiellen Hindernisse zu Trotz, durch eiserne Beharrlichkeit den, seine Nation mit Stolz erfüllenden Ruhm eines ausgezeichneten Malers, der nur deshalb sich nicht den Ersten anreihen konnte, weil ihn eine höhere Bestimmung aus seiner Künstlerlaufbahn riss. Die Zeit der Erhebung des italienischen Volkes für seine Unabhängigkeit fand ihn, als den durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufenen Führer. Aus dem Künstler, der er seiner Natur nach war und blieb, erstand plötzlich ein politischer Agent, eine Erscheinung, wie sie in der modernen Geschichte einzig dasteht, aber zur Zeit der Renaissance, der er in vielen Beziehungen nahe stand, nicht ungewöhnlich war. Nachdem er am oberitalischen Kriegsschauplatze sein Blut vergossen, übernahm er die ihm vom König übetragene Mission, das Staatsschiff von dem durch äußere und innere Feinde drohenden Untergange zu retten, was ihm auch trotz aller von der revolutionären Partei bereiteten Hindernisse in glänzender Weise gelang. Als Staatsmann war ihm weder die große Staatskunst, noch die Energie eines Bismarck oder Cavour eigen. In einem Punkte aber übertraf er sie: in der Gewissenhaftigkeit bei Wahl der anzuwendenden Hilfsmittel, sowie in der Loyalität einer auf sittlichen Grundsätzen basierten Politik. Er gehörte nicht zu jenen, welche die Unvereinbarkeit von Moral und Politik behaupten und in dem Erfolge den einzig giltigen Maßstab anerkennen; daher begreift es sich, dass er den gefangen genommenen Garibaldi vor ein Kriegsgericht stellen wollte, und dass er aus dem Cabinete schied, als Cavour für die Annexion Roms und Neapels durch gewaltsamen Überfall eintrat.

Alle seine Publicationen athmen den Geist der unerschütterlichen Gerechtigkeit und sind der Ausfluss jenes Grundsatzes: dass das einzige untrügliche Kriterium für den Wert menschlichen Handelns — das Wohl der Menschheit sei. A. L.

Lebenserinnerungen van Jakob von Falk. (Leipzig. Georg Heinrich Mayer 1897.)

Schon im allgemeinen ein höchst lesenswertes, für Österreich besonders interessantes Werk. Was das österreichische Museum für Kunst und Industrie, was im weiteren das Kunstgewerbe in Wien und in Österreich diesem Manne zu verdanken hat, wird nicht vergessen werden dürfen. Der Verfasser selbst geht bescheiden flüchtig darüber hinweg, hingegen erzählt er in schlichter Weise eingehender von seinen Lebensschicksalen und Reisen, ganz besonders zu erwähnen den lichtvollen Abschnitt „Von den Ausstellungen“, in welchem Charakteristiken und Vergleiche der Weltausstellungen geboten werden. Das vornehm ausgestattete Buch enthält ein gutes Bild des Verfassers. M.

Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Auf Grund eingehender Quellenstudien behandelt der Verfasser hier ein Thema, das bis dahin weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin eine Bearbeitung gefunden hat. Er stellt zunächst das Leben des Dichters, das in seinem gewaltigen Reichthum und in seiner ganzen Charakterschönheit an dem Auge des Lesers vorüberzieht, unter die Beleuchtung der Frage, welchen Einfluss das weibliche Element auf sein Denken und Dichten ausgeübt hat. Das Werk, das den Anspruch erheben darf, der Literaturgeschichte und der wissenschaftlichen Erkenntnis zu dienen, verdient namentlich auch in Frauenkreisen Verbreitung. Die Ausstattung ist sehr gediegen und der Einband sehr zierlich. V.

Aus großer Zeit. Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71. Verfasst von Heinrich von Selbitz, Moritz von Berg und vielen anderen Mitkämpfern. Zusammengestellt und herausgegeben von Heinrich von Selbitz. (Ansbach. Max Eichinger.)

Dieses vornehm ausgestattete große Sammelwerk bietet eine Unzahl von Geschichtchen, Anekdoten, Erinnerungen, Gedichten aller Art aus der Zeit jenes Krieges. Mancherlei Abenteuer werden erzählt, alle Stimmungen des Kriegslebens finden Ausdruck, das einemal trefflich und künstlerisch, das anderemal schlicht und nüchtern. Manches ist hier verbucht aus jener merkwürdigen Zeit, das bisher nicht bekannt war und dem Geschichtsforscher willkommene Anhaltspunkte geben kann. M.

Fridtjof Nansen. Eine Festschrift zur Rückkehr Dr. Nansens von der Nordpol-Expedition. Hievon erschien soeben die deutsche Ausgabe im Commissions-Verlag K. F. Köhler, Leipzig.

Die Schrift bietet eine übersichtliche Darstellung der Nordpol-Expedition, eine

kurze Biographie der sämmtlichen Theilnehmer, Interessantes über Nansens Kinderjahre und Familie 2c.

Die Karte der Polar-Region, sowie ein Portrait Nansens und „Fram im Packeise" von Otto Sinding sind vorzüglich ausgeführt.
V.

Nansens heldenmüthige That, durch die er der Wissenschaft mehr geleistet hat, als je vorher für die Erforschung des Nordpols geschehen war, kann man erst würdigen, wenn man sein Werk „**In Nacht und Eis**" (Leipzig. F. A. Brockhaus) zur Hand nimmt.
V.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Eine psychologische Studie von J. E. Poritzky. (Berlin. Karl Dunker. 1896.)

Dieses Schriftchen will den Heinrich Heine auch für solche retten, die ihn nicht „verstehen". Wir fürchten aber, dass er für solche trotz dieser anmuthigen Darstellungen verloren bleiben wird. Wenn ein Dichter erst einen Commentar braucht, dann ist es immerhin schon schlimm. Verstehen! Warum sollte man Heine nicht verstehen, wenn man ihn liest? Er ist deutlich genug. Doch ob er auch jedem sympathisch ist? Wer kann dafür? Weder der Dichter, noch der Leser. Es gibt genug Poeten, die, ohne dass sie's verdienen, vom Publicum abgelehnt werden. Kein Mensch kümmert sich drum. Weshalb will man gerade den Heine der Menschheit fast mit Gewalt octroyieren?
M.

Gedichte Friedrich Rückerts in neuer Auswahl. 24. Auflage. Mit einem Lebensabriss und dem Bildnis des Dichters. (Frankfurt am Main. F. D. Sauerländer. 1897.)

Einer besonderen Empfehlung bedarf ja Rückert nicht; je mehr man sich in seine Dichtungen vertieft, desto mehr lernt man ihn, den deutschen Meister der Dichtkunst, den geläuterten Lebensphilosophen, den begeisterten Sänger von Liebe, Heimat, Vaterland und Natur, schätzen und lieben.
V.

X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

X-Strahlen! Ein kühner Titel, aber nicht zu viel gesagt für diese Gedanken- und Gemüthsblitze, die den Menschen, den eigenen und den fremden, tiefer schauen, als man es in der Lyrik sonst gewohnt werden muss. Diese Sammlung enthält auf Seite 61 auch jenes Gedicht, von dem Hamerling zum Heimgartenmann, der es gebracht, einst sagte: Wer das gedichtet, der weiß, wie uns Poeten ums Herz ist. Dieser Dichter ist gewiss selbst ein Poet.

Das stimmt.
M.

Pegasusritt durch die Schweiz von Alfred Beetschen. Der Schweizer Autor hat dem Humor und der Satire die Zügel schießen lassen, während Illustrator E. Bufetti die Stationen des Pegasus-Rittes auf jeder Seite des originellen Büchleins durch seinen Künstlerstift aufs trefflichste markiert hat. Muth, Übermuth und Wehmuth spielen sich in Beetschens leichten flüssigen Gesängen. (Müller & Trüb, Aarau.)
V.

Humor und Gefühl. Gedichte in obersteierischer Mundart von Hans Vischner. (Knittelfeld. J. Ach. 1896.)

Freunden einer harmlosen und anspruchslosen Volksdichtung kann dieses Büchlein empfohlen werden. Im Titel selbst ist der Geist der kleinen Sammlung charakterisiert.
M.

Die soeben erschienene Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle. Otto Hendel) legt aufs neue Beweis dafür ab, wie der Verlag unablässig dafür sorgt, dass in Wahrheit diese Sammlung das Wertvollste und Bedeutendste, was die Literatur aller Völker bietet, in sich vereinigt. Das erste neue Bändchen bringt eine Anzahl Novellen von Jules Lemaître, ferner Schillers kleine prosaische Schriften. Hochwillkommen wird vielen der folgende Band sein, der Kleinere Schriften von Jakob Grimm, Akademiereden, in sorgfältiger Auswahl bringt. Seine Selbstbiographie, die Reden auf Lachmann, Schiller und Wilhelm Grimm, über das Alter und über den Ursprung der Sprache — so viele Stücke, so viele Perlen. Der Zauber, den Jacob Grimms Genius allüberall ausübt, weht uns auch aus diesem Buch entgegen, und wird es jedem Leser lieb und wert machen. — Lettische Volkslieder und Mythen, von Victor von Andrejanoff bearbeitet und ins Deutsche übersetzt. — Eine literarische Curiosität bringt Aminta, ein Schäferbild von Torquato Tasso, übersetzt von Alfred Öhlke. Der stattliche Schlussband der Serie bringt endlich eine Reihe mit besonderem Geschmack ausgewählter „Märchen aus Tausend und eine Nacht". Diese Kinder des Orients mit ihrem schimmernden Reiz und ihrer glänzenden Phantasie sind nicht nur für die Jugend eine willkommene Lectüre, auch der reife Leser ergötzt und unterhält sich an ihnen immer wieder aufs neue.
V.

Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaße der Originale übersetzt von Irene H. Cserhalmi. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der prächtig ausgestattete Band wird um so freudiger begrüßt werden, als er uns zum erstenmal einen vollständigen Überblick gewährt über die reichen poetischen Schätze einer Literatur, von der uns bisher nur wenige Dichter und von diesen zum Theil nur einzelne Werke durch Verdeutschungen näher gebracht worden sind. Die Sammlung vermögen wir nicht treffender zu charakterisieren, als es Georg Ebers in dem Vorwort thut, das er zu dem Band geschrieben. Darin heißt es: „Unter der ihr so wohl vertrauten Literatur ihres Volkes wählte die ungarische Poetin und Schriftstellerin Irene H. Cserhalmi das Beste, um es in das Gewand unserer Sprache zu kleiden. Dabei gelang es ihr, die Gedanken und Gefühle des ungarischen Poeten so wiederzugeben, dass sie auf deutsch fasslich und wirkungsvoll zum Ausdruck gelangen. Die Anthologie umfasst Dichtungen jeder Art. Neben etlichen schlichten Proben der Volkspoesie finden sich einige tiefsinnige, gedankenvolle Musterstücke der modernen Kunstpoesie. Mancher Strophe von erschütterndem Ernst folgen andere heitern und ergötzlichen Inhalts. So gewinnen wir mit dieser Anthologie ein Spiegelbild des Lebens und Fühlens der ungarischen Nation. V.

Launen. Neue Sammlung ausgewählter Skizzen von Eduard Pötzl. Illustriert von Theo Zasche. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Wenn von Pötzl ein Büchlein erscheint, bedeutet das für den Leser allemal ein paar anmuthige Stündchen. Diese neue Sammlung steht nicht zurück von anderen desselben Verfassers, die wir wiederholt zu schätzen Gelegenheit gehabt haben. Sie enthält Stückchen, die zu den allerbesten „Launen“ dieses Verfassers gehören, und das will was sagen. M.

„Wiener Stadtgänge“ von Johannes Ziegler. Mit einem Vorworte von Ed. Pötzl. Illustriert von Koloman Moser. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Ursprünglich, behaglich und voll feinen Humors schildert uns Johannes Ziegler Eindrücke, die er beim Durchwandern der Straßen Wiens empfangen hat. In anscheinend kunstloser, und doch den Gipfel künstlerischer Darstellung erreichender Weise nimmt er den Leser gefangen, lässt er ihn mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen empfinden. Ein Optimist in seiner liebenswürdigen Auffassung alles Seienden, gewinnt er dem Gegenstande, in den er sich vertieft, immer seine sympathischeste Seite ab und die Charakteristik, die Pötzl in der Vorrede von Ziegler entwirft, wird diesem Zuge in der Natur des bei uns heimisch gewordenen Nordländers vollauf gerecht. Koloman Moser bewährt sich in den Illustrationen als geistvoller Zeichner. V.

Studien und Kritiken. Von Alfred Freih. v. Berger. (Wien. Literarische Gesellschaft).

Das Buch will nicht eine äußerliche Zusammenstellung von Aufsätzen bieten, wie sie zufällige Gelegenheiten angeregt haben, sondern eine ausgebildete einheitliche Kunstanschauung soll dargestellt und mitgetheilt werden. Lebensgang und Entwickelung des Verfassers brachte es mit sich, dass die dramatische Kunst in dem Buche breiten Raum einnimmt. Namentlich über die Schauspielkunst und deren Beziehungen zum poetischen Schaffen sucht der Verfasser Aufschlüsse zu geben und moderne Bühnenerfahrungen zur Lösung literarischer Probleme anzuwenden. V.

Über Sprachverständnis. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Sprachunterrichtes von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1895.)

Diese schön geschriebene, nicht bloß für Lehrer überaus zweckmäßige, sondern für alle Sprachfreunde höchst anregende Schrift kann auf das Wärmste empfohlen werden. Wir kommen noch darauf zurück. M.

Aus Thier- und Menschenleben nennt eine junge Künstlerin, Käthi Schönberger, 25 Federzeichnungen (Wien und Leipzig, Verlag von Ludwig Schönberger), die recht lustigmenschliche Scenen in Thierfiguren darstellen. Possierlich ist die als Titelblatt gewählte Zeichnung der „niesende Esel“, die Situation ist drollig und die Darstellung flott und leicht.

Leykam'sche Kalender. (Graz. Verlag „Leykam“.) Die Verlagshandlung bringt wieder eine große Reihe von Kalendern, welche, dem Bedürfnis der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung tragend, sich sowohl durch schöne gediegene Ausstattung wie durch billige Preise vortheilhaft auszeichnen und daher mit Recht besonders gerne gekauft werden. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender“ schon im 113. Jahrgange und ist in der That ein Familien-Hausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für

Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand Ebhart, M. v. Markovics, Ferd. Schifkorn, Dr. Franz Mayer, Nandl Werchota, und der Director der Ackerbauschule in Grottenhof, Julius Hansel. Außer dem colorierten Titelbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind Wochen-Notiz-Block-Kalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Tarife zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleinere „Wand-Block-Kalender" mit schönem Farbendruck-Wandtheil wegen seiner eleganten Ausstattung hervorragend. Der „Elegante Taschenkalender" präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. „Leykams Brieftaschenkalender", „Grazer Taschenkalender", gebunden mit Schuber, die so praktischen, reizend ausgestatteten „Portemonnaie-Kalender", mit Goldschnitt und je einer Photographie, broschiert, in geprägtem Metallband und in Lederband, „Blattkalender", aufgezogen zum Aufstellen, „Wandkalender", aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender" (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken, von Rosegger in seinem prächtigen Buche „Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgestalten" durch eine liebenswürdige Abhandlung auch dem Interesse und der Würdigung der Städter erschlossen, findet noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens. V.

Frommes Kalender. An der Spitze steht „Vogls Volks-Kalender", welcher heuer seinen 53. Jahrgang erreicht hat. „Frommes Wiener Auskunfts-Kalender" ist ein unentbehrliches Nachschlage- und Vormerkbuch für Geschäft und Haus und für die Ämter geworden. „Neuester Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender", „Frommes Täglicher Einschreib-Kalender" für Comptoir, Geschäft und Haus u. s. w. Kurz, für alle Kalenderbedürfnisse ist gesorgt. Das neue Jahr ist nach allen Richtungen hin verbucht. Gut Heil! M.

Literarischer Abreiß-Kalender für 1897. (Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.)

Jedes Blatt eine brauchbare Notiz, ein gutes Sprüchlein oder Gedicht; die meisten Blätter enthalten Bildnisse meist lebender Autoren. Eine prächtige, literarisch anregende Idee. Nur schade, dass diese Kalenderblätter so stark mit Reclamzeug durchsetzt sind. M.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte **„Euphorion"**, die seit Jahren von dem Prager Professor Dr. August Sauer herausgegeben wird, erscheint von jetzt ab in dem Verlage von Karl Fromme in Wien. Eine Reihe wertvoller Aufsätze über literargeschichtliche Stoffe aus vier Jahrhunderten eröffnet das Heft. Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich.

Büchereinlauf.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Bis zur fünften Lieferung erschienen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Mesmerismus. – Alles fließt. Zwei Novellen von Friedrich Spielhagen. Zweite Auflage. (Leipzig. L. Staackmann. 1897.)

Die Bacchantin. Roman in zwei Bänden von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1897.)

Bergluft. Hochlandsgeschichten von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustriert von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Die Althofleute. Ein Sommerroman von Ludwig Hevesi. Illustriert von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Einsam und arm. Von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Volksausgabe. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Rose von Hildesheim. Roman von Konrad Alberti. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Menschen untereinander. Von Hermann Heiberg. (Leipzig. Gustav Fock.)

Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutschböhmischen Emigrantengeschlechtes von August Sperl. (München. C. H. Beck.)

Aus unserer Zeit. Geschichten von Hermine Villinger. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

W. Heimburgs Illustrierte Romane und Novellen. Neue Folge. Vollständig in 35 Lieferungen. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Die silbernen Glocken von Mörlenbach und die Falschmünzer im Weschnitzthale. Volksroman von Georg Schäfer. (Stuttgart. Hobbing & Büchle. 1896.)

Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Hermann Hillger. 1896.)

Das Jochkreuz. Erzählung von Arthur Achleitner.

Am Ibenstein. Roman von B. Renz.

Die Tragödie. Roman von A. Freiherr von Perfall.

Weltflüchtig. Roman von Rudolf Elche.

Die graue Mauer. Roman von F. v. Kapff-Essenther.

Juvenes dum sumus! Von Lothar Schmidt. (Breslau. L. Frankenstein. 1896.)

Jenseits des Oceans. Nach Paul Bourget übersetzt von Lothar Schmidt und Otto Dammann. (Breslau. L. Frankenstein. 1896.)

Goethes Leben und Werke von G. H. Lewes. Autorisierte Übersetzung. 17. Auflage. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Wider die eheliche Pflicht. Neue eingehende Forderungen und Vorschläge zu Gunsten der Frau von Karl Th. Schulz. (Berlin. Hugo Steinitz. 1897.)

Laterna magica. Allerlei bunte Lebensbilder von Helene v. Götzendorff-Grabowski. (Wiesbaden. Heinrich Lützenkirchen. 1896.)

Höhen und Tiefen. Erzählende Dichtungen von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Johannes Wedde. Eine literarische Studie von Albert Steck. (Hamburg. Hermann Grüning. 1896.)

Aus unserem Vaterlande. Landschafts- und Sittenbilder, Geschichten und Sagen aus Österreich-Ungarn. (Wien. Verlag „St. Norbertus". 1896.)

Altwiener Geschichten und Figuren. Von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1896.)

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henkell. (Zürich. Karl Henkell. 1897.)

Unter den Buchen von Saßnitz. Ein Sommerfestspiel in fünf Aufzüg n von Ernst Wachler. (Berlin. Richard Heinrich. 1897.)

Gedichte von Karl von Arnswaldt. (Göttingen. Lüder Horstmann. 1897.)

Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlasse. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1896.)

Hymnen von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Vom Nordpol zum Südpol. Von A. Ramzasch. (Glarus und Leipzig. Schweizer Verlagsanstalt, B. Vogel.)

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte von Hans Grasberger. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Im Verlage E. Pierson, Dresden, erschienen:

Marthas Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder" von Bertha von Suttner für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting.

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. Zweite Auflage.

Miniaturen. Novelletten von W. Popper.

Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar.

Demetrius. Trauerspiel in fünf Acten nach Schillers Entwurf von A. Weimar.

Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn von Ludwig Eisenberg. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidl.

Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). (Dresden. Hellmuth Henklers Verlag.)

Jugendschriften von Franz Czekansky. Vier Bändchen. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

A. Jessens **Volks- und Jugendbibliothek.** Bändchen Nr. 106—110. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Lies und Lene. Die Schwestern von Max und Moriz. Eine Buschiade für Groß und Klein in sieben Streichen von Hulda von Levetzow. Illustriert von F. Maddalena. (Hamburg. G. Fritzsche.)

Christ. Andersens: **Die Prinzessin und der Schweinehirt.** Illustriert von Heinrich Lefler. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.)

Allerlei Geschichten für kleine Leser von Felix von Stenglin. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft.)

Der Sternkreuzorden. Eine Monographie von Else Kastner-Michalitschka. (Wien. Böhmens deutsche Poesie und Kunst. 1896.)

Das rothe Einmaleins, oder: **So leben wir.** Ein sociales Bilderbuch von Ernst Berner. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1896.)

Deutsche Worte über deutsches Trinken. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (München. J. F. Lehmann. 1896.)

Hygiene des Auges. Ursachen, Verhütung und Heilung von Augenkrankheiten. Populärwissenschaftlich dargestellt von Dr. Adolf Wittner. Herausgegeben vom Wiener Volksbildungsverein. (Wien. Georg Szelinski. 1897.)

Steierisches Tanz-Album für Pianoforte. Zwölfter Jahrgang. (Graz. Franz Pechel.)

Die Sprache des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Von Julius Erler. (Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins Jähns & Ernst in Berlin. 1896.)

Homöopathischer Kalender für 1897. Herausgegeben von der homöopathischen Centralapotheke Dr. Willmar Schwabe in Leipzig.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. (Wien. Verlagshandlung „St. Norbertus".)

365 Bilder aus Österreich-Ungarn mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Lauterburgs illustrierter Blockkalender für Österreich-Ungarn. (Wien. J. G. König & Ebhardt.)

Deutschkalender für das Jahr 1897. Im Auftrage des Deutschbundes herausgegeben von August Engels. (Berlin.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1897. Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn. M. Rohrer.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. H. A., Wien: Sie gehören zu jenen Literaten, die allzu heftig um den Erfolg werben. Das taugt nicht. Der Erfolg darf sich nicht für unentbehrlich halten, sonst wird er unverschämt. Wer für ihn gleichgiltig ist und seine Karte auf andere Werte setzt, dem naht er oft von selbst.

M. O. H., Wien: Ihre Besprechung jenes jungen Autors darf strenge bis zur Rücksichtslosigkeit sein, doch athmet sie zu sehr persönliche Mißgunst und Neid. Am liebsten möchten Sie das Buch zerfetzen, sagen Sie, wir hingegen meinen fast, am liebsten möchten Sie es — selbst geschrieben haben.

K. P., Graz: Abgeblitzt! Semite war Noe freilich keiner, wohl aber der Vater eines solchen. Jedoch nach Moses (und eine andere Quelle haben wir in dieser Sache nicht) war Noe ein Patriarch des auserwählten Volkes und ein Anbeter Jehovas, an Rasse und Religion was also —? Hamerling hat sogar den Kain einen Juden sein lassen, indem er aus ihm Ahasver, den ewigen Juden, macht.

J. W., Salzburg: Um das Buch zu kaufen, müßten Sie nicht weniger als dreißig Krügel Bier opfern, und das ist viel verlangt. Vielleicht gibt der Wirt ausnahmsweise einmal Freiexemplare. Wenn ja, dann sind auch wir bereit dazu.

* **Vor einiger Zeit** wurde ein Aufsatz über Traumbücher aus dem „Heimgarten", 8. Jahrgang, Seite 191, in die „Niederösterreichischen Volksbildungsblätter" abgedruckt. Dieser gegen betreffenden Aberglauben wetternde Aufsatz hat aber jemandem die Zähne wässern gemacht nach — den egyptischen Fleischtöpfen, und erhielt der Redacteur folgende Karte:

„Ich ersuche Sie, wenn Sie mir den Preiscourant von dem egyptischen Traumbuch von anno 1100 und von dem zweiten egyptischen Traumbuch vom König Pharao schicken möchten. Hochachtungsvoll
Jakob Gießauer,
in Pulverwerk Felixdorf, Niederösterreich."

Das ist doch lehrreich! Aber weniger fürs Volk, als für die — Volksbildner.

C. K., Wien: Anzengrubers „Schandfleck" finden Sie in der Volksausgabe der Werke Anzengrubers (Stuttgart. Cotta). — Vom Roman „Gottsucher" existieren bisher unseres Wissens nicht zwölf, sondern acht Auflagen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

5. Heft. Februar 1897. 21. Jahrg.

Wie der Karl zum Kappel kam.

Eine Jugendgeschichte von Hans Malser.

Karl war ein gescheites Köpfel, aber es fehlte ihm etwas daran. In den Sommermonaten kam manchmal ein munteres Studentel in die Gegend, ein junges Vetterlein des Herrn Pfarrers. Der feine, schlanke und gar aufgeweckte Knabe hatte es dem kleinen Karl angethan und dieser blickte allemal mit weit aufgespannten leuchtenden Augen hin, wenn der Student des Weges kam. Mit ihm Bekanntschaft machen, sich mit ihm in ein Gespräch einlassen über die Stadt und das Seminar und die Bücher, oder selbst über das Spielkartenbüschel, das der zukünftige Bischof heimlich, aber doch für manchen sichtbar, im Sacke trug, so weit kam es nicht. Es war auch nicht das. Der Student trug auf dem Haupt ein schwarzes Tuchkäppchen mit einem Lederschilde, der sich so fein um die Stirn bog und so schwarz glänzend war, wie lauteres Pechöl. Und dieses Käppchen war's, nach dem Karls Sinnen und Träumen gieng bei Tag und Nacht. Als er mehrmals aus dem Schlafe aufgeschrien hatte: „Das Kappel! Das Kappel will ich haben!“ fragte ihn seine Mutter, was er denn meine? Und hat er ihr's gestanden, so ein schwarzes

Studentenkäppchen mit einem Glanzschildlein möchte er auf dem Kopfe haben. Das kam der guten Frau wie eine Offenbarung angeflogen.

Sie war eine überlegsame Person. Sie hatte zwar immer vermeint, ihr Söhnlein für das große Landgut zu erziehen, das seit ihres Mannes Tod völlig herrenlos war und nicht recht vorwärts gehen wollte. Nun hatte sich aber im Knaben manch ein Zeichen eingestellt, als ob er nicht zum Landwirte geboren wäre, sondern für was Besseres. Und solch ein Zeichen war auch das wieder, den Karl verlangte es nach einem Studentenkappel! Er konnte schon recht haben. Dieses zarte Rundköpflein mit dem weißen Gesicht und den wundergescheiten Gedanken manchmal — sie glaubt's schon, dass es nicht für einen groben Lodenhut oder für eine wulstige Zipfelmütze geeignet ist, dass ein fesches Studentenkappel besser drauf sitzen könnte!

Ist also die Frau zum Pfarrer gegangen und hat ihm mitgetheilt, den Karl wolle sie studieren lassen.

„Den Karl?“ rief der Pfarrer etwas überrascht aus, „hat er doch einen so guten Kopf?“

„Der Kopf wird's thun, Hochwürden, der Kopf wird's thun“, antwortete die Frau und meinte bei sich, das Kappel müsste sich halt nach dem Kopfe richten. Als der Pfarrer merkte, dass der Wunsch des Knaben auf die Kappe gieng, versuchte er gleich ein Erziehungsmittel daraus zu machen. Und als demnächst die Mutter den Karl brachte, dass dieser sich artig verabschiede von dem geistlichen Herrn, bevor er ins Seminar zog, um selber einer zu werden, legte der Pfarrer ihm die Hand aufs Haupt, drehte es so, dass das weiße Gesichtlein ihm zugekehrt war und sagte geflissentlich laut: „Also, geh nur in Gottesnamen, Kind! Sei brav und fleißig, und wenn du aufs Jahr ein gutes Zeugnis mitheimbringst, dann soll dir deine Mutter ein sauberes Kappel kaufen, wie es die Studenten haben.“

Da wurden Karls Augen ein wenig glotzend, und das weiße Rundgesicht ein wenig länglich. Hatte er doch geglaubt, das Kappel käme sogleich. Aber der Pfarrer stieß die Mutter heimlich mit dem Ellbogen und sie hat ihn, obschon mit schwerem Herzen, verstehen müssen. Das schwarze Kappel dürfen nur fleißige und tüchtige Studenten tragen, und zwar erst im zweiten Jahrgang. — Und so hat der arme Karl noch mit seinem Filzhut in die Studie gehen müssen.

Als nun das Jahr vorüber war, kam er mit dem Zeugnisse heim. Der Pfarrer putzte lange an seinen Augengläsern herum, bis er es vornahm, gleichsam, er sei nicht gar neugierig darauf, was drinnen stehe. Dann las er es murmelnd durch, sagte „hm hm“ und faltete es langsam zusammen. „Mein Junge“, sagte er, „das Kappel kriegst du dies Jahr noch nicht.“

Die Frau Gutsbesitzerin war etwas sehr betroffen. Hat er doch sonst einen so guten Kopf! Dieses zarte Gesichtel, diese klugen Äuglein! Dieses weiche, sauber nach rückwärts gekämte Haar! Wenn das kein Studentenköpfel ist!

„Es dürfte halt doch keins sein, Frau Mutter", sprach der Pfarrer. „Und offen gesagt, deswegen fällt der Himmel nicht ein. Es muss ja nicht alles auf die Lateinschul'. Es gibt auch noch andere Wege ins Himmelreich, und angenehmere. Landwirtschaftsschule zum Beispiel."

„Bauer nicht, das nicht!" unterbrach ihn die Frau.

„Oder Gewerbeschule. Wenn er schon zum Landwirte gar keine Lust hat! Weiß der Kuckuck, warum der schönste und gesündeste Stand so verachtet ist, heutzutag'! — Na, wenn der Schlingel halt nicht will, nu denn was anderes. Ein guter Tischler, ein geschickter Schlosser. Lebt wie ein Graf gegen so einen armen Kaplan. Nu, oder Pfarrer! Ist schon gut, Frau, die Bäume wachsen auch bei dem nicht in den Himmel. Oder er soll die Maschinenschule machen, da kann man viel mit der Hand studieren, nicht alles mit dem Kopf, macht sich für ein Landbübel vielleicht besser. Kann Ingenieur werden, Baumeister, Eisenbahnbeamter."

Beim Eisenbahnbeamten machte der Karl einen Zucker. Die Eisenbahnbeamten haben auch Kappeln!

Im nächsten Jahre trat er in die Realschule ein. Dort studierte er drei Jahre lang. Im ersten gieng er noch mit dem Filzhut um, im zweiten trug er so eine Art Holzmütze mit Tuchschild, der zum Hinaufschlagen war. Auch eine schöne Auerhahnfeder stak darauf, aber das Kappel war's immer noch nicht. Im dritten Jahr saß auf dem Rundgesicht, auf welchem schon ein bisschen Haarflaum wuchs, ein steifes graues Hütlein, das oben mitten in der Scheibe ein kleines rundes Loch hatte, damit die überschüssige Gescheitheit verdunsten konnte. Das Loch musste aber um ein Weniges zu groß sein. Es verdunstete zu viel. Das Zeugnis des dritten Jahres war gar säuberlich und unverknittert, weil noch wenig vorgezeigt, in die Hand des Oheims gelangt, der eine große Kunstmühle besaß. Als dieser Mann Einsicht ins Papier nahm, rief er schmerzvoll, als ob ihm der Mühlstein einen Finger zerquetscht hätte, aus: „Aber Karl! Aber Karl!" Sonst sagte er nichts, doch das war mehr als genug gewesen. Erst am nächsten Tage machte er dem Burschen den Vorschlag, die Realschule aufzugeben, bevor sie ihn aufgab, und Müllerjunge zu werden.

Müllerjunge? Wo man Säcke tragen muss wie ein Esel — über und über bestaubt vom Stiefel bis zum Kappel! Er will ein schwarzes Kappel haben, und kein weißes. Nein, Müllerjunge nicht. — Seine Frau Mutter that manchmal ein heimliches Seufzerlein darüber, dass es auf der Welt schon gar so ungerecht hergienge. Die Herrenkinder, die sind

alleweil obenan, und so einen guten Jungen vom Lande wollen sie halt nicht aufkommen lassen.

Saß eines Tages ein alter verabschiedeter Soldat im Hof der Gutsbesitzerin und kaute an einem erbettelten Stück Brot. Weil er in den Küchentöpfen aber auch Fleisch brodeln hörte, so begann er vor der Frau den stattlich heranwachsenden Studenten zu loben. Es sei eine wahre Freude, das frische Blut anzuschauen und das gescheite Gesichtel dazu!

„Ja — das gescheite Gesichtel! Freilich!“ seufzte die Frau und ließ dem alten Mann einen Teller Sauerkraut heraustragen.

Er aß es nicht gleich, sondern fuhr bedachtsam fort zu sprechen: „Dass aber schon alles studieren will, heutzutag'! Ist's nicht schad' um die frischen Kerle, dass sie in den Schreibstuben vertrocknen und verrumpfen sollen? Euer Karl! Wie der Bursch' dasteht! Der hat Mark und Bein für einen General-Feldmarschall, müsset Ihr wissen!“

„Kathi!“ schmetterte die Frau in die Küche hinein, „was soll er denn mit dem Kraut allein machen? So gib ihm doch auch ein Stück Fleisch heraus!“

Es kam ein hübsch großes Stück, es kam ein Teller mit Messer und Gabel dazu. Und während der alte Haudegen die guten Sächelchen sich zurecht machte und den Schnurrbartbusch hinaufbog, wie der Bauer zur Ernte das Stadlthor aufmacht, redete er weiter: „Wenn der mein wär', der Karl! Kunnt ja eh sein, dass er mein wär'! Warum nicht! Zu den Soldaten mit ihm! In etlichen Jahren ist er Hauptmann, oder noch was drüber. Nachher sollen sie nur kommen, die Russen. Wenn wir solche Kerle haben! He, Kleiner!“ rief er, wie um die Hausecke. „Ist kein Kleiner da? Dass er mir einen Krug Wasser bringe! So oft mir Sauerkraut und Russen in den Mund kommen, gibt's allemal einen höllischen Durst.“

Kleiner war allerdings keiner da. Aber die Hauswirtin nahm den rasselnden Schlüsselbund und einen Krug und gieng in den Keller. — Wein ist zwar kein Wasser, schmunzelte der Alte, aber es macht nichts! — Wie genügsam doch die alten Soldaten sind!

Der Karl aber, als er von diesem lehrreichen Gespräche vernommen hatte, der sann weidlich darüber nach und da fiel es ihm ein: Hauptmann! Das wäre gar nicht übel. Der Hauptmann hat ja auch ein Kappel.

Bei dem stellungspflichtigen Alter hatte es sich gar leicht gefügt, und der Karl war Soldat. Er war es drei Jahre lang. Er trug die graue Mütze, manchmal auch den Tschako mit der funkelnden Rose, aber zum Kappel kam er nicht. Mark und Bein mochten wohl taugen für einen General-Feldmarschall, der Kopf hingegen taugte wieder besser für einen Feldwebel. Nach drei Jahren wurde der Feldwebel gesund entlassen und

reiste heimzu, wo leider mittlerweile die Frau Mutter mit der Wirtschaft ziemlich fertig geworden war. Unterwegs, in einem Dorfe, fiel sein Blick zum Fenster eines niedlichen Häuschens hinein, und da sah er etwas, das auf einmal die selige Stimmung der Jugend in ihm wachrief. Ein paar emsige Schuhmacher mit aufgestreiften Hemdärmlingen hantierten drin, der eine schnitt das Leder zu, der andere klöpfelte mit dem Hammer die Zwecke ein. Und auf dem Kopf —

Der Karl stieß einen leisen Juhschrei aus, ihm war, als habe er nun Zweck und Ziel gefunden.

Wenige Wochen nachher sehen wir den Karl in einer Schusterwerkstätte als stattlichen Lehrling — auf dem Haupte das schwarze Kappel mit dem glänzenden Schildlein.

Möge jeder den Beruf, für den er taugt, so sicher finden, wie der Karl endlich für seinen Kopf das richtige Kappel gefunden hat!

Mutter und Sohn.

Novelle von **Anna Plothow**.

(Schluss.)

Roberts Glück drängte auch den schiefen Hannes zu einem Entschluss. Warum er's nicht auch so gut haben sollte als andere Leute? fragte er.

Schließlich fand sich eine, die ihm Antwort gab. Die Hausierernani war's, die mit ihrem Packen jahraus jahrein in den Harzdörfern handeln gieng. Bei einem argen Gewitter suchte sie Unterkunft im Bachhäuschen, da wurde sie mit dem Hannes vertraut und bald darauf heiratete er sie. An Schönheit hatten sie beide kein großes Heiratsgut, denn er war immer noch schief und blöde — sie hatte triefende Augen, einen kropfigen Hals und einen keifenden Mund.

So hatte er nun seinen Haussegen und sein Hauskreuz; aber er hatte es wie die anderen. Sogar Kinder stellten sich mit der Zeit ein — aber sei es, dass ihnen des Vaters blödes Gesicht, oder der Mutter Keifen oder der Aufenthalt in der feuchten Hütte nicht gefiel — sie machten sich immer bald wieder davon und starben. Darüber wurde der arme Haynes fast schwermüthig. Mehr Glück hatte Emma mit ihren Kindern. Zuerst kam ein prächtiger Krauskopf, der des Vaters Augen hatte, dann ein zartes blondes Mädchen, und zuletzt ein blondes Brüderchen. Die Leute auf der Zeche wollten gesehen haben, dass der Storch es an dem Tage

besonders eilig habe, denn sie hörten ihn auch auf der Bachhütte klappern — schließlich kam es heraus, daſs er da auch einen Buben gebracht habe.

Frau Emma saß in ihrem jungen Mutterglück frisch und blühend wie je im Baumgarten am Hause. Ihr jüngstes Kind, das jetzt gerade vier Wochen alt war, schlummerte in ihren Armen, die beiden älteren spielten zu ihren Füßen, und die Linde schneite ihre Blüten auf die liebliche Familie herab. Da trat ein Mensch durchs Gartenthor — schmutzig, verwildert, schweißtriefend. Er rannte den Weg hinab und warf sich vor die Füße der Frau.

„Hilf, hilf uns, Emma, du kannst es! Alle deine Kinder leben und gedeihen, unsere frisst der blasse Tod. Meine Frau weiß wohl nicht recht mit den Kleinen umzugehen, auch das Jüngste stirbt. Hilf uns, hilf uns!"

Frau Emma hob mitleidig den armen, wimmernden Menschen vom Boden auf. „Komm zu dir, Hannes", sagte sie milde. Gott schenkt die Kinder und nimmt sie uns wieder. Wir haben sie nur geliehen."

„Aber deine leben!" stieß er wild heraus. „Hilf mir!"

Ich habe einst seiner Mutter gelobt, ihm eine Schwester zu sein — dachte Emma. Sie rief eine alte Magd und übergab ihr das schlafende Kind, ihre Schwiegermutter bat sie, auf die andern obacht zu geben, dann gieng sie mit dem verzweifelten Menschen.

Emma war an den Anblick von Noth und Elend gewöhnt — aber was sie in der Bachhütte sah, machte sie doch schaudern.

Die große niedrige Wohnstube, die des Hannes Mutter so sauber gehalten, bot einen wüsten, schmutzigen Anblick. Auf dem ärmlichen Lager im Winkel lag das Weib krank und gleichgiltig, und das kleine Bündel im Korb neben ihr, war das wirklich ein menschliches Wesen?

Emma nahm das Kind auf den Schoß und wickelte es aus seinen Hüllen — ein jammervolles Geschöpf kam da zum Vorschein — mit dürren, spinnbeinigen Gliedern, mit gelber, schrumpflicher Haut. Die Augen und die bläulich gefärbten Lippen hielt es fest geschlossen — es glich einer Leiche, nur an den röchelnden Athemzügen bemerkte man den schwach glimmenden Lebensfunken. Emma hüllte das kranke Körperchen vorsichtig ein und brachte es in eine bequeme Lage — das Kind öffnete zum erstenmal die Augen und schaute sie mit einem schmerzlichen Blick an, mit jenem ernsten Ausdruck, der dem Alter um Jahre vorausgeeilt scheint.

„Solche Kinder werden nicht alt, sie sehen schon ins Jenseits", meint der Volksmund. Auf dem Tisch stand ein Gefäß mit Kuhmilch, Emma scheuchte die Fliegen hinweg, mischte einen Löffel voll mit warmem Wasser und versuchte, dem Kinde Nahrung einzuflößen. Es verweigerte mit zugekniffenen Lippen die Annahme.

„So ist's schon seit gestern, es nimmt nichts mehr."

Der Hannes heulte laut auf, das kranke Weib stöhnte.

Frau Emma war aufgestanden, sie hatte einen festen Entschluss gefasst.

„Ich nehme das Kind mit mir, wenn Ihr wollt. Ich will versuchen, es am Leben zu erhalten.“

Die Eltern erhoben keinen Einspruch, dem Hannes schien es nun schon gerettet. Frau Emma ordnete noch an, wie er sein krankes Weib pflegen sollte, dann schritt sie mit dem todtkranken Kind beladen wieder ihrem Hause zu.

Als ihr Gatte am Abend nach Hause kam, hatte sie das Kind bereits gebadet und reinlich gekleidet. Auch Labung war ihm geworden, denn es hatte getrunken, als sie es mit dem eigenen Knäblein an die Mutterbrust genommen. Nun schlummerte der kleine Fremdling im sauberen Bettchen.

„Was hast du mir da für einen jungen Kuckuck ins Nest gesetzt?“ fragte Robert. Der Ton sollte scherzhaft sein, klang aber gereizt.

Frau Emma legte besänftigend die Hand auf ihres Gatten Schulter.

„Gott hat uns so reich gesegnet, lieber Mann, unsere drei Kinder blühen in Gesundheit. Dem armen Hannes raubt der Tod seine einzige Lebensfreude, sein Weib versteht kein Kind aufzubringen. Vergönne mir's, dass ich versuche, den kleinen, herzigen Burschen da am Leben zu erhalten. Es ist mir keine große Mühe, denn ich habe mehr als genug Nahrung für zwei.“

Sie sah ihn an mit dem innigen Blick ihrer tiefen blauen Augen, dem er so schwer widerstehen mochte.

Er erhob sich; noch war sein Blick ernst, mit dem er die Gestalt seines Weibes umfasste. Da stand sie vor ihm so schön und voll erblüht, hoheitsvoll in der Würde ihrer Mutterschaft, und doch das Haupt nun in demüthiger Bitte geneigt.

Eine freudige Rührung kam über den Mann, er zog die Frau in seine Arme und flüsterte: „Du Starke, du Schöne, du bist wie der Ölbaum, der rings von Segen trieft, nimmer kannst du dir genug thun im Lieben. So nimm denn das fremde Kind auch noch zu eigen, aber vergiss nicht über all den Kindern mich, deinen Mann!“ Sie sah ihn an mit einem langen Blick voll Zärtlichkeit und Liebe — die Antwort musste ihm genügen.

So blieb das fremde Knäblein im Hause. Anfangs erholte es sich langsam, aber bald gedieh es mehr und mehr, und zuletzt zeigte es sich besonders aufgeweckt und entwickelungsfähig. Es lernte zeitig einige Worte sprechen und lief an Emmas Hand dem ersten Jahr entgegen. Auch dann behielt es Emma noch einen ganzen Monat bei sich — erst als der Tag sich jährte, an dem sie den kleinen Burschen zu sich genommen, entschloss sie sich, ihn den Eltern zurückzubringen.

Emmo war ein sehr hübscher, freilich überaus zarter Knabe. Den seltenen Namen trug er seiner Pflegemutter und Pathin zu Ehren — der Hannes hatte es so gewünscht. Der Pfarrer hatte erst einige Schwierigkeiten erhoben, weil es kein christlicher Name sei — schließlich ließ er den Einwand des Lehrers gelten, dass dieser Name in alten Zeiten im Harzgau gebräuchlich gewesen.

Frau Emma trug ihren Pflegesohn auf den Armen zum Bachhäuschen zurück. Es sah jetzt wohnlicher dort aus, Robert hatte auf Bitten seiner Frau Arbeiter hingeschickt, welche das schadhafte Dach ausbesserten und die Wände mit frischem Kalk bewarfen. Auch war in dem Giebel nach Osten ein großes Fenster gebrochen, so dass nun die Morgensonne Licht und Wärme in die feuchte Unterstube brachte. Es war nun trocken darin geworden und auch wohnlich, denn der genesenen Frau hatte die Emma scharf zugeredet, den Hausierhandel aufzugeben und sich dafür um ihre Wirtschaft zu kümmern. So kam Emmo in ein geordnetes Heim zurück. Frau Emma machte sich den Scherz, ihn vor der offenen Thür von den Armen gleiten und den Eltern entgegentrippeln zu lassen. Das war nun ein Jubel in der kleinen Hütte — die glücklichen Eltern erstickten den Knaben fast mit Küssen, und ihrem überströmenden Dank konnte sich Frau Emma nur durch die Flucht entziehen.

Sie gieng den Weg langsamer zurück, als sie gekommen; einigemale hob sie in Gedanken die Arme, als wolle sie etwas umschließen, das nicht da war. —

An ihrer Thür kamen ihre eigenen drei Kinder entgegen — sie kauerte sich zu ihnen nieder und küsste sie leidenschaftlicher, als es sonst ihre Art war.

Dies war der letzte Sommer voll Glück in der alten Heimat. Im Hochsommer starb Roberts Vater, und als es herbstelte, legte sich auch seine Mutter zur letzten Ruhe nieder. Nun, meinte Robert, halte ihn nichts mehr in diesem abgelegenen Erdenwinkel zurück, es sei kein Grund, noch ferner die Beförderung in der Hauptstadt abzulehnen, die ihm wiederholt von der Eisenbahndirection angetragen worden.

Sein Haus verkaufte er an den Bergwerksherrn, der es zum Knappschaftsgebäude herrichten ließ. Emmas Vater beredete er, Haus und Garten zu verpachten und mit ihnen zu ziehen. So waren sie denn bald fertig zur Auswanderung.

An einem schönen Octobertage schwankte ein schwerbeladener Leiterwagen über die Landstraße hin, und so hoch aufgepackt war seine Fracht an Hausrath und Kisten, dass die beiden starken grauen Stiere Mühe hatten, ihn vorwärts zu ziehen. In dem leichten Korbwagen dahinter saß Emma mit ihrem Vater und ihren rothbackigen Kindern. —

Der älteste Knabe hielt ein weißes Kaninchen im Arm, das er durchaus nicht zurücklassen wollte. Vom Bock aus lenkte Robert die feurigen Pferde.

Emma saß da, aufrecht zwar, aber mit verweinten Augen und zusammengepressten Lippen. Die Heimat verlassen — das Schwerste schien es ihr, was bisher in ihr friedliches Leben getreten. Ihr Vaterhaus, wo jeder Raum sie an die trauten Kindertage erinnerte und jedes Stück Hausrath an ihr liebes todtes Mütterchen — ihr eigenes Haus mit der gemüthlichen Wohnstube, mit dem weinumrankten Fenster in der luftigen Schlafkammer, wo alle ihre Kinder geboren waren — der Garten mit den herrlichen Lindenbäumen, unter denen Robert ihr den Brautkuss gegeben hatte — das alles hinzugeben, erschien ihr fast unmöglich. Vergebens rief sie sich ins Gedächtnis, dass ihr liebstes Besitzthum mit ihr in die Ferne wandere — ihr Mann, ihre Kinder, ihr Vater, selbst ihr Hausrath — etwas blieb zurück, an dem ihr Herz in gleicher Treue hieng — die Heimat und ihrer Mutter Grab. Es schien ihr, sie könne draußen in der Fremde nicht recht Luft zum Athmen finden.

Als der Wagen an die hölzerne Brücke bei der Bachhütte kam, ließ Robert die Pferde langsamer gehen. Der schiefe Hannes und die Hausierernani, die vor ihrer Hausthür auf die Abreisenden warteten, kamen zum letzten Abschiedsgruß herbei. Der kleine Emmo, der zwischen den Eltern trippelte, trug ein Sträußchen bunter Herbstblumen in der Hand. Der Vater hob ihn in den Wagen auf den Schoß der Frau. Emma nahm den Strauß aus der Kleinen Händen und sogleich schlangen sich seine Ärmchen fest um ihren Nacken — es kostete Mühe, sich aus diesen Banden zu lösen.

Als das Kind, das sie der Mutter zurückgab, nun zu weinen anhub, hielt auch sie sich nicht länger und verbarg aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen. Der Mann knallte ungeduldig mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und donnernd rollte der Wagen den Weg hinab, der Chaussee zu, die zur Eisenbahn führte. — —

Die leise, bange Ahnung, die uns mitten im Sonnenschein des Glückes überschleicht, trügt selten; sie ist vielleicht weniger ein Blick in die Zukunft als eine dunkle, uns nicht voll zum Bewusstsein kommende Erfahrungssumme der Vergangenheit: dass nach natürlichem Verlauf auch bei der höchsten Blüte des Glücks nothwendig das Verwelken, der Verfall beginnen müsse.

Mit solchen bang sorgenden Gefühlen bezog Emma ihr neues Heim; ihre Befürchtungen wurden nur zu bald Wirklichkeit.

Zuerst konnte ihr Vater in der fremden, großen Stadt nicht einwurzeln. Als der Sommer kam, wurde die Sehnsucht nach seinen Bergen und seinem Garten allzu mächtig in ihm, er kehrte heim. Aber eine böse

Überraschung erwartete ihn — der Pächter hatte den Garten umgerodet und Feldfrüchte darauf gebaut — seine Blumen, seine feinen Gemüse und Tafelobststräucher hatte er ausgerissen und verkauft. Der Ärger über diese Zerstörung warf den alten Mann aufs Krankenlager, er starb fern von seinen Kindern. Frau Emma konnte nicht einmal zum Begräbnis reisen, denn sie sah wieder der Geburt eines Kindes entgegen. Aber ihr Hoffen und ihre Freude waren vergeblich gewesen, ein todtes Mägdlein kam zur Welt.

Und nun schien es, als behage es dem bleichen Sensenmann in dem Hause, wo es noch so viel liebliche Beute zu haschen gab. Freilich ließ ihn die sorgende Mutterliebe nicht leicht hinein — er durfte nur an der Schwelle harren.

Frau Emmas blühende Kinder, nicht an die schwere, ozonarme Stadtluft gewöhnt, wurden bleich und siech und verfielen in allerhand hitzige Krankheiten. Immer brachte die sorgfältige Pflege der Mutter sie hindurch, aber sie wurden von Jahr zu Jahr bleicher und kraftloser. Als nun in einem besonders feuchtkalten Herbst ein großes Kindersterben in der Hauptstadt ausbrach und der Würgengel in Gestalt der Diphtheritis umgieng, da fielen ihm auch Emmas drei Kinder zum Opfer.

Nun wurde es düster und still im Hause der Leonharts. Diese beiden Menschen, die da ruhig neben einander hinlebten, ihre Pflicht thaten vom Morgen bis zum Abend, aber alle Freude und selbst das laute Sprechen verlernt hatten — sie glichen mehr Schatten als lebenden Menschen — sie interessierten den Tod nicht mehr — er wich von ihrer Schwelle.

Wohl sehnten sich nun die Eltern nach ihm und wären ihm gern gefolgt zu ihren Lieblingen. Der Mann schonte sich gar nicht in seinem gefahrvollen Beruf, aber es stieß ihm nichts zu — die Frau kniete halbe Tage lang am Grabe ihrer Kinder — sie ließ sich nicht von Sturm und Unwetter, nicht von Hitze oder Kälte wegscheuchen — sie blieb gesund.

Die Stunden, die sonst so fröhlich verrauscht waren, schlichen nun langsam und trübe dahin, und doch dehnten sie sich zu Tagen, Monaten und Jahren. Allmählich fand der Mann seine Frische, seine Lebensfreude wieder, aber die Frau wollte und konnte ihm nicht folgen. Bei ihr brauchte die Wunde längere Zeit zur Heilung; das Sonnenlicht blendete sie, jede Fröhlichkeit that ihr wehe. Vielleicht ein wenig Geduld noch, und es wäre alles gut geworden.

Aber Geduld war niemals Roberts Sache gewesen. Er redete ihr noch einigemale zu, mit ihm unter Leute zu gehen, und als sie bei ihrem „Nein" blieb, ließ er sie und wandte sich fröhlicheren Genossen zu. Die Sorge, die Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, wies er als lästig zurück. Er gieng nun seine eigenen Wege und sie war noch einsamer als

vorher. Manchmal brachte er einen Rausch mit heim, dann fuhr er sie hart und herrisch an. Die Frau seufzte im Stillen, zum Leid kam noch die Sorge, aber sie trug alles geduldig. Im Dienst ließ sich freilich der Mann nichts zu schulden kommen, da war er der Nüchternste und Pünktlichste und auch der Aufopferungsfähigste.

Bei einer der im Eisenbahnbetriebe nie ausbleibenden Katastrophen war es. Die Frühlingswässer hatten den Bahndamm unterspült, an einer Stelle, wo das Geleise auf hohem Brückenbogen den brausenden Fluss überspannte. Der Führer eines Güterzuges achtete nicht auf die Gefahr, fuhr über die schwankende Brücke, sein Zug entgleiste, und ein Theil stürzte in die grausige Tiefe. In den oben gebliebenen Trümmerhaufen hinein musste Robert mit seinem Eilzug fahren. Eine scharfe Curve, welche die Bahn an jener Stelle machte, verhüllte ihm die Gefahr bis zum letzten Augenblicke. Zum Glück fuhr er nur mit halbem Dampf, wie dies bei der Brücke geboten war, so hätte er's dem Heizer gleichthun und durch einen kühnen Sprung sein Leben retten können, aber daran dachte er nicht eine Secunde, er wollte nur das Leben der ihm anvertrauten Reisenden retten. Er bremste mit voller Kraft, bis eine der Bremsen zersprang — er brachte dadurch den Zug zum Stehen, nur die Locomotive sprang aus den Schienen, bohrte sich in einen Güterwagen und begrub ihn unter den Trümmern. Man zog den Braven noch lebend hervor, und die Ärzte im Hospital mühten sich, ihn wieder zurecht zu flicken — doch gelang ihnen dies nur mit seinem Körper, der Geist hatte unter der Erschütterung des Gehirns so gelitten, dass er schwachsinnig blieb. So hatte nun Frau Emma wieder ein Kind zu pflegen. Sie that es mit rührender Sorge und Zärtlichkeit und es war ihr Lohn genug, wenn der Kranke sie in lichten Stunden erkannte und ihr freundliche Namen gab. Dann sprach er auch von seinen Kindern, die er lebend glaubte, denn er hatte ihren Tod vergessen. Wieder giengen so Jahre um Jahre hin; endlich erlöste ihn den Tod von seinem qualvollen Dasein.

Auch an seinem Grab weinte und klagte Frau Emma nicht laut — sie war in der langen Schule des Leidens still geworden und sie wusste, dass ihm nun wohl sei. Aber es war ihr wie damals zu Sinn, als sie den Pflegesohn den Eltern zurückgebracht hatte — ihre Arme spannten sich aus, etwas zu umschließen, und blieben leer. Die Öde, die Pflichtlosigkeit, die nun in ihrem Leben herrschten, waren ihr drückender als alle Qual der letzten Jahre. Sie stand am Fenster und starrte hinab auf die belebten Straßen der Stadt — so viele Menschen eilten vorbei, aber sie waren ihr alle fremd, wie sie immer in der Stadt eine Fremde geblieben. Nicht ein theilnahmsvolles Herz schlug hier für sie unter all den Hunderttausenden, nicht einer Seele konnte sie etwas sein. Ein Gedanke kam in ihr auf, der mit geiergleicher Sehnsucht an ihrem Herzen nagte: heim!

Ja, in die Heimat wollte sie, vielleicht wurde dort ihr schwerer Sinn leichter.

In fiebernder Eile packte sie ein kleines Bündel — die Wohnung übergab sie der Obhut einer als treu und ehrlich erprobten Nachbarin.

So groß war ihre Sehnsucht nach der Heimat, dass sie einen Eilzug benutzte. Die größere Ausgabe brauchte sie nicht zu scheuen, denn sie war eine wohlgestellte Frau. Ihr Vater sowohl, wie ihr Schwiegervater hatten jeder ein kleines Vermögen hinterlassen, und von der Eisenbahndirection war ihrem Gatten in Anerkennung seiner That eine hohe Pension ausgesetzt worden, die man der Witwe fortzahlte. Je näher Emma der Heimat kam, je lauter und ungeduldiger klopfte ihr Herz. Würde sie die alten Menschen und die alten Stätten wiederfinden?

Fünfzehn Jahre war sie fort gewesen — lange genug, um mancher Veränderung Raum zu geben! Wie hatte sie sich doch selbst verändert, mit ihren bleichen Wangen und ihren leicht ergrauten Haaren kam sie sich mit ihren neununddreißig Jahren wie eine alte Frau vor. Dass sie noch immer eine schöne Frau sei und Leid und Zeit der Anmut ihrer Gestalt und dem Glanz ihrer Augen nichts anzuhaben vermochten, wusste sie selber nicht. Aber manch bewundernder Blick der Mitreisenden streifte die schlanke hohe Frauengestalt mit den tiefen schimmernden Augen. Nur ihr schwarzes Trauergewand schützte sie vor zudringlicher Neugier.

Nun endlich war sie dem Ziel ihrer Wünsche nahe — die Station war erreicht. Eine Neuerung fiel ihr sogleich auf — statt des alten kastenartigen Omnibus, der sonst den Verkehr mit dem Marktflecken vermittelt hatte, warteten jetzt eine Reihe eleganter Einspänner auf Fahrgäste. Emma bestieg einen Wagen und erfuhr auf ihre Fragen von dem Kutscher, dass die kleine Ackerstadt seit einigen Jahren zum vielbesuchten Curort emporgestiegen sei mit Badeanstalt, Brunnenpromenade, drei Ärzten, sowie einer eleganten Villenstraße am Curpark.

Emma gebot dem Kutscher zuerst nach der Zeche hinaus zu fahren — ihr Heimatdörfchen hoffte sie wenigstens unverändert wiederzufinden. Bald tauchte denn auch die wohlbekannte Form der Berge und der weite grüne Wiesenhang vor ihr auf; schon erkannte ihr spähendes Auge die Schindeldächer zwischen den Obstbäumen, die gerade jetzt in voller Blüte standen. Aber die Bachhütte des schiefen Hannes war nicht mehr da, auch die hölzerne Brücke war verschwunden — der Bach war weiter oben mit einer neuen Steinbrücke überspannt, über welche der Fahrweg leitete. Am Eingang zum Dorf entlohnte Emma den Kutscher — es war ihr zu Muth, als trete sie in ein Heiligthum, dabei wollte sie allein und ohne Zeugen sein.

Und nun schritt sie die Straße hinan, und da lagen sie vor ihr wie die zwei Kammern ihres Herzens — links ihr Vaterhaus, zur

Rechten ihr eigenes. Sie lagen so still da im flimmernden Glanz der Mittagsonne — auf den ersten Blick schien alles unverändert; nun gewahrte sie, dass am Lattenzaun vor ihrem Vaterhaus einige Planken fehlten: das betrübte sie, ihr Vater hatte stets alles gut in Ordnung gehalten. Neugierig trat sie näher. Sie sah sich in einem schmutzigen Hofraum: Gerümpel, Stroh und zum Trocknen auf den staubigen Rasen ausgebreitete Lumpen bildeten ein wüstes Durcheinander. Auf der Thürschwelle saß ein altes Weib in einem geflickten blauen Leinenrock und schnitt Rüben in eine Schüssel. Um den Kopf hatte sie ein rothes Tuch geschlungen, unter dem hervor ihr Haar in wirren Strähnen hieng. Aus dem gelben, runzeligen Gesicht schauten ein paar stechende schwarze Augen die Kommende neugierig an. Neben ihr im Sand balgten sich ein paar halbnackte, schwarzbraune Kinder mit einem kleinen, zottigen Köter, den sie zum Vergnügen in den Schwanz kniffen. Das Thier ersah seinen Vortheil und fuhr kläffend der Ankommenden entgegen, die Jungen schrien, die Alte schimpfte in einer fremden, unverständlichen Mundart.

Emma fragte freundlich, ob es erlaubt sei, näher zu treten, sie habe einst in diesem Hause gewohnt.

Die Alte antwortete wieder in ihrer unverständlichen Sprache und machte keine Miene, sich von ihrem Platze zu rühren. Emma gieng nun ums Haus herum, um von der Seite in den Garten zu gelangen — aber hier stürzte ihr mit wüthendem Gebell ein Kettenhund entgegen und zwang sie umzukehren. Betrübt stand sie einen Augenblick später wieder draußen auf der Landstraße.

Mit schwerem Herzen wandte sie sich nun zum Leonhart-Haus, sie wusste, dass es jetzt als Knappenhaus diene. Über der Thür stand eine Inschrift — sie mühte sich vergeblich, sie zu lesen. Sie klopfte an die Hausthür — niemand rief herein. Sie drückte auf die Klinke, diese gab nach und sie stand nun in dem kühlen, dämmerigen Hausflur, der einst der Lieblingsaufenthalt der Familie an heißen Sommernachmittagen gewesen. Dort auf der Bank in der Ecke hatten die Alten gesessen und Kaffee getrunken, auf den Stufen der Treppe zum Oberstock hatte Robert seinen Platz — hier saß er mit der Zither auf den Knien und spielte lustige Weisen auf — sie saß ihm gegenüber auf dem Steinsitz in der Nische, und die Kinder drängten sich lauschend und spielend um sie. Es war ihr, als sähe sie die geliebten Gestalten leibhaftig vor sich — sie breitete die Arme aus — da zerrannen die Schatten, das Bewusstsein ihrer Einsamkeit kehrte zurück, — laut aufschluchzend barg sie das Gesicht in den Händen. Bald jedoch fasste sie sich wieder — sie wollte das traurig süße Glück der Erinnerung auskosten bis zur letzten Neige, die Wohnstube wollte sie wiedersehen und die trauliche Schlafkammer. Sie öffnete die Thür zur Linken, welche in ihre ehemalige Wohnstube führte. Wo war diese geblieben?

Die Wände, welche diese Hälfte des Hauses in Wohnstube, Küche und Schlafkammern theilten, waren entfernt und so ein saalartiger Raum geschaffen worden. Die weißgetünchten Wände waren mit Sprüchen in einer fremden Sprache beschrieben — rohgezimmerte Holzbänke liefen rings an ihnen hin. In der Ecke stand ein riesiger grünglasierter Kachelofen mit Gestellen zum Kleidertrocknen — in der Wandnische, wo einst ihr Ehebett gestanden — von Mahagoniholz war es, mit schön gedrechselten Füßen — hatte nun ein Tisch seinen Platz, auf dem ein roh geschnitztes Crucifix zwischen zwei Leuchtern stand. Aber der Altar — denn ein solcher sollte es sein — war trübselig anzuschauen, denn die Decke war zerrissen und die Kerzen standen schief in verbogenen Messingleuchtern; einige verstaubte Papierblumensträuße und ein grellbuntes Heiligenbild in zerbrochenem Rahmen vollendete den wüsten Eindruck. Eine schwere, beklemmende Luft lag über dem Raum. Emma trat hastig hinaus — jenseits des Flurs lag die Altleutestube, vielleicht war die noch erhalten. Es war dies immer ein besonders sauberes, wohlgeordnetes Zimmer gewesen. — Der Raum war noch da, aber mit berußter Decke, zerbrochenen, mit Papier beklebten Fensterscheiben. An der Erde lagen ein Dutzend Strohsäcke, und darauf eben so viel schlafende Burschen in Bergmannstracht. Einer erhob bei dem Geräusch den Kopf und stieß einen greulichen Fluch aus — die Frau taumelte zurück und schwankte zum Hause hinaus — es schien ihr, als habe sie erst jetzt die Heimat ganz verloren! Gesenkten Hauptes, müden Schrittes gieng sie des Weges. Da weckte sie lustiges Schellengeläut und das Rollen eines Wagens aus ihrem traurigen Sinnen. Aufschauend, erkannte sie das Fuhrwerk des langen Veit, der schon, als sie noch Kind war, aus den Hinterbergen Kohlen zur Zeche fuhr. Da hockte er wie einst auf dem Wagen in seinem braunrußigen Gewand, das kaum von den Kohlensäcken abstach. Das gelbe Gesicht war noch ebenso fahl und spitz wie damals, aber die Augen blickten nicht mehr so scharf, und die buschigen Brauen und der Bartwust am Kinn waren aus dem Pechschwarz zum Eisengrau verblasst.

„Guten Tag, Vater Veit!“ rief Frau Emma mit solcher Freudigkeit, als begrüße sie einen lieben Verwandten.

Der Fuhrmann richtete sich aus seiner gebückten Lage auf, starrte die Fremde an und schüttelte den Kopf.

„Wer seid Ihr, dass Ihr meinen Namen wisst?“ fragte er verwundert.

Frau Emma schaute ihn mit ihren großen, blauen Augen durchdringend an.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater Veit? Kulls Emma von der Zeche bin ich, des Robert Leonhart Witwe.“

„Hoho, stillgestanden, Brauner!" Er hielt mit einem Ruck die Zügel an.

„Ach, du mein Heiland, Frau Emma, ja, nun kenne ich Euch! So jung noch, und schon Witfrau, sagt Ihr. War ein sauberer Bursch, der Leonhart, Euer Mann; sein Vater that was an ihn wenden. Und nun auch schon todt, sagt Ihr? Ach, du mein Heiland, alle müssen wir dahin, der eine jung, der andere alt, ja, ja. Und nun sucht Ihr Eure Heimat, und die ist auch dahin!"

Frau Emma hob beschwörend die Hände. „Sagt mir um Gotteswillen, Veit, was ward aus der Zeche, wo sind all die lieben Nachbarn hin?"

„Ja, du mein Heiland, gestorben sind sie, verdorben sind sie. War da so ein Harzer Kind nach Westamerika verschlagen, in die Goldminen von Colorado. Der schrieb Brief über Brief, wunders wie gut es ihm gehe, und sie sollten alle kommen und theilnehmen an seinem Glück. Da ergriff sie das Goldfieber, die meisten verkauften Hof und Acker und zogen übers Wasser. Der Bergwerksherr hatte es mit Zorn und Ärger angesehen, nun suchte er sich zu rächen. Er brachte die leerstehenden Häuser für ein Geringes an sich, dann ließ er Arbeiter aus Polen kommen und machte sie hier wohnhaft. Nun konnten sich die wenigen Zurückgebliebenen auch nicht mehr behaupten. Die Fremden mit ihrem Kauderwälsch von Sprache, ihren unreinlichen Sitten, ihrem falschen, verlogenen Wesen, machten das Leben auf der Zeche ungemüthlich. Auch eine schlimme Seuche brachten sie mit, die raffte viele von ihren Leuten dahin, mehr noch von den unsern. Die Übrigbleibenden wollten nicht mehr im Orte bleiben, sie wanderten aus. Welche sind nach Lauterberg hinüber, welche nach Klausthal, andere gar weit hinweg ins Westphälische hinein. Manchen soll es gut gehen draußen, manche sind verstorben.

Keinen Bekannten trifft man mehr auf der Zeche, und ich spanne im Krug ‚zum fröhlichen Bergmann' auch nicht mehr aus, denn unter den Pollaken setzt es nur zu oft wüste Händel und Schläge. So fahre ich lieber zur Stadt. Solltet aufsitzen, Frau, der Tag ist heiß, und der Weg noch weit. Wir haben beide Platz, und ich wisch' Euch das Bänklein ab."

Frau Emma nahm willig das Anerbieten an, sie fühlte es schwer wie Blei in den Füßen. So fuhr sie nun den alten Weg, den sie einst tagtäglich zur Schule gewandert — der Wald war der gleiche geblieben, und die blauen Harzberge standen in vertrauten Formen am Horizont — hier war wenigstens etwas geblieben in dem allgemeinen Vergehen und Schwinden. Jeder kleinste Zug aus der Kindheit fiel ihr ein, wie sie mit den Gefährten den Bach durchwatet, wie sie das Hänflingsnest gesucht hatten.

„Was ist aus dem schiefen Hannes geworden?“ fragte sie plötzlich. „Lebt sein Knabe noch?“

„Der Bachhannes und seine Frau hatten kein Geld für Amerika, die sind hier geblieben. Haben auch bis zuletzt ausgehalten. Aber da ist in einer Nacht Feuer ausgekommen, und die Hütte ist bis auf den Grund abgebrannt — man sagt, die Polen haben's gethan, weil sie unter sich sein wollten. Da sind die Bachleute ausgewandert nach Stollberg hinauf, wo die Frau her war, aber der Schrecken der Brandnacht und die mühselige Wanderung haben's ihnen angethan — es war im kalten Jänner, die Frau ist am Weg verschieden, und der Mann bald darnach.

„Und Emmo?“ fragte das Weib mit bebender Stimme.

„Weiß nicht, wo der Junge hingerathen ist, vielleicht ist er auch todt, vielleicht haben sie ihn im Oberland behalten.“

Frau Emma seufzte tief und schwer — eine leise Hoffnung schlummerte noch in ihrem Herzen, noch glimmte das Fünkchen. Als sie auf den Marktplatz bogen und unter der alten gothischen Kirche dahinfuhren, bat sie Veit zu halten und stieg ab.

„Ihr hättet Euch auch die Reise in die Heimat sparen können, Frau, wusstet Ihr, wie es auf der Zeche ausschaut?“ sagte er in seiner derb-gutmüthigen Weise.

„Gott sei Dank, dass ich wenigstens einen alten Bekannten getroffen habe. Seid schön bedankt, lieber Veit, und auf Wiederseh'n!“

Er sah ihr kopfschüttelnd nach, wie sie quer über den Marktplatz zu dem Pfarrhaus schritt. Was wollte sie dort?

In Emmas Seele war plötzlich ein Entschluss gereift, sie wollte versuchen, ihren Pflegesohn aufzufinden. Wenn irgend jemand, würde Pfarrer Behrent es wissen, wo er geblieben, denn in seiner strengen Gewissenhaftigkeit pflegte der Geistliche sich sehr genau um das Schicksal seiner Pfarrkinder zu kümmern.

Hastig zog sie die blanke Messingglocke an der Thür — eine ältliche Dienstmagd öffnete und führte sie ins Besuchszimmer. Der Herr Pfarrer sei im Garten, sagte sie, sie werde ihn rufen, die Dame möge inzwischen Platz nehmen. Emma setzte sich; es war ihr wohl in dem hohen, kühlen Zimmer mit den alten bekannten Möbeln. Sie blickte auf die Stahlstiche an den Wänden, und auf die Bücher in dem hohen Regal und grüßte sie wie alte Bekannte. An diesem Ort wenigstens war die Zeit machtlos vorübergegangen, von hier hatte sie einst den Frieden mit fortgenommen, — draußen unter Kummer und Noth hatte sie ihn verloren, hier würde er aufs neue über sie kommen.

Sie blickte gespannt nach der Thür, durch welche des Pfarrers hohe, hagere Gestalt eintreten musste — das schmale Haupt ein wenig

auf die Brust geneigt, das blasse Gesicht mit dem herben Zug um den festgeschlossenen Mund wohl dem Besucher zugekehrt, aber die tiefen, dunklen Augen mit dem flackernden Licht nicht auf ihn, sondern darüber hinaus ins Weite blickend.

Sie legte sich die Worte zurecht, mit denen sie ihn begrüßen wollte.

Die Thür wurde hastig aufgerissen und ein junger, blonder, rothwangiger Mann trat rasch ins Zimmer, machte eine kleine Verbeugung, lud mit der Hand die Dame ein sitzen zu bleiben, setzte sich ebenfalls und sagte mit jugendlicher, ein wenig verlegen klingender Stimme: „Mein Name ist Behrent. Was verschafft mir die Ehre?"

„Ich wünschte Herrn Pfarrer Behrent zu sprechen, das heißt, wenn ich nicht störe", sagte Emma unsicher.

Der junge Mann sah die Fremde aufmerksam an, sie schien ihm nicht übel zu gefallen.

„Ich bin Pfarrer Behrent", sagte er mit leichtem Lächeln.

Frau Emma erröthete in Befangenheit. „Ich wünschte dem alten Herrn Pfarrer meine Aufwartung zu machen —"

Die Miene des jungen Mannes legte sich in betrübte Falten.

„Ach so, Sie meinen meinen seligen Oheim. Ich merke, verehrte Frau, Sie wissen nicht, dass dieser treffliche Mann bereits vor sechs Monaten zur ewigen Heimat eingegangen ist. Ich bin als sein Neffe und Pflegesohn zum Amtsnachfolger erwählt und wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann — —"

„Ich danke", sagte Emma und erhob sich rasch. „Ich bitte um Verzeihung wegen der Störung."

Draußen auf der Straße sah sie einen Augenblick zu dem Schulhaus an der andern Seite des Marktes hinüber, aber sie schüttelte den Kopf. Nein, sie wollte keine Enttäuschung mehr — und zudem — Lehrer Christoph war damals schon alt und gebrechlich gewesen.

„Suche keinen Trost mehr bei den Lebendigen", flüsterte eine Stimme in ihrem Herzen. Aber wie ein Hohn war's, dass gerade jetzt das Leben seinen Zoll von ihr forderte. Sie fühlte sich plötzlich todesmatt, ihr schwindelte, die Kräfte drohten sie zu verlassen. Der Tag war heiß, und die Anstrengung der Reise, die traurigen Erregungen, das gänzliche Vergessen aller Mahlzeiten hatten ihre Kraft erschöpft; schwer hieng die Reisetasche an ihrem Arme.

Sie schaute nach einem Gasthaus um. Dort drüben leitete die vornehme Villenstraße aufs Bad hinaus, dort würden sich wohl Hotels und Kaffeewirtschaften finden. Aber sie fühlte nicht den Muth in sich, sich unter geputzte, müßige Menschen zu setzen, als Ziel ihrer Neugier.

War nicht sonst hier herum das Gasthaus „zum steinernen Mann" gewesen? Bestand es noch? Sollte sie da ein wenig ausruhen?

Ein rußiger Schmiedejunge kam die Straße herauf, die Enden der Eisenstangen, die er über der Schulter trug, klappten beim Schreiten taktmäßig zusammen. Die Last mochte sehr schwer sein, denn er gieng darunter gebückt, doch summte er eine leise Melodie beim Schreiten. Beim Anblick der fremden, blassen Frau, die so hilflos an einer Hausecke lehnte, hemmte er unwillkürlich den Schritt.

„Ist hier in der Nähe das Gasthaus ‚zum steinernen Mann'?" fragte die Fremde matt.

„Ja wohl", entgegnete der Bursche freundlich, „dort unten, links in der Straße. Ich gehe da hinunter, darf ich Ihnen das tragen?" Er griff nach der Reisetasche, die Frau Emma neben sich auf die Erde gesetzt hatte.

„O, nicht doch", wehrte sie ab, „Sie haben ja so schwer genug zu tragen."

Er sah sie aus freundlichen, braunen Augen an und lächelte ein wenig.

„Das geht schon noch!"

Er schritt vor ihr her und sie folgte ihm nachdenklich. Sie wusste nicht, was ihr eigentlich an dem hochaufgeschossenen, hageren Jungen so gefiel; vielleicht sein freundlich bescheidenes Wesen?

An der Hausthür des „steinernen Mannes" setzte er ihre Tasche ab, und ehe sie Zeit hatte, ihm zu danken, war er in einem benachbarten Thorweg verschwunden.

Frau Emma ließ sich in der Gaststube eine Tasse Kaffee und einen Imbiss geben, aber kaum hatte sie sich ein wenig gestärkt, so litt es sie nicht länger, sie eilte dem Ziel ihrer Sehnsucht zu. Bei dem Kunstgärtner am Thor kaufte sie einige schöne, blühende Pflanzen, einen kleinen Pflanzenstecher und eine Gießkanne ließ sie sich leihen. So beladen betrat sie den Friedhof.

Sie schritt den Hauptweg unter den schattigen Lindenbäumen hinab und bog dann in den kleinen, verwachsenen Fußsteig an der Mauer ein. Bald hatte sie die Gräber ihrer Eltern gefunden — sie kniete nieder, breitete die Arme darüber aus und weinte lange und heiß. Dann wurde es stiller in ihrem Herzen — sie erhob sich und trocknete, tief aufseufzend, ihre Thränen, endlich war sie daheim. Sie gieng um die Gräber herum und pflückte ordnend hier und da ein welkes Blättchen ab, dabei sich im Stillen wundernd, wie gut der Epheu erhalten sei. Eine pflegende Hand schien hier zu walten, denn an der Wetterseite, wo der harte Frost des letzten Winters den Epheu vernichtet hatte, waren junge Ranken eingezogen, die Steige zwischen den Gräbern waren sauber geharkt, und der Eschenbaum an der Mutter Grab war künstlich wie eine Laube über das dort stehende Holzbänkchen heruntergezogen. Selbst

einige Blumen blühten auf den Hügeln. Auch die Gräber der Leonharts, die nahebei in einem eingegitterten Erbbegräbnis ruhten, waren wohlgepflegt, wenn auch ohne Blumenschmuck. Andere Gräber in der Nähe dagegen waren eingesunken und verwildert. Es musste also eine Freundeshand sein, die von den Hügeln ihrer Lieben die Zerstörung ferngehalten hatte. Vielleicht ein Freund ihres Vaters, oder eine Schulkameradin?

Emma sann darüber nach, während sie ihre Blumen einpflanzte. Eine stille fürsorgende Theilnahme war ihr in der Heimat bewahrt und sie hätte gern dem gedankt, von dem sie ausgieng.

Ihre Arbeit war vollendet, ausruhend setzte sie sich auf die kleine Bank und schaute umher. Es war unbeschreiblich schön hier.

Dieser Teil des Friedhofes war hügelig, und man schaute über die niedrige Mauer hinweg hinab in ein stilles grünes Thal, durch welches ein klarer Bach in vielfachen Windungen floss; von fern grüßten die blauen Kuppen der Berge herüber. Oben an der Mauer blühten Flieder und Goldregen und die beiden uralten Kastanien, die am Eingang der Todtenkapelle standen, hatten ihre zahllosen Blütenkerzen aufgesteckt. Auch von den meisten Gräbern leuchteten und dufteten die Kinder des Frühlings in bunter Farbenpracht. Schmetterlinge und Bienen flogen hin und her, und in den Kronen der Linden sangen die Vögel. Hier draußen im Garten des Todes war alles blühendes Leben. Ein Auge, das nicht allzu trüb von Thränen war, mochte hier leicht sehen, wie Vergehen und Werden in einander überspielen, einander mit ewiger Nothwendigkeit ablösen und in dieser Erkenntnis Frieden finden.

Auch die müde Frau dort unter der Hängeesche empfand etwas Ähnliches. Sie fühlte, dass alles Leben und so auch das ihre unter einem heiligen Gesetz stehe, und wenn ihr auch Liebe, Glück und Heimat genommen sei, ihre Seele in der Allmacht eine ewige Heimat habe, aus der heraus ihr neue Lebenskraft und neue Lebensziele kommen würden. Sie saß und sann und achtete es nicht, dass die rothen Strahlen der Abendsonne nur mehr die Gipfel der Bäume erreichten und unten die Schatten wuchsen. Da schreckte sie ein leichter, sich nähernder Schritt auf. Sie schmiegte sich tiefer in den Schatten des Baumes, sie hoffte, der Kommende würde vorbeigehen, ohne sie zu gewahren. Aber gerade an dieser Stelle hemmte er den Schritt. Er beugte sich nieder und prüfte das Wachsthum der jungen Epheuranken und sprengte aus einer mitgebrachten Kanne Wasser über den Hügel.

Nun schaute Frau Emma neugierig zu — da war ja der unbekannte Pfleger, wer mochte es sein?

Sie trachtete sein Gesicht zu sehen, aber er wandte ihr beharrlich den Rücken. Endlich blickte er auf, und sie erkannte augenblicklich den Schmiedejungen, trotzdem sie die treuherzigen braunen Augen jetzt aus

einem weiß und rothen Gesicht anblickten. Uebrigens lag ein traurig ernster Zug um den hübschen Mund des Knaben. Er schien sehr arm zu sein, denn die Leinenjacke, welche er trug, war zwar sauber, aber vielfach geflickt und in den Ärmeln zu kurz. Er war ohne Hut und gieng barfuß. Wie kam der Bursche dazu, ihre Gräber zu pflegen?

Frau Emma beschloss ihn anzureden.

Sie machte erst ein kleines Geräusch, um ihn nicht allzusehr zu erschrecken.

„Guten Abend!" sagte sie freundlich.

Er schaute überrascht auf und war so verlegen, dass er den Gegengruß vergaß.

„Sie pflegen diese Gräber?" fragte nun Emma weiter, „sind es Verwandte von Ihnen, welche hier begraben liegen?"

Der Jüngling erröthete bei dieser Frage. „Ja und nein", erwiderte er zögernd.

„Sie müssen mich nicht für neugierig halten", meinte die Frau, „aber ich weiß nicht recht, wie ich Ihre Antwort verstehen soll? Ich komme nach langer Abwesenheit hierher und finde die Gräber der Meinen gepflegt, da möchte ich natürlich gern wissen, wem ich für so freundliche Mühwaltung Dank schuldig bin?"

„Dank sind Sie mir nicht schuldig", entgegnete der Bursche rasch, „denn ich that's einer Frau zulieb, der ich alles danke, Leben und Gesundheit. Mein Vater hat mir's oft erzählt, wie sie meine Pflegemutter gewesen, da die eigene zu schwach und krank war, und noch auf dem Sterbelager hat er mir befohlen, dankbar zu sein. Auch der Lehrer Christoph hat mir von der Frau Leonhart viel Gutes und Schönes erzählt. Einmal habe ich auch an die Frau geschrieben und ihr recht herzlich gedankt — aber der Brief kam zurück, denn ich wusste keine genaue Adresse. Es gäbe viel Leonharts in Hannover, welche gemeint sei, fragte die kaiserliche Postverwaltung. So weiß ich denn keinen anderen Dank, als die Gräber zu pflegen, und wenn Sie es ihr einmal sagen wollen, da Sie von der Verwandtschaft sind, würd' es mich freuen."

„So sind Sie des Bachhannes Emmo?" fragte die Frau gespannt.

„Der bin ich", entgegnete der Knabe.

„Wie kommen Sie denn hierher", fragte die Frau weiter, „ich denke, Ihre Eltern sind nach Stollberg hinauf verzogen?"

„Das thaten sie", entgegnete Emmo, „aber sie starben, ehe sie Heimatsrecht erworben hatten, und so kam ich hierher in Pflege, und der Schmied ward mein Vormund. Als ich in die Jahre kam, machte er mich zu seinem Lehrbuben." Der Junge seufzte fast unmerklich bei diesen Worten.

Das scharfe Ohr der Frau hatte es doch gehört.

„Sie sind nicht gern Schmied?“ fragte sie. „Das Handwerk ist Ihnen wohl zu schmutzig?“

„Das nicht“, entgegnete der Bursche, „aber es ist so grob und schwer, und man lernt nichts dabei.“

„Wozu hätten Sie denn Lust?“ fragte die Frau.

„In der Schule zeichnete ich gern und konnte gut rechnen. Der Lehrer unterrichtete mich noch besonders in Physik und Geometrie. Er erklärte mir die Apparate, und bald bastelte ich mir selbst dergleichen zusammen. Der Uhrmacher war mein Freund, der lieh mir seine Instrumente, und ich sah ihm die Handgriffe ab. Sie meinten alle, ich solle Mechaniker werden, oder gar Ingenieur. Dazu hätte ich große Lust gehabt, aber der Vormund gab nichts darauf, er brauchte eben einen Lehrbuben, so stellte er mich hinter den Blasebalg. Zwei Jahre habe ich schon herum, drei Jahr muss ich noch aushalten. Aber dabei werden meine Hände grob und schwer, und ich bin dann wohl zu alt, um noch einmal von vorn zu lernen.“ Er schwieg plötzlich verschämt; es war so gar nicht seine Art, zu klagen, und er wunderte sich über sich selbst, dass er der fremden Frau so sein Herz öffne.

Diese schaute nachdenklich vor sich nieder. Nach einer Weile fragte sie theilnahmsvoll: „Haben Sie denn gar keine Verwandten, die sich um Sie kümmern?“

„Niemanden.“

„Und der Lehrer?“

„Der ist seit ein paar Jahren kindisch geworden.“

Die Frau war aufgestanden und sah dem hübschen, schlanken Burschen mit dem treuherzigen Blick fest in die Augen. „Möchten Sie wohl die Frau, die Sie Ihre Pflegemutter nannten, die Frau Leonhart, einmal sehen?“

„O, wie gern“, entgegnete der Bursche, „aber ich weiß ja nicht einmal, wo sie wohnt, und hinreisen kann ich auch nicht“, fügte er leiser hinzu.

„Ich bin Frau Leonhart!“ sagte Emma.

Der Jüngling sah sie erstaunt, fast erschreckt, an. Plötzlich gieng ein Zittern durch seinen Körper, große Thränen liefen über sein Gesicht, er kniete nieder und küsste das Gewand der Frau.

„Stehe auf, mein Sohn“, sagte Frau Emma sanft, „willst du, so nenne mich Mutter.“

Der Knabe blickte zu ihr empor. Er schaute in das milde Gesicht und in die tiefen, seelenvollen Augen, und ein Schimmer seliger Freude gieng über sein Antlitz.

„Mutter!“ hauchte er ohne aufzustehen.

„Mein Emmo!“ sagte die Frau sanft. „Komm, mein Sohn, ich will dir eine liebende Mutter sein. Siehe, noch vor einer Stunde stand ich ganz allein in der Welt, und nun habe ich ein Kind gefunden. Ich danke Gott, dass er mir die Mittel gab, deinen Lebensweg zu gestalten, wie du es wünschest. Wir wollen uns rechtschaffen lieb haben — nicht wahr, mein Sohn, das wollen wir?“

Mit strahlenden Augen blickte sie auf den wohlgebildeten Jüngling, aus dessen ehrlichen Augen eine reine Seele schaute. Da war ein Mensch, an dem sie theil hatte, und der sie bereits in kindlicher Liebe im Herzen trug. Was brauchte es da noch vieler Reden?

Der Jüngling fand in seiner Verwirrung keinen Ausdruck für sein Empfinden, aber der liebevoll verehrende Blick, mit dem er die Gestalt der anmuthigen Frau umfieng, und die Inbrunst, mit der er ihre Hand küsste, sagten mehr als Worte.

Hand in Hand giengen Mutter und Sohn in die Stadt zurück.

Pustels drei Klopfer.

Auch Eins aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

Zing! — — — Zing!

Zwei Radfahrer glitten rasch und still vorüber auf der breiten Straße. Der Schottermann war fast erschrocken — so in der Abenddämmerung plötzlich das Vorbeisausen! Der erste war der Randauer Doctor gewesen. Bald hinter ihm drein der Kaplan in Stola und weißem Chorhemd. Waren vorüber, und nur das Lichtlein zuckte noch dahin in der Ferne.

„Bei dieser neumodischen Radlerei“, murmelte der alte Schottermann, und zog jetzt erst seine Tuchkappe vom Kopf. „Nicht einmal niederknien kann man — um den Segen, wenn der Geistliche mit dem Altarssacrament vorbeikommt! Möcht’ nur wissen, wohin so spät.“

„Hinein ins Rinnthal“, wusste ein Bauer zu sagen, der mit Stock und Beinen weit ausschreitend aus der Richtung vom Rinnthale herkam. „Dem alten Pöschelhuber gilt’s.“

„Geh, was du sagst!“ horchte der Schottermann auf. „Dem Pöschelhuber! Wär’ eh ein Glück, wenn’s in dem Haus einmal eine Veränderung wollt’ nehmen. Was hat denn der Tod bei dem für eine Ausred’ genommen?“

„Der Schlag hat ihn getroffen.“

„Was sagst? Hat dieser alte Knochenschragen noch so viel Blut gehabt? Der Schlag, sagst?“

„Ja, und ein ordentlicher noch dazu. Mit dem eisernen Schlägel. Ich lauf' gerade um die Gendarmen.“ Und der Bauer trippelte wegshin, während der Schottermann sprachlos stehen blieb bei seinem Schotterhaufen und nicht wusste, was da zu denken war. — Der Schlag, gut, der passiert. Der Tod muss eine Ursach' haben. Aber der Eisenschlägel! Das ist eine merkwürdige Ausrede! Mit dem Eisenschlägel darf man niemanden umbringen, Herr Tod, sonst wird man eingesperrt. Nicht einmal den alten Pöschelhuber darf man auf solche Art zu Ende führen. Aber wenn du's wirklich gethan hast, nachher wirst Ehrenbürger von Randau, verlass dich drauf. — So unterhielt sich der Schottermann mit dem „Herrn Tod“, als er in der Abenddämmerung heimgieng in sein Häuslein.

Dort hat er bald mehr erfahren, denn dort gab es Weiber, die von oben und von unten zusammenkamen. Der alte Pöschelhuber war ermordet worden. Ganz natürlich! Jetzt hatten es alle vorausgewusst, dass es so kommen musste. Bei diesem Menschen! — Der Pöschelhuber war ein Junggeselle gewesen von fünfundsechzig Jahren. Er war immer für das Mehrfache gewesen; in seiner früheren Zeit bei den Weibern, in seiner späteren bei den Geldsäcken, aber diese hatten Löcher. In dem großen Hof war es oft ganz merkwürdig zugegangen. Die Dienstmägde wurden um die Unschuld bestohlen und der Bauer ums Geld. Jeder und jede arbeitete für eigenen Vortheil, und wenn der Hausvater dagegen auftreten wollte, so höhnten sie, dass ja nichts aus der Familie käme. Auf den Feldern gab es mehr Unkraut als Korn. Die Kühe und Ochsen hatten Hosen aus Mistkrusten an. In den Vorrathskammern regte sich junges Leben: Motten, Maden und Schimmel. Der einst so stattliche, wohlgeordnete und musterhafte Pöschelhuberhof war ein verlottertes Nest, ein vielfach gesuchtes und beneidetes, denn die Dienstleute der Nachbarschaft wollten es auch so gut haben, als die auf dem lustigen Großhof. Wenn der Gemeindevorsteher hinaufstieg, um den Alten der Misswirtschaft wegen zur Rede zu stellen, setzte der Bauer ihm kamigen Wein vor und flaumiges Rauchfleisch, nannte ihn Herr Bürgermeister und ließ zwei spießeckige Pferde einspannen, um ihn nach Hause zu fahren. Wenn der Pfarrer in den Hof kam, um dem Bauer das Ärgernis vorzuhalten, küsste dieser ihm die Hand, mahnte einen Knecht, dass er nicht vergesse, demnächst dem hochwürdigen Herrn den Zehent an Flachs, Wolle und Speck ins Haus zu tragen und bestellte etliche Messen um Erhaltung der lieben Feldfrüchte. Die Herren kamen beräuchert und betäubt zurück, und das Lotterleben im Pöschelhuberhof währte fort.

Außer einem einzigen Neffen, der als Kalkbrenner schlecht und recht sein' Sach' erwarb, war kein Verwandter des Großbauers vorhanden. Für wen also wirtschaften? In den Sarg kann man auch nichts mitnehmen, dafür ist er zu klein. Der Mensch muss leben, solange er noch warm ist, alle Tage ein paar Todsündlein kaufen, damit lebt sich's am lustigsten. Wohl wartete seit Jahren jemand darauf, dass die Todsündlein den Bauern allmählich umbringen würden, aber die ließen ihn noch immer leben, und in dem Maße, als der große Hof zusammenschrumpfte, gewann sein Besitzer an Körperfülle. Die Leute argwöhnten, dass der Pöschelhuber ein heimlicher Arsenikesser sei, aber der Alte wusste es besser, was jung erhält, nämlich, mit Bedacht und Methode die alten Wangen an junge zu legen.

Nun, und diesen Mann hatte plötzlich der Schlag getroffen, der Eisenschlägel-Schlag. Es war ein Schlägel, wie sie Kalksteinbrenner zu haben pflegen.

Der Arzt und der Geistliche auf ihren schnellen Rädern kamen zu spät. Der alte Bauer war nach dem Schlage noch zwei Stunden röchelnd auf dem Heuhaufen dahingelegen und dann still und kalt geworden. Die Gendarmen auf ihren langen Beinen kamen noch früh genug. Der Pustel hatte sich in seinem Kalkhäusel einen Eierkuchen bereitet, den verzehrte er nun behaglich und trank aus der Halsflasche etliche Schlucke Brantwein. Zu einer fetten Eierspeise ist nichts besser, als Brantwein. Der ziemlich eckige Bursche hatte ein wohlgeröthetes Gesicht und gutmüthige Wasseraugen. Als die Gendarmen rasch zur niedrigen Thür eintraten, sagte er: „Oho! das geht wohl doch nicht mich an.“

Ob er der Kalkbrenner Pustel wäre?

„Stimmt!“ antwortete der Gefragte und stellte seine Küchenpfanne auf den Herd.

„Dann pack' dich zusammen. Du musst mit uns.“

Der Pustel machte ein verdrießliches Gesicht und sagte: „Ich hab' mir's gedacht. 's ist gewiss meines Oheims wegen.“

Und beim Verhör, das noch in derselben Nacht stattfand im Pöschelhuberhof, zeigte man ihm zuerst den Eisenschlägel: „Kennst du den?“

„Es ist mein Schlägel“, antwortete der Pustel.

„Er ist blutig!“ sagte der Amtmann.

„Ich will es schon sagen, weshalb er blutig ist“, sprach der Bursche gelassen. „Ich habe damit den Bauer erschlagen.“

Nun sind die Herren Richter so: Wenn einer leugnet, so ist es ihnen nicht recht, und wenn einer gleich munter eingesteht, so ist es ihnen auch nicht recht. „Diese Frechheit ist empörend!“ murmelte der Amtmann. Ein rechter Ärger, dass hier keine Gelegenheit war, durch scharfe

Kreuz- und Querfragen sich anzuregen und durch ein kluges Hervorlocken des Geständnisses sich auszuzeichnen.

„Bist du von Sinnen!" fuhr er den Burschen an. Man wusste im Augenblicke nicht, galt dieser Ausruf dem Mörder, oder dem Eingestehenden. Der Pustel schaute betroffen drein. Was dieser Amtmann nur so grob ist!

„Also du hast ihn erschlagen!" sagte der Amtmann.

„Wer denn sonst?" antwortete der Pustel, „ich bin sein einziger Verwandter."

Nun wandte der Amtmann sich an die Anwesenden. Wie es mit dem Burschen sonst stehe? Was man von ihm höre?

Wohl, mit dem Pustel stehe es soweit gut, er arbeite fleißig, trinke nicht viel, spiele nicht, Liebschaft habe er auch nicht mehr als eine. Man hätte ihn bisher für einen braven Menschen gehalten.

„Weißt du, was du hier gethan hast?" fragte ihn der Amtmann, auf den Todten deutend, der ausgestreckt dalag und über dem zerschmetterten Kopf einen Pferdekotzen liegen hatte.

„Warum soll ich das nicht wissen", antwortete der Bursche, „ich habe ihm das gethan, was der Herrgott uns jedem thut."

„Also, du hast dem Himmel vorgegriffen!"

„Er hat zu lange gewartet", entgegnete der Pustel. „In der vorigen Woche haben wir den jungen Schullehrer begraben, den die Leute so gern gehabt. Er hat lauter Gutes gethan. Die Hofbäuerin hat auch fort müssen von ihren fünf kleinen Kindern, die jetzt verderben sollen. Dem Beilhammersohn ist das Leben mitten in der lieben Jugend abgehackt worden, wo er seine alten Eltern hätt' ernähren sollen. Das ist ja doch gewiss auch nicht recht. Niemand wird angeklagt. Und der da, der seinen Hof hat verdorben, und seine Leute, der so viel Spott und Ärger hat gegeben in der Gegend, der nichts Gutes vollbracht hat, aber schon gar nichts, der noch eine Menge Schlechtigkeiten gemacht haben würde, wenn er weiter gelebt hätte — wegen dem wird man doch keine Geschichten machen, wenn ihn einer heimschickt!"

Sprang der Amtmann empört von seinem Stuhle auf: „Jetzt sei mir aber still, du Lästerer! Heuchler! Du hast ihn getödtet, damit du seine Erbschaft antreten kannst!"

„Das ist auch nicht ganz unrichtig, Herr Richter", versetzte der Kalkbrenner gleichmüthig. „Ich habe gedacht, wenn der noch eine Weile so weiterlebt, dann verthut er den ganzen Hof und bleibt für mich nichts mehr übrig. Ich habe lang genug gewartet. Gestern bin ich sechsundreißig gewesen. Nicht einmal heiraten kann ich. Die Brennerei geht spottschlecht. Jetzt wird's eine Veränderung nehmen. Ordnung muss werden in der Wirtschaft. Das Gesindel wird davongejagt. Brave Dienstleute will ich

haben. Arbeitsamkeit und Sittsamkeit, wie es vor und eh ist gewesen. Auch die Pflichten und Abgaben fleißig erstatten an die Gemeinde und ans Land, wie sich's gehört. Wie man bis jetzt gesagt hat: Der Pöschelhuberhof ist ein Schandfleck, so soll man nachher wieder sagen: Der Pöschelhuberhof ist ein Ehrenhaus! Ich bin von der alten Familie jetzt der einzige Stammhalter und stehe dafür ein, dass alles wieder brav hergehen soll. darauf könnt ihr euch verlassen! Und nun, meine Herren, wollen wir Anstalt machen, dass er unter die Erden kommt. Wenn er's auch nicht verdient hat, ein anständiges Begräbnis will ich ihm schenken."

Der Amtmann wusste nicht, wie ihm geschah. Er zwang sich in diesem besonderen Falle zur äußersten Mäßigung und sagte nun: „Wie hast du es denn angestellt, Pustel?"

„Wer? Ich? — Angestellt?"

„Als du ihn —" Eine Handgeste des Amtmannes sagte das übrige.

„Ei ja so", antwortete der Bursche, „das meint ihr. Na, das ist Nebensache."

„Uns dürfte es aber jetzt die Hauptsache sein."

„Die Gelegenheit hat sich fast zufällig gemacht", sagte der Pustel. „Heut' früh habe ich noch keinen Gedanken gehabt drauf. Na freilich, früher hab' ich wohl oft gedacht, was das Beste wäre. Aber nichts weiter. Und heute nachmittags, wie ich mit meinem Schlägel zum neuen Steinbruch hinüber will, und schauen, ob nicht Kalkstein dabei ist, und wie ich über Pöschlhubers Wiese gehe, sind dort Heuhaufen. Denke ich mir: legst dich in einen hinein und rastest, bis die größte Hitze vorbei ist, es ist ohnehin dein eigenes Heu, auf rechtswegen. Und liegt im Heuhaufen schon einer drin und schläft, und ist's der Oheim. Und kommt mir der gute Gedanke: Oheim, im Schlaf ist der Mensch brav und fromm. Es ist ganz überflüssig, dass du noch einmal wach wirst. Und zwei, höchstens drei Klopfer auf den Schädel."

„Und nachher?"

„Mein Gott, nachher bin ich zum Steinbruch hinübergegangen. Ist aber nicht viel dahinter. Alles unreiner Quarz."

Der Amtmann wandte sich an die Gendarmen: „Jetzt könnt ihr ihm die Eisen schon anlegen."

Und als sie dem Kalkbrenner die Eisenkette um die kreuzweise aneinandergelegten Hände schlossen, guckte er etwas erstaunt drein. Was sie da machten? Was sie von ihm wollten?

„Bloß ein bissel henken", kicherte ein kleiner alter Knecht hinten an der Wand.

„Oho!" begehrte der Pustel auf. „Da werdet ihr euch wohl ein wenig irren! Da werdet ihr wohl noch einen Herrn finden, denke ich! Der Kaiser und der Papst werden es auch sagen, dass ich recht gehabt hab'!"

„Wie der will'", sagte der Amtmann, „vorläufig musst du halt einmal in den Kotter."

„Diese verdammte Umständlichkeit bei jedem Schmarrn!" knirschte der Pustel. „Gott, nur mit dem Gericht nichts zu thun haben müssen!"

Später, nach dem Urtheilsspruch, soll er gesagt haben zu den Geschworenen: „Weil er böse war, hab' ich ihn gestraft, weil ich ihn gestraft habe, straft ihr mich. Wer wird denn euch dafür strafen?"

Weil man schließlich nicht unterscheiden konnte, ob der Pustel ein großer Bösewicht oder ein großer Philosoph war, so hat man ihn in den Narrenthurm gethan.

Die Glocke.

Erzählung von **Jules Lemaitre**. Deutsch von **Rudolf Strauß**.[1])

Die kleine Pfarre von Lande-Fleurie hatte eine alte Glocke und einen alten Geistlichen. Die Glocke war schon so zersprungen, dass ihr Geläute dem Husten eines alten Weibes glich, dass einem beim Hören gar nicht recht gut und dass es den Bauern und Hirten auf den Feldern ganz traurig zumuthe wurde. Dagegen war der Geistliche, der Abbé Corentin, trotz seinen fünfundsechzig Jahren noch ziemlich kräftig. Er hatte ein rosig überhauchtes, freilich auch schon faltiges Kindergesicht, das weiße Locken umrahmten, ähnlich den von den guten Frauen von Lande-Fleurie gesponnenen Strähnen. Wegen seiner Güte und Mildherzigkeit beteten ihn seine Beichtkinder an.

Als daher sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum heranrückte, beschlossen sie, ihm zur Feier des Tages ein höchst bedeutsames Geschenk zu machen. Die drei Kirchenvorsteher giengen sammelnd in allen Häusern umher, und als sie endlich hundert Fünffrankstücke beisammen hatten, brachten sie diese dem Geistlichen mit der Bitte, in die Stadt zu gehen und dafür selbst eine neue Glocke zu kaufen.

„Meine Kinder", sagte der Abbé Corentin, „meine theueren Kinder .... Das ist sichtbar der gute Gott, der ... sozusagen ... in einer Art ..."

Er konnte nicht weiter sprechen, so bewegt war er. Nur das konnte er noch murmeln: „Nunc dimittis servum tuum, domine, secundum verbum tuum in pace." Am folgenden Tage machte er sich

---

[1]) Aus dem liebenswürdigen Büchlein „Jules Lemaitre Novellen". Bibliothek der Gesammt-Literatur von Otto Hendl. Halle a. d. S.

zum Kauf der Glocke auf den Weg. Zwei Meilen Landes — bis zur Burg von Rosy-les-Roses — mußte er zu Fuß zurücklegen; von dort verkehrte dann die Post nach der guten Stadt Pont-l'Archevêque, dem Hauptorte der Provinz.

Eine schöne Landschaft. Die Bäume mit ihrem flüsternden Laub, die jauchzenden Vögel, die lieben, guten Blumen belebten unter den Sonnenstrahlen die beiden Seiten des Weges. Und der alte Geistliche schritt, den Kopf schon voll von schöner Glocken-Zukunftsmusik, sehr munter aus, und pries in der Freude über die Schöpfung Gott wie der heilige François.

Schon näherte er sich Rosy-les-Roses, da sah er am Wegesrand ein ausgespanntes Gauklergefährt. Nicht weit davon lag ein alter Gaul auf der Seite, die vier Beine steif von sich gestreckt. Unter der abgenutzten Haut konnte man seine Rippen und die spitzen Knochen seines Hintertheiles zählen, an seinen Nüstern klebte Blut, sein Kopf war verunstaltet, seine Augen weiß. Ein alter Mann und eine alte Frau saßen in ihren bizarren Lumpen und vielfach geflickten rosa Baumwoll-Tricots am Rande des Grabens und weinten über des Gaules Tod. Plötzlich erhob sich ein fünfzehnjähriges Mädchen aus dem Graben und lief dem Geistlichen klagend entgegen:

„Barmherzigkeit, Herr Pfarrer, Barmherzigkeit!"

Die Stimme war rauh, und doch sanft zugleich, und modulierte diese Bitte wie einen Sang zur Cymbel. Das Kind, dessen Haut die Farbe frisch gegerbten Leders zeigte, war nur mit einem schmutzigen Hemd und einem rothen Unterrock bekleidet. Aber sie hatte große, schwarze und sammetene Augen und Lippen wie reife Herzkirschen; blaue Blüten waren in ihre gelblichen Arme gezeichnet und ein kupferner Reif hielt ihre schwarzen Locken zusammen, die sich, wie man es an ägyptischen Gestalten sieht, zu beiden Seiten ihres schmalen Gesichts fächerartig ausbreiteten.

Der Abbé hatte seinen Gang verlangsamt und ein Zwei-Sous-Stück aus seinem Portemonnaie gezogen. Aber als er des Kindes Augen sah, blieb er stehen und begann es auszufragen.

„Mein Bruder ist im Gefängnis", erklärte die Kleine ihm. „Man sagt, er hat eine Henne gestohlen. Er war unser Ernährer, und seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen."

Der Abbé steckte die zwei Sous wieder in seine Börse und nahm ein Silberstück heraus.

„Ich kann ja Kunststücke machen", fuhr sie fort, „und meine Mutter prophezeit. Aber wir dürfen unser Handwerk in den Dörfern und Städten nicht mehr betreiben, weil wir gar zu arm sind. Und jetzt ist noch unser Pferd gestorben. Was soll aus uns werden?"

„Aber könntet ihr nicht auf den Feldern Arbeit suchen?“ fragte der Geistliche.

„Die Leute fürchten sich vor uns und werfen uns mit Steinen. Dann haben wir ja auch das Arbeiten nicht gelernt; wir können nichts als unsere Kunststücke; hätten wir ein Pferd und ein bisschen Geld, um uns Kleidung zu kaufen, so könnten wir von unserem Geschäft noch leben. . . . So aber bleibt uns nur der Tod.“

Der Abbé that das Silberstück in sein Portemonnaie zurück. „Liebst du den lieben Gott?“ forschte er.

„Ich werde ihn lieben, wenn er uns hilft“, sagte das Kind.

Der Abbé fühlte an seinem Gürtel das Gewicht des Sackes, in dem die hundert Fünffrankenstücke seiner Pfarrkinder steckten. Die Bettlerin ließ den Priester nicht aus den Augen, aus ihren schwarzen Zigeuneraugen, die fast ganz von den Augäpfeln ausgefüllt waren. Er fragte weiter: „Bist du fromm?“

„Fromm?“ fragte die Zigeunerin erstaunt, denn sie verstand nicht ganz.

„Sage: ‚Mein Gott! ich liebe dich!‘“

Das Kind blieb stumm! die Thränen standen ihm im Auge. Der Abbé hatte seine Soutane angeknöpft und holte den schweren, mit Geld gefüllten Beutel hervor. Mit einer affenartigen Geberde ergriff ihn die Zigeunerin und rief: „Herr Pfarrer, ich liebe Sie.“

Und sie floh zu den beiden Alten, die, ohne sich zu rühren, noch immer über den todten Gaul weinten. . . .

Der Abbé setzte seinen Marsch nach Rosy-les-Roses fort, während er an das große Elend dachte, in dem Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluss so viele seiner Wesen hält; und er bat ihn, doch diese kleine Zigeunerin zu erleuchten, die offenbar keinen Glauben hatte, ja, die vielleicht noch nicht einmal die heilige Taufe empfangen. Aber plötzlich kam es ihm zum Bewusstsein, dass er es eigentlich gar nicht mehr nöthig habe, nach Pont-l'Archevêque zu gehen, — da er das Geld für die Glocke ja nicht mehr besaß. Und er kehrte um.

Er begriff jetzt kaum, wie er einer unbekannten Bettlerin, einer Kunstreiterin, eine so enorme Summe hatte geben können, — die ihm nicht einmal gehörte. In der Hoffnung, die Zigeunerin noch wiederzufinden, beschleunigte er seine Schritte. Aber am Rande der Straße lag nur die todte Mähre und der ausgespannte Karren. Der Geistliche überdachte, was er gethan. Ganz sicher hatte er schwer gesündigt: er hatte das Vertrauen seiner „Schafe“ missbraucht, ein Depot unterschlagen, eine Art Diebstahl begangen. Und mit Schrecken sah er die Folgen seines Fehltritts voraus . . . Wie ihn verbergen? Wie ihn gutmachen? Wo

hundert andere Fünffrankenstücke finden? Was inzwischen den Leuten sagen, die ihn befragten? Welche Entschuldigung für sein Verhalten geben?

Der Himmel bedeckte sich. Mit einem grellen, aufdringlichen Grün hoben die Bäume sich vom bleifarbenen Horizont ab. Große Tropfen fielen zu Boden. Die Traurigkeit der Natur ergriff auch den Abbé.

Unbemerkt konnte er in das Pfarrhaus zurückkehren. . . . .

„Sie sind's schon, Herr Pfarrer?" fragte seine Wirtschafterin, die alte Scholastique. „Sie sind also nicht nach Pont-l'Archevêque gegangen?"

Der Abbé antwortete mit einer Lüge: „Ich habe in Rosy-les-Roses die Post versäumt . . . . Ich werde ein anderesmal wieder hin. . . . Aber, wohl verstanden, sag' es niemand, dass ich schon zurück bin."

Am folgenden Tage las er keine Messe. Er schloss sich in sein Zimmer ein und wagte nicht einmal, in seinen Garten zu gehen. Aber dann verlangte man ihn nach dem Dorfe Clos-Moussu, wohin er einem Kranken die letzte Ölung bringen sollte.

„Der Herr Pfarrer ist noch nicht zurück", sagte die Wirtschafterin.

„Scholastique täuscht sich; ich bin hier", unterbrach sie der Abbé.

Auf dem Rückweg von Clos-Moussu begegnete er einem seiner frömmsten Pfarrkinder.

„Ah, Herr Pfarrer, wie ist's Ihnen auf Ihrer Reise gegangen?"

Der Abbé log zum zweitenmal: „Ausgezeichnet, mein Freund, ausgezeichnet."

„Und die Glocke?"

Der Abbé ersann sich rasch eine neue Lüge. „Dies ist köstlich, mein Lieber, köstlich! Wie aus reinem Silber! Und was für ein hübscher Ton! Wenn man ihr nur einen Nasenstüber gibt, klingt sie so lange, dass es gar nicht mehr aufhört."

„Und wann werden wir sie sehen?"

„Bald, mein theueres Kind, bald. Man muss in ihr Metall zuerst noch ihren eigenen, dann die Namen ihrer Pathen und Pathinnen, sowie einige Verse aus der heiligen Schrift gravieren . . . . Und mein Gott! Das verlangt eben Zeit . . . ."

„Scholastique", sagte der Pfarrer, als er wieder in seine Wohnung trat, „könnte man hundert Fünffrankenstücke herausschlagen, wenn man den Fauteuil, die Pendeluhr und den Wandschmuck aus meinem Zimmer verkaufte?"

„Keine drei Pistolen würde man herausschlagen, Herr Pfarrer. Denn mit aller Ehrfurcht vor Ihnen: Ihr ganzes Mobilar ist keine vier Sous wert."

„Scholastique", begann der Geistliche wieder, ich werde kein Fleisch mehr essen. Das Fleisch bekommt mir nicht."

„Herr Pfarrer“, antwortete die alte Wirtschafterin, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie haben etwas, ganz gewiss . . . Das ist so seit dem Tage, wo Sie nach Pont-l'Archevêque gereist sind. Was ist Ihnen denn passiert?“

Sie drängte ihn mit Fragen so lange, bis er ihr endlich alles erzählte. „Ah!“ sagte sie, „das wundert mich gar nicht. Ihr gutes Herz wird Sie noch zugrunde richten. Aber machen Sie sich nur ja keine Sorgen, Herr Pfarrer. Ich nehm' es auf mich, die Sache zu erklären, bis Sie hundert andere Fünffrankenstücke zusammenbringen könnten“ . .

Und also erfand Scholastique Geschichten, die sie jedem Besucher aufband. „Man hatte die neue Glocke beim Packen beschädigt und musste sie umschmelzen. Die umgeschmolzene Glocke aber hatte der Abbé nach Rom geschickt, damit der Heilige Vater sie segne, und das war natürlich ein langer Weg.“

Der Abbé ließ sie reden, wurde aber von Tag zu Tag unglücklicher. Denn er machte sich nicht nur seine eigenen Lügen zum Vorwurf, er fühlte sich auch für die seiner Wirtschafterin verantwortlich, und das ergab dann sammt der Veruntreuung des Geldes seiner Pfarrkinder auf die Länge der Zeit eine ganz erschreckliche Sündenmasse. Diese Last beugte seinen Rücken, und nach und nach trat auf seine Wangen an Stelle der rothen Rosen seines reinen und kräftigen Alters eine tiefe Blässe. . . .

Der Tag, an dem die Jubelfeier des Priesters und die Taufe der Glocke hätte stattfinden sollen, war längst schon vorüber. Die Bewohner von Lande-Fleurie wunderten sich genug über das immerwährende Verschieben. Mancherlei Gerüchte schwirrten auf; der Hufschmied Farigoul erzählte, man habe den Abbé Corentin bei Rosy-les-Roses in der Gesellschaft einer leichtfertigen Frauensperson gesehen, und fügte hinzu: „Ich sage euch: er hat das Glockengeld mit Bettlern verjubelt.“

Es bildete sich eine Partei gegen den würdigen Priester. Wenn er auf der Straße gieng, blieb mancher Hut auf dem Kopfe, und manches feindliche Murmeln drang an sein Ohr. Der arme heilige Mann erlag den Gewissensbissen. Er begriff die ganze Größe seiner Sünde. Er empfand darüber die schmerzlichste Zerknirschung, konnte aber dennoch zu keiner völligen Reue gelangen. Denn er fühlte, dass er dieses Almosen, dieses Almosen von fremdem Gelde, wie gegen seinen eigenen Willen gespendet hatte, ohne nur die Freiheit, darüber nachzudenken, noch zu besitzen. Dann sagte er sich auch, dass diese unvernünftige Milde für die unwissende Seele der Zigeunerin die schönste Gottesoffenbarung und der Beginn einer inneren Erleuchtung geworden sein konnte. Und immer wieder tauchten die Augen der kleinen Kunstreiterin vor ihm auf, so schwarz, so sanft und in Thränen. . . .

Doch sein Schuldbewusstsein wurde immer unerträglicher. Sein Fehltritt erschien ihm immer größer. Nachdem er daher eines Tages lange Stunden auf den Knien im Gebet gelegen, fasste er den Entschluss, sich seiner Sünde dadurch zu entledigen, dass er sie seinen Pfarrkindern offen eingestand. . . .

Am nächsten Sonntag stieg er nach dem Gebet auf die Kanzel und begann, bleicher und aufgeregter als die Märtyrer in der Arena:

„Meine theueren Brüder, meine theueren Freunde, meine theueren Kinder, ich habe euch ein Geständnis zu machen. . ."

Da ertönte plötzlich im Glockenthurm ein helles, lautes, silbernes Klingen und erfüllte singend die alte Kirche . . Alle Köpfe wandten sich um, und ein verwundertes Flüstern durchlief die Reihen der Gläubigen:

„Die neue Glocke! Die neue Glocke!"

War es eine Wunder? Hatte Gott durch seine Engel die neue Glocke herbeitragen lassen, um seines barmherzigen Dieners Ehre zu retten?

Oder hatte Scholastique die Verzweiflung ihres alten Herrn den beiden Amerikanerinnen Suzie und Bettina Percival mitgetheilt, die drei Meilen von Lande-Flurie ein so prunkvolles Schloss bewohnten, und hatten dann diese ausgezeichneten Frauen sich vereinigt, um dem Abbé Corentin die hübsche Überraschung zu bereiten?

Nach meiner Überzeugung wäre diese Deutung noch sehr viel wunderbarer als die erste. Jedenfalls erfuhren die Bewohner von Lande-Fleurie niemals, welches Geständnis ihnen der Abbé Corentin zu machen gedachte.

Altwiener Geschichten.

Von **Albrecht Graf Wickenburg.**[1])

Gämperl.

„Potzwetter!" sprach Albrecht der Erste zu Wien,
„Ich sitz' wie die Maus in der Falle,
Und will mir niemand zu Hilfe zieh'n,
So fangen die Ungarn uns alle!"

„Mein Gämperl, komm, ich halt' mich an dich,
Du bist zwar ein Narr, wie kein zweiter,
Doch, läſst mich die Weisheit der Räthe im Stich,
Vielleicht macht's der Hofnarr gescheiter."

Und Gämperl sollte ins Lager hinaus,
Die Stärke des Feindes erspähen,
Und käm' er mit heiler Haut noch nach Haus,
Erzählen, was er gesehen.

Bald schleicht er zwischen den Zelten umher
Als fahrender Sänger und Pfeifer —
Da packt ihn ein Arm, gar eisern und schwer,
Der König war selbst der Ergreifer!

---

[1]) Aus dessen Sammlung: „Altwiener Geschichten und Figuren" von Albrecht Graf Wickenburg. Wien. Karl Gerolds Sohn. 1896. Eine bessere Empfehlung für diese entzückend frischen und launigen Gedichte gibt es nicht, als die vorstehenden Proben. Die Red.

„Holla!“ so rief er, „was willst du, Patron?“
Doch Gämperl kennt kein Genieren,
So spricht er im allergemüthlichsten Ton:
„Herr König, ich soll spionieren!“

Hellauf lacht der König Andreas: „Bei Gott,
Ein Schelm, der so ehrlich, als simpel!
Ich meinte. uns pfiff eine Drossel zum Spott —
Nun zeigt sich der Pfeifer als Gimpel!

Doch komm nur — wir steigen selbander zu Pferd,
Ich will dich durchs Lager geleiten,
Erzählst du dem Herzog, wie stark wir bewehrt,
Verliert er die Lust wohl zum Streiten!“

Sie ritten zusammen wohl kreuz und quer,
Und Gämperl sah es mit Trauern:
Es schützen vor solch gewaltigem Heer
Nicht lange die stärksten der Mauern.

Zuletzt nahm der König ihn mit in sein Zelt
Und sprach vor versammelten Gästen:
„Spion, du hast dich als Sänger verstellt,
So gib deine Stücklein zum besten!“

Und Gämperl sang mit wien'rischer Lust,
Mit zitterndem Thränlein im Scherzen,
Er sang sich das brennende Leid aus der Brust
Und sang seinen Hörern zum Herzen.

So sang er von Wien, wie's in Drangsal und Pein
Doch immer so frisch und munter —
Ja, rennt man ihm zehnmal die Mauern ein,
Dies Völklein kriegt man nicht unter!

Und weil es das Vorrecht des Hofnarren sei,
Den Herren die Wahrheit zu sagen,
So nenn' er es kurzweg auch Narretei,
Wenn Ungarn und Öst'reich sich schlagen.

Er wüsste ein Mittel gar sinnig und fein,
Das machte ein Ende dem Streite:
„Wenn König Andreas das Töchterlein
Des Herzogs von Österreich freite!“

Und Gämperl sang's aus der Seele heraus,
Es war das sein zündendster Schlager,
Bald pflanzte vom Zelte ein Jubelgebraus
Sich weiter und weiter durchs Lager.

Dem König Andreas entwich aller Zorn,
Den Herzog bekriegt er nicht länger —
Und that das kein zweiter Bertran de Born,
So that's doch ein wien'rischer Sänger.

* * *

Goldene Sohlen.

„Hör', Wigand“, sprach Otto der Fröhliche einst . . .
„Du hast alle Scham wohl verloren,
Dass du so schäbig zur Tafel erscheinst
Und weder gekämmt, noch geschoren!
Und vollends dein Schuhwerk, -- o Jammer und Graus!
Das ist die wahrhaftige Schande:
Hier gucken die Zeh'n wie zum Fenster heraus,
Dort klaffen die Sohlen am Rande!“

„Herr Herzog“ . . . meint Wigand . . . „Ihr habt's wohl nicht schwer,
Für euch sorgen Ritter und Knappen —
Mein Pfründlein ist mager, mein Beutel ist leer,
Mein Marstall sind Schusterleins Rappen!
Und sind sie zerschunden und abstrapaziert,
Ich darf nicht viel danach fragen,
Und wenn mir ein Räpplein ein Eisen verliert,
Umsonst wird mir's keiner beschlagen!“

Da lachte der Herzog: „Was ist da zu thun?
Ich gab dir den kärglichen Posten,
So ist es auch billig, ich lass' dich beschuh'n
Auf landesfürstliche Kosten.
Nun, führ' deine Rappen zum richtigen Schmied
Und sag' ihm, ich hätt' es geheißen:
Er mach' dir die Sohlen so fest und solid,
Dass sie dir nimmer zerreißen!“

Flugs hat sich Herr Wigand von dannen getrollt
Und thät sich zum Goldschmied verfügen:
„Da mach' er zwei Sohlen vom lautersten Gold,
Darf jede ein Pfündelein wiegen!“ —
Bald saß er vorm Herzog behaglich und breit
Und wies ihm die funkelnden Sohlen:
„Ich meine, die halten in Ewigkeit,
Wie's Euere Hoheit befohlen!“

Herr Otto, der immer der Fröhliche war,
Der hat sich vor Lachen geschüttelt —
War er der Gefoppte, blieb eines doch klar:
An Fürstenwort wird nicht gerüttelt!
Auch dacht' er: „Ich schätzte den Schelm zu gering,
Ich muss ihn doch höher besolden,
Er weiß ja wahrhaftig das ledernste Ding
Mit seinem Humor zu vergolden!“

* * *

„Viel Köpf', viel Sinn'."

„Mein edler Herzog, nehmt's nicht krumm!"
Sprach Wigand nach einem Dispute —
„Ihr findet im ganzen Herzogthum
Nicht zwei unter einem Hute!"

„So sei's", lacht Otto, — „immerhin,
Die Schädel sind verschieden,
So viele Köpf', so viele Sinn',
Nur leere halten Frieden!"

Bald drauf saß Wigand am Bergesrand,
Ein Säcklein ihm zur Seiten.
Und vor ihm Herzog Otto stand
Und frug: „Was soll das bedeuten?"

„Herr, das sind nichts als leere Köpf',
Gesammelt im Friedhofgehege —
Ich zeig' euch: Auch die hohlsten Tröpf'
Geh'n ihre eigenen Wege."

Und nun schnürt er sein Säcklein auf
Und läßt die Schädel rollen —
Die nehmen alle verschiedenen Lauf,
Wie sie hinunter tollen.

Und kreuzen ihrer zwei sich doch,
Pardauz, mit lautem Krachen
Springt einer über den ander'n hoch,
Der Herzog schaut's mit Lachen.

„Je hohler der Schädel, so starrer der Sinn,
Das willst du Schlaukopf mich lehren,
Und weil ich der noch Gescheitere bin,
So lass' ich mich einmal bekehren!"

Anzengruber als Komödiant in Steiermark.

Als im Jahre 1870 „Der Pfarrer von Kirchfeld" von Ludwig Gruber auf den Brettern erschien, da dachte man an ein urplötzlich auftauchendes Talent, sprach von einem kleinen Staatsbeamten, der da einen guten Wurf gethan, dessen Riesenerfolg wohl den Verfasser selbst überrascht haben dürfte.

Man ahnte damals nicht, dass dieser „Ludwig Gruber" länger als ein Jahrzehnt einen harten, geradezu gewaltigen Kampf mit seinem Geschick zu ringen gehabt. Man hatte nachträglich wohl erfahren, dass Anzengruber einige Jahre lang fahrender Schauspieler und schon als solcher schriftstellerisch thätig gewesen wäre. Welcher Natur dieses Schauspielerthum und diese literarische Lehrzeit gewesen, das klärt sich erst jetzt, und zwar besonders durch eine Reihe von bisher unbekannten Briefen Anzengrubers, die Anton Bettelheim jüngst in den „Biographischen Blättern" (Berlin. Ernst Hofmanns Verlag) veröffentlicht hat. Diese Briefe stammen durchgehends aus Anzengrubers Schauspielerepoche und sind gerichtet an seinen Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka in Wien. Es sind 58 Briefe, deren Interesse und Wert bei weitem alles überwiegt, was aus Anzengrubers Correspondenz bisher veröffentlicht worden ist. — Wir ersehen aus diesen Briefen, deren Offenheit und Derbheit nichts zu wünschen übrig lassen, dass unser Dichter schon im Jahre 1860, also zehn Jahre vor seinem ersten Erfolge, sich über seine eigene Kraft und Bedeutung klar war, dass er

unentwegt an seine Zukunft glaubte, an seine künftige Mission als Reformer der Volksbühne, und dass er trotz aller Misserfolge und Enttäuschungen, trotz der armseligsten Verhältnisse, in denen er damals mit seiner Mutter lebte und in der Welt als talentloser Komödiant umherzog, den Glauben an seine große Zukunft nicht verlor. Die Truppen und Schmieren, denen er angehörte, spielten in Wr.-Neustadt, Krems, Essegg, Vöslau, Marburg a. d. Drau, Warasdin, Groß-Kanizsa, Csakathurn, Rohitsch-Sauerbrunn, Bruck a. d. Mur, Leoben, Pettau, Radkersburg u. s. w. Anzengruber spielte jedes Fach, am häufigsten aber Statistenrollen, schrieb Stücke, die zu seinem Benefice gegeben wurden, aber gewöhnlich durchfielen, und nährte trotz solcher Misere das reine Feuer für das Große und Größte. Wie oft war er in solchem Elende verzagt, muthlos, verbittert, aber nie verzweifelnd an sich selbst, sondern stets mit drastischem Anzengruber-Humor frisch aufrecht.

Der um Anzengruber in vielfachem Sinn reichverdiente Anton Bettelheim hat mit der Veröffentlichung dieser Briefe dem Anzengruber-Biographen, und das wird wohl am besten er selber sein, eine wichtige Vorarbeit geleistet und uns, die Schätzer des Dichters, zu großem Dank verpflichtet.

Er wird es auch nicht verübeln, wenn wir an der von ihm üppig gedeckten Tafel uns gütlich thun, auszugsweise einige Briefe hier folgen lassen, und zwar solche, die der nachmalige große Dramatiker als Vagabunden-Komödiant in Steiermark schrieb. Wir Steirer haben ein gewisses Recht darauf.

Marburg, den 8. November 1863.

Bester Freund!

Zürne nicht, dass ich so lange beharrlich schwieg, aber ich hoffe, Dir etwas mittheilen zu können — leider schweigt es von allen Seiten beharrlich und alle meine jüngsten Geisteskinder, wie sie sich auch nannten — Deine Bekannten — sie haben mir kein Lebenszeichen noch eingetragen.

„Der Versuchte“ — liegt bei Forst — „Vom Regen in die Traufe“ — liegt „Ich weiß nicht wo?“ — und „Der Automat“ — was mich am meisten empört, ist in Händen des Kapellmeisters des Ödenburger Theaters. und ich habe keine einzige — bis heute keine einzige — anerkennende Zeile für meine vorwitzige Gefälligkeit —

So geht es mir —

Einstweilen ist hier in Marburg ein zweiactiges Drama entstanden: „Er heilt seine Liebe“ — ich werde es liegen lassen. —

Nun sollen nach meinem Programme, das ich meiner Thätigkeit vorgeschrieben habe, daran kommen

„Opfer der politischen Vehme“ } Lustspiele
„Ein Billet doux um einen Regenschirm“ } (einactig)
„Wiener Straßenkehrer“ — Local-Lebensbild —
„Pierre de Strass“ — Roman —
„Rosamunde“ — Tragödie —

und wo möglich soll so ziemlich alles bis Ostern vollendet sein. —

Das Theater hier ist sehr hübsch, groß und nett, die Gesellschaft gewiss nicht schlecht. Meine Beschäftigung ist der Zahlung nach recht angenehm, ich habe wenig zu thun und kann daher nach Herzenslust meine literarische Laufbahn fest und fester begründen — ich überstudiere mich nicht. Hätte ich nicht die überwiegende Neigung zur Poesie, ich könnte bei meiner obenaus anstürmenden Geistesrichtung mich recht unglücklich fühlen — so lasse ich den theatralischen Theil meiner Production fallen und wende mich der literarischen mit desto größerem Eifer zu; ich spiele meine kleinen Partien mit der Ruhe und dem Verständnisse eines Schauspielers, der es beklagen kann, schon mehrere Jahre seines Lebens dieser sogenannten Kunst gewidmet zu haben.

Hier copiere ich während all dem meinen „Versuchten“, den ich hier aufzuführen gedenke, und meinen „Telegraphisten im Nachtdienst“. — Bei meinen weiteren Arbeiten fürchte ich, weil ich keinen Erfolg der früheren sehe, einen kleinen Rückschlag, die Lustspiele, fürchte ich, dürften etwas matter — oder besser gesagt — handwerksmäßiger gerathen, die Localposse ist ein Ding an sich nicht von hohem, besser keinem Werte, und ist mir nur, einen Stoff dieser Richtung los zu werden.

Der Roman „Pierre de Strass“ hat eine Schmuckgeschichte zum Gegenstand — ein Mann wird von seiner Frau betrogen, und selbe, den Schmuck ihres Galans tragen zu können, lässt sich von ihrem Gemahl einen falschen Schmuck schenken — sie stirbt, die Echtheit des falschen Schmuckes kommt ans Licht so wie ihre Falschheit. — Die Charaktere des Romans sind „falsche Steine“, doch ist die Täuschung eine eingeleitete Rache. — Das ist der erste Roman, den ich schreibe — Versuche hatte ich schon mehrere begonnen, aber nicht ausgeführt. —

Meine „Rosamunde“ soll eine Feiertagsarbeit, eine Erholung für mich werden, und Pegasus soll seinen Flug kühn aufwärts beginnen dürfen; ich sehne mich nach den Regionen der reinen Dichtung — dort will ich frisch 'mal Athem schöpfen. —

Das ist's, was jetzt in mir webt und was ich mit Gott ausführen will, mir zum Troste, unbekümmert um das andere und die anderen. . . .

Nach den Zeitungen rutsche ich dies Jahr aus der fünften Altersclasse heraus, da selbe nicht einmal einberufen wird, und Du rutschst leider hinein; ich hoffe, dass Du draus kommst — ich will nicht für Dich fürchten — das fehlte noch, dass sie mir den einzigen Freund, der ganz mich versteht, der mir wie ein Magen des Geistes meine Producte verdaut und mich wieder nährend, reproduciert — an dem ich, das ist mein fester Glaube, in einigen Jahren, die ihn reifen werden, einen tüchtigen Mitarbeiter finden werde und eine Stütze in seinen Kenntnissen, dass wir einander ergänzen — wenn sie, sag' ich, mir Dich in die Montur steckten — alle Teufel! gerad heraus, ich weiß Dich nicht zu ersetzen.

Nun schreibe in Gottes Namen, der bei mir das Ich der Natur ist und wo möglich Gutes und Schönes. Ich habe diesen Brief mit der Vignette meines Gainfahrner Logis geziert — ich denke, die Stunden dort waren so übel nicht — es wird uns lange nicht wieder so gut werden; gedenke mein und schreibe bald, wie es auch wieder thun will und wird Dein Ludwig Gruber,

Schauspieler zu Marburg.

* * *

Marburg, den 25. November 1863.

Bester Freund!

Ich schreibe, weil ich schreibe, weil ich eben in der Laune bin, ein Stündchen mit Dir zu plaudern und wir vernünftige Leute uns immer etwas zu sagen haben. Neues weiß ich gerade nichts — gar nichts — unser Director wird hier schauderhaft

verschimpfiert und die Gesellschaft leidet mit darunter — mein „Versuchter" liegt halter (wie die Ausländer schreiben) noch beim Forst — was mit „Vom Regen" ist, weiß ich noch nicht, sintemal ich nicht mal wusste, ob und wer's eingereicht. — Hat Dir denn Schuhmacher einen Brief mitgegeben — nein, nicht wahr — wozu also die sechs verlorenen Wochen. — „Der Versuchte" wird hier zur Einnahme meines Freundes und Collegen Klang gegeben; ich schreibe mir entweder selbst noch ein Stück zur Einnahme, betitelt „Ein Deserteur der großen Armee", Schauspiel in fünf Acten. — Der Klang gehört zu jenen, die auch überzeugt von meinem Talente sind, obwohl er mein Wesen weniger versteht, was kein Wunder ist, denn Du weißt, ich bin auf den ersten Moment gar nicht, auf den öfteren Umgang hin erst etwas leserlich. — Komm' ich jedoch nicht mit dem „Deserteur" zurecht, so hab' ich mein zweiactiges Drama „Er heilt seine Liebe". —

Doch wie sich's wendet, ich bleibe für die Welt „Ludwig Gruber", ob sich etwas an diesen Namen knüpft, möge die Zukunft entscheiden, ich wag' es nicht zu prätendieren, denn ich fühle es jetzt mehr wie eh', ich stehe jetzt an einem Wendepunkt meines Lebens, jetzt muss ich einzig und allein mich der Literatur in die Arme werfen können — und so könnte was mit mir werden — oder es zwingt mich die Brotrücksicht — ein Komödiant zu bleiben, als welcher ich im Missmuthe wohl täglich schlechter werden würde. Ich kann höchstens eine Anstellung für Episoden in Wien annehmen. — Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düsterer wird die Zukunft und je niedergedrückter meine Stimmung und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen, hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen. — Ich lechze nach Erfolg — und Du wirst sehen es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne ins kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torsos die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen.

Hol's der oder jener — Rrr — ein anderes Bild. — Grüß' mir herzlich den Papa Köppl — ich bin hier Bedienter, Banquier, Negociant und wie sie heißen, diese Rollen, die das (alte Schreibart) oder der Schrecken und der (alte Schreibart) oder das Gift der Schauspieler sind, diese zweiquartlichen heraufstinkerischen Partien ...... ich bin im vierten Jahre meiner schauspielerischen Laufbahn da, wo ich anfung, denn am heutigen spiele ich in der „Waise aus Lowood" den Sam, also gerade jene Rolle, welche ich vor Jahren zu Meidling gespielt habe. — Das ermuthigt und spornt an — zum Todtschießen, wenn es sich auszahlte, dieses an sich erbärmliche und erst durch seinen Gebrauch bedeutend werdende Ding, Leben genannt, selbst zu kürzen. Ich werf' das nur so hin — nicht etwa, weil mir selbstmörderisch zumuthe ist, solange mir eines bleibt, die Ehre, solang denk ich nicht daran, ich verstehe höchstens diese eine Gattung des Selbstmordes, die Verletzung des Innersten des Menschen, der Seinsbedingung bei allen edlen Naturen — der Ehre — die greift mir keiner an, noch trete ich sie selber mit Füßen — also was weiter! — Ich mag kein Gesalbader .... ich bin kein Freund nasser Augen — sind sie da, — so mögen sie sein — meine bleiben auch nicht trocken, wenn ich fremde Augenpaare nass sehe — aber ich vermeide das Traurige — Du weißt, — nicht aus Leichtsinn, ich schätze die Thränen zur rechten Zeit, aber ich mag nicht die Wasserkünste immer spielen sehen, wie in alten Heulromanen und Komödien nicht, so auch nicht im Leben. — Gott mit uns allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch — in jener Bedeutung, als der Mensch das Höchste von dem ist, was die Erde in ihrem Ideenkasten als

producierbar dem All vorweist. — — Schreibe mir, was Du willst und denkst, bin jetzt so unschlüssig, an was ich zuerst Hand anlegen soll — ich muss an meinen „Deserteur“ gehen — aber soll ich's denn mit Novellen versuchen? — Ich bin's fast willens; die Bühne ist mir schon in mehr als einer Richtung ekel — sie heulen über wenig und schlechte Novitäten, aber neu eintretende Talente werden nicht ermuntert — ich danke für die Ehre. Ich sehe keinen Erfolg, kein Mittel, energisch auftreten zu können zum nächsten Frühjahr, und wenn es damit all ist, bin ich wieder für ein ganzes Jahr ein todter Mann. — Mir gehen jetzt Gedanken, Späße, alles unter der Hand verloren, kleinlich tritt die nächste Sorge für die Zukunft mir vor die Fernsicht derselben, ich brauche Erheiterung — schreibe viel! Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

* * *

Marburg, 25. December 1863.

Bester Freund!

In der That bin ich mehr als jemals verlegen um einen Stoff für diesen meinen letzten Brief in diesem Jahre; seit meiner Großjährigkeit datierend von heut nicht mal fünf Wochen nimmt die Verwaltung meines nicht daseienden Vermögens, d. i. respective die nur irgend mögliche Herbeischaffung eines solchen mein ganzes Denken in Anspruch, dabei arbeite ich umsoweniger, also Du siehst, es wird sich auf die Art schon machen — die reizvolle Aussicht für diesen Sommer raubt mir die Ruhe und Überlegenheit, und komme ich mir meinem schriftstellerischen, oft schon lange festgestellten Plänen gegenüber vor, wie einer lieblichen Kokette vis-à-vis, nemlich etwas sehr verlegen, außerordentlich blöde. Der Teufel kann sich kein einzig Haar aus dem Schwanz reißen, dazu ist er zu viel Egoist, das kümmert uns zwar nichts, mich nicht und Dich nicht — aber das thut nichts. Es ist nur so nebenbei die Rede davon, und ich habe diese geistreiche Sentenz hier eingeflochten, weil ich mir wie eine Borste am After des Verdammten vorkomme und kein Engel rupft mich aus dem heillosen Sitze ab. Traurig, aber wahr. —

. . . . Das theatralische Gfrett ist sehr schön von der Weiten, wo man die Flinserln in der Goldstickerei nicht gewahrt, aber nah und näher wird's sehr traurig — hol's der und jener, jetzt sitz' ich drei Monate hier und was hab' ich gearbeitet, was arbeiten können. Nichts! Ein Drama, das sie mir nirgends aufführen werden: „Er heilt seine Liebe!“ den zweiten Act und den ersten Act von „Ein Deserteur der großen Armee“ (kriegt drei Acte und ist ein Drama) — jetzt frag' ich, werd' ich fett werden, nein und abermals nein. — Paar Gedichte ohne Feile und ohne Wert, das ist noch schlimmer. — Jetzt geben sie mir'n Stauffacher im „Tell“ — Aston in „Monterose“ — und ich mag nicht — gehindert an allem und jedem, hasse ich das verfluchte Hemmnis, die Komödie, und wende mich zur Dichtkunst, die wenigen freien Stunden, vergeb'ne Kraft anzuwenden — denn niemand kann zweien Herren dienen. —

Für das kommende Jahr wünsche ich Dir all und jedes Glück, wir wollen ja sehen, was seine Zeichen bringen . . . . Also schreibe bald Deinem seienden und verbleibenden Freunde Ludwig Gruber m. p.

NB. = heißt nota bene — m p heißt aber nicht manu propria — sondern ge**m**o**p**st — denn mopsen thu' ich mich hier — Servus (heißt G'schlav).

* * *

Marburg, den 4. März 1864.

Bester Freund!

Oben, unten, überall Pech — überall Pech! — Einnahme des Herrn Ludwig Gruber: „Der Versuchte“ — Resultat pecuniäres: 13 Gulden o W: o W! Resultat

der Dichtung: sehr angesprochen, wurde trotz ziemlich matter Executierung des Stückes seitens meiner Collegen am Schlusse zweimal gerufen — kurz, das Stück gefiel! — Was thu' ich dermit — Lieber Franz, ich bin schon sehr schleißig an Seel und Geist, wenn die Nichterfolge in betreffs Pecunia so fortdauern, so fühl' ich, werd' ich zuletzt noch ein ganz gewöhnlicher Possen-Fabrikant und Roman-Verdramatikaster. —

Schreibe mir nun auch noch mal, was ist's mit der dummen Stellungsgeschichte? — — . . . . . . fürn Sommer hab' ich derweilen nichts — o Jerum — dös is viechdumm! —

Der „Versuchte“ hat also seine Feuerprobe überstanden — o Gott, wie ich nach Wien komme, ist 's erste, dass ich Herrn Forst aufsuche — d. h. eigentlich 's erste ist wie ewig, dass ich Dich aufsuche — ich find' Dich doch gewiss; zum Vaterlandsvertheidiger werden sie (die hohen Herren) Dich doch nicht machen! — Tod und Teufel — ich schmiere Dir da ein paar Zeilen her ohne Sinn und Verstand — hol's der und jener, ich hab' jetzt in letzterer Zeit auch sehr wenig davon in Vorrath — ich bin ein montiertes Geschütz — mi haben's stumm g'macht. — „Vom Regen in die Traufe“ haben's auch z'ruckg'wiesen, die Oxen! ich schreib' nichts für'n Treumann, das steht, der Esel soll froh sein, wenn er überhaupt was bringt, er könnt's brauchen, denn er hat ja nichts, wie sein . . . Repertoir beweist — auch gut — ich bin fuchsteufelswild — der Treumann ist so der dritte, der am Karl-Theater Concurs macht — O someriano Gfretto grande, nix pecunia und nix haberliani de Brodo aveco quargelinski su Krügelio de Wazsafti (muss 's just Gersten sein?!)

Geh', schreib mir bald, hol' mich dieser und der — gelt, sie haben Dich nicht erkrabbelt? — Wie ist's weiter mit Dir? — Schreib' — und dann auf Wiederseh'n! Au revoir — à Mars — à Vienne — Behüt' Dich Gott und schreibe bald Deinem Freunde

L. Gruber,
derzeit Geistesgestörter.

* * *

(ohne Datum) Poststempel: Sauerbrunn 25. Juli.

Theurer Freund!

. . . . . . — ich höre noch nichts von Rettung oder sonstigem — ich bin ver- aber nicht getröstet, und doch muss ich jetzt bald etwas hören, denn sonst komme ich viel zu spät für ein anständiges Engagement nach Wien, ein unanständiges habe ich ohnedies. —

Ob oder ob nicht, ich bin in verfluchter Lage, — nach Wien kommen ist recht lieb, doch lebe Du in Wien! — gehorsamer Diener, ich hab's schon genossen — hätte ich Blech, ja, doch so unbeschlagen, wie ich bin — nein — wenn ich Aussicht hätte auf dies oder das, wäre ich auch dabei — aber so — hol' mich der Teufel — hier ist eine Gegend, paradiesisch, und doch kein Baum des Lebens darin — alles todt in solchen Verhältnissen — die ganze Gesellschaft hat sich nicht hingesehnt und wünscht sich daher jetzt auch weg — kein Geld, von Vergnügen nichts, erbärmliche Bretterbaracke, in die die Curgäste schwerlich hineingehen werden — miserable Direction — ergo: verstimmte Gemüther. — Es ist Zeit, dass ich loskomme — die Devise fängt an: „Jetzt oder nie!“ zu lauten — schreib geduldig Deinem ungeduldigen Freunde

Ludwig, Adresse an Ludwig Gruber,
Schauspieler, wohnhaft in Stoinscheggs
Gasthaus Nr. 37 zu Sauerbrunn in Untersteiermark.

* * *

Sauerbrunn, den 29. Juli 1864.

Lieber Freund!

Du wirst vielleicht ein Schreiben mittlerweile erhalten haben, das nach Vöslau mit einem durchgebrannten Collegen gieng und von dort nach Wien — der Teufel hol's — les es und beachte es nicht — es wird höchstens eins davon wahrgemacht werden müssen, die Finanzoperation mit Gritsch. — Genug ....

Die Darstellungsgabe ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter allen — um so seltener ist die außerordentliche Begabung — und so denn offen heraus — diese außerordentliche Begabung fehlt mir — die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie — und was wir Talent heißen, ist gewöhnlich nichts als Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut, ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus zwei Gründen, die in der Sache selbst liegen.

Es gibt zwei Charaktere, leichte und ernste. Die ersteren haben das Leben zum Zweck — die letzteren müssen einen Zweck zum Leben haben — die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein, die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur Höhe von Kunstleistungen empor — die Dichterperiode, die nach Menschenlos und Leid sang, täuschte auch die ernsten Charaktere, und selbe brachten das Gesungene — gewichtig wie Apostel — wie Sendboten der Dichtkunst — des Menschengeistes vor das Licht der Lampen — diese Zeiten sind vorbei. —

Derjenige, der den Genuss beim Theater sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen — er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter — der Ernstere wirbt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schale seines Treibens ihm erschreckend vors Auge. Darum ein Leben gelebt, um das Publicum für ein Leggeld zum Lachen, zum Weinen gebracht zu haben — damit ein Director reich, ein Publicum unterhalten werde!! — Du wirst die Frage aufwerfen, hat ein Diurnist so einen hohen Lebenszweck — nein — aber er kann sich einen unterlegen — er kann frei sein, wie der Schauspieler es ist oder zu sein glaubt — die Feder in seiner Hand ist nicht ans Rechenbuch geschmiedet. Und er hat ein ruhiges Einkommen, eine ruhige Laufbahn — während das Ringen auf der Bahn des Komödianten demselben die unschuldigste Lebensfreude vergiftet — das ist's — der ruhige Genuss des Lebens macht so viele Naturen, die von Haus aus zu den unausgesprochenen gehören, human und gut — das wilde hastende Treiben der Bühne verdirbt sie, macht sie, wenn gar nichts anderes, unwahr —! — Willst Du Mensch bleiben, so entsage der Komödie — es heißt wohl, keine Regel ohne Ausnahme — aber es heißt Gott versuchen, die Ausnahme an sich selbst verbürgen zu wollen — und wenn die Ausnahme da ist, so ist sie von der Regel eingekeilt, wird ihrer Einzelstellung bewusst — das ist's, was den Schmerz hervorbringt — das Unzufriedensein — die Klippe!! ... —

Ich correspondiere mit Dir. Bertalan, der Bruck, Pettau und Leoben hat und am 3. September anfängt — daher möchte ich so gerne den Empfehlungsbrief an Dir. Röhring bald haben, dass ich nicht etwa nach den Saunestern abschließe, wenn ich nach Pest kommen kann. Also ich bitte baldigst um einen Empfehlungsbrief. —

Was weiter?! — Weiß ich's! — Ich bin in solcher Stimmung, dass ich jede angefangene Arbeit liegen lasse — dass ich in den Tag hinein gehe wie der selige Raimund in höchster Hypochondrie — ich sehe die Leute nicht an, sie sind mir zuwider — die paradiesische Gegend ist mir ekel, denn der kleinste Genuss ist verbotene Frucht. —

Schreibe so bald als möglich, was es mit Pest ist — und was es mit meinem Stück ist — an welchem Tage Dir's Forst zurückgibt — (denn annehmen, das gibt's nicht) — thu' mir kund und zu wissen balde, was mir kund und zu wissen nöthig — wann wir uns wiedersehen, theurer Franz, das wissen die dort oben — die Götter — indessen in der Ferne verbleibe ich wie bisher in nächster Nähe Dein Freund Ludwig Gruber.

* * *

Sauerbrunn, den 2. August 1864.

Lieber Freund!

Soeben unterschreibe ich den Contract des Herrn Dir. Bertalan für Bruck a. M., Leoben und Pettau — als erster und zweiter Vater und Episode (d. h. alles) mit dreißig Gulden Gage, eine viertel Einnahme in Leoben, eine halbe Einnahme in Pettau — der Contract geht von 1. September an — also erspare ich das Privatisieren, eine weitere Reise — das Bittere ist, dass ich mein geliebtes Wien und Dich, bester Freund, also schwerlich auch dieses Jahr wiedersehe — Tröste Dich, wie ich's muss, und verbleibe mit mir in fortwährender Correspondenz. — Ich habe dies Engagement so schnell angenommen, weil ich mir von den Gängen meines alten Freundes Schumacher wenig verspreche — hilf Dir selbst, wenn Du Gottes Sohn bist, heißt's.

Komme es, wie's komme — ich habe Engagement und bin beruhigt — Du siehst, Schauspieler, die fünf Jahre in der Welt herumziehen und verwendbar und brav sind — Köppl kennt mich und nennt mich so, und ich bin seither um ein Gewaltiges besser geworden — (grüß' mir den Papa Köppl von mir recht herzlich, wenn Du ihn siehst) also, dass ich sage, Schauspieler meiner Qualität haben auch nur dreißig Gulden — aber ich lasse Dich nicht allein in Wien — die Sonne muss einmal scheinen, und ich werde dann nach Wien kommen — mit frischer Kraft und alter Freundschaft und verbleiben, was ich war und bin und sein werde Dein treuer Freund Ludwig.

P. S. Am 16. reise ich von hier, denn ich habe meinem Director aufgesagt und gekündigt — der Esel hat gestaunt — ich habe das vormittags in meiner Wuth gethan — das Vieh hat mich reduciert — das hab' ich Dir geschrieben — hat aber in Sauerbrunn den ersten Tag gesagt, ich habe meine vierundzwanzig Gulden wieder — da hat's ihm leid gethan und er hat mir nur die reducierte Gage ausbezahlt — da sagte ich, ich kann nicht leben — da sagte er, es geht ihn das nichts an, ich kann gehen, denn er nimmt's nicht ein, die Gage — also sagte ich, dass mich das nichts angienge und dass ich gehe, und hab's ihm schriftlich gegeben — und siehe da, kaum hab' ich das gethan, so erhalte ich den Engagementsbrief — also unterzeichne ich und bin den Schliffel los.

Der Obige —
Schauspieler (aber nicht for ever).

* * *

Sauerbrunn, den 25. August 1864.

Theurer Freund!

. . . . Wir sehen uns nun schon einen Herbst, einen Sommer und jetzt wieder einen Herbst nicht durch das gottverfl . . . . . Herumzigeunern — gesetzt nun, es gelänge mir nach Wien zu kommen . . . . . Höll' (2 1 macht nix, wird scharf mit Fluchconsonanten gesprochen) Alles der Teufel! — ich brauche alles, Schminke, Tod und Teufel, Theaterwäsche, Höll' und Himmel und Perücken, Katz und Ratz — woher??? — Diese Directoren

haben geradezu **nichts**, verlangen daher im umgekehrten Verhältnis von ihren G'schlaven **alles**!

Wenn ich nur schon los wäre! — Wie **Forst** ein Stück von mir aufführt, so schreibe ich momentan ein zweites — hol' mich der Henker — ich bin hier so faul, dass einige Gedichte — ein paar Notizen alles sind, was in Sauerbrunn gediehen ist. —

Von meinen großen Entwürfen und Plänen nicht zu reden — niederträchtig — das ist alles entworfen, aber weiter nichts. —

Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern.

Erfreue mich durch ein paar Zeilen und sei versichert, dass Du mit jeder Zeile verbindest Deinen getreuen Freund **Ludwig**.

* * *

Bruck a. Mur, 2. September 1864.

Bester Freund!

Gedrängt von meinem Herzen schreibe ich, weil vielleicht dieses gerade sehr voll ist, Dir einen sehr leeren Brief, da Du aber gewöhnlich über meine Briefe erfreut scheinst, so sei es, ich schreibe aus Freundschaft, Du nimmst ihn aus Freundschaft, den Brief, und so gleicht sich's aus; ich danke Dir vielmal für Deine pünktliche Besorgung des letzten Geldbriefes — wir sind tags darauf um zwei Uhr nachts abgefahren nach einem gemüthlichen Abschiedsabend — um fünf Uhr waren wir in der Eisenbahnstation Pöltschach und entfuhren und glaubten, um zehn Uhr doch wohl in Bruck zu sein — o nein — ein Train, uns entgegenkommend, brach die Haxe — nein Axe — und wir mussten drei Stunden auf der Straße uns in Pekau die schöne Gegend betrachten — o weh — und kamen um ein Uhr erst nach Bruck, weh uns, — nun bin ich hier — für mich hat's bereits kein Interesse mehr, ob ich das oder das spiele — ich spiele bereits nach Rollen, die ich im Hause habe, **Wurm** in „Kabale und Liebe" — **Kaunitz** in „Wort an den Minister" und mehrere mehr nützliche als angenehme Rollen — C'est tout égal! — des is mich allens eens, würde Papa Wrangel sagen — ich bereite ein neues Volksstück vor, „**Das vierte Gebot**" — soll hübsch werden, so mein Genius und der Herr Gott will.

. . . . ich sag' Dir, mit der Komödie will's nichts heißen — die besten Talente stehen auf halbem Wege um — und vor solchen . . . ., wie die Brucker, — Gott verzeih' mir's, zu scheinen sein thun, zu spielen ist mehr Ekel als Vergnügen!

Wenn ich in Wien nur einmal zwei Fuß breit habe, um nicht ganz „Pecuniam nixis" dazustehen, so dampfe ich dahin — es scheint mir der Weg dahin noch sehr weit — denn bis sie, wenn sie ja mein Stück aufführen, damit fertig werden, es auf die Bretter zu bringen, das dauert wohl noch — zwei Jahre! —

Ich bin selbst jetzt schon neugierig — sehr neugierig — doch lassen wir's dahingehen — sprechen wir nichts — schreiben wir nichts — ich bin dessen müde — und wünschte es so wohl zu haben, wie der Kummerer Jani und der arme dumme Nahler — ceciderunt in profundum. —

Fad' ist **das** Leben, das ich führe — ihm fehlt der Stachel und der Schwung und was am ungeübten Schauspieler und Schriftsteller — die Freude der Arbeit, das macht am geübteren nur der Erfolg und die Aussicht auf die geöffnete Wettrennbahn — nun der Schauspieler mag im Hintergrunde bleiben, wenn er will — bei mir nämlich. —

Herr Gott, wenn ich nur endlich mein Stück im „Fremdenblatt“ oder sonst wo lesen würde definitiv angekündigt — dann den Zettel selbst — aber so, — mir kann doch niemand zum Vorwurf machen, dass ich es nicht erwarte! —

Wie geht's Dir und den Deinen, Du kannst es nicht ermessen, wie ich mich sehne nach Dir, Du bist mein Freund, mit dem ich die innersten Gedanken austausche — aber fasst sie ein Briefbogen — Du bist mein derzeitiges Publicum — denn Fremden dränge ich mich nicht auf — ich würde Dir jetzt Sachen vorlegen können, Pläne besprechen — aber geht das schriftlich? — nein — meine Pläne scheinen hölzern in der Notizheft-Ausarbeitung, in der ich sie Dir mittheilen könnte, ohne den Lichtstreif des Gemeinten schnell im Gespräche hineinwerfen zu dürfen. — Kurz, ich bin höchst unzufrieden — ich sehne mich ferner nach Wien — mein Belvedere, meine Laaerwald-Promenade, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmauswaberl, unsere Gallerie im Belvedere, das Bummeln am Graben und Kohlmarkt bei Licht, jedoch nicht bei Nacht, dass Du nicht auf schwarze Gedanken kommst und meinst, ich habe es auf eine Hochzeit bei Laternenschein, auf eine Brautnacht in fünf Minuten abgesehen.

Wenn Du auch in Staatsdiensten, wir würden den Nachmittag für uns haben — was mehr! — wir wollen sehen, was für eine Fratze uns die nächste Zukunft schneidet, wenn wir ihr den Schleier vom Gesicht nehmen.

Schreibe mir noch, bevor ich Bruck verlasse, wir geben nur zehn Vorstellungen hier — schreib' Dir nur die zehn Kreuzer gut, es ist ein Geschäftsbrief, ich bin Dein Client, Du mein Advocat — wenn uns der Process gelingt, fünf Maß Märzen nächstes Frühjahr auf diversen Spaziergängen zu verschlucken mit Deinem getreuen

Ludwig.

Gestern erste Vorstellung: „Wie man Häuser baut“ — Birchpfeiffer'sche Mache — spielte den Freiherrn Vernezobre (wurde gerufen nach dem effectvollen Actschluss) Gesellschaft nicht schlecht.

* * *

Leoben, den 12. November 1864.

Theuerster Freund!

. . . . wenn mir etwas versprochen ist, so bin ich ganz Tyrann; . . . . . Freund, schreibe mir den nächsten Brief unfrankiert — hörst Du: unfrankiert, aber schreibe **bald** — schreibe mir wieder einmal vernünftig als mein Freund — ein bisschen Spaziergang auf Schreibpapier. — Siehe, von Dir erbitte ich mir die Briefe unfrankiert, von anderen verbitte ich sie mir — höre, ich habe ein eigenthümliches Malheur, ich gefalle den Localsängerinnen — die hiesige, ein sehr hübsches Mädel, quält mich um Gedichte — aber sie honoriert sie doch mit Küssen, die nicht ohne sind — aber die andere Sauerbrunner-Collegin plagt mich alle armlang um Briefe, und das durch unfrankierte Wische — ich darf immer wieder fünfzehn Kreuzer auslegen um Avancen, die man mir macht, an denen mir aber nichts gelegen — das macht mich verdrießlich — ich habe ihr einen wohl freundlichen, aber kalten Brief geschrieben, hilft das nicht, dann sibirische Kälte — Du weißt, ich kann das.

Weißt Du, für was ich mich mehr und mehr qualificiere? für Intriguants — mein Leonhard in „Maria Magdalena“ von Hebbel gefiel sehr — und dergleichen Rollen, Charakterrollen, jugendliche — etc. —

Mit Gedichten kann ich Dich füttern, wenn ich nach Wien komme — mit Theaterstücken, das weiß ich noch nicht, — jedenfalls nicht füttern — denn ich schreibe vielleicht Eins — ich sage Dir, noch nie hat mich ein Nichterfolg so niedergedrückt, wie der letzte, wo ein Forst mir schöne Worte sagen läßt und sich wohl

nicht nach seiner Überzeugung zu thun getraut — noch solch ein Sieg, und ich bin verloren! für die deutsche Bühne —! Es ist ein gährendes drängendes Treiben in mir, nach dem historischen Schauspiele spannen sich alle meine Fibern und Kräfte, leuchtend steigen gewaltige Gedanken herauf, und ich habe nicht das nöthige Material, sie zu gestalten, zu verkörpern — Novellen, Romane liegen mir im Kopfe — stil- und inhaltgewaltig — die Feder entsinkt der muthlosen Hand, ich zweifle an meiner Zukunft — jenes alte Object, das all meinen satirischen Geist verkörpern soll, jenes Jahrbuch, jene Kalender, der „Wandelbare“ — es liegt in formlosen Entwürfen vor mir — meine Lustspielstoffe lachen mich an — ich verstehe ihr Lächeln nicht mehr — ich bin so elend, nicht das sein zu können, was ich sein könnte — wenn je einer so geknebelt, angebunden war, so bin ich's — geknebelt von einer Kunst, die nicht einmal ein feiles Brot ist — die kein Brot ist — ich bin tagelang in einer Stimmung, die mich wünschen läßt, ich wäre nicht — oder ich wäre nichts — als das halbe Etwas! —

Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung, fordert das Elend von mir die größte, es verlangt, dass alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es läßt mich darben — verderben — und wo ich schon heruntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken — da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen. Sage mir, was bleibt dem vielnamigen Lanz, Gruber, Anzengruber —? — nichts — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzschauspielers — mein Dichten — hier und dort zur Einnahme ein selbstverfasstes Stück — ich habe keinen Kampf, als den mit mir — und darum keine Berühmtheit — zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Waffen. —

Grüße mir Deine Leute und schreibe bald — ich bitte Dich, unfrankiert, aus vollem Herzen, was Du willst, Deinem Freunde, dem armen

Ludwig Gruber.

* * *

Pettau, den 25. December 1864.

Lieber Franzl!

Ich grüße Dich mit Herz und Sinn, wenn auch aus weiter Ferne, das Jahr 1865 naht — etsch! ich komme Dir mit der Gratulation voraus! — und ich wünsche Dir herzlich alles Glück, was uns werden kann — Dir und den Deinen, auf dieser Erde wird immer eins durchs andere betroffen. Was mich betrifft, so wittere ich's fast, das Jahr 1865 wird ein Etwas bringen, das meine dunkle Zukunft lichtet und, bei Gott, ich bin jetzt so selbstbewusst genug geworden, die Erfüllung solcher Prophezeiung zu erzwingen.

Halt' aus, Freund, sei klug und stark und harre Deines Freundes, den Dir die Ostern bringen werden, der munter mit frohem Sinne Dir die frühzeitigen Falten von der Stirne lachen wird. Lass' uns zusammen sein und sehen, ob uns die Welt ein Korn in unsern Garten säen kann, wenn wir's nicht dulden wollen. Ich hab' Dir viel zu erzählen, kann Dich viel lesen lassen. — Unter uns, ich bin verliebt gewesen, das erstemal in meinem Leben mit starkem Ansatz; Dank meinem Genius, der's nie zum Überschnappen kommen läßt — bin ich geheilt — daher die überwiegende Production lyrischer Gedichte — es sind welche darunter — na, still vom

Eigenlob — aber Mit- und Nachwelt wird vielleicht sagen, ich bin ein Heine-Copist, ich lass' ihr die Freude, warum sollen zwei Köpfe, besonders in gleichen Punkten, nicht auch gleich und doch originell denken und fühlen! —

Es grüßt Dich mein Genius, der im Staubgewande Ludwig Anzengruber heißt, sich Gruber schreibt und sich zeichnet als Dein Freund Ludwig.

* * *

Pettavium, den 29. December 1864.

Lieber Freund!

Gleich nach Empfang Deines freundlichen vom 28. setze ich mich hin und schreibe . . . .

Nun bitte ich Dich, lieber Freund, um Folgendes: schreibe mir ja gleich nach Empfang meines Schreibens, ich vergaß Dich zu bitten letzthin, thue es daher jetzt: schließe in Dein Schreiben ein das Blatt vom Correspondenten mit der Recension des „Versuchten“ und den Zettel — das Stück geht mit einem anderen nach Graz — ein College namens Rennert, Freund von mir und Vertrauter meiner Muse, fährt am 3. Jänner 1865 nach Graz, seiner Vaterstadt, und wir wollen's dort einreichen. Da bis dahin ein langweiliger Herr Forst die Stücke nicht einmal heraussuchen wird, so wäre es unnütz, zu warten; wenn daher Herr Forst seine Meinung ausspricht und die Stücke Dir einhändigt, so behalte sie in Gottesnamen bei Dir — aber wie gesagt, Recension und Zettel sende gleich in ein Schreiben eingeschlossen — dies meine Bitte.

Mit der Bühne, wenn von Graz kein Erfolg kommt, dürfte ich als Schriftsteller wieder auf einige Zeit abgeschlossen haben — was sonst wird, wissen die Götter! — Zu Ostern hoffe ich Dich bestimmt wieder zu sehen, wenn es nur nicht unter peinlichen Verhältnissen geschieht — wie dem sei — gusseisen ist mein Humor und wir werden sein, wie wir waren; es kommt die Zeit, wo ich's der Welt zeige, dass ohne Protection ein Talent aufkommt — ich will mich protegieren — selbst —

Jetzt zu Dir — schreibe! — mehr kann ich Dir nicht sagen — wir sind leider Gottes jetzt schon so lange getrennt, dass wir unseres näheren Umganges, Aug' in Aug', Wort um Wort, des fruchtbarsten Umganges — Geistesblitz um Geistesblitz — sozusagen entwöhnt sind — ich weiß wohl, dass wir die Alten sind und sein werden, was unser Fühlen und Denken im allgemeinen betrifft — aber das Besondere, wie weit Du vorgerückt bist in gesunder Weltanschauung, das kann ich nicht beurtheilen — ich hoffe das Beste von Deinen Talenten — und darum kann ich mich nicht überheben, ein Ja oder Nein entschieden auszusprechen — ich spreche das, was die Muse zu Dir spricht — Schreibe! — Du würdest es auch ohne mein Ja doch thun und auch mit meinem Nein durchsetzen — oder Du müsstest keinen Funken dichterisches Feuer in Deinen Adern haben.

Ich sage Dir, schreibe, aus Dir heraus, wie Du glaubst, fühlst, denkst, was kann im schlimmsten Falle daraus werden: eine excentrische Jugendmache! Nun gut — excentrische Jugendmachen waren „Die Räuber“ — „Götz“ — 2c. 2c. — ohne Anfang kein Werden! Eines haben diese Kinder frühreifer Erzeuger, dass sie das Eigenste der Väter an den Tag legen, und dass man erst dann, nachdem man diese ersten Sprösslinge gesehen hat, sagen kann, ob der Vater etwas verspricht, selbst wenn die Kinder etwas verschroben aussehen. Darum folge Deinem Drange — heraus ans Licht mit den Ideen, die Dich bewegen, gewöhnlich wird etwas Gutes aus derlei. Studiere die Zeit, die Du schildern willst — die Personen genau, und sollten sie drei Worte nur bei Dir sprechen, so seien sie so gesprochen, dass man nicht erst auf das Personale des Stückes zu sehen braucht, um zu wissen, wer sie

gesprochen — das ist's, was ich Dir zu sagen habe, dass die Verhältnisse von dazumal noch in unsere Zeit hereinklingen, noch lange nicht ruhen, sondern fortspielen und greifen in unsere Tage, ist gewiss, dass derlei Stoffe daher packen, keine Frage — beginne getrost mit Muth und Hoffnung — vollende und winke Dir ein besserer Erfolg, als bisher mir von eklen Verhältnissen dreimal gebundenen, noch lange nicht erstorbenen hoffenden Dichter — schreibe — es werden unsere Tage früher kommen vielleicht, als wir's glauben — die Alten gehen zu Grabe, und die Neuen sollen die Kräfte mit uns messen auf gleichem Boden — wir wollen sehen — tritt in die Arena ein — hinter uns schließen sich die Schranken, und todt — oder siegend müssen wir heraustreten — ich glaube an den Sieg — bei mir und Dir — Amen! —

Weiters habe ich für heute nichts auf dem Herzen — für Deine Mittheilung aus der „Freien Presse“ danke ich Dir, sie hat mich sehr interessiert — schreibe bald, wie ich Dich gebeten — am 1. oder 2. Jänner muss ich Deinen Brief haben, sonst nützt mir's nichts! —

Den Silvesterabend werde ich dem alten Jahre ein Pereat bringen mit allem, was uns darin gequält und werde 1865 leben lassen — kein Hoffen mehr, kein leeres — Streben — Ringen!! — und ich werde Dich leben lassen und grüßen im Geiste — als Waffengenossen, mit dem ich Rücken an Rücken alle von mir halten will, die gegen uns sind und die neue Äro, die herüberwinkt aus weiter Ferne, meinem Aug' entdeckbar — die Zeit der Vernunft — lass' desgleichen auch Du sie leben und in stiller Nacht des Silvester lasse in uns aufgehen den Keim, der dem Schoße der Natur, unseres durchlebten Gottes, zum Reifen anvertraut sei — und reifen wird — und lasse leben, leise wie ich — aber es soll in späteren Zeiten hallen — Deinen Freund Ludwig

(wie er sich sonst nenne — der Gleiche! —)

* * *

Pettau, den 25. Jänner 1865.

Lieber Freund!

Der Pester Brief ist benützt — aber noch keine Antwort erhalten — hol's der Satan — jetzt versuch' ich's mal mit Graz — und dann werde ich ja sehen —

Sei nicht böse, wenn ich Dir so rein gar nichts schreibe, aber ich habe vollauf zu thun, weiß nichts und bin voll Unruhe.

Wenn aber was ist, so hörst Du's gleich — schreib' Du mir hübsch, dafür sollst Du mich zu Ostern sehen.

Nochmals entschuldige Deinen schreibenachlässigen aber getreuen

Ludwig Gr.

* * *

Pettau, den 25. Februar 1865.

Lieber Freund!

Gott zum Gruß und die Quittung zum Troste! — der Teufel hole alle Directionen — ich habe von Pest und Graz noch keine Antwort — was ist's mit Wien — warst Du mal wieder zur Abwechslung bei Forst?! —

's ist alles eins — Ostern rückt herein ins Land und die Stunde des Wiedersehens wird schlagen, ehe wir's erwarten — ich meinestheils freue mich herzlich darauf — ich bin, was meine Ansichten vom Leben und von meinen Mitgeschöpfen betrifft, sehr schwarzgällig geworden, ... nicht zu edel — ist mein Wahl-

spruch geworden, lasse ihn auch den Deinen sein — nur wir zwei wollen wahr sein gegen einander, wenn sich alle Welt belügt und wir sie — Gott — unser Gott mit Dir! Dein Freund Ludwig.

* * *

Radkersburg, den 25. März 1865.

Lieber Freund!

Die letzte Quittung vor meiner Ankunft, — es gibt ein Wiedersehen — wenn Ihr Kinderchens ein billig Quartier irgend in Eurer Nähe wisst — reservez moi — am Juni wär' wieder mein Engagement bei Radler in Vöslau angängig, bis dahin weiß ich noch nicht, was ich thue — aber vielleicht kommt's von selbst in Wien. —

Lieber Freund, ich bringe auch meine Mama in traurigem Zustande nach Wien, sie ist in dem Hundenest, in Pettau auf dem dortigen unbestreuten Glatteise gefallen und hat den rechten Arm gebrochen — derselbe ist nun unter Bandage.

Wie ist's mit Dir, schreib' — lass' mich's wissen, was Du weißt — ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen mit Dir, denn ich bin ausgehungert nach Menschen — so traurig, als auch die Verhältnisse sind, eins tröstet mich — wenn ich nur mit heiler Haut über die schauderösen zwei Monate April und Mai hinauskomme — mein Schauspielertalent entfaltet sich letzter Zeit überraschend — hier in Radkersburg bin ich sehr beliebt.

Schreib' mir noch einmal — dann das Weitere mit Mund und Herz von Deinem getreuen Freund Ludwig.

Der Herr von Tschipp und sein Kutscher.

„Schneller, Franz, schneller! Wir kommen zu spät!"

So drängte der Herr im Jagdwagen, der, von zwei feurigen Rössern gezogen, doch so rasch und leicht die Straße dahinglitt.

„Wann geht der Zug, Franz?"

„Um zehn Uhr fünfzehn, Euer Gnaden", berichtete der livrierte Kutscher auf dem Bock.

„Genau?"

„Genau, Euer Gnaden."

Der Herr warf einen Blick auf seine goldene Uhr. „Sapperment, es ist zehn Uhr!"

„Es geht noch, Euer Gnaden."

„Sind die Pferde einwaggoniert?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden. Es ist alles in Ordnung."

„Gut. Avanti, avanti!"

Der Franz lüftete die Ziegel, und in flottem Trab gieng's wegshin.

Die Sache war sehr wichtig. Denn der Herr von Tschipp war einer von denjenigen, welche —. Er wollte mit dem Courierzug in die Stadt

fahren zum Wettrennen. Wenn er zu spät käme! Er vermochte das Unglück nicht auszudenken. In allen Gliedern zuckte es ihm. Wenn er sich besser auf die Bestien verstünde, die erst seit wenigen Tagen in seinem Besitz waren, er würde dem dummen Burschen den Riemen aus der Hand reißen und es höchsteigenhändig vorwärts gehen lassen. Es schwindelt ihm, er sah nur den weiten Rennplatz und die schnaubenden Pferdlein und die listigen Renner, die heute gedemüthigt werden mussten. Heissa, Trab, Galopp, Carriere! Hurrah! —

Sie kamen an die Brücke, die über den Fluss führte. Das Wasser floss trübe und träge dahin in den schweren Wogen des Regens, der nachts vorher im Gebirge niedergegangen war. Etliche Krähen kreuzten darüber hin und her und tauchten manchmal nieder, wohl nach einem schwimmenden Wurm. Am steilen lehmigen Ufer spielten mehrere Kinder, mit hochaufgeschürzten Kleidchen die Steige versuchend, auf denen sie sonst trockenen Fußes wandeln konnten. Als der Wagen über die Brücke rollte, riss der Kutscher plötzlich die Pferde zurück.

„Was ist's?" rief der Herr von Tschipp.

„Jesus Maria!" sagte der Kutscher, „ich glaube, es ist eins ins Wasser gefallen."

„Ei wo! Wer wird denn gefallen sein. Vorwärts! — Trab, Galopp, Carriere."

„Euer Gnaden, da muss ich wohl hinab", sagte der Kutscher und sprang vom Bock.

„Was? Schlingel, verdammter! Vorwärts! Augenblicklich hinauf! Na, wird's?"

Es ward nicht. Denn der Franz war bereits davon, war hinabgeeilt ans Ufer, wo einige Kinder ein erbärmliches Geschrei ausstießen und nach einem Blondköpflein deuteten, das mitten in den Wogen dahinglitt. Jetzt verschwand es, jetzt tauchte es wieder auf, jetzt wurde ein Arm sichtbar, der sich zuckend in die Lüfte hob. Der Franz hatte seinen Rock weggeworfen und sich in den Fluss gestürzt.

Der Herr von Tschipp hatte alles das nicht gesehen. Trab, Galopp, Carriere! — Die Wagenpferde, diese unsteten Bestien! sie gaben ihm zu schaffen, alle Geistesgegenwart, alle Kraft musste er aufbieten, um sie zu zähmen. Dann gieng es rasend dahin, aber als das Gefährte in den Ort kam, um die Kirchenecke bog, dem Bahnhofe zu, dampfte der Courierzug eben davon.

Der Herr von Tschipp war wüthend, und natürlich mit Recht. Wäre diese Canaille nicht davongelaufen, so hätte man den Zug erreicht. Nun stand er da, und die Rennpferde waren mit dem Zuge davon, und der abscheuliche Baron Rothenblum gewinnt den Preis, und das Malheur ist grenzenlos. Die Wagenpferde übergab er dem Bahnhofportier, dann

verhandelte er mit dem Beamten wegen eines Extrazuges. Der konnte nicht beigestellt werden. Herr von Tschipp strampfte mit dem Stiefel aufs Pflaster, der Zug konnte aber trotzdem nicht beigestellt werden. Am liebsten hätte er mit der Reitpeitsche dreingeschlagen, wenn eine zur Hand gewesen wäre. In diesem Augenblick kam der Franz freilich zu unrechter Zeit. Sein graues Gewand war ganz schwarz vor Nässe, die Beinkleider troffen. Mit froher Miene trat er vor seinen Herrn: „Euer Gnaden, es ist geglückt! Gottlob, gottlob!“

„Der Teufel hole dich!“

„Unterwegs im Laufen“, fuhr der Bursche in seiner Hochstimmung fort, „hab' ich noch ein Vaterunser gebetet für meinen Vater, dass er mir das Schwimmen hat lernen lassen. Aber nur noch ein kleines Randel, so wär's zu spät gewesen. Den Wegmacherleuten gehört das Kind.“

Der Herr von Tschipp ließ ihn nicht ausreden, schnob vor Wuth, dann ward er starr vor Empörung und so stand er vor dem Burschen: „Ist das Luder so boshaft oder so dumm!“ Und nun begann's. „Der Zug davon! hörst du's! Der Zug ab! hörst du's, Galgenstrick! — Und kein Wort der Entschuldigung? Ist mir so ein Gelichter schon vorgekommen? Soll ich den Lumpen züchtigen? Wie? Wie?“ — Nein, erlasset mir's, das grause Gewitter zu schildern, das jetzt über den armen Franz niedergieng. Hätte der Rasende die Reitpeitsche zur Hand gehabt, fast wäre es glimpflicher abgegangen, die Streiche hätten kaum so roh sein können, als die wahnwitzigen Beschimpfungen, die in dergleichen lümmelhafter Vollendung nur ein Kraftgenie zu leisten imstande ist. Der Schluss war die Entlassung. „Bei meiner Ehre, ich verjage dich auf der Stelle, und zwar mit Verweigerung jeden Dienstzeugnisses, pflichtvergessener Lump!“

Der Bursche hatte ihm ziemlich gelassen zugehört. Seine Gnaden ist verdammt zornig! dachte er und gieng dann sachte davon. Gieng hinaus zum Wegmacherhause, zu sehen, wie es dem geretteten Kinde gehe. Das lag auf einem rothgestreiften Kissen und schlummerte. Der Arzt saß daneben und beruhigte die Mutter. „In paar Tagen springt die Kleine wieder auf der Wiese um“, sagte er, „aber hier, deinem Kindsvater könntest du just ein trockenes Gewand leihen, er schweppert ja.“

Freilich „schwepperte“ er, der Bursche, weil ihn fröstelte und weil er aufgeregt war. So brachte das Wegmacherweib dem Retter des Kindes einige Kleider ihres kürzlich verstorbenen Mannes.

„Du könntest mich gleich dabehalten“, sagte der Franz gemüthlich zum Weibe, „ich bin jetzt Freiherr.“

„Wieso, Franzel?“ fragte sie.

„Na, halt so, weil's mih freut, einmal Freiherr zu sein. Aber hörst, Agatha, wenn wir uns auch schon von klein auf kennen und wenn ich

auch ein sehr schöner Freiherr bin, dableiben will ich doch lieber nicht. Du könntest sonst glauben, für die Kleine, die ich dir gebracht hab', wollt' ich die Große haben."

„Und wär' denn das ein Unglück?" fragte sie schelmisch.

„Ah das nicht", meinte er. „Aber meinen Herrn will ich erst früher gut machen, bevor ich was anderes unternehm'. Ich mag's nicht, so im Verdruss auseinandergehen."

„Hat's halt 'leicht einen Verdruss gegeben!" lenkte die Neugierige ein.

„Na freilich."

„Aber mein Gott, von wegen was denn?"

„Von wegen einer Kleinigkeit. — Gelt, Wegmacherin, mein Gewand hängest mir trocken, morgen komm' ich drum, und das deinige kannst nachher wieder haben. Wirst eh' gewohnt sein, die Hosen anzuhaben, noch vom Seligen her, gelt?"

„Geh', du Bosheit du!" schmollte sie mit aller zu Gebote stehenden Schalkhaftigkeit.

Dann ist der Franz wieder fortgegangen.

Der Herr von Tschipp war vom Bahnhofe weg ins Straßenwirtshaus geeilt, um einen Knecht zu werben. Da drinnen saßen Leute und besprachen aufgeregt eine Lebensrettung.

„Eine Lebensrettung?" fragte der Herr von Tschipp drein, denn nun war er doch soweit ruhig geworden, dass er wenigstens wieder die Reden anderer hörte.

„Ja, Herr Baron, ein Kind vom Ertrinken. Aus dem Wasser gezogen. Erst vor ein paar Stunden."

„Wer war denn der Brave?" fragte er, dieweilen ihm das Herz aufzuthauen begann.

„Ein noch junger Mensch soll's gewesen sein", wusste die Wirtin, „ein Fuhrmann, oder so was. Soll eh gerade vorhin vorbeigegangen sein." Sie schaute zum Fenster hinaus, ob er nicht am Ende wieder zu sehen wäre.

„Den Mann möchte ich sehen!" sagte der Herr, als die Leute sich in Einzelheiten der Rettung ergiengen, wie der Mensch tollkühn in den hochgehenden Fluss gesprungen sei, wie er grauslich mit den Wellen gerungen habe, bis das untergehende Kind erreicht und emporgerissen war in die Luft. Dann habe er es mit beiden Armen hochgehalten, während sein Körper mit furchtbarer Anstrengung sich dem Ufer entgegenarbeitete.

„Den Mann will ich sehen!" rief der Herr von Tschipp, „der soll geholt werden, der soll heute trinken, soviel er mag. Dem wird man die Lebensrettungsmedaille verschaffen!" Und insgeheim dachte der Herr, vielleicht kann er als Kutscher bei mir einstehen, weil der andere davon ist, der leichtsinnige Kerl. — Und weil nach dem gewaltigen Zornausbruch am Bahnhofe als

natürlicher Gegensatz eine gewisse elegische Stimmung bei ihm eingetreten war, so sann er nun darüber nach, was es doch für unterschiedliche Leute gibt auf dieser Welt! Die einen laufen pflichtvergessen mir nichts dir nichts von ihrem verantwortungsvollen Posten davon, die andern schlagen ihr Leben in die Schanze, um einen Menschen vom Tode zu retten! —

„Er ist aufgegriffen!“ lachten mehrere draußen im Vorhause, „der Lebensretter soll leben!“ Als die Leute hereinstürmten, sah der Herr von Tschipp darunter seinen Kutscher Franz in fremdem Gewand.

„Was suchst du da? Marsch hinaus!“ so fuhr er ihn an und wies mit heftiger Geberde nach der Thür.

„Aber, Herr von Tschipp, der ist es ja!“ riefen sie.

„Wer, der Taugenichts?“

„Der Franzel hat doch das Kind aus dem Wasser gezogen.“

Der Herr von Tschipp bebte fast zurück und war dann ein Weilchen starr. Hernach sagte er zum rathlos dastehenden Burschen: „Ja, Thor, warum hast du mir denn das nicht gesagt?“

„Mit Verlaub“, antwortete der Franz artig, „Euer Gnaden haben es doch selber gesehen, wie ich vom Wagen gesprungen bin.“

„Ja, ja, vom Wagen freilich, das freilich! Wirst doch nicht dort? Wie?“

„Ich werd's ja noch gesagt haben, dass ein Kind ins Wasser gefallen ist.“

„So! das glaube ich kaum. Dann müsst ich's gehört haben. Übrigens waren die Äser toll, die verdammten Pferde!“

„Ja wohl, die Pferde, Euer Gnaden, es wird wohl so gewesen sein.“

„Merkwürdig!“ murmelte der Herr von Tschipp unter vielem Schütteln des Kopfes, „merkwürdig!“

Es war das Dümmste, was er sagen konnte, und eigentlich auch das Klügste. Denn insgeheim schämte er sich ungeheuer.

„Sage mir, Franz, was trägst du denn da für einen Anzug am Leibe?“

„Einen trockenen, Euer Gnaden.“

„Ah, der deinige ist nass, so, so. Na, Bursche, dann sollst du jetzt einmal ein Glas Wein trinken und dann fahren wir nach Hause.“

„Schön Dank“, antwortete der Franz, „ich bin schon zu Hause. Euer Gnaden, der Straßenwirt hat mich just früher in den Dienst genommen.“

„Oho!“ rief der Herr von Tschipp, „zum mindesten hast du den Dienst bei mir vierzehn Tage vorher zu kündigen!“

„Das hat der gnädige Herr ja auch nicht gethan, wie er mich verjagt hat.“

„Unsinn! Verjagt hat! Wer hat dich verjagt?“ — Man wird den Dienstboten doch noch eine väterliche Ermahnung geben dürfen! wollte er noch beisetzen, fand es aber doch zu stark und sagte es nicht.

„Trinken sollst, Franzel!“ riefen die Leute.

Den ihm von allen Seiten gereichten Gläsern that er Bescheid, der Franz, nur an dem, das der „gnädige Herr“ ihm vorsetzen ließ, strich er wie zufällig vorüber. Dann gieng er hinaus in den Stall, um Straßenwirts Schimmel einzureiten. —

Was noch?

Nichts weiter.

Aber die Leserin wird fragen, ob die Wegmacherswitwe nicht doch eine annehmbare Person wäre? Und wie alt beiläufig? — — Man munkelt allerdings.

Sollte etwas zustande kommen, so wird man's ja hören.

R.

Meine Verleger.

Erinnerungen von **Peter Rosegger.** [1])

In bäuerlicher Hausbackenheit hatte ich mir's gleich anfangs gesagt: Dichten musst du. Aber schriftstellern und drucken lassen nur, wenn du mit den Deinen davon leben kannst. Wenn nicht, denn nicht. Dein Bestes sollst du leisten, dann aber auch nicht blöde sein im Zugreifen um dein redlich Theil. Poeten und Künstler sollen sich hüten, den Leuten je zur Last zu fallen. Betteln müssen ist nicht ästhetisch. — Gesellschaftlich frei sein! Du erlangst dieses Ideal nur auf wirtschaftlicher Grundlage. Aber du verstehst nichts vom Geschäft, denn deine handelsakademische Bildung ist flöten gegangen, und diese Musikantin gäbe zur Lyra ein abscheuliches Concert.

Also der Geschäftsfreund, der Verleger. Man findet ihn manchmal, ohne viel zu suchen. Im Laufe der Zeit werden ihrer mehrere und unterschiedliche.

Begonnen sei die flüchtige Übersicht mit dem Verlage unseres „Heimgarten“. Das ist die alte, für Steiermark vielfach verdiente Grazer Firma „Leykam“, bei der im Jahre 1864 mein erstes Gedicht erschienen ist. Später übernahm sie den Verlag meiner Schriften in steierischer Mundart, deren erstes Bändchen „Zither und Hackbret“ im Jahre 1869 beim wackeren Josef Pock in Graz aufgelegt worden war. Pock hatte bald

[1]) Als Nachtrag zu den „Bekenntnissen aus dem Weltleben“.

hernach sein Geschäft an Leykam verkauft und dafür eine Champagnerfabrik gegründet. Mit diesem Geiste konnte er des Dankes der Mitbürger sicherer sein, als mit dem literarischen. Im Jahre 1876 begann ich bei „Leykam“ den „Heimgarten“ herauszugeben und stehe ich mit diesem Hause seit länger als dreißig Jahren in Verkehr. Halb hinter dem Rücken des Leiters der Firma muss es gesagt werden, dass das Arbeiten bei diesem Hause ein Vergnügen ist. Da ist selbst dem Redacteur noch behagliches, ruhiges Schaffen möglich, da zeigt sich noch keine Spur jenes gewinnhungerigen Concurrenzwettrennens, das in der Literatur noch weit weniger taugt, als in anderen Lebenszweigen.

Den Buchverlag meiner hochdeutschen Schriften hat mein Geschick im Laufe der Zeit auf drei andere Häuser übertragen, und zwar von 1870—1878 auf Gustav Heckenast in Pest, von 1880—1893 auf A. Hartleben in Wien, und seit 1893 auf Ludwig Staackmann in Leipzig.

Ende der Sechzigerjahre war's, als ich über meinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter einen schwärmerischen Aufsatz veröffentlicht hatte. Daraufhin ließ mir der Verleger Stifters, Gustav Heckenast in Pest, ein warmes Schreiben zugehen, aus dem zu ersehen war, dass dem Pester Großverleger, dem die deutsche Literatur viel und die ungarische noch mehr verdankte, der neugebackene Schriftsteller aus den steierischen Bergen nicht mehr unbekannt war. Und er schrieb, falls ich ein neues Buch unter der Feder hätte, für welches etwa noch keine Bestimmung getroffen wäre, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Wann hat ein junger Dichter ein neues Buch nicht unter der Feder? Ein Band „Geschichten aus Steiermark“ lag da, wegen der großen Kriegsunruhen des Jahres Siebzig verzichtete „Leykam“ recht gerne auf mein hochdeutsches Werk, und so ist mir Heckenasts Einladung sehr gelegen gekommen. Innerhalb der neun Jahre sind bei Heckenast von mir neun Werke in dreizehn Buchbänden und acht Jahrgänge des von ihm angeregten und von mir redigierten, größtentheils auch selbst geschriebenen Volkskalenders „Das neue Jahr“, nebst einer Jugendausgabe erschienen. Aber höher noch als den werkthätigen Verleger, unter dessen Agyde mein Name bekannt wurde und dessen Fürsorge für den Autor mir schon nach wenigen Jahren den Bau eines Wohnhauses in Krieglach ermöglichte, schätze ich die persönliche Freundschaft des ausgezeichneten Mannes. Er war dem ungeschickten, leichtbeweglichen Geschichtenschreiber, der arglos in einer lockenden Welt stand, Rathgeber und Führer. Schon im Jahre 1871 schrieb der Chef des berühmten Verlagshauses an den schüchternen Menschen aus dem Waldlande: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in aller Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle, und darin möge

jeder trachten, es dem anderen gleichzuthun.“ Und in einem nächsten Briefe heißt es: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundschaftlichen Anschluss erhellen will.“

Man kann sich denken, wie erhebend und ermuthigend solche Worte auf den oft zagenden und an sich zweifelnden Burschen gewirkt haben. Bestrebt habe ich mich stets, dieser vertrauenden Hingabe würdig zu werden, aber nie konnte ich ihm das sein, was er mir gewesen. — An meinen Producten war wohl mancherlei auszustellen, er that es mit tiefem Verständnisse und mit größter Zartheit. Er hat mich vielfach vor literarischen Abwegen behütet, vor Versuchungen, die damals mit klingenden Schmeicheleien von allen Seiten auf den anstrebenden Literaten herankamen. Stets suchte er den edelsten Regungen Nahrung zu geben, die Flamme des Ideals zu nähren. So schrieb er eines Tages: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, dass Sie in den höchsten und reinsten Regionen die Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Theil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt. O, lassen Sie sich doch ja nicht irre machen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist, werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht.“ — Ist das die Sprache eines Geschäftsmannes? Nein, das sind die Worte des Lehrers. Wo er an den ersteren meiner Bücher zu tadeln fand, da war er doch auch wieder nicht so rechthaberisch, um seine Änderungsvorschläge für maßgebend zu halten. „Ich verlege Ihnen das Werk ja selbstverständlich unter allen Umständen“, schrieb er, „auch wenn Sie meine Rathschläge nicht befolgen, denn am Ende ist der Instinct des Schaffenden immer noch bedeutsamer, als das Sehen des Kritikers, der ich obendrein gar nicht bin und auch nicht sein will.“ „Die Schriften des Waldschulmeisters“ waren das erste Werk, in welchem Heckenast mich für selbständig hielt und seit diesem

hat er, wie er später schrieb, sich ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen. — Dagegen erwies er mir die Ehre, bei neuen Stifter-Ausgaben meinen Beirath zu heischen, so besonders bei der Kürzung des „Nachsommers“, die wir zusammen im Sinne des heimgegangenen Dichters durchgeführt haben.

Ich besitze von Gustav Heckenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit athmen. Er freute sich an meinen literarischen Erfolgen, die von Band zu Band weitere Kreise zogen. Er nahm innigen Antheil an meinen persönlichen Geschicken und an seinen Briefen besitze ich ein förmliches Tagebuch über meine Bestrebungen, Lebensereignisse, Freuden und Leiden jener Zeit. Wie herrlich sind die Briefe, die er mir nach dem Tode meiner Mutter im Jahre 1872 schrieb, die er mir ein Jahr später zu meiner Verlobung und Vermählung sandte, und wie edel, tröstend und stützend die Worte, die er mir zwei Jahre später zugerufen hatte, als der schwerste Schlag meines Lebens mich getroffen! — So verwuchs ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn in Pest, auf seinem Landgute Maroth bei Gran, bei seinen jeweiligen Aufenthalten in Wien und endlich in Preßburg, wohin er, sich vom großen Geschäfte zurückziehend, im Jahre 1875 übersiedelt war. Mehrmals ist er auch nach Steiermark gekommen, wir machten zusammen Gebirgspartien, wobei ich immer neue Vorzüge an ihm wahrnahm. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als auch in seinem Wirken und Genüssen. Er war gleich empfänglich und verständnisvoll für Naturschönheit, für Musik und Malerei, wie für Literatur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises blieb ihm noch Zeit und Herz für seine Familie. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten Sinne, es war ein behagliches, sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen und Guten.

Im Jahre 1878 begann der alternde Freund zu siechen. Er rief mich nach Preßburg, ich fand den sonst so stattlichen Mann körperlich gebrochen, aber sein Gemüth war noch frisch. Er widmete mir den Abend ganz allein, er hatte mancherlei Pläne für neue Ausgaben meiner Schriften. Aber als ich ihn in später Nachtstunde verließ, um am nächsten Frühmorgen nach Graz zurückzureisen, hielt er lange meine Hand und sprach mit seltsamem Nachdruck: „Was Sie, mein theuerer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das reinste Glück auf Erden!“ — Ein paar Wochen später, am 11. April, die Nachricht von seinem Tode.

Wer mehr von der Persönlichkeit dieses Mannes wissen will, der lese die in drei Bänden gedruckten Briefe von Adalbert Stifter. Der größte Theil dieser Briefe ist an Gustav Heckenast gerichtet, als rührendes Denkmal, das ein edler Dichter einem edlen Verleger gesetzt!

Nach dem Tode Heckenasts kam der Verlag in fremde Hände. Mir waren schon früher die Verlagsfirmen George Westermann in Braunschweig und Otto Janke in Berlin freundlich genaht, nun kamen Duncker & Humblot in Leipzig und Hermann Manz in Wien, bei welchen ich einzelne Bände erscheinen ließ. An die Stelle all dieser Firmen ist dann die rührige Buchhandlung A. Hartleben in Wien getreten. Letzterer ist eine große Vertriebsthätigkeit nachzurühmen, die bei meinen Werken besonders in Österreich von Erfolg war.

Im Jahre 1893 machte ich durch Freundesvermittlung die Bekanntschaft mit Ludwig Staackmann in Leipzig, dem Verleger Spielhagens. Dieser Mann hatte sein persönliches warmes Interesse schon früher meinen Schriften zugewendet. Nun wurde er mein Verleger für die neuen und künftigen Werke, um dieselben nicht bloß literarisch zu verwerten, sondern auch für den Verfasser ertragsfähiger zu machen, durch Verbreitung in der weiten Welt. Ich fand an Ludwig Staackmann mehr als einen noblen Geschäftsmann, ich fand wieder einen persönlichen Freund im edelsten Sinne des Wortes. —

Das Glück ist sehr wankelmüthig, ich habe es oft erfahren müssen. In diesen Jahren des Wohlbehagens hatte ich mich manchmal bangend gefragt: Wie lange wird das dauern? — Während der vorstehende Aufsatz geschrieben wurde, kamen aus Leipzig zwei Nachrichten. Die eine: Ludwig Staackmann ist an einer Lungenentzündung erkrankt! Die andere zeigte seinen Tod an. —

Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Gustav Heckenast wieder erstanden war. Thatsächlich alles, was über diesen gesagt wurde, passt auch auf Staackmann. Doch hatte sich hier zwischen Mann und Mann ein noch innigeres Verhältnis bilden können, als dort, wo ein größerer Altersunterschied vorhanden war. Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, als Staackmann dahingieng. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Er hätte nie erlaubt, es zu sagen, aber dem Überlebenden muss ein Wort des Dankes frei sein. Die zahlreichen Briefe Staackmanns an mich sind mir ein wahrer Schatz, sie sind wieder voller Güte und Milde, immer klar, verlässlich, fein in der Form, und in Gehalt oft von wahrer literarischer Tiefe. Eine gleiche Gesinnung bei den verschiedensten Lebenserfahrungen, ein gegenseitiges Verstehen und Achten der Interessen des anderen, hatte uns so nahe gebracht. Wiederholt haben wir einander besucht — ich ihn in seinem schlicht-vornehmen Patricierhause zu Leipzig, inmitten seiner Familie, er mich in meinem steierischen Sommerhause, von wo aus kleinere und größere Partien unternommen wurden. Er war als erster Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines

in den Bergen wohl daheim, von der Schweiz bis Steiermark, und noch immer pulsierte dem mehr als sechzigjährigen Manne frisches Touristenblut in den Adern. Auf einer Anhöhe bei Krieglach gab's bald eine Staackmannbank, auf der wir in Sommernachmittagen saßen und in lebhaften Anregungen die halbe Weltgeschichte durchsprachen. Gerne stieg er mit mir hinauf ins alte Gehäge des Waldbauernbuben; auf den Hochmatten rasteten wir und schauten hinaus ins weite freie Bergland. Als ich ihm daselbst einmal anvertraute, dass die Waldheimat mich wehmüthig stimme, rief er fröhlich drein: „Aber Freund, den Verleger stimmt sie nicht wehmüthig, den stimmt sie wohlmüthig!“ Er meinte das Buch, als dessen Fortsetzung soeben der Band: „Als ich jung noch war“ in die Welt gieng. — „Sie sehen“, fuhr er fort, „dass die Geschicke Ihrer Jugend zum Segen Ihres späteren Lebens geworden sind, und dass das Leben eines Einzelnen, und sei es auch in aller Verborgenheit der Armut, ganz wunderbar zum Gemeingut Vieler werden kann.“ Seine Fürsorge für mein und meiner Familie Wohl war überall vorhanden, ohne dass sie sich dankheischend jemals vorgedrängt hätte. Den Poeten betrachtete er als einen Menschen, der Besseres zu thun hat, als praktisch zu sein. Darum müssten andere für ihn sorgen. „Ich komme ja auch nicht zu kurz“, pflegte er in Geschäftssachen zu sagen, „Sie erhalten von mir nichts geschenkt, nur das, was Ihnen gebürt.“ Er hatte die Absicht, alle meine hochdeutschen Schriften unter einen Hut zu vereinigen, sollte das aber nicht mehr erleben.

Auf gebahntem Wege geht's nun voran, und ich bin völlig geneigt, diese Staackmannjahre als die Glanzzeit meines literarischen Lebens zu betrachten.

Friedrich Spielhagen, dessen ältester intimer Freund Staackmann gewesen, hat in seiner Selbstbiographie mit wenigen Zeilen ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das alle bestätigen, die den treuen Mann gekannt haben. In einem Schreiben an mich sagt Spielhagen: „Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne dass auch nur der Schatten eines Missverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Seine Herzensgüte konnte nicht übertroffen werden. Und er war noch mehr als ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist. Ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berather in poetischen Dingen gehabt.“ — Schlichter und besser kann man den Heimgegangenen nicht kennzeichnen, dem auch ich ein dankbares Andenken bewahren werde mein Lebtag lang.

Graz, im December 1896.

Die Bestie im Menschen.

Gegen die Thiermarter zu „wissenschaftlichen" Zwecken erheben sich Stimmen allerorts und sie vereinigen sich zu einem Volksschrei der Empörung. Zu den schärfsten und treffendsten dieser Art gehört, was Bergner in seiner Schrift: „Gar mächtig ist im Menschen die Bestie" [1]) sagt. Diese Schrift greift weit aus, sie behandelt die Thierquälerei im allgemeinen, sie bespricht die Mängel der Thierschutzvereine und gibt Rathschläge, die nicht genug zu beherzigen sind, sie redet über menschliche Bestialität in Geschichte und Leben. Hier soll ein Theil dessen wiedergegeben sein, was der Verfasser über die Vivisection sagt.

Ich behaupte — so läſst Bergner sich vernehmen — daſs die Vivisection ein Verbrechen ist gegen die Sittlichkeit. Ein Verbrechen, welches gleich Sclaverei, Scheiterhaufen und Folter unbedingt und überall verboten sein sollte und verboten werden muſs. Die Vivisectoren sind Geschöpfe mit steinernem Herzen. Was thun sie? Der Pariser Professor Brachet stach seinem Hunde die Augen aus, zerstörte dessen Hörorgane und quälte das Thier hierauf noch monatelang, um zu erfahren, ob es ihm in diesem Zustande die Hände lecke; Professor Magendie nagelte ein nicht narkotisiertes Hündchen auf den Tisch und zeigte seinen Studenten das Zerschneiden der Sehnerven, das Bloßlegen des Gehirns, des Rückgrates, dann hob er das Thier für weitere Operationen auf; Professor Claude Bernard construierte unter großem Kopfzerbrechen einen Ofen, in dem er Dutzende von Kaninchen und Hunde lebendig backen ließ, ferner sott er lebendige Hunde in heißem Wasser ab. Professor Bouilland durchbohrte einem Hunde das Hirn mit glühendem Eisen; sechs Tage später heulte das Thier noch. Magendie belustigte sich damit, Nadeln in das Taubengehirn zu treiben; man warf Hunde mit durchbohrtem Gehirn in den Fluſs, um zu sehen, ob sie dann noch schwimmen können; man hat in London einem lebendigen Pferde die Haut abgezogen. Professor Fürstner in Heidelberg schleuderte Hunde auf einer Drehscheibe so lange herum, bis er in ihnen künstlichen Blödsinn erzeugte; man hat Fröschen das Mark zerquetscht und das Hirn zertrümmert und gefunden, daſs die Athmung noch stundenlang fortdauerte; einige ließen die Schenkel lebendiger Frösche oder die Ohren lebendiger Kaninchen in die Magenfistel von Hunden bringen und so verdauen; Minkowski entnahm den Hunden Blut und spritzte Jauche ein; ein anderer zog lebendigen Hunden die

[1]) Zu haben bei Rudolf Bergner, Graz, Körblergasse Nr. 40.

Haut ab, wickelte erstere in Watte, pflegte sie und fand, dass sie trotzdem nicht leben könnten. Ernst Scheurlin füllte Glasröhrchen mit Reizmitteln, schmolz die Enden der Rohre zusammen, brachte sie in das Innere lebender Kaninchen, ließ die Wunden heilen, zerbrach die Glasröhrchen und tödtete die Kaninchen erst nach vier bis acht Tagen. Man hat Thiere künstlich geblendet, Nadeln von ihnen verschlucken, den elektrischen Reiz zehn Tage lang auf bloßgelegte Thiernerven wirken lassen, Muskeln sorgfältig ausgekratzt, Luftröhren verstopft und Erstickungstod in mühsam ausgedachter Weise erzielt, Thiere verdursten und verhungern lassen, Schwefelsäure und kochendes Wasser in den Magen gegossen, Sand in die Adern eingeführt, Thieren durch den Augapfel oder das Rückenmark Draht oder Faden gezogen. — Ein Jahr lang müsste man schreiben oder sprechen, wollte man die gebräuchlichsten Marterarten der wissenschaftlichen Thierfolter vorführen.

Und was empfinden die ausübenden Barbaren? Antwort: Genuss und freudige Aufregung. Professor Cyon schreibt: „Der echte Vivisector muss an eine schwierige Vivisection mit derselben freudigen Aufregung, mit demselben Genusse treten, wie der Chirurg an eine schwierige Operation, von der er außerordentlichen Erfolg erwartet.“ Einer von ihnen erfand eine Maschine, mittelst welcher er jeden Theil der eingesperrten Thiere beliebig durchlöchern und zermalmen und verschiedene Abstufungen des Schmerzes erforschen konnte. Er sagt: „Diese meine Versuche wurden von mir mit großem Vergnügen und viel Geduld während eines ganzen Jahres fortgesetzt.“ Und der so schreibt, dem haben unsere Damen als einen literarischen Götzen in ihrem Herzen einen Altar gebaut, es ist der berühmte Mantegazza in Florenz. Einer erzählt, ein armer geschundener Hund sei ihm um den Hals gefallen, als ob er um Erbarmen flehen wollte. Das Thier wurde geworfen, und die Barbarei nahm ihren Fortgang. Solche Erklärungen, mit bodenloser Frechheit hervorgebracht, sind Faustschläge, versetzt allem Guten, was in des Menschen Brust lebt. Wie möchte sich Iwan der Grausame für dergleichen interessiert haben! Er hätte diese Leute mit Gold und Ehren überschüttet und sie zu seinen Busenfreunden gemacht, es sei denn, dass seine stählerne Seele ein Grauen beschlichen und er jene Leute unter sicherer Bedeckung hätte ins Irrenhaus führen lassen. Recht hat der verstorbene Graf Zedtwitz, der da klagte, die Vivisectoren verbitterten ihm das Leben und raubten ihm die Ideale und den Glauben an das Menschenthum. Und wozu diese Unmasse von Greuel? Man bringe mir einmal den Menschen, der da meint, es könne seiner Gesundheit eine wissenschaftliche Folterung nützen, die da untersucht, ob ein halb zerquetschter Hund seinem Herrn die Hand lecke, ob einer mit durchbohrtem Hirn schwimmen, ob einer mit abgezogener Haut leben kann. Ich möchte gern eine solche menschliche Rarität sehen.

Unter den Bauern und Arbeitern suche man sie nicht, dort wohnen doch noch zu häufig gesunder Menschenverstand und gesunde Nerven.

Die hehre Göttin der Wissenschaft, mit der so blutiger Spott getrieben wird, weiß sich übrigens zu rächen, sie hat den Vivisectoren jeglichen Erfolg versagt. Millionen von Thieren wurden geopfert, und nichts erzielt. Ich spreche nicht vom Irrthume des berühmten Medicinalrathes Koch, der Fall schwebt in peinlicher Erinnerung aller; auch Pasteur hat nichts erreicht. Bloß durch eine lügenhafte Zeitungs-Reclame vermochte der Mann groß zu werden, immer häufiger erscheinen Abhandlungen und Bücher, in denen nachgewiesen wird, dass er viele Gesunde geimpft hat, dass in Frankreich die Zahl der an Wuthkrankheit Sterbenden nicht geringer geworden ist, dass der kleinste Theil der Gebissenen und Nichtgeimpften stirbt. Und können die Ergebnisse der Vivisection große sein? Thier und Mensch ist zweierlei. Professor Jäger hat drastisch geäußert: „Der Thierversuch ist einer der Hauptsümpfe, in welchem die Schulmedicin herumtappt, und auch einer der Gründe, warum Professor Koch so jämmerlich aufgesessen ist. Denn der Mensch ist weder ein Karnickel, noch ein Meerschwein." Ein einziger Vivisector hat viertausend Thiere lebendig geschunden und einen Lehrsatz aufgestellt, sodann viertausend weitere umgebracht und erkannt, dass sein Satz Unsinn gewesen. Die Vivisection nützt also direct der menschlichen Gesundheit nicht, sie führt die Ärzte auf Irrwege und hält sie ab, auf vernünftige Weise zu forschen. Der edle Rokitansky hat dreißigtausend Menschenleichen seciert. Er hat nie lebendige Thiere gequält, und ihm wurde beim Anblicke solcher Operationen unheimlich zumuthe. Dabei hat er mehr wissenschaftliche Erfolge errungen als alle Vivisectoren, die vielverherrlichten Koch und Virchow nicht ausgeschlossen.

Die Thiere werden aber doch bekanntlich bei den Experimenten an unseren Hochschulen betäubt? O ja, fragt sich nur wie! Mit Curare, dem indianischen Pfeilgift und ähnlichen Dingen. Das Curare benimmt die Fähigkeit der Bewegung, und nicht die des Gefühles. Natürlich, sonst kann ja die Wissenschaft nichts erreichen! Weshalb nun gerade in unserer Zeit so gegen die Vivisection eifern, die bereits zweitausend Jahre alt ist? Weil sie in unseren Tagen einen erschreckenden Umfang angenommen hat. Gegen hunderttausend Thiere werden ihr in Europa jährlich geopfert, sie werden zerfetzt, zerschnitten, zertrümmert und gebraten. In Paris allein besteht ein Prachtgebäude, in dem tausend Jünger der Wissenschaft gleichzeitig „forschen" können, und mancher neuzeitiger Vivisector hat zehntausend unschuldige Thiere „verarbeitet". Rücksichtsvoll ist man dabei nur gegen die Nachbarschaft. Damit die leidenden Thiere niemanden belästigen, durchschneidet man ihnen die Stimmbänder. Alles bei hochentwickelten Thieren, bei Hunden und Kaninchen, weil sie besonders fein-

fühlig sind. Wahrlich, wer die Vivisection erdacht, der konnte sagen: „Aus der Hölle kommt mir der Gedanke."

Die Vivisection schadet aber sogar, so behaupte ich, und ich werde es beweisen, der Menschheit. Sie macht die Ärzte grausam, rücksichtslos und befähigt sie, das Leben des Kranken für eine Seifenblase anzusehen. Professor Hyrtl, der große Anatom, hat gesagt, so borniert könne niemand sein, dass er anzunehmen vermöge, der Vivisector, der einer Hündin den Bauch aufschneidet, die Jungen herausnimmt und dem sich vor Schmerz krümmenden Thiere zum Belecken hinhält, werde am Krankenbette eines Menschen menschlich fühlen. Könnten also durch vermehrte Vivisection Heilerfolge endlich erzielt werden, so würden sie dadurch völlig aufgewogen, dass tausende von Menschenleben indirect durch die vermehrte Gefühllosigkeit der Ärzte zugrunde gehen.

Ferner schaden die Ärzte durch die Visection nicht allein der leidenden Menschheit, sondern sogar sich selbst. Die Achtung und Sympathie vor ihnen sind in erschreckendem Maße geschwunden und in beständiger Abnahme begriffen.

Misstraut man dem Arzte im allgemeinen, so läuft, wer Beine hat, vor einem Vivisector bestimmt davon.

Zahlreiche Vivisectoren haben ihre Grausamkeiten in hohem Alter oder auf dem Todtenbette bereut, einer sogar erklärte, er betrachte den bei ihm ausgebrochenen Zungenkrebs als eine gerechte Strafe, weil er vielen Hunden schmerzhafte Zungenoperationen bereitete. Derartige Stimmen sind bei der großen Zahl der Herren Collegen natürlich unbeachtet geblieben. Die meisten verlachen jede „Sentimentalität" und versuchen die Kämpfe gegen die Vivisection als lächerlich und sündhaft hinzustellen, besonders gilt dies von Deutschland und von Österreich-Ungarn, in England haben sich einige hundert Ärzte offen gegen die Vivisection erklärt. Die wahren Ärzte, die Wohlthäter der Menschheit sind ohnehin dagegen. Ich habe einige gekannt, deren Erdenwallen als leuchtende Beispiele dienen können. Wer sie sah und ihr Wirken beobachtete, dem kam unwillkürlich jenes Ideal eines Arztes in den Sinn, welches der unsterbliche Stifter in der Meisterskizze aus der Mappe meines Urgroßvaters entworfen hat. Dem Kranken nicht nur Hilfe, sondern Trost, Mitgefühl und stärkende Nahrungsmittel bringen, das waren die Thaten jener Männer. Sie äußerten, viele schlaflose Nächte seien ihnen erwachsen, weil sie für ihre Kranken sorgend gedacht und einen Theil der Qualen des Leidenden mit empfunden haben. Sie lebten freilich arm und sind arm gestorben, ihnen war es unmöglich, gleich unseren modernen Größen Reichthümer zu sammeln. Diese Männer hätten sich lieber selbst den Arm abschneiden lassen, als dass sie ein unschuldiges Thier nach Menschenfresserart getödtet.

Es handelt sich noch um eine Frage. Jemand könnte vielleicht behaupten, die Vivisection werde doch endlich Großes vollbringen und die

Gesundheit von Millionen und Abermillionen retten, so dass die Qualen der Thierwelt und das Gleichgiltigwerden unserer Ärzte wohl Opfer, aber keine allzugroßen seien. Ich erwidere, es gibt keine Rechtfertigung für die Vivisection. Man liefert den Vivisectoren nicht allein die arme Thierwelt, man liefert ihnen die Barmherzigkeit, man liefert ihnen die Sittlichkeit aus und handelt damit nicht im Geiste des Christenthums, welches lehrt, besser es geht der Leib, denn die Seele zugrunde. Mit Zittern und Zagen, mit nimmer rastender Vorsorge, kein Wort, keinen Gang, kein Geld scheuend, haben Mütter und Lehrer das Kind in christlicher Barmherzigkeit zu erziehen versucht. Nun kommt die sogenannte Wissenschaft, stumpft unbarmherzig alles ab und macht das Werk des Elternhauses und der Schule zunichte.

Die menschliche Gesundheit ist nicht das Höchste auf Erden. Solches zu behaupten wäre lächerlich, weil ihm unser Verhalten nicht entspricht. Täglich und stündlich wüthen wir ja gegen dieses Gut! Unsere Vergnügungen, unsere Nahrung, unsere Kleidung, kurz, unsere ganze Lebensweise zeigt dies deutlich. Der Student, der seinem Paukgegner die Nase abschlägt und jeden Morgen „benebelt“ heimkehrt, hierauf Vivisection zum Nutzen der menschlichen Gesundheit treibt — welch ein greller Widerspruch! Und wenn mir jemand sagt, das Leben sei trotz alledem und alledem ein hohes Gut, welchem man alles opfern soll, so entgegne ich demselben sofort, dass er selbst bereit ist, es für Hohes preiszugeben. Wäre dem anders, dann könnte man ja dem hereinbrechenden Feindesheere Haus, Vaterstadt und Vaterland überantworten und in fremde Länder fliehen. Höher als Leben und Gesundheit stehen die moralischen Güter. Und diese werden durch die Vivisection gefährdet, vernichtet. —

Vivisectionsverbote sind in der Schweiz erzielt worden, wo zum Beispiel im Canton Zürich vor einigen Jahren nicht die gesetzlich vorgeschriebenen fünftausend, nein, zwölftausend Unterschriften gesammelt werden konnten. Freilich war es Ende 1895, dass der Versuch einer gänzlichen Abschaffung der Vivisection zunächst scheiterte. Das norwegische und dänische Parlament haben antivivisectionelle Debatten erlebt, in den Vereinigten Staaten und in England bestehen gesetzliche Beschränkungen. Das Land des Manchesterthums ist uns wieder einmal weit überlegen.

Es wäre eine ungewöhnliche und schöne Aufgabe für unsere Volksvertretungen, bei denen man oft wochenlang nichts findet als das niedrige und eigennützige Parteigezänk, letzteres einmal zu vergessen und einträchtlich für unseren ethischen Zweck einzutreten, dadurch deutlich beweisend, dass ihre Mitglieder das sind, als was sie berufen wurden: edle Menschen, die besten eines großen Staatswesens.

Wunder der Sympathie.

Volksglaube aus den Ennsthaler Alpen. Von **K. Reiterer.**

Wer glaubt, heißt es, wird selig. Warum soll der „Glaube“ nicht auch gesund machen? Ein Volkssprüchlein lautet: der Glaub'n macht die Kunst ganz. Ganz richtig. Doch was ist „Sympathie“? Die Definition besteht hier in einem einzigen Wort, und dies heißt: Einbildung. Nicht umsonst hört man oft: Über d' Einbildung steht nix auf. Natürlich. Warum wirkt zum Beispiel ein „Borsdorfer“ Apfel mit einem Messer gegen die Blüte hin geschabt, purgierend, dagegen nach dem Stiele zu geschabt, verstopfend? Frage deine Einbildung: die Phantasie. Phantastische Köpfe hat es zu allen Zeiten gegeben, zumal in den unteren Volksschichten, sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt.

Wer da glaubt, der Aberglaube sei nur bei der bäuerlichen Bevölkerung zu treffen, der irrt sich gewaltig. Wo findet man mehr Kartenaufschläger: in der Stadt, oder auf dem Lande? In der Stadt! Wir kannten einen regierenden Fürsten, der auf dem Wege zur Jagd umkehrte, wenn ihm ein Schwein begegnete. Wenn schon bei gekrönten Häuptern der Aberglaube eine Rolle spielt, warum soll er's nicht auch beim gemeinen Manne?

Im Nachstehenden sei einiges aus den Ennsthaler Alpen gebracht, was zur „Sympathie“ gehört. Dabei möchten wir noch bemerken, dass es „Sympathie-Doctoren“, das heißt Bauernärzte, die auf „Sympathie“ curieren, im Gebirge noch eine Menge gibt. So kennen wir in Donnersbachwald den Schneider H. Bodenwinkler, der ebenfalls auf „Sympathie“ curiert. In der Gegend von Oberwölz ist der „Weikl“ zur Berühmtheit gelangt.

Dass sich die „Sympathie“ zumeist auf die Heilung von verschiedenen Krankheiten verlegt, wird dem Leser nicht mehr neu sein. Fremd klingen werden ihm aber nachstehende „Wunder der Sympathie“, die sich — wie gesagt — auf Curen seltsamster Art beziehen.

Die Lungenschwindsucht, welche heutzutage so häufig auftritt, ist auf folgende Art zu vertreiben: Im Urin des Kranken, der von der Schwindsucht behaftet ist, koche ein Stück Schweinfleisch und gib dies deinem Hunde. Der Kranke geneset und das Thier crepiert an der Schwindsucht. Außer den „Fraisbriefen“ kennt man im Ennsthalerischen

auch die „Fraisbeten“, die auch gegen das Fraisen helfen soll. Eine „Fraisbeten“ erhält man, indem eine erschlagene Natter in einen Ameisenhaufen vergraben wird. Nach einigen Wochen muss das von den Ameisen abgenagte Knochengerüste der Natter aus dem Haufen gegraben werden. Die Rückenwirbelknochen sind hernach auf einen Faden zu schneisen. Dies hängt man den Kindern, welche von Fraisen befallen wurden, um den Hals. Der Ausdruck „Fraisbeten“ ist darauf zurückzuführen, dass man die auf den Faden geschneisten Rückenwirbelknochen der Natter mit einer Rosenkranzschnur — „Beten“ vergleicht.

Gegen das Fraisen helfen auch die „Sauringlein“, welche den Schweinen aus dem Rüssel gezogen werden müssen, wenn man sie schlachtet. Es sind dies jene Ringlein aus Messingdraht, die den Schweinen in den Rüssel gebracht werden, damit sie nicht zu viel im Erdboden wühlen.

Hat ein Kind die Gliedersucht, so macht ihm die Bäuerin ein Bad aus folgenden Kräutern: Eibisch (Althaea officinalis) „Soangl“ (Sanikel, (Sanicula europaea), „Beifuaß“ (Artemisia campestris), Wermuath (Artemisia absynthicum), „Salver“ (Salvia officinalis), „Schwundkraut“ (Senecis saracenicus), Ehrenpreis (Veronica officinalis), Tausendguld'nkraut (Erythraea centaurium). Von jedem eine Hand voll. Darin muss sich der Kranke vor Sonnenaufgang baden.

Hiebei sei bemerkt, dass man den „Soangl“ (Sanicula europaea) auch mit Öl mengt nnd dieses in Donnersbachwald den Kindern gibt, damit sie nicht zu viel essen und „großbauchert“ werden. Der „Soangl“ hat nämlich, wie man meint, zusammenziehende Eigenschaften, daher er auch den Magen und die Gedärme „verkleinern“ soll, wodurch man wieder weniger Appetit verspürt.

Der Zahnschmerz wird gestillt, indem man „Flöhkraut“ (Persicaria urens) nimmt und es in kaltes Brunnenwasser legt. Hierauf legt man es auf den Backen, wo der Zahnweh ist, und lässt es durch die Hitze vertrocknen, worauf 's Kraut (Persicaria curens) im Dünger vergraben wird, um es darin verfaulen zu lassen.

Bei der Gelbsucht hängt man dem Kinde, wenn es dieselbe bekommt, ein Ducätlein oder Goldringlein um den Hals. Auch die Königskerze (Verbascum Thapsus) soll gegen die Gelbsucht sein, weshalb es im Donnersbachthale auch Gelbsuchtkraut genannt wird. In anderen Gegenden heißt man die Königskerze auch 's Wollkraut. Weiters wird gegen die Gelbsucht angewendet die Wegwarte (Cichorium agreste), die man vor Sonnenaufgang ausgraben muss, ohne dabei die Wurzel zu verletzen.

Um einem Kranken die „Hitz“ bei Dilirien zu benehmen, nehme man „Ochsenzungen“ (Anchusa officinalis) und „Stoanklee“ (Meliotus officinalis) und siede es in Wein. Davon muss der Kranke dreimal des Tages zu trinken bekommen. „Ochsenaugenwasser“ soll übrigens auch für

etwas anderes gut sein. Es ist uns jedoch nicht mehr erinnerlich, wofür. — Die „Baumwurzel“ (Scrophularia major), wenn sie im „abnehmenden Mond“ gegraben und gebracht wird, dient gegen Euterbeulen, um sie zu vertreiben. Von dem Knoten muss eine ungerade Anzahl auf einen Faden geschneist und um den Hals gebunden werden. Ähnlich soll eine „Krenbeten“ bewirken. Man schneidet nämlich Meerrettig (Cochlearia armoracia) in kleine Scheibchen und schneist diese in ungerader Anzahl auf einen Faden, so dass man gleichsam eine „Beten (Rosenkranzschnur) vor sich hat, wie wir vorhin bei der „Fraisbeten“ andeuteten. Die „Krenbeten“ muss um den Hals gehangen und dort so lange belassen werden, bis sie ganz dürr ist. Hernach entfernt man sie, in fließendes Wasser werfend, ohne nachzublicken.

Heftiges Bluten bei der Nase oder einer Ader stillt man, indem die Wurzel der Kornblume (Centaurea cyanus) genommen wird. Sie ist so lange in der Hand zu halten, bis sie warm wird, worauf das Bluten sogleich aufhört. Soll diese Wurzel aber helfen, muss sie nur am Frohnleichnamstage in der Mittagsstunde gegraben werden.

Schutz bei Vergiftungen soll die Kardendistel (Dipsacus fullanum) bieten, indem man ihre „grobe“ Wurzel, die zwischen den Frauentagen gegraben werden muss, am bloßen Leibe getragen wird. Das Graben und Sammeln von Wurzeln und Kräutern im Frauendreißig ist bekanntlich in den meisten Alpengegenden üblich, da diese Wurzeln und Pflanzen in diesem Falle eine erhöhte Heilkraft haben.

In der nordwestlichen Steiermark ist es, soviel mir bekannt ist, üblich, besonders folgende Pflanzen im Frauendreißigst auf den Bergen zu sammeln: die Stoanflechten (Saxifraga biflora), den Frau'nspeik (Primula glutinosa), zu unterscheiden von anderen Speikarten, wie: primula minima und Valeriana celtica. Letzterer ist der bekannte, wohlriechende Speik. Wird dieser in Milch gesotten, so hilft er, wie man in hiesiger Gegend glaubt, gegen die „Kolika“ (Kolik). Weiters sammelt man Rautenarten, nämlich: Artemisia abrotanum, Artemisia mutellina Vill. und die gewöhnliche Raute (Artemisia vulgaris *L.*), die aber ein minder edles Kraut sein soll. Das verwundete Wild frisst Artemisia abrotanum, worauf es wieder geheilt wird, wie der Volksglaube lehrt.

Andere heilkräftige Kräuter, in den Dreißigtagen gesammelt, sind: Baldrian (Valeriana hortensis), 's Eis'nkraut (Verbena officinalis), 's Donschkraut (Grassula montana) u. s. w. Alle diese, und andere werden zu Heilzwecken vom Älpler verwendet, wobei aber überall der Volksglaube zumeist die erste Rolle spielt.

Viel hält man auf die heilsamen „Gamill'n“ (Matricaria chamomilla), die zur Theebereitung verwendet wird. Hat ein Kind Bauch-

grimmen, gibt man ihm „Gamill'nthee“, verspürt ein Erwachsener ein leichtes Unwohlsein, sogleich ist die Bäuerin mit einem Schälchen „Gamill'nthee“ da. Kurzum: der „Gamill'nthee“ ist ein Universalmittel im Bauernhofe, wovon der Leser bereits so manches gehört haben mag.

„'s Wundkraut“ (Sodum teleplium) wird unter den Dachfirst des Hauses gesteckt, wenn jemand erkrankt. Grünt es dort, so geneset der Kranke, verdorrt es, muss der Patient sterben. Solches erfuhren wir u. a. vom Bauerndoctor vulgo Riesner in Donnersbachau, auf den ich eingangs hingewiesen habe.

Gegen ansteckende Krankheiten bringt man Bibernell (Pimpinella saxifraga) in Anwendung. Bibernell soll besonders zu Pestzeiten eine Rolle gespielt haben. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht erörtert. Jedenfalls ist gewiss, dass auch bei dieser Pflanze der Volksglaube manches variierte, was die Heilkraft betrifft.

Stärkende Eigenschaften bei schwangeren Frauen hat die Mispelart Fiacum album. Die Pflanze muss um den Hals getragen werden, damit sie eine heilkräftige Wirkung hat. Wie der Leser sieht, wiederholt sich das Tragen der Pflanzen oder ihrer Theile um den Hals kranker Menschen des öfteren.

Was nun jene Pflanzen betrifft, welche als Sympathiemittel verschiedene Wirkungen haben sollen, so erwähnen wir vorerst die „Gilgenwurz“ (Galendula officinalis), die bewirken soll, dass man sich bei Frauen „beliebt“ machen kann. Zu diesem Behufe muss diese „Wurzl“ in einem violett gefärbten Seidentuche bei sich getragen werden.

Der Same vom Sauerampfer (Rumex acetosa) wird bei Geschlechtskrankheiten zur Anwendung gebracht. Die Eberwurz (Carlina vulgaris), zur Zeit des Neumondes gesammelt, bei sich getragen, verleiht einem große Kraft. Die Alraunwurzel (Mandragora vernalis), in Wein gesotten, macht betäubt und stark betrunken, wenn man sie jemandem in Wein mengt. Basilienkräutl (Ocymum basilicum) vermag, dass man nicht aus einer Schüssel zu essen vermag, wenn man sie unter dieselbe legt. Brunnkresse, hierorts „Kroissalat“ genannt (Sisimbrium nasturtium) wirkt heilend, wenn sie morgens nüchtern genommen wird. Sogar schon ein „Keinl“ (Stämmchen) wirkt, es muss aber ohne Essig und Salz genommen werden. Mit der „Kroissalat“-Cur muss bis Ende Mai fortgefahren werden, sie soll aber nicht jedem „taugen“, wie wir vernahmen. Spitzwegerich (Roplanus maritimus) heilt Lungenleiden. Den Saft dieser Pflanze vermengt man übrigens auch mit Syrup und erhält dann den in allen Blättern angepriesenen Spitzwegerichsaft. Der Ennsthaler behauptet, diese Pflanze habe nur dann eine heilkräftige Wirkung, wenn sie dort aus der Erde gegraben wird, wo „Braut und Leich“ vorüberzieh'n. Das Graben des Wegeriches muss nota bene

mit einer „zweispießigen“ Gabel vor sich gehen, an einem Abende, wenn der Mond voll ist, am besten nach dem 15. August (im Frauendreißigst).

Um eine Kugel aus einer Schusswunde zu entfernen, nehme man eine Bibernell-Wurzel (Radix pimpinellae), wasche und zerkleinere sie. Mit Maibutter und frischem Wasser gemengt, wird eine Salbe daraus, die gedachte Wirkung hat. Dasselbe vermag auch ’s Muatter- oder Melissenkraut (Melissa officinalis).

Eine Art „Wintergrean“ (Vinca pervinca) mit Wein gekocht und einem Verwundeten gegeben, soll ebenfalls eine merkwürdige Wirkung haben. Es fließt nämlich z. B. ein Holzsplitter von selbst aus der Wunde, wenn man diese mit dem gedachten Weine, in dem der „Wintergrean“ gesotten wurde, bestreicht. Bemerkt sei noch, dass man in Untersteiermark, u. a. im Subathale, „’s Wintergrean“ auch „’s Inngrean“ nennt.

’s Legach oder die „Latschen“, in Kärnten „Zottach“ (pinus mughus)[1]) genannt, treibt im Frühjahre Sprossen, die man in Wein sieden soll. Dieses Getränk hernach zu sich genommen, macht schwindelfrei.

„’s Leuchterkraut“ (die Nachtkerze, Oenothera biennis *L.*) heilt den Mastdarmvorfall. Man bestreiche nämlich ein Bett mit dem genannten Kraut und setze sich darauf, so wird der Darm zurücktreten. Jedenfalls erblickt der Älpler in dieser Pflanze deshalb etwas Besonderes, weil sie nur bei der Nacht ihre Kelche öffnet.

Die „Krahfüße“ (Ranunculaceen) werden gegen Lähmungen in Anwendung gebracht, aber nur „äußerlich“, „innerlich“ nicht, da diese Pflanze bekanntlich mehr oder minder giftige Eigenschaften hat.

Das „Kräzenbleaml“ (Schöllkraut), behauptet man, erzeugt auf der menschlichen Haut „Kräßen“, einen Ausschlag. Der „Guckklee“ (Steinklee) soll erhitzte Augen bessern. Dasselbe soll der Thau, der auf der vorgenannten großen Kardendistel gefunden wird, verursachen können. Die „Kapuzinerglockerln“ (die Küchenschelle) vertreiben Frostballen. Man reibe diese einfach mit jenen ein, so wird sich das „Jucken“ der Ballen verlieren. Die „Fleischbleamerl“ sind dem Volksglauben nach harntreibend. Die „Osterbamerl“ (Schafgarbe) stillen das Bluten neuer Wunde, weshalb man sie auch „Blutsteller“ nennt. Das „Osterbamerl“ dient zum Färben der Ostereier, daher der Name.

Wenn jemand wenig Schlaf hat, so trinke er Wasser von den „Schlafäpfeln“ (Atropa mandragora). Auch der gewöhnliche Garten-Schnittlauch, den jedermann zur Hand hat, soll Schlaf machen.

Die Pfingstrosen (Paeonia officinalis) werden auch Gichtrosen genannt, weil sie die Gicht vertreiben sollen. Bilsenkraut (Hyoscyamus

---

1) Siehe „Kärntner Alpenfahrten“ von Franzíszi, pag. 37 u. ff.

niger) schärft das Gedächtnis. Die schwarze Eberwurz (Camaelon niger) wird ebenfalls als Sympathiemittel verwendet. Die „Saubleaml" (Taraxacum officinale) beheben die Magenschwäche. Das Eisenkraut (Verbena officinalis), welches wir vordem kurz anführten, nützt Zauberern. Wer es im Wein siedet und trinkt, dem erfreut es, wie der Volksglaube lehrt, das Herz und nimmt dem Mund die Fäule (Scorbut). Das „Fenchelwasser" stärkt das Gehirn. Himmelschlüsselwasser heilet alle giftigen Thierbisse, vertreibt die Masern im Gesichte und erwärmt die „kalte" Leber. Dasselbe Wasser, mit Salz vermengt, bannt die „wässerige" Cholera. Hollunder vertreibt den Rothlauf. Man legt die Blätter von ihm einfach auf die betreffende Stelle, die vom Rothlauf befallen wurde.

In einem „Kunstbichlein", geschrieben von Franz Egger (seinerzeit Gemeindevorsteher in Donnersbachwald) im Jahre 1848 fanden wir u. a.: „Ein Pulver zu machen, so ein Mensch oder Vieh bezaubert ist: Nimm Fünffingerlkraut, Todtenbein, schwarzen Kümmel und Holz, das vom fließenden Wasser ausgeworfen wurde. Das alles mache zu Pulver. So ein Kind verschrien ist, gib demselben davon eine Messerspitze voll. Erwachsene, wenn sie bezaubert sind, mögen ein Quintel vom Pulver nehmen."

Der Leser sieht, auch bei diesem Heilen auf Sympathie spielen zwei bekannte Pflanzen wieder eine Rolle.

Ergötzlich ist es, dass man glaubt, die „Wegbamerl" (Knabenkräuter, Orchideen) verhelfen einem wieder zur ursprünglichen Manneskraft, wenn sie geschwächt wurde.

Wie steh'n wir Menschen ach so hilflos!

Wie steh'n wir Menschen ach so hilflos
Am Bette jenes, den wir lieben
Und dem der Tod ein sich'res Zeichen
Schon auf die Stirne hat geschrieben.

Dem trotz der heißen Liebesmühen
Die Füße langsam schon erkalten,
Und wir in trostloser Verzweiflung
Zum Christusbild die Hände falten.

Da schwebt uns plötzlich vor den Sinnen
— Es schlummert' uns ja im Gedächtnis —
Wie Jesus Kranke einst geheilet,
Aus gläub'ger Kindheit ein Vermächtnis.

Und Wunder möchten gleich geschehen,
Man flehet heiß zu jenem Gotte,
Den man in bess'rer Zeit vergessen
Und oft bezweifelt hat im Spotte.

J. L.

Kleine Laube.

Der Tag, der wird schon spat.

Der Tag, der wird schon spat,
Mein Aug', das wird schon matt,
All Menschentreiben ist ein Traum,
Die Herrlichkeit, ich seh' sie kaum.
Mein Aug', das wird schon matt — o weh!

Mein Haar, das wird schon grau,
Und welche Zier ich schau',
Ob Lorbeerkranz, ob Dornenkron',
's ist beides wohlverdienter Lohn.
Mein Haar, das wird schon grau — o weh!

Mein Herz, das wird schon alt,
Es wird schon hart und kalt,
Es fühlt nicht Nadel, fühlt nicht Speer,
Fühlt eure Bosheit nimmermehr.
Mein Herz, das wird schon kalt, — juchhe!

P. R.

Spitze Wahrheiten.

„Ich glaube, mit manchem Herzen könnte man Diamanten schneiden.“ Mit dieser Meinung beginnt eine Sammlung „Aphorismen“ von Emanuel Wertheimer (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt). Und in dieser Stimmung geht es fort — entlang an der Grenze von Menschenverachtung. Ich glaube, dass jeder Menschenkenner ähnlichen pessimistischen Stimmungen begegnen muss, wenn er dieselben auch nicht immer in so geistreiche Form zu bringen weiß, als es hier geschehen, aber er wird sie zu überwinden haben. In der großen Stadt Berlin, wo der Verfasser lebt, wird dieses Überwinden freilich seinen Haken haben, jedoch mehr als einen großstädtischen Menschenverächter habe ich gekannt, der draußen auf dem Lande in der Natur wieder Menschenachter geworden ist. Indessen bricht bei diesen ätzenden Aphorismen an gar mancher Stelle der Zorn, der Schmerz hervor, ein Zeichen, dass die Liebe, das Mitleid noch nicht gestorben ist.

Die prägnante Form, die in wenigen Worten manchmal verblüffend viel zu sagen weiß, unterscheidet diese Aussprüche von anderen derselben Gattung. Manchmal mag's wohl auch vorkommen, dass dem Witze oder dem Paradoxon zuliebe ein wenig über die Schnur gehauen wird. Weisheit und Humor fehlen nicht. Oft möchte man

laut „Bravo“ rufen, wenn der Nagel so recht auf den Kopf getroffen oder gewisse Eigenschaften der Leute scharf und treffend charakterisiert werden. Ein kleines Spießruthenlaufen durch das Büchlein wird nicht schaden.

Wer den Gesprächen Vorübergehender lauscht, hört zwei Worte am häufigsten: „Ich“ und „Geld“. — Die öffentliche Meinung ist oft das stärkste Band der Ehe. — Untreue ist vielleicht das stärkste Mittel gegen eine erlöschende Liebe. — Gäbe es einen freien Willen, wer würde diese Welt betreten, wer sie verlassen? — Man kennt die Menschen nicht, seit es Gesetze gibt. — Die Musik hat die literarische Bildung zurückgedrängt, sie ist eine Art geistigen Müßiggangs geworden; ihre Pflege ist daher gesichert. — Den Gutherzigen schätzt man, weil er nicht merkt, dass man ihn missbraucht. — Am kenntlichsten ist ein Ehepaar an der Unähnlichkeit mit einem Brautpaar. — In die Gesellschaft tritt man gewöhnlich als Schmeichler, bleibt als Gelangweilter und geht als Spötter. — Der Weg zu einem Orden ist oft so steil, dass man auf allen Vieren hinkriechen muss. — Man verschweigt selten, dass man ungern von seinen Wohlthaten spricht. — Man kann die Menschen nicht bessern, kann sie aber zwingen, besser zu handeln, als sie wollen. — Der Überfluss theilt mit dem Elend: Religion, Gesetz, Jenseits . . . alles, nur keine Goldstücke. — Wir machen uns fortwährend Sorgen, um keine zu haben. — Die Gefahr hebt die Standesunterschiede auf, die Sicherheit stellt sie wieder her. — Unsere Feinde sind gewöhnlich die, denen wir, oder die uns Dank schulden. — Viele erinnern nur noch durch ihren Hass, dass sie einer Religion angehören. — Die Bosheit hat etwas Aufopferndes: sie verzichtet gern auf einen Vortheil zum Nachtheil eines anderen. — Auf den obersten Stufen des Glücks begegnet man noch mehr Wünschen und Bedürfnissen als auf den untersten. — Keiner zweifelt an seinem Tod, ausgenommen der Sterbende. — Nach einem Genie ohne Geschmack kommen immer zahlreiche Geschmacklose ohne Genie. — Für den Gesetzgeber gibt es nichts Unverlässlicheres als die Religion — er setzt sie gar nicht voraus. — Die Frauen lieben lange, ehe sie's gestehen, die Männer lange nicht mehr, wenn sie's noch betheuern. — Nur das Genie hat den Muth, es nicht allen recht machen zu wollen. — Die Herablassung der Großen ist nur höfliche Verachtung. — Das Testament ist der uneigennützigste Act des Lebens: man vergisst dabei ganz sich selbst. — Ein Optimist sagte: Zu den ganz guten Menschen zähle ich schon die nicht ganz schlechten. — Sogar die Luft, könnte man sie umzäunen, hätte ihre rechtmäßigen Eigenthümer. — Man bemerkt selten so tiefsinnige Mienen wie beim Studium der Speisekarte. — Das muss man unserer Bescheidenheit lassen, keiner hält viel von seinesgleichen. — Beim Verlust eines geliebten Wesens bringen die Frauenkleider den Frauen den ersten Trost. — Das Genie bewundert leichter als die Mittelmäßigkeit. — Gewiss, die Frauen sind Räthsel, wenn sie fähig sind, uns Männer zu lieben. — Man bietet gern ein unmögliches Opfer an, um ein mögliches zu versagen. — Unsere Erzieher warnen uns erst vor Lügen, dann vor Wahrheiten. — Die Reichen lieben das Gesetz, die Armen fürchten es. — Wer weise bleiben will, thue immer Gutes und erwarte immer Schlechtes dafür. — Jede Mode ist zweimal lächerlich: am Anfang und am Ende. — Auch der Idealist malt die Venus nackt, aber der Naturalist entkleidet sie selbst ihrer Schönheit. — Höflichkeit ist ein nothwendiger Schutz gegen die Aufrichtigkeit. — Der bequemste Patriotismus bleibt: auf seine Nation stolz zu sein. — Erst dann merken die Frauen, dass sie altern, wenn alle anderen es nicht mehr merken. — Die Reichen sind mit dem Los der Armen immer zufrieden. — Für den Hartherzigen gibt es nur selbstverschuldetes Unglück. — Viele leben jetzt von der Frage, wie man die Elenden rettet, ohne ihnen helfen zu müssen. — Das eigene Unglück würde schon erträglich sein, wenn es das Glück anderer nur immer

wäre. — Man bereut immer zu spät, dass man sich im Zorn bis zur Aufrichtigkeit hat hinreißen lassen. — Staatsmänner fallen meist so glücklich, dass sie dabei bloß ihren Patriotismus verletzen. — Wie stolz wären die Menschen erst, wüssten sie, wie tief sie kränken können. — Wenn die Könige schnarchen, citieren die Höflinge geistreiche Stellen daraus. — Der Mittelmäßige schätzt an dem Genie nichts so sehr wie dessen Bescheidenheit. — Unsere Gewissenhaftigkeit geht so weit, lieber nichts, als an unrechter Stelle zu geben. — Mancher hält dich für einen Dieb, weil du dich von ihm nicht bestehlen lässt. — Ein Glück, dass die meisten wenigstens an sich denken: sie dächten ja sonst gar nicht. — Die Natur übte sich erst an den Blumen, ehe sie die Frauen schuf. — Mit Recht beklagt sich die Moral, dass der Natur die Frauen zu gut gelungen sind.

Genug an dem, das nächstemal würde ich mir von dem Verfasser ein herzfrohes Buch ausbitten. Wir arme Menschen sind vielfach „nix nutz“, dürften jedoch andererseits doch auch einige Vorzüge besitzen, die bei einem künstlerischen Schliff leuchten müssten wie Brillanten. Aber da müsste der Witz zurückstehen und der Humor vorangehen.

R.

Wider die eheliche Pflicht.

Im siebzehnten Jahrgang des „Heimgarten“ stand jener Aufsatz: „Ein bedenklicher Hochzeitsbrauch“, der so viele männliche Ehebeflissenen empört hat, während die Frauen damit einverstanden waren. Nun ist in Berlin (Verlag Hugo Steinitz) ein Werk erschienen: „Wider die eheliche Pflicht“ von Karl Theodor Schulz, welches nicht allein in Bezug auf den gedachten „Hochzeitsbrauch“ unserer Meinung ist, sondern noch weiter geht. Eine Dame schreibt über das Werk: Es ist nothwendig, dass auch einmal ein Mann seine Stimme erhebt gegen die Sünden, die im Geheimen, vor den Augen der Welt verborgen, so vielfach in der Ehe an wehrlosen Frauen begangen werden. Mit vollem Recht betont der Verfasser, dass die traditionelle Auffassung der sogenannten „ehelichen Pflicht“ unermesslichen Schaden anrichtet, und dass es durchaus nothwendig ist, mit diesem Begriff ein- für allemal zu brechen. Er bleibt hierin nicht bei Ermahnungen und Vorwürfen stehen, sondern zeigt klar und praktisch den Weg, den einsichtsvolle, veredelte Menschen in dieser Hinsicht zu gehen haben. Dass Herr Schulz bei einer derartigen sinnlichen Brutalität auch gesetzliche Strafen des betreffenden Gatten für angezeigt hält, erscheint mir etwas bedenklich, denn nach einem Strafantrag der Frau wird der Boden der Ehe zerstört sein. Ganz entschieden tadle ich aber in dem Buche die Ansicht des Verfassers, dass bei fortgesetzter Weigerung der Gattin zur Hingabe, dem Gatten das Recht zuerkannt werden müsse, sich anderweitig Ersatz zu schaffen. Wie kann man von einem Glück in der Ehe sprechen, wo der Mann geschlechtliche Freiheit hat und sie auch ausübt? Wenn beide Ehegatten den Wunsch haben, ihre Eheleben frei von allem Geschlechtlichen zu halten, so ist wohl ein eheliches Glück denkbar, aber nimmermehr, wenn der eine Theil seine geschlechtliche Befriedigung außerhalb der Ehe sucht. Ist aber in diesem Punkte keine Übereinstimmung zu erlangen, so muss die Ehe getrennt werden, da gibt es keinen Ausweg.

So finden sich in dem Buche neben neuen, glücklichen Gedanken Mängel und Irrthümer, aber immerhin muss man den Hauptgedanken des Werkes beistimmen.

Rosa Stolle.

Innthaler Schnalzer.

Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr. [1])

Bei üns derhoam schnalzt's.

Bei üns in Tirol isch es Modi,
Do weard gearn g'schnaggelt und g'schnalzt,
Bei'n Ranggeln, bei'n Tonz'n, bei'n Schiaß'n,
Und wenn d'Bäurin die Nudl guat schmalzt.

Mit'n Schnalz'n lockt d'r Oarhuhn[2]) die Henna,
('n Jag'r freili a dört und do,)
Und hockt a löbfrischer Bua bei an Diand'l,
Geits a gearn Schnalzerlen o.

Ös kennt's wohl die G'schicht' vun die Tiroler,
Bis viarz'g Johr sein's batscheti[3]) Leut' —
Dört thuats nar an saggr'sch'n Schnalzer,
Und do sein mer aff oamal kreuzg'scheid.

A Tiroler der hat halt dös Guati,
Dass er überhaup' g'scheid amol weard —
I wart' iatz' a scho aff mein Schnalzer —
Oder hun i'n öpper gor überheart?

* * *

Der Geck.

Mei nuiar Knecht, ischt dös a Geck,
Dear Kerl muaß mer wieder wöck.

Die Pfoat, dö wechselt er alli Woch'n,
Und göfter' hat er noch Zigar'n g'roch'n.

A Zahndbürstl hat er a, dö Sau,
Do heart si d' Gmüatligkeit scho au'.

Heunt hun i'n amol richtig dertappt,
Hat nit gor der Spreizer a Schneuztüachl g'habt.

Dear verdörbet miar d' Leut' nochanond,
Wur'[4]) bald Niamed meahr schneuz'n mit der Hand.

Dear Kerl muaß mer wieder wöck,
I leid' koan söllen Geck.

* * *

Die nuie Kirch'n.

„Ja, Jos", sagt der Pfarrer, „so geahts halt, schau',
Iatz' hun i mi plagt mit 'n Kirch'nbau.
Und Enk ischt umadum wieder nix recht,
Der Thurn ischt z'nieder, der Hochaltar z'schlecht.
Dös hun i iatz' für die Müah und die Plog',
Undank ist Welt Loahn, so wia i halt sog'".
„Na, na", sagt der Josl, „dössell derfts nit moan',
Es gibt woll a Leut', dö die Kirch' lob'n thoan,
Und dös weard bei üns scho ganz allgemoan g'sagt:
Iatz' hob'n mer a Kirch' dö koa Tuifl vertragt,
So an Saggraments Thurn und a höllisches Dach
Und die verdammt viel'n Heilig'n und's verteufelti G'mach[5]),
Und der Hoachaltar mit sein malefizsaubern G'mol[6])
— Ja verfluachteri Kirch'n geits koani in Thol."

* * *

Die folgsamen Leut'.

Der K'rat hat in der Prödig' g'sagt:
„Mit'n Kreuzer muaßt's sparn unhöb'n!"
Drauf hab'n ihm d' Leut' bloas[7]) Hos'nknöpf'
In'n Kling'lbeut'l göb'n.

A dummi Frog'.

Der Franzl fragt 's Nannele hinter der Stiag':
Megst mer nit sog'n,
Wos muaß i iatz' thoan, dass i a Bussl kriag'?"
„Nit so dumm frog'n!"

* * *

Der Ad'l.

„Was ischt denn dös, der Ad'l?"
Fragt der kloani Sepp sein Votern.
„Siechst, Bua, dös ischt so a erblig's Zuig,
Wia der Typhus und die Blotern!"

Wia die Leut' röd'n!

Wia decht die Leut' schlecht röd'n,
Dös ischt a wahri Schond'!
Wenn Zwoa drei lödigi Kinder hab'n,
Hoaßts üb'rol glei':
Dö hab'n a Gspusi[8]) mitanond.

* * *

[1]) Aus dessen Sammlung „Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart." Leipzig. H. Haessel. 1896. Wir glauben, dass vorstehende Proben manchen Freund von Dialectpoesie veranlassen werden, sich das Büchlein zu gönnen. Die Red.

[2]) Auerhahn. [3]) ungeschickt, dumm. [4]) würde. [5]) Machwerk. [6]) Malerei. [7]) nur. [8]) Verhältnis.

In den Punkt.

Der Wiartsfranz hat mi außig'schmiss'n,
Und geit mer no an Tritt —
Dös hatt' mer gor koa bißl g'macht,
— Empfindlig bin i nit.

Ob'r a Grobheit hat er a no g'sagt,
Dös hat mi gift dervun;
In den Punkt kenn' i gor koan G'spaß:
I nimm koa Grobheit an.

Trumpf aus!

Ein Schweizerschwank.

Im sogenannten Studierstüblein des protestantischen Herrn Kaplan saßen, trotz vorgerückter Stunde, ihrer drei beim „Faß" (schweizerisches Kartenspiel). Die Lampe strömte ein dämmerig Licht aus, war sie doch mit einem altväterischen grünen Schirm, mit verblassten Rosen geschmückt, ein ehemalig' Geschenk einer Nichte. Neben der Lampe stand der massive Steinkrug, den der Hausherr, der Herr Kaplan, schon zum drittenmale füllen gieng. Jugendlich war keins der drei Gesichter, der Herr Kaplan selbst, trotz blühendster Gesichtsfarbe, litt bedenklich an Haarmangel und seine beiden Freunde, der Weinhändler mit behaglichem Gesicht und der Müller mit seinem breiten Rücken, zeigten auch die Spuren des Alters.

Jung waren sie miteinander gewesen und miteinander haben sie manch tollen Streich verübt, der ab und zu, beim fröhlichen Zusammensein in Erinnerung gebracht wurde. Der Weinhändler und der Müller blieben in der Stadt, während der Herr Kaplan auf eine Landpfarre kam und oft von den beiden Freunden heimgesucht wurde.

So saßen sie auch heute, wie schon oft, beim Kartenspiel; ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen von Hochwürden und noch einer, und endlich machte er sich Luft, indem er sagte: „Na, jetzt wird's mir zu bunt, mein Weinfassel trinkt ihr mir noch ganz leer, und meinen — Beutel, den leert ihr, dass — ; jetzt hab' ich's satt und wo soll ich armer, geplagter Landgeistlicher das Geld hernehmen, das viele Geld!" Die beiden anderen lachten darob und der Weinhändler klopfte dem Herrn Kaplan gemüthlich auf die Schulter und meinte: „Nun, nun, wo bleibt deine Sanftmuth? Da haben wir's wieder einmal, uns wird die in allen Tonarten gepredigt, aber der Herr Pfarrer, der braucht sie wohl nicht, 's thut's, wenn er's den Leuten sagt!" — Gelacht haben alle drei, aber mit verdrießlichem Gesicht sagte der Herr Kaplan nach einem Weilchen: „Ihr zwei Stadtvögel habt gut reden, 's gienge alles noch, aber heute ist Samstag, morgen neun Uhr soll ich predigen; Ihr kommt da fidel angewalzt und ich habe keine Predigt vorbereitet" — Der Müller, ein rechter Pfifficus, stieß den Weinhändler am Arm und sprach breit und behaglich schmunzelnd: „Du, Nazi, meinst, das wär' doch auch das Geld wert, wenn wir dem Kaplan sagten, er sei mit uns wett, wenn er in der morgigen Predigt dreimal „Trumpf aus" sage!" Gesagt, abgemacht, dem Kaplan sollte die Spielschuld geschenkt sein, wenn er's thue, und da stunden die drei auf, der Herr Kaplan leuchtete ihnen eigenhändig in ihre Schlafstube und gieng dann in die seine hinunter.

Oben aber lachten die beiden Freunde noch lange, ergötzt über den Einfall des Müllers, und mit Spannung sahen sie dem kommenden Morgen entgegen. Unten aber war's dem Kaplan gar nicht so behaglich zumuthe, eine Lösung schien ihm so schwer, und ebenso schwer drückte ihn die Spielschuld, — kurz, es war auch alles krumm gegangen heute, zu was mussten die beiden denn gerade heute kommen. Unter solchen Reflexionen schlief er doch endlich ein, erwachte dann am Klopfen seiner Haushälterin, die wohl wusste, dass der Schlaf des gnädigen Herrn gewöhnlich lange dauerte, wenn seine Freunde den Abend bei ihm verbrachten. So verdrießlich sein Gesicht

anfänglich war, fiel ihm doch gleich der gestrige Abend wieder ein, — so behaglich zog es nun über sein ganzes Gesicht, ein guter Einfall schien ihm gekommen zu sein. In die Kirche gehend, verlor sich das leise Lächeln um die Lippen Hochwürdens nicht und manch' eines seiner Pfarrkinder meinte, heute sei Hochwürden ganz besonders rosiger Laune. Oben auf der Kanzel angekommen, ließ er den Blick über die versammelte Gemeinde gleiten und hinten in der Ecke, im Schatten eine Säule, sah er die schadenfrohen Gesichter seiner beiden Freunde. — „Ja, ihr lacht zu früh, ihr dort hinten, sprach der Geistliche zu sich selbst, ich will mich schon aus der Patsche ziehen!" — Da verlas er das Evangelium des guten und schlechten Hausvaters, an dieses anknüpfend, führte er aus, wie besorgt und genügsam ein guter Hausvater sei, wie er als erstes für seine Familie sehe, das Wirtshaus meide, das Spiel fliehe und zurückgezogen lebe, seine Mitmenschen in Ruhe und Frieden lasse u. s. w. Und im Stillen nach den beiden Schadenfrohen neben der Säule blickend, dachte er, das sei auch ein „Merksmax" für die beiden. Da fieng er an, den schlechten Hausvater zu schildern und da wurde Hochwürden warm. Zum Schlusse wurde er so eifrig, dass selbst die, welche zu schlafen pflegten, während der Predigt höchst erstaunt ihre Augen rieben und zur Kanzel empor sahen: „Vom schlechten Hausvater hört man kein gutes Wort!" führte Hochwürden die Predigt weiter aus, „kein Dankegott, nichts dergleichen, dem ist das Wirtshaus der Himmel, der Wein der Herrgott, und s' Kartenspiel, ja 's Kartenspiel die Seligkeit, da ist ein Fluchen und Schwören, und dazwischen hört man nur: ‚Trumpf aus!' ‚Trumpf aus' und nochmals ‚Trumpf aus!' — Hinten neben der Säule regte sich was, der Kaplan blickte hin, ein Lächeln konnte er nicht verwehren, die beiden Freunde schoben ab. Nun schloss er seine Predigt mit Ermahnungen, dem Beispiele des guten Hausvaters zu folgen und manch einer seiner Gemeindekinder fand es schier verwunderlich, dass der Herr Kaplan heute so feurig gepredigt, g'rad, als ob er's erfahren hätte, was ein guter und schlechter Hausvater sei.

Im Pfarrhaus drüben warteten seine Freunde nicht ab, bis er heimkehrte, den Triumph wollten sie ihm nicht gönnen, dass sie überlistet worden seien; und blicken ließen sie sich in der nächsten Zeit auch nicht, später aber haben sie noch oft zu „Dritt" herzlich über das „Wettmachen" gelacht. R. Gutersohn.

Auch von mir hat der König geredet.

Eine Dorfgeschichte.

Beinahe unbegrenzt war die Liebe und Verehrung, mit der man im Sachsenlande an dem alten König Johann hieng. Seine Schlichtheit und Seelengüte eroberte ihm die Herzen.

Einst hatte König Johann dem Vogtlande seinen Besuch angesagt und in Aussicht gestellt, auch ein abgelegenes Dörfchen — wir wollen es Schönberg nennen — mit zu beehren. Die Freude der Landleute war groß, und tagelang bereitete man alles auf einen würdigen Willkommen vor.

In Schönberg lebt noch heut' ein betagter ärmlicher Mann, der in der ganzen Gegend als ein Original bekannt ist. Wir wollen ihn Biedermann nennen. Freund Biedermann ist Nachtwächter, Todtengräber, Polizeidiener, Gemeindebote, alles in einer Person und hat all diese Dienste jahrzehntelang, trotz kargen Lohnes, in größter Treue verwaltet. Sein mäßiges Einkommen zwang ihn von jeher, alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, selber zu machen. Er kochte sich selbst, er zog

sich seinen Bedarf an Kartoffeln selbst. er hatte seinen „Viehstand" selbst — Karnikel waren's — er machte sich seine Stiefel, Röcke und Hüte selbst. Letzteres läßt vermuthen, dass er nicht immer nach dem Modejournal gekleidet einhergieng; und wer ihn heute zum erstenmale in seiner Gala sieht: selbstgemachte Stiefel, Bergmannskutte mit Grenadieraufschlägen, thurmhohen Czako mit wehendem Federbusch, einen Säbel an der Seite, bei üblem Wetter wohl auch ein „Regenparaplü" in der Hand — der kann sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Aber hinter dieser seltsamen Vermummung schlägt ein treues Herz, und es gibt keine bravere Seele, keinen wärmeren Patrioten als unseren Biedermann.

Ist etwas im Dorfe los, der Einzug eines neuen Pfarrers oder Lehrers, eine große Kindstaufe, eine noch größere Trauung oder eine ganz große Leiche, da ist Freund Biedermann allezeit am Platze, sei es in seiner amtlichen Stellung oder nur — zur Verschönerung des Festes. Kein Wunder, dass er auch bei der Ankunft König Johanns schon Stunden vorher in vollstem Wichs in dem Bewusstsein seiner zahlreichen Würden und Ämter auf dem Markte auf und ab schritt. Wie jauchzte sein Herz, als er des geliebten Fürsten ansichtig ward, des Mannes, von dem er schon so viel gehört, den er jedoch noch niemals gesehen hatte. Sein größter Stolz aber war's, dass nicht nur der Rittergutsbesitzer und der Pfarrer, nicht nur der Gemeindevorstand und der Lehrer, sondern auch er, der Nachtwächter, Todtengräber, Polizeidiener und Gemeindebote Johann Biedermann, des Königs Aufmerksamkeit erregte. Als nämlich der König dem Marktplatz sich nahte, fiel sein Blick unwillkürlich auf die seltsame Erscheinung mit dem Bergmannskittel und dem thurmhohen Czako nebst Säbel und Regenschirm. Er verzog die Lippen zu heiterem Lächeln und wandte sich rasch an seinen Begleiter mit der Frage: „Sagen Sie, wer ist denn dort das komische Männchen?", worauf ihm denn die Antwort ward: „Majestät, das ist Biedermann, des Dorfes Wächter."

Die Frage des Königs ward dem braven Schönberger hinterbracht, und er war selig, dass ihn sein König eines so huldvollen Blickes gewürdigt und sich so freundlich und herablassend nach ihm erkundigt habe. —

So oft ein Fremder ins Dörflein kommt und Biedermann so glücklich ist, im Wirtshaus ihm seine Aufwartung machen zu dürfen, da erzählt er außer anderen Stücklein aus seinem Leben auch dies: „Wie der alte König Johann einmal im Orte war, da hat er auch von mir geredet", und seine alten Augen leuchten und geben dem nicht gerade schönen Manne ein eigenthümlich anziehendes Aussehen. Gibt nun der Fremde seinem Zweifel darüber Ausdruck, dass ein gekröntes Haupt von einem Nachtwächter gesprochen haben soll und fragt: „So! so! Was hat denn der Fürst von Ihnen gesagt?" so lautet die Antwort regelmäßig: „Wer ist denn dort das komische Männchen?" — und die Umsitzenden hören die alte Geschichte immer wieder gern mit an. Blanckmeisters „Sachsenspiegel".

Nachtwächterlied,

wie es vor fünfzig Jahren in der kleinen Landstadt O... gesungen worden.[1])

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat neune g'schlag'n.
Kein braver Mann bleibt länger aus,
Denn Frau und Kinder warten z'Haus.
Ein kleines Nachtmahl, dann ins Nest;
Fruh bei der Arbeit, ist das Best'.
Hat neune g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zehne g'schlag'n.
Mit gute' Freund und g'scheite' Herrn
Verplaudert man sich gar so gern;
Nur manchmal schweigt das Weib dazu.
Jetzt marsch nach Haus und gebt's ein Ruh!
Hat zehne g'schlag'n!

---

[1]) Aus J. Wichners demnächst erscheinender reichhaltiger, handschriftlicher Sammlung von Liedern und Stundenrufen der Nachtwächter.

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat eilfe g'schlag'n.
Jetzt steigt der Wein schon ins Gehirn,
Man hört nur schrei'n und disputier'n;
Nun gleich nach Haus im Hundetrab,
Dort setzt's ein' Brummelsuppen ab!
Hat eilfe g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zwölfe g'schlag'n.
Ist das zum z'Haus geh'n wohl ein' Stund'?
Wo bist du g'west, du Lumpenhund?
Versaufst das Geld, als hätt'st du's g'stohl'n?!
Ich lass' dich mit der Wacht noch hol'n!
Hat zwölfe g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat ein Uhr g'schlag'n.
Der eine singt, der and're schlaft,
Die andern trinken Bruderschaft,
Ihr Lumpen, geht und macht zu Haus
Aus ein paar Watschen euch nichts draus!
Hat ein Uhr g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zwei Uhr g'schlag'n.
Die Rechten sitzen itzt beinand',
Sie halten 's Lumpen für kein' Schand.
Ein Lump bin ich, bist du, ist er,
Drum bringt's noch mehr zum Trinken her!
Hat zwei Uhr g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat drei Uhr g'schlag'n.
Die Frau, die schließt das Zimmer zu,
Der Mann, der pflegt im Stall der Ruh.
Schlaf zu! Wer schwelgt in später Stund',
Der kommt noch sicher auf den Hund!
Hat drei Uhr g'schlag'n!

Bücher.

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. (Leipzig. L. Staackmann.) Ein Nachwort vom Verfasser.

Da es unterlassen worden war, zum genannten Werke ein Vorwort zu schreiben, so wird nun ein Nachwort nöthig. „Vorwort wie Nachwort unpassend, ein Kunstwerk muss für sich selbst sprechen." So höre ich scharf entgegnen. Es sind dieselben, die zu den Classikern ganze Bücher als Commentare schreiben. Wenn schon die Großen mit ihrer classischen Klarheit derlei benöthigen, um wie mehr erst die Geringen von heute, im Jahrhundert literarischer Wirrsal! Eine Empfehlung ist es gewiss nicht für ein poetisches Werk, wenn der Dichter noch extra sagen soll, was es bedeutet. Ganz so schlimm steht es in unserem Fall auch nicht, doch ein kleines Leitmotiv zur Auffassung des Buches wird kaum schaden. Was wollte der Verfasser mit dem „Ewigen Licht"? Wollte er nicht das Zusammenprallen zweier Culturen schildern? Nicht den Untergang der alten Zeit und das gewaltige Anstürmen der neuen? Ein grandioser Stoff! In einem Bande unmöglich zu bewältigen, in ein Hochgebirgsthal nicht zu zwängen, in ein Menschenherz nicht zu concentrieren! Der Verfasser hat Schauplatz und Umfang enge begrenzt und das Centrum ins Gemüth eines Landpfarrers gelegt. Also wollte er den Riesenstoff als solchen nicht ausnützen, konnte es auch nicht. Er wollte vor allem den Eindruck und den Conflict schildern, den das Aneinanderprallen zweier Culturen in dem Herzen eines einfältigen, christlichen Priesters hervorbringen kann. Die ganze Bewegung konnte also nur vom Standpunkte dieses Priesters aus dargestellt werden, es durfte nur das Gestaltung finden, was von diesem Gesichtspunkte aus gesehen wird, und wieder nur so, wie es sich gerade in der Seele des katholischen Pfarrers spiegelt. Dafür erschien dem Verfasser nur das Tagebuch als die richtige Form Sie war die leichteste und gebotenste, sie ist in Bezug auf den Helden die subjectivste und in Bezug auf den Autor die objectivste Form.

Ist „Das ewige Licht" ein Tendenzwerk? Doch nur in einem gewissen Sinne. Dem Verfasser hat's eben gefallen, das Leben und Leiden eines Gebirgspfarrers, wie es sich im Angesichte moderner Entwickelung und Ereignisse wohl gestalten kann, zu versinnlichen. Ob er seine eigenen Meinungen dem Pfarrer in die Feder dictiert hat, oder diesen wie eine dichterische Gestalt vorführen wollte? Ein Kritiker mit künstlerischen Voraussetzungen musste wohl letzteres annehmen. Dass eine Dichtergestalt Blut vom Blute des Autors ist, bestreitet ja niemand. Dass diesem Verfasser sein Waldpfarrer Wolfgang Wieser sympathisch ist, wird leicht erkannt werden, und dass er seiner Natur nach wahrscheinlich selbst ähnlich gedacht, gefühlt und gehandelt haben würde, wenn er der Waldpfarrer unter denselben Umständen gewesen wäre, lässt sich auch vermuthen. Muss die Dichtung deshalb ein Tendenzwerk im unliterarischen Sinne

sein? Wenn einer der Recensenten gesagt hat, Rosegger sei mit diesem seinem neuesten Buche ins clericale Lager übersiedelt, so hat er gerade so recht und so unrecht als jene Kritiker anderer Werke hatten, die wegen der naturgetreuen Schilderungen mancher Frevelhaftigkeiten des Volkes den Verfasser als den Frevler anklagten. Man hat ja doch Ästhetik getrieben, man sollte zwischen der Person eines Dichters und seiner literarischen Gestalten unterscheiden lernen. Ein clericaler Besprecher des „Ewigen Lichtes“ rief, nachdem er diesmal dem Buche wärmste Anerkennung zutheil werden ließ, kopfschüttelnd aus: Wir verstehen Rosegger nicht! — Allerdings, sie haben ihn nie, oder nur selten verstanden. Der Geist, der in diesem Buche ist, durchweht doch alle seine Schriften, die auf religiösem Gebiete spielen! Sie haben es nicht gesehen. Wenn „Das ewige Licht“ eine kleine Aufhellung zuwege brächte, so wäre das ganz erfreulich. — Wenn Menschlichkeit und Christenthum eine Tendenz ist, so habet ihr einen Tendenzschriftsteller hier allerdings vor euch, besonders dort, wo im Leben die Menschlichkeit zu verthieren, das Christenthum zu veräußerlichen droht. — Irgend ein leitendes Programm wird wohl auch der Kunstbeflissene haben müssen. Tendenzwerke im Sinne absichtlicher Lehrhaftigkeit pflegen einseitig zu sein. Kann das vom „Ewigen Lichte“ im allgemeinen gesagt werden? Es sind recht viele sich widerstreitende Individualitäten da. Dem gut katholischen Pfarrer Wieser steht der kirchenlose Waldchrist Rolf gegenüber. Dem armen Kirchensprengel St. Maria im Torwald steht das reiche, weltlustige Kloster Alpenzell gegenüber. Dem egoistischen Welt- und Geldmanne Ritter von Yark steht sein gerechtigkeitsliebender Sohn Josef gegenüber, wobei das Judenthum von zwei Seiten Beleuchtung erfährt. Dem Küster Karl, der heimlich Atheist ist, während er sein kirchliches Amt mit größter Gewissenhaftigkeit besorgt, steht gegenüber der faule, neidische, boshafte Betbruder Christl. Dem armen, arbeitsamen, ewig zufriedenen, heiteren Stein-Franzl steht gegenüber sein Sohn Luzian, der halt- und friedlose Phantast und Arbeiteragitator. Dem tüchtigen altständigen Dorfrichter Eschgartner steht gegenüber der neuzeitlüsterne, windige Zaunstiegelhofer. Dem jungen, frischen Dirndl Ottilie, das harmlos munter in die neue Zeit hineinschaut, steht gegenüber die hundertjährige Gralin, die nur von ihrer Vergangenheit träumt. Dem ausschweifenden Aushilfscooperator, dem Säufer und Spieler, steht gegenüber der treue Priester Steinberger, der am Beichtgeheimnisse stirbt. Dem feigen und dummen Tagedieb Peter Heissel steht gegenüber der unheimliche Bösewicht Hoisel, der seine Unthaten unter dem Mantel eines demüthigen Büßers zu verbergen weiß. Dem in seinen musikalischen Idealen vergeistigten Schulmeister Kornstock steht gegenüber der athletische Kraftprotze Lehrer Uilaky. Dem Cultus des „ewigen Lichtes“ in der Kirche steht gegenüber der Cultus des Naturschönen in der Touristik. Und dem alten, schlichten, fleißigen, christlichen Gemeinleben im Torwald endlich steht gegenüber die Genussucht und Frivolität der städtischen Touristen und Sommerfrischler, die Unzufriedenheit, Noth und Brutalität der Fabriks- und Bergarbeiter. Und als erstes und letztes: dem Eigennutze gegenüber steht die Liebe. — Aber freilich stehen sich all diese und noch andere Gegensätze so gegenüber, wie sie sich in dem Haupte eines christkatholischen Landpfarrers gegenüberstehen können. Der Hauptgegenstand dieser Dichtung ist und bleibt der Pfarrer Wolfgang Wieser und nicht das, was er in sein Tagebuch schreibt. Ein warmes, naives Menschenherz als Brennpunkt der Zeit.

Die erste Niederschrift des „Ewigen Lichtes“ erschien im „Heimgarten“. Für die Buchausgabe konnte es derart frei bearbeitet und erweitert werden, dass nahezu ein neues Werk daraus entstand. Aber je weniger nach außen hin geschieht, desto mehr vertieft sich für den Pfarrer Wolfgang der Conflict, der vor allem bestimmt ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Pfarrer geht als Person unter, aber nicht so sein Ideal, die Liebe. Wie Rolfs Sonne am Himmel, so strahlt dieses Licht christlicher Nächstenliebe hinüber in kommende Jahrhunderte. Es wird also zu bedenken sein, ob die Dichtung trotz ihres tragischen Ausganges pessimistisch genannt werden darf?

Gerne wird dieses neue Buch mit den „Schriften des Waldschulmeisters“ verglichen. Die einen sagen, es sei unvergleichlich, und vergleichen; die anderen meinen, es halte mit diesem keinen Vergleich aus, und vergleichen doch. Es **kann** mit dem „Waldschulmeister“ verglichen werden, aber nicht gerade deshalb, weil beide die Tagebuchform haben, oder weil beide im Waldgebirge spielen — es verbindet sie eine tiefer liegende Einheit. Im „Waldschulmeister“ wird die Gemeinde gegründet, hier geht die Gemeinde unter. Dieses Untergehen eines Gemeinwesens hat der Verfasser nun das drittemal geschildert. Aber die Ursachen und die Ereignisse sind grundverschieden. Im mittelalterlichen „Gottsucher“ führen religiöse Irrthümer zum Untergang, im „Jakob dem letzten“ sind es politische und wirtschaftliche Verhältnisse, im „Ewigen Licht“ ist es die Weltmode und die Sittenlosigkeit, die das Verderben herbeiführen. Und in jeder der unseligen Gemeinden verblutet ein Menschenherz.

Damit wäre nun so etwa die Art der Tendenz angedeutet, die den Autor leiten mag, die Aufgabe gekennzeichnet, die er sich gestellt hat, oder der er sich während eines nie

rastenden Schaffensdranges bewusst geworden ist. Es mag auch sein, dass er vielfach unbewusst darauf hingearbeitet hat, auf dass es ihm und anderen gestaltlich werde, wie der Zeiten Wandel sich vollzieht. — Das Wollen ist nun bekannt, ob, oder in welchem Grade die Aufgabe künstlerisch gelungen ist, darüber sollen andere entscheiden. Am besten vielleicht, wenn es ohne viel Doctrin, aber mit umsomehr persönlicher Empfindung geschieht.

Die Althofleute. Roman von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.) Wenn die Handlung in der Art dramatisch und anhaltend spannend wäre, wie die Kleinmalerei in der Charakteristik der handelnden Personen meisterhaft ist, so wäre es ein classisches Werk. Ein Buch voller Frische und Humor ist es immerhin, jedes einzelne Capitel für sich ein Juwel. M.

Wo ich war und was ich sah. Erinnerungen von Otto Sommerstorff. (Berlin. Hugo Steinitz.)

Ein halb Dutzend selbstverfasster Bände (bei eigener Ausmusterung) würde ich dafür geben, dieses Buch erlebt und geschrieben zu haben. Der Künstler hatte mit dem Director der Berliner Sternwarte, Herrn Dr. Meyer, und dem Maler Kranz im Jahre 1893 von Berlin aus eine Reise nach Amerika gemacht, zur Weltausstellung in Chicago, zum Yellowstone-Park und bis zum Stillen Ocean. Diese Reise nun erzählt Sommerstorff in dem oben genannten Buche, fein und geistreich, wie ein Schriftsteller von Profession es nicht besser könnte. Dabei ein scharfes Auge für das Charakteristische und ein warmes Empfinden für die Schönheiten und das Leben fremder Völkerschaften. Habe mich beim Lesen des Buches so lebhaft in die Reise mit eingesponnen, dass ich alle Stimmungen derselben wie Selbsterlebtes mitempfand, ja mehr noch, ich bekam in Californien, in den Urwäldern der Siera Nevada und im chinesischen Viertel zu St. Francisco so heftiges Heimweh, dass ich bis spät in die Nacht hinein las, um noch am selben Tage nach Hause zu kommen. Aus der schlichten, klaren Darstellung von Dingen, die ja schon früher beschrieben worden sein mögen, athmet eine Persönlichkeit, und darin liegt der eigentliche Wert eines solchen Buches, besonders wenn die Persönlichkeit so überaus sympathisch ist, wie hier. R.

Kriegserinnerungen eines preußischen Officiers 1870/71. Von Edgar von Ubisch. (Berlin. E. Siegfried Mittler u. Sohn. 1896.)

Es ist nicht das Werk eines zünftigen Schriftstellers, und ein gut geschulter Stil gehört nicht zu den Vorurtheilen des Verfassers. Aber die Schrift hat Persönlichkeit, Rasse, Eigenart. Wie viel Abenteuer, wie viele Leiden schon dieses einen Soldaten! Doch den Humor ließ er sich nicht ausgehen, und die menschliche Warmherzigkeit auch nicht, die mir übrigens dort am besten gefällt, wo er der Tugenden des Feindes gedenkt. Den Höhepunkt erreicht das Buch in den Schilderungen des Gefangenschaftslebens, die voller Anschaulichkeit sind und eine Menge interessanter Einzelnheiten enthält. Leuten, die sich für das Kriegsleben begeistern können, und solcher gibt es im Frieden stets mehr, als im Kriege, kann das Buch auf das beste empfohlen werden. R.

Die zweite Folge des **Dr. Gaedertz**'schen **Reuter-Buches** ist soeben versandt worden. Bot schon der erste Theil eine höchst interessante Fülle von anheimelnden Einzelheiten aus dem aufsteigenden Lebenslauf des großen Humoristen, geschmückt mit sechzig Porträts, Ansichten und Skizzen aus Reuters Leben, so kann man die zweite Folge noch reicher ausgestattet nennen. Der Band enthält u. a. die von Reuter in Pastell gemalten Porträts des Festungs-Commandanten von Dömitz, Oberstlieutenants von Bülow, seiner Frau und vier seiner Kinder. Zum erstenmal bringt Gaedertz in diesem Bande herzlich anmuthende Mittheilungen über die Zeit, die Reuter auf der Festung Dömitz verlebte. V.

Nansens Abschied von der Heimat. Nansen und seinen zwölf Begleitern, die uns in der soeben ausgegebenen dritten Lieferung von „**In Nacht und Eis**" (Leipzig. F. A. Brockhaus) einzeln vorgestellt werden, mag der Abschied von der Heimat schwer genug gefallen sein. Mit Stolz und inniger Liebe hängt der Norweger an seinem Vaterlande, und Nansen vor allem ist ein echter Norweger. Bei allem Wagemuth, der ihn hinaustreibt, für die Wissenschaft unter Hintansetzung des Lebens das Unbekannte zu erforschen, hat die Liebe zur Heimat und zu den Seinen einen sichern Platz in seinem Herzen. Dieser Charakterzug Nansens tritt ebenso lebhaft hervor wie seine humoristische Ader, die sich in den schlimmsten Lagen geltend macht. Welch tiefe Empfindung liegt darin, wenn Nansen schreibt:

„Nun ein letzter Gruß dem heimatlichen Hause, das dort auf der Landzunge liegt. Vorn der glänzende Fjord, Tannen- und Fichtenwald ringsum, lachendes Wiesenland und langgezogene waldbedeckte Gipfel dahinter. Durchs Fernrohr sah ich eine weiße Gestalt schimmern, auf der Bank unterm Fichtenbaum — — Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt." V.

Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volksthümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate aus

dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller. Gesammelt und erläutert von S. Hetzel. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1896.)

Für Sprachfreunde eine hochbeachtenswerte Schrift. R.

Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr. (Leipzig. H. Haessel. 1896.)

Unter obigem, einmal wahrhaft gutem Titel hat der junge talentvolle Tiroler Schriftsteller Schönherr eine Sammlung von Mundartgedichten veröffentlicht, die vielen gefallen wird. Mit Ausnahme einiger Unbeholfenheit in der Form, gehören dieselben zu den echtesten der Gattung. 's ist Bauernblut! Die behandelten Anekdoten sind zwar durchaus nicht immer originell, was bei künstlerischer Neubehandlung auch gar nicht nöthig ist, aber einige Bauernzüge sind so urwahr und treffend, dass schon deshalb der Wert dieser Sammlung anerkannt werden muss. M.

Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. (Stuttgart. K. Thienemann.)

Dieses von vielen namhaften Schriftstellern und Schriftstellerinnen getragene und mit zahlreichen guten Bildern versehene Werk ist so recht ein herziges Jugendbuch, um das nicht allein meine Mädchen, sondern auch meine Knaben flott sich gerauft haben. Es enthält prächtige Erzählungen und Märchen, sogar ein feines Lustspiel, es enthält schöngeschriebene Lebensgeschichten von Richard Wagner, Albrecht Dürer, Peter Rosegger und andere, es enthält Naturgeschichtliches, z. B. über Schwämme, Reisebilder aus dem Schwarzwalde, und natürlich auch Gedichte. Und es enthält endlich Belehrungen über allerlei weibliche Kunstfertigkeit und Beschäftigungen, Monogramm- und Weißstickerei u. s. w. und sonst vieles zum Zeitvertreib, als Räthsel, Spiele, Zaubereien und anderes. Wenn dieses schöne Jugendbuch für das vergangene Weihnachtsfest zu spät gekommen ist — bei uns stellte es sich erst knapp um Neujahr ein — so kommt es fürs nächste und für allerhand Geburts- und Namensfeste früh genug. Das Buch bleibt lange neu und ewig jung. M.

Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Erster Jahrgang. (Berlin. Th. Schoenfeld. 1896.)

Wenn Jahrbücher, wie sie sich in der Stadt eingebürgert haben, sich auch auf dem Lande einbauern wollten, so wäre das nur dann ein Gewinnn, wenn die Jahrbücher ähnlicher Natur wären, wie dieses Volksbuch, welches auch im deutschen Süden bald Nachahmung finden sollte. M.

Im Verlage von H. Starke, Großenhain, wurde ein hochinteressantes Werk ausgegeben: **Das heutige Griechenland.** Von Gaston Deschamps. Übersetzt von Oberlehrer Dr. P. Markus. Der Verfasser bietet hier in geistvoller Sprache eine ebenso genaue wie umfassende Darstellung des zeitgenössischen Griechenlands. V.

Schule und Haus. Eine Zeitschrift, welche sich der idealsten Aufgabe des deutschen Volkes widmet, die den Zweck verfolgt, Erziehung und Unterricht auf eine gesunde, wissenschaftliche Grundlage zu stellen, welche den Eltern in allen Erziehungsfragen mit fachmännischem Rathe an die Hand geht, Winke und Weisungen gibt, wie man Kinder in vernünftiger Weise zu guten, fleißigen und klugen Menschen erzieht, wie man kindliche Schwächen, geistige Mängel bekämpft — eine solche Zeitschrift soll in jedem deutschen Hause als theuerer Schatz freundliche Aufnahme finden. (Zu bestellen: Wien, III/1, Streichergasse Nr. 10.)

Die Krabbe'sche Drei-Mark-Bibliothek für junge Mädchen bringt zum diesjährigen Weihnachtstisch in schönem, reichem Gewande: **„Wollt ihr's hören?“** Erzählungen für junge Mädchen von Adelheid Wildermuth. Nichts ist so schwierig, als die richtige Auswahl der Lectüre für die heranwachsende weibliche Jugend. Um so mehr freuen wir uns, in diesen Büchern eine vortreffliche, Herz und Gemüth der Jungfrau fesselnde und veredelnde Lectüre empfehlen zu können. V.

„Für die Jugend des Volkes“ ist der Titel einer vom Wiener Lehrervereine herausgegebenen Kinderzeitschrift. Vor uns liegt das soeben erschienene Jännerheft des 1897er Jahrganges. Tüchtige Pädagogen und Künstler haben sich hier zusammengethan und zur Freude und Belehrung der Jugend eine Monatsschrift geschaffen, welche die Beachtung aller Eltern verdient. Wir können sagen, es gibt keine andere Jugendschrift, die nach Anlage, Inhalt, Form und dem außerordentlich mäßigen Preis (fl. 1·20 pro Jahr) thatsächlich Besseres bieten würde. V.

Büchereinlauf.

Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönwold. (München. F. Bruckmann Actiengesellschaft. 1896.)

Bergvolk. Drei Novellen von Ernst Zahn. (Zürich. Th. Schröter. 1897.)

„Unter Zigeunern.“ Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

„Kismet.“ „Frühlingstage in St. Surin.“ „Schloss Tombrowska.“ Von Joh. Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger. Mit Illustrationen von Rudolf Koeselitz. (Wolfenbüttel. Julius Zwisser. 1896.)

Von **Starkes Novellen-Bibliothek** (Großenhain) liegen bis heute vor:

Eine psychische Frauenkrankheit und andere Novellen. Von Ortwin Reimut Felz.

Aus Nord und Süd. Novelletten von Freiherr von Rothenburg.

Die Teufelsbraut. – Valdivia. Zwei historische Novellen von Maurus Jókai.

Ein Volksfreund. Eine Erzählung aus dem Dorfleben von Ernst Trull. Herausgegeben von dem Österreichischen Vereine gegen Trunksucht. (Wien. L. Rosner 1897.)

Dans ma forêt. (Waldheimat.) Souvenirs du pays natal par Peter Rosegger. Traduits par E. Herrmann et précédés d'une étude par Rodolphe Reuss. (Paris. Librairie Fischbacher. 1897.)

Edel sei der Mensch! Gesammelte Gedichte von Karl Landsteiner. (Wien. Alfred Hölder. 1897.)

Ebbe und Flut. Gedichte von L. Rafael. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1896.)

Gottfried Doehlers Gedichte. (Gera. A. Nugel. 1896.)

Passifloren von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henckell. (Zürich. Karl Henckell.)

In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer von Felix Stillfried. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.)

Grüne Sachen. Von W. Riegler. (Wien. H. H. Hitschmann. 1897.)

Ohne Compass. Von B. Lothar. (Dessau. Paul Baumann.)

Bilde den Geist! Ein zuverlässiger Führer und Rathgeber bei der Wahl unserer Lecture. Herausgegeben von Anny Wothe. (Leipzig. Adolf Mahns Verlag.)

Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes von Josef Pommer. (Wien. Deutscher Volksgesang-Verein. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten“.

J. W., Bregenz: Denken Sie an das Wort Curtius': Man kann nicht Ideale zur Wirklichkeit machen, aber niemand kann ohne Ideale wirken.

P. L. H., Wien: Singen Sie jenem Bagatell-Process-Hansel das Schnaderhüpfel vor:

Da Teufel und da Toad,
Die selbn hobn an Stritt;
Da Teufel hot a Schwoaferl,
Da Toad, der ho's nit.

A. J., Eger: Ihre Annahme ist eine irrthümliche. In den 1872 erschienenen „Volksliedern aus Steiermark“ ist von Volksliedern, die aus Eger stammen, keine Rede.

A. R., Wels: Kleine und auch heitere Geschichten von Anzengruber finden Sie in seinen „Dorfgängen“ und „Kalendergeschichten“, Verlag Cotta, Stuttgart.

M. G.: Für Ihre Söhne sei das Institut des bewährten Pädagogen und Schriftstellers Friedr. A. Kienast in Salzburg, Auerspergstraße 52, bestens empfohlen.

M. L., Göttingen: Respect vor den Friedensfreunden! Denken Sie nur, dass die Rüstung für den Frieden noch kostspieliger ist, als die für den Krieg, weil Geduld schwerer zu haben ist, als Pulver.

B. A., Wien: Die Geistererscheinungen in Ihrer Gespenstergeschichte würden uns nicht genieren, aber dass darin ewig kein Geist erscheint, will uns verdrießen.

F. P., Graz: Der Verfasser des interessanten Buches Massimo d'Azeglio ist Lill von Lilienbach.

R. V., Graz: Neuerdings aufgesessen. Noe ist gar keine historische Person, sondern nur eine Gestalt aus der hebräischen Mythe.

Berger, Wien: Zu jedem Jahrgang des „Heimgarten“ können Sie Einbanddecken haben, und zwar in Grün, Roth, Braun und Blau.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

März 1897.

6. Heft. 21. Jahrg.

Die Frau mit der weißen Leber.

Novelle von **Hans Grasberger.**

I.

Eine tiefe schmutzige Ledertasche an breitem Riemen hat er um, hohe Röhrenstiefel an, einen langen Stecken in der Hand, und in der Tabakspfeife läſst er sich das Feuer selten ausgehen. Gut zu Fuß ist er, den Bart läſst er sich wild stehen und ein braungebeiztes Holz muſs sein, woraus sein Gesicht geschnitten ist.

Und das ist der Briefbote, der, wie eigens dazu aufgezogen, den Graben aus- und einzieht und an der Sonn- wie an der Schattenseite oft zu den hintersten Bauern emporsteigt. Seitdem die Gegend sich auf den Holzhandel eingelassen hat und im breiteren Thal vorn ein Bahnhof steht, ist ohne den Briefboten kein rechtes Auskommen mehr. Beim Postamt stellt er sich aber pünktlicher ein als bei den einzelnen Gehöften herinnen; denn was die Abgabe der Sendungen anbelangt, läſst er gern mehreres zusammenkommen. Wozu hätte er denn ein Auge dafür, welches Schreiben Eile hat und welches nicht? Wozu wären auch wohl die Sonn- und Feiertage, als damit die Leute von weither in und vor der Kirche, sowie im Wirtshaus zusammenkämen?

Also erleichtert sich der Mann die Arbeit, soviel er kann; denn er muss Kraft behalten, weil er's nicht bloß mit geduldigen Briefschaften zu thun hat, sondern weil oft auch unvermuthete Botengänge auskommen und mündliche Anfragen zu bestellen sind.

Und das ist gerade heut' wieder der Fall. Es ist Leonharditag, und der darf schon des lieben Viehs wegen nicht völlig „abgeschafft" werden. Es kommt daher zu einem besseren Gottesdienst und schon vor demselben ist die Wirtsstube ziemlich voll. Denn zum Herumstehen im Freien ist der trübe November keine gute Zeit.

Also trat der Briefträger unter die Platzwirt-Gäste, und nachdem er den einen und anderen, die er zu bedenken hatte, mit sicherem Blick herausgefunden, langt er schweigend in seine Tasche. Dem Zuschnitt nach waren's Bauernbriefe, die er abgab, und mit solchen macht man weniger Umstände, als mit Botschaften vom Buam an's Deandl oder umgekehrt. welche Zuträgereien mitunter eine gewisse Heimlichkeit beanspruchen. Und nun er sein schriftliches Geschäft abgethan, bleibt der Bot' noch mitten in der Stube stehen und sagt nicht ohne boshaften Stich im Ausdruck: „Ich erlaube mir auch zu vermelden, dass die Kalteneggerin wieder einmal — Witfrau geworden ist; seit gestern Nacht hat sie einen Seligen mehr. Damit will ich ja nicht kränken, so einer der Anwesenden vielleicht von der verehrten ‚Freundschaft' sein sollte; aber merkwürdig ist's und bleibt's."

Der Schaffnerbauer drauf — er ist Kirchenvater und sitzt beim schmalen Fenster, durch welches man ums Eck schauen kann, und er nimmt's gern genau — also der Schaffnerbauer drauf: „Briefbot, ist das wieder eine Red'! Die Kalteneggerin kann einmal nur, und nicht öfter Witwe werden. Aber wie oft die Zugewanderte auf dem Hochleitnerhof bei uns schon Witwe geworden, das ist eine andere Frage! Und der Kaltenegger Sepp hat's schnell gemacht, grad' wie die anderen vor ihm auch, und ihm ist die ewige Ruh' und 's ewige Licht zu wünschen. Der Bader hat seinen Schein eingeschickt, der Herr Pfarrer weiß schon um die Sach', und morgen nach der Mess' ist die Leich'. Sie, die Hochleitnerhoferin, wird wieder vor lauter Schmerz nicht dabei sein mögen."

„Ihr habt recht, Schaffnerbauer, und an Euch ist ein Advocat verdorben", antwortete der Bot', keineswegs verletzt darüber, so für seinen weiteren Gang mit einer Nachricht bereichert worden zu sein. „Also morgen früh schon ist die Leich'!" Er leerte sein Glas, stieß mit dem Stecken auf und war schon auf dem Weg zum Gemeindeamte und zum hinteren Wirt.

Kalteneggers Tod hat so wenig überrascht, als handelte sich's um etwas Gewöhnliches, Selbstverständliches. Nur der eine und andere in

der Stube schüttelt bedenklich das Haupt. Doch ja, ganz läſst man die Neuigkeit immerhin nicht fallen.

„Wie lang hat's denn der ausgehalten?" fragte man halblaut.

„An die zwei, dritthalb Jahr mag's sein", lautete die Antwort; „sie hält immer so ziemlich dieselbe Zeit ein."

„Eine Schand ist's halt doch", meint man am anderen Tischende; „sie bringt uns noch um die hübschesten Burschen. Läſst sich denn gar nichts dagegen thun?"

„Bisher", sagt der Schaffnerbauer mit Nachdruck, „ist noch alles mit rechten Dingen zugegangen: beim Notar, beim Pfarramt, vor dem Altar und beim Begräbnis auch. Was drinnen vorgeht, sieht man dem Hochleitnerhof außen nicht an. Und es ist ihr auch immer wieder einer auf den Leim gegangen. Begreiflich; Vermögen hat sie, und auf diese Art behält sie's alleweil hübsch beisammen."

„Du, die versteht's!" ruft die muntere Kirchenbäuerin aus. Sie sitzt bei ihrem Mann, dem Lipp, dem sie einen Stoß mit dem Ellbogen versetzt.

„Sei so gut!" erwiderte der, „möchst mich vielleicht auch schon unter der Erde haben?"

„Versteht sich, Lapp, versteht sich! Ich hab' dich doch lang' genug schon für Zeit und Ewigkeit."

Zu diesen Scherzreden lächelt zufrieden der alte Kirchenbauer, der ein Einsehen gehabt hat und frühzeitig in die „Ausnahm'" gegangen ist, um die jungen Leute schaffen zu lassen.

Franz aber, Lipp's jüngerer Bruder, der vierte im Kleeblatt, merkt auffallend ruhig auf, was hin uud her gesprochen wird. Er ist seit einigen Tagen erst vom Militär zurück, wo er's zum Corporal gebracht hat. Ehe er einrücken hatte müssen, war er eine Zeitlang auf einer landwirtschaftlichen Schule. Schon von daher hat er weitere Einsicht und Unternehmungslust, aber ohne Geld und Besitz weiß er nichts Rechtes anzufangen damit. Nicht daſs er etwa seinem Bruder neidete; er kommt mit ihm und der Schwägerin gut aus, möcht' ihm aber nicht im mindesten zur Last fallen. Er greift gern zu und scheut die Arbeit nicht, und insofern wäre er daheim kein Überflüssiger. Doch da einen Knecht abzugeben, könnt' ihm auf die Dauer nicht behagen. Er möcht's auch selbst zu etwas bringen, und man kann ihm das nicht verargen.

Franz, der Corporal, also schenkte dem Ereignisse und dem Gerede, das sich daran knüpfte, die meiste Aufmerksamkeit. Er wuſste selbst nicht, warum, und man hätt' es ihm auch nicht angesehen. Aber es war seine Art, die Leute reden zu lassen, und sich seinen Theil daraus zu entnehmen. Er hätte gern noch mehr erfahren von den Seltsamkeiten der Hochleitnerhofbesitzerin, und warum der Kaltenegger so früh ins Gras

hat beißen müssen. Aber es sitzen Bauern, selbständige Bauern um ihn herum und von solchen wollt' er lieber angesprochen werden, als ihnen lästig fallen mit vorlauten Fragen. Und weiß nicht auch sein Vater Bescheid? Diesem flüstert er, als es zum Aufbruche kam, in der That heimlich zu: „Vater, lasst die beiden vorausgehen; zeigt mir den Hochleitnerhof, wenn er in der Nähe ist; ich kann mich nicht erinnern auf ihn."

„Bist ja so lang fort gewesen, Franz", sagt der Alte darauf. Und zum jungen Paar gewendet, fährt er fort: „Kinder, ihr habt leichtere Füße, ich komme bald nach; der Brandnerriegel ist weniger ‚stickel'. Der Franz geht eh mit mir, falls mir etwas zustoßen sollt'!"

Er prahlte gern mit seiner Hinfälligkeit, hatte es aber nicht noth.

II.

Vater und Sohn stiegen schon eine Weile bergan und wechselten noch kein Wort. Das hat keine Eile, und der Alte soll anheben, er ist der Gefragte. Und 's Wetter verdient just auch kein Lob. Ein feuchtkalter Wind geht; der graue Tag hat sich kaum gelichtet; in der Tiefe, dem Wasser nach, spinnt sich noch der Nebel fort. Das Laub, das noch nicht abgefallen, hängt verschrumpft und verdrießlich an den Ästen; was grüner Sammt zuvor, ist kahl und verblichen. Einzig der Hochwald behauptet seine Würde, schaut aber auch umso ernster drein.

„So, von da aus könnt' man fast hinüberrufen zum Hochleitnerhof", fängt der Alte an. „Er kehrt uns seinen Giebel zu, und von dem aus sticht rechts und links ein weites Hirschgeweih in die Luft — mir scheint gar, von einem Sechzehnender, und das ist sein Abzeichen."

„Auf und auf der Wald, gehört er zum Hof?" fragt Franz.

„Das wollt' ich meinen; und 's schönere Stück liegt noch hinterm Rücken bis zum G'scheid hinauf — nicht ein bißchen noch ausgeholzt, sag' ich dir. Und den hat sich die Hochleitnerin zusammengekauft, ehe noch die Bahn zu uns hereingekommen. Versteht sich, ein Revier sollt' er haben, ihr erster hiesiger Mann! Das war dir ein hübscher Mensch, als gräflicher Forstgehilfe; Rieder Alois hat er geheißen, und 's Jägergewand ist ihm so viel gut gestanden. Im Wald hat sie ihn auch kennen gelernt, im Wald ist sie gern herumgestrichen dazumal. Aber kaum hat sie ihn, so läßt er den Wald Wald sein, so sind seine Hunde dick und er selber mager geworden, und wer lieber auf der faulen Haut gelegen, könnt' ich nicht sagen. Er hat sich's eben gut geschehen lassen; wie sie ihm aufgespielt hat, so hat er getanzt, und er hat seine Freud' dran gehabt, und na, bei dem hitzigen Leben ist halt *er* früher draufgegangen als sie."

Als rührt' ihn Rieders Schicksal nicht im mindesten, betrachtet Franz unausgesetzt den gegenüberliegenden Hof. „Das Sträßel rechts muss wohl auch dazu gehören", meint er, „und reicht die vordere Leiten bis in den Graben hinab?"

„Bis zum Wasser, das grad dort ein schönes Gefäll hat", ergänzt der Vater.

„Und wen hat sich die Bäuerin denn nachher ausgesucht?" fragte der Corporal gleichgiltig weiter.

„Sagst Bäuerin? Ja, angezogen ist sie wie eine Bäuerin, und wer ihr nicht auf die Handschuh', nicht auf die feinen Schühlein schaut, könnt' sie auch halten dafür. Auch hat sie zum öfteren dergleichen geredet, als gefiel' ihr das Landleben halt gar so sehr, als könnte sie's anderswo kaum mehr aushalten, und als hätt' sie einen ganzen Narren gefressen an unseren Leuten. Aber sein thut sie eine Städtische, eine Vornehme von Haus aus, und einen alten General, oder Hofrath, oder Baron, was weiß ich, soll sie geheiratet haben als ein blutjunges Deandl. Bei dem mag sie's wohl kalt gehabt haben, aber dafür hat sie 's Vermögen von ihm, wie man sagt. Ihr Notar könnt' 's Gewissere wissen. Der ist ein schmächtiges, aber pfiffiges Männlein mit Fuchsaugen, für die kein Hühnerstall zu finster ist; man braucht kaum mau zu sagen, so hat er schon heraus, was man will. Ich mein' alleweil, das ist der Zutreiber. Doch wer auf den Rieder Alois gekommen ist, willst du wissen? Vom Vordereckbauer der jüngere, der Xaverl, ist's gewesen, ein Bürscherl wie Milch und Blut; voller Leben, dass alles „gefippert" hat in ihm. Mei, gejuchezt, gesungen, Zithern geschlagen hat keiner schöner wie er; der lustigste Einfall ist immer von ihm ausgegangen. Dabei lichte Kinderaugen und die gute Stund' selber! Bei einer Hochzeit ist er der Unguten aufgefallen und ja, sie singt selber auch, weiß alle Tanzliedln auswendig und kennt sich auf dem Clavier aus. Er vergafft sich in sie und sie hat's auf'n Gimpelfang abgesehen. Aber sind dem armen Xaverl die Augen aufgegangen! Geschämt hat er sich vor sich selber, nicht mehr unter die Leut' hat er sich getraut, und zu trinken hat er angefangen, so still vor sich hin. Und wer schon verzagter Weis' am Wasser steht, kriegt von hinterwärts noch leicht einen Gnadenstoß. Fallen hat sie ihn lassen und sich unter der Hand um einen anderen umgesehen. Und ja, mein Franz, so geht's auf der sündigen Welt! Um den Xaverl ist mir noch immer leid."

„Ob auch eine Säge, eine Mühle beim Hof sei", fragte der Corporal, als hätt' er kaum mit halbem Ohr zugehört, wie der Vorderecker Jüngere zuschanden gekommen.

„Eine Mühl', eine Säg', ich glaub' nicht, dass so was zum Hof gehört hätt'!" antwortet der Vater. „Du schaust dir das Anwesen aber

gut an! Hast recht, man muſs die Sachen zu schätzen wissen, wie s' liegen und stehen, und ich hab' dich ja nicht umsonst auf die Schul' geschickt. Wirst es noch brauchen können!"

„Eine Säg' oder Mühl'", fuhr der Alte fort, „ja, bei diesem Hof dort hätt's einen Sinn; und vielleicht wär' auch der Kaltenegger Sepp darauf gekommen, wenn man ihn morgen nicht schon begraben müsst'! Dem hätt' ein jeder ein längeres Leben vermeint gehabt. Einen guten ‚Moar', einen tüchtigen Bauer hätt' er abgegeben, und zu der Wirtschaft hat er eine Freud' gehabt. Er hat aus dem Hof was machen wollen, und er hat sich damit bei seinem Weib eine Ehr' einzulegen verhofft. Aber was ist der die Wirtschaft, was der ganze Hof? Der stecken andere Gedanken im Kopf, die juckt's anderswo! Bua- und Deandl-spielen ihr Lebtag und in die Ewigkeit hinüber, das ist ihr Sinn und Trachten; glaub' mir's, mei Bua! Und der Sepp ist schwach genug gewesen, darauf einzugehen, nachdem er 's Bessere so wie so nicht hat durchsetzen können."

„Dann weiß der Vater wohl auch nicht, wer jetzt ‚Moar' oder Wirtschafter oder Verwalter im Hochleitnerhof ist?" warf Franz der Corporal zerstreut dazwischen.

„An Knecht und Dirn kann's drüben nicht leicht fehlen, und wenn die nicht auf ihren Vortheil sehen, müssen sie blind sein. Ich möcht' keins von dort drüben in Dienst nehmen." So versicherte der — Ausgedinger.

Seinen eigenen Gedanken nachhängend, fragte Franz weiter: „Gar so jung kann die Gutsfrau denn doch nicht mehr sein?"

„O, bei der ist der Mannsverbrauch wie im Krieg, aber bei ihr selber zählen die Kriegsjahre nicht doppelt! Sie hat früh angefangen und ist noch gar nicht schlecht beisammen. Braun im Gesicht ist eine dauerhafte Farbe; im schwarzen Haar noch kein weißer Faden! Dreißig und etliche Jahr' ist noch kein Alter. Und hergerichtet ist sie immer aufs Beste, das versteht sich. Und doch, dies hungerige Geschau aus verschwollenen Augenlidern heraus: na, ich möcht' sie nicht anrühren, ich als ein Alter nicht!"

Und bei dieser Betheuerung wandte sich der Alte, um obenhin, ebenaus heimzu zu kommen.

„Nichts für ungut, Vater! Aber habt Ihr alleweil solch einen Grausen gehabt?" fragte der Corporal lächelnd, neckend.

„Mit Weibern, die eine weiße Leber haben, hätt' ich nie was zu thun haben mögen", erklärte der Vater.

„Gehört hab' ich von solchen, aber ich glaub' nicht recht dran."

„O mein lieber Bua, du kannst noch viel erleben, nur alt musst du werden dazu! Ich red' nicht gern von solchen Sachen, und worin sie

ihren Grund haben, und ob nicht der Teufel dabei sein Spiel hat und wozu es derlei Menschen geben muss, das weiß ich nicht. Aber ich hab' dir selber eine gekannt. Draußen im Markt eine Keuschlerin, eine Weberin ist sie gewesen, und nicht einmal jung mehr oder schön. Die hat sich in der kürzesten Zeit die Hammerschmiedgesellen kirr' gemacht, dass sie ihr nachgegangen sind wie Lamperln, aber auch hingeschwunden sind, wie Butter in der Sonn', einer nach dem anderen; völlig zum Erbarmen ist's gewesen!"

„Was Ihr sagt, Vater! Aber da schaut schon das lustige Paarl nach uns aus. Es wird schon aufgetragen sein — fürn Mitzehrer auch."

„Wie du nur so reden kannst, Franz! Oder hast du dich zu beklagen über deinen Vater?"

„Auch übern Bruder nicht, bei Gott! Aber ich möcht' auch selbst was vor mich bringen können."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Schad', dass es bei uns heraußen keine Schneeschaufler gibt!"

„Na, Ihr kennt halt die Einquartierung noch nicht recht. . . ."

Und so sind die zwei übern Brandnerriegel heimgekommen.

III.

Für den Thätigen, dem nichts Rechtes unter die Hände gerathen will, wird der Winter noch einmal so lang, als er ohnehin ist. In einer geordneten Wirtschaft hat Bauer, Knecht und Dirn auch die strenge Zeit über leidlich zu thun. Kommt aber eine überschüssige Kraft dazu, so ist das Gleichgewicht gestört und die Uhr geht vor. Als fünftes Rad, das den Wagen nicht besser, nicht sicherer fahren macht, fühlte sich denn auch Franz, der Corporal.

Er hat überall mitgeholfen, beim Dreschen, beim Holz-, Heu- und Streuführen, beim Futterschneiden und Spänekliebeng, aber damit nur eine ungebetene Überstürzung erzielt, und je weniger er's zu hören bekam, desto eindringlicher sagt' er sich's selber. Wohl, er konnte sich auf anderes werfen, wobei ihm seine Soldatengeschicklichkeit zustatten kam. Er schärfte, was stumpf, putzte, was rostig war, schnitzte, um dem Rechen einen fehlenden Zahn, der Leiter eine morsche oder lockere Sprosse zu ersetzen, und besserte an Kummeten und Halftern, an sonstigem Riemzeug und Geschirr. Selbst Schloss und Riegel ließ er nicht ununtersucht, und an Zaun, Fallthor und Überstiegel draußen macht' er sich zu schaffen, wenn Thauwetter eingetreten war. Auch mit Krampen und Schaufel die Unebenheiten der Wege auszugleichen, versucht' er's mehrmals, und richtig, zum Schneeschaufeln ist es auch gekommen! Aber mit alledem wurde er noch immer viel zu früh fertig. Auch hat er längst bei Span- oder

schwindsüchtigem Talglicht seine Abenteuer aus dem Militär- und Wanderleben zum Besten gegeben.

Am liebsten sitzt er beim Vater im Austragstübel, Pläne schmiedend, dies und das erwägend, plaudernd, rauchend. Letzteres sogar hätte seine Schwierigkeit gehabt, wenn nicht der Alte mit seinem klug beiseite gelegten Sparpfennig hätte aushelfen können. Wohl hat Franz sein mütterliches Erbtheil auf dem Hause liegen. Es ist nicht viel, aber immerhin etwas, und er könnt' es füglich „herausziehen". Das brächte aber die junge Wirtschaft des Bruders in Verlegenheit und könnte diese auch schwanken machen, während er selbst weder zu schwimmen noch zu fliegen vermag: um alles in der Welt darf das nicht geschehen!

Also Geduld, bis wieder die Wasser fließen, Mühl' und Sägen gehen, die Straßen mit Fuhrwerk sich beleben und in den Werkstätten das Pochen und Hämmern zunimmt. Dann will er thalauf und -ab wandern, da und dort Anfrage halten und sich als Arbeitswilligen bekannt machen.

Die Eisenbahn ist auch für Arme, Thätige. Was man an sie entrichtet, erspart man sich oft an Zeit und Schuhwerk, und im Wartesaal, im Waggon hat sich nicht selten schon eine nützliche Bekanntschaft angeknüpft. Auch Franz der Corporal fährt mitunter, wenn er ins breitere, ins Flussthal hinauskommt. Und so hat er eines schönen Tages seine Karte gelöst, der Zug ist aber noch nicht herangekommen, das Zeichen seiner Annäherung noch nicht gegeben worden.

Der Bahnhof ist ein breites Gebäude; an die ämtlichen Räume schließt sich rechts die Wohnung des Stationschefs an. Der vorderste Theil derselben ist eine Art Salon — vielleicht zugleich der als solcher selten benutzte Wartesalon erster Classe. Es steht ein Clavier darin; man lauscht den Tönen, die durch die halbgeöffnete Thür von ihm herausdringen, denn es wird von kundigen Händen gespielt.

Franz ist nicht der einzige Neugierige, der ins anstoßende Gemach späht, um zu sehen, von wem dieser nicht unwillkommene Zeitvertreib herrührt. Aber während andere sich mit einem leisen Lächeln, mit einem geheimnisvollen Nicken gegen einander bald wieder vom Thürspalt abkehren, hält der Corporal davor nicht wenig überrascht.

Eine Bäuerin spielt, und sogar ohne Notenblatt vor sich, auswendig, und sie ist ganz bei der Sache, sie versteht das Zeug.

Richtig, die muss es sein! sagt sich Franz, indem ihm der Brandnerriegel einfällt und was der Vater ihm alles auf demselben erzählt hat. Schon gewahrt er auch die feinen Handschuhe, und diese so leicht hinzuwerfen auf den Deckel des Klangkastens, das trifft nicht die Nächstbeste. Mei, gar die Schühlein — ein Schuster, der auf die „Stör" geht, träumt sich so was nicht einmal. Sonst aber will sie ganz Bäuerin

sein, lehnt doch auch ihr rothes Parapluie am Fenster! Aber freilich, Zeug und Stoff muss kostbarer sein, und sitzen muss alles besser! Hier macht sie Aufsehen damit, auf den Bauernbällen in der Stadt aber sieht man derlei eitle Nocken dutzendweis. Und wie lang ist's denn schon, dass man ihren Dritten oder Vierten begraben hat? Vom überflüssigen Geld, vom Müßiggang kommt alle diese Narretei her! So viel ist sicher: ein ernstes Gemüth ist ihr nicht zuzutrauen. Doch was geht's mich an? Die Hochleitnerhoferin ist's, und diese Bekanntschaft ist mir billig zu stehen gekommen.

Mit solchen Betrachtungen unterhält sich der Corporal, und nun ertönt das erste Zeichen, die Bäuerin im Salon klappt das Clavier zu — ihr also gilt's, sie fährt mit dem Schnellzug, aufwärts, heimzu.

Und merkwürdig, nun sie unter die Leute, in die Halle heraustritt, vermeidet jeder sichtlich, sie anzusehen. Der eine vertieft sich in die Fahrordnung, und in die ausgehängten Preislisten der andere; ein Dritter nähert sich dem Gepäcksschalter, und die grellen Landschaftsbilder über den Anzeigen auswärtiger Bahnen üben plötzlich eine große Anziehungskraft aus. Lauter Rückenfiguren, an denen die Oftverwitwete vorüber muss! Doch nein, ein altes Mütterchen und der Corporal bilden Ausnahmen.

Ersteres hat ein so ängstliches Geschau, als wollt' es sich bekreuzen, als hätt' es einen weiblichen Gottseibeiuns gesehen. Franz aber ist es schon als Militär gewohnt, freisam Umschau zu halten, auch auf die Gefahr hin, von fremden Blicken gemustert zu werden. Ihm entgehen daher die Haltung, die Mienen, die Augen der seltsamen Frau nicht, und auch in dem Blicke der letzteren zuckt es auf, nun sie an dem strammen Manne vorbeikommt. Die hat sich der Vater gut angeschaut, meint Franz für sich; das braune Gesicht sieht aus, als wenn es nie schwitzen könnt', und solche Augen mag die Schlange im Paradies gehabt haben.

Franz der Corporal that übrigens an diesem Tage lauter Metzgergänge. Wo er auch anfragen mochte, die Auskunft lautete wenig tröstlich. Dass er persönlich keinen ungünstigen Eindruck ausübte, das durft' er sich gestehen, das war aber auch das einzige Ergebnis, welches er heimbringen konnte.

Der Abendzug sollt' ihn an seine heutige Ausgangsstation zurückbringen. An der Cassa stieß er nahezu mit einem schmächtigen, geschäftigen Männlein zusammen, bei dessen Anblicke er unwillkürlich wieder an den Brandnerriegel denken musste.

„Entschuldigen Sie, mein Herr!“ sagte er artigkeitshalber.

„Die Ungeschicklichkeit ist meinerseits“, entgegnete das Männlein, den stattlichen jungen Mann messend. „Ich bin hier herum bekannt wie 's schlechte Geld, und seh' Euch doch zum erstenmal.“

„Ich bin der Jüngere des Kirchenbauers im oberen Graben.“

„Militär?“

„Reserve-Corporal.“

„Meine Wenigkeit ist Doctor Schmidt, Notar.“

„Ihr Ergebener! Franz Aigner schreib' ich mich.“

„Werdet es langweilig finden im heimischen Graben.“

„Suche Arbeit, Pacht, Unternehmung, was es auch sei; bin auch auf der Landwirtschaftsschule gewesen.“

„Alle Achtung! Es wird sich unschwer was finden. Sollt' ich etwas hören, mit Vergnügen.“

„Ich danke im voraus, Herr Doctor.“

„Auf Wiedersehen, Corporal Aigner!“

So das kurze Zwiegespräch.

Zum Sitzkameraden konnte Franz das rührige Herrlein wohl nicht haben. Er hat dessen Person und Wesen auch nicht recht ausgenommen, wohl aber ließ ihn der Fuchsblick nicht im Zweifel, mit wem er sich unterhalten.

Aussicht wenig, aber Abenteuer genug! sagt sich Franz, indem er, sich selbst überlassen, in den Graben einlenkt. Dass ich gerade die zwei kennen gelernt hab', nimmt sich fast bedeutungsvoll aus. Oder spuken in mir noch die Brandnerriegel-Geschichten zu viel nach?

IV.

Feierabend war, und die Kirchenbauersleute, der Vater mit den zwei Söhnen und mit der munteren Schwiegertochter, saßen vor dem Hause auf der Bank. Die Ruhe thut wohl, der Blick thalabwärts ist schön, der Schatten rückt geräuschlos aus der Tiefe empor, hoch und höher. Nur ab und zu spricht eins oder das andere ein Wörtlein, das von gutem Einvernehmen zeugt und sich um die Arbeit der nächsten Woche dreht. Die Männer rauchen.

Franz der Corporal ist also noch immer zu Hause. Etwas, das ihm zusagen könnte, darnach er freudig griffe, hat er noch nicht gefunden. Eine Sagmeisterin draußen, wo die zwei Bäche zusammenrinnen, ist zwar halb und halb willens, ihn „aufzunehmen“, aber ihr Werk ist in einem üblen Zustande und sie will nichts daranwenden, denn sie ist knauserig und glaubt, dass ihr so wie so keine Kundschaft abtrünnig werden könne. Auch hat Franz schon erwogen, ob er nicht bei der Gendarmerie eintreten oder sich um eine Stelle als Schreiber, Diener, Aufseher bei irgend einem Gericht oder Steueramte bewerben sollte. Die Gendarmerie hieße ihn wahrscheinlich schon als geschulten und belobten Soldaten willkommen, aber ihr Dienst kam ihm bei seiner Schaffenslust doch hauptsächlich nur wie ein müßiges Herumstreichen vor, und gar zu einem Amtsdiener hielt er sich für zu wenig alt und stumpf. Also muss er sich noch weiter

gedulden und warten, was ihm selbst schwerer fällt als den Seinen. Er klagt zwar nicht, aber nachdenklich und einsilbig ist er geworden.

Auf einmal bemerkt der Alte: „Da stapft ja gar der Briefbot' zu uns herauf! Musst leicht wieder einrücken, Franz?"

„Wüsst' nicht, dass man in der schönsten und genöthigsten Zeit Waffenübungen vorhätt'", antwortete der Corporal.

Man ließ den Boten ruhig herankommen. Und dieser händigte dem Soldaten ein Schreiben ein, das ein amtliches Aussehen hatte; und recht einfältig sollt' es klingen, indem er sagte: „Grad solch ein Brieflein hab' ich auch im Hochleitnerhof drüben abgegeben."

„Ich hab' Euch nicht gefragt darnach", erwidert Franz verdrießlich, das Schreiben öffnend und lesend. Die „Lichten" reichte eben noch aus dazu.

Der Alte aber ist unruhig geworden, und auch das lustige Paarl kann sich einer bänglichen Spannung nicht erwehren.

„Na?" drängte der Vater.

„Lasst doch nur erst die Plaudertaschen übern Rain sein!"

So gleichgiltig als möglich theilt Franz mit: „Der Notar Doctor Schmidt schreibt mir, er habe meinethalben wegen einer Arbeit oder Anstellung mit der Besitzerin des Hochleitnerhofes gesprochen und ich thäte gut, morgen gegen Mittag der Gutsfrau meine Aufwartung zu machen."

„So, mit diesen Leuten hast du dich eingelassen, und so weit schon bist mit ihnen? Franz, Franz, das hätt' ich von dir nicht erwartet!" klagt der Alte, und sein Gesicht ist spitz und bekümmert.

Der jungen Kirchbäuerin treten schon Thränen in die Augen: „Hältst du's denn gar nicht aus mit uns, lieber Schwager? Schau, wir thäten zusammen sparen, dass du bald was Eigenes anfangen könntest. Mit der drüben wirst keine Ehr' aufheben." So jammert sie.

„Ja, Bruder, zu gut für sie bist, und nach ihrem Geld möcht' ich nicht die Hand ausstrecken! Ich kann mir's nicht denken, dass sie auch einen Kirchbauerischen drankriegen sollt' und dass wir dir ins frühe Grab nachsehen müssten."

Und indem er so sprach, stieg's dem jungen Bauer heiß zu Gesicht.

„Na na, Vater, Bäuerin, Bruder, ihr thut ja grad so, als sollt' ich morgen zur Hinrichtung ausgeführt werden! Bin ich noch der Franz, oder bin ich's nicht, der sich bisher rechtschaffen durch die Welt geschlagen hat? Wer mich kaufen will, kriegt mich nicht billig. Arbeit such' ich, und das ist keine Schand'! Der Boden um den Hochleitnerhof ist nicht schlechter als anderswo."

Mit derlei Worten suchte Franz zu beruhigen und erhitzte sich doch selbst dabei.

Der Vater darauf: „Wenn die Sach' gar so unschuldig ausschaut, warum hast du uns denn dann nicht erzählt, wann und wie du mit diesen braven Leuteln zusammengekommen bist?"

„Weil früher nichts dran war, und weil die Sach' erst jetzt ein Gesicht kriegt. Und spassig genug ist's zugegangen, wie ich an einem Tag die falsche Bäuerin am Clavier hab' gesehen und mit ihrem spindeldürren Notar zu Red' gekommen bin, und dass der Notar an mich denkt, das heißt Worthalten, und auf das hab' ich mein Lebtag viel gehalten."

So Franz, und er suchte einen launigen Ton anzuschlagen, indem er von den beiden Begegnungen umständlich Meldung that.

Aber das Bangen wich doch nicht von den Seinen.

„Gelt, Schwager, du bleibst?" schmeichelte unter Thränen die junge Frau; „du musst ja der Göd sein, wann wir was Kleines kriegen in die Wiegen."

„Nein, liebe Bäuerin, ich geh' und muss gehen, auf dass ich mir später keinen Vorwurf zu machen hab', wenn ich vielleicht noch länger aus eurer Schüssel ess'. Und der Göd wird immer bei der Hand sein."

Die gute Seel' hielt's draußen nicht länger aus; sie trat in die rauchige Küche.

Der Bruder aber sagte: „Schau, Franz, ich kann mir nicht helfen: Lieber wüsst' ich dich beim Militär noch, lieber im Krieg, als bei der drüben. Sie muss den Teufel im Leib' haben und du wärst der Vierte ... wär's denn nicht doch Schad' um dich, und müsst' mir's nicht die ganze Welt verdenken, dass ich dich fortgelassen hab'?"

Und Franz darauf: „Bruder, du bist so wenig wie ich ein Hasenfuß, der Angst haben sollte vor einem Weib. Und vorderhand handelt sich's nicht um den Vierten oder Fünften, sondern um ein Stück Arbeit, und ob mir diese zusagt. Ich wünsch' dir ein langes Leben, Lipp, aber, weiß Gott, mir selber auch."

„Lass ihn, Lipp, lass ihn!" mahnte der Vater kleinlaut. „Wenn der sich einmal seinen Dickschädel aufgesetzt hat, ist ihm weder zu rathen noch zu helfen mehr. Und die Hex' drüben müsst keine weiße Leber haben, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen sollt'. Aber dass auch ein Meiniger dran muss, das hätt' ich mir freilich nicht vermeint für meine alten Tage."

„Vater, was Ihr meinen Dickschädel nennt, sind Hände, die fleißig sein wollen, und ein fester Vorsatz. Dass ich mich wegwerfe, habt Ihr noch nicht erlebt und werdet Ihr auch mit Gottes Hilf' in Ewigkeit nicht erleben. Die Hexen aber fürcht' ich nicht, ob sie nun eine weiße oder eine blutige Leber haben."

„Da hat man's ja!" schloss der Alte seufzend, indem eben der helle Ruf erscholl: „Männer, aufgetragen ist."

Das Nachtmahl verlief zwar friedlich, die Gesichter hellten sich aber doch nicht auf dabei.

(Schluss folgt.)

Das, was die Sterne sagen.

Aus: „Dans ma forêt“ par **Pierre Rosegger,**[1]) ins Deutsche übertragen von
Hans Malser.

Naturforscher und Dichter sagen übereinstimmend, dass die Sterne viel leuchtender erscheinen in den Waldländern, als anderswo. Das ist eine Erscheinung der Reinheit und der Feuchtigkeit der Luft, sagen die ersteren. Die anderen behaupten, dass der Himmel mit einem reineren und süßeren Schein über diesen Einsamkeiten leuchtet, weil die Menschen, die sie bewohnen, einfach und gläubig sind.

Eines Abends, als ich neben meinem Vater saß auf der kleinen Holzbank unter den Fichten, sagte er zu mir: „Du bist mein liebes Kind. Und jetzt schau den Himmel an. Die Augen Gottes sehen uns von oben.“ Der Gott, der die Haare auf unserem Kopfe zählt, muß ja gewiss hunderttausend Augen besitzen. Und ich war glücklich zu sehen die Augen des guten Gottes mich anblinzeln, als ob er mir etwas zu hören geben wollte. Aber ich konnte nicht verstehen, was er mir sagte, und ich entschloss mich, nur sehr brav und sehr folgsam zu sein, besonders in der Nacht, wenn der gute Gott mit seinen hunderttausend Augen die guten Kinder und die schlimmen zählt und sie gut ansieht, um sie einst beim jüngsten Gericht zu erkennen. —

Ein andermal war ich auf derselben Bank an der Seite meiner Mutter gesessen. Es war spät, und sie sagte mir: „Du bist ein sehr kleiner Mensch, und die kleinen Leute sollen sich niederlegen zu dieser Stunde. Siehe, es wird ganz dunkel, und die Engel zünden oben schon die Kerzen an im Hause des guten Gottes.“

Diese Worte waren nicht geeignet, um einem Kinde Lust zum Schlafen zu geben.

„Die Kerzen im Hause des guten Gottes!“ wiederholte ich sehr gespannt.

„Gewiss, das ist die Stunde, wo die Heiligen zurückkehren aus der Kirche, und im Hause gibt es eine große Tafel, um welche sie sich alle setzen um zu nachtmahlen, und die Engel fliegen herum im Saale und zünden die Lichter an und auch den großen Luster, der in der Mitte ist, und dann holen sie ihre Flöten und Geigen, um Musik zu machen.“

---

[1]) Dans ma forêt. Souvenirs du pays natal par Pierre Rosegger. Paris. Librairie Fischbacher. 1897.

„Musik!“ sagte ich, in meiner Einbildung das ganze Bild vor mir. „Und Michel, der Wollzupfer, ist der auch dort?“

Michel, der Wollzupfer, war ein alter Blinder, welchen die Waldbauern aus Mitleid ernährt hatten und welcher ihnen die Wolle zupfte. Er war einige Wochen vor diesem Gespräch gestorben.

„Ja“, antwortete meine Mutter. „Michel sitzt ganz neben dem guten Gott, alle Heiligen ehren ihn sehr, weil er so arm und verachtet war in dieser Welt und weil er sein Elend mit so viel Geduld getragen hat.“

„Und wer gibt ihm sein Essen auf den Teller?“

„Wer willst du, dass es sein soll, wenn es nicht sein Schutzengel ist?“ So die Mutter, aber sie verbesserte sich: „Wie du dumm bist! Michel hat jetzt nicht mehr der Hilfe nöthig, im Himmel ist er nicht mehr blind. Er sieht seinen Vater und seine Mutter, welche er nie auf Erden sah. Er sieht den guten Gott und die heilige Jungfrau und alle, und uns sieht er auch. Ja, Michel ist jetzt sehr glücklich, er singt und tanzt, wenn der heilige David die Harfe spielt.“

„Tanzen?“ sagte ich, indem ich aufmerksam das Firmament prüfte.

„Und jetzt, Kleiner, geh' schlafen.“

Ich wendete ein, dass man im Himmel erst die Kerzen angezündet hätte und dass man dort gewiss noch nicht schlafen gegangen war; meine Mutter erwiderte im bestimmten Tone, dass man im Himmel machen könne, was man wolle, dass ich sehr brav sein müsse, um dort hinzukommen, dort könnte ich auch dann machen, was ich wollte.

Ich gieng schlafen und hörte diese Nacht die Engel singen. —

Und noch ein andermal war ich gesessen auf der Holzbank mit meiner Großmutter.

„Sieh an, Kleiner!“ sagte sie, mir den Himmel zeigend, „gerade über dem Hausdach, das ist dein Stern.“

Ein kleiner, sehr heller Stern leuchtete auch an diesem Abend über dem Giebel, aber es war das erstemal, dass meine Großmutter mir sagte, er gehöre mir.

„Ja“, setzte sie fort, „jeder Mensch hat am Himmel einen Stern des Glückes oder des Unglückes, und wenn der Mensch stirbt, so fällt sein Stern.“

Gerade in diesem Augenblicke sah ich eine Sternschnuppe, und ich war sehr erschrocken.

„Wer ist jetzt gestorben?“ sagte ich, rasch nachsehend, ob mein Stern noch leuchtete über dem Dach.

„Kind“, sagte die Ahne, „die Welt ist groß, und wir würden Tag und Nacht die Todtenglocken läuten hören, wenn unsere Ohren es wahrnehmen könnten.“

Das beunruhigte mich nicht viel. Denn das Kind ist so begierig nach Eindrücken und neuen Bildern, dass seine Fragen unerschöpflich sind. Ich setze fort:

„Großmutter, wo ist dein Stern?“

„Mein Kind, er ist nahe dem Auslöschen, man sieht ihn nicht mehr.“

„Und war er ein Glücksstern?“

Sie umarmte mich und sagte: „Ich denke es, mein lieber Knabe, ich denke es.“ —

Ein alter Schuster, welcher wie ein Heide sprach, kam zuweilen zu uns: „Die Menschen“, sagte er, „sind nach ihrem Tode nicht im Himmel und nicht in der Hölle, aber in einen Stern, wo sie, wie auf der Welt, geboren werden und ihr Leben wieder anfangen.“

Der Sohn des Schullehrers sagte noch viel unsinnigere Dinge. Er machte seine Studien in der Stadt und kam eines Tages, uns zu sehen. Er sprach von Bären, von Hunden, von Schlangen, welche am Himmel spazieren giengen und auch von einem Widder und einem Walfisch; er behauptete selbst, dass er mit seinem Fernrohr eine Jungfrau gesehen hätte. Dieses Schullehrerssohns wegen war es, dass mein Vater mich nicht wollte studieren lassen.

„Wenn man in der Stadt ähnliche Dummheiten lernt, und wenn man am Himmel nichts mehr sieht, als wilde Thiere, dann habe ich genug von dieser Wissenschaft. Mein Knabe wird zu Hause bleiben.“

Wir hatten eine junge Magd, die viel Geist besaß, die sagte eines Tages etwas, das noch heute mein Herz erwärmt. Sie wollte das von ihrem alten Nährvater haben. Der war ein seltsamer ländlicher Denker, glich nicht aller Welt; er wollte Priester werden, war aber zu arm, und alle Wege waren ihm verschlossen geblieben. Alsdann wurde er Kohlenbrenner. Oft habe ich mich versteckt, um ihn die Messe lesen zu hören, wenn er auf seinem Kohlenmeiler stand, oder wenn er betete mit den Vögeln des Waldes, wie einstmals der heilige Franz. Von ihm ohne Zweifel sind die außerordentlichen Worte gekommen, welche die junge Magd uns eines Abends wiederholte:

„Der Sternenhimmel ist ein unermesslicher Liebesbrief, dessen Wörter von Gold und Silber sind. Gott hat sie vorerst den Menschen aufgeschrieben, damit sie an ihn denken. Nun schreiben sie die Menschen, einer für den anderen. Wenn die, die sich lieben, auseinander müssen, so schauen sie sich gut einen leuchtenden Stern an, welchen sie überall, wo sie sich aufhalten, sehen und erkennen können, und auf welchem sich ihre Augen wieder begegnen. Das junge Mädchen fügte leiser, mit ein bisschen Zögern, bei, einen Stern zeigend, welcher sehr hoch über dem Walde funkelte: „Den, welcher dort leuchtet, sieht diesen Abend auch der Jakob, der Soldat ist, und sehr weit von hier fort. Ich weiß, dass er ihn nicht vergisst, es gibt keinen helleren Stern am Himmel.“ —

Eines Abends wurde ich ziemlich spät an den Rand des Waldes geschickt, um die Rinder weiden zu lassen, welche während des Tages

gearbeitet hatten. Gewöhnlich begleitete mich die gute Großmutter bei diesen späten Ausgängen, aber seit einiger Zeit war sie nicht wohl und blieb zu Hause. Sie versprach mir dennoch, von Zeit zu Zeit unter die Thür zu kommen und zu pfeifen, um zu verhindern, dass ich mich fürchtete in der nächtlichen Stille.

Ich hielt mich etwas beunruhigt an der Seite meiner Rinder, welche begierig die vom Thau nassen Gräser abweideten. Aber ich hörte keinen fröhlichen Pfiff, den sonst die Großmutter so gut machte, indem sie zwei Finger in den Mund that, um unsere Hühner zu rufen.

Das Haus blieb still und traurig. Aus der Tiefe der Schlucht stieg das Murmeln des Wassers, welches ich das erstemal hörte an diesem Orte.

Die Grillen hingegen schwiegen ganz. Der Schrei einer Eule im Wald erschreckte mich so stark, dass ich eines meiner Rinder bei den Hörnern erfasste und nicht mehr ausließ.

Der Himmel war so fremdartig feierlich beleuchtet; es schien mir, als hörte ich in dieser großen Stille die Harfe des heiligen Sängers David. Auf einmal zeichnete eine Sternschnuppe am Himmel ihre silberne Furche und verschwand hinter dem Hause.

Mir war das Herz so ergriffen, dass ich während mehrerer Secunden zu athmen aufhörte. „Großmutter ist todt!“ rief ich laut, als der Athem wieder gieng, „das war ihr Stern!“ Ich fieng zu zittern an. In diesem Augenblick hörte ich die Stimme meines Vaters, welcher mir zurief, rasch die Rinder heimzubringen.

Ich eilte in den Hof. Alle Fenster waren beleuchtet, alle giengen und kamen von allen Seiten.

„Schnell, Peter, komm schnell!“ sagte eine Stimme, die der Großmutter, die an der Thür stand. Ich trat in das Haus und hörte das Quäken eines kleinen Kindes.

„Du hast einen kleinen Bruder!“ sagte Großmutter, „ein Engel hat ihn vom Himmel gebracht“.

Es war richtig. Meine Mutter lag im Bett und hielt in ihren Armen ein winziges Geschöpf.

Ein Engel des Himmels. Ja, ich habe ihn fliegen gesehen.

„Großmutter“, sagte ich, „es ist nicht wahr, dass die Sterne fallen. Dies sind die Engel, welche herabsteigen vom Himmel mit den kleinen Kindern!“

Dieser Glaube ist mir heute noch theuer, vor der Wiege, in welcher ein wunderbares Geschenk der Engel ruht, gebracht vom Himmel für mich.

Diese Erinnerung ist vor zwanzig Jahren in Roseggers „Waldheimat“ gedruckt worden. Dann hat das Buch eine in Frankreich lebende Schriftstellerin ins Französische übersetzt, und hier ist das Stück aus dem Französischen wieder ins Deutsche übertragen. So ist dieses steirische Kind zweimal über die Sprachgrenze gesprungen, und wer es wissen will, wie solche Sachen sich in der Form verändern, ohne doch anderes zu werden, der mag nun vergleichen. M.

Der Ahndl.

Ein Gedenken von **Peter Rosegger.**

Wenn man von irgend einem Menschen sagen kann: er taugt nicht für diese Welt, so muss das von dem Manne gesagt werden, dessen Erinnerung diese Zeilen geweiht sind. Er taugte nicht für diese Welt, hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt, und ist als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geschieden. Er war kein Sonderling, der in Einsamkeiten lebte, er war stets unter Menschen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen, und hat sie anders genommen als sie waren, so wie auch er von ihnen unverstanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für sich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieses Reich hätte zerstören können. Er hat nie eine Schulstube gesehen, hat keinen Buchstaben, keine Ziffer gekannt, alles, was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne. Von seinen Eltern, den Waldbauersleuten, hatte er in seiner Kindheit auf mehr praktischem als theoretischem Wege die christliche Religion erhalten; in seiner Pfarrkirche und in anderen Kirchen seiner Gegend hatte er die katholischen Lehren vernommen und die Gebote der Kirche beobachten gelernt. Das war und blieb fortan der Inhalt seines Lebens. Er wurde auf dem alten Bauerngute Nachfolger seiner Väter, aber sein wirtschaftliches Princip war nicht so sehr das Erwerben, als vielmehr das Sparen. Er erwarb wenig und bedurfte für seine Person noch weniger. Er trank nicht, er rauchte nicht, er spielte nicht, er mied alles, was Geld kosten konnte, mit wahrer Ängstlichkeit, weil ihm das bei seiner geringen wirtschaftlichen Fähigkeit sehr bald in die größte Abhängigkeit von seinen Mitmenschen gebracht haben würde. Äußerlich war er von ihnen abhängig genug, aber in seinem Seelenleben bewahrte er sich mit einer milden unumstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit. Äußerlich unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er arbeitete des Werktages wie jeder andere, nur vielleicht mit etwas geringerer Gier, er gieng des Sonntags in die Kirche, wie jeder andere, nur dass er der erste im Gotteshaus war, und der letzte im Freien. Er kniete in irgend einem Winkel und unterhielt sich mit Gott, mit der Mutter Gottes, mit den Heiligen. Die

Form, in der er mit den Himmlischen verkehrte, war das Vaterunser, das Avemaria, die er stets zu einem Rosenkranze flocht, und einige andere Gebete. Das gieng sehr einfach zu, und war doch seine Seligkeit. Wäre er ein „Betbruder“ gewesen, so würde ich den Mantel der christlichen Liebe darüber legen, schweigen und mich befleißigen, nicht in seine Fußstapfen zu treten. Als das, was er war, sei er mir das größte Vorbild, weil mit seinem Denken und seinem Ideale auch sein Wandel übereinstimmte, soweit das menschenmöglich ist. Ich wollte, es hätte ihn ein anderer so genau gekannt, um diesen ganz besonderen Menschen schildern zu können. Wenn ich es gethan in meiner „Waldheimat“, in dem Bilde des „Heidepeters“, in dem Mundartstücke „Mei Voda“, so kann man sagen, da spricht der Sohn, da spricht der Poet, der liebende, der idealisierende. Und doch glaube ich in jenen Schriften eher zu wenig als zu viel gesagt zu haben, und ich bin auch heute nicht imstande, das Bild zu vervollständigen, schon aus Befangenheit in der Vorstellung, dass der moderne Mensch diesen Charakter nicht begreift.

Er war der weichmüthigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde nass, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte, oder von der Milde und Gnade unserer lieben Frau; die Thräne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang. „Ist schon das so schön, wie schön wird's erst im Himmel sein!“ — Auf diese Erde, ihre Freuden und ihre Leiden legte er eben kein Gewicht. „Es ist bald vorbei, es ist nur dazu da, dass wir uns in Geduldigsein und mit guten Werken eine glückselige Ewigkeit erwerben.“ Je mehr Leiden hier, desto mehr Freuden dort; je ärmer und verachteter auf dieser Welt, desto reicher und größer im ewigen Leben. — Demgemäß sah und handelte er. Die größte Angst hatte er vor dem Unrechtthun. Er stieg von niedriger Stufe zur höheren. In seiner Jugend, als die Leidenschaft zum Glücklichsein auch in ihm war, that er Gutes aus Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm auf der Kanzel und im Beichtstuhle so schrecklich geschildert worden waren, dass die arme Seele ächzte und sich aus Angst nicht genugthun konnte. Später that er Gutes aus Liebe zu Jesus, „der für uns Menschen am Kreuz gestorben ist“. Und endlich that er Gutes, „um damit arme Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen“ und Mitmenschen auf den Weg zum Himmel zu bringen. So war er allmählich zur reinen Nächstenliebe gelangt. In früheren Jahren stand er noch in der Engherzigkeit eines kümmerlichen Lebens; sein Weib war es, das arbeitsame, flinke, herzstarke, das ihm Hilfe für den morgigen Tag weis-

sagte, wenn er heute die letzte Krume Brot hergab. Später gab er alles, was er hatte, ohne Aussicht auf Hilfe für den morgigen Tag. Er liebte sie gar nicht, diese Hilfe, es war ihm am wohlsten in der an Noth grenzenden Hablosigkeit. Bei der Nachbarschaft, die wie alle Welt nur vor dem Tüchtigen, Klugen und Listigen Respect hatte, wenn sie von diesen auch stets übervortheilt wird, genoss ein solcher Mensch keine besondere Achtung. Sie verspotteten ihn, sie gönnten ihm sein Missgeschick, das er oft leicht hätte ablenken können, während er sich sorglos und, wie ihnen schien, zwecklos mit den Himmlischen unterhielt. Nur wenn über irgend einen der Nachbarn das Unglück kam, da erkannten sie in ihm den barmherzigen Mann, dessen Mitleid und Trostspenden so köstlich waren. Wenn er an Brandstätten, an Krankenbetten saß, da ward der sonst so stille, unbeholfen sich ausdrückende Mann beredt, da legte er den hohen Wert dessen aus, was Feuer, Krankheit und Sterben nicht zerstören konnte — des Ewigen und Göttlichen.

Seine ganze Seelennahrung war das Priesterwort, das er als buchstäbliches Gotteswort annahm. Manche wollten ihn irre machen und wiesen darauf hin, dass die Geistlichen selbst nicht nach ihrer Lehre lebten. Er antwortete: „Was sie thun, ist ihre Sache, aber was sie sprechen, das göttliche Wort, das geht uns an.“ Geistliche, die ihres weltlichen und manchmal sogar Ärgernis erregenden Lebenswandels wegen nicht seine Zuneigung besaßen, suchte er trotzdem auf im Beichtstuhle, wo sie nicht als die sündigen Menschen, sondern anstatt Gottes saßen, und die Messe, die sie lasen, war ihm nicht minder heilig, als hätte sie der frömmste Bischof gelesen. Er machte überhaupt zwischen Geistlichen keinen Unterschied. Dem armen Dorfkaplan küsste er mit derselben Ehrerbietung die Hand, als dem Kirchenfürsten. Dem festlichen Pompe zu Ehren hoher Prälaten blieb er am liebsten fern. Am Worte Gottes hielt er unerschütterlich fest, und wenn er veranlasst wurde, hätte kein Cardinal die Kirchengebote besser vertheidigen können, als dieser Mann es that, der nicht einen einzigen Buchstaben lesen konnte und dessen große kindliche Einfalt in allen weltlichen Dingen sprichwörtlich war. Von vielen Kirchengelehrten unterschied er sich aber dadurch, dass er die kirchlichen Satzungen nicht bloß kannte, sondern auch nach ihnen lebte, in seinem Gemüthe sie vertiefte und im Sinne des Evangeliums vergeistigte. Er wohnte bei der Messe thatsächlich der Kreuzigung Christi bei. Nach dem Gottesdienste blieb er immer noch längere Zeit allein in der Kirche, um den Heiligen in demüthiger Vertraulichkeit sein Anliegen mitzutheilen, und sie um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten. Anliegen hatte er große, schwere. Für sich und seine Lieben, die er in den Gefahren der Welt wusste, die ewige Seligkeit zu erbitten, das hatte er in späteren Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

Man hatte schwer an ihm gesündigt. Man hatte ihm vorgestellt, dass seine verstorbenen Kinder im Fegefeuer schmachten, weil keiner so fromm ist, um „vom Mund auf“ in den Himmel zu kommen. Er hörte in den Nächten diese armen Seelen an sein Bett treten und um Hilfe flehen, und man hatte den bei der katholischen Kirche trostsuchenden alten Mann damit abgefertigt, „dass nach den Lehren der heiligen Kirche die Fegefeuerspein der Verstorbenen sehr wahrscheinlich sei, und zwar umso wahrscheinlicher, als in diesem besonderen Falle die noch lebenden Verwandten sich zu sehr dem Weltlichen ergeben, ja sogar Abtrünnige wären, anstatt für die armen Seelen im Fegefeuer gute Werke zu verrichten“. Da ist denn der arme geängstigte Mann oft tagelang wie verloren umhergegangen, in den langen Nächten schlaflos gewesen und hat nichts gehört als das Weinen und Stöhnen der lieben Kinder im schrecklichen Fegefeuer. Man hatte ihm vorgestellt, dass er mit verantwortlich sei vor dem gerechten Richter, wenn seine Kinder die Gebote der Kirche vernachlässigten. Besonders ein verruchter Sohn war vorhanden, der gegen einzelne kirchliche Einrichtungen öffentlich auftrat und sie Missbräuche nannte, als wären sie dem Evangelium Christi zuwider und der wahren Sittlichkeit von Schaden. Diesen kritischen Sohn legten sie dem alten Manne schwer auf das Gewissen und stellten dem Vater die ewige Verdammnis in Aussicht, wenn es ihm nicht gelänge, sein verirrtes Kind auf den rechten Weg zu bringen. Aber der Zunder der Zwietracht, den sie in die Familie geschleudert, zündete nicht nach Wunsch. Der alte Mann war zu gütig und liebreich, um die Eintracht zu zerstören; er belehrte nur, er bat nur, er betete nur, und den Sohn rührte dieses innige Bitten mehr, als die Drohungen der Zeloten ihn erschreckt hatten. Seine Weltanschauung stand freilich längst fest, so gut wie die des Vaters, und eines Tages hatte ein greiser Priester zum alten Manne gesagt: „Euer Sohn ist nicht böse, er ist nur anders als Ihr, er sucht auch das Gute in seiner Art. Saget nichts mehr zu ihm und betet unablässig zu unserem Herrgott, er wird alles recht machen.“ — Man hat die Veränderung wohl wahrgenommen, die von diesem Tage an in dem Greise vorgegangen, er war nicht mehr der grüblerische, besorgte, gequälte Mann, er war der sanfte, heitere Vater. Aber viele und viele Jahre hatte das Fegefeuer gewährt, in dem man diese arme schuldlose Seele auf Erden gefangen gehalten. Haben sie wohl ermessen, was gerade dieses liebreiche Herz gelitten unter ihren brutalen Vorstellungen, die nur für hartgesottene Sünder berechnet sein können? Einen gläubigeren, inniger ergebeneren Sohn hat die katholische Kirche nicht gehabt, als ihn und einen von ihren Dogmen gepeinigteren Märtyrer hatte sie nie besessen. — Was frommt es, Einzelnheiten zu schildern, sie müssten nur empören, in seinem Geiste aber lag nichts als Verzeihung, und in diesem Sinne will ich schweigen.

Die äußeren Verhältnisse hatten sich längst verändert, er lebte nicht mehr hoch oben im alten Waldbauernhof, seine Kinder hatten sich im Lande zerstreut. Er besuchte von Zeit zu Zeit jedes, länger aber blieb er nur bei dem, das am ärmsten war. Er dürstete nach Armut, und was er bekam, das gab er wieder hin. „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen davon dem, der keinen hat“, er nahm es wörtlich. Weitere Eigenschaften an ihm waren die Dankbarkeit und die Demuth. War er beim Sohn zu Tische, so dankte er nach demselben, wie ein fremder Armer, nicht bloß seinen eigenen Kindern, sonder auch den Dienstmädchen in der Küche. War es zu Hause oder in der Kirche, er setzte sich stets auf den unscheinbarsten Platz. Auf der Gasse gieng er an Standespersonen, die ihn gerne im voraus grüßten, mit demüthigem Danke vorüber; begegnete er einem Bewohner des Armenhauses, so hatte er für ihn stets eine freundliche, zumeist gemüthlich heitere Ansprache. Nie ein böses Wort der Missgunst, nie ein Fluch, nie ein unanständiger Ausdruck, nie eine entschiedene Willensäußerung, nie eine vorlaute Behauptung — immer sanft, sich selbst zurückstellend und bescheidend, dabei stets von einem warmen Humor, mit leichter Selbstironie, manchmal auch mit einem munteren Witz gewürzt — jene heimliche Seelenvergnügtheit, gleichsam darüber, dass er den Wirrnissen der Welt so glücklich entkam.

Dem Weltleben war er vollkommen unzugänglich geblieben. Fünfzig Jahre lang sah er den Dampfwagen, den Telegraph an seinen Augen vorüberziehen, er kehrte sich nicht weiter daran, höchstens dass er manchmal so nebenhin seine Verwunderung aussprach, wie über ein Taschenspielchen, das den Zuschauer verblüfft, weiter aber nichts bedeutet. Ein paarmal wurde er in theatralische Schaustellungen geführt, er verließ sie kopfschüttelnd. Die großen Stadthäuser, die Pracht der Auslagen, er sah sie etlichemale, aber sie schienen ihm kaum einer Kopfwendung wert; hingegen sah er in einer solchen Auslage zufällig einmal ein bedrucktes Blatt Papier, von dem die Leute sagten, dass es eine Tausendguldennote sei. Davon sprach er viele Jahre lang, dass er einmal einen Tausender gesehen! „Ein armes Weib hätte mit ihren Kindern ihr Lebtag davon zehren können, und hier lag er im Glaskasten nur so für die Neugierigen.“ Die Weltereignisse, so sehr sie in seinem Dorfe auch wiederhallen mochten, an ihm giengen sie spurlos vorüber. Vom Krieg im Jahre 1866 wusste er nichts anderes, als dass der Schmiedhofer Knecht, der Hansjörg, dabei zugrunde gegangen sei. Hingegen beschäftigten ihn lebhaft die vielfach geschürten Vorstellungen, dass der Antichrist ins Land kommen, die Kirchen zerstören und die Menschen verführen werde, und dann war er unerschöpflich an Zuversicht, wie man diesen Erbfeind vertreiben könne: durch gar nichts anderes, als durch den festen Glauben an Jesus und durch das Gebet zu unserer lieben

Frau. Dass man vor allem sittsam leben müsse, das verstand sich ihm von selbst.

Einer seiner Söhne hatte sich, wie schon angedeutet, mit der Welt eingelassen. An persönlicher Vollkommenheit konnte derselbe sich mit dem Vater nicht messen, aber er besaß ein gewisses Talent, das von vielen Leuten geschätzt wurde und Ehren brachte. Bei einem solchen Ehrentag des Sohnes, der im heimatlichen Dorfe sehr froh und festlich begangen wurde und der sich auf die ganze Familie erstreckte, war der Vater nicht zu sehen. Fremde suchten ihn und fanden ihn nicht. Er kniete in einer entlegenen Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen, und dass durch solche Weltfreude niemandem der Blick zu Gott verdunkelt werde. Hohe Herrschaften waren gekommen, um den Vater zu grüßen, sie wollten ihn stolz machen, und machten ihn nur bang. „So viel Glück, so viel Lust, so viel Ehre — es ist kein gutes Zeichen für die arme Seele!“ Die Bestrebungen seines Sohnes lagen ihm gänzlich fern; wenn dieselben gelobt wurden, so hörte er es gleichgiltig, erst wenn die Redlichkeit des Sohnes betont wurde, blickte sein mildes Auge demüthig dankbar auf. Der alte Mann wurde manchmal umschwärmt von zugereisten Leuten, umschmeichelt von Frauen, er ließ sich nicht und durch nichts aus seinem engen Kreise locken, er benahm sich in altgewohnter Weise, trug sein Bauerngewand, entgegnete den Reden kurz und schlicht in seiner altväterischen Bauernmundart. Das Hochdeutsch der Fremden, er verstand es nur schwer, die Lobsprüche beantwortete er stets damit, dass er nicht wisse, ob es wahr sei — und dann gieng er wieder langsam seiner Wege. Mit keinem Schritt, mit keinem Worte und mit keiner Geberde wurde er seiner alten Bauernart untreu. Und wenn er einst von seinem gütigen Richter gefragt werden wird, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, so wird er es nicht wissen.

Sein Ereignis bildete die jährliche Reise nach Mariazell, die er infolge eines alten Gelübdes zu machen pflegte. Er wollte sie stets zu einer Bußreise gestalten, aber es wurde allemal eine Vergnügungsreise daraus, so sehr freute er sich an den schlechten Wegen, an den wunden Füßen, an dem stundenlangen Knien auf Sandkörnern und an dem Beten und Fasten. Als er schon sehr gebrechlich war und doch gerne noch einmal unsere liebe Frau in Zell sehen wollte, spannte jemand zwei schöne Rösslein an einen fürnehmen Wagen, setzte den alten Mann hinein auf den weichen Sammtsitz und fuhr mit ihm zwischen den hohen Gebirgen hin gegen Mariazell. In großen Wirtshäusern wurden ordentliche Mahlzeiten gehalten, in den Herbergen für ein gutes Bett gesorgt, und in der Wallfahrtskirche wurde es eingerichtet, dass der Greis ohne Gedränge und langes Warten die Sacramente empfangen konnte. — Von dieser Wallfahrt war er betrübt, fast missmuthig nach Hause gekommen. War

das eine Pilgerfahrt gewesen? Nein, das war eine hoffärtige Lustreise gewesen — so kurz vor dem Sterben! — Er legte sich jetzt manche besondere Bußübung auf, um die arge Ungehörigkeit wieder zu sühnen.

Verschiedenemale war versucht worden, ihm für sein Alter eine selbständige Häuslichkeit einzurichten oder wenigstens eine bequemere Lebensführung zu verschaffen. Er war dankbar dafür und lehnte es ab. Ihn zog's allemal zurück zu seinem bäuerlichen Sohne, dem einzigen, der dem Bauernstande treu geblieben war. Der besaß im Thale ein kleines Gut, sein gleichmüthig freundliches Wesen, sein braves, fleißiges Weib, seine muntere Kinderschar gefielen dem alten Manne noch am besten. Da gab es allerhand Sorgen und Kümmernis, da war der Weg zum Himmel noch am deutlichsten sichtbar — da blieb er. So oft er sich auch bei seinen übrigen Kindern einfand, so sehr man ihn überall auf den Händen trug — er kehrte stets ins alte, kleine Bauernhaus zurück, und dort fühlte er sich wohl.

Alles Ungewöhnliche, alles, was von außen an ihn herantrat, war ihm unheimlich. Die Beziehungen der Seinigen zu weiteren Kreisen, zu anderen Ständen, zu höherstehenden Menschen waren ihm unheimlich. Alles, was unter der Marke Genuss, Ehre, Macht in der Welt sonst so sehr gesucht ist, ihm war es unheimlich. Er verkehrte am liebsten mit den Ärmsten und Vergessensten seinesgleichen oder mit den kleinen Kindern seiner Kinder. Mit diesen redete er von Gott und dem Himmel, führte sie über die Felder hin und betete unterwegs mit ihnen laut den Rosenkranz. Die Kinder hiengen am „Ähndl“ mit der größten Zärtlichkeit. So oft er von der Kirche heimkam, hatte er für sie ein „Guderl“ im Sack, so oft sie von manchmal herbem Schelten der Eltern zu seinen Knien flüchteten, hatte er für sie ein schützendes Wort, und seine Erzählungen von Jesus, von unserer lieben Frau, von den lieben Engeln und frommen Heiligen waren ihrer reinen Kinderphantasie zum Entzücken. Manchmal, wenn diese Kinder so recht nahe an sein Herz kamen, betete er, dass sie in früher Jugend sterben möchten, damit sie den Gefahren der Welt entrückt wären und damit er hoffen könnte, mit ihnen einst in der ewigen Seligkeit zu sein.

So weltabgekehrt war er achtzig Jahre alt geworden. An diesem Tage suchten die Seinigen ihm besondere Ehren anzuthun, aber er flüchtete in einen dunklen Winkel der Kirche, betete und hielt wohl eine innere Rückschau nach lieben Menschen, die, später geboren als er, längst vor ihm heimgegangen waren. Als er zum Festmahl geholt wurde, sah er, dass dort sein Bildnis mit einem Kranze geschmückt war, da sagte er gar nichts als die Worte: „Heut' sollt' halt mein Weib noch leben.“ — Und saß voller Demuth bei Tische, still bedacht, manch guten Bissen seinen Enkeln zuzuschieben, und dass ihm innerlich wohl war, bewies nur manchmal ein mildes launiges Wort, das er sprach. Zum Angebinde

erhielt er einen Sack voll Silberkronen, in denen er ein Weilchen gemüthlich mit den Fingern wühlte, zu hören, wie das klingt. Dann gieng er mit dem Sacke hin und vertheilte das Geld an seine Enkel und an die Bewohner des Armenhauses.

Bald nach diesem Tage fieng sachte die Auflösung an, welche zwei Jahre lang währte. Sie zeigte sich zuerst darin, dass er sehr wenig redete und nicht mehr von religiösen Dingen sprach; dann, dass er nicht mehr früh morgens aufstand, wie er es Winters und Sommers gethan hatte, um in die ziemlich entfernte Kirche zu gehen, endlich, dass er sitzen blieb, wo er saß, liegen blieb, wo er lag, so dass man ihn oft erst zu sich bringen und führen musste. Manchmal wieder gieng er mit müden, zitternden Gliedern unruhig im Hause umher, als ob er etwas suchte, und wenn er angeredet wurde, so blickte er mit seinen guten, trübe gewordenen Augen hilflos drein und entschuldigte sich dann durch ein halbes Wort, dass er gar so einfältig geworden sei. Die meiste Zeit verbrachte er hernach im Bette, da lag er ruhig und schlief. Nie sprach er eine Klage aus, nie einen Wunsch; wenn er — zu einem Worte veranlasst — den Mund aufthat, so kam eine halb scherzhafte Bemerkung hervor. Man hatte befürchtet, dass seine religiösen Anliegen in der letzten Zeit neuerdings, und für ihn quälend hervortreten könnten — das war ganz im Gegentheile, er redete nicht mehr davon, er begehrte keinen Priester, kein Sacrament mehr, wie sonst, wenn er krank gewesen war; er betete nicht mehr und betheiligte sich mit kaum einer Miene, wenn im Hause das Tischgebet gesprochen wurde. Er war fertig, in heiterer Ruhe, halb lächelnd, halb schlummernd träumte er hinüber. So hatte er's doch erbeten, das selige Ende, und so war er unversehrt den Gefahren der Welt entkommen.

An einem heißen Julitage war es gewesen. Ich hatte einen jüngeren schwerkranken Bruder besucht, der im Krankenhause eines Nachbarortes einer operativen Behandlung hingegeben war. Nach dem Besuche hatte ich vor, eine größere Bergpartie zu machen. Da war mir auf derselben plötzlich zumuthe: Kehre um. — Die Empfindung erschien mir ganz grundlos, aber sie war sehr heftig, ich gab ihr nach und fuhr rasch nach Hause. Sollte es wieder das alte dumme Heimweh sein, das mich nun auch schon auf Spaziergängen in der Heimat packte? — Es war Mittag, die Luft schwül und schwer. Kaum zehn Minuten zu Hause, kam das Töchterlein meines älteren Bruders mit der Nachricht: der Ahndl sei so schlecht geworden. Ich ließ beim Wirt sofort das Wäglein einspannen, packte den Arzt auf und fuhr in das nahe Dorf zum Bauernhause. Beim Eintritt in die Stube hörte ich Gebete murmeln, sah ich auf dem Tische das Licht brennen. — Er lag in seinem Bette wie immer, wie er bei meinem letzten Besuche am Abend zuvor gelegen war. Und doch

anders! Das offene Auge war wie halb gestocktes Eiweiß, die Wangen lehmfarbig, eingefallen, die trockenen, blutlosen Lippen zuckten unter den langsamen, röchelnden Athemzügen. Die rechte Hand war angeschwollen und lag auf der Brust, von der die Decke leicht zurückgeschlagen war. Die Brust war eingefallen, flach, dünn wie ein Brett. In der Linken hielt er ein messingenes Crucifixlein ans Herz gedrückt. Der Arzt fand, dass hier nichts mehr zu thun sei und gieng fort. Ein Nachbar, welcher für solche Ereignisse im Dorfe geholt zu werden pflegte, um die Sterbegebete zu sprechen, murmelte sie. Wir riefen dem Ähndl zu, laut riefen wir die Namen seiner Kinder. Er hörte nichts mehr, das Auge war starr, der Athem wurde leiser und langsamer. Der Nachbar begann wieder zu beten. Es waren schreckliche Gebete, sie lauteten von der größten Gefahr der Sterbestunde, vom lauernden Teufel, vom gerechten, unerbittlichen Richter, von der ewigen Verdammnis. Das passt ja für ihn nicht! rief es in mir. Die Anwesenden erfassten des Sterbenden Hand und sagten schluchzend: „So behüt Euch Gott, Ähndl! Bittet für uns im Himmel!“ —

Er hatte nichts mehr gehört, gesehen, gefühlt, längst umfieng ihn die Liebe Gottes, während man seinem erkaltenden Leibe noch von Hölle und Teufel vormurmelte.

Als dem Athemzug keiner mehr gefolgt war, hatte man die Wanduhr stehen gelassen, sie zeigte auf Eins. Dann kam das Weib, welches im Dorfe die Todten zu waschen und anzukleiden pflegte. Ich gieng zu meiner Frau, zu meinen Kindern, die dann auch kamen, um noch einmal in sein liebes Antlitz zu schauen. Er hatte einen schneeweißen, gestutzten Vollbart, wie er ihn während der letzten Monate getragen. Aber er hatte nicht mehr die Runzeln im Angesicht, das war fast glatt geworden, und die wenigen Haarsträndchen am Hinterhaupte waren nicht mehr grau, waren wieder lichtblond, wie sie einst in jungen Jahren gewesen. In den Zügen lag der Ausdruck einer unendlichen Behaglichkeit. Auf dem schwarzen Rock über der Brust lagen einige Heiligenbildchen, nach alter Sitte von den Seinigen ihm mitgegeben zur ewigen Ruhe. Aufgebahrt war er in der Stube, in welcher er seit vielen Jahren gewohnt hatte und gestorben war. Zu seinen Häupten ein Muttergottesbild und ein Crucifix, an beiden Seiten Lichter und Blumen. Ein weißes Tuch hüllte den schmalen Körper ein. Die kleinen Enkel standen verdutzt umher und wussten nicht, was das zu bedeuten habe, mit dem Ähndl. Zur Thür waren Hühner und Küchlein hereingeflattert, sie gackerten und piepsten um die Leiche herum, wollten sich nicht verscheuchen lassen, huschten neben und unterhalb der Bahre, so dass es war wie ein Kranz von sprudelndem, wirbelndem Leben um den Todten.

Dem schwülen Tage war ein heftiger Sturm gefolgt, er riss die Fenster auf, blies die Bahrlichter aus und wehte das weiße Tuch von

seinem Haupte hinweg. Blitze warfen ihren rothen Schein an die Wände, über den Dächern rollte der Donner, aber den Frieden des Schäfers konnte nichts mehr stören. In der Nacht kamen Leute, die an der Bahre wachten und beteten.

Am dritten Tage haben wir ihn zur Kirche getragen, zu seiner geliebten Pfarrkirche, und vor das große Crucifix, wo die Särge seiner Vorfahren gestanden, ist er während des Requiems hingestellt worden. Es war nicht so leicht, die dem allbeliebten Greise zugedachten Ehren fern zu halten, so dass das Begräbnis ein schlichtes, seinem Stande angemessenes blieb. Meine Hand zitterte vielleicht, als sie im Namen von Kindern und Kindeskindern den Kranz aus Rosen auf den Sarg legte. — Lehnte er ihn nicht ab? Verhüllte diese irdische Zier nicht das Kreuz auf dem Sargdeckel? — In der Morgenstunde gieng der lange Trauerzug hinauf zum Friedhofe, der zwischen Wiesen und Feldern liegt. An den Bergen strichen die Nebel herum, und ein Regenschauer wehte herab. Glück bedeutet es, wenn's am Hochzeitstage regnet. Vierundzwanzig Jahre früher hatte man mitten auf diesem Kirchhofe sein Weib begraben, jetzt war die Reihe gerade einmal herum, so dass seine Ruhestätte knapp neben der ihren zu liegen kam, zur rechten Seite. So hat sie der Zufall von neuem getraut. Als sie seinen Sarg unter einem Liede der Sänger sachte und still in das enge tiefe Grab senkten, als die Blumen dufteten ringsum und auf ihnen die Tropfen funkelten in der hervorbrechenden Sonne — da war es hochzeitlich. Unter denen, die Erdschollen hinabwarfen auf den Sarg, war auch ein junger sehr blasser Mann, der schwer nach Athem rang. Sein jüngster Sohn. Er war aus dem Krankenhause hergekommen, um auf diesen Sarg hinabzustarren. Sechzehn Tage später haben wir ihn an die Seite des Vaters gebettet.

Mich hatte dieser treue Vater genau dreiundfünfzig Jahre durchs Leben begleitet.

Ein Schwarm von reichen, schönen Erinnerungen umgaukelte mich. — O Jugendzeit bei Vater und Mutter! — Zur rechten Hand des großen Kreuzes, das mitten auf dem Friedhofe steht, rasten sie. Das ist stets ihr Lieblingsplatz gewesen. Mir war selig ums Herz.

Die Wanduhr, die während seiner Bahrzeit still gestanden war — sie geht nun wieder ihren gleichmäßigen Schritt der Ewigkeit zu. Und die Todten leben.

Weil auf morgen kein Verlaſs iſt.

Jung ſein, jung ſein, welche Freude!
Wiſst, das Alter bringt nur Sorgen;
Wer will froh ſein, ſei's noch heute,
Weil ja kein Verlaſs auf morgen.

Klang der Becher weckt die Freude,
Wenn darin ein labend Naſs iſt;
Wer will trinken, thu's noch heute,
Weil auf morgen kein Verlaſs iſt.

Wandern, wandern! Wer es ſcheute,
Wäre zager als der Has iſt;
Schönes Wetter iſt nur heute,
Weil auf morgen kein Verlaſs iſt.

Lieben, lieben: das iſt Freude!
Lieben heißt den Himmel borgen!
Süßes Mädchen, küſs mich heute,
Weil ja kein Verlaſs auf morgen!

Laſst ſie los, die hurtige Meute,
Jagd auf alles, was noch Spaß iſt!
Wer geſund, der lebe heute,
Weil auf morgen kein Verlaſs iſt.

(„Dichterheim.") Hans Grasberger.

Die verträglichen Nachbarn.

Auch eins aus dem Leben.

Das iſt die Geſchichte, wie ein blinder Auerhahn den Fiſchdorferwirt von einem abſcheulichen Tode gerettet hat.

In der Hintergebirgsgemeinde Stiegelſtock waren zwiſchen abgeſtifteten Höfen und jungſproſſendem Walde zwei arme Bäuerlein übrig geblieben, die als die letzten der Gegend natürlich feſt zuſammenhielten und ſich lieb hatten. Sie hielten ſtets zuſammen, waren gar verträglich und neckten einander gern, in harmloſer Weiſe natürlich. Nur beſtrebte ſich der eine, beim Waldherrn, der alle Nachbargründe zuſammengekauft hatte, in beſſerem Lichte zu ſtehen, als der andere, weil ſie von ihm Holz und Streu bezogen und jeder den beſſeren Theil haben wollte. Die beiden verträglichen Nachbarn hießen der vordere Rampel und der hintere Rampel.

Sagte eines Tages der hintere zum vorderen: „Weißt, Rampel, unserem guten Waldherrn sollten wir doch immer einmal eine kleine Freude machen. Und da hat er's gern, wenn bei der Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr, jemand in seinen Schlosshof geht und mit lauter Stimme ruft: Feuerjo! Feuerjo — ist keines do! Der Hammer hot zwölf g'schlogen! — Denn der Waldherr, weißt du, hat keinen Nachtwächter, und deswegen freut's ihn, wenn andere Leut' wachsam sind. In der nächsten Woche werd' ich's selber thun, weißt du, bis mein Gichtfuß besser ist."

Der vordere Rampel war in früherer Zeit gerade so schlau gewesen, wie der hintere; da fiel er einmal vom Boden herab auf den Kopf. Er fiel zwar auf einen Stohschaub, aber musste doch im Kopf dabei etwas in Unordnung gekommen sein, denn er war seither sehr vertrauensselig geworden — sogar seinem Nachbar gegenüber. Er dachte sich nun auf die Rede desselben: Wart', Hinterer, du willst dich erst in der nächsten Woche einschmeicheln, da komme ich dir zuvor. Schon in der folgenden Nacht stand er im Schlosshof und schrie mit aller Macht: „Feuerjo! Feuerjo!" Im Augenblick, als ob der Ruf ein „Sesam öffne dich!" gewesen wäre, sprangen Fenster und Thüren auf und der Waldherr rief von seinem Zimmer herab: „Wo brennt's denn?"

„Ist keines do. Der Hammer hot zwölf geschlogen!" schrie der Rampel.

„Wer schreit da unten?"

„Ich, Euer Gnaden, der vordere Rampel!"

„Jagt den besoffenen Kerl davon!" befahl der Waldherr den Knechten, die schon mit Leitern und Wassereimern herbeikamen. Da hat's der Rampel erfahren, dass die Beine des Menschen bester Bestandtheil sind und froh war er, der Zuthunlichkeit der Knechte glücklich zu entkommen.

Zum Nachbar hat der Rampel weiter nichts verlauten lassen von der nächtlichen Artigkeit, wohl aber nun die Spitzbüberei durchschaut und sich vorgenommen, die Bosheit heimlich wett zu machen.

Eines Tages gieng er zum hinteren Rampel hinauf, zog den Nachbar in einen verschwiegenen Winkel, that aus seinem Wettermantel ein zerlegtes Schussgewehr hervor und sagte: „Freunderl, das wär' was für dich. Ich hab' da eine Büchsen, aber ich hab' keinen Schick zum Schießen. Wie du die Gicht in den Füßen hast, hab' ich sie im Arm und kann nicht zielen. Da oben im Lärchschachen ist ein Auerhahn, musst ihn ja balzen hören in der Früh. Ein prächtiger Vogel. Er muss blind sein, weil er alleweil nur so herumflattert, bei den Baumwipfeln überall anstoßt und nit davonfliegt. Der ist leicht zu kriegen. Den Herren Jägern möcht' ich ihn nicht gunnen. Für den Schwanz weiß ich dir einen Kaufmann. Kannst dir oftmals ein Seidel Wein zulegen um das Geld.

Aber gib Achtung, dass dich der Jäger nicht räumt! Die Büchsen versteck' ich dir da unter dem Dachladen. Im Ledersackel dabei ist das Schusszeug. So!"

Der hintere Rampel war natürlich sehr gewissenhaft, weil er Unannehmlichkeiten befürchtete. Anfangs meinte er also: Na, den Hahn schieß ich nit! Es kunnt nit recht sein. — Am nächsten Morgen, als er in sein Holz hinaufgieng, hörte er den Vogel richtig balzen, da dachte er: Eine Passion wär's schon! Und wie sollt's denn aufkommen! Der Jäger ist jetzt alleweil drüben in den Osserschlägen, der weiß gar nichts davon, dass im Schachen da einer hockt. — Am dritten Tage stand er noch früher auf, schlich in den Schachen und schoss den Hahn. — Eher, als das von Ast zu Ast fallende Thier auf die Erde kam, standen wie aus dem Boden gesprungen zwei Jägerburschen da, fiengen den Rampel ab und trieben ihn nach Froschau zum Gericht.

„Ihr Höllsaggra!" sprach er unterwegs zu den Jägern. „Habt ihr's denn geschmeckt, dass ich im Lärchschachen den Hahn aberpfeif'?"

„Dafür kannst dich bei deinem Nachbar bedanken", sagte einer der Jäger.

Da dachte sich der hintere Rampel: O du falscher Judas! Wenn es wahr sollte sein, dass du mich verrathen hättest! Wenn das wahr sollte sein! Um den Tanz wollt' ich dich nicht beneiden! Das wär' ein schlechter Spaß.

Sechs Wochen Arrest bekam er für den Auerhahn.

Darüber wurde er zornig über die Maßen ob der Ungerechtigkeit, die in der Welt herrscht. Er begehrte auf: „Meine Herren, was ist das für eine Gerechtigkeit! Ich krieg' für einen lumpigen Hahn sechs Wochen, und mein Nachbar, der vordere Rampel, hat für seinen martialischen Hirschen nichts gekriegt."

— Hirschen! Für seinen Hirschen? Für seinen martialischen Hirschen? — Die Jäger bekamen nachgerade Bauchschneiden. Die Schlacht bei Königgrätz kann ein gutes Jägerherz nicht so unbarmherzig erschüttert haben, als jetzt die Nachricht, dass der vordere Rampel im Revier einen Hirschen gewildert hätte. — Am nächsten Tage brachten die Gendarmen den vorderen Rampel und stellten ihn bei Gericht dem hinteren gegenüber.

„Wer sagt es, dass ich einen Hirschen geschossen hätte?" fragte er in heimlicher Zuversicht, dass man ihm keinen Zeugen werde stellen können.

„Der da", versetzte der Richter und wies auf den hinteren Rampel.

„Der da?" fragte der vordere langsamlich. „Der kann nichts sagen, gar nichts. Er hat nichts gesehen und nichts gehört, er ist nit dabeigewesen."

„Wo war er denn?" fragte der Richter.

„Er hat in derselben Nacht in der Schramsmühl' den Kasten ausgeraubt.“

„Wer sagt das?“ begehrte jetzt der hintere auf.

„Ich“, antwortete der vordere, und stellte sich stramm vor den Nachbar hin.

„Du? Schau du lieber, dass du dem Pollhofer das Silbergeld zurückstellst, das du ihm gestohlen hast. Anstatt brave Leut' verdächtigen! Ist gescheiter.“

„Brave Leut'? Dass ich nicht lach', Nachbar. Brave Leut', die ihren eigenen Heustadl niederbrennen, damit sie von der Versicherung was kriegen sollen.“

„Wen meinst du damit?“

„Dich.“

„Ich dank' schön. Sag' einmal, Nachbar, warum brennst denn du deinen Heustadl nit nieder? Gelt, weil er ein guter Unterschlupf ist für die Schwärzer, und weil du drin alleweil Zusammverlass machst mit der Holzmeisterischen. Im Haus derlaubt's die deinige nit. Gelt!“

„Dir erlaubt die deinige freilich mehr, und sie weiß auch, warum?“

„Und du wirst es auch wissen, du schlechter Lotterer. Ist eh gescheiter, wie ihr euch's jetzt einrichtet, als früher, wo deine Kindsmentscher ihre Brut bei der Nacht derdruckt haben.“

„Wer hat derdruckt?“

„Du nit. Du hast freilich nit Zeit zum Kinderderdrucken, du musst bei der Nacht auf der Straßen Leutaufpassen und Reisende kalt machen, verstehst?“

„Geh', plausch nit! Ohne deiner möcht' ich nit viel Reisende kalt gemacht haben. Du hast angefangen in jener Jakobinacht, wie du den Handler derstochen hast —“

„Derstochen hast, natürlich! Wie kunnt' ich ihn denn derstochen haben, wenn du ihn nit festgehalten hättest. Tolpatsch, du!“

So hatten sich die beiden Waldnachbarn ihr Sündenregister vorgehalten, die grauenhaftesten Verbrechen in leicht hingeworfenen Worten, wie man im Wirtshause wartelt beim Kartenspiel und Kugelschieben.

Der Richter hatte der wunderlichen Unterhaltung sehr aufmerksam zugehört. Und als die beiden Nachbarn sich nichts mehr an die Köpfe warfen, sondern sachte begannen, das in Wuth und Hass Verrathene wieder zu verschleiern — sagte der Bezirksrichter: „Diese beiden Männer gehören nicht hieher. Man lege ihnen schwere Eisen an und führe sie in das Landesgericht.“

Beim Landesgerichte kamen die beiden Spitzbuben sehr gelegen. Dort war seit Tagen die Verhandlung gegen den Fischdorferwirt, der im Wald hinter seinem Hause einen Viehhändler hätte ermordet haben

sollen. Die Beweise häuften sich, die Zufälle spitzten sich dahin zusammen, dass die Verurtheilung des Wirtes wahrscheinlich war. Nun kamen die Nachbarn, die sich selbst hinaufgesteigert hatten vom Auerhahn bis zum Viehhändler. Wahnsinnig arbeiteten die beiden verträglichen Nachbarn, das Netz wieder zu zerreißen, das sie sich in der Hitze selbst geflochten hatten. Es half ihnen nichts. Die Fälle lagen nun sonnenklar, und der Fischdorferwirt durfte heimgehen.

Dem hinteren Rampel wurde der Hahn nachgesehen, und dem vorderen der Hirsch. Auch der Heustadl, das Silbergeld und anderes wurde ihnen geschenkt. Sie waren ganz und gar im Besitze des ermordeten Viehhändlers, der führte sie — am Strick davon. R.

Zwei von Heute.

Gedichte von **Ottilie Bibus.**[1])

Mode-Pessimist.

Die Stirne wie von Grübelei durchschossen,
Im Auge melancholisch-trübes Schmachten,
Rings um den Mund ein kühles Weltverachten,
So wandelt er durchs Leben unverdrossen.

Geschah es, dass – vom Schicksal dir beschlossen –
Die Bösen ihn auf deine Wege brachten,
Tritt er dich an mit seinem Herzumnachten
Und all den eingelernten Jammerglossen!

Noch mehr! Er weiß dein Fühlen zu erweichen
Sich süßen Trostes von dir zu erschleichen,
Dein Herz mit bangem Ahnen zu befallen!

Und alsbald weiter seinen Pfad zu irren,
Mit gleichen Possen andere zu wirren,
Der glücklichste doch *er* nur von euch allen!

* * *

Ein Geistreicher.

Störet ihn nur jetzo nicht!
Einen Aphorismus eben
Fühlet er im Geiste schweben,
In dem Kopfe wird's ihm licht.

Seht nur, seht! er hält die Stirn!
Bald wird er die Feder fassen
Und ihr stolz entströmen lassen
Alles, was erforscht sein Hirn.

Jetzt! gebt acht!! schon taucht er ein,
Ohne Stockung schreibt er nieder:
„Jeder Vogel hat Gefieder,
Borsten aber hat das Schwein.“

---

[1]) Aus X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ein Requiem für Ludwig Anzengruber.

Von **Anton Bettelheim.**[1])

Am Ufer des Neuenburger Sees in der Schweiz erhebt sich das Denkmal des Mannes, den wir alle als den Vater der heutigen Volkserziehung kennen und ehren: Heinrich Pestalozzi. Die Inschrift des Monumentes lautet: „Retter der Armen auf Neuhof. Zu Stans Vater der Waisen. Zu Burgdorf Gründer der neuen Volksschule. In Ifferten Erzieher der Menschheit. Alles für andere — für sich nichts."

So schön diese Worte klingen, noch schöner ist, dass nicht Ruhmredigkeit, sondern lautere Wahrheit aus ihnen spricht. Pestalozzi war ein Wohlthäter der Menschheit, der seine ganze reiche Kraft einsetzte für die Läuterung und Veredlung aller Alters- und Bildungsstufen. Den Kleinen — arm und reich — stiftete er eine Musterschule lebendigen Anschauungsunterrichtes als geborener Pädagog. Und ein Gleiches that er für die Erwachsenen — Mächtige und Ohnmächtige — als geborener Volksschriftsteller. In dem unvergessenen Buche „Lienhard und Gertrud", das 1781 zum erstenmal in die Welt gieng, wollte er nach seinem eigenen Ausspruch „dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art sagen, die ihm in den Kopf und an das Herz gehen sollte". Er hatte deshalb vor, einen treuen Spiegel der Wirklichkeit aufzustellen — genau so, wie alle berufenen Maler und Erzieher des Volkes, seit Pestalozzi bis auf Anzengruber: denn nichts, so meinte der edle Schweizer, greift den Menschen mächtiger in die Seele, als das genau festgehaltene Schauspiel ihrer eigenen Thaten und Unthaten. Zeuge dessen die Geschichte, des heiligsten Vorbildes, wie sie Pestalozzi einem alten lateinischen Gewährsmann nacherzählt:

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die ringsumher um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten. Diese sprachen: ‚Lasset uns zu den Königen und ihren Gewaltigen gehen und sie lehren, die Völker

[1]) Einer Aufforderung des Wiener Vereins „Arbeiterbühne" folgend, hatte der Verfasser die folgende einleitende Ansprache zu einem dem Gedächtnis des Sterbetages gewidmeten Anzengruber-Abend gehalten, an dem Märchen, Dorfgänge und Gedichte des Meisters vorgetragen wurden.

auf Erden glücklich zu machen.' Und die meisten Männer giengen hinaus und lernten die Sprache des Hauses der Könige und ihrer Gewaltigen und redeten mit den Königen und ihren Gewaltigen in ihrer Sprache. Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weisen Männer und gaben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten aber gegen die Völker, wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem Golde und der Seide und dem Weihrauch blind und sahen nicht mehr, dass die Könige und Gewaltigen unweise und thöricht handeln an allem Volke, das auf Erden lebt. Aber ein Mann aus dem Volke beschalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine Hand, führte das Kind des Dieben und den Sünder und den Verbannten in eine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte und die Samariter wie seine Brüder, die aus seinem Stamme sind. Und sein Thun und seine Armut und sein Ausharren in aller Liebe gegen alle Menschen gewannen ihm das Herz des Volkes, dass es auf ihn traute, als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel sah, dass alles Volk auf ihn traute, als auf seinen Vater, lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe, und das Volk hörte seine Stimme und die Fürsten hörten die Stimme des Volkes." Daran knüpft Pestalozzi als seiner eigenen Weisheit Schluss das Bekenntnis: „Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz, was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt."

Über hundert Jahre sind vergangen, seit Pestalozzi diese letzten Ziele jedes weisen Volksunterrichtes offenbarte. Über hundert Jahre, in denen die Welt durch außerordentliche Umwälzungen im öffentlichen und häuslichen Leben eine grundverschiedene Gestalt erhalten hat. Das französische Königthum und das alte heilige römische Reich gieng zugrunde. Die erste Republik und Napoleon wühlten die hergebrachte Ordnung der Dinge in ihren Grundfesten so lange auf, bis sie der heiligen Allianz und dem deutschen Bunde weichen mussten. Und auch dieser neuen oder vielmehr veralteten Ordnung der Dinge war keine Dauer beschieden. An ihre Stelle rückte das geeinigte Deutschland und das geeinigte Italien. Und all diese politischen Ereignisse wurden und werden verdunkelt durch die Erfindungen des Menschengeistes, die im Guten und Bösen dem Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken: Dampfmaschinen und Elektricitätswerke. Aber so sehr sich auch durch all diese Wandlungen die Weltkarte verändert hat, soviel neue Denkerfurchen und Sorgenfalten das Bild der Menschheit aufweisen mag: der Grund unserer Natur, der Drang nach dem Frieden des Herzens, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Glück und Liebe ist sich gleich geblieben von den Tagen Pestalozzis bis auf die

Gegenwart. Das hat — schon vor einem halben Jahrhundert — Freiligrath erkannt und gesagt in dem Willkommgruß, den er dem Erzähler der Schwarzwälder Dorfgeschichten, Berthold Auerbach, als dem würdigen Jünger von Pestalozzi, Stilling, Brentano und Immermann widmete:

Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
An Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen.
Und überall noch, was sie auch verhängten:
Gedrücktsein, Armut, Kriegesnoth und Trubeln
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Zorn im Volk, den ewig tücht'gen, derben —?
So lass uns frisch denn auf und vorwärts blicken,
Ein Keim wie der, wird nimmermehr verderben.

Und die gleiche Gesinnung, dasselbe Vertrauen auf die unzerstörbare Volkskraft, die aller Zeitkrankheiten Meister werden muss, begegnet uns auch bei den großen Volksdichtern von Deutschösterreich: Raimund, Anzengruber, Rosegger. Von Anbeginn ihrer Wirksamkeit haben zumal die beiden letztgenannten Meister Pestalozzis hohe Aufgabe, den weisen Volksunterricht zu pflegen, als ernste Warner und heitere Sorgenbrecher ihrer Landsmannschaft sich angelegen sein lassen. Reinste Liebe zu den Massen, thatkräftiger Glaube an die ursprüngliche Güte und Veredlungsfähigkeit der menschlichen Natur beseelt ihr Denken und Fühlen. So sind und bleiben sie in den Ausgangs- und Zielpunkten ihres Schaffens eins mit Pestalozzi: eine Übereinstimmung, die, wie in den Werken, so auch in den Briefen und Gesprächen Anzengrubers und Roseggers zu klarem Ausdruck kommt:

„Ich glaube" — so schrieb 1871 nach der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" der Wiener Dramatiker an den steierischen Volkspoeten — „wir können uns verstehen. Unsere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk. Und was wir geworden sind, beide in unserer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft. Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Massen, heraus aus dem Volke, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll steilauf geklettert in die freie Luft, zurück auf all die tausend Zurückgebliebenen, da erfasst uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewusst, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte. Und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen, kimmt rauf! da geht der Weg — oder weinend zuwinken, o wie oft unverstanden. Das war auch — mit dem „Pfarrer von

Kirchfeld" — meine Furcht. Aber siehe da, plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich sah mich ganz verstanden, sah mich eingeholt, umrungen, und steh' dem Volk gegenüber — gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr, die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalt' uns das Volk so — wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben."

Anzengruber hat an diesem Gelübde bis an sein Ende festgehalten. So trübe Erfahrungen er auch machte, auf so schwere Proben seine Langmuth gestellt wurde, so schlimme Dinge er in Staat und Welt, in Kunst und Leben mit seinen scharfen Augen sehen musste: Zum Menschenhasser, zum Volksverächter ist er nie geworden. Alles persönliche Leid machte ihn nicht irre an seiner Sendung als Jünger Pestalozzis, als Lehrer seiner Deutschösterreicher. Er that seine Pflicht als Mann des Volkes, nicht obgleich, sondern weil er selbst als Kind des Volkes alle Heimsuchungen von Armut und Krankheit, alle Misshandlungen von Hoffart und Verkennung hatte erdulden müssen. Und das gleich in solchem Übermaß, dass, wenn wirklich die Noth die Mutter aller Künste ist, Anzengruber zum Meister der Dichtkunst heranreifte, schon weil das Schicksal ihm in der Schule des Lebens keine Seelennoth ersparte.

Wer das für Übertreibung hält, der werfe den flüchtigsten Blick auf die Schicksale unseres Dichters. Anzengruber war wenige Wochen älter als fünfzig Jahre, da er starb. Er war einundreißig Jahre, als er, bis dahin namenlos, nach der ersten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld", mit einem Schlag ein berühmter Mann war. In die neunzehn Jahre von 1870 bis 1889 drängt sich die fast unbegreiflich reiche Ernte seines rastlosen Künstlerfleißes: achtzehn Stücke, zwei große Dorfromane, über ein Halbdutzend Bände Kalendergeschichten, Novellen, Humoresken, Dorfgänge, eine ganze Bibliothek. In den gleichen Zeitraum von Anzengrubers höchster Schaffenskraft und regster Schaffenslust drängt sich aber zugleich eine heute kaum glaubliche Menge von Bosheit, Verblendung und Gleichgiltigkeit, die dem von den Besten anerkannten, mit dem Schiller-, Grillparzer- und Müllerpreis ausgezeichneten Meister buchstäblich ein Jahrzehnt, von 1879 bis 1889, jede Möglichkeit raubte, mit neuen Stücken den Weg auf irgend eine Wiener Bühne zu finden. Unsere Kinder und Enkel werden solche Behauptungen belächeln oder bezweifeln. Und doch haben wir alle es miterlebt, dass im Theater an der Wien nach dem durchschlagenden Erfolge des „Pfarrers von Kirchfeld", Anzengruber zuerst mit einem Jahrgehalt von eintausend zweihundert Gulden als Theaterdichter vertragsmäßig verpflichtet, sodann aber im Lauf der Jahre allmählich hinausgeärgert wurde. Sein zweites Drama, der „Meineidbauer", gefiel 1871, doch lange nicht so ausgiebig wie der „Pfarrer". Etwas besser als der „Meineidbauer", wenn auch nicht entfernt so zugkräftig wie der „Pfarrer", bewährten sich 1872 die

„Kreuzelschreiber". Dann kam der Börsenkrach 1873, und infolgedessen eine vollkommene Verödung der Vorstadttheater bei gediegenen Komödien. Anzengrubers genialste Bauernstücke „Der G'wissenswurm" und „Doppelselbstmord" wurden gleich abgesetzt, um Operetten und Possen platzzumachen; „Der ledige Hof" hielt sich knapp eine Woche: „wozu schreibt man eigentlich Volksstücke?" so fragte er schon 1876 Rosegger. „Die Directionen verlangen Cassestücke, und ein Volk, das sich um die Volksstücke bekümmert, gibt es hierorts nicht, also wozu der Liebe Müh?" „Heute", so klagt er ein andermal Schlögl, „begraben wir den alten Rott. Es wird somit bald keine Schauspieler und kein Publicum mehr für Volksstücke geben und somit die größte Dummheit sein, Volksstücke schreiben zu wollen." Und trotzdem hielt Anzengruber mit ausdauerndem Pflichtgefühl an seiner Lieblingsarbeit für die Volksbühne fest. Doch noch wetterwendischer als das große Publicum erwies sich die Theaterleitung und die damalige Diva Geistinger, die zum Beispiel das nach Anzengrubers Tod gegebene Volksstück „Brave Leut' vom Grund" zurückwies. Und als Anzengruber endlich nothgedrungen vom Theater an der Wien an das Ring- und Josefstädter Theater übersiedelte, verbitterte ihm die Censur ärger als je zuvor die Existenz. Sein gewaltigstes Wiener Stück, „Das vierte Gebot", durfte 1877 nicht einmal unter diesem Titel gegeben werden. Es führte auf dem Theaterzettel nur den Namen: „Ein Volksstück" und verbrachte, sinnlos zusammengestrichen, von der Tageskritik kaum beachtet und gar nicht verstanden, ein Schattendasein. Dann blieb es in den Theaterarchiven verschollen und begann erst nach Anzengrubers Tode, von der Berliner freien Bühne aus, einen Triumphzug über das ganze deutsche Theater. Vom Jahre 1880 angefangen bis zur Eröffnung des Deutschen Volkstheaters, 1889, wurde kein einziges neues Stück Anzengrubers an irgendeiner Wiener Privatbühne gespielt. Herr Franz Jauner, der bei Anzengruber zwei Stücke bestellt hatte — „Stahl und Stein" und „Heimg'funden" —, ließ die fertigen Werke gar nicht aufführen. Er erklärte nur: die Zeit für das Wiener Volksstück sei endgiltig vorbei. Was blieb unter solchen Umständen dem tapferen Künstler, der für seine Familie als Hausvater zu sorgen hatte, anderes übrig, als Erzählungen zu schreiben? Und da das für die einfachen Bedürfnisse seiner ganz kleinbürgerlichen Wirtschaft nicht ausreichte, blieb ihm nur weiter noch übrig, Zeitungsredacteur zu werden. „Wenn es einen Menschen gibt, den ich beneide" — so schrieb er seinem edlen Freund, dem Professor und Bibliothekar in Helsingfors Wilhelm Bolin, „so ist es der Richard Wagner, und, wenn es einen zweiten gibt, so ist es der Johann Strauß. Diese Leute sind so situiert, dass sie nur thun müssen, was sie nicht lassen können, aber was sie lassen wollen, das müssen sie nicht thun. Bei mir ist das just nicht der Fall. Ich

muss manches, was ich lassen möchte." Und so musste der erste Dramatiker des neuen Österreich in den Jahren seiner vollsten Welt- und Bühnenkenntnis Bildertexte für das Familienblatt „Die Heimat" liefern und allwöchentlich zwei bis drei Tage der Redaction des „Wiener Figaro" widmen. Eine Vergeudung seltener Naturgaben, die Rosegger zu dem Epigramm reizte:

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muss ein Witzblatt machen —
Ein tragischer Witz bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!

Angesichts dieses unwürdigen, nie genug zu beklagenden Missbrauches der unersetzlichen Dichterkraft des in ganz Deutschland gekannten und anerkannten Dramatikers darf uns die Tücke des Schicksals und die Härte der Menschen, die den völlig Unbekannten von seiner frühesten Jugend bis zu seinem dreißigsten Jahre verfolgt, noch weniger wunder nehmen. Anzengruber ist der Sohn eines kleinen Wiener Beamten, der Enkel oberösterreichischer Bauern. Als sein Vater 1854 starb, war unser Dichter fünf Jahre alt und fortan ausschließlich auf den Schutz seiner Mutter und Großmutter angewiesen. Diese beiden Frauen waren ganz ungewöhnliche Wesen, wahrhafte Schutzgeister. Die Großmutter Barbara Herbig, deren Name an den der Großmutter Herwig im „Vierten Gebot" sicher nicht zufällig anklingt, war nach dem Zeugnis ihres Enkels und anderer Leute, die sie noch gekannt, nicht nur eine der besten Erzählerinnen. Sie war auch just so, wie die Großmutter in „Heimg'funden", eine Urwienerin vom besten alten Schlag, die nicht allein das Mundwerk, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Solange die brave Frau lebte, konnten sich Mutter und Söhnlein Anzengruber zur Noth durchschlagen; denn sie theilte redlich ihre letzte Habe und ihren letzten Bissen mit ihm. Als aber 1854 auch die Großmutter starb, war es, selbst bei den ungemein mäßigen Ansprüchen der beiden Anzengruber unmöglich, nur von der Pension des Vaters — jährlich hundertsechs Gulden vierzig Kreuzer — zu existieren. Mutter Anzengruber begann sofort eine Pfaidlerei, obwohl es der aus einer wackeren Familie stammenden, belesenen, auch als Blumenmalerin geschickten Frau nicht leicht gefallen sein mag, sich durch einen Kleinhandel der Art fortzubringen. Und unser junger Ludwig musste aus der Realschule fort in die Lehre zum Buchhändler Sallmeyer. Ein paar Jahre conditionierte er bei ihm. Als Geschäftsmann wird er dort indessen kaum was anderes gelernt haben, als nette Pakete zu machen, eine Fertigkeit, deren er sich bei Versandt von Bücherspenden an Freunde bis in seine letzte Zeit mit Recht scherzhaft berühmte. Sonst aber träumte der Jüngling von ganz anderen Dingen, als von Handel und Wandel. Er war von Kind auf bestimmt für das Komödienspiel und, sobald er lesen konnte, unersättlich in seiner Wissbegier.

Unter den Büchern des Vaters fand und verschlang er auch dessen gedruckte und handschriftlich erhaltenen Gedichte und Dramen. Schon als Achtzehnjähriger hatte Ludwig Anzengruber selbst allerhand Hefte mit Versen vollgeschrieben. Allein noch war er seines Berufes nicht sicher. Er versuchte sich als Kupferstecher und entschloss sich, nachdem er ein paarmal im Meidlinger-Theater in winzigen Rollen aufgetreten war, Schauspieler zu werden. Seine Mutter begleitete ihn überall hin, von Wiener-Neustadt nach Krems, Steyr und weiter nach Essegg, Warasdin, Vinkovce, in allerhand Dörfer und Flecken von Südungarn, Croatien, der Militärgrenze und Steiermark. Seine höchste Monatsgage während dieser sechs Wanderjahre von 1860 bis 1865 war ausnahmsweise einmal dreißig Gulden. In der Regel war sie indessen viel geringer als der Liedlohn eines Tagwerkers. Und sehr häufig wurde sie gar nicht oder nur in Raten, auf Theilung ausbezahlt. Das Elend dieser Hungerjahre hat Anzengruber selbst im Verkehre mit seinen nahen Freunden nur ungern berührt. Er war zu stolz oder zu verschämt, dieses menschenentwürdigenden Jammers zu gedenken, der heute noch der Lebensinhalt von hundert und aberhundert Schmieren-Schauspielern ist. Vor kurzem sind mir aber Anzengrubers Briefe aus jenen Tagen an einen Wiener Jugendfreund bekannt geworden, in denen er rückhaltslos, in einer verzweifelten Selbstbiographie seine Lage schildert. Man weiß bei dieser herzbedrückenden Lectüre nicht, ob man den Musensohn, der solche Qual so tapfer erträgt, mehr bedauern oder mehr bewundern soll.[1])

„Was mich betrifft", so bekannte er schon im Jahre 1861, „so befinde ich mich so scheußlich als möglich. Wenn Schiller sagt, ernst ist das Leben und heiter die Kunst, so mag er recht haben. Die Kunst an und für sich mag heiter sein. Das Kunstleben nimmt häufig einen sehr eklen Anstrich und in den scheußlichen Tagen pecuniärer Fretterei, Rollenmisere und Stück-Abweisungen bleibt mir nur Ein letzter Stern, das Bewusstsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen und die innere Gewissheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird."

Allein diese Gewissheit eines hohen Strebens verschaffte dem unbeschäftigten Darsteller weder ein Engagement, noch ein Stück Brot. „Wenn's gut geht", schrieb er wiederum im Jahre 1861, „darf ich wahrscheinlich etwas über sechs Wochen privatisieren. Was derweil thun? Hm? Weißt du nicht ein paar Häuser, wo ein Stiefelputzer, Kleiderbürster, Zimmerkehrer u. dgl. m. nothwendig geworden, sonst könnte man auch Lampenputzer, Pudelwascher, Pferdestriegler, Rauchfangfeger u. dgl. m. werden, denn dass ich mir mit der Feder das Nothwendige

---

[1]) Das vorige Heft des „Heimgarten" war in der Lage, eine Anzahl von Briefen aus Anzengrubers Schauspielerzeit zu veröffentlichen. Die Red.

verdiene, das glaube ich kaum, selbst wenn ich statt für die Bücher für die „Bablatsche“ schreiben würde.“

Das hat (um das vorwegzunehmen) in den Zeiten ärgster Bedrängnis ein paar Jahre später Anzengruber auch gethan. Er war Aushelfer in der Singspielhalle von Campi und zeigte dem damals gleichfalls beginnenden Wiesberg ein Couplet: „Der politische Latern-Anzünder“. Wiesberg las die Strophen und sagte: „Das Genialste, was ich je in der Art gelesen. Aber drei Jahre Festung für Den, der's vorträgt“. Anzengruber legte sein Couplet trotzdem der Polizei vor, die es sofort mit dem Vermerk censurierte: Zum Vortrag nicht geeignet. Anzengruber zerriss das Manuscript mit dem Zornwort: „Da hab' ich einen schönen Begriff von Pressfreiheit bekommen. Ich schreibe in meinem Leben keine Zeile mehr.“ Ein Vorsatz, den er zum Glück nicht zur Wahrheit machte.

Bevor unser armer Komödiant indessen diese sauere Erfahrung machte, schleppte er sich noch von einem Provinznest zum anderen und verstand sich für ein paar Groschen dazu, Bühnenstücke und Rollen auszuschreiben. Unablässig trug er sich dabei mit eigenen Komödienplänen. Über ein Dutzend Possen und Schauspiele hat er während dieser Wanderzeit fertig gebracht. Über ein Dutzend pünktlichst von allen Theaterleitungen in Wien zurückgesandt erhalten. Auf diesem Wege, so sah er bald ein, würde er seine hohen Entwürfe umsoweniger ausführen können, als er — mit strenger Selbstkritik — sich selbst eingestand, dass er kein großes schauspielerisches Talent besitze.

„Die Darstellungsgabe“, so schrieb er aus Sauerbrunn im Juli 1864 an seinen Vertrauten, Lipka, „ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter allen. Um so seltener ist die außerordentliche Begabung und so denn, offen heraus, diese außerordentliche Begabung fehlt mir. Die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie, und was wir Talent heißen, ist nichts als eine Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut. Ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus zwei Gründen, die in der Sache selbst liegen. Es gibt zwei Charaktere, ernste und leichte. Erstere haben das Leben zum Zweck, die anderen müssen einen Zweck zum Leben haben. Die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein. Die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur Höhe der Kunstleistungen empor. Diese Zeiten sind vorbei. Derjenige, der den Genuss des Theaters sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen, er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter. Der erstere wirkt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal, und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schale seines Treibens ihm erschreckend vors

Augen. Darum ein Leben gelebt, um das Publicum für ein Leggeld zum Lachen und zum Weinen gebracht zu haben . . . damit ein Director reich und ein Publicum unterhalten werde?!"

Ein Fünfundzwanzigjähriger, der mit solcher unbestechlicher einsichtiger Wahrheitsliebe die eigenen Irrthümer sich vor Augen stellt, hat auch die Entschlossenheit, neue Wege zu wandeln. Noch eine Weile schleppte Anzengruber das Jammerleben eines Winkelschauspielers. Noch ein paarmal bemühte er sich, als Statist und Chorist im Harmonietheater in Wien, in Schwenders Neuer Welt in Hietzing den alten Liebhabereien nachzuhängen, dann aber, da auch weder seine Beiträge für den „Kikeriki", noch ein paar Novellen für den „Wanderer" mit ihrem geringfügigen Entgelt seine Mutter und ihn ernähren konnten, kehrte er unverdrossen in die Reihe der gewöhnlichen Arbeiter zurück.

„Man bot mir", so berichtet er selbst, „die kleine Protection, trotz meines Vorlebens, bei der Polizei als Praktikant einzutreten. Bis dahin habe ich für Witzblätter meinen Witz angestrengt und per Zeile gearbeitet, dies ließ ich nun fallen — ich wollte nicht der Stelle zweizüngig erscheinen. Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens wert schien, und das war viel. Und über der Asche gedachte ich Spinozas — Glasschleifen und tief im Herzen die Gedanken verschließen — tief im Herzen — —. Da noch einmal, noch einmal, weil auch von allen Seiten der Realismus drängte — noch einmal fragte ich meine getreue Rathgeberin — meine Muse? — nein — meine Mutter. Ich habe einen Stoff zu einem Volksstücke, soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direction und verbietet es die Censur." — Du hast so viel für die Tischlade geschrieben! Wag's draufhin wieder! — Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß jeder, der den Pfarrer von Kirchfeld kennt. Auf dieses" — so fuhr Anzengruber 1871 fort — „legte ich die Stelle nieder und bin nun — nichts. Im Leben sind die Ideale im Kampf wie die Fetzen hinweggeflogen. Nur eins blieb: die Menschheit. Und als ich mich darnach umsah, wie klein, ein Kind noch, trat sie mir entgegen, angefeindet von tausend Zwiespältigkeiten, die Eine Idee. Und doch diese Menschheit, dieses zur Stunde bettelarme Kind, für sie streiten bis zur Stunde die edelsten Fürsten. Und es ist doch eine schöne Idee, in dem streitbaren Regiment zu stehen, dessen Tochter sie ist, und getroffen im Streit das verscheidende Haupt in ihren Schoß zu legen und zu sagen: Behalte du mein Angedenken!"

Anzengrubers Wunsch hat sich erfüllt. Die Menschheit, die Menschlichkeit wird seine Selbstüberwindung im Andenken erhalten. Sie wird ihm nie vergessen, dass alles Leid, das ihm von thörichten, niedrigen Menschen angethan wurde, ihn nie vermocht hat, bitter, hart und trotzig gegen die überwältigende Menschheit, der schuldlos Duldenden zu werden. Sie

wird ihn, ein leichter zu preisendes, denn nachzuahmendes Beispiel, dafür hochhalten, wie ein tapferer Geist aller Erdennoth Herr wird durch weltbesiegenden Humor und weltumfassende Liebe. Und so wollen wir dies schlichte Requiem zur Gedächtnisfeier seines Sterbetages mit den Worten Grillparzers zu Ehren von Beethoven beschließen: „Wenn noch Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so lasst uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen, und Helden und Sänger und Gotterleuchtete, dass an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprunges gedenken und ihres Zieles."

Wem Gott will rechte Gunst erweisen —

den schickt er in die weite Welt! trällerte ich, um mir Lust einzusingen. Denn daheim in Steiermark ist's das ganze Jahr nicht so schön, als im Spätherbst, wo die geruhsame Luft klar ist wie reinster Krystall und wo in den Wäldern das Laub blüht in allen Farben, wie einst im Mai die Blumen geblüht haben. Der wetterwendische Frühling hat's mit uns Poeten nachgerade verdorben, der Herbst mit seinen üppigen Früchten und mit seinem heiligen Feierabendfrieden, der einen frischen Winter und ein neues Auferstehen spinnt — er ist zehnmal würdiger, geliebt zu werden, als der launische sprunghafte Mai, die Flegeljahreszeit der Natur. — Und diese herbstlich schöne Steiermark sollte ich verlassen.

Zwischen den rothen Buchenwäldern dahin, ins „Reich" hinaus. Der Donau entlang bis Franken. Die Stadt des Hans Sachs war meine erste Station. Das alte Nürnberg ist seit meinem letzten Aufenthalte dort elektrisch geworden. Die malerischen Gothengiebel mit den wasserspeienden Ungethümen, die Erker, in denen einst altdeutsche Fräulein Flachs spannen und züchtiglich auf die Minnesänger hinablugten, so unten zirpten, oder auf die Landsknechte, so durch die engen Gassen trabten — sie müssen sich jetzt das elektrische Licht gefallen lassen, und an den steilen Dächern spannt sich überall das Netz der Licht-, Telegraphen-, Telephon- und Fahrwagendrähte. Vor der alten Lorenzikirche war's, die ich trunken von ihrer Schönheit betrachtete, dass so ein elektrisches Wagengespenst heransauste und mich bei einem Haar bald überfahren hätte. Unglücksfälle der elektrischen Bahn, sagte man mir, seien in Nürnberg nichts Neues, durch Schaden müssten die Leute eben klug werden und aufpassen lernen. Das ist ja in dieser alten deutschen Stadt geworden wie drüben in Amerika, wo ein Menschenleben den Wert

eines Kürbisses hat, wo der Mensch des „Fortschrittes“ wegen da ist, nicht aber der Fortschritt des Menschen wegen.

Meine zweite Station war Stuttgart, die schöne Schwabenstadt, die in einem Kessel von Weinbergen eingebettet ist, so dass sie bei ihrem Anwachsen zu allen Seiten an die Lehnen und Hänge hinanklettern muss. Einzelne Stadthäuser sind schon so hoch oben auf dem Berge, dass sie ein Luginsland halten können hinaus in das Neckargebiet und anderswohin. In Stuttgart fällt einem immer Friedrich Schiller ein, und Uhland und Vischer, und der Classikerverleger Cotta und endlich auch jener Tiroler, der vor ein paar Jahren von der Stuttgarter Polizei abgeschafft worden war, weil er in kurzen Lederhosen und nackten Knien durch die Stadt spaziert war. Stuttgart ist ein Ort, den man sich vorwegs anders denkt, als er ist. Dieses Versteckensspielen der stolzen württembergischen Hauptstadt hinter den Hügeln hat etwas Neckisches, Schalkhaftes, und die enge Verschlingung des Städtischen mit dem Ländlichen hat die Stadt noch in jener ursprünglichen Gemüthlichkeit erhalten, die in anderen modernen Städten so oft vermisst wird. Ich kenne keine Stadt in deutschen Landen, in welcher sich das Eigenartige der umwohnenden Landbevölkerung so klar und freundlich wiederspiegelte, als Stuttgart. In alle Straßen lachen die Rebenhügel herein. Mitten in Stuttgart hat man das Gefühl, als wohnte man auf dem Lande. Mit Graz wird Stuttgart seiner landschaftlichen Reize wegen manchmal verglichen; nach meiner Meinung geht dieser Vergleich nicht gut an. In Stuttgart die Einengung im abgeschlossenen, wasserlosen Kessel; in Graz das Ausweiten über das breite Grazfeld, das Hinfluten der Vorstädte über freies Hügelgelände, das Anbinden mit dem fernen Kranz des Hochgebirges. Endlich der Schlossberg und die rasche klare Mur geben der steierischen Hauptstadt eine Eigenart, die keinen anderen Vergleich dieser Stadt zulässt, als eben den mit — Graz. Nichtsdestoweniger habe ich mich in der Schwabenhauptstadt sehr heimlich gefühlt und schwer kam es mir eines Frühmorgens an, unter unerhörtem Fallen des Barometers die trautsame Freundesstätte zu verlassen, um in der weiten Welt wieder eine Strecke dahinzurollen. Bald war ich im Bereiche des Ulmerdomes, der das östliche Schwabenland beherrscht. Der Thurm spiegelt sich in der jungen Donau, die zwischen Hügelzügen, ähnlich wie im steierischen Mittellande, herauskommt aus den schattigen Höhen des Schwarzwaldes. Unmittelbar, bevor sie in die Stadt Ulm einläuft, verheiratet sie sich noch rasch mit dem Iller, einem gebürtigen Allgäuer, um dann gemeinsam mit dem Zugebrachten des Herrn Gemahls in Ulm ein Geschäft zu eröffnen: die Donau-Schiffahrt.

Kaum ist unserem Zuge, der gegen den Bodensee hinaufdampft, der herrliche Domthurm von Ulm außer Sicht, so zeigen sich fern im

Süden die ersten blassblauen Zacklein der Alpen. Mein Herz that einen Freudensprung, denn nun gieng's in die Schweiz hinein. Ich hatte sie vor sechsundzwanzig Jahren unmittelbar vor Ausbruch des Krieges das erste- und letztemal flüchtig gesehen. Heute lag wieder vor mir der Bodensee, genannt das deutsche Meer. Die klare feuchte Luft verkleinerte ihn wesentlich, so dass man von einem Punkte aus stets alle seine Enden sah, mit Ausnahme der nördlichen, die sich hinter den Thürmen von Constanz in zwei Gabeln verlieren. Von den jenseitigen Ufern herüber leuchtete starr und groß der Thorwart des Schweizer Landes, der Säntis. Mit einer gewissen Geringschätzung, eigentlich nur Ekkehards wegen, ward der Berg während der Seefahrt betrachtet; denn wer in die Schweiz reist, der verschwendet seine Begeisterung nicht gleich an dem erstbesten Felsenberg, besonders, wenn dieser nicht eine einzige Eisscholle trägt. Schwer hatte ich solchen Hochmuth zu büßen. Wer macht es mir nach? Mit sehenden Augen in der Schweiz gewesen zu sein und keine Schweiz gesehen zu haben? Auf schweizerischem Boden war ich bald, der Berg aber verliert sich hinter Hügelzüge; die Landschaft, die Ortschaften jenseits des Bodensees waren wie diesseits, Bauernhöfe mit Riegelwänden, niedliche Sommerhäuser in gewöhnlichem Villenstil, Fabriken, dann grüne Wiesen und kleine Bäche. Kein einziges jener „Schweizerhäuser" mit den malerischen Söllern und den flachen, steinbeschwerten Schindeldächern. Sogar drüben in Oberösterreich und im baierischen Walde hatte ich unterwegs mehr Schweizerhausstil gesehen, als hier in der nordöstlichen Schweiz. Das ist stellenweise das reinste Niederland. Der Eilzug flog rasch dem Herzen des Landes zu, aber als wir nach Zürich kamen, verhüllte die nebelblaue Abenddämmerung See und Hochgebirge; nur die Stadt zeigte sich in ihrer weiten Ausdehnung, im Halbkreise an den See gelagert, mit ihren Ausläufern kühn über die Höhen hinstrebend. Zürich hat weitaus weniger Einwohner, als Graz; dem Ankömmling aber präsentiert sie sich doppelt und dreifach so großstädtisch.

Die frischere Luft strich mir gleich am ersten Abend an.

Wie stark steht der deutsche Schweizer da in seinem Volksthum! Der deutsche Österreicher, der ebenfalls außerhalb der politischen Grenzen Deutschlands steht, wie nervös ist er, wie verzagt, wie bangend, unter fremden Landesgenossen sein Deutschthum zu verlieren! Der deutsche Schweizer hat's nicht minder mit fremden Landesgenossen zu thun, aber er fürchtet sich nicht, in Würde und Ruhe weiß er sein deutsches Volksthum mindestens ebenso sicher zu bewahren, als etwa der Sachse, der Ostpreuße. Wenn auch die Verkehrsmittel, die Hotels und anderlei in der Schweiz international sind, das Leben der Deutschen dort, die Gesittung, die Sprache, das Lied, das Herz ist deutsch, und schon die ale-

mannische Mundart sagt dem Fremden: Achtung! du bist bei einem urdeutschen Volksstamm, der so stark ist, dass keine Anflut von außen ihn verderben kann!

Ich habe manchen Heimats- und Landesstolz schon erfahren auf meinen Reisen, größer aber und berechtigter ist keiner, als der der Schweizer. Nicht genug des himmlischen Landes, zu dem alle schönheitsdurstigen Völker der Erde wallfahren, ist die Schweiz das Land der Freiheit, ist frei auch von den Soldaten, die anderswo dafür, dass sie ewige Kriegsgefahr heraufbeschwören, den Nationalreichthum verzehren. Glückliche Schweiz! — Der Schweizer wird gerne in tadelndem Sinn als großer Realpraktiker hingestellt; ich glaube, es könnte manches Volk an ihm Patriotismus, Freiheitsliebe und Freude an geistigem Leben bewundern.

Dem geistigen Leben von Zürich, wie es sich heute noch darbietet, glaubt man gern, dass es Männer wie Zwingli, Salomon Geßner, Bodmer, Lavater, Pestalozzi, Bluntschli, Johannes Scherr, Gottfried Keller, K. F. Meyer und andere gezeitigt hat. Die Hauptsache liegt wohl in der Mutter Natur, allein auch die Mutter Atmosphäre, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Anregungen tragen zum Werden großer Männer bei.

Mit manchem der genannten Herren hatte der Steiermärker einst Briefe gewechselt, jetzt fand er keinen mehr vor. Hingegen hatte jüngerer Geistesnachwuchs ihn zu Gaste geladen, und so war er aus dem Osten gekommen, um so manches Ideal seines Herzens hier in vollster Erfüllung zu sehen. Damit meine ich gerade nicht die originelle und süße Huldigung, die dem steierischen Rhapsoden wiederfuhr, als er in der neuen Tonhalle vom Vorlesetisch herabtrat. Kam ein Maidlein in herziger Schweizertracht auf ihn zu, sagte ein inniges Grußsprüchlein in der Landessprache und überreichte ihm einen riesigen Blumenstrauß. Das war viel, aber noch nicht alles. Als er mit seinem blühenden, duftenden, bändergeschmückten Maibaum sich verlieren wollte in einen Nebensaal, sprang aus der Menschenmenge ein etwa zwanzigjähriges Mädchen hervor, packte ihn pfeilschnell und drückte ihm auf die Stirn einen Kuss. Der alte Waldbauernbub verstand natürlich unrecht, nahm das reizende Köpflein zwischen die Hände und küsste es kühnlich ein — zwei — dreimal auf den Mund. — Das war in meinem vierundfünfzigsten Lebensjahr zu Zürich in der schönen freien Schweiz.

Am nächsten Morgen wollte ich oben hinaus. Aber der Barometer wollte unten hinaus. Die Häuser von Zürich spiegelten sich im Straßenpflaster, auf den Dächern lag zarter Schnee, höher hinauf sah man nicht. Die Thürme waren so hoch, als die Phantasie wollte, sie verloren sich im Nebel, aus dem unter Regen große Flocken fielen. Bei solchem Naturspiel löste sich mein Plan, über oder durch den St. Gotthard zu fahren, rasch auf. Die Blätter meldeten Lawinenstürze, Überschwemmungen,

Bahnunterbrechungen, da galt es denn doch, noch vor dem gänzlichen Weltuntergange nach Steiermark zu eilen. Eine gute Stunde lang rollte mein Pariser Eilzug dem Zürichersee entlang; nach dem, was sich dem Auge darbot, vermuthe ich, dass er nass ist — mehr sah ich nicht. Hinten beim Wallersee, an dessen Ufer der Zug wieder eine halbe Stunde lang hinglitt — das macht sich in der Schweiz alles so von selbst, See und Bahn und Berg — war der Winter complet. Die Berge waren hier bis zum Knie hinauf nebelfrei und da sah man, dass es ernst war. Steil und finster aus dem See springen sie auf, zahlreiche Wasserfälle sinken scheinbar langsam wie weiße Tücher aus Höhen nieder, die ich nicht mehr sah. Es waren die Riesen des Säntis, des Kurfürsten, der Glarneralpen, aber, offen gestanden, man braucht nicht erst in die Schweiz zu gehen, um diese Berge gut zu sehen — auf der Karte. So viel merkte ich unterwegs wohl auch bei schlechtem Wetter, dass sich eine Fahrt bei gutem wundervoll lohnen muss. Und das ist auch schon etwas. Bloß zu wissen, dass man durch eine herrliche Gegend fährt, elektrisiert unser Herz und ich wollte sie zeichnen, die wüsten Kolosse, die zu beiden Seiten über dem Engthal aufragten in die grauen Nebel.

In der Grenzstation Buchs wird die Schweizerstimmung von österreichischen Zollbeamten controliert und abgenommen. Die Einfuhr freiheitlicher Gelüste ist in Österreich verboten. Der junge Rhein ist bald übersetzt, nun geht die Reise durch die nördlichen Bereiche des Fürstenthums Liechtenstein. Wenn ich nicht irre, hat das Fürstenthum sogar einen Bahnhof. Und endlich wieder die lieben schwarzgelben Pfähle. Das kleine Vorarlberg geberdete sich genau so wie die stolze Schweiz: Nichts als Nebel und Schnee. Vierundzwanzig Stunden vorher war ich im sommerlich sonnigen Schwabenland gewesen, mit dem Blick auf die fernen ätherschimmernden Alpen. Und jetzt mitten in diesen Alpen und mitten im stöbernden Winter. Im Gebirge will man ja immer von oben herabschaun. So sah ich nun vom hohen steilen Berghang ins tiefe Thal, wo die einsamen Weiler liegen, umbraust von den gischtenden Wässern, die das über allem lastende Schneetuch zerrissen. Die Fichtenbestände neigten tief ihr Geäste unter den weißen Hauben, und in den Wipfeln zauste stäubend der Wind. Es war der Mühe wert, die verwässerten Coupéfenster zu öffnen und die Alpenfrische an den Wangen kratzen zu lassen. Zum Jauchzen war's mir, denn der Schneeozon berauscht, und:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den lässt er auch im Winter reisen!

Der Zug aber lief hastig hin unterhalb der dräuenden Lawinen und trachtete in den schützenden Arlbergtunnel zu kommen. Denn gegen allerlei Gefahren ist es schließlich unter der Erde doch am sichersten. — Eine siebzehn Minuten lange Nacht führte uns aus Vorarlberg nach

Tirol. Eben so hoch und eben so nördlich, und siehe — hier die grünen Matten? Nur die höchsten Bergspitzen beschneit und auch nebellos, aber alles schattendunkel. Endlich Alpen, die nicht bloß da, sondern auch sichtbar waren! Im Innthal wurde es allerdings bald wieder düster — Nebel, Regen, Abenddämmerung. Ganz dunkel war's, als ich in die Stadt Innsbruck einzog, um mich für die nächtliche Weiterfahrt über den Brenner und durch das Pusterthal zu stärken. Um zehn Uhr nachts trat ich auf den Perron des Bahnhofes. Mein Zug stand schon da, aber alles menschenleer und verschlafen. Mir fiel auf, dass der Mond schien im tiefklaren Himmel, und als ich mich wendete — was ist das? Hinter dem Bahnhof, ganz nah' ein glattes silberweißes Gewölke, das hoch, schreckbar hoch in den Himmel aufstand und sich am Rand in scharfen Kuppen und Zacken abgrenzte. Und schrie es plötzlich in mir: Das sind die Berge! Das sind die Berge! Das Gebirge, welches über dunklem Vordergrunde im Norden, unmittelbar hinter der Stadt sich himmelhoch erhebt. — O, ihr Freunde, beschreiben kann ich's nicht! Ich hatte mein Lebtag manchen beschneiten, mondbeschienenen Berg gesehen — aber so schön, so unvergleichlich, so über alle Maßen großartig noch keinen. Als ob der ewige Herr plötzlich vor mir stünde: Sieh, da bin ich! Wenn ich gefragt würde, ob mir Gott einmal erschienen, in Wesenheit, dem körperlichen Auge sichtbar, so müsste ich antworten: Ja! — Wo? — Damals auf dem Bahnhofe zu Innsbruck. Ich hätte mögen an die Hausthüren pochen und die Innsbrucker rufen: So kommt doch und seht! — Sie saßen in ihren Familien, in ihren Wirtshäusern, bei ihrem Kartenspiel, und haben es versäumt, was mancher Mensch, sogar der Älpler, in seinem Leben nur einmal sieht, oder nie .... ein Mondalpenglühen. Ich habe mich nicht zu fassen gewusst, war ganz hilflos in meiner einsamen Verzückung, und dann — als ich zu mir selbst kam, das Nasse mir aus den Augen rieb, um wieder hinzublicken — grauer, undurchsichtiger Nebel — sonst nichts mehr. — Noch zitternd vor Erregung stieg ich in den Wagen, verhüllte das Lampenlicht und zog die Fenstervorhänge zu. Was etwa der wieder erscheinende Mond auch noch zeigen mochte, ich wollte nichts mehr sehen.

Als die Sonne wieder schien über den gilbenden Herbstwäldern, waren die westlichen Alpenländer weit hinter mir, aber traumhaft werden sie in meinem Gedächtnisse stehen bleiben, die schneiende Schweiz und das mondleuchtende Tirol. Letzteres hatte ich an keinem hellen Tage je so schön gesehen, als in dieser einzigen Nacht zu Innsbruck. Und neuerdings hub es an zu klingen:

> Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
> Den läßt er auch bei Mondschein reisen.

Peter Rosegger.

Die Tiroler Norddeutschlands.

Von **Franz Blanckmeister.**

Die Mittelpunkte des modernen Culturlebens sind ohne Frage die großen Städte. Hier finden sich die großen Bildungsanstalten in Kunst und Wissenschaften, die Hochschulen und Museen, bei einander; hier werden die großen socialen und politischen Fragen zum Austrag gebracht; hier tagen die Reichs- und Landtage, die Synoden und Versammlungen aller Art; hier entfaltet die Presse ihren ganzen Zauber und ihre ganze Macht; von hier aus wird die Provinz in weitem Kreise, ja das ganze Land regiert.

Und doch sind die Großstädte nicht in allen Stücken ein Segen für unser Volk. Man hat sie die „Wasserköpfe der Civilisation", ja das „Grab der Völker" genannt. Sie sind in der That nicht nur in gutem, sondern auch in bösem Sinne Brennpunkte des modernen Lebens. Neben der Wohlhabenheit und dem Reichthum wohnt das tiefste sociale Elend, neben den Kirchen und Kapellen stehen die Stätten des Vergnügens und der Genussucht ohne Zahl am Wege, neben stolzen Palästen dehnen sich dichtgefüllte Kranken-, Irren- und Siechenhäuser. Nicht nur die Bildung und Cultur, sondern auch die Noth und Sünde hat in den Großstädten ihre Wohnung aufgeschlagen. In der Großstadt hält es keine Familie länger als vier bis fünf Generationen aus, dann ist sie entweder auf anderer Scholle oder — aufgerieben.

Es ist ein Glück für unser Volk, dass es nicht lauter Großstädte gibt, dass im Hintergrunde derselben stets die Provinz steht mit ihren Mittel- und Kleinstädten, das Land mit seinen Flecken und Dörfern. Hier fließt der immer sprudelnde Jungbrunnen für unser Volk, hier liegen die Reserven, die Kraftreservoirs für die Großstädte, hier sind die Vorrathskammern, aus denen Staat und Gesellschaft ihren Verbrauch an neuem, gesundem Menschenmateriale decken.

Solche Magazine unverdorbenen Volksthums sind für das Königreich Sachsen vor allem die Oberlausitz, das Erzgebirge und das Vogtland. Dies letztere sei in Folgendem in scharfen und concreten Bildern gezeichnet.

Das Vogtland bildet den südwestlichen Zipfel des Sachsenlandes und hat die Form eines auf die Spitze gestellten Viereckes. Es ist nicht

groß und nimmt höchstens den zehnten Theil des ganzen Landes ein. Der Culturhistoriker Riehl sagte mir einmal: „Ihrem Vogtland fehlt das Charakteristische", und er hat recht; kein himmelhoher Gipfel beherrscht das Land, und kein breiter Strom beleckt seine Auen. Aber den Reiz der Lieblichkeit und Anmuth kann man dem Vogtlande nicht absprechen. Überschaut man von seiner Südspitze aus, dem Kapellenberg, das obere Vogtland, so macht es den Eindruck eines undurchdringlichen Waldgebietes. Soweit das Auge reicht, grüßen die Fichten und Kiefern im Winde, und nur zur kleineren Hälfte ist das Land mit Feld und Wiese bedeckt. Im unteren Vogtlande wird das anders, dort tritt der Wald zurück, dort ist der größere Theil des Bodens der Feldcultur erschlossen. Durch Wald und Feld und Wiese aber schlängelt sich von Süd nach Nord die freie Tochter der Berge, die Elster. Aus dem Dörfchen „Himmelreich" in Böhmen kommend, tritt sie unweit des lieblichen Bades, dem sie den Namen gegeben, in das vogtländische Gebiet und durchzieht, von Erlen umbuscht, das ganze obere Vogtland, in ihrem Bette die kostbaren Perlen hütend, „immer mit sich sprechend wie Kinder, die etwas in fremdem Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben". Adorf und Ölsnitz, Plauen und Elsterberg sind die Städte, die sie im Vogtland auf ihrem Laufe grüßt. Kurz, ehe sie das vogtländische Gebiet verläßt, wendet sie sich unter jenem Riesenviaduct hindurch, der „Elsterthalbrücke" bei Jocketa, die vielleicht in ihrer Größe, nicht aber in ihrer Großartigkeit und Kühnheit von der ebenso bekannten „Göltzschthalbrücke" bei Netzschkau übertroffen wird. Treten im oberen Vogtlande mit seinen bewaldeten Kuppen die Siedlungen der Menschen weniger hervor, so macht das mittlere und untere Vogtland den Eindruck eines dicht bevölkerten Landstrichs.

Ein bewegte Geschichte ist es, die dieser Landstrich hinter sich hat. Wenn die Burgruinen von Elsterberg und Doberau, die alten Schlösser von Vogtsberg, Mylau und Plauen, die Reste der Stadtmauern von Adorf und Ölsnitz, die alten Kirchen von Burgstein und Thossen ihren Mund aufthun könnten, was würden sie nicht alles zu erzählen wissen! Das Vogtland, die alte terra advocatorum, ursprünglich Besitzthum der deutschen Kaiser und für diese von ihren Vögten verwaltet, deren Nachkommen die heutigen Fürsten von Reuß sind, kam erst 1569 unter Vater August an Sachsen. Noch dem Tode Johann Georgs I. fiel es an die Nebenlinie Sachsen-Zeitz, um nach deren Aussterben 1718 für immer mit dem Curhause vereinigt zu bleiben. Scheint die Christianisierung und Germanisierung des von Slaven besetzten Landes um 1100 ohne erhebliche Kämpfe vonstatten gegangen zu sein, so brachten die folgenden Jahrhunderte Kämpfe und Umwälzungen genug. Im Thüringer Kriege hausten die Scharen Kaiser Adolfs von Nassau im Vogtlande. Im

Hussitenkriege floss das Blut der Bürger Plauens in Strömen den Hradschin herab. Der schmalkaldische Krieg brachte die Zerstörung von Adorf, Markneukirchen und Schöneck durch Kaiser Karl V. Im dreißigjährigen Kriege litt das arme Land entsetzlich, namentlich unter den Kaiserlichen. Wenn der Jäger in „Wallensteins Lager“ sagt:

In Baireuth, im Vogtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Scharen,

so trifft das bis auf den heutigen Tag noch zu; dass General Holk in Adorf an der Pest starb, ohne, wie er sehnlichst wünschte, das heilige Abendmahl noch erlangen zu können, weiß im Vogtlande jedes Kind; und dass auch die Schweden, die nach Gustav Adolfs Tod dort hausten, nicht im besten Andenken stehen, das beweist der alte Reim, den man noch heute hört:

De Schweden sen kumme,
Hom Olles mietg'numme,
Hom Fenster neig'schlong
Und's Blei dervo g'trong,
Hom Kugeln draus gossen,
Hom de Bauern tut g'schossen.

Wie vom „Schweden“ aber redet man heute noch vom „Franzosen“. Man meint damit besonders den Marschall Soult, der 1806 ganze Dörfer lichterloh brennen ließ und sich im Vogtlande ein trauriges Gedächtnis gestiftet hat.

Was für ein Geschlecht aber ist es, das auf diesem geschichtlich bedeutsamen Boden, auf diesen waldumkränzten, romantischen Höhen, in diesen grünen Gefilden haust? Der Vogtländer, in dessen Adern ein Gemisch von deutschem und slavischem Blute rollt, ist nicht allzugroß von Gestalt, aber knochig und starknervig. Wo ein vogtländischer Bauer hinschlägt, da wächst kein Gras mehr. Gleicht die Bevölkerung des übrigen Sachsenlandes mehr dem weichen Sandstein, der im Elbegelände zu Tage tritt, so ähnelt der Vogtländer mehr dem Granit, wie man ihn um Falkenstein und Lengenfeld bricht, oder jenem hartkörnigen Schiefer, der unter dem Namen „Theumische Platten“ bekannt ist. Mit der schmiegsamen Rebe, die ohnehin in seinem Heimatlande nicht gedeiht, hat er wenig gemein, desto mehr mit der harztropfenden Fichte und der dickrindigen Kiefer, die in seinen Wäldern steht. Am besten vergleicht man ihn mit der Kartoffel, die er auf seinem Felde baut, und von denen er selber sagt: „die krätzigen sind die besten“. Die Derbheit des Vogtländers prägt sich in allem aus, in seinen Zügen, in seiner Tracht, in seiner Lebensweise, in seiner Sprache, in der ganzen ungezwungenen Art, wie er sich gibt.

Was zunächst die Züge des Vogtländers betrifft, so trägt sein Gesicht ein hartes, bräunliches Gepräge. So etwa mag Dr. Martin Luther ausgesehen haben. Blasse Gesichter sieht man höchstens bei der Fabriksbevölkerung der Städte; auf dem Lande sind die rothen Wangen zu Hause, und bis vor wenigen Jahrzehnten war es auf den Ritter- und Bauerngütern Sitte, dass die Knechte und Mägde regelmäßig im Frühjahr die Schröpfköpfe sich ansetzen ließen.

Die Volkstracht ist überall, wie so auch im Vogtlande bedenklich im Schwinden; die nivellierende Gegenwart hat den städtischen Federhut und die modernen Glockenärmel auch aufs Land getragen. Doch haben sich noch Reste der alten soliden Volkstracht erhalten. Noch tragen im oberen Vogtlande ältere Frauen ihr Kopftuch und ihren Faltenrock, und wie reizend diese Tracht auch junge Mädchen kleidet, kann man unschwer an den Brunnenmädchen in Bad-Elster erkennen. Noch begegnet man im mittleren und unteren Vogtlande vereinzelt der ehrwürdigen „Buckelhaube". Überall aber trägt der Landmann bei seiner häuslichen Arbeit noch den „Spenser", die gestrickte Ärmelweste, die recht ordentlich warm hält, zumal, wenn sie durch das „Shawl-Tuch" um den Hals ergänzt wird. Der Vogtländer liebt es, warm zu stecken, namentlich im Zimmer, und kein gemüthlicherer Aufenthalt für ihn, als in dem Zwischenraume zwischen Wand und Ofen, den er mit dem trefflichen Namen „die Hölle" bezeichnet.

Er liebt es aber auch, etwas Solides zu essen. Der Vogtländer isst nicht gut, er ist kein Feinschmecker; aber er isst verhältnismäßig viel. Er „schlichtet" die Brotschnitte förmlich in den Magen und isst „wie ein Scheunendrescher". Die Speise, auf die er besonders angewiesen und die im Laufe der Zeiten zu seiner Haupt- und Lieblingsnahrung geworden ist, ist die Kartoffel. Täglich kommt sie bei ihm auf den Tisch, früh, mittags und abends, bald in gekochtem Zustande, bald als „grüne Klöße", bald als „gebackene Klöße", bald als „Pampus" oder „Hefenzodel". Mit Schmunzeln begrüßt er jedesmal die dampfende Kartoffelschüssel, und wenn gegen Pfingsten der Vorrath an Kartoffeln zu Ende geht, freut er sich schon wieder wie ein Narr auf die „neuen Erdäpfel", die er zum erstenmale von Jakobi vom Felde holt. An Fleisch kommt am meisten das Schweinefleisch auf den Tisch. Wer irgend kann, steckt sich im Frühjahr eine „Sau" in den Stall, um sie im Spätherbst oder Winter zu schlachten, wie denn das Schlachtfest, die „Krummba", eine große Rolle im vogtländischen Leben spielt.

Dies führt uns auf die Sprache des Vogtländers. Die Sprache weicht von der Sprache des Niederlandes durchaus ab, sie trägt kein norddeutsches, sondern ein entschieden süddeutsches Gepräge. Für ein feines Ohr hat sie einen überaus rauhen Klang, sie klingt wie das Rauschen der Fichten und wie das Klirren der Schrottsäge, die ihren

Stamm durchschneidet. Man glaubt, Töne des Mittelalters zu vernehmen, wenn man die vollen Vocale, namentlich das dumpfe vogtländische „oa“ hört; und wenn man etwa zur „Kirwe“ den Wortwechsel einiger Bauern im Wirtshaus mit anhört, so könnte man glauben, die Cimbern und Teutonen stimmten ihren Schlachtruf an. Zur Eigenart der Sprache des Vogtländers gehört unter anderem der einfache Satzbau und das Vorherrschen des Perfectums, ähnlich wie in der Sprache unserer Lutherbibel. Der Vogtländer sagt nicht: „Ich gieng in die Stadt und kaufte mir Ware und aß im Wirtshaus und fuhr wieder heim“, sondern er erzählt: „Und do bie ich nei de Stadt gange und do ho ich mr Woor gekauft und noch ho ich im Wirtshaus gessen und noch bie ich widder hom gefohrn.“

Ich führe die Sprachprobe an und muss noch weitere Sprachproben bringen, weil eben nur so die Eigenart des Vogtländers zur Geltung kommt. Die Sprache ist die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt. Die Sprache ist die unmittelbarste und wertvollste Offenbarungsform des Volksgemüths.

Die Volksart des Vogtländers läßt sich bezeichnen mit dem Ausdruck: gutmüthige Grobheit. Der Vogtländer ist grob, sehr grob, sackgrob, grob „wie Bohnenstroh“, ungeschlachtet und klotzig, aber dabei mit einem guten Tropfen Harmlosigkeit und Biederkeit gesalbt, so dass man seine Grobheit nicht übel nimmt, sondern herzlich darüber lachen muss. „Johann“, so ruft die Frau ihrem Manne zu, der bei einem nahenden Gewitter auf dem Oberboden weilt, „Johann, kumm runter, 's danert.“ Er antwortet trocken: „Dös ka ich druobn a hörn.“ — „Was zeihst mr nu a?“ sagt Johann zur Frau, indem er sich aufmachen will, ins Wirtshaus zu gehen. Sie antwortet: „Zeih's Dorf a, noch laufen dir de Bauern hintennoch.“ — „Guten Tog mit enanner,“ so ruft der Nachbar dem Nachbarn zu, der seine Kuh zur Stadt treibt oder mit seinem Hund ihm auf der Landstraße begegnet. — Ein alter Herr schilt das Dienstmädchen heftig aus, als sie ihm beim Aufwaschen sein Trinkglas zerbrochen hatte: „So etwas könnte mir nie passieren.“ „Herr Kreiseinnehmer“, so antwortet sie, „Sie greifen a nischt oa.“ — Ein Pastor bekommt Besuch und läßt einen Krug Bier holen. Nach einer Weile trägt er dem Dienstmädchen auf, noch einmal ins Wirtshaus zu laufen. Die blonde Maid stellte sich hin, stemmt die Arme unter und ruft: „Hott Ihr denn noch net satt? ich ho Euch's 'n doch erscht geholt.“ — Kräftiger noch und frischer prägt sich die Volksart mit ihrer gutmüthigen Grobheit aus im Volksliede. Es gibt ernste Volkslieder und heitere, und letztere überwiegen. Von ernsterer Art citiere ich ein Soldatenlied, das ich in meiner Jugend hörte und das gewiss aus der Zeit stammt, da der sächsische Soldat für Napoleon I. seine ehrliche Haut zu Markte trug: Das Lied, eine wahre Perle von Volkslied, ist noch ungedruckt und lautet:

Kamerad', ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen:
Bringe mich in mein Quattier,
Dass ich dort verbunden wier.

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott nur selber,
Helfe dir der liebe, liebe Gott,
Morgen früh marschieren wir schon fort.

Morgen früh um halber viere
Müssen wir schon abmarschiere,
Müssen ziehn in die weite, weite Welt,
Müssen streiten für des Kaisers Geld.

Frankreich muss es bezahlen
Mit lauter Kronethalern,
Denn das ist das allerschönste Geld,
Das es giebet auf der ganzen Welt.

Das heitere Volkslied begegnet uns im Vogtland in Gestalt des Schnaderhüpfels, und wenn man den Vogtländer den sächsischen Tiroler genannt hat, so muss dieser Vergleich in Hinsicht seiner Freudigkeit und Geschicklichkeit im Gestalten derartiger Leberreime jedenfalls als ein sehr glücklicher bezeichnet werden. Auf der „Krummba", beim Schlachtfest, beim „guten Muth", auf der Kindtaufe, zur „Kirwe", in der „Hutzenstum", auf dem „Summerhaufen", unter der Dorflinde — überall, wo das junge fröhliche Volk beisammen ist, sind solche Schnaderhüpfl alten Datums oder jungen Ursprungs im Schwange und es ist bewundernswert, mit welcher Fertigkeit Burschen und Mädchen im Nu eine Menge neckischer Vierzeiler zu bilden wissen, mit denen sie sich gegenseitig aufziehen oder liebkosen.

Mei Schatz is a Reiter,
Und a Reiter muss 's sei,
Und's Pfer is em König,
Und der Reiter is mei —

so singt in der Hutzenstum die verliebte Hanne von ihrem Heinrich, und ein junger Bursche fällt ein:

Soldat is mei Leb'n,
Soldat is mei Lust,
Soldat muss ich wer'n
Bei'm Friedrich August.

Mit einem Anflug von Wehmuth trällert die etwas unschöne Gustel:

Schwarzbraun sei de Hoselnüss,
Schwarzbraun bin auch iech:
Alle Welt will Hoselnüss,
Ka Mensch will miech.

Aus der „Hölle" aber tönt die etwas unhöfliche Antwort „Edewars", des „Großknechts auf dem Harrnhuof":

Du denkst, du bist schie —
S' is ober net wohr;
Do kauf dr när'n Spiegel
Und reck de Nos noa.

Schlagfertig aber antwortet die Gustel:

Ich kauf mr kan' Spiegel
Und reck' se net noa:
Ich bie e schö's Madel
Und krieg' en schön' Ma.

Nach Hunderten und Tausenden zählen diese bald zarten, bald derben, ja nicht selten urwüchsig groben Reime, die heute gesungen und morgen umgemodelt und übermorgen vergessen werden; und es ist dankenswert, dass ein wackerer Sohn des Vogtlandes in einem Buche „Rundâs und Reimsprüche“ eine große Zahl derselben gesammelt hat. Die Schnacken und Schwänke in Prosa, die im Vogtlande von Mund zu Munde gehen, die sich die Frauen am Rocken und die Männer am Wirtshaustisch erzählen, hat der vogtländische Dichter Louis Riedel mit mehr oder weniger eigener Zuthat zu Papier gebracht. In ihm hat das Vogtland seinen Konrad Grübel oder Karl Stieler, auch wohl seinen Fritz Reuter und Peter Rosegger gefunden und wer sich einmal ein paar heitere Stunden machen will, der besuche den Dichter „In der Hutzenstum“ oder „Derham“ oder „Im Espich“, und schließe Freundschaft mit seinem „Holzspitzbu“ oder „Foosnetnar“ oder lasse sich von ihm „Alle Riet a Luth allaa“ (Alle Ritt ein Loth allein) verabreichen. Hier lernt er den Vogtländer in seiner ganzen Pracht kennen, zumal in seiner herzerquickenden Derbheit.

Erscheint nach alledem der Vogtländer als ein recht ungehobelter Geselle, ein ziemlich ungeleckter Bär, so darf doch nicht übersehen werden, dass die grobe Hülle einen höchst gediegenen Kern birgt. Der Vogtländer besitzt vorzügliche Anlagen und hat auf allen Gebieten des Lebens Bemerkenswertes geleistet, so dass sein Name weit über Sachsens und Deutschlands Grenzen hinaus einen guten Klang hat. Mag der vogtländische Bergbau nicht eben schwer in die Wagschale fallen, so ist doch die vogtländische Land- und Forstwirtschaft wie Viehzucht überall auf das rühmlichste bekannt. Die stattlichen rothen Vogtländer Ochsen und Kühe, auf deren Zucht die größte Sorgfalt verwendet wird, halten jeden Vergleich mit Schweizer, Allgäuer und anderem Rindvieh aus und werden auch nach auswärts viel begehrt. Was aber den vogtländischen Namen über Land und Meer getragen hat, das ist die hochentwickelte einheimische Industrie, die überall tausend und aber tausend Hände beschäftigt in Stadt und Land. Was Plauen auf dem Gebiete der Gardinen- und Weißwarenfabrication, Reichenbach in der Spinnerei, Ölsnitz in der Teppichfabrication, Markneukirchen in der Herstellung von musikalischen Instrumenten, Adorf in der Perlmutterbranche leistet, ist staunenswert. Infolge der reichen industriellen Thätigkeit ist der Vogtländer zu Wohlhabenheit und Vermögen gekommen; freilich haben sich mit der Industrie auch die socialen Übelstände eingefunden, die von ihr untrennbar zu sein scheinen.

Dabei vergisst der Vogtländer über den materiellen Interessen die geistigen nicht. Er weiß die Bedeutung der Geistesbildung zu schätzen. Zwei altehrwürdige Pflegestätten der Wissenschaft und Bildung nennt er

mit Stolz sein eigen, das Gymnasium und das Lehrerseminar zu Plauen; und es ist aller Ehre wert, wie oft kleine Leute ihre begabten Söhne nach Plauen bringen, um sie mit großen Opfern für die Universität und den Lehrerberuf ausbilden zu lassen. Ebenso verdient es erwähnt zu werden, dass das Vogtland seit mehr denn hundert Jahren einer recht gediegenen Localpresse sich erfreut, des „Vogtländischen Anzeigers“, der Besseres bietet, als manche weitbekannte Zeitung, — er ist selbst ein Stück vogtländischer Geschichte und vogtländischer Eigenart.

Wie für die allgemeine Bildung, so ist der Vogtländer insbesondere auch für Politik aufgeschlossen. Es ist nicht zu leugnen, dass er ein paar Tropfen demokratischen Blutes in seinen Adern hat. Es beruht dies auf Vererbung. Schon an der Bauernbewegung der Reformationszeit nahm der Vogtländer theil, wie denn der Schwarmgeist Nikol Stübner, Thomas Münzers Genosse, aus Elsterberg stammte. Auch als das missbeliebte Haus Sachsen-Zeitz über das Vogtland herrschte und als die französische Revolution die Geister wach rief, gab das Vogtland Proben freiheitlicher Regungen. Vor allem aber waren es die Jahre 1848 und 1849, wo der demokratische Sinn des Vogtlandes offen zu Tage trat; ich brauche nur die Namen Todt und Trützschler, Heubner und Rödiger zu nennen. Heute, wo die Träume und Hoffnungen jener Männer und Zeiten erfüllt sind, ist der gebildete Vogtländer in Stadt und Land national gerichtet, voll Ehrerbietung für Se. Majestät den König und voll glühender Begeisterung für den alten Helden im Sachsenwalde, der auch in die Rinde der vogtländischen Fichte seinen Namen eingeschrieben hat zum bleibenden Gedächtnis. Die Wahrheit und Gerechtigkeit aber erheischt es, zu bemerken, dass der nationale Sinn des Vogtländers mit Byzantismus und Kriecherthum nichts gemein hat; zum Hofschranzen ist der ehrliche Vogtländer nicht geschaffen, er gibt sich wie er ist, und nichts ist ihm so verhasst als Schein und Unnatur. Dass die Arbeiterbevölkerung des Vogtlandes zur socialdemokratischen Fahne hält, ist nach alledem erklärlich. Ich glaube aber, sagen zu dürfen: der vogtländische Socialdemokrat ist besser als sein Ruf.

In Hinsicht des Glaubens und der Religiosität huldigt der Vogtländer einem einfachen, treuherzigen evangelischen Christenthum ohne allen pietistischen Beigeschmack. Das Vogtland gehört zu denjenigen Strichen Mitteldeutschlands, welche die Reformation mit Ungeduld erwarteten und sehr frühe mit reiner Begeisterung durchführten: 1521 ward von den Bürgern zu Plauen das Kloster gestürmt, und Luther selbst trat mit den Vogtländern in brieflichen Verkehr. Es darf gesagt werden, dass heute der kirchliche Sinn im Vogtland nicht schlechter ist als in anderen Gegenden Sachsens. Der Vogtländer geht getreu und fleißig zum Hause Gottes; nur verlangt er freilich, dass sein Pfarrer ein rechter „Volksmann“ sei

mit starker Stimme und deutlichem „Auswurf“ (Aussprache), um dann sagen zu können: „Ja, unser Pfarrer, stett der net druob'n wie a Supretend!“

Genug; ein sprechender Beweis für die Kernhaftigkeit des vogtländischen Volksthums ist es gewiss, dass es so viele hochbedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Ich nenne die Schauspielerin Karoline Neuber, den Entdecker der Kometenbahnen, Dörfel, den Philologen Hand, den Archäologen Böttiger, den Märzminister Braun, den Bibelforscher Constantin von Tischendorf. Angesichts solcher Namen darf ich wohl „frei nach Schiller“ sagen:

Ihr, ihr führt dort draußen in der Welt,
Die Nasen eingespannt:
Gar manchen Mann und manchen Held
Gebar — der Vögte Land!

Um aber zu beweisen, welche Bedeutung das Vogtland gegenwärtig für die Landeshauptstadt hat, seien einige namhafte Dresdner genannt, die das Land der Fichten und Elsterperlen geliefert hat. Der oberste Leiter der inneren Politik, Minister v. Metzsch, ist ein Vogtländer; der Kriegsminister v. d. Planitz ist auch ein Vogtländer. Der Oberbürgermeister von Dresden, Beutler, ist ein Vogtländer, der Vorsitzende des Stadtverordnetencollegiums, Ackermann, ist auch ein Vogtländer. Der oberste Leiter des höheren Schulwesens, Geheimrath Vogel, sein Namensvetter, der rühmlich bekannte Maler und Zeichner Hermann Vogel ist auch ein Vogtländer. Der Mann, der dem Sachsenkönige jetzt sein Schloss in ein neues Gewand kleidet, Baurath Dunger, ist ein Vogtländer, und sein Bruder, der Sprachmeister der Deutschen, natürlich auch, den Componisten Reinhold Becker nicht zu vergessen.

Der berühmteste aber von allen, die die vogtländische Erde gezeugt, ist Deutschlands gefeierter Poet Julius Mosen, der uns das Lied von „Andreas Hofer“ gesungen und von den „Letzten Zehn im vierten Regiment“. Mit seinem köstlichen Sang von der Sehnsucht nach der Heimat, dem Hohen Lied von Vogtlands Anmuth und Schöne darf ich schließen:

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blühn;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo ins Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erlen grünem Schein;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Herde
In der kurzen Tagesschicht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Herde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Treibt mich doch nach fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

„Das Land."

Gschnas im Hause.

In seinen „Lebenserinnerungen" [1]) kommt Jakob von Falke zu sprechen von den Kunstgegenständen, mit denen der Deutsche sein Haus zu schmücken pflegt. Über eine besondere Modethorheit sagt er unter anderem Folgendes:

„Wohin sind wir gekommen, meine Wenigkeit und die hundert und aberhundert Genossen, die wir uns ein ganzes Menschenalter und länger schon um die Besserung des Geschmacks im Volke, um künstlerische und vernunftmäßige Gestaltung in den Dingen des Gewerbes ehrlich und redlich bemüht haben! Da schreibt eine Dame in einem der großen Familienbläter, das zu hunderttausenden in der Welt verbreitet ist, den Erfahrungssatz: ‚Das moderne Bestreben bei der Wohnungseinrichtung, scheint es, ist, Gegenstände zu einem ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzten Zwecke umzuprägen.' Bisher haben wir gerade das Gegentheil erstrebt, jedem Dinge sein Recht werden zu lassen, ihm seine eigene, rechtmäßig begründete Gestaltung zu geben, und nun hören wir, wie sehr wir alle auf dem Holzwege waren.

Und was thut nun diese Dame in solcher Weise, ‚ihr Heim zu schmücken', wie jetzt die Redensart lautet? Sie nimmt einen alten Cylinderhut und macht daraus einen ‚allerliebsten' Arbeitsständer — ‚er ziert nun meinen Arbeitsplatz in der Fensternische'. Was nicht alles aus alten Hüten werden kann! Und eine so geniale Erfindung steht nicht einmal vereinzelt; der Hut hat Seitenstücke und die Erfinderin Schwestern gleichen Geistes. Jede Nummer des erwähnten Blattes — anderer nicht zu gedenken — gibt Beispiele. Da erzählt uns eine Dame, was man mit drei Besenstielen anfangen könne, die in der Wirtschaft unbrauchbar geworden. Ein jeder würde denken, ins Feuer damit, oder, wer grob sein wollte, könnte sagen, ähnlich wie weiland Luther, drei Prügel daraus schnitzen für solche, die unnütze Fragen thun und unnütze Dinge machen. Aber nein, aus den drei Besenstielen macht man eine Staffelei, deren Herstellung ausführlich beschrieben wird.

Und was, freundlicher Leser, glaubst du, dass sich aus einer Rübe oder aus einem Krautkopf machen lässt? In die Rübe stellt man ein

[1]) Leipzig. Georg Heinrich Meyer.

Thermometer hinein, und aus dem Krautkopf macht man eine Ampel und hängt sie auf als Schmuck des Heims. Aus Champagnerpfropfen macht man Photographienständer — höchst einfach, man kerbt sie ein; Zwirnspulen lassen sich zu Etagèren, Vogelhäusern und Zimmerlauben verwenden, freilich nicht ebenso einfach. Wenn du aber in deinem Zimmer eine öde, leere Ecke haben solltest, da wird dir der Rath gegeben, ein Spinnennetz dort aufzuhängen, das du dir künstlich aus Draht herstellst, und in die Mitte gibst du eine Spinne hinein, ‚die man in jeder Blumenfabrik zu kaufen bekommt‘. Was jeder Frau zum Ekel ist, die Spinne, und was sie aus Grund der Reinlichkeit mit dem Besen wegkehrt, das dient nun, unser Heim zu schmücken. Warum nicht auch Frösche und Kröten? Wir können sie ja auch präparieren und vergolden.

Nur noch einer liebenswürdigen Erfindung solcher Art sei gedacht, die gewiss den Reiz der Neuheit hat. Mir schwebten, schreibt eine Dame, die alten Münzgefäße vor (die bekannten, mit Münzen umgebenen Becher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts), und was Ähnliches, das schön und neu sei, gedachte sie zu schaffen. Sie nahm ein Thongefäß, umgab es mit einer Kittmasse und drückte in diese allerlei Krimskrams hinein, kleine Münzen, Nägel und Nagelköpfe, Schnallen, Stahlfedern, kleine Schellen, Knöpfe, Schrauben, Stücke von Kämmen und anderen Gegenständen der Toilette, was sich gerade zur Hand fand. Wenn sich das alles gefestigt hatte, wurde das Ganze vergoldet und bronziert. Das blitzte und glitzerte freilich, aber es sah auch wunderlich genug aus. Das ist selbsteigene deutsche Frauenkunst. Wir nennen das ‚Gschnas‘, leider ist es höchst ernsthaft gemeint, und noch mehr zu bedauern, dass es von Zeitschriften, die das Gute und Schöne in das Haus bringen wollen, durch die ganze Welt verbreitet wird.

Wüsste man nicht, dass überhaupt der Unsinn nicht aus der Welt zu schaffen ist und dass gewisse Kreise, denen jene Erfinderinnen angehören, unverbesserlich sind, man müsste an dem Erfolge aller unserer Bemühungen verzweifeln.“

Ins Allgemeinere übergehend, sagt Falke an einer anderen Stelle:

„Sollte es wohl vernünftig sein, einen Ofen so anzustreichen, als ob er aus seinem eigenen Brennmaterial, aus Holz, bestände? Ist es vernünftig, eben desgleichen Gegenständen aus Porzellan, wie z. B. Theetassen und Theekannen, mit Hilfe der Bemalung das Ansehen von Holz zu geben? Ist es vernünftig, hölzerne Leuchter wie mit biegsamem Leder umzogen erscheinen zu lassen und damit ihnen den Schein gefährlicher Unsolidität zu geben? Ist es vernünftig, einem Tintenfass die Form eines Pulverhornes zu geben und den nichts ahnenden Besitzer dieses sonderbaren Gerätbes der Gefahr der Beschmutzung auszusetzen? Oder ist es passender, ihm die Gestalt einer Jockeymütze zu verleihen oder eines

Hundehauses, dessen Dach als Deckel aufgehoben wird? Ist es vernünftig, ein irgend als Geräth oder Schmuck dienendes Hufeisen wie aus Holz erscheinen zu lassen und dieses scheinbar wie mit Leder zu überziehen, so dass man von einem hölzernen Hufeisen aus Leder oder einem ledernen Hufeisen aus Holz sprechen kann?

Solche Verwechslungen von Form, Zweck, Technik, Material, wobei immer eines dem anderen widerspricht und sich selber ad absurdum führt, war eine der Eigenschaften des Kunstgewerbes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Eigenschaft, die leider auch heute noch im deutschen Hause und im deutschen Gewerbe nicht ausgerottet ist. Man nannte das damals ‚Ideen haben'. Solche Ideenphantasie war die Quelle für alle Neuigkeiten der sogenannten Galanteriewaren, deren jede Saison eine Fülle frisch auf den Markt warf. Aber nicht bloß die ‚Galanterie' brachte sie; Silberarbeiten, Goldschmuck, Bronzegegenstände, Holz und Porzellan, kurzum im Grunde jedes Gewerbe, in welchem die Phantasie mitzuspielen hatte, brüstete sich solcher Ideen oder vielmehr, richtiger gesagt, litt an solcher Gedankenarmut.

Das wäre aber ein nicht allzu bedeutungsvoller, nicht allzu hoch anzuschlagender Fehler gewesen und hätte schwerlich die großartige Reformbewegung im Geschmack hervorgerufen, wenn das Kunstgewerbe damals nicht an anderen Fehlern und Untugenden gekrankt hätte.

Zu diesen Fehlern rechne ich zunächst eine mangelhafte, unkünstlerische Technik, welche die feineren Arten der Arbeit, einst die Zierden des Kunstgewerbes in früheren Jahrhunderten, aufgegeben oder verloren hatte. Dazu gehört beispielsweise der Ersatz der eigentlichen Schmiedekunst durch den Guss, dazu gehören verschiedene schmückende Verfahren der Goldschmiedekunst, wie die Tauschierung und manche Arten des Emails, wie der gänzliche Verfall der Stickerei als Kunst. Ferner hatte sich aus dem Gewerbe das Gefühl für Form und Farbe sowie für das Angemessene des Schmuckes verloren. Dass der Schmuck Maß halten und an rechter Stelle sich befinden muss, dass ein Gefäß Contouren hat und dass diese Contouren Schwung oder kräftige Bildung, gewissermaßen Charakter, haben müssen, dass das Gefäß sich gliedert, die Glieder im Verhältnisse stehen, damit sich ein für das Auge wohlgefälliges Ganzes ergibt, das war dem damaligen Kunstgewerbe so gut wie unbekannt. Die ‚Idee' — die unvernünftige — musste das ersetzen. Ebenso unbekannt war es, dass die Verzierung doch gewissen ästhetischen Gesetzen unterworfen ist, dass sie sich an Form und Gliederung des Gefäßes oder Geräthes anschließen muss, sei sie nun gemalter oder plastischer Schmuck, dass sie nicht an beliebiger Stelle sich anbringen läſst, gar nicht davon zu reden, dass sie auch, wenn der Gegenstand Bedeutung hat, dem Sinne nach mit demselben in gewisser Beziehung stehen soll, es sei denn, dass sie eben nur reines Ornament ist.

Nicht minder war Sinn und Gefühl für Farbe verschwunden. Wie in der Kleidung die verschiedenen Töne vom todten Grau vorherrschten, so auch in der Decoration. Grau war die allgemeine Färbung, wohin man blickte, in der Straße wie im Hause. Grauer Stuck oder dessen gemalte Nachahmung war der Schmuck des Plafonds, grau waren die Wände; nur der Teppich des Fußbodens zeigte in gewaltigen Blumen und Blumenbouquets lebhafte Farben, aber diese allzuderb, allzu bunt und unharmonisch. Was das eine zu wenig, hatte das andere zu viel. Schöne, auch lebhafte Farbentöne harmonisch zusammenzustellen und sich solcher Schönheit zu erfreuen, das war unbekannt. Den Leuten von damals war Farbe ein Schrecknis; nur grau war vornehm und elegant. Man fürchtete sich vor der Farbe.

Das erste, die Form bedingende, ja dieselbe schaffende Princip ist das der Bestimmung. Die Form eines Gegenstandes, der gebraucht werden soll, und das sind ja die Gegenstände des Kunstgewerbes im Gegensatz zur hohen oder freien Kunst, die es bloß auf Schönheit abgesehen hat, muss zweckmäßig sein. Aus der Kanne muss man gießen, aus dem Becher trinken können; wenn nicht, ist alles Bemühen um Schönheit verloren. Der Zweck hat dem Schranke, dem Sessel, dem Tisch, dem Leuchter, der Lampe, der Vase, dem Teller, der Schüssel, dem Topf ihre Form, ihre Grundgestalt gegeben, und diese muss beobachtet, bewahrt bleiben und darf nicht mit der Form eines anderen beliebigen Gegenstandes vertauscht werden. Das Tintenfass darf also kein Pulverhorn sein, der Butterteller kein Spargelbündel und was dergleichen Dinge mehr sind."

Von der Censur.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Zur Zeit, da wieder viel von der Theatercensur die Rede ist, lockt es uns, einen Blick zu werfen auf die Geschichte der deutschen Censur überhaupt. Wir finden eine solche Rückschau in Paul Kampffmeyers „Geschichte der modernen Polizei" (Berlin. Hans Baake). Daselbst liest man:

In den geistlichen Fürstenthümern Deutschlands hielt die Censur schon im fünfzehnten Jahrhundert ihren Einzug. „Wahrscheinlich", so sagt Kirchhof in seinen Beiträgen zur Geschichte des deutschen Buchhandels, „wurde mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in allen deutschen Erzdiöcesen eine geregelte geistliche Censur eingeführt, denn im Jahre 1499 findet sich auch für Köln eine förmliche Censurordnung,

sowie sich auch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts für die Trierer Erzdiöcese und für den Leipziger Sprengel factisch bestehende geistliche Censurbehörden nachweisen lassen."

In den Kreisen der Geistlichkeit hatte man also schon frühzeitig die Anstalt der präventiven (vorbeugenden) Censur begründet. Strenge Strafe drohte dem Verfasser und Drucker, ja sogar dem Leser einer nicht von der Geistlichkeit genehmigten Schrift. Damit sich nun der Leser nicht mit seiner Unkenntnis der Namen der verbotenen Bücher entschuldigte, gab die Kirche eine Liste dieser Bücher heraus, den „Index librorum prohibitorum" (den Index der verbotenen Bücher).

Die Reichsgesetzgebung trat später in die Fußstapfen der Kirche. So verordneten die Reichstagsabschiede von Nürnberg (1524), von Speier (1529) und Augsburg (1530), dass keine Schrift gedruckt werden sollte, die nicht vorher durch die weltliche oder geistliche Obrigkeit besichtigt wäre. Ferner musste der Drucker und der Druckort in der Schrift genannt werden. Die Reichsgesetze verhängten meist die Confiscation über die verbotene Schrift und eine strenge Strafe über den Verfasser derselben.

Die kampfdurchtobte Reformationsperiode ließ eine vollsaftige Oppositionsliteratur aufsprießen. Das Gewitter gewaltiger leuchtender Geistesblitze, das sich damals am Firmamente zeigte, wirkte auf das Gedeihen einer witzigen Schmähschriftenliteratur wunderkräftig ein. Da entstand das „Narrenschiff" Brands, da drangen die gesalzenen Späße des „Eulenspiegel" und des „Reineke Fuchs" in die Menge. Die hohen Würdenträger des Staates und der Kirche wurden mit spitzigen Pfeilen beschossen, und in ihrer plumpen Ungeschicklichkeit glaubten sie sich diese Angriffe durch eine strenge polizeiliche Censur vom Leibe halten zu können.

In dem Reichstagsabschiede von Speier (1529) heißt es in Bezug auf die Censur: „Dazu sollen und wollen wir, auch Churfürsten, Fürsten und Ständ des Reichs mittlerzeit des Concilii, in allen Druckereyen und bei allen Buchführern eines jeden Oberkeit mit allem möglichen Fleiß Versehung thun, dass weiter nichts Neues gedruckt, und sonderlich Schmähschriften weder öffentlich noch heimlich gedichtet, gedruckt, zu feilem Kauf getragen oder ausgelegt werde, sondern was derhalben weiter gedicht, gedruckt oder feil gehabt wird, das soll zuvor von jeder Oberkeit dazu verordnete verständige Personen besichtiget; und so darin Mängel befunden, soll dasselbe zu drucken und feil zu halten bei großer Straff nicht zugelassen, sondern also strenglich verboten und gehalten, auch der Dichter, Drucker und Verkäuffer so solch Gebot überfahren, durch die Oberkeit, darunter sie gesessen oder betreten, nach Gelegenheit gestrafft werden."

Aber erfolglos blieben meist die Polizeiordnungen, welche sich in dieser Zeit des Kampfes gegen die „schmählichen Bücher, Schrifften,

Gemählds und Gemächts" wandten. Die Reichspolizeiordnung von 1548 wollte der Presse die strengste Censur in kirchlichen Angelegenheiten aufzwingen. Keine Zeile sollte mehr Duldung von Seiten der Censur finden, die der „katholischen allgemeinen Lehr und der heiligen christlichen Kirchen ungemäß und wiederwärtig" wären, oder die zur „Unruhe und Weiterung Ursache geben" könnten.

Der Krieg wurde somit gegen aufrühreriſche und antikatholiſche Schriften eröffnet. Uncensierte Werke und Schriften, die den Namen des Verfassers, Druckers und Druckorts verbargen, standen unter strenger Strafgesetzgebung, ihr Druck, ihr Verkauf und Ankauf, ihre Verbreitung, ja sogar ihr Besitz ward schwer geahndet. Neben der Entziehung des Gewerbebetriebs traf den Drucker eine Geldstrafe von fünfhundert Gulden in Gold."

In dem Feldzug gegen die widerspenstige Presse durfte die unvermeidliche Folter nicht fehlen. Sie konnte zur Ermittelung des schuldigen Druckers, Verkäufers und Verbreiters gegen den Besitzer verbotener Bücher angewendet werden.

Und dennoch schlug die Censur die damalige Kampfesliteratur nicht zu Boden. Sie war eine unheimliche Macht geworden, welche die alten Autoritäten der Zeit mit dem Umsturze ganz erschrecklich bedrohte. Eine Menge ungenannter „fliegender Zeitungen" nährte die wohlberechtigte Erbitterung gegen die herrschenden Gewalten. In ganz de- und wehmüthigen Klagen ergieng sich der Erfurter allgemeine „Reichscraißabschied" von 1567 gegen „die falschen und üppigen Dichter", und in seiner Herzensangst sieht er schon eine Empörung voraus, welche durch die Verhetzung der hohen und niederen Stände erzeugt werde.

Eine Unzahl von sogenannten Winkeldruckereien stellten fliegende Blätter und Zeitungen her. Ihnen wollte der Reichstagsabschied von Speier im Jahre 1570 mit einem Streich den Garaus machen. Nur an einzelnen Orten, an denen eine strenge Aufsicht über die Presse möglich war, sollten die Druckereien noch geduldet werden; es waren das die Fürstensitze, die angesehensten Reichsstädte und Universitäten.

Der Ingrimm der staatlichen und kirchlichen Autoritäten gegen diese Winkeldruckereien war nur zu erklärlich; denn diese Druckereien besaßen vielfach nicht einmal die Erlaubnis zum Drucken, trotzdem stellten sie Schriften in Hülle und Fülle her, sandten sie ins Ausland und überschwemmten mit ihnen das ganze liebe, „heylige" römische Reich. Unfähig, diesem Strom verbotener Schriften mit Erfolg entgegenzutreten, wütheten sich die staatlichen und kirchlichen Würdenträger gegen die Winkeldruckereien aus. Aber damit glaubten sie ihrem staatsrettenden Eifer noch nicht Genüge geleistet zu haben. In jenem Reichstagsabschiede von Speier ward die Zulassung der Buchdrucker an eine strenge Prüfung ihrer

Zuverlässigkeit geknüpft. Außerdem wollte die Gesetzgebung den Buchdruckern einen leiblichen Eid aufzwingen, damit sie peinlich sorgfältig alle gesetzlichen Vorschriften beobachteten. Ja, zum Schluss befahl der Reichstagsabschied noch, die Druckereien von Zeit zu Zeit „unerwarteter Ding zu visitieren".

Im Jahre 1608 waren die „Unordnungen" im Buchhandel noch nicht verschwunden. In diesem Jahre erschien ein Rescript, das sehr griesgrämlich über die große Menge der „hochverbottenen Famos-Schriften" klagt. Das Rescript schärft nachdrücklich die Visitation der Buchläden ein und ordnet streng an, dass alle Drucker und Buchhändler Verzeichnisse ihrer Bücher vorweisen und Auskunft über die Druckerlaubnis ertheilen sollten. Selbst die ungefährlichen und harmlosen Gerichtsbeschlüsse durften nach diesem Rescript nicht ohne besondere Erlaubnis gedruckt werden.

In Bayern gieng ein eisiger Wind, der alle Geistesblüten rücksichtslos zerstörte, durch die Pressgesetzgebung.

Dem Lutherthume hatte man in diesem Lande, das ganz in dem Gängelbande der Jesuiten stand, den Tod geschworen. Gegen die Einschleppung der deutschen Bibelübersetzung Luthers schritten wiederholt bayerische Verordnungen ein, so im Jahre 1523 und 1540.

Aus all den Orten, die im Geruche der ketzerischen protestantischen Lehre standen, wollte man die religiösen Bücher fernhalten, und deshalb durften in Bayern nur fernerhin die Schriften verkauft werden, die in München, Ingolstadt, in Dillingen, Mainz, Köln, Freiburg, Wien, Innsbruck, Paris, Löwen, Venedig, Rom, Florenz, Bologna und in Spanien gedruckt waren.

Die harte Strafe der Landesverweisung „mit oder ohne Schandt" traf den, der andere Tractätchen, Gebet- und Gesangsbücher in Bayern einschleppte. Ja, die Buchhändler dieses Landes sollten sich nur der katholischen Buchdruckereien bedienen, wenn sie ein erlaubtes Buch zum Druck beförderten. Man trieb in Bayern die Büchercensur so weit, dass man die Nachlässe pietätlos durchschnüffelte und eventuell die Strafen, die auf den Besitz verbotener Bücher standen, über die unschuldigen Erben verhängte.

Die Durchsuchungen der Buchläden nahm in Baiern kein Ende, und so mancher Ballen wertvoller Bücher kam in die Hände der Jesuiten.

Die Aufsicht der Censoren über die Bücher erstreckte sich bis auf die herzogliche Bibliothek. In jener Bibliothek fanden auch ketzerische Bücher Aufnahme, aber nur ganz Festgläubige, die eine besondere Erlaubnis vom Papst oder der römischen Inquisition erhalten hatten, durften zu dem verschlossenen Schranke hinzu, der wie ein Gefängnis sorgfältig überwacht wurde.

In Baiern warf man auch den Drucker Hans Wegeler unbarmherzig auf die Folter, der beschuldigt war, die Schriften des bitter gehassten, vielfach verfolgten Schwenckfeld gedruckt zu haben.

Selbst in den Städten, die sich zur „reinen Lehre des Protestantismus“ bekannten, zeigte man eine zagende, schlotternde Angst vor dem Papst und dem Kaiser. Als der biedere Hans Sachs im Jahre 1522 „ein gedruckt Büchlein mit Bildern, den Fall das Babstums anzeigend“ herausgab, da wurde er in wahrhaft pedantischer Weise von dem ehrbaren Rathe geschulmeistert: „Nun seye solches seines Amtes nicht“, so schrieb der Rath, „gebühre ihm auch nicht, darum eines Rathes ernster Befehl, dass er seines Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen; ein ehrbarer Rath würde sonst in Nothdurft gegen ihn handeln, um diese geübte Handlung wolle der Rath die Strafe diesmal bei sich behalten, doch mit einer offenen Hand, die nach ihrer Gelegenheit für zu nehmen.“

In Sachsen wetterte der streng katholische Herzog Georg gegen die „Lästerschriften“ Luthers. Ein Leipziger Buchdrucker, der sich erkühnte, Luthers Schriften in Umlauf zu setzen, ward mit harter Gefängnisstrafe bedacht und mit der Ausweisung bedroht. Doch resultatlos tobte sich seine Wuth gegen das mächtig erstarkende Lutherthum aus. Selbst als in Dresden der Verfasser einer Luther'schen Schmähschrift verurtheilt wurde, „sein erdicht Schandtbuch zu fressen“, ließen sich die Bekenner des Protestantismus nicht durch eine derartige brutale Maßregel in ihrem Eifer für die neue Lehre entmuthigen.

In der Folgezeit musste der aufstrebende Buchhandel in Sachsen zahllose einengende presspolizeiliche Bestimmungen über sich ergehen lassen. Die Büchervisitationen verschwanden nicht von der Tagesordnung, und wiederholt schärften kurfürstliche Mandate die Reichsprocessordnungen gegen Schmähschriften, gegen Bücher ohne Angabe des Verfassers und Druckers und gegen Winkeldruckereien ein. Ja, die Landesgesetzgebung in Sachsen unterfieng sich sogar, den Buchdruck an drei Orten des Landes, in Dresden, Wittenberg und Leipzig festzulegen, damit der Aberwitz der Censoren um so schrankenloser walten konnte. Aber hiermit gab sich die landesväterliche Weisheit noch nicht zufrieden, und so erblickte denn im Jahre 1588 eine Verordnung das Licht der Öffentlichkeit, die den Druck der bereits von der Universität gebilligten Bücher noch von einer besonderen Erlaubnis in Dresden abhängig machte. Diese Verordnung scheint jedoch ein Schuss ins Blaue gewesen zu sein, denn sie ward einfach nicht befolgt.

Jetzt vereidigte man in Sachsen die Buchdrucker, keine Bücher ohne Censur der Universität und des Raths zu drucken. Ferner wollte man die Buchläden mit den Chicanen regelmäßiger Visitationen belasten; aber zu diesen gehässigen Schnüffeldiensten — und dies gereicht dem damaligen Bürgerthum zur größten Ehre — wollte sich niemand „gebrauchen lassen“.

Längere Zeit vernahm man nichts in Sachsen von den Heldenthaten der Censoren. „Erst von der Michaelismesse 1651 an", sagt Friedrich Kapp in seiner Geschichte des deutschen Buchhandels, „beginnt das Fahnden auf Schmähkarten und heterodoxe (fremd- oder irrlehrige) Schriften".

Überhebungen aller Arten ließen sich jetzt die eifrigen Censoren zu Schulden kommen; war es doch vielfach vollständig in das Belieben dieser Herren gestellt, ob eine Schrift zum Druck zugelassen wurde oder nicht!

In Leipzig war den Decanen der Universität der Kamm so gewachsen, dass sie sich ganz willkürliche Änderungen in den Schriften der Autoren erlaubten. Einstmal beantragte die medicinische Facultät Leipzigs die Beschlagnahme bestimmter Werke bei der Büchercommission, da sich der Verfasser nicht bequemen wollte, Änderungen in seinem Werke vorzunehmen, die sie so sehnlichst wünschte.

Das unbedeutendste Hochzeitsgedicht musste die Censur bestehen. Der Professor der Poesie und Beredtsamkeit strich in diesen Gedichten nicht allein die beliebten herzhaften Zoten, sondern brachte auch seine ergötzlichen Stilblüten als Verbesserungen in die Gedichte hinein. Und ob dieser angestrengten Arbeit zog er acht Groschen Censurgebüren für den Bogen ein.

Der hochgelahrte Professor der Geschichte schulmeisterte die Autoren, die sich mit historischen Werken herauswagten, und der Professor der Theologie entwickelte eine unerschöpfliche Geschwätzigkeit, um den Schriftstellern seine theologischen Überzeugungen aufzudrängen. Kurz, die Herren Decane fühlten sich als die vollkommensten Meister auf dem Gebiete der Literatur.

Erst nach dem Glaubenswechsel Augusts des Starken zwang ein Rescript die Herren Censoren zu einem bescheideneren und angemessenern Betragen gegenüber der Schriftstellerwelt. Sie sollten sich nun der tendenziösen Eingriffe in den Text enthalten.

In den geistlichen Fürstenthümern wüthete sich der Unfug der Censur am schamlosesten aus. Hier wurden vielfach die Meisterwerke der classischen Literatur mit dem Banne belegt. Die Buchhandlungen standen unter strenger Controle der geistlichen Herren, und oft genug setzten diese ihren Fuß in die Bücherläden, um eine Hetzjagd auf die Schriften zu machen, die nicht im Halbdunkel der alleinseligmachenden Kirche entstanden waren.

Außerodentlich ergötzlich lesen sich heute die Berichte über die Visitationen der Buchläden. So bedachte zum Beispiel die hohe fürstbischöfliche Regierung in Würzburg eine Commission mit dem Auftrage, die Buchhandlungen nach gotteslästerlichen und sittenlosen Schriften zu durchsuchen.

Die Commission betrat im Juli 1781 den Laden des Buchhändlers Rienner und legte eine ganze Reihe von Schriften mit Beschlag. Ihre „unmaßgeblichen" Gutachten über diese Schriften versetzen uns heute in eine unbegrenzte Heiterkeit.

Da wurde von der Commission zum Beispiel der „Verlorene Sohn" Voltaires wegen „des berüchtigten Verfassers" nicht geduldet. Die breiten Wassersuppen eines Nicolai fanden ebenfalls keine Gnade vor den Augen der Commission. Das graue langweilige Buch dieses Mannes Sebaldus Nothancker durfte nur „einem gesetzten Theologen" in die Hand gegeben werden.

Den Zorn dieser höchst sittlichen schwarzen Commission erregten die Schriften Wielands, „da Wielands neuere Werke überhaupt Sinnlichkeit und Weichlichkeit athmen, als sind dieselben im Buchladen ohne Unterschied nicht zu dulden". An anderer Stelle heißt es von den Wieland'schen Gedichten: „Sie sind größtentheils wohllüstig und schlüpferisch, und darum auch für gute Sitten größtentheils anstößig und gefährlich."

Mit ernstlichem Stirnrunzeln und gar gestrenger Miene prüfen auch die Herren von der Commission das Meisterwerk Lessings, den „Nathan".

„Nathan der Weise von Lessing. Ist ein dramatisches Gedicht von Lessing, worinn unter feinen Wendungen die Toleranz allerley Religionen gepredigt, und viel Gehässiges auf Rechnung eines Patriarchen vorgetragen wird."

Die „Erziehung des Menschengeschlechts" von Lessing stößt auf den Unwillen der Commission, weil der Verfasser „bey nebst von Christo nicht würdig genug" redet und „am End die lächerliche lehre von der Seelenwanderung wieder aufwärmt".

Den frommen Hirten erscheinen selbst die Schriften des biederen Gleim schreckliche Gefahren für den Glauben ihrer Schäflein zu enthalten. Da heißt es zum Beispiel in einem Gutachten der Commission:

„Obwohlen dieselben (die Schriften) nicht durchgehend zu missbilligen, so fände man doch gerathener, wenn unter der Hand dem Buchführer der Rath gegeben würde, dieselbe wieder zu remittieren (zurückzuschicken), dabey aber auch den Professoribus bekannt gemacht würde, derley schriften ihren Candidaten nicht nur allein nicht anzurathen, sondern die in derselben Händen befindlichen auf eine gute Art, und mit allenfalsiger Verwechslung mit nützlicheren Büchern wieder an sich zu bringen."

In demselben Monat werden auch noch zwei andere Buchhändler in Würzburg mit einer Visitation beglückt, Göbhard und Stahel. Beide Buchhändler sahen ihre Läden der wichtigsten und bedeutungsvollsten Schriften beraubt. Bei dem Buchhändler Stahel hielten die Censoren vierundfünfzig Schriften für verdächtig, darunter sechzehn von Voltaire, vier von Rousseau und fünfzehn von Wieland. Zu der Schrift „Wieland und seine Abonnenten" fügen die Censoren die Bemerkung hinzu: „eine von Göthe auf Wieland und Jakobi verfasste Satire mit einigen sittenwidrigen Ausdrücken". Eine „Apologie über Lessings Nathan den Weisen" betrachten die hochweisen Censoren als „nicht minder anstößig als Nathan selbst".

In protestantischen Ländern leisteten sich die Herren Censoren die gleichen Thorenbubenstreiche wie in den katholischen. Das Land der Erbweisheit, das gute Mecklenburg, war von jeher eine Freistätte für ein echtes, rechtes Schildbürgerthum gewesen. Weshalb sollten in diesem Lande nicht auch die Censoren ihr Glück versuchen? Und sie versuchten es.

Im December 1766 fand sich in Güstrow der Buchhändler Hechtel ein, um dort einen Bücherverkauf zu eröffnen. Die Polizei-Commission, welche die Censur der Bücher handhabte, gewährte ihm die Erlaubnis zu dem Handel nur unter der Bedingung, dass er die Titel einiger Bücher, welche der Behörde unbequem schienen, aus der Liste striche. Und zu diesen Büchern, die im Geruche der Gefährlichkeit standen, zählte der Censor folgende Schriften:

„Herr von Voltaire Saul und David, ein Trauerspiel nach Anleitung der heiligen Schrift".

„Des Herrn Zachariä sämmtliche poetische Werke."

„Des Herrn Klopstocks sämmtliche Schriften".

Man höre und staune, selbst die Werke des tiefreligiösen Klopstocks setzte ein protestantischer Censor auf die Liste der gefährlichen Bücher.

Der Buchhändler Hechel beachtete die Wünsche der hochwohllöblichen Polizeibehörde nicht und sandte einen Katalog ohne die ersehnten Streichungen in die Welt.

Daraufhin erfolgte die Denunciation bei der Polizeibehörde, die sofort dem Buchhändler auf dem Leib rückte, seinen Laden durchsuchte und schließlich vier Exemplare von Saul und David beschlagnahmte. An die ganze Begebenheit knüpfte sich ein Verhör, das sich in den patriarchalischen Formen bewegte. Der Hofrath von Schröpfer leitete es, der sich bei seinem ernsten Amtsgeschäfte ein Pfeifchen Tabak und ein Glas Bier trefflich munden ließ.

Die frommen Censoren schritten häufig mit dem Scheiterhaufen gegen die verruchten Bücher ein. Durch Henkershand wurden auf öffentlichen Plätzen verbotene Bücher den Flammen übergeben.

Rudolf II., der Zögling der Jesuiten, ließ im Jahre 1579 „zwölftausend deutsche und windische Bücher, meist Bibeln oder solche, die den Grundsätzen des katholischen Glaubens widerstrebten, in Graz durch den Henker verbrennen".

Sehr drastisch hat eine derartige Bücherverbrennung, Matthäus Abele von und zu Lilienberg in seiner Schrift: „Vivat oder künstliche Unordnung" beschrieben:

„Den 2. Maji des vergangenen 1668. Jahres, allwo ich abermals zur Fortsetz- und endlicher Vollendung meiner hinterstellig gelassenen Amtsgeschäfte nach Wien zeitlich angelangt bin und also selbst Zuseher sein können, wurde ein Büchl auf den hohen Markt an dem Pranger

öffentlich verbrennt; vorhero aber nachstehende Bereitschaften und Ordnung hiezu gehalten."

„Das rothe Tuch, als ein Kennzeichnung der Hinrichtung einer Malefizperson, wurde auf der kaiserlichen Schrannen ausgebreitet. Aus dem Amtshaus gienge man hinaus, der Schörg mit einem Spießl, nach diesem der Unterrichter, dann folgte der Hutstock oder Kerkermeister, truge das Büchel in der Hand und in der Höhe, hernach kam der Scharff-Richter, Schörgen, Hundsschlager und dergleichen Gesindel; sie giengen durch diejenigen Gassen, durch welche man sonst eine zum Tod verurtheilte Malefizperson zu führen pflegt."

„Als sie nun zu der Schrannenstiege angelangt, stiege der Unter-Richter von dem Pferd ab, gienge ordentlich auf die Schrannen, allwo das Löbl. Kays. versammelte Stadtgericht mit bloßem Schwerth saße. Das Verbrechen wurde von dem Kays. Herrn Schrannen-Schreiber öffentlich abgelesen, das Urtheil gefällt, der Stab gebrochen und das Büchl, weil man dessen Urheber nicht haben konnte, dem Scharff-Richter zum Verbrennen übergeben."

„Darauf gienge man in der vorigen Ordnung von den Schrannen herunter über den hohen Markt, dem Pranger zu. An diesem wurde an vier Theilen der Titul des Büchls groß geschrieben angeschlagen; von dem Scharff-Richter aber vor dem Pranger eine hohe Pün errichtet, auf welche der Henker gestiegen, das Feuer angezündt, und das Buch hineingeworffen, bis es ganz verbrunnen."

Bei dem Anbruch der Reformationszeit erlebte man oft das Schauspiel einer Bücherverbrennung.

Oft geschah es, dass das begeisterte Volk nach einer fanatischen Predigt den Censor selbst spielte und alle irreligiösen, weltlichen und sittenwidrigen Gegenstände und Schriften in das Feuer warf.

Als einst im Königreiche Preußen eine Schrift unter dem Titel „Allgemeine Zustände" erschien, in welcher der freimüthige Satz: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind" zu lesen war, da gerieth der Minister Wöllner in eine maßlose Wuth und ließ sofort den Censor holen. Er überhäufte ihn mit Vorwürfen, weil er einen so beleidigenden Satz hatte durchschlüpfen lassen. Doch leichten Herzens entgegnete ihm der Censor: „Befehlen Ew. Excellenz, dass ich anstatt des ‚Wehe dem Lande' ‚Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind', drucken lassen sollte?"

Kleine Laube.

Wenn dürre Blätter plaudern. . . .

Jungfer Lori war nicht mehr in jenem Alter gewesen, da sie sich jünger zu machen pflegen. Sie gab schon lieber fünfundachtzig Jahre an, als die wahrhaftigen neunundsiebzig. So ändern sich die Zeiten. Dann starb sie. Zur Zeit war ich mit der Meinigen aus dem Weltleben ins stillere Dorf zurückgekehrt, um noch einen kurzen Nachsommer zu halten vor dem ewigen Winter. Mein Gott, im Dorfe war's ja eine gewisse Neuigkeit, als die alte Person verstarb, aber ihr Tod machte weder Freude noch Leid. Als hernach ihre Verlassenschaft versteigert wurde, da gab es viel Spass. Den alten Pelz mit dem fuchsrothen Tuch und der schwarzen Schafwolle erstand der Beggelschneider und meinte, in der holden Jungfrau ihrer äußeren Haut würde er wohl nicht frieren. Die mausgraue Haube mit der dicken Wattierung und den grasgrünen Bändern kaufte der Dämelschmied; der stülpte sich unter allgemeinem Gelächter das Ding über den Kopf und sagte, er hätte sich nicht gedacht, auch noch unter die Haube zu kommen. Die Hornbrille fiel dem kleinen Zwirnkrämer zu, der sie sofort auf seine weit hervorstehende Krummnase that, mit langgestrecktem Halse das kleine Gesicht langsam hin- und herdrehte, so dass er aussah wie eine Eule. Man kennt derlei Witze. Und dass diese armselige Habe Gegenstand einer Herzensfreude und einer Lebenssorge gewesen sein könnte — wer dachte daran? — Es schien sich um die alte Jungfer überhaupt niemand gekümmert zu haben.

Der Mauteinnehmer war nun gar in guter Laune, der hieng den erstandenen alten Vogelbauer mit dem Kanarienvogel auf eine Stange, gieng damit durch die Dorfgasse und rief Albernheiten aus.

Dann kam ein Gebetbuch unter den Hammer. „Haltbares Schweinsleder! Feinster Goldschnitt! Deutlicher Druck. Fünf Kreuzer zum ersten!"

Ob es eine Silberschließe hätte?

„Nein, es hat zwei gutklappende Lederhaften. Fünf Kreuzer zum zweiten!"

Sie wendeten sich seitab. Ich war immer ein Freund alter Bücher gewesen. Nun kam ich just am Stocke herbeigehumpelt und bot für das Gebetbuch sieben Kreuzer. Es blieb mir in der Hand.

Der feinste Goldschnitt war freilich schon blind geworden, und abgewetzt wie das Goldene Dachel in Innsbruck. Das Schweinsleder hatte stellenweise leichte Schimmelansätze, der Druck heimelte meine alten Augen an, er war markig und groß, man sah, dass es ihm ernst war mit der Absicht, gelesen zu werden. Das Buch benannte sich mit rothen verschnörkelten Buchstaben „Marianisches Baumgartlein mit Mess-, Beicht-, Communion-, Morgen- und Abendgebettern, insonderheit für christliche Frawen und Jungfrawen erlesen.“ Ich habe es in den Sack gesteckt und mit nach Hause getragen.

Und wie es schon so geht im hohen Alter, in einer der folgenden Nächte konnte ich nicht schlafen. Ich langte auf den Tisch hinüber nach einem Buch und erwischte das Gebetbuch der alten Lori. Von erfahrenen Leuten habe ich oft gehört und es manchmal auch selbst erfahren, das beste Mittel zum Einschlafen sei das Hersagen von Gebeten. So begann ich nun in den großen, pechschwarzen Buchstaben zu lesen. Aber ich wurde dabei noch wacher. Das waren Gebete, Stoßseufzer und Herzensergießungen voller Einfalt und Verzückung. Kein einziger Gedanke, wie man sie für die liebe Welt brauchen könnte, nicht ein Funke von Geist oder Philosophie oder Poesie. Nichts schmiegte sich an dieses Leben, nichts war vorhanden, was nach unserer Empfindung Gemüthswert haben konnte, alles war so jenseitig, so überschwenglich in der Anrufung von Namen, deren Träger man erst kennen und lieben — innig lieben musste, sollte in solchem Gebete das Herz warm werden.

Und doch hatte die alte Lori in ihrer Armut und Verlassenheit aus diesen Blättern Trost, Lebensmuth und Herzensfrieden geschöpft. Ich hörte es, wie nun sachte die Buchstaben anfiengen zu lallen, die Wörter zu sprechen — in der murmelnden Stimme der alten Lori hub das Gebet laut an zu beten. — Sachte wendete sich das Blatt, eins ums andere. — Da sah ich, dass zwischen zwei Blättern ein Lesezeichen hineingelegt war; nicht eines jener bunten Heiligenbildchen, wie sie sonst in Postillen zu finden, sondern ein verblasstes, sprödes Rosenblatt war es, fast herzförmig, sein Rand leicht gewellt, seine Äderchen noch erkennbar. So lag es da vor meinem Auge und so zitterte es leicht vor meinem Athemhauch. Und wie vorher die Gebete aus sich selber hervorgemurmelt hatten, so hub nun das Rosenblatt an zu flüstern. — Du sollst nicht denken, dass wir gestorben sind, sagte es. Sie liebt und ich blühe. Einmal habe ich freilich noch schöner geblüht, das ist sehr lange her. Auf dem Hagenstrauch bin ich gesessen und habe mich leicht geschaukelt im Morgenwind. Ich war erst an diesem Morgen aufgeblüht und hatte meine weichen rothen Blätter auseinandergethan, dass die Sonne konnte hineinscheinen und die kühlen Thautröpflein aufküssen. O Mensch, wie ist mir's da süß geworden im Herzlein drin! — Gegen Mittag kam ein schlanker Distelstamm heran, der hielt seinen Kopf hoch und prangte in purpurrother Blüte. Er klopfte bescheidentlich bei mir an: Was ich etwa dächte über die Sache? Er sei auch nicht älter als ich und demselben Boden entsprossen. Er habe Ahnen. Er sei gar schlank gewachsen und wehrhaft auf und auf. Ein zartes Röslein könne sich seiner Ritterlichkeit wohl anvertrauen und sich an ihm emporranken. Übrigens erfreuten wir uns ja beide eines Panzers von scharfen Dörnlein und einer schönen rothen Blume. Ein für einander passenderes Paar könne man sich nicht denken. Er hoffe mit fester Zuversicht auf mein Jawort. — Ich habe dieses Werben des braven Distelstammes hochmüthig abgewiesen, und das ist zum Unglück geworden. — Gegen Abend kommt ein schöner Knab' gegangen, ich denke, es ist mein Bräutigam und freue mich sehr, den Distelstamm fortgeschickt zu haben. Der Knab' sieht mich sitzen auf meinem Zweige, streckt die Finger nach mir aus und sticht sich an einem Dorn. Er saugt sich die Blutstropfen aus, lächelt, fasst mich an, gar zart zuerst, streichelt mich und bricht mich. Am Stengel steckt er mich lässig zwischen seine

Lippen und schreitet fürbass und ich weiß an seinem warmen Hauch nicht, wie mir geschieht, soll ich in diesem Maienföhn zur höchsten Blüte schwellen, oder soll ich an diesem Sommernachtssturme vergehen.

So kommt er hinab in die Jasminlaube. Dort sitzt ein zartes Mägdlein, das steht rasch auf und will davon. Der Knab' fasst sie an der Hand und spricht neben meinen bebenden Blättern hervor: „Was fällt dir ein, Lorchen! Fliehen? mich? Den du mit Herzklopfen erwartet hast! Leugne es nicht, wo du eben auf der That ertappt wirst! Siehst du's? Hörst du? Fühlst du's?"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" haucht sie wildpochenden Herzens. „Haben Sie mir etwas zu sagen, so kommen Sie doch morgen, wenn die Sonne scheint. Jetzt will's ja schon dunkel werden."

„Das macht nichts", antwortet er, „siehe, Kind, ich habe eine Ampel bei mir." Damit nimmt er mich, die Rose, von seinen Lippen, und hält sie vor das Mädchen hin und steckt er mit sanftem Fingerdruck an ihr Busentuch.

„Das ist die Ampel, sollst du wissen, die ich vor meinem Gnadenbild anzünde. Das bist du ja, mein Gnadenbild! Du, mein liebstes, du mein herzallerliebstes Mädchen!"

Sie lehnt sich zögernd, schauernd an ihn, das lockige Haupt an seine Brust und haucht: „Ist es denn wahr? Ist es denn wirklich wahr, Friedrich, dass du — mich ein wenig lieb hast?"

O Gott, mein Gott — fuhr das Rosenblatt fort — wie ist es mir jetzt schlecht ergangen! — Als ich mich wieder fand in der schwülen, gewitterschimmernden Nacht, war ich zerdrückt und welk. Wie zerzauste Lappen, so hiengen meine Blätter hinab. Das Mädchen besprengte mich, steckte mich in ein Wasserglas, um mich aufzufrischen. Der Stengel stand spröde, aber die Blätter richteten sich nicht mehr auf, welk blieben sie, und die rothe Farbe wurde dunkel wie gestocktes Blut. Da sind Tropfen und Tropfen gefallen von den Augen auf meine zerrissene Krone — auch das war umsonst, die Blätter blieben welk und fielen ab, eins nach dem anderen.

So hat endlich das arme Ding, das verlassene, eines dieser Blätter aufgenommen mit blassen Fingerlein und hat es in das Gebetbuch der seligen Mutter gelegt. Dann ist das einsame Leben angegangen. Nach seinem Verbleib hat sie nie gefragt, seinen Namen nie wieder ausgesprochen. Vor den Leuten hat sie ein trotziges Gesicht gemacht, oder ein übermüthiges, gleichsam, als lehne sie mit Absicht alles ab, was anderen zur Lust und Seligkeit ist, als sei sie stark und glücklich in sich selbst und lache über alles, was sie Liebe nennen. Wenn Jungfer Lori aber in der Kirche kniete oder zur Abendstunde in ihrer Kammer aus dem Buche betend zwischen den knisternden Blättern plötzlich dem Rosenblatt begegnete, da schrak sie zusammen .... Das ist es, was ich dir habe sagen wollen in dieser stillen Nacht .... Ach, hätte ich damals meinen Distelstamm genommen, ich wäre nicht unseliger Zeuge eines verlorenen Menschenlebens geworden."

Als das dürre Rosenblatt mir alles das erzählt hatte, ward mir dasselbe so unheimlich, dass ich es zwischen zwei Finger nahm und über das Kerzenlicht hielt. Knisternd flammte es auf, und bevor ich das glühende Ding losschnellen konnte, hatte es mich so heftig in die Finger gebrannt, dass ich einen Schrei ausstieß.

Darüber erwachte im Nebenzimmer meine Frau und rief: „Ist dir was, Fritz? Du kannst wieder nicht schlafen!" R.

Todtentanz aus den Alpen.

Grabschriften, gesammelt von Ludwig von Hörmann.[1])

Unter einer Uhr am Grabkreuz, wobei der Tod auf die Stunde zeigt:

Eine von diesen Ziffern
Wird dich zum Grabe liffern.

Heiligenblut.

* * *

Hier in diesen Flammen
Fanden wir den Tod,
Unverhofft ist er gekommen
Der allgerechte Gott.
Wir gingen fröhlich schlafen,
Schliefen ruhig ein,
Bis uns nach kurzem weckte
Der Flammen heißer Schein.
Alle Rettung war vergebens
Das Feuer war zu groß,
Das Ende unseres Lebens
War unser nächstes Loos.
Mensch, wenn du gehst schlafen,
Denke oft daran,
Ob dich nicht auch
Ein gleiches Schicksal treffen kann.
Sei doch zu jeder Zeit
Auf einen guten Tod bereit.

Feldkreuz in Egerndorf bei Wörgl.

* * *

Der Weg geht auß, Gott Ligt im Grab
Itz Sinder dein Vergniegen hab. 1736.

Kreuzwegbild. Am Weg von Pians nach Gleins an einer alten Kapelle.

* * *

N. N. liegt hier. Sie stürzte in eine Heugabel und fand darin ihr Grab.

Sand in Taufers.

* * *

Als wir beide Knecht bei Jakob Lage der Unterschuttscher hier an diesem Ort einen Birnbaum verarbeiten wollten, so wurden wir beide verunglückt und mir Josef Verginer machte Gott in Zeit von 3 Stunden am 17/6 76 im 62. Lebensjahre ein Ende.

Rischtig kamen wir in diesen Wald
Hier an diesem Orte
Stand ich ach nur zu bald
Vor der ewigkeits Pforte.
Zwei und sechzig Jahr
Zählte ich noch kaum
Stürzte mich in die Todtenbahr
Dahin ein Birnbaum.

Unter Tanirz am Weg nach St. Ulrich in Gröden.

* * *

1877 am 31. Juny.

Ein fürchterliches Donnerwetter,
Zog auf der Eggenalpe hin,
Der Mensch ist nie sein Selbsterretter,
Träumt ihn auch Gutes in den Sinn,
vier Menschen schliefen in der Hütte,
Und ahndeten ein Unglück nie,
Doch plötzlich stand in ihrer Mitte,
Im Blitz und Donner Gott vor sie,
Gott ließ es [2]) Klobenstein hinüber
Sein Willen wars vom Anfang schon,
Die Sennin war im Geist ihm lieber,
Such jeder andre seinen Lohn.

Kirchen von Klobenstein bei Kössen.

* * *

[1]) Der reichen und ausgezeichneten Sammlung „Grabschriften und Marterln“ von L. von Hörmann, im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig, entnehmen wir noch die vorstehenden Inschriften, die einen so tiefen Aschermittwochsblick in die Volksseele gestatten. D. Red.

[2]) nämlich das Wetter.

Anhero hat sich verlobt, Antony Krünhofer Bauer zu Kamer, zu der Gnaden volen Muter Mariä in globen stein. wegen großen Anligen seines Verstands. Weil er ganz verruckt war. Hat aber durch die vierbit Mariä pey Gott Gnad erhalten, das er wiederum zu seinen vorigen Verstand gekommen ist. Gott und Maria sei Lob und Dank gesagt.

Klobenstein.

* * *

O heiliger Wendelin, du Viechpatron,
Siech uns als deine Kinder an.

(Zwei Rindvieher schauen andächtig zu dem in der Mitte stehenden hl. Wendelin, der mit Stecken und Kette versehen ist).

(Eine halbe Stunde vor dem Bärenbad, Alpeinerthal, Stubai).

* * *

Mit dem gnadenlosen Tod
Muss Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er,
Die Alten finden ihn, —

Todtenbrett bei Saalfelden.

* * *

Leben — Leiden
Sterben — Meiden
Beben — Scheiden
Mein
Dein
Hiersein!

Gufidaun.

* * *

Es kam hier an Sylvester Kovara von Enneberg mit ein Paar Ochsen in Jahr 1778 d. 12. Julij, und konnte von hier die Ochsen weder vorwärts noch rückwärts treiben, bis er sich nicht vornahm, eine Tafel für die armen Seelen hier zu setzen. Fernaier (verneuern) lasen hat es . . . (Name ausgekratzt) 1840.

Bild: arme Seelen im Fegfeuer. Man bittet daher alle Vorbeygehenden derselben sich zu erinnern mit 1 Vaterunser und Avemaria.

Bad Bergfall am Weg zur Furkel. Marterl a. einem Baum.

* * *

Ich schreibe es einem besonderen Schutze der Muttergottes von Absam zu, die ich in einem Wallfahrtsbildchen öfters verehrte, daß diese Mordwaffe, die ich in einer verzweiflungsvollen Geistesstimmung zu wiederholten Malen an meine Stirne abdrückte, sich nicht entlud, hingegen sogleich, als ich abtrug . . . Ich widme in aufrichtiger Dankbarkeit gegen Maria die nämliche Mordwaffe als Weihegeschenk diesem Gnadenort. (1894.)

Absam, unter einem aufgehängten Revolver.

* * *

Steh still Wanderer und weine
Hier brach eins seiner Beine
Als er kam von der Dresdnerhütt'
Rechtsanwalt Dr. Schmidt.

An der Mutterbergeralm im Stubaithal.

* * *

Johann Penz von Gries ist verunglückt außer Matrei wegen gebeth hieher versetzt.
Weg von Matrei nach Waldrast.

* * *

Hier veruncklückte Isidor Baur.
Er veruncklückte an einem Wasserfal.
(d. h. er fiel ins Wasser.) Windisch-Garsten.

* * *

Ihr Wanderer steht still
Horcht was Ich will:
Vaterunser Avemaria. Ötzthal.

Der Verstoßene.

Eine Wiener Skizze von Eduard Pötzl.[1])

Naturforscher und Jäger haben wiederholt eine Art Lynchjustiz unter den Krähen beobachtet. Man gewahrt plötzlich einen Schwarm dieser Vögel, wie sie zornig krächzend eine einzelne Krähe umkreisen und diese nach einiger Zeit mit ihren Schnäbeln dermaßen bearbeiten, dass sie todt oder wenigstens übel zugerichtet auf dem Platze liegen bleibt. Der ganze Vorgang macht den Eindruck, als habe sich die unglückselige Krähe gegen die heiligsten Traditionen des Krähenthums schwer vergangen und müsse nun ihre Schuld unter den wüthenden Anklagen und Schnabelhieben der Genossen mit dem Tode büßen.

Eine ganz ähnliche Scene spielte sich auf dem Wagenstandplatze vor einem Wiener Bahnhofe ab. Um einen Kutscher herum drängt sich, die Fäuste ballend und Verwünschungen ausstoßend, ein Haufe von handfesten Genossen. Die Aufregung und der Lärm sind so groß, dass die sonst des Stehens frohen Gäule unruhig werden, indem sie unter ihren winterlichen Vermummungen die Köpfe in die Höhe werfen und nervös mit den Vorderfüßen trippeln.

Der von der Schar so heftig Angefeindete sucht sich, wie man aus der Ferne an seinen Geberden erkennt, zu vertheidigen; er spricht eindringlich und gibt endlich durch eine Geste zu erkennen, dass ihm die Meinung seiner Kameraden vollkommen gleichgiltig sei, denn er fühle sich im Rechte. Dies gießt jedoch noch Öl ins Feuer. Die Haltung der Entrüsteten wird so drohend, dass der Gegenstand des allgemeinen Grimmes schließlich das Feld räumt. Er führt sein Gespann aus der Reihe, schwingt sich dann auf den Kutschbock und fährt davon, nicht ohne seinen zurückbleibenden Feinden pantomimisch anzudeuten, dass in dieser Sache nicht das letzte Wort gesprochen sei.

Es ist noch eine Weile hin, bis der nächste Zug ankommt, und das Entrüstungs-meeting, verstärkt durch einige ebenfalls wartende Herrschaftskutscher, wird daher in Abwesenheit des Angeklagten fortgesetzt. Aus dem Gewirre von Stimmen vernimmt man folgende Äußerungen:

„So a Pülger! Hab' schon viel derlebt, aber so was no net!"

„Hiazt fahrt er, uns verzünden, aber das macht nix; ka Mensch kann uns unrecht geb'n gegen so a Lumperei!"

„Er soll nur schau'n, dass net ihm die Licenz entzogen wird! Es muass an Paragraphen geben, der so was verbiet."

[1]) Aus dessen prächtiger Sammlung „Launen". (Wien. Robert Mohr. 1897.)

„Dös denk' i mir a. Sonst höret si' ja alles auf. A jeder Mensch soll dazuschau'n, dass er was verdient, aber auf a anständige Art, net auf dö unerhörte Weis', wie 's der Fallot versuacht hat. Wo kommeten denn mir da hin, wan ma' si' so a Gemeinheit g'fall'n lasset!“

„Mir is 's nur a Räthsel, wia er auf dö Idee kommen is! Hiazt fahr' i do scho' dreiß'g Jahr' und bin a net aner von die Dümmsten, aber mir wär' dös net eing'fall'n!“

„Weil's d' a ordentlicher Mensch bist. Und wann 's d'r eing'fall'n wär, so hätt'st es nöt than. Concarrenz is schon recht, aber schmutzi' därf's nöt sein, sunst hört si' alles auf. So a Mensch wia der, is a Verbrecher in meine Aug'n!“

„I glaub', dass er extra no' a Tepp is. Gestern frag' i ihm: „Du, was is denn eigentli' die ‚Liebe‘, von der ma' so oft in dö Romane lest? — Na, sagt er, hast a Frau? — Ja, sag' i. — Hast Kinder a? — Ja, sag' i. — Na, sagt er, das is die ‚Liebe‘. — Hiazt frog' i eng: is dös net a Esel, wann er glaubt, dass dös die Liebe is, wia's in die Romanbücher vorkommt? Wann aner amal a Weib und Kinder hot, so setzen's 'n do' sein Leb'n net mehr in an Roman eini, wo von der ‚Liebe‘ die Red' is! Lauter so g'fehlte Begriff' hat der Kerl. I sag' eng, in den sein Bofesenkammerl is 's net richti'.“

„A freili, was denn! Der is ganz g'scheidt, aber a Gauner is er, soweit er warm is, a G'finkelter, der si's austipfelt hat, wia ma' 's Publicum fangt.“

„Und was für a Liablosigkeit gegen seine Kameraden d'rinliegt! Was mit uns g'schiecht, is ihm ganz Pomad', wann nur er g'schwind sei' Fuhr kriegt.“

„A ganz ölendiger Charakter, a z'niachter! Nur z'sammhalt'n gegen den Auswürfling, z'sammenhalt'n heißt's, Kinder!“

Während dieses erregt geführten Gespräches ist ein älterer Herr auf die Gruppe zugetreten und fragt neugierig:

„Was hat er denn eigentlich angestellt, euer Kamerad, auf den ihr so wild seid?“

„Ma' scheniert si' eigentli, dass ma's sagt“, antwortet einer der Wortführer vom Vehmgerichte der Kutscher; „der Mensch hat nämli' so weni Schand in seiner, dass er a Taferl außig'steckt hat, wo d'raufg'standen is:

Ich fahre genau um die Tax!

Alsdann, wir wird Ihna da, lieber Herr?“

„Nun, warum habt ihr nicht auch solche Tafeln ausgesteckt?“

Der Kutscher misst den Sprecher mit einem beinahe mitleidigen Blicke; dann kehrt er sich um und sagt zu den anderen achselzuckend:

„Außer das! Hab' m'r eh' glei' denkt, daß der Herr da ein Fremder is!..“.

Poetenwinkel.

Das Volkslied.

Es springt ein guldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf,
Er spiegelt in der Sonnen
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchste muss man singen,
Weil man's nicht sagen kann.

R.

* * *

Zu spät.

Mein Nachbar, er lag auf der Todtenbahr';
Wir hassten uns beide seit manchem Jahr';
Wir hatten uns gegenseitig geschmälet,
Mit öden Rechtsprocessen gequälet,
Und nichts gethan, was wert einen Dank;
Da kam einst die Kunde, er wäre krank;
Doch schon darauf an dem zweiten Morgen,
Da lag er am Schragen, entrückt den Sorgen,
Gar friedlich zur letzten Reise bereit,
Ich gab ihm als Christ noch das letzte Geleit. —

Wie sind doch wir Menschen so hart im Leben,
Am Sarge lernen wir erst vergeben. —
Wir hatten uns Liebe wohl keiner gesäet,
Beim andern, wie es manchmal so geht,
Doch erst an dem Sarge, da konnt' ichs nicht fassen,
Dass wir so grimmig uns mussten hassen.
Ich schaute ihm lange ins Angesicht
Und wollte beten, doch konnt' ich es nicht,
Verwünschend den Streit, der zum Hasse gediehen,
Und dass wir nicht lebend einander verziehen.

L.

* * *

Wie ist mein Glück so märchengleich!

Das Mondlicht flutet voll und mild
Zu mir herein,
Verklärt, mein trautes Lieb, dein Bild
Mit sanftem Schein.

Wie ist die Nacht so wunderbar,
Wie still die Welt!
Wie leuchtet doch mein Stern so klar
Am Himmelszelt!

Wie ist mein Glück so märchengleich,
So licht und rein!
Wie bin ich doch so reich, so reich,
Weil du nun mein!

Franz Floth.

* * *

Liebe.

Um Mitternacht.

Schon ruht die Welt in den Armen
Der einsamen Mitternacht.
Vom Fenster der Lindenathem
Streift die Stirne mir sacht.

Inmitten der Bücherhaufen
Wird selbst die Lampe müd';
Der Docht, ein zwinkerndes Auge,
Knisternd und zuckend verglüht.

Ich schließe die Augen und lege
Den Kopf an die Lehne zurück
Und träume von meinem jungen,
Seligen Minneglück.

Im Dämmerlicht.

Wenn Tag und Nacht sich grüßen
Im trauten Dämmerlicht,
Dann lieg' ich und denk' meiner Süßen
Ein kleines Liebesgedicht.

Es schwirren die tollsten Reime
Im Träumen mir durchs Ohr,
Drauf rankt sich aus zartem Keime
Mein kleines Lied hervor.

Es duldet kein Schmücken und Feilen,
Will schlicht treuherzig sein;
Doch leuchtet aus allen Zeilen:
„Ich liebe dich Eine allein!"

Fritz Kerst.

* * *

Spruch.

Nicht immer auf Bescheidenheit
Deute die Blicke nach unten.
Gar Manchens Aug' hängt drum am Staub,
Weil es öfter schon was gefunden!

Zack.

* * *

Die erste Nacht im Grabe.

1.

Drei Tage lag er in Fieberglut,
Drei Nächte auch hielten sie Krankenwacht,
Nun ist es vorüber, er ruht, er ruht,
Der Engel des Todes hat Kühlung gebracht.
Das flackernde Auge, nun ist es gebrochen,
Es schweiget die Lippe, die irre gesprochen
In einsamer Nacht.

2.

Drei Tage lag er im Kämmerlein,
Wie schlugen die Herzen der Seinen so bang!
Man brachte den engen, den düsteren Schrein
Und schmückte den Todten zum letzten Gang.
Sein Angesicht zeigte den tiefen Frieden,
Wie dieser nur immer dem Kämpfer beschieden,
Dem das Sterben gelang.

3.

Der Zeiger eilte, die Stunde schlug,
Die Stunde des Abschieds, dann gieng es hinaus,
Die Freunde, sie folgten in langem Zug,
Nachschaute das öde, verlassene Haus.
Den lang' es beherbergt in Freuden und Leiden,
Den sah es auf immer und ewig scheiden,
Ihn trug man hinaus.

4.

Nun schläft er im Grabe die erste Nacht,
Dort raget der Hügel im Sternenschein,
Der sterbliche Leib ist zur Ruhe gebracht,
Wo mag die unsterbliche Seele sein?
Ihr funkelnden Sterne, ihr lasst es nur ahnen,
Stumm zieht ihr dahin eure himmlischen Bahnen
Und haltet die Wacht.

F. Schäfer.

* * *

Nach schöneren, ewigen Höhen.

Die Veilchen und Rosen, sie blühen
Umwoben vom schimmernden Licht,
Die Gletscher im Morgenstrahl glühen,
Der am Eis sich, dem ew'gen, bricht.

Es wogen am Felde die Ähren,
Durchflutet vom sonnigen Gold,
Es reifen das Obst und die Beeren
Im üppigen Grünen so hold.

Noch leuchtet erwärmend die Sonne,
Da glänzt schon am Rebstock die Glut,
Bald füllet sich Tonne um Tonne
Mit der Trauben feurigem Blut.

Es strecken die Bäume entblättert
Die knorrigen Äste empor,
Und übers Gefilde da wettert
Der Schnee vom Gewölke hervor.

So geht die Natur ihr Geleise
Durchs große erschaffende Wort,
Und alles bewegt sich im Kreise
Und endlos vom Anbeginn fort. —

Wie sind doch die wechselnden Zeiten,
Wie ist die Erde so schön:
Sie sind uns die Bahnen, die leiten
Nach schöneren, ewigen Höh'n!

Franz Tiefenbacher.

Bücher.

Angelika von Hoermann. Die neuhochdeutsche Poesie beginnt für Tirol mit Aloys Weißenbach, dem nur die höhere Schule abgieng, um einen Platz neben den bedeutenden Namen der deutschen Literatur zu gewinnen. Seit ihm erfreut sich das Landl eines so reichen Blütenstandes von Dichtern, wie kaum eine andere Provinz des weiten Österreich. — Dichtern? Nun wie alle, so die Reime drucken ließen, wenn auch viele sonst nicht auf den hohen Namen Anspruch machen dürfen. Die Frauen sind verhältnismäßig wenig betheiligt, wir könnten nur drei nennen, voran Angelika von Hoermann, die allerdings einen hervorragenden Platz bei den weiblichen Namen in Deutschland verdient. Ihr Leben ist sehr einfach: Die Tochter eines Universitätsprofessors J. Geiger wurde sie zu Innsbruck 1847 geboren. Hier wuchs sie auf, bis si· sich mit dem Bibliothekar Dr. Ludwig von Hoermann vermählte. Über ihre äußeren Schicksale ist kaum viel zu sagen, auf vielseitige innere Erfahrungen deuten ihre Gedichte. Die Natur der Heimat, des Volkes wirkte mächtig auf sie, ihre Bildung hat sie sich nicht bloß aus der „Gartenlaube" geholt, sie ruht auf dem Grunde reicher Kenntnisse, die sie, mit der Zeit fortschreitend, erwarb. Darum unterscheidet sie sich auch von unseren zahllosen Schriftstellerinnen, die in Masse den Markt unsicher machen. Von ihrer Erzählung „Die Trutzmühle" sehen wir ab, mit Gedichten trat sie 1869 im Verlage von Ed. Amthor auf. Diesen „Grüßen aus Tirol" folgten 1893 „Neue Gedichte" bei G. Liebeskind. Das ist echte, reine Lyrik, schlicht und einfach, ohne jeden rhetorischen Prunk, es gibt sich nur Frauenseele, die dessen nicht bedarf; zart, tieffühlend, manchmal glühend findet sie in dem scheinbar engen Kreise ihres Daseins eine Fülle von Motiven, die sie künstlerisch verwertet. Dass ihr die Welt des Gedankens nicht verschlossen bleibt, zeigen unter anderem die gehaltvollen Ghaselen. Ein Gedicht legt sie auch auf das Grab des früh verstorbenen Hans v. Rinten nieder, das freut uns um so mehr, weil man in neuerer Zeit dessen Andenken heruntersetzt. Wir wissen es: er gehört nicht zu den Größten, gehören aber gewisse „Moderne" dazu? — Lassen wir das auf sich beruhen und wenden wir uns wieder zur

Angelika. Reinheit der Form sollte 1896 eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber bei unseren Österreichern nicht immer, aber auch „draußen“ führt die Originalitätswuth in den Irrgarten der Phrase, man geht auf dem Kopf und verrenkt die Glieder, wie uns Dante manchen Verdammten vorführt. Davon hat sich Angelika fern gehalten, wenn sie auch gelegentlich über neue Bilder und Wendungen verfügt. Wir könnten manche Proben bringen, für die Frauen setzen wir nur ein Gedicht bei:

Oft inmitten heiterer Tage,
Wann die Lust aufschäumt in Wogen,
Kommt mir wie ein Geistergrüßen
Leis' ein Schatten angeflogen.
Wie ein Ton aus fernen Zeiten
Mahnt es tief in meiner Seele:
„Mutter, kannst du Blumen pflücken,
Wenn ich, deine Rose, fehle?“ —
Feucht umflort sich meine Wimper,
Einsam in dem frohen Schwarme,
Fasst mich Sehnsucht nach der Stimme,
Nach dem Druck der kleinen Arme.
Mit dem Bündel wollt' ich wandern
Bettelarm und unverdrossen,
Fänd' ich wo die Kinderaugen,
Die sich mir zu früh geschlossen.

Dass in einer Sammlung von Gedichten nur Gleichwertiges zu einem schönen Strauße verbunden sei, darf billigerweise niemand verlangen, es ist aber eine oft vergessene Pflicht der Kritik, den Poeten nach seinen hervorragenden Leistungen zu beurtheilen. Da hat sich Angelika wahrlich nicht zu fürchten.

Diese Gedichte empfehlen sich aber auch den Musikern; einige derselben sind bereits, und zwar öfters componiert worden. Angelika tritt uns aber auch als Erzählerin entgegen. Bereits 1876 erschienen „Die Saligen“; jetzt wird eine zweite Auflage bei G. Meyer vorbereitet. Sie entlehnte den Stoff der reichen Sagenwelt unserer Alpen und hat eine gute Wahl getroffen: er ist reizend und zugleich von großer sittlicher Tiefe.

Die „Saligen“ sind Naturwesen etwa wie die Oreaden oder Nymphen, man mag auch an die schöne Melusine denken. Sie meiden die Beziehungen zu den Menschen nicht, ja sogar die Liebe rührt ihr Herz, doch ist der Ausgang oft tragisch. Der junge Bauer Florian sieht am Tage seiner Hochzeit ein solch wunderbares Fräulein und entglüht zu ihr. Er vernachlässigt sein braves Weib und geht dann elend zugrunde. Angelika verfügt über kräftige Züge, über satte Farben der Palette, die Erzählung ist gut aufgebaut; schön versteht sie den Zauber des Hochgebirges zu schildern; wie ja eigentlich die „Saligen“ uns den dämonischen Reiz desselben zur Anschauung bringen. Diesem Gedichte wüssten wir wenig an die Seite zu setzen, es verdient neben Christian Schnellers „Alpsee“ einen Platz, wie denn überhaupt diese zwei Poeten nach der Zeit der „Vormärzler“ in erster Linie zu nennen sind. Eine ausführliche Arbeit über jene Tage haben wir von Professor Dr. S. M. Prem zu erwarten. Dann dichtete sie Oswald v. Wolkenstein 1891.

Dieser minnigliche Sangesheld beschäftigte unsere Poeten mehrmals. Wir nennen Strobl, Chr. Schneller, Hermann Schmid, H. v. Gilm und M. Schleifer, der in einem ergreifenden Gedicht seine alten Tage schildert. Als Abenteurer raufte er in allen Ländern mit, rückte auf der Vogeltenne den Gatter, derb sinnlich verschmähte er keine Dirn und besang die Liebe, ohne irgendwie zu erröthen, unbändig roh gab er dem Bischof von Brixen eine Ohrfeige, die mit dem Stahlhandschuh sehr kräftig ausgefallen sein mag. Nur Bertrand de Born hat ein solches Schlachtlied gesungen, wie er auf Gräfenstein. Da erreicht ihn kein früherer. Seine Kunst steht nach Inhalt und Form an der Schwelle einer neuen Zeit — wenn man ihn auch als den letzten Minnesänger nennt. So wie er war, müsste man ihn ein bisschen ins Düsseldorferische übersetzen, das Recht dazu hätte auch der strenge Lessing bei seinen Ansichten über die Verwendung geschichtlicher Stoffe unserer Angelika schwerlich bestritten. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Ist es nicht altmodisch, wenn man heutzutage von Composition zu reden wagt? — Immerhin! Der Aufbau unseres Gedichtes verdient volle Anerkennung: Stein an Stein schließt und fügt sich harmonisch zum Ganzen. Vor allem muss jedoch die psychologische Folgerichtigkeit gerühmt werden, so bei dem Verhältnis Margarethas zu Michael Wolkenstein. Die Charaktere entwickeln sich überall nach den gegebenen Voraussetzungen; dramatisch lebendig ist das Zwiegespräch zwischen dem gefangenen Oswald und der falschen Sabine. So könnten wir noch manches anführen, was Lob verdient: die reizenden Waldbilder aus der Brautwerbung, Friedels Fest in Meran, die Rückkehr nach Hauenstein, wir wollen jedoch nüchtern bleiben und nicht die Trommel der Reclame rühren. Kommt aber nicht hintendrein ein „Aber“ nachgehinkt. — Als Naturhistoriker hatten wir einige Kleinigkeiten zu bemängeln, mag sich auch Frau Angelika wehren wie sie will. Doch genug. Wir empfehlen das Gedicht schon im Gegensatz zu der Ware, die uns Norddeutschland liefert.

Vielleicht besprechen wir ein anderesmal den wackeren Christian Schneller, den Dichter des „Alpsees“. Es fehlt in Tirol nicht an Leuten, die sind aber meistens zu unbeholfen, um den verdienten Platz zu erringen. Geht nach Berlin und lernt dort.

Adolf Pichler.

Wie es einem Künstler gehen kann. Meistens geht es ihnen schlecht bei Lebzeiten, und zehn Jahre nach ihrem Tode sind sie verschollen, auch wenn es ihnen gut gegangen ist. Dem Maler Friedrich Wasmann aber

passierte etwas ganz Besonderes. Es gieng ihm auch nicht glänzend, und niemand hätte in dem mühseligen, frömmelnden Zeichenlehrer einen Künstler vermuthet, als er als ein Achtzigjähriger in Meran starb. Jetzt aber, zehn Jahre nach seinem Tode, hat ein norwegischer Kunstgenosse ein dickes und vornehm ausgestattetes Buch herausgegeben, das die Selbstbiographie und eine Auslese von Skizzen und Gemälden des Verstorbenen enthält. Erst jetzt werden weitere Kreise mit dem Manne bekannt. Die Lebensbeschreibung ist nicht ungeschickt geschrieben und entrollt anschauliche Bilder des Kunstlebens von Dresden, München und Rom während der Zwanziger- und Dreißigerjahre. Wasmann, anfangs des Jahrhunderts in Hamburg geboren, trat in Rom zum Katholicismus über und verbrachte den größten Theil seines Lebens in Bozen und Meran. Ganz von religiösen Gedanken erfüllt, scheint er nicht viel mehr Gutes geleistet zu haben, als was die erwähnte Publication darbietet. Dies sind aber wirklich eigenartige und zum Theil treffliche Zeichnungen, die eine selbständige Künstlerphysiognomie zeigen. Allesammt gehören sie den Jugendjahren des Malers an, von dem man jetzt erst erfährt, dass er einmal etwas versprach. Dass er es nicht gehalten hat, wusste man längst, oder wusste es auch nicht, da man überhaupt nichts von ihm wusste. Aber es hat einen eigenen Reiz, eine solche Hoffnung, die sich nicht erfüllte, zu betrachten und sich seine Gedanken darüber zu machen. Das seltsame Buch ist bei Bruckmann in München erschienen und betitelt: Friedrich Wasmann, ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst erzählt; herausgegeben von B. Grönvold. E.

„Ins Blaue hinein!“ Heitere Geschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.)

Man muss herzlich lachen. Aber nicht bloß das. Wir haben einen vor uns, der das Leben versteht, die Menschen kennt und ihre besonderen Eigenschaften uns mit wenigen Mitteln auf das köstlichste vor die Sinne rückt. „Das Geheimnis des Schutthaufens“ hat alle Elemente einer aufregenden Erzählung und übertrumpft die Kunst der Spannung durch einen überlegenen Humor. „Der schöne Hugo“ ist eine phantastische Skizze; „Der Löwenbändiger“ und „In der Sturmnacht“ erzählen von Glückspilzen, in deren ergötzlichen Schicksalen sich die geheimsten Schwächen aller Welt spiegeln, und „Ein Schauspiel für Götter“ ist eine feingestimmte Novelle aus der sogenannten „Gesellschaft“. Sämmtliche fünf Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind stofflich fesselnd und befriedigen den feinen literarischen Geschmack. In den letzten Jahren bin ich keinem Humore begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet. M.

Vom Bayernwalde. Fünf culturgeschichtliche Erzählungen von Karl v. Reinhardstöttner. (Regensburg. W. Wunderling. 1897.)

Diese Erzählungen entstammen weniger der Phantasie, als der Wirklichkeit. Ihre Begebenheiten und Gestalten sind aus dem Leben gegriffen und bilden demnach vor allem einen treuen Einblick in die Eigenarten und die Cultur der alten Bewohner des Bayernwaldes. M.

Ludwig Eisenberg: **Adolf Sonnenthal.** Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Das vorliegende Buch des bekannten Wiener Schriftstellers, der uns auch ein interessantes Lebensbild von Johann Strauß gegeben hat, erfüllt seinen schon im Titel angedeuteten Zweck nach beiden Richtungen in dankenswerter Weise, indem es nicht nur als wertvoller Beitrag zur Burgtheater-Geschichte allen Freunden des für die Entwickelung des deutschen Theaterwesens so bedeutenden Kunstinstitutes willkommen sein darf, sondern auch von den Verehrern des großen und liebenswürdigen Wiener Schauspielers auf das Wärmste begrüßt werden kann. Bei der Schilderung von Sonnenthals Bühnenlaufbahn kommt allerdings der innere Werdeprocess des Künstlers mitunter zu kurz, den übrigens nur Sonnenthal allein uns zu veranschaulichen vermöchte, in ähnlicher Weise wie Ernesto Rossi und Tommaso Salvini es in ihren Lebenserinnerungen gethan haben. In Eisenbergs Lebensbeschreibung kommt zwar Sonnenthal selbst öfter zu Worte, aber im Ganzen verläuft doch die Schilderung seines Lebens zu sehr in der chronologisch geordneten Wiedergabe der öffentlichen Besprechungen seiner Rollen und Kunstreisen, wirkt dadurch bei aller Mühe, die sich der Verfasser mit der Sammlung derselben bereitet hat, etwas monoton und ermüdend auf die Leser. G.

Die Liebe. Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwickelungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Von Wilhelm Rudeck. (Leipzig. Gustav Weigel. 1896.)

Wir besitzen Verherrlichungen, Verketzerungen, Philosophien, Physiologien, ja sogar Pathologien der Liebe, aber eine Geschichte der Liebe, der idealen Liebe, hat noch niemand geschrieben. Recht interessant und fesselnd stellt sich nach dem Verfasser die Entwickelung

der Liebe dar, dieses köstlichsten aller menschlichen Gefühle innerhalb dreier scharf abgegrenzter Perioden. Rudeck hat damit psychologische Probleme aufgestellt, deren Existenz bisher niemand geahnt zu haben scheint. V.

Das Goethehaus in Weimar. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Ein Gang durch das „Goethehaus in Weimar" mit dem getreuesten Goetheverehrer Paul Heyse ist ein feierlicher Gang, und man hat das Gefühl dabei, als ob man all die Kleinheit und Jämmerlichkeit der Welt verließe, um in den Regionen der Unsterblichkeit zu wandeln. Und wenn es auch keine besonders grandiosen Dinge sind, die wir da in den geweihten Dichterräumen sehen, und keine besonders überraschenden Verse, die wir da aus dem getreuesten Verehrermunde vernehmen, so sind uns doch diese Dinge lieb, weil sie wie die lieblichen Blumen in das Leben unseres Dichterfürsten hineinranken, und diese Verse wert, weil sie uns in inniger Weise die hohe, herrliche Weimarzeit wiederspiegeln.

Moczan.

Über Sprachverständnis. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Sprachunterrichtes von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky.)

Nicht bald wird eine Schrift für den Volksschullehrer bei so geringem Umfang so inhaltsreich und unterrichtend sein, als dieses Büchlein, welches bescheiden in Form eines Heftes auftritt. Wie der Lehrer mit den Kindern die Muttersprache behandeln soll, das ist unter anderem der Gegenstand, der mit zahlreichen und treffenden Beispielen erläutert ist. Es würde sich auch für andere Leute, besonders für Schriftsteller und Literaturbeflissene verlohnen, mit dieser Schrift Bekanntschaft zu machen. Denn es ist wohlgethan, nicht immer allein die Sprachform, sondern einmal auch die Sprachseele sich vor Augen zu führen. Nicht jeder weiß, welch unvergleichliches Kleinod wir an unserer Muttersprache haben, genanntes Werkchen kann manchem auf die Spur helfen.

R.

„Wie lehrt man am besten den Dienstboten, was man selber nicht weiß." Wem von den jungen Hausfrauen einmal die Lösung dieser Aufgabe zu schwer wird, der greife nach dem Buche **„Die Hausfrau"** von Henriette Davidis. Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. (Leipzig. Eugen Twietmeyer.) Es wird ihn kaum jemals im Stich lassen.

Es gibt in der Wirtschaft so viele Dinge, die so ungeheuer einfach aussehen und doch nicht gelingen wollen, weil auch die besten Kenntnisse und Fähigkeiten in den modernen Sprachen, Musik, Geographie, Geschichte und Malerei nicht ausreichen, um z. B. eine gute Anleitung zu geben, wie man einen wollenen Unterrock wäscht.

In allen solchen Nöthen ein nie fehlender Berather ist „Die Hausfrau", jetzt in sechzehnter Auflage neu erschienen. Man findet darin aber nicht nur Anweisungen und Rathschläge für alle erdenklichen Fälle des häuslichen Lebens, sondern auch ein vollständiges Kochbuch. V.

Büchereinlauf.

Wiener Almanach. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. 1897. Herausgegeben von Heinrich Bohrmann und Jacques Jaeger. (Wien. Buchhandlung L. Rosner.)

Die Urenkelin und andere Geschichten von L. Rosenzweig. (Erfurt. Eduard Moos.)

Aus dem dunklen Paris. Skizzen aus dem Pariser Polizei- und Verbrecherthum von Paul Lindenberg. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Das Duell in Deutschland. Geschichte der Gegenwart von Dr. Georg von Below. (Kassel. Max Brunnemann. 1896.)

Vier Denkfehler der heutigen civilisierten Menschheit. Eine Denkschrift, als Anregung zum Studium der Gesellschaftskunde den Lehrern des Volkes gewidmet von Eduard Sacher. (Krems. Ferdinand Österreicher. 1897.)

Neuer Prager Kalender für Stadt und Land auf das gemeine Jahr nach Christi Geburt 1897. Redigiert von Josef Willomitzer. 51. Jahrgang. (Prag. A. Haase.)

Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts von Dr. O. Schmeil. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1897.)

Plattdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Stadt Recklinghausen. Gesammelt und herausgegeben von Fritz Walter. (Recklinghausen. 1896.)

William Wordsworth. Nach seiner gemeinverständlichen Seite dargestellt. Von Andreas Baumgartner. (Zürich. Institut Orell Füßli. 1897.)

Die Karburg. Fremde Erlebnisse, eigene Betrachtungen. Aus einem Tagebuche. Von Gerhard Oukama. (München. Piloty & Loehle. 1897.)

Todtenmoos, das Heiligthum des Hauensteiners und Umgebung. Geschichte, Sage und Beschreibung von Josef Ruf. (Säckingen. H. Stratz. 1896.)

Geschichte der modernen Polizei von Paul Kampffmeyer. Erstes Heft. (Berlin. Hans Baake.)

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. E. Bayberger. Zweite Portion. (Kempten. Jos. Kösel.)

Der bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler.)

Was die Umstürzler wollen! Können wir Socialdemokraten wählen? Ein Wegweiser für die Wähler, insbesondere der fünften Curie. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Artarias Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Österreich-Ungarn und den Balkanländern, Ausgabe für 1897. Sämmtliche neuen Bahnlinien mit al'en Stationen u. s. w. bis Ende 1896 in bekannter Vollständigkeit und Verläßslichkeit.

Österreichische Volksschul-Zustände von Adolf Mößler. (Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Das Leben. Vierteljahrsschrift für Gesellschaftswissenschaften und sociale Cultur. Herausgeber Dr. F. von Weichs. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

Bittruf an den hohen deutschen Reichstag um das Schutzrecht des Familienglückes. Ein Bild der Impffrage von J. F. Weber. (Dresden.)

Postkarten des „Heimgarten".

O. Z., Reichenberg: Jene magyarische Frechheit richtet sich wohl selbst. Wenn man allemal wollte erwidern, so oft in Politik und Parteigezeter Edles verunglimpft wird, man käme zeitlebens nicht aus den Balgereien los. So schlimm steht es wohl nicht um die deutsche Ehre, dass sie durch den Geifer des erstbesten Zigeunerbuben verletzt werden könnte.

G. C., Wien: Nicht principiell gegen Wagners Musik, aber persönliche Empfindung läßst sich eben nicht beliebig abweisen. Ein gutes Wort sagt Stephan Milow: „Ja, die Jungen, und nicht die schlechtesten, sind fast alle Bayreuther, während die Väter darüber oft die Köpfe schütteln, sofern ihnen am Bayreuthertum doch manches nicht gefällt. Vielleicht liegt aber eine Erklärung für die Macht Bayreuths auf die edlere Jugend schon darin, dass diese dort einen Sammelpunkt für ideale geistige Interessen, einen begeisterten Cultus der Kunst und alles höheren Menschlichen findet, während sonst die geistige Bewegung in Deutschland zersplittert und zum großen Theile abstoßend ist."

A. H. B., Wien: Wie sehr haben Sie recht. Weitere Ausführungen des besprochenen Gegenstandes finden Sie in R.'s Roman: „Das ewige Licht." Wir machen Sie schon jetzt auf die im nächsten Jahrgange erscheinenden „Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes" aufmerksam.

B. L., Floridsdorf: Auch wir sind der Meinung: Noch gährender Most, aus dem vielleicht was werden kann, auf den aber kein Verlaß ist. So kommt's halt drauf an, ohne viel zu philosophieren, sich thatkräftig eine bürgerliche Stellung zu gründen, unentwegt an ihr zu arbeiten. Die Poesie läuft derweil nicht davon.

M. L., Brunn: Hat auch uns angenehm überrascht, dass gerade und besonders die nationalen Zeitungen sich so kräftig gegen die griechischen Eroberungsgelüste aussprechen. Denn es lag die Gefahr nahe, dass die Nationalen den griechischen Argonautenzug nach Kreta, „um dort die Stammesangehörigen zu befreien", für eine nationale That halten könnten. Wenn — wie es im Augenblick noch den Anschein hat — die Einigkeit der europäischen Diplomaten wirklich den Krieg verhindert, dann dürften die Friedensfreunde doch wieder einmal einigermaßen recht behalten. — Allerdings befürchtet man mit jeder Post eine Überraschung.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten
7. Heft. April 1897. 21. Jahrg.

Der bekränzte Dichter.

Von **Josef Wichner.**

Der Steuerbeamte Rudolf Schröpfenthaler kam eines Tages voll Entsetzen und bleich wie Wachs zu seinem ehemaligen Studiengenossen, dem bestbekannten Schriftsteller Fridolin Herz. Die Haare standen ihm völlig zu Berge, und er klopfte ungestümer an des Freundes Thüre, als ein Gläubiger, der hundertmal in den vierten Stock zu seinem Schuldner gelaufen ist, ohne auch nur einmal das ersehnte „Herein!“ zu hören.

Herr Fridolin Herz saß an seinem Schreibtische. Er stützte sein Haupt in die mit einem Bleistifte gewappnete Rechte, sein langes Haar wallte in genialen Locken zuthal, sein Blick schweifte in unbegrenzte Fernen.

„Ah“, sagte er mit einer Wendung des Hauptes gegen die Thüre, „du kommst gewiss, um mich zu dem Erfolge meiner Sammlung ‚Pulsschläge der Liebe‘ zu beglückwünschen?“

„Dass dich ... die Italiener nach Abessynien verfrachten möchten!“ schrie Rudolf und griff dem Freunde fest in die Schultern. „Meintwegen ... ich gönne dir alle deine Erfolge, und wenn sie dich schon bei Lebzeiten bronzieren und in irgend eine leere Nische stellen, deren wir ja genug

in der Stadt haben, ich will der letzte sein, der Einwendungen erhebt; aber . . . dass meine Frau einen Narren an deinen verliebten Pulsschlägen gefressen hat, dass sie seit dem Erscheinen deines Buches, das nur ein Junggeselle schreiben konnte, allweil von dem Glücke faselt, anstatt eines prosaischen Amtsschimmelreiters so einen genialen Göttergatten zu besitzen, dass sie mich Tag und Nacht quält, ich . . . denk' dir nur den Unsinn . . . . ich soll auch unter die Dichter gehen, dass sie bereits von den Erfolgen meines Erstlingswerkes, von Auflagen, Lorbeerkränzen und Weihgeschenken träumt, obschon ich mein Lebtag noch keinen einzigen Vers verbrochen habe, das kann ich dir unmöglich verzeihen oder . . . erst dann, wenn du mich von dem Alpe erlöst hast, der mich schier erdrückt!"

Da erhob sich der Poet, steckte die Rechte feierlich in die Weste und sprach:

„Poëta nascitur . . . der Dichter wird geboren, und wenn er's nicht schon in den Windeln ist, ist Hopfen und Malz verloren!"

„Um Gotteswillen, lass mich aus mit deinen Weisheitssprüchen, du verwöhnter Liebling der Grazien!" ächzte Rudolf und warf sich schwer auf ein etwas altväterisches Sopha. „Ich will, kann und mag kein Poet werden, ich vermag das Schöne, wenn ich's auch schätze und freudig genieße, so wenig zu erzeugen, wie der Photograph, wenn eine hässliche Alte vor dem Glase seines Kastens sitzt und ihre letzten Keppelzähne fletscht. Darum eben musst du mir rathen und helfen, auf dass ich mein sonst gutes Frauerl von der fixen Idee heile, und auf dass sie wieder mit ihrem Rudi zufrieden ist, auch wenn er ungereimtes Zeug spricht!"

Da ließ sich der Friedel theilnehmend neben dem gequälten Freund aufs Sopha nieder und sprach milde:

„Dir soll geholfen werden! Wer den Parnass besteigen will, der wandelt nicht im Lichte, sondern gar oft auch tief im Schatten, und der Steine gibt's nicht wenige, daran er seinen Fuß stößt, und der Dornen nicht wenige, daran er sich verletzt, und . . . . der Verleger nicht wenige, die ihm große Verlegenheiten bereiten.

Darum rathe ich dir, zeige deiner Frau die Schattenseiten des Poetenlebens, lass dich vom Pegasus abwerfen und von der Kritik vernichten, quäle dein Weibchen, damit du in Zukunft Ruhe hast, und . . . . du wirst sehen, deine Adele, eines jener Geschöpfe, die den Erfolg vor der Mühe, den Preis vor dem Schweiß und das Gelingen vor dem Ringen haben wollen, wird bald verzagen und . . . dir das Dichten geradezu untersagen!"

„Jessas", meinte der Rudi, „dir purzeln die Reime nur so zum Rockärmel heraus! Doch rathe weiter . . . dein Diener hört!"

Und nun murmelte der vielerfahrene Poet gar manches, was sich der Rudolf gut hinter die Ohren schrieb, und dann wanderte er wohl-

gemuth heimwärts, um seinem Weibchen das Verlangen, einen Dichter als Gatten zu haben, gründlich zu verleiden.

„Adele", sprach er mit dem Tonfalle eines Verzückten, „Freundin meiner Seele, der Geist ist über mich gekommen, ich habe . . . aus . . . aus Kastiliens Quell getrunken . . . . große Gedanken dämmern oder . . . hämmern in meinem Busen auf und ab! Du, meine Muse, gib mir den Weihekuss und . . . lass mich allein, dass ich's ausströme, was da drin siedet . . .!"

Wer war glücklicher als Adele! Sie küsste den Mund, der so unendlich poetisch gesprochen hatte, sie küsste die Stirne, hinter der so hohe Gedanken lebten und webten, sie ertrug es mit bewunderungswürdiger Hingebung an die große Sache, dass ihr Mann in allen freien Stunden der folgenden Wochen sich in sein Zimmer verschlossen hielt und nur dann und wann, um das Feuer der Begeisterung zu schüren, Bier, Wein und Cigarren verlangte.

Freilich, der widerspenstige Pegasus warf den guten Rudi trotz der genossenen geistigen Getränke ab, so oft er ihn besteigen wollte, und so blieb ihm der vor Erwartung und Langweile vergehenden Frau halber nichts übrig, als bei den in einem Antiquariate um ein Sechserl erstandenen lyrischen Gedichten eines verschollenen Poeten eine Anleihe zu machen und dessen „Erstlingsfrüchte" als die seinen mit all dem Pathos vorzulesen, dessen er überhaupt fähig war.

Und . . . seine Muse war im siebenten Himmel!

„Ach", seufzte sie, „wie hätte ich mir das Glück träumen lassen . . . . du, mein Rudi, ein gottbegnadeter Poet! Ach, wie wird die Welt staunen, ach, wie bald wirst du deiner prosaischen Beschäftigung entsagen und ganz der Dichtkunst leben können! Nun aber, süßer Rudi, was meinst du, wollen wir zuwarten und dann mit einem Bande vors Publicum treten oder . . . . ?"

„Es wird wohl besser sein, wir lassen zuerst einige Gedichtchen in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, damit . . . . sich das Publicum an die neuartige Erscheinung gewöhne."

Also bekamen Zeitungen und Zeitschriften von den „Erstlingsfrüchten" zu verkosten und . . . Frau Adele von den Enttäuschungen; denn . . . von einer Zurücksendung der schon der Handschrift wegen kostbaren Blätter war keine Rede, dafür aber war in den Briefkasten unter R. S. deutlich genug „Schmarren", „Waschwasser", „Papierkorb" und ähnliches zu lesen, und als einmal ein Gedicht wirklich und wahrhaftig „umsonst" gedruckt und von der überseligen Adele bereits ausgeschnitten und unter Glas und Rahmen gebracht worden war, da wurde es in einer gegnerischen Zeitung so erbärmlich zerzaust und zerrissen, dass kein gutes Haar an ihm blieb.

Das hatte Freund Friedel, der bestbekannte Lyriker, besorgt, und Rudolf, der sich eigentlich keiner schlechten That bewusst war und nur den verschollenen Poeten bedauerte, tröstete sein Weiblein:

„Es ist eben eine elende Clique, alles ein Bandel, sie lassen einen nicht aufkommen! Ich habe heute mit dem Herz gesprochen, und der meint, wenn man nicht allen literarischen Vereinen beitrete und auf alle literarischen und kritischen Zeitschriften abonniere, sei es unmöglich, durchzudringen."

Frau Adele ließ bereits die Flügel etwas hängen. Aber sie flatterte doch noch.

„Lieber Schatz", sagte sie, „du hast jetzt so viele Gedichte, dass es ein nettes Bändchen . . . in Goldschnitt gäbe. Wie wär's, wenn du in der Stadt herumgiengest und einen Verleger suchtest?"

„Na . . . versuchen wir's halt", erwiderte der fügsame Gatte, dem die ewige Sitzerei im verschlossenen Zimmer und die ewige . . . Abschreiberei schon längst nimmer behagte. Einen Monat lang ließ er sein Weibchen daheim Trübsal blasen und fühlte sich im Kaffeehaus oder beim Pilsner Bier oder in den Parkanlagen der Stadt ziemlich behaglich.

Als er aber endlich berichten musste, nickte er gar bedenklich:

„Denke dir die bodenlose Gemeinheit! Weißt du, was die Verleger sind? Harpyen sind sie . . . . eine Räuberbande! Glaubst du, dass auch nur ein einziger ein einziges meiner Gedichte gelesen hätte?! Gar keine Spur! Nach dem Dichterlexikon haben sie gegriffen, und wie ich nicht drin gestanden bin, ei, da haben sie mich zur Thür 'nausgeschummelt . . . dreißigmal in dreißig Tagen hab' ich immer wieder . . . das Licht der Welt erblickt, während unser Kind noch immer ungeboren bleibt. Jetzt sage mir, wie soll denn einer ins Dichterbuch kommen, wenn er nicht schon drin ist?"

Das waren für Frau Adele wohl recht trostlose Nachrichten, aber völlig wollte sie die Hoffnung doch nicht aufgeben.

„Ach, Rudi, du musst der guten Sache doch noch ein Opfer bringen und einigen literarischen Vereinigungen beitreten, damit dich die zünftigen Dichter, die schon im Buche stehen, unter ihre Fittiche nehmen . . . . später kannst du ja frei fliegen wie der Aar, der zur Sonne strebt."

„Aber . . . . die Geschichte kostet ein Heidengeld!"

„In Gottes Namen Rudi, der Ruhm ist alles wert."

„Aber . . . . alle diese Vereine tagen bei Nacht . . . und . . . ohne Hausschlüssel und . . . Urlaub ist da nichts zu erreichen."

„In Gottes Namen, Rudi, die Unsterblichkeit ist wohl etliche Nachtwachen wert . . . ich gebe dir hiemit unbeschränkten Urlaub."

Na . . . den Urlaub nützte der wackere Rudi gehörig aus; so eine Gelegenheit, dachte er, kommt nie wieder.

Am Montag war er für den, der ihm glaubte, bei der „Sulfuria“, am Dienstag bei der „Reptilia“, am Mittwoch bei der „Wingolfia“, und endlich hatte er die beste Aussicht, in einer Nachtsitzung der „Kaulquappia“ seine Gedichte vorlesen zu dürfen.

Eigentlich war dem etwas spießbürgerlich veranlagten Rudi die ewige Wirtshauslauferei schon zuwider. Er sehnte sich nach einem geordneten Familienleben. Er beschloss deshalb, thatsächlich das Kind mit dem Bade auszuschütten und der Sache ein Ende zu machen.

An dem denkwürdigen Tage, wenn das Wort „Tag“ hier am Platze ist, da er in der „Kaulquappia“ seinen ersten und natürlich auch größten Triumph feiern sollte, kam er früh morgens um drei Uhr heim .... aber wie!

Seine Füße versagten den Dienst völlig, und sein Mund vermochte nur zu stammeln. Er fiel schwer gegen die Thür des Zimmers, indem Adele ihre poetischen Anwandlungen bereits bereute. Endlich gelang es ihm, der von der „kastilischen“ Quelle offenbar nur allzuviel getrunken hatte, mit dem zwanzigsten Zündhölzchen die Kerze zu entflammen, und nun stand oder vielmehr wankte er da, ein Jammerbild; aber ... um den Hals trug er einen ungeheueren Lorbeerkranz .... endlich!

„D ... d ... d ... den da“, lallte er, „den ha ... ha ... hab' ich he .. he .. heut' ersungen .... po ... po ... poëta laureatus!“

Ach, wie doch Freude und Schmerz so nahe beisammen wohnen!

Der wenn auch begeisterten, so doch klar blickenden Adele war es nicht entgangen, dass der Kranz etliche Anhängsel trug, und indes sich der bekränzte Dichter aufs Lager warf und bald entsetzlich schnarchte, untersuchte sie die Xenien oder Gastgeschenke, und da war des Guten so viel, dass sie nach manchen Thränen der Entsagung der schnöden Welt, die ihres lieben Mannes poetische Verdienste mit dem Geifer einer herzlosen Satire übergoss, mit Verachtung den Rücken kehrte.

Denn da hiengen unter anderem zwei pensionierte Knackwürste daran mit dem Leitspruche:

„Was die Knackwurst unter den Würsten,
Das bist du unter den Dichterfürsten.“

Da fand sich ein Zettel mit der teuflischen Inschrift:

„Mit Wasser bleibt mir ferne,
Das trink ich gar nicht gerne.“

Da ... kurzum .. Frau Adele weinte sich in jener Nacht oder vielmehr an jenem Morgen vollständig aus, und ... dann, ja dann war, dieweil auf Regen bekanntlich immer Sonnenschein folgt, wieder alles beim alten: der Rudi brauchte nimmer zu dichten oder vielmehr nimmer abzuschreiben, seine Frau brauchte sich nimmer zu langweilen ...

das Glück war wieder eingekehrt, allen Verlegern und allen literarischen Vereinigungen zum Trotze, die allerdings auch beim besten Willen aus einem noch so fidelen Spatzen keine Nachtigall hätten machen können.

Allerdings .... den wahren Sachverhalt gedenkt Herr Rudolf Schröpfenthaler seiner Frau erst bei der Feier der silbernen Hochzeit mitzutheilen.

Er that gut daran, und ... wenn er ganz schweigt, thut er noch besser; denn in gewissen Dingen, vorab darin, dass jede wahrhaft liebende Frau ihren Mann als den Einzigen und Gescheitesten schätzt, bleiben die Frauen ewig ... Kinder, aber gerade das macht sie uns Männern so unsagbar lieb!

Ein Ostergrüßen.

Betrachtung und Erzählung von **Peter Rosegger.**

Die Bauern von Brockendorf hatten — wie gelegentlich schon erzählt worden ist — einen Gutsherrn, dem sie — wie es in alter Zeit eingerichtet gewesen — vielfach tributpflichtig waren. Der Gutsherr lebte aber die längste Zeit in einer großen Stadt, zerstreute sich mit allen denkbaren Vergnügungen und erinnerte sich seiner Unterthanen nur, wenn er Geld brauchte. Und Geld brauchte Seine Gnaden die schwere Menge. Der Verwalter daheim presste und zwickte und schund, so viel das Zeug hielt, aber endlich wollte nichts mehr herfür, da fand es der Gutsherr an der Zeit, einmal persönlich Nachschau zu halten in Brockendorf und dem Verwalter strengere Pflichterfüllung einzuschärfen. Dessen Pflicht aber bestand in nichts anderem, als in Bauernschröpfen. — Also kam der Herr im Frühjahre eines Abends spät mit flinken Rappen durch das Thal gefahren. Und nun merkte er zum angenehmen Erstaunen, dass seine Ankunft, trotzdem er sie gar nicht gemeldet hatte, schon bekannt war. Denn auf allen Höhen loderten Freudenfeuer und knallten Böller, das Volk war noch wach überall und befand sich in einer frohen Erregung. Das ganze Thal war in festlicher Stimmung. Solches rührte den Gutsherrn bis ins Herz, denn er hatte immerhin noch ein bischen davon.

Und als er einfuhr in den Schlosshof und seines Verwalters ansichtig wurde, sprang er rasch aus dem Wagen, drückte dem Mann die Hand und sagte: „Mich freut es sehr! Mich freut es sehr! Sagen Sie den Leuten meinen Dank! Soll ihnen nicht vergessen sein. Hübsch Nachsicht haben, wenn die braven Bauern ihren Pflichten nicht immer sollten

nachkommen können. — Als der Verwalter merkte, dass es die Festlichkeit war, die den Herrn so entzückte, wollte er schon den Mund aufmachen, that es aber nicht, sondern ließ den Patron bei dem Glauben, dass die Freudenfeuer und die Böllerschüsse ihm vermeint gewesen. Es war aber der heilige Osterabend, und die Freudenfeuer galten nach Brauch und Sitte der Auferstehung des Herrn. Der Gutsherr hielt Wort. Die Abgaben des Jahres blieben den Bauern im Sack und schadeten ihnen nicht, der Gutsherr hatte kein Geld für die große Stadt, musste auf seinem Landsitze bleiben, und das schadete ihm auch nicht.

An diesen Gutsherrn erinnern mich jene Leute, die in Zeitungsartikeln, in Ostergedichten und Festreden nicht müde werden zu behaupten, Ostern sei das Fest des einziehenden Frühlings, das Fest der auferstehenden Natur. Nach dieser Art wäre Ostern ein gemeinsames Fest für alle Creatur; wie kämen das Lamm und das Kalb und das Huhn dazu, als Osterbraten geschlachtet zu werden, anstatt dass es nach seinem besten Rechte die neu aufblühende Natur genösse!

Ich wäre dafür, dass man das Stoffliche und Natürliche an den Ostern mehr den Thieren überlasse, die auch ihr Leben und ihren Himmel haben sollen nach ihrer Weise. Der Mensch jedoch, der will schon einmal etwas ganz Besonderes haben, er hegt Vorstellungen, Wünsche und Sehnsuchten, die dem Thiere wahrscheinlich fremd sind und fremd waren zu allen Zeiten. Unsere Cultur sei eine christliche, heißt es, und an Sonntagen kommt es mir manchmal fast so vor. Sollte mancher in der Volkszählungsliste nicht als Christ eingetragen sein — auch gut, darum keine Feindschaft nicht. Die Woche über sind Christ, Jude, Heide, Atheist ohnehin kaum mehr von einander zu unterscheiden. Wer aber nicht bloß im Taufscheine Christ ist, der hat seine besonderen Weihnachten und Ostern, der denkt beim Osterfeste weniger an die grünenden Wiesen, an den Osterhasen, als an das Erlösungswerk des Heilandes, an seine und an unsere Auferstehung, darum zündet er Freudenfeuer an, darum knallt er sein Pulver los, und wenn sich darob, ähnlich wie jener Gutsherr, der einziehende Frühling geschmeichelt fühlt und reiche Gaben in Aussicht stellt, so kann's uns auch recht sein.

Ich meine aber fast, dass die Gemeinde eines christlichen Osterdeuters nicht ganz so groß ist, als die eines christlichen Weihnachtsschwärmers. Warum steht das Weihnachtsfest unserem Herzen näher? Wer sich an dem armen, verlassenen Christkind freuen kann, der sollte sich über den siegreichen Heiland wohl um so heißer freuen können. Nicht als er kam, hat uns der Herr erlöst, sondern als er gieng. Nicht als er von den Hirten und Weisen die Gaben annahm, hat er uns befreit, sondern als er sein Leben hingab. Das Christfest lehrt uns Liebesgaben zu spenden in milder, heiterer Weise, die dem Geber wohlthut

und dem Nehmer. Das Osterfest hingegen mahnt uns zur göttlichen Heldenhaftigkeit, sich für die Mitmenschen zu opfern, wenn's darauf ankommt, fürs Allgemeine das Leben hinzugeben. Das ist freilich etwas herber, als die gemüthvolle Weihnacht in der Wärme des Familienglückes. Aber es ist herrlicher! In dem Sterben für das Große und Gemeinsame liegt nicht der Tod, sondern die Auferstehung und ein ewiges Leben. Ich bin überzeugt, dass der Held, welcher einen Opfertod stirbt, mit dem Gefühle der Seligkeit fortlebt in der großen Menschenseele, die trotz aller Hemmnisse und Rückfälle doch sachte himmelwärts steigt im Laufe der Jahrtausende.

Es gibt Helden der Menschheit, von denen niemand was weiß. In den dunklen Gründen des Volkes ist kein Chronist und kein Dichter und kein Bildner, um zu verherrlichen die Tapferkeit, die Güte, die Treue, die Entsagung und christliche Duldung, die dort in schlichten armen Menschen Tag für Tag walten! — Nichts kann göttlich werden auf der Welt, als allein ein liebestarkes opferfrohes Menschenherz; von diesem kommt alles, was Ostern zum Feste der Auferstehung macht, und der einziehende Lenz ist gerade gut genug, mit seinen jungen Zweigen ein solches Ostern zu schmücken.

Und nun will ich zum Ostergruße eine Mär erzählen von einem Auferstandenen, der unsterblich fortlebt in Lied und Wort und im Herzen des Volkes.

Schon zweihundert Jahre ist es her, seit jener Mann aus dem Waldbachthale gestorben ist. Sein Haus, das er gebaut, ist längst vermodert, sein Feld, das er gerodet, längst wieder zur Wildnis geworden, und sein Leib? der ist nicht auf der Erde und nicht unter der Erde, der ist nirgends mehr. Aber das Gedächtnis lebt. — Und was ist selbiger Mann gewesen, vor zweihundert Jahren, was hat er gethan?

Gewesen ist er wenig, gethan hat er viel.

Um die Zeit der letzten Türkeneinfälle war das Waldbachthal bevölkert von Holzern, Hirten und Kleinbauern. Der Absonderlichste unter ihnen war Antonius Hirthauser, genannt der Waldbachbauer. In seiner Jugend war er Fuhrmann gewesen und weit in der Welt herumgekommen. Er war der einzige in der Gegend, der seinen Namen schreiben konnte. Mit vierzig Jahren hatte er am Bache ein Haus, ein Weib und ein Kind. Im Laufe des Jahres nahm er etlichemal seinen Korb auf den Rücken und gieng hinaus nach Breitenwang, wo er beim Kaufmann und bei den Gewerbsleuten Bänder, Leder, Nägel, Salz und andere Dinge einkaufte, mit denen er daheim im Waldbachthal einen kleinen und redlichen Handel trieb. Ein Rösslein konnte der Fuhrmann hier nicht mehr brauchen, denn durch die Schluchten hinaus gieng keine Fahrstraße, bloß ein holperiger Fußsteig über Gestein und Baumgewurzel.

So war Antonius Hirthauser auch an jenem Charfreitage nach Breitenwang gegangen. Sein Weib hatte ihn nicht wollen fortlassen, denn es war eine unfriedliche Zeit. Vom Ungarlande her war der Türke, auch der feindselige Magyar wieder im Anzug und allerhand Gesindel streifte in der Gegend umher. Hirthauser aber beruhigte sein Weib, indem er sagte, ihm geschehe nichts. Sollten ihm Fremde begegnen, so wisse er mit ihnen umzugehen, und für alle Fälle habe er sein Beil bei sich. Sie möchten daheim nur stets die Thüre verschlossen halten, morgen werde er bei Zeiten wieder da sein mit seinen Waren, die er für Ostern brauche. Er müsse ja auch dabei sein, wenn am Charsamstag oben in der großen Hochschlag-Knechthütte die Männer zusammenkommen, um Rath zu halten, was zu Schutz und Wehr gegen den wieder drohenden Feind zu geschehen habe. — So war er fortgegangen, gegen Abend nach Breitenwang gekommen, hatte dort seine Einkäufe gemacht und dann im großen Wirtshause des Ortes um Nachtherberge zugesprochen. Nachdem er als Charfreitagsmahl nur ein Stück Brot und einen Krug Wasser zu sich genommen hatte, gieng er in die ihm angewiesene kleine Kammer, wo er sich bald zur Ruhe legte.

Da war es um Mitternacht, dass zu Breitenwang Lärm und Aufruhr entstand. Am unteren Ende des Ortes lohte ein Feuerbrand auf, durch die Gassen fluteten fremde Gestalten zu Fuß, zu Roß, zu Wagen; bis an die Zähne bewaffnete braune Männer drangen in die Häuser, um von denselben Besitz zu nehmen. Der Feind war da. Unser Waldbauer fasste sein Beil und wollte hinaus zum Straßenkampf. Das war zu spät. Es wirbelt schon zum Thore herein. Hirthauser hatte kaum noch Zeit, sich in seine Kammer zurückzuflüchten. Von derselben aus aber konnte er heimlich durch eine Thürfuge in die anstoßende, große Stube lugen, wo so etwas, wie der Generalstab der feindlichen Truppe, sein Quartier aufschlug. Es waren ihrer acht oder zehn Mann mit knochigen Gesichtern, krummen Säbeln, halb in orientalischer Gewandung, auf rothem Turban lange Federn, im Gürtel schwere Pistolen. Sie saßen auf Tischen und dem Fußboden mit unterschlagenen Beinen, sie aßen rohes Fleisch, welches sie mit den Zähnen zerrissen, sie machten grellen Lärm und wieherndes Gelächter. Von qualmenden Spänen wurden sie roth beleuchtet. Allmählich gieng es gedämpfter her. Kriegsrath schienen sie zu halten und mancherlei Sprachen zischelten durcheinander, darunter auch ein geradebrechtes Deutsch. Und da hat es der Mann aus dem Waldbachthale belauscht, wie sie verabredeten, am nächsten Frühmorgen tiefer ins Gebirge zu dringen und eine große Waldhütte zu überfallen, wo die Streitkraft der Gegend versammelt sein würde. Durch einen Verrath schienen sie von allem zu wissen. Von dem Hinterhalte einer Schlucht her wollten sie in großer Übermacht die Hütte

umringen, anzünden und die Männer niedermachen. Nur thaten sie, als wäre ihnen ihr Angeber abhanden gekommen, der sie hätte führen sollen.

Hirthauser hatte genug gehört. Eilig davon, noch in der Nacht dem Waldbachthale, der Hochschlag-Knechthütte zu, um die Männer von der Gefahr zu benachrichtigen! Doch als er im Wirtshause durch das Thor hinauswollte, wurde er von der Wache mit Kolben zurückgestoßen. Zwei Rothhosen nahmen ihn fest und schleppten ihn in die große Stube, vor den Stab. Für den ersten Augenblick wollten ihn die johlenden Gesellen am Ofengeländer aufknüpfen, das verhinderte ein Mann mit martialisch aufgespießtem Magyarenbarte, der türkische, ungarische und deutsche Wörter durcheinander sprach. Nach dem Alpen-Spitzhute des Bauers hatte dieser Magyarenbart geschlossen, dass der Gefangene aus dem Gebirge her sein müsse. So fragte er Hirthauser in nothigem Deutsch, ob er die große Hütte wisse, die in der Wildnis stehe und Hochschlag-Knechthütte genannt werde? Ja, die wisse er, gestand Hirthauser. Dann könne er seinen Kopf retten und sich einen Beutel Kupfer verdienen.

Er sollte mit ihnen gehen und zu jener Hütte den Weg weisen. Das will ich gern thun! antwortete Hirthauser. Dabei soll ein mächtiges Aufleuchten gewesen sein in seinem Auge.

Und am Morgen nach dem ersten Hahnenschrei, da gieng es gen das Waldbachthal. Nicht mit gefülltem Warenkorb den stillen Pfad, wie der Waldbachbauer gedacht hatte, sondern an der Spitze eines großen Trupps seltsamer Wesen. Ungarische und slavische Söldner, türkische Janitscharen, Zigeuner und anderes Gesindel in Fetzen und abenteuerlicher Gewandung, mit allem denkbaren Zeug bewaffnet. Einige waren zu Pferde gewesen, die hatten freilich zurückbleiben müssen; der große Haufen flutete an den Bachufern, an den Hängen und auf schlechten Steigen vorwärts, zumeist leise huschend, denn aller Lärm war verpönt. Der Hirthauser musste als Wegweiser vorausgehen, zwei knochige Janitscharen führten ihn an Stricken, damit er nicht entfliehen konnte.

Nach etwa zwei Stunden kamen sie zu jener Felswand, die aus dem Walde scharf hervorsteht und hinter welcher zwei Wässer sich einen. Das eine rechts kommt aus dem Waldbachthale, das andere links aus den Engschluchten der Schattwände. — Hirthauser bog links ab. Einen flüchtigen Blick hatte er noch geworfen zwischen die dunklen Fichtenwipfel hinein in das morgentliche Waldbachthal. Einen wehevollen Blick. Er wusste wohl, daß es der Abschied war.

Das Wasser aus den Schattenwänden kam wild und lehmgrau dahergeschossen und wüthete schäumend zwischen Felsblöcken dahin. Am Ufer grünte schon der Rasen, am Berghange standen Primeln. Frühling! — Über den finsteren Baumkronen leuchteten die Felswände. Die goldene Morgensonne lag auf ihnen. In den Karen lagen Schneewuchten.

Zu solcher Jahreszeit fahren sie gerne nieder .... Charsamstag! Hirthauser dachte in seinem Gemüthe an die Grabesruh' des Herrn.

Immer schlechter wurden die Pfade, immer wüster die Schlucht, immer ungeduldiger und schnaubender die Rotte. Die krummen Säbel, die Beile und Morgensterne, die kurzen Schwerter und langen Flinten, sie klirrten aneinander, und grelle Flüche häuften sich von Schritt zu Schritt. Trat der magyarische Spießbart zum Hirthauser heran, riß ihn an der Achsel zurück und fragte: „Wohin, du Hund?!"

„Zu den Oberschlag-Knechthütten, Herr General."

„Wenn du solltest den Weg falschen!" sprach der andere mit fletschenden Zähnen und machte dabei einen zuckenden Griff an sein Gürtelmesser.

„Ich weiß es", antwortete der Mann aus dem Waldbachthale. Und sie stolperten weiter, den Wildgraben hinauf. Hirthauser rechnete nach, wie viele Stunden lang er den Feind irreführen musste, bis die Männer in der großen Hütte sich zerstreut haben oder wehrhaft geworden sein konnten.

„Leicht ist sie nicht zu haben, die Oberschlag-Knechthütte", sagte er zum Spießbart. „Seht Ihr's, dort zwischen den Wänden? Zwei Gemssteige führen hinauf. Hinterwärts auf den Almen mag sie wohl stehen, die Knechthütte. In drei Stunden können wir dort sein."

„Also voran, Schwab!"

„Ihr führt mich an Stricken", setzte Hirthauser bei. „Traut ihr mir nicht, warum folgt ihr mir?"

Der andere tastete wieder an sein Messer, gleichsam als wollte er sagen: Das ist unsere Sicherheit, dass du uns nicht verrathen wirst! —

Der wunderliche Zug bewegte sich immer bergan, in den Runsen, zwischen Felsblöcken und durch ineinandergeklemmtes Holzgefälle von Windbrüchen stammend. Keiner dieser Fremdlinge hatte seinen Fuß wohl je in solches Alpengebiet gesetzt, man merkte es an ihrem unbehilflichen Vorwärtsklettern. Nur ein paar bartlose Gelbgesichter, Söhne des Kaukasus, liefen mit katzenartiger Behendigkeit bergan. — Bei einer Quelle, die zwischen moosigem Gestein hervorbrach, ließ Hirthauser sich nieder, um zu trinken. Der Gaumen war ihm trocken, in seinem Herzen war eine unendliche Traurigkeit. Im vorigen Sommer war's gewesen, als er sein sechsjähriges Söhnlein mit heraufgeführt hatte in die Ödnis, damit es Gemsen sehe. An diesem Brunnen hatten sie gerastet. — Aus Schluchten herüber rollte ein Donnern, dass der Boden bebte, und der Staub einer Lawine stieg in die Lüfte. Der Führer wurde an Stricken emporgerissen, damit er den Zug weiterleite aus diesem Orte des Verderbens. Und steil anwärts gieng's in die Hänge und Lehnen, über deren fahlen Rasen das Wasser niedersickerte von den Schneewuchten, die hoch in den

Mulden lagen. Die Sonne schien warm, von mittägigen Bergen her zog ein weiches Lüftchen. Von den braunen Schattwänden nieder, die ihr zackiges Gethürm in den Himmel hineinreckten, kamen große graue Vögel geflogen und umkreisten mit starr ausgespannten Flügeln, gierig nach Fraß, die schnaufenden Gestalten. Der kriegerische Haufen war schier aus Rand und Band. Die einen strauchelten und rollten niederwärts, die anderen brachen tief in den Schnee, wieder andere blieben erschöpft liegen auf dem Gerölle. Da flog oben in den hohen Karen eine finstere Wolke auf, ein Pfeifen, ein Brausen, ein erschütterndes Donnern, ein grauser Sturm fegte alles nieder, was da stand, und die Riesenlawine glitt darüber hinweg dem Abgrunde zu. — Etliche des feindlichen Zuges waren begraben. Die anderen, die bloß zu Boden geworfen worden, ermannten sich wieder. Viele stürzten nun auf Hirthauser los: Er habe sie ins Verderben geführt! — Der Waldbachbauer soll darauf nur mit den Achseln gezuckt und kein Wort mehr gesagt haben. Da erhob sich ein wüster Aufruhr, und in vielen Sprachen, dumpf grollend, schrill schreiend, wimmernd und fluchend verlangten sie den Tod des Verräthers. Kein Verhör, kein Urtheilsspruch. Ohne weiteres haben sie den Mann hinausgeschleppt auf einen Felsenkamm und ihn über die Wand gestürzt in die Tiefe. Im Fallen — so wird erzählt — soll Hirthauser in der Richtung gegen das Waldbachthal die Arme gebreitet und einen hellen Juchschrei ausgestoßen haben. — Später kam auch der im Schnee zurückgebliebene Spießbart, dem war das Geschehene nicht nach Sinn. Er umgieng den Felsen, kletterte hinab zur Stelle, wo der Mann auf einer Steinplatte zerschmettert lag. „Magyar hält Wort!“ knirschte er und stieß dem Leichnam das Messer in die Brust.

Mit schweren Mühen und manchem Verlust an Mannschaft sollen die fremden Rotten aus den Steinwüsten herabgekommen sein und ihren Ausweg gefunden haben. Weder um die todten Genossen haben sie sich gekümmert, noch ferner ein Verlangen gehabt, die Hochschlag-Knechthütte zu suchen. Verloren haben sie sich aus der Gegend, und die Männer des Waldbachthales sind vor dem Überfall verschont geblieben.

Im Waldbachthale wird heute noch ein Lied gesungen mit der Schlussstrophe:

Der Retter ist gelegen
Auf einem kalten Stein,
Die Eng:l thäten ihn tragen
In's Himmelreich hinein.

So lebt der Held fort im Herzen des Volkes, wo sein Andenken manche Opferfreudigkeit schon entzündet hat und noch entzünden wird. — Kann man denn nicht auch von diesem Märtyrer sagen: Er ist auferstanden und wandelt unter Palmen?

Die Frau mit der weißen Leber.

Novelle von **Hans Grasberger.**

(Schluss.)

V.

Ein richtiger Soldat gibt selbst dem Schneider zu denken; er weiß sich zu gewanden, zu putzen und zu halten, auch, nachdem er die Uniform ausgezogen. Franz sieht also vortheilhaft aus in seinem Sonntagsrock. Seine Stimmung ist aber wenig freudig oder muthig.

Er ist früh ausgezogen, um allein ins Kirchdorf herabzusteigen und sich unterwegs zu sammeln, und er wohnt dem Morgengottesdienst bei, um weniger beirrt zu sein und sich zu festigen. Darauf zieht's ihn auf den Brandnerriegel — Zeit hat er ja, und während er Umblick hält, überdenkt er all das Schwerwiegende, das er zum erstenmal auf dieser Höhe vernommen.

Die Gutsfrau erwartet indessen den angekündigten Besuch. „Er ist eine schneidige Erscheinung, hat ihr der Notar geschrieben, und in wirtschaftlichen Dingen möcht' ich ihm unbedingt vertrauen. Frauen haben aber oft ein anderes Urtheil, ein anderes Absehen, und so bin ich neugierig, ob er auch vor meiner gnädigen Freundin bestehen wird."

Schneidige Erscheinung! Was soll sie sich darunter denken? und ob sie ihn wohl schon zu Gesichte bekommen? Landwirtschaftsschüler, Corporal, Bauer: eine nicht ganz gewöhnliche Mischung!

Die Harrende ist gespannt, ist aufgeregt, und der Schneidige hat's im voraus zu verantworten. Der Spiegel ist zu Rathe gezogen worden und stimmt nicht recht zuversichtlich, und was soll sie anhaben, bei welcher Beschäftigung sich überraschen lassen? Und überrascht will sie werden, will sie thun, denn das gibt Farbe und hilft über den Anfang hinweg. Sie wählt schließlich einen nicht sehr ängstlichen Morgenanzug in Weiß und wohligem Gelb, nimmt ein Buch zur Hand und wirft sich auf den Balzac. Aber wieder stoßen ihr Zweifel auf, wieder prüft sie Mienen, Kleid und Lage.

Zu Hause ist also die seltsame Frau nicht immer Bäuerin, und ihre „gute" Stube weist Teppiche, Clavier, Bücherkasten mit all dem Schnickschnack

eines Boudoirs auf. Und einen jungen Ökonomen will sie gerade da empfangen? Warum nicht lieber unten in der „Moarstube“? Es ist die Witwe, nicht die Hofbesitzerin, welche bei dieser Wahl den Ausschlag gibt, die Witwe, welche von neuem ihr Netz auswirft, ohne auf die drei oder vier vorwurfsvollen Grabhügel einen Rückblick zu thun.

„Der Corporal ist draußen“, meldet das Stubenmädchen, die Cilli.

„Lass ihn hereinkommen.“

Und an den unverschämt musternden Blicken der „in alles eingeweihten“ Zofe muss Franz vorüber. Wie die Hauskatz, so die Herrin, denkt sich der junge Mann, eintretend. „Wie ist mir denn? Wir haben uns ja schon flüchtig gesehen!“ tönt es ihm entgegen, und es klang wirkliche Überraschung in dem Ausrufe, der zugleich von einem guten Personengedächtnisse zeugte.

„Ja, gnädige Frau! Ich habe die Ehre, Sie bereits als Clavierspielerin zu kennen.“

Die Witwe that, als wollte sie sich aufraffen, aber es blieb bei einer kleinen Verwirrung der Morgentoilette. „Ich habe ein bisschen Migräne und wollt' auch schon das Buch wegthun. Aber das macht nichts; ein Plauderstündchen vertrag' ich immerhin noch.“ So die verlogene Frau. Und weiter hieß es: „Sie entschuldigen schon, wenn ich in der bequemen Lage bleibe. Nehmen Sie sich einen Stuhl, Herr Corporal, und setzen Sie sich zu mir . . . Näher, wenn ich bitten darf, damit ich doch Ihr Gesicht ausnehme.“

Franz fand das alles nicht sonderlich verblüffend. So hatt' ihn mitunter auch die Hauptmannsfrau empfangen, wenn er, dienstlich abgeschickt, ihr Meldungen zu hinterbringen hatte, und von dieser seiner damaligen Vorgesetzten erzählte man sich manch erbauliches Geschichtchen. Der Vergleich drang sich von selbst auf und der Corporal musste heimlich lächeln über denselben. Natürlich that er aber, wie ihm befohlen war.

Und die Dame fuhr fort: „Mein Freund Schmiedt schreibt mir, dass Sie eine Verwaltersstelle oder dergleichen suchen. Meine Wirtschaft ist in der That sehr vernachlässigt, wie Sie auf den ersten Blick bemerkt haben werden. Ich vertraue auch gern auf solche Anempfehlung hin Ihrem Eifer, Ihrer Tüchtigkeit. Aber die Geschichte hat einen Haken. Sie sind ein junger schmucker Mann, was Sie wohl nicht erst von mir hören müssen, und ich stehe im Rufe einer alten Kokette. Können wir unter einem Dache hausen, ohne uns dem Gerede auszusetzen? Und hätte man noch was davon, so ließe sich dem immerhin Trotz bieten.“

„Ich dächte“, erwiderte Franz, „zwischen Herrin und Knecht sei ein natürlicher Abstand, eine Schranke, die Zurückhaltung und Widerstand gebietet.“

„Wohl, aber ich wäre auf Ihre Gesellschaft angewiesen und sie könnte mir sogar lieb werden; denn der Winter ist lang, und auch das Landleben hat seine öden Stunden, wiewohl ich's noch immer einem nichtigen Stadttreiben vorziehe. Sie haben die Welt gesehen und haben Erfahrung genug, mir beizupflichten."

„Ich bin auch selbst gern wieder heimgekommen und liebe die Berge."

„Und nun denken Sie sich in meine Lage: Ich steh' allein und brauche — ich weiß nicht, ist's ein Fluch oder ein Segen — nicht zu arbeiten. Das Leben kann ebenso langweilig sein, als es kurz ist. Sind nicht die Stunden süßen Welt- und Selbstvergessens das Beste? Ja, wenn man so hinschwinden könnte und nicht wieder erwachen müsste! Junger Mann, was halten Sie von der Liebe?"

Das ist Zunder, der den sprödesten Funken herauszufordern scheint. Und die Dame wirft sich überdies noch so herum, als hätte sie Lust, mit Leib und Leben für ihre Ansicht einzustehen. Wird der Corporal blöde thun? Corporal und blöde: lächerlich! Antworten muss er wohl, und die Witwe horcht gespannt.

„Ach ja", erwidert Franz, „als Hausmannskost, der der gehörige Hunger vorausgegangen, ist sie ein Labsal."

„Und Liebe um der Liebe willen?"

„Wir essen, um zu leben, leben aber nicht, um zu essen, ist mir schon auf der Schulbank eingeprägt worden."

„Sie sind ein etwas nüchterner Schwärmer, Herr Aigner! Ich begreife, dass der Mann eine Beschäftigung haben muss . . ."

„Und dass ein unbeschäftigter Mann seinen Halt verlieren, der Frau lästig werden oder in ihren Launen aufgehen muss."

„Was Ihr Männer so Launen nennt! Sie treffen absichtslos meine früheren Männer, und ohne sie gekannt zu haben. Leider, dass ich in der Mehrzahl sprechen muss!"

„Ich müsste dieselben aber doch gekannt und gehört haben, um über sie urtheilen zu können."

„Desto mehr haben Sie wohl schon *über mich* gehört. Ich erfreue mich des schlechtesten Rufes, und mich hat doch niemand noch gefragt, wie denn ich mit meinem Ehelos zufrieden gewesen!"

Das war mit auflodernder Heftigkeit gesprochen. Der Balzac bekam es schier mitzufühlen.

Und sie sagte weiter: „Sie sind ein muthiger Mann; ich rechne es Ihnen hoch an, dass Sie zu mir gekommen; vor meiner *Vergangenheit* aber würden doch auch Sie zurückschaudern."

Franz erwiderte darauf ruhig: „Es kommt alles darauf an, wie man sich die *Zukunft* gestaltet."

Diese Äußerung machte die erfahrene Frau einen Augenblick lang betreten; sie wusste nicht recht, ob sie ihr trauen und was sie daraus schmieden sollte.

„Ein schönes, ein starkes, ermuthigendes Wort!“ sagte sie nachdenklich. „Am Ende wäre denn doch in unserem Handel die einfachste Lösung auch die natürlichste und unverfänglichste. Sie gefallen mir, junger Mann, und heute zum erstenmale wünscht' ich allen Ernstes, um ein Dutzend Jahre jünger zu sein.“

„Im gemeinschaftlichen Leben gleichen sich die kleinen Altersunterschiede unschwer aus!“

„Das sagen Sie mir?“

„Ich meine, im thätigen Leben.“

„Ich verstehe nicht recht, was Sie da immer wieder betonen. Aber genug, eine unüberwindliche Abneigung hätten Sie also wirklich nicht gegen mich, gegen mich, das Weib mit der weißen Leber, wie mich das Volk schilt?“

„Umgekehrt müsst' ich besorgen, dass Ihnen ein Corporal für die Dauer nicht zusagte und dass Sie meinem prosaischen Tagewerk wenig Reiz abgewinnen würden.“

„Muss ich mir dieses denn gar so schrecklich vorstellen?“

„Ernst gesprochen: Ich will in erster Linie schaffen, mit beiden Händen schaffen und dabei alle meine Kraft einsetzen. Mich schmerzt da eine verkehrte, dort eine engherzige Wirtschaft, also den Boden nicht ausgenützt zu sehen. Ich suche einen lohnenden Dienst, um mir die Mittel zu erwerben, etwas Selbständiges ins Werk zu setzen. Dies ist mein Lebensplan, und ich mache kein Hehl daraus. Die Aussicht auf eine gute Stelle hat mich auch bei Ihnen vorsprechen machen. . .“

„Sie sind aufrichtig, und das gefällt mir. Wie denn aber, wenn ich Ihnen meine Mittel zur Verfügung stellte?“

„Auch dann müsst' ich mich auf die Hinterbeine stellen; und dann erst recht“, fügte Franz lächelnd hinzu.

„Schade, dass der Doctor Schmidt nicht da ist; der verstünde Sie besser. Und sagen Sie mir, Geschäftswüthiger, was dann Ihre Frau von Ihnen hätte?“

„Alles, was der Mann vor Gott und vor der Welt seinem Weibe schuldet.“

„Sie sind ein köstlicher Kauz, Aigner! Man hört Ihnen gerne zu und könnte darüber doch Kopfweh bekommen, wenn man es nicht schon hätte.“

Franz erhob sich und wollte mit einer Verbeugung sich empfehlen.

„Wir müssen uns noch öfter sprechen, Herr Corporal! Und denken Sie indessen an die arme Frau im Hochleitnerhof! Und so façonlos lass'

ich Sie nicht fort! Sie dürfen immerhin meine Hand küssen, sie ist *gepflegt.*"

Franz bückte sich darnach; die Frau aber hatte im Nu ihre Arme um seinen Nacken geworfen und drückte das männliche Haupt an Mund und Brust.

Auch das verfieng nur halb; denn der Corporal steht schon wieder stramm aufgerichtet, zum Fortgehen gewendet. Süß und ärgerlich zugleich flötet die Dame: „Das nächstemal wollen wir *vernünftiger* sprechen."

So endete die merkwürdige Unterredung, und es erscheint kaum zweifelhaft, dass der scheidende Theil mehr mit sich zufrieden war als der zurückbleibende.

Zu Hause meldet Franz kurz und trocken: „Es ist noch nichts ausgemacht worden."

VI.

Einige Tage später wanderte Franz ins Thal hinaus zum Notar, einer Einladung desselben folgend. Das graue Männchen mit den gescheiten Augen empfieng ihn mit großer Freundlichkeit. „Bitte, *da* herein in meinen Sonderverschlag! es plaudert sich da bequemer", sagt' er, den Gast in sein Cabinet nöthigend, dessen Thür er ins Schloss drückte. „Und nehmen Sie Platz, junger Freund!"

Um was es sich handelte, konnte der Corporal ungefähr ahnen, und mit seinen Plänen hofft' er bei diesem thätigen alten Herrn mehr Anklang zu finden.

„Sie haben mir gleich gefallen", begann der Notar, „und ich liebe den Soldatenstand; er hat was Freimüthiges und Verlässliches. Ich selbst auch habe einen Sohn beim Militär, er hat mich genug gekostet, bis er's zum Hauptmann gebracht. Sie sind also im Hochleitnerhof gewesen. Ich sag' Ihnen, meine Freundin ist Feuer und Flamme für Sie, und ich verarg' es ihr keineswegs. Aber Ihre *wirtschaftlichen* Absichten, Herr Aigner, sind etwas, das die unglückliche Frau nicht nur nicht versteht, sondern davor ihr nahezu unheimlich wird. Sie seien von einem erschrecklichen Thätigkeitsfieber beseelt, schreibt sie mir, neben welchem jede Frau zu kurz kommen müsste."

„Lächerlich", erwiderte Franz. „Ich habe nur Andeutungen fallen lassen können und hinter solchen steckt meist weniger, als man vermuthet. Ich will thätig sein, und muss thätig sein, um — wie sag' ich nur gleich? — um unserem Herrgott nicht unnütz den Tag abzustehlen: das ist richtig. Aber eine bescheidene Selbständigkeit, ein bisschen Mitthun, um unserer Gegend aufzuhelfen, ist alles, was ich wünschen darf und zu leisten vermöchte."

„Und was wollen Sie zunächst unternehmen, und womit wäre Ihnen gedient, vorausgesetzt, dass meine verehrte Clientin als Freundin wie als Ihre Frau mithalten sollte?"

„Es ist hauptsächlich der Holzhandel, welcher, wie Sie Herr Doctor wohl selber nicht verkennen, in hiesiger Gegend verkehrt angefasst ist. Der Bauer ‚schlägt‘ aufs gerathewohl, um aus seinem Wald die Steuergulden herauszuschlagen, und der fremde Händler beutet diese Verlegenheit auf das Unverschämteste aus. In kurzer Zeit beispielsweise wird der obere Graben abgeholzt sein, ohne dass wer davon was hat. So lebt man von der Hand in den Mund. Wer selber die Sache besser anpacken und durch sein Vorgehen anderen die Auge öffnen wollte, müsste ein paar tausend Gulden d'ransetzen und ein erkleckliches Stück Wald heranziehen können.“

„Das ließe sich hören, lieber Freund, und ich kann mir beiläufig denken, wie Sie das anstellen wollten. Auch zweifle ich keineswegs an Ihrer Tüchtigkeit, Ihrem redlichen Willen. Aber, mit Verlaub, unsereins ist gewohnt, wie rechts, auch links zu schauen. Sie können die Verhältnisse gegen sich haben, und ist der Wald verklopft, das Geld verputzt, — Sie sehen, ich nehme mir kein Blatt vor den Mund, — was dann? Der Unternehmungseifer gesteht sich natürlich nicht zu, dass er im Unrecht gewesen, sondern steift sich erst recht; die Frau, die Freundin soll von neuem herhalten, und das stößt auf Widerwillen und hat seine Grenzen: kurz, um Frieden und Eintracht ist's geschehen.“

„Auch ich, Herr Doctor, weiß Sonnseiten und Schattenseiten zu unterscheiden, und ein Schütz' fasst das Schwarze sogar schärfer ins Auge, als die weißen Kreise. Ich selbst wäre der erste, der sich den Riegel vorschöbe, eh's zu spät ist.“

„Wie das, lieber Aigner?“

„Gesetzt, ich betrachtete das Geld nur als Darleihen ...“

„Als unverzinsliches“, schalt der Notar ein.

„Zur Rückzahlung etwa in sechs Jahresraten, vom zweiten Jahre an gerechnet.“

„Gut!“

„Und übernähme den Wald zum ursprünglichen Kaufpreis ...“

„Wie billig!“

„Und räumte der gütigen Freundin ein Pfandrecht ein, auf alles, was ich herstelle, wie's liegt und steht ...“

„Hört, hört!“

„Das in Kraft treten sollte, wenn ich auch nur eine Rate nicht rechtzeitig einhalte.“

„Ja ja, lieber Freund, damit hätten Sie überschwängliche Bürgschaft geleistet!“

So schloss der Notar die Auseinandersetzung des Bauern. Er lächelte dabei und rieb sich die Hände. Wohl mocht' er sich denken: „Damit

legt sich der gute Tropf selbst die Schlinge, und das Weib kann ihn in kürzester Zeit klein kriegen."

Und nach einiger Überlegung fragte der Doctor: „Was meinen Sie, junger Freund, sollten wir diese Punkte nicht gleich in den Entwurf des Ehevertrages setzen?"

„Das hängt nicht von mir allein ab, und Ihnen gegenüber möcht' ich, so viel mich betrifft, doch nur den Gedanken an eine Vernunftsheirat aufkommen lassen." So Franz.

Das klang dem alten Herrn nicht ganz nach Wunsch. Er ließ ein bedenkliches „Hm hm" vernehmen und äußerte dann: „Das nähme sich nicht sehr tröstlich aus in den Ehepacten. Man merkt's, junger Freund, Sie haben die Welt gesehen! Ich müsst' es auch als Vertrauenssache streng bei mir behalten. Und einen kleinen Vorbehalt kann ich Ihnen just auch nicht verdenken. Aber Sie werden einen harten Stand haben. Meine verehrte Clientin hält große Stücke auf zärtliche Hingebung und ist in dieser Hinsicht vielleicht sogar verwöhnt".

Darauf der Corporal entschieden: „Einen richtigen Gatten kann sie an mir haben, ein Spielzeug nie und nimmer!"

„Na na, junger Hitzkopf! so war's auch nicht gemeint. Sie ist besser als ihr Ruf, und in die rechten Hände gerathen, hätte sie längst die bravste Frau abgeben können. Noch ist's vielleicht nicht zu spät für sie. Sie thun gut, mir klaren Wein einzuschenken, und Ihre Festigkeit, Aigner, flößt mir gute Hoffnung ein für euch beide. Ich kenne die Dame von Jugend auf, ihr würdiger Vater hat stets als Freund an mir gehandelt. Ihr leichtfertiger Hang, wenn ich so sagen darf, rührt von der unpassenden Verbindung mit einem alten Lebemann her. Dass sie sich sodann in die Arme der Natur flüchten wollte, damit ist ihr heiliger Ernst gewesen. Leider stieß sie auf Männer, die hübsche Hülsen, aber ohne Kern waren. Das ändert sich nun aber, wie ich sehe. An Ihnen kann sie eine wirkliche Stütze finden, und Ranken bleiben schmiegsam — es kommt immer nur auf den rechten Halt an. Sie hat Bildung, und das kommt auch Ihnen zustatten, ihr könnt euch wechselweise ergänzen. Sie besitzt auch praktisches Verständnis: Glück zu, junger Freund! Vielleicht gelingt es Ihnen, sie ganz in Ihren Kreis zu ziehen."

So sprach der Notar, und darüber hatt' er selber den Sachwalter vergessen. Er hatte sich aufgeknöpft und war schier warm geworden. Und eh' man schied von einander, ließ sich noch gar Manches gemüthlicher besprechen.

VII.

Franz der Corporal ist erklärter Bräutigam. Die Seinen haben das „Unglück" vorausgesehen und ergeben sich drein. Weder Zuspruch, noch Klage bekommt er zu hören, und was die Tages-, was die Feldarbeit

anbetrifft, so wird ohnehin nicht viel dabei gesprochen. Franz aber ist thätig auf dem heimatlichen Boden, setzt sich mit Vater und Bruder und Bäuerin zu Tische, schläft in der Bubenkammer, noch ganz so, als wäre nichts geschehen.

Abends geht er mitunter auf ein Stündchen zum Hochleitnerhof hinüber, immer so sorgfältig und schmuck gewandet wie bei seinem ersten Besuch. Natürlich wird er mit offenen Armen erwartet, und es ist eher das zärtliche Übermaß, dem er zu wehren hat. Ein vorzeitiges Nachgeben, sagte er sich, bringt mich gleich ums nöthige Ansehen und setzt sie mir gegenüber in Vortheil. Aber auch nicht blöd und fühllos darf er erscheinen. Er muss sich leicht und launig aus der Schlinge zu ziehen wissen. Und er erzielte in der That Wirkung, wenn er äußerte: Der Brautstand ist noch kein Ehestand, oder: Dein Künftiger ist mein bester Bekannter, ich will ihm nicht ins Gäu gehen, oder: Nach den Fasten schmeckt das Geweihte, oder: Lieber gar keinen als einen Strohkranz für die Braut, oder: Naschen verdirbt den Appetit, liebe Mali!

Und Frau Amalia ward verdutzt von dieser praktischen Moral. Was so spielend als selbstverständlich hingeworfen wurde, durfte sie auch nicht zum Widerspruche reizen. Sie gewann in den Augen ihres Verlobten, wenn sie diesen Bedenken willig Gehör schenkte, und das schmeichelte ihr. Der sprödere Mann gefiel ihr umso besser und versprach ihr auch desto mehr. Es widerstrebte ihr zwar, sich einer neuen Ordnung zu fügen, aber die Sicherheit dieses sie beengenden Vorgehens verwirrte sie, machte sie wehrlos. Auch rieth ihr ihre Klugheit, zuzusehen, was der andere alles auszuspielen habe, um ihn darnach desto sicherer übertrumpfen zu können. Und die Sache hatte den Reiz der Neuheit; es ist dies zwar weniger als der gewohnte Besitz, aber doch nicht ohne angenehme Spannung und Erregung. Endlich hat ihr ja auch der alte Freund eine zuwartende Haltung gerathen.

Aber in anderer Richtung durfte sie umso unverfänglicher ihrer liebenden Ungeduld freien Lauf lassen. Sie wollt' alles aufbieten, den Tag der Trauung zu beschleunigen.

Daher sagte sie eines Abends: „Franz, es ist Zeit, dass wir den Hochzeitsbitter herumschicken."

Franz lächelte schlau, so dass die tadellose Weiße seiner Zähne mitzuspotten schien, und sagte: „Ich halt' es für überflüssig."

„Also soll ich lieber Einladungsschreiben ausgehen lassen?"

„Ich halt' es für überflüssig."

„Ja, wie sollen wir denn die Gäste zusammenbringen?"

„Ich denke, wir richten's ohne solche auch."

„Du willst doch nicht . .?"

„Allerdings möcht' ich eine einfache Trauung mit nur den nothwendigen Zeugen vorziehen."

„Bah, das ist nicht landesüblich!"

„Denk' nach: am Ende doch auch . . . wir stehen im August."

„Das müßt ich wissen, ob ein Trauerjahr nöthig! Es ist garstig, mir das vorzurücken, und eine lustige Hochzeit ist immer meine Freude gewesen."

„Ich habe mich nur des heimischen Brauches annehmen wollen, und es verlohnte sich doch auch, einmal still anzufangen, um einen gesegneten Fortgang zu haben."

„Wieder eine kränkende Anspielung! Du bist unausstehlich."

„Und du zu empfindlich, Mali! Wenn wir schon von der Sache reden, muss doch alles erwogen werden."

„Ich aber will, dass es groß hergeht; ich will die Leute zehrungfrei halten."

„Und du stellst den Mann, der nichts dazu beitragen kann, damit in den Schatten."

„Ja, warum nimmst du denn nicht das Geld?"

„Weil es mir noch nicht zusteht, und weil es eine andere Bestimmung hat, und . . ."

„Nun, was denn noch?"

„Die Gäste werden nicht kommen."

„Weil du sie abhältst?"

„Wenn ich nichts dazu thue."

„Und wenn ich sie von weither verschreiben müsste, Gäste werden und müssen kommen!"

„Dann ist's eben keine hiesige Hochzeitsfeier mehr."

„Was gehen mich die Hiesigen, was überhaupt die Leute an?"

„Ei, dann thut's eine wilde Ehe auch, und sie trägt sich vielleicht leichter."

„Wo hast denn dein keckes Disputieren her? Du bringst mich um die schönste Erwartung, um einen fröhlichen Tag."

„Wir wollen uns schadlos halten."

„Wie denn? Du machst mich neugierig."

„Bis Kathrein folgt Hochzeit auf Hochzeit. Wir machen die ein' und andere mit und tanzen, dass der Tanzbodenstaub auffliegt. Ernste Brautleut', lustige Ehleut': das wär' immerhin auch etwas."

„Und bleibt's auch dabei, wenn ich nachgebe?"

„Du sollst die Wahl haben."

„Am Ende gäb' es auch eine Art Aufsehen, wenn's unsererseits zu einem recht einfachen Kirchgang käme."

„Na, ich dächte!"

„Und wer sollen denn die Zeugen sein?"

„Der alte Freund jedenfalls, und vielleicht von Seite meiner Freundschaft der Schaffnerbauer, der ohnehin viel in und um die Kirche ist.“

„Heut' noch schreib' ich dem Doctor! Und ich will mich recht modest anziehen und mich so im voraus übers Gerede der Leute lustig machen.“

„Halt's, wie du willst.“

„Und weiter hätt' ich gar nichts verdient, du, du lieber Klotz, du? . . .“

So setzte der Corporal die stille Trauung durch, die in der That wie ein Ereignis wirkte und eine günstige Deutung erfuhr.

„Ein gutes Anzeichen ist's“, sagte der alte Kirchenbauer, als davon verlautete, „und am Ende behauptet der Franz doch noch das Regiment. Aber nichts dreinreden darf man ihm, jetzt beileibe nichts!“

Der Einzug in den Hochleitnerhof vollzog sich natürlich äußerst geräuschlos, und Franz begann zu schalten und zu walten, wie er sich's vorgenommen und zum Ziele gesetzt.

Dass er am Wasser ein Werk aufrichtete, dass er Holzknechte in den Wald schickte, dass er Fuhrwerke beschäftigte, viel auswärts war und mit tüchtigen Leuten verkehrte, sowie, dass er schlechte Dienstboten entließ und gute aufnahm, wurde allseits bemerkt und viel besprochen. All das war auch eine heilsame Ableitung der Neugierde von den inneren Vorgängen des Hofes.

Doch auch Stubenhocker waren das neue Paar nicht. „Der Herr Aigner“ erschien mit seiner Amalie auf mehr als einer Hochzeit und selbst die schärfsten Augen hätten an ihm nichts Unsicheres, an ihr nichts Ungereimtes entdecken können. Sie sind guter Dinge und hausen nicht übel mit einander, sagte man sich.

Doch nach einem halben Jahr etwa machte der Hof mehr von sich reden. Auf Knall und Fall hatte Cilli, das Stubenmädchen, ihre Abfertigung erhalten und, wie gewöhnlich, aus der langjährigen Vertrauten der Frau wurde die schmähsüchtigste Verrätherin. „Denk ich mir, da zieht wieder so ein Hascher ein, der bald ausgespielt hat. Aber gefehlt geschossen! Im Hochleitnerhof geht's jetzt aus einem anderen Ton. Sie hat schon was wispern gehört, daß es gern Schmiss' absetzt, und recht ist ihr geschehen, Recht hat er gehabt! Stellt euch vor, hat 's rothe Röckerl an und steigt zu ihm! Na freilich, wenn's auf sie ankäm' . . . froh bin ich, dass ich aus dem Haus bin; am End' hätt' auch ich noch tanzen müssen, wie er pfeift, und das wär' g'rad nicht nach meinem Geschmack.“

So die Entlassene.

VIII.

Das fünfte Jahr geht zu Ende, und Franz Aigner hat seinen Plan durchgeführt, sich selber Wort gehalten; er hat das Geld zurückgezahlt, also noch vor der Zeit zurückgezahlt; der Wald, noch immer aufrecht,

gehört ihm; sein sind Mühl' und Säge, die im besten Betrieb stehen und ein sicheres Erträgnis abwerfen.

Franz hat sich also völlig unabhängig gemacht seiner Frau gegenüber und, was die Hauptsache ist, diese selbst ist eine andere geworden. Zucht und Ordnung haben in den Hochleitnerhof ihren Einzug gehalten.

Wie schwer dies alles dem tüchtigen Manne geworden, das weiß nur er. Dass er anfangs gekargt, wie nur ein Soldat, der mit seiner Löhnung auszukommen hat, dass er zu Hause noch oft den Teufel auszutreiben gehabt: die Welt hat wenig oder nichts davon erfahren.

Der alte Kirchbauer hat diesen Umschwung miterlebt und denkt nun vom Dickschädel seines Jüngeren anders; nun steckt dieser ihm so viel zu, dass er in Ruhe sein Pfeifchen rauchen kann. Die Wiege der munteren Kirchbäuerin hat aber wieder einen kleinen Schreihals aufzuweisen und Göd sein kann füglich kein anderer, als der Herr Franz, und ein anderer Franz soll auch aus dem Bübchen werden!

Die Taufe ist vorüber und der neue Weltbürger verläßst mit seinem kleinen Gefolge die Kirche. Der Pfarrer hat Franz dem Älteren mit Wohlgefallen nachgeblickt, und in der Sacristei sagt er zum Schaffnerbauer: „Das soll einer dem Herrn Aigner nachmachen! Nicht, dass er mit nichts angefangen hat und jetzt als geachteter Geschäftsmann auf eigenen Füßen steht, war das Schwerste; denn er hat auch Glück gehabt. Als das Hochwasser die oberen Sägen und Mühlen weggerissen, hat sein besser gebautes Werk den ganzen Zulauf bekommen. Eine größere Kunst, ein wirkliches Verdienst ist das, was er aus seiner Frau gemacht hat. Weiß Gott, ich habe dieselbe schon völlig verkommen oder aber auf dem Wege ins Irrenhaus gesehen. Und jetzt macht sie sich eine Ehre daraus, der Compagnon ihres Mannes zu sein; sie führt seine Bücher, besorgt seine Correspondenz, empfängt Kunden und Gäste — ist mit einem Wort eine heitere, glückliche Frau, die von ihrem Vermögen einen guten Gebrauch macht. Rückfälle wird's wohl auch gegeben haben, das läſst sich denken, aber nur umso mehr muss er zum Rechten gesehen, umso nachhaltiger mit Güte und Strenge eingegriffen haben. Die Ehemänner sollten sich ihn zum Muster nehmen, und die Geschäftsleute auch. Vielleicht erleben wir's, dass unser Aigner in der Landstube sitzt. Warum auch nicht? Seine Angelegenheiten sind so wohl geordnet, dass sie sich von selber abwickeln, eigene Kinder hat er nicht, und an Männern, die etwas verstehen, an besonnenen Männern hat das Land just keinen Überfluss. Wirst noch auf meine Red' kommen, Schaffnerbauer."

Der schöne Hugo.

Von **Josef Willomitzer.**[1])

„Ich bitte, meine Herren“, sagte der schöne Hugo, „erlauben Sie auch mir, eine Scholle auf meinen Sarg zu werfen.“

Allein die Gruppe, die das Grab umgibt, öffnet sich nicht, man kümmert sich nicht um den schönen Hugo, obgleich man sich alle Mühe gibt, großen Kummer um ihn zur Schau zu tragen. Man hört ihn nicht und man sieht ihn nicht. Man behandelt ihn als „Luft“, und wirklich genau so wie Luft sieht er aus. Gleichwohl hört er alles und sieht alles. Nur dass er selbst unsichtbar ist, sieht er vorläufig nicht, denn er ist noch nicht ganz zur Besinnung gekommen, seit er vor wenigen Augenblicken aus schwerer Betäubung erwachte. Dass es sich in dieser Scene, die unter dem grämlichen Himmel eines trüben Herbstnachmittags spielt, um sein eigenes Leichenbegängnis handle, ist alles, was er weiß. Sein Freund, der Bildhauer Floringer, hat dies soeben ausdrücklich festgestellt in einer kurzen Grabrede.

Jetzt verlassen die Freunde den Friedhof. Einige spannen die Schirme auf, denn ein feiner Regen beginnt herabzurieseln. Hugo gesellt sich einer kleinen Gruppe zu, aus welcher die lange Gestalt des Grabredners hervorragt. „Du, Floringer“, sagt Hugo, „ich danke dir. Das war ja sehr lieb, dass du mich in deiner Rede als einen braven Kameraden, als einen guten Kerl so freundlich gewürdigt hast. Aber, sei nicht böse, von meiner Kunst hast du gar nicht gesprochen. Dass ich als Maler immerhin einige Erfolge rechtschaffenen Strebens aufzuweisen hatte, wäre doch einzuflechten gewesen. Dein Nachruf konnte ebensogut einem Gewürzkrämer oder einem Tagschreiber gelten.“

Indessen — der lange Floringer gab gar keine Antwort, sondern sah nach seiner Taschenuhr und sagte seinen zwei nächsten Begleitern: „Wir fahren miteinander?“ Und dann, nachdem er noch einen Seufzer gethan, fügte er hinzu: „Ja, ja, so geht einer nach dem anderen!“

Die beiden — der dicke, blonde, rothwangige Landschaftsmaler Hellbach und der kleine, hastige Kunstvereinssecretär Claudius, stimmten

[1]) Aus dessen Buch: „Ins Blaue hinein!“ Heitere Geschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. „Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

stirnrunzelnd und nickend diesem denkwürdigen Ausspruche zu. Dann lösten sich alle drei (oder wenn wir den schönen Hugo noch mitrechnen wollen: alle vier) von der Gruppe ab und schritten dem Friedhofsthore zu, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Erst als die drei (oder vier) Freunde in den Wagen stiegen, wiederholte Hellbach mit möglichster Wehmuth: „Ja, ja, einer nach dem andern!“

— „Wohin, bitte?“ rief der Kutscher sich zurückbeugend.

Claudius blickte den dicken Maler, dieser den Bildhauer fragend an. „Ich denke, ins Café Merian“, sagte Floringer. „Vorwärts, Café Merian!“ rief Hellbach dem Kutscher zu.

Mit einem Ausdrucke tiefer Rührung holte nun der dicke Maler seine Virginia-Cigarrentasche hervor und hielt sie dem Secretär hin. Dieser aber war bereits daran, sich eine Cigarette zu drehen, während Floringer mit dem Spitzenabzwicker, den er als Uhr-Anhängsel trug, sich eine große, dicke Cigarre beschnitt. „Es ist eigentlich nicht in Ordnung“, sagte Hugo, „unter dem frischen Eindrucke meiner Beerdigung dem Rauchlaster zu fröhnen. Allein, wenn ihr euch nicht geniert, so will auch ich . . . Ei Donnerwetter, was ist denn das?“ — —

Jawohl: Donnerwetter! Stellt euch's nur vor, liebe Leser, wie einem zumuthe wird, der sich anschickt, aus der Brusttasche Cigarren hervorzulangen und dabei plötzlich gewahrt, daß er nicht einmal über einen Arm oder eine Hand oder eine Brust oder überhaupt einen Körper verfügt — geschweige denn über eine Cigarrentasche!

„Offenbar ein toller Traum!“ sagt sich der arme Schelm. „Floringer! Hellbach!“ ruft er dann, „seid so gut, rüttelt mich ein wenig, weckt mich . . .“ Allein sie hörten ihn nicht. Wer keinen Mund hat und keine Luftröhre und keine Lunge, der kann schreien, so viel es ihm beliebt, niemand hört ihn.

Niemand hört den armen Hugo rufen. Die Zündhölzchen knistern, die Cigarren glimmen. „Warum eigentlich“, fragt der Secretär, „nannte man ihn den schönen Hugo?“ — „Weiß Gott“, antwortete der Bildhauer. „Er war ein wenig eitel auf seine vermeintliche Schönheit, und weil er im übrigen ein guter Junge war, thaten auch wir ihm gern den Gefallen und nannten ihn so.“

„Aber das ist ja alles bodenloser Unsinn!“ sagte sich Hugo. „Man sieht mich nicht und man hört mich nicht, weil ich mich in einem Zustande der Körperlosigkeit befinde. Gut, zugegeben, das wäre in Ordnung! Allein ich selbst höre jedes Wort, das die da sagen. Wer keinen Körper hat, der hat natürlich auch kein Trommelfell, keine Eustachische Röhre und wie das Zeug sonst noch heißen mag, dessen man zum Hören bedarf. Außerdem sehe ich alles ganz genau: den langen Floringer, seine hohe Stirn, seinen schütteren Haarwuchs, seinen langen, fahlen, zerpflückten

Bart. Ich sehe meinen Freund Hellbach, sein dickes, rothes Gesicht, seine blaue weißpunktierte Halsbinde, ich sehe den Secretär, ich sehe im Wagenfenster die langweilige Vorstadt vorüberfliegen; überall Baugerüste, Ziegelhaufen — Unsinn, das ist ein unhaltbarer Zustand, der sich nächstens klären muss!"

„Jawohl, ein guter Junge war er", fieng jetzt Hellbach an. „Auch war er nicht ganz ohne Talent, nur fehlte ihm jede Schulung ..."

„Und Geschmack!" setzte Claudius hinzu.

„Und Fleiß und Ernst und Selbstkritik", sagte Floringer. „Er hätte sich ganz auf die heitere Illustration werfen sollen. Vielleicht wäre er ein guter Zeichner der ‚Fliegenden Blätter' geworden. Von seinen kleinen Scherzbildern in der Kneipzeitung der ‚Alleseinsia' war jedes einzelne tausendmal mehr werth als z. B. seine große Hinrichtung der Maria Stuart."

„Ich erinnere mich", bemerkte Claudius. „Die reine Jahrmarkt-Mordgeschichte! Schauderhaft!"

„Leben hätte er wohl nicht können von seiner Kunst", sagte der Bildhauer. „Zum Glück erlaubten ihm seine Mittel das Dilettieren."

„Ihr seid ja eine recht nette Bande!" wollte Hugo brüllen. Doch er beruhigte sich und meinte: „Das wäre recht abgeschmackt, sich einem gegenstandslosen Zorne hinzugeben in einer Situation, welche einfach unmöglich ist, weil sie sowohl dem gesunden Menschenverstande als auch der Glaubenslehre schnurstracks zuwiderläuft." Dann aber fieng er zu grübeln an. Oft genug hatte er vor dem Einschlafen in philosophischen Werken geblättert. Er entsann sich, mancherlei gelesen zu haben von den Grenzen der Erkenntnis ... Ignorabimus ... Cogito, ergo sum. „Jawohl, ich denke — ganz klar denke ich. Also muss ich vorhanden sein. Entsetzlich! Und was die Glaubenslehre betrifft — diese schließt die Möglichkeit meines gegenwärtigen Zustandes keineswegs aus. Im Gegentheil, sie sagt uns, dass nur der Leib im Grabe modert, und dass das Weltgericht erst am jüngsten Tage stattfindet. Sollte sich nicht meine Seele bis zu jener großen Schlussverhandlung ‚auf freiem Fuße' befinden?"

Er wollte sich den Schweiß von der Stirn wischen. Immer wieder dieselbe Geschichte: keine Hand, kein Taschentuch, keine Stirn!

„Seine Mutter lebt noch?" fragte jetzt Claudius den Bildhauer.

„Ich glaube — irgendwo auf dem Lande. Die Arme, sie wird wohl schwerer zu trösten sein, als die kleine Naive vom ***Theater."

„Sie meinen doch nicht Fräulein Hedwig Ebro?" fragte der dicke Maler.

„Allerdings. Er stand ihr sehr nahe, wie ich zufällig erfahren habe."

„Wie? Der naiven Hedwig?" rief Claudius. „Dann war die Naivetät wohl ganz auf seiner Seite", fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu.

Da wurde der dicke Hellbach noch um eine Nuance röther. „Ich habe nicht die Ehre“, stieß er hervor, „Fräulein Hedwig Ebro persönlich zu kennen, aber ich bin bereit, für ihre Mädchenehre die Hand ins Feuer zu legen.“

Spöttisch gab Floringer zurück: „Legen Sie getrost beide Hände hinein, denn wenn es wahr ist, dass Raphael, selbst wenn er ohne Hände geboren worden wäre, ein großer Maler geworden sein würde, dann werden wohl auch Sie mit bewährter Meisterschaft ruhig weiter malen können, auch nachdem Ihnen beide Hände vollständig verbrannt sein werden.“

Hellbach sprang wüthend auf, schob das Wagenfenster hinab und befahl dem Kutscher zu halten. Dann verabschiedete er sich mit kaltem Gruße.

Hugo war aufs tiefste erbittert über die Art, wie der Bildhauer von ihr, der reizenden süßen Hedwig, zu sprechen gewagt. „Ich bin sprachlos!“ rief er aus, und da hatte er wieder vollkommen recht, denn die beiden hörten es nicht, was er ausrief. Während der Wagen sich wieder in Bewegung setzte, lachte der Bildhauer: „Ein köstlicher Mensch, dieser Hellbach! Damit Sie die ganze Komik dieses Zwischenfalles begreifen, will ich Ihnen vertraulich mittheilen, dass ich selbst vor einem Jahre ein sehr erfolgreicher Anbeter jenes Tugendspiegels Hedwig gewesen bin. Der einzige Erfolgreiche — so dachte ich damals. Allein eines Tages stöberte ich in Hedwigs Büchern herum, da fand ich ein Blatt Papier: ein Gedicht, von männlicher Hand geschrieben, und zwar ein Akrostichon auf den Namen Hedwig Ebro. Dieses Akrostichon ließ ungeheuer tief blicken. Es begann beiläufig:

Hab' Dank für alle Wonnen,
Entzückend schönes Kind . . .

Lächelnd fiel ihm Claudius ins Wort und declamierte weiter:

Die jauchzend neu begonnen,
Wenn schluchzend sie zerronnen
Im holden Taumel sind . . .

Da unterbrach wieder der Bildhauer lebhaft überrascht die Declamation. „Ja, woher kennen denn Sie das Gedicht?“

„Ich hatte das Vergnügen, der Verfasser zu sein“, entgegnete Claudius.

Und jetzt brachen die beiden in ein Gelächter aus, welches das Wagengerassel übertönte. . . .

Vor dem „Café Merian“ stiegen sie aus. Der arme Hugo folgte ihnen — sprachlos, fassungslos. Der Piccolo legte dem Bildhauer und dem Secretär Zeitungen hin. „Sieh' da“, rief Floringer, „endlich doch ein Nekrolog für unseren Freund!“ Hugo blickt ihm über die Schulter und liest:

Gestorben. Vorgestern starb hier in seiner Wohnung, Gärtnergasse 53, der durch seine angenehmen Umgangsformen in weiteren

Kreisen bekannte Historienmaler Hugo Schwadenau im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Ein Schlagfluss hat seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Sein Hinscheiden wird von allen, die ihn näher kannten, lebhaft bedauert.

Mit unsäglicher Bitterkeit liest Hugo diesen Nachruf. „Angenehme Umgangsformen“ — das ist alles, was ihm die Zeitung nachzurühmen weiß! Es drängt ihn hinaus. Auf der Straße kommt ihm der Baumeister Simlowitz entgegen, dieser unangenehme Gesell! Ha, was ist das? Mit der brennenden Cigarre im Munde, keine Miene verziehend, schreitet Simlowitz kaltblütig-brutal mitten durch Hugo hindurch! Wem ähnliches nie wiederfahren, der kann unmöglich ermessen, wie unserem Freunde zumuthe war. Begegnungen derselben Art wiederholten sich auf Schritt und Tritt. Alle Welt schritt ruhig, ohne sich im geringsten um ihn zu kümmern, mitten durch den armen Hugo hindurch — von vorn, von rückwärts, von rechts und von links! Es dauerte ziemlich lange, bis er sich daran gewöhnte. . . .

An der Straßenecke las er den Theaterzettel. „Also Hedwig hat den Abend frei . . . Vortrefflich, ich werde sie besuchen . . . Ich werde mich von der Grundlosigkeit aller dieser elenden Verleumdungen überzeugen . . . Bitterlich wird sie mich beweinen, die arme Kleine! . . . Und ich werde es ansehen müssen, ohne ihr die Thränen von den Wangen küssen zu können . . . Aber ich werde sie wenigstens sehen . . . werde wieder in dem traulichen Raume weilen, der mir der Schauplatz so mancher köstlichen Stunde gewesen ist.“ . . .

Wie er die Treppe hinansteigt zu Hedwigs Wohnung, geht plötzlich wieder einer von rückwärts mitten durch ihn hindurch: Hellbach, der Maler. Wahrhaftig, auch dieser will zu Hedwig gehen! Er hält vor der Wohnung der Schauspielerin und drückt den Klingelknopf. Hugo folgt dem Eintretenden auf dem Fuße. Und jetzt — ist es möglich? — Hedwig fliegt dem dicken Hellbach entgegen, umarmt ihn und geleitet ihn in ihr Boudoir. Erschüttert folgt ihnen Hugo. Nun wirft sich Hellbach keuchend auf die Ottomane und schleudert der wirklich allerliebsten Schauspielerin giftige Blicke zu. „Ja, was hast du denn?“ fragt Hedwig. „Weißt du, was die Leute erzählen?“ schnauft Hellbach. „Du sollst die Geliebte des schönen Hugo gewesen sein!“

Hedwig staunt ihn an. Vorzüglich macht sie das. „Des schönen Hugo?“ wiederholt sie, und ihre großen, prächtig-dunklen Augen werden noch größer. „Du meinst doch nicht den alten Junggesellen — den Maler, den sie heute begraben haben?“

Hellbach nickt. „Na, hör' mal“, ruft Hedwig, „jetzt bin ich aber ernstlich bös! Wenn du schon auf meine Treue nicht bauen willst, so hast du doch kein Recht, an meinem Geschmack zu zweifeln.“

Da springt Hellbach auf und lächelt verklärt. „Verzeih', es ist wahr, du bist gewiss keiner Sünde fähig gegen den guten Geschmack. Sprechen wir nicht mehr davon. Den Elenden, der es zu behaupten wagte, habe ich genügend gezüchtigt!"

Hugo sagte sich: „Ein Königreich für ein paar Ohrfeigen! Nämlich für ein paar Ohrfeigen, die ich jetzt diesem dicken Prahlhans zu versetzen vermöchte." Aber die weitere Entwickelung der Scene ließ auch noch den brennenden Wunsch in ihm erwachen, dieses schöne, falsche Weib augenblicklich erdrosseln zu können. Und wohin jetzt? Nach Hause? Wozu? Er will sein Atelier nie mehr wiedersehen. Die Freude an seiner Kunst ist ihm verbittert worden, seit er weiß, dass ihn alle Welt für einen Stümper hält. So begann er denn ein unstetes Wanderleben. Hunger, Durst, Müdigkeit — dies alles gab es nicht mehr für ihn. Vierzehn Tage und Nächte lang studierte er, um sich zu zerstreuen, die Geheimnisse der Stadt. Denn ihm waren dank seiner Unsichtbarkeit gleichsam die Dächer von den Häusern hinweggehoben, wie einst dem Studenten Zambullo, dem Befreier des Dämons Asmodeus in Madrid. Ach, welche kostbare Fülle von künstlerischen und rein menschlichen Anregungen ließ ihn da den Verlust alles dessen, „was sterblich war an Hugo Schwadenau", auf das bitterste empfinden! . . . Auch die Künstlerkneipen und die Stammtische seiner Bekannten pflegte er zu besuchen. Anfangs fiel da und dort ein Wort der Erinnerung an ihn. Aber schon nach wenigen Tagen war er vergessen, erledigt, abgethan!

Qualvoll war ihm dieses Vergessensein! Und als er wieder einmal darüber trauerte, dass niemand, niemand seiner mehr gedächte — da fragte er sich plötzlich: „Wirklich niemand?" Und er entsann sich tiefbeschämt, dass er nun schon vierzehn Tage gestorben sei, ohne seine arme Mutter auch nur ein einzigesmal besucht zu haben. Schnurstracks begab er sich auf den Bahnhof und kam gerade zurecht zum Zug. Für unsichtbare todte Fahrgäste ist die Eisenbahn sehr bequem. Sie bedürfen keines Gepäcks und keiner Fahrkarte. Wenn ihnen ein Gepäckstück aus dem Netze auf den Kopf fällt, so thut ihnen das gar nicht weh. . . .

Tiefbewegt schritt er nach seiner Ankunft die Dorfstraße hinan, überall von lieben Erinnerungen angegrüßt. Da liegt das freundliche Elternhaus. Er eilt durch den Garten — in Mütterleins Stube — und sofort wird er dessen inne, wie das Nichtvergessensein noch viel schmerzlicher wirken kann, als das Gefühl, sich von aller Welt vergessen zu sehen. Ja, dort sitzt sein Mütterlein und weint. Den Kopf mit dem sorgfältig gescheitelten grauen Haar hat die alte Frau auf den Tisch gelegt. Ach, wie unbarmherzig schüttelt das Herzeleid die arme Greisin! Ringsumher liegen Briefe, *seine* kurzen, hastigen Briefe, die fast immer jäh abgeschnitten waren von der Klage, dass die Kunst, der er sein Leben

geweiht, ihn ganz und gar gefangen halte! Und dort an der Wand hängt lang und breit — in seiner rohen Abscheulichkeit jäh abstechend von der sauberen Zierlichkeit des friedlichen Gemachs — sein Maria Stuart-Bild. Als letzte Weihnachtsgabe hat er dieses Gemälde, nachdem es sich endgiltig als unanbringlich erwiesen, der Mutter nach Hause geschickt. O, dieser elenden Knauserei! Und wie überschwenglich hatte die gute Mutter ihm noch gedankt! — Und dort, der Mutter gegenüber, sitzt Blechmann, der Dorfschullehrer. Hervorragend aus einem breiten Hemdkragen trägt der unglaublich lange Hals einen großen Schädel mit einer Frisur à la Zebra: schwarze Strähne des spärlichen Haares mit Zwischenräumen des blanken, kahlen Untergrundes sind reihenweise nebeneinander hingeschniegelt. Auf den weit abstehenden Ohren ruhen die Spangen einer großen, alterthümlichen Brille. Die langen, knotigen Finger der linken Hand liebkosen sacht und behaglich die kunstvolle Ordnung der Haare, während die Rechte den Stengel des gefüllten Weinglases umklammert, das zwischen der Flasche und dem Lehrer steht.

Nun setzt er das Glas an die Lippen und leert es in einem Zuge. „Liebe Frau Schwadenau", beginnt er mit salbungsvoll flatternder Stimme, „das darf nicht sein! Sie dürfen Ihrem Schmerze nicht länger in solchem Übermaße fröhnen! Ermessen Sie doch und begrenzen Sie auch, was geschehen ist! Ihnen mag Ihr Herr Sohn gestorben sein, allein er lebt! In den unsterblichen Werken, die er geschaffen, lebt er fort! In der Kunstgeschichte wird sein Name ruhmvoll dauern! Solange Menschen leben werden, denen das Herz höher schlägt im Angesichte gewaltiger und erhabener Schöpfungen gottbegnadeter Meister (dabei streckte er den Arm gegen die ‚Hinrichtung Maria Stuarts' aus) — solange wird auch der Name Hugo Schwadenau seinen Vollklang bewahren. Für Ihren Sohn gilt dasselbe, was von dem ‚Zriny' Theodor Körners gilt: ein Mann, der solche Werke zustande gebracht hat, ‚der baut sich selbst ein ewig Monument im treuen Herzen seiner Landesbrüder, und solch Gedächtnis reißt kein Sturmwind nieder.' Dies bedenken Sie, liebe Frau, auf dass es Ihrer Trauer eine Grenze werde!"

Da richtet die Greisin ihr verwittertes Antlitz auf, und aus den leiddurchzuckten Zügen bricht ein milder Glanz hervor. „Ja", flüstert sie, „er war ein großer Künstler!"

Und Hugo, abermals vergessend, dass man ihn weder hören noch sehen kann, nähert sich dem Lehrer und spricht: „Was Sie soeben sagten, das stimmt zwar nicht genau mit den Thatsachen überein, allein Sie sind ein braver Mann, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken. Ach, Pardon — ich selbst habe ja gar keine Hand! . . ."

Ein Wort über den Zweikampf.

Wenn es sich um Kriege oder Duelle handelt, da verliert man seinen Humor. Die Roheit verdient auch keinen. Aller Aberglauben aller alten Weiber aller Zeiten zusammen ist nicht so unsinnig und verderblich, als der hirnverbrannte Aberglaube, dass unter gebildeten Völkern die Kriege nicht bloß unausrottbar, sondern dass sie auch nöthig wären; er ist nicht so sinnlos, als das maßlos dumme Vorurtheil, dass man durch ein Duell seine Ehre retten müsse und könne. Das muss eine saubere Ehre sein, die nur aufrecht erhalten werden kann durch eine Thorheit, die von allen Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit einmüthig verurtheilt wird und die sich auf nichts anderes stützen kann, als auf ein zweifelhaftes Herkommen einzelner Raufbolde und Renommisten aus den Flegeljahren der Menschheit. Ich erkenne vorwegs eine Ehre nicht an, die sich auf Schießen, Stechen und Schlagen stützt, ich verachte sie. Ich verachte recht aufrichtig jene Gesellschaftskreise, die auf eine solche Ehre etwas halten, oder die sie gar ihre Standesehre nennen. Wie sagte jener deutsche Edelmann: „Das Duell hat nur den Zweck, die Erörterung über die Schuldfrage zu verhindern. Also nicht die wahren, sondern die dunklen Ehrenmänner haben ein Interesse an der Aufrechthaltung der Duellpraxis." Den Kerl müsste man ja eigentlich fordern! Das müsste man, wenn man ausgelacht werden wollte. Das Ausgelachtwerden ist jedoch unter Umständen unangenehmer als das Abgeführtwerden, und gewissermaßen ehrenrühriger, als das gelassene Ignorieren einer bübischen Anrempelung. Wenn aber die Herren Kampfhähne wüssten, wie unbarmherzig sie ausgelacht werden, allerdings von Leuten, die für sie „Luft" sind, denen sie jedoch das Brot aus der Hand essen! — Ich lasse keine Ausschließlichkeit gelten, mir ist der Edelmann wie der Bauer, der Priester wie der Lehrer, der Student wie der Gewerbsmann, der Soldat wie der Arbeiter, jeder ist mir ein Mensch, der mich etwas angeht, weil er durch seine Tugenden meine Gattung erhöhen oder durch Abscheulichkeiten sie schänden kann. Sondergelüste einzelner Stände mögen unter Brüdern den Heller gelten, gangbare Münzen für die Welt sind sie nicht. Und was Thorheit ist, das wird bei keinem Stande Weisheit, und was Niedertracht ist, das weiht keine Standesehre zu einer Tugend.

Es ist ja toll genug, dass man sich in der Gegenwart noch abgeben muss mit Zuständen, von denen jedermann jeden Tag behelligt werden kann, die sowohl von der Gesinnung als von dem Gesetze verboten sind, und die doch in empörender Frechheit öffentliche Achtung beanspruchen. Da steigt einem denn schon manchmal der lohe Zorn auf und der Unmuth darüber, in einer solchen Welt leben zu müssen.

Beleidigt mich wer so tief, dass ich nicht stark genug sein kann, ihm zu verzeihen, so muss ich ihn denn züchtigen oder mich rächen. Dass ich mich aber im Duelle der Gefahr aussetze, von dem frevelhaften Beleidiger obendrein auch noch blutig geschlagen oder todtgeschossen zu werden, so dumm bin ich nicht. Die Herren, die das thun, thun es wohl kaum aus Demuth oder Selbstbescheidung, das wäre noch ein Gedanke. Sie thun es aus Renommisterei oder aus was weiß ich, wenn einer zum anderen sagt: „Weil du mir eine Ohrfeige versetzt hast, so räume ich dir das Recht ein, mir das Ohr abzuhauen oder in die Wange ein Loch zu schlagen, falls du in der Säbelfuchtlerei geschickter bist als ich. Hast du mir ein paar tüchtige Schrammen versetzt, dann will ich auch zufrieden sein, dass du mich geohrfeigt hast." — Ist das nicht allerliebst männlich?

Viele, wenn sie mensurieren, haben natürlich einen idealeren Grund, sie thun es, um muthig zu werden, oder sie thun es aus nationalem Geiste, aus Liebe zum deutschen Volke. Das deutsche Volk sagt freilich: Bitte, bitte, ein solches Opfer verlange ich gar nicht, dass ihr aus nationalen Gründen eine Selbstverstümmelung an der gesunden Vernunft vornehmt. Ihr dürfet ja nicht etwa glauben, dass der Zweikampf germanischen Ursprungs ist, wenn die Teutonen sich auch manchmal gehauen haben mögen. Das Turnier ist nicht deutsch, und das Duell im heutigen Geiste stammt aus den welschen Landen, aus Frankreich, Italien und Hispanien. Der sogenannte „Ehrencodex", der Katechismus des heutigen Duells stammt aus Paris. Ein Mitglied des Pariser Jockeyclubs hat ihn ausgeheckt! — Wünscht ihr euch genauer darüber zu unterrichten, so kauft euch das Buch: „Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart von Dr. Georg von Below." (Kassel. M. Brunnemann. 1896.) Das deutsche Volk hasst das Duell, verachtet es. Wenn die Officiere sich schlagen, so ist's, weil sie müssen, von der Pickelhaube aus gezwungen. Wenn sie sich unter gewissen Umständen nicht schlagen, so werden sie verabschiedet, wenn sie sich schlagen, so bekommen sie — Festung! Das letztere ist in Wirklichkeit nicht ernst gemeint, das ist nur eine Sache, die man dem Volke vormacht, da man durch gänzliches Unbestraftlassen des Duells doch allzubedenklich gegen das deutsche Gewissen zu verstoßen fürchtet. Außer den Officieren und solchen, die dem Officiersstand noch beiläufig angehören, schlagen sich in Deutschland auch noch

die Studenten, aber wie viel im Verhältnis? Höchstens fünfzehn Procente der ganzen Studentenschaft! Den „Schlagenden“ angehören mögen ihrer allerdings mehr, aber thatsächlich schlagen dürften sich nach Belows Angaben kaum fünfzehn von hundert. Anlass dazu gäbe es bei jungen Leuten wahrlich jeden Tag, aber es liegt eben nicht in der deutschen Natur, aus jeder Kleinigkeit eine Staatsaffaire, und aus jeder Staatsaffaire — einen Feldzug zu machen. Wer das Gros der deutschen Studenten kennt, der thut ihnen Unrecht, wenn er glaubt, sie hätten sonst nichts im und am Kopf, als lauter Mensuren. Die Mensur ist übrigens kein Unglück, solange sie nicht die jungen Glutherzen mit Verrohung, Hass und Rachgier verbittert, so dass aus der Mensur das Duell entspringt.

Bei den Officieren ist's nicht anders. Auch sie wären in den meisten Fällen geneigt, ihre Ehrenhändel vernünftig auszutragen, wenn nicht eine künstliche Pression auf sie geübt würde, wenn nicht geradezu ihre Stellung davon abhienge, ob sie sich schlagen oder nicht.

Sie schlagen sich also zumeist aus viel prosaischeren Gründen, als die der Ehre, und denken sich heimlich dasselbe, was jener Oberstlieutenant offen gesagt hat: „Recht betrachtet ist's ein horrender Unsinn!“ — Dafür ist der Mann ins Privatleben zurückgeschickt worden.

Dass die Soldaten sich immer noch schlagen müssen, kommt durchaus nicht aus modernem Ehrbegriff, sondern stammt aus der Geschichte des Soldatenstandes, aus der Zeit, da dieser im Lande noch eine unabhängige Macht für sich war und von Fürsten und Herren nur gedungen werden konnte. Damals hatten sich die Soldaten noch keinem Landesgesetze untergeordnet, hatten ihre eigenen Händel selbst auszutragen, standrechtlich sozusagen. Das Duell ist ein Überbleibsel davon, mit dem das Volk nie einverstanden war und ist. Eines schönen Tages wird sich dessen auch der maßgebende Mann bewusst werden und mit einem Federstriche das Officiersduell aus der Welt schaffen. Ja, so fest steht es in Deutschland, dass es mit einem Federstriche zunichte gemacht werden kann.

Wenn ein Jude Officier werden will, so tritt er in Deutschland zum Christenthum über, und als Christ soll er nun gerade das thun, was das Christenthum auf das allerstrengste verbietet — er soll dem Zweikampfe huldigen. Wollte man auf all die Widersprüche eingehen, es hätte kein Ende. Es hülfe auch nichts. Der Anhänger des Duells hat sich so vollkommen des Selbstdenkens und der persönlichen Freiheit begeben, dass er sich herdenmäßig treiben und leiten läſst von — welschen Schlagwörtern.

System ist aber doch in der Sache, dass der Officier sich für seine persönliche „Ehre“ oder für die Ehre der Armee schlagen muss. Er ist ja nur für den Krieg vorhanden. Und der Krieg selbst ist sehr oft

nichts anderes, als ein Völkerduell um irgend eine „Ehre“. — Wie wiederum das deutsche Volk, das arbeitende, erhaltende, über den Krieg denkt, darüber würde eine Volksabstimmung auch manchen Zeitungsschreibern, die in ihren sicheren Stuben so kampflustig sind, ein heilsames Licht aufstecken. R.

Karl Morre.

Ein Gedenkblatt.

Die Welt ist ein Narrenhaus! In diesem Worte liegt ein Programm, mehr noch, eine Persönlichkeit. Es liegt darin eine große Philosophie, ein großer Humor, eine große Liebe. Und das zusammen heißt Karl Morre.

Freilich war auch er selber ein Inwohner dieses Narrenhauses gewesen, freilich war er so närrisch gewesen, er, der heiße Mensch, der Dichter, unter die Politiker zu gehen. — Einst hatte es einen Tag gegeben, einen sommerhellen, vogelgesangdurchklungenen Tag, da kam ein Sachse ins Waldland gezogen, und als er hoch auf einem Baume eine Menschengestaltlein sich schaukeln sah, fragte er: „Wer ist denn der, da oben in der Vogelperspective?“

„Der Verfasser der Waldheimat“, antwortete ihm sein Begleiter.

Von einem anderen Baumwipfel schallte frisches Jauchzen herab.

„Und dort ist ja auch noch eener!“ rief der Sachse.

„Ja“, sagte der Begleiter, „das ist der Morre, der Dichter des ‚Nullerl!‘

„Herr Jesses!“ schrie der Sachse, „wachsen denn hier die Dichter auf den Beemen?!“

Sie wuchsen auf den Bäumen. Und der Morre konnte damals noch jauchzen, so frei und hell und herzwarm jauchzen, wie je einer, der weiß, dass Gott sein Vater ist. Und die Poeten wissen das. Im Frohgefühle dieser Abstammung konnte er singen zur Zither: „I bin, i bin a Null auf der Welt!“ Und hätte in zweiter Strophe singen können: „Mir is, mir is a Null die ganz' Welt!“

So sang Karl Morre aber nicht. Ihm war die Welt nicht Null, er konnte nicht gleichgiltig bleiben gegen all das unverschuldete Elend und gegen all die prunkende Lumperei der Welt! Und so begieng er im Jahre 1886 den Narrenstreich. Er wollte die Welt verbessern und stieg von der Volksbühne herab. Er wollte die Welt verbessern und gieng ins Parlament! Das waren zwei ausgiebige Narrheiten auf einmal.

Morre war einer jener Humoristen, die von der Welt ernst genommen werden, solange sie die Welt nicht ernst nehmen. Morre war weise, solange er in der Welt ein Narrenhaus sah, und ward eben ein Mitnarr, sobald er sie gescheit machen wollte. Narren werden anders geheilt als dadurch, dass man ihnen sagt, man wolle sie gescheit machen. Überaus gescheit dünkt der Narr sich ohnehin, darin besteht ja eben seine Narrheit. Am liebsten nimmt er noch Vernunft an vom freiwilligen Narren, vom Phantasten, vom Seher, vom Dichter. Ein Dichter, der das Buch, der die Bühne hat, wirkt still und fruchtbar fort in allen Kreisen, in vielen Ländern, durch lange Zeiten. Sein Lauf wird, unter Ausnahme vielleicht von einigen Kritikastern, nicht angefochten, nicht verwirrt, nicht gehemmt, und nach hundert Jahren ist das Wort Fleisch geworden. — Diesen vortheilhaften Posten hatte Morre aufgegeben. Ins Parlament ließ er sich schicken, wo der Streit des Tages wüthet, wo der Eigennutz der Mächtigen schreit, wo bar der Menschenwürde und Vernunft die Parteien sich balgen im wüsten Rausche des Erfolges oder im hasserfüllten Knirschen der Ohnmacht! Wo eine meutenhafte Hetze sich entfaltet zu einem öffentlichen Hohn der Gesittung.

Und dahinein ließ sich der Dichter schicken!

Wir haben das Schauspiel erlebt, wie er von leidenschaftlicher Überzeugung durchdrungen auftrat für die Rechte der Armen, für die Rechte des arbeitenden Volkes — und wie er dafür ausgelacht wurde. Wenn Morre von einer Altersversorgung der ländlichen Dienstboten sprach, wurden sogar die „Bauernfreunde“ schwerhörig. Es scheint ja wirklich, als wäre alles mit Blindheit geschlagen und darauf angelegt, aus den ländlichen Arbeitern Socialdemokraten, und zwar schlimmer Sorte, zu machen. — Wir haben es gehört, wie Morre gegen den Sportsübermuth der Reichen, gegen das Jagdunwesen, gegen das tolle Pferderennen, überhaupt gegen den Luxus der Bevorzugten und gegen die systematische Niederdrückung des Bauernstandes wetterte — und wie er dafür verhöhnt wurde! Das haben wir gehört und werden es nie vergessen. Wir haben vernommen, wie Abgeordnete aus derselben Bank sich geringschätzig äußerten über das „Nullerl“ und mit Achselzucken sagten: Er ist kein Parlamentarier! — Wahrlich, das war er nicht. Aber ein Volksfreund war er, ein redlicher Kerl war er, der sich in dem, was er vertrat, nicht verbandeln wollte mit Clubs und Fractionen.

Er war ein Abgeordneter, wie das Volk sich ihn denkt, das da wählt, und trotzdem hat er unter den herrschenden Zuständen nicht mehr durchgesetzt, als andere. Aber auch nicht weniger. — Solange es gieng, wollte man ihn nicht ernst nehmen, dass man ihn schließlich aber ganz curios ernst genommen hat, das zeigt das Wachsen seiner Gegnerschaft und ihre Wuth gegen ihn. Es ist vielleicht ein wenig

pathetisch gesprochen, wenn ich sage, seine Gegner haben ihn in den Tod gehetzt! Aber es ist daran etwas Wahres. Diese Hetze war ein sehr lehrreiches Beispiel. Morre war Christ durch und durch; er war guter Katholik, der wiederholt für kirchliche Anstalten und für arme Priester sich eingesetzt hat. Da kam die Geschichte Kaltenegger. Morre candidierte gegen Kaltenegger! Das war genug, um zu Heiden und Juden und Freimaurern geworfen zu werden. Es soll ja — hört man — im Parteientreiben viel erlaubt sein, was sonst gegen Anstand und Ehrenhaftigkeit geht. Diesmal, im Kampfe gegen Morre, übertraf jene Partei sich selbst. Der Humor blieb unserem Morre treu, solange es möglich war, aber endlich musste der Hetze pariert werden, und hierin muthete er sich zu viel zu. Die Anstrengungen der Wahlagitation, die Anfeindungen, die Aufregungen waren zu groß, er brach unter ihnen zusammen, sank aufs Krankenbett.

Morre war fünfzig Jahre alt geworden, bevor die Welt in ihm den Dichter sah. Er hatte zur Zeit schon hinter sich ein bewegtes Leben, das ihn mit allen Classen der Gesellschaft in Verbindung gebracht, er war Kaufmann und Landwirt, Werkverwalter und Beamter gewesen. Als lustiger Bruder bei Vereinsunterhaltungen hatte er zuerst gesungen und gedichtet, kleine Gelegenheitsstücke geschrieben, die immer größer und formrichtiger wurden und immer weiter ausgriffen in ihrem Gehalte, bis zuerst „Die Familie Schneck“ auf eine größere Bühne kam. „Der Regimentsarzt“, „Die Frau Räthin“, „Die Statuten der Ehe“, „Der Glückselige“ und kleinere Schwänke folgten, bis das „Nullerl“ den Namen Karl Morre hinaustrug über die Grenzen des Vaterlandes. Seine bäuerlichen Volksstudien hatte er während seines achtzehnjährigen Aufenthaltes in Bruck zumeist im Mürzthale gemacht. Das „Nullerl“ ist reiner Mürzthalerschlag. — Wer den eigentlichen, den geradehin genialen Morre kennen lernen wollte, der fand ihn immerhin noch nicht so sehr in seinen Stücken, in seinen Parlamentsreden, als vielmehr in seiner Geselligkeit. — Hatte er in froher Gesellschaft gerade seinen guten Tag, dann war er an Einfällen, Witz und Humor und in der Art ihrer Ausführungen unerreichbar. —

Auf dem Krankenbette nun wäre Zeit gewesen, einen Rückblick in die bunte frohe Vergangenheit zu werfen, aber die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sein Gemüth zu arg mitgenommen, um noch beschaulich sein zu können.

„Trachte nur, dass du aus diesen Geschichten wieder herauskommst!“ sagte zu ihm ein Freund.

„Ich werde bald heraus sein aus diesen Geschichten“ antwortete er mit einer wehmütigen Lustigkeit, „zu Weihnachten bin ich schon beim Christkindl.“ Damals auch war's, dass er mich an der Hand nahm: „Das geht schon über den Spass, wie ich leiden muss! Im Wald ist

es finster, aber um mich wird's bald noch finsterer sein. Oder ganz licht. Der Himmelvater wird doch sein Wort halten. Lebe wohl, Freund! Lebe den Deinen und denke, die Welt ist ein Narrenhaus!"

Es war ein Abschiednehmen, so fühlte er den Tod im Herzen. Doch der Himmel war ihm einige Wochen des Glückes noch schuldig. Als die Weihnachten kamen, lebte er noch bei seiner ihn treu pflegenden Gattin. Als das Neujahr kam, und die ganze Zeit über, strömte ihm eine Flut von Theilnahme, von Beweisen der Freundschaft und Verehrung zu aus aller Welt. Als der Januar war, fand sein Volksstück „Der Glückselige" in Wien einen großen Erfolg. Damals schrieb er an den Director des Raimundtheaters, der besonders durch Frödens Darstellung der Titelrolle eine gute Einnahme erzielt hatte: „Am Samstag war Fröden der Glückselige, gestern waren Sie es, und heute bin ich es." — In dieser Glücksstimmung habe ich ihn bei meinem letzten Besuch gefunden. Er lehnte im Sofa, er wollte mir zeigen, dass er auch schon wieder durch das Zimmer gehen könne; allerdings wies er mir auch die weite Weste vor, die an seinem eingefallenen Leib schlotterte: „Siehst du, zwei Morres hätten jetzt drinnen Platz, und selbst wenn sie noch größere Narren wären, als ich es gewesen."

„Ich habe", so fuhr er fort, „dem Himmelvater die großen Schmerzen schier für übel nehmen wollen, aber er hat nur das wilde Fleisch herausgebrannt. Jetzt danke ich ihm für die Krankheit, sie hat mir wieder sonnenklar gezeigt, was ich für ein braves Weib habe, und wie viele treue Freunde!"

„Und denke dir", so erzählte er, „was mir vor einiger Zeit passiert ist. Madeleine! sage ich zu meinem Weib, jetzt kannst mich im Feldhof anmelden, jetzt bin ich wirklich verrückt geworden. Kommt's mir vor, es hätte mir jemand jetzt zehntausend Gulden geschenkt für arme ländliche Dienstboten! Nein, das ist nicht, so was gibt's ja nicht!" — Es war wohl doch so, es geschehen noch Wunder, wenn ein Dichterwort ans rechte Herz klopft. Das eine „Nullerl" hatte es erwirkt, dass ein tapferer Einser mit seinen vier Nullen fröhlich heranrollte. Ein hochherziger Edelmann hatte dem Freunde der Armen die genannte Summe wirklich bar zur Verfügung gestellt, und Morre hat sie noch vor seiner Erkrankung ihrem Zwecke sichern können. Ich will später einmal davon sprechen.

Und auf diesem meinem letzten Besuche bei Morre erzählte er mir auch noch sehr angelegentlich einen Traum, der ihn in einer seiner Fiebernächte geängstigt hatte. „Willst du ihn merken?" sagte er, „den kannst ja in den ‚Heimgarten' hineindrucken, er ist närrisch genug. — Höre zu. Ich gieng den Hafen entlang spazieren, vor mir lag das Meer, lag auch ein großes Schiff. Da kam aus dem Schiffe ein Herr im Jagdanzug und fragte mich, ob ich den Bauernknecht Michel kenne?

Er sei dem Michel sechs Gulden schuldig, und ob ich so gut sein wollte, sie ihm zu übermitteln. — Ja, das wolle ich recht gerne thun, er solle mir das Geld nur geben. — Dann möchte ich die Freundlichkeit haben, ihn auf das Schiff zu begleiten, dort würde er mir das Geld einhändigen. — Ich gieng mit auf das Schiff und sagte zum Herrn, er solle schnell machen, die Glocke habe schon das zweitemal zur Abfahrt geläutet. Ich möge doch nicht so ungeduldig sein! sagt der Herr und sucht in seinen Säcken, in seinen Truhen und überall herum nach dem Gelde. Endlich habe ich die sechs Gulden in der Hand, aber wie ich zurück aufs Land will, schwimmt das Schiff schon auf der hohen See. Ich bin überlistet, denke an mein verlassenes Weib, stürme wie rasend umher und sehe, von welcher Gattung das Schiff ist, auf das ich gerathen bin. Endlich komme ich zum Capitän, das ist ein brauner, rothbärtiger Kerl und hat einen großen Mund mit schneeweißen Zähnen. Herr Capitän! rufe ich ihm zu, ich bin auf das Schiff gelockt worden, Sie müssen mich zurückführen aufs Land! — Sagt der Capitän: Wer bist du denn, dass du so keck auftrittst? — Sage ich: Reichsrathsabgeordneter bin ich! — Sagt der Capitän: Na, da bist du auch was rechtes! Dann wird dir eine kleine Luftveränderung nicht schaden. Wir fahren nach Neuseeland. — Sage ich: Um Gotteswillen, nächsten Samstag geht mein ‚Nullerl' neu in Scene und da muss ich dabei sein. — Sagt er: was geht dich das ‚Nullerl' an! — Sage ich: Das geht mich viel an, Herr Capitän, weil ich's geschrieben habe! — Was? ruft der Braune aus, du bist der Dichter des ‚Nullerl'? Na, warum hast du das nicht gleich gesagt! Beim ‚Nullerl' habe ich mich schon oft sehr gut unterhalten. Alsogleich sollst du zurückgeführt werden auf dein Land. — Hat darauf zweien Matrosen befohlen, mich auf einen Kahn zu nehmen und ans Land zu rudern. Mir gab der brave Capitän noch einen ganzen Schinken mit und eine Flasche Wein. — Die Matrosen ruderten mich schnell hinaus, und als sie vom großen Schiffe so weit entfernt waren, dass man es nur wie einen schwarzen Punkt sah und den Rauch darüber, da nahmen sie mir Schinken und Flasche weg, und dieweilen ich mich drum wehrte, wollten sie mich ins Meer werfen. In schrecklicher Noth ringe ich mit den beiden Kerlen, schon biegen sie mich über den Rand hinaus, da höre ich eine traute Stimme: Karl! — Ich erwache. — Mein Zimmer, mein Weib! — Du hast schwer geträumt, sagt meine Madeleine. Ich war am ganzen Leib wie übergossen vor Schweiß."

So hat er erzählt, und das war die letzte Phantasie, die ich aus diesem reichen Dichterhaupte vernommen. Und wenn man in die letzten Worte eines Menschen tieferen Sinn zu legen gewohnt ist, dann ahne ich wohl, was hier dahintersteckt. — Ob das große Schiff, auf das er wegen des

armen Bauernknechtes gelockt wurde, nicht am Ende die — Politik ist? Ob der Capitän nicht das Volk sein soll und die beiden Matrosen — die Parteien?

Mit keinem Worte hat Morre mich darauf geführt, möglich sogar, dass er sich selbst der Bedeutung unbewusst war, die seine Fieberphantasie ihm vorgedichtet!

Noch eines besonderen Wortes erinnere ich mich, das er in jener Stunde sprach: „Schöne Parteien, große Parteien, mächtige Parteien, die da drinnen sitzen“, sagte er, wieder auf das Parlament anspielend, „so viel hätten sie sonst zu thun, und thun alle miteinander nichts, als Socialdemokraten machen! — Nur dass sie noch nicht sehen, was sie doch schon soviel als fertig haben. Gehen ohne Regenschirm spazieren, der Liechtenstein und der Lueger und der Steinwender und der Schönerer und der Karlon — alle ohne Regenschirm, und das Gewitter steht schon hinter dem Berge!“

Weil er dabei erregter wurde, als das bei einem Reconvalescenten zu wünschen ist, so wendete ich das Gespräch auf den Champagner, den wir im vorigen Sommer gewettet: er darauf hin, dass er sich nicht mehr wählen lassen werde, ich darauf hin, dass er doch wieder candidieren wird! Die Thatsache hatte mir recht gegeben. Den Champagner aber, meinte er nun, dürfte wahrscheinlich ich zu zahlen haben, weil er sich nicht mehr „hineinsetzen“ werde. Jedenfalls nahmen wir uns vor, ihn demnächst miteinander zu trinken, wobei wir nicht von Politik plaudern wollten, sondern von Poesie.

„Gib dem Perikles den Abschied und halte dich wieder an den Homer. Was macht dein Roman? Was macht dein Volksstück: Pater Jakob?“

„Mein Pater Jakob!“ antwortete er mit einiger Wehmuth. „Du hast recht, mit dieser Komödie hätte ich jedenfalls mehr ausgerichtet, als in — der anderen.“

„Du wirst es nachholen, Karl!“

Mit solcher Zuversicht haben wir uns fröhlich die Hand geschüttelt, ins Auge geschaut — das letztemal.[1])

Sein Roman, sein Volksstück ist Fragment geblieben, ein Schwarm prächtiger Ideen ist unausgeführt geblieben, ein reich talentiertes Leben ist großentheils ungenützt geblieben. Was das Volk im großen ist, das ward der Volksmann im kleinen — ein Opfer der Politik.

Peter Rosegger.

---

[1]) Der „Heimgarten“ wird in der Lage sein, im nächsten Hefte das vorhandene Fragment von „Pater Jakob“, welches ein reizendes Genrebild für sich ist, zu veröffentlichen.

Die Red.

Der „Bunte Vogel".

Die älteste Zeitung, gleichsam der Vater aller Zeitungen und Zeitschriften, ist der Kalender, der Volkskalender. Er ist eine Jahreszeitung, ein Jahrbuch für alles Mögliche und Sonstige. Die Kalenderliteratur hat sich natürlich ja auch verändert und ausgebildet, nun aber — von ihren Nachkommen, den Zeitungen und Zeitschriften, längst überholt, überwuchert — stagniert sie, verödet, versimpelt und ist unendlich langweilig geworden. Literarisch kann man — mit wenigen Ausnahmen — unsere Kalenderliteratur nicht mehr nennen, und unter Bezeichnung „Kalendergeschichten" ist man geneigt, minderwertige Erzählungen zu verstehen. Anzengruber hat mit seiner Sammlung „Kalendergeschichten" die Bezeichnung wieder ein wenig zu Ehren gebracht, sein Minderwertiges war immer noch mehr, als das Durchschnittliche des Kalenderinhaltes.

Dieweilen es Leute gibt — Schnelleber und Flachleber — die sicherlich eine stündlich erscheinende Zeitung mit Freude begrüßen würden, gibt es andere, denen ein zweimal erscheinendes Tageblatt als unnütze Zerstreuung und Zeittödtung erscheint, die sich lieber den concentrierteren Wochenblättern zuwenden. Noch andere neigen sich gar den Monatsschriften zu, in welchen sie über wichtige Zeitfragen wenn auch später, so doch gründlicher informiert werden, als das bei einem Tagblatt möglich ist. Und endlich gibt es eine schwere Menge Leute, die — in engem Kreise tüchtig wirkend — an den Weltläuften so wenig Antheil nehmen, dass ihnen ein Jahrbuch vollkommen genügt, um in ihrer Art „im Laufenden" zu bleiben. Die Leute werden sich allmählich wieder ein langsameres Lebenstempo angewöhnen und eine Folge davon, dass der Kalender wieder zu Ehren kommt. Dann wird er sich allerdings neu beleben können und gestalten müssen.

Ich weiß so einen Renaissance-Kalender, der als literarisches Volksjahrbuch auftritt und vom ersten bis zum letzten Blatte an Ausstattung und Inhalt gänzlich abweicht von allen bisherigen Volkskalenderformen. Wie ein Stück aus Urväters Hausrath anzusehen liegt vor mir ein Band: „Der bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum. Mit vielen Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß. Berlin zu Weihnachten im Verlage von Schuster und Loeffler."

So der Titel. Drei verschiedene Vögel umschwirren den Umschlag, unter welchen der Storch, der auf dem Buchrücken steht, allerdings für manchen der bedenklichste sein mag. Von der übrigen Ausstattung verrathe ich, dass das Buch ein paar Aufsätze enthält, worin jede Zeile ein- oder zweimal mit je vier Enten unterbrochen ist. Wer wissen will, wie das zu verstehen ist, der muss eben ins Buch gucken. Er wird in demselben auf den ersten Blick der Wunder viel begegnen. Mehrmals wird er sehr den Kopf schütteln, dann wieder aufjubeln. Altdeutsch! Altdeutsch! Ich fürchte, man wird diese Ausstattung als Spielerei zu betrachten haben, denn zurück kann man nicht, und solche Sachen vollziehen sich in der Entwickelung unbewusst, absichtslos, durch Verhältnisse bedingt. Wenn aber diese alte Form wieder herrschend werden sollte, ich hätte wahrlich nichts dagegen. Das heimelt doch an. Altes festes Papier, alte große Lettern, alte Zierleisten und Bilder. Das fasst sich doch wieder einmal an wie ein Buch, das liest sich nagelfest, man gleitet nicht darüber hin, wie auf dem Parkett, man schreitet auf klobigem Fletz sicher einher. Wer wissen will, wie das ist, der lese nur.

Den Inhalt hat der Kalendermann Bierbaum ganz allein geschrieben. Zuerst kommt ein Vorwort, welches Literaturleute mit Lust wie würzigen Meth schlürfen werden. Das ist ein gar kluger und dabei bummelwitziger Herr, dieser Otto Julius Bierbaum, der die Deutschen mit zuversichtlicher Kühnheit zwingt, einige Unarten der „Jungdeutschen“ oder wie man besser sagt, der „Modernen“, mit in den Kauf zu nehmen unter den prächtigen, vielfach geradezu entzückenden Sachen, die er beut! — Also nach der Vorrede kommt der gewöhnliche Kalender des Jahres 1897 mit den Tagen, den Kirchenfesten der Katholiken und der Protestanten, mit den Himmelserscheinungen und Mondwechseln. Unterhalb sind weise Merk- oder Bauernregeln, wie z. B.: „Solange die Dichter schweigen vor Georgi- und Marcustag, solange dichten sie hernach.“ — „Magdalene, Margarethe, weinen gerne alle beede; brauchst dir nichts daraus zu machen, andere Mädel gibt's, die lachen.“ — „Kräht der Dichter auf dem Mist, nennt er sich feierlich Naturalist, aber das Wetter bleibt doch, wie es ist.“ Ferner ist der Jahreskalender reich bespickt mit absonderlichen Gedichten und einem sehr merkwürdigen „engelischen Wunschzettel“. In Schneeflocken las nämlich der Kalendermann allerlei Wünsche der lieben Engelein im Himmel, als:

Deutscher, du sollst den Namen deines Volkes nicht eitel nennen. Je weniger du den Mund voll nimmst mit deinem Teutschthum, um so voller wird dir dessen das Herz sein. Pfui, das Mauldeutschthum!

* * *

Wollt ihr nicht einmal ein Mittel erfinden, das alles zu genießen, was euch euere Erfindungen mundgerecht gemacht haben? Aber genießen, nicht bloß consumieren!

* * *

Kindlein, liebet einander! Aber vergesst nicht, dass auch der Herr Jesus Christ die Krämer aus dem Tempel gejagt hat.

* * *

Ihr seid wirklich mitten im Umwerten aller Werte. Verleumdung nennt ihr schon Mannesmuth, und unter Humanität versteht ihr die bange Dummheit des Kalbes, sich von blutigen Hunden das Fell über die Ohren ziehen zu lassen. Seid vorsichtig im Prögen neuer Münzen!

* * *

Aufgeklärt seid ihr, das muss man euch lassen. Wenn Gott Vater selber unter euch träte und spräche: Da bin ich, ihr würdet gelassen lächeln und fragen: Wollen Sie das nicht erst beweisen? Schafft euch zu dem vielen Licht etwas Wärme an.

* * *

Früher klang es oftmals wie Glockenläuten zu uns herauf, auch wenn es auf allen Thürmen schwieg. Das war das Lachen der Menschen. Wir kannten keinen schöneren Klang. Von euch hören wir ihn so selten, so selten. Lernt wieder lachen!

Im Lenzmonat kündet der Kalender das nahende Wunder folgendermaßen an:

Das Wunder kommt.

Schwarz ist die Nacht; es kracht das Eis;
Die ganze Welt ist eingeschneit;
Es steht kein Stern am Himmel,
Am Himmel.

Da sieh: es blitzt ein zitternd Licht,
Ein Stern blitzt aus dem Schwarz heraus,
Ein rother Stern von Golde,
Von Golde.

So hat dereinst der Stern geblitzt,
Nach dem die heiligen Drei gereist
Mit Weihrauch und mit Myrrhen,
Mit Myrrhen.

Den Heiland hat der Stern gebracht.
In dieser Nacht zerbrach das Eis;
Das Wunder kommt: Der Frühling,
Der Frühling.

Bald darauf wird der Landmann gegrüßt mit dem folgendem Spruche:

Zwischen Saat und Sense.

Das beste Werk auf Erden ist:
Korn in die Scholle säen,
Und aller Freuden vollste ist:
die schweren Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns
und rund des Mähders Eisen,
Des ganzen Lebens Auf und Ab
liegt mitten diesen Kreisen.

Nach dem Kalender hebt das eigentliche Buch an mit Märchen und anderen Phantaseien, mit Aufsätzen über Kunst und Maler (Hans Thoma, Fritz von Uhde, Arnold Böcklin), und alles untermischt mit einer schweren Menge Gedichte. Aber das klingt durchaus anders, als das Versethum unserer Epigonen, das gemahnt nicht an Schiller, nicht an Heine, — das ist ganz es selbst. Manchmal ist's ungeheuerlich, und doch thut es wohl, endlich einmal der Dichterlinge öde Heeresstraßen verlassen zu sehen, die schon so glatt abgegrast sind, wie eine Schafweide im Herbst. Da sollen nur 'mal so ein paar echte Jungbrunnensänge hergestellt werden:

Meinen werten Feinden.

Die Feinde haben mich weise gemacht,
— Die guten Feinde!
Erst hab' ich gebrummt, dann hab' ich gelacht
Der grimmen Gemeinde.

Sie haben mir, was ich bin, gezeigt,
— Die lieben Leute!
Nun weiß ich, wie man lächelt und schweigt.
Wer hasst mich heute?

* * *

Wenn's dämmert.

Und Tag um Tag geht still dahin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Dich lieb' ich, du! Oh komm, sei mein!
Ein grauer Nebel kommt und steht.
Wo bist du?! Alles grau und leer.
Und mein Begehren wankt und geht.

Wohin, wohin!? Ich seh' kein Licht,
Ins Graue schwindet, was ich will.
Lass geh'n dahin und frage nicht,
Lass geh'n dahin und blicke still.

Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

* * *

Maikaterlied.

Maikater singt die ganze Nacht:
Der Frühling ist erwacht, erwacht,
Der Frühling ist erwacht!
Gleich einem Reif trägt er den Schwanz;
Wär'n Blätter d'ran, so wär's ein Kranz;
Er flötet:

Oh holde Mimamausamei,
Wer dich zu lieben wagt, der sei
Getödtet!
Ich ganz alli-alla-allein,
Nur ich darf dein Gespusi sein,
Bis dass es morgenröthet.

Im Mai sind alle Blätter grün,
Im Mai sind alle Kater kühn
Und alle Jüngelinge.
Und wer ein Herz hat, fasst sich eins,
Und wer sich kein's fasst, hat auch kein's;
Singe, mein Kater, singe!

* * *

Ein Trio.

Der Alte:

Ach Gott, ich habe Geld genung,
Doch fehlt mir die Begeisterung.
Schwach brennt's auf meinem Herde.
Das junge Leben lockt so hell:
Ach, schlüge doch mein Herz so schnell!!
Ich säß auf heißem Pferde.

Der Junge:

Ich brenn', ich brenne lichterloh!
Ich wollt', ich wollt' ich könnte so,
Ich könnte, wie ich könnte.
Verfluchte Habenichtserei!
Ach, hätt' ich Geld! ich schwömme frei
In meinem Elemente.

Die Schöne.

Dem Jungen sind die Lenden stark,
Der Alte hat im Sack das Mark:
Wenn die zwei einer wären!
Was soll ich thun, ich armer Schatz?
Der eine kann's, der and're hat's,
Und ich muss mich verzehren.

Fühlt man nicht in solchen Sängen das warme Athmen des Dichters an der Wange?

Also ist der Kalender beschaffen. Der Verfasser desselben sagt, dass dieses Jahrbuch so eine Art Sack sei, in welchen er all die verschiedenen Dinger stecke, die das Jahr über eben gerade zusammengeschrieben würden. Auch einen anderen kenne ich, der's so macht und der seinen Sack „Heimgarten" nennt. Da gibt's dann freilich Bunterlei durcheinander, denn die Poeten sind merkwürdige Leute, in ihren Köpfen sinnt's und spinnt's, saust's und braust's, summt's und brummt's ununterbrochen, schier wie ein Wiederhall des ewigen Webstuhles der Zeit. Und wer so daran ist, dass er ohne Rück- und Vorsicht alles, was ihm einfällt, drucken lassen kann, der ist halt gut daran. Es mag heiß sein wie die Lohe in der Schmiedesse, es mag närrisch sein wie ein beschellter Kater, es mag keck und trutzig, es mag ein stolzer Freimuth sein oder ein schluchzendes Herzgeständnis — in den Sack damit, und den Sack vor die Thür gehangen! Dann ist die arme Seele erlöst. —

Der Leser wird aus all dem ersehen, dass der „Bunte Vogel" wohl ein reichhaltiges Jahrbuch ist, aber ein solches, das die Zeitung allerdings nicht ersetzt. Vom Tage und für den Tag steht spottwenig drinn. Aber ein Muster mag es doch sein in mancherlei Hinsicht, wie man einmal etwas Neues macht. Solcher Anregung nach wollte ich nun einen Kalender herstellen mit aller Zeitgeschichte, allen wirtschaftlichen Belehrungen und sonstigen Herzerfrischungen. Nicht auf gewohntem Geleise — außerhalb desselben, pfadsuchend, formsuchend, seelesuchend. Ich hab' meiner Tage viel gehalten auf Allständigkeit, aber nachdem dies jetzt in allem dahin ist, ganz muthwillig zerstört, will ich auch gründlich was anderes haben. Fortschritt? Nein, nein, das ist die alte, mit Leder gepflasterte Straße, die führt in eine Steppe, die so kalt und so grell und so dürr ist, dass man verzweifelt. Etwas anderes! Etwas anderes! Lebendiges! Ein frischer Sprung aus dem Geleise, ein lustiger Flug ins Dunkle der Natur hinein, wo es gährt, brodelt und kocht im Aufquellen jungen Lebens. Bierbaums „Bunter Vogel" hat einen solchen Flug gemacht, es wird ihm mancher folgen — er dürfte der erste sein eines großen Zugvogelschwarmes.

Glück auf die Reise!

Sie machen die Luft dir dumpf und schwer,
Die kreischenden Zwerge?
Lach' ihnen Abschied! Fahr' über das Meer!
Steig' über die Berge!

Doch ehe du gehst nimm einen am Ohr
Und schüttel ihn leise.
Verloren ist, wer den Humor verlor.
Glück auf die Reise!

Ein katholischer Theologe und Hamerling.

Mittheilungen von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Robert Hamerling zählt unter dem gebildeten Theile des katholischen Clerus treue, heißeste Verehrer. Seltsam und unbegreiflich für den, der unseres Dichters Werke nur oberflächlich durchblättert, aber wohl verständlich für den Kenner unseres großen Dichterphilosophen, der da war, wie vor ihm nur wenige, ein Verherrlicher der höchsten sittlichen Ideale.

„Das Leitmotiv von Hamerlings Leben und Dichtungen war das Schöne, das zum Guten führt, wie der Stern der Weisen aus dem Morgenlande zum Heilande geführt hat. Immer wieder erschallt in Hamerlings großen Dichtungen der Warnruf, der als Motto des „Königs von Sion“ steht: Wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen.“

Denjenigen Mitgliedern darum des idealsten Standes im Staate, die nebst der nöthigen Bildung auch guten Willens, vermag die eminent ethische Bedeutung Hamerlings und seiner Schöpfungen nicht zu entgehen.

Daher die liebgesättigte Bewunderung der Werke unseres Dichters von Seite berufsbegeisterter Priester — Männer darunter, die sich — noch bei unseres Dichters Lebzeiten — warm in der Öffentlichkeit für ihn eingesetzt, wohl gar auch eine Lanze gebrochen wider seine Gegner.

So ist's ein junger Clericus gewesen — jetzt ist er längst schon jubilierter Priester — der den Ruhm des jungen Poëten, der erst den „Ahasver“ gesungen, verbreitet unter dessen Landsleuten. Ein Ordensmann der „frommen Schulen“ war's, der zu Beginn der Siebzigerjahre in einer geistreichen Studie des Dichters Bedeutung und Größe einem größeren Publicum scharfsinnig klarlegte. Ein damals unbekannter Kaplan — jetzt freilich Hochschulprofessor — war's, der inmitten des wüsten Chorus schier der gesammten Wiener Presse dem Griechenroman einen rauschenden Hymnus sang. Und wieder ist's ein Priester gewesen — ein Sohn St. Benedicts, der nach Erscheinen der „Atomistik“ vom Katheder der Wiener Universität Robert Hamerlings Philosophie zum großen Ärger bezopfter Zunftphilosophen begeistert interpretierte.

Ganz besonders aber finden wir im Nachlasse unseres Dichters unter den an ihn gerichteten Briefen Belege, die uns überklar beweisen, welch innige Verehrung Hamerling von priesterlicher Seite ward.

Der Hervorragendste so ziemlich aller katholischen Priester unseres Jahrhunderts — ein Kirchenlicht, wie solches in jedem Säculum eben nur einmal leuchtet, — findet sich unter den bezeichneten Briefen vertreten. Und dessen Schreiben sind nicht bloß die gewichtigsten und herzlichsten aller priesterlichen Zustimmungen, die an Hamerling gelangten — seine Briefe zählen zu dem geistvollsten überhaupt, was Hamerling aus Gelehrtenkreisen je empfieng.

Der Name dieses Priesters ist Johann Emanuel Veith. Und den strahlenden Ehrenschild dieses Mannes zu beflecken, wird selbst der Kothschleuder des giftigsten Hetzblattes uns're Tage nicht zu gelingen vermögen: — und das will viel sagen . . .

Interessant ist der Entwickelungsgang Veiths.

Er ward als Kind jüdischer Eltern zu Kuttenplan in Böhmen am 10. Juli 1787 geboren. Dem Wunsche seines Vaters zufolge hätte er sollen Rabbiner werden. Aber er oblag nach Absolvierung des Gymnasiums in Pilsen — zu Wien und Prag dem Studium der Medicin, promovierte 1812 zum Doctor der gesammten Heilkunde und ward — kaum dreißigjährig — Leiter des Wiener Thierarzneiinstituts. Daneben erfreute er sich als renommierter „Homoiopath" einer stattlichen Clientel. 1816 trat er aus reinster Überzeugung zum Christenthum über und fünf Jahre später — eine unglückliche Herzensgeschichte soll die Ursache gewesen sein — entsagte er seinem Berufe völlig und widmete sich aus innerstem Drange dem Priesterstande. Am 26. August 1821 empfieng er die Priesterweihe und trat einige Wochen später schon (17. September) in den Orden der Redemptoristen, dem ja unter anderem auch sein Freund Zacharias Werner angehört hatte. Veith war bald als Prediger und Beichtvater ebenso beliebt wie früher als leiblicher Arzt. Aber seines Bleibens im Orden der Liguorianer war von nicht allzu langer Dauer. „Die bald zutage getretene Verschiedenheit der Ansichten, die Abneigung, welche ihn gegen den Syllogismus der wieder aufgewärmten und gerade von den Redemptoristen, wie von dem verwandten Orden der Jesuiten als mustergiltig erklärten Scholastik dnrchdrang, veranlasste ihn, aus dem Orden auszutreten." Er that diesen Schritt Ostern 1830 und wurde als Weltpriester zunächst Cooperator an der Wiener Stadtpfarrkirche „zu den neun Chören der Engel" am Hof. In diese Zeit fällt der Beginn seiner intimen Beziehungen zu dem „Wiener Philosophen" Weltpriester Dr. Anton Günther, Beziehungen, die erst mit Günthers Tode (1863) ein Ende nahmen. Es ist schwer zu sagen, war Günther der Meister und Veith der Schüler, oder umgekehrt. — Beide Männer zog es nach dem gleichen Pole und

sie ergänzten sich wechselseitig. Mit Günther gab Veith auch fünf Bände eines philosophischen Taschenbuches „Lydia“ heraus. Bekanntlich wurden indes die Werke Günthers, welche den Versuch machten, die Mysterien des Christenthums rein philosophisch zu begründen, von Pio Nono verdammt und auf den Index gesetzt. Das gleiche Schicksal traf auch die „Lydia“, und so steht mit Anton Günther auch der Name „Veith“ in den Rubriken der librorum prohibitorum, das heißt, der Bücher, die einem Katholiken bei schwerer Sünde von Rom aus zu lesen verboten sind. Dr. Johann Emanuel Veiths Name im Index, und sei's auch nur durch die „Lydia“!!! Der Name eines Apologeten, wie die katholische Kirche einen zweiten in unserem Jahrhundert wohl nicht mehr aufzuweisen vermögen wird, in demselben Index, der einen David Strauß und einen Ernst Renan verzeichnet!!! Es liegt wahrhaftig ein Humor der Weltgeschichte darin ...... 1831 war Veith Domprediger bei St. Stephan geworden — aber schon nach fünfzehn Jahren legte er — ein noch rüstiger Mann — seine Stelle nieder. „Es war nicht körperliche Schwäche, die ihn zum Rücktritte zwang, vielmehr erscheint die Nachricht, dass die Mitglieder des Ordens ihm seinen Austritt nicht verzeihen konnten und nur auf eine Gelegenheit warteten, ihn zu stürzen, sehr glaubwürdig. Und eine solche fand sich auch, als sie die von ihm im Jahre 1844 herausgegebenen „Gesammelten Erzählungen und Humoresken“ nicht mit der Brille des Kritikers, sondern mit der Verfolgungssucht des Inquisitors untersuchten und darin eine Stelle fanden, die ihrer Auslegung zufolge Veiths Unwürdigkeit zu einem so wichtigen Predigtamte beweisen sollte. Und was diese Partei wollte, gelang ihr auch, Veith legte sein Amt nieder“ — entsagte aber mit dem Amte nicht seiner Thätigkeit als Kündiger des reinen Gotteswortes. Unzähligemale bestieg er noch — an den verschiedensten Orten des Reiches — die Kanzel, bis ihn anfangs der Sechzigerjahre ein sachte sich einstellendes Herzleiden und zunehmende Gesichtsschwäche an der Ausübung seines theueren Berufes hinderten. Gegen Mitte der Sechzigerjahre stellte sich völlige Blindheit ein, der sich schließlich noch arger Gehörverlust zugesellte. „Keine Himmelsbläue erfreute mehr sein erstorbenes Auge, kein Lerchengesang, kein Glockenklang erreichte mehr sein Ohr; kein Sonnenstrahl erquickte mehr seine erstarrenden, von Gicht gekrümmten Glieder, aber seine Seele, erfüllt von Glaubensmuth, blieb freudig, sein Herz offen der Welt, sein Geist thätig bis zu Ende.“ Am 6. November 1876 um acht Uhr früh ist er dann gestorben und ruht mit seinem Freunde Günther in einer vom Cardinal Schwarzenberg gewidmeten Gruft auf dem Matzleinsdorfer Gottesacker. Die Trauer um ihn war eine allgemeine. Die Blätter aller Parteischattierungen legten Ehrenkränze auf seine Gruft — den schönsten und innigsten vielleicht der Wiener Chronist Schlögl im

„Neuen Wiener Tagblatt“; man möchte wahrhaftig nicht glauben, dass der Verfasser der sonst so beißende Kämpfer und Spötter. „. . . ‚Er war von mildem Geiste.‘ . . . So hieß es in der kurzen Notiz, die den Tod des würdigen Mannes anzeigte. Von mildem Geiste. Gewiss! Und wenn er sprach, so lauschte jung und alt seinen sanften, versöhnenden Worten und namentlich die Jugend fühlte sich mächtig hingezogen zu dem edlen Greise, der es wie wenige verstand, sie zu erheben, zu begeistern, zu fesseln. Die Studenten drängten sich förmlich um die Kanzel, wenn es hieß, Veith werde predigen, und die von lebenslustigem Übermuth Durchtobten blickten in Demuth und Ehrfurcht empor, wenn seine Lippen sich bewegten. . . Er liebte die Gleichnisse. Wenn er mit leiser Stimme eine Parabel zu erzählen begann und zur scharfsinnig zugespitzten, liebenswürdig witzigen Pointe kam, da gleitete eine unbeschreiblich freundlich Lächeln über seine Wangen, und seine hässlichen Züge wurden dem still schmunzelnden Hörer und Beschauer sogar sympathisch und alle Herzen flogen ihm zu. Dann wurde es warm und wärmer, aus einer Parabel wuchs die zweite, die dritte, die vierte, bis er nach einer trefflichen Kunstpause zuweilen plötzlich abbrach, die Lösung der Räthsel den Zuhörern überlassend, die sich diese auch verständnisinnig leise zuflüsterten, worauf er die Hände zum Schlussgebete faltete, in das die Gemeinde bewegt einstimmte. . . Er hasste die Störung und strafte sie im Momente, wenn auch auf heitere Weise. Als Ende der Fünfzigerjahre an einem großen Festtage in der Alserkirche ein illustres Hochamt celebriert werden sollte, bei welchem Wild, der Unvergessliche, dann eine Tochter der Sonntag und noch einige Gesangskoryphäen mitzuwirken hatten, Veith aber wohl eine Viertelstunde länger auf der Kanzel verweilte, als nach der Programmordnung normiert gewesen, da wurde es allmählich auf dem Chore unruhig, die Herrn Musici stimmten, unbekümmert um den Prediger, ihre Instrumente, die Sängerinnen rückten geräuschvoll die Notenpulte hin und her u. s. w. Das Publicum lauschte aber noch in ungeschwächter Spannung dem Prediger. Da wendete sich Veith, als der Lärm thatsächlich ärgerlich wurde, zum Abgehen, besann sich aber wieder und begann abermals eine Parabel, diesmal über die Geduld zu erzählen. Es war die Geschichte von einem Araber und seinem Pferde, die packend geistvoll war. Alles horchte, auch die heißblütigen Mademoiselles auf dem Chore wurden ruhig, beugten sich vor und liehen ihr Ohr den sinnigen Worten des schlauen Priesters. Die Erzählung dauerte über eine Viertelstunde und erst um halbzwölf verließ Veith die Kanzel, worauf allerdings ein gewaltiger Introductionsrumor seitens der freigelassenen Musikanten losbrach. . . Mit Parabeln wirkte er auch in ernsteren Lagen seines Lebens. Als er vor etlichen zwanzig Jahren eine Sommerfrische in Neuberg bezog, da war es seine Lieblingsgewohnheit, „mutterseelenallein“ in den Wäldern, Schluchten und Gräben herumzuwandern. Er lehnte jede

Begleitung, die sich als Schutz dem schon damals gebrechlichen Mann anbieten wollte, dankend ab, er wollte in seinen Träumen und Gedanken ungestört sein. Wie oft traf ihn Vater Schum, der Veteran der Touristen, auf seinen unermüdlichen Wanderungen, wie oft trafen ihn Jäger, wenn sie den Karlgraben, die Krampen, den Hirschbachgraben oder das „Tyrol" durchstreiften, erschöpft auf einem Baumstrunk oder Felsblock kauern und wie oft warnte man ihn vor einigen Vagabunden, die damals die Gegend unsicher machten und worunter namentlich der „schwarze Peter", ein davongejagter Holzknecht, der frechste und gefährlichste war, auf der Hut zu sein. Richtig attakierte ihn der Strolch eines Tages, als Veith aus dem Veitschbachgraben mühselig hervorkam und forderte von ihm mit derbem Ungestüm Geld. Veith gab, was er bei sich hatte, rief ihn aber, als er sich mit der Beute rasch entfernen wollte, zurück und begann mit ihm in sanftem Tone zu sprechen. Er frug ihn um seine Vergangenheit, um sein bisheriges Leben, um seine Schicksale und was ihn auf den Weg des Lasters gebracht. Der Unhold wurde stutzig, begann aber zu erzählen. Veith horchte, sprach aber kein Wort, ruhig giengen sie nebeneinander, bis Peter mit seiner Beichte zu Ende war. Dann sprach Veith. Er erzählte zuerst ein indisches Märchen, dann ein evangelisches Gleichnis, und zum Schluss die schöne Parabel vom „verlorenen Sohn". So kam man bis gegen Neuberg. Die scheidende Sonne vergoldete die Berggipfel, das Glöcklein des Dorfes läutete das „Ave Maria", Veith entblößte das Haupt und lispelte ein kurzes Gebet. Peter that desgleichen. Dann wollte sich Veith von seinem unheimlichen Begleiter trennen und winkte diesem zum Abschied. Der aber sank zu Füßen des Priesters, bat mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, beschwor Veith, das ihm gewaltthätig abgenommene Geld zurückzunehmen und rief, heulend vor Schmerz und Reue: „Segnen Sie mich, hochwürdiger Herr, damit ich wieder ein anderer Mensch werde!" Veith legte die Hände auf das Haupt des Verlornen und wieder Geretteten und versprach, bei Gericht für ihn zu bitten, damit ihm seine Unthaten wieder verziehen werden mögen, weil er wieder ehrlich werden wolle. Und so war es auch... Freilich hatte Veith mit seiner „milden Gesinnung" und seinen „rein menschlichen Ansichten" öfter auch — Malheur. So ließ er sich einst von seinem überströmenden Gefühle hinreißen, in einer Predigt die kühne Hypothese aufzustellen, dass der Segen des Vaters mehr wert sei als — u. s. w. Seine geistliche Oberbehörde soll ihm damals derlei „unkirchliche" Äußerungen strenge verwiesen und ihm sogar mit dem Predigtverbot gedroht haben... Veith, der „aufgeklärte Humanist", wie man ihn allseits nannte (von seinem zelotischen Gegner natürlich spottweise) ließ sich durch derlei Ordonnanzen nicht einschüchtern und blieb bei seinen Grundsätzen und Anschauungen, die ihm sein Leben selbst verschönten

und ihm die Liebe und Verehrung aller rechtlichen Menschen eintrugen. Als die finsterste Zeit über Österreich und speciell über Wien hereinbrach und Veith den Cyclus seiner berühmten „Fastenpredigten" eröffnete, da athmete jedes seiner Worte doch den Geist der Versöhnung und tausende schieden getröstet von der Stätte der Erbauung. . . Auch als Schriftsteller wirkte Veith in hochverdienstlicher Weise. Nebst seinen zahlreichen medicinischen Werken von bleibendem Werte haben sich auch seine theologischen, „von ungeheuchelter Frömmigkeit" durchwehten, wie seine schönwissenschaftlichen Schriften einen Ruf und einen Rang errungen, welchen die skurilen Pamphlete oder von aberwitziger Bigotterie durchtränkten Publicationen mehrerer seiner lärmendsten Standesgenossen — dem Himmel sei Dank! — wohl nie erreicht haben. Als ihn Schreiber dieses vor ein paar Jahren das letztemal sprach, war es bei einem hiesigen Antiquar, wo er eine Serie griechischer und römischer Classiker auswählte, die er als Weihnachtsgeschenk für einen talentvollen Knaben bestimmte. „Nur das Studium der Alten führt zur wahren Bildung und Gesittung", meinte Veith, der ehemalige Redemptorist und nachmalige — Weltpriester. . . Die letzten Jahre seines prüfungsreichen Lebens musste der arme Greis in vollständiger Blindheit verbringen, welch entsetzlichen Zustand er sich aber dennoch wieder erträglich zu machen wusste, indem er eine Schreibmaschine erfand, mittelst welcher er seine Gedanken zu Papier bringen konnte, denn unthätig konnte der Mann nicht sein. Überdies lebte er allzeit als wahrer Weiser einfach und bescheiden und begnügte sich mit Wenigem und theilte dieses mit den Armen, deren Freund er war. So dürften denn auch seine Vermögensverhältnisse nie glänzend gewesen sein, wenigstens wurde oft erzählt, dass er sogar zeitweise Mangel litt, weil er nicht selten den Bedürftigen schenkte, was er eben besaß. So war denn auch in dieser Richtung sein Wirken segensreich — Liebe und Ehre seinem Andenken. . ."

So Friedrich Schlögl. Und ihn ergänzend Bruno Walden in der „Neuen Freien Presse": „. . . Seine sprudelnde Geistesfülle, unterstützt von einem umfassenden, nahezu universellen Wissen und glänzendem Gedächtnisse machte sich schon in seiner Jugend geltend. Ein Beispiel davon. Es hatte sich damals ein Verein junger Leute gebildet, die es sich bei ihren geselligen Zusammenkünften zum Gesetz gemacht, dass jeder irgend etwas — es brauchte nicht eigenes Product zu sein — vorlesen müsse. Eines Abends kam die Reihe an Veith; er zog ein Büchlein aus der Tasche und las einen ganz reizenden kleinen Aufsatz, der alle entzückte. Nun gieng es an ein Rathen, wer der Autor. Die einen meinten, diese Gefühlswärme verrathe Jean Paul, ein anderer glaubte, Hoffmann zu erkennen u. s. f. Doch Veith schüttelte stets das Haupt. Endlich entriss ihm einer der Anwesenden ungeduldig das Büchlein und las:

— — Berthold Waldinger über die Schafzucht! Veith hatte improvisiert. . Bis in sein hohes Alter blieb Veith thätig, niemals gönnte er sich Ruhe, sein Geist arbeitete immer. Einmal war ein Geistlicher bei ihm und pries die ewige Ruhe als die Seligkeit des Himmels; ‚die ewige Ruhe‘, rief Veith erregt, ‚nein die höhere Thätigkeit‘. . . Es erschien kein hervorragendes Fachwerk auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie, der Naturwissenschaft, das er nicht durch Vermittlung zweier edler Frauen, die ihm als Aug' und Ohr dienten, kennen lernte. Mit gleichem Interesse verfolgte er die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie und Belletristik, und wie empfänglich der Greis war, beweist wohl am besten, dass er, der Blinde, nach der Lectüre des ‚Ahasver‘ und ‚König von Sion‘ eigenhändig an Hamerling schrieb, ihm seine Bewunderung auszudrücken.“

So aus Bruno Waldens Skizze.

Zum ersten- und zugleich einzigenmale hatte aus ihr das größere Publicum von einer Annäherung Veiths an Hamerling erfahren.

Wir aber wollen im Folgenden das inhaltschwere Schreiben mittheilen, durch das Veith die Correspondenz mit Hamerling einleitete:

„Wohlgeborner, hochzuehrender Herr!

Wer da? rufen Sie wohl bei Eröffnung dieses auf gut Glück und in gutem Vertrauen abgefassten Sendschreibens und ein etwaiger anticipierter Blick auf die Unterschrift gewährt Ihnen wenig Auskunft; denn da steht der Name eines alten Adamskindes, das Ihnen unbekannt. Und warum schreibt dieser Herr nicht mit Tinte, sondern mit Wasserblei und Graphit? Weil dieser Sterbliche, der noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, in seinem fünfundsiebzigsten Jahre dem Lichte dieser Leibnitz'schen besten Welt entsagen musste und nun schon seit beinahe sechs Jahren blind ist, daher nicht anders sich helfen kann. Allein wozu? so höre ich Sie fragen, wozu überhaupt schreiben und insbesond're mir?

Und das ist eben die Hauptsache. — Ich habe vor kurzem erst einen trefflichen Freund Knoodt, Professor der Philosophie in Bonn, dringend gemahnt, er solle und müsse den Ahasver und das zweite Epos von Münster lesen — und in gleicher Kategorie der Nothwendigkeit schreibe ich — ich muss Ihnen schreiben, ich bin innerlich dazu gedrängt — ob auch berufen — mindestens — obwohl im Verhältnisse zu Ihnen wie der Mäusedorn zur Eiche — dass ich Ihren Geist, Ihren Zweck, ihre Weltanschauung verstehe, und wohl auch über das eine und das andere Dunkle getrost und offen zu Ihnen reden darf als zu einem lichtvollen Geiste, der die Wahrheit preiset und liebt, die langathmige, wie sie von Ihnen genannt wird, die nicht engbrüstig ästhetisch-egoistisch ist. — So viel als Präludium.

Mit Hilfe einer Dame, die zu Ihren Verehrerinnen zählt und die, was nichts Geringes ist, lesen kann, bin ich mit Ihren epischen Dichtungen vertraut worden, uud wie sehr ich davon ergriffen worden, kann Ihnen schon daraus ersichtlich sein, dass ich selber schon (vor dreißig bis vierzig Jahren) mit dem Gedanken umgieng, ein welthistorisches Epos zu bearbeiten unter dem Titel ‚König Morosus und seine Vasallen', was ich endlich fallen ließ, weil ich weder Muße zu den Vorstudien, noch die Kraft und den Muth dazu in mir vorfand.

Sie haben im ‚Ahasver' das Heidnische, sowie das pseudo-christliche Bild der Selbstvergötterung des einsamen durstigen Menschenichs dargestellt mit einer künstlerischen Kraft und furchtbaren Wahrheit, wie niemand vor Ihnen. Es war ein genialer Gedanke, den Nero als einen Mann von hohem Geist und gewaltigen titanischen Gedanken aufzufassen und daneben den Seneca, diesen corrupten heuchlerischen Stoiker in seiner eigentlichen Misere zu zeichnen, da gerade er von den Asketen der scholastischen Altmeisterei so häufig citiert und abgeschrieben wurde, als sei er ein Dreiviertel-Christ gewesen. Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar. Durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus. Das einzige, was mir nicht zusagte, wäre der Verstoß gegen die Tradition vom Märtyrium der beiden Apostelfürsten. — Leicht hätten aus Rom andere Namen sich finden und jene beiden in die letzte Katakombenscene sich versetzen lassen. So hat Heyse in seiner Dichtung ‚Thekla' anstatt Paulus den Namen Trychon gesetzt, um keinen Anstoß zu geben.

Im ‚König von Sion', das mir wie ein modernes Gegenbild zu ‚Nero' erscheint, sind gleichfalls so viele gewaltige Umrisse, Schilderungen, Gestalten, ethische und dämonische Grundzüge, dass ich viele Seiten darüber vollschreiben müsste, um Ihnen mein Verständnis davon verständlich zu machen. Dazu darf ich Ihre Geduld nicht missbrauchen, muss aber doch einiges hervorheben, was gerade mir als höchst bedeutsam erscheint. Ich will es auf gut bureaukratisch numerieren: Erstens — der Gedanke, den Jan als Antitypp des Nero mit großen, edlen, idealen Intentionen auszustatten (ohne die er ja gar nicht poetisch wäre), die jedoch von überspannter Selbstigkeit nicht frei sind und ihm zum Verhängnis werden; zweitens — die Ehrenmaske des Mannes von Harlem ist so treffend mit der logischen Consequenz des Wahnsinns durchgeführt, dass es objective Wirklichkeit wird, und dass der Prophet eine Divara ehelicht, ist wegen der pneumato-physischen Polarität des Menschen höchst charakteristisch; hoch satirisch, eigentlich sarkastisch, ist das Pochen des satanischen Rationalisten Knechting auf den gesunden Menschenverstand und die halb viehischen, halb communistischen

Correcturen, die er daraus herleitet; — viertens unübertrefflich ist die Wendung in der Selbsterkenntnis des Jan, dass der Stolz, den er auf seine sittliche Reinheit gesetzt, an sich schon sittliche Unlauterkeit gewesen. So wie alles, was vom Glauben gesagt wird. Und wo könnte ich beginnen, wo enden, wenn ich über vieles andere mich verbreiten wollte? Wenn ich dennoch etwas Apartes zu bemerken kaum unterlassen kann, so ist es der Umstand, dass Jan sich selber aus der Welt hilft, was dem christlichen Bewusstsein, das in ihm wach geworden, nicht zusagt und eschatologisch nicht befriedigt. In den reichen Schätzen Ihres Geistes hätten sie gar leicht einen anderen Weg gefunden.

Noch eine andere Bemerkung erspare ich mir zum Schlusse, dem ich zuzueilen suche. Dass Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste, und Ihr Wort ist wuchtig. Dass viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen, und, um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren. Mir fällt dabei die Anekdote von Händel ein, zu welchem nach Aufführung des Oratoriums ‚Messias' viele Lords und Viscounts hintraten und für die Unterhaltung ihren Dank aussprachen. Der Meister gerieth in heftigen Zorn und schrie: ‚Nicht unterhalten, nein, belehren wollt ich Euch!" Allein das lassen die Leute nicht leicht sich anthun. Mich will bedünken, dass Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen. Wie ich das meine, vermag ich in Kürze nicht evident zu machen, auch habe ich als ein Ihnen Fremder nicht das Privilegium, Ihnen ein Langes und Breites vorzuschwätzen und in Ihr Vertrauen mich einzudrängen. Mit prophetischem Hellblick haben Sie das Ende Neros und den Anbeginn der Gemeinde des Kain-Ahasver-Apolyon hingestellt. Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt und vergiftet, — dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe; und ich bilde mir ein, dass Sie ohnehin eine solche Aufgabe im Sinne führen, denn müßig sein, ist Ihnen nicht gegeben. Und so mögen Sie die vorlaute Sprache, die ich geführt, gütigst verzeihen und meinem Zudringen auf Grund der inneren Hochachtung Nachsicht schenken, mit der ich geharre Euer Wohlgeboren ergebenster

Wien, 21. Februar 1869. Dr. Joh. Eman. Veith."

In einem Briefe Robert Hamerlings an den Dichter Albert Möser (vom 17. Jänner 1866) finden wir die Stelle: „... Anastasius Grün ... interessiert sich aufs lebhafteste für ‚Ahasver' und verkehrt

mit mir überaus freundlich. Auch der Epiker Karl Egon Ebert hat sich mir neulich brieflich genähert, um mir die Eindrücke mitzutheilen, die ‚Ahasver‘ auf ihn gemacht. Solche ganz spontane Annäherungen betrachte ich immer als das Erfreulichste.“

Wir können autoritativ mittheilen, dass unseren Dichter der Brief Veiths von allen „solchen ganz spontanen Annäherungen“ schier die größte Freude bereitet.

Erst wenige Wochen vor Empfang des Veith'schen Briefes hat Hamerling an Möser geklagt: „Was nützt mir die Lobpreisung der Einzelheiten, wenn das Ganze als solches unverstanden bleibt, wenn namentlich die Idee des Jan, obgleich sie klar genug entwickelt und alles in ihr aufs genaueste im Zusammenhang mit der Grundidee der Dichtung motiviert ist, auf eine beinahe unbegreifliche Weise missverstanden und mit einer fast unglaublichen Oberflächlichkeit beurtheilt wird? Ich begreife nicht, wie solchen, die diese Gestalt so verkehrt anfassen, überhaupt noch etwas an dem Werke gefallen kann! Solange man, anstatt gewissenhaft und mit gesammelten Gedanken einen ‚Ahasver‘ und ‚König von Sion‘ zu lesen, sich nur dem oberflächlichen Genusse der Äußerlichkeiten hingibt, kann mir alles Lob keine wahre Genugthuung bereiten, sondern nur die Besorgnis, dass es zuletzt eine um so heftigere Opposition gegen mich wachruft und dass viele — selbst solche, die mich achten — durch ein Lob, das ihnen schon deshalb als ein überschwengliches erscheinen muss, weil sie meine Werke nur oberflächlich auffassen, gegen mich verstimmt werden und dann noch weniger als bisher sich die Mühe nehmen werden, meine Dichtungen mit so viel Aufmerksamkeit zu lesen als nöthig ist, nicht etwa ein ‚Hineingeheimnistes‘ zwischen den Zeilen herauszugrübeln, sondern das, was in den Zeilen selbst klar ausgesprochen ist, im Gedächtnisse zu behalten und nach den Anhaltspunkten, die das Werk selbst bietet, ohne vorgefasstes Urtheil die Gesammtauffassung sich befestigen zu lassen.“

Da kam eben der Lichtstrahl von Veiths Brief zurecht, um die Wolken der Besorgnis des zagenden Dichters zu zerstreuen.

Und ein alter achtzigjähriger Mann war's, ein erblindeter, der mit des Dichters Schöpfungen sich vermählt, und den des Leibes Gebreste nicht hatte verdrießen lassen, dem Sänger Bewunderung und Verständnis auszudrücken! Und was für ein Verständnis!!

Aber vielleicht wirkte zur großen Freude über Veiths Brief noch ein anderes mit.

Als unser Dichter — ein sechzehnjähriger Jüngling — jenen Kampf in seiner Seele gekämpft — den „Kampf zwischen thätigem und beschaulichem Leben, zwischen irdischem Bestreben und mystisch-asketischem Cult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuss und Weltentsagung, zwischen Sansara‘ und ‚Nirwana‘“ — da hatte der Geängstigte geistig seine

Zuflucht genommen zu — Emanuel Veith: — Veiths „Leidenswerkzeuge Christi“ bildeten durch Wochen seine tägliche Lectüre.

Nun waren dreiundzwanzig Jahre seither verflossen, das Kämpfen und Ringen von damals längst entschieden.

Derselbe Priester, der damals Tröstung ihm gewesen — nun sollte er ihm Zeugnis sein, dass sein Beruf sich ihm erfüllt:

„Mich will bedünken, dass Sie eine besond're Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen.“

„Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt, dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe....“

Das Schläfchen auf dem Semmering.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Das Mittagsmahl war vorüber. Den Rest der Milchsuppe hatte der Kettenhund bekommen, der dankbar mit dem Schweife wedelnd die Schüssel so blank leckte, dass die rothen und blauen Blumen, sowie die Zahl des Geburtsjahres der geräumigen Thonschüssel klar zum Vorscheine kam. Der Hund beleckte, gleichsam zum Danke, dann auch noch die Blumen und die Jahreszahl, und gut war's. Den Rest der Schmalznocken hatte die Bäuerin dem alten Zottentrager (Lumpensammler) verehrt, der auf der Ofenbank saß bei seinem großmächtigen Bündel, in welchem alle alten Fetzen von Alpel beisammen waren und der Papiermühle harrten. Der Zottentrager nahm weder die „Zotten“ umsonst, noch die Schmalznocken, er that ein Täschlein auseinander und bot der Bäuerin zur Gegengabe drei Ellen blaue Schürzenbänder und ein paar englische Nadeln. Der Großknecht nannte ihn trotzdem einen Lumpenkerl.

Als wir vom Tische aufstanden, um wohlgesättigt wieder dem Tagwerke nachzugehen, steckte der Großknecht Rochus einen Ballen Tabak in den Mund. Trotzdem vermochte er noch zu reden und zum Hausvater das Wort zu sagen: „Bauer, brauchst du heute das Bendel?“ Bendel, das ist nämlich der geringschätzige Ausdruck für einen nichtigen kleinen Buben, der den Leuten unter den Beinen umherschlupft, wenn er beim Vieh nichts zu thun hat. Das Wort Bendel musste auf mich passen, weil der Zieselhofbauer, bei dem ich damals als Schafhirt angestellt war, auf mich herabschaute und die Achseln zuckte. Er brauche mich nicht. Die Schafe seien ja in der eingezäunten Halde.

„Wenn du ihn nicht brauchst, so brauch' ich ihn", sagte der Knecht. „Wenn ich morgen ins Österreichische hinaus soll mit dem Leab, so muss das Vieh heut' ein paar Stunden umgetrieben werden auf dem Anger."

Der Leab, das war durchaus kein „Vieh", wie der Knecht in seiner Grobmauligkeit sagte, sondern das war unser falbes Öchslein, der Liebling des Hauses. Es musste besonders brav sein, denn es wurde besser gehalten, als die anderen Rinder, es bekam Heu statt Stroh und Salzrübenbrei statt Spreufutter. Warum die Bevorzugung? Weil der Leab eben ein lieber Kerl war und so schön jodeln konnte. Wenn er satt war und vor dem Stalle stand, so begann er zu lauten, die Töne, die er in kurzen Zwischenräumen ausstieß, waren wie heller Juchschrei, der drüben im Wald klingend wiederhallte. Die anderen konnten es beiweitem nicht so. Ich wusste damals noch gar vieles nicht, unter anderem auch, warum der Leab so schön jauchzte. War es, weil es gar so lustig ist auf dieser Welt, wenn man nicht an den Pflug muss und so guten Salzrübenbrei kriegt, oder war es, weil er Genossen und Genossinnen herbeirufen wollte von den Weiden, oder war es, weil der Wald sein Jauchzen so munter beantwortete. Kurz, es machte sich alles so fein und nett mit dem Leab, und das war nicht bloße Höflichkeit, wenn es hieß, dass er sehr gut aussehe. Mit diesem lieben Öchslein nun sollte der Knecht Rochus am nächsten Tage ins Österreicherland reisen, über den Semmering hinüber. Man sprach gar von Wien, wo der Leab, wie es hieß, sein Glück machen sollte.

„Sodl, jetzt komm einmal, Bendel, nichtiges!" Also hat der Knecht mich geworben. „Jetzt führ' den Leab aus dem Stall auf den Anger und treib' ihn ein paar Stündlein langsam herum. Na, hast mich verstanden?"

Nun war das vom Leab eine besondere Gefälligkeit. Wenn ich ein gesunder starker Ochs bin wie der Leab, so lasse ich mich nicht von einem siebenjährigen Jungen, den sie noch obendrein das Bendel heißen, mir nichts dir nichts auf dem Anger umhertreiben. Entweder ich gebe ihm einen Deuter mit dem Hinterbein, dass er mich in Ruh' lassen soll, oder ich tauche ihn mit dem gehörnten Kopf zu Boden. Mein Leab aber erkannte mir die Oberhoheit zu, oder es war ihm nicht der Mühe wert, einem winzigen Knirps sich zu widersetzen; er ließ sich gutmüthig treiben. Etwas schwerfällig trottete er auf dem Rasen dahin, ich hatschte barfuß hinter ihm drein und wenn er stehen bleiben wollte, um sich zu lecken oder eine Schnauze voll Gras zu sich zu nehmen, so versetzte ich ihm mit der Gerte einen leichten Streich an den Schenkel, dass er weiter gieng. So hatte es der Knecht angeordnet. Ich wusste nicht, was das Herumtrotten heute zu bedeuten hatte und mein Leab wusste es wahr-

scheinlich auch nicht. Der Mensch, wenn er etwas nicht weiß, macht sich Sorgen darob, der Ochs nicht, trotzdem kam letzterer genau so weit als ich — etwa fünfzigmal um den Anger herum.

Am Abend, als wir müde und mit steifen Beinen in den Stall giengen, habe ich's erst erfahren, weshalb die Rundreise verhängt worden war. Der Leab musste sich für seine bevorstehende Fußpartie ins Österreicherland eingehen, weil er das Marschieren nicht gewohnt war. Bei mir stand die Sache nicht viel anders, denn auch ich war auserlesen, die Reise mitzuthun.

Am nächsten Frühmorgen hatten wir, der große Knecht Rochus und der kleine Bendel, unser Halbfeiertagsgewand angelegt, ich auch mein neues Paar Schuhe, dann aßen wir Sterz und Milch, und der Leab bekam noch einmal seinen Salzrübenbrei. Während er mit Behagen sein Frühstück verzehrte, ahnungslos, dass es das letzte war in der Heimat, striegelte ihm der Zieselhofbauer noch die Haare glatt und betastete mit Wohlgefallen den rundlichen Leib.

„Unter hundertsechzig treibst ihn wieder heim“, sagte er dann zum Knecht. Das war mir nicht ganz verständlich, der Rochus aber nickte seinen Kopf. „Geh nur her, Öchsel!“ sprach er und legte dem Genannten den Strick um die Hörner. Ich stand hinten mit der Gerte. Als wir so zu dreien durch das Hofthor hinaus davonzogen, brüllten die anderen Rinder des Stalles, und der Leab stieß ein paarmal sein helles Jauchzen aus. War ihm wirklich so wohl ums Herz, weil es jetzt in die helle Fremde gieng, oder hatte der Arme nur einen einzigen Laut für Freud und Leid? Die Hausleute schauten uns nach, bis der Weg sich verlor im Schachen.

Anfangs gieng's etwas rostig, es waren uns die Beine noch steif von der gestrigen Angerwanderung, aber schon über dem Alpsteig wurden wir gelenkiger, und im Mürzthale trabten wir zu acht Füßen ganz rüstig fürbass.

„Sodl“, sagte der Knecht, „bis die Sonne abi geht, müssen wir z'Gloggnitz sein. Heimfahren können wir morgen auf dem Dampfwagen, ist sicherer mit dem Geld.“

Und kam es jetzt auf, was der Rochus im Sinn hatte. Den Leab wollte er verkaufen. Zu Gloggnitz an einen Viehhändler, der ihn dann nach Wien führen würde. — Nein, das konnte dem Knecht nicht ernst sein. Verkaufen, den Leab! Derselbe Knecht hatte früher einmal am Feierabend eine Geschichte erzählt, wie ein Mann seinen Bruder an den Juden verkauft hatte. . . . Und stimmte denn das mit dem, was meine Mutter daheim oftmals gesagt hatte, nämlich, dass auch das liebe Vieh unserem Herrgott gehöre, und dass Ochs und Esel die ersten gewesen, die beim Christkind Wache gehalten? —

Weil die Straße so breit und glatt vor uns da lag und das Öchslein so willig fürbaſs gieng, so konnten wir plaudern. Daheim plaudert kein Knecht mit dem Schafbuben, am wenigsten der ruppige Großknecht mit dem Bendel, aber in der Fremde schließen die Menschen sich nahe aneinander, selbst wenn ein Ochs dazwischen ist.

„Was wird er denn nachher machen, der Leab, z'Wien?" fragte ich.

„Der wird todtgeschlagen", antwortete der Knecht. Ich lachte überlaut, weil ich das grobe Wort für einen feinen Witz hielt.

„Übermorgen um die Stund' hängt er schon an den Hinterbeinen beim Fleischhacker", setzte der Knecht bei. Mir ward plötzlich bange, ich schaute dem Leab ins Gesicht, das glotzte harmlos drein; er hatte nichts verstanden, gottlob. — Fleischhacker! Ich hatte den Namen übrigens schon gehört. Als daheim die Mutter einmal schwer krank gewesen war, hatte der Arzt ein Pfund Suppenfleisch verordnet, zum Kraftmachen. Das war auch beim Fleischhacker geholt worden.

„Hi, Leab!" sagte der Rochus und zog am Strick.

Dann fuhr er fort, wunderlich zu sprechen: „Das beste Fleisch geht allemal nach Wien. Wenn unsereiner auf der Kirchweih beim Fleischhacker im Dorfe ein Stückel kauft, kriegt man ein wiedenzähes Luder." — Was er nur da redet!

Als wir beim jungen Lärchenwald, am Anfang des Semmeringberges waren, wuſste ich alles. Es war ganz unerhört. — Zurückführen nach Alpel konnte ich den armen, armen Leab nicht, ich hätte mit dem Knecht darum bis auf den Tod raufen müssen. Der Knecht Rochus hatte eben vom Bauern den Auftrag, den Leab in Gloggnitz dem Fleischhacker zu überantworten! Dann sollte das gute Ochsl zur Schlachtbank geführt, dort mit einer großen Hacke niedergeschlagen und hernach mit einem langen Messer erstochen werden. Alsdann sollten ihm die schönen schwarzen Hörnlein vom Haupte geschlagen und die Haut herabgezogen werden. Dann sollten ihm die Eingeweide herausgerissen und das Fleisch in tausend Stücklein zerschnitten werden. Und diese Stücke würden gekocht, gebraten, von den Wienern verzehrt, so wie der Wolf das Schaf friſst, und die Katze die Maus! — Mir ward blau vor den Augen, ich taumelte hin an den Rain. Der Rochus steckte mir einen Bissen Brot in den Mund.

Später, wieder zu mir gekommen, schaute ich den Leab an. Der biſs einen Grasschopf ab und kaute ihn mit aller Behaglichkeit hinab. Er weiß von nichts. Er hat's gehört, aber nicht verstanden. O, argloses Gottesgeschöpf! — Ich hub an, laut zu brüllen.

Der Rochus lachte und gab mir zu bedenken, daſs ich selbst schon Ochsenfleisch gegessen hätte! Ich selbst? Das war noch schöner! — Ja! Am Leihkauftag, wie uns der Bauer beim Wirt Braten mit Salat

gezahlt. Das sei so etwas gewesen. — Mir wurde übel. Braten hatte ich freilich gegessen, er war sogar sehr gut gewesen, aber dass das ein Stück Thierleib sollte gewesen sein! Dass es ein Stück von einem Ochsen sollte gewesen sein, der vorher gerade so warm gelebt, und vielleicht so hell gejauchzt hatte, wie der Leab! — Und dass die Menschen so etwas thun!

Als mir das erstemal die Gewissheit ward, dass alle Menschen sterben müssen, auch ich — da war mir nicht so abscheulich weh ums Herz, als an diesem Tage, wie ich erfahren, dass der Mensch das Thier isst, mit welchem er vorher so zutraulich beisammengelebt hat.

„Was ist denn das?“ fragte der Rochus und stupfte mit dem Stock auf meinen Fuß. „Ist das nicht ein Schuh?“

„Das ist mein Feiertagsschuh“, gab ich artig zurück.

„Gelt, und mit dem gehst du in die Kirche und betest fleißig. Sag' mir schön, hast du die Scheckige noch gekannt, die unser Bauer im vorigen Jahr für ein Kalb umgetauscht hat?“

„Die scheckige Kuh, die mit dem Melkstuhl geschlagen worden ist von der Stallmagd, weil sie keine Milch geben hat wollen?“

„Richtig. Und geben hat sie keine wollen, weil sie keine mehr im Euter hat gehabt, und deswegen hat sie unser Bauer fortgetauscht. Was meinst, Schafhalterbub', wo wird sie sein jetzt, die scheckige Kuh?“

Rieth ich: „Auf der Fischbacher Alm.“

Sagte er: „O, Tschapperl, auf der Fischbacher Alm! Wo du jetzt in ihrer Haut steckst!“ Und tippte wieder auf meine Schuhe. — Mich machten diese Offenbarungen ganz verwirrt. Inwendig Ochsenfleisch, auswendig Kuhhaut! Und so einer will Kind Gottes sein?! —

Auf der Semmeringhöhe, wo die grünen Matten waren, wollte unser Leab auf einmal nicht weiter, sondern setzte sich nieder.

„Das ist gar nicht so dumm!“ meinte der Rochus und setzte sich auch in den Schatten einer Lärche, denn es war heiß geworden. Ich hockte ebenfalls hin und lugte heimlich auf das Öchslein. Das that gemüthlich wiederkauen, der Knecht that's auch an seinem Tabak, und dabei kratzte er das Thier zärtlich hinter den Ohren. Der Leab war dessen froh und streckte traulich den großen Kopf so zurecht, dass der Rochus gut krauen konnte. Und jetzt dachte ich: Wie doch der Mensch so falsch sein kann! — Ich meinte damit den Knecht und mich und alle, die ein Hausthier so lieb haben, dass sie dasselbe endlich zur Schlachtbank führen und aufzehren. Endlich hatte der Leab sein schweres Haupt auf den Rasen hingelegt und machte die großen runden Augen zu. Der Rochus lehnte sich an den Baumstamm und duselte auch ein. Jetzt schliefen sie beide — aber den Schlaf des Gerechten sicherlich nur einer. Der Knecht hatte den Strick noch schlafend um die Hand ge-

wunden, mit dem er das ahnungslose Schlachtopfer hielt. Ich war voller Betrübnis.

Kam des Weges her, den wir gekommen, ein großes graues Bündel, unter demselben gebückt der alte Zottentrager, der tags zuvor in unserem Hause gewesen. Der stand still, streckte seinen langen braunen Hals nach mir vor und fragte flüsternd: „Was hat's denn, Bübel?"

Schluchzend stand ich auf und vertraute dem weltfremden Menschen meinen Schmerz.

„Das Öchsl thut mir so viel derbarmen, weil es zum Fleischhacker muss."

„So, so! zum Fleischhacker!" flüsterte der Alte und verzog sein runzeliges Gesicht zu einer schrecklich lächerlichen Larve. Aber ich konnte nicht lachen, musste immer noch heftiger weinen aus Erbarmnis, weil der liebe gute Leab so arglos und unschuldig schlummerte.

„Ist das nit dem Zieselhofer von Alpel sein Knecht?" fragte dann leise der Zottentrager, auf den Rochus deutend. „Ist schon gut. Der hat mich gestern mit einem Lumpenkerl angemurmelt. Lumpenkerl, der bin ich, gewiss auch noch, dass ich's bin. Weil ich ein Kerl bin, der Lumpen tragt. Aber anmurmeln lass ich mich nit so. Gesagt ist's! Heute wird er die Lumpen nit verachten, wenn sie ihm der Viehhandler als nagelneue Hunderter auf die Hand thut. Aber wart', altes Murmelthier, so gut sollst es nit haben! Gesagt ist's! Dem kleinen Edelmann da thut eh der Ochs leid. Mir auch. Schlaf' süß, du holdseliger Bauernknecht, du kotzengrober! Der Ochs soll in den grünen Wald gehen, und nit zum Fleischhacker. Gesagt ist's und —" mit dem Taschenmesser schnitt er den Strick durch — „gethan ist's."

Das alles war im Flüsterton herausgestoßen, nun rüttelte er den Ochsen bei den Hörnern: „Steh' eilends auf, Herr Ochs, und fliehe!"

Der Leab glotzte ob solcher Belästigung etwas verblüfft umher, dann stand er schlotterig auf, zuerst mit den Hinter-, dann auch mit den Vorderfüßen und ließ sich vom Zottentrager in den Wald führen. Der alte Spitzbube zischelte mir noch zu: „Du schlafst auch, Jüngling, und weißt von nichts." Dann rückte er sein Bündel wieder auf und huschte davon.

Ein junger Mensch ist bald verführt, wenn er verführt sein will. Ich streckte mich auf den Rasen, drückte meine Augen zu und wartete, bis der Knecht Rochus die seinen aufmachte. — Das wird ein schreckliches Erwachen werden! Ich bangte davor und war höllisch neugierig d'rauf. Ich blinzelte zwischen den Augenwimpern wohl doch ein wenig auf ihn hin. Er schlief so arglos, wie früher der Leab. Jetzt that mir der Knecht leid, wie früher der Ochs. Fest um die Hand gewickelt hielt er den abgeschnittenen Strick. Jetzt zuckte er ein wenig mit derselben

Hand, als wollte er das Thier an sich ziehen. Das gab keinen Widerstand. Er riss die Augen auf, warf den Kopf, sprang empor: „Der Ochs!“ Ein wahrhaftes Angstgebrüll: „Bub', wo ist der Ochs!“

Ich that, als wäre ich eben auch erst erwacht, streckte die Arme aus, gähnte und sagte mit der ganzen Niederträchtigkeit eines Zottentragers: „Hast du den Leab schon verkauft?“

„Gestohlen! Geraubt! Weggeraubt!“ schrie der Knecht und schoss umher wie ein scharf losgelassener Kreisel. Die Faust, um welche der Strick noch geschlungen war, streckte er gegen Himmel, und an mir vorüberrasend, schien es einen Augenblick, als wollte er sie auf mich niedersausen lassen. Mir war nicht zum Lachen, und die Freude an dem geretteten Leab löste sich in eine schreckliche Angst vor dem schnaubenden Großknecht. Seine Fäuste lösten sich freilich bald in flache Hände auf, mit denen er sich jammernd den Kopf hielt. Das viele Geld! Auf Jahre hinaus der Dienstlohn weg, auf viele Jahre hinaus! Der Bauer werde ihm nichts schenken. Vielmehr strafen werde er ihn für die Fahrlässigkeit. Auf fremden Straßen einzuschlafen! Es sei auch zu pflichtvergessen! Zu pflichtvergessen! „Mein Bübel!“ rief er mir zu, in seiner Verzweiflung zärtlicher als je, „lauf du zurück auf der Straßen, wo wir hergekommen, vielleicht derwischest du den Dieb! Ich werde auf die Österreicherseiten hinaus. Weit kann er ja noch nicht sein. O, mein liebes Geld, mein liebes Geld!“

So wollten wir uns aufmachen zur Verfolgung des Wichtes, der uns den Leab gestohlen, da hub es im nächsten Dickicht an in hellen Stößen zu lauten. . . .

O, Ochs, du jauchzest dich in den Tod hinein! — Drei Stunden später hat zu Gloggnitz der Händler den Leab übernommen und ihn dem großen Mastviehtransport einverleibt, der nach Wien gieng.

Übungsschule.

Die Erschaffung der Thiere war sicherlich eine Vorübung Gottes zur Erschaffung des Menschen. So sollte der Mensch am Thiere sich üben — menschlich zu sein, damit er es in dieser Kunst bei seinesgleichen zur Meisterschaft bringe.

R.

Kleine Laube.

Winters Erbe.

Der Winter, der starre,
Er liegt in der Sterbe,
O lächelnder Erbe,
Wie üppig du erbst!
Den blühenden Frühling,
Den leuchtenden Sommer,
Den größten der Geber,
Den goldenen Herbst.

R.

Eine höfliche Anfrage.

„Anläßlich der Feuerbestattung des Schauspielers Mitterwurzer ist uns wieder einmal erklärt worden, dass die katholische Kirche die Leichenverbrennung nicht anerkenne, wohl weil diese mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches in Widerspruch stehe.

Der katholische Laie steht dieser Auffassung gegenüber ganz rathlos, ja nachgerade hilflos da. Die Widersprüche, die er sieht, sind zu groß. Hat die Kirche doch selbst zur Zeit der Inquisition tausende von Menschen verbrannt, erstens wohl, um die Hexenkünste und Teufelsbeschwörungen zu sühnen, zweitens aber auch, um durch solchen Sühntod die Verbrannten für den Himmel zu retten. War's nicht so gemeint? Ferner sind zur Zeit der Christenverfolgung viele Christen verbrannt worden, die später von der Kirche heilig gesprochen wurden. Endlich liest man in katholischen Büchern, dass am jüngsten Tage die Welt durch Feuer zugrunde gehen wird, wonach dann erst die Auferstehung der Lebendigen und der Todten erfolgt.

Und jetzt der kleinliche materialistische Gedanke, die Leichenverbrennung widerspreche der Lehre von der Auferstehung! Warum den hehren Auferstehungsglauben auf so schwache Füße stellen? Warum es den Leuten so leicht machen wollen, sich

der Auferstehung von den Todten uud dem letzten Gerichte zu entziehen? Wie viele Menschen gehen durch Feuer zugrunde, wie viele Todte werden aus allerlei Zufällen zu Asche verbrannt! Wie wehe muss es den Hinterbliebenen der beim Ringtheaterbrande Verunglückten sein, wenn diesen die Kirche die Auferstehung von den Todten abspricht!

An jedem Aschermittwoch reibt die Kirche den Gläubigen Asche auf die Stirn mit den Worten: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche.“ Es ist also für unsereinen gar nicht zu verstehen, weshalb die Kirche sich der Aschewerdung so heftig entgegenstellt.

Ja, wenn es so wäre, dass die Feuerbestattung als Demonstration gegen die katholischen Begräbnisgebräuche betrieben würde. Dann könnte man die Gegendemonstrationen der Kirche begreifen. Aber wenn ein Mensch, der aus irgend welchen Gründen die Feuerbestattung wählt, vor allem noch um die kirchlichen Sacramente und Segnungen sich bewirbt, noch als Katholik bestattet sein will, dann ist ein Ausstoßen schlechterdings unverständlich.

Die Mutter Kirche steht viel zu hoch, als dass ein unwissender Laie sie um Belehrung bitten dürfte, aber einen katholischen Theologen möchte ich gebeten haben, mir Aufklärung in diesem Punkte zu ertheilen. N. N.“

Die Redaction des „Heimgarten“, die diese Zuschrift gerne veröffentlicht, ist nicht für die Feuerbestattung, und zwar aus ganz weltlichen Gefühlsgründen, die vielleicht nur anerzogen sein mögen. Doch sieht sie trotz allen Nachdenkens nicht ein, wieso die Feuerbestattung dem katholischen Glauben widersprechen sollte. Und so wie wir, denken und empfinden viele Tausende. Also wäre es vielleicht doch der Mühe wert, wenn ein heller Theologe mit Außerachtlassung aller persönlichen Stimmungen uns bündigen Bescheid ertheilte. Die Red.

Unterredung einer Protestantin mit Papst Pius IX.

Die protestantische Schriftstellerin Friederike Bremer hatte eines Tages eine Audienz bei Papst Pius IX. Nachdem sie von ihren Werken mit ihm gesprochen, fragte sie der Papst, ob sie katholisch wäre. Lassen wir sie nun selbst reden, wie sie ihre Unterhaltung mit dem heiligen Vater erzählt.

Ich: „Nein, heiliger Vater, ich bin nicht römisch-katholisch.“

Der Papst: „Dann sollten Sie es werden. Außer der katholischen Kirche kein Heil und keine Vollkommenheit.“

Ich: „Wollten Ew. Heiligkeit mir eine Frage erlauben?“

Der Papst: „Sprechen Sie!“

Ich: „Ich liebe aus Grund meiner Seele Gott und unseren Herrn Jesus Christus. Ich glaube an seine Gottheit, an die Wirksamkeit seiner Erlösung für mich selbst und für die ganze Welt. Ich will nur ihm gehorsamen, ihm allein dienen. Erkenen Ew. Heiligkeit mich nicht als Christin?“

Der Papst: „Als Christin ohne Zweifel, aber . . . . .“

Ich: „Und als ein Glied der Kirche Christi?“

Der Papst: „Ja, in einem gewissen Sinne, aber dann müsste man auch alles, was die Kirche sagt und lehrt, für wahr halten. Indessen mögen Sie nicht glauben, dass der Papst alle, die die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes nicht anerkennen, verdamme. Nein, ich denke, dass manche außer der Kirche lebenden Personen werden selig werden, wenn sie nach den Grundsätzen, die sie als wahr ansehen, leben. Ja, ich glaube es gewiss.“

Ich: „Ich vernehme mit Freuden diese Worte aus dem Munde Ew. Heiligkeit, denn ich hatte immer gehofft, an derselben einen weniger strengen Richter zu finden, als an vielen Katholiken und ihren Geistlichen, die da sagen: Sie sind keine Christin, Sie werden nicht selig, wenn Sie nicht in allen Punkten wie wir und unsere Kirche glauben."

Der Papst: „Hierin haben diese Unrecht, meine liebe Tochter." — Hierauf, sagt sie, gab mir der Papst folgenden Rath: „Beten Sie, beten Sie zu Gott, damit er Ihnen das Licht, die Gnade zur Erkenntnis der Wahrheit verleihen möge, dies ist das einzige Mittel, dahin zu gelangen. Die Controverse (Streiten über Glaubenspunkte) fördert nichts. Bei der Controverse ist Hoffart und Eigenliebe. Jeder will da sein Wissen, seine Belesenheit zur Schau tragen und zu guter letzt bleibt ein jeder, was er zuvor war. Das Gebet ist das große Heilsmittel. Beten Sie morgens und abends und ich hoffe, dass Ihnen von Oben herab Licht und Gnade werde gegeben werden. Denn Gott will, dass wir demüthig seien, und seine Gnade ertheilt er denen, die von Herzen demüthig sind. Und jetzt möge Gott Sie segnen und unter seinen heiligen Schutz nehmen für Zeit und Ewigkeit."

Wahr und evangelisch waren die Worte des Papstes. Ich dankte ihm mit Herzensergüssen und verabschiedete mich, zufriedener mit ihm als mit seinen ihm untergeordneten Priestern, die immerfort von der allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche sprechen, außer der es kein Heil gebe. D.

Poetenwinkel.

Am Kreuz.

Fünf Gedichte aus einem Cyclus. Von Michael Maria Rabenlechner.

„. . . subiti perago praeconia casus. . . ."
Ovid, lib. trist. V, 9.

I.

Manche Frauenrechte streute duft'ges Bunt auf meinen Pfad,
Doch wie du mit gleichem Füllhorn war mir keine noch genaht.

Denn mit Rosen überschüttet hast du meinen Felsensteg,
Und von diesen Blumen deckte mir das Blütenroth den Weg.

In dem Kirchlein meines Herzens, als Palladium, Schirm und Schild,
Schaut' ich deine holden Züge, keuschbesung'nes Gnadenbild!

Betend oft vor diesem Bilde sank ich hin in Lust und Schmerz,
Und der Liebe Ampel lohte vorm Altare himmelwärts.

II.

Nefastus dies: — Sonntagsglocken klangen,
Da riss der Strang, es bebt' des Thurmes Knauf,
Und meines Herzens Silbersaiten sprangen,
Und keine neuen spannt das Schicksal auf.

Wie's möglich ward? Klang's ihr zu kalt gesprochen? . . .:
„Mein Kind, du meines Lebens Glück und Lust!" —
. . . Des Richters Stäbchen liegt vor mir zerbrochen,
Ein armer Büßer klopf' ich an die Brust.

Irrlichter sah ich tausend vor mir schweben,
Mich lockte nicht des Sumpfes Flammenschein: —
Ein Sonnensternbild heischte stolz mein Leben,
Ich fand's in dir und nur in dir allein!

III.

Das war zur Christnachtsfeier
Beim Weihnachtsglockenklang,
Da sich der Rosenschleier
Um meine Seele schlang;
Und nicht bei Glühlichtschimmer
Im Saal aus Purpurlehm:
In schlichtem Bürgerzimmer
Fand ich dies Bethlehem.

Mein Kind, o lass mich preisen
Der Tanne Strahlenvließ,
Das war der Stern der Weisen,
Der mir das Heil verhieß,
Der mich geführt zur Krippe,
Aus der mein Christ gelacht,
Wie süß sprach seine Lippe,
Wie heilig ward die Nacht!

Denn du — du warst mein Glaube,
Der mich erlöst vom Fall,
Vor dir lag ich im Staube
Wie einst der Hirt im Stall,
Und als aus deinem Munde
Gewährend drang das „Ja",
Klang's mir wie Engelskunde,
Es war das „Gloria!"

... O Schicksalslilie, schlanke,
Die Windsbraut brach heran: —
Dein Halskreuz, Kind, das blanke,
Der Heiland fehlte dran!
Geknickt die keusche Ranke,
Und wüst der weite Plan: —
Dein Halskreuz, Kind, das blanke,
Du schlugst mein Lieben dran!

Charfreitag meiner Liebe,
O Mitternacht des Leids,
O Antlitz thränentrübe,
O blut'ges Marterkreuz!
Des Rosenschleiers Kette
Schon dem Zerstäuben nah,
Der Weg von Bethel's Stätte
Führt nach Calvaria.

IV.

Nicht mit des Avernus Mächten
Steht die Seele mir im Bund —
Keines Fluches heis'res Krächzen
Dringt aus meinem Duldermund!

Ob sie auch mein Glück gemordet
Und mir alles, alles nahm, — —
Von dem Gipfel meines Schmerzes
Segn' ich sie — ein Bileam:

„Hör' mich, Herr, noch eh' die Schulter
Deckt des Todes Hermelin,
Meiner Liebe Sterbensqualen
Nimm für sie als Sühne hin!"

V.

Zur Kirche ruft die Glocke vom Thurm,
Ich eile dahin trotz Nebel und Sturm,
Hinein, nur hinein — beim hellen Altar
Steht stolz vor dem Priester ein strahlendes Paar.

Die Handlung — schon ist sie dem Ende nah,
Es spricht nur die Myrthenbekränzte noch — — „Ja" ...
Vom Chore ein festliches Orgelgebraus
Nun fröhlich, nun fröhlich ins Leben hinaus!

Wie jagen die Rosse durchs Märktlein gelenk,
Sie flüstert im Wagen: „Mein ‚Gottesgeschenk'!"
Goldflüglein tragen sie himmelwärts — —
... Im Kirchlein bricht blutend ein Dichterherz — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

* * *

Vögleins Bitte.

Wohl viele tausend Vögelein,
Die fliegen über Berg und Hain,
Sie haben alle süßen Mund,
Zu singen hell aus Herzensgrund.

Doch die da ziehen über Höh'n,
Sie haben auch zwei Flüglein schön
Mit Federn, die in selt'ner Pracht
Der Schöpfer ihnen zugedacht.

Das ist ihr Unglück, denn der Neid
Des Weibes, seine Eitelkeit
Sie treiben ohne Harm und Noth
Die armen Vöglein in den Tod!

Doch die da ziehen übern Hain,
Sie haben auch ein Körperlein,
Armselig zwar, doch zart und gut
Mit warmem, lebensfrischem Blut. —

Das ist ihr Fluch: denn wälsche Gier,
Sie locket uns'rer Wälder Zier
Ins mörderische Netz hinein
Und würgt die armen Vögelein!

„O bitt' euch", singt das Vögelein,
„Wollt doch nicht gar so grausam sein.
Wollt doch als Gottes Ebenbild
Nicht so beflecken euren Schild!"

„Habt doch Erbarmen auch mit mir,
Ich lohn' euch tausendfach dafür:
Ich fang' die Raupen euch vom Baume
Und sing' euch ein zu süßem Traume."

„Und wenn ich auf zum Himmel flieg',
Mich trällernd in den Lüften wieg' —
Will innig ich zum Schöpfer fleh'n:
‚Lass es den Menschen wohlergeh'n!'"

J. Marschner.

* * *

Feldblumen.

Der Abend war so mild und lau,
Wie Balsam süß die Luft.
Die Blume ließ im Abendthau
Entschwinden ihren Duft.

Der Mond ergoss sein Strahlenmeer
Herab so klar und rein,
Und hüllte rings das Thal umher,
In seinen Silberschein.

Im Zwielicht stand der dunkle Wald,
Erhaben still und tief.
Die Quelle schwieg im Felsenspalt,
Die ganze Schöpfung schlief.

So ruhig still, als wie ein Traum,
Entschlummert Glied um Glied.
Und diese Ruh', ich merkt' es kaum,
Bracht' Frieden ins Gemüth.

K. J.

* * *

Da Steirerbua.

I bin a Steirerbua mit Fleisch und Bluat,
A köcke Födern wachelt auf mein Huat.
A saubers Dirndel — hoio! — is mei' Schatz,
Und wanns zan Raffen kimmt — i bin am Platz!

Da rechti Steirerhirsch muass steirisch rehrn,
Und d'rechti Steirerkuah muass steirisch plern,
Ja! was nöd steirisch is, muass steirisch sein, —
Kreuzhagelhollerstau'n, sonst schlag i drein!

Buam! wanns zan Raffen kimmt, das is a Freud!
Buam! wanns zan Raffen kimmt, aft sechts mei Schneid!
Da ruaf i: Buama, schauts, dass's eng vaziagts,
Sunst leg i los, dass's übern Dachstoan fliagts!

Franz Keim.

Das deutsche Laster.

Lieber Heimgärtner!

Im Novemberheft des „Heimgarten" ist ein Aufsatz, betitelt: „Den Deutschen ins Stammbuch", worin den trinkbaren Deutschen eine recht bittere Wahrheit unverzuckert gegeben wird, während jedem nüchternen, vernünftig denkenden Menschen beim Lesen das Herz aufgeht, da jeder Satz eine Wahrheit enthält, welche verdiente, überall in goldenen Lettern zu prangen; auffallenderweise wird aber in dieser Richtung selten ein Wort gesprochen und noch seltener eines geschrieben, und doch ist der Gegenstand von so enormer Wichtigkeit.

An den vielen tausend Existenzen, welche alljährlich materiell, physisch und psychisch zu Grunde gehen, ist bei neun Zehnteln das Trinken die Ursache.

In meinem Heimatorte, welcher vor zwanzig Jahren beiläufig 400 Einwohner zählte, gab es damals ein Wirtshaus, in diesem Wirtshause wurde nur zur Sommerszeit, und zwar nur an Sonntagen Bier verzapft; während des Winters würde es der Wirt als eine Herausforderung angesehen haben, wenn irgend jemand Bier verlangt hätte; damals befand sich die Gemeinde in einem gewissen Wohlstande; niemand hatte Hypotheken auf seinem Besitzstande, ja, es galt als eine Schande und wurde ängstlich geheim gehalten, wenn jemand bei einem Nachbar einen kleinen Betrag „aufs Wort" sich ausgeliehen hatte; von Wechseln und grundbücherlichen Schulden sprach man mit einer gewissen Scheu, als ob der Gottseibeiuns bei diesen Sachen im Spiele wäre; heute sind nachgewiesenermaßen vier Fünftel des Besitzes hypothekarisch belastet, die Häuser und Felder in schlechtem Zustande, einige Häuseln sind wegen Baufälligkeit einfach verlassen worden, sie wurden dann abgebrochen und als Brennholz verkauft; nur in einem ist ein Fortschritt zu vermerken, statt einem Wirtshause haben wir deren drei, und es wird nicht nur im Sommer an Sonntagen Bier geschenkt, sondern das ganze Jahr gibt es Bier, Wein, Schnaps, Liqueur, Würste, es gibt Gänseschmäuse, Schweineschlachten, Bälle mit allen erdenklichen Benennungen, Bänkelsänger und Komödianten; an der Wand prangt der Musikautomat, die Tische sind bedeckt, auf dem Fensterbrettel lugt die Spielkarte nebst seinen Cigarren-kisteln hervor; Herz, was willst du mehr! und die Wirte? Die werden täglich feister; während früher die Dorfwirte irgend ein Handwerk pflogen und den Ausschank nur als Nebenbeschäftigung betrieben, so ist heute der Ausschank die Hauptsache.

Das eigentliche Leben concentriert sich heute im Wirtshause, für eine ruhige Häuslichkeit hat niemand mehr Sinn und Neigung; es versteht sich von selbst, dass der „fortschrittliche" Bauer abends ins Wirtshaus geht, je früher am Nachmittage, desto lieber; morgen ist ja wieder ein Tag, philosophiert er mit seinen Zeitgenossen; mer kuoan sprechen, 's werd oall's noch reikum, sagte der Michelbauer und klapperte mit dem leeren Bierglase.

Ein paar versoffene Gäuche, welche ihr Hab und Gut verludern, richten und kritisieren und beherrschen, solange sie noch etwas besitzen und Ansehen genießen, die öffentliche Meinung, wenn sie dann zugrunde gerichtet sind und taglöhnern, dann wundert sich der Durchschnittsmensch, welcher so gerne dem Scheine huldigt, wie es möglich war, dass jene so lange das große Wort führen konnten, denn in der Regel sind es gerade die flachsten Köpfe.

Sind in einer Gemeinde die Saufbrüder in der Majorität, dann wehe dem nüchternen und fleißigen Bürger, er befindet sich immer in einer Art Bann, er wird verlacht, verläumdet und verspottet, man spielt ihm Schabernacke, man verhetzt seinen Dienstboten, kurzum, man trachtet, ihm auf jede nur mögliche Art zu schaden.

In vielen Dörfern werden nun schon gar die Gemeindeausschussſitzungen im Wirtshause abgehalten. Beim Glase wird das Wohl der Gemeinde berathen, das eigene aber leider darüber vergessen.

Es war in unserem Orte ein Bauer im Gemeindeausschusse, welchem nichts so sehr am Herzen lag, als das Wohl der Gemeinde — früher hatte er äußerst solid gewirtschaftet — aber seitdem die Sitzungen im Wirtshause stattfanden, war er auf die abschüssige Bahn gerathen, er fand sich geschmeichelt, wenn man ihn Herr Gemeinderath titulierte, und da man seine Schwäche bald herausgefunden hatte, so wurde er von den Wegelagerern der Kneipen, welche so gerne aus fremdem Beutel zechen, mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, nur, um umsonst zu zechen, der Wirt that natürlich auch sein Möglichstes, um ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und so hat manche Sitzung drei Tage und länger gedauert; wenn er fort war,

wurde er weidlich ausgelacht: die Herrlichkeit dauerte aber nicht allzulange, heute ist derselbe ein verlottertes Individuum, von welchem niemand mehr Notiz nimmt.

Wir stehen heute unter dem Zeichen des „Suffes“, aber niemand will etwas davon merken, und wenn dieser so progressiv fortschreitet, wie bisher, so wird die Zeit nicht allzufern sein, wo die mittleren Stände verproletarisiert sein werden, aber nicht, wie die Arbeiterverführer und Agitatoren meinen, durch die Ausbeutung, durch das Großcapital, nein, durch den Suff und was drum und dran hängt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

J. L.

Der Pflug entehrt.

Eine Zuschrift.

Im Laufe des verflossenen Frühjahres las ich einen Zeitungsbericht, worin mitgetheilt wurde, dass gegen einen Reserve-Officier, welcher während den Ferien auf der Besitzung seines Bruders Dünger aufgeladen hatte, die Disciplinaruntersuchung im Zuge sei, und, wenn es sich als wahr herausstelle, dieser sein Verbrechen mit dem Verluste der Officierscharge sühnen müsse, weil es sich nicht mit der Ehre eines Officiers vereinbare, solche Arbeiten zu verrichten. — Also, da hat man nun den officiell verkündete Wahrspruch: „Der Pflug entehrt“! Unwillkürlich möchte man fragen, wie es sich mit der Ehre eines Officiers vereinbare, aus dem Staatshaushalt, welcher doch zum guten Theile aus der Arbeit des Grund und Bodens, mithin auch des Düngerladens entspringt, seinen Lebensunterhalt zu beziehen. Bevor noch der Officier säbel- und sporenklirrend durch die Gassen marschieren konnte, musste der Bauer schon lange mit Düngerwagen und Pfluge für dessen Unterhalt im Schweiße des Angesichts schaffen, und nun kommt der Lohn in Form einer officiellen Erklärung: „der Bauernstand ist ehrlos“. — Ist denn diese Officiers-Ehre etwas specifisch Eigenthümliches und bringt sie der Officier schon mit auf die Welt wie ein Muttermal?

Alles, was der Mensch bedarf, entstammt dem Boden, und die Form, wie er es bedarf, setzt eine Menge Arbeit und Mühen voraus. — Nur die schmählich sich überhebende und über jedwedes göttliche und natürliche Gebot hinwegsetzende Herrsch- und Bedrückungssucht konnte in früheren trostlosen, unfreien Zeiten derartige Ehrbegriffe zeitigen und zu Missgeburten der Denkungsart ausreifen lassen, welche noch immer, trotz Edison und Röntgen, nicht zu beseitigen sind.

In unserem Zeitalter, in unserem „modernen“, constitutionellen, freiheit- und fortschrittlich sein wollenden Staaten, mit einem Vertretungskörper, welcher sich Volksvertretung nennt, muss es einen überhaupt wundern, dass derartige Grundsätze aus der Herrschaft Ludwigs des Vierzehnten noch bestehen, denn: wäre der betreffende Stand ein in sich selbst abgeschlossener Aristokratenstand, welcher sich selbst erhält, dann könnte man sagen: pflanzt euch die absurdesten Ehrbegriffe so fest wie ihr wollt, in die Gehirne, es kostet uns nichts, aber bei der heutigen Lage der Dinge, wo die Armee ungeheuere Opfer verschlingt, darf das Volk nicht noch selbst zu Opfern falscher Ehrbegriffe werden.

Unsere approbierten Schul-Lesebücher enthalten Aufsätze, worin die Arbeit, der Fleiß gepriesen werden, in unserer Religion wird die Armut, die Arbeit geradezu verherrlicht, die Geisteskönige aller Völker haben die Arbeit und die Freiheit gefeiert, die National-Ökonomen machen die Arbeit zum Maßstab aller Werte — und da kommt im Jahre 1896 jemand und macht die Arbeit — unehrlich; der Säbel

mit dem goldenen Porteepee sei nur berechtigt, die Ehre, und zwar die Ehre Nummer eins zu führen. Wenn ein Reserveofficier zum Zeitvertreib und vielleicht, weil es ihm Spaſs macht, auch einmal die Arbeit seiner Angehörigen kennen zu lernen, Dung auf den Wagen ladet, so ist das eine Sache, welche vernünftigermaßen niemanden außer ihm etwas angeht, weil ja niemand dadurch Schaden oder Gefahr leidet; wenn sich nun der Stand herausnimmt, darüber zu richten, so ist das ein Privilegium, welches an manches Schöne von weiland Absolutismus, Leibeigenschaft, Folter und Scheiterhaufen erinnert, aus welcher Epoche es ebenfalls stammt.

Darf man sich da angesichts solcher Thatsachen über die Unzufriedenheit des Bauern- und Arbeiterstandes noch wundern? Müssen der Bauer, der Arbeiter nicht alle Liebe zu seinem ohnedies beschwerlichen Berufe verlieren, wenn sie sehen, wie der Hände Arbeit verächtlich und ehrlos gemacht wird? Ist es nicht genug, selbst auf den Höhen des Lebens zu stehen, muſs man den tief Stehenden den Abgrund zeigen, in welchem sie ihr ganzes Leben kummer- und mühevoll hinfristen müssen?

Müssen da dem Volke, dem armen steuerzahlenden Volke, nicht allerlei Gelüste wachwerden, einmal den Spieß umzukehren? Will man denn niemals zur Erkenntnis kommen, daſs der Bauer, der Arbeiter, der Dienstbote, auch sozusagen Menschen sind und daſs ein geschickter Arbeiter, ein redlicher, fleißiger Dienstbote im großen Haushalte, Staat genannt, weit wichtiger und nützlicher ist, als mancher ordengeschmückte Hofrath. Man lamentiert über das Anwachsen des Socialismus, thut aber nichts, um die Gegensätze zu mildern; auf der einen Seite macht man fragwürdige Reformversuche, auf der anderen frischt man Privilegien aus dem sechzehnten Jahrhunderte auf.

Josef Lange.

Der Bauer und die Wildschäden.

Der Bauer und seine Interessen sind bei unserem bisherigen Parlamentswesen ganz unverantwortlich schlecht weggekommen. Die liberalen Herren haben zwar viel gesprochen, mit Ernst aber nichts durchgeführt. An diesen Umstand knüpft ein sehr treffender Aufsatz von J. K. Lecher, den wir in der „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“ finden. In diesem Artikel, dem das Folgende entnommen ist, heißt es: Der kleinste nationale Krakehl, der Kampf um eine nationale Schule, um ein nationales Bezirksgericht, konnte das Reichsparlament und die zunächst betheiligten Landtage während mehrerer Sessionen in kampflustiger Erregung erhalten und entscheidend werden für Fragen der Machtstellung im Reiche und im Lande. Die vitalsten Interessen der Bauernschaft aber fanden geringe Beachtung. Nur für die Fragen des landwirtschaftlichen Unterrichtes traten die liberalen Parteien allezeit und überall wohlwollend ein. Im übrigen beschränkte sich ihre fördernde Thätigkeit den agrarischen Angelegenheiten gegenüber auf Maßregeln von Fall zu Fall.

Von großen bahnbrechenden Reform-Ideen war da beim besten Willen blutwenig zu entdecken. Was in dieser Richtung wenigstens angeregt, wenn auch nicht ausgeführt worden ist, geschah von conservativer Seite, und das selbstverständlich auch im Sinne einer conservativen Socialpoltik, die wieder auf Einrichtungen zurückgreifen möchte, welche die moderne Gesellschaft in ihrem rasch fortschreitenden Entwickelungsgange denn doch bereits glücklich überholt hat. Wie ungelenk und verständnislos man den Forderungen der Gegenwart und der Zukunft in beiden großen Parteilagern gegenüberstand und heute noch steht, das zeigen als ein recht drastisches Exempel unsere Jagdgesetze. Sie alle sind schwächliche Compromisse

zwischen Anschauungen, die noch aus der Feudalzeit stammen, und der modernen Staats- und Gesellschaftsordnung. Immer reitet noch Hackelberg, der wilde Jäger, durch die Paragraphe dieser Satzungen, welche bureaukratische Fürsorge und parlamentarischer Advocatenwitz zusammengestellt, corrigiert und amendiert, votiert und zur Sanction gebracht haben. An Stelle des alten Jagdregale, der Grundherrschaften ist allerdings für die Bauerngemeinden das eigene Jagdregale, das Eigenthumsrecht an der Jagd getreten. Die Gemeinden können dieselbe, wenn sie, was ja äußerst selten der Fall ist, nicht selbst die Jagd ausüben wollen, auf ihrem Gebiete verpachten. Letzteres darf als die Regel angenommen werden. Und da ist dann die Ausübung der Jagd seitens der Jagdpächter gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, welche scheinbar beiden Theilen, den bäuerlichen Verpächtern, wie den zeitweiligen Jagdpächtern gerecht werden, Sonne und Wind nach Billigkeit zwischen ihnen theilen. Jedes dieser Jagdgesetze hat seine Bestimmungen über die Wildschaden-Entschädigungen an die Landwirte. Hört man hierüber die Jäger, so wären diese Bestimmungen unerträglich hart, hört man die Klagen der Landwirte, insbesondere die der Weinbauern und Obstzüchter, so würden auch ihre bestbegründeten Forderungen auf Wildschadenersatz niemals genügend berücksichtigt, käme bei der Weitläufigkeit des Verfahrens bei der Schadenermittlung und bei der einseitigen Auffassung der jägerfreundlichen Commissionen der Landmann beinahe immer in Nachtheil. Die Jagdfreunde fertigen diese Beschwerden rasch mit der Bemerkung ab, der Bauer sei eben niemals zufrieden, wo er die Herrischen als seine Wurzen betrachte. Das gegenwärtig vorliegende Gesetz nimmt es mit der Wildschaden-Entschädigung ernster als die bisherigen Satzungen ähnlicher Art. Ja, hörte man in jüngster Zeit die Stadtherren, die zu ihrem Jagd-Rendezvous auf das Land hinauskamen, so wären einige der in dem Entwurfe enthaltenen Bestimmungen so drückend für den Jäger, dass der Fortbestand der bisherigen Jagdherrlichkeit dadurch in Frage gestellt würde.

Viele hier mitwirkende Elemente stehen unter dem ererbten Banne der Jagdromantik, des Jagdsportes. Die Bauernschaft in den Landgemeinden wiederum, die frei sein mag von derartiger Romantik, soweit sie nicht in das Capitel von Wildschützen hineinschlägt, steht unter dem Banne des Bargeldes, das der Jagdpacht in die Gemeindecasse bringt. Die reichen Herren aus der Stadt zahlen ihr Jagdvergnügen sehr theuer, und in der Nähe der Großstadt und der großen Städte gibt es manche Zwerggemeinde, für welche der Jagdpacht ein Viertel, ja mitunter ein Drittel der gesammten Einnahmen bildet. Ungeachtet diese Thatsache uns wohl bekannt ist, wagen wir doch die Behauptung, dass in der Regel Jagdpacht und Wildschadenvergütung den wirklichen Schaden, den das Wild und dessen rationelle Hegung in den bäuerlichen Gemeinde-Jagdgebieten anrichtet, lange nicht aufzuwiegen vermögen.

Es wäre endlich einmal an der Zeit, dieser Frage nahe zu treten, sie nach allen Richtungen hin zu untersuchen und gründlichst zu prüfen. Nicht, was der Hase im Weingarten, im Obstanger, im Krautacker Schlimmes anstellt und — die Bestie ist wahrlich so verrucht, wie es der ehrsame Pfahlbürger in der Stadt auch nicht im Entferntsten ahnt — nicht, was das Reh im Saatgetreide, in jungen Obstanlagen vernagt, was die Hirsche im Walde freveln, ist das Ärgste, sondern was die sogenannte rationelle Wildhegung an Störung in den Haushalt der Natur bringt. Der Jäger vertilgt systematisch alles Raubgethier, das in den Lüften fliegt und auf vier Beinen läuft. Nun bildet aber das Jagdwild, dem zuliebe dieser unausgesetzte Ausrottungskrieg gegen die Füchse und Wiesel, gegen die Sippe der Eulen und Geier geführt wird, einen verschwindend kleinen Antheil der Nahrung dieses Raubzeuges. In wildarmen Gegenden kommt es kaum, in wildleeren gar nicht in Betracht. Dort

ist das fliegende, laufende und kriechende Raubunthier vorwiegend auf die kleinen Nager angewiesen. Die „Räuber“ sind die von der Natur bestellten Mäusevertilger, sie lassen die Mäuseplage, die Zeiselwühlerei nicht aufkommen. In Gegenden, in denen man den Fasanen und Rebhühnern zuliebe und um das zarte Leben jugendlicher Häslein zu schirmen, den besten unserer wilden Mäusefänger, das Wiesel, ausgerottet, stehen die Obstzüchter der unterirdischen Zerstörungsarbeit der Wühlmäuse rathlos gegenüber. Mitten im Hochsommer verdorrt da plötzlich eine ganze Zeile bereits in aller Fülle des Ertrages stehender junger Obstbäume in wenigen Tagen. Ein Sturmwind legt sie um, und zieht man sie aus dem Boden, so hat man nur mehr einen kahlen Wurzelstock, wie mit einem Böttchermesser beschnitten. Alle dicken Wurzeln sind abgenagt. Dass beispielsweise die Füchse nicht bloß eifrige Mäusefänger, sondern, wenn die Noth sie treibt, auch fleißige Insectenvertilger sind, dass sie sich auch mit Heuschrecken und ähnlichen Kerfen ihren Magen füllen, wenn sie keine warmblütige Beute erhaschen können, ist bekannt.

In welchem Jagdgesetze wird all dieser indirecte Wildschaden nur erwähnt, wo und wie wird dieser indirecte Wildschaden vergütet? Man komme uns nicht mit der Einwendung, die immer in ähnlichen Fällen vorgebracht wird, dass die Erträgnisse der Jagd, die Fleischproduction als Äquivalent ins Gewicht falle, mit dem Hinweis auf die Thatsache, dass in Wien allein nahezu zwei Millionen Kilogramm Wildfleisch verzehrt werden. Die Kosten der Production dieses Fleisches sind in gar keinem Verhältnisse zu seinem Werte, ganz abgesehen davon, dass ein großer Theil dieses Wildes von den herrschaftlichen Domänen aus großen geschlossenen Jagdgebieten kommt, in deren Wirtschaft, soweit sie reine Privatangelegenheit ist, sich Stadt und Land nur dann einzumischen haben, wenn öffentliche Interessen geschädigt werden.

Diese kommen auch auf den großen herrschaftlichen Jagdgebieten, bei den Jagdlatifundien gar sehr in Betracht, sobald das „Bauernlegen“ von Jagdherrschaften betrieben wird. Wenn von ostelbischen, von preußischen, von mecklenburgischen Junkern die Rede ist und vom Arrondieren ihrer Rittergüter durch Aufkauf kleiner Bauerngüter, so fand die Klage der Liberalen in den Berliner Volksvertretungen allzeit ein lautes Echo bei den Liberalen hierzulande. Für das „Bauernlegen“ zum Zwecke der Arrondierung älplerischer und voräplerischer Jagdgebiete hatte man bei uns zulande aber keine mitfühlende Schmerzempfindung. Nur ganz vereinzelte Stimmen wurden im Reichsrathe darüber laut, und nur im Klagenfurter Landtage wurde im verflossenen Jahre vom Bischof Dr. Kahn ein Antrag gestellt, der dem Bauernlegen für Jagdzwecke einen Riegel vorschieben sollte. Diese Frage hätte auch für Niederösterreich eine ganz actuelle Bedeutung — in der Jagdgesetzvorlage wird sie aber nicht berührt. Hoffentlich findet sich auch unter der Majorität der eine oder andere Abgeordnete, der, wenn die Vorlage zur Debatte kommt, diese wichtige Frage aufgreift. Will er über dieselbe genaueren Aufschluss erhalten, so kann er ihn sich aus Roseggers Roman: „Jakob der Letzte“ holen. Für die kleine Gruppe der Socialpolitiker ist es verdammte Pflicht und Schuldigkeit von parteiwegen, sich bei diesem Anlasse gegen das „Bauernlegen“ zum Vergnügen großcapitalistischer Nimrode zu rühren.

z. k. l.

Gegen die Feinde unserer Vögel.

Das Gegenwärtige ist gerade wieder einmal kein „Originalbeitrag“. Wir freuen uns sogar darüber, dass er bisher schon vieltausendfach vervielfältigt wurde. Wir drucken diesen Aufruf der Vogelfreunde ab, weil derlei nicht oft genug gesagt werden kann und aus Liebe zu den lieblichsten Wesen der Schöpfung, die in Gefahr stehen, von einem wahnsinnigen und brutalen Menschentreiben ausgerottet zu werden.

Seit zehn Jahren ertönt in der ganzen weiten Monarchie der verzweifelte Klageruf einsichtiger Menschen: „Helfet der Vogelwelt, errettet die Vögel vor gänzlicher Vernichtung! Erlasset endlich ein wirkliches Vogelschutzgesetz, stoßet das bisherige mangelhafte um, sehet ab von dessen mangelhafter Beachtung und bildet Vereine, damit dieser Schädigung unserer landwirtschaftlichen Zustände, unseres Nationalreichthums endlich Einhalt gethan werde!“

Der Vogelwelt muss geholfen werden. Wandelte man in früheren Jahren durch die Felder, so sah man die Lerche, diesen herrlichen, diesen einzigen Vogel, der fliegend seine köstlichen Lieder aus der kleinen Kehle in den Äther hinausjubelt, in ganzen Scharen dahinziehen, man fand zahlreich die Wachtel, diesen unermüdlichen Vertilger der Heuschrecken und der Getreidekäfer, man erfreute sich an der großen Schar der Schwalben. Glückbringend erschienen sie dem Landmanne, gerne duldete er sie als Hausgenossen, wusste er doch, welches Heer von Ungeziefer vertilgt wurde! Im Walde tönte einem allüberall fröhlicher Gesang, liebliches Zwitschern entgegen. Und heute? Lerche und Schwalbe sind spärlich geworden, und in den sonst sangesvollen Wäldern herrscht meist banges, ödes Schweigen. Die Poesie des Waldes und des Feldes ist dahin, statt dessen streckt in schauerlicher Weise das schwarze Gespenst der Vernichtung seine verderbliche Hand aus. Die Nonne verwüstet unsere Wälder, neben ihr der Borkenkäfer und der Eichenprocessionsspinner. Tausende von Insecten und Raupengattungen treten in den Gärten die Herrschaft an und bereiten unserem Landmanne gar bange Stunden. Welch ein unheimlicher Blick in die Zukunft! Wird die Vernichtung der Vogelwelt so fortbetrieben wie bisher, dann können wir ja in zwanzig Jahren gar keine Vögel mehr haben! Bisher haben die kleinen gefiederten Sänger als unsere besten landwirtschaftlichen Arbeitsgehilfen das Ungeziefer rastlos, klaglos und ohne Entschädigungsansprüche vertilgt! Und wie erfolgreich waren sie dabei! Man hat ausgerechnet, dass eine einzige Meise in zwanzig Tagen zweihunderttausend Raupeneier vertilgt, mancher der Kleinen hat soviel Ungeziefer täglich verzehrt, als er selbst wiegt, und eine einzige Starfamilie täglich soviel wie das Gewicht von mehreren hundert Schnecken ausmacht. Wie nun, wenn diese unentgeltlichen Arbeitskräfte von Menschen in seiner Kurzsichtigkeit und in seiner Verfolgungswuth vernichtet werden! Wie viele Millionen von Taglöhnern sind nöthig, um das Ungeziefer zu tödten: wo ist denn der Gelehrte, der den äußersten Zweig eines Baumes vom Ungeziefer reinigt? Thörichtes Geschlecht, das so die Segnungen der wunderthätigen Schöpfung blindlings zerstört. Wie blind ist doch unsere materialistische Zeit! Den Büffel hat man in Nordamerika glücklich mittelst schauerlicher Schlächtereien ausgerottet, den Walfisch, die arme Robbe, das harmlose Känguruh auf den Aussterbe-Etat gesetzt; bald wird infolge der schnöden Habgier der afrikanische Elefant verschwunden sein, und wir — wir streben danach, die gefiederten Sänger, die besten und billigsten Arbeiter unserer schwergeprüften, um das tägliche Brot kümmerlich ringenden Landleute zu vernichten.

Unsere Monarchie ist vor allem in zweifacher Beziehung ein Massengrab der armen Vögel. Wenn unsere Vögel im Herbste dem Süden zuziehen, lauert ihnen die ganze Bevölkerung von Südtirol und Dalmatien auf. Mit allen möglichen Mordinstrumenten, mit Netzen der verschiedensten Art, auf die raffinierteste Weise sucht man

die Wanderer anzulocken, zu überfallen und in möglichst großer Zahl zu massacrieren. Wie entsetzlich, wie herzerschütternd, dass der Mensch in seiner Grausamkeit, Roheit und Gefühllosigkeit arme Lockvögel verwendet .. Mit glühendem Draht sticht der Südtiroler den armen Finken die Augen aus, zieht ihnen Zwirnsfäden durch die Nase und veranlasst sie, durch den so erregten Schmerz sich zu bewegen und Laute von sich zu geben. Und nicht etwa der italienische Bauer Tirols allein treibt dergleichen, nein, die Intelligenz geht mit dem verabscheuungswürdigen Beispiele voran. Jeder der Honoratioren hat außerhalb der Stadt seine Roccoli, seine Vogelherde. Das Netz wird gespannt, die ermüdeten Vögel lassen sich nieder, ein Pfiff ertönt, und die Vögel flattern ins Netz, dann kommt der reiche Villenbesitzer, der Bürgermeister oder der Herr Beamte und dreht den Vögeln den Hals um, bis er genug beisammen hat, um seine Bekannten zum Vogelschmause und zur Zecherei einzuladen. Ja noch mehr! Die edelsten, reichsten und angesehensten Damen Südtirols sitzen selbst am Vogelherd, sie drücken selbst mit ihren zarten, weißen Fingern unseren Zugvögeln, unseren zappelnden Sängern den Kopf oder die Brust ein. Wen ergreift da nicht Entrüstung! Und bittet man, sie mögen derartiges lassen, so lachen sie und rufen: „Was euch nicht einfällt, das ist ja unser Herbstvergnügen!"

Die Verwüstungen sind furchtbar. Im Trentino allein werden täglich zehntausend Tannenmeisen getödtet, im Ledrothale jährlich eine halbe Million Vögel, über das Etschthal und die Parallelthäler fehlen Angaben, in Dalmatien aber liegen Schwalben, Rothkelchen, Finken, Meisen, Drosseln in ganzen Haufen zum Verkaufe. Und die Gesetze? Das sogenannte Vogelschutzgesetz schützt die Vöglein in Steiermark, Böhmen, Mähren u. s. w., nur in Südtirol, wo sie eben millionenweise gegessen werden dürfen — ein Gaumenkitzel! Ist das nicht ein Hohn für viele Millionen Menschen, ein Hohn für uns? Wir müssen die Vögel schonen, damit sie von einer Handvoll Menschen in jauchzender Mordlust vertilgt werden können. Dies zu ändern, muss die wichtigste Aufgabe des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde sein, es gilt, den Reichsrath zu veranlassen, dass er wirkliche Vogelschutzgesetze, keine Preisgebungsgesetze erlasse, und diese müssen überall beachtet werden. Geschieht dies, dann können wir auch fordern, dass das Königreich Italien unserem Beispiele folge. Und geschehen kann es nur, wenn unser Gedanke, unser Streben von der ganzen Bevölkerung unserer Monarchie gebilligt wird, wenn sich jeder uns anschließt.

Ein zweiter Hauptpunkt ist der Modebrauch. Er erfordert alljährlich Millionen und Abermillionen von Vogelleichen zum Hutputz. Was in den südlichen Ländern nicht gegessen wird, das wandert nach Paris und London, um dort der Mode zu dienen. Seit dreißig Jahren wächst der Brauch. England allein braucht jährlich fünfundzwanzig Millionen Vogelleichen, unsere Culturwelt hundert Millionen; zweitausend Millionen sind dieser Mode seit wenigen Jahrzehnten geopfert worden. Eine grauenerregende Zahl! Den Colibris, diesen herrlichen Tropenbewohnern, zieht man sogar, damit der Glanz des Gefieders erhalten bleibe, bei lebendigem Leibe die Haut ab! Wir wollen hier nicht auf das Unschöne des Tragens von Vogelleichnamen verweisen, stellen uns vielmehr auch hier wieder auf den national-ökonomischen Standpunkt und fragen, ob es denn klug von uns ist, dass wir blindlings den Speculationen gewissenloser englischer und französischer Händler unser gutes Geld opfern? Man kaufe fortan keine todten und zudem der Gesundheit schädlichen, weil mit Arsenik präparierten Vögel als Hutschmuck mehr, und das Geld bleibt im Lande.

Neben all dem gibt es gar vielerlei zu beachten. Wir sollen unsere nützlichen Vögel — den schädlichen wollen wir nicht die Stange halten, sie sind oft Feinde der nützlichen — hegen und pflegen, wo wir nur können, wir sollen ihnen Nistplätze verschaffen, Nester, Wohnungen und Futterplätze anbieten, wir sollen und wollen

danach trachten, dass die Zucht und das Halten des Geflügels und der Stubenvögel richtig geübt werden, wir wünschen den Eisenbahntransport der Vögel zu regeln, wir wollen vor allem auf das Gemüth der heranwachsenden Generation veredelnd einwirken. Bei solchem Unternehmen soll uns jeder unterstützen! Wir verlangen ja so wenig und sind für das Kleinste dankbar! Insbesondere aber erhoffen wir Unterstützung von all jenen, die unser Streben begreifen und denen es ja direct oder indirect Nutzen bringen muss; vor allem von der hohen Geistlichkeit. Ein Wort des Geistlichen zu rechter Stunde wirkt Wunder und stiftet Segen. Wir rechnen auf die Lehrerinnen und Lehrer, auf die Gemeindevorstände, auf die Gärtner, auf jeden Ökonomen. Wir sind ferner sicher, dass unser Streben von allen Verschönerungsvereinen gebilligt und unterstützt werden wird, ebenso von allen landwirtschaftlichen Bezirksvereinen und von den Zuchtvereinen. An alle richten wir die Bitte um Entgegenkommen.

Da wir nur zwanzig Kreuzer als Jahresbeitrag begehren, so stellen wir an alle, alle mit guten Gewissen die Bitte:

Tretet dem Österreichischen Bunde der Vogelfreunde bei und bleibt ihm treu!

Der Vorstand des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde.

Gräfin Anna Buttler, geb. **Gräfin Stubenberg**, Ehren-Präsidentin; **M. von Schram**, General-Majors-Witwe, Präsidentin; **M. Wolter Edle von Eckwehr**, k. u. k. Oberstlts.-Gattin in Judendorf, Vice-Präsidentin; **M. von Balzberg** in Ischl; **Hertha Bayer**; **Dorothea Edle von Brühl** in Triest; **Martina Hofmann**; **Gräfin Seyssel d'Aix**; **Elise Ullrich**. — **Th. Arbeiter**, Lehrer; **Rudolf Bergner**, Schriftsteller; **Friedrich Hofmann**, Architekt; **F. Wieser**, k. u. k. Hauptmann i. P.; **J. Zwölfpoth**, k. u. k. Finanz-Rechnungs-Revident.

Einsame Gedanken.

Ich bin so müd, wenn auch des Frühlings Wehen
Die dufterfüllte, warme Luft durchzieht.
Was ist der Frühling mir? – Ein Wahn, der flieht,
Ein holder Traum von Werden und Vergehen!
Sind nicht die Blumen, die in Farbe glühten,
Entstanden aus den Leichen todter Blüten?

So heiter schön das Leben draußen spricht,
Die helle Pracht macht nur mein Herz erschauern.
Es gibt in der Natur kein echtes Trauern,
Ein jedes zieht sein eig'nes Ich ans Licht.
Als wir die neuen Knospen froh begrüßten,
Wer dacht' an jene Leben, die dies büßten?!

Wohl kehrt, von eis'gem, starrem Tod vernichtet,
Der Frühling wieder, sonnig, schön und jung,
Vergessend düsterer Erinnerung
Und stolz der Pracht, die er der Welt errichtet.
Vergang'ner Blüten soll' man nicht gedenken,
Er will uns neue, will uns schön're schenken!

Und feig, in Angst, ein grauses Bild zu schauen,
Verhüllet auch der scheue Mensch sein Haupt
Und fürchtet, dass man ihm das Einz'ge raubt,
An das er sich noch klammert in Vertrauen,
Und hat den Muth nicht, ohne weich zu klagen,
Sich stolz der Wahrheit strengen Spruch zu sagen.

Warum so feig? — Es hat uns die Natur,
Was wir genießen, alles frei gegeben,
Die schöne Erde und das liebe Leben.
Es ist ja recht und billig, dass sie nur
Den Einsatz fordert, den sie einst geliehen:
Verwelkte Blätter für ein neues Blühen!

Drum sollten wir es stolz und heiter wagen,
Dem Tod auch ohne Wahn ins Aug' zu seh'n.
Ist denn ein ew'ger Schlaf nicht himmlisch schön?
Und stärker, kühner wird das Leid getragen.
Wir finden stille Ruhe, heil'ge Klarheit
Im vollen Lichte jener starken Wahrheit.

Und wenn wir später muthlos, lebensmüde
Vom dumpfen Treiben, das da endlos rauscht,
Wenn unser Ohr den Stimmen nicht mehr lauscht,
Die wir vernommen einst im Klang der Liebe,
Wenn uns're Lebensgeister sich entfärben, —
Dann lasst uns ruhen, lasst uns furchtlos sterben!

Hela Balder.

Bücher.

Gestalten des Glaubens. Culturgeschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. Zweiter Band. (Leipzig. C. G. Naumann. 1897.)

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes ist vor kurzem in diesen Blättern besprochen worden. Rasch ist ihm der zweite Band gefolgt, in welchem unter anderem gezeigt wird, dass religiöse Irreführungen stets das sittliche Mündigwerden der Völker gehindert haben. Wohl mit zielbewusster Absichtlichkeit werden in diesem Buche zum erstenmal mythische und religionsgeschichtliche Gestalten verglichen. Der Abschnitt über religiöse Erbschaften sowie über die Gemeinsamkeit des Mythen- und Dogmenbesitzes dürfte manchem einiges Überraschende bieten. Wenn der Verfasser die Vorurtheile von dem nothwendigen Zusammenhange der Sittlichkeit mit der Religion zu zerstreuen sucht, so glaube ich, muss man ihm recht geben. Dass die Religion (natürlich die im Alltagssinn verstandene) den Menschen besser macht, wird durch die Geschichte und durch unendlich viele Beispiele aus unserem Leben widerlegt; aber glücklicher macht sie ihn, einen inneren Halt und Muth gibt sie ihm, eine besondere Kraft zur Vollführung besonderer Aufgaben. Und darin liegt wohl die Ursache der sonst unbegreiflichen Erscheinung, dass Religionen bei keinem Volke, besonders zur Zeit der Entwickelung, entbehrt werden konnten.

In dem Abschnitte über Christus kann ich mit dem Verfasser nicht vollends einverstanden sein. Er findet den Rath fatal, dass der auf die rechte Wange Geschlagene auch die linke hinhalten solle, oder dass die Hand, die Ärger gibt, abgehauen werde, oder dass man den Feind liebe und ihm Gutes thue. — Ich weiß, dass viele sich an diesen Aussprüchen stoßen. Ich finde mich leicht mit ihnen ab. Christus hat als Volksprediger gerne in Parabeln und Hyperbeln gesprochen. Der hochmüthigen, brutalen Menschheit sagt man wegen der Demuth und Selbstbescheidung nicht leicht zu viel, es ist nicht zu fürchten, dass sie solche Lehren wörtlich befolgt, um zu degenerieren, aber im Gedächtnisse bleiben sie doch, zur Besänftigung tragen sie auch bei, und wenn die wenigen, die obigen Lehren buchstäblich nachgelebt haben, darin ihr inneres Glück gefunden haben, so ist das nur erfreulich. Anderwärts ist nichts zu versäumen. Die sogenannte Vernunft und das Wissen geht ja auch aus nichts anderem hervor, als aus dem armen menschlichen Gehirne, das doch von den Materialisten des absolut geistigen Wertes gänzlich beraubt worden ist.

Im übrigen sind die „Gestalten des Glaubens“ als eine kritische Betrachtung von hohem Werte, besonders gegenüber den unduldsamen, vorurtheilsvollen Auslegungen, die im Vereine mit der Gewalt schon so viel Unglück angerichtet haben! Officielle Religionen sind nicht die richtigen; erst wenn Religion sich mit freier Selbstbestimmung, mit Duldung paart, kann sie lebendig sein, zur gesellschaftlichen Entwickelung der Menschheit beitragen und selbst den modernen Menschen innerlich stärken und beglücken.

Und dieser Religion — dem unausgesetzten Streben, einem hohen sittlichen und schönen Ideale nahezukommen, das ich Gott nenne — ist der Verfasser, soweit ich ihn verstehe, nicht abhold. Dieses Ideal, dieses Gotthum aber ist nur anstrebenswert, wenn es eine wohlthätige Rückwirkung auf uns hat, mit anderen Worten, wenn es uns gnädig ist. Und so kommen wir auf anderem Weg zu jenem einen Ziele, in dem alle, die guten Willens sind, sich endlich finden.

Der crasse Atheismus, der dem Werke Svobodas nachgesagt wird, ist also lange nicht so schlimm, als ein pharisäerhaftes Vorurtheil etwa laut zu machen beliebt. Man muss nur einen Sinn zur Anerkennung aller Eigenarten haben, man muss nur Abweichungen, die dem Befangenen vielleicht als Irrthümer erscheinen, deswegen nicht gleich zum Feuertode verurtheilen, weil wir dann ja nicht sicher wären — selbst von anderen verbrannt zu werden.

Jedenfalls ist in Svobodas Werk, das nur für Gebildete passt, der eines Blutzeugen würdige Freimuth auf das höchste zu achten. Ein weiterer großer Vorzug des Buches besteht in der Unmenge geschichtlicher und ethnologischer Thatsachen mythischer und religiöser Natur, wie sie kaum je in einem anderen Werke so reich und systematisch zusammengetragen sich finden. Weitaus das Bedeutendste in den „Gestalten“ ist die philosophische Höhe der sittlichen Weltanschauung, die im schärfsten Gegensatze steht nicht bloß zu den kirchlichen, sondern auch zu den politischen und socialen Zuständen unserer trostlosen Tage. R.

Ein Lied von der Menschheit. Hymne von Stephan Milow. Zweite, wesentlich veränderte Auflage. (Heidelberg. G. Weiß. 1896.)

Ein rascher und kühner Ritt auf dem Pegasus durch die Weltgeschichte. Ein bos-

hafter Recensent, vielleicht gereizt durch einige formelle Mängel und Plattheiten, hat das Gedicht eine geschichtliche Correpetition in Versen genannt. Es ist freilich wohl mehr! es ist ein hohes Lied von dem so unseligen und so göttlichen Geschlechte. Im Anfang, welche Idylle vom mythischen Paradiese:

Hier träumt die Menschheit abgeschlossen,
Des eig'nen Selbst noch kaum bewusst,
Vom warmen, klaren Licht umflossen,
Der Kindheit Traum mit reiner Brust.
Noch arglos heiter, unbefangen,
Nicht irre strebend voll Verlangen,
Nicht grübelnd, mit sich selbst entzweit,
Und was rings lebt, ist ihr gefeit.
Sie betet vor der Lotosblume,
Sie netzt sich in des Ganges Fluten,
Gleich einem großen Heiligthume
Schaut sie das All in milden Gluten.
Und heilig ist ihr Thun,
Sie kennt nicht Durst nach Thaten,
Sie schaut die sprössenden Saaten
Und preist andächtiges Ruh'n.
Ihr fehlen stolze Helden,
Doch fehlt ihr auch blutiger Zwist,
Von ihr bleibt nichts zu melden,
Weil sie unschuldig ist.

Bald klingt's anders, „wir legen der Menschheit Schuldbuch an, genannt Geschichte". Dann die Epochen der orientalischen Völkerentwickelung voller Blut und Graus. Noch einmal hellt es sich. Griechenland. Die Sonne Homers!

O welche Milde
In diesem Bilde!
Hier seh'n wir die höchsten Beiden,
Die sonst sich meiden,
Vereint einem Volke beschieden:
Die Kraft und den Frieden.
Kein Held, abwehrend böse Dränger,
Kein Weiser, Bildner, Werkner, Sänger
Vollendet uns allein die Welt,
Sie können's alle nur gesellt.
Ob einzelne auch höher ragen,
Der Antheil aller muss sie tragen.
Drum wollen wir auf keinen weisen,
Um als den Größern ihn zu preisen;
Lasst uns nur schau'n im Wunderglanze
Das schöne Ganze.

Dann ein Blick nach Palästina:

Hier lebt in wundersamer Art
Ein Hirtenvölkchen, friedlich geschart,
In nichts den Nachbarvölkern gleich,
An inn'rer Fülle wunderreich.
Er hangt begnügt am Nächsten noch,
Und trägt sich mit dem Höchsten doch.
In allem schlichten Sinnes nur,
Doch auch zu Thaten kräftig,
Vollbringt der Mann, treu der Natur,
Sein Tagwerk still geschäftig.
Der Vater befiehlt den Kindern
Und achtet sich selbst als Mindern,
Erscheint das Haupt der Gemeine;
Doch als das Größte, Eine,
Der allen gebeut, den alle loben,
Thront stolz Jehovah oben.
Was der Hebräer je beginnt,
Was immer er im Tiefsten sinnt,
Nur aus Jehovah fließt sein Denken,
Ihn zu Jehovah zurück zu lenken.
Sein ganzes Sein ist Gottesgefühl,
Sein größter Stolz sein Gott;
Er hat dem fremden Völkergewühl,
Den fremden Göttern nur Spott.
Der Gott, der alles schuf
Mit seinem Werderuf,
Der Herr der Nacht, der Herr des Lichtes,
Der Gnade und des Strafgerichtes,
Der Segen spendet
Und Leiden sendet,
Der Allergründer,
Der niedersieht,
Vor dem der Sünder
Vergebens flieht:
Das ist sein Gott, der ihn erwählt,
Vor andern erleuchtet und groß zu sein;
Indes die andern Irrthum quält,
Geht selig er zum Himmel ein. —

Das nächste Blatt schon lautet:

Doch als, von Feinden rings umgeben,
Das Volk, bedräut im tiefsten Leben,
Nun einen König sich erkürt,
Dass er's zu Sieg und Ruhme führt,
Da wankt in seiner eigenen Mitte
Sein bester Schutz: die alte Sitte.
Saul säet Zwist und David schändet
Durch Willkür, was er Gutes spendet.
Nur Weises spricht stets Salomon,
Doch macht es seine That zum Hohn;
Er schwelgt bei üppigen Gelagen
Und lehrt Entbehrung still zu tragen;
Er geht in Gold vom Fuß zum Scheitel,
Und ruft: Ach, alles ist doch eitel! —

Dann die Zeit der Römer, das Christenthum in rührenden Tönen, die Völkerwanderung, die Siege der Germanen, besonders schön der Gesang von Karl dem Großen. Das Mittelalter, die Reformation, die Reaction in den Jesuiten und Tyrannen, und die Revolution, „die schrecklichen Nachahmer der einstigen Recken":

Doch endlich reißt die lange Geduld,
Zu hoch gewachsen ist die Schuld,
Die Menschheit bäumt sich wild empor
Und Freiheit! Rache! dröhnt's im Chor.
Wo einst der große Karl gewaltet
Und jetzt Tyrann um Tyrann geschaltet,
Da bricht mit schütterndem Getos
Der Sturm unwiderstehlich los.
Hoch die Vernunft! sie soll uns befrei'n
Und soll uns darum auch göttlich sein.
Was nur gemahnt an die Leidenstage,
Es falle des Hasses wuchtigem Schlage!
So rast die Menge mit tollem Sinn,
Allein zuletzt — wohin? wohin?
Groß ist die Welt nach langem Ringen
Und viel zu wenig gibt's zu verschlingen.
O dass sie nicht
Jetzt vor Gericht
Kann all die Todten rufen,
Die dieses Wehe schufen!
Den Thränen von Millionen,
Dem Klagen, Seufzen, Schmachten,
Nur *einen* König entthronen,
Nur *einen* König schlachten!
Die Rache schreit
Nach Sättigung,
Und endlos weit
Begehrt ihr Sprung.

Als im Jahre 1869 diese Dichtung das erstemal erschien, hatte die Geschichte noch ihr großes Capitel nicht fertig. Die neue Auflage weiß der Deutschen stolzesten Gesang. Welcher Dichter aber kann mit den Siegen der Kriegshelden schließen? Nachdem der vom Ring der Weltgeschichte zurückgekehrte Sänger sich selbst frägt: „Hast du dir aus des Sturms Ge-

walten nichts heimgebracht zu deiner Ruh?" kommt er zum Schlusse: „Nicht im Gewirr des Weltenlebens, ein kleiner Zirkel uns'rer Brust, da liegt der Punkt, um den sich alles dreht." Dann nimmt die Hymne ihren höchsten Schwung über der ringenden Menschheit:

Das Schwert wird nimmer sie vollenden,
Ob es erglüht der Reinste schwingt.
Nein! lautlos muss der Same gleiten,
Ganz lautlos in der Zeiten Grund,
Und ungesehen sich verbreiten,
Einst thut ihn ja die Frucht doch kund.
Abseits vom Strom der Weltgeschichte,
Der mit Gebraus die Weiten füllt,
Und kaum gepriesen im Gedichte,
Vollbringt das Größte sich verhüllt.
Da wirkt, zerstreut in alle Welten,
Ein Häuflein stiller Kämpfer fort,
Es nennt sich nicht, es will nichts gelten
Und ist doch unser aller Hort.
Wer sagt: Das Recht sei nie gebrochen!
Und in der Brust den Dämon würgt,
Der hat ein segnend Wort gesprochen,
Das die Erlösung uns verbürgt.
In jedem, der, sich selbst bezwingend,
Des Bösen Köder von sich wies,
Wird für uns alle, Rettung bringend,
Erkämpft ein Fußbreit Paradies.
Kein Paradies mit Unschuldstagen,
Nicht mehr der Menschheit Kinderglück;
Doch mit Bewusstsein durch Entsagen
Erringen wir das Heil zurück.
Die Wahrheit ist, ob tausend lögen,
Das Gute lebt, wie vieles schlecht,
Und was die Mächt'gen auch vermögen,
Sie wandeln Unrecht nicht in Recht.
Unsterblich ist allein die Liebe,
Der stillen Selbstbescheidung That;
Ob alles, modernd auch zerstiebe,
Sie bleibt als wahre Gottessaat;
Sie lebt im Kleinsten unverloren
Und trotzet jedem Zornesstreich,
In ihr wird ewig neugeboren
Die Hoffnung auf das Himmelreich.

Dieser herrliche Ausklang erhebt das Gedicht zu den schönsten der Hymnen, die vom hochgemuthen Poeten je gesungen worden. M.

Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hango. (Wien. A. Hartleben.)

Hango wird unter den begabtesten Lyrikern Österreichs mit Ehren genannt, sein nach Form und Gehalt bedeutendes Epos „Faust und Prometheus" erregte berechtigtes Aufsehen; nun hat er auch als Dramatiker große Erwartungen befriedigt. Die unglückliche Liebe der Phäakentochter zu Odysseus, dem Göttergehassten, ihre Schuld, indem sie ihn durch die Intrigue ihrer Amme an den väterlichen Herd zu fesseln sucht, und die Buße der Frevlerin bilden die Handlung des Trauerspiels, das in energischer Scenenführung und wahrhaft classischer Sprache abgefasst ist. Das Drama gelangte im Raimundtheater in Wien zur Aufführung, leider in unzulänglicher Darstellung; aber Kritik und Publicum gaben ihm, was ihm gebürt: einen unbestrittenen Ehrenplatz in der modernen dramatischen Literatur.

Die Buchausgabe zeigt eine theilweise Umarbeitung zugunsten der dramatischen und theatralischen Wirkung. Wieviele deutsche Bühnen werden wohl das bedeutsame Werk eines heimischen echten Dichters den Speculationen ausländischer Macher vorziehen?

H. F.

Aus dem bayerischen Wald. Erzählungen von Emerenz Meier. (Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann.)

Die sichere Zeichnung der Gestalten, die anschauliche, lebensvolle Schilderung von Sitten und Gebräuchen der Bayrischwäldler und die leichtfließende Sprache verrathen kaum, welchem Stande der Verfasser dieser herzbewegenden Geschichten angehört. Es ist — ein Bauernmädel aus Oberndorf bei Waldkirchen, das an Werktagen die Hauswirtschaft besorgt, in freien Stunden aber fabuliert, und wahrlich nicht mit der Feder eines Dilettanten. Manch zünftiger Schriftsteller könnte diese Emerenz um die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Darstellungsgabe beneiden; es ist echter Wald- und Wiesenduft in diesen Stimmungsbildern. Die Poesie ist noch nicht versiegt in den Herzen des deutschen Volkes, das so herrliche Lieder gesungen hat. Professor Karl Weiß-Schrattenthal hat als zweiten Band seiner „Dichterstimmen aus dem Volke" vier Erzählungen von Emerenz Meier: „Aus dem Elend", „Ein lustiges Weib", „Der Brechelbrei", „Die Madlhüller" herausgegeben und verdient hiefür ehrlichen Dank, denn er hat damit einen Schatz aus dem Volksgemüthe gehoben. Die Dichterin ist eine erfreuliche und sehr beachtenswerte Erscheinung. H. Fr.

Wiener Stadtgänge. Aus dem Skizzenbuche einer Theerjacke von Johannes Ziegler. Mit Bildern von Koloman Moser. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Freilich kann Eduard Pötzl leicht stolz sein, die Herausgabe dieses Büchleins veranlasst zu haben. Dass ein Norddeutscher, und Johannes Ziegler kam aus Hamburg, nur so wienerisch gemüthlich schreiben kann! Wienerisch gemüthlich in vornehmem Sinne. Es ist ja immer doppelt interessant zu hören, was ein „Ausländer" über uns sagt, besonders wenn's ein ganzer Kerl ist, der Kopf und Herz hat und noch dazu ein Poet ist, der die Localstimmungen auf menschliche Tiefen zurückzuführen weiß. Es sind persönliche Eindrücke aus Wien, das Was ist nichts Neues, das Wie hat es mir angethan. Seit Adalbert Stifter ist über den Stephansthurm nicht mehr so schön geschrieben worden, als in den Capiteln „Wien von oben gesehen" und „Eine Nacht auf dem Stephansthurm". Und wer den Stephansthurm verherrlicht, der hat bei mir gewonnenes Spiel. M.

Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. (Dresden. Pierson. 1897.)

Der Verfasser der vorliegenden Erzählungen und Skizzen ist kein Neuling auf literarischem Gebiete, wir besitzen von ihm schon mehrere Sammlungen erzählender Stücke und namentlich seine in der jüngsten Zeit erschienenen Dorfgeschichten, die vorliegenden mitinbegriffen weisen auf ein starkes Talent, aufgewandte Darstellungs- und Erfindungsgabe. Die Tiroler Geschichten, welche Syrutschek hier vorlegt, zeigen auch deutlich, dass lebendige Originale ihm zum Vorwurfe gedient haben. Neben kleinen Skizzen finden sich tiefpoetisch angelegte und von dem frischen Hauche der Alpenwelt durchwehte Geschichten, deren Gestalten dem Leser plastisch entgegentreten, manche dieser Gestalten weist eine so echte Urwüchsigkeit auf, dass man unwillkürlich zu dem Schlusse kommt, sie müssen dem wirklichen Leben entnommen sein. So in der ganz vortrefflichen Erzählung: „Der Waldfeind.“ Die Figur des alten „Sonnstoaner“, welcher den bösen Waldfrevel begeht in der eigensinnigen Meinung in seinem guten Rechte zu sein. Eine derbe, verbissene Bauernfigur lernen wir auch in dem „Elend-Weibel“ kennen, während uns die Skizze „Überwunden“ die rührende Persönlichkeit eines tüchtigen Künstlers vorführt, der als vergessener Dorfschullehrer alt geworden ist und zu spät durch seine herrlichen Compositionen in der Welt Aufsehen erregt. Vielleicht das beste Stück des ganzen Bandes dürfte der „Herrgottsprediger“ sein, das einen edel mild und echt christlich denkenden Priester vorführt, welcher gerade seiner Gesinnung wegen der Verläumdung zum Opfer fällt. Noch manches wäre aus dem fesselnden Inhalt des Bandes zu nennen, doch möge der Leser das wirklich lesenswerte Buch selbst prüfen, er wird dem Verfasser gewiss seinen Beifall nicht versagen. Syrutschek dürfte in der nächsten Zeit mit einem Bande Erzählungen aus dem steierischen Unterlande hervortreten, auf welche man mit Recht gespannt sein kann. Schlossar.

Gedichte von Regina Ziegler. (Kronstadt, Siebenbürgen. 1896.)

Aus dem Osten der Monarchie, wo ein wackerer deutscher Stamm dem Andrängen der Magyaren und Slaven tapferen Widerstand leistet, kommt uns ein Bändchen Gedichte zu, die ein höchst beachtenswertes lyrisches Talent zeigen und alle Aufmunterung verdienen. Correcte Sprache und fließender Vers zeichnen sie aus und die Gabe, den eigenen Empfindungen in anmuthiger Weise Ausdruck zu geben. Wir wünschen diesem Versuch den besten Erfolg, und dem schönen Talente die gebürende Anerkennung.

Ein paar Proben aus Zieglers Gedichten:

Wind und Wald.

Allnächtlich geht durch den Buchenhain
Ein leises Rauschen,
Es zittern die Blätter im Mondenschein
In stummem Lauschen.

Die Winde säuseln aus Himmelshöh'n
Viel tausend Lieder,
Der Menschheit Jubel, ihr Klagen und Fleh'n,
Es steigt hernieder.

Sie bringen, was sie am Tage erlauscht,
Auf Schwingen getragen,
Der horchende Buchenwald wogt und rauscht
In Jubel und Klagen.

Ich lausche berückt am Waldesrand
Dem Singen und Klingen —
Will es vom Liebsten aus fernem Land
Mir Grüße bringen?

* * *

Warnung.

„Schau' nicht zu lang in die Sonne, Kind!“
Warnte mein Mütterlein.
Folgte ihm einst, doch blickt' ich zu lang
In zwei andere hinein.

Reiße den Blick von den Sonnen ich los,
Wo er selig geruht,
Seh' ich dunkel die ganze Welt,
Geblendet von jener Glut.

G.

Theodor Körner und seine Braut. Ein Beitrag zur Körner-Literatur und zur Geschichte des Hofburgtheaters in Wien. Von Dr. Hans Freiherrn von Jaden. (Dresden. Verlag des Universums.)

Das mit sechzehn hübschen Illustrationen versehene Büchlein ist ein an der Hand authentischer Quellen mühsam und mit Liebe zusammengestelltes Sammelwerk, durch dessen Lectüre man Antonie Adamberger, die berühmte Hofburgschauspielerin, einstige Braut Theodor Körners, liebgewinnen müsste, wenn man auch vorher noch gar nichts von ihr vernommen. Bekanntlich hat Fräulein Adamberger einige Jahre nach Körners Tod Herrn von Arneth, den Vater des gegenwärtigen Geheimraths Alfred Ritter von Arneth, geheiratet. Doch wahrte sie dem Geliebten ihrer Jugend bis in ihr hohes Alter ein pietätvolles Andenken. Unter den Bildnissen, welche Jaden seinem Büchlein beigibt, befindet sich auch ein Porträt Antoniens als „Emilia Galotti“, dessen Original in der Familie von Arneth zu suchen ist. Interessant und mühsam ist auch die Zusammenstellung des Rollenverzeichnisses, laut welchem zu ersehen ist, wie oft und in welchen Stücken Demoiselle Antonie Adamberger vom Jahre 1805 bis zum 17. Juni 1817 an der Wiener Hofbühne aufgetreten ist. Beachtens-

wert sind die Worte, welche Antonie Adamberger selbst niedergeschrieben, als sie Körners zum erstenmal bei einer Probe des „Domino" im Hofburgtheater ansichtig wurde; nicht minder interessant sind einzelne Briefe des Vaters Körner an seinen Sohn, Theodors an Hennoch und Anton Adambergers an Roose. Die Familien Jacquet und Adamberger stammen ursprünglich aus Frankreich und Bayern, sind aber längst in Österreich naturalisiert gewesen und fast alle ihre Mitglieder gehörten bekanntermaßen der Hofbühne an. Wenn vielleicht auch der kleinen Gilde der intimeren Körnerverehrer Jadens Büchlein nicht viel Neues bietet, so hat es doch jedenfalls den Vortheil, in anschaulicher Zusammenstellung auch der großen Menge all jene Daten zugänglich gemacht zu haben, welche bisher nur einzelne Enthusiasten sich mühevoll zusammensuchten.

Die Königin Hortense von Holland. Nach Äußerungen ihrer Zeitgenossen von Josef Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände. (Leipzig. Heinrich Schmidt und Karl Günther. 1897.)

Der Verfasser war bemüht, in dem Porträt der Königin Hortense, der Mutter Napoleon III. &c., die Naturtreue allem anderen voranzustellen. V.

In treuer Hut. Eine Erzählung für Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren von Maria Wyß. (Stuttgart. Felix Krais.)

Eine der lieblichsten Erzählungen, die in neuerer Zeit für die Jugend geschrieben wurden. Ein junges Talent, von dem wir in dieser Richtung noch was erwarten können. M.

Die Zahl der Nummern der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle a. d. Saale. Verlag von Hendel) hat mit der neuen Serie das erste Tausend überschritten. Nun reiht sich das zweite würdig an. Kein geringerer als Friedrich Rückert ist es, der uns aus dem einen ins andere herüberleitet. Eine treffliche Auswahl aus dem reichen Schatz seiner Dichtungen von Dr. Oskar Linke feinsinnig zusammengestellt, bildet die neue Reihe. „Liebesfrühling". Eine Auswahl der „Gedichte". „Die Weisheit des Brahmanen" in Auswahl. „Die Makamen des Hariri". V.

Das Buch des Jahrhunderts ist Nansens **„In Nacht und Eis"** (Leipzig, F. A. Brockhaus) genannt worden. Mit Recht; denn zur Wende des Jahrhunderts gibt es ein großartiges Bild dessen, was der moderne Mensch in Erstrebung eines hohen Zieles zu leisten vermag. Soeben erschien die achte Lieferung.

Büchereinlauf.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. Zehntes Heft. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Bechenfridli. Geschichte eines armen Knaben von A. Altherr, Pfarrer in Basel. (Zürich. Jacques Bollmann. 1897.)

Ins neue Land. Dramatisches Symbol von Anton Renk. (St. Ludwig. Basel und Leipzig. G. L. Kaltenlidt.)

Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama von Edwin Bormann. (Leipzig. Selbstverlag. 1897.)

Leidenschaft. Von Felix Stenglin. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896.)

Ein Frühstück beim Adelsmarschall. Lustspiel in einem Aufzuge von Iwan Turgenjew. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. (Berlin. August Deubner. 1897.)

Das Räthsel des Menschen. Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaften von Dr. Karl du Prel. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Die künstlerische Persönlichkeit. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke. (Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.)

Vom Baum des Lebens. Phantasien einer Idealistin von Margarethe Halm. (Leipzig. August Schulze. 1897.)

Zum Licht! Gedichte von Wilhelm Holzhamer. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Erinnerungen an die Gesammtausführung des Goethe'schen „Faust" auf der königl. Hofbühne zu München. Von P. M. Reber. (München. Louis Finsterlin. 1895.)

Der Clericalismus in seiner Stellung zur Gesellschaft und zu den politischen Parteien der Jetztzeit. Dem Kärntner Landtag gewidmet von einem Freigesinnten. (Klagenfurt. J. & R. Bertschinger. 1897.)

Dr. Peabodys **Bericht über Treiben und Ausdehnung der Vivisection** in verschiedenen Ländern, gegründet auf Selbsterlebtes. Deutsch

bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Frida Hummel. (Reutlingen. 1896.)

Blätter für Haus- und Kirchenmusik herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Erster Jahrgang. (Hermann Beyer & Söhne. Langensalza.)

Die einfachste Art der Buchführung für den Gewerbsmann und Landmann. Von Leopold Koch. Nebst zwei Übungsheften von demselben. (Stockerau. Selbstverlag des Verfassers. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten“.

W. M., Berlin: Zu geringschätzig. Die katholische Kirche ist vielleicht das größte, jedenfalls aber das feinste Culturwerk der Menschheit. Hermann Bahr nennt sie die geniale Nervenkennerin, — Seelenkennerin, würden wir übersetzen. Sehr vieles, was oberflächlicheren Beobachtern an ihr unsinnig vorkommt, hat einen tiefen Sinn, einen besonderen Zweck. Da ist für alles gesorgt, und der größte Freigeist, vorausgesetzt, dass er nicht besonders störrisch ist, hat unter dem Hute der katholischen Kirche so gut Platz, wie der gläubigste Ascet. Wieviel würde die katholische Kirche mit ihren Mitteln für das Christenthum thun können! — Ihr Aufsatz ist gut gemeint, verräth aber eine große Unkenntnis des Gegenstandes — man würde ihn kaum confiscieren, nur belächeln.

J. W., Znaim: „Die Welt, von oben bis unten, ist so schlecht, dass sie nicht das Recht hat, einen einzigen Richter aufzustellen.“ Gut. Wieso aber kommen Sie dann zum strengen Richterspruch?

Druckfehler. In Adolf Pichlers Besprechung der Dichterin Angelika Hoermann hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Auf Seite 477, zweite Spalte, Zeile 20, muss es heißen: „So wie er war, musste (statt „müsste“) man ihn ein bisschen ins Düsseldorferische übersetzen.“ Der Unterschied der beiden Wörter ist hier wichtig. Im selben Aufsatze muss es auch anstatt „Hans von Rinten“ heißen: Hans von Vintler.

J. L., Klagenfurt: Vernunft ist Tugend. Zugegeben, dann aber ist Dummheit ein Laster. Das trifft dort zu, wo es eine selbstverschuldete Dummheit gibt, durch Eigensinn, Starrsinn, Bosheit u. s. w. erzeugt. Im letzten Grunde ist jede Schlechtigkeit eine Dummheit.

J. L., Wr.-Neustadt: Trösten Sie sich. Im Parlament scheint man keine guten Leute brauchen zu können, weil man selbst den ehrenwertesten Candidaten schlecht zu machen sucht, bevor er gewählt wird.

W. K., Wien: Ungefähr so:

Dem „Deutschthum“ treu,
Der Phrase treu,
Dem Menschen treu
— Ist deutsch und treu.

J. A., Salzburg: Hamerlings einzige Auszeichnung war, keine gehabt zu haben. Denselben Fall finden Sie auch bei Anzengruber, Grillparzer, Adalbert Stifter, Ferdinand Raimund, Nestroy und anderen ausgezeichneten Männern.

Obderennsische Verehrer: Vergelts Gott für die gute Meinung! Was ich darüber denke, wenn ein Poet zu den Politikern geht, das finden Sie an anderer Stelle dieses Heftes.

R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

8. Heft. Mai 1897. 21. Jahrg.

Pater Jakob.

Literarisches Erbe von **Karl Morre.**

Seit Jahr und Tag haben wir gehört, dass Karl Morre, der Verfasser des „Nullerl“, an einem neuen Volksstück arbeite, welches den Titel: „Pater Jakob“ führen sollte. In der literarischen Hinterlassenschaft des Dichters hat sich das Stück leider nicht vorgefunden, sondern waren von demselben nur einige Scenen des ersten Actes. Diese Scenen sind gewissermaßen aber ein Genrebild für sich, weshalb sie hier mit gütiger Erlaubnis der Witwe des Dichters abgedruckt werden. Dem Leser wird nur das Herz weh thun, dass dieses Volksstück nicht vollendet worden ist. Mit wem sollen wir darob hadern? Morre hat oft gesagt, das Zuwiderste seien ihm lachende Erben. Er selber hat in der That keine hinterlassen, und wir müssen mit dem Wenigen zufrieden sein, was in seiner Lade sich findet.

Der Stoff, aus dem das Volksstück: „Pater Jakob“ hätte entstehen sollen, dürfte — mündlicher Andeutungen nach zu schließen — folgender gewesen sein: Eine Wohlthäterin hatte dem Pater zur Anschaffung einer Kirchenorgel einen Fonds zur Verwaltung übergeben. Der gut-

müthige Priester (der es nebenbei mit Ehe- und Liebesleuten zu thun hat) vertheilt das Geld nach und nach unter die Armen; dann kommen die Gewissensbisse und andere Conflicte; in der höchsten Steigerung derselben, von einer Reise zurückgekehrt, hört der Pater in seiner Kirche plötzlich die neue Orgel tönen, mit der seine dankbare Gemeinde ihn überrascht. — Dieser an und für sich nicht neue Stoff hätte, von Morre'schem Humor getragen, sicherlich auf der Bühne Wirkung erzielt. — Nun, es hat nicht sollen sein und wir geben nicht mehr, als wir haben.

Pater Jakob.

Erster Aufzug.

Einfaches Zimmer im Pfarrhofe. Im Vordergrunde links ein Fenster mit Blumen, daneben ein alter Kanzleitisch mit ein paar großen Büchern. Vor dem Schreibtische und neben demselben je ein alter Lehnsessel. Rechts im Vordergrunde eine Seitenthüre. An den Wänden Heiligenbilder. Im Hintergrunde links eine Thüre, neben der Thüre an der Rückwand eine lange Bank. Im Hintergrunde rechts eine kleine Nische mit einem Crucifixe. Vor demselben ein Betschemel. Hinter der Nische ein etwas höher angebrachtes Fenster mit der Aussicht ins Hochgebirge.

Erste Scene.

Frau **Gruber**, später **Strebitz**.

Gruber (eine alte, gemüthliche Frau — sehr einfach, aber reinlich gekleidet, reinigt mit einem Lappen das Fenster links. Allein). Jeden Tag könnt' man die Fenster scheuern, es hilft noch nichts. — Diese großen Eisenwerke mit ihrem Kohlenstaub beschmutzen die ganze Gegend.

Strebitz (vornehm bäuerlich gekleidet, aus rückwärts links. Mit bauernstolzen Manieren). Gut' Morgen, Frau Gruber!

Gruber (ihm entgegen freundlich). O, der Herr Gemeindevorsteher. Gut' Morgen!

Strebitz. Kann ich mit dem Herrn Pfarrer sprechen?

Gruber (artig). O ja, Herr Strebitz. (Entschuldigend.) Nur ein paar Minuten bitt' ich zu gedulden, es ist just sein Neffe bei ihm.

Strebitz. Der Herr Hofer?

Gruber. Sie haben was Wichtiges zu verhandeln.

Strebitz (boshaft lächelnd). Ich kann mir's denken. (Höhnisch.) Er braucht halt jetzt den Herrn Pfarrer, dass er ihn wo unterbringt. Ha ha!

Gruber (erstaunt). Unterbringt? —

Strebitz. Natürlich. Dem Schichtenmeister Hofer is ja gestern vom Werk gekündet worden.

Gruber (erschrocken). Gekündet?

Strebitz. Ja, wissen Sie das gar nit?

Gruber (entsetzt). Das wär' schrecklich. — Na na — es is nit möglich. — Das kann nit sein.

Strebitz. Da nutzt ka Jammern. Es is doch so. (Schadenfroh beiseite.) Und mir paſst das heut' grad recht guat, 's wird den Alten weich machen.

Gruber (niedergeschlagen für sich). Kommt denn wohl alles über uns! (Laut.) Ja du mein Gott! Der Paul war doch immer fleißig und pünktlich in sein Dienst.

Strebitz. I glaubs eh; aber fleißig und pünktlich im Dienst is dermalen zu wenig; man muſs sich auch außer Dienst dem Willen der Vorgesetzten fügen. (Höhnisch.) Na ja und das kann Ihr Herr Neffe halt nicht.

Gruber. Wir haben nie was Unrechts g'hört. Was soll denn der Paul jetz auf einmal verbrochen haben?

Strebitz. Was? No, fragens ihn nur selber. — (Hochmüthig.) Widersetzlich war er. Der Herr Director wollt' sei Tochter als Stubenmädl ins Schloſs nehmen, aber der Herr Hofer war z' stolz, daſs er sein Mädl dienen laſst, — er hat na g'sagt — und jetz kann er gehen. —

Gruber (niedergeschlagen, für sich). Mein armer Bruder! Wie wird der sich kränken! —

Strebitz (hochmüthig und höhnisch). Na ja. — Der Herr Neffe is halt eigensinnig. — Eigensinnig wie sein Onkel, der Herr Pfarrer.

Gruber (die nachsinnend dagestanden — wehmüthig, im vorwurfsvollen Tone). Aber Herr Strebitz! So was trauns Ihnen zu sagen. — Der Herr Pfarrer eigensinnig!

Strebitz. A ja — a ja — stark auch noch.

Gruber (wehmüthig). Du lieber Gott — kann es wohl noch einen Menschen geben, der nachgiebiger ist — der all seine Noth und sein Geschick geduldiger tragt als mein armer alter Bruder?

Strebitz (bedeutungsvoll). Nicht bloß sein Geschick geduldig tragen — (betonend) schön nachgeben, sich fügen nach oben — das ist die Kunst, mit der es der Mensch heutzutag zu was bringen kann. (Pause.) Schauns, Frau Gruber, jetz sitzt der Pater Jakob schon über die dreißig Jahr auf der kleinen, armen Pfarr!

Gruber. Früher war die Einnahm' nit so schwach.

Strebitz. Wenn Sie nit Ihre Pension hätten und ihm wirtschaften helfen — er müßt rein verhungern.

Gruber (ärgerlich und aufgebracht). Weil 's Werk alles zsammkauft. Bauern werden immer weniger und d' Arbeitsleut halten nix auf d' Kirch'n.

Strebitz. Ein Mann mit so einem Talent — wie Ihr Herr Bruder; — ein Priester, der predigen kann, als ob der Herrgott selbst aus sein'm Mund reden thät.

Gruber (einfallend, betrübt). Den laſſ'ns in sein alten Tagen so kümmerlich leb'n. (Seufzt.)

Strebitz (bedeutungsvoll). Und wer is schuld? Die reichste Pfarr könnt' Ihr Herr Bruder hab'n — Dechant könnt' er schon sein, — aber (vorwurfsvoll) — wann die hochwürdigste Obrigkeit sagt: So — dann macht's der Pater

Jakob —: So — (Eindringlich.) Schau'ns, Frau Gruber, heut' is grad wieder ein solchener Fall. Unsere Partei will einen frommen Mann als Abgeordneten wählen; die Gegenpartei is stark; es kommt nur auf ein paar Stimmen drauf an, und diese Stimmen sein in Ihrer Pfarr z' haben.

Gruber (aufmerksam). In unserer Pfarr?

Strebitz. Wenn Ihr Herr Bruder seinen Pfarrkindern nur a bisserl ins Gwiss'n redt — sein wir Sieger. (Spricht leise und eindringlich zu Gruber, ohne den eintretenden Pfarrer zu bemerken.)

Zweite Scene.

Pater Jakob — Paul Hofer — Vorige.

Pater Jakob (ein gemüthlicher, noch ziemlich rüstiger Greis von siebzig Jahren mit freundlichem Antlitz und mit schneeweißen, lockigen Haaren. Pater Jakob spricht im Verkehre mit den Bauern und mit seinen Verwandten im Dialecte — sonst aber in rein hochdeutscher Schriftsprache, wenn nicht ausdrücklich Dialect vorgeschrieben. Er kommt mit Paul aus der Seitenthüre rechts, spricht, ohne Strebitz zu bemerken, ernst, doch gutmüthig im Dialect). Na na, Paul. Ich mach dir kein'n Vorworf. Du hast recht gethan. Besser dem Elend — als der Schand entgegen — lieber das Brot — als die Ehre verlieren. (Pause. Gutmüthig.) Du weißt, Paul — mir geht's selber nit am besten — aber was i thun kann, werd' ich für dich und dein Kind thun.

Hofer (dankerfüllt und ergriffen). Mein lieber, mein guter Onkel! (Will ihm die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend, ernst). Geh' und bring' deine Tochter. (Erblickt plötzlich Strebitz, spricht sehr freundlich.) Ja, was seh' ich — der Herr Strebitz! (Geht ihm zu.) Gut' Morgen! Grüaß Gott!

Strebitz (demüthig ihm entgegen). Ich küss die Hand, Hochwürden. Ich küss die Hand. (Will die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend, freundlich). No, was bringt denn den Herrn Gmoanvorstand von Rohrbach in aller Fruah zu mir?

Strebitz (artig). Ein kleines Gebitt hätt' ich.

Pater Jakob. Schön, schön, und was soll das sein?

Strebitz (verlegen nach Paul blickend, dann halblaut zu Jakob). J bitt', es is was B'sonders, i möcht' mit Hochwürden allein sprechen.

Pater Jakob. Ach so —. Nu also dann kommens nur mit mir. (Zeigt auf die Thüre rechts.) Bitte!

Strebitz (halblaut). Der Herr Dechant von Rohrbach schickt mich her. (Ab rechts.)

Pater Jakob. So — so — so. (Ihm nach ab rechts.)

Gruber (wehmüthig). Paul! Paul! Was hab' ich g'hört von dir! Entlassen! —

Hofer (der nachsinnend dagestanden, verbissen). Ja! Entlassen! (Sarkastisch.) Sehr entlassen! Vorzüglich entlassen! Ha! Ha!

Gruber. Um Gotteswillen, was hast denn ang'stellt?

Hofer (aufgeregt.) Was ich ang'stellt hab'? Unverschämt war ich; — hochmüthig. Ha! ha!

Gruber (gutmüthig). Ach na, Paul — das glaub' i nit von dir.

Hofer. O glauben S' es nur — i bin ja wirklich hochmüthig. — Denkens Ihnen: unser Sultan — ah — will ich sagen — unser Herr Werksdirector, der sich aber von einem Sultan nur dadurch unterscheidet, dass der Türk auf einmal, unser Director aber ratenweise sein Serail ausstattet, hat mir die große Ehre erweisen wollen, (schmerzhaft bewegt) meine Paula, mein einziges Kind, meine zitternde Freud (erbittert) auf seine Hochschule zu nehmen, um sie als — Maitresse — für die Welt auszubilden. (Sehr ruhig) Ich sag' Ihnen was, Frau Tant! (Sarkastisch.) Eine Bagage gibt's auf dieser Welt — eine grausliche Bagage!

Gruber. Wie du mir erbarmst — das kann ich gar nit sag'n.

Hofer. O, ich bin gar nicht zu erbarmen. Ich beziehe jetzt nur den verdienten Lohn. (Schmerzlich bewegt.) Jahre lang hab' ich ruhig zugesehen, wie die halberwachsenen Töchter der armen Arbeiter hinaufgelockt wurden aufs Schloss — aber, es war keine — meine Tochter. — Erst jetz, weil mein Kind an die Reih' kommt, rühr' ich mich.

Gruber. Was hättest denn thun soll'n?

Hofer. Nit zuschau'n! Wenn kein ehrlicher Mensch einem Schufte dient, kommt gleich und gleich z'samm. B'hüt Gott, ich hol' die Paula. Eine Bagage gibt's auf der Welt! (Wendet sich um, begegnet der Brandnerin, weicht ihr aus.) A Hauptbagage! (Rückwärts ab.)

Dritte Scene.

Brandnerin — Vorige.

Brandnerin (eine alte, durch großes Unglück geistig geschwächte Frau, blickt immer gerade vor sich und spricht das „Ah so!" stets rasch und stoßend im Discant aus. Sie kommt während der letzten Rede von rückwärts, will Hofer zugehen, der ihr ausweicht, kommt vor, spricht lächelnd). Bagage hat er zu mir g'sagt! Hauptbagage! (Lacht herzlich. Ernst.) Ah! is a guater Herr, der Herr Hofer; wohl guat! (Seufzt.) Mei Seliger hat den Herrn Hofer immer g'lobt! — immer.

Gruber. Was will denn die Brandnerin?

Brandnerin (ohne zu hören). Ja, mein Seliger war a a braver Mann. Alle Tag is er z'Haus kuma, alle Tag! Aber amol hab' i g'wart — und g'wart — es is Nacht word'n — nix kuma — endlich — spat — spat in der Fruah hab'n ihn vier Männer bracht, todt — todt — er war schon todt! (Bedeutsam.) Sein sechzig auf amol in der Gruab'n blieben. Mei Seliger auch. Ja! (Seufzt.) Ah — ja! —

Gruber. Allweil die alte G'schicht.

Brandnerin (rasch). Ah so!

Gruber (streng). Was will denn die Brandnerin? Wieder den Pfarrer anbetteln?

Brandnerin. Ah na — ah na. (Wichtig.) Taufschein, einen Taufschein für die Zwanzen Zilli, wissens, für dös Madel, was bei mir is. Ihr'n Vater hab'ns damals, wie's mein Mann bracht hab'n — a mitbracht. Todt — ganz

todt. Sei Weib, die Zwanzin, is damals vor Schrocken g'storben — g'schwind g'storb'n. I hab' 's Madl gnuma. War ein Jahr alt.

Gruber (verdrießlich). Aber Brandnerin! Wie oft wollns mir denn die G'schicht noch erzähl'n.

Brandnerin. Ah so! — Aber na — es is was anders — ja. Unser Herr Pfarrer, Ihner Herr Bruder, unser guater Herr Pfarrer, unser liaber Herr Pfarrer hat mir verholfen, dass ich 's Madel in ein Institut bring.

Gruber. Das weiß ich ja auch.

Brandnerin. Ah so! Ja — das wissen Sie auch ja. Aber ich muss einen Taufschein haben.

Gruber (verdrießlich). Den werd'ns schon krieg'n. (Nach der Bank zeigend.) Dort setz'ns Ihnen hin und wart'ns.

Brandnerin. Ah so! (Geht rasch zur Bank, setzt sich.)

Gruber. Mir geht dem Paul sein Unglück nit aus'n Kopf. — Wo wird der jetz a Stell finden?

Vierte Scene.

Greger — Vorige.

Greger (an der Thüre rückwärts). Schön guat Morg'n!

Gruber. Guat Morg'n, Greger! Was wollt denn Ihr?

Greger. Hochwürd'n Herrn Pfarrer möcht' i sprechen.

Gruber. Kann ich's ausrichten?

Greger (wichtig). Geht nit, geht nit. Is was extra Wichtiges. (Affectiert.) A Advicaten-G'schicht!

Gruber. So so so.

Greger. Ja, i und mein Nachbar, der Struck, habn an Besitzzerstörungsstreit g'habt zwegn oan Feldweg, und warn grad z'best dran, Advicaten-Process z'machen, und das hat der Herr Pfarrer erfahren und hat uns zwa hol'n lassn und hat g'sagt, sagt er, ehwenter wir zwa wegen den Weg zum advicatiern anfangen, sagt er, soll'n wir in die Stadt geh'n, hat er g'sagt, und er gibt uns oan Brief mit an sein Freund, dös wär a alter Advicat, der alles versteht, und was der sagt, sagt er, dös wär recht. Hat er g'sagt.

Gruber. No also, so wart' der Greger halt da, bis mei Bruder herauskommt. (Rechts ab.)

Greger. A ja — i wart schon, i wart schon. (Geht langsam nach rückwärts.)

Brandnerin. Hochwürd'n Herr Pfarrer wird no schlaf'n.

Greger. Was denn nit no, schlaf'n wird er, wenn er schon vor drei Stunden Fruhmesse g'halten hat. (Sieht zum Fenster hinaus.)

Brandnerin. Ah so!

Greger. Schau, schau — da kumt der Grabenhofer mit sein Weib. Also wird's do ernst. Wolln sich dö zwa Leutln wirklich scheid'n lass'n.

Brandnerin (den Kopf nach der Seite). Scheiden lass'n? Scheiden lass'n? I nit — i scho nit. Mich hat 's Unglück von mein Mann g'schieden. I nit! I schon nit. I hätt' mi nit g'schieden.

Greger. Ja, kann die Brandnerin das gar nit vergessen?

Brandnerin. A ja — a ja. Vergessen wohl, aber es fallt mir halt allweil wieder ein.

Greger (für sich auf den Kopf zeigend). Is nöt recht beinand, dös Weibsleut. (Setzt sich zur Brandnerin.)

Fünfte Scene.

Grabenhofer — Regina — Vorige.

Grabenhofer (kommt aus rückwärts, sieht sich um, setzt sich zu Greger auf die Bank). Guat Morg'n!

Regina (traurig zu Boden blickend, setzt sich zur Brandnerin).

Greger. Habt Ihr heunt alle zwa beim Pfarrer z' thuan?

Grabenhofer (sehr ernst). Ja, heunt wohl. Mitnand sein wir herkuma und oanzeln werd'n wir fortgeh'n.

Regina (bitter). Mir is eh recht.

Greger. So so so —. Alsdann wird's bei enk zwa wirkli ernst. (Kratzt sich am Kopf.) 's Weiberwechseln war sunst daweil nur Stadtleutbrauch.

Grabenhofer (springt auf). Geht's di was an? Misch' di nit drein, sonst sag' i dir was. (Setzt sich langsam nieder.)

Greger. No no no. Fress'n wirst mi do noch nit! Oder wohl?

Regina. Der Herr Pfarrer!

Sechste Scene.

Strebitz — Pater Jakob — Vorige.

Strebitz (aus rechts, bedenklich). A zwidere Sach dös. Recht zwider. (Streift auf sein Hut. Greger, Grabenhofer, Regina stehen auf.)

Brandnerin (steht auf, geht hastig vor, will Pater Jakob die Hand küssen). Hochwürden Herr Pfarrer, i bitt unterthänigst.

Pater Jakob (abwehrend). Wart'n, bis i die Brandnerin ruaf.

Brandnerin. Ah so! (Geht schnell zurück, setzt sich. Greger, Grabenhofer, Regina setzen sich.)

Strebitz. Dann muss ich's halt unserm Herrn Dechant vermeld'n, dass nix is. (Seufzt.) Wird ihm recht unlieb sein.

Pater Jakob. Thuat mir leid, aber i kann nix mach'n.

Strebitz (ungläubig lächelnd). Ah, können thät'ns schon, leicht a no. — (Zuredend.) Hochwürden, vielleicht überlegen Sie sich's do — ah ja — um der guat'n Sach will'n.

Pater Jakob. Na na na. I lass mi bei mein Herrn Amtsbruader vielmals entschuldig'n, aber es bleibt, wia ich g'sagt hab'.

Strebitz. Unser Herr Dechant hat halt g'meint, wann Hochwürden Ihren Pfarrkindern zureden, dass sie unsern Candidaten nehmen, dann wär' d' Majorität g'sichert.

Pater Jakob. Na na na, mei liaber Strebitz, in die Wahl meng' i mi nit ein. Meine Bauern soll'n wähl'n, wen sö woll'n. — Wia sie sich's betten, so werdns schlafen.

Strebitz. Hochwürden hab'n aber den größten Einfluss; was Sie den Leut'n sag'n, dös g'schieht.

Pater Jakob. Ja, g'schieht! Warum g'schiehts? Weil i meinen Pfarrkindern noch nie schlecht g'rath'n hab'. — Kann ich euerm Candidaten ins Herz schauen? Kann ich sein Verstand abwägen? Kann ich wiss'n, ob er für das Wohl des Volks einstehen wird? Und wann er's nit thuat? Soll ich die Verantwortung trag'n? Na na na, Strebitz — i meng' mi nit ein.

Strebitz. Es ist aber Pflicht eines jeden Priesters, dafür zu sorgen, dass gottesfürchtige Männer ins Parlament kommen.

Pater Jakob. Gib Gott, was Gottes ist — und dem Kaiser, was des Kaisers ist — so schreibt das Evangelium. In die irdischen Rechte meiner Pfarrkinder einzugreifen, steht mir nicht zu.

Strebitz (beiseite). Is dös a alter Zopf.

Pater Jakob (mit Wärme). Mein Parlament ist die Kirche, und meine Rednerbühne die Kanzel. Dort hab' ich die Aufgabe, die Gebote der Liebe und den Frieden zu lehren, und darum muass i heraußn zu meiner guat'n Lehr auch 's guate Beispiel geb'n. — Ja, mei liaber Strebitz, so denk i, und darnach thua i.

Strebitz (ärgerlich). Ja, wann Hochwürden so denk'n — dann is freili nix z'machen. Bhüat Gott.

Pater Jakob. Bhüat' Gott, Strebitz. Nix für unguat. I lass mich Herrn Dechant empfehl'n. Er soll nit ungehalten sein — ich kann nit anders.

Strebitz. Ich werd's ausrichten. (Zornig für sich im Abgehen.) Und du wirst dein Dickkopf büaß'n. (Mitte ab.)

Pater Jakob (nach rückwarts sprechend). Alsdann wer war zuerst da?

Brandnerin (eilt rasch vor). I bitt, Hochwürden, um ein Taufschein für die Zwanzen Zilli.

Pater Jakob (vorwurfsvoll). Aber Brandnerin, wia oft muass ich's Euch denn noch sag'n — Ihr sollt nach Rohrbach geh'n. Das Kind is ja in Rohrbach tauft word'n. I kann koan Taufschein ausstellen.

Brandnerin. Ah so!

Pater Jakob. Ja, ah so! — ja also nach Rohrbach geh'n.

Brandnerin (sehr naiv). Ich bitt, Hochwürden — i — i war schon in Rohrbach.

Pater Jakob (erstaunt). No also — und hat die Brandnerin koan Taufschein kriagt?

Brandnerin. Na! (Ihm ins Ohr flüsternd, aber deutlich.) Kost' — fünfzig Kreuzer Stempel!

Pater Jakob (belehrend). Natürlich — ohne Stempel darf man keinen Taufschein ausfertigen.

Brandnerin. Ah so! (Pause.) I bitt', Hochwürden, gebn's mir umsonst an Taufschein. (Lacht.) Ich hab' ka Geld — na, ka Geld.

Pater Jakob. Ach so — ka Geld. (Sucht verlegen in allen Säcken, bringt nur wenige Kreuzer vor, ruft) Anna! (Sucht in den Säcken, ruft) Anna! Anna!

Siebente Scene.

Gruber — Vorige.

Gruber (kommt aus Seite rechts). Hast du mich geruft?

Pater Jakob (verlegen die wenigen Kreuzer, die er, vor Alter zitternd, auf der flachen Hand hält, nachzählend). Du Anna, sei so gut, leih' mir zweiunddvierzig, dreiunddvierzig, (aufblickend) fünfunddvierzig Kreuzer, (nochmals revidierend) ja, fünfunddvierzig Kreuzer leih' mir.

Gruber (erregt). Geld leihen? Ich? Was fallt dir ein.

Pater Jakob (besänftigend). Nur fünfunddvierzig Kreuzer.

Gruber (unwirsch). I hab' nix. In sechs Tag'n kriag i erst mei Pension, wo soll ich's hernehmen? (Zornig zur Brandnerin.) Ich hab's ja g'wusst, dass sie wieder betteln kommt — diese freche Person.

Brandnerin (naiv und wichtig zu Gruber). Einen Taufschein brauch' ich.

Pater Jakob (besänftigend). No ja freilich, sie muss ja ein' Taufschein haben — was weißt denn du.

Gruber (ärgerlich). I leih' nichts her.

Pater Jakob. No, dann nehm' ich's halt aus'n Orgelfond. (Rasch ab rechts.

Gruber (die Brandnerin anfahrend). Wenn sich die Brandnerin noch amol untersteht, daher betteln z'kommen — nachher jag' ichs fort.

Brandnerin (gutmüthig belehrend). Er nimmt's aus'n Orgelfond. Ja.

Gruber (zornig). So, aus'n Orgelfond — und wie lang soll denn der no halten?

Brandnerin (steif in die Luft sehend). Wird schon halten, wird schon halten.

Grabenhofer (steht auf, nimmt Geld heraus, kommt langsam vor).

Gruber (zu Grabenhofer). Vor zehn Jahren hat eine wohlthätige Dame zweihundert Gulden g'stift zum Ankauf einer Orgel.

Grabenhofer. I woaß eh, ja.

Gruber. Eine Orgel z'haben in der Kirchen wär' sei sehnlichster Wunsch; vom Mund hat er sich jeden Kreuzer abg'spart, um 's Geld z'samm z'bringen, aber so lang betteln ihn die Leut an, bis der ganze Orgelfond weg is.

Grabenhofer. D' Brandnerin derf nit so zuadringlich sein. Unserm Herrn Pfarrer geht's selber knapp.

Brandnerin. Ah so!

Grabenhofer. Da is Geld für'n Stempel. (Gibt Geld, geht dann langsam zurück, setzt sich.)

Brandnerin (nimmt das Geld). Ich danke.

Gruber. Und jetz schau die Brandnerin, dass sie fortkommt.

Brandnerin. Ah so! — ja, ja. (Geht nach rückwärts.)

Regina (steht auf, gibt der Brandnerin Geld). Von mir auch a paar Kreuzer. (Setzt sich.)

Brandnerin. Ich danke. (Rückwärts ab.)

Gruber. Alle Bettelleut zügelt mein Bruder ins Haus.

Achte Scene.

Pater Jakob — Vorige.

Pater Jakob (kommt aus rechts, gibt Geld in ein kleines Papier, das er zusammenfaltet. Ohne aufzusehen, freundlich). So, mei liabe Brandnerin, da is das Geld.

Gruber. Die Brandnerin is schon fort.

Pater Jakob (sich umwendend, aufgeregt). Was? fort? (Zornig.) Wer untersteht sich, arme Leut, die bei mir Hilfe suchen, fortzujagen? (Drohend.) Du Anna! Anna!

Gruber. Sie hat ja 's Geld schon kriagt.

Pater Jakob (aufgeregt). Nix hat sie, von mir hat sie's zu kriag'n. I hab's ihr versprochen.

Gruber. Der Grabenhofer hat ihr's geben.

Pater Jakob. Still bist, sag' ich dir und kein Wort mehr. (Geht rasch zum Fenster links, öffnet dasselbe, beugt sich hinaus, ruft sehr freundlich.) Brandnerin! Brandnerin!

Brandnerin (von außen). Was schaffen Hochwürden?

Pater Jakob (ruft hinaus). Daher — daher! Aufpass'n!

Brandnerin. Ah so!

Pater Jakob. Da is das Geld. (Wirft das Papier zum Fenster hinaus, schließt freundlich lächelnd das Fenster.)

Gruber (verzweifelt). Jetz wirft er das Geld beim Fenster hinaus. Is das ein Verschwender. Es is aus der Weis. (Verzweifelt rechts ab.)

Pater Jakob (freundlich). Alsdann, Greger — was is mit Euch? War't Ihr schon in der Stadt?

Greger (kommt vor). A ja, Hochwürden. Wohl, wohl — i war in der Stadt, mei Nachbar, der Struck, a. Wir waren alle zwa. —

Pater Jakob. So. Und habt Ihr dem Herrn Doctor mein Brief geb'n?

Greger. A ja, freili, in die Hand geb'n. Er hot ihn g'schwind g'lesen, fest g'lesen. Is a alter Herr! a g'scheiter Herr!

Pater Jakob. So so. — No und was hat er Euch denn g'sagt.

Greger (sehr ernst und wichtig). Erst hat er den Brief g'les'n — dann hat er uns zwei g'fragt, was der Grund wert is, weg'n dem wir oan Besitz-zerstörungsprocess machen wollen — und dann hab'n wir drauf g'sagt: Zwei Gulden.

Pater Jakob (zustimmend). Zwa Gulden — ganz richtig. No und dann?

Greger (sehr ernst). No und dann hat er uns beide freundli ang'schaut — und hat g'sagt, sagt er — i und der Struck, sagt er, wir sind zwei Eselein.

Pater Jakob (gutmüthig lächelnd). Zwei Eselein?

Greger (verschämt und verlegen zu Boden blickend). Ja, zwei Eselein.

Pater Jakob (gutmüthig lächelnd). Ja warum denn?

Greger (verlegen). Ja, er hat g'sagt, sagt er, wenn wir uns jeder einen Advicaten nehmen, müssen wir vierzig Gulden Kleckspensari zahlen, und wer für zwei Gulden vierzig Gulden hergibt, (verlegen zu Boden sehend) der ist ein Eselein — hat er g'sagt.

Pater Jakob (lächelnd). So so — so — no und was habt ihr zwa denn dann g'macht?

Greger. No, wir sein dann ins Wirtshaus gangen und haben uns ausgeglichen.

Pater Jakob. Ausgeglichen, das hör' i gern.

Greger (freudig). Ja — der Struck hat mir Wein zahlt, und i hab' ihm Wein zahlt, und jetz sein wir zwa wieder guat Freund. Recht guat Freund.

Pater Jakob. Also schauts: Euch muass man vier Stund weit in d' Stadt schicken; dort muass euch einer mit Viehnamen tractieren, damit ihr zur Einsicht kommt, dass der Bauer seine schwer verdienten Groschen nit zum Processführen hat.

Greger (aufmerksam und ernst zustimmend). Es is wirklich wahr. Ganz richtig. Es is so. (Verlegen.) Aber dö Einsicht, Hochwürden Herr Pfarrer, hab'n wir nur Ihnen z' verdanken. (Will ihm die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend). Schon guat — schon guat.

Greger. Der Struck lasst Euch danken — und sei Weib lasst gar vielmals danken. (Verneigt sich.) Küss' d' Hand! Bhüat' Gott! (Geht langsam nach rückwärts.)

Pater Jakob. (Sieht ihm nach. Ruft freundlich) Greger!

Greger (wendet sich um, bleibt stehen).

Pater Jakob. Also wie hat der alte Herr Doctor zu euch gesagt?

Greger (verlegen zu Boden blickend, halblaut und verschämt). Zwei — Eselein! (Geht langsam rückwärts ab.)

Pater Jakob (lächelnd für sich). Das sein Kerl, meine Bauern! Wia die Griesknödl. (Wendet sich zu Grabenhofer, spricht freundlich.) No alsdann, und was hat's denn mit euch zwa?

Grabenhofer (steht auf, geht langsam vor). Ja, Hochwürd'n, bei uns zwa, da hat's was.

Regina (kommt langsam vor, spricht traurig). I bleib nit mehr bei eahm. I nöt, i geh in Deanst.

Pater Jakob. Hm hm hm!

Grabenhofer. Ja ja, Hochwürden, bei uns thuat's ka Guat mehr. (Entschieden.) Wir geh'n ausanand.

Pater Jakob (betrübt). So — so — so. Ja ja. I hab' schon was g'hört. (Traurig für sich.) Is do aus der Weis'. (Laut und herzlich.) Aber Leutln! Was soll aus euern armen Kindern werd'n?

Regina. Die Kinder nimm i mit. I bleib nit mehr bei eahm, auf koan Fall.

Grabenhofer (sehr erregt). Bei uns wird g'schied'n. G'schied'n sag' i. Was anders gibt's nit; drum möcht' i bitten, Hochwürden, dass die G'schicht in Ordnung bringen. Je eher, je besser. Heunt noch, heunt noch.

Regina. I bin jede Stund bereit.

Pater Jakob (recht herzlich und innig). Leutln! schauts mi an! Is dös wohl richtig euer Ernst? Überlegt es euch. Es is a schwerer, a großer Schritt.

Grabenhofer (sehr erregt). Hochwürd'n! I bitt'! Nix zuared'n, nix zuared'n. Es hilft nix. I gib nit nach. I leb' nit mehr mit ihr.

Regina. I bleib' a nit bei eahm. I nit! I thua fort. (Schluchzt und wischt sich mit dem Fürtuch die Thränen aus den Augen.)

Grabenhofer (erregt). Hochwürd'n! Da hilft ka Vermitteln. Mit uns zwa is aus. (Geht sehr erregt auf und nieder.) Wenn's Hochwürd'n nit recht is, so geh'n wir so. (Zornig.) I lass mi nix zwingen. I nit. (Wüthend.) Bei uns zwa is abdrosch'n! Feierabend!

Pater Jakob (ernst verweisend). No no no, nur nit so hopataschig. Frag'n werd' i do no dürf'n, was die Ursach is! — Oder dös a nit?

Grabenhofer (verlegen und ruhig). A ja — dös wohl.

Regina. I bin nit schuld. I nöt. (Weint heftig.)

Grabenhofer (verächtlich zu Regina). Fleanst schon wieder. No ja. Fleanen können die Weiber. Sunst eh nix.

Regina (zornig). Zwegn dir woan i nit. Zwegn dir schon nit.

Grabenhofer. Hilft dir eh nix. Mi machst nit woach. Mi nit.

Regina. Geh' zua! Du Unguat!

Pater Jakob (ernst und streng). Ruhig! Und ka Wort mehr! (Gelassen.) In meinem Pfarrhof wird nit g'stritt'n. Das merkt euch. (Pause. Sehr ruhig.) Regina! wann hab' ich euch getraut?

Regina (nachdenkend, halb für sich). Unser ältester Bua, der Urberl, geht ins siebente. Ja ja. (Laut.) Z' Fastnacht-Sunntag wird's halt acht Jahr werd'n, denk' i.

Pater Jakob (zunickend). Acht Jahr, ja, ganz richtig. (Seufzt, spricht betrübt halb für sich.) Du liaber Gott! (Seuzft.) I bin halt schon a alter Mann, meine Bandln woll'n nimmer guat halten. (Ernst und laut.) Regina! dort geh' hin, knie dich nieder, bet' fünf Vaterunser, und wann du zur Stelle kommst: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, — dann halt a weng ein — und denk' nach.

Regina (geht langsam zurück, kniet sich nieder und betet andächtig, ohne umzusehen).

Pater Jakob. Alsdann Grabenhofer, was is die Ursach?

Grabenhofer (zu Boden sehend, kleinlaut). Untreu!

Pater Jakob. Untreu?

Grabenhofer. Leider! Schamen muss i mi, dass i's sag.

Pater Jakob. Hm hm hm. Dös wär' freili schlimm, recht schlimm, aber von Euerm braven Weib kann ich's fast nit glauben.

Grabenhofer (erbittert). Hätt's a nit glaubt, aber wahr is 's, wahr is 's! (Ingrimmig.) Mit'n Jaga ......

(Hier hat der Dichter abgebrochen und der Tod das „Fortsetzung folgt" gestrichen.)

Die Geschichte vom zurückgeläuteten Todten.

Erzählt von **Hans Malser.**

Mit aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Zöglinge, und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Leiterwagen zusammen und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen, so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte geradewärts und horchte.

„Hörst nix, Fockel?" fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten thun's."

„Was mögen's denn läuten? Im hellen Werktag?"

„Für unsere geköpften Krautgebel 'leicht freilich nit."

„Schaf, du!" dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Hastete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Wisst's es schon? Wisst's es schon?"

„Was denn? Was ist denn geschehen?"

Der Halter athemlos: „Läuten thun's!"

„Das hören wir ja, du Popel! Warum läuten sie?"

„'s selb weiß ich selber nit."

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Todtenschauer läuten! 's hat wieder einer dran glauben müssen", meinte der Fock und schnitt Köpfe.

Über den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei jemand.

„Du Fock, du Schultheiß-Fock!" rief der Halter, „jetzt weiß ich schon, weswegen sie läuten. Gestorben ist wer!"

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!"

Dem Fock fiel das Messer aus der Hand, der Fockin die Hacke. Der reiche kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachsdörrkammer."

Na, jetzt wussten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freut's nimmer, 's Krautköpfen", meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sitzung. Ich geh' zum Michelwirt."

„Thuts lieber beten!" ermahnte die Fockin.

„Halt' deinen Knödelbeißer!" gab der Fock rüde zurück und siffelte davon.

„Ins Wirtshaus, jetzt!" sagte der Halter. „Da thät ich was Gescheiteres wissen! Thuts beten!" Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, dass er gleich gewusst hatte, gestorben wäre einer und beten sollten sie!

Die anderen eilten ins Dorf. Dort war alles aufgeregt und fast in gehobener Stimmung. Es trägt sich doch gar so selten was zu, in Tummelberg. Jährlich zwei, drei Leichen, dann ist's aber auch ein Volksfest. Bis auf einen Bruder hatte der Silsam keinen Verwandten gehabt, also that das Todtenklagen niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein- ums anderemal: 's ist schad' um ihn! Wem er's nur vermacht haben wird! — Und im ganzen gab es eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängnis. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, und die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langsamen Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und schnelleren Klänge, und die kleine bimmelte mit hastigen Schrittlein drunter her. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängnisse wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnert haben, die meisten dachten nichts, als etwa, dass bei diesem Knien auf den Erdschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie unter einander: „So, das wäre auch vorbei."

Aber es war nicht vorbei, es fieng erst an, und in der alten Chronik von Tummelberg ist die unerhörte Geschichte verbucht. — Als der Silsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Mähr, der Silsam sei nicht gestorben. Er sei zwar todt, aber nicht gestorben wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es musste noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten, auf den Feldern, und das Wirtshaus war so übervoll, dass der Michelwirt es sogar wagte mit dem abgestandenen Fass Bier, das er schon halb und halb für den Schweinstrog bestimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korb-

band war es eigentlich, mancher versuchte spasseshalber seine Zähigkeit. „Halten thät's es! Gehalten hat's es!“

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht alles gewusst, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zu viel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast mir das gethan? Müssen alle warten aufs andere Sterben, hättest nit du auch warten können? Was pressiert's denn so, die Ewigkeit rennt dir nit davon! Wenn's aufkommt, scharren sie dich ein, wie einen Hund. Die Leut' sind Teufel bei so was, und die Schand kommt auf mich!“ So hatte der alte Berthold im Traum geschwätzt in der Kasern', bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Mensch wusste es. Der Silsam war in früherer Zeit immer so heiter gewesen, so angesehen und wohlhabend. Wo muss nun der Teuxel denn gesteckt haben? Der Berthold konnte sich's schon denken, als er in den Truhen Geld suchte und Schuldverschreibungen fand. Am nächsten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Klotzbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblasen. So ein Schuldbrief ist weniger als nichts. Armut! Mit der wär' am Ende noch fertig zu werden, der Mensch — wenn man's recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wuth und der Leute Hohn! Das mochte der Silsam gedacht haben. Das Korbband wetzte ihm derweil an der Schulter herum; strich ein wenig an den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich wär' das beste. Versäumen thätest du nichts mehr auf dieser Welt. Auf dieser dummen Welt! Ich thät' gar nit so weh. Ein bissel anziehen, ein bissel blau vor den Augen, und gut ist's. Einmal ist einer zu früh abgeschnitten worden, der hat gesagt: Ihr verflixten Leut', es wäre so angenehm gewest, es hat just so schön gegruselt über den Buckel hinab. — Probier's mit mir. Taugt's dir nit, kannst dich ja auf die Füß' stellen.“ O, dieser höllische Korbstrick! — Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße gestellt hatte er sich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgestreckt, wie ein Bub, der jemandem ein boshaftes Schnippchen geschlagen.

Halb hörte solches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er sich's, und es wäre nur gut, dass es jetzt erst aufgekommen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und was jetzt zu machen wäre?

„Was wird zu machen sein“, meinte der Pfarrer, „nichts.“

„Aber das können wir nicht dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selber einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen. 'raus muss er!“

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muſs er! Und das heilig' Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!"

Dem Pfarrer war etwas ungleich. Man solle lieber kein Aufsehen machen, und den armen Silſam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!" schrien die Bauern, „wenn einmal die Geistlinger selber so reden, dann ist's kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt mit Haufen!"

Der Pfarrer war ein wenig betroffen, daſs seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Laufe der Zeit gehalten worden, so ernst genommen, daſs sie so fest waren im „Glauben". Er konnte sich eigentlich dazu gratulieren, aber eine Stimme zutiefst in seinem Menschenherzen sagte doch: Knöpfe sind's! Pharisäer sind's!

Er besprach sich mit Fock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasiert, glotzte tiefsinnig drein, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Na!"

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muſs er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebürt. Hundert Thaler für die Gemeinde wird nit zu viel sein."

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?"

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wem's nit recht ist, der soll klagen!"

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!" sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil er's insgeheim ja wuſste vom Berthold, der Silſam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wuſste es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Silſam. Ohne Umstände heraus mit ihm!" So das würdige Gemeindeoberhaupt, und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidentlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumieren kostet ja Geld, wer soll's zahlen?"

„Die Kirche soll's zahlen!" sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Todte auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!"

„Mit dir will ich nicht streiten, macht's was 's wollt's", sagte der Pfarrer und gieng davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, du bist der Bruder, du bist der Erbe. Willst zahlen, daſs er liegen bleiben darf?"

„Du Patsch!“ gab der geringschätzig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, du wirst zahlen fürs Ausgraben!“

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die letzteren ein, so dass der Daumen hinten hinaus stand, und hielt solche zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fußstritt zur Thür hinaus, und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an demselben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silsam. Der Pfarrer war nicht dabei, der gieng unruhig in seinem Baumgarten auf und ab und murmelte: „Bestie, dein Name ist Mensch!“ — Aber der alte gemüthliche Mann war eingeschüchtert, und der Muth des Herzens, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht um zu beten. Im Gegentheil, das vorige Begräbnisgebet musste rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumierung vor dem großen Kreuze, hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb singenden Tone: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silsam sieben Vaterunser gebetet, thu' sie streichen. Wir haben eine gute Meinung gemacht für seine arme christliche Seel', lass sie nit gelten. Verzeih' uns, dass wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die unterste Höllen gehört. — Verzeih' uns die Sünd'!“

„Amen!“ sagte die Gemeinde.

Aber der Frieden war damit immer noch nicht ganz in die Gemüther zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampferer-Schwend erst das Wichtigste ein: Die Glocken! — Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbnis? Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär' sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! — Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu bestreiten habe, oder der Pfarrsprengel, zahlen müssten die Leute, und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käseweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten.“

Wie? — Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal gescheit, Kirchenwaschel!“ Die es sagten, tippten mit ihren Fingern auf die Stirn — das war soviel als zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutet's zurück."

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel. Das beste und das einzige. — Eilends machten sich etliche Bursche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm, und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klöckelten verdammt schrill, aber das war eben das Passende, und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silsam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Fluchen — denn das Ding war schwierig — wühlten sie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der sich nur knirschend löste von seinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den schwarzen Brettern. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Thore hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidel-Veit dazu, bei seinem Acker eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fidel-Veit", neckte der Klampferer, „nachher steigt dir der Silsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!"

„Wie komm' ich dazu!" rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt' dein Lugendorf!" fuhr ihn dieser an, damit war der Protest erledigt.

Aber nicht alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgruberschuster warf die Frage auf von wegen der Todtenzehrung. Nach dem ersten Begräbnis waren die Leute beim Michelwirt zusammengekommen, um für die christliche Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese christliche Seelenruhe musste jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaschel erfundenen Systeme war das gar nicht so schwer. Man setze sich umgekehrt zum Zechtisch, so dass ihm der Rücken zugewendet ist und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, dass der Selbstmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken sei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirtshause soffen und gröhlten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauch brach er zwei dürre Äste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und sprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Silsam.

Das liebe Glück.

Von **Ludwig Kurowski.**

Wien, 8. Mai 1895.

Liebe Hermine!

Das Neueste, was ich Dir schreiben kann: Seit einer Woche bin ich bei einer Damen-Kapelle engagiert! Spiele jeden Tag im Prater. Die zweite Violine. Habe mir nach dem Conservatorium freilich etwas anderes gedacht. Gern hätte ich nämlich Concerte gegeben, aber an einflussreichen Bekannten fehlt es mir gänzlich, und ob ich das Talent habe, weiß ich eigentlich auch nicht. Mein Professor hat zwar immer gesagt, ich habe einen guten Strich, einen guten Ton, auch Vortrag, Verständnis. Das ist alles recht gut und schön, aber ich kann doch nicht fort müßig herumgehen und der armen Mutter, die ohnehin mehr als genug für mich gethan hat, noch länger zur Last fallen! Wie sie sich freut, dass ich endlich die Stelle bei der Damen-Kapelle bekommen habe, kann ich Dir gar nicht schildern. Und so freue ich mich mit ihr, dass ich mir endlich ein paar Gulden verdiene und die Aussicht habe, vielleicht eher jemanden zu finden, der sich für mich interessiert und mir am Ende zur „Künstlerin" verhilft; denn bei dem Stundengeben, was ich übrigens herzlich satt bekommen habe, schaut nichts heraus, als Ärger, und schlecht gezahlt wird man noch obendrein! —

Also bei einer Damen-Kapelle! Wenn mir das jemand noch vor einem Jahr gesagt hätte, den hätte ich einfach ausgelacht! Und so ist es gekommen, ich weiß es selber nicht, wie. Eine langjährige Freundin meiner Mutter kennt eine junge Dame, die auch bei einer Damen-Kapelle angestellt ist, und von der erfährt diese Freundin, dass die Kapelle jetzt zum Frühjahr eine zweite Violinistin braucht, denn die frühere hat geheiratet; und die Freundin hat das gleich meiner Mutter erzählt, und die hat wieder mit mir gesprochen, und so habe ich mich der Kapellmeisterin vorgestellt, und die hat mich gleich engagiert. In zwei Tagen war das Ganze abgemacht. Bis jetzt gefällt es mir nicht schlecht. Wir haben immer großen Beifall, ein hübsches Publicum, und ich mache, wie ich schon bemerkt habe, ein bisschen Furore. So oft ich auf die Leute hinunterschaue, sehe

ich immer, dass die meisten mich anschauen. Der Kapellmeisterin scheint das nicht unangenehm zu sein, aber die eine Primgeigerin und die Flötistin, die schon lange über die erste Blüte hinaus sind, haben hie und da spitzige Bemerkungen gemacht. Ich habe aber immer gethan, als wenn ich es nicht verstehen möchte. Neid, nichts als purer Neid! Ich thue nichts dazu, um den Leuten zu gefallen, und mache auch nichts auffällig, wie die anderen, die nicht wissen, was für eine Frisur sie tragen sollen! Besonders die Cellistin, die hat es auf die Männer scharf, immer schaut sie vom Notenblatt weg und auf die Leute hinunter, ob sie nicht einen mit den Augen fangen könnte, hat aber noch keinen gefangen, weißt, ist ein bissel zu „schiech“ dazu! — Nach alledem ersiehst Du, dass es mir sehr gut gefällt, und wenn ich, offen gestanden, mit einem nicht ganz zufrieden bin, so ist es, dass ich nur die zweite Violine spiele. Lieber wäre mir schon die erste! Aber wer weiß, vielleicht kommt es auch dazu. —

Dass Dir bei Deinen lieben Eltern nichts abgeht, liebe Hermine, das kann ich mir recht gut denken. An Dich ist der Ernst des Lebens noch nicht herangetreten. Wird auch vielleicht gar nie herantreten, der böse Ernst. Dein Vater hat eine schöne Stellung, und in den besten Jahren ist er auch noch. Wenn der meine auch noch lebte! — Ich bitte Dich, mich Deinen verehrten Eltern bestens zu empfehlen. —

Schreibe mir nur ausführlich, wie der Maiausflug des Gesangvereines ausgefallen ist. Habe jetzt mit Proben und Productionen vollauf zu thun. Wenn ich einmal frei bin, rutsche ich zu Dir hinüber nach meinem lieben Hietzing und Schönbrunn, und dann plaudern wir wieder einmal von unseren schönen Schulmädchentagen!

Bitte um baldige Antwort. Es küsst Dich tausendmal Deine treue Freundin   Martha.

21. Mai.

Liebe Hermine!

Deine reizende Schilderung des Mai-Ausfluges hat mir sehr gut gefallen. Das muss ja ein sehr spassiger Herr sein, dieser Herr Römle, der jede Dame fragt: Haben Sie schon Kant gelesen? Na, ich wäre imstande, ihm darauf eine Grobheit zu sagen! Und dann der geschleckte und geschniegelte Holzer mit seinen gedrechselten Redensarten, mit seiner Delicatesse hinten und vorn! Gott! wenn nur die Männer wüssten, wie unausstehlich langweilig das alles ist! Wo bleibt da Geist und Verstand? Weißt Du, liebe Hermine, wie ich mir einen Mann vorstelle, der mir gefallen könnte? Erstens müsste er groß sein, schlank, schwarzes, großgelocktes Haar, einen kleinen, netten, schwarzen Schnurrbart, so allerliebste treuherzige Augen, eine schöne, gepflegte Hand, und lebhaft und witzig müsste er im

Gespräche sein, und die Stimme so ein klangvoller Bariton, einschmeichelnd, durch und durch sympathisch! Wenn er nichts als „Guten Abend, mein Fräulein!“ sagt, so muss das einem schon so zu Herzen gehen, als wenn ein anderer die heiligste Liebeserklärung —

Aber mein Gott! was thue ich denn? Ich schildere Dir Zug für Zug einen jungen Mann, den ich leibhaftig seit acht Tagen kenne. Ich will Dir auch seinen Namen verrathen: Volkmann, Erich Volkmann. Erich ist ein schöner Name, nicht wahr? Ja, Herrn Volkmann kenne ich seit acht Tagen und bin wirklich herzlich froh, will sagen, unendlich glücklich über diese Bekanntschaft. Doch ich will das Ganze im Zusammenhang erzählen, soweit ich das vermag.

Mir fiel schon längere Zeit ein junger Mann auf, der Abend für Abend an einem Tische gerade vor unserer Kapelle saß und mich häufig fixierte. Ich dachte mir aber nicht viel dabei, denn das bin ich bereits gewöhnt, angestarrt zu werden. Ich machte mir also nicht viel daraus, aber im Inneren gefiel er mir doch, er sah so interessant aus, so vornehm. Er kam gewöhnlich um sechs Uhr und blieb bis nach zehn. Einmal an einem Regentage, wir concertierten drin im Saal, war er nicht da und ich war damals den ganzen Abend verdrießlich, wusste anfangs nicht, was mir fehlte, bis ich darauf kam, dass er nicht da sei. Es war wirklich so, ich will mich vor Dir nicht verstellen, ich war wirklich noch nicht im geringsten verbrannt. Erst vor acht Tagen, da schickt er mir, natürlich unauffällig, durch einen Kellner ein kleines Bouquet mit seiner Visitkarte. Das hat mich, aufrichtig gesagt, herzlich gefreut. — Ich habe mich dann eine Zeit lang geniert, zu ihm hinzuschauen, aber das Bouquet habe ich an den Busen gesteckt. In der nächsten Pause war er schon bei mir und spricht mich an. Ich habe sehr spröde gethan, und dann war ich auch verlegen, denn meine Colleginnen, besonders die Flötistin und die Cellistin, sind förmlich grün im Gesicht geworden vor Neid und Ärger und haben mit einander zu tuscheln angefangen. Der Herr Volkmann hat sich aber durch mein eigenthümliches Benehmen nicht abschrecken lassen, ist denselben Abend noch ein paarmal zu mir gekommen, und jetzt spricht er Abend für Abend mit mir. Ich sage Dir, ein feingebildeter Mann, das sieht man ihm übrigens auf den ersten Blick an, und reich ist er auch. Er hat mir erzählt, er ist der Sohn eines mehrfachen Hausherrn, und in Baden haben sie eine Villa. Dann hat er mir gestanden, dass Musik seine einzige Passion ist, denke Dir nur, und dass er sich schon immer die Bekanntschaft einer jungen Künstlerin gewünscht hat. Ist das nicht entzückend? Ich habe ihm darauf mein Herz ausgeschüttet, wie ich so gerne eine große Künstlerin werden möchte, dass mir selbstverständlich meine jetzige Stellung als zweite Violinistin nicht genügt, dass ich den Posten nur angenommen habe, um etwas zu verdienen, sowie sich aber

eine Gelegenheit bietet, will ich wieder auf mein Ziel lossteuern. Er hat mich deswegen sehr belobt, und im Anfang hat er so Andeutungen fallen lassen, bis er endlich gestern sich ganz ausgesprochen hat. „Ich bin in der glücklichen Lage", sagte er, „ich kann Sie weiter ausbilden lassen." Freilich müsste ich meine Stellung bei der Damen-Kapelle aufgeben, und er will mir Professoren halten, was ich nur brauche und verlange. Mir ist völlig schwindelig geworden vor Freude über diese Aussichten. Und dann hat er noch gesagt: „Mein liebes Fräulein, Sie werden wahrscheinlich ahnen, dass ich ein tieferes Interesse für Sie empfinde, halten Sie sich versichert, dass ich jederzeit Ihr Wohl im Auge behalten will, und wenn Sie mir auch einen kleinen Gegenbeweis Ihrer Gunst geben wollen, dann können auf die leichteste Art und Weise zwei Menschen zusammen glücklich werden, denen jedem für sich allein das Leben vielleicht nicht so rosig vorkommt, als es einmal doch ist, trotz aller Schwarzseherei, denn man muss nur die Augen aufmachen und das vorbeihuschende Glück greifen und festhalten, dann hat man den reinen Himmel auf Erden!" — So hat er zu mir gesprochen mit seiner schönen Stimme, und seine Rede ist mir wie ein Evangelium vorgekommen, und da habe ich ihm, vorderhand nur so halb und halb zugesagt, dass ich mit seinem Vorschlag einverstanden bin. Gestern hat er mich schon in der Hauptallee geküsst. —

So, jetzt weißt alles und jetzt entscheide, was ich thun soll. Meiner Mutter traue ich mich noch nicht, etwas davon zu sagen, wie es um mich steht, sie ist schrecklich ängstlich und hätte gleich tausend Wenn und Aber bei der Hand. Aber Du bist auch so ein junges Blut, wie ich. Denke Dich in meine Lage so recht hinein und sage mir, was ich ihm definitiv antworten soll. Aber bitte gleich. Ich habe mir nur drei Tage Bedenkzeit ausgebeten. Ersuche Dich also, mir umgehend zu antworten. Du bist ja so gescheit, liebe Hermine, und auf Dein Urtheil gebe ich, Du weißt, sehr viel; wie Du mir schreibst, so werde ich handeln, und dann will ich auch mit der Mutter reden. Rette nur so bald als möglich aus ihren tausend Zweifeln Deine ungeduldige treue Martha.

26. Mai.

Liebe Hermine!

Eine solche Antwort hätte ich von dir am allerwenigsten erwartet! Ich hatte dich gebeten, Dich in meine Lage zu versetzen und mir zu rathen, was ich thun soll. Dass Du meine Bitte so auffassen wirst, dass Du Dich gleich berechtigt glaubst, mir eine Strafpredigt für meinen Leichtsinn zu halten, hat mich wirklich sehr überrascht, und der herzlose, kalte Ton Deines Briefes hat mich sehr in Erstaunen versetzt! Ich habe Dir als meiner besten Schulfreundin geschrieben, wie ernst es um mich steht, und Du spielst Dich gleich als meine Hofmeisterin auf! Das

finde ich im höchsten Grade beleidigend! Wenn Du wüsstest, in welchem Zustande maßloser Aufregung ich mich befinde, wie ich in einem Moment grenzenlos unglücklich bin, wie mein armes gequältes Herz blutet, und wieder in einem anderen Moment ich aufjubeln möchte vor Glückseligkeit — Du hättest wahrlich andere, schönere Worte gefunden, Worte des Trostes und der Erleichterung. Du räthst mir, das Verhältnis sofort abzubrechen. Ja, du lieber Himmel! Du kennst ihn ja gar nicht, und dann erlaubst Du Dir noch, in Ausdrücken von ihm zu reden, die mich tief verletzen müssen! Dass er ehrliche Absichten mit mir hat, habe ich Dir deutlich genug geschrieben, und sein Wort ist mir heilig! Ich könnte Dir sagen, was aus Dir spricht, aber ich will es lieber für mich behalten. Um eine Erfahrung bin ich wenigstens reicher geworden, wie meine Mutter immer sagt: Freunde in der Noth gehen hundert auf ein Loth. Ich werde mir aber schon selbst den Weg vorzeichnen, den ich einzuschlagen habe, und damit Gott befohlen! Ich kann nicht von ihm lassen, es ist ganz unmöglich!

Es grüßt Dich Deine Martha.

P. S. Übrigens, damit Du es weißt: Gestern habe ich ihm die definitive Antwort auf seinen Vorschlag bereits gegeben — ein dreimal unterstrichenes Ja! Und heute oder morgen rede ich mit der Mutter. Fix und fertig, da gibt's nichts mehr — kein Zurück! Ich liebe ihn bis zum Verrücktwerden! Die Obige.

28. Mai.

Lieber Erich!

Ich habe darüber nachgedacht, was Du mir gestern gesagt hast, und da Du heute Abend leider verhindert bist, zu kommen, so will ich Dir alles schreiben, was mir im Kopf herumgeht. Du willst mich ausbilden lassen. Ich bitte Dich, mir zu sagen, wie denkst Du Dir das eigentlich? Sollen Deine Eltern davon wissen? Meine Mutter müsste selbstverständlich davon erfahren. Hast Du vielleicht Deinen Eltern schon etwas von Deinem Plane gesagt? Und wie denkst Du Dir unsere Zukunft? In welchem Verhältnis soll ich ferner zu Dir bleiben? Du hast mich gestern versichert, dass ich Dir immer wert und theuer bleiben werde. Darf ich Dir, mein lieber Erich, auch fest vertrauen? Sage mir, bist Du so selbständig, dass Du auch gegen den Willen Deiner Eltern, wenn sie nämlich mit unserer Verbindung nicht einverstanden sein sollten, mich heiraten wolltest? Oder hast Du bereits alle Schwierigkeiten, die unserem Glücke im Wege stehen könnten, beseitigt? —

Verzeihe alle diese Fragen, die ich an einem regnerischen Vormittag an Dich stelle. Du weißt, wie ich Dich liebe, und wie ich von Dir die Erfüllung meiner innigsten Herzenswünsche erwarte, Du Guter. O, welches beneidenswerte Glück, von Dir geliebt zu werden! Wenn Du wüsstest,

lieber Erich, wie schön ich mir unsere Zukunft ausmale, unser harmonisches Zusammenleben, wenn Du nur eine kleine Ahnung von den süßen Träumen hättest, in denen mich Nacht für Nacht die herrlichsten Zukunftsbilder umgaukeln! Ich wollte, ich könnte der Zeit Flügel geben, dass sie sich beeilte und mir schon jetzt alle Verheißungen in strahlende Wirklichkeit verwandelte! —

Mir wird heute unendlich bange nach Dir sein, aber morgen können wir uns wieder aussprechen, und Du kannst wieder unaussprechlich beglücken Deine Dich aus tiefster Seele liebende Martha.

6. Juni.

Lieber Erich!

Ich muss Dir über den gestrigen Sonntag Vormittag doch einige Zeilen schreiben, weil ich es Dir nicht mündlich sagen kann. Dir war meine Weigerung wohl nicht recht, aber ich sage Dir: Ich schäme mich noch heute vor mir, und gestern glaubte ich in dem Moment, dass der Wald, dass jeder Baum sich mitgeschämt habe; und auch Deinetwegen habe ich mich geschämt und hätte das von Dir nicht für möglich gehalten! Ich kann es mir nicht anders erklären — Du edeldenkender Mensch warst einen Moment Deiner Sinne nicht mächtig, Du hast Dich vergessen. Du hast einen Augenblick nicht bedacht, dass Du ein schwaches Geschöpf vor Dir hattest. Mein Gott, was hätte meine Mutter gesagt, wenn sie einmal erfahren hätte, dass ihr Kind schlecht geworden? Ich glaube, es wäre ihr Tod gewesen! Nein, schlecht will ich nicht werden, und ich glaube, Du musst mich jetzt nur umsomehr achten, dass ich nicht eingewilligt habe und dastehe so rein, so mädchenhaft, wie Du mich kennen gelernt. —

Ich habe mir schon die größten Vorwürfe gemacht darüber, dass meine Mutter von unserer Liebe noch immer nichts weiß, und um meinem schlechten Gewissen zu entrinnen, möchte ich Dir eine inständige Bitte ans Herz legen: Mache einen Besuch bei meiner Mutter und sage ihr selbst, dass Du mich liebst. Sei überzeugt, dass sie Dich wie einen lieben Sohn aufnehmen und Deinen Eingang segnen wird.

Ich schicke Dir diesen Brief durch einen Dienstmann, damit Du mir noch heute abend Deinen Entschluss mittheilen kannst. Es küsst Dich oft und oft Deine Martha.

8. Juni.

Lieber Erich!

Seit zwei Tagen keine Spur von Dir! Keine Antwort auf meinen letzten Brief! Bist Du krank? Nur einige aufklärende Zeilen! Oder schicke einen Deiner Bekannten zu mir, damit ich von meinem Kummer um Dich befreit werde. Deine sehr besorgte Martha.

11. Juni.

Lieber Erich!

Wenn der Himmel auf einmal schwarz werden möchte und, ich weiß nicht, welche Wunder sich ereignen würden, mich würde alles kalt lassen nach den niederschmetternden Worten, die mir noch immer vor den Augen tanzen, weil ich ihre fürchterliche Gewissheit noch immer nicht einsehen, nicht begreifen kann! Mein Gott! Der Wechsel ist so rasch eingetreten, dass ich an meinem Verstand zweifeln könnte! Was hat dich so plötzlich bewogen, meine Bekanntschaft aufzugeben? Ich habe Dich doch mit keinem Wort beleidigt, vielmehr, wenn schon jemand Ursache gehabt hätte, verletzt zu sein, dann wäre ich es gewesen! Aber mir ist es gar nicht eingefallen, ich habe Dich bei mir entschuldigt, ohne dass Du erst mir was abzubitten brauchtest, was Du ja auch wirklich nicht gethan hast. Meine Aufregung in den letzten Tagen kann ich Dir nicht beschreiben. Ich wusste nicht, was mit Dir geschehen ist, und ängstigte mich ab, so dass ich keine Nacht schlafen konnte. Endlich, endlich ein Brief von Dir! Ich öffne ihn freudig, hastig, neugierig — und da wird mir schwarz vor den Augen, ich war einer Ohnmacht nahe. Du schreibst: „Ich sehe mich aus verschiedenen Umständen gezwungen, meine Beziehungen zu Ihnen abzubrechen.“ Was sind denn das für verschiedene Umstände? Was habe ich Arme denn verschuldet, sage mir doch, dass ich Dir auf einmal so gar nichts mehr gelte, nicht einmal so viel, dass Du mir nicht einen einzigen Grund angibst, warum Du mich nicht mehr liebst?

Ich beschwöre Dich bei dem Andenken an die glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebt, schreibe mir nur einige aufklärende Zeilen, damit ich mir keinen Vorwurf machen kann, Dich, wenn auch nur unbewusst, so gekränkt zu haben, dass ich Dir jetzt so gleichgiltig geworden bin. O mein Gott! wie kurz währt des Menschen Glück, und wie soll er jede Stunde fürchten und bangen, dass im Nu ein Umschlag eintritt! Als Du mich liebtest, dachte ich keinen Augenblick daran, dass es eines Tages anders werden könnte. Und nun ist es mit einem Schlage da, das entsetzliche Anders, aus dem ich keinen Ausweg weiß. Das Leben ist für mich nichtig geworden, und ich finde es nicht mehr so rosig, wie Du mir noch vor drei Wochen verkündigt, wie ein Glücksapostel, dessen Worte ich einsog wie einen betäubenden Blumenduft. —

Erbarmen mit mir! Nicht so kalt wollen wir auseinandergehen, nicht in Groll und zorniger Anklage wollen wir uns trennen, sage mir nur einen Grund, einen einzigen, warum wir verzichten müssen, und ich will mich bescheiden und trösten: Du hast das große Glück, das Dir in Aussicht stand, nicht verdient!

Deine unglückliche Martha.

15. Juni.

Herr Volkmann!

Rücksichten auf Ihre Familie! — Ich weiß genug. —

Ich sende Ihnen Ihre Briefe zurück, weil Sie es so verlangen. Sonst besitze ich nichts von Ihnen. Das Armband, das Sie mir einmal schenken wollten, habe ich damals nicht angenommen, wie Sie sich erinnern werden. —

Leben Sie wohl und werden Sie glücklich — wenn Sie es können! Ich verlange vom Schicksal keine Sühne für die Enttäuschung, die Sie mir bereitet. Mir soll es genügen, wenn Sie einmal mitten in Ihrem schönsten Glückestaumel sich plötzlich meiner entsinnen und eine momentane Störung Ihres Wohlbefindens verspüren. Das genügt mir.

Martha Heller.

* * *

23. September 1895.

Liebe Hermine!

Meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deiner Verlobung! Die Karte, die ich heute erhielt, war für mich eine rechte Überraschung! Ich hatte ja gar keine Ahnung gehabt, und auf Herrn Römle, der Dir damals auf dem Mai-Ausflug nicht gefallen hat, wäre ich schon gar nicht gekommen. Ich wusste nicht, dass er Beamter im Ministerium ist. Da ist Dir wirklich zu gratulieren. Ich freue mich unendlich über Dein Glück, Du kannst es Deiner alten Kameradin glauben. Aber so schnell ist es gekommen. Ich weiß nicht, soll ich sagen, umso besser, dass Dir die süße Zeit der heimlichen Liebe, dieses beseligende Versteckenspielen vor anderen Leuten, so schnell vorübergegangen ist, oder ist es schade darum, dass es nicht länger gedauert hat. Doch ich zerbreche mir da unnütz den Kopf über etwas, was ja Du am besten wissen wirst! Jetzt bist Du eine glückliche Braut — wohl Dir!

Wann wirst Du Hochzeit machen? Dass Du mich ganz gewiss benachrichtigst, damit ich Dich an Deinem Ehrentage sehen kann.

Sei nochmals versichert, dass ich mich herzlich freue. Glück und Wohlergehen auf Deinen ferneren Lebensweg wünscht Dir Deine alte, aufrichtige Freundin Martha.

10. October.

Liebe Hermine!

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe, aus dem ich ersehe, dass Du meiner noch immer in alter Freundschaft gedenkst — nach meinem Herzensroman. Der ist zu Ende. Ganz so zu Ende gegangen, wie Du vorausgesehen. Heute habe ich Gott sei Dank! schon das Ärgste überstanden.

Hätte ich nur damals Deinem Rathe gefolgt, mir wäre viel erspart geblieben. Bei dem Ganzen beruhigt mich aber das Eine, dass meine gute Mutter nicht ein Sterbenswörtchen von jener Bekanntschaft erfahren hat. Das ist mir wirklich sehr, sehr lieb, sie hätte sich sonst zu viel gekränkt. —

Im übrigen kann ich Dir von meinem Leben, in dem jetzt ein Tag dem anderen gleicht, nicht viel erzählen. Ich spiele noch immer täglich im Prater, und meine Colleginnen sind noch immer gleich boshaft und männersüchtig, aber die Kapellmeisterin hat mich gern und hat mir auch versprochen, dass ich in der nächsten Saison, wenn ich bleibe, die erste Violine spielen werde. Das ist nun auch etwas. Wir wollen noch weitersehen. Oft kommt es ja über Nacht, das liebe Glück. —

Für Deine freundliche Theilnahme dankt Dir herzlich Deine treue

Martha.

Liebe.

Von **René Maria Rilke.**[1])

Und wie mag die Liebe dir kommen sein?
Kam sie wie ein Sonnen, ein Blütenschnei'n,
Kam sie wie ein Beten? — Erzähle:

Ein Glück löste leuchtend aus Himmeln sich los
Und hieng mit gefalteten Flügeln groß
An meiner blühenden Seele. . . .

* * *

Es ist lang — es ist lang, . . .
Wann — weiß ich gar nimmer zu sagen,
Eine Glocke klang, eine Lerche sang —
Und ein Herz hat so selig geschlagen.
Der Himmel so blank überm Jungwaldhang,
Der Flieder hat Blüten getragen, —
Und im Sonntagskleide ein Mädchen, schlank,
Das Auge voll staunender Fragen . . .
Es ist lang — es ist lang. . . .

---

[1]) „Traumgekrönt." (Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.)

Auf dem Stefansthurme.

Von Johannes Ziegler.[1])

Wien von oben gesehen.

Wer niemals den Stephansthurm bestiegen hat, geht nicht ohne Zagen daran. Der Thurm ist hoch, und wie es drinnen aussieht, kann man nicht wissen. Aber Unbekanntes zu erforschen, selbst wenn Beschwerde damit verknüpft ist, hat immer einen Reiz, und wenn auch etwas Widerstand im Gemüthe zittert, wird dieser durch den Wunsch nach Befreiung von der Blamage, den berühmten Thurm niemals bestiegen zu haben, zuletzt beseitigt. Am wirksamsten aber bringt die Sehnsucht, nach langwieriger, harter Jahreszeit die frisch begrünte, weite Landschaft und die liebenswürdige Stadt von der Höhe aus zu betrachten, den Entschluss zur Reise. So geht man denn getrost in das Kirchenmeisteramt, löst eine Erlaubniskarte und tritt das Wagnis an.

Gewiss, den Muth zu heben, ist der erste Anblick einer ziemlich steilen Treppe von wenigen Stufen nicht geeignet. Sie führt, wie es einem vorkommt, ins Dunkle. Aber schnell haben die Augen von dem raschen Übergange aus heller Sonne in Dämmerlicht sich beruhigt und sehen im Inneren des Thurmes sehr gut. Die Wendeltreppe, welche dann folgt, ist allerdings schmal, aber nicht unbequem. Immer höher dreht sie sich, immer höher steigt man auf ihr hinauf, und je höher man steigt, desto höher steigt auch der Muth; und wenn man schließlich merkt, dass wenig Beschwerde mit dem Unternehmen verknüpft ist, kennt der Muth keine Grenze mehr. Die Herzhaftigkeit wird aber belohnt; denn erstlich merkt man bald bei einem Blick aus den Guckfenstern, dass man sich schon über den Schornsteinen der hohen Gebäude, welche den Stephansplatz umschließen, befinde, was doch ein schöner Erfolg ist; und zweitens hat die Wendeltreppe dieselbe Eigenschaft wie die Windung eines Pfropfenziehers, nämlich dass sie ein Ende nimmt.

Die Stufen werden heller, und plötzlich sieht man sich vor einer Thüröffnung, die in einen ziemlich sonderbaren Raum führt. Dessen Fuß-

[1]) Aus „Wiener Stadtgänge". Von Johannes Ziegler. (Wien. Robert Mohr.)

boden ist von Holz, und in seiner Mitte befindet sich ein viereckiges Loch, durch welches zwei hölzerne Treppen ins Finstere führen. Um dort hinunter zu steigen, braucht man wieder einigen Muth, aber nicht viel. Es geht nicht tief hinab, und bald merkt man, wo man sich befindet. An einem ungeheuren Gebälk hängt hier die große Glocke von St. Stephan, welche Kaiser Joseph I. aus eroberten türkischen Kanonen gießen ließ. Sie ist sammt dem Schwengel über vierhundert Centner schwer und dröhnt so stark, dass der ganze Thurm zu beben anfängt und die alte Feuerlaterne in der Wächterstube in kreisende Bewegung geräth. Wegen der starken Erschütterung, welche, würde sie oft wiederholt, dem Thurme schaden möchte, wird die Glocke nur zu Ostern und am Frohnleichnamstage geläutet. Stumm hieng sie da, die Pummerin, wie der Volksmund sie nennt. Mit leisem Schrecken betrachtete ich das Ungethüm, wie es grünlich grau in dem grauen bestaubten Gebälke ruhte, und eilte dann die Stiege hinauf, nicht ohne Angst, dass der Schwengel vielleicht von selbst sich in Bewegung setzen möchte. Große Glocken haben etwas Grauenhaftes und Lebendiges an sich und sind Gespenstern nicht unähnlich. Dies verspürt man recht, wenn man sich ihnen ganz mutterseelenallein nähert. Da kann man das Gruseln lernen.

Über diesem Glockenraum führt dann die steinerne Wendeltreppe wieder in die Höhe des Thurmes. Abermals beginnt das Steigen. Beständig dreht man sich im engen Kreise um die Spindel der Treppe, deren Stufen sehr gleichmäßig sind, und wird, wenn man das Unternehmen eilig betreibt, von der Centrifugalkraft zuweilen gegen die Stiegenwand gedrückt. Die Centrifugalkraft ist eine Kraft, welche Rockärmel weiß macht. Langsam, langsam! Aber Neubegier und die Sehnsucht, bald das Ziel zu erreichen, beflügeln den Schritt. Ha, wie es treppauf geht! Bald zeigt sich indes auch hier ein lichtes Ende, und oben wird man von einem höflichen Thurmwächter empfangen, einem elegant gewachsenen, jungen Mann in der Leinwandtracht unserer Feuerwehr.

„Hier ist die Aussicht“, sagt er; „und wenn Sie sich ein wenig ausgeruht haben, können Sie noch fünfundsiebzig Stufen höher steigen.“

„So? Das ist eine schöne Aussicht.“

Hier ist das Wort Aussicht in dreierlei Begriff genommen. Der Ankömmling versteht zuerst die Aussicht auf das Steigen von noch fünfundsiebzig Stufen; wenn er sich dann ein wenig verschnauft hat, nimmt er das Wort in Bezug auf das prachtvolle Panorama, das sich von der Höhe des Thurmes seinen Blicken darbietet; der Thurmwächter aber meint die Aussicht auf sämmtliche Feuerbezirke Wiens und die zu erwartenden Schornsteinfeuer, Dachfeuer und Feuersbrünste. Unablässig gehen die Wachmänner, welche nach je vierundzwanzig Stunden abgelöst werden, von einem Fenster zum anderen und lugen durch die klaren Spiegelscheiben

aus, ob sich irgendwo ein verdächtiger Rauch zeige. Dazu gehört aber großes Unterscheidungsvermögen, und sie brauchen fast ein Jahr der Übung, ehe sie einen starken aber unschuldigen Schlotqualm oder eine aufwirbelnde Staubwolke oder andere Zufälligkeiten mit dem Rauch eines Schadenfeuers nicht verwechseln. Haben sie aber einmal Übung im Wahrnehmen erlangt, so kennen sie schließlich jeden Schornstein der ganzen weiten Stadt und seine Manieren. Treffliche Instrumente und telegraphische Apparate dienen zur Beobachtung, beziehungsweise zum Melden des Wahrgenommenen, und die ganze Einrichtung oben ist recht beruhigend.

Wenn man in London auf der Galerie der Paulskirche steht und hinausblickt, sieht man von London kein Ende. Soweit das Auge reicht, sind Häusermassen, und am Horizont ragt ein Wald von Fabrikschornsteinen mit langen schwarzen Rauchwimpeln, und gegen die See zu ohne Absehen das Gewirr der Schiffsmasten und Raaen. Solche Unendlichkeit ist allerdings in Wien nicht zu sehen, dafür aber liegt es so freundlich und lieb im Grünen, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Über die frischbelaubten Höhen des Wienerwaldes blicken schneeblinkende Firnen aus der Steiermark herüber. Vom Abhang des Kahlenberges an bis weit gegen Schwechat zieht sich ein krystallenes Band, die Donau, überspannt von leichtgesponnenen Brücken, von denen Eisenbahnschienen wie glänzende Fäden sich über das weite Marchfeld ziehen; alles lichtvoll und höchst anmuthig. Manchmal zieht der Schatten einer Wolke über die Ebene; und ist er vorübergeflohen, so leuchtet das Grün und das Goldige und das Krystallblinkende noch einmal so herrlich auf.

Ich glaube, es gibt keine so reizende und zugleich so ansehnliche Stadt auf Erden wie Wien. Weit ausgedehnt und doch absehbar liegt es zu Füßen des schönen Thurmes von St. Stephan. Die Gärten des Belvedere, die von Schwarzenberg, von Liechtenstein, der Stadtpark, der Augarten und der prachtvolle Prater liegen wie Decken aus grünem Sammt zwischen den Häusermassen, von denen fast nur das bräunliche Dachwerk zu erblicken ist. Wo man von hier oben das Straßenpflaster sehen kann, wie auf dem Stephansplatz, da zeigt sich dieses wie feines Mosaik, wie das regelmäßige Gekörne der Haifischhaut. Darüber rollen die kleinwinzigen Fiaker und die Omnibusse, und auf den Trottoirs gehen kleine, elegante Menschen. Über den Graben maschierte eine Militärmusik mit einem Fähnlein Soldaten und einem großem Schwarm Musikverständiger hinterdrein. Alles dies war ganz winzig und marschierte nach dem Takt in gleichem Schritt.

Nun waren noch fünfundsiebzig Stufen hinanzusteigen, und wer einmal bis zu den Wächtern gelangt, wird sich das letzte Ziel nicht entgehen lassen. Eine ebenso bequeme Wendeltreppe wie unten führt bis zur Helmgalerie. Von hier bis zur höchsten Spitze der Kreuzrose sind noch neunund-

zwanzig Klafter; davon sind sechs Klafter hohl, der übrige Theil der schlanken Spitze ist voll und nur mittelst Steigeisen zu erklimmen, die an der Außenseite des Thurmes befestigt sind. Auf der Helmgalerie steht man zwischen Spitzthürmchen, Zinken und Zacken und steinernem Blätterwerk. Soweit ein Arm reichen kann, ist hier die ganze Gothik von Narrenhänden mit Namen beschmiert, Namen aus allen möglichen Ländern der Erde, aber jedem merkt man die Freude über seinen hohen Standpunkt an.

Hier oben ist es recht einsam. Wenn der Wind durch die steinernen Blätter säuselt, hört man wenig von dem Gebrause der großen Stadt, das kaum als leises Murmeln heraufdringt. Fahren einige Wagen über den Stephansplatz, so ist ihr Geräusch nicht größer als das einer Bleistiftspitze auf Papier und klingt auch so. Aus der Tiefe zwischen den Häusern und aus den Höfen tönt das Gegurgel vieler Drehorgeln herauf, aber es ist so leise, so fern und so gleichmäßig, dass man es kaum vernimmt. Es erinnert an die Musik der Sphären, welche doch auch vom vielen Drehen herrührt. Eine weihevolle Stimmung beschleicht das Gemüth; man fühlt sich besser und den himmlischen Mächten näher. Hier muss ein herrlicher Aufenthalt für vereinsamte Raubmörder sein! Das einzige Wesen, das sich dieser Höhe naht, ist Meister Lobedanz, der Habicht, auch ein Raubmörder. Er umschwirrt mit seinem hellbraunen Gefieder die Thurmspitze, schwebt lauernd hoch in der Luft und stößt jählings hinab auf die Schwalbe, die ihr Nest im Sandsteinschnörkelwerk verläßt. Hat er sie, so verzehrt er seine Beute in den Schlupfwinkeln des mächtigen Kirchendaches, das tief unten liegt, lacht sich in die Kralle, und kümmert sich wenig um die Polizei.

Laue Pfingstluft umhaucht die schlanke, durchbrochene Thurmspitze. Blickt man an dieser hinauf nach den wehenden Wolken, die hoch über der Kreuzrose hinziehen, so ist es, als ständen die Wolken fest und der Thurm neige sich. Je länger man hinaufsieht, desto schneller scheint er sich zu neigen, um in die Stadt hinabzustürzen. Dann empfindet man Sehnsucht nach der Tiefe, fühlt den Wunsch, wieder zur Stadt hinabzukommen, doch nicht mit dem fallenden Thurm, sondern auf dem angenehmeren Wege der Wendeltreppen, welche zusammen über vierhundert Stufen zählen. Wer ohne Anfall von Drehkrankheit unten dann wieder in das freundliche Sonnenlicht des Stephansplatzes heraustritt, kann von Herzen froh sein, dass der Allgütige ihn vor Schaden gnädig behütet hat.

Eine Nacht auf St. Stephan.

Die ältesten Thurmwächter können sich nicht erinnern und wundern sich auch darüber, dass es niemals einem Menschen einfällt, am Abend den Thurm unserer Domkirche zu besteigen und dort bis zum Morgen zu verweilen. Auch im Kirchenmeisteramt war man ganz erstaunt über mein Begehren, dies thun zu dürfen, und der Kirchenverwalter blickte mich forschend an, als ob er einen Unzurechnungsfähigen vor sich hätte, schüttelte hundertmal den Kopf, machte hundert Bedenken geltend, und sagte auch, dass ein solches nächtliches Besteigen des Thurmes nicht ohne Feuersgefahr für diesen sei. Er dachte vermuthlich, dass die Reibung zwischen Stiefelsohle und Treppe die steinernen Stufen in Brand setzen und dass sich deren Feuer dem steinernen Stiegenmantel und darauf dem übrigen Sandsteinwerk des Thurmkolosses mittheilen möchte. Er theilte mir schließlich mit, dass er die Erlaubniss absolut nicht geben könne. Als ich aber dann von competenteren Personen dennoch Erlaubniss erhielt, stimmte auch er nach einigem Achselzucken bei. Aber schließlich hatte ich noch den strengen Blick des Meßners auszustehen, als ich am Abend kam, um den Thurm zu besteigen, und er sagte mir barsch, dass der Herr Verwalter es sehr sonderbar finde, woran ich mich aber weiter nicht kehrte.

Diesmal gieng das Steigen leicht, denn hier stieg der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Die Stadt, wie sie die Augen schließt, wie sie schläft, wie sie wieder erwacht, einmal aus der Vogelperspective anzuschauen, ist voll Reiz und einer Nacht wohl wert. Die Thurmwächter, von meiner Ankunft benachrichtigt, waren in ihrem Empfang sehr liebenswürdig. Sie hatten ihre Fernrohre bereitgelegt, von welchen sie mir das schärfste zum Gebrauch überreichten. Die Thurmstube war von der Sonne, die sich gerade anschickte, hinter dem Kahlenberge zur Ruhe zu gehen, warm durchleuchtet. Die Stadt unten lag im goldigen Abendschein und über die besonnten Dächer hinweg warf der Stephansthurm seinen ungeheueren, scharf begrenzten Schlagschatten bis zur Rochuskirche auf der Landstraße. In der Tiefe der Straßen hatte sich schon Dämmerung eingenistet. Die Praterstraße, welche vom Thurme ihrer ganzen Länge nach zu überblicken ist, war von blauem Schatten gefüllt, und nur mit Hilfe des Fernrohres konnte man darin das Gewühl der Menschen und Wagen ausnehmen, die vom Prater heimkehrten. In dem Maße, wie der Sonnenball hinter dem Kahlenberge niedersank, wurden einzelne Theile der Stadt verdunkelt und nur noch die Thürme, die Schornsteine und einige hochgelegene Häuser leuchteten noch im rothen Licht, und die Fenster blitzten im Widerschein der Abendsonne. Am eifrigsten glühte ein breites röth-

liches Haus oben in der Reisnerstraße, aber auch dieses verglomm endlich wie erkaltendes Metall, und dann sank der volle Abend über die Stadt herab.

Als nun die Glocke acht geschlagen hatte, und als von allen Thürmen das Ave Maria verklungen war, flimmerten allmählich die Gasflammen aus der Stadt herauf. Die meisten waren wohl in der Tiefe der Straßen von den Häusern verdeckt, aber aus dem Laube des Stadtparkes glänzten sie hervor wie Johanniskäfer, und durch die Praterstraße zogen sich drei Reihen wie aufgereihte Feuerperlen; dazwischen glühten die Laternenaugen der Pferdebahnwagen, roth, grün, gelb, und bewegten sich langsam. Dann stieg hinter dem Leithagebirge ein greller Schein auf. Die Thurmwächter richteten ihr Fernrohr dahin. Es könne der Mond sein, sagten sie, aber der erste Schimmer des aufsteigenden Mondes, sagten sie, sei von einem ausbrechenden Feuer schwer zu unterscheiden. Aber bald setzten sie das Fernrohr wieder ab. Es war der Mond. Mächtig groß, dunkelgelb wie ein Eidotter stieg er im Abenddunst herauf. Auf der weiten Ebene des Ostens braute der Fuchs; ein Meer von Nebeln lag über Wiesen und Äckern und darüber schwamm der Mond groß und dumm. Der Mond hat etwas Dummes und Feierliches an sich, wenn er aufsteigt. Seine scheckigen Gebirge und hellen Flächen konnte man durch das Fernrohr gut ausnehmen. Aber allmählich stieg er höher, kam aus dem Dunst heraus, überschien die Stadt mit einem seegrünen Licht, so dass der Gaslaternenschein unten in der Singerstraße ganz roth dagegen war, und warf einen Schlagschatten des Stephansthurmes bis weit nach der Roßau hinüber. Das Haus in der Reisnerstraße sah man nimmermehr, denn alle Fernen unterhalb der Gegend, über welche der Mond emporstieg, waren von zauberhaften, silberschimmernden Nebeln verhüllt, aus welchen nur einige Lichter und Laternen gleich rothen Funken hervorglimmten. Auch auf der anderen Seite zeigte sich ein flaches, schimmerndes Nebelmeer, und darüber ragten wie Inseln die Gipfel des Aninger und des Rosenhügels.

Es war gerade elf Uhr, als unten in einem Hause auf dem Stephansplatz ein Fenster plötzlich sehr hell ward. Zwei Kerzen waren auf einen kleinen Tisch nahe dem Fenster gestellt worden, und daneben stand eine junge, unvorsichtige Dame, deren schlohweißes Hemd die Helligkeit noch vermehrte. Eine Weile blieb sie am Fenster, uneingedenk, dass der Stephansthurm auch Augen habe. Dann gieng sie mit ihrem langen Hemd wieder in die Stube zurück. Dann kam sie wieder und zog ihre Strümpfe aus. Dann gieng sie abermals in den Hintergrund, kam abermals ans Fenster und dachte lange Zeit, wie es schien, über ihre Angelegenheiten nach und dann blies sie plötzlich das Licht aus, so dass das Fenster dunkel ward. Auf anderen Fenstern schimmerte der Widerschein von Gaslaternen und hielt die ganze Nacht an.

Allmählich wurde es sehr still in der Stadt. Zuweilen hörte man das Rollen eines Wagens herauf, aber auch dieses ward immer vereinzelter. In den Intervallen war aus weiter Ferne das langsame Schlagen der Stunden von den Kirchthürmen der Dörfer und das hohle Gebell der Hofhunde zu vernehmen. Im Stadtpark schlug die Nachtigall. Kein Wind regte sich; es war eine wundervolle Mainacht. Fledermäuse umschossen mit ihrem lautlosen Flügelschlag den Thurm. Mondschein überglänzte alle Dächer. Das große Kirchendach schimmerte wie Email. Die mannigfaltig geformten, in der Nähe ungeschlachten Sandsteinschnörkel des Thurmes hoben sich gegen die lichtgrüne Dämmerung scharf und dunkel ab. Zu unseren Füßen tief unten schlief Wien. Es ist merkwürdig, sagte einer der Thurmwächter, der durch sein einsames Amt sich wohl an mancherlei Betrachtung gewöhnt hat, wie alle die Seelen jetzt da unten liegen; die eine liegt so, die andere liegt so, die eine kreuz, die andere quer; und alle liegen schichtenweise übereinander, je nach der Zahl der Stockwerke, die ein Haus hat.

In der Thurmstube war es recht angenehm. Sie ist von dem übrigen Theile des Wächterraumes abgeschieden, enthält einen alten grünen Kachelofen, zwei Tische, ein Feldbett, einige Stühle, eine Vorrichtung zum Kochen, und an der Wand tickt eine Uhr mit regelmäßigem scharfem Pendelschlag. Neben dem telegraphischen Apparat, der sauber in Stand gehalten ist, brannte eine Lampe. Die Thurmwächter, junge, aufgeweckte und nachdenkliche Leute, mit denen ein angenehmes Gespräch zu führen war, giengen unablässig von einem der vier Fenster zum anderen und spähten aufmerksam in die Welt hinaus. Wenn irgendwo ein Feuer ausbricht, zeigt sich anfangs ein schwacher Schein, aber gleich darauf schlägt die volle Lohe aus dem Dache und sieht von hier oben aus wie eine Rose, die plötzlich aus der Erde herauswächst.

Und dann röthet sich der Himmel von feuerdurchleuchtetem Qualm.

Bevor es drei Uhr geschlagen hatte, stieg im Osten ein fahler Schimmer auf. Es war der erste Schein des kommenden Tages. In dem Maße, als er heller ward, verlor sich die grüne, verschwommene Dämmerung des Mondlichtes, und die Häuser der Stadt traten in farblosen Umrissen hervor. Wohin man sehen konnte, schien alles in tiefem Schlaf zu liegen. Aber bei etwas zunehmender Helle nimmt man doch ein Zeichen des Lebens wahr; einige weiße Dampfwölkchen heben sich aus dem fahlen Morgengrauen ab und wirbeln aus Schornsteinen still in die Luft; es ist der Wasserqualm der öffentlichen Meinung, die in der Nacht auf Papier abgezogen wird und bis zum Frühstück der lieben Leser fertig sein muss. Diese weißen Wölkchen waren das einzig Bewegliche in der Morgendämmerung, die über dem Häusermeere der Stadt ruhte.

Aber bald darauf wachten die Zeisige im Stadtparke auf und schlugen Lärm; ihr Gezwitscher weckte die anderen Vögel. Von fernen Dörfern über der Ebene her vernahm man das Krähen der Hähne und das Anschlagen der Hunde. Um drei Uhr läuteten alle Glocken weit über Land und Stadt. Dies ward das Zeichen zu einem allgemeinem Jubel im Stadtpark; jeder Vogel sang sein Morgenlied nach seiner Art. Auch die Tauben, welche im Schnörkelwerk des Stephansthurmes nisten, schüttelten ihr knisterndes Gefieder und fiengen leise an zu gurren. Von unten hörte man das Poltern der Bauernwagen, welche, mit Gemüse beladen, zu Markte fuhren. Durch die Straßen giengen Laternenmänner mit Leitern und löschten die Gasflammen aus, welche schon vor dem kommenden Tage erblichen. Der Mond hatte sich hinter einer stahlgrauen Wolkenbank verborgen und legte auf deren Rand einen schmalen lichten Streifen wie Silber. Dann nahm die Helligkeit im Osten rasch zu; einige Morgenwolken rötheten sich, und plötzlich kam eine Flut goldigen Lichtes auf Wien herab, und die gloriose Sonne stieg empor.

Woher dann auf einmal die Morgennebel kamen, welche dicht oberhalb der Dächer die ganze Stadt überwallten, konnte ich in der Geschwindigkeit nicht bemerken. Wie hervorgezaubert waren sie da. Halb schien es, als stiegen sie aus der Stadt auf, halb, als senkten sie sich von oben in die Tiefe der Straßen und der Höfe; aber alle waren rosig und purpurn durchleuchtet und wogten über der Stadt wie ein lichtvolles Meer, aus welchem nur die Kirchthürme hervorragten. An einigen Stellen rauchten Bäckerschornsteine mit dickem Qualm, und auch die hohen Schlote im Westen begannen ihre langen schwarzen Rauchsäulen durch die Nebeldecke zu senden. Diese ruhte lange, nur in sich bewegt, und darüber war der große blaue Raum klar und glanzvoll.

Dann kam plötzlich ein leichter Wind auf und fegte die Nebelschleier vor sich her; gleich lustigen Morgengeistern flohen sie davon, übereinander rollend, alle der Ebene zu, wo sie spurlos verdufteten. Darnach trat die Stadt vom Sonnenschein beleuchtet hervor, und der neue Tag war da.

Kinder-Typen.

Gezeichnet von **Sophie von Khuenberg.**

Es gibt Leute, welche Kinder mit „Engeln“, und solche, welche sie mit „kleinen Affen“ vergleichen. Diejenigen, welche Engel sagen, sind enthusiastische Kinderfreunde, die anderen recrutieren sich zumeist aus kühlen, trockenen Naturen, die sich auf ihrer vorgerückteren Lebensstufe unendlich erhaben dünken über der unschuldig tastenden Kindheit.

Beides erscheint mir nicht richtig. Kinder sind trotz ihres drolligen Nachahmungstriebes etwas viel zu Reines, Reizvolles, um nur annähernd den Namen einer so cynischen Thiergattung, wie die der Affen zu verdienen — und um als Engel zu gelten, steckt wieder viel zu viel Menschliches, Natürliches in ihnen.

Sie repräsentieren so recht eigentlich das noch unverdorbene, naive Urmenschthum, das noch nichts weiß von Bildung, Verstellung, Pflicht und Ehre, und während die Großen in einem Wust von selbstgeschaffenen Begriffen zu ersticken fürchten, gehen die Kleinen mit aufrechten Köpflein und voller Seelenruhe mitten hindurch, unbeirrt und siegessicher, als ob das gar nicht anders sein könne.

Von Natur aus sind sie fast alle unverdorben und eindrucksfähig — die physische und psychische Pflege oder Vernachlässigung übt dann ihren wohlthuenden, beziehungsweise verderblichen Einfluss, und so kommt es, dass wir in Kindern schon deutlich die aufblühenden guten und bösen Keime sehen können, aus welchen der spätere Mensch sich entwickelt.

Kinder zu beobachten ist ein Studium, das sich lohnt und das, wenn es mit einem gewissen Ernst betrieben würde, für die Menschheit von weit größerem Nutzen wäre, als so manche andere Wissenschaft.

Die kleine Elsa steht vor dem Spiegel und betrachtet sich in ihrem neuen Kleidchen, das ein wahres Wunderwerk aus Sammt und Spitzen ist. Mama und das Stubenmädchen sind entzückt von dem Schick der kleinen Dame. Nun wird der weiche, mit Straußfedern geschmückte Hut über die schön gepflegten Locken gestülpt und nun ist sie fertig und kann Mama zum five o'clock tea begleiten; es kommen ausnahmsweise heute auch die kleinen Mädchen hin, alle geputzt und bewundert, wie sie selbst. Sogar feine Handschuhe hat man ihr mühsam über die kleinen zarten

Finger gezogen und Mama trägt ihr auf, recht manierlich zu plaudern, damit man sehe, sie sei ein gebildetes kleines Mädchen. O ja, sie weiß schon, — sie ist au fait von alledem, die kleine Else, sie lächelt blasiert und etwas eigenwillig: „Ach Mama, es wird heute gar nicht so lustig sein, wie bei dem Costümkränzchen neulich, . . . da waren doch wenigstens Buben, die mir Complimente machten" . . . . Mama lacht hell auf und das Stubenmädchen lacht pflichtschuldigst mit. „Nein, diese Kinder — köstliche Einfälle haben sie!" Und Mama sieht in ihrer blinden Liebe nicht, wie aus der kleinen eitlen Elsa einmal eine große eitle, männersüchtige Elsa werden muss, die nur an Modethorheiten und Flirt denken und alles andere dabei vergessen wird.

Was würde die kleine Elsa wohl dazu sagen, wenn ihrer puppenhaften Grazie so plötzlich der Sepp vom Keuschler Hirzner entgegenträte?! Das ist ein Kerl, der Sepp! Von Artigkeit hat er keine Spur, er merkt sich's kaum, dass man das Hütl vom rechten Ohr bis zum linken zieht, wenn der Herr Pfarrer vorbei geht. Ist aber auch ein weiter Weg für das Hütl, denn der Kopf vom Sepp ist breit und massig, wie der eines Stierkalbs. Er tappt auch so daher mit seinen zwei breiten, kurzen Füßen, als wenn er auf ungelenken Hufen gienge. Das An- und Ausziehen ist ihm in tiefster Seele zuwider, und so hat er ein gutes Auskunftsmittel ersonnen mit seinem Instinct für das Mühelose: er wirft sich sammt seiner rissigen Lederhose und seinem groben Lodenjoppel abends ins Stroh und geradeso steht er am nächsten Morgen wieder auf. Waschen thut auch nicht noth. Die Luft ist frisch genug, wer wird sich da obendrein noch nass machen.

Der Lehrer hat Mühe mit ihm. So groß sein Kopf ist, — es hat nicht viel Platz darin. Nicht einmal das bisschen Lesen und Schreiben, vom Rechnen ganz zu schweigen. Aber ein origineller Kauz ist er dennoch, der Sepp, man muss lachen über ihn. Und ein Mensch der die Leute zum lachen reizt, hat allemal gewonnen Spiel. „Sepp",, sagt der Lehrer eines Tages, um den Schweigsamen zum Reden zu bringen, „Sepp, wo wohnst denn eigentlich?" Der Sepp schweigt, lächelt ein wenig, steckt den Kopf tief ins Lodenjoppel. „No, i mein, wie hoaßt's denn bei Enk" ? frägt der Lehrer im einschmeichelnden Dialect, um ihn zu ermuntern. Der Sepp schweigt noch immer, nur seine runden Glotzaugen blicken auf und nieder, an dem Podium, auf welchem der Lehrer steht und ihn ansieht. Die Kinder ringsum kichern leise; am lautesten die kecke Mirzl, die so recht das Zeug in sich hat, die Buben auszuspotten.

„No, Sepp", meint der unermüdliche Lehrer, — „so sog, wia gehst denn, wannst hoamzua gehst?" Jetzt kommt allmählich Leben in den Sepp. Nachdenklich guckt er vor sich hin, dann steht er auf und

sagt mit einer ungeschickten Handbewegung, die Augen auf die Schulthüre gerichtet: „Ja wissens, durt ger i auffi, selm abi und drent umi!" . . . . Jetzt weiß es der Lehrer.

Unsere Bügelfrau hat ein ganzes Nest voll Enkel. Wie das so geht bei den Leuten. Der Sohn ist ein armer, geplagter Teufel, rennt sich die Füße wund im Dienst der Post und hat ein Mädel geheiratet, weil 's ihm grad gefiel, ohne zu denken, ob's auch die richtige für ihn ist. Und das Mädel ward ein träges, übellauniges Weib und sorgte schlecht für die Kinder, die es zur Welt brachte. So fällt alle Plage der alten Großmutter anheim. Frühmorgens schon steht sie auf und füttert die hungernden Mäuler, dann geht sie tagsüber „ins bügeln" und kaum ist der Abend da, so klingelt es leise an der Hausthür, und zwei oder drei Kinderköpfe lugen durchs Gitter herein: „Die Großmutter wolln ma abholn." „Jessas die Kinder", sagt die Alte zürnend, aber man merkt ihr die heimliche Freude an, sie wiederzusehen, sie mitkosten zu lassen von dem Nachtessen, das ihr gespendet wird. Und sie setzen sich still zu beiden Seiten des Bügelladens und schauen der Großmutter aufmerksam zu, wie sie mit den faltigen Händen ein Wäschestück nach dem anderen gleichstreift und mit dem Eisen langsam darüber hinfährt.

„Ja, was wollt's denn da?" grollt sie anscheinend, „hab i net gsagt, i kumm z' Haus, 's is ja so no nit spät." Die Kinder lächeln sie verklärt an, als wüssten sie ganz gut, wie dieses „Ausgezankte" zu verstehen sei. „Weißt, Großmutter", sagt endlich das Mädchen leise, „du hast gsagt, du wirst immer schwindli am Abend —" — „Ja", bestätigt der Bub, „und da hamma in Schlittn mitgnumen, weil grad so viel Schnee is und da führ ma di z' Haus."

Die Alte stellt das Bügeleisen beiseite und schaut mit ihrem guten Gesicht bald auf den Buben, bald auf das Mädchen. „Seids denn gscheit?" Das ist alles, was sie sagen kann. Aber in dem lächelnd scheltenden Ton klingt eine tiefe Freude. Und die Kinder sitzen da und lächeln sie an, halb verlegen, halb glücklich. Sie lieben diese alte Großmutter, die für sie arbeitet, von ganzem Herzen, und sie werden sehr unglücklich sein, wenn diese faltigen, fleißigen Hände für immer ruhen. . . .

Nicht weit von ihnen wohnt ein nervöser, schmalbrüstiger Junge. Er ist das einzige Kind seiner Eltern, und das muss er bitter büßen. Verweichlicht und schwächlich, wie er ist, wollen sie durchaus einen brillanten Schüler aus ihm machen, schieben und drängen ihn, martern sein armes, junges Hirn, quälen ihn mit unnöthigen Fleißaufgaben, auf welche der vernünftigere Lehrer gar keinen Wert legt.

Er lernt nicht schlecht, er hat ein gewisses Talent, aber es thut weh zu sehen, wie unter dieser gewaltsamen Anspannung aller geistigen

Kräfte der arme, kleine Körper immer elender und schwächer wird. Die großen Augen blicken so freudlos aus dem blassen, zarten Gesicht, das einen nervösen, ermüdeten Ausdruck hat.

Er hüpft beständig, wenn er geht, aber nicht aus Lebensfreude, sondern aus einem physischen Bedürfnis, die schwachen Beine, die so selten laufen dürfen, zu bewegen. Wie ein kleiner, grauer, kränklicher Spatz sieht er aus, der arme Junge, wenn er mit seinem großen Ränzel zur Schule geht.

Alle Leute sehen das, nur die Eltern sehen es nicht. Sie werden ihn nach der Volksschule durch die Irrgänge des Griechischen drängen und jagen, und weiter und weiter, bis er erschöpft zusammenbricht.

Im besten Falle, — wenn sein schwächlicher Körper den Kampf siegreich besteht — werden sie seine Jugendlust vernichtet und die Welt um einen müden Streber bereichert haben.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein“, möchte man mit Faust sagen, wenn man das Ninerl zu Gesicht bekommt! Wie von Rubens geträumt steht das kleine Mädel vor mir in seiner rosigen Fülle, mit dem blühenden Incarnat des Fleisches, mit den himmelblauen Augen und dem hellblonden, geringelten Haar, das man ihr nach Germanenart am Wirbel in einen Schopf gebunden hat. Sie sieht auch so aus, wie eine echte kleine Germanin, mit ihren wehrhaften, dicken Armen und ihrer stämmigen leuchtenden Schönheit. Bald ist sie lustig, übermüthig, bald wieder nachdenklich, und dazwischen zwitschert sie wie ein kleiner Vogel ihre Verslein so putzig herunter, macht ihre Knixe, ist aller Welt Liebling und verleitet schon heute so manche Mutter, welche Buben besitzt, um fünfzehn Jahre weiter zu denken.

Ja, wenn aus dem kleinen Ninerl ein großes geworden ist, dann wird sich noch viel anderes Hübsches von ihm sagen lassen! . . .

„Er interessirt sich für alles, der kluge Junge“, meinte der Onkel, und klopfte dem aufgeschossenen Knaben, der eben dabei war, einen großen, zuckenden Nachtfalter mit der Nadel zu durchbohren, wohlwollend die Wange. „Lasst ihn nur machen. . . .“

Und der lange, wissensdurstige Schuljunge ließ sich das nicht zweimal gesagt sein. Er schoss auf Vögel im Garten, legte eine Schmetterlingssammlung nach der anderen an, um sie dann in irgend einem Winkel verstauben zu lassen, tauchte Katzen ins Wasser und freute sich ihres todesbangen Zappelns, band Mäuse an einen langen Zwirnsfaden und jagte hinter ihnen her. Wenn im Hause Geflügel abzustechen war, erbot er sich, dies selbst zu thun, und mit einer Art von sinnlichem Behagen unterzog er sich dieser schrecklichen Arbeit.

„Ein brauchbarer Junge“ wird er im ganzen Hause genannt und unter all den gedankenlosen, verblendeten Menschen ist keiner, der diesem

bösen Treiben Einhalt gebietet, der diese mitleidslose junge Seele zu retten versucht!

Ich aber sehe mit vorahnendem Schaudern aus dem wissbegierigen Knaben einen Mann werden, der unter dem Deckmantel der Wissenschaft sein Leben mit Grausamkeiten füllt. Den seelenlosen Vivisector seh' ich vor mir stehen in dem hellen, großen Raum, den er — der Menschheit zuliebe! — in eine Folterkammer verwandelt hat, um darin wehrlose Thiere langsam zu Tode zu quälen ....

Da ist der kleine Heini ein anderer Kerl! Dem strömt die Welle heißen Mitgefühls beständig durch die Adern. Der Anblick eines schönen Pferdes, eines lieben Hundes versetzt ihn stundenlang in helle Begeisterung und wenn er ein Thier leiden sieht, so fängt er zu heulen an, oder er nimmt seinen ganzen ehrlichen Bubenzorn zusammen und hält Kleinen oder Großen, je nachdem er sie für schuldig hält, eine fixe Strafpredigt. Als er noch kleiner war, musste man ihm Münchnerbogen, auf welchen irgend ein Thier zu Schaden kam, kurzweg „umdichten" und heute noch mag er Jagdbilder und dergleichen nicht leiden und wendet sich mit einer Art von Unwillen davon ab.

„Der liebe Gott hat ja auch die Thiere gemacht, nicht wahr?" sagte er mir ganz kürzlich in seiner süßen Einfalt. „Gewiss, mein Kind." „Nun also", fuhr Heini beharrlich fort, „warum lieben die Menschen dann die Thiere nicht? Sag' einmal, warum thun sie's nicht?"

Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm geantwortet habe, aber ich weiß, dass ich ihn in meine Arme geschlossen und mit Thränen in den Augen geküsst habe!

Die Ehe im Vogelkäfig.

Eine Beobachtung von **Peter Rosegger.**

Unsere kleine Martha war Herrscherin geworden. Nicht etwa, dass das sechsjährige Dirndel ihre Geschwister beherrschte, oder ihre Mutter, oder gar ihren Vater! Gott bewahre! Ein kleines Haus mit zwei lebendigen Einwohnern hatte sie zu verwalten und zu regieren.

War eines Tages eine gute Seele vom Land hereingekommen und hatte was Verhülltes mit sich gebracht; und als die Hülle fiel, stand auf dem Tisch ein Vogelbauer. Der war aus braun berußten Holzspangen zierlich gezimmert, und darin auf dem Sprossel saßen zwei putzige Vögelein. Das eine war schön gelb vom Schnabel bis zur Spitze des Schweifes, ja

hatte sogar ein schwefelgelbes Höslein an; das andere war gelb und schwarz gefleckt und hatte ein sammtschwarzes Häubchen auf. Das Gelbe war schlanker, das Gefleckte war rundlicher und die gute Seele vom Land brachte den Unterricht mit: das Gelbe ist 's Mannl und das Scheckige ist 's Weibel. — Und Herrin darüber sollte von nun an die Martha sein. Diese erblasste vor Freudenschreck. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ein Vogel von Thon ist, in den man beim Schweif hineinblasen muss, wenn er vorne pfeifen soll, oder aus wirklichem Vogelfleisch, das mit Flügeln bledert und aus eigenem Herzlein heraus pfeift und singt, wenn's lustig ist und kreischt, wenn ihm was weh thut! Den Thonvogel, den grünglasierten, wirft man des Abends in den Kasten, und wenn er sich ein Loch schlägt ins Köpfel, so thut's ihm weiter nicht weh. Aber der lebendige Vogel! Wenn die Martha aufwacht in der Nacht und hört das Thierlein flattern, so ist gleich der Gedanke: Was fehlt ihm? Hat er Hunger? Durst? Thut ihm sonst was leid? — Und die Kleine ist jetzt auf einmal eine Große: sie kann vor Sorgen nicht schlafen.

Was soll denn aber fehlen jetzt bei der Nacht? In dem einen Tröglein sind Brosamen und Rübsamen und Hanfkörner, in dem andern ist Wasser. Warum sie bledern bei der Nacht, die kleinen Wesen? Was sie aufschreckt und aufregt, das ist nicht Hunger, nicht Durst. Mische dich lieber nicht drein, o Kind, da soll sich kein Drittes hineinmischen — denn es ist der eheliche Zwist. — Du bist ganz verblüfft und kannst es nicht begreifen, warum sie miteinander raufen, die lieben Thierlein, dass die Federchen stäuben und sträuben. Andere wüssten es freilich besser, sagen dir's aber nicht, stellen nur für sich allein tiefsinnige Betrachtungen an über diese Vogelehe.

Eine Liebesehe, wie man merkt, ist es nicht. Eine Vernunftehe? Wohl auch kaum, denn es ist nicht vernünftig, ein Paar, das sich mit den Schnäbeln hackt und einander die Federn ausrupft, in die bekannte „engste Hütte" zu sperren. Eine Convenienzehe wird es sein, denn es hat jemandem conveniert, diese Wesen aus der freien Luft herabzufangen oder mit Vorbedacht aufzupappeln und ins Loch zusammenzustecken zur Qual und Pein! — „Ein Mannl und ein Weibel!" Damit glauben sie alles geschlichtet zu haben. Und die persönliche Neigung — He? Die Liebe? — Wenn man so von den Leuten nach Laune oder Zufall ein „Mannl" und ein „Weibel" zusammenfangen und einsperren wollte, ohne zu fragen, was sie eigentlich von einander halten — da möchte ich einmal die Romanschreiber sehen! Welch tragische Situationen! Welcher Jammer! Und welcher Bucherfolg! Es soll ja ein so großes Vergnügen sein, von unglücklicher Liebe und missrathener Ehe anderer zu lesen. — Ans Elend, ans verlorene Lebensglück der armen Thierlein denkt niemand. Die katholische Menschenehe ist auch ein Eisenkäfig, und was für einer! Aber

manchem losen Vogel gelingt es doch, zwischen den Sprosseln zu entkommen. Die kleinen Vöglein aber sind hilflos, eines wie das andere, sie müssen warten, bis die Spangen vermorscht sind, oder der Zufall einmal ein Loch offen läſst, oder bis sie eines Morgens steif und aufgedunsen auf ihrem eigenen Dunge liegen und die Krallen krumm gegen Himmel recken. Auf das berühmte Menschenherz, das gute, gottgefällige, dürfen sie nicht bauen; dem besten, wenn es so ein paar gefangene Thiere zu eigen nennt, fällt es wohl ein, sie aus Liebe zu schanden zu füttern, nicht aber sie freizulassen. Ja selbst die kleine Martha hebt laut zu weinen an, wenn einmal der Vorschlag auftaucht, die Vögel ihrer weiten Himmelsluft zurückzugeben. Wehe euch, Thiere, wenn ihr Lieblinge der Menschen werdet! Sie bringen euch gewiſs bald so weit, daſs ihr thatsächlich noch am selben Tage verloren wäret, wenn man euch nach langer Gefangenschaft plötzlich euere Rechte gäbe!

Also auslassen auf keinen Fall! Hingegen will die Herrin ein Übriges thun. Das Sparschweinchen, das seit Jahr und Tag alle Geburts- und Namenstaggroschen und Tugendpreismünzen gefressen hat, wird an die Tischecke geschlagen — ein-, zwei- — dreimal — und die Schätze quellen dem Dirndl in die hohle Hand, in den Ärmel, zu Boden hinab und kollern, ihrer endlich erlangten Freiheit sich freuend, in alle Winkel hinaus. Reichbemittelt wandert die Martha mit der älteren Schwester auf den Markt und kauft ein herrliches Vogelhaus. Es ist größer wie das alte, es ist nicht aus Holz, sondern aus feinem, wie Silber blinkendem Draht in zierlichem Geflecht. Was nicht aus Metall ist, das ist aus hellem Glase. Es ist ein wahrer Palast mit allen möglichen Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Ein Speisesaal mit zwei feingearbeiteten Glaströglein, Zuckerzänglein und Traubenhaltern; ein Salon mit versilberten Sprangeln, anstatt der Sophas zum Sitzen; ein Schlafgemach mit den Auffitzstangen. Und nebenan ein Badezimmer, an welchem unsereiner vielleicht nur das eine aussetzen könnte, daſs es gläserne Wände hat. Nach außen hat das prächtige Palais schöne Zacklein und Thürmlein, und in der Mitte einen Dachkuppelbau, deren Zweck — genau wie bei manchem modernen Menschenhause, — darin besteht, daſs sie nicht zum Stile passen und zu nichts zu brauchen sind.

Also, der Vogel hat in diesem Hause alles, was ein Vogel braucht, bis auf das eine — den freien Himmelsraum zum Fliegen. Dieses Prachtstück nun widmete die kleine Martha ihren beiden Vögelein. Bei der Uebersiedlung wurden die geöffneten Thore der beiden Häuser so aneinandergestellt, daſs die Thiere nur so durchzuschlüpfen brauchten, wie wenn man von der Schwemme in den Festsaal geht. Das Erste des Mannls im neuen Hause war, daſs es sich an den obersten Sprangel des Salons setzte. Und das Erste des Weibels war, daſs es den Ehegespons vom

Sprangel herabjagte. Denn — um ganz freimüthig zu sein — der Mann stand stark unter dem Pantoffel. Kam im Troge frisches Futter geschoben, so machte sich alsogleich die Ehefrau dran, und wenn auch er sachte geschlichen kam, so gab sie ihm eins mit dem Schnabel aufs Fell. Er war stärker als sie, schien sich aber doch wesentlich besser zu stehen, wenn er von seiner Kraft nicht Gebrauch machte. Einmal ließ er sich's beifallen, trotz ihres Verbotes ein Zückerkörnlein zu picken — sofort packte sie ihn mit dem Schnabel am Rücken, zauste ihn heftig hin und her, trug ihn solchergestalt auf das Sprangel und ließ den Schelm, der so an ihrem Schnabel hieng, ein Weilchen in der Luft baumeln. Darauf setzte er sich an seinen Platz und war ganz ruhig. In Menschenehen könnte dergleichen natürlich nicht vorkommen. — Hatte die Hausfrau sich gesättigt, dann piepste sie manchmal den Gemahl herbei und steckte ihm ganz zärtlich Körner und Brotkrümchen mit ihrem Schnabel in den seinen. Hernach saßen sie nebeneinander auf dem Sprangel und plauderten gemüthlich. Piepste sie, piepste er, piepste wieder sie. Manchmal ward es zu einem kleinen Geträller, zu einem Duettchen, wieder ein anderesmal schien sich das Gespräch zu einem Austausch sehr entgegengesetzter Meinungen zu steigern, dann überschmetterte sie ihn, und er war still. Auch das kommt bei Menschen nie vor.

Wenn die Vogelfrau den Mann bisweilen längere Zeit nicht bevormundete, dann hüpfte er ganz in den obersten Raum hinauf und sang sein helles wirbelndes Lied. So frisch und laut sang er, dass es in allen unseren Stuben wiederklang. Armer guter Kerl, der die Welt trotz allem noch so schön findet! — Freute er sich denn aber auch an der Welt? Er freute sich nur an seinem Singen. Das Weibel, das tief unten am Trogsprossel saß, konnte es nicht so. Sie wendete das Köpflein schief gegen ihn empor und bewegte, als ob sie mitsänge, den Schnabel auf und zu. Kein Laut kam aus ihrer Kehle, doch war sie gewisslich davon überzeugt, dass das schöne lustige Singen ihr Werk sei.

Die fatalsten Auftritte gab es allemal des Morgens. Da sollte das Mannl ins Bad gehen und wollte nicht. Ein- wie allemal musste sie ihm den Standpunkt klar machen, wer da im Hause zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Es schien manchmal, als mache ihm die Tyrannei des lieben Weibels Spaß, denn mir ist es sonst nicht recht klar, warum er sich doch jedesmal weigerte, ins Wasser zu springen, bis sie ihn mit crassem Gekreisch und gezücktem Schnabel förmlich hineinjagte. Hernach blieb sie stets mit hochgehobenem, nervös zuckendem Köpflein so lange dabei stehen, bis er sich über und über gebadet hatte. Beim Abschlenkern des Wassers machte er es so geschickt, dass die daneben stehende Ehewirtin nicht angespritzt wurde. Sie schien keine Freundin von Wasser zu sein und nahm selbst nie ein Bad.

Das Weibel war überhaupt viel klüger als das Mannl, ganz natürlich! Das hatte nie vergessen, nach dem Speisen an den Sprangeln den Schnabel zu wetzen und abzuschleifen; das Mannl versäumte es, und die Folge? dass der obere Theil des Schnabels zu lang ward und schließlich bei gastronomischen Genüssen ein Hindernis bildete. Da wurde es dann freilich nöthig, dass das Weibel dem Eheherrn manchmal mit ihrem Schnabel das Futter in den Mund stecken musste. — Natürlich, wenn das Weib den Mann ernähren muss, da kann er sich wohl nicht wundern, wenn sie die Hosen an hat!

Manchmal scheint es allen Ernstes, als ob im Thierreiche sich die Menschheit wiederholen sollte vom ersten bis zum letzten Tage. Eine Apfelspalte wurde durch die Käfigspangen gesteckt. Das Mannl hüpfte unzähligemale vorüber und sah es nicht, oder wollte es nicht sehen. Das Weibel fieng vom Apfel an zu naschen und reichte schließlich in ihrem Schnabel auch dem Manne davon. Dieser genoss das Stückchen mit Behagen, darauf wurden sie ganz zärtlich miteinander, genau wie es Adam und Eva gemacht haben im Paradiese.

Die Ehe war kinderlos. In unserem Hause gieng ein dunkles Gerücht um. Es wären im Vogelbauer Eierchen gesehen worden, aber das Weibel habe sie aus dem Weg geräumt. Wenn das wahr ist, so konnte es wohl kaum aus Nahrungs- oder Erziehungssorgen geschehen sein, denn darum brauchte die Vogelfrau sich so wenig zu bekümmern, wie eine Goldgräfin. Vielleicht waren es tiefere, philosophische Gründe, die ihr eine weitere Fortpflanzung des Stammes in der Sclaverei unthunlich erscheinen ließ. Denn die Herrscherin, die kleine Martha, war aus Liebe so hart geworden, dass sie jede denkbare Gelegenheit zu einem Fluchtversuch vereitelte. Sie überhäufte die Vöglein mit Leckerbissen und Schmeicheleien, sie gab ihnen die zärtlichsten Namen, einfache, oder aus allen möglichen Koseworten zusammengesetzte, die überhaupt in ihrem regen Kopfe zu finden waren. Aber sie ließ die Lieblinge in der Gefangenschaft schmachten.

Und nun kam sachte heran der Unglückstag. Es war Sommer geworden, der Vogelkäfig wurde hinausgestellt auf den Gartentisch unter der Linde. Oben in den Zweigen hüpften die Finken munter umher und sangen ein wenig. Der Kanarienvogel im Käfig saß auf seinem obersten Sprangel unter der Drahtkuppel und jubelte aus vollem Schnabel ein hellklingendes Lied. Die Vögel auf dem Lindenbaum stutzten und hörten dem gefangenen Vetter zu. Sie verhehlten sich's nicht, der konnte es, das war ein Studierter! Nun ja, dachten sie, der hat leicht singen, der ist Hausbesitzer und hat alles, was sein Herz verlangt. Die Lebensmittel, die unsereins all Tag so kümmerlich suchen muss, ihm werden sie ins Zimmer gebracht. Und was für Sachen! Zucker aus Böhmen und Körner

aus seinem Vaterlande, den kanarischen Inseln. Was sie für Geschichten machen mit so einem Kanarivogel, und uns, seine Blutsverwandten, verleugnet er! Und diese vornehme Badekammer! Der wird's wissen, warum er so oft badet! Sie soll den Schmutzfink jeden Tag ins Bad jagen müssen, heißt es. Ein resches Weibel! Aber ein herziger Schatz mit dem schwarzen Häublein. Meiner Seel'! so ein Hausweibel, das wär' schon ein Gusto! Dass immer einer doch alles beisammen haben muss, was gut und theuer ist! — So redeten oben die Finken unter einander in ihrer Vogelsprache, die gerade für Menschenkinder so leicht zu verstehen sein müsste! — Doch, die Philister auf dem Baume verstanden ihren Blutsverwandten, den beneideten, ja vielleicht selber nicht. Für ein Jauchzen hielten sie sein Singen. Es ist die Frage, ob's nicht ein Weinen war! Denn just vorhin hatte die theure Ehehälfte ihn wieder einmal tüchtig gezaust. An seinem zarten gelben Gefieder standen sogar ein paar Blutstropfen. — Das Geschick war in guter Laune und schickte einen bösen Buben. Nachbars kleiner Veitl schlich den Gartenzaun entlang, man weiß nicht genau, wie es sich vollzog, während wir drinnen beim Mittagstisch saßen. Als der vorüber war, stand die kleine Martha draußen vor dem Vogelkäfig, stand starr wie ein Bildstöckel und schaute auf den Käfig. Daran war das Drahtthürlein offen und drinnen saß nur ein Vogel am Trog und pickte Hanfkörner. Das Weibel war's, und das Mannl fehlte. Das war weg. Und hockte der gelbe Bursch auf dem Lindenast, drehte das Köpfchen hin und her und lugte herab. Die Finken waren erschrocken höher in die Krone hinauf geflattert, der Kanari aber saß da, sang nicht, sondern freute sich in stiller Beschaulichkeit seiner Schicksalswendung. In größter Betroffenheit durchschaute die Martha rasch, wer jetzt der Mächtigere sei, sie, oder der Vogel mit den bledernden Flügeln. Wenn das Volk empört ist, da drohen die Herrscher nicht, da locken sie. Und begann das Dirndl gegen den Flüchtling gewendet also zu manifestieren: „Geh, Vogerl, du dummes, du liebes! Versuch's nur und flieg' fort, wirst es schon sehen — patsch wirst liegen auf dem Pürzel! Wo du's nicht gewohnt bist, das Fliegen. Und frisst dich der Häher! Ja ja, der scheckige Häher, der frisst dich! Willst nicht doch lieber in dein schönes Häuselein? Nicht? Na, dann lass' es bleiben. Ich mag dich eh nimmer!" Wie die Kleine bei dieser Sauren-Trauben-Moral des Fuchses angekommen war, bog sich schon das Maulchen krumm und der klägliche Jammer brach los. Darob war der Gelbe erst recht nicht erbaut, er flatterte auf und ins Gebüsch hin, dass menschliche Augen ihn nimmer sehen konnten.

Weniger als die kleine Martha machte sich seine Ehegenossin draus. Ein bisschen verwundert blickte sie umher, als sie sich in dem wieder geschlossenen Käfig allein sah. Dann flog sie auf das Sprangel und suchte eins zu singen,

gleichsam, als wäre es ihr ganz lieb so und sie brauche gar keinen Mann und sie pfeife auf ihn. Es war aber ein sehr verdächtiges Singen, es konnte auch ein Rufen sein, er möge keine Dummheiten machen und heimkehren! Er werde doch einen Spaß verstehen! Er werde ihre kleinen Neckereien doch nicht anders, denn als Liebesbezeugungen aufgefasst haben! — Ein paar Finkinnen flogen nun vom Lindenbaum gegen das Gebüsch hin, in welchem der Ausreißer verschwunden war. Da begann das einsame Weibel zu zucken mit dem Köpfchen, zu flattern mit den Flügeln, zu zittern am ganzen Leibe. — Angst und Eifersucht.

Der Liebe ganzes Weh zum erstenmal!

Nach allen Seiten guckte sie hinaus zwischen die Spangen. Dann flatterte sie zum Trog, hob die schönsten Körner heraus und sammelte dieselben auf ein Häufchen im Winkel, wo der Entflohene gerne gehockt war. Sie selber genoss nichts ....

Die Bewohnerschaft des ganzen Hauses hatten wir aufgeboten, um den Auswanderer zu suchen in den Büschen, auf den Bäumen, im Kornfeld. Ich selbst war auf Geheiß der kleinen Vogelbeherrscherin auf einen Holzapfelbaum geklettert, weil zwischen den Blättern etwas Gelbes zu sehen gewesen, das sich hernach als ein angefressener Holzapfel herausstellte, und noch dazu als ein sehr saurer. Alle Buben des Dorfes, die schlimmen wie die braven, wurden unter erklecklicher Belohnung gedungen, die Wiese, den Schachen und weiter oben den Wald zu durchspähen. Einer von ihnen brachte einen halbblinden Gimpel herein und behauptete steif und fest, es wäre der entflohene Kanarienvogel. Die kleine Martha schritt langsam umher im Garten und im Schachen, that fröhliche Lockrufe und war doch traurig zum Vergehen. Die ältere Schwester rieth ihr, als Lockmittel das kreischende Stimmlein des Weibels nachzuahmen. „Ja, Schnecken!“ rief der Bruder, der jüngere, „da wird er dir kommen!“

Und er kam nicht, und sie brachten ihn nicht. Hingegen wusste eine Nachbarsmagd zu berichten, draußen am Rain in den Wildkirschbäumen sei so ein schwefelgelber Vogel gesehen worden. Der hätte zuerst nicht recht fliegen können, sei, je mehr er gebledert, desto tiefer bodenwärts gekommen. Dann habe er im Heidekraut eine Weile gerastet und sei hernach plötzlich in einem hohen Bogen himmelwärts davongeflogen.

Am nächsten Morgen war im Käfig das Futter nicht angerührt, das Weibel saß hoch oben auf dem Sprangel und war rund wie eine Kugel und hatte die Federn aufgesträubt. Und als wieder ein anderer Morgen kam, da lag es rücklings auf dem Bodenspreu und reckte starr die Branklein gegen Himmel.

Wie man Bücher nicht kritisieren soll.

Nach **Otto Ernst.**

In der Bücherkritik muss es doch ernstlich hapern, weil schon so unendlich viel über sie geschrieben worden ist. Einen der besten Aufsätze über diesen Gegenstand fanden wir im „Magazin". Er stammt aus der Feder Otto Ernsts, ist so wohlwollend als strenge, so wahr als geistreich. Wir geben hier einen beherzigenswerten Auszug.

Ein junger Mann, der sich dem edlen Berufe der Schriftstellerei zu widmen gedenkt, stößt heute (wie auch wohl früher) auf große Hindernisse und muss sich lange in Geduld zu fassen verstehen. Wendet er sich an eine Zeitschrift oder Zeitung, so wird man viele Bedenken tragen, ihn zu beschäftigen. Was er an fertigen Arbeiten etwa vorlegen kann, wird mit großem Misstrauen betrachtet und je besser es ist, desto eher natürlich als lange noch nicht druckreif erachtet. Und ihn auf gut Glück anstellen oder mit bestimmten Aufträgen versehen? Für den politischen Theil? den belletristischen? den wissenschaftlichen? den localen? Überall sind doch gewisse Garantien nöthig, eine gewisse „bewährte Vergangenheit"! Was ist zu thun? Der Chefredacteur ist ein gutmüthiger Mann und möchte wohl helfen; der homo novus dreht verlegen seinen Cylinder in den Händen herum. Da trifft der Blick des Redacteurs ein paar Recensionsexemplare auf seinem Schreibtische: Heyse? Fontane? Th. Storm? „Halt, da ist ja Arbeit für Sie! Besprechen Sie mal diese Bücher!" Ob er schreiben kann, ob er Geist, Wissen, Charakter u. dgl. hat, das kann man unmöglich wissen; aber recensieren wird er ja können. Da sind auch ein paar moderne (oder alte, je nachdem), da kann er „vermessern", „vermöbeln", da kann er zeigen, ob er schneidig schreiben, ob er „feuilletonistisch" schreiben kann. Oder es handelt sich um einen, der zwar schon bei der Feder alt geworden ist, es aber immer noch nicht zum Schriftsteller gebracht hat, es auch niemals dahin bringen wird; er ist ein armer, nothleidender Teufel, man will ihm eine Wohlthat erweisen, ihm ein Almosen geben, und so gibt man ihm Bücher zu besprechen. Zu was Besserem ist er nicht zu gebrauchen.

So verachtet ist heutzutage die Kritik.

Ein anderes, schweres Übel besteht darin, dass man bei der Wahl der Recensenten wenig oder gar nicht auf den Charakter sieht. Wenn auch feststehen dürfte, dass ein bedeutendes dichterisches Lebenswerk nur von einer vornehmen, adeligen Persönlichkeit ausgehen kann, so ist doch wohl nicht zu leugnen, dass vereinzelt ein Kunstwerk auch einem talentierten oder selbst genial veranlagten Lumpen gelingen kann, und jedenfalls kann es einer Redaction gleich sein, ob sie eine gute Novelle, ein gutes Gedicht von einem Ehrenmann oder einem Hallunken bekommt. Aber wem sie die Kritik anvertraut, das kann ihr nicht gleichgiltig sein. Denn die Kritik ist eine Mittheilung des Kritikers an das Publicum, deren Wert zu einem erheblichen Theile auf Treu und Glauben beruht. Es handelt sich hier nicht nur um subjective Urtheile, sondern ebensosehr um objective Thatsachen, die ein Schelm mit leichter Mühe aus Neid, aus Rachsucht, aus purer Bosheit oder aus Lust, seine Recension pikant zu machen, verdrehen, fälschen oder ganz hinweglügen kann. Dergleichen geschieht alle Tage; ein solcher gentleman macht zum Beispiel eine Inhaltsangabe zurecht, nach der etwa ein „Hamlet“ oder ein „Lear“ jedem Einsichtigen als das Werk eines Blödsinnigen erscheinen muss. Aber selbst wenn er die Thatsachen unverändert lässt; einem Schubjak ist es bekanntlich ein Leichtes, sich eine streng ehrliche Begeisterung oder Entrüstung zu suggerieren; niemand bildet sich so leicht ein, ehrlich zu sein, wie ein Schuft. Gebt ihm nur eine halbe Secunde Zeit, seine Gemeinheit zu vergessen, und er findet schon wahrhaftig grossartig und miserabel, was er so gern grossartig oder miserabel finden wollte.

Mir scheint, die Redactionen sollten bei ihren Recensenten ebensosehr, vielleicht noch mehr auf Integrität des Charakters, als auf kritische Intelligenz sehen.

Eine andere Erscheinung an unserer modernen Pseudokritik ist die Schnoddrigkeit, die Besprechung im gerümpften Nasenton, die oft mit jener „feuilletonistischen“ Schreibweise compliciert auftritt. Ich habe nichts gegen das Nasenrümpfen; aber es soll nicht a priori geschehen; der Recensent soll nicht mit der erhabenen Miene des siegesgewissen Verreißers, soll nicht mit einem blasierten „nil admirari“ in den Mundwinkeln an ein Werk herantreten, soll nicht mit dem Gedanken ins Theater oder an ein Buch gehen: ich werde schon einen Witz finden, dem auch dieses Opus nicht standhält. Wenn man blasiert ist von allzuvielem Sehen, Lesen und Recensieren — und ich kann mir sehr wohl eine Stimmung denken, in der einem der „Faust“ genau so schmeckt wie „Die beiden Klingsberg“ — dann soll man eben eine größere Pause machen und meinetwegen aufs Land gehen, um sich zu erholen; die Autoren sind nicht dazu da, die schlechte Laune eines Blasierten auszubaden. Unausgesetzt zu recensieren ist ohnedies eine abnorme Beschäftigung; wie der Bäcker X-Beine und

der Reiter O-Beine bekommt, so bekommt der ewige Recensent ein verschrobenes Auffassungsvermögen. Zunächst soll ein Kritiker unbefangen lesen, sehen, hören können, das ist das Unerlässlichste an seinem ganzen Geschäft.

Wenn er dann der Meinung ist, das Werk sei schlecht und der Antor ein ganzer oder halber Stümper, ein schwach oder garnicht Begabter, dann mag er streng und scharf, ja grausam sein, dann mag er den Unberufenen mit Spott und Hohn nach Hause schicken, dann mag er ihn vernichten. Das ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht, und wenn er dieser mit Gewissenhaftigkeit genügt hat, dann mag er sich immerhin mit dem Erfahrungssatze trösten, dass ein starker Autor und sein Werk auch ein halbes Dutzend vernichtende Kritiken vertragen. Und so energisch sein Missfallen sein kann, so energisch soll auch sein Gefallen sein können, so lebhaft soll er auch bewundern und sich freuen können, und dann soll er bei aller Verstandesklarheit so schreiben können, dass man durch seine Worte das heilig erregte Herz schlagen hört. Welche Wirkung eine Dichtung auf ihn ausgeübt hat, was er von ihr hält, das soll ein Kritiker schreiben; den „objectiven" Wert eines Kunstwerkes kann kein Mensch feststellen, und die reservierten kühlen Referenten, die nach der Lectüre einer Dichtung sich selbst erst ein niederschlagendes Mittel verabreichen, um „gerecht" sein zu können, und die ihren Beruf dahin auffassen, dass sie sich selbst und dem Verfasser möglichst viel Wasser in den Wein schütten müssten: das sind gerade die ungerechtesten und elendesten Kritiker von allen, ganz abgesehen davon, dass nur untergeordnete Individuen dazu kommen können, ihr eigenes Gefühl und Urtheil zu fälschen. Endlich: wenn dem Kritiker das gerade vorliegende Werk zwar ganz oder theilweise verfehlt, der Autor ihm aber als ein beachtenswertes Talent erscheint, dann mag er die Fehler jenes Products immerhin streng und scharf beurtheilen; aber er soll dann den Respect nicht außer acht lassen, der einer kräftigen Begabung unter allen Umständen gebürt. Das echte Talent und sein Träger sollen dem Kritiker heilig sein; mit hämischer Freude über seine Schwächen und Missgriffe herfallen, an diesen den Ruhm eines „schneidigen" Kritikers sich verdienen wollen, ist gemein und widert sehr bald den anständigen Leser an. Die besseren Leser haben es bald heraus, ob ein Kritiker wirklich über das in Frage stehende Buch schreibt, oder ob er es nur zum eigenen Nutzen als Eselswiese behandelt. Die meisten Kritiker leiden an der verteufelten Einbildung, sie ständen über dem Autor, weil sie ihn beurtheilen dürfen, sie gerieren sich gleichsam als Herren der Kunst. Mit ängstlicher Sorgfalt hüte sich der Kritiker davor, ein „schneidiger" zu werden. Ein Mensch ist nicht dazu da, zu verletzen, sobald man mit ihm in Berührung kommt; diesen Zweck würde schon ein ganz gewöhnliches Stachelschwein erfüllen. Schneidigkeit ist die z. Z. gesellschaftlich concessionierte

Roheit jener vom Absolutismus protegierten Halbbarbaren, die vor lauter Carrièremachen etwas zu studieren und zu leisten vergaßen und nun zum Dank dafür überall, sei es in welcher Stellung immer, Polizeidienste thun; Schneidigkeit ist die maskierte Brutalität der kleinen und kleinsten Herrschaftslüsternen, die aus ihrer übergeordneten Stellung Capital für ihre Eitelkeit schlagen; Schneidigkeit ist die Zuflucht der Dummen, denen es nicht gelang, als solche Autorität zu erlangen und sich nun durch parfümierte Rüpelei eine imposante Haltung geben zu müssen; kurz: Schneidigkeit ist verschämte Flegelei oder unverschämte Dummheit. Mit schneidigen Leuten soll sich ein Kritiker nicht gemein machen. Freilich, dem Pöbel imponiert „Schneidigkeit". Der Pöbel freut sich immer, wenn jemand oder etwas gründlich verrissen wird, einerlei ob er diesen Jemand oder dieses Etwas kennt oder nicht. Der Mob spannt wohl einem x-beliebigen Ruhmeshelden die Pferde aus oder läſst sich von dessen Wagen überfahren; aber es fällt ihm gar nicht ein, Pietät, gesunde Pietät vor dem Talent, dem Genius zu haben. Ihr mögt ihm fünf oder zehn gute herrliche Stücke geschenkt haben: wenn ihm euer elftes Stück miſsfällt oder ihm der Einfall kommt, es sich miſsfallen zu lassen, so seid ihr vor faulen Äpfeln und Eiern nicht sicher. Das ist des Pöbels Rache. Es ist so leicht, einen „Hamlet" oder einen „Faust" à la Blumauer oder à la Offenbach zu behandeln. Eine einigermaßen moderne Besprechung des „Othello" würde etwa so aussehen müssen:

„In Ermangelung tragischer Stoffe nimmt Herr Shakespeare für seine Trauerspiele auch mit lächerlichen vorlieb. Othello, ein schneidiger General und waschechter Nigger, gut conserviert, verliebt sich in die Tochter eines Herrn Senators. Die junge Dame, die vermuthlich in der Ausstellung ‚Kairo' oder bei Herrn Hagenbeck verschiedenemale ihr Herz entdeckte, erwidert die Gefühle des wollhaarigen Feldherrn und empfiehlt sich mit ihm, während ihr würdiger Vater von Staatsgeschäften ausruht. Jago, ein Fähnrich und vollkommener Filou, schlau wie alle Fähnriche, möchte begreiflicherweise gern Lieutenant sein ꝛc. ꝛc. Was um alles in der Welt mag wohl Herr Sh. mit seinem ‚Othello' beabsichtigt haben! Allem Anscheine nach kitzelt es unsern fleißigen Stückeschreiber, einmal ein großes ethnologisches Problem zu behandeln und die Überlegenheit der weißen Rasse über die schwarze zu zeigen. Nach der Darstellung des Herrn Verfassers ist die Sache nun furchtbar einfach: nach diesem wunderbaren Machwerk sind die Weißen schlaue Leute und die Schwarzen die unglaublichsten Dummköpfe. Der Verfasser zählt sich jedenfalls zu den Weißen. Um seine hochoriginelle These zu begründen und zu demonstrieren, verschmäht Herr Sh. nicht die abgedroschensten und zugkräftigsten Theatermittelchen, wie kalt lächelnde Bösewichter, verlorene und wiedergefundene Schnupftücher, Eifersucht, venetianische Decorationen, Schiffe, Courtsanen, Lieutenants, Erdrosselung

auf offener Scene ꝛc. ꝛc. Othello selbst ist das Dümmste an dem Stück und daher der Held ein brauchbarer Mensch: er glaubt alles, was man ihm erzählt. In einem erleuchteten Augenblick läſst der Verfasser ihn einen Esel nennen. Vielleicht hat sich Herr Shakespeare von diesem ‚Charakter‘ eine ansteckende Wirkung auf das Publicum versprochen. Zum Schluſs bricht eine epidemische Stecherei aus, und das Stück verendet am Personenmangel. Von Ibsen scheint Herr Sh. überhaupt nichts zu wissen. Wenn Hoffnung vorhanden wäre, daſs Herr Sh. den großen Norweger verstehen könnte, würde ich ihm ein Exemplar von dessen Dramen schenken; so aber verlohnt es sich nicht der Kosten ꝛc. ꝛc.“

Dies ist so ungefähr die Art der literarischen Schusterjungen-Kritik; schade um jeden Satz, in dem der Autor nicht einen geistreichen Schlag auf den Cylinder bekommt. Ich gebe zu, daſs ich jene Methode nur stümperhaft nachgeahmt habe; sie will eben gelernt sein, so gut wie das Volteschlagen und das Pfeifen auf dem bloßen Finger.

Ich glaube, es würde vollauf genügen, wenn fünf bis zehn Procent aller Erscheinungen gründlich besprochen, alles übrige aber mit Stillschweigen übergangen würde. Bei typischen Repräsentanten einer schlechten Literatur könnte man ja immerhin eine Ausnahme machen und auch einmal eine Abschreckungskritik veröffentlichen. Das Todtschweigen, wenn es von ehrlichen und urtheilsfähigen Recensenten ausgeübt wird, ist, glaube ich, die beste Waffe gegen den Dilettantismus. Gegen die Masse des lächerlichen oder nur langweiligen Schundes vermag man ja doch mit Vernichtungskritiken nicht aufzukommen. Wer heute und hier mit Unrecht übergangen wird, wird sich morgen und anderswo schon Aufmerksamkeit erzwingen, und übrigens hängt die Verbreitung eines Buches immer noch mehr von der mündlichen, privaten Empfehlung ab als von der öffentlichen, gedruckten. Ein gutes Buch geht langsam und sicher seinen Weg.

Freilich: damit unsere großen Zeitungen zu einer achtungsvollen Pflege der Kritik den Muth fänden, müſsten sie ein literarisches Publicum, will sagen: überhaupt ein durchgebildetes Culturvolk vor sich haben. Ein solches Culturvolk sind wir Deutschen nun noch nicht. Wir bringen auch solche Kerle hervor wie den Fridtjof Nansen, bringen sie in derselben Anzahl und Größe hervor wie andere Nationen; aber wir haben kein Volk, das sich über solche Männer theilnehmend freuen kann. Unseren Massen imponieren wohl die steigenden Ansprüche eines unverschämten, großmäuligen Terrorismus und Clericalismus, aber nicht die hoffnungbringende, menschheitbefreiende Culturthat eines wahren Helden. Solange unser Volk auf diesem Niveau bleibt — und die Reaction wird es schon auf ein noch tieferes hinabdrücken — solange ist wenig Aussicht vorhanden, daſs man so überflüssige Dinge wie die literarische Kritik ernsthaft behandelt.

Graz vor hundert Jahren.

Die Lage unserer Hauptstadt Grätz, welche nach Wien und Prag die größte, schönste nnd volkreichste aller deutschen und hungarisch-erbländischen Städte gerechnet wird, ist sehr angenehm; da die Steiermark ein Land ist, welches wegen eigener Fruchtbarkeit und zum gemeinen Leben erforderlichen Nothwendigkeiten keines anderen Landes bedarf, so haben unsere alten Vorfahren Grätz fast an die Grenzen des oberen und mitternächtigen Steiermarks gebauet, damit es von den rauhen, sehr hoch und steilen Felsen entfernt, jedoch deren gesunde Luft zu genießen hätte." Mit diesen, von einem warmen Localpatriotismus getragenen Worten leitet Aquilinus Julius Cäsar seine Beschreibung der steyrischen Landeshauptstadt ein. Der Autor, der sich im Buche selbst unter den „gelehrten Grätzern, die sich durch Schriften bekannt machen" aufführt, Julius Cäsar, mit dem Klosternamen Aquilinus, aus adeliger Familie, war am 1. November 1720 in Graz geboren, besuchte die unteren Schulen in seiner Vaterstadt, trat 1736 ins regulierte Chorherrenstift Vorau, legte 1737 die Profess ab und wurde 1743 odiniert. Er wirkte dann als Lehrer im Stifte und vertiefte sich in dessen Urkunden- und Bücherschätze. 1761 wurde er Pfarrer zu Dechantskirchen, 1765 Stadtpfarrer in Friedberg, den Rest seines Lebens verbrachte er, von einer kleinen Stiftspension lebend, bei seinem Jugendfreunde, dem Dechanten Josef Peinthor in der Nähe von Graz und starb am 2. Juni 1792. Er schrieb unter anderem die für die älteste Geschichte des Landes wichtigen, wenn auch vielfach als unzuverlässig erkannten „Annales ducatus Styriae" (Graz und Wien 1768—1779), wovon jedoch der vierte schon vollendete Band aus Mangel an Unterstützung nicht gedruckt wurde und in Wien verloren gieng; eine Beschreibung des Herzogthums Steyermark (Wien 1773, zwei Bände), eine kurzgefasste Geschichte des Landes für die Schulen, eine Geschichte der innerösterreichischen Gelehrten, Einiges kirchlichen Inhalts, endlich die hier zu besprechende „Beschreibung der kaiserl. königl. Hauptstadt Grätz und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten, nach der berliner und potsdamer Beschreibung eingerichtet" (Salzburg bei Joh. Jos. Mayrs sel. Erbin 1781.) Mit jener naiven Anschaulichkeit, an der so manche moderne Topographen lernen könnten, gibt Julius Cäsar in diesem Buche ein Bild von seinem vielgeliebten Grätz, wie es vor etwa

120 Jahren aussah. Der warme, gemüthliche Ton, wie ihn unsere Alten so gut trafen, der reiche Inhalt und ein gelegentlich durchschimmernder Humor machen die in drei Theile gegliederte Beschreibung zu einer anziehenden Lectüre. Es möge hier aus dem Buche entnommen sein, was noch heute einiges Interesse beanspruchen kann.

Graz hatte nach einer 1770 vorgenommenen Conscription sammt Vorstädten 11.862 männliche und 13.052 weibliche, somit insgesammt 24.914 Einwohner. An Häusern wurden gezählt: in der Stadt 404, in der Murvorstadt 954, in Graben, Geydorf und St. Leonhard 478, in Münzgraben 300, in Summa 2136 Häuser. Grätz „an sich selbst", nämlich die eigentliche Stadt, ist eine starke Festung, hat tiefe breite Gräben, 10 Basteien, einige Ravelins und eine auf einem ziemlich hohen Berge angelegte Citadelle, welche uneigentlich die Festung genannt wird. Thore gab es damals fünf: Das Murthor an der Murbrücke, das Neuthor am Ende der Metzgergasse oder des sogenannten kälbernen Viertels, das Eisenthor an der Ausmündung der Herrengasse, das Paulus- und das Sackthor. Neben dem Eisenthor waren die bürgerlichen Bastionen und Wälle, neben dem Paulusthor die landschaftlichen. Beim Paulus- und beim Sackthor war die Befestigung der Stadt an die des Festungsberges angebunden. (Der Ausdruck „Schlossberg" scheint jener Zeit noch nicht üblich gewesen zu sein.) Auf den Basteien konnte man um die ganze Stadt herum gehen, was ganz so wie in Wien ein entzückend schöner Spaziergang gewesen sein muss. Rechter Hand von der Murbrücke abwärts lag die Bäckerschupfe, wie sie auch in anderen Städten bestand, 1780 aber wohl kaum mehr in Gebrauch war. „Auf solche werden die Bäcker, die öfters das Gewicht an Brodbacken nicht beobachten, gesetzet und in die Muer geprellet, von denen schon bereiteten Nachen aus solcher herausgezogen." Nächst der Murbrücke war auch der Fischmarkt.

Nun werden die Straßen, Gassen und Plätze der Stadt mit allen wichtigeren Gebäuden aufgezählt. Die Häuser macht unser Gewährsmann, zur größeren Ehre seiner Vaterstadt, höher, indem er nämlich nach niederdeutschem und holländischem Muster das Erdgeschoß als ersten Stock bezeichnet. Ein großer Raum im Buche ist der Burg gewidmet, die der Geburtsort so vieler Habsburger gewesen sei: des Erzherzogs Karl, der Kaiser Ferdinand II. und III., des Erzherzogs Leopold, Bischofs von Passau; des Erzherzogs Leopold Wilhelm, der als Feldherr aus der letzten Periode des dreißigjährigen Krieges bekannt ist, und Anderer.

Das landständische Theater und der Redoutensaal, 1775 von den Ständen erbaut, standen schon zu Cäsars Zeit in Blüte: „Es werden in solchem nicht nur deutsche Schauspiele und welsche Opern aufgeführt, sondern auch Concerten, Akademien und eine ordentliche Casine

für Adeliche und Angesehene gehalten. Es ist in selbem ein Tracteur und ein Kaffeesieder angestellet und werden allhier allerlei Spiele täglich vorgenommen. Alle Zimmer, deren sehr viele, sind herrlich und prächtig ausgemalen und in allem eingerichtet. In der Redoute erscheinen zur Fastnachtszeit oft mehr als 500 Personen." Die Herrengasse führt den Namen nicht umsonst, weil hier außer dem Landhaus auch die Häuser der vornehmsten Adelsgeschlechter (Breuner, Purgstall, Steinpeiß, Heinrichsperg 2c.) zu sehen sind. Endlich der große Paradeplatz (später Hauptwach-, heute Hauptplatz) mit dem Rathhause, einem ansehnlichen Gebäude von vier Geschossen mit einem kleinen, ober dem Erdgeschosse vorspringenden Gang „um Verordnungen zu verruffen. In dem ersten Geschoße sind einige Sachen zu verkaufen, es befindet sich auch allda die Stadtmauth und Wage. In dem zweiten ist die Kapelle, Rathsstube und Kanzley. In dem dritten ist das bürgerliche, in dem vierten aber das Criminalgefängniß derer, die den Tod oder andere schwere Strafen verschuldet haben. In diesem Geschoße sind auch andere tiefere und schwerere Gefängnisse der Maleficanten." Auf dem Paradeplatze fällt das Weiß'sche Haus auf, das ansehnlichste Privatgebäude in Grätz mit fünf Geschossen, benannt nach seinem Erbauer Weiß, einem Kaufmanne, welcher Bankerott gemacht. Daneben das Prunersteiner'sche Haus mit dem hlg. Christoph im Gemälde. „Aus diesen dreißig großen und kleinen Gässen" faſst der Autor seine Darstellung zusammen, „ist die breiteste die Herrengasse, die unbequemste die Sporrergasse, die unruhigste die Schmiedgasse, die volkreichste die Muergasse. So viel (fährt er fort) konnte ich von unserer Hauptstadt Grätz vorstellen, welche, ob sie schon nicht groß, doch herrlich genug ist, eine Hauptstadt zu seyn. Zu ihrer Vollkommenheit mangelt ihr nur, daſs sie keine Residenzstadt ist.

Nun zu den Vorstädten, die sämmtlich offenstehend, ohne Mauern, Linien und Werke sind. Die Muervorstadt, die schon 1164 unter Ottokar V. genannt wird, ist die älteste, noch einmal so groß als die Stadt selbst, etwa eine Stunde lang und eine halbe breit. Im achtzehnten Jahrhundert hat sie, vornehmlich durch Anlegung von Kasernen, Krankenspitälern, sowie des Armen-, Arbeits- und Zuchthauses sehr zugenommen. Sie zerfällt politisch in zwei Quartiere (während die innere Stadt seit der Feuerlöschordnung Kaiser Karls VI. 1722 in sieben Quartiere oder Viertel getheilt war) und hat zwei Kirchspiele; bis zum Mühlgange nämlich gehört sie zur Stadtpfarre, jenseits desselben zur Pfarre Straſsgang. Die wichtigsten Verkehrswege sind die Straße vom Muerthor gerade gegen Eggenberg (heutige Annenstraße), die Straße auf die Lend, rechter Hand vom Muerthore, und linker Hand die auf den Grieß.

Die übrigen Vorstädte werden zusammen behandelt, „weil ohnehin nicht so Vieles zu bemerken vorfällt". Sie sind der Graben, das

Geydorf, die St. Leonharder Straße (nun sehr angewachsen und „so bebauet, dass man von St. Leonhard bis nach Grätz an die sogenannte Schanz und Wälle beständig in einer Gasse fährt, wo beyderseits Häuser gebauet sind"), endlich der Münzgraben mit der landschaftlichen Reitschule, wo man Unterricht im Reiten erhalten kann und „wo die Landschaft in einem schönen langen Gebäude einen Bereiter hält. Man kann allda auch bey dem Reiten und Pferdeabrichten zusehen."

Ein eigener Abschnitt ist den „sämmtlichen hohen Stellen" gewidmet. Wir werden da über Entstehung, Einrichtung und Wirksamkeit des inneröſterreichischen Guberniums, der inneröſterreichischen Regierung (welche hauptsächlich richterliche Functionen hatte), des k. k. General-Militär-Commando, der k. k. Banco-Administration u. s. w. unterrichtet. Der Magistrat endlich bestand aus dem Bürgermeister, dem Stadtrichter, sieben Rathsherren (darunter ein rechtsgelehrter Syndicus) und einem geheimen Protocollisten; hatte als „Obergerhab aller Bürgerskinder", eine Pupillarcommission, ein Einnehmer-Amt, eine Kanzlei u. s. f., übte das Blutgericht und hatte gewisse polizeiliche Functionen. Es besteht Meldepflicht, was eine solche Sicherheit herbeiführt, dass man des Nachts wie beim Tage auf der Gasse gehen kann. Trefflich sind auch die Feueranstalten organisiert; endlich sind „alle Gässen der Stadt, auch einige der Muervorstadt, des Nachts mit Laternen (die Zeit des ersten Mondesviertel ausgenommen) beleuchtet, die Gässen rein gehalten und von Schnee und Eiß gesäubert. Die sehenswürdige Wachtparade an dem großen Platz zu Grätz zieht täglich auf, und ist Abends gemeiniglich eine lieblich ertönende Musik, nach Discretion der Herren Offizieren."

„Weil nun aber einem Fremden besonders angenehm zu wissen ist, welche gute Wirthshäuser in einem Orte zu finden sind", so wird dieses wichtige Thema mit aller Gründlichkeit behandelt. Grätz zählte also damals an Einkehrwirthshäusern (Gasthöfen) 34 in der Stadt und in der Murvorstadt nicht weniger als 111! Dann 12 Kaffeehäuser, die Zeitungen führen (10 am linken, 2 am rechten Ufer), 3—4 italienische Kaufleute, die mit Austern, Müscherl, Sardellen, Kalamari ꝛc. handeln (im Franciscanergässel), weiter 16 Bierbräuer. „Die Bierschenken will ich gar nicht anführen." In Graz finden sich vier Wirthshäuser, wo man ohne Bestellung Mittags und Abends Tafel findet, „welche recht gut und niedlich gedecket ist; ohne den kleinen Gastwirthen, welche zu 10 und 7 kr. Tafel geben." Die besten Gasthäuser sind in der Stadt: der Lämplwirth in der Schmiedgasse, H. Math. Wittmann, „wo der Kaiser bisher jederzeit seine Einkehr genommen hat" (thatsächlich stieg der große Josef, statt in der Burg, stets in diesem nach unseren Begriffen höchst bescheidenen Gasthöflein ab), die hungarische Krone in der Herrengasse, die goldene in der Färbergasse, der goldene

Adler und der Reichsapfel in der Sporgasse; dann in der Murvorstadt: der Elephanten-, der goldene Rössel-, der goldene Sonnen-, der goldene Löwen-, der Mohren- und der Gräßlwirth, letzterer am Grieß.

Mietkutscher oder Fiaker gab es nur acht, „weil Adel und besserer Bürgerstand selbst eigene Pferde und Kutscher halten". Dagegen sind Mietsänften zu haben, endlich genügend Lohnlakaien mit erforderlichen Sprachkenntnissen.

Endlich seien aus der eingehend behandelten Tabelle der Kaufmannschaft, der Manufacteurs, Professionisten 2c., welche Aufstellung der Autor dem wohledelgebornen Herrn Bürgermeister von Anthauer verdankt, folgende Daten herausgehoben. Es gab 1781 in Graz: Gold- und Silberarbeiter 14, Handschuhmacher 6, Uhrmacher 8, Schneider 86, Hafner 5, Schlosser 7, Schuster 94, Tischler 11, Glaser 4, Peruquenmacher 15, Rauchfangkehrer 4, Bader oder Chirurgi 10. Buchhändler waren nur zwei: Moriz Lechner in der Sporrergasse Nr. 159, und Franz Richter, Herrengasse Nr. 148, daneben aber 7 Buchbinder, welche ihr privilegium personale haben, mit allen Büchern zu handeln. Kaufleute im engeren Sinne werden 37 angeführt (darunter Georg Koch, Platz Nr. 235, mit Galanterie- und Nürnbergerwaaren handelnd), daneben aber die Krämer, die zum Theile dem Handlungsgremium incorporiert waren. Fabriken gab es vier, für Kriegel, Stahl, Glocken und Papier. „In Grätz fallen zwei Jahrmärkte ein, der erste auf Mittfasten oder Sonntag Lätare bis an die Palmwoche, der zweite von Ägidi bis Michaeli." Daneben der Niclasmarkt für Spielereien. Am Ägiditage ist Vieh- und Pferdemarkt beim Eisenthor außer der Stadt.

Dr. von Newald.

Stacheln.

Vergleich.

Ein gutes, weiches Herz,
Der Edle mag's nicht missen;
Doch ist es, sonder Scherz,
Ein wahres — Nadelkissen.

Weg und Ziel.

Die kürzesten Wege, das sind die geraden:
So sagen gar viele;
Doch manche kommen auf krummen Pfaden
Viel eher zum Ziele.

Ahnenstolz.

Auf Ahnen stolz sind manche „Helden"
Und noch dazu oft wie!
Doch können stolz wohl ziemlich selten
Die Ahnen sein auf sie.

Anfang und Ende.

„Beim Gelde hört die Freundschaft auf!"
Behauptet mancher Mann;
Doch in so manchem Lebenslauf
Fängt sie dabei erst an.

Kreislauf des Lebens.

Im Winter leben Maiers frei und frank
Und essen, trinken, tanzen sich halb krank;
Im Sommer trinken sie aus manchem „Borne",
Dann fängt die Sache wieder an von vorne.

A. Frankl.

Als wir unschuldiges Blut vergossen haben.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Blutvoll, blutvoll waren sie, die Leute des Waldlandes. Aber die Feldzüge nach Italien oder nach Böhmen oder anderswohin liebten sie nicht. Die Kriege nach Bedarf machten sie sich selber in den Samstagnächten auf der Gasse, oder Sonntags im Wirtshaus. Da konnten sie Krieg erklären und Frieden schließen, wann sie wollten. Waren etliche Löcher geschlagen, aus denen das überschüssige Blut entweichen konnte, so wurde der Frieden geschlossen und Männer, die sich früher geschlagen und gestochen hatten, giengen nun mit verbundenen Köpfen gemüthlich miteinander heim.

Das galt aber nur von den Männern, von den jungen und reckenhaften. Die anderen, die durchaus friedliebenden, die nichts schlagen konnten, als die Bäume, und nichts stechen, als die Schweine — die mussten sich bei Blutüberfülle anders behelfen — sie giengen zum Bader. Der Schröpf und der Aderlass, das waren dazumal neben Lebensessenz und Rosenbuschbalsam die Universalmittel gegen alle Krankheiten. Die Vollblütigen, auch wenn sie gesund waren, giengen alljährlich zum Aderlass, um sich zu sichern vor dem Schlagtreffen. Die Blassen und Bleichsüchtigen giengen auch zum Aderlass, weil man glaubte, dass denen das Blut in den inneren Organen gestockt sei und man es durch einigen Ablauf flüssig machen müsse. Ein rüstiger Jägersmann hatte mir einmal vertraut, es wäre viel leichter brav bleiben, wenn der Mensch öfters zum Aderlass gienge. Ob man noch heute im Walde solche Blutzeugen der Bravheit finden kann? Die heutigen Waldburschen nehmen eher Eisentropfen zu sich, damit ihnen das Blut nicht zu wenig wird. Wohin sie's vorher verschwenden, das weiß ich nicht.

Der erste Anlass zum Aderlass war gewöhnlich eine „hitzige Krankheit" in der Jugend. Und es gieng der Glaube, dass, wer einmal angefangen, nicht mehr aufhören dürfe. Versäume er den rechtzeitigen Aderlass, so komme irgend eine schwere Krankheit über ihn oder gar kurzerhand der Schlagfluss. Waren sie dann gesund oder krank, vollblütig oder blutarm, sie giengen alljährlich zum Aderlass. Der Bader meinte, schaden thäte es nie, Blut wachse nach wie Klee auf der Wiese, daran junger allemal frischer und süßer sei, als alter, abgeblühter. Diese Kleewissenschaft musste

den Bauern einleuchten. Noch lieber als die Männer giengen die Weiber, was mich erst nachträglich besonders wundert. Sie giengen zum Aderlass als Mädchen wie als Mutter, ja noch als Greisin glaubten sie, dass junges Blut nachwachsen würde, wenn das alte heraußen wäre.

Wenn die Jahreszeit seit dem letzten Aderlass um war, dann meldeten sich auch thatsächlich gleich Beschwerden. Kopfschmerz, Gliederschwere, Abgeschlagenheit, Schwindel. Besonders, wenn letzterer sich einstellte, war es höchste Zeit, zum Bader zu laufen, um dem Schlaganfall zuvorzukommen. Bei vielen macht sich das Bedürfnis fühlbar, im Frühjahr, wenn die Knospen sprangen.

So war es auch bei meiner Mutter. Um den Mai herum war allemal die Rede vom Bader. Sie säume schon zu lang, es wäre höchste Zeit; des Morgens, wenn sie aufstehe, tanze die ganze Stube um sie herum. — Da gieng sie denn endlich in Begleitung einer Magd oder des Vaters den stundenlangen Weg nach Langenwang zum Bader. Begleitung war deshalb nöthig, weil auf dem Heimweg manchmal Ohnmachtsanfälle drohten. Und einmal, als wieder der Tag kam, stand es so, dass mir, weil sonst niemand vorhanden war, die Aufgabe zufiel, die Mutter zu begleiten. Ich war zur Zeit ein junger Mann von nicht ganz sieben Jahren, und wie es in meiner Erinnerung ist, so will ich's erzählen.

Des Morgens im Sonnenschein davon und in die weite Welt hinaus, als die mir damals das Mürzthal galt, das war eine große Freude. Dass die Mutter in ihrem Armkörbchen so viele Tücher und Binden mit hatte, fiel mir nicht auf. Erst später, als die Schluchten dunkel geworden waren und die weltfernen Gegenden wieder licht, als auf der Landstraße lauter fremde Leute zogen, bettelnde Handwerksburschen, fluchende Fuhrleute, schreiende Zigeuner, wurde mir unheimlich in der Ahnung, dass in dieser schrecklichen Fremde der lieben Mutter, die so still und gütig neben mir hergieng, heute was geschehen würde.

So kamen wir nach Langenwang zum Bader. Vor seinem Hause stand ein blühender Kirschbaum, unter demselben liefen Kinder herum, schrien und lachten in den Baum hinauf, und oben im flaumigen Geäst kletterte der Bader auf und nieder. Er hatte ein altes bartstoppeliges Gesicht und eine graue gestrickte Wolljacke an und er stellte einem buttergelben Falter nach, der in und um den Baum munter hin- und herflatterte, als wollte er den Alten necken. Wir standen unten, meine Mutter hüstelte, dass der Bader uns gewahren möchte, er lugte auch zwischen den Ästen einmal herab, ohne sich in seiner Schmetterlingsjagd weiter stören zu lassen. Vor dem Hause auf der Bank saß ein borstiger Mensch, der wartete und wartete, und endlich schrie er hinauf: „Na, Bader, werst noch nit bald so gnädig sein und herabsteigen? 's ist noth, mein Weib hat das Nervenfieber!“

Antwortete oben der Bader: „So, das Nervenfieber hat s'? Na, wenn du's eh kennst, was gehst denn noch zum Arzt? Jetzt habe ich keine Zeit. Siehst es denn nit, dass die Kinder den Falter haben wollen?" und fächelte mit seinem Hut in die Luft hinaus, um den Gelben zu fangen.

Sagte hierauf der Vorstige: „Wenn du selber nit so viel Vertrau hast auf deine Medicin, dass dir das gelbe Vieh wichtiger ist, nachher — behüt' dich Gott!" Und gieng mit seinen krummen Knien heftig davon.

Mir war dieser borstige Mann sehr zuwider vorgekommen. Wo der Bader eh so ein lieber Mensch ist und den Kindern Falter fängt! Nein, der gute Mann! der thut meiner Mutter nicht weh.

Als dem Schmetterling der Spass zu langweilig wurde, flog er hoch im Zickzack gegen den blauen Himmel und der Bader stieg schnaufend vom Baum und jagte die Kinder auseinander. Als er das Anliegen der Mutter vernahm, wies er uns hinein in die Stube, dort sollten wir warten. — Ganz verwunderlich bald kam eine Frau in weißer Haube und brachte eine große grünglasierte Schüssel. Ich erschrak ein wenig, ohne recht zu wissen, warum. Meine Mutter packte das Verbandzeug aus, und als der Bader erschien, entblößte sie den Arm. Der Mann betastete und beguckte die großen bläulichen Adern und sagte: „Waldbäuerin, es ist wieder einmal die höchste Zeit. Nit einen Tag mehr kunnt ich dir sicher versprechen, alle Augenblick' kann's geschehen sein. Wenn 's Blut ins Hirn steigt, bist fertig." Jetzt that er aber selber noch mit den Vorbereitungen so langweilig um, dass ich die größte Angst bekam, es stiege derweil ins Hirn. Endlich zog er aus dem Sack das Schnappmesser, aber in demselben Augenblick stürzte die weißhaubige Frau zur Thür herein: Vom Stall wären die Ferkeln ausgekommen und liefen im ganzen Dorf umher. Da that der Bader einen erklecklichen Fluch, schmiss das Schnappmesser auf den Tisch und gieng Ferkel fangen.

Das ganze Jahr ist mir nicht so lang vorgekommen, als die Zeit, da wir jetzt warten mussten. Unverwandt blickte ich die Mutter an, die ergeben da saß und sich manchmal mit dem rothen Handtüchel übers Gesicht fuhr. Als die Ferkeln wieder im Stalle geborgen waren, saß sie, gottlob, immer noch aufrecht da. „Jetzt werden wir's bald haben!" sagte der Bader, und kurze Zeit darauf schlug das Schnappmesser in die Ader des linken Armes. Und jetzt war ein schwarzer Springbrunnen da, der in die Schüssel plätscherte, wie daheim der Wasserquell in den Trog. Mir war gar behaglich im Ansehen dieses Brunnens, denn mit demselben ergossen sich ja alle möglichen Krankheiten, namentlich die Gefahr des „Gehirnschlages" in die Schüssel. Als aber diese mehr als zur Hälfte voll war, und der Strahl immer noch rann, da wurde mir bange. Der Bader hielt meiner Mutter eine Essigflasche unter die Nase. Und endlich legte er den Verband an. Die Schuldigkeit war ein Zwanziger, das Blut wurde draußen auf den

grünen Rasen ausgegossen und meine Mutter wankte blass und erschöpft wegshin. Ins Wirtshaus giengen wir, und da war es gut. Braten, Semmelschnitten mit Zucker und Zimmt in Wein gebeizt und noch ein Glas Wein extra. Blutmachende Mittel hatte der Bader verordnet. Die dicke Wirtin saß neben uns am Tische, legte ihre Arme gekreuzt über den Busen, war so mitleidig und erzählte Geschichten, wie Aderlässe den Tod gebracht hätten.

Nach dem Essen war der Mutter ums Rasten, und am Nachmittage giengen wir den Heimweg an. Auf der weißen Straße und an den kahlen Bergböschungen der Illach war es noch heiß. Im Trabachgraben am Waldhang und neben dem schäumenden Wasser wurde uns frischer, und ich kleiner Schlingel kam mir wichtig und bedeutsam wie ein Großer vor, als Begleiter und Beschützer der Mutter so einherzusteigen! Für alle Fälle hatte ich meine Vorschriften, die der Vater mir eingeschärft. Aber sie schienen überflüssig zu sein. Es kam der steinige Waldsteig bergan, die alten Bäume deckten uns mit ihren Astwüchsen ein, wie ein grünes Gewölbe, und mancher Windbruchstamm lag knorrig und spießig über dem Wege, so dass wir mühevoll drunter durchkriechen oder darüber klettern mussten. In dieser Wildnis stolperte die Mutter, fiel zu Boden und stieß ihren Arm an einen Stein. Sie erhob sich sehr schnell und brummte ein wenig, aber nicht über den schlechten Weg, sondern über ihre Ungeschicklichkeit. Da könnte man sich sogar wehthun, meinte sie. Dass sie sich wehe gethan hatte, verschwieg sie. Nach einem Weilchen, als wir zum Anger kamen, der mitten im hohen Walde liegt und wo der Fußsteig an die Straße stößt, setzte sich die Mutter, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf den Rasen. Ein in Essig getränktes Tuch, das sie mithatte, that sie fast hastig hervor, fuhr sich damit über die Stirn, an den Mund, dann sagte sie zu mir: „Ein klein Randel schlafen lass mich. Sieben Vaterunser sollst beten, nachher wecke mich wieder auf.“

Sie lehnte sich zurück aufs Moos und schlief. Etwas zu schnell mochte ich das Vaterunser siebenmal hergesagt haben, sie hatte noch nicht ausgeschlafen. Mir fiel der Ausspruch des Vetters Jakob ein: „Im Schlafen wachst beim Menschen das Blut am geschwindesten.“ Auf dem Anger standen allerhand rothe, blaue und weiße Blümlein, die brockte ich zu einem Strauß, und legte ihn der Mutter heimlich auf die Brust. Wenn sie sich dann beim Erwachen darüber wundern würde, wollte ich sagen: „Ja, Mutter, dieweil Ihr geschlafen habt, sind die Blumen aus der Brust hervorgewachsen.“ — Daneben, im Walde drüben, schrie eine Amsel, und da dachte ich an jenes Märchen, in welchem ein Vogel den im Walde verirrten Kindern zurief: „Eilet, eilet, es kommen Räuber!“ Rasch versuchte ich, die Mutter zu wecken, zupfte sie am Kleid, berührte sie am Haupt. Sie schlief, im Gesicht blass wie das Essigtuch, mit dem

das Antlitz halb gedeckt war. Zwischen den Binden des Armes rieselte Blut hervor und sickerte in raschen Tröpflein auf das Gras. Ich hatte für alle Fälle Vorschriften gehabt, die waren vergessen, ich wusste nichts und nichts. — Wenn's so war, wie mir's heute vorschwebt, so begann ich nun über den Anger hin und her zu laufen und in den Wald hineinzurufen um Hilfe. Im Walde knisterte es, ein Hirsch setzte zwischen den Stämmen dahin, mit hochgehobenen Geweihen, plötzlich wendete er sich, sprang heran, an mir vorbei in den Anger und mit gespanntestem Satz über meine Mutter dahin. Fast der Boden hat gedröhnt, sie ist nicht aufgewacht. Das Thier war zurückgescheucht worden von einem klappernden Scheiterkarren, der die Straße herankam. Den Fuhrmann, der oben saß und ein Liedel pfiff, rief ich an: Komm mir zu Hilf', ich weiß nit, was es mit meiner Mutter ist. Sie will nit mehr aufwachen!"

„Recht hat sie", antwortete der Fuhrmann, hieb auf das Ross ein und fuhr weiter. Ein scheckiges Hündlein hatte er mit, das umkreiste bellend den Karren, dann lief es zu mir, sprang mich an, schnupperte am Lager meiner Mutter herum, begann an ihrem Arm das Blut zu lecken und an ihrer Stirn die Tropfen. Auch dem Thiere schrie ich zu: „Hilf mir, du lieber Hund!" Der aber lief keifend dem Fuhrmann nach, gleichsam: Schämst du dich denn nit, Christof! So davonzufahren! Geh' doch erst sehen, was ihr ist! — Und das ist auch wahr, mochte sich der Christof gedacht haben, es muss richtig was geben, weil der Hund so thut. Will doch umkehren und sehen, was ist. So wendete er das Fuhrwerk, fuhr wieder herbei, hieng das Ross an einen Baum an und gieng herab zu dem Anger. Als er sie sah, und das Blut, und die Waldbäuerin erkannte, murmelte er: „So steht's! Na, dann muss man sie heimführen." Trug sie wie ein Kind auf den Armen zum Karren, wo er sie neben der Straße niederließ. Während er die Scheiter ablud, begann sie zu sich zu kommen. Ihr erster suchender Blick war nach mir. Auf mein Hinsinken an ihre Brust und lautes Weinen sagte sie leise: „Hab' ich denn so lange geschlafen? Aber jetzt ist mir schon besser. Du, mich däucht, es sind die Binden ledig geworden. Bluten, das thät' nit gut sein." Und band sich selbst die Fatschen fest, das eine Ende mit den Zähnen haltend, das andere mit der rechten Hand um den linken Arm windend.

„So, mein Bübel", sprach sie wohlgemuth, „und jetzt rucken wir in Gottesnamen wieder an."

„Was?" lachte der Christof, „jetzt, wo ich die Scheiter hab' abgeworfen, will die Waldbäuerin auf den Füßen heimgehen? Wo ihr just todtenschlecht ist gewest! Gewiss beim Bader gewest! Gewiss auf dem Aderlass! Unschuldiges Blut vergießen! Dummheiten!"

Weiter, däucht mich, hat er nichts gesagt, hat meine Mutter auf den Karren gelegt, hat mich auch dazugethan, das scheckige Hündlein ist

selber hinaufgehüpft und hat sich niedergelegt zu der Mutter ihren Füßen. Der Christof — er hat ein blaues Jackel angehabt und eine Zipfelmütze auf, ich sehe ihn heute noch — ist zu Fuß gegangen, hat das Ross geführt und hat uns zur Abenddämmerung glücklich heimgebracht ins Waldhaus.

Die schriftstellernde Hausfrau.

Eine Skizze von **B. Klarent.**[1])

Aber, Ilse, das darfst du nicht dulden, dass draußen auf dem Vorsaal zweck- und nutzlos drei Lampen auf einmal brennen! Die Jungfer Köchin denkt wohl, das Petroleum fließe uns gratis zu, nein liebes Kind, da musst du besser aufpassen, denn sonst ist es freilich kein Wunder, dass du nie mit deinem Wirtschaftsgeld auskommst."

So zürnend trat Regierungsrath Keller in das traulich und behaglich eingerichtete Zimmer seiner jungen Frau, die, durch Blattpflanzen und hochstämmige Topfgewächse halb verborgen, an ihrem mit Photographieständern und zierlichen Nippes geschmückten Schreibtisch saß und rastlos die Feder über die Seiten eines dicken Heftes gleiten ließ.

Ungnädig tauchte Ilses Blondköpfchen aus dem lauschigen, grünen Verstecke auf, und vorwurfsvoll waren Ton und Blick, mit denen sie gereizt erwiderte: „Du besitzest ein seltenes Talent, mich immer im ungeeignetsten Moment zu stören, Arnold, und gerade, wenn ich am dringendsten zu arbeiten habe, mit irgend einer Nichtigkeit hindernd zwischen meine Gedanken zu treten, dass mir stets der Faden abreißt, und ich das, was mich eben noch greifbar umgab, nicht sofort wieder zu gestalten vermag, sondern nach solcher unnöthigen Unterbrechung erst mehrere kostbare Minuten zum Sammeln meiner Ideen verlieren muss!"

Noch ehe der junge Ehemann eine Antwort darauf geben konnte, die, nach seinem gerötheten Gesicht und seinen blitzenden Augen zu schließen, wahrscheinlich nicht zum sanftesten ausgefallen wäre, öffnete sich zögernd die Thür, und das niedliche Stubenmädchen wurde sichtbar.

„Ich wollte nur sagen, Herr Regierungsrath, dass die Kohlen wieder alle sind; auch reicht das Holz nur noch bis morgen mittag!"

„Wie ist das möglich!" donnerte ihr der Hausherr entgegen. „Ich habe doch erst vor kurzer Zeit einen großen Vorrath von Brennmaterial

---

[1]) Aus dem Büchlein: „Für den häuslichen Herd." Plaudereien, Skizzen, Briefe und Lebensbilder für die Frauenwelt von B. Klarent. (Stuttgart. Jos. Roth. 1896.) Dieses Werkchen ist für junge Ehe- und Hausfrauen nicht genug zu empfehlen. Nicht in trockener, nüchterner Form, sondern in warm und lebendig geschriebenen Scenen und Geschichtlein trägt die Verfasserin die große und doch so einfache Kunst vor, in der Ehe glücklich zu werden.

anfahren lassen, der doch jetzt, wo bei dem milden, warmen Wetter wenig geheizt wird, nicht schon aufgebraucht sein kann!" Das Stubenmädchen zuckte mit gleichgiltigster Miene die Achseln, und Frau Ilse fieng an, sich etwas unbehaglich zu fühlen.

„Wer hat den Schlüssel zum Holz- und Kohlenraum?" frug der erregte Hausherr.

„Der wird wohl unten dranstecken", war die gleichmüthige Entgegnung des Mädchens.

„Was? der wird unten dranstecken", fuhr der Regierungsrath ärgerlich auf, „das wird ja immer besser, da heizen wahrscheinlich so und so viel fremde Leute mit von unseren Holz und Kohlen, und ich darf mich allerdings nicht mehr über die unnatürlich beschleunigte Abnahme derselben wundern. Warum bleibt der Schlüssel stecken, Lisette, und weshalb wird er nicht, wie das in jedem geregelten Hausstand üblich ist, der Frau vom Hause abgeliefert, wenn der erforderliche Tagesbedarf an Brennmaterial geholt worden ist? Antworten Sie sofort, ich will die Wahrheit wissen!"

„Mein Gott, Herr Regierungsrath", erwiderte gekränkt Lisette, „der Schlüssel hat schon am Holzbehälter gesteckt, als ich hier in den Dienst trat, und ist seitdem nicht von der Frau Regierungsrath gefordert worden. Wer sollte auch von uns Holz und Kohlen forttragen, wir sind alle ehrliche Leute und würden uns dergleichen nie zu schulden kommen lassen. Sie brauchen ja nur in unsere Dienstbücher zu sehen, wo unsere Treue und Ehrlichkeit schwarz auf weiß verzeichnet stehen. Die Köchin braucht einfach alles Holz und alle Kohlen in der Küche, weil sie aus Bequemlichkeit von früh an, wo sie den Kaffee kocht, bis zum späten Abend, wo sie das letzte Geschirr spült, das Feuer nicht ausgehen läßt. Ich habe mich auch schon darüber gewundert, denn bei meiner früheren Herrschaft — — — — — —"

„Es ist gut, Lisette, gehen Sie hinaus und schicken Sie die Köchin herein", unterbrach der Hausherr die Reminiscenzen Lisettens.

„Herr Regierungsrath wünschen?" frug gleich darauf die dicke, behäbige Köchin.

„Warum unterhalten Sie den ganzen Tag in der Küche ein Riesenfeuer, anstatt es nach jeder Mahlzeit, wie es sich gehört, ausgehen zu lassen?" nahm der Hausherr das ungewohnte Examen nach dieser Seite hin auf.

„Was? ich unterhalte ein Riesenfeuer! Wer hat das gesagt? Das ist nicht wahr! Ich bin die sparsamste aller Köchinnen, denn bloß um das Anbrennholz zu sparen, lege ich immer ein paar Kohlen auf, und nur aus diesem Grunde schüre ich das Feuer den Tag über langsam fort. Und nun bekommt man och für Sparsamkeit Schelte, nein, das

ist zu hart", — das rothe, breite Gesicht verschwand hinter der blauen Schürze, aus welcher es schluchzend hervortönte: „Wenn es der Frau Regierungsräthin nicht recht gewesen wäre, hätte sie es mir ja nur zu sagen brauchen."

Eine nicht misszudeutende Handbewegung nach der Thür, und die dicke Köchin verschwand mit erstaunlicher Geschwindigkeit.

„Wo sind die Schlüssel zum Weinkeller, zur Speise- und Vorrathskammer, Ilse?" wandte sich jetzt der Gatte ernst und streng an die junge Frau, die mit einem aus Trotz und Verlegenheit gemischten Ausdruck ihre hübschen Blauaugen zu ihm aufschlug und dann mit einer Stimme, in welcher eine gewisse Befangenheit zitterte, sagte: „Die Speise- und Vorrathskammer halte ich grundsätzlich nicht verschlossen, um meinen Leuten kein unbegründetes Misstrauen zu zeigen und um sie selbständig zu machen, und die Schlüssel zum Weinkeller hängen in der Küche!"

„Oder sie stecken unten dran, was mir das Wahrscheinlichere scheint, wenn ich mir den durchaus nicht mit unserem Bedarf im Einklang stehenden Verbrauch von Wein klar mache. Während du hier an deinem Schreibtisch, unsichtbar für jedermann und ärgerlich über jede Störung, mit größtem Eifer ‚arbeitest', d. h. die von deiner Phantasie belebten Gedanken und Gefühle, möglichst gut stilisiert, zu einer deiner Novellen formierst, amüsieren sich deine unbeaufsichtigten Dienstboten nach ihrer Weise, verfügen über Speisen und Getränke, vernachlässigen ihre Arbeit und verschwenden, da sie dem wachsamen Hausfrauenauge entrückt sind, so unverantwortlich viel, dass das unseren Verhältnissen entsprechend aufgestellte Haushaltungsbudget in Wirklichkeit um das Vierfache übersteigen wird. Nein, Ilse, so darf es nicht weitergehen, willst du mich nicht schließlich pecuniär ruinieren! Erst die Pflicht, dann das Vergnügen am Schreibtische!"

„Ich gehöre aber nun einmal nicht zu jenen hausbackenen, unbedeutenden Frauen, deren Höchstes ein gut gerathener Pudding und ein tadellos verlaufenes Waschfest ist! Bei mir läßt sich einfach die göttliche Gabe der Poesie nicht gewalsam unterdrücken, sondern sie breitet ihre purpurgoldenen Flügel aus zwischen mir und der ärmlichen Prosa und trägt mich mit himmelanstrebendem Flug über alle häuslichen Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten hinweg. Freilich du, Arnold", schloss Ilse unter Thränen, „du verstehst mich hierin nicht, denn zwischen uns fehlt — Gott sei's geklagt — das sogenannte geistige Fluidum, das alles erst verklärt und vollkommen macht, — du willst mich zur Köchin und Wirtschafterin herabdrücken, während meine geistige Befähigung, mein Federtalent und alles Hohe und Tiefe, was meine empfängliche Seele füllt, unerkannt und unverstanden bleibt."

„Ilse!"

In diesem einen Worte lag eine Welt voll Liebe und Schmerz, der sich die thörichte, kleine blonde Frau nicht verschließen konnte, und die aufsteigende Scham und Reue ließen sie ihr thränenüberflutetes Gesicht in die Hände verbergen.

Arnold sah gespannt nach ihr hin, und als sie in ihrer Stellung verharrte, fuhr er in warmem, überzeugendem Herzenston fort: „Glaube mir, meine Ilse, Gott hat das Weib zur ‚Hausfrau' geschaffen, und solange es seine Berufung zu den damit verbundenen Pflichten nicht klar erfasst, von ganzer Seele annimmt und dadurch in die erste weibliche Lebensaufgabe eingedrungen ist, erreicht alles Ringen und Streben nach Glück und Befriedigung nicht das Ziel, und das Herz findet nicht die aus treuer Pflichterfüllung entspringende bleibende Ruhe. Keine Hausfrau darf sich — wenn auch die äußeren Verhältnisse noch so glänzend sind — ungestraft ganz den Mühen und Schaffen im Alltagsleben und den Anforderungen ihres Haushaltes entziehen, sondern muss als Grundpfeiler des Familienglückes, des ehelichen Friedens und des Wohlstandes ihre wirtschaftliche Thätigkeit betrachten, wenn dieselbe auch bei günstiger pecuniärer Lage schließlich nur in einer gewissenhaften Oberaufsicht gipfelt! Zudem kann eine pflichttreue Hausfrau, welche die Augen offen hält und selbständig ihrer Wirtschaft vorsteht, durch Vorbeugen und Vermeiden von mancher Unüberlegtheit und von unnützem, leichtsinnigem Verschwenden, dessen sich die Dienstboten ohne Controle stets schuldig machen, nicht unbedeutende Ersparnisse erzielen, die, den Armen zugewendet, ihr einen Gotteslohn eintragen. Indem nun die umsichtige, praktische Hausfrau auch ihr Scherflein dazu beiträgt, die Thränen der Sorge zu trocknen und die tiefe Kluft, welche die Begüterten von den Unbegüterten trennt, etwas auszufüllen, betheiligt sie sich segensreich auch mit an den Bestrebungen für das allgemeine Menschenwohl und an der unermüdlichen Arbeit im großen Staatshaushalte, was doch, sollte ich denken, ein so stolzes, erhebendes Gefühl für jede Frau sein muss, dass sie sich freudig und gern mit der unvermeidlichen Prosa des Lebens aussöhnen und nicht mehr geringschätzig auf Kochlöffel und Staubtuch herabsehen sollte! Findest du das nicht auch, kleine Ilse?"

Noch ehe Arnold ganz ausgesprochen, lag das blonde Frauchen schon an seinem Herzen und drückte ihr Antlitz fest gegen seine Schulter, denn ich glaube, sie schämte sich gar zu sehr.

Liebkosend streichelte der Gatte das goldige Trotzköpfchen und fuhr lachend fort: „Fern ist es von mir, deine schriftstellerische Thätigkeit, in der du und andere Anregung und Genuss finden, zu hemmen, im Gegentheil, Ilse, ich erfreue mich herzlich daran und billige ganz deine Federbeschäftigung, die aber bloß der Inhalt deiner Mußestunden sein soll, denn die Schriftstellerin darf die Hausfrau nicht verdrängen! Poesie

und Prosa, diese beiden dir so schroff erscheinenden Gegensätze, mit richtigem Sinn und Herzenstakt zu einheitlicher Harmonie vereinend, schaffst du das echte, rechte häusliche Glück, und indem du für das geistige und leibliche Wohl deiner Familie gleich gewissenhaft sorgst, herrschest du als die Segenspenderin deines Hauses! Nun aber ist es genug des Predigens! Komm, Ilse, lies mir lieber deine begonnene Novelle vor!"

Soweit der Erzähler, welcher übrigens selbst eine Frau ist, die — schriftstellert. Doch alles zu seiner Zeit und bei dem Umstande, dass in einem bestimmten Worte die Buchstaben richtig gesetzt sind. Neigung oder Eignung? Nur letztere berechtigt. Wenn eine George Sand oder eine Ebner-Eschenbach oder eine Mariot dichtet, gut! Aber selbst bei diesen Frauen wäre, wenn sie keine verlässlichen Köchinnen hätten, das Kochen nothwendiger, als das Dichten.

Was ich noch sagen wollte. Heutzutage möchten die Frauen gleichberechtigt sein mit den Männern. Dieser Verzicht ist sehr freundlich von ihnen, denn bisher waren sie manchmal ein wenig — bevorzugt.

Da fällt mir das wackere Ehepaar ein, mit welchem ich vor einiger Zeit die Rax bestiegen habe. Er war wohlbestallter Amtsdiener, wie sollte da sie die „Dienerin" eines Dieners sein! Das war doch gar zu tief unten. Sie wollte — wenn schon nicht Herrin, so doch Genossin des Mannes sein mit allen gleichen Rechten. Von den Pflichten sagte sie einstweilen nichts. Die beiden Leutchen erörterten das unterwegs auf den Berg ziemlich lebhaft, wobei die Frau dem Manne entschieden über war, weil er unter dem schweren Rucksack schnaufte, sie aber ihre ganze Kraft dem gelenkigen Zünglein zur Verfügung stellen konnte. — Plötzlich aber blieb er stehen: „Alte, du hast recht, das Weib soll dem Manne in allem gleichberechtigt sein. Diese zwei Stunden von Prein herauf habe den Rucksack ich getragen, die nächsten zwei Stunden bis zum Karl Ludwigshaus darfst du ihn tragen!" Und warf ihr das Bündel vor die Füße. — Die Frau war ob solcher Rücksichtslosigkeit natürlich auf das äußerste empört und weinte vor Zorn über den ungalanten Mann. Den Rucksack ließ sie liegen, bei ihrer Forderung der Frauenemancipation verharrt sie noch heute.

R.

Kleine Laube.

Jung Unnutz.

Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer.[1])

Vorsicht.

Lieb Mütterlein, dass ich ein Unnutz bin,
Raubt deinen Nächten die Ruh'?
Ach, schlag' dir die Plane aus Herz und Sinn —
Horch' einmal zu:

's war einer in Welschland, ein Feuermund,
Der hatte die Wahrheit erkannt,
Er donnerte los wie ein Höllenschlund —
Man hat ihn verbrannt.

Ein Frommer in Böheim, der war fein klug,
Hat niemand mit Wahrheit gekränkt,
Er sagte selbst das nicht, was man ihn frug —
Man hat ihn ertränkt.

Ein Weiser in Franken hat muthig und keck
Am Borne der Weisheit geschöpft,
Docierte den Leuten die Bäuche leck —
Man hat ihn geköpft.

Ein Braver in Östreich sah fleißig zu,
Wie die Sternlein am Himmel lungern,
Er ließ seinem Hirne nicht Rast noch Ruh —
Man ließ ihn verhungern.

So geht's den Tröpfen, die ohne Scheu
Den Sinn nach Hohem gelenkt;
Thät' ich was schaffen — bei meiner Treu,
Ich würde gehenkt.

Lieb Mütterlein, würd' ich ein großer Mann,
Kein Stündlein wärst du mehr froh;
Ich bleibe ein Unnutz, solange ich kann —
's ist sichrer so.

* * *

Liebe.

Es war einmal ein Kater,
Der liebte eine Maus;
Sie saß vergnügt in ihrem Loch,
Der Kater winselte und roch,
Nur um ein Küsslein bat er,
Das Mäuslein lacht ihn aus.

Der Kater kränkt sich mager,
Flieht Dach und Katzenmaid.
Das Mäuslein, munter und gesund,
Bleibt liebeleer und kugelrund,
Nur nachts auf ihrem Lager
Thut ihr der Kater leid.

---

[1]) Diese Gedichte entnehmen wir der Sammlung: „Jung Unnutz", Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen. 1897.) Den Lesern wird's sicherlich nach Weiterem gelüsten von dieser Sorte. Das Büchlein hat gar manches urfrische Lied voll kecken Humors; es kann heiteren Gesellen aufs wärmste empfohlen werden. Die Red.

Sie hält auf Ruf und Sitte —
Doch wenn er sich entleibt?
Voll Mitleid und Erbarmen
Ruft sie heran den Armen:
„Ich füg' mich Eurer Bitte —
Wenn es beim Kusse bleibt."

Der Kater thät' es schwören
Beim höchsten Kirchendach.
Er küsste durch den engen Spalt
Die Mäuselschnauze rosig kalt —
Es schwand ihm Seh'n und Hören,
Dem Mäusel wurde schwach.

Ein wonniges Getriebe
Im Katerherzen zuckt;
Aus Küssen wurde Beißen,
Aus Beißen ward Zerreißen —
O übergroße Liebe,
Das Mäusel war verschluckt.

Von seiner Liebsten Blute
Der Kater rein sich schleckt;
Ein Thränlein ihm vom Lid troff.
Bekreuzt sich seinen Friedhof
Und seufzt: „Schlaf' sanft, du Gute,
Du hast mir sehr geschmeckt."

* * *

m Kloster.

Mittags vor der Klosterküche
Müder Bettler stand,
Süßer Duft und Wohlgerüche
Hielten ihn gebannt.
Ei wie's drinnen dampft und kochte!
Was da alles schmoren mochte?
Und der Ärmste riecht und schmeckt,
Was die Mauer deckt.

Wurzelbrühe, Eierkuchen,
Zarter Rosenkohl,
Butterkräpflein, Aal und Huchen,
Trüffel Espagnole.
Wunderlich, wie sich das mischte,
Wer ein Bröcklein doch erwischte!
Ei, versuch's und lad' dich ein,
Poch' ans Fensterlein.

Küchenpater kommt gepustet,
Schnell das Gitter hebt.
„Ach verzeiht, wenn's mich gelustet,
Gebt mir Armen, gebt."
Pater fasst den Topf am Henkel,
Schiebt ihn gnädig auf das Bänkel;
Eitler Träumer jetzt erfahr's:
Wassersuppe war's.

Öd und leer — kein einz'ger Bissen —
Bettler schaut erbost:
„Frommer Mann, lasst mich es wissen,
Ist das Klosterkost?"
Pater herrscht mit strenger Miene:
„Seid Ihr Jude, Beduine?
Wisst in christo schlecht Bescheid —
Es ist Fastenzeit."

Herz, thu' dich auf!

Aus dem Grabe Peter Hebels ist diese Blume hervorgewachsen. In des Dichters nachgelassenen Papieren ward etwas gefunden, das gleich den bekannten besten Dichtungen des schwäbischen Sängers an die Herzen pochen muss. Leider ist unsere Zunge nicht eingerichtet für die alemannische Mundart, unbeachtet und welk lag das Blümlein darnieder an der staubigen Heeresstraße der deutschen Literatur. Ich denke, es ist was Rechtes, wenn ich es sorgfältig aushebe mit seiner Wurzel, und wenn ich es auffrische mit dem Thau des steirischen Waldes. — Thue dein Herz auf, Leser. In mir ist so viel Maienglück und Pfingstjubel — ich spende dir davon.

Sonntag war's, in der Morgenfrüh. Ich schritt dahin in schweren Gedanken, wie es denn sein muss auf dieser schönen Welt, dass sich die Menschen einander das kurze Spannlein Leben gar so bitter vergällen! Wo ich geh' und steh' an diesem Morgen, es ist so lieb und heimlich, und hell scheint die Sonne nieder rechts und links auf die Dörfer und auf die weißen Thürme der Kirchen. Die Kirchthürme stehen und schauen hin auf einander von weitem über das Weizenfeld und über die grünen, blühenden Wiesen; und keiner will den Anfang machen mit dem Geläute.

„He, Nachbar, heb' du an", sagt der eine zum Nachbarsthurm, „bist du nicht der ältere, und hast du nicht die größeste Glocke?"

„Was willst denn?" sagt der andere zurück, „'s hat ja noch nicht Neun geschlagen!"

Auf dem Birnbaume dort hat ein Vöglein gesungen, bei dem bleib' ich stehen, und wie ich ihm zuhorch', da denk' ich: Hier predigt ja wahrlich ein Fink auf seiner grünen Kanzel! Und unten hockt das Blümel, ein Maiblümel ist's, und horcht ihm zu. Der Zuhörer schnarcht nicht und schläft nicht, der Prediger schnupft nicht und brüllt nicht und haut nicht die Faust auf die Kanzel, freundlich geht's zu, und das Maiblümlein spürt's, wie es der himmliche Vater aus saftigem Erdreich füttert und kleidet und schmückt mit allerlei Farben, gleichwohl es nicht strickt und nicht spinnt. Und dem Fink geht's nicht schlechter. Wie er gewachsen, der Fink, so ist auch sein Röcklein gewachsen. Das Beinkleid zu kurz nicht, wie beim Halter, dem Franzl, und das Wams nicht zu eng, wie bei unserer Weibdirn'. Und so trägt es der Vogel, das Gewand, Feiertags und Werktags, und 's ist alleweil ganz nagelneu, und so oft als der himmlische Vater vorbeigeht, da fragt er: „Na, Fink, hast ein gutes Gewandel?" Soll er's nicht gesagt haben, so hab' ich mir es vorgeträumt. Hat aufgehört nachher, der singende Prediger, und sein Schnäbel gewetzt am Zweiglein.

Die Bienen haben Orgel gespielt, und wie ich steh' auf dem Hügel, da läutet es auf allen Thürmen mit allen klingenden Glocken. Vergelt's euch Gott, dass ihr meiner gedenkt und mich ruft in die Kirche! Da bin ich schon und sitz' in einem kühlen Winkel unter dem rosenumwundenen Bild der Mutter Gottes.

Was ich nun hab' vernommen in der Kirche, das will ich erzählen. Maidel, geh' ruck' mir einen Stuhl her! So, brav bist! Sollst zu Lohn einmal kriegen einen recht braven Mann. — Vom Pfarrer erzähl' ich, und seiner Predigt, kann ich's nicht sagen wie er, so will ich's halt sagen, wie ich's kann.

Zuerst haben sie gebetet, alsdann georgelt, gesungen, wie das der Brauch ist. Und während sie singen, steigt schon der Pfarrer auf die Kanzel; nimmt die Sanduhr zur Hand, schüttelt sie leicht und klopft darauf — sie hat nicht wollen laufen.

Und nachher, wie die Orgel verbrummt hat, hebt er an zu predigen vom selbigen Tauben und Stummen, wie der fremd' Mann ist kommen her vom galiläischen Meere, dem Kranken den Finger aufs Ohr hat gelegt und auf die Zunge und gesprochen den Spruch: Herz, thu' dich auf! — Ist dem Kranken auf einmal das Auge voll Wasser, und der Taube, der Stumme ruft aus: „O hört, ihr Leut', wie die Wasserwellen rauschen, wie der Wind pfeift im Schilfrohr und die Fischerin lieblich thut singen!" — Seine Vater und Mutter sind schier vor Freuden vergangen. Ist das nicht ein himmlisch Wunder gewesen? Unser Doctor kunnt's nit so! — Es ist ein mächtig groß Wort, sagt der Pfarrer, dieses Hephata vom Himmel!

Ja freilich wohl, mächtig groß, ich möchte es auch einmal hören. Kaum ich das denk', da spricht der Prediger weiter. Und klingt's nicht, dies Wort, wenn man horcht, an allen Orten und Enden? Nicht im Wald, auf der Au und in allen menschlichen Herzen? — Geht einmal im Winter aufs Feld und gucket, wie es da ausschaut! Alles steinhart, die Pflanzen verfroren und maustodt der Erdgrund, alle Bäche vereist, und mühselig dreht sich das Mühlrad. Alle Fenster verschneit und verweht, alle Thüren mit Stroh ausgestopft. Kein Drössel hörst singen, kein Vogel kann hüpfen in der Sonne. Es ist Lichtmess schon da, und alleweil wird's noch nicht anders. Die Fasten ist da, und man meint, es bliebe starr und wüsst' sich nicht zu helfen, bis im Märzen auf einmal ganz leise wer ausruft: Herz!

Herz, thu' dich auf! — Wie weht jetzt der Föhn so weich her über dem Waldland! „Es wird anderes Wetter!" sagt der Vater zum Sohn und nestelt sein Halstüchel auf. Es tropft von allen Dächern, und der Boden, wie er locker und grün wird! Und daheim sagt die Mutter zum Töchterl: „Geh', Dirndl, mach' auf das Fenster, lass' den Frühling herein und sag': grüß dich Gott, Frühling! Lass' die Schäflein hinaus, schau, der Halterbub jagt schon durchs Dörfel!" — Auch gucken hervor die Halme und treiben schon Blätter und Knöspleín auf Wiesen und Feld, in Wald und Garten. Und der Vogel, der gestern noch die Wegsteuer nicht gehabt hat, ist heut' ein reicher Mann, hat Würmlein auf der Weid', und das Zehentrecht hat er auf allen Feldern und Bäumen. Hat Haus und Hof, und schaut, sein Weibel, das baut ein klein Bettlein drin, und wenn man dazu kommt, na, tröst' dich Gott! Was liegt denn im Bettel? Guldene Eier gar, fein rundlich mit bunten Flecklein. Was ist in dem Knöspel! Was steckt verborgen da drin im rundlichen Kastel ohne Thürl und Astel? Man mag sich's wohl denken, aber niemand weiß es, niemand kann schauen, niemand es aufthun; kein Schlosser noch hat den Schlüssel geschmiedet, der aufthut das heilige, süße Geheimnis.

So vergeht nun ein Tag um den andern, Ostern vergeht und Weißsonntag, da klingt vom Himmel die Stimme: „Herz, spring' auf!" So ruft es leise, so ruft es laut, ruft Tag und Nacht, ruft Sonntags und Werktags, Herz, thu' dich auf! — Und alles hört, und alles folgt dem himmlischen Weckruf. Und jetzt hat man nicht Augen genug zum Gucken, das Knöspleín springt auf, und das Röslein erröthet und neigt verschämt seinen Kopf. Das Ei springt jäh auseinander, und ein junges, helläugiges Vöglein hüpft munter in die Welt. Und wo man schaut, und wo man horcht, ist Leben und Leben. Von Ostern bis Pfingsten ist ein großer, ein einziger Feiertag, eine Urständ Tag und Nacht, Sonntags und Werktags. Ja selbst auf dem Kirchhof die Gräber beben im süßen Schauer, aber der wachende Engel des Herrn hält seinen Finger an den Mund: Pst! Für Euch, lieben Schläfer da unten, für Euch ist's heute noch nicht Zeit! — Und deckt die Hügel mit einem Schleier von Blumen.

Und auf allen Bäumen blüht's, und der Blüten lieblicher Maischnee weht durch die Luft. Auf allen Sträuchern, im Gras, es funkelt wie von Silber und Diamant, und ein süßer Wind haucht her über Wald und Garten. Es klingt und es singt, man weiß selber nicht wie, auf der Welt, bei meiner Seel', schier nicht anders, wie Harfen und Silberglocken. Wo man schaut, und wo man horcht, ist Leben und Lust. — Die Bruthenn', die hat schon zwölf Junge, dass ihr die Flügeln zu klein sind, um alle zu decken. Auf der Matten grasen die Lämmer und springen und wissen es kaum zu gebrauchen, ihr junges, munteres Leben. Die Ähren und Blümlein heben ihre Köpfchen zum Himmel, durstig sind sie und warten auf Regen. — Was sagt der Barometer? Oben will er aus! Und der blauäugig' Himmel lacht nieder und freut sich, weil alles, alles ihm zu nach der Höh' will . . .!

So predigt der Pfarrer am heiligen Pfingsttag. Dann schüttelt er sachte die Sanduhr, 's ist Zeit, dass er Schluss macht. Die Sanduhr jedoch, sie will heut' nicht rinnen. Ein Zeichen vom ewigen Leben!

Die kältesten Ostern

feierte Nansen vor drei Jahren, als sein Schiff in den Eiswüsten des Pols festgebannt lag. Die Temperatur betrug 33° R. unter Null. Er berichtet darüber in der soeben erschienenen elften Lieferung seines fesselnden Werkes „In Nacht und Eis" (Leipzig, F. A. Brockhaus):

„Montag, 26. März 1893. Wir liegen ohne Bewegung; keine Drift. Wie lange wird das dauern? Wie stolz und triumphierend war ich bei der letzten Tag- und Nachtgleiche, die ganze Welt erschien mir hell; jetzt bin ich nicht mehr stolz. Die Sonne steigt empor und taucht die Eisebenen in ihren Glanz. Der Frühling kommt, bringt aber keine Freude mit. Hier ist es so einsam und kalt wie je. Die Seele erstarrt. Sieben weitere Jahre eines solchen Lebens oder vielleicht nur vier — wie wird die Seele dann sein? Und sie . . .? Wenn ich meinem Sehnen nur freien Spielraum lassen, die Seele aufthauen lassen dürfte. O, ich sehne mich weit mehr, als ich eingestehen darf. Ich habe nicht den Muth, an die Zukunft zu denken . . . . Und wie wird es zu Hause werden, wenn Jahr auf Jahr vergeht und niemand kommt?"

Aber nur flüchtige Momente sind es, in denen solche trübe Stimmungen Nansen ergreifen. Rasch ermannt er sich, und die alte Energie und Thatenlust dringt durch:

Noch immer muss ich warten und die Drift beobachten; aber wenn sie die verkehrte Richtung einschlagen sollte, dann werde ich alle Brücken hinter mir abbrechen und alles auf einem Marsch nach Norden über das Eis wagen. Ich weiß nichts Besseres zu thun. Es wird eine gefährliche Reise sein, eine Frage um Leben oder Tod; aber habe ich eine andere Wahl?

„Es ist des Mannes unwürdig, eine Aufgabe zu übernehmen und sie dann aufzugeben, wenn der Höhepunkt der Schlacht bevorsteht. Es gibt nur einen Weg, und der ist Vorwärts!"

Wie rührend ist dieses menschliche Zagen und Hoffen des Nordpolhelden! Demnächst werden wir mehreres von ihm hören.

Emil Zola über den Schutz der Thiere.

In diesem Jahre fand in Paris die vierundvierzigste Hauptversammlung „der Gesellschaft des Thierschutzes" statt. Der Cultusminister schickte Emil Zola als seinen Stellvertreter. Der berühmte Romanschreiber hielt ungefähr folgende Anrede: „Ich vertrete den Herrn Minister hier nicht in amtlicher Beziehung, sondern nur als Thierfreund. Nur als solcher ergreife ich das Wort, in der Überzeugung, dass ich nicht nur den hier Versammelten, sondern auch den weitern Kreisen meiner Landsleute einen Dienst erweise, wenn ich öffentlich als Thierfreund hervortrete. Ich rechne es mir übrigens durchaus zu keinem Verdienste, die Thiere zu lieben, da mir das nicht die gerinste Mühe verursacht. Seit dreißig Jahren schon habe ich kein Buch geschrieben, ohne in ihm meine geliebten Thiere zu erwähnen. Sollte es möglich sein, dass es Menschen gibt, die die Thiere nicht lieben? Können wir uns die Natur ohne Thiere denken? Die Wälder ohne Vögel; Wiesen, Felder und Berge ohne lebende Wesen? Stellen wir uns vor, dass der Mensch allein, ohne andere Geschöpfe wäre, wie leer, still und traurig wäre es um uns her! Wir haben ja so

vieles mit den Thieren gemein, es ist uns fast nichts zu eigen, was nicht auch ihnen zutheil wurde. Wie wir, werden auch sie geboren, sie leiden und sterben, ebenso wie wir. Es sind unsere Gefährten, nur unvollkommener, hilfsbedürftiger, ohne Sprache, durch die sie sich beklagen könnten, ohne Schlussfolgerung, die es ihnen ermöglichte, sich ihrer Kraft bewusst zu werden, so dass sie dieselbe zu ihrem Nutzen verwenden könnten. Das alles verpflichtet den Menschen, sich ihrer zu erbarmen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil wir stärker und klüger sind. Um der Gerechtigkeit willen, aus Achtung vor der Schöpfungs-That, die auf derselben Erdscholle unser Leben und das der Thiere wachgerufen und dasselbe Blut in unsere Adern gegossen hat, müssen wir die Thiere lieben und beschützen. Es ist unsere heilige Pflicht, die Thiere vor den Qualen zu beschützen, die wir von ihnen abwenden können.

Sie, meine Herren, die sie hier versammelt sind, um Mitleid für die Thiere zu fordern, sprechen ja fast alle Sprachen der Welt. Wo nur irgend gleichgesinnte Verbindungen entstehen, werden Sie sich sofort mit ihnen verständigen und mit ihnen arbeiten können.

Möchten doch alle Völker darauf hinarbeiten, dass die Thierquälerei als Schande, als im höchsten Grade strafwürdig zu betrachten sei.

Vielleicht kommen die Menschen dann auch zur Erkenntnis, dass es eine Schande und ein Verbrechen ist, sich gegenseitig anzufallen und zu tödten."

Die Wirkungen körperlicher Überanstrengung beim Radfahren.

Von Dr. D. Ritterband.

Das Radeln ist erst in den beiden letzten Jahren so recht in Flor gekommen und das macht es erklärlich, weshalb die medicinische Literatur über gesundheitliche Schädigungen, die dieser Sport unter Umständen zur Folge haben kann, bei uns im ganzen spärlich ist, während im Auslande, besonders in Amerika, eine große Zahl von Veröffentlichungen in den ärztlichen Fachblättern sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. In diesen Tagen hat nun die Berliner medicinische Gesellschaft nach einem einleitenden Vortrag des Dr. Albu in ausführlicher Discussion diesen wichtigen Gegenstand behandelt, und es dürfte für unsere Leser gerade jetzt, wo der Sommer vor der Thür, und die Landstraßen sich mit Radlertrupps männlichen und weiblichen Geschlechts zu bevölkern beginnen, nicht ohne Interesse sein, was die Herren Ärzte über dieses Thema zu sagen haben.

Es ist seit langem bekannt, dass übermäßige Kraftanstrengungen einen ungünstigen Einfluss auf gewisse innere Organe ausüben. So beobachtete der nun verstorbene Professor Fräntzel bei Touristen nach übermäßigem Bergklettern und bei Soldaten nach forcierten Märschen Dehnungen des Herzmuskels. Zwei Berliner Gelehrte, Zunz und Schumburg, unterzogen diese Frage vor Jahren einer experimentellen Untersuchung, indem sie Soldaten mit schwerer Belastung lange Märsche machen ließen. Das Resultat war auch hier eine Erweiterung des Herzens. Auch die Nieren leiden unter länger dauernden excessiven Muskelanstrengungen. Dies lässt sich leicht durch Untersuchung der Ausscheidungen dieses Organs feststellen, in denen man im Falle einer Alteration, etwa einer Entzündung, Eiweiß und gewisse zellige Bestandtheile der Nierensubstanz findet, die unter normalen Verhältnissen fehlen. Leube hat nun bei Soldaten nach längeren Märschen vielfach obigen Befund erheben können, und auch Kolbe, der bei Sportsmen

Untersuchungen anstellte, fand z. B. bei Ruderern im Anfang des Trainings regelmäßig Eiweiß, das aber bereits nach acht Tagen verschwand.

Dr. Albu hat nun seinerseits zwölf Radrennfahrer vor und nach einer Fahrt von fünf bis dreißig Minuten Dauer genau untersucht und recht bemerkenswerte Ergebnisse gewonnen. Dieselben waren, je nach dem Grade der Trainirung, der Gewohnung und der Widerstandskraft der einzelnen Radler, verschieden, aber doch bei allen mehr oder minder ausgeprägt vorhanden. Die Action des Herzens war in einem Maße verstärkt, dass sie bei jedem Herzstoß die Brustwand fühl- und sichtbar erschütterte. Es fand sich eine, bei manchen Fahrern sogar relativ beträchtliche Herzerweiterung, die vor der Fahrt nicht bestanden hatte, und zuweilen waren statt der normalen Herztöne gewisse Geräusche zu hören, die den Beweis lieferten, dass die Function des Herzens in hohem Grade alteriert war. Der Puls war im ersten Moment unfühlbar, dann fadenförmig, weich und klein und schlug 144 mal in der Minute, während die normale Pulszahl 75 bis 80 beträgt. Das Athmungstempo war 48 bis 64 pro Minute (statt 18 unter gewöhnlichen Umständen). Lippen und Gesicht zeigten eine bläuliche Färbung, also Zustände, wie sie ähnlich sonst nur bei drohender Herzlähmung gefunden werden. Man hatte den Eindruck, dass diese Männer sich nur infolge langer Gewöhnung und durch ihren energischen Willen aufrecht hielten. Diese Erscheinungen sind in der Hauptsache die Folge excessiver Muskelanstrengung. Dieselbe erhöht den Blutdruck und steigert die Circulation so bedeutend, dass der Herzmuskel das ihm in weit größerer Menge und unter weit stärkerem Druck als sonst zuströmende Blut nicht bewältigen kann und infolge dessen gedehnt wird. Dazu kommt die eigenthümliche vorgebeugte Stellung der Flieger bei forciertem Fahren, wodurch der Leib und mit ihm die hier liegenden großen Gefäße, die das Blut zum Herzen zurückführen, comprimiert werden. Hierdurch entsteht für die Fortbewegung des Blutes vom und zum Herzen ein enormes Hindernis, was natürlich der Dehnung und Erweiterung dieses empfindlichen Organs ganz besonders Vorschub leisten muss. Nun sind alle diese Erscheinungen zunächst nur vorübergehender Natur und gleichen sich im Zustande der Ruhe sehr bald wieder aus. Wiederholen sie sich aber häufig, oder ist das Herz von vornherein nicht ganz gesund, so ist es klar, dass es endlich seine Elasticität verliert und sich tiefgreifende Schädigungen entwickeln, die nicht mehr zu reparieren sind und blühende Personen schließlich zu Invaliden machen.

Auch in der Nierenthätigkeit fand Dr. Albu bei allen Wettfahrern, die er untersuchte, mehr oder weniger bedeutende pathologische Veränderungen der vorhin gekennzeichneten Art. Und von ihnen gilt in gleicher Weise, wie von den Schädigungen des Herzens, dass sie sich anfänglich und bei genügender Schonung wieder ausgleichen, dass sie aber durch Summierung der schädigenden Wirkungen schließlich irreparable Störungen herbeiführen, die ein dauerndes Siechthum zur Folge haben.

Nun dürfen aber ängstliche Gemüther beileibe nicht glauben, dass ihnen zugemuthet werden soll, das Radfahren in Zukunft überhaupt aufzuheben.

Es bestätigt sich hier nur das alte Wort des modus in rebus. Es wurde in der Discussion allerseits, auch vom Vortragenden, hervorgehoben, dass das maßvolle Radeln eine durchaus gesunde Körperübung sei, und bei manchen Krankheitszuständen geradezu Heilwirkungen hervorbringe. Es wurden Beobachtungen mitgetheilt, wonach junge Mädchen, die infolge von Bleichsucht nicht mehr Treppen steigen konnten, ohne dass ihnen die Luft mangelte, durch das Radeln ihre Beschwerden verloren und mit der Zeit ganz schneidige Radfahrerinnen wurden. Auch gewisse Unterleibsstockungen und Frauenleiden und vor allem die Krankheit fin de siècle, die Neurasthenie, erfuhren eine außerordentlich günstige Beeinflussung. Es gibt freilich auch Leiden, die selbst einen maßvollen Gebrauch des Bicycle nicht gestatten. Deshalb thut jeder, der

sich nicht ganz gesund fühlt, gut, erst den Arzt zu befragen, ehe er sich diesem schönen Vergnügen hingibt. Maßlosigkeit in seiner Ausübung rächt sich aber früher oder später, auch bei gesunden Individuen, und am meisten und frühesten dann, wenn sie sich mit ungeordneter Lebensführung und — sit venia verbo — mit Excessen in Baccho et Venere verbindet. „Umschau.“

Das Goldland Steiermark.

Ein Rückblick in ferne Vergangenheit nach J. K. L.

Zur Zeit der Geburt Christi waren in den heute österreichischen Ländern südlich der Donau keine Germanenstämme ansässig. Südlich der Donau bis hinab an die Save im heutigen Kärnten, Krain, Steiermark und im cisdanubischen Ungarn, sowie in den inneröstterreichischen Erzherzogthümern hausten keltische Stämme, die im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung durch die Zuwanderung aus Gallien verstärkt worden waren.

In den anderthalb Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung war das Gebiet der keltischen Taurisker, der Tauernanwohner, das neue Goldland für die Culturwelt am Mittelmeer; Noreia, das heutige Neumarkt in Obersteier, war das Johannesburg jener Tage. Zu den Lebzeiten des Polybius (202 bis 122 v. Chr.) wurden diese ergiebigen Goldlager aufgedeckt, wo das edle Metall ohne viel Mühe gewonnen werden konnte. Damals fand in Italien ein Run nach dem Goldlande statt. Tausend Jahre bevor in der großen Lagune des Veneter Meeres der erste Pfahl in den Schlick gerammt wurde, um der ersten Hütte der künftigen Dogenstadt Grundhalt zu geben, durchstreiften also schon „Venedigermännlein“ mit der goldzeigenden Haselgerte die Tauern. Unsere alten Sagen haben doch gar tiefgehende Wurzeln! Es kamen Leute aus Italien, um zu prospecten und um in Gemeinschaft mit den Einheimischen das Goldlager auszubeuten, gerade so wie heutzutage, wenn in Südafrika oder Australien neue Goldfelder entdeckt werden. Die Ergiebigkeit der Taurisker Goldwäschen war so groß, dass dieses Edelmetall in Italien auf ein Drittel seines früheren Wertes sank. Die Römer waren ebenso weitsichtige Colonialpolitiker, wie es heute die Engländer sind. Sie haben sich frühzeitig der Freundschaft der Herren des Goldlandes, der Taurisker, versichert, um sie dann schließlich, da diese Älpler nicht so vorsichtig waren, wie die Transvaal-Boeren gegenüber den britischen Eroberungsversuchen, in die Bundesgenossenschaft und damit in die Unterthanschaft zu zwingen.

Und wir? Wir sind bloß zu spät gekommen.

Ein Bauer als Schriftsteller.

Von einem Schweizer.

Ein Bauer als Schriftsteller ist so etwas Fremdes, Eigenartiges, dass man kaum an eine solche Möglichkeit denken mag. Wie soll ein Bauer schriftstellern, betrachten wir nur seine arbeitsharten Hände, die wohl gewohnt sind, Schaufel und Hacke, Pflug und Egge zu handhaben. Aber die Feder, das feine kleine Ding! Wie unbeholfen sieht sich's an, wenn ein Bauer seinen Namen schreiben soll, eine Bescheinigung ausstellt oder seine Tagesnotizen in die „Bintig“ einschreibt. Aber wir Schweizer besitzen das Wunder, wir haben einen Bauern, der Geschichten schreibt, die sich zu den Besten in ihrer Art zählen dürfen. In Restenholz bei Bensingen, Canton Solothurn, lebt er und heißt Josef Joachim. Am 3. April 1835 wurde

Josef Joachim als sechstes Kind eines mittelmäßig begüterten Bauern geboren und lange Zeit war er nicht allein das jüngste Kind, sondern auch das Sorgenkind seiner Mutter. Ein hartnäckiges Augenleiden brachte den Knaben geistig und körperlich herunter, so dass er die ersten Schuljahre als wenig begabt galt. Erst als Joachim die damals noch sehr primitive Secundarschule in Neudorf besuchen konnte, begann er sich kräftiger zu entwickeln und verrieth Talent. Sein heißester Wunsch, studieren zu dürfen, fand beim Vater kein Gehör. Der fand, das Studieren tauge wenig für einen Bauernsohn, es sei zu „herrig" und zudem entfremde er sich seinem Stande und seinen Angehörigen. Etwas wollte der Vater doch gewähren, so ließ er den Josef Joachim auf ein Jahr ins Welschland (französische Schweiz) ziehen. Kaum heimgekehrt nach Kestenholz, musste er tüchtig mithelfen bei der Landwirtschaft, zu Hacke und Pflug greifen. Jahrelang betrieb Joachim Landwirtschaft, ohne nur irgendwie seinem Wissensdrange folgen zu können, sei es im Lesen von bildenden Schriften oder einem anregenden Umgange. Ab und zu erschienen in Fachschriften Abhandlungen von Joachim über landwirtschaftliche Zeitfragen. Er stund schon in den Vierziger Jahren, als er durch einen Zufall zur Redaction eines politischen Blattes beigezogen wurde. Die schlechten, gedankenarmen Feuilletons, die den Lesern als Geistesnahrung geboten wurden, empörten Joachim und regten in ihm den Versuch an, Gesunderes zu bieten. Im Jahre 1881 erschien als Feuilleton Joachims erste Novelle: „Der Erntetag", die noch dadurch besonderen Reiz und Wert hatte, dass ein B a u e r s e l b s t über das Bauernleben schreibt. Der Beifall, den die Novelle fand, ermuthigte Joachim zu neuen Arbeiten und so entstunden eine Reihe reizender Erzählungen aus dem Bauernleben, die meist im Solothurner Dialect geschrieben sind. Aus vielen spricht ein reicher, gesunder Humor, namentlich in „Verstunet" und „Doch die Rechti" und „N'es Stück Schulmeisterlebe"; eine reizende Idylle ist: „Uf em Hübeli". Die Erzählungen jener Zeit wurden als Buch unter dem Titel: „Aus Berg und Thal" herausgegeben. (Olten, Druck und Verlag des Oltner Tageblatt).

Trotz der Erfolge, die Joachim durch seine literarischen Arbeiten hatte, blieb er, wozu ihn der Wille des Vaters gemacht hatte, — ein einfacher, schlichter Bauer. Sein Beruf ist es, der schwere, vom Wetter und — den Menschen abhängige, der den eigenartigen Stempel seinen literarischen Arbeiten aufdrückt. Denn ein Mann, der seine ganze körperliche Kraft in den Dienst der Pflichterfüllung stellen muss, so dass man meint, für anderes, denn für den Bauernberuf könne unmöglich Interesse, vergessen Begeisterung da sein, ein solcher Mann muss ein selten reiches und reges Innenleben führen. Joachim lebt als Bauer, lebt mit den Bauern und hat wohl, weil er so frei und klar schreibt, schon oft unter den Bauern, ihren Engherzigkeiten, ihrer Interesselosigkeit gelitten. Er kennt seine Bauern, schildert sie beim Handel und Wandel, im Hause, auf dem Feld, beim „Freien", beim Politisieren, kurz, er schildert das Leben, wie er es kennt. Dem Bauer selbst hält er durch seine Geschichten einen eigentlichen Spiegel vor; er entrollt uns ein Stück Cultur- und Sittengeschichte des schweizerischen Bauernlebens. So schildert er im „Glyms auf der Höhe" jene hartköpfigen Bauern, die sich gegen alles Neue und Bessere taub verhalten, weil sie es nicht anders haben wollen. — Vor allem ist es aber Joachims Hauptwerk, das berechtigtes Aufsehen erregte und Joachim selbst viele Verehrer bringen wird, sobald der prächtige Bauernroman: „Die Brüder" (1891 im Verlag von Benno Schwabe erschienen) besser bekannt sein wird. In dieser Geschichte, die in zwei Theile zerfällt, 1. Peter, der Leuenwirt, 2. Sylvan, der Unchrist, gemahnt uns Joachim ganz an Rosegger, nur ins Schweizerische übersetzt, d. h. Joachim schildert Schweizerzustände, Schweizerbauern. In rascher Aufeinanderfolge waren schon 1889 im gleichen Verlage: „Lonny, die Heimatlose; 1890 eben-

dort „Erzwungene Sachsen"; 1891 ebendort „Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe", erschienen; alles sind größere Volksgeschichten, ebenso: „Geschichten der Schulbase".

Sein Hauptwerk, nämlich der Roman: „Die Brüder", ist ein eigentliches Epos in Prosa. Als Vorwurf zu den „Brüdern" dient ihm die Lebensgeschichte zweier Brüder, die ungleich begabt und verschieden im Charakter sind. Es ist aber nicht die Lebensgeschichte zweier Brüder allein, nein, die Geschichte eines ganzen Dorfes, dessen Seele ein Mann, ein Bauer ist, und der segensreich wirkt, sich zu den höchsten Ämtern emporschwingt durch seine Klugheit, Rechtlichkeit und schließlich an den Hetzereien seiner Feinde, die am neuen Pfarrherrn eine Stütze haben, zugrunde geht. Mit ihm leidet auch die Gemeinde, die sich in Parteien theilt, Hass und Zwietracht nisten sich ein. Es ist die alte Geschichte des Culturkampfes. Eine Kraft und eine Tiefe spricht aus dem Werk, eine Wahrheit im Empfinden, wahrlich, die „Brüder" dürfen sich neben das Beste stellen, was die Dorfgeschichte aufweist. Wie versteht Joachim nicht den erbangesessenen Bauern zu schildern, der ebenso stolz und hochmüthig an seinem Stande, seinem Gelde, seinem Stamme hängt, wie der eingefleischteste Aristokrat. Wie fein ist der Humor, mit dem der Bartle, ein Schulmeisterlein, sich über solche Bauern lustig macht.

Ein eigenartig Gegenstück zu den „Brüdern" bildet „Lonny, die Heimatlose"; hier schildert Joachim, wie ein Bauernsohn das Unerhörte thut nach Bauernbegriffen, und um ein Mädchen freit, das einer „Haudererfamilie" (Körberfamilie) angehört. — Meisterhaft schildert er die Sitzung des Gemeinderathes, der glaubt, ob der unherkömmlichen Heirat auch ein Wörtlein mitsprechen zu müssen. Dieser Spott, dieser Hohn auf die Engherzigkeit und Kleinlichkeit des Bauernstolzes ist mit prächtigen Mitteln durchgeführt. Das Buch ist reich an Schilderungen aus dem Leben der „Hauderer"; es zeugt von genauer Kenntnis mit all den Gebräuchen und Sitten dieser „Nomaden". Das Ende ist unsäglich ernst, und doch wieder war es fast nicht anders zu erwarten.

Ganz anders ist Joachims neuestes Buch: „Die von Froschlach" (ebenfalls im Verlag von Benno Schwabe, Basel erschienen). Es sind Bilder und Geschichten aus einem schweizerischen Landstädtchen, so originell und frisch, so lebhaft und munter geschrieben, dass man glaubt, das Städtlein und seine Leute auch schon 'mal irgendwo gesehen zu haben. Mit so viel Humor ist das Kleinstadtleben geschildert, sind all die Geheimnisse und Klatschereien erzählt, dass man das Buch stets wieder gerne liest. Ohne langweilig oder widrig zu werden, sind die engsten, kleinlichsten Verhältnisse so spaßig erzählt, dass man gar zu gerne mehr wissen möchte.

Was Joachim bisher geschrieben, ob Ernst, ob Scherz, eine klare Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse, eine gesunde Anschauung, naturgetreue Darstellung der Volkscharaktere, viel Gemüth und oft ein leiser Zug von Spott sind die Merkmale seiner eigenartigen Schreibweise. Möchte es Joachim vergönnt sein, die Verehrung als einer unserer besten Schriftsteller noch lange zu genießen, dass seine schönen Volks- und Dorfgeschichten ihm stets mehr Freunde gewinnen. Und in der Fremde draußen möchten die Geschichten des schweizerischen Bauers bekannt und ihm die Anerkennung zutheil werden, die er als Schriftsteller, als Schilderer des schweizerischen Volkslebens verdient in reichstem Maße. Diese Anerkennung spornt Joachim vielleicht zu Neuem, Schönem an und wir Schweizer sind stolz, einen solchen Mitbürger zu besitzen.

R. Gutersohn.

Die Erbschaft.

Der Weg is stoani zur Kapelln
Und angach bis auf d' Schneid,
An gsunden Menschen wird r hart —
Aft erst an alten Leut!

Und dena gsiacht mr alle Täg
A Muatterl, däs dort bet't
Van iadn Staffel, wo am Roan
A Kreuzwegbildl steht.

Die Händ halts zsam uud biagt die Knia,
Es kimt ihr sauer an,
Und drein in der Kapell'n rutscht s
Bis zan Altar voran.

Van iadn Breverl macht s a Kreuz
Und busst 'n Herrgott d' Füaß
Und nimmt aft ba der Kirchenthür
Vom Weichbrunn ganze Güass.

„Ja, Muatterl", frag ih, „stößts ja grad
Ins Himmelreich a Loh,
Däs habts nit noth — aft zwegn was
Dakreuzigts Enk denn so?" —

„Hau", moants, „däs thua ih für mein Suhn;
Ös wissts, die junga Leut,
Dö habn vor lauter Erdenlust
Fürn Himmel gar koa Zeit.

So bet halt ih a Trüml mehr,
Auf dass nach mein Vasterbn
Der Bua halt doh die Fürbitt hat
Von seiner Muatta z' erbn."

Hans Fraungruber.

's ausgliehni Büachl.

Da Hiasl kimbb zan Pforra.

„Gua Morgn, Howürdn, buss d Hond!"

„Grüß Gott, Hiasl, wie gehts? Bist doch wieder soweit aus dem Bett?"

„Nöthalber, Howürdn, nöthalba!"

„Kannst doch schon wieder arbeiten?"

„Nou frei nit. Will völli nouh nit gehn. Da Teixl nouh amol! Wiar ohgmühlt sein ma Händ und Füaß!"

„Ist kein Wunder. Hat dich rechtschaffen gehabt."

„Und hiaz wird ma holt souviel die Zeit lonk. Frei nit zvatreibn woaß ih ma's, in gonzn Tog. Souviel lonkweili. Und do hät ih schön bittn mögn, Howürdn, um a wenk wos zan lesn. A Büachl, oda wos."

„Zum Lesen willst du was haben. Ganz gern. Wart' nur ein bissel!"

Da Pforra suacht eahm aus sein Gloskostn a Büachl aussa. „So, Hiasl, das dürfte jetzt passen für dih. Aber hübsch acht geben drauf, verstehst! Dass kein Fettfleck dran kommt." — Drauf gibb er eahm s Büachl in d Hond: Geschichten und Schwänke von Till Eulenspiegel.

„Bedonk mih schön, bedonk mih! Wiar scha recht ochting gebn, wir's scha fleißi wieda zrugg bringa. Buss d Hond!"

Noch a Weil bringg da Hiasl 's Büachl wieda zrugg.

„Na, wie hat es dir gefallen?" frogg da Pforra.

„Recht guat, Howürdn, sa weit recht guat. A rars Büachl. Ih sogs, wan ih nit gwisst hät, dass s Goutes Wort is, ih hät immeramol frei laut auflochn mögn."

Bücher.

Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Gedicht von Angelica von Hörmann. (Dresden. L. Ehlermann.)

Blasiert von dem vielen Neuen und zornig darüber, dass so selten etwas Rechtes kommt, habe ich mir gedacht: Da sind die alten Rittergeschichten auch nicht schlimmer. Denn seit der Knabenzeit, wo sie freilich mit Gier gelesen wurden, bin ich den Rittergeschichten des Mittelalters sehr abhold geworden. Nun nahm ich — mehr aus Trutz, denn aus Neigung, diesen „Oswald von Wolkenstein“ zur Hand und begann zu lesen. Zuerst habe ich mich geschämt, dann habe ich mich gefreut, dann ward ich entzückt, und endlich habe ich mich wieder geschämt. Das erste Schämen, weil ich so geringschätzig eine Art Dichtung abthun wollte, die mit dem Kranz der blauen Blume geschmückt, hochgemuth den Heldensinn, die Liebe und die Treue zu verherrlichen pflegt. Gefreut habe ich mich über die Form. Die Dichtung ist in Versen, die so fein und anmuthig sind, wie heute kaum etwas noch geschrieben wird. Die Ungezwungenheit des Ausdrucks mit künstlerischer Reinheit des Metrums verbunden! Entzückt war ich über die Geschichte selbst, über die Charakterisierung der handelnden Personen und über den tiefen Gehalt. Und endlich das zweite Schämen war wegen des feuchten Auges, bei dem ich alter Bär mich über die Geschicke Oswalds und seiner Margarethe ertappt hatte. Von allen Schönheiten des Büchleins die bedeutendste, ein Stück von classischer Vollendung, ist die hochdramatische Scene zwischen Oswald und der Verrätherin Sabina. — Weiter gehe ich nicht. Wollte meine holde Leserin nur neugierig machen, damit sie das Werk kaufe und mir einen großen Genuss zu verdanken habe. Denn ich bin nicht zufrieden, dass diese herrliche Dichtung aus Tirol in mir noch fortwirkt wie sonnige Sonntagsweihe, es sollen auch andere davon haben und gerade meinen treuen Heimgartenlesern gönne ich Schönes vor allen. — Das Buch vom Minnesänger Oswald ist den Manen Robert Hamerlings gewidmet. Hätte es unser Dichter nur noch lesen können! R.

Einsam und arm. Von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ein gutes, unterhaltendes und zugleich ernstes Buch soll ich Ihnen anrathen, liebe Frau? Kaufen Sie sich die neueste Erzählung von Bertha von Suttner, die ja auch Sie, soviel ich weiß, als den Friedensengel verehren. Glauben Sie aber ja nicht, da eine Tendenzschrift in die Hand zu bekommen; das Buch: „Einsam und arm“ ist nach meiner Meinung ein Kunstwerk. Nach dem Eindrucke, den es auf mich gemacht, möchte ich es zu den allerglänzendsten Erzählungen rechnen, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Und zu den ergreifendsten. Der Held ist ein gewöhnlicher, unbedeutender Mensch, ein alter kränklicher Mann, der seine kleine Rente in einem Dorfhäuschen genießt und dabei seine eigene Lebensgeschichte aufschreibt. Ein kümmerlicher, ein fast trostloser Stoff — und was hat die Dichterin daraus gemacht! Unsereiner gehört ja auch zum Handwerk, und wenn einer, der da weiß, wie selten und schwierig etwas Gutes geschaffen wird, auch den Collegen weniger streng beurtheilt, als der Zunftkritiker, der selber gar nichts machen kann — so rücksichtslos ist er doch, um offen zu sagen, was ihm an anderen gefällt oder nicht gefällt. Wenn die verehrte Erzählerin ein- oder das anderemal nicht ganz auf der Höhe ihres Könnens war, mein Gott, das passiert ja jedem so, der überhaupt etwas kann: in diesem Werke hat sie wieder gezeigt, dass sie einer Ebner, einer Mariot nicht zurücksteht! Nicht an Ideen und nicht an Kraft. Eine wahrhaft große Weltanschauung, eine scharfe Beobachtungsgabe, ein glänzender Geist und Stil, das sind die durchläufigen Eigenschaften des Buches „Einsam und arm“. Was aber dieses Werk besonders wertvoll macht, entzückend wertvoll, es ist der Schatz von Menschenliebe, der ihm innewohnt. Und diese schöpferische Liebe hat einen ursprünglich ganz banalen Herdenmenschen vertieft und gehoben zu einer hochinteressanten Gestalt, deren Schilderung nicht einen Augenblick trivial oder interesselos ist. Mit diesem Karl Binsenmann, meine liebe Leserin, wollen Sie Bekanntschaft machen, und Sie werden erfahren oder neuerdings davon überzeugt sein, was alles in einem Durchschnittsmenschen steckt, wenn ein Dichter sein Wesen enthüllt. R.

Die künstlerische Persönlichkeit. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Die künstlerische Persönlichkeit ist der des Individuums, des persönlichen Ich entgegengestellt, ist gewissermaßen die allgemein menschliche Persönlichkeit, die Persönlichkeit der Gattung. Aus ihr entspringt das Kunstwerk, zu ihr führt es zurück. Aus diesem Grundgedanken entwickelt der bekannte Ästhetiker in äußerst sinnreicher Weise eine Betrachtung

über das Wesen der wahren Kunst, die sich besonders in der Musik ausführlicher ergeht und den Kunstfreunden einen willkommenen Maßstab bietet. M.

Sammlung aus den Werken Goethes. Herausgegeben von A. v. L. (Wien. R. Lechner. 1897.)

Die vorliegende Blumenlese aus den Werken des großen deutschen Dichters ist in Anlage und Ausstattung ein so originelles, das Andenken Goethes ehrendes Buch, dass wir es für unsere Pflicht halten, die Leser ganz besonders darauf aufmerksam zu machen. Der starke Band enthält für jeden Tag des Jahres ein Blatt, welches einen sinnigen Spruch aus den Werken Goethes an der Stirn trägt, der auch wohl von künstlerischer Hand mit einem passenden Bilde oder einer Zierleiste geschmückt ist. Die eine Seite jedes dieser Blätter ist für etwaige Eintragungen des Eigenthümers freigelassen. Die Auswahl der Sprüche und Citate wurde in sinniger Weise getroffen, und zwar durch Frauenhand, wie wir hier verrathen können, Alice Baronin Liebig hat diese Auswahl besorgt und auch den Gedanken zu der hübschen Anlage des ganzen Buches gegeben. Sie schreibt in den Begleitzeilen: „Gar manches in diesen Blättern wiedergegebene Wort des großen Meisters ließ mich der Lebensfreude volles Maß erkennen, manches andere brachte mir Gleichgewicht der Seele in ernster Stunde. So rang sich bald der Wunsch empor, andern durch diese Auslese aus Goethes herrlichem Gedankenschatze Gleiches zu bieten und jedem Tage des Jahres einen Hauch Goethe'schen Geistes zu sichern". Die Citate sind kurz, aber prägnant, sie erscheinen theils in Vers, theils in Prosa, allen Werken dieses Meisters entnommen, auch den Briefen und den Gesprächen mit Eckermann und zeugen namentlich von der Vertraulichkeit der Dame mit dem gesammten Schriftschatze, welchen uns der Dichter des „Faust" in seinen unsterblichen Werken hinterlassen, nicht minder aber von dem tiefen Verständnis, das diese Verehrerin unseres Dichterfürsten für dessen Geistesschöpfungen entgegenbringt. Die Ausstattung des Werkes ist eine ganz besonders originelle, sowohl in Einband, als auch in Druck und Papier. Der Deckel zeigt uns auf lichtem Grunde in Schwarzdruck die Muse in moderner Gestaltung, eine Leier spielend, welcher Goethes Porträt zur Verzierung dient. Das starke Handpapier, der Roth- und Schwarzdruck in Schwabacher Lettern, alles hat den Charakter besonderer Vornehmheit. Die Zeichnungen, welche jedes dritte oder vierte Blatt schmücken, sind ebenso originell, als fein ausgeführt und künstlerisch bedeutend. So macht dieses Goethebuch der Herausgeberin, wie auch der Verlagshandlung besondere Ehre. Möge es noch viele, die nicht alle Perlen aus den Werken dieses glänzenden Dichtergeistes kennen, mit dem hier gebotenen bekannt und vertraut machen. Schlossar.

Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Marfa Rilke. (Leipzig. P. Friesenhahn.)

Poeta nascitur — das verrathen diese Gedichte, das zeigt die lebendige Seele dieser Poesien. Und darum sprudelt es aus ihnen heraus, so frisch, so zügellos in Fülle der Jugend, darum hat man bei ihnen das Gefühl, durch kräftigende, stählerne Luft zu schreiten, dem goldigen Morgenleuchten entgegen. Eine Fülle, eine Kraft, eine Gesundheit, ein herzlich heiteres Schaffen, ohne Anstrengung und Kopfzerbrechen, das ist des Dichters, und das suggeriert uns. Und man muss, glaube ich, kein allzugroßer Prophet sein, um voraussehen zu können, dass diesem so überschäumenden Dichtertalente einst ein Lorbeer winken wird. Moczan.

Büchereinlauf.

Der Weltuntergang. Eine Phantasie aus dem Jahre 1900 von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Wandernachtigall. Roman von Cl. Rast. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Der Radmeister von Vordernberg. Ein Gewerkschaftsbild aus der ehernen Mark von Arthur Achleitner. (Graz. „Styria". 1897.)

Die Augen der Erinnerung und anderes von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Das neue Gewissen. Erzählung von Adolf Voegtlin. (Leipzig. H. Haessel. 1897.)

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. C. Daberkow.)

Wildfeuer von Friedrich Halm.

Gyges und sein Ring von Friedrich Hebel.

Zu ebener Erde und im ersten Stock von Johann Nestroy.

Biblische Sonette von Wilhelm Onke. (Ilsenburg am Harz. H. Schilling. 1896.)

Jung Unnutz. Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer. (Wien: Karl Konegen. 1897.)

Kampf und Spiele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Erster Band.

Kämpfe und Ziele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Zweiter Band. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Die zehn Gebote. Erzählungen des Kanzelfriedrich von Wilhelm Schäfer. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Aus dem Züricher Verlag von „Sterns literarischem Bulletin der Schweiz":

Walter Wendrichs neue Lieder von Maurien Reinold von Stern.

Heinrich Heines Liebestragödien von Max Kaufmann.

Ethische und philosophische Betrachtungen auf empirischer Grundlage von C. J. Schwab.

Gespenster der Erinnerung von Ottilie Siebenlist.

Auf neuen Bahnen von Wilhelm Arent. (Berlin. August Deubner. 1897.)

Volksdichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz. E. Mareis' Buchhandlung. 1897.)

Blaue Fernen. Neue Reisebilder von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Das Raimund-Theater. Passionsgeschichte einer deutschen Volksbühne von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Verlag der „Neuen Revue" I. Wallnerstraße 9. 1897.)

Die Emigrantenliteratur. Von Georg Brandes. (Leipzig. A. Barsdorf. 1897.)

Politische Schriften im Verlag von J. F. Lehmann, München:

Ein neuer Reichstag — Deutschlands Rettung. Von Dr. Johannes Unold.

Die Weltstellung des Deutschthums. Von Fritz Bley.

Deutsche Weltpolitik. Von Professor Dr. E. Hasse.

Postkarten des „Heimgarten".

J. R., Graz: „Gott segne das ehrsame Handwerk!" heißt es bei dem katholischen Gesellenverein. Das ist schön. Wenn aber die famosen Führer einer gewissen Partei den Gegner auf das äußerste beschimpfen wollen, so nennen sie ihn — einen Schneidergesellen. — Jemand wegen seiner ehrlichen Arbeit lächerlich zu machen, das ist nach unserer Meinung der höchste Grad sittlicher Verkommenheit.

J. W., Hartberg: Das Gedichtchen von Marie Harrer lautet:

Kinder, thut den Vögeln kein Leid!
Noch eine kleine Zeit,
So haben sie Flügel,
Haben sie Lieder wie wir.
Sie sind die Engel der Erde, —
Zwischen jenseits und hier
Botschaft tragend,
Fliegen sie her und hin
Ihr kurzes, sorgenloses Leben lang.
Machet den Vögeln nicht bang,
Quälet sie nie. —
Schließet die Zweige wieder —
Der Vögel himmlischen Brüder,
Die Engel, bitten für sie.

J. R., Graz: Sie bringen uns Folgendes:

Fräulein vom Lande: Sagen Sie mir doch, Herr Baron, was ist denn das eigentlich, ein Stammbaum?" — Baron: Ja, meine Liebe, ein Stammbaum! Das ist ein großer Baum, an dessen Ästen unsere Ahnen hängen!" — Fräulein: Mein Gott — also ein Galgen?!"

Sollten Sie dieses Ding nicht einem alten Witzblatt entnommen haben? Kein Unglück, aber dann hübsch zugestehen!

A. S., Schönwerth: Gedrängte und gefällige Schilderung origineller Sitten und Gebräuche aus dem Erzgebirge willkommen.

Das clericale „**St. Angela-Blatt**" in Wien veröffentlicht unter der Rubrik „Warnungstafel", schwarz eingerandet, die folgende Notiz:

„Rosegger: „**Das ewige Licht.**" Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. Sehr anmuthig, duftig geschrieben, die hineingestreuten, Zweifel enthaltenden Redeweisen werden deshalb umso weniger von flüchtigen Lesern erfasst werden. Sonderbar klingen die Worte aus dem Munde des Priesters (1. B., S. 7): „Unser Zeitalter ist ein kritisches, wir ständen anders da ohne den Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menschlicher sein wollten." Rosegger täuscht und blendet gern, seine gläubigen Anspielungen klingen fast wie Hohn. (!!) Und doch, welch ein Liebling des Volkes und auch der höheren Stände ist er geworden, so dass selbst in katholischen Blättern fast in empfehlenden Worten auf ihn hingewiesen wird."

Einigen Trost gewährt uns der erste April, an welchem obige Notiz erschienen ist.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

9. Heft. Juni 1897. 21. Jahrg.

Als wir den Albert besuchten.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Es waren uns drei Burschen und drei Dirnlein, und so stiegen wir scherzend hinan gegen das Almhaus auf dem Zerbeck. Einer der Burschen war Student, der demnächst die Priesterweihe empfangen sollte. Ein katholischer Priester — also war eines der Dirnlein ohne Herzensgespan. Diese Einsame hieß Agatha, und gerade sie war die feinste und die unbefangenste. Sie hatte weite, weiße Hemdärmeln, aber ihre Zähnlein schimmerten schier noch lichter. Sie hatte ein rosenrothes Seidentuch breit über den welligen Busen gezogen, aber ihre runden Wänglein blühten fast noch frischer. Sie hatte ein vergissmeinnichtblaues Schürzlein umgebunden, aber ihre lachenden Äuglein blauten noch tiefer. Dem einen jungen Bauerntölpel wurde ganz rauschig zumuth, wenn er mit der Agatha unterwegs fingerhäkelte oder den Arm um ihren Nacken legte. Die anderen Dirnlein sahen es nicht gern, wenn wir mit unseren plumpen Armen der Agatha schönes Seidentuch zerknitterten. Wir maßten uns auch weiter kein Recht an auf die kleine Frische, sie gehörte so halb und halb dem Wirtssohne im Almhause oben und wir mussten unser Glück schon

anderwärts versuchen. Mir war nicht viel drum, ich dachte lieber an den schlanken Albert. So oft ich früher diesen Burschen mit dem falben Schnurrbärtlein und den zarten Bartflocken unter den Ohren gesehen, hatte ich an den jungen Kaiser Franz Josef denken müssen, mit dem er nachher den Feldzug nach Italien mitgemacht. Am letzten Abend vor seinem Abmarsch ins Welschland war der Albert dabei betreten worden, wie er sein Schnurrbärtlein der Agathe an die Lippen rieb und wie sie mit den weißen Zähnlein ihn keck am Barte festhielt. Gern wäre damals der junge Soldat an dem feurigen Dirndel hängen geblieben, aber der alte Radetzky glaubte, ohne den Albert die Welschen nicht bändigen zu können, und so musste er fort. Seither hatten die anderen Burschen gelegentlich zwar mit der frischen Agatha mancherlei Kurzweil getrieben, doch aber die engeren Rechte des Kaiserjägers nicht geschmälert. Wir hatten — auf das in den Bart beißen anspielend — sie hernach viel damit geneckt, dass sie damals mit dem Salat allein zufrieden sein musste; im übrigen einem Soldaten den Schatz abwendig zu machen, während er im Felde stand, war bei den Burschen in Alpel nicht der Brauch.

Die Heimkehr nach dem Feldzug war eine traurige gewesen. In Welschland drin hatten die Österreicher das Feld des Ruhmes nicht gefunden, wohl aber war die Abtheilung des Albert in die Sümpfe des Mincio versprengt worden, wo der verwundete Alpensohn sechsundzwanzig Stunden lang hilflos im Moraste stecken blieb. Auf einem Karren, mit dem später der Grillbauer zur Eisenbahn Bretter geführt, hatte er den Burschen heimgebracht. Er war wie ein Todtengerippe, um das eine gelbliche Haut gespannt ist, und sein erstes Wort, als er den Jugendgenossen daheim die kalte Hand hinhielt, war: „O Freunde, uns ist recht geschehen!"

Und der arme Bursch war so ganz und gar unschuldig an den abscheulichen Welthändeln, an denen sich im Namen der Nation die Nationen verbluten. . . .

Die Agatha habe ich damals nicht dürfen anschauen, es war zum Weinen. Sie hat's nicht wollen scheinen lassen, ist überlaut lustig gewesen wie sonst, aber dabei völlig abgewelkt. Ein paarmal hatte sie ihn besucht im Almhause, da hatte ihr aber seine Mutter zu verstehen gegeben, dass man die Suppe nicht vor dem Tischgebete isst. Von dem Dirndl war es zwar so nicht gemeint gewesen, aber verstanden hatte sie es doch. Seine Mutter hatte ja tröstend beigesetzt: Bis der Albert wieder gesund sein werde, sollten sie halt in Gottesnamen Ernst machen.

Und im Herbst, als kein Windrauschen und kein Vogelsang mehr war, als der stille wolkenlose Himmel leuchtete über den blauenden Felsen nnd gilbenden Wäldern, da hörte man, der Albert sei auf den Beinen und seine Wangen würden stellenweise schon wieder blühend. Er sitze häufig

vor dem Haus im Sonnenschein, blicke in das Thal hinab und verlange nach Jugendgenossen.

Daher hatten wir gute Kameraden uns an diesem Sonntagsnachmittag zusammengethan und gesagt: Jetzt gehen wir den Albert heimsuchen. Der Student, der Bornfranzel und ich. Der Student war ein halb demüthig, halb verschmitzt auslugendes Bürschlein. Der Franzel war ein stämmiger Bengel mit hervorstehenden Augen und Backenknochen, ein herlebiges Blut. Ich war ein dummer Junge. Die drei Dirnlein brauchten zu diesem Gange nicht erst besonders gebeten zu werden. Das eine dieser Dirnlein ist schon beschrieben, das andere wartete, beschrieben zu werden, und das dritte ist unbeschreiblich. Die Hane, die sich an mich machte, wollte nämlich manchmal ein wenig angedichtet sein. Und ich habe dazumal manch eine angedichtet, solange sie in irgend einer Ferne war; kam sie in die Nähe, so vergieng mir alles Dichten und ich sann auf Flucht. — Die Hilda, die der Bornfranzel mit Aufmerksamkeiten überhäufte, das war die Unbeschreibliche. Sie verbarg, wenn etwas Anzügliches gesagt wurde, ihr Gesicht in den Ellbogen, oder verhüllte es mit der Schürze. Sie schämte sich immer, gieng stets einige Schritte hinter oder vor uns, aber doch immer so nahe, dass sie alles hören konnte. Dem jungen Theologen, der gar sittsam war, gefiel es sehr gut, wenn die Hilda ihr Schürzlein schämig zum Gesichte hob, auch er mischte sich nicht in die Unterhaltung, die nur dem Übermuthe halbwüchsiger und sehr weltlich gesinnter Burschen angemessen war. Es mochte damals nicht ganz die übermüthige Lustigkeit gewesen sein, in der wir sonst manchmal zum Almwirtshause hinaufgestiegen waren. Es lag so eine verdächtige Gewitterschwüle über der kleinen Gesellschaft, die heute miteinander mehr flüsterte als schrie und jauchzte. Wenn ein Verständiger unsere Pulsschläge untersucht hätte: Der meine gieng langweilig, bei den anderen dürfte es bisweilen ein bedenkliches Zucken und Hüpfen gegeben haben. Bei einem der Genossen zeigte es sich fast sicher, dass er Fiebervorstellungen hatte und an anderes dachte, als an Waldwipfel und Berggipfel, oder als an den Albert, der krank gewesen war und nun anhub, gesund zu werden.

So kamen wir zum Almhause auf dem Bergpass des Zerbeck, wo man in zwei Thäler hinabsieht. Aus dem einen hallte das taktmäßige Geknatter der landesüblichen Herbstpeitschen herauf, aus dem anderen wehte fernes Glockengeläute. Wir setzten uns vor dem Wirtshause an den Tisch, der unter einem Hollerstrauche stand. Über unseren Häuptern hiengen die rothen Trauben.

„He, Wirtin! Almwirtin!"

Auf diesen Ruf kam eine alte Magd aus dem Hause getorkelt: „Was wollts denn? Die Wirtin ist heut' hinab nach Fischbach gegangen."

„Wo ist denn der Albert?"

„Der Albert“, antwortete die Magd zögernd, „— der ist auch fort.“

„Gut ist's!“ rief der Bornfranzel, „wenn der schon fortgehen kann, nachher ist's gut, und auf das hin, Regerl, bringst mir jetzt eine Halbe Wein!“

„Und mir ein Seidel!“ setzte ich bei, denn bei mir bestand nicht die Absicht, ein Dirndel mittrinken zu lassen, außer es wäre die Agatha gewesen, die der erklärte Schatz des Albert war.

Aber die Agatha bestellte ein Krügel Milch; der Studiosus bestellte nichts, weil ihm die Wirtinnen auch so was vorzusetzen pflegten. Die Magd brachte uns das Verlangte. Die Hane, die sich vorher an mich geschlossen hatte, stützte jetzt ihren rundlichen Ellbogen auf die Achsel des Studenten, guckte ihm mit vorgeneigtem Haupt schelmisch ins Gesicht und sagte überlaut: „Eine filzige Gesellschaft, das! Uns zweien lassen sie gar nichts auftischen. Jetzt bestellen wir uns zusammen eine Maß Glühwein, magst?“

Der Theologe lächelte bloß verbindlich, denn er hielt die Aufforderung für einen Spass. Da hieb ihm der Bornfranzel die Hand aufs Knie und sagte: „Bist ein Narr, Matthias!“

Der Student schaute mit einem wehmüthigen Lächeln drein. Narr wäre er just keiner, aber — blöde ist er. Anschicken kann er sich's nicht. Der Glühwein hätte ihm vielleicht geholfen, doch die Magd erklärte, einen Glühwein könne sie nicht machen, und das wäre kein Tag zum Glühweintrinken.

Jetzt war aber die Sitzbank zu kurz, und weil die Hilda Gefahr lief, stehen bleiben zu müssen, so zog der Franzel sie nieder auf seine Knie. Das Dirndel mochte bedenken, dass eine zwar nicht stehen, doch aber gern sitzen bleibt, wenn sie sich vorzeitig einem Burschen aufs Knie setzt, sie entwand sich also dem Arme des Bornfranzels, schmiegte sich hinter die Bank hinüber und verhüllte ihr Rundgesichtlein mit der Schürze. Einer von uns schlug ein Schelmenliedel an, die anderen stimmten bei. Die alte Magd stellte einen Korb mit Brot auf den Tisch und sagte: „Thuts lieber beten, als wie so singen! Hörts nit läuten?“

„Hi, wegen dem da!“ lachte der Franzel, „am Sonntag läuten sie den ganzen Tag!“ und er brachte neuerdings seine vierzeiligen „Herzjucker“ vor. Die Agatha und die Hane kicherten neckisch, die Hilda that mit dem Ellbogen einen Stoß in die Luft und wendete sich unwillig ab. Das verdross den Franzel, er blinzelte nach der Hane herüber, die mir mein locker gewordenes Halstuch festband. Dieses Mädel war ohne Weinbegaftung mit mir zuthunlicher, als das seine mit und trotz derselben, er stieß daher mit meinem Glase an und sprach: „Kamerad, weißt, was ich möcht'? Ich möcht' mit dir Dirndel tauschen.“

„Es gilt, Franzel!“ rief ich und hob mein Glas, denn sofort überblickte ich den gegenseitigen Vortheil. Meine Hane war ankletterisch, das gefiel ihm. Seine Hilda war spröde, das gefiel mir. Aber es trat das Unerwartete ein. Die Hilda sagte gelassen: „Der ist mir auch lieber“ und setzte sich rasch an meine rechte Seite. Und die Hane sagte: „Wer aufs Dirndeltauschen ausgeht, den mag ich nicht“, und blieb an meiner linken Seite sitzen. Ich wollte gar keine haben und hatte nun zwei. Da ward ich hochmüthig und spitzte nach beiden Seiten meine Ellbogen aus. Der Bornfranzel, der Student, sie waren ja viel netter als ich, sie wären dankbar gewesen für eine Gunst, die mir zur Zeit noch ziemlich gleichgiltig gewesen. Es gibt eben Zeiten im Leben der Dirnlein, wo sie lieber neben einem Knaben sitzen, als neben einem Burschen.

Es gieng gegen den Abend, und über die Bergrücken krochen die Herbstnebel heran. Die zwei Dirnlein drängten zum Heimweg, die Agatha jedoch war der Meinung, man müsse den Albert erwarten; sei er in den Wald gegangen, so müsse er doch bald zurückkehren. Der Franzel meinte dasselbe. Die alte Magd wurde befragt, wohin er denn gegangen sei, der eben erst Genesene; sie gab zur Antwort, die Wirtin könne nicht mehr lange ausbleiben. Als es schon zu dunkeln begann, machten sich die Dirnlein im Hof beim Vieh zu schaffen; die Hilda streichelte den Kettenhund, huschte dann gegen ein Hinterpförtlein des Hauses, wo sie verschwand.

Der Bornfranzel fand, dass einem bei dem langen Sitzen die Glieder steif würden, er stand also auch auf, spreitete die Füße und schlenkerte die Arme aus. Dann stand er noch so ein wenig herum am Hollerbaum, an der Hausecke, und ich flüsterte dem Studenten zu: „Pass einmal auf, er steht nicht mehr lange herum, er wird bald verschwunden sein.“

„Wenn das Weintrauben wären!“ sagte der Student, und wir betrachteten scheinbar sehr angelegentlich die rothen Hollerbeeren, dieweilen wir insgeheim den Franzel beobachteten, der sich sachte an das Hinterpförtchen des Hauses stahl und hineinhuschte.

Natürlich meinte der Student sogleich, man müsse sehen, dass der Franzel drin in der Dunkelheit nicht irgendwo hinabfalle, weshalb er ein Streichholz in Brand steckte und zum besagten Pförtlein hineinleuchten wollte. Da kam der Franzel schon heraus. Ganz verstört torkelte er über die Schwelle, warf noch einen Blick hinter sich und fuhr mit der Faust über sein Gesicht. Dann blieb er vor uns stehen, that einen tiefen Athemzug und murmelte: „Jetzt bin ich aber erschrocken.“

Wir zwei anderen schmunzelten uns zu. Dem kecken Burschen war wahrscheinlich was Unliebsames widerfahren.

„Jetzt weiß ich's“, rief der Franzel dann mit einem hohlen Lachen. „Jetzt weiß ich's schon, wo der Albert ist. — Da drinnen, da in der Kammer. Mausetodt.“

So etwas läſst man sich nicht gesagt sein, man muſs es allemal selber sehen. Wir giengen hinein. Er lag auf einem langen Brette aufgebahrt, zu Häupten zwei Lichter und ein Sprengwassergefäß. Über den schlanken Leib war ein Leintuch gehüllt, auf dem wachsfahlen Gesichte saßen Fliegen. —

Am Morgen, als die Almwirtin ihm die Milchsuppe zum Bett gebracht, war er gelegen, und, mit dem Gesichte an die Wand gekehrt, nicht mehr zu wecken gewesen. Der Wirt war auf einem Holzhandel aus, so hatte ihm die Mutter das Todtenbett gemacht, hatte dann ihr Sonntagsgewand angezogen und war hinabgegangen nach Fischbach.

Jetzt, was haben wir aber mit der Agatha angefangen? Wir standen unter dem Hollerbaum und hielten Rath. Sie wollte ihm entgegengehen auf dem Waldweg, da sagte der Student, der Albert sei zu Hause, er schlafe schon, sagte es aber so ungeschickt, daſs das Mädel ihm zuerst starr ins Gesicht blickte und dann einen Schrei that. — Sie ist in derselbigen Nacht im Almhause geblieben, bei ihm; nun hat niemand mehr etwas dagegen eingewendet.

Wir anderen sind thalwärts gegangen durch den Wald, wo es oft so finster war, daſs der Student mit seinen Streichhölzern leuchten muſste. Kein anzügliches Wort ist gefallen, kein übermüthiges Schnaderhüpfel ist gesungen worden. Der Bornfranzel führte die Hilda am Arm, daſs sie nicht stolpere, der Student die Hane. Vielleicht sind sie kalt und gelassen nebeneinander hergegangen, vielleicht haben sie sich enge und innig aneinandergeschmiegt, ich kann das nicht wissen.

Ich bin allein hinterher gegangen und habe mir gedacht, wie es bisweilen wohl geschehen kann, daſs ein Todter die Lebendigen den rechten Pfad weist, entweder den der Sitte, oder den der Liebe.

Das Lied.

Kein Adler mag sich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Lust am Leben
Im Liede aufwärts gellt.

So tief legt sich der Müde
Zur letzten kühlen Rast,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh' gebettet hast.

R.

Der Weißmantel.

Eine Erzählung von **Adalbert Stifter.**[1])

In unserem Vaterlande steht ein Schloss, wie man in manchen Gegenden sehr viele findet, das mit einem breiten Wassergraben umgeben ist, so zwar, dass es eigentlich aussieht, als stünde es auf der Insel eines Teiches. Von solchen Vertheidigungsmitteln sind gewöhnlich diejenigen Schlösser umgeben, die auf Flächen liegen, also das Vertheidigungsmittel des Wassers haben, aber dafür desjenigen entbehren, das ihre stolzen Schwestern auf hohen Bergen und schroffen Felsen besitzen. Sie müssen die geringere Sicherheit, die ein Wassergraben gibt, noch mit feuchter Luft, mit Fröschequaken und Fliegenungeziefer erkaufen, während ihre erhabenen Schwestern zu dem größeren Schutz der hohen Felsen noch die reine Luft und die Aussicht als Zugabe erhalten. Dafür können die ersten sich gegen Winterstürme in ein ganzes Bett von Bäumen verhüllen, während die letzten dem Anfalle der Winde so hingegeben sind, wie ein Kiesel im Flusse dem ewigen Glätten durch Wasser. Seit aber unsere Mitmenschen nach und nach den Harnisch abgelegt haben, seit das Pulver erfunden worden ist, gegen welches ein Wassergraben und ein hoher Fels nichts nützt, ziehen sich die Mächtigeren von den Bergen und aus den Teichen heraus, und lassen die Trümmer wie ein abgelegtes zerrissenes Kleid auf ihrem früheren Platze stehen. Wer aber nicht so mächtig und reich ist, der muss sein früheres Haus bewohnen und sich gegen die schlechten Einflüsse so gut als möglich zu sichern suchen. So sieht man noch manches bewohnte Schloss in seinem Teiche wie einen Fehler der Zeitrechnung stehen, und manches mit verwahrten Fenstern und Fensterläden von einem Felsen hernieder schauen. In dem einen versumpft das Wasser immer mehr, in dem anderen wird die Wetterseite preisgegeben und die Zimmer ziehen sich tiefer zurück.

Unser zu Anfang dieser Zeilen erwähntes Wasserschloss heißt Ax. Es ist von den Besitzern in neuerer Zeit etwas gethan worden, um die Lage zu erleichtern. Es ist statt der früheren Bogenbrücke, die immer

---

[1]) Diese Erzählung findet sich unter dem Titel „Bergmilch“ in Stifters „Bunten Steinen“. Wir wollen nicht müde werden, auf den genialen und reinen Dichter hinzuweisen und ihn unseren Lesern in Erinnerung zu bringen. Die Red.

ausgebessert werden musste, und die an dem Schlossthore gar in eine Zugbrücke endete, an welcher es stets Anstände gab, ein großer fester Steindamm gebaut worden, auf dem eine mit runden Kieseln gepflasterte und mit Mauern eingefasste Straße läuft, auf welcher man in geräumigen Wägen oder zu Pferde lustig in gerader Richtung von dem Schlosse weg sprengen kann, während es früher noth that, dass man sogar mit einem Schubkarren sehr sachte fuhr, dass Zug- und Bogenbrücke nicht beschädigt würde. Der Großvater des letzten Besitzers hat sogar mit vielen tausenden von Fuhren mit Steinen und Erde aus seinem Antheile im Urwalde den Teich hinter dem Hause ausfüllen lassen, hat Erde aufgeführt, hat Bäume gepflanzt, und hat so den Garten seiner Wohnung unmittelbar an das Gebäude angestoßen. Er hat dadurch der Festigkeit des Schlosses, wenn es einer bedürfen sollte, nichts genommen; denn der Garten ist mit einer sehr hohen, sehr alten, sehr dicken und aus Steinen gebauten Mauer umgeben, die ein Gitterthor aus starkem Eisen hat, das auf das Feld hinaus führt.

Der Nachfolger hatte nichts gethan, und der letzte Besitzer, der ein Junggeselle geblieben ist, und gar keine Verwandten hatte, so dass er nicht einmal wusste, wem er sein Gut vermachen sollte, hat gar keine Neigung verspürt, das Erbe seiner Ahnen irgendwie zu verändern. Und so stand das Gebäude noch da, wie es zu Großvaters Zeiten gewesen ist, es hatte vor den Fenstern noch das Wasser aus den Ritterzeiten und aus dem Bauernkriege, und athmete noch die Sumpfluft, und erlitt noch das Froschgequake und das Mückenstechen, wie es die Ritter und Bauern gelitten haben, die hier gehaust und gekämpft hatten.

Das Schloss hatte allerlei Rundungen, Brustwehren, dicke Mauern, kleine Schießlöcher und Dinge, die wir heute nicht mehr begreifen, die aber ein solches Gebäude einst sehr fest machten, und heute in den Augen junger Leute ihm ein sehr geheimnisvolles und merkwürdiges Ansehen geben, besonders, wenn noch eine Armschiene oder ein Helm in irgend einem Winkel des Hauses gefunden wird. Was aber unserem Schlosse ein besonders auffallendes Ansehen gibt, ist ein runder, sehr dicker und sehr hoher Thurm, der gar kein Fenster und also im Innern nur finstere Räume hat, der statt eines Daches mit Steinen gepflastert ist, die das Regenwasser in einer Rinne an einer Stelle ablaufen lassen, und die mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer als Brustwehre umgeben sind. Der Thurm hat wahrscheinlich, weil das Schloss in der Ebene liegt, als Warte, als Lug ins Land und bei Belagerungen als Vertheidigungsmittel gedient. Jetzt sind in seinen inneren Räumen, die wegen der Dicke der Steinmauern sehr kühl sind, alle Gattungen von Grünwaren, Gemüsen, Kartoffeln, Rüben, selbst Wein und Bier aufbewahrt, denen man an kühlen Tagen Luft durch geöffnete Zuglöcher zulassen kann. Die Höhe

des Thurmes dient jetzt bloß mehr zur Aussicht, welche aber leider nur in eine große fruchtbare Ebene geht.

Der letzte Besitzer hat, wie wir sagten, nie geheiratet. Er war der einzige Sohn seines Vaters, von der Mutter etwas verzogen und von der Natur widersprechend ausgestattet. Während er nämlich ein wunderschönes Angesicht und einen sehr wohlgebildeten Kopf hatte, war der übrige Körper zu klein geblieben, als gehörte er jemand anderem an. Er hieß im Hause seines Vaters der Kleine, obwohl es einen größeren nicht gab, da er der einzige war. Er fuhr auch fort, der Kleine zu heißen, da er schon dreißig Jahre alt war, und man nicht mehr daran denken konnte, dass er noch wachse. Er hieß auch auf der lateinischen Schule und auf der Universität der Kleine. Mit diesem Widerspruche der Körpertheile war noch einer der Geistesvermögen verbunden. Er hatte ein so reines Herz, im Alter fast noch knabenhaft rein, dass er die Liebe und Verehrung der Edelsten erworben hätte, er hatte einen klaren sicheren Verstand, der mit Schärfe das Richtige traf, und den Tüchtigsten Achtung eingeflößt hätte: aber er hatte auch eine so bewegliche, lebhafte und über seine anderen Geisteskräfte hinausragende Einbildungskraft, dass sie immer die Äußerungen seiner anderen Geistesthätigkeiten zu Schanden machten, und sich in struppigen, wirren und zackigen Dingen Luft machte. Wäre sie bildend gewesen, so wäre er ein Künstler geworden; aber sie blieb nur abschweifend, zerbrochen und herumspringend, so dass er Dinge sagte, die niemand verstand, dass er witzig war, dass er lächerlich wurde und vor lauter Plänen zu keinem rechten Thun kam. Daraus folgte, dass in seinem Leben nur Anfänge ohne Fortsetzuug und Fortsetzungen ohne Anfänge waren.

Er wurde einmal, da sein Vater und seine Mutter schon todt waren, der Gegenstand großer Zuneigung eines Mädchens. Er liebte das Mädchen so sehr, dass kein Wesen auf der Erde war, dem er eine gleiche oder nur annähernde Neigung hätte schenken können. Es schienen also alle Bedingungen zu einer glücklichen Vereinigung vorhanden zu sein. Aber einmal machte er sich in Gesellschaft vieler Menschen durch seine Reden und Wortsprünge so lächerlich, dass das Mädchen mit Glut und Scham übergossen da saß. Er schrieb des anderen Tages an seine Braut, dass er ihrer unwürdig wäre, und dass er sie nicht unglücklich machen könne. Alle Zuredungen seiner Freunde waren umsonst, das Mädchen bereute bitter seine Empfindung und beweinte den Tag: aber es war vergebens, und die Verbindung blieb getrennt.

So kam er nicht dazu, seine Gaben, besonders sein Herz zu verwerten, und lebte vereinzelt dem Alter entgegen.

Da er einmal entschlossen war, sich nicht mehr zu verehelichen, machte er es sich zur Hauptaufgabe, sich seinen künftigen Erben zu suchen. Das Gut, das außer dem Schlosse in liegenden Gründen, besonders

Wäldern bestand, und die landesüblichen Bezüge hatte, war einst ein landesfürstliches Lehen gewesen, war aber infolge großer Verdienste eines Ahnherrn mit Abfindung entfernter Anwärter in wirkliches Eigenthum übergegangen. Der Schlossherr, wie sie ihn in der ganzen Gegend nannten, konnte also mittelst Testament über das Gut verfügen. Er wollte aber der gesetzlichen Erbfolge zugethan bleiben, wollte dem, der ihm, wenn er ohne Testament stürbe, gesetzlich folgen würde, auch testamentarisch seine Nachlassenschaft zuwenden, nur wollte er den Erben vorher kennen lernen, ob er der Erbschaft auch würdig wäre.

Er schlug also das Ahnenbuch auf. Abkömmlinge von ihm waren natürlich nicht da. Also zu Geschwistern. Die waren ebenfalls nicht da. Also zu den Vorfahren. Vater und Mutter waren todt, beide hatten keine Geschwister. Also zu den Großeltern. Der einzige Großvater väterlicherseits hatte einen einzigen Bruder, dessen nachkommende Linie aber erloschen war. Also zu den Urgroßeltern. Alle von ihnen abwärtsgehenden Linien, die er in dem Buche verzeichnet fand, und in den Ländern erforschte, reichten nicht in die Gegenwart. Ihr Erlöschen war ämtlich belegt. Er gieng eine Stufe höher, die Sache war immer schwieriger. Aber alle Linien, die von allen Stufen, sie mögen wie hoch immer sein, hinabliefen, rissen ab, ihr Abriss war beurkundet, und er kam endlich dort an, wo nichts mehr zu wissen ist, und wo keine Abstammung mehr erhellt und erweislich ist. Nachdem er so viele Reisen gemacht, nachdem er einen Theil seines Lebens damit zugebracht, nachdem er sogar in den Zeitungen einen Aufruf hatte ergehen lassen, wer mit ihm verwandt sei, möge sich melden und nachdem manche gekommen waren, aber keinen Beweis hatten beibringen können, gelangte er zu der traurigen Entdeckung, dass er ganz und gar keinen Erben besitze.

Er wollte daher wenigstens für den Fall sorgen, wenn er schnell und unversehens von der Erde genommen würde, und setzte aus Vaterlandsliebe den Kaiser zum Erben ein. Er that das Testament in die Lade seines Schreibtisches.

Wenn er es auch aufgegeben hatte, sein Herz noch an eine Frau zu hängen, so war dies nicht auch mit Freunden der Fall. Er hatte solche immer gehabt und da er alt wurde, bekam er derselben noch mehr. Ja sogar die Frauen wurden ihm wieder zugethaner, freilich nicht in dem Sinne, dass sie ihn hätten ehelichen wollen; denn da er älter wurde, stachen seine Wunderlichkeiten, obwohl sie noch größer geworden waren, nicht mehr so hervor, ja sie wurden, da sie von Witz und Einbildungskraft unterstützt wurden, zur Lebhaftigkeit, die einen alten Mann ganz besonders zierte. und er wurde überall liebenswürdig geheißen. Auch seine körperliche Nichtstimmung verschwand, da man Schönheit und Übereinstimmung bei einem Alten nicht suchte.

Unter seinen Freunden war der erste und geliebteste sein eigener Verwalter. Schon in früher Jugend — und er ist sehr früh zum Besitze seines Vermögens gelangt — sah er ein, dass er durch seine Einbildungskraft sich zu Versuchen, steten Abänderungen, ja zu Vernachlässigungen seines Anwesens hinreißen lassen, die namentlich im Landbaue stets von schlechten Folgen begleitet sind. Daher sah er sich nach einem jungen Manne um, der ihm sein Vermögen verwalten könnte, und weil er mit seinem Verstande sehr gut die Eigenschaften anderer Menschen abzuschätzen wusste, so gelang es ihm auch, einen sehr tüchtigen zu finden. Er erwarb ihn als Vorstand seiner Güter mit einem sehr anständigen Gehalte und mit der Bedingung, dass er sich von niemandem etwas einreden lasse, am allerwenigsten von ihm selber. Der Vertrag wurde unterzeichnet, und die Männer fuhren recht gut mit einander. Der Verwalter verstand seine Sachen vortrefflich, machte das Gut nach und nach immer besser, verliebte sich in dasselbe, betrachtete es und behandelte es zuletzt wie sein eigenes, und gewöhnte sich zu seinem Herrn zu sagen, er solle sich nicht in fremde Sachen mischen; nur dass sie Geld und Geldsachen in einer eigenen Truhe behandelten, zu der jeder einen Schlüssel hatte, dass sie das Geld wie das eines Dritten ansahen und sich ihre Bezüge davon auszahlten. Der Verwalter hatte auch seine Wunderlichkeiten, und gieng namentlich in die Bücher und politischen Ansichten seines Herrn ein, so dass sie sich liebten, dass der Schlossherr immer auf seinem Schlosse blieb, und dass der Verwalter keine bessere Stelle verlangte. Beide schienen dasselbe Los des nicht verehelichten Lebens gezogen zu haben.

Aber wie die Schicksale der Menschen wandelbar sind, der Verwalter gerieth noch in seinen vorgerückteren Jahren in die Fallstricke eines Mädchens, und heiratete es.

Nun kam ein ganz seltsames Verhältnis über den Schlossherrn. So wie der Verwalter sich als Eigenthümer des Gutes betrachtete, und selbes so behandelte, so betrachtete sich der Schlossherr als verheiratet. Wenn sein Verwalter immer auf den Feldern, Wiesen, in den Wäldern war, und sagte: mein Hafer, meine Bäume, mein Holz, mein neugekauftes Feld; so war der andere immer in dem Schlosse und sagte: unser Kasten, unsere Aussicht, unseren neuen Geräthe, unsere Kinder.

So wie der Verwalter und der Schlossherr früher immer an demselben Tische gespeist hatten, so blieb es auch jetzt, und der Schlossherr speiste mit der Familie des Verwalters. Da einmal Kinder kamen, da zeigte es sich recht, wie sehr der Schlossherr zu dem Familienleben geeignet gewesen wäre; denn er war ein Kinderfreund, und die Kinder merkten das sehr bald, und es kam die Thatsache zum Vorscheine, dass alle viere zu dem Schlossherrn „du“ sagten, es war ihnen mit aller Strenge

nicht abzugewöhnen, er war froh darüber, und wäre betrübt geworden, wenn es ihnen abzugewöhnen gewesen wäre. Die Schlossbewohner wohnten alle in demselben Flügel, und wenn ein Fremder gekommen wäre, der die Verhältnisse nicht gekannt hätte, so würde er geglaubt haben, der Schlossherr sei ein alter Verwandter, der unter seinen Angehörigen seine letzten Tage verbringe.

Das erste Kind, welches dem Verwalter geboren wurde, war ein Mädchen. Es bekam den Namen Ludmilla. Der Schlossherr wollte es nicht so nennen, er nannte es nur immer abgekürzt Lulu.

Das zweite Kind war ein Knabe, Alfred, das dritte ein Mädchen, Klara, und das vierte ein Knabe, Julius.

Damit war die Reihe abgeschlossen, es erschienen keine mehr.

Lulu wuchs heran. Sie bekam die verständigen, ruhigen, braunen Augen ihres Vaters und den lieblichen Mund der Mutter. Und wie sie, waren alle Kinder das eine oder andere Gemisch ihrer Eltern.

Sie begannen heranzuwachsen, der Schlossherr führte sie aller Orten herum, hatte seinen Stolz über sie, nahm stets immer ihre Partei gegen die Eltern, und hätte sie, wären nicht andere treffliche Eigenschaften und Umstände ins Mittel getreten, vollständig verzogen.

Einer dieser Umstände war die Mutter selbst. Sie war eine gelassene vernünftige Hausfrau mit einem wohlwollenden Herzen. Sie waltete in Reinlichkeit, Ordnung und Sittsamkeit im Hause, und diese Eigenschaften verstand sie in einem gewissen Grade auch ihrem Gesinde einzupflanzen, und daher auch den Kindern. Sie zankte nie, war aber unermüdlich, dieselbe Sache so oft zu befehlen und thun zu lassen, bis sie dem damit Beauftragten zur Geläufigkeit und Gewohnheit war. Durch die Gleichheit und Heiterkeit ihres Wesens kam Gleichheit und Heiterkeit in die Kinder, durch Abwesenheit jedes Harten, Unziemlichen waren sie fein und anständig, und besonders war es die Scham, etwas Unrechtes zu thun, was ihnen ein Beistand war, und das Erröthen war eine harte Strafe, weil die Mutter selbst mit großem Ernste allem aus dem Wege gieng, was sich nicht schickte.

Ein zweiter Umstand war der Vater. Die größte Rechtlichkeit und Biederkeit in seinem Wesen verfehlte nicht, auf die Kinder, selbst da sie noch sehr klein waren, einen großen Eindruck zu machen. Er war ihnen das Bild der Vollkommenheit und des Wissens, und als ihnen von dem Vater im Himmel erzählt wurde, dachten sie sich denselben so wie ihren Vater auf Erden, nur älter. Sie hatten vor dem freundlichen Vater, der nie einen Verweis, sondern höchstens einen Rath gab, mehr Furcht und Scheu, als vor der oft rügenden und ermahnenden Mutter.

Der dritte Umstand war der Lehrer der Kinder. So wie der Schlossherr sich mit Umsicht einen Verwalter ausgesucht hatte, so suchte

sich der Verwalter mit Umsicht einen Lehrer aus. Er brachte einen Mann in das Haus, der in den Jahren schon etwas vorgerückt, ruhig und ernst war, und von dem der Verwalter wusste, dass er die Kinder bald sehr lieben würde. Er hatte einen kleinen Gehalt von seiner früheren Erziehung her, von dem er, da er unverehelicht war, hätte leben können; aber das Erziehen war ihm so zur Natur geworden, dass es ihm eine große Freude gewährte, dass ihm der Verwalter den Antrag machte, und dass er die Last wie ein Geschenk hinnahm.

Der Mann stimmte zu den beiden anderen Männern in Gutem und Thörichtem so, dass die Leute halb im Ernste, halb im Scherze sagten: „Nun, der hat ihnen noch gefehlt."

Er sagte nach kurzer Zeit gleichfalls wie die zwei anderen Männer: „Mein Hauswesen, meine Kinder."

Die Kinder liebten ihn sehr, aber sie neckten ihn nie, was sie mit dem Schlossherrn öfter thaten. In verschiedenen Abstufungen hatten alle drei Männer etwas Sonderbares, was die Kinder aber nur bei dem Ausgezeichnetsten, bei dem Schlossherrn merkten. Die Mutter allein war die immer klare und einfache.

Als Lulu heranwuchs, als sie sehr schön und lieb zu werden versprach, als sie die großen Augen demüthig niederschlug, die Wimpern darüber hinab zielten, und nicht mehr so oft wie früher sich vorlaut erhoben, als endlich auch noch das Letzte eintrat, nämlich ein oftmaliges heißes Erröthen ohne Grund und Ursache: da schlich der Schlossherr einmal leise auf sein Zimmer, riegelte hinter sich die Thür zu, gieng heimlich zu der Lade seines Schreibtisches, that sie auf, nahm das Testament heraus, in welchem er den Kaiser zum Erben eingesetzt hatte, und durchstrich es ganz und gar. Dann schrieb er emsig ein neues, und setzte Lulus Namen hinein. Er warf den anderen drei Kindern Vermächtnisse aus, die Lulu auszuzahlen hatte, wodurch sie Lulu zwar näher kamen, aber sie doch nicht erreichten. Als er das gethan hatte, gieng er mit einem glänzenden Angesichte in den Garten, als hätte er einen Schabernack verübt, und freue sich auf dessen Bekanntwerden. Um gar kein Aufhebens zu machen, und keine Vermuthungen und kein Gerede zu veranlassen, ließ er keine Zeugen unterfertigen, sondern that unserem Gesetze, das er gut kannte, damit Genüge, dass er am Eingange schrieb: „Mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift."

Dennoch hätte Lulu einmal seine Gunst und wahrscheinlich auch die Erbschaft, von der sie nichts wusste, vom Grunde aus verscherzt, hätte sie ihn nicht ohne ihr Wissen bereits so unterjocht gehabt, dass er sich nicht mehr aus der Sclaverei zu befreien vermochte.

Es waren jene traurigen Tage eingetreten, in denen ein auswärtiger Feind den Boden unseres Vaterlandes betrat, lange und

wiederholt da verweilte, und durch Schlachten ihn verwüstete, bis er durch jene ruhmwürdigen Anstrengungen großer Männer, an denen unser Vaterland einen glänzenden Antheil nahm, aus allen Fluren, wo man die deutsche Sprache spricht, wieder verjagt wurde.

Schon bei dem Beginne der französischen Kriege kamen die drei Männer in die größte Aufregung. Sie waren insgesammt sehr eifrige Vaterlandsfreunde, ließen an den Franzosen nichts Gutes gelten, wünschten sie nur bald geschlagen, aufgerieben, vernichtet und zugrunde gerichtet. Am weitesten gieng hierin der Schlossherr, der in dem Angriffe gegen unser Land geradezu die unverzeihlichste Schandthat erblickte, was sich schon aus seiner Anhänglichkeit an den väterlichen Boden und aus der Thatsache erklären ließ, dass er, ehe ihn sein Herz anders verleitete, für seine Erbschaft keinen würdigeren Erben zu finden gewusst hatte als den Kaiser. Er meinte, die Franzosen seien bloß Räuber und Mörder, man müsse sie ausrotten wie Ungeziefer, und jeden und alle, wo sie sich blicken ließen, erschlagen, wie man einen Wolf erschlage, wenn er durch die Felder in den Hof herein gerannt komme. Nicht einmal in dem Himmel gab er ihnen einen Platz, sondern jeder musste in die Hölle. Ob er mit dem Erschlagen, wenn es dazu gekommen wäre, rechten Ernst gemacht hätte, weiß man nicht, da bisher keine Gelegenheit war, sein Wesen bis zu thätigem Ingrimme empor zu steigern.

Als die Franzosen Fortschritte machten, wurde es noch ärger, die Männer redeten von nichts als Zeitungen, Nachrichten und dergleichen, und führten grausame Worte in dem Munde. Die Kinder wussten von nichts, sie hatten damals nur die Obliegenheit zu wachsen, und waren die einzigen, die von den Ereignissen unberührt blieben.

Die Mutter war in einer schmerzlichen Lage. Sie konnte jene hohe Freude nicht theilen, die die Männer über jeden Vortheil hatten, den die Unserigen errangen, sie fühlte nur die Wunden, die geschlagen wurden, ob sie auch dem Feinde galten, und wenn sie auch wünschte, dass Friede würde, und unsere Fluren von dem Feinde befreit wären, so wünschte sie das nicht durch Erschlagen aller Feinde, sondern nur durch ihr Vertreiben, und sie konnte es nicht verhehlen, dass es ihr sehr widrig sei, dass vernünftige Wesen ihren Streit nicht in Vernunft und nach Gerechtigkeit austragen können, sondern dass sie sich gegenseitig dabei tödten, und sie schalt die Wildheit der drei Männer, welche auch nicht mehr die Thatsachen rechts und links sähen, sondern nur den Feind im Auge hätten, auf den sie blind los rennen wollten.

So waren die Sachen endlich zu jenem Stande gediehen, da unsere Truppen auf unserem Boden geschlagen sich nach Norden zogen, um dort noch tiefere und schmerzlichere Wunden zu empfangen, bis das Maß voll war, bis das Gericht eintrat, und der Übermuth und die

Willkür wieder in ihre Grenzen zurück geworfen, ja dort hart bestraft werden sollte.

Als unsere Truppen sich damals vor dem Sieger zurückzogen, geschah es zum erstenmale, dass auch eine Abtheilung unserer Kriegsmacht und zwar, eine Hauptabtheilung in die Gegend kam, in welcher das Schloss lag. Den ganzen Tag waren Truppen gezogen, Richter, Geschworene, Gemeindemänner hatten zu thun, Vorspann und Wegezeigung musste geleistet werden, und jedes Haus gab, was es vermochte. Die Bewohner der Umgebung hatten herbei gebracht, was sie konnten, und hatten es auf dem Platze des Dorfes aufgehäuft.

Gegen Abend kam eine Abtheilung Russen. Sie schienen nicht mehr weiter gehen, sondern hier Nachtruhe halten zu wollen. Sie schienen aber ihrer Sache nicht sehr gewiss zu sein, und schickten sich an, große Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sie zerstreuten sich nicht, wurden nicht in die Häuser verlegt, und brachen ihre kriegerisch eingetheilten Glieder nicht ab. Von der Umgebung musste Stroh herbeigebracht werden, das an jener Stelle zum Bette diente, an welcher der Schlummernde aufspringen, und sogleich auf seinem Platze stehen konnte. Die Wachenden waren zur Übersicht und Warnung versendet und ausgestellt. Manche Abtheilungen lagen weiter zurück in den Feldern, und alle waren nach gewissen Anordnungen vertheilt. Die Bewohner mussten Lebensmittel, Brennbedarf und andere Dinge herbeischaffen, und an bestimmte Stellen abliefern. Sie durften aber nicht zwischen den Gliedern herumgehen, sich nicht in die kriegerischen Anordnungen eindrängen, und etwa da Unordnung anrichten. Sie hatten Befehl, wenn die Dämmerung eingetreten wäre, ihre Wohnungen nicht mehr zu verlassen.

Dass das alles die größte Aufregung unter den Bewohnern hervorbrachte, lässt sich denken. Sie gaben ihre Beiträge gerne, sie hätten alles gegeben, wenn sie den Sieg auf unsere Seite hätten bringen können; aber sie waren unruhig, was die Nacht, was der kommende Tag bringen könnte. Dass kein einziger an Ruhe dachte, ist begreiflich.

Der Schlossherr hatte seine Vorrathskammer, seine Speicher, seine Küche und seinen Keller geöffnet, er gab mehr als gefordert wurde, und er sandte unter Tags Knechte mit Wägen an entfernte Stellen seines Gutes, wo er Scheuen und Getreideböden hatte, um Vorrath herbeizuführen, wenn etwa der folgende Tag noch etwas in Anspruch nehmen sollte.

So war die Nacht hereingebrochen. Sie war dunkel, weil es später Herbst war und weil tiefe Wolken den Himmel bedeckten.

In den Häusern des Dorfes waren Lichter, weil die Leute nicht schlafen giengen. Es war stille, nur dass ein gedämpfter Ruf der Wachen oder das Klirren und der Stoß einer Waffe die Ruhe zuweilen unterbrach.

Die ganze Familie des Schlosses, selbst Gesinde eingerechnet, war in der sogenannten Gartenhalle untergebracht. Die Gartenhalle ist ein großes Gemach und heißt deshalb so, weil es rückwärts gegen den Garten liegt. Es ist gewölbt, hat sehr starke dicke Steinmauern, die Fenster sind mit eisernen Stäben versehen, und die Geräthe sind sehr alt und sehr stark. Man kam gerne im Sommer dahin, weil das Gemach kühl war, und weil die grünen Zweige sehr anmuthig an den Fenstern spielten. Im Winter war es häufig an den langen Abenden der Aufenthalt der Mägde, die da spannen oder andere Arbeiten verrichteten, weil es sich gut heizen ließ, und nicht selten geschah es, dass die Verwalterfamilie, der Schlossherr und der Lehrer herab kamen, man versammelte sich um den Ofen, und gerieth öfter in das Erzählen von Märchen und Geschichten.

Dass man gerade heute dieses Gemach zum Aufenthalte gewählt hatte, war das Werk des Vaters. Wenn es doch zu etwas kommen sollte, und Kugeln fliegen würden, war man hier für die ersten Augenblicke am sichersten. Gegen das Dorf und den Teich hin war man durch die ganze Dicke des Schlosses gedeckt, gegen die Seiten schützte die halbe Schlosslänge, weil das Gemach in der Mitte lag, und gegen den Garten der Garten, der sehr lang war, und daher den Lauf einer Kugel schwächte, und der in der Nähe der Fenster des Gemaches seine dicksten und dichtstehendsten Bäume hatte, die sie auffangen konnten. Man hatte beschlossen, die ganze Nacht da zuzubringen. In keinem anderen Theile des Schlosses war ein Licht. Nur ein paar Knechte, die in dem Meierhofe waren, hatten eines in ihrer Stube, das aber bald erlosch, da sie schlafen giengen. Die Mägde aber waren alle in der Gartenhalle und spannen.

Als man sich in die Lage gesetzt hatte, die jedem zusagte, als die zwei kleineren Kinder eingeschlafen waren, die zwei größeren in der Nähe der Mutter bei dem Ofen sich zusammen gekauert hatten, und die Spinnräder schnurrten, kam man wieder ins Erzählen, aber heute mit Eifer in das der Kriegsereignisse, und zwar noch dazu in die Färbung, wie sie der Leidenschaft eines jeden zusagte.

Als der Lehrer eine vergleichende Thatsache aus der alten Geschichte erzählt hatte, sagte der Schlossherr: „Da machten es die Tiroler noch besser und heißer; als die Franzmänner durch das Thal des Gleres herunter zogen, war kein Mensch in dem Dorfe. Die Männer waren mit ihren Stutzen in die Steine hinauf gegangen, die zu beiden Seiten der Straße empor ragen, und die Weiber und Kinder waren noch viel höher in den Wald und gar bis gegen den Schnee hinan gebracht worden. Nur ein achtzigjähriger Zimmermann, der keinen Freund und keinen Feind hatte, war im Dorfe zurückgeblieben. Er stand hinter

seiner Scheuer, und hatte den Stutzen geladen. Als die schneeweißen Mäntel kamen — denn die Reiterei der Franzosen hatte weiße Mäntel, und war in der Vorhut — hielt er den Athem an, und gebrauchte die Augen. Der beste Federbusch, der in der Mitte wehte, schien dem Vornehmsten anzugehören, weil die anderen ihm Ehrfurcht erwiesen. Der Zimmermann sprang hinter der Scheuer hervor, legte an, ein Rauch — ein Blitz — ein Krach — der Federbusch war verschwunden, und der Reiter lag todt unter seinem Pferde. Sie hieben im nächsten Augenblicke den Zimmermann zusammen, er lachte in sich, und ließ es geschehen. Jetzt sprengten sie in das Dorf, durchsuchten alles, fanden keinen Menschen, fanden keine Schätze, und da ihre Kameraden, die Fußgänger, nachgekommen waren, zündeten sie das Dorf an allen Ecken an, und zogen weiter. Es gieng ganz gut, sie zogen in der Stille der Berge fort, bis das Thal enger wurde, und die Gleres an der Straße rann. Da wurden die Klippen lebendig, lauter Rauch und lauter Blitzen und Krachen, und auf jeden Schuss fiel ein Mann, und es wurde immer geladen, und es krachte immer wieder, als ob ihrer viele Tausende oben wären; und wenn die Soldaten hinauf schossen, da trafen sie niemand, weil sie niemand sahen, und wenn sie hinauf wollten, so konnten sie nicht, weil die Felsen zu steil waren, und weil sie erschossen wurden. Und als sie sich beeilten, und im Laufe fort wollten, um aus dem entsetzlichen Wege zu kommen, und als sie gegen den Ausgang gelangten, wo die Straße durch die engsten Schluchten läuft, da sprangen unzählige Felsstücke von den Bergen nieder, aufgehängte Bäume rollten herab, schmetterten alles nieder, machten in der Enge einen Verhau, die Franzosen konnten nicht vor, sie mussten zurück, sie flogen, sie rannten — da hatten sie aber das brennende Dorf, das sie selbst angezündet hatten, unter den Füßen, die hölzernen Häuser waren alle in Glut, dass man nicht zwischen ihnen durch konnte. Da waren sie in der Noth, da war mancher schneeweiße Mantel ein rother, mancher schwamm in der Gleres, mancher lag auf der Decke des Pferdes, ohne dass der Reiter dabei war, viele Männer lagen auf der Straße, viele verbrannten, und wenige kamen auf einsamen Pfaden nur durch, um draußen zu sagen, was ihnen begegnet sei, oder um auf Irrwegen von den Landleuten gefangen und erschlagen zu werden."

Da es nach dieser Erzählung eine Weile still war, sagte er: „So sollten wir es auch machen, wir haben zwar keine Berge und keine engen Thäler, in denen wir auf sie warten könnten, wie die Tiroler; aber wir sollten uns zusammenthun wie sie, wir sollten Waffen tragen, uns üben, uns verabreden, Kundschaft einziehen, und wenn wir erfahren, dass ein Trupp, dem wir gewachsen sind, durch einen Wald oder Busch oder Hohlweg zieht, sollten wir ihm auflauern, und alle, die er enthält,

erschießen. In den obern Ländern sind in ein Seitendorf, ich weiß nur seinen Namen nicht zu nennen, ich habe mir die Sache erzählen lassen, zwölf französische Reiter gekommen, um zu plündern. Die Bauern verstanden aber die Sache schlecht, und überfielen sie, da sie in einem einsamen Wirtshause zechten, und schlugen sie bei einem einzigen todt. Die Pferde, welche im Hofe angebunden waren, trieben sie weit nach Ungarn, und verkauften sie, die Sättel, die Kleider, die weißen Mäntel und die Waffen verbrannten sie im Feuer. So mögen manche Feinde von ihrer Hauptabtheilung weg gekommen, nicht mehr zurückgelangt sein, und niemand weiß, wohin sie gerathen sind."

„Aber", sagte die Mutter, „wenn es schon unter den Völkern festgesetzt ist, dass die Kriege durch die Armeen ausgefochten werden, so sollten die Bevölkerungen sich ruhig verhalten, und die Sache in die Hände des Heeres legen. Einen einzelnen Feind, der sich harmlos nähert, zu erschlagen, scheint mir ein sündlicher Mord zu sein."

„Sie nahen sich aber nicht harmlos", sagte der Schlossherr, „wie haben sie nur in ihrem eigenen Lande gewirtschaftet, sie haben ihre Landsleute erwürgt, ersäuft, erschossen, enthauptet, weil sie ihnen verdächtig waren, oder den König liebten, und dann sind sie heraus gegangen, und wollten es bei uns auch so machen. Wir sollten gegen einander sein, und das Land in Zerwürfnis bringen, daraus es kaum entrinnen könnte. Darum sollen wir sie verfolgen, ausrotten, vertilgen, wie wir nur können; und wenn sie darüber zornig werden, und wüthen, so ist es nur desto besser, damit die Menschen es nicht mehr ertragen können, sich zusammen thun, und sie aus dem Lande jagen, dass kein Huf und kein Helmbusch von ihnen mehr bei uns ist. Wenn morgen die Franzosen nachkommen, können Dinge geschehen — wer weiß, was geschieht."

Während er so sprach, hörten die Dienstleute zu, die Mägde hatten das Spinnrad still stehen lassen, die Knechte, die da waren, sahen ihn an, und der Verwalter und der Lehrer blickten vor sich. Es war mittlerweile so finster geworden, dass es schien, als wären die Fenster des Gemaches nur schwarze Tafeln, von draußen hörte man nicht das Geringste herein, und nur die Uhr pickte eintönig an der Wand. Die zwei jüngsten Kinder schliefen fest, Alfred kauerte neben der Mutter und fürchtete sich, Lulu stand neben ihm, und half fürchten.

(Schluss folgt.)

Aus dem Tagebuch des Nordpolfahrers.

Fridtjof Nansen gibt uns in seinen hochinteressanten Aufzeichnungen, welche unter dem Titel „In Nacht und Eis“ bei Brockhaus in Leipzig erscheinen, auch eine Schilderung der langen Winternacht am Nordpol. Was dieser große, thatstarke und gleichzeitig so herzwarme Mensch über die Weihnachtszeit 1893 auf seinem Schiffe „Fram“ ins Tagebuch schrieb, das soll den Lesern des „Heimgarten“ mitgetheilt sein. Danach kann man sich von dem Leben mitten im ewigen Eise der Polarnacht eine gute Vorstellung machen. Es soll ein kühles Lüftchen sein in unseren heißen Sommertagen.

Nansen schreibt:

Donnerstag, 21. December. Es ist merkwürdig, wie doch die Zeit vergeht! Nun haben wir schon den kürzesten Tag, obwohl wir hier gar keinen Tag haben. Aber wir gehen wieder dem Licht und dem Sommer entgegen. Heute versuchten wir zu lothen und ließen 2100 Meter Leine auslaufen, ohne den Grund zu erreichen.

Mehr Leine haben wir nicht; was ist zu machen? Wer hätte aber auch denken können, dass wir so tiefes Wasser finden würden?

Den ganzen Tag sahen wir einen Lichtbogen am Himmel, dem Mond gegenüber; es ist also ein Mondregenbogen, aber ohne Farbe, soweit ich zu beobachten imstande gewesen bin.

Freitag, 22. December. Vergangene Nacht schossen wir einen Bären. Jacobsen sah ihn während seiner Wache zuerst und schoss danach, worauf das Thier sich davonmachte. Dann kam er in die Kajüte und machte uns Mittheilung, worauf Mogstad und Peder an Deck giengen.

Sie bemerkten den Bären wieder auf dem Wege nach dem Schiffe. Plötzlich bekam er aber auf dem Eise im Westen den Galgen mit der Bärenfalle in Sicht, worauf er sich dorthin wandte. Er betrachtete sich den Apparat ganz genau, erhob sich dann vorsichtig auf den Hinterbeinen und legte die rechte Tatze auf den Querbaum gerade neben der Falle, starrte zögernd den köstlichen Bissen an, schien aber die hässlichen Klappen rund herum durchaus nicht leiden zu können.

Mittlerweile war Sverdrup auf das Deckhaus gestiegen und beobachtete ihn von dort im glitzernden Mondschein. Das Herz klopfte ihm; jeden Augenblick erwartete er, das Zuschnappen der Falle zu hören.

Allein der Bär schüttelte argwöhnisch den Kopf, ließ sich langsam wieder auf alle Viere nieder, schnüffelte vorsichtig an dem Draht herum, mit welchem die Falle versichert war, und gieng dann an demselben entlang bis zu der Stelle, wo der Draht an einem großen Eisblock befestigt war.

Er gieng rund herum und besah es sich, wie geschickt alles eingerichtet war; dann verfolgte er langsam den Draht zurück, erhob sich wieder wie vorher, mit der Tatze auf dem Querbalken des Galgens, blickte lange auf die Falle und schüttelte wieder den Kopf, wobei er vermuthlich zu sich sagte: „Diese hinterlistigen Kerle haben das geschickt für mich ausgedacht.“

Dann nahm er den Marsch nach dem Schiffe wieder auf. Als er noch sechzig Schritt vom Bug entfernt war, gab Peder Feuer; der Bär stürzte, sprang aber wieder auf und machte sich davon. Nun feuerten Jacobsen, Sverdrup und Mogstad, worauf er zwischen einigen Eishügeln zusammenbrach.

Er wurde sofort abgehäutet, doch fand man in dem Fell nur das Loch einer einzigen Kugel, die hinter den Schulterblättern durch den Körper gegangen war. Peder, Jacobsen und Mogstad schrieben sich jeder diese Kugel zu, Sverdrup gab seinen Anspruch auf, weil er zu weit nach dem Heck zu gestanden hatte.

Als Mogstad den Bären direct nach seinem Schusse fallen sah, rief er: „Die habe ich ihm gegeben“; Jacobsen schwört darauf, dass er ihn getroffen habe, und Bentsen, der den Zuschauer spielte, ist bereit, einen Eid darauf abzulegen, dass Peders Kugel die That vollbracht habe. Der Streit über diesen wichtigen Punkt ist während des ganzen Verlaufs unserer Expedition nicht geschlichtet worden.

Wundervoller Mondschein. Eispressung in mehreren Richtungen. Heute haben wir unseren Vorrath an Schießbaumwolle und Kanonen- und Gewehrpulver auf Deck gebracht, weil es dort sicherer ist als im Raum. Im Falle eines Brandes oder eines anderen Unfalles könnte eine Explosion im Raum vielleicht die Seiten des Schiffes hinaussprengen und uns in den Grund bohren, ehe wir noch Zeit hätten, uns umzudrehen. Etwas haben wir auf die Back gebracht, etwas auf die Brücke; von beiden Orten würde es sich rasch auf das Eis werfen lassen.

Sonnabend, 23. December. Heute ist, was wir in Norwegen „Kleiner Weihnachtsabend“ nennen.

Ich gieng heute Morgen weit weg nach Westen und kam spät zurück. Überall hatte sich Eis zusammengeschoben, mit flachen Schollen dazwischen. Einer neu gebildeten Öffnung im Eise wegen, die ich auf der frischen dünnen Eisschicht nicht zu überschreiten wagte, musste ich umkehren.

Nachmittags versuchten wir als erste Weihnachtsunterhaltung eine Eissprengung mit vier Prismen Schießbaumwolle. Mit einem der großen eisernen Bohrer, die wir zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, wurde ein Loch gebohrt, in welches wir die Ladung mit dem Ende des elektrischen Leitungsdrahtes bis etwa einen Fuß unter die Oberfläche des Eises versenkten. Dann zogen wir uns zurück. Ein Druck auf den Knopf, es erfolgte ein dumpfer Knall, und Wasser und Eisstücke wurden hoch in die Luft geschleudert.

Obgleich die Sprengung sechzig Meter entfernt stattfand, erhielt das Schiff doch einen so starken Stoß, dass alles an Bord erzitterte und der Reif von der Takelung herabgeworfen wurde. Die Explosion schlug ein Loch durch das eindreiviertel Meter dicke Eis, außerdem aber bildeten sich nur schmale Risse um das Loch herum.

Sonntag, 24. December. Weihnachtsabend. 37° C. Kälte. Glitzernder Mondschein und die unendliche Stille der arktischen Nacht. Ich machte einen einsamen Spaziergang auf dem Eise. Der erste Weihnachtsabend, wie weit von der Heimat!

Nach der Beobachtung sind wir auf 79° 11′ nördlicher Breite; es findet jetzt keine Drift statt. Wir sind zwei Minuten südlicher als vor sechs Tagen.

Von diesem Tage sind im Tagebuche keine weiteren Einzelheiten mitgetheilt; aber wenn ich an ihn zurückdenke, wie klar tritt alles wieder vor mich hin!

Es herrschte eine eigenthümlich gehobene Stimmung an Bord, die sonst bei uns durchaus nicht üblich war. Ein jeder beschäftigte sich in seinen geheimsten Gedanken mit der Heimat, allein die Kameraden sollten das nicht merken, und infolgedessen wurde mehr gescherzt und gelacht als sonst.

Alle Lampen und Lichter, die wir an Boden hatten, wurden angezündet, und jede Ecke im Salon und in den Cabinen wurde glänzend erleuchtet.

Die Verpflegung an diesem Feste übertraf natürlich die aller früheren Tage, denn Essen war das einzige, womit wir Feste feiern konnten. Das Diner war in der That ausgezeichnet und ebenso das Abendessen, nach dessen Beendigung ganze Berge von Weihnachtskuchen auf den Tisch kamen, die Juell während mehrerer Wochen fleißig gebacken hatte. Dann hatten wir den Genuss eines Glases Grog und einer Cigarre, da diesmal das Rauchen im Salon selbstverständlich erlaubt war.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als zwei Kisten mit Weihnachtsgeschenken herbeigebracht wurden, die eine von Scott-Hansens Mutter, die andere von seiner Braut, Fräulein Fougner. Rührend war die kindliche Freude anzusehen, mit welcher jeder seine Gabe in Empfang nahm, mochte

es nun eine Pfeife, ein Messer oder eine sonstige Kleinigkeit sein; man fühlte, dass es gleichsam eine Botschaft aus der Heimat sei.

Nachher wurden Reden gehalten, und dann erschien die „Framsjaa“ mit einer illustrierten Beilage.

Nach dem Vorlesen der Zeitung kamen Instrumentalvorträge und Gesang, es war schon spät in der Nacht, als wir das Lager aufsuchten.

Montag, 25. December. Weihnachten. Thermometer 38° C. unter Null. Ich unternahm in dem wundervollen Scheine des Vollmondes einen Spaziergang nach Süden, brach aber bei einem neuentstandenen Riss mit einem Bein durch das junge Eis und wurde durch und durch nass. Solch ein Unfall hat aber bei derartigem Frost sehr wenig auf sich; das Wasser erstarrt sofort zu Eis und macht einem nicht sehr kalt, vielmehr fühlt man sich bald wieder trocken.

Zu Hause werden sie jetzt viel an uns denken und uns viele mitleidige Seufzer weihen wegen all der Entbehrungen, die wir in dieser kalten, trostlosen Eisregion zu ertragen haben. Ich fürchte aber, ihr Mitgefühl würde sich abkühlen, wenn sie uns sehen, die bei uns herrschende Fröhlichkeit hören und Zeuge all unserer Behaglichkeit und unseres guten Muthes sein könnten. Ihnen kann es zu Hause kaum besser gehen. Was mich selbst anbetrifft, so habe ich noch niemals ein so sybaritisches Leben geführt und niemals soviel Grund gehabt, die Folgen zu fürchten, die es mit sich bringt. Man höre nur das Menu unseres heutigen Diners:

1. Ochsenschwanzsuppe;
2. Fischpudding mit Kartoffeln und geschmolzener Butter;
3. Renthierbraten mit Erbsen, französischen Bohnen, Kartoffeln und eingemachten Kronsbeeren;
4. Moltebeeren mit Sahne;
5. Kuchen und Marzipan (ein willkommenes Geschenk vom Bäcker der Expedition, den wir dafür segneten).

Und zu alledem das in unserem Welttheil so berühmte Ringnes-Bockbier. Ist das die richtige Art von Diner für Leute, die sich gegen die Schrecken der Polarnacht abhärten sollen?

Wir hatten sämmtlich so viel gegessen, dass das Abendessen ganz ausfallen musste. Im Laufe des Abends wurde Kaffee serviert mit Ananasconfect, Honigkuchen, Vanilleschnitten, Cocosnussmacronen und verschiedenen anderen Kuchen, alles das Werk unseres ausgezeichneten Kochs Juell. Den Beschluss machten Feigen, Mandeln und Rosinen.

Um die Schilderung dieses Tages zu vervollständigen, möchte ich auch noch das Frühstück angeben: Kaffee, frischgebackenes Brot, herrliche dänische Butter, Chester- und Holländer Käse, Zunge, Corned beef und Marmelade. Wenn man aber glaubt, dass dies ein besonders gutes Frühstück war, weil wir Weihnachten hatten, so irrt man sich; es war

genau, was wir immer hatten, mit Ausnahme des Kuchens, der nicht zu unserer täglichen Kost gehörte.

Fügt man zu all diesen guten Dingen noch unser festgebautes, sicheres Wohnhaus, unseren behaglichen Salon, der von einer großen und mehreren kleineren Petroleumlampen erleuchtet wurde, wenn wir gerade kein elektrisches Licht hatten, die beständige Fröhlichkeit, das Kartenspiel und die große Menge von Büchern mit und ohne Illustrationen, die gute, unterhaltende Lectüre boten, und dann einen tüchtigen, gesunden Schlaf -- was konnte man sich Besseres wünschen?

Aber, o Polarnacht, du bist wie ein Weib, ein wunderbar liebliches Weib!

Du besitzest die edeln, reinen Züge antiker Schönheit, aber auch ihre Marmorkälte. Auf deiner hohen, glatten Stirn, rein wie der klare Äther, ist keine Spur von Mitgefühl für die kleinen Leiden des verachteten Menschengeschlechts; auf deiner blassen, schönen Wange ist keine Spur von Gefühl. Deine in den Raum hinauswallenden rabenschwarzen Locken sind vom Reife mit glitzernden Krystallen überstreut. Die stolzen Linien deines Halses, die Rundung deiner Schultern sind so edel, aber, ach, auch so unsagbar kalt; dein keuscher weißer Busen ist gefühllos wie schneebedecktes Eis.

Rein, schön und stolz schwebst du durch den Äther über das gefrorene Meer, und dein aus den Strahlen des Nordlichtes gewobenes Gewand bedeckt das Himmelsgewölbe. Nur zuweilen ahne ich ein schmerzliches Zucken deiner Lippen, und aus deinen Augen schaut traumverloren eine unendliche Traurigkeit.

O, wie müde bin ich deiner kalten Schönheit! Es verlangt mich, zum Leben zurückzukehren. Lass mich als Sieger oder als Bettler heimkehren, mir gilt es gleich! Aber lass mich heimkehren, um das Leben neu zu beginnen. Hier vergehen die Jahre; was bringen sie? Nichts als Staub, trockenen Staub, den der erste Windstoß verweht; an seine Stelle tritt neuer Staub, den der nächste Wind wieder fortfegt. Wahrheit? Weshalb macht man immer so viel aus der Wahrheit? Das Leben ist mehr als kalte Wahrheit, und wir leben nur einmal.

Dienstag, 26. December. 38° C. unter Null. Es ist die größte Kälte, die wir bis jetzt gehabt haben. Heute unternahm ich einen weiten Gang nach Norden und fand eine von neu entstandenem Eis bedeckte große Rinne mit einer vollständig offenen Wasserfläche in der Mitte. Das Eis schwankte unter meinen Schritten auf und nieder und verursachte eine Wellenbewegung im offenen Teich.

Es war seltsam, den Mondschein wieder einmal zu sehen, wie er sich in den kohlschwarzen Fluten spiegelte; er rief die Erinnerung an wohlbekannte Scenen in mir wach. Ich folgte der Rinne weit hinauf.

Da ich in dem nebeligen Lichte unter dem Monde die Umrisse hohen Landes zu sehen glaubte, gieng ich immer weiter, bis sich letzteres schließlich als eine Wolkenbank hinter den aus dem offenen Wasser aufsteigenden mondbeschienenen Dünsten erwies. Von einem hohen Eishügel sah ich, dass diese Öffnung sich so weit nach Norden ausdehnte, wie das Auge reichte.

Dasselbe üppige Leben wie gestern; ein Diner von vier Gängen. Um Cigaretten mit Pfeilen nach der Scheibe schießen, war die große Aufregung des heutigen Tages. Pfeile und Scheibe waren Johansens Weihnachtsgeschenk von Fräulein Fougner.

Mittwoch, 27. December. Heute stellte sich wieder Wind ein, sechs bis acht Meter in der Secunde; die Windmühle dreht sich wieder, und die Bogenlampe erhellt uns aufs neue das Leben.

Johansen kündigte für den Abend „Großes Schießen bei elektrischem Licht und Freiconcert“ an. Schade für ihn, dass er es that, denn er und mehrere andere schossen, bis sie bankerott und bettelarm waren und einer nach dem anderen das Schießen unter Zurücklassung seiner Cigaretten aufgeben musste.

Donnerstag, 28. December. Dicht vor der „Fram“ befindet sich eine neu gebildete breite Rinne, in der das Schiff quer liegen könnte. Sie hat sich in letzter Nacht mit Eis bedeckt, in welchem sich heute leichter Eisdruck zeigte. Merkwürdig, wie gleichgiltig wir gegen solche Eispressungen sind, die manchem früheren Polarforscher so große Sorge verursacht haben!

Wir haben auch nicht die allergeringste Vorbereitung für einen etwaigen Unfall getroffen, keine Lebensmittel an Deck, kein Zelt, keine Kleidung in Bereitschaft. Das mag wie Leichtsinn aussehen, jedoch ist in Wirklichkeit nicht die geringste Aussicht dafür vorhanden, dass der Eisdruck uns schaden könne: wir wissen jetzt, was die „Fram“ vertragen kann.

Stolz auf unser prachtvolles, starkes Schiff, stehen wir auf dem Deck und beobachten, wie das Eis gegen seine Seiten prallt, hier zermalmt und zerbrochen wird und unter ihm durchgehen muss, während neue Eismassen aus der Dunkelheit heranstürzen, um demselben Schicksal zu verfallen. Hier und dort erhebt sich unter betäubendem Getöse eine große Masse und wirft sich drohend gegen die Verschanzungen, um dann plötzlich wie das andere Eis zu versinken. Zu Zeiten aber, wenn man in der gewöhnlich todtenstillen Nacht das Gebrüll der fürchterlichen Eispressung hört, kann man doch nicht umhin, sich der Unglücksfälle zu erinnern, die diese unbezähmbare Gewalt schon herbeigeführt hat.

Ich lese gerade die Geschichte von der Expedition Kanes (1853—55). Der Unglückliche! Seine Vorbereitungen waren jämmerlich unzureichend. Mir erscheint es als ein leichtsinniges, nicht zu rechtfertigendes Beginnen, mit einer solchen Ausrüstung aufzubrechen. Fast alle Hunde starben an

schlechter Nahrung; alle Leute hatten aus demselben Grunde Scorbut, dazu kamen Schneeblindheit, Frostbeulen und allerhand anderes Elend.

Kane bekam eine gesunde, heilige Scheu vor der arktischen Nacht, worüber man sich nicht wundern wird. Er schreibt in seinem Werke:

„Ich fühle, dass wir den Kampf ums Dasein unter ungünstigen Umständen führen, und dass ein arktischer Tag und eine arktische Nacht den Menschen schneller und ernstlicher altern lassen, als ein Jahr irgendwo sonst auf dieser mühseligen Welt."

An einer anderen Stelle schreibt er, es sei für civilisierte Menschen unmöglich, unter solchen Lebensbedingungen nicht zu leiden.

Das waren traurige, aber keineswegs einzig dastehende Erfahrungen. Ein englischer Polarforscher, mit welchem ich mich unterhalten habe, äußerte sich ebenfalls in sehr entmuthigender Weise über das Leben in den Polarregionen und bekämpfte mein gläubiges Vertrauen in die Möglichkeit, den Scorbut zu verhüten. Er war der Meinung, dass Scorbut unvermeidlich und noch keine Expedition ihm entgangen sei, wenn auch einige ihm einen anderen Namen gegeben hätten; nach meiner Ansicht eine einigermaßen niederdrückende Auffassung der Dinge. Glücklicherweise bin ich aber in der Lage, zu behaupten, dass diese Ansicht nicht gerechtfertigt ist, und ich bin neugierig, ob nicht beide Forscher anderer Ansicht würden, wenn sie hier wären.

Was mich selbst betrifft, so kann ich sagen, dass die arktische Nacht keinen alternden oder schwächenden Einfluss irgendwelcher Art auf mich ausgeübt hat: im Gegentheil, ich scheine jünger zu werden. Diese ruhige, regelmäßige Lebensweise bekommt mir außerordentlich gut, und ich kann mich keiner Zeit erinnern, in welcher ich mich in besserem Gesundheitszustand befand, als gerade jetzt. Ich weiche so sehr von jenen Autoritäten ab, dass ich diese Region als ein ausgezeichnetes Sanatorium für Fälle von Nervosität und allgemeiner Schwäche empfehlen möchte. Das in aller Aufrichtigkeit.

Fast schäme ich mich des Lebens, das wir führen. Ohne alle jene so düster geschilderten Leiden der langen Winternacht, die von einer gehörig aufregenden arktischen Expedition unzertrennlich sein sollten. Wir werden darüber nichts zu schreiben haben, wenn wir wieder nach Hause kommen.

Dasselbe, was ich von mir gesagt habe, kann ich auch von meinen Gefährten behaupten: sie sehen sämmtlich gesund und wohlgenährt aus und erfreuen sich des besten Befindens; keines jener traditionellen blassen, hohlwangigen Gesichter, keine Niedergeschlagenheit. Niemand könnte darüber im Zweifel sein, wenn er das im Salon erschallende Gelächter hört, das Spielen mit den „schmierigen Karten" beobachtet.

Aber woher sollte auch wohl Krankheit kommen? Bei der allerbesten Nahrung jeder Art, soviel wir Lust haben, und in solcher Mannigfaltigkeit, dass selbst der Wählerischste ihrer nicht überdrüssig würde; bei guter Wohnung, guter Kleidung, guter Ventilation, Bewegung in der freien Luft nach Belieben, keiner Überanstrengung bei der Arbeit; bei lehrreichen und amüsanten Büchern jeder Art, Erholung bei Karten-, Schach-, Domino- und Halma-Spiel, bei Musik und Geschichtenerzählen — wie könnte da wohl jemand krank werden? Hin und wieder höre ich eine Bemerkung, die vollständige Zufriedenheit mit unserem Leben kundgibt. Wahrlich, das ganze Geheimnis liegt in der richtigen Anordnung der Dinge, und namentlich darin, dass man vorsichtig mit der Nahrung ist.

Was meiner Ansicht nach eine besonders gute Wirkung auf uns ausübt, ist, dass wir alle zusammen in einem Salon leben, wo alles gemeinsam ist. Soviel ich weiß, ist dies das erstemal, dass ein solcher Versuch gemacht worden ist; aber er ist sehr zu empfehlen.

Einige der Leute klagen, wie ich höre, über Schlaflosigkeit, die allgemein als eine unvermeidliche Folge der arktischen Dunkelheit betrachtet wird. Soweit meine Person in Frage kommt, kann ich sagen, dass ich davon noch nichts gespürt habe; ich schlafe bei Nacht ganz vortrefflich. Ich glaube nicht recht an diese Schlaflosigkeit, aber ich gestatte mir auch kein Nachmittagsschläfchen, dem die meisten der anderen sich hingeben. Wenn sie am Tage mehrere Stunden ruhen, so dürfen sie doch nicht erwarten, nachts ebensogut zu schlafen. „Einen Theil seiner Zeit muss man wach sein", sagt Sverdrup.

Sonntag, 31. December. Der letzte Tag des Jahres ist gekommen. Es ist ein langes Jahr gewesen und hat viel Gutes und Schlimmes gebracht. Es begann mit Gutem, indem es mit Klein-Liv ein Glück so neu, so seltsam schenkte, dass ich anfänglich gar nicht daran glauben mochte. Aber schwer, unaussprechlich schwer war dann der Abschied; kein Jahr hat mir schlimmere Pein verursacht, als dieses. Und seitdem ist mir die ganze Zeit ein einziges sehnsüchtiges Verlangen gewesen.

Willst von Pein du frei sein und von Leid,
Darfst nichts lieben du allhier auf Erden.

Aber es gibt noch Härteres als sehnsüchtiges Verlangen! Alles, was gut und schön ist, kann in seinem Schutze gedeihen; alles würde vorbei sein, wenn wir aufhörten, zu verlangen.

Endlich bist du doch abgethan, altes Jahr! Du hast uns nicht so weit gebracht, wie du hättest sollen; und doch hättest du es noch schlimmer machen können, du bist trotz alledem nicht so ganz schlecht gewesen. Sind nicht alle unsere Hoffnungen und Berechnungen gerechtfertigt worden, und treiben wir jetzt nicht gerade da, wo ich es gewünscht und gehofft hatte?

Nur eins war verkehrt — ich habe nicht gedacht, dass die Drift in so vielen Zickzack-Zügen vor sich gehen würde.

Einen schöneren Sylvesterabend hätte es nicht geben können. Das Nordlicht erstrahlt in wundervollen Farben und Lichtstreifen über den ganzen Himmel, namentlich aber im Norden. Tausende von Sternen funkeln zwischen dem Nordlicht am blauen Firmament. Nach allen Seiten dehnt sich das Eis endlos und schweigend in die Nacht hinaus; die reifbedeckte Takelung der „Fram" hebt sich scharf und dunkel gegen den leuchtenden Himmel ab.

Im Lauf des Abends wurden wir mit Ananas, Feigen, Kuchen und Confect bewirtet, und gegen Mitternacht brachte Hansen Grog und Nordahl Cigarren und Cigaretten herbei.

In dem Augenblicke, als das Jahr zu Ende gieng, standen wir alle auf, und ich musste ein paar Worte sprechen: dass das alte Jahr trotz allem ein gutes gewesen sei, und dass ich hoffe, das neue würde nicht schlimmer ausfallen; dass ich ihnen für ihre gute Kameradschaft danke und überzeugt sei, dass unser Beisammensein in diesem Jahre ebenso behaglich und angenehm sein werde wie in dem verflossenen. Dann sangen sie die Lieder, die man uns bei den Abschiedsfesten in Christiania und Bergen gewidmet hatte.

O, wein' nicht, Mutter, ihnen gabst
Du selbst den Wunsch, zu schweifen
Fern von der Heimat, in Gefahr
Und Nacht herumzustreifen.
Du wiesest nach dem offnen Meer,
Nach Norden zu entfalten
Die weißen Segel — jetzt kannst du
Nicht mehr zurück sie halten.

Ja, Mutter, deine Söhne sind's,
Stolz magst du auf sie schauen,
Trotz der Gefahren mannigfach
Kannst fest du auf sie bauen.
Und kommt der Tag, an dem die „Fram"
Zur Heimat kehret wieder,
Trotz Zähren werden tausendfach
Ertönen Jubellieder.

E. N.

Es wird wundernehmen, dass wir das neue Jahr schon begrüßt haben, während es zu Hause erst in acht Stunden beginnt. Jetzt ist es beinahe vier Uhr morgens. Ich hatte beabsichtigt, aufzubleiben, bis es auch in Norwegen Neujahr sein würde; aber nein, lieber gehe ich zu Bett und schlafe und träume, ich sei zu Hause.

Was der Schwalbe auf der Reise passiert ist.

Recht verdrießlich ist es für die Spatzen, im Frühjahr, wenn die Schwalben kommen. Die „lieben Vogerln“ sind sie im Winter, wenn alle anderen fortgeflogen und die Sperlinge allein häuslich daheim geblieben sind. „Das Vogerl singt!“ heißt's, wenn ein Sperling kreischt. Von dem Augenblicke aber, wo die Schwalben zurückkommen aus der fernen Fremde, gilt der Spatz nichts mehr. Die Schwalbe ist auch just keine Nachtigall, was das Singen anbelangt, ist keine Lerche, was das Hochfliegen betrifft, ist kein Paradiesvogel, was die Farbe angeht. Aber einzuschmeicheln versteht sie sich bei den Menschen, indem sie ihr Nest an ihre Wohnungen baut, die Hausgiebel umkreist und das Kindermärlein zwitschert, „vom Glück, das die Schwalben bringen.“

Es ist also kein Wunder, dass bei solcher Erwägung die Spatzen sich ärgern im Frühjahre, wenn die Schwalben kommen. Der alte Spatz, der jetzt auf dem Ast einer Esche saß, als die erste Schwalbe sichtbar wurde, wie ein winziger Punkt am blauen Himmel, und als sie rasch heranschoss gegen das Landhaus — dieser Spatz hätte sich am liebsten eilig zurückgezogen ins Laub der Esche, um den missliebigen Vogelrivalen nicht begrüßen zu müssen bei seiner Ankunft. Aber die Esche hat zu solcher Zeit noch kein Laub, die Schwalbe war da und dem Spatzen blieb nichts übrig, als zu piepsen: „Glückliche Ankunft! Seid ihr wieder da?“

„Ich bin wieder da“, zwitscherte der Ankömmling traurig und ließ sich ganz erschöpft auf dem Dachfirst nieder, aus offenem Schnäblein den Athem kurz hervorstoßend.

„Wie geht's? Wie war die Reise?“ fragte der Spatz, ohne übrigens die Antwort abwarten zu wollen. Als er aber sah, dass die Schwalbe heute kein Gefolge hatte, das sie nicht, wie in früheren Jahren, in langen Schleiern heranzogen am Firmament, blieb er sitzen auf seinem Ast und erkundigte sich bei dem rastenden Schwalbenmännchen nach seiner geschätzten Familie.

Die Schwalbe schwieg und ließ ihr Köpfchen niedersinken zwischen den eingezogenen Flügeln.

„Frau Gemahlin hoffentlich wohl? Kindlein auch?“ fragte der Spatz.

„O Freund!“ antwortete die Schwalbe, recht mittheilungs- und trostbedürftig. Aber sie konnte lange nichts hervorbringen, als ein schluch-

zendes, unverständliches Piepsen. Auch arbeitete ihre kleine Lunge immer noch heftig, halb siech von der Reiseanstrengung. Dem Spatzen kam es nicht recht vor, er vergaß seine Missgunst und flog auf den Dachfirst hin. Ein paar Spannen von der Schwalbe entfernt, ließ er sich nieder, flatterte mit den Flügeln und sprach: „Du bist vorausgeflogen um Quartier zu machen, nicht wahr? Und sie kommen morgen erst nach?"

„Sie kommen nie wieder nach!" schmetterte die Schwalbe schrill aus ihrer Kehle.

„Was ist denn geschehen? Erzähle, Schwalbenmann", so sagte der Spatz.

„Lass mich!" antwortete die Schwalbe. „Dich kann mein Unglück ja doch nur freuen. Weiß es recht gut, dass du mir und meiner Familie nie gewogen warst. Du hast dir's während unserer Abwesenheit wohl wieder in unserem Neste bequem gemacht!"

Der Spatz schwieg einen Augenblick. Dann sprach er: „Ich will dir nicht unrecht geben. Angenehm ist es gerade nicht für unsereinen, wenn du und deinesgleichen im Sommer bei uns der Hahn im Korb seid. Und wenn der kalte Winter kommt, wo der Vogel erst zeigen soll, dass er auch was ertragen kann, geht ihr auf die Sommerfrische ins Morgenland. Unsereiner hat die Ehre, derweil daheim bei Sturm und Gestöber im verlassenen Neste der Hausmeister zu sein; ist aber gleich himmelhoch gefehlt, wenn man sich drin ein wenig häuslich einrichtet. Nun, jeder wie er kann. Will euch weiter nichts nachtragen und schließlich gehören wir Vögel doch alle zusammen und sollen uns gegenseitig beistehen in der Noth. Wie ich merke, hast du ein Anliegen, Schwalbenmann. Sollte deinen Leuten der Geier etwas angethan haben?"

„Was, Geier!" sagte die Schwalbe. „Der holt uns nicht ein. Aber der Mensch! Dieser dankloſe, falsche Mensch, dem wir so viele Freude bringen!"

„Wenn der Geier euch nicht einholt, wieso dann der Mensch mit seinem lächerlichen Gehewerk?" fragte der Spatz.

„Freilich, freilich, Sperling. Als Lebewesen ist der Mensch der armseligsten eins. Aber so viele Schlauheit und Falschheit hat er in sich, und das sind seine Mittel und seine Waffen, in denen ihm kein anderes Geschöpf gewachsen ist!"

„Ich weiß es, wir erfahren es alle", sagte der Spatz. „Hier Nachbar, warte ich dir mit einem kleinen Imbiss auf!" Er hatte aus dem bemoosten Dachbrett ein Würmchen gepickt und selbes vor die Schwalbe hingelegt.

Diese ließ das Ehrenbrot liegen, ward jedoch ein wenig zutraulicher. Sie fuhr fort zu sprechen: „Einen solchen Verrath hast du noch nicht erfahren, als wir in diesen Tagen! Du beneidest uns um die Sommer-

frische im Morgenlande, während ihr da den kalten Winter habet. Schön ist es freilich dort. Und doch sollst du froh sein, dass deine Gesundheit dem rauhen Klima gewachsen ist und du die weite Reise nicht machen musst, jedes Jahr zweimal. Der Mensch braucht auf Dampfwägen und Schiffen wochenlang dahin. Du, mein lieber Spatz, würdest überhaupt nicht hinkommen.

„Wieso?" sagte dieser. „Wenn ich auch langsamer fliege als du, weil mir das Hetzjagen durchaus zuwider ist, hinkommen würde ich ja doch, wenn ich will. Auf ein paar Tage länger kommt's mir nicht an. Ich würde mir anständig Zeit lassen, über Nacht mich auf einem Baum oder Busch wohl ausrasten, Körnlein brocken, Käfer jagen und am nächsten Tage wieder gemüthlich weiterfliegen."

„So!" antwortete die Schwalbe und blickte mit ihrem Rundäuglein ganz sonderbar auf den Spatzen. „So würdest du thun! Lieber Freund, man merkt dir's an, dass du noch nicht weit umhergekommen bist in der Welt. Bis Dalmatien und etwas weiter hin dürftest du mit deinem Reiseplan auskommen. Aber hernach das Meer! Das hat keinen Baum und keinen Strauch zur Nachtherberge. Da heißt es ununterbrochen fliegen, ich glaube, du würdest, wenn's überhaupt nicht ganz und gar unmöglich wäre, mehrere Tage brauchen, um das mittelländische Meer zu übersetzen und im heißen Afrika Fuß zu fassen."

„Und ihr?" fragte der Spatz, indem er mit einer raschen Bewegung das Würmlein selber aufpickte.

„Das Meer? Wir überfliegen es in wenigen Stunden. Und selbst da wollen die Kräfte manchmal nicht langen und müssen Gott danken, wenn wir Schiffe finden, auf deren Masten und Getackel wir uns setzen können zu kurzer Rast."

„Und wenn's Piratenschiffe sind?"

„Die Seeleute thun uns nichts zuleide, nicht einmal die Piraten. Sie wissen, dass wir Schwalben Glück bedeuten. Und wäre auch das nicht der Fall, sie, die selbst in steter Gefahr sind, sehen unsere Noth und verschonen uns, bis wir erfrischt weiterfliegen können."

Der Spatz war etwas kleinlaut geworden. Nicht ohne Respect guckte er auf das Schwalbenmännchen und dachte wohl bei sich: Deine Sommerfrische ist erst nicht ganz so billig zu haben, als man es sich vorstellt.

„Aber schön muss es sein, im Morgenlande", sagte der Spatz.

„Schön ist es freilich. Es ist ja das Paradies", antwortete die Schwalbe.

„Mich wundert nur, dass ihr nicht dort bleibt, wenn es so schön ist und wenn die Reise hieher so beschwerlich ist", so der Spatz.

„Wir haben Heimweh", sagte die Schwalbe.

„Wo seid ihr denn daheim?“ fragte der Spatz. „Ein halbes Jahr hier, ein halbes Jahr dort. So seid ihr dort so gut daheim, als hier. Oder besser dort, weil dort ja das Paradies ist!“

Darauf sprach die Schwalbe: „Wir sind daheim, wo wir geboren sind, und das ist hier im Abendlande. Wir sind daheim, wo wir unser Haus bauen und unsere Kinder zur Welt bringen, und das ist hier im Abendlande. Dort im fernen Süden, in den Oasen der Wüste, ist es heiß, unter Palmenblättern und Kakteen suchen wir unsere Schatten und die Rosen von Kairo duften uns an, wenn wir munteren Fluges die Pyramiden umkreisen, wie hier die Hausgiebel und die Kirchthürme. Aber in den schwülen Nächten, wenn der Nil am Ufer rieselt und die Schakale des Sandes schreien, da träumen wir voller Sehnsucht von den kühlen Wäldern der fernen Heimat, von den blühenden Äpfelbäumen auf grünem Rain. In langer Regenzeit harren wir unter triefenden Blättern der Palme den Tagen entgegen, wo der Samum sich erhebt, der ewige Sonnenschein kommt, die heißen Lüfte zittern und endlich vom Meere herab laue Winde streichen. Nun ist es Zeit. Wir rufen das aus und versammeln uns. Wir machen Flugübungen und ruhen und stärken unsere Kräfte und nehmen dann Abschied vom Paradiese. Es ist nicht der betrübte Abschied, wie im Herbst von der nordischen Heimat, es ist ein frohes: Lebewohl, Morgenland! Und dann davon in großen Scharen durch die Lüfte, pfeilschnell der Heimat zu. Beim Abfliegen von der felsigen Küste Afrikas müssen wir uns darauf gefasst machen, dass unsere Flügel rastlos ausgebreitet bleiben, unser Schnabel keinen Bissen und keinen Tropfen genießen wird, bis die Gestade des Abendlandes unter unseren Füßen sind. Gott mit uns! so schmettern wir das Reisegebet gegen Himmel auf. Früh morgens reisen wir ab in Afrika, am Nachmittage werden wir auf den lieben Giebeln rasten, unter deren Bretter unsere Nester des vorigen Jahres kleben. — So war es auch am gestrigen Morgen, als ich mit Weib und Kindern abflog von den Thürmen der Türkenstadt. Laut jubelte unter uns jung und alt, schneller wie der Sturm schossen wir im unendlichen, wohlgeordneten Zuge über dem dunklen Gewässer dem Norden zu, der lieben, süßen Heimat. Die kleinen Vogelherzen voller Glück, keine Ahnung von dem Unglücke, das uns auf dieser Reise treffen sollte.“

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ fragte der Spatz.

„Noch lange nicht Mittag ist's“, erzählte die Schwalbe weiter, „über uns der blaue Himmel, unter uns das dunkle Wasser. Kein Eiland, kein Schiff. Ich fühle, wie die Flügel schwerer werden, wie ich sinke unter die Linie des Fluges. Mein Weib hinter mir kreischt auf: Ich kann nicht mehr weiter, es verlassen mich die Kräfte! Da ruft von oben herab einer unserer Jungen: Muth! Ich sehe den weißen Streifen! Die Küste von Dalmatien! Frisch vorwärts! — Nach wenigen Minuten sind wir dem

Lande so nahe, dass mit freiem Auge die Menschen zu sehen sind, die am Strande sich beschäftigen. Endlich wieder die lieben Menschen! Wir sausen den Felsen zu, da wird unten geschossen, an meinen Ohren pfeifen Schrote vorüber. Wie? Uns sollte das gelten? ‚Gut Freund!' rufe ich hinab. Es kracht das zweitemal, das drittemal, mein Jüngster vom vorigen Jahre zuckt zusammen, aus seinen Flügeln sprühen die Federn davon. ‚Gut Freund! Gut Freund!' schreien wir. Mein Weib, das viel tiefer fliegt, gibt uns ein Zeichen, ihr nachzukommen. Hinter den Felsen, in Gebüschen habe sie ein sicheres Versteck wahrgenommen. Dort sitze ein anderer Schwalbenvogel und lade uns ein mit hellem Ruf. Wir eilends darauf hin ins Gebüsch, in ein feines Flechtwerk, wie geschaffen zur sicheren Rast. Kaum aber hocken wir drin, so zieht das weite Netz sich blitzschnell zusammen, ich enkomme noch zur Noth und fahre empor, viele Genossen aber sind gefangen, darunter mein Weib, meine Kinder. Ich fahre wieder niederwärts, fluchend dem Lockvogel, der uns verrathen hat. Und war doch selbst ein Opfer abscheulichen Verrathes, der arme Schelm. Mit glühendem Draht hatte man ihm die Augen ausgestochen; mit einem durch die Nase gezogenen Faden hat man ihn an den Olivenzweig gebunden, damit er durch sein Geschrei uns andere in das Verderben locken sollte. Meine unglücklichen Genossen! Wie sie kreischten und flatterten und sich immer mehr vergarnten im Netz, bis ein Menschenmann kommt, das Netz aus dem Gebüsch löst und es mit seinen in Todesangst schreienden Opfern über den steinigen Boden davonschleift ...."

So hatte die Schwalbe erzählt, ihr Gefeder sträubte sich auf vor Grauen. Der Spatz saß sprachlos da. Endlich begann er doch zu fluchen über den Strandräuber, den bübischen Strolch, der die arglosen Wesen so heimtückisch einfieng.

„Ich rathe dir, dich zu mäßigen", sagte die Schwalbe in bitterer Ironie. „Sonst könntest du Unannehmlichkeiten haben! Es war durchaus kein bübischer Strolch, es war der Herr Bezirksrichter von Benka-Lica! Ich bin noch weinend, flehend über seinem Haupte gewesen, als er die Beute in sein Haus zog und an den Vogelherd, wo die armen, — armen ..."

Er konnte nicht weiter. Die kleine Kehle zog sich zusammen in Herzleid. Stöhnend hat er es später herausgestoßen, wie man seine Lieben, eins ums andere, aus dem Netze fieng und den in roher Faust entsetzlich zitternden Geschöpflein den Hals umdrehte. Ihnen den Hals umdrehte, sie briet und verspeiste! Der Herr Bezirksrichter habe dabei mit der Zunge geschnalzt. Ein köstlicher Leckerbissen! —

„Und bist du nicht niedergeschossen und hast dem Ungeheuer nicht die Augen ausgepickt?"

„Die Rache überlasse ich einem Stärkeren!" sagte die Schwalbe. „Du kannst es nicht glauben, Spatz, wie traurig ich dann weitergeflogen bin. Die schönen Sommerfreuden in der Heimat, das junge Familien-

glück — alles ist hin. Noch einmal bin ich in diese Gegend gekommen, die wir so selig unsere Heimat nannten und die mir jetzt so fremd und trostlos geworden ist. Noch einmal will ich die Wipfel und die Giebel sehen, die wir in glücklichen Zeiten umkreist haben. Dann fliege ich weiter."

„Wohin willst du denn?" fragte der Spatz mit Theilnahme.

„Das weiß ich nicht. Wohin, das ist mir gleich, nur fort von den Menschen."

„Deinen Unmuth begreife ich", sagte der Spatz mit wohlwollender Überlegenheit. „Aber du weißt das Neueste nicht. Du weißt nicht, dass die Menschen unter sich einen Bund von Vogelfreunden gegründet haben, der dem Herrn Bezirksrichter von Benka-Lica und seinesgleichen das Handwerk legen will." Die Schwalbe horchte auf. Der Spatz fuhr fort: „Es wird nämlich in ganz Dalmatien und auch in Südtirol die Schindluderei getrieben. Man fängt in diesen Ländern jährlich Millionen von durchziehenden Vögeln mit allen denkbaren Vorrichtungen und Tücken. Durchaus nicht bloß arme Leute, die sonst nichts zu essen haben, auch hochansehnliche Herrschaften! Denn sie machen sich ein Vergnügen daraus, die lieben Singvögel zu morden! Die meisten der armen Thierlein werden aufgefressen von jenen Cannibalen, die schönsten, buntfarbigen aber werden an eitle Frauenzimmer verkauft, und die dummen Urscheln stecken aus lauter Hoffart die kleinen bunten Vogelleichen auf ihre Hüte."

„Unglaublich!" rief die Schwalbe aus.

„Nicht wahr? So etwas kann in einem Narrenthurm doch nicht vorkommen, denn zu solcher Narrheit gehört auch eine gute Portion Schlechtigkeit, Herzlosigkeit! Dieser bunte Kopfputz der „Damen" ist endlich aber den anderen doch zu bunt geworden und sie haben auch einen Bund gegründet, um die abscheuliche Vogelmörderei abzuschaffen. Das wird durch ein Gesetz geschehen und der Erzherzog Franz Ferdinand selber hat sich an die Spitze des Bundes gestellt."

„Ist es doch wahr?" rief die Schwalbe hoch erregt aus. „Heute habe ich unterwegs so etwas gehört von diesem Vogelbunde. Ich konnte es kaum glauben, dass es nebst den bösen Menschen auch noch so gute gibt, aber nun es schon die Spatzen auf dem Dache pfeifen, wird es wohl wahr sein."

„Ich will dir auch sagen, Schwalbenvogel", zwitscherte der Spatz dem anderen vertraulich zu, „dass sogar in diesem Hause, auf dessen Giebel wir sitzen, Leute wohnen, die den Vogelschutzbündlern angehören."

Als die Schwalbe das gehört hatte, hob sie ihr stahlblinkendes Köpflein uud sagte: „Auch in diesem Hause? Wenn dem so ist, dann will ich nicht fortfliegen. Dann will ich mich auf meinem alten Familiensitze niederlassen und versuchen, ein neues Leben anzufangen. Das Haus soll gesegnet sein!"

Heitere Erinnerungen eines alten Militärbandisten.

Mitgetheilt von F. X. Freiheim.

Mein erster Hausarrest.

Als ich mich im Juni 1829 freiwillig zur Regiments-Kapelle des 27. Infanterie-Regiments assentieren ließ, stand ich im achtzehnten Lebensjahre. Da aber damals in Graz noch keine Civil-Kapellen existierten, wo ich Gelegenheit gehabt hätte, mein Können zu verwerten, und so meiner Mutter, welche sich als arme Witwe kümmerlich durchbrachte, eine Beihilfe zu leisten, so trat ich freiwillig in obige Regiments-Kapelle ein, dessen Kapellmeister ein früherer Freund meines im Jahre 1827 verstorbenen Vaters war.

Doch kaum war ich einige Tage Soldat, als schon eine Strafe über mich verhängt wurde, ohne dass ich mir ein Vergehen zuschulden kommen ließ.

Es war damals bei der Musikkapelle eingeführt, dass alle Recruten, welche noch kein Jahr dienten, alle kleinen Verrichtungen machen mussten, wie z. B.: Tisch und Boden reiben, Wasser holen, Brot und Tabak fassen, sowie auch bei Platzmusiken das Pultetragen.

Eines Tages, als bei unserem Herrn Obersten eine Tafel stattfand, zu der fremde Officiere geladen waren, wurden wir zur Tafelmusik vor die Wohnung des Herrn Obersten commandiert. Da ich noch keine Parademontur hatte, so musste ich nebst ein paar anderen Recruten und einigen Mann von der Compagnie zu dieser Musik Pulte tragen helfen.

Unser Herr Oberst war wohl ein schneidiger Commandant, aber kein großer Musikkenner; ihm war ein gut markierender Defilier-Marsch oder ein Walzer von Lanner oder Strauß lieber als die schönste classische Musik.

Obwohl unser Herr Kapellmeister womöglich darauf Rücksicht nahm, so wählte er unglückseligerweise als vorletzte Programmnummer die erst neu einstudierte Ouverture zur Oper: L'ultimo giorno di Pompei, welche einen ungewöhnlichen, kurz abbrechenden Schluss hatte.

Gleich darauf ließ der Herr Oberst durch eine Ordonnanz den Regimentstambour heraufholen, dem er sagte, dass die ganze Banda acht Tage Hausarrest und der Herr Kapellmeister am nächstfolgenden Tage zum Rapport zu erscheinen habe.

Obgleich ich bloß Pulteträger, so war ich, als zur Musikbande gehörig, vom Hausarrest nicht ausgeschlossen.

Am nächsten Tage, als der Kapellmeister beim Rapport erschien, war er sehr überrascht, als ihm der Oberst sagte, die Banda hätte das vorletzte Stück umgeworfen.

Erst auf die Versicherung des Kapellmeisters, dass dies nicht der Fall war und die Ouverture von der Musikbanda genau so gespielt wurde, wie sie der Compositeur componierte, hob er den verhängten Hausarrest wieder auf, mit dem Bedeuten, in Zukunft nicht mehr zu spielen.

Der manipulierende Feldwebel.

Einige Tage darauf befahl mir der Regimentstambour, zum Feldwebel meiner Compagnie zu gehen, der mir eine neue Montur für die Parade geben sollte. Damals gehörte jeder Bandist in den Stand einer Compagnie und war bloß der Musikbanda zur Dienstleistung zugetheilt. Den früher vom manipulierenden Feldwebel erhaltenen alten Rock, welcher zu groß und auch schon ziemlich abgenutzt war, ließ ich bei unserem Schneider, welcher auch Bandist war, wenden und neu egalisieren, so dass er frischgeputzt wie neu aussah.

Ich hatte diesen Rock gerade am Leibe, als mir der Regimentstambour den früher erwähnten Auftrag gab, daher auch gleich zum Feldwebel gieng, welchen ich mit dem Gefreiten vom Tage in seiner Montursкammer traf.

Als ich mich meines Auftrages entledigte, gab mir der Feldwebel wieder einen alten Rock und sagte, ich hätte ja ohnehin einen neuen Rock an.

Auf meine Erklärung, dass dieser der alte Rock sei, den er mir vor acht Tagen gegeben, und den ich auf eigene Kosten wenden und neu egalisieren ließ, schrie er: „Verfluchter Kerl! Er will gar noch raisonnieren!“ Dabei griff er nach einem auf einer Montursкiste gelegenen Haslinger und schlug nach mir.

Ohne den alten Rock anzunehmen, verließ ich sogleich die Montursкammer und meldete den Vorfall beim Rapport dem Musikhauptmann, welcher mich dem Regimentsrapport vorführen ließ.

Als ich da dem Herrn Oberst den Sachverhalt erzählte, ließ er sogleich den Feldwebel und den Gefreiten, welcher Zeuge der Misshandlung war, holen, und ich, sowie der Regimentstambour, welcher mich vorführte, mussten im Vorsaal warten.

In kaum einer halben Stunde darauf erschienen die Gerufenen und als mich der Feldwebel erblickte, frug er mich barsch: „Was macht denn Er da?“ worauf ich ganz ruhig antwortete: „Das werden Sie bald erfahren.“

Es dauerte nicht lange, als wir beide vorgerufen wurden, und ich in Gegenwart des Feldwebels meine Beschwerden wiederholen musste, worauf derselbe sich damit entschuldigte, dass er nur im Interesse des Ärars habe handeln wollen.

Hierauf trat der Herr Oberst fast an ihn heran und schrie ihn mit den Worten an: „Haben Sie diesen Mann auch im Interesse des Ärars hinters Ohr gehaut? Vorderhand gehen Sie zum Profoßen. Rechts um.“ —

Mein erster und letzter Roman.

Unter den Verlassgegenständen meines seligen Vaters befand sich auch mehr als ein halber Ries starkes Papier, welches zu seinen Notenschreibereien bestimmt war und worauf er sich die Notenlinien selbst zog.

Da das Papier schon sehr stark gelb war, so beschloss ich, dasselbe in die Kaserne zu nehmen und in meinen dienstfreien Stunden meinen ersten Versuch zu unternehmen, einen Roman zu schreiben, welcher den Titel: „Der Pulverthurm“ führen sollte.

Als ich mit dem Sujet des Romanes im Reinen war, machte ich mich sogleich an die Arbeit und da mir bei meiner kleinen Löhnung von nur täglichen fünf Kreuzer C.-M. die Mittel fehlten, ins Wirtshaus zu gehen, so blieb mir nach den Proben viel Zeit für meinen Roman.

Ich hatte denselben in Quartformat bereits mit Verwendung von fünf Buch Papier geschrieben und auf dem Fensterbrett neben meinem Bett sammt einigen Musikalien verwahrt.

Eines Tages, an einem sogenannten Schlaparamentstag, wo ich nur mehr zwei Kreuzer Wiener Währung besaß, kam mir der Gusto, für diesen Vermögensrest beim Marketender Butter zu kaufen, um mein schon ziemlich trockenes Commissbrot schmackhafter zu machen, was ich auch ohne langes Bedenken ausführte. Als ich das Papier besah, worauf das kleine Stückchen Butter lag, bemerkte ich, dass das darauf Geschriebene meine Handschrift sei und beim Durchlesen derselben erkannte ich mit Entsetzen, dass das Stück Papier aus meinem Roman war. Ich sah gleich in meinem Manuscipte nach und gewahrte, dass darin mehr als hundert Blattseiten fehlten.

Ergrimmt gieng ich sogleich zum Marketender und fragte ihn, wer ihm das Papier gebracht hätte, doch wusste er keine andere Auskunft zu geben, als dass ihm ein junger Soldat im Zwilchrocke mehr als ein halb Buch Papier für eine Portion Fisolen mit Essig und Öl überlassen

habe, was den Wert von vier Kreuzer W. W. ausmacht, auch sei das Blatt, worauf meine Butter lag, das letzte, das er noch besaß.

Nach dieser Wertschätzung meiner beinahe zweimonatlichen Arbeit vergieng mir die Lust, den Roman zu ergänzen, und als ich eines Tages vergeblich in meine Börse blickte, um eine Kleinigkeit für den etwas rebellisch gewordenen Magen herauszufinden, nahm ich den Rest meines Manuscriptes und opferte es für zwei Portionen Fisolen mit Essig und Öl.

Die Diebsmausfalle.

Bevor unser Regiment nach Italien abmarschierte, wurde die Regiments-Kapelle für Garten-Concerte stark in Anspruch genommen, wobei die meisten auch viel Geld verdienten.

Da kam es in zwei Nächten vor, dass in der ersten Nacht einem Bandisten zwanzig Kreuzer und in der nächsten Nacht wieder einem anderen zehn Kreuzer C.-M. aus ihren Börsen verschwanden, ohne dass man auf irgend einen der Zimmergenossen Verdacht haben konnte.

Obgleich ich mein Geld in der Börse, wie alle anderen Kameraden, im Hosensack stecken ließ und dieselbe vor dem Schlafengehen an einen Nagel der Brotstelle aufhieng, so wurde sie doch längere Zeit vor fremdem Eingriff verschont. Ich nahm mir aber ungeachtet dessen fest vor, den Dieb zu fangen, zu welchem Zwecke ich mein Geld, welches aus acht Silberzwanzigern und einem Silberzehner bestand, in Gegenwart mehrerer mit mir am Tische sitzenden Bandisten zählte, wobei mir einer derselben sagte: „Du hast viel Benise.“

Tags darauf, als die Tagreveille geschlagen wurde, stand ich sogleich auf, besah meine Börse und fand, dass mir der Silberzehner fehlte. Der Dieb war sehr bescheiden. Ich gieng dann von Bett zu Bett und als ich zu jenem kam, worin der schlief, der sich tags vorher über mein vieles Geld wunderte, weckte ich denselben und hielt ihm meinen Handspiegel vors Gesicht mit den Worten: „Kerl, wie bist denn du im Gesicht und an der rechten Hand so schwarz geworden?“ Er sah verblüfft hinein und sagte bloß: „Waß i nöt!“ Ich aber erwiderte darauf: „Ich will dir's sagen, Hallunke! In meine Hosentasche hast hineingegriffen, in der ich nebst der Börse auch Kienruß hineingesteckt hatte, um den Dieb zu fangen.

Er hat's weiter nicht geleugnet, sondern für den Zehner, den er zurückgab — fünfundzwanzig bekommen.

Der Ball beim Festungscommandanten.

In den letzten vier Tagen zu Mantua, vor dem Abmarsche unseres Regimentes ins Lager war unsere Kapelle, insbesondere die Hautboisten-Abtheilung, welche auch mit Streichorchester bei Bällen die Musik besorgte, so sehr in Anspruch genommen, dass zum Schlafen fast keine Zeit übrig blieb.

Am vorletzten Tag vor dem Abmarsche gab auch der Festungscommandant von Mantua den Officieren der Garnison einen Ball in seiner Wohnung, bei welchem sich nebst anderen Generalen auch Feldmarschall-Lieutenant Graf Radetzky einfand. Alle Honoratioren von Mantua waren dazu geladen. Die Hautboisten-Abtheilung, welche die Ballmusik zu besorgen hatte, bestand mit Zuhilfenahme von sechs Bandisten aus sechzehn Mann. Das Orchester war erhöht in einer Ecke des Saales untergebracht. Als Dirigent fungierte der Hautboist Groß, welcher ein guter Violinspieler war und die meisten Tanzpièècen sogar auswendig spielte, aber dem Schlafe sehr ergeben war, besonders wenn er mehrere Nächte nicht vollständig ausschlafen konnte.

Es passierte ihm bei diesem Balle etwas, das niemand für möglich hielt, denn als vor der Raststunde ein Cotillon getanzt wurde, wobei FML. Radetzky mit dem Festungscommandanten gerade unterm Orchester stand, und mit selbem conversierte, fiel ersterem plötzlich die Violine des Dirigenten Groß auf die Achsel, welcher sie auch auffieng und auf das Orchester sah, dabei aber laut zu lachen anhub, denn Groß hatte die Augen fest zu und spielte mit dem Fidelbogen auf seinem linken Arm, an dem er mit den Fingern alle Griffe machte, als wenn er die Violine noch in der Hand hätte.

Dieser Vorfall kürzte den Cotillon ab. Radetzky reichte selbst dem plötzlich erwachten Dirigenten die Violine, und erkundigte sich um die Ursache seiner großen Müdigkeit und sagte, als er von der übermäßigen Anstrengung hörte: „Dass man unter solchen Umständen schläfrig werden kann, das begreif' ich, aber wie Sie schlafend geigen können, das begreif' ich nicht."

Und für das Geigen im Schlafe gäb's keine Strafe.

Schwärzer-Geschichten.

Von **Josef Wichner.**[1])

In Bezug auf das Schwärzen oder Paschen oder Schmuggeln habe ich mir meine Meinung schon längst gebildet. Mag nun dasselbe, von den etwaigen und oft recht großen Gefahren an Leib und Leben abgesehen, an und für sich eine oder auch keine Sünde sein, wie selbst die Gottesgelehrten streiten, eines ist mir gewiss: Ein wahrhaft vollendeter und sittlich vollkommener Mensch thut's nicht!

Da ich mir aber durchaus nicht einbilde, sittlich vollkommen und ein durchaus gefestigter Charakter zu sein, da ferner auch der Tiroler Jakl seine Mängel und Gebresten erkennt und da endlich selbst der hochwürdige P. Cyprian aus dem ehrwürdigen Orden der minderen Brüder ... jeden Tag Reue und Leid erweckt, so haben halt wir drei auch einmal geschmuggelt oder zollpflichtige Waren an den gestrengen Nasen der noch gestrengeren Finanzbeamten oder Grenzjäger vorbeigetrieben ... möge uns der heilige Ärarius, der besondere Schutzherr und Wohlthäter des bewaffneten Friedens, die längst verjährte Schuld in Anbetracht des hier folgenden offenen Bekenntnisses in Gnaden erlassen und den verübten Betrug verzeihen!

1. Wie ich geschwärzt habe.

Wer in der Erdkunde oder auch nur in der Kunde von Europa halbwegs bewandert ist, der weiß, dass kaum ein Flecklein Erde zum Schmuggeln so vielfach Gelegenheit bietet, als der nasse Bodensee, über den die Dampfer allweil aus einem Staat in den anderen fahren, aus der Schweiz nach Baden, aus Baden nach Württemberg, aus Württemberg nach Bayern, aus Bayern nach Österreich und aus Österreich wieder in die Schweiz, und darum ist einmal meine blonde Freundin, eines

[1]) Aus „Nimm und lies!" Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.) Ein neues Buch von Josef Wichner braucht man bloß anzuzeigen und siehe, mit beiden Händen greifen darnach seine zahlreichen Freunde. Etwas ganz Köstliches gibt's in jedem Bande. Die Red.

Schulkameraden und nunmehrigen Rechtshelfers ehrsame Frau, der Versuchung erlegen und hat sich herausgenommen, eine herrliche Gliederpuppe, die nicht nur die Augen öffnen und schließen, sondern sogar „Papa“ und „Mama“ sagen konnte, aus dem Badischen ins Österreichische hinüber zu zaubern, und weil ich damals gerade die Fahrt über die ganze Länge des Sees mitmachte, so fragte sie mich um Rath, wie denn das Kunststück am sichersten zu bewerkstelligen sei.

Aber lehre einer eine Tochter Evas das Schwärzen!

Sie macht gewiss, ich wette hundert Zwetschkenkerne gegen eine Nuss, alles verkehrt und geräth in dem Augenblicke, da nur Selbstbeherrschung retten kann, in eine solche Verwirrung, dass sie nimmer weiß, ist sie der Herr im Hause oder ist sie's nicht.

Auch meines Freundes wackere Gattin blieb den Grundsätzen echter Weiblichkeit getreu.

Sie band die liebe Puppe, meiner Weisung gehorchend, wohl so an ihren Leib, als wolle sie gelegentlich mit ihr den Tod in den Wellen suchen, sie warf auch ihren Mantel in kühnem Schwunge darüber, also dass es den Anschein hatte, als trage sie, der damaligen Mode entsprechend, eines jener berühmten Parisergewölbe, wie der Hund Atlas eines fand;[1]) aber . . . wie sie mit bebenden Händen die Knoten verschlungen hatte, das ist mir heute noch ein Räthsel.

Genug . . . als sie im österreichischen Hafen die Landungsbrücke betrat, da . . . schleifte sie das arme Kind an der langen Schnur auf dem Boden hinter sich her, als sei mitten im Sommer eine Schlittenpartie verabredet worden.

In solch einem Augenblicke hilft nur entschlossenes Handeln ohne jegliche Unterhandlung, und also bückte ich mich, ergriff das unselige Geschöpf und steckte es blitzschnell unter meinen Rock, den ich vorsichtshalber gut zuknöpfte.

Nun aber waren wir beide, die blonde Freundin und ich, durch die verhexte Schnur verbunden und mussten so an den Argusaugen der Zollbehörde vorüberwandeln.

Augenblicks schloss ich die Augen, tastete mit suchendem Stocke und unsicheren Füßen hinterdrein und . . . hörte zu meiner großen Genugthuung:

„Ach . . ., der arme, blinde Mann und die bedauernswerte junge, schöne Frau!“

Im selbigen Augenblicke aber ist's mir kalt durch den Leib gefahren; denn ich hab's auf einmal gefühlt, es sei eigentlich ein Frevel, ein Leiden zu heucheln, mit dem uns Gott strafen könnte.

---

[1]) Vergl. die Erzählung „Atlas der Gewölbträger“ in den „Alraunwurzeln“.

Na . . ., und da hat die Tochter Evas, die zum Frevel den Anlass gegeben, wie alles glücklich vorbei und die Puppe gerettet ist gewesen, halt auch ihren Text bekommen . . . ich bin bekanntlich nichts weniger als „galant“, und selbst, wo ich an das Geschlecht, das immer gehätschelt sein will, etwelchen Honig verschwende, ist stets etwas beißender Senf dabei.

2. Wie der Tiroler Jakl geschwärzt hat.

Der Tiroler Jakl hat das Schwärzen über die Nordtiroler Kalkalpen als lohnendes Geschäft betrieben, nicht bloß zum Spasse, wie ich und meines Freundes . . . besonnene Frau.

Und dieweil es ihm zu umständlich war, allweil über die höchsten Höhen zu kraxeln, um den neugierigen Grenzwächtern auszuweichen, so verfiel er auf allerlei Finten, und eine derselben sei folgende gewesen:

Einmal wollte er, ich weiß nicht, welche kostbare Ware aus dem Bayerlande ins Innthal hinüberbringen, und weil er sich dachte, auf einer guten Fahrstraße gehe so etwas viel bequemer vonstatten, als auf einem halsbrecherischen Grate, so kauft er im Bayerlande unweit der Grenze einen geräumigen Holzsarg, wie er sich etwa fürs Wamperle in seinen besten Jahren geschickt hätte,[1]) pfropte die Ware hinein, schloss den Deckel und ließ den Sarg von vier gemieteten Trägern am Zollhause vorbeitragen. Er selber gieng, den Hut in den Händen drehend, hinterdrein und betete laut ein Vaterunser ums andere, und es klang das gar schauerlich, weil er als guter Tiroler Sänger einen hochgewölbten Schallboden am Halse trug. Den neugierigen Wächtern aber erzählte er, der Scheibentoni, sein Bruder, sei beim „Zeigen“ auf der Schießstatt verunglückt, und da zuckten auch die Wächter alle ihre Hüte und sprachen für die Seele des Todten ein andächtig Gebet.

Der Jakl aber hat am selbigen Abend aus dem Schallboden heraus zu seinen Freunden gesagt:

„I hob's eh nit ong'logen, die Lotter, und wohr ischt's, was i hob' g'sogt. Oder, Leutl'n, ischt der Toni nit wirklich verunglückt beim ‚Zoag'n?‘ Freilich . . . scho' vor epper a zehn Jahrln, und doss er drin ischt, in dera Kischten, dos hob' i eh nit g'sogt!“

O . . . du Hauptschlankl!

Die Nachahmung aber empfehle ich doch nicht, einmal, weil man mit dem Tode und mit heiligen Dingen keinen Spott treiben soll, sodann weil die Wächter nun schon gewitzigt sind, also dass sich einer schön

---

[1]) Vergl. die Erzählung „Arms Wamperle“ in der Sammlung „Aus der Mappe eines Volksfreundes“.

anschmieren thät, wollte er den nämlichen Kniff nochmals versuchen, endlich, weil das Schwärzen nun einmal kein behördlich gestattetes Gewerbe ist und es in einem Staate schlecht aussähe, wenn alle Leute übern Zaun tragen wollten, was nach dem Gesetze beim Gartenthürlein nicht ein noch aus darf.

3. Wie der Pater Cyprian geschwärzt hat.

Der Pater Cyprian, ein armer Kapuzinermönch, fuhr einmal auf der Eisenbahn über die Landesgrenze, und in der nämlichen Wagen-abtheilung saß eine Frau, die wollte dem Gesetze auch eine Nase drehen, hatte aber nicht den Muth dazu.

Sie hatte in der Hauptstadt des Nachbarreiches feine Brabanter Spitzen für ihr neues Ballkleid eingekauft, und die sollten als blinde Reisende durchs Zollhaus hindurchmarschieren.

Je näher aber der Zug zu der Grenze kam, umso stärker pochte der Dame das Herz im Bewusstsein ihres Unrechtes und in der Angst vor dem berühmten elften Gebote, und endlich sagte sie zum freundlichen Pater, der schon lange mit den Reisenden recht leutselig gesprochen hatte und seine Dose fleißig herumreichte:

„Ich bitte, Hochwürden, helfen Sie mir aus der Verlegenheit und stecken Sie diese Spitzen in Ihre Kapuze; bei Ihnen sucht gewiss kein Mensch, und so bringe ich sie glücklich hinüber!“

Der einem harmlosen Spasse nicht abgeneigte Mönch entgegnete, er sei gerne bereit, der Frau einen Dienst zu erweisen; nur dürfe sie bei ihm als einem Ordensmanne nicht voraussetzen, dass er sich zu einer Lüge gebrauchen lasse. Würden ihn die Beamten fragen, so werde er ohne weiters die reine Wahrheit sagen, ohne sich um die etwaigen Folgen zu kümmern.

Die Frau gieng in der festen Überzeugung, dass ein Bettelmönch sicher „unangefochten“ über die Grenze komme, auf alles ein und steckte dem gefälligen Pater das Päckchen in die Kapuze; doch . . . siehe, kaum betraten die Reisenden die Zollhalle, da reckte ein besonders neugieriger oder auch gut aufgelegter Grünrock den Hals und schrie:

„Hochwürden . . . nichts Steuerbares?“

„Gewiss“, sagte der Pater und hob die arg zerfranste Kutte ein wenig in die Höhe, „ich habe Brabanter Spitzen zu einem Ballkleide.“

Da erhoben die Beamten ein unbändiges Gelächter über die feinen Brabanter Spitzen und ließen den Ordensmann unbehelligt seines Weges ziehen, und also konnte die Dame ihre Ware wieder in Empfang nehmen.

Dies sind die drei versprochenen Schwärzergeschichten.

Dieweil aber jeder Sänger, und wenn auch nur zwei Hände Beifall klatschen, alsogleich noch ein Gesätzlein draufgibt, so erzähle ich zu guter letzt, dass einmal eine Dame, da sie sich der Grenze näherte, einen ihr fremden Mitreisenden ersuchte, ihr zur Schädigung des Ärars behilflich zu sein, indem er die von ihr im Auslande gekauften Dinge in seine Tasche stecke.

Der „galante" Mann that auch ganz nach dem Willen der Frau, und so kamen sie glücklich über die Grenze.

Hier stellte der artige Herr die „aus den Fingern der Kroaten geretteten Schätze" zurück und sagte mit höflicher Verbeugung:

„Ich bitte recht sehr, meine Verehrteste, in Zukunft einen anderen Mann mit der heikeln Aufgabe zu betrauen; denn . . . ich bin der Finanzinspector und dürfte mich zu solchen Unternehmungen nicht mehr hergeben!"

Gut, dass der Boden fester war als zu Brüx im Böhmerlande, sonst . . . wäre die Dame wenigstens bis zum Kopfe oder noch weiter hineingesunken!

Wieder einmal bei den Berlinern.

Aus dem Reisetagebuch des Herausgebers.

Da hat der Verein „Berliner Presse" mich eingeladen, hinabzukommen und zu Gunsten seiner Witwen und Waisen den Berlinern etwas Steirisches vorzulesen. Unter der Bedingung, dass sie mit mir keine Geschichten machen, habe ich zugesagt.

„Aber Waldbauernbub!" hat mich jemand aus dem Reiche angerufen, „was hast denn du in Berlin zu suchen?"

„Menschen."

„Wie? Menschen? In dieser modernen Großstadt? In diesen Kreisen, die mit so viel Hochmuth auf alles blicken, was nicht Berlinerisch ist, deren zersetzender Geist gerade das Gegentheil ist von der warmherzigen, deutschen Volksseele, die du ihnen vielleicht näher bringen könntest?"

„In *diesen* Kreisen suche ich wahrlich meine Leute nicht. Und doch werde ich sie finden. Wien, Berlin, Paris hat so gut seine schlichten treuherzigen Menschen, als das Alpendorf, aber sie sind nicht so in der Oberfläche, sie sind mehr in der Tiefe, wo Arbeit und Leid die Frivolität nicht so aufkommen lassen. Auch schon bei den Witwen und Waisen der Modernen fangen die Menschen an. Ich gehe nach Berlin." Denn im Grunde war ich selber recht gespannt darauf, ob und inwieweit Berlin noch das alte wäre, wie vor Jahren.

Unterwegs im trauten, sonntägigen Dresden hielt ich Rast. Es ist ein wahres Herzensverhältnis zwischen den Sachsen und Steirern und da bangte mir allerdings ein wenig vor dem Contrast in Berlin. Zu Dresden war im Dampfwagen ein bequemes Gelass angewiesen worden, zum einsamen Sinnen. So rollte es nun die Ebene hinab zwischen Kiefernwäldern, Wasserflächen und Windmühlen. Nach drei Stunden verblich sachte der sonnige Himmel, im Norden stand es, wie ein bleigraues Gewitter und in diese finstere Atmosphäre fuhren wir hinein. Es ist der Rauch-, Staub- und Dunstkreis von Berlin.

Als ich nach Berlin kam, war das erste, mich vor Berlin zu verstecken, denn mir gieng's nach Ruhe und Sammlung, und ich fand sie in stillem Freundesheim. Zweimal kroch ich hervor. Ein Besuch bei dem Landsmanne Rudolf Falb, der, zum frühen Greise geworden, es im Siechenstuhle büßt, dass er seine Kraft und Gesundheit einst als Forscher in den Wildnissen von Südamerika zurückgelassen. Aber in heller Freude schlug er nun die Hände zusammen über den großartigen Erfolg der Falbspende, die durch Freundesbestrebung die Höhe von 75.000 Mark erreicht hatte! — Der zweite Besuch bei Spielhagen, wo ich mit ein paar lieben Freunden im Familienkreise höchst anregende Stunden verlebte. Der berühmte deutsche Romanschriftsteller gehört zu jenen glücklichen Naturen, die im brodelnden Hexenkessel der Großstadt die Unbefangenheit für behagliches und harmonisches Menschenleben sich zu bewahren wissen. Auch er fühlt die Vereinsamung in der ungeheueren Backsteinwildnis Berlins, mitten in dem gährenden Aufwuchern einer neuen Zeit, die unheimlich ist, weil man sie noch nicht kennt; andererseits ist die Großstadt sein Lebenselement und das Feld seines schöpferischen Geistes. In einer Behausung, die nach unseren dörflichen Begriffen geradezu fürstlich ist, umgeben von geschmackvoller Pracht, schreibt Spielhagen seine Werke. Mit der Beruhigung, dass manchmal auch die Deutschen ihre Lieblingsdichter gut zu halten wissen, habe ich mich von dem Verfasser der „Problematischen Naturen“ frohgemuth verabschiedet.

Mittlerweile hatte sich die Nothwendigkeit herausgestellt, zweimal zu lesen, das heißt, die steierische Vorlesung am nächsten Tage zu wiederholen. Die Zuhörerschaft der beiden Vorlesungen war eine ziemlich unterschiedliche. Bei der ersten die Mitglieder der „Berliner Presse“, großentheils mit einem ironischen Lächeln in den Mundwinkeln und den kritischen Stift in der Hand; bei der zweiten die Menschen, die ich suchte. Der Beifall ließ wahrlich nichts zu wünschen übrig. Und auch die Presse gab sich rührende Mühe, liebenswürdig zu sein. Aber noch ein anderes empfand ich, besonders am zweiten Abende, ein wortloses, innig warmes Grüßen, ein Versichern aus beseelten Augen, dass der norddeutsche Volksgeist den süddeutschen recht gut versteht, ja noch mehr, dass er im Grunde ein

und derselbe ist. Und das Hinabtragen unseres oberdeutschen Wesens in die nördlichen Flächen, und das Mitheimnehmen dessen, was dort gut und tüchtig ist, kann man wohl als eine Aufgabe deutscher Wanderpoeten betrachten.

Im übrigen wiederholten sich die Dinge. Manche waren — und sie sagten es am nächsten Tage rundweg in der Zeitung — anfangs von dem steierischen Poeten auf das lebhafteste enttäuscht. Wenn man einen stattlichen Älpler mit Kniehosen und blondem Vollbart erwartet, einen derben Bajuwaren mit tiefem Bierbass — und es kommt ein schlankes Männlein herein, von dem man zuerst nicht weiß, ist es ein Schulmeisterlein, der das A-B-C verbreitet, oder ein Landpastor, der aus der Bibel vorlesen will, oder ist's doch richtig der Schneider, der sich an den Leuten Maß nehmen will! — Als wir aber einige Zeit beisammensaßen, schienen die Enttäuschten sich etwas zu erholen und zu befreunden mit dem A-B-C und der Bibel und dem Menschenmessen des bebrillten Steirers im schwarzen Rocke.

Am nächsten Tag cursierte die Mär von dem „ehemaligen Schneidergesellen", die zu schön ist, um wahr zu sein. Wenn der Schneidergeselle ein Feldherr, oder ein Republikpräsident, oder ein Schauspieler, oder ein Dichter wird, so ist das eben viel großartiger, als wenn das einem Kaufmanne oder einem Soldaten oder einem Professor passiert, und manchmal schon kam es mir vor, dass gut die Hälfte meines bescheidenen Rufes in der — ehemaligen Schneidergesellenexistenz besteht. Schade nur, dass es mit dieser historischen Vergangenheit nicht ganz richtig ist. Schneidergeselle bin ich nie gewesen. Ich war Bauer. In meiner Jugend ein paar Jahre mit einem Bauernschneider im Gebirge herumgezogen, habe ich es jedoch über den Lehrling nicht hinausgebracht. Als die Arbeit karg wurde, ich aber mit einiger Umständlichkeit ein Beinkleid zusammennähen konnte, sagte mein alter Meister: „Von mir aus bist jetzt frei." Aber nicht in dem Sinne, als wäre ich nun vom Lehrling zum zünftigen Gesellen avanciert, sondern vielmehr in dem Sinne, als könne ich nun gehen, wohin ich wolle. Allerdings, als ich in die Stadt gieng, begriff es der gute Alte nicht, wie einer das brave Handwerk mit der windigen Stadtzodelei vertauschen könne. Also mit dem Schneidergesellen ist's nichts, und das habe ich einmal deutlich sagen wollen, auf die Gefahr hin, dass mein Renommee nun beim Teufel ist. Gewisse Geschichtlein der „Waldheimat" sind überhaupt mit einiger Vorsicht aufzunehmen, der Mann, der sie geschrieben, ist nicht bloß Autobiograph, sondern nebenbei vielleicht auch ein klein bisschen Dichter. Diese Vermuthung wird sogar eingangs jenes Buches angedeutet.

Nun noch einmal zu den Berliner Vorlesungen. Dort las ich auch das schöne Stieler'sche Gedicht: „An Anfrag", in welchem ein Bauer

seine drei Söhne auf den Schlachtfeldern Frankreichs verliert. Nach Schluss dieses ergreifenden Gedichtes blieb es im Saale todtenstill. Am nächsten Tage las ich in den Zeitungen darüber folgende Erklärungen. Nummer 1, das Gedicht hat so tief erschüttert, dass man die Stimmung durch Beifall nicht entweihen wollte. Nummer 2, das Stieler'sche Gedicht, deren Tendenz sich gegen den Krieg kehrt, wurde bei uns in Preußen abgelehnt. Nummer 3: Beim Stieler'schen Gedichte gieng ein Hauch tiefer Bewegung durch den Saal. Möchten es unsere Dichter nur recht oft, und besonders auch hier betonen, dass die Deutschen nicht bloß Krieger und Journalisten, sondern auch nebenbei noch Väter, Mütter, Söhne, Brüder und Schwestern sind. — Sehr köstlich war das Blatt Nummer 4: Wie kommt ein steierischer Bauer dazu, seine Söhne auf den Schlachtfeldern von Wörth, Orleans und Sedan zu verlieren? Was geht diese Sache die Steirer an? — Mit Verstattung, ich habe es deutlich gesagt, dass das Gedicht nach dem Bayerischen des Karl Stieler ins Steierische übersetzt wurde, ungefähr, wie man den Homer ins Deutsche übersetzt, ohne dass jemand veranlasst werden soll, zu glauben, die Helden der Odyssee wären Deutsche gewesen. — Und wenn der schneidige Recensent meint, dass uns deutsche Steirer der Krieg vom Jahre 1870 nichts angienge, dann soll er seine nationale Zeitungspolitik bloß hübsch auf den Nagel hängen und sein Brot anderweitig suchen.

Der Director des Schillertheaters ließ sich einfallen, gelegentlich meiner Anwesenheit das Volksdrama „Am Tage des Gerichts" zu geben. Ich erschrak. Werden die Leute nicht sagen: Aha, das hat der Autor eingefädelt und jetzt will der Mann von der Berliner Presse sich gleich den Dank für die Vorlesungen holen? — Mich hat's recht vom Herzen gefreut, dass die Presse den Zweck meiner Vorlesungen würdiger aufgefasst und das Stück leidlich verklöpfelt hat.

Ist also an einem und demselben Abende Berlin vom steierischen Poeten an zwei Seiten angegriffen worden, im Westen wurde steierisch gelesen, im Osten steierisch gespielt. Das Schillertheater sandte nach der Vorlesung Wagen und Nachricht herüber, die Leute schrien, ich solle rasch kommen und mich verneigen. Ich war zu erschöpft. Auch bekommt der Mensch durch das viele Verneigen leicht einen krummen Rücken. Die Aufführung des Stückes soll übrigens eine ausgezeichnete gewesen sein. Sie erfuhr eine große Anzahl von Wiederholungen.

Ich hatte in der großen Stadt an der Spree viel mit Unwohlsein zu kämpfen. Besonders war es eine starke Heiserkeit, die den zweiten Leseabend in Frage stellte. Der Arzt suchte die Stimmbänder mit Medicinen und Sect aufzufrischen, ich gebot ihnen: Ihr müsset! Und sie gehorchten. Die theils rauhe, theils schrille Stimme ist den steierischen Bauern und alten Bäuerinnen gar nicht so übel zustatten gekommen.

Trotz des leidenden Zustandes war ich in Berlin sehr gehobener Stimmung, und das ist wohl kein Wunder bei den Auszeichnungen, die ich von allen Seiten erfuhr, bei dem Verständnisse und der Herzenswärme der Zuhörer, bei der liebevollen Fürsorge der Freunde, und endlich bei dem Umstande, dass es mir möglich ward, den Erwartungen des Vereines zu entsprechen. Als diese Pflicht erfüllt war, bin ich allerdings mit dem ersten Zuge heimwärts gedampft, hinauf gegen die hohen Alpen, aus denen sich's einmal zur Abwechselung so gut von oben herabschauen lässt — auf Berlin.

Kranzspenden.

Aus der Zeitschrift: „Das Leben".

Es ist eine schöne Sitte, dass man die Todten mit Blumen zu Grabe geleitet und dann auf ihrem Grabe noch einen Blütengarten pflanzt und pflegt. Der Brauch ist wohl auch nicht neu; er stammt — ich weiß wirklich nicht viel davon — aus alten Zeiten und findet sich bei vielen Völkern und in mannigfachen Formen vor.

Zur Entstehung mag er wohl gekommen sein aus der Weltanschauung des allgemeinen Mitgefühles heraus, aus dem Mythos oder der recht eigentlich ästhetischen Naturanschauung, die alles Wahrnehmbare ganz von Gefühl erfüllt ansieht und die Welt als eine Gesellschaft gefühlvoller Geisterseelen auffasst. Ja, ich möchte sagen, es ist dies geradezu eine Forderung, ohne die eine Kunst gar nicht möglich wäre. Der Künstler braucht das Mitgefühl der Natur beim kleinsten Werk, und jeder Naturgenuss beruht im Grunde darauf; man könnte der Natur gar kein wahres tiefempfundenes Interesse entgegenbringen, sähe man sie nicht mit fühlenden Geistern erfüllt.

Und wie man hinausgeht in den Wald, ans Meer, in die Öde, und ihnen, die uns voll Mitgefühl umgeben, sein Leid klagt, so legt man auch Zweige und Blüten auf die Bahre eines lieben Todten, dass sie mittrauern, die Trauer mehren helfen, dass sie theilhaben an unserem Schmerze. Auch mag die Vereinigung blühender Blumen und grünender Zweige mit dem Leichnam, mit dem Bahrtuche, als Symbol der unzertrennlichen Einheit des Lebens mit dem Tode gedacht und empfunden worden sein. Und schon darum ist die Sitte schön, weil sie symbolisch ist, und weil sie einen schönen Gegensatz und harmonischen Einklang enthält. Vielleicht wollte man sich endlich von der, viele erschreckenden

Vorstellung des Todes, von dem Bilde des grinsenden Schädels befreien, indem man diesen mit Rosen bekränzte. — — —

Von all dem Empfinden ist, mit Ausnahme vielleicht des letzteren, aus der Todesscheu entspringenden, heute keine Spur mehr bei den zu einer lästigen, hässlichen und widerlichen Unsitte gewordenen Kranzspenden.

Stirbt uns ein Verwandter, Freund oder Bekannter, so erheischt es die Sitte, dass man zum Beweise besonderer Theilnahme den Hinterbliebenen einen Kranz ins Trauerhaus schickt. Man lässt sich natürlich nicht lumpen, und da sich ein gewisses Gegenseitigkeitsverhältnis herausgebildet hat, und man auch beileibe nicht hinter anderen Freunden in der Güte und Schönheit des Gebrachten zurückstehen will, so hat sich die Kranzindustrie zu großer Vollkommenheit entwickelt; sie hat aber auch die bizarrsten und geschmacklosesten Formen angenommen; denn sie ist eben auch der Mode und damit allen Übertreibungen und Lächerlichkeiten unterworfen.

Und was ist der Effect? Vom ästhetischen Gesichtspunkte kann man gewiss nicht sagen, dass drei Kränze schöner sind als einer, zehn schöner als zwei; also dem Schönheitsbedürfnisse verweinter Augen und betrübter Seelen wird durch einen Haufen Kränze kein Genüge gethan — und den Todten in der Truhe ficht es nicht an. Ich finde schon die Form des Kranzes unschön.

In den Schmerz der Hinterbliebenen jedoch mischt sich ein peinliches Empfinden: Jeder neuanlangende Kranz bedeutet eine Verpflichtung zu gleicher Spende bei Todesfällen in der Familie der Spender. Und dabei wird die Sache geschäftsmäßig trocken, häufig ohne alles Mitgefühl abgethan; gewöhnlich ist es Ärger und Unlust, was man fühlt, nicht Trauer. Man erhält die Todesanzeige. — „Oh je! Da müssen wir einen Kranz kaufen!“ Wenn's auch nicht der erste Ausruf ist, so ist's doch eine der ersten Empfindungen. Die Unsitte der Kranzspenden wirkt daher in vieler Hinsicht auch verrohend. Man zahlt fünf Gulden, zehn Gulden oder noch mehr, weil man muss, weil man einem gesellschaftlichen Zwange unterliegt — man drückt seine Theilnahme in echt moderner Weise in Geld oder Geldeswert aus. Dabei hat man überdies das höchst unbefriedigende Gefühl, dass „ein Dritter sich freut“, und das ist der Kunstgärtner und Kränzefabrikant. Der streicht lachend sein Geld ein — und ein schönes Stück Geld! Denn bei Kranzspenden lässt man sich, wie gesagt, nicht lumpen, und man scheut sich auch, bei solchem Anlasse zu feilschen!

Manchem aber thut dieses Zahlen bitter weh; so unvermuthet fünf, zehn oder mehr Gulden für nichts hingeben zu müssen, ist nicht jedermanns Sache und Vergnügen, und alle empfinden dabei das Unsittliche einer wirklichen Vergeudung.

So ist diese Unsitte wohl allen zum Ekel geworden, alle empfinden sie geradezu als einen Unfug — aber mit der Abschaffung will natür-

lich keiner den Anfang machen. Feiner empfindende Seelen lassen zwar auf die Todesanzeige die radicale Bemerkung drucken: „Kranzspenden werden dankend abgelehnt". Aber das ist auch nicht das rechte. Es schafft keinen Ersatz für das, was man entziehen will; auch steckt vielleicht noch etwas anderes dahinter: „Wir geben daher selbst auch keine Kränze". Dann ist es eigentlich eine Ablehnung werkthätiger Theilnahme, die ein kaltes, abweisendes, individualistisches Moment enthält.

Ich möchte etwas anderes vorschlagen. Man setze auf die Todesanzeigen ungefähr die folgende Bemerkung: „Die Beträge für die zugedachten Kranzspenden wollen dem wohlthätigen Vereine N. N. zugewendet werden". Wenn man seine Leute kennt, mag man sich vielleicht noch den Zusatz erlauben: „Das Namensverzeichnis der P. T. Spender wird im X-Blatte veröffentlicht werden". Oder aber die wohlthätigen Vereine schaffen sich hübsche, vielleicht auch künstlerisch ausgeführte Karten an, welche die Mittheilung enthalten: „Frau oder Herr A. hat aus Anlass des Todes von Frau oder Herrn B. dem gefertigten Vereine zu Gunsten der Armen den Betrag von x Gulden gewidmet". Diese Karten werden dann vom Vereine den trauernden Hinterbliebenen ins Haus geschickt. Wird diese das nicht erheben? Werden es nicht Tropfen lindernden Balsams in die brennende Wunde sein, zu wissen, dass nun manche andere Sorge, mancher Schmerz von armen, auch bedrückten Mitmenschen gestillt, manche Zähre getrocknet werden wird?

Und ich stelle mir vor, es wird dann auch hier eine Concurrenz wachgerufen werden; das wird aber ein edler, schöner Wettstreit sein — wenigstens nach dem Erfolge. Um die Motive kümmere ich mich nicht, das soll jeder mit sich selbst ausmachen. Ich bin sogar der Meinung, ein Appell an die ethischen Gefühle wird nicht so wirksam sein, als wenn man es dahin brächte, dass die Sache — Mode wird.

Mein Vorschlag richtet sich daher zunächst an die Damen der „Gesellschaft", die die vornehmsten und maßgebendsten Sclavinnen der Mode sind. Sie haben oft, meine verehrten Damen, den Fasching durchwüthet und durchtanzt, zwar auch vielfach, was Ihren edlen Herzen Ehre macht, „zum Besten der Armen"; nun aber streuen Sie Asche auf Ihre schönen Häupter und bringen Sie meinen Vorschlag — 's ist ein rechter Aschermittwochsvorschlag — in die Mode! Sie brauchen nicht einmal den so schwierigen Anfang zu machen! Ich habe — mitten im Fasching — den gleichen Vorschlag bereits einer kleinen Gesellschaft befreundeter Herren gemacht, die ihn geradezu mit Begeisterung aufgenommen haben, und alle verpflichteten sich freiwillig, ihrerseits in dieser Weise vorzugehen und die neue schöne Sitte zu verbreiten.

Und eine schöne Sitte würde es werden! Welch tröstlicher Gedanke, mit seinem Tode Schmerzen anderer zu stillen, Noth zu lindern! Wie

köstlich und beruhigend zu denken, dass nicht mehr das Schmunzeln des Kranzbinders, sondern fromme Gebete und Segenswünsche aus dankerfüllten Herzen uns auf der letzten großen Reise geleiten werden! Das wäre ein rechtes „sociales Sterben!“

Es lässt sich allerdings einwenden, dass mit der Durchführung meines Vorschlages die Handelsgärtner, Fabriken von künstlichen Blumen nnd die Blumenverkaufsgeschäfte einen empfindlichen Schaden erleiden würden; das ist richtig. Weil aber die neue Sitte, wenn überhaupt, ohnehin nur langsam durchdringen wird, so haben die betreffenden Geschäfte hinreichend Zeit, eine allmähliche Einschränkung dieser Betriebszweige vorzunehmen.

Als ganz und gar verkehrt muss es jedoch bezeichnet werden, wenn man, um eine Beeinträchtigung der Kunstgärtner und Kranzindustrien zu vermeiden, der Erhaltung der bestehenden Unsitte das Wort reden würde. Das ist gerade so, wie wenn man für die Aufrechthaltung der Turfwetten sprechen wollte, um das edle Gewerbe der Bookmakers nicht zu schädigen. Im Gegentheile, es muss als volkswirtschaftlich nothwendig und staatswirtschaftlich dringend geboten bezeichnet werden, eine Production zu beschränken, welche das Socialcapital verschwendet, d. h. Theile desselben nutzlos verschwinden macht. Denn die gesammte Kranzindustrie erzeugt weder Capitalgüter, die zur Wiedererzeugung weiter verwendet werden, noch Genussgüter, die der Befriedigung irgend eines Bedürfnisses dienen, also gebraucht oder verbraucht werden. Sie erzeugt, keinem zur Freude, allen zur Last, nur fictive Werte, die in kürzester Frist den Kehrichthaufen vergrößern, für die aber doch ganz bedeutende Mengen des Socialcapitals, das derart der wirklichen Production entzogen oder vorenthalten wird, hingegeben werden. Endlich ist auch der Nachtheil, den die Kranzspendenindustrie erleidet, jedenfalls gering anzuschlagen gegenüber den Vortheilen, die zahlreiche Bedürftige empfangen.

Übrigens sage ich gar nichts dagegen, dass die nächsten, unmittelbaren Angehörigen der Todten selbst, Gatten, Kinder und Eltern, auf die Bahre Blumen und Zweige legen. Es ist dies eine Äußerung des Schmerzes; es sind die letzten Zeichen der Liebe; es ist eine Sprache, die nicht Worte hat, nur stumme Naturlaute. Diese Spenden werden auch nie ein edles, schönes Maß überschreiten.

Ich möchte selbst nicht ohne Blumen und ohne Grünes zu Grabe getragen werden. Aber nur ja keinen gekauften Kranz! Da drehe ich mich noch im Sarge um! Man lege mir einen Buschen Waldzweige auf die Bahre; oder wenn es Sommer ist, dann sollen mir meine Buben Alpenrosen von den Bergen herabholen. F. v. W.

Mit dieser Anregung, die wir der neuen, bei Braumüller in Wien erscheinenden Zeitschrift „Das Leben“ entnehmen, sind wir auf das lebhafteste einverstanden.

Glauben und Leben.

Berlin hat doch auch noch andere Ideale und Bestrebungen als die, eine Weltstadt zu werden, das Paris des deutschen Reiches zu sein und geringschätzig auf andere Städte herabzusehen. Diese Großstadt scheint nicht Lust zu haben, gleich dem alten Rom sich so lange aufzublähen, bis sie platzt. Es rührt sich ein sittliches Bewusstsein, welches auch die Großstadtmenschen einen Weg weisen will, der nicht in den Abgrund führt.

Von der Vereinigung „Ethische Cultur“ in Berlin ist vor einiger Zeit ein Schreibebrief an mich gekommen, angefüllt mit schweren, ewigen Fragen, die ich armer Mensch beantworten soll. Da ich mich in der Welt und besonders im Volksherzen zeitlebens ein bisschen umgesehen hätte, so wolle man meine Meinung wissen über die Beziehung zwischen Religion und Moral. Und da wären die folgenden Fragen: Ist glaubenslos und sittenlos dasselbe? Kommt die Humanität aus der Religion, oder wird sie erst in diese hineingetragen? Ist es wahr, dass im schlichten Volke die Sittlichkeit von den Jenseitsvorstellungen getragen wird, oder stammt die Sittlichkeit am unverfälschtesten aus dem von allem Jenseitsglauben unabhängigen Rechtsgefühl, Mitgefühl, Gemeinsamkeitsgefühl? Gibt die Priesterlehre den sittlichen Halt, oder wird diese theils unvermerkt, theils durch offene Opposition beständig vom natürlichen Moralbewusstsein corrigiert? Welche Conflicte entstehen aus diesen Zwiespalten in den natürlichen Lebensverhältnissen?

Man merkt wohl, dass die Fragesteller moderne Menschen sind, denn die Fragen sind so gestellt, dass sie leichter im Sinne der Naturmoral, als in dem der Religion beantwortet werden könnten. Ich habe über diese wichtigen Dinge manchmal nachgedacht und mir eine Meinung gebildet, die allerdings mich befriedigt, die deshalb aber nicht gerade die Kraft haben muss, auch andere zu befriedigen. Dass meine Anschauungen der Natur und Denkart vieler Menschen angemessen sind, das hat sich wohl schon bisweilen gezeigt, und so will ich unbefangen dran gehen, die oben gestellten Fragen in wenigen Zügen zu besprechen.

Ist glaubenslos und sittenlos dasselbe?

Man braucht kein großes Kirchenlicht zu sein, um diese fast ein wenig boshaft klingende Frage rundweg mit nein zu beantworten.

Ich mag nicht bestreiten, dass, wie es später näher berührt werden wird, der Glaube unter Umständen der Sittlichkeit auf die Beine helfen kann. Im allgemeinen aber sehen wir jeden Tag und allerorts, dass in Bezug auf sittliches Leben kein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Orthodoxen und Atheisten, vorausgesetzt aber, dass letztere gebildet seien und nicht der rohen Menge angehören. Der größte Egoismus wird oft mit dem Mantel des Glaubens zugedeckt, und der Gottes- und Himmelleugner kann der opferfroheste Menschenfreund sein. Gerade in der gebildeten Welt kommt das vor. Im Volke mag es allerdings vielfach anders sein. Ich will Folgendes betonen: Man darf die Durchschnittsmenschen nicht verachten, ob sie nun was immer sind — Philister gibt es oben und unten, und am meisten in der Mitte — man darf sie nicht verachten, denn es sind Menschen, die mehr oder weniger vom allgemeinsamen Leide geheiligt sind. Aber das muss man schon sagen, wenn der gemeine Eigennutz keinen Gott weiß, keine Strafe im Jenseits zu befürchten hat, dann wird er bald nur mehr ein Thier sein. Der Glaube fügt ihn erst ein als brauchbares Material in den Menschenbau. Freilich macht auch so einen der Glaube an Himmel oder Hölle nicht sittlich, weil es eben nicht sittlich ist, aus Hoffnung auf Lohn oder Furcht vor Strafe brav zu sein.

Kommt die Humanität aus der Religion, oder wird sie erst in diese hineingetragen?

Es kann beides der Fall sein. Aus der christlichen Religion strömt seit fast zweitausend Jahren ein Meer von Humanität. Für die grausamen Religionskriege, für die Inquisition, für die brutale Unduldsamkeit und für so vieles Abscheuliche, das im Namen Gottes verübt worden ist, darf man das Christenthum nicht verantwortlich machen. Es war missverstandenes Christenthum. Das Christenthum Jesu war vollendet, was später in dasselbe hineingetragen worden, hat es nur verdorben. — Doch gibt es bei wilden Völkern Naturreligionen, in denen Grausamkeit Gottesdienst ist. Da kommt es dann vor, dass erleuchtete Männer die Religion umwandeln, Sittlichkeit in sie hineintragen, sie zum Gefäß einer neuen Cultur machen. So sind Religionen Werkzeuge für Staatenbildungen geworden, damit waren sie allerdings noch nicht sittlich im reinsten Sinne, denn sie dienten einem profanen Zweck.

Ist es wahr, dass im schlichten Volke die Sittlichkeit von den Jenseitsvorstellungen getragen wird, oder stammt die Sittlichkeit am unverfälschtesten aus dem von allem Jenseitsglauben unabhängigen Rechtsgefühl, Mitgefühl, Gemeinsamkeitsgefühl?

Zum Theile ist diese Frage schon beantwortet. Edler angelegte Naturen werden auch ohne Jenseitsvorstellung in ihren Handlungen sich leiten lassen vom Rechtsgefühle, vom Mitleide, vom Gemeinsamkeitsbewusstsein, und es wird ihnen leicht ankommen, sittlich zu sein, weil

es ihnen eben schon so angeboren ist. Nun ist aber sozusagen der Mensch nicht ohne Erbsünde geboren, die allermeisten müssen erst zum Rechten erzogen werden. In der Erziehung ist das Vorbild die größte Macht. Menschliche Vorbilder werden von gemeinen Naturen nicht anerkannt, es müssen göttliche sein. Man muss ihnen die Sittlichkeit verkörpern in den Göttern. Das Christenthum hat in den weithinleuchtenden Gestalten seiner Heiligen volksthümliche Symbole von Seelengröße, und es hat an Christus ein Vorbild der Menschlichkeit und Göttlichkeit zugleich, wie die Welt und ihre Geschichte ein zweites nicht besitzt. Die Ideale des Christenthums haben — das ist meine Überzeugung — einen unendlichen Fonds echter Sittlichkeit in das Menschengeschlecht gebracht. Abgesehen von Lohn oder Strafe im Jenseits gibt das rechtverstandene Christenthum eine solche uneigennützige Freude am Guten, dass man es seiner selbst willen sucht. Und das Rechtsgefühl, das Mitgefühl, das Gemeinsamkeitsgefühl unserer Cultur, war es immer so da? Nein, das Christenthum hat es gebracht. Ist auch dieses dreifache Sittlichkeitsgefühl von Jenseitsvorstellungen unabhängig, so ist und bleibt es doch ein Ausfluss der Religion, des Christenthums. Also kurz: Edle Naturen werden auch ohne religiöse Vorstellungen sittlich sein, aber ohne eine verbreitete sittliche Religion werden eben nur wenige Naturen edel erzogen werden können.

Den unedlen sucht's das Christenthum leichter zu machen.

In alter Zeit und auch noch in der neuen schreibt das Christenthum vor, den Menschen Gutes zu thun Gott zuliebe. Auch die Nächstenliebe soll man ausüben Gott zuliebe. — Warum wird nicht Liebe zu den Menschen ihrer selbst willen verlangt? Wahrscheinlich, weil dieses Gebot für die meisten zu schwer zu halten wäre. Wer die Menschen kennt und unter ihren Eigenschaften zu leiden hat, der kann sie kaum lieben, sie verdienen viel mehr Geduld als Liebe. Gott lässt sich leichter lieben, er ist uns als der Vollkommenste bekannt, er hat uns nie beleidigt, ihm verdanken wir alles, was wir sind und genießen. Dem Gläubigen kommt es also viel leichter an, den Mitmenschen Gott zuliebe Gutes zu thun, als ihrer selbst willen.

Was ohne religiösen Grund an Wohlthun und Gemeinnützigkeit geleistet wird, das kommt weniger aus liebevollem Herzen, als aus Pflichtgefühl, zum Theile vielleicht sogar aus Furcht vor den Folgen unbesänftigter Armut. Einst verdankte der Bettler das Geschenk des Reichen Gott, heute dem bösen Gewissen.

Gibt die Priesterlehre den sittlichen Gehalt, oder wird sie beständig von einem natürlichen Moralbewusstsein corrigiert?

Das Priesterthum gründet sich stets auf das Dogma, auf einen sinnfälligen Formencultus, der — wenn nicht schon vorwegs außerhalb des Sittlichkeitsbegriffes stehend — mit der Vervollkommnung des letzteren nicht immer gleichen Schritt hält. Wenn nun im Volke das selbständige

Sittlichkeitsgefühl schwächer ist, als die Neigung zum starren Dogma, so wird das Volk vom Priesterthume beherrscht; ist es aber stärker, so wird die Priesterlehre von dem lebendigen Moralbewusstsein corrigiert. Da unser Moralbewusstsein das christliche ist, so hat man es in unserer Zeit vielfach erleben können, dass die Priesterlehre von der Christuslehre corrigiert wurde.

Heute wird das in manchen Kreisen berüchtigte Schlagwort ausgegeben, die Religion sei Privatsache. Natürlich Privatsache. Was soll sie denn anders sein? Soll sie officiell sein wie die Militärpflicht oder das Steuerzahlen? Sie kann so wenig officiell erzwungen werden, wie etwa der Patriotismus, oder der Geschmack, oder die Ehe. Der Patriotismus kann öffentlich protegiert, der Geschmack in den Schulen ausgebildet werden, das ändert nichts daran, dass sie Privatsache sind. Die Ehe wird amtlich ertheilt, öffentlich anerkannt, deshalb hört sie nicht auf, Privatsache zu sein. Die Religion soll in der Schule gelehrt, im Leben geübt werden, trotzdem bleibt sie Privatsache, das heißt ureigenste Herzensangelegenheit einer Person. Und dort, wo sie das nicht ist, wo sie aus äußeren Gründen vorhanden ist, etwa aus angewohntem Herkommen, aus gesellschaftlichen Rücksichten, aus politischen Bestrebungen, da ist sie nicht mehr Religion, da ist sie nur noch eine infame Gotteslästerung. — Religionsfreiheit ist deshalb nicht ein Missachten der Religion, als vielmehr ein Schutz derselben. Unser persönliches Verhältnis zu Gott ist gesetzlich geschützt, so wie ein Privateigenthum geschützt ist. Niemand hat das Recht, uns die ursprüngliche, die angeborene oder anerzogene Religion gewaltsam aus dem Herzen zu reißen, oder eine andere dahin zu verpflanzen. Niemand hat das Recht, unsere religiösen Gefühle öffentlich zu verletzen, so wenig, wie unsere Ehre. Die Religion ist Privatsache wie ein erworbenes Gut oder wie die persönliche Ehre, und wie diese gesetzlich geschützt.

Was nun ist denn so Schlimmes daran, dass Religion Privatsache ist?

Soll diese innerliche, heilige, beseligende Wesenheit denn aggressiv werden? Soll sie politisch dazu missbraucht werden, um Völker zu dirigieren, Staaten zu stützen, Kirchen zu weltlichen Herrschern zu machen? Um des Himmels willen, was wäre das für ein religiöser Zweck! Was wäre das für ein verhängnisvolles Verkennen, oder fluchwürdiges Entstellen des Christenthums oder einer anderen Religion, die auf das außerweltliche Gottesreich, auf das tiefinnerste Gemüthsreich ihr einziges Gewicht legt! Einer Religion, die den Betenden ins einsame Kämmerlein schickt und deren Reich nicht von dieser Welt ist!

Eine christliche Schule wünsche ich dem christlichen Volke. Sie macht aber die Religion noch lange nicht zu einer officiellen Sache, oder zu einem Zwange. Denn mit Zwang kann man dem innigen Glauben, der christlichen Empfindung nicht bei; man rückt Herzensfrömmigkeit aus ihrer christlichen Einfalt, indem man sie auf öffentlichen Kampfplatz

stellt, man erstickt sie, indem man ihr Gewalt anthut. Und was zurückbleibt, es ist das abscheuliche Pharisäerthum, das aus irgendwelchen weltlichen Vortheilen Religion heuchelt. Nur dort, wo Religionsfreiheit, heißt das, die Religion des Einzelnen, wirklich feindselig angegriffen wird, kann aus reinster christlicher Frömmigkeit sich ein Kampfgefühl entwickeln, aus dem — die Märtyrer entstehen! Wer jedoch unter der Fahne „Religion" auszieht, um politische Parteien zu gründen oder gar Länder zu unterjochen, den stelle ich zu jenen heidnischen Tyrannen, die auszogen, um mit List und Gewalt die Welt zu erobern. —

Aus den Gegensätzen von Religion und Naturmoral sind die größten Conflicte der Menschheit herorgegangen. Es sollte also eins von beiden aus der Welt geschafft werden? Aber wie? Die beiden sind voneinander nicht zu trennen, indem eins das andere bekämpft, gebärt eins das andere, und umgekehrt. Die rein begriffliche Naturmoral, von einzelnen führenden Geistern aufgestellt, verdichtet sich in der Menschheit, wie diese einmal ist, naturgemäß zu sinnlichen Vorstellungen, geht also über auf religiöses Gebiet, um sich bei hochentwickelten Individuen wieder in das reine Sittlichkeitsgefühl umzusetzen. Oder so: Ein Führer will die Einheit seines Volkes erzielen, er sagt: Haltet zusammen, denn ihr gehört zusammen, ihr seid Brüder. Da denkt sich das Volk: Wenn wir Brüder sind, so müssen wir einen gemeinsamen Vater haben. Wer ist dieser Vater? Wo ist er? Wie ist er? Nun kommt der Priester und zeigt ihn im Symbole, im Bilde: es ist der Gott-Schöpfer. Dann kommen aufgeklärte Geister und lehren: Das Bild ist falsch, der Gott-Schöpfer ist im Bilde nicht zu fassen, denn er ist die allgemeine Kraft, die Weltseele, das Gute an sich. — Und das Gute an sich ist der reine Sittlichkeitsbegriff. — Da wären wir einmal herum.

Eine allgemeine Erkenntnis der Nothwendigkeit beider Theile und ihrer Gegensätze würde eine große und reinsittliche Errungenschaft sein. Denn diese Erkenntnis müsste zur Duldsamkeit führen.

Wie also halte ich's? Ich persönlich halte es nicht mit einer Religion, die den Menschen nur mit Lohn oder Strafe erziehen will. Aber darum leugne ich nicht ihren Wert. Für sehr viele wird sie wohl das Richtige sein. Ich halte es mit dem Guten an sich, aber auf diesem Wege finde ich — die Gottheit. Die unendliche, allmächtige und allweise Gottheit, die ich nicht beurtheilen kann, weil ich sie nicht begreife, die ich mir kosmisch oder persönlich, körperlich oder seelisch vorstellen kann, je nachdem ich ihr mit meinem Herzen am nächsten zu kommen vermag. Sie ist alles. Wir kommen aus ihr, wir sind in ihr, wir gehen zu ihr, es ist die Gottheit, die Christus den himmlischen Vater nennt.

Dieses Gefühl in Gott zu sein trägt viel dazu bei, unsere thierische Natur zu überwinden und sittlich besser zu werden. Doch kann ich mir

immerhin auch Personen vorstellen, die Gottesglauben und thierische Selbstsucht recht gut in sich zu vereinigen wissen. Sie lassen einfach Gott einen guten Mann sein und thun, was sie wollen. Besser macht die Religion nur unter Umständen, viel öfter aber macht sie glücklich. Der Glaube an einen Gott, der endlich alles ins Rechte bringt, beruhigt, tröstet, gibt dem Herzen einen heldenhaften Gleichmuth, der froh und stark macht auf Erden. Und nebenbei die Aussicht auf ein besseres Leben in einer anderen Welt!

Das haben wir jenen Naturvölkern voraus, deren Götter häßlich, dumm und grausam sind: Unser Gott ist der Inbegriff alles Guten. Und so faßt sich diese Betrachtung über das Verhältnis und den Unterschied zwischen Religion und Sittlichkeit leicht in den einen Satz zusammen: Religiös sein heißt, Gott zu glauben, sittlich sein heißt, Gott zu leben.

R.

Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark.

Von **Karl Reiterer.**

Seit September vorigen Jahres in meinem neuen Domicile Weißenbach bei Liezen, kam mir neuerdings Original-Sagenmaterial zu, von dem im Nachstehenden einiges geboten wird, wobei ich, wenn thunlich, immer anführe, wo, wann und von wem mir die betreffenden Daten zugemittelt wurden.

Am 23. Februar d. J. erzählte mir A. Weichbold in Weißenbach, dass in Niederhütten dort, wo jetzt ein See ist, einst eine Kirche stand. Den Schlüssel zur selben hatte man lange beim vulgo Rienschwoager, Haus Nummer 66, Gemeinde Wörschach. Es wurde mir erzählt, der Schlüssel habe eine ganz außergewöhnliche, antike Form gehabt. Die eine Glocke jener Kirche, welche der Sage nach untergieng, befindet sich derzeit in Niederhofen, einer früheren Pfarre zwischen Stainach und Wörschach. Über diese Glocke wusste man bereits in Donnersbachwald zu erzählen, dass sie die Kraft habe, Wetter zu vertreiben. Sie soll viel Silber enthalten haben.

Johann Sulzbacher in Weißenbach erzählte jüngst: Einst wettete Petrus mit dem Teufel um eine Menschenseele, wer zuerst eine Hose fertig bringe, der solle die Seele haben. Der Teufel nahm — wie es nur ein dummer Teufel thun kann — einen langen Faden, so dass er nach jedem Stiche um ein Haus laufen musste. Petrus aber war klüger und gewann die Wette. Eine ähnliche Sage traf ich seinerzeit in Donnersbachwald. Es erzählte mir nämlich der Holzarbeiter Fritz von einer Wette zwischen

dem Teufel und einem Schuster. Auch mit einem Teufel wettete einst ein Bauer im oberen Ennsthale.

Johann Imnitzer theilte mir in Weißenbach mit, dass in Hintereck, einer Alpe nördlich vom Ennsthale in der Warschaneckgruppe, ein See sei, in dem sich einst ein Lindwurm befunden haben soll. Eines Tages kam dieser ins Thal herab, es war damals, als die Häuser von Liezen, das einst zur Zeit der Slaven eine Stadt gewesen, noch bis Weißenbach herausreichten. Die Kirche von Liezen stand damals auf einem Hügel. Sie war früher ein Heidentempel. Der Lindwurm verschüttete die ganzen Häuser. Ein Bauer gab darauf dem Unthiere Heu und Pulver, worauf es verendete. Im Todeskampfe rollte es bis zur Radlbrücke. Das Gerippe war lange zu sehen.

Franz Sulzbacher sagte, dass vom Schmied Moser bis zum Pyhrn, nördlich von Weißenbach und Liezen, ein Lindwurm verborgen war. Der Kopf war beim Hintereck-See, der Schweif beim Passe Pyhrn. Das Ungethüm brach aus, rollte bis zum Mitterberg, eine Erhebung zwischen Liezen und Lassing, und traf dort bei einem Bauer nebst einer Heufuhr ein Fass Pulver. Dies verschluckte der Lindwurm, worauf er zerplatzte. Von einer Lindwurmsage, die ich in Donnersbachwald traf, später. Auch in Kleinsölk existieren Lindwurmsagen. Ebenso heißt es, dass seinerzeit in der Schöttelschlucht, südlich von Donnersbachwald, ein Lindwurm gehaust haben soll.[1]) Im unteren Ennsthale war auch einst ein Lindwurm, er bahnte der Enns, welche früher über die Buchau rann, einen Weg durchs berühmte Gesäuse. Aus all dem ist zu entnehmen, dass die nordwestliche Steiermark reich an Lindwurmsagen ist.

In Weißenbach allgemein verbreitet ist die Sage, dass nördlich vom Dorfe, bei den sogenannten Weißenbacher Mauern, ein beinahe senkrecht aufstrebendes Felsgestein, 's Fraunloch sei, in dem sich früher Goldsand befand, der von Venediger Männlein fortgetragen worden war. Vergleiche über Venediger Männlein Zingerles „Sagen aus Tirol“.

Von einem Venediger Männlein erzählte mir seinerzeit auch früher genannter Holzarbeiter Jakob Fritz in Donnersbachwald. Besagtes Venediger Männlein soll aber in der Gegend von Wildalpen zu treffen gewesen sein. Zuletzt wurde es ertappt und musste sagen, wo sich 's Gold befinde, worauf es nicht mehr zu sehen war.

Dominicus Imnitzer vulgo Stampfer Domini, wohnhaft beim Stampfer, Haus Nummer 33 in Weißenbach, sechzig Jahre alt, erzählte mir jüngst in Weichbolds Gasthaus, Nummer 1 daselbst, in Gegenwart des eben anwesenden Villenbesitzers F. Weichbold und des Privaten Franz Staudacher allen Ernstes, dass er, beim Moser in der Sensenschmiede

---

[1]) Bringt auch Krainz in seinen steierischen Sagen.

bedienstet, in den Sechziger Jahren den lebendigen Teufel auf der Straße gesehen habe. Der Böse war in Menschengestalt, lag auf der Straße querüber, hatte einen Pferdekopf und langen Schweif und war auf dem Rücken hohl und feurig. Als Imnitzer gegen die Sensenschmiede zu weitereilte, folgte ihm der Teufel bis zu den Gebäuden, die zu Nummer 44, der Sensenschmiede, gehören. So oft Imnitzer sich umgesehen hatte, sah er hinter sich den Teufel. Kreideweiß vor Schreck fiel Domini bei der Stubenthür hinein. Seine Kameraden kartelten eben im Hause. Es war auch der Stoanwirthias darunter, welcher noch am Leben ist und als Augenzeuge genannt werden kann. Die Genossen Imnitzers, von diesem über das Vorgefallene unterrichtet, blickten durchs Fenster ins Freie und sahen draußen den Teufel. Was man von derlei zu halten hat, darüber denke jeder selber nach. Eigenartig ist der Fall gewiss.

Wie mir Lehrer College F. Groß aus Niederöblarn zu Weihnachten vorigen Jahres mündlich mittheilte, glaubt man in seinem Domicile, eine Stunde östlich von Öblarn, dass ein Lärch- oder Tannenzweig das Wetter, welches eintrifft, anzeigt, wenn man ihn derart befestigt, dass er sich mit der Spitze nach oben oder unten bewegen kann. Krümmt sich zum Beispiel die Spitze nach abwärts, so trifft schlechtes Wetter ein. Herr Weichbold sagte uns, dass man diese Anschauung auch in Weißenbach kenne.

Ägyd Luidold, Knecht beim vulgo Zettler in Donnersbach, theilte mir mit, dass in seinem Domicile bereits zweimal der ewige Jud gewesen sei und sich geäußert habe: „Als ich das erstemal da war, war Donnersbach eine Erlenau, das zweitemal traf ich ein bewohntes Dorf, das drittemal wird's wieder eine Au sein."

Warum Donnersbach eine Erlenau werden soll, besagt eine andere, uns ebenfalls von Ägyd Luidold mitgetheilte Sage, die lautet, dass auf der Waidhofer Alpe, westlich vom Donnersbachgraben, ein See sei, in dem ein Lindwurm hauset. Noch in den Sechziger und Siebziger Jahren sah man häufig, dass der See starke Wellen warf. Einige wollten gar gesehen haben, wie der Lindwurm seinen Kopf aus dem Wasser herausstreckte. Wenn nun dieser Lindwurm, heißt es, ausbricht, so wird das Gebirgsdorf Donnersbach zerstört werden. In den Achtziger Jahren verstummte aber, wie Luidold sagte, das Gerede über den Lindwurm.

Beim Sandwirt in Singsdorf bei Rottenmann soll auch einst der ewige Jude übernachtet haben, wie mir Theresia Wischnitzky im Vorjahre erzählte. Er gieng die ganze Nacht um einen Tisch im Zimmer herum, man hörte es deutlich. Morgen sah man niemanden mehr: der ruhelose Wanderer war verschwunden.

Der alte Klammer in Donnersbach, der anfangs der Sechziger Jahre als Auszügler starb, war ein eifriger Schatzgräber, wie Ägyd

Luidold versicherte. Klammer behauptete immer, im vorgenannten Fraunofen sei ein Schatz verborgen: Gold, zu dem man aber nicht gelangen könne, weil ein todtes Wasser davor sei, ein Wasser, in dem selbst eine Flaumfeder untergeht. Dasselbe erzählte uns E. Höpflinger, die zu sagen wusste, ihr Bruder, ein Stögersohn in Donnersbachwald, seinerzeit beim Militär gestorben, habe beim Schafesuchen einst den Schatz gesehen: es sei ein „Karfunkelstein“ (wahrscheinlich Bergkrystall). In den Achtziger Jahren kam einst ein Bergknappe und besichtigte die Stelle, er sagte aber, es sei nichts zu machen. Eine andere eifrige Schatzgräberin war die alte Pötschin in Donnersbachwald, Besitzerin jener Realität, die heute dem vulgo Diewold z' Stein, Gemeinde Lassing, gehört. Der Volksmund behauptet, dieses Weib habe eine Schwörruthe besessen, es soll dies vor circa zwanzig Jahren gewesen sein. Auch ließ die Pötschin einen oder mehrere Bergknappen kommen. Noch heute sieht man jene Stelle, wie diese ein Loch auswühlten. Es wird nur ein Klumpen „Arz“ gefunden worden sein.

Hiebei möchten wir einflechten, dass das Volk, was charakteristisch ist, Fraunöfen, Fraunlöcher, Fraunberge und Fraungruben ꝛc. kennt. Vom Orte Fraunberg im Ennsthale circulieren fliegende Blattdrucke mit einem „neuen“ Liede von der „unbefleckt wunderbarlichen jungfräulichen Mutter Maria, vor ihrer Bildnuß am Fraunberge bey Admont in Obersteyer, in welchem Bilde Maria bis jetzt her schon ganzer 413 Jahre verehret wird. 1815.“ Oberhalb dieses Textes ist eine Abbildung mit den Worten: „Maria Frauenberg bey Admont in Obersteyer. 1788.“ Über den Ursprung von Fraunberg ist in der „Geschichte des Benedictinerstiftes Admontes“ von Wichner zu lesen.

Noch nirgends aber trafen wir erwähntes Lied, von dem die fünfte und sechste Strophe lautet:

Vom Jahre eintausend vierhundert und zwey
Maria zeigt, dass sie Schutzmutter hier sey.
Ihr liebreiches Bild ist jener Zeit hier,
O christliche Seele, zu helfen mit dir.

Am anderten Samstag nach Ostern, zu Nacht,
Durch Glanz das Bild fanden, die so noch gewacht.
Man brachts in die Kirche nach Admond; von dort
Kams wieder, erzählt man, ans vorige Ort.

Beim Gschmeier, einem Bauer bei Selzthal, soll einst, wie mir Theresia Wischnitzky erzählte, ein Wechselbalg über eine Leiter hinunterg'walgen sein, nämlich ein vom Teufel ausgetauschtes Wesen. Um den Bösen zu bannen, damit er nicht mehr ins Haus kommt, thue man allerlei zerbrochenes Geschirr auf die Platte des Hausherdes, denn in diesem Falle kann sich dann der Teufel nicht auf den Herd setzen, und bleibt weg.

Wechselbalgsagen kennt man auch in Donnersbachwald. E. Höpflinger erzählte mir, eine Sennin habe einst einen Wechselbalg erhalten, den sie

auf ihr ureignes Kind nicht gut behandelte. Was nun thun? Der Vater des Kindes gieng auf die Alm und fand dort, wie der Böse seinen Sprössling in der Hütte in den Armen hatte. Dieser nieste, worauf der Vater „Helfens Gott!“ sagte. Der Teufel warf nun ’s Kind zur Hüttenthür hinaus, ohne dass dem Kleinen dabei etwas geschah.

Franz Staudacher in Weißenbach erzählte uns, seine Mutter habe ihm oft erzählt, wie sie einst, mit dem Ehegatten nach Hause gehend, bei einem Loch neben der Straße einen Mann ohne Kopf gesehen habe. Der Mann jedoch habe ganz und gar nichts gesehen, weshalb das Weib Angst empfand. Wie Staudacher sagte, meinte seine Mutter, sie denke stets mit Grauen an jene Stunde zurück, wo sie den unheimlichen Geisterspuk bemerkte.

Früher genannter Gewährsmann sagte uns auch, dass es von der „verschneiten Alm“ — dem Dachstein — das Sprüchlein gäbe:

Ein schwarzer Stier, ein schwarz’ Kalb
Und ein schwarz’ Schwein
Müssen machen, dass sie
Wie früher soll sein,

welcher Vers uns noch nirgends untergekommen ist. Vergleiche Krainz’ „Mythen und Sagen“ aus Steiermark.

Der Ort Weißenbach war einst eine Colonie Holzknechthütten, was auch ins Bereich der Sage gehört, wie uns der gegenwärtige Gemeindevorsteher, Herr Franz Platzer, ein intelligenter Grundbesitzer, erzählt. Schon 1830 bis 1835 waren hierorts drei Lehrer thätig. Den Unterricht ertheilte man in der Platzer’schen Badstube, später im Hause Nummer 1, Nummer 18 und Nummer 32. Das gegenwärtige Schulhaus wurde 1885 ein öffentliches Gebäude. Das erste Haus von Weißenbach soll das vulgo Fiedler gewesen sein, das noch Ähnlichkeit mit einer Holzknechthütte hat.

Frau Maria Weichbold im Hause Nummer 1 in Weißenbach erzählte in ihrem Gastlocale, ihre Tante, die schlaflose Nächte hatte, sei einst in der Perchtennacht beim Fenster gelehnt und habe, dabei betend, ins Freie geblickt. Da sah sie die Percht, wie sie sich immer größer und größer machte und zuletzt verschwand.

Am Blasentage, 3. Februar l. J., hörten wir von Anna Schnepfleitner die Sage, es sei einst ein Schweinehirt gewesen, dem der heilige Blasius einen Zettel gab: dieser war ein Schutzmittel, dass den Thieren auf der Weide kein Unheil widerfahre; der Zettel brauchte nur auf einen Stock geklebt und dieser in die Erde gesteckt werden, so konnte sich der Hirte entfernen, den Schweinen geschah nichts. Einst fiel der Stock um und der Teufel erschien.

Aus Donnersbachwald stammt, dass so die Buama lieg'n, wie der Hafer im Herbst liegt. Liegt der Hafer zum Beispiel recht durcheinander auf dem Felde, so liegen auch die Buben des Hofes „ungsteam". Wie das Korn, so liegen im selben Verhältnisse die Bauersleute, wie uns E. Höpflinger bedeutete. Wenn einem auf der Alm etwas vorgesetzt wird, so darf man nicht „Vergelts Gott" sagen, sonst kriegt die Brenntlerin Flöh, wie uns Eva Höpflinger, ein Waldbauerndirndl, derzeit in St. Martin a. d. Salza, mittheilte.

Ägyd Luidold, vulgo Zettler Gidi in Donnersbach, wusste zu sagen, dass die Leute im Gebirge, vornehmlich im Donnersbachthale, glauben, man müsse Esswaren aus dem Weichfuchtel zu Ostern den Rindern geben: damit s' von den Hexen ungeschoren bleiben. Etliche Viehmägde meinen ferner, die Hexen könnten den Thieren nicht schaden, wenn sie nach dem Füttern mit Urin benetzt würden.

Das Volk glaubt, dass das Johannis-Evangeli, welches beginnt: „Im Anfange war das Wort", böse Geister und Personen bannen könne.[1]) So soll der alte Hüttstetter, derzeit in Irdning, seinerzeit vulgo Schaffer in Donnersbachwald, einst den Gasselbuben, als sie nicht von den Fenstern seiner Töchter zur nächtlichen Stunde weichen wollten, 's Johannis-Evangelium citiert und dabei gesagt haben: „Weichet, ihr bösen Personen, von meinen Töchtern!" Dem Leser, dem dies nicht glaubwürdig erscheinen sollte, sei bedeutet, dass Obiges in Donnersbachwald ziemlich allgemein bekannt ist und uns unter anderem vom bereits verstorbenen alten Stögerwirt erzählt wurde. Benannter Hüttstetter war nämlich sehr bigott und glaubte fest und steif, er könne mit dem Johannis-Evangelium auch bei den Gasselbuben etwas erzwecken. Eine Tochter dieses Hüttstetter ist heute die vulgo Karlbäuerin recte Tüachlerin bei Irdning. Sie ist die jüngste von den Schwestern, die damals in Donnersbachwald von den Gasselbuben viel behelligt wurden. Selbstredend machten die Bursche später eine Hetze daraus, das bigotte Bäuerlein zu necken. Wir führen den Fall an, um zu zeigen, dass hie und da im Gebirge Leute existierten, die so abergläubisch waren, dass es an Blödsinn grenzte, besonders dann, wenn es religiöses Gebiet streifte. Der Mysticismus machte das Volk eben zu allen Zeiten zum vernunftlosen Pöbel, das gilt vielfach noch heute, wie ich es besonders in Donnersbachwald traf.

[1]) Auch die Gewitter.

Kleine Laube.

Des Teufels Lohn.

Nach einer Tiroler Sage von Alfred Graf Wickenburg.

Ein Fuhrmann auf durchweichter Bahn
War gründlich festgefahren!
Da steht er, sieht sein Unglück an
Und kraut sich in den Haaren.

Dann fallen Hiebe hageldicht,
Doch rührt sich nichts vom Flecke —
Es tobt und flucht der arme Wicht,
Der Wagen steckt im Drecke!

Da naht ein Herrlein, schmuck und nett,
Im Wams von grünem Leder,
Gar kecklich sitzt ihm am Barett
Die rothe Hahnenfeder!

„Hoho! du armes Bäuerlein,
Was hilft dir dein Geklatsche?
Doch gehst du meinen Vorschlag ein,
Zieh' ich dich aus der Patsche!

Nur zahlst du mir's alsbald zurück!
Soll ich dich vorwärts bringen,
Muss ich zum Lohne mir ein Stück
Von deinem Leib bedingen!"

Dem Bauer schien der Antrag zwar
Nicht sonders zu behagen,
Doch weil er gar so hilflos war:
„Topp!" — ruft er — „eingeschlagen!"

„Sitz, auf!" so spricht der Junker, lacht
Und murmelt etwas leise
Und plötzlich, wie durch Zaubermacht,
Steht das Gefährt' im Gleise!

Dem Bauer ward ganz schwül zu Sinn,
Die schweren Gäule rennen,
Der Wagen rollt so leicht dahin
Als wär's auf einer Tennen!

Da ruft der Junker donnernd: „Halt!
Bis du bezahlt hast, bleibe!
Du weißt es, uns're Wette galt
Ein Stück von deinem Leibe!"

Der Bauer hemmt der Rosse Trab
Und schneidet sich verstohlen
Ein Stückchen Fingernagel ab:
„Da habt Ihr! — Gott befohlen!"

„Was soll ich mit dem Nagelschnitt
Von groben Bauerntatzen?" —
„Beliebt's Euch, Herr, könnt Ihr damit
Euch hinterm Ohre kratzen!"

Der Junker brummt in sich hinein:
„Wahrhaftig", meint er, „schlauer
Und gröber könnt' kein Teufel sein,
Als ein Tiroler Bauer!"

Dass er der Teufel selber war,
Thät' er beschämt verschweigen,
Wie könnt' er sonst mit Haut und Haar
Den Bauern sich noch zeigen?!

Suchet die Ursachen.

Die Deutschen in Österreich stehen seit langem verblüfft vor der Thatsache, dass sie an den Grenzen überall zurückgedrängt werden, dass sie auf ihren Sprachinseln schwinden, fremdvolkliche Ansiedlungen mitten in den deutschen Landen aber, stets wachsen und erstarken.

Der Grund dieser unheimlichen Erscheinung wird bei der Regierung gesucht, die den nichtdeutschen Völkerschaften in Österreich auf Kosten der Deutschen zu große Vortheile einräumt. Auch dass die Deutschen politisch nicht einheitlich und schneidig genug vorgehen, ist sicherlich mit ein Anlass. Mir scheinen diese Gründe wichtig aber nicht ausreichend zu sein. Es müssen in den Volksschichten Dinge vorgehen es müssen auch noch andere Umstände mit- und zusammenwirken, die unser Zurückgedrängtwerden, unsere Schwächung verursachen. Es müssen noch tiefer liegende Ursachen sein! — Die Sache ist so überaus wichtig, dass es mich wundert, wie nicht schon längst eine eigene Forichung entstanden ist, um die sicherlich sehr mannigfachen Ursachen zu ergründen, die uns umzubringen drohen. Es sollte mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln untersucht werden, ob nicht etwa auch folgende Thatsachen schädigend mitwirken: dass wir so viele böhmische und slovenische Dienstboten aufnehmen, dass wir so viele italienische Arbeiter beschäftigen, dass wir nicht die Sprachen der Nachbarn lernen wollen, während diese die deutsche mit Passion lernen, um sich bei uns einnisten zu können. Vielleicht ist es nicht gut, wenn Deutsche ihre Weiber aus anderen Nationen hereinheiraten, während das Hinausheiraten weit seltener vorkommt. Vielleicht ist es auch gefehlt, dass die vermögenderen Deutschen wirtschaftlich so gerne mit Industrie und Handel sich befassen und überhaupt höher hinaus wollen, während die unteren Volksmassen von anderen Nationalitäten durchsetzt werden, also, dass dir Deutschen, während sie als Spitzen der Gesellschaft stehen, sachte unterminiert werden. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen sich schon als Kinder weniger abhärten, eine zu verfeinerte Lebensweise führen und zu sehr nach Genuss gehen, was ja die besondere Gefahr jedes alten Culturvolkes ist. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen einen viel geringeren Kindernachwuchs haben, als etwa die Czechen und andere, deren zahlreiche Nachkommenschaft der Natur eine große Auswahl an starken Individuen für künftige Geschlechter gibt. Die Czechen und Slovenen sind noch mehr Naturvolk, als die Deutschen, sie lassen der Natur freien Lauf, kümmern sich weiter nicht um die Zukunft, haben einfach so viele Kinder, dass diese im eigenen Lande gar nicht Platz und Brot finden, also hinaus müssen, abgehärtet wie sie sind, den Daseinskampf inmitten anderer Nationalitäten aufnehmen, dieselben mit ihrem Blute durchsetzen und also Fuß fassen. — Wahrscheinlich gibt es auch noch andere Ursachen unseres Verfalles, und die Aufdeckung derselben schiene mir von großer Wichtigkeit! Ich glaube, es wäre eine nationale That ersten Ranges, wenn wir uns in aller Ruhe klar zu werden suchten darüber, warum wir Deutsche überall sachte und so unaufhörlich zurückgedrängt werden, und wenn wir unser Volk darüber aufklärten, dass nicht gerade die Politik allein schuld ist an dem Verhängnisse, sondern auch unser persönliches Leben, unsere Erziehung, unsere Art zu wirtschaften, und mancherlei anderes. R.

Kleine Laube.

Des Teufels Lohn.

Nach einer Tiroler Sage von Alfred Graf Wickenburg.

Ein Fuhrmann auf durchweichter Bahn
War gründlich festgefahren!
Da steht er, sieht sein Unglück an
Und kraut sich in den Haaren.

Dann fallen Hiebe hageldicht,
Doch rührt sich nichts vom Flecke —
Es tobt und flucht der arme Wicht,
Der Wagen steckt im Drecke!

Da naht ein Herrlein, schmuck und nett,
Im Wams von grünem Leder,
Gar kecklich sitzt ihm am Barett
Die rothe Hahnenfeder!

„Hoho! du armes Bäuerlein,
Was hilft dir dein Geklatsche?
Doch gehst du meinen Vorschlag ein,
Zieh' ich dich aus der Patsche!

Nur zahlst du mir's alsbald zurück!
Soll ich dich vorwärts bringen,
Muss ich zum Lohne mir ein Stück
Von deinem Leib bedingen!"

Dem Bauer schien der Antrag zwar
Nicht sonders zu behagen,
Doch weil er gar so hilflos war:
„Topp!" — ruft er — „eingeschlagen!"

„Sitz, auf!" so spricht der Junker, lacht
Und murmelt etwas leise
Und plötzlich, wie durch Zaubermacht,
Steht das Gefährt' im Gleise!

Dem Bauer ward ganz schwül zu Sinn,
Die schweren Gäule rennen,
Der Wagen rollt so leicht dahin
Als wär's auf einer Tennen!

Da ruft der Junker donnernd: „Halt!
Bis du bezahlt hast, bleibe!
Du weißt es, uns're Wette galt
Ein Stück von deinem Leibe!"

Der Bauer hemmt der Rosse Trab
Und schneidet sich verstohlen
Ein Stückchen Fingernagel ab:
„Da habt Ihr! — Gott befohlen!"

„Was soll ich mit dem Nagelschnitt
Von groben Bauerntatzen?" —
„Beliebt's Euch, Herr, könnt Ihr damit
Euch hinterm Ohre kratzen!"

Der Junker brummt in sich hinein:
„Wahrhaftig", meint er, „schlauer
Und gröber könnt' kein Teufel sein,
Als ein Tiroler Bauer!"

Dass er der Teufel selber war,
Thät' er beschämt verschweigen,
Wie könnt' er sonst mit Haut und Haar
Den Bauern sich noch zeigen?!

Suchet die Ursachen.

Die Deutschen in Österreich stehen seit langem verblüfft vor der Thatsache, dass sie an den Grenzen überall zurückgedrängt werden, dass sie auf ihren Sprachinseln schwinden, fremdvolkliche Ansiedlungen mitten in den deutschen Landen aber, stets wachsen und erstarken.

Der Grund dieser unheimlichen Erscheinung wird bei der Regierung gesucht, die den nichtdeutschen Völkerschaften in Österreich auf Kosten der Deutschen zu große Vortheile einräumt. Auch dass die Deutschen politisch nicht einheitlich und schneidig genug vorgehen, ist sicherlich mit ein Anlass. Mir scheinen diese Gründe wichtig aber nicht ausreichend zu sein. Es müssen in den Volksschichten Dinge vorgehen es müssen auch noch andere Umstände mit- und zusammenwirken, die unser Zurückgedrängtwerden, unsere Schwächung verursachen. Es müssen noch tiefer liegende Ursachen sein! — Die Sache ist so überaus wichtig, dass es mich wundert, wie nicht schon längst eine eigene Forschung entstanden ist, um die sicherlich sehr mannigfachen Ursachen zu ergründen, die uns umzubringen drohen. Es sollte mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln untersucht werden, ob nicht etwa auch folgende Thatsachen schädigend mitwirken: dass wir so viele böhmische und slovenische Dienstboten aufnehmen, dass wir so viele italienische Arbeiter beschäftigen, dass wir nicht die Sprachen der Nachbarn lernen wollen, während diese die deutsche mit Passion lernen, um sich bei uns einnisten zu können. Vielleicht ist es nicht gut, wenn Deutsche ihre Weiber aus anderen Nationen hereinheiraten, während das Hinausheiraten weit seltener vorkommt. Vielleicht ist es auch gefehlt, dass die vermögenderen Deutschen wirtschaftlich so gerne mit Industrie und Handel sich befassen und überhaupt höher hinaus wollen, während die unteren Volksmassen von anderen Nationalitäten durchsetzt werden, also, dass dir Deutschen, während sie als Spitzen der Gesellschaft stehen, sachte unterminiert werden. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen sich schon als Kinder weniger abhärten, eine zu verfeinerte Lebensweise führen und zu sehr nach Genuss gehen, was ja die besondere Gefahr jedes alten Culturvolkes ist. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen einen viel geringeren Kindernachwuchs haben, als etwa die Czechen und andere, deren zahlreiche Nachkommenschaft der Natur eine große Auswahl an starken Individuen für künftige Geschlechter gibt. Die Czechen und Slovenen sind noch mehr Naturvolk, als die Deutschen, sie lassen der Natur freien Lauf, kümmern sich weiter nicht um die Zukunft, haben einfach so viele Kinder, dass diese im eigenen Lande gar nicht Platz und Brot finden, also hinaus müssen, abgehärtet wie sie sind, den Daseinskampf inmitten anderer Nationalitäten aufnehmen, dieselben mit ihrem Blute durchsetzen und also Fuß fassen. — Wahrscheinlich gibt es auch noch andere Ursachen unseres Verfalles, und die Aufdeckung derselben schiene mir von großer Wichtigkeit! Ich glaube, es wäre eine nationale That ersten Ranges, wenn wir uns in aller Ruhe klar zu werden suchten darüber, warum wir Deutsche überall sachte und so unaufhörlich zurückgedrängt werden, und wenn wir unser Volk darüber aufklärten, dass nicht gerade die Politik allein schuld ist an dem Verhängnisse, sondern auch unser persönliches Leben, unsere Erziehung, unsere Art zu wirtschaften, und mancherlei anderes. R.

Lourdes.

(Roman von Emile Zola. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Emile Zolas neuestes Werk ist eine großartige Trilogie: „Lourdes-Rom-Paris.“ „Paris“ ist noch nicht erschienen. „Rom“ hat der „Heimgarten“ schon besprochen. „Lourdes“ tragen wir nun nach.

Pierre, ein junger Abbé, begleitet seine junge sieche Freundin Marie von Paris nach dem Wunderorte Lourdes in den Pyrenäen; Marie sucht bei der heiligen Jungfrau Heilung ihres Leidens, der Priester seinen verlorenen Glauben. Marie wird in der Grotte von ihrem schweren Siechthum ganz plötzlich und wirklich geheilt, der Abbé findet seine Gläubigkeit nicht. Wohl hatte er sich gesagt, wenn die Freundin von der heiligen Jungfrau geheilt würde, so werde er wieder glauben, aber ihr Heilungsprocess stellte sich als ein naturgemäßer heraus, der allerdings durch ihren festen, glühenden Glauben vor sich gieng, und Pierre kehrt ungehört und unbekehrt nach Paris zurück, das Leben sich nun nach seiner Art philosophisch zurechtlegend — in der kalten, trostlosen Wüste jener Vorstellungen, die der arme, unzulängliche Mensch mit so großem Stolze — die Vernunft nennt.

Das Werk ist, was Menschenkenntnis und naturalistische Schilderung anbelangt, von dämonischer Gewalt. Aber das ist bei Zola nichts Neues. Etwas Neues jedoch ist der pietätvolle Ernst, die glühende Menschenliebe, ja ich möchte sagen, die Rechtfertigung des Himmels, die in dem Roman „Lourdes“ zu so hohem, dichterischem Ausdrucke kommen. Allerdings schreckliche Dinge muss der Leser an sich vorüberziehen lassen, vor allem die Schilderung der abscheulichen Krankheiten, womit alle Welt nach Lourdes kommt. Zarter ist dargestellt die Rancune der Ausbeuter, das geschäftliche Gebaren mit den Heiligthümern und der Geschäftsneid. Diesem gegenüber jedoch stehen herrliche und liebenswürdige Gestalten des Priesterthums und des Volkes.

Zola ist der frömmste der Atheisten. Noch nie ist die Inbrunst des Glaubens, der Andacht so wunderbar hinreißend geschildert worden, als in diesem Lourdes. Die Grundtendenz ist allerdings — moderne Glaubenslosigkeit, aber das Werk ist so objectiv gehalten, dass sie stellenweise völlig zurücktritt und fast nur in den Reflexionen des Helden zum Ausdrucke gelangt. Thatsächlich zeigt das Riesengemälde im ganzen und im einzelnen die göttliche Macht des Glaubens, seine Wunderkraft und seine sittliche Wirkung. Freilich heilt die Natur all die schrecklichen Krankheiten, aber ohne die gläubige Inbrunst und Verzückung würde sie in vielen Fällen eben nicht heilen. An den Kranken, die geheilt werden, schildert Zola die Macht der Verzückung, des Wollens, der Zuversicht, der Geist ist stärker als das Fleisch, und durch solche geistige und willensglühende Einwirkungen entsteht die Heilurg, die wir eben das Wunder nennen. Wunder, weil sie nicht auf dem gewöhnlichen physischen Weg der Materie veranlasst wird und vor sich geht. Und welche Einwirkung der leidenschaftliche Glaube auf die Nächstenliebe haben kann, das ist wohl kaum je so lebhaft geschildert worden, als es Zola thut. Der ganze Roman „Lourdes“ ist ein hohes Lied der Nächstenliebe. Einer überaus rührenden, sich selbst vergessenden, in der Heilung anderer seligen Nächstenliebe, die allerdings nur so lange vorzuhalten scheint, als diese Menschen im Bannkreise von Lourdes stehen.

Als Zola die Feder zur Hand nahm, um Lourdes zu beschreiben, da hat man gemeint, er würde mit dem Fanatismus der Materialisten und Atheisten das ganze Lourdes in Trümmer schlagen. Und nun that er's mit einer unendlichen Rücksicht, Zartheit und Wärme, mit einem Mitleide, welches das christliche ist. Er schildert die Entstehung des Wunderortes, das arme Hirtenmädchen Bernadette, dem die heilige Jungfrau erschienen in der Grotte, er schildert den ersten ungestümmen Zudrang des Volkes, das Bestreben der Kirche, die abergläubische Bewegung

zu unterdrücken. Er schildert die revolutionäre Leidenschaft, mit welcher das Volk die Grotte sich erkämpft und die wunderbaren Heilungen, die an Gläubigen geschahen. Er schildert dann die einreißenden Intriguen, die Kämpfe zwischen dem alten Lourdes und der neuen Stadt, die bei dem ungeheueren Pilgerzuzug aus der Erde wuchs. Er schildert die Localitäten, den Cultus voll märchenhafter Pracht, er beleuchtet den ganzen überaus eigenartigen Gegenstand von allen Seiten gründlich. Mittelpunkt aber bleiben die zwei unsäglich rührenden Menschen Pierre und Marie, die auf dem weißen Pilgerzuge mit den fünfhundert Kranken aus Paris gekommen sind. Und unter diesen Kranken, welche Fülle der verschiedenartigsten Charaktere, deren kurze Aufzählung allein schon unseren Rahmen weit überschreiten würde. Es ist eine ganz besondere, fast ungeheuerliche Welt, die da existiert in diesem Lourdes, wo das Mittelalter und die moderne Zeit so beispiellos zusammenprallen. Das sage ich trotz der doctrinären Akademie der Wissenschaften zu Paris, die dem großen Romandichter die Anerkennung verweigert: Kein anderer hat die Gaben, dieses Bild so groß, so märchenhaft, so wahr, so furchtbar, so versöhnend zu entwerfen, als Zola.

So versöhnend?! Versöhnend nur durch die große Milde, die alles verzeiht, weil sie alles begreift. Aber nicht lösend und erlösend in thatsächlicher Weise. Der Dichter möchte gewiss gerne harmonisch schließen, aber die Thatsachen erlauben es nicht. Er versucht es in seinem Abbé Pierre mit einer traurigen Philosophie der Vernunft, der Resignation, mit einer Heiligung des Leidens. — Die Dornenkrone drückt er dem Leser aufs Haupt, da er ihn entläßt. Rosegger.

Es war ein Frühling, und herrlich der Morgen....

Es war ein Frühling, und herrlich der Morgen;
Ich fühlte mich grade so recht ohne Sorgen,
Ich wollte ergehen mich in der Natur
Und streifte behaglich durch Wald und durch Flur.
Ringsum ein blühendes Wogen und Düften,
Es lag ja die Freude frei in den Lüften,
Drum eitele Trübsal, hinaus aus der Brust,
Heut schlägt mir das Herz nur in Wonne und Lust.
Da kommt mir nun plötzlich auf meinen Wegen
Ein blasser, verkümmerter Junge entgegen,
Der flehet mich an mit schüchternem Muth:
„Ach, geh'n Sie mit mir doch, o sein Sie doch gut,
Der Vater kam gestern krank aus dem Walde
Vom Holzfällen, drüben an jener Halde,
Und legte sich schlafen und sprach kein Wort,
So liegt er auch heute noch immer dort;
Er hat noch niemals geschlafen so lange,
Drum wurde uns Kindern allein so bange;
Er lieget so stille und gleichet aufs Haar
Dem Mütterchen, als sie gestorben war." —
Ich lauschte bewegt auf des Knaben Worte,
Da hielt er stille, wir waren am Orte,
Es war ein zerborstenes einsames Haus,
Die Armut schaute zum Fenster heraus. —
Die Stube erfüllte dunstige Schwüle,
Die Wände rußig, und Lehm war die Diele,
Durchs einzige Fenster an jeder Wand
Herein nur ein kärglicher Lichtstrahl fand.
Ein Häuflein Kinder herum sich trieben,
Ich zählte sie alle, es waren sieben,
Das größte, ein Knabe im elften Jahr,
Und viere wohl erst das jüngste war;
Sie alle elend, verwahrlost, zerrissen,
Die Kleidung beschmiert, durchlöchert zerschlissen,
Denn noch vor kurzem erst trug man hinaus
Die Mutter zum Friedhof ins letzte Haus.
Ich gieng zum Bette und sah in das bleiche
Gesicht dem Schläfer, — er war eine Leiche. —
Ach, Kinder, hier kommt jede Hilfe zu spät,
Vertraut euer Schicksal nur Gott im Gebet,
Der Vater, er lebt nicht mehr hienieden,
Er ist im Himmel, im ewigen Frieden;
Da knieten sie schluchzend ums Lager herum,
Und nur der Jüngste allein blieb stumm,
Der schaute verwundert mich an daneben,
Und seine Lippen begannen zu beben:
„Nicht wahr, du Vetter", so fragte er drauf,
„Der Papa, der wacht wohl gar nicht mehr auf?"
Da konnt' ich der Rührung nicht widerstehen,
Mich hatte schon längst niemand weinen gesehen,
Doch hier, da flossen die Thränen so lind,
Ich hab' mit den Ärmsten geweint wie ein Kind.
Wer glaubte wohl, dass in der kleinen Kammer
Vereinen sich könnte so vieler Jammer?
Als ob nur dahin noch, neben dem Tod,
Den Eingang gefunden hätte die Noth. —
Und draußen ein blühendes Wogen und Düften,
Es schwingt sich die Freude noch über den Grüften;
Das ist das Leben, nur so ist es dein, —
So theilen sich Freude und Trübsal hinein.

Josef Lange.

Sei du selbst!

Einer merkwürdigen und überraschenden Beleuchtung der Lehre Christi begegnen wir in der Berliner Zeitschrift „Die Kritik". In derselben veröffentlicht Oskar Wilde einen kleinen Aufsatz unter dem Titel: „Das Geheimnis der Lehre Christi." Wir können nicht umhin, diesen Aufsatz unseren Lesern vorzulegen. Zu einer Zeit, wo alle Individualität verachtet ist und man lauter Schablonenmenschen anstrebt, wird der Hinweis ganz besonders gemäß sein. Oskar Wilde sagt:

„Erkenne dich selbst!" so stand über dem Eingang zur alten Welt. Über dem Eingang zur neuen Welt soll geschrieben stehen: „Sei du selbst!" Die Botschaft Christi an die Menschheit war nichts anderes als dies „Sei du selbst".

Wenn Jesus von den Armen spricht, meint er einfach eigene Persönlichkeiten, ebenso wie, wenn er von den Reichen spricht, er einfach Leute meint, die ihre Persönlichkeit nicht entwickelt haben.

Jesus bewegte sich in einem Gemeinwesen, welches gerade wie das unsere die Anhäufung von Privateigenthum erlaubte; und das Evangelium, welches er predigte, war nicht, dass es in solch einem Gemeinwesen ein Vortheil wäre für den Menschen, von kärglicher ungesunder Kost zu leben, zerlumpte ungesunde Kleider zu tragen, in schmutzigen ungesunden Wohnungen zu hausen, und dass es ein Nachtheil wäre für die Menschen, unter gesunden, angenehmen und sittlichen Bedingungen zu leben. Solch eine Ansicht wäre in jenem Lande und zu jener Zeit unrecht gewesen, und umsomehr natürlich heute und bei uns; denn je weiter nordwärts der Mensch dringt, desto mehr werden die materiellen Bedürfnisse von unabweisbarer Bedeutung für das Leben, und unsere Gesellschaft ist unendlich mannigfaltiger und bietet weit größere Gegensätze von Luxus und Armut, als irgend eine Gesellschaft der alten Welt. Was Jesus meinte, war dies: er sagte zum Menschen: „Du hast eine schöne Persönlichkeit. Entwickle sie, sei du selbst. Denke nicht, deine Vollendung liege in der Anhäufung oder dem Besitz äußerer Güter. Deine Vollendung liegt in deinem Innern. Wenn du nur dies verwirklichen kannst, so wirst du nicht nach Reichthum trachten. Gewöhnliche Reiche können bestohlen werden. Wer wahrhaft reich ist, niemals. In der Schatzkammer deiner Seele liegen unschätzbare Kleinodien, die dir nicht genommen werden können. Und so suche dein Leben so zu gestalten, dass das, was außer dir ist, dir keinen Schaden bringen kann. Und so versuche auch frei zu werden von persönlichem Eigenthum. Es bringt mit sich kleinliche Sorgen, endlose Arbeit, unaufhörliches Unrecht. Persönliches Eigenthum hindert den Individualismus auf jedem Schritt." Es ist zu bemerken, dass Jesus niemals gesagt hat, dass Arme nothwendig gut oder dass Reiche nothwendig schlecht sein müssen. Das wäre nicht richtig gewesen. Reiche Leute sind als Classe besser als Arme, moralischer, intellectuell höher stehend und gebildeter. Es gibt nur eine Classe in der Gesellschaft, die mehr an das Geld denkt als die Reichen, und das sind die Armen. Der Arme kann an nichts anderes denken. Das ist der Fluch der Armut. Was Jesus wirklich sagt, ist, dass der Mensch seine Vollendung nicht erlangt durch das, was er hat, oder selbst durch das, was er thut, sondern einzig und allein durch das, was er ist. So wird der reiche Jüngling, welcher zu Jesus kommt, als ein durchaus guter Bürger dargestellt, der keines von den Gesetzen seines Staates, keines von den Geboten seiner Religion übertreten hat. Er gehört durchaus zu den achtbaren Leuten. Jesus sagt zu ihm: „Verachte das Privateigenthum, es hindert dich daran, zur Vollendung zu gelangen. Es ist eine Fessel für dich. Es ist eine Last. Deine Persön-

lichkeit bedarf seiner nicht. In dir, nicht außer dir wirst du finden, was du wirklich bist und wessen du wirklich bedarfst." Seinen eigenen Freunden sagt er dasselbe. Er lehrt sie, sie selbst zu sein und sich nicht immer um andere Dinge zu sorgen. Was haben andere Dinge für Bedeutung? Der Mensch ist vollkommen in sich selbst. Wenn sie hinausgehen in die Welt, werden sie in Streit gerathen mit ihr. Das ist unvermeidlich. Die Welt hasst den Individualismus. Doch das soll sie nicht stören. Sie sollen ruhig sein und sich selbst genug. Wenn jemand ihnen ihren Mantel nimmt, sollen sie ihm ihren Rock dazu geben, um zu zeigen, dass materielle Güter nichts bedeuten. Werden sie beleidigt, so sollen sie nicht anworten. Was bedeutet das? Was die Leute von einem sagen, ändert den Menschen nicht. Er ist, was er ist. Die öffentliche Meinung hat absolut gar keinen Wert. Selbst wenn sie thätlich angegriffen werden, so sollen sie ihrerseits nicht zu Thätlichkeiten schreiten. Das hieße auf dieselbe niedrige Stufe hinabsteigen. Ja selbst im Gefängnisse kann ein Mensch vollkommen frei sein. Seine Seele kann frei sein. Seine Persönlichkeit kann unberührt bleiben. Er kann in Frieden leben. Und vor allem sollen sie sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten hineinmischen oder überhaupt über sie richten. Die Persönlichkeit ist etwas Geheimnisvolles. Der Mensch kann nicht immer geschätzt werden nach dem, was er thut. Er mag die Gesetze halten, und doch unwürdig sein. Er mag die Gesetze übertreten, und doch edel sein. Er mag ein schlechter Mensch sein, ohne je etwas Schlechtes zu thun. Er mag eine Sünde gegen die Gesellschaft begehen, und doch durch diese Sünde seine wahre Vollendung verwirklichen.

Eine Frau wurde des Ehebruchs überführt. Wir kennen nicht die Geschichte ihrer Liebe, aber ihre Liebe muss sehr groß gewesen sein, denn Jesus sagte, ihre Sünden wären ihr vergeben, nicht weil sie bereute, sondern weil ihre Liebe so gewaltig und wunderbar war. Später, kurz vor seinem Tode, als er bei einem Festmahle saß, kam das Weib und goss kostbare Wohlgerüche über sein Haupt. Seine Freunde wollten dazwischen treten und erklärten es für eine Verschwendung und meinten, dass das Geld dafür zur Unterstützung Bedürftiger oder einem ähnlichen Zweck hätte verwendet werden sollen. Jesus war nicht dieser Ansicht. Er zeigte, dass die materiellen Bedürfnisse des Menschen groß und unabweisbar wären, doch dass die geistigen Bedürfnisse noch größer wären, und dass in einem erhabenen Augenblicke, indem sie diese Ausdrucksweise wählt, die ihr eigenes Wesen ihr gebietet, eine Persönlichkeit zu ihrer Vollendung gelangt. Die Welt verehrt dies Weib noch jetzt als eine Heilige.

Der Individualismus zwingt aber zu gewissen Consequenzen. So muss die bestehende Form der Familie mit ihren Schranken und Fesseln verschwinden und ersetzt werden durch einen Zustand edler Freiheit. Jesus war sich dessen vollkommen bewusst. Er verwarf die Anforderungen, welche die Familie stellt, obgleich sie zu der Zeit und in der Gesellschaft, in der er lebte, in sehr ausgeprägter Form bestanden. „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?" so sagte er, als man ihm mittheilte, dass seine Verwandten ihn zu sprechen wünschten. Als einer seiner Jünger um die Erlaubnis bat, seinen Vater begraben zu dürfen, da war seine furchtbare Antwort: „Lasset die Todten die Todten begraben." Er wollte keinerlei Anforderungen zulassen, durch welche die Persönlichkeit in Anspruch genommen würde.

Und so wird der ein Leben nach Christi Vorschrift führen, welcher vollkommen und durchaus seine Persönlichkeit zum Ausdruck bringt; mag er ein großer Dichter sein, ein großer Mann der Wissenschaft oder ein junger Student an der Universität, ein Hirt auf der Heide oder ein Dramatiker wie Shakespeare, mag er über Gott philosophieren wie Spinoza, mag es ein Kind sein, das im Garten spielt,

oder ein Fischer, der seine Netze im See auswirft. Es hat nichts zu bedeuten, welche Stellung er einnimmt, solange er die Vollkommenheit der Seele, die in ihm lebt, verwirklicht. Oskar Wilde.

Wir enthalten uns dieser Auffassung gegenüber aller Kritik, meinen nur das eine, dass sie unter zahllosen anderen Privatauslegungen der Lehre Christi, die gegenwärtig wieder auftauchen, eine der interessantesten ist.

Der Streit mit sich.

(Gedichte von Gustav Renner.[1])

Die Welt.

Ein wüstes Meer, ein Abgrund von Gemeinheit,
Voll heißer Wollust, Neid, Hass, Trug und List,
Das, gift'ger Säure gleich, am Herzen frisst,
Ist diese Welt. Aus diesem Sumpf des Lebens
Streck' wild verzweifelnd ich den Arm vergebens,
Zu retten mir des Leib's, der Seele Reinheit.

* * *

Einsam.

Stumm geh' ich, der rohen Masse gesellt,
Der seelenlosen; verspottet, gehöhnt,
Gehasst und gemieden — und einsam in meiner
Brust berg' ich die himmelentspross'nen Gedanken,
Die ätherfrohen Hochgefühle.
Nie sprang mein Gedanke in eines Freundes Herz,
Das gleiche Feuer zündend, nie sank ich im Rausch,
Dem schrankenlösenden, in liebende Arme.
Nie fühlte ich der Bewunderung Sporn,
Des Neides tröstendes Gift, und niemals
Hob sich mein Geist in vereintem Flug
Zu den Sternen empor, in kühnem Wettkampf.
So geh' ich dahin, so vergeh' ich dahin,
Ins Wesenlose grub meines Denkens Meißel,
In keinem Gehirn bleibt eine Spur
Von meinem ärmlichen Erdendasein.
Der Gedanke zerflossen, das Gefühl verrauscht,
Der Leib ein wurmzerfressener Staub —
Ich gehe einsam!

* * *

Trotzdem.

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
Gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz.
Erhebt mich die Freude empor bis zum Himmel,
Lässt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.
Warfst du mich nieder ins tiefste Elend,
Legtest mich fest in eherne Ketten,
Gabst du die Kraft mir doch auch, mich zu retten.
Dich lieb' ich, o Leben! Die heiße Schlacht
Um Sein und Nichtsein, um alles und nichts.
Dich lieb' ich, o Leben!

---

[1]) Aus „Gedichte“ von Gustav Renner. Zürich. Th. Schröter. Dritte Auflage. Ein echter Dichter! Er singt das ewige Lied des Leides, aber singt es mit einem stolzen, hochgemuthen Herzen. M.

Wenn der junge Tag in die Welt hineinspringt,
Die glühende Sonnenfackel in Händen,
Entzündend die Morgenwolkenschar,
Dass lodernd sie aufflammt in prangender Glut —
Dann heb' ich aufs neue empor mich vom Lager,
Mit dir zu beginnen den Kampf, o Leben,
Den heißen Kampf,
Den unerbittlichen!
Und ich zwinge dich einst und ich zwinge dich doch,
Ich trete dich einst, wie du mich getreten,
Und ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will!

* * *

Gebet.

Allewiger, den nur die Sehnsucht kennt,
Den keine Sprache, den kein Name nennt,
Der in den Tiefen ruht, den Höhen schafft,
Du, der Gedanke, Leben, Macht und Kraft —

Dich ruf' ich an, der lebt in meinem Geist,
Dich ruf' ich an, der in den Adern kreist,
Dich ruf' ich an, der das, was ist, erhält:
Um Hilfe fleh' ich dich, o Herr der Welt!

Gott verzeihe ihr.

Von Bertha v. Suttner.

In wilder Unrast lief die junge Frau im Zimmer umher, bald zum Fenster, bald zur Thür.

„Mutter, Mutter, ich werde wahnsinnig, ich ertrag' es nicht . . .“

Die andere, im Hintergrunde auf einem Betschemel kniend, das Gesicht in den Händen vergraben, blieb regungslos.

„Hörst du, Mutter, ich ertrag' es nicht . . . die Angst . . . und dazu der Zorn, der rasende Zorn über den namenlosen Blödsinn . . . Fluch sei jenen —“

Jetzt wandte sich die Kniende um.

„Marie, mäßige dich, mein armes Kind“, sprach sie, „das Unvermeidliche muss man tragen . . . Statt Flüche auszustoßen, solltest du Gottes Gnade anflehen. Sieh mich an: mir ist dein Mann, mein einziger Sohn, gewiss so theuer wie dir . . . Auch mir ist das Herz voll Bangen . . . Aber ich füge mich; denn es musste sein. Und ich vertraue dem Himmel . . . er wird mein Gebet erhören, und unser Adolf kommt unversehrt oder mit einer unbedeutenden Verwundung davon. Er ist ein gewandter Fechter . . . wie gut, dass wir, seine Eltern, darauf bestanden, dass er fechten lerne. Es sind hundert Chancen gegen eine, dass sein Degen die Brust des Gegners durchbohre, ehe dass ihm dieser etwas zuleide thut.“

„Mir schaudert! So soll er einen Mord auf dem Gewissen haben, mein milder, mein edler Mann! . . . Und der andere . . . glaubst du nicht, dass für ihn auch ein liebendes Weib zittert, eine Mutter betet? Was soll dein Himmel da thun? . . . Thorheit, Thorheit, Wildheit . . . ich hasse euere ganze Gesellschaft, die solches duldet, nicht nur duldet — unterstützt. Du selber, Mutter, hast es gewusst, dass er sich schlagen werde und hast es nicht gehindert.“

„Wie konnte ich?"

„Hast es mir nicht rechtzeitig gesagt, dass ich hätte mich zu seinen Füßen werfen können ... zu den Füßen des anderen — ihre Knie umklammern und flehen, dass der Frevel nicht geschehe."

„Das wäre deiner und deines Mannes unwürdig gewesen. Wenn die Ehre gebietet, dann —"

Marie machte eine verzweifelte Handbewegung, um den Satz der alten Frau zu unterbrechen, und warf sich stöhnend auf einen Lehnstuhl. Es war ja doch vergebens, beim Fenster hinauszuspähen, zur Thür zu horchen: es konnte noch keine Nachricht kommen. Ihr Mann war vor kaum einer halben Stunde fortgefahren und der Ort, an dem das Duell ausgefochten werden sollte, war vierzig Minuten von der Stadt entfernt.

Sie hatte nichts gewusst von dem Duell. Sie glaubte, als ihr Mann so zeitig früh vom Hause wegfuhr, dass er zu einem Patienten gerufen worden. So hatte er ihr wenigstens gesagt. Es war ihr nur aufgefallen, dass er sie beim Fortgehen gar so zärtlich küsste, dass in dem Tone seines „Lebe wohl, Marie" etwas wie Abschiedsweh zitterte. „Adolf, was ist dir?" hatte sie gefragt. „Du bist zu einem Typhus-, zu einem Cholerakranken gerufen? ... Du gehst einer Gefahr entgegen?" — „Ein Arzt ist immer in Lebensgefahr, theueres Kind ... gib mir noch einen Kuss."

Darauf war Marie in das Zimmer der Schwiegermutter gegangen. Die alte Frau war schon aus dem Bette, was sonst um so frühe Stunde ihre Gewohnheit nicht war. — „Mutter, ich komme zu dir, weil mir so bange ist ... Adolf ahnt Gefahr." — „Also weißt du? ... O, er hätte besser gethan, zu schweigen. .. So Gott will, kommt er unversehrt zurück, und da wäre dir die Angst erspart geblieben. Diese Unsicherheit ist ein schreckliches Gefühl ... ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen — es gab keine ruhige Minute mehr für mich, seit ich von diesem Duell weiß" ... Da hatte Marie einen markerschütternden Schrei ausgestoßen, denn so war das Geheimnis verrathen worden. Darauf musste die alte Frau noch alles erzählen, was sie wusste: weswegen, und gegen wen, und wo der Zweikampf stattfand. Sie sagte aber nur ein paar kurze Sätze und dann, sich unterbrechend: „Nein, nein — zum Sprechen ist jetzt nicht Zeit ... in diesem Augenblicke wird sich alles entscheiden ... jetzt will ich beten, beten." Und sie kniete auf ihrem Betschemel nieder. „Komm zu mir, meine Tochter."

Marie aber war händeringend zum Fenster geeilt und von dort zur Thür und zum Fenster zurück: „Mutter, Mutter, ich werde wahnsinnig — ich ertrag' es nicht."

Jetzt lag sie da, in dem Lehnstuhl und mit jedem Athemzug stieß sie ein leises, schmerzliches Stöhnen aus.

Die alte Frau kam nun herbei, und legte die Hand auf Mariens Schulter:

„Nimm doch Vernunft an, mein Kind! Wie denn, wenn unser Adolf hätte in den Krieg ziehen müssen? Da hättest du auch nicht murren dürfen. Fasse es so auf, das wird dir Kraft geben. Wenn die Ehre des Vaterlandes ruft, so gibt es kein Schwanken, und ebenso ist es jeden ritterlichen Mannes Pflicht, die eigene Ehre —"

Marie sprang auf:

„Genug, um Gotteswillen genug! Deine Worte verzehnfachen nur meinen Schmerz und meinen Zorn. Krieg? Glaubst du, der Vergleich tröstet mich? Zweikampf der Völker und Krieg zwischen zweien: es ist dasselbe ruchlose Princip ... Und dass es noch waltet und wüthet, dieses Princip, daran sind solche Phrasen

schuld . . . Und dass auch Frauen, auch Mütter so reden — ich kann's nicht anhören."

Sie eilte aus dem Zimmer der Schwiegermutter in ihr eigenes zurück. In diesem Augenblicke war ihr zumuthe, als müsste sie diese Frau hassen, die, während ihr einziger Sohn vielleicht den Todesstoß erhielt, noch Worte der Begründung und der Verherrlichung für den blutigen Widersinn fand.

Ihr Blick fiel auf die Standuhr. Dreißig Minuten über Sieben . . . Um Sieben war er weggefahren — mit einem langsam dahintrabenden Einspänner, — sie hatte ihm vom Fenster aus nachgesehen . . . Konnte sie ihn nicht noch erreichen, wenn sie — —

Ohne den Plan weiter auszudenken, führte sie ihn auch schon aus. Sie warf ein zur Hand liegendes Spitzentuch über den Kopf und verließ in laufendem Schritte Zimmer und Haus. Um die Ecke war ein Fiakerstand. Eine Minute später, als sie nach der Uhr gesehen, jagte sie schon nach der Richtung jenes Wäldchens, wo das Duell stattfinden sollte. Den Platz würde man schon finden, da in der Nähe gewiss die Wägen der Secundanten und des Arztes halten mussten.

Die Fiakerpferde liefen zehnmal rascher, als jener Einspänner davongefahren war; die Vorbereitungen zum Zweikampf: Schrittzählen, Waffenprüfen u. dgl. nahmen auch noch Zeit ein — vielleicht war der Gegner etwas später eingetroffen — kurz, es war möglich, dass sie noch zurechtkomme.

Zurecht — wozu? Darüber gab sich die Geängstigte gar keine Rechenschaft. Sie bedachte nicht, dass, wenn sie dahergestürzt käme und mit melodramatischer Geberde sich zwischen die Klingen der Kämpfenden würfe, das vielleicht wie abgekartet aussehen konnte. Was bliebe da dem Manne anderes übrig, um solchen Verdacht von sich abzuwälzen, als ein nächstesmal — aber diesmal unter strenger Wahrung des Geheimnisses — das Duell dennoch auszufechten? An alles das dachte Marie nicht; sie wollte nur dorthin kommen, wo ihr Theuerster bedroht war, ihn retten — retten. Durch ihr Bitten, ihr Knien, ihr Flehen, ihr Schreien — es durfte, durfte nicht sein!

Nach viertelstündiger, rasend schneller Fahrt war der Wagen zur Stelle. Der Kutscher, der schon öfters Clienten zum Zweikampfe in jenes Wäldchen geführt, hatte die erforderliche Richtung eingeschlagen.

„Hier sind wir, gnä' Frau", sagte er, sich umwendend, „sehn's, dort unten stehen vier Wägen. Steigen's aus und gehn's über den Weg da — der führt zur Wiese, wo die Herrschaften gewöhnlich miteinander raufen."

Marie sprang aus dem Wagen und lief den Waldweg entlang. Als sie an dessen Ende anlangte, athemlos, die raschen Herzschläge bis in die Kehle fühlend, da lag die Lichtung vor ihr, aber — sie brach zusammen.

Das Bild, das sich ihr geboten, hatte ihr die Besinnung geraubt.

Auf dem Grase hingestreckt, eine regungslose Gestalt. Darüber gebeugt, in knieender Stellung, der Arzt; in einiger Entfernung vier Männer, anscheinend in eifrigem Gespräch; und zu Häupten des Gefallenen, mit zerknirschter Miene, auf seinen Degen gestützt, der traurige Sieger.

Und dieser Sieger — so viel hatte die unglückliche Frau noch erkannt — war nicht ihr Gatte, es war der andere.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Marie von dem Nervenfieber genesen war, in welches sie nach dem Tode ihres Gatten verfallen, übergab man ihr den Brief, den ihr Mann hinterlassen hatte:

„Mein geliebtes Weib! Wenn Du dieses erhältst, bist Du Witwe, und unsere Kinder sind vaterlos. Was mich in den Tod getrieben haben wird, ist ein Verbrechen. Nicht dasjenige meines Mörders, sondern der Gesellschaft. Dieses sogenannte Ehrengebot ist — eine Schande. Und wieder nicht derjenigen, die sich ihm fügen, sondern der Gesammtheit, die, aller Vernunft, aller Menschlichkeit zum Trotz, es aufrecht erhält.

Ein Beweis von Muth soll es sein, das Leben nicht zu achten, es wegen einer Lappalie in die Schanze zu schlagen, es jedem Raufbold zur gefälligen Verfügung zu stellen. Muth! Habe ich, der Arzt, nicht Muth gebraucht, um in die Choleraspitäler zu gehen — und habe ich da gezittert? Heute zittere ich, denn ich fürchte — ja, fürchte, — ich schäme mich nicht, dieses Wort niederzuschreiben — ich fürchte zweierlei: Dich und die Kinder nicht wiederzusehen, oder vielleicht jenen Menschen zu tödten, von dem ich weiß, dass er das einzige Glück eines alten Vaters ist, der meines Vaters Freund war. Aber wenn auch das nicht wäre, sieht man denn nicht ein, dass Tödten und Verwunden ebenso widerlich und schmerzlich sein kann, als selber getödtet oder verwundet zu werden? Sieht man nicht ein, dass man den Zweikampf fürchten kann, nicht weil man ein ängstlicher, sondern weil man ein menschlicher Mensch ist?

Er muss ein Ende nehmen, dieser tolle Ehrenwahn. Gibt es in England, dieser Heimat der ‚Gentlemen', keine Ehre? Aber Duelle gibt es dort nicht mehr. Nicht herabgedrückt soll der Begriff der Ehre werden, sondern erhöht. Die Ehre eines Menschen mag immerhin sein Höchstes, aber auch sein Eigenstes sein — ein Etwas, das nur er selbst verletzen und verlieren kann — aber das durch die Angriffe eines anderen nichts von seiner Blankheit einbüßt. Veröffentliche diesen Brief. Mein Tod soll wenigstens dazu nützen, der Gesellschaft zu sagen, dass eines der Opfer ihres Vorurtheiles sie darob verachtet. Und Dir trage ich es auf, diese Verachtung unseren Kindern beizubringen; nicht den Söhnen allein, sondern mehr noch den Töchtern. Die Frauen sind es, welche das Schlägerthum auf dem Duellplatz und auf dem Schlachtfeld glorificieren; sie sind es, die fest an alte Vorurtheile geklammert bleiben, die es nicht wollen, dass an dem, was ist — so unvernünftig und grausam es auch sei — gerüttelt werde. „Ich hätte wahrhaft Lust", — sagte ich zögernd zu meiner Mutter — „die Herausforderung dieses blöden Jungen abzulehnen." — „Unmöglich, Adolf! Die Ehre über alles ... Was würde der junge Mann und die Zeugen und die Welt dazu sagen? Und wenn es ruchbar würde, wie müsste Marie sich schämen ... Zwar wäre Dein Verlust mein Tod — dennoch sage ich da: Geh' hin und schlag' Dich!"

Und jetzt, Marie — mein armes Weib? ... Und meine arme Mutter? Gott verzeihe ihr!"

(Aus „Waffen nieder!")

Gedanken und Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Geld bedeutet Macht —
Das Recht wird ausgelacht. ...

* * *

Es gibt Frauen, die ihre Männer „ausziehen", um sich — anzuziehen.

* * *

Um zu „leben“, hat schon mancher Mensch, wenn er nichts mehr besessen, sich selbst verkauft.

* * *

Die Hörner, welche sich lebenslustige Männer in der Jugend abstoßen, wachsen manchmal später im ehelichen Leben wieder gut nach. . . .

* * *

Wer sich selbst zu beherrschen vermag — siegt.

* * *

Wenn ein Mann den Tugendhaften spielt, so ist das manchmal — kein Verdienst.

* * *

Ganz kluge Menschen gibt es eigentlich gar nicht, denn entweder ärgern sie sich über die Dummheit der anderen, oder sie halten und gehen mit der Menge.

* * *

Ein Missverständnis in unserem Heim soll nie über das Abendgeläute hinaus andauern.

Unterschiedliche Kunstfreunde.

Eines Sonntags, als ich zu Graz auf den Schlossberg gieng und unterwegs so an unterschiedlichen Gruppen der Spaziergänger vorüberschritt, hörte ich den Banquier G. zur Gräfin S. sagen: „Die erstbeste Operette ist hundertmal mehr wert, als solche Rührstücke, wie dieses Hauptmannische ‚Hannele‘.“

„Ach Gott, ja, Baron“, antwortete die Gräfin. „Man hat im Leben Trauriges genug, im Theater will man sich amüsieren!“

„So ist's, Gräfin!“

Ich gieng weiter.

Vor mir schritten etliche Personen von der arbeitenden Classe.

„Ich bin noch ganz weg!“ sagte ein Weib. „Es ist himmlisch! Dieses ‚Hannele‘ ist himmlisch!“

„So will ich mir's doch auch ansehen“, sagte ein Mann.

„Ich bitte dich, Franz, gönn' dir's. Man hat ohnehin so wenig Herzerfreuliches auf der Welt.“

Ein dritter dieser Leute sagte: „Ich hab' mir gestern für die ‚Tolle Nacht‘ ein Kartel gekauft. Mir thut's heut noch leid um die fünfundzwanzig Kreuzer. Das ist zu dumm! Wenn man seine Kümmernisse hat, ist man für so Dummheiten nit aufgelegt.“

Ich gieng weiter und hatte jetzt Stoff zum Denken. Die einen wollen das Stück nicht, weil man im Leben ohnehin Trauriges genug hat. Die anderen wollen es gerade darum sehen, weil man auf der Welt ohnehin sonst so wenig Herzerfreuliches erlebt. Mitten im Ernste des Lebens stehend, sind sie für Dummheiten nicht aufgelegt.

Die einen finden bei dem tief und ernst angelegten Stück Langeweile und Verstimmung, die anderen Freude und Erhebung. Die einen gehören der reichen und vornehmen Gesellschaft an, die anderen dem gemeinen Volke.

Und so kam ich zu folgendem Schluss: Für die einen im Parquet und in den Logen ist die erstbeste Operette gut genug, für die anderen auf der Gallerie sollen die Dichter ihr Bestes geben, was himmlische Genien ihnen verleihen. **R.**

Falsche und wahre Cultur auf dem Lande.

Pfarrer Dr. Hansjakob, der badische Volksschriftsteller, sagt unter anderem von der Cultur auf dem Lande: „Es besteht eine wahre Manie, alle Cultursprünge möglichst auch beim Landvolk einzuführen, und ich meine als oft, die Cultur, wie sie heute ihre mehr als zweifelhaften Segnungen im Volke verbreitet, sei jenes Weib, das der heilige Johannes in seiner Apokalypse beschreibt und das ‚angethan war mit Purpur und Scharlach und übergoldet mit Gold, Edelgestein und Perlen und das auf einem Thiere saß, welches sieben Köpfe und zehn Hörner hatte‘. — Das ist ja der Segen und das Glück des Bauernkindes, welche es vor dem Stadtkind voraus hat, dass es viele Surrogate und Hilfsmittel, die das Stadtkind braucht, nicht nöthig hat. Zu was turnen, wenn man den ganzen Tag im Freien beschäftigt ist und alle seine Glieder dabei recken muss? Das Bauernkind braucht auch keine Spielkasten und Bilderbücher. Es hat Spiele und lebendige Bilder in der Natur in Fülle und schöpft aus dieser unversiegbaren Quelle genug, um gescheiter und praktischer zu sein als die Stadt- und Culturkinder. Woher kommt es denn, dass die Bauernbuben vielfach die talentvolleren sind, wenn sie zum Studium kommen? Antwort: nicht bloß von gesundem Blut, sondern auch von ihrem steten innigen Verkehr mit der Natur und mit der Menschenwelt. Ja, mit der Menschenwelt. Das Stadtkind sieht viele, viele Menschen durch die Straßen ziehen, aber es kennt sie nicht. Das Bauernkind kennt alle Leute im Kirchspiel, lernt sie kennen in Leid und Freud, in Liebe und Hass. Wer aber wenige Menschen genau kennt, der kennt alle. Darum ist in der Regel auch der ‚dumme, einfältige‘ Bauer an Verstand und Menschenkenntnis dem blasierten Stadtvolk weit überlegen.“

Der Scharfrichter von Griechenland.

Dass die guten Griechen keine Freunde vom Menschentödten sind, haben sie in ihrem letzten Kriege klärlich bewiesen. Einen Scharfrichter aber müssen sie doch haben und ist das eine sehr romantische Figur. Der Franzose Gaston Deschamps erzählt in seinem Buch: „Das heutige Griechenland“:

Die Strafkammern des Königreichs Griechenland sprechen ziemlich oft die Todesstrafe aus. Seit einigen Jahren werden die Urtheilssprüche auch wirklich vollzogen.

Der Scharfrichter ist selbst ein zum Tode Verdammter. Einen ehrlichen Mann, der sich zu diesem Handwerk entschlossen hätte, hat man in Griechenland nie finden können. Sogar unter den beglaubigtsten Verbrechern hatte man Noth, einen willigen Henker zu finden. Vor einigen Jahren stellte man einen Mörder vor die Wahl zwischen der Nothwendigkeit, selbst das Schaffot zu besteigen, und dem Amt, die anderen hinzurichten: er zog das erstere vor. Seine Frau hatte ihn in seinem Gefängnis aufgesucht und bei allen Heiligen der orthodoxen Kirche beschworen, er solle sich nicht zu solcher Gemeinheit verstehen, sondern wenigstens seinen Kindern einen ehrbaren Namen lassen.

Der Henker lebt verbannt in einem alten, noch von den Venetianern erbauten kleinen Thurm auf einem Inselchen vor dem Hafen zu Nauplia. Jeden Morgen wirft ihm ein Schiffer ein Brot hin und macht sich schleunigst wieder von dannen, indem er es ängstlich vermeidet, auch nur ein Wort mit dem Verfehmten zu wechseln. Zweimal im Jahre kommt ein hellenisches Kriegsboot und holt ihn ab; man zieht ihn sammt dem Richtbeil und dem hölzernen Schaffot an Bord herauf und es beginnt eine Rundreise, auf der alle Verurtheilten, die in den Kerkern des Königreiches warten, hingerichtet werden. . . .

Ich habe einmal in Hanoi sechs Piraten enthaupten sehen. Sie knieten auf der Erde; um sie zu zerstreuen, schnitten Hanswürste vor ihnen Grimassen und steckten die Zunge heraus. Der Henker stand mit einem großen Säbel hinter ihnen; er zündete sich eine Cigarette an und erlaubte ihnen, desgleichen zu thun. Als er mit Rauchen fertig war, winkte er ihnen, dass der Augenblick gekommen sei. Jetzt steckte er seinen Finger in den Mund, wo er ein Priemchen Betel kaute, und mit der rothen Farbe des letzteren zeichnete er ihnen jedem einen Ring um den Hals, um genau zielen zu können und das Fleckchen nicht zu verfehlen. Er köpfte sie sehr geschickt, mit einem einzigen Schlage. Dem letzten kam ich etwas zu nahe; das Blut spritzte bis zu mir. Ich gieng gerade weiß; es war eine fatale Geschichte . . .

Lustige Zeitung.

Englisches.

Erster Freund (kurz vor seinem Hochzeitstage): „Du, sag' mal, John, wieviel gibt man denn eigentlich einem Geistlichen für die Trauung?"

Zweiter Freund: „Ach, ich geb' gewöhnlich zehn Dollars."

Frl. Clara (zu ihrem kleinen Neffen): „Ja, denk dir mal, Fritzchen, wie ich gestern abend so spät von euch fortgieng, sah ich einen Mann auf der Straße — ach Gott, was bin ich gerannt!"

Fritzchen: „Und hast du ihn gekriegt, Tantchen?"

Mama: „Fritzchen, weshalb ziehen im Winter die Störche nach dem Süden? Weißt du das?"

Fritzchen: „Ja, Mama, weil die Leute da auch Kinder haben wollen!"

Lehrer: „Tommy, wann wurde Rom gebaut?"

Tommy: „In der Nacht."

Lehrer: „Wer hat dir den Unsinn in den Kopf gesetzt?"

Tommy: „Well, haben Sie nicht selbst gesagt, es wär' nicht an einem Tag erbaut worden?"

Mama: „Aber, Flora, woher weißt du, dass der junge Mann dich liebt? Hat er es dir denn gesagt?"

Flora: „O nein, Mama, aber wenn du nur sehen könntest, wie er mich ansieht, wenn ich ihn einmal nicht ansehe!"

Arzt: „Medicin dürfte Ihnen wenig nützen, Mrs. Highton; mehr Bewegung ist's, was Ihnen noth thut."

Mrs. Highton: „Noch mehr Bewegung? Aber, bester Doctor, ich sitze ja so schon den ganzen Tag im Schaukelstuhl."

Bücher.

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland von Ferdinand Krauß. Zweiter (Schluss-)Band. (Graz. „Leykam". 1897.)

Seinerzeit ist in diesem Blatte der erste Band der „Ehernen Mark" besprochen worden. Das Erscheinen des zweiten Bandes verzögerte sich, und wenn man nun die gewaltig viele Arbeit sieht, die darin steckt, so wundert man sich wahrlich nicht darüber. Diese im großen Stile angelegte Heimatskunde ist bisher das erste und einzige Werk, welches Obersteier monographisch nach jeder Richtung behandelt. Geographie, Geschichte, Ortsbeschreibung, Volkskunde, Kunst (besonders die kirchliche), Touristik, Volkswirtschaft, alles findet seine Berücksichtigung, und weil der Verfasser die nach gewissenhaften Studien, Reisen und Informationen geschriebenen Texte über die einzelnen Orte ortskundigen Persönlichkeiten stets zur Revision vorgelegt hat, so ist die beste Gewähr für die Richtigkeit im ganzen und im einzelnen vorhanden. Der besondere Wert des Buches liegt in dem genauen Eingehen auf alle Details der einzelnen Ortschaften und Gegenden, so dass das Werk, wie dessen Einleitungsworte selbst besagen, nahezu auf jede Frage Antwort geben kann.

Der zweite Band enthält die Beschreibung des ganzen steierischen Ennsthales, des Palten- und Liesingthales, des Murthales mit den Seitenthälern, besonders aber auch des steierischen Salzkammergutes. Es sind also die schönsten Theile unseres Landes, die in dem Werke eingehende Schilderung und begeisterte Würdigung finden. Die „Eherne Mark" ist wohl dazu angethan, in dem Steirerherzen die Liebe zu seinem herrlichen Heimatlande neu zu entflammen. Und so hat es der Verfasser wohl auch gemeint. Schon ein flüchtiges Durchblättern des Buches bereitet schöne Überraschungen durch die sehr zahlreichen Illustrationen von Ernestine v. Kirchsberg, Karl O'Lynch und Georg Weineiß. Mancher Steirer wird bei diesen künstlerisch ins schönste Licht gerichteten Gegenden, Ortschaften, Gebäuden, Gebirgen, Seen, Wasserfällen u. s. w. ausrufen: Wie? Das kommt in Steiermark vor? Das ist nicht aus Tirol, nicht aus der Schweiz? Das existiert in der Nähe von meinem Wohnort und ich habe noch nie davon gesehen, gehört?! Ja gewiss, besonders in den seitlichen Hochthälern des Ennsthales gibt es Naturschönheiten, die nur darum nicht Weltruf haben, weil sie bisher für den Fremdenzug zu entlegen, ohne Weg und Steg und ohne — Entdecker gewesen sind! Bilder wie der Salzafall, der Risachfall, der Schwarze See, der Bodensee im Seewegthal, der Hintersee u. s. w. müssen ja jeden Naturfreund entzücken. Wenn Krauß' „Eherne Mark" eine größere Verbreitung fände, so wäre es nicht anders denkbar, als dass das steierische Oberland, was seine Naturschönheiten betrifft, zu außerordentlichem Ansehen kommen müsste in Nah und Fern. — Dem Bande sind zwei Karten von Alfons Egle beigegeben, die klar und übersichtlich gezeichnet sind und nur bedauern lassen, dass sie sich nicht über alle vom Werke behandelten Gebiete erstrecken. Denn man möchte mit Hilfe der Karten ja alles durchwandern. Es wäre doch köstlich, wenn unsere naturlustigen Steirer einmal einen Sommer darauf verwendeten, um die Gegenden des Oberlandes kennen zu lernen, die durch Krauß' „Eherne Mark" dem großen Publikum sozusagen enthüllt worden sind. — Ich kann nicht zurückhalten mit meiner Freude darüber, dass wir dieses heimische Werk empfangen haben und dass es nun vollendet daliegt. Da dieses zweibändige, über tausend Seiten starke Werk mit allen Einzelnheiten nun vor uns liegt, sehen wir auch die ungeheuere Arbeit, die der selbstlose Verfasser seit vielen Jahren unter persönlichen Opfern geleistet hat. Wackerer Ferdinand Krauß, ich sage dir meinen Dank! Ich danke dir aber nicht im Namen der Steiermark, das soll sie selber thun, indem sie dein Werk nach Gebür würdigen und nach Verdienst verbreiten wird. Rosegger.

In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896 von Fridtjof Nansen.

Dieses hochinteressante Werk ist nun in seinen zwei starken, reich illustrierten Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig fertiggestellt und erschienen. Es kann in achttägigen Lieferungen oder auf einmal bezogen werden. Der Text ist von Nansen selbst verfasst, in volksthümlicher Schlichtheit und Deutlichkeit erzählt er das ganze beispiellose Unternehmen, die Reise, die Entdeckungen, das Leben und die Abenteuer vom kleinsten bis zum größten. Er erzählt treuherzig von den Leiden und Freuden der Helden, ihre Zweifel, ihre Entmuthigungen, ihre Siege. Der Leser meint dabei zu sein und fühlt alles mit, wie bei dem interessantesten Roman. — Wir wollen heute über dieses epochemachende Werk nicht das letzte Wort gesprochen haben. M.

Die neue Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle. Verlag von Otto Hendel) bringt:

„Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern." Die hohe, fast einzige Bedeutung dieser Selbstbekenntnisse des großen Dichters steht über allem Zweifel; Wilhelm Scherer begrüßt in ihnen „ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges". — Alphonse Daudets „Tatarin in den Alpen". Die Abenteuer des berühmten Helden von Tarascon auf dem Rigi, der Jungfrau und dem Montblanc, und seine überraschende Rückkehr. — Zwei Erzählungen des beliebten A. v. Hedenstjerna, „Marie aus dem goldenen Ross" und „Der Majoratsherr von Halleborg". Dr. S.

Der Radmeister von Vordernberg. Ein Gewerkschaftsbild aus der ehernen Mark von Arthur Achleitner. (Graz. Styria. 1897.)

Der Titel ließe auf eine Erzählung, einen Roman schließen, es ist zum Theil auch etwas Ähnliches. Doch im Vordergrunde steht die Beschreibung der Vordernberger Radmeisterschaft und was Erzherzog Johann, der ein Vordernberger Radmeister gewesen, für sie gethan hat. Der Verfasser entwickelt ein klares, tiefernstes Bild des Aufschwunges und des Verfalles. Dieser eherne Stoff ist sehr geschickt berankt mit der Liebesgeschichte eines Erzführers, in welcher Achleitner sein besonderes Talent, volksthümliche Gespräche zu schildern, glänzend bewährt. Gewöhnlicher ist die Charakterisierung des Prinzen Johann und seiner Gemahlin, aber es ist für einen Volksmenschen eben nicht leicht, bei Schilderung hoher Persönlichkeiten das „Milieu" haarscharf zu treffen. Der Dialect, in dem Achleitner unsere Obersteirer sprechen lässt, ist klipp und klapp der bayerische. Aber das macht nichts, der steierische Leser kann ihn ja steierisch aussprechen, und der Dialectunkundige merkt's nicht. Der Obersteirer mag in jeder ihm beliebigen deutschen Mundart plaudern, solange er nicht slovenisch spricht, passiert's. — Das Büchlein ist mit hübschen Bildern versehen und hat in seiner Beschreibung der Erzbergbahn einen zwar nüchternen, aber willkommenen Ausklang. R.

Das heutige Griechenland. Von Gaston Deschamps. Autorisierte Übersetzung von Dr. Paul Markus. (Großenhain. Hermann Starke.)

In diesem Jahre hat Griechenland durch seinen Krieg eine große Reclame für sich gemacht. Eine kostspielige Reclame. In den Zeitungen hat man zumeist nur seine politischen und militärischen Seiten beleuchtet, so wird nun ein Buch willkommen sein, welches uns in das Land und das Leben dieses Reiches viel tiefer und nachhaltiger einführt und von allem zu erzählen weiß, was uns von den Nachkommen der alten Hellenen wissenswert sein mag. Ein geistreicher Franzose, der sich jahrelang in Griechenland aufhielt, hat das Buch geschrieben, allerdings ausschließlich von französischem Geiste aus, dafür ist das Werk auch von der Akademie mit dem Preise gekrönt worden. M.

Die erste Lieferung der **„Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte"** ist soeben zur Ausgabe gelangt und liegt uns vor. Der Inhalt umfasst die Colonisation in Österreich-Ungarn. Derselben musste ein verhältnismäßig größeres Augenmerk zugewendet werden, als dies in literar-historischen Schriften sonst zu geschehen pflegt, und zwar um nachzuweisen, dass das deutsche Element in Österreich-Ungarn eine genügend starke Unterlage für eine deutsch-österreichische Literatur bildet. Äußerst interessante und erhebliche Überraschungen werden uns hier geboten.

Beigegeben sind dem Hefte drei bildliche Beilagen: Eine buntfarbige Freske aus dem Schlosse Runkelstein in Tirol, zwei von den Triaden, enthaltend: die drei berühmtesten Liebespaare aus den höfischen Ritterepen und die drei Lieblingshelden des nationalen Volksepos mit ihren berühmten Schwertern. Eine zweite Faltbeilage bringt eine Seite aus einer in der k. k. Hofbibliothek befindlichen Handschrift einer Jesuitenkomödie, ein Grillparzerbildnis (Holzschnitt) schließt die Reihe. Die in den Text aufgenommenen Abbildungen zeigen Bauernhaustypen, in Salzburg gefundene gothische Runennamen und Bibelcitate und eine Seite aus den Originalaufzeichnungen Kaiser Josefs II. über seine zweite südungarische Reise 1768. V.

Die Schweiz. Illustrierte Zeitschrift. Erster Jahrgang. Erscheint alle vierzehn Tage. (Zürich. Polygraphisches Institut.)

Die erste Nummer, textlich interessant und künstlerisch bedeutend ausgestattet, lässt an diesem neuen Unternehmen etwas besonders Gutes erwarten.

Hausschatz moderner Kunst. Unter diesem anheimelnden und bezeichnenden Titel veröffentlicht die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien eine stattliche Auslese von Bildern moderner Meister. Schon das Inhaltsverzeichnis der ersten fünf Hefte mit den Namen Schwind, Feuerbach, Defregger, Grützner, Schindler, Böcklin, Gabr. Max, Uhde und Liebermann zeigt, welche Mannigfältigkeit der „Hausschatz" aufweisen wird. Und noch eines erhebt das neue Unternehmen zu dem Range einer vornehmen, durch und

durch künstlerischen Publication, die Wahl der Reproductionsweise. Statt der durch ihre Gleichförmigkeit bald ermüdenden photomechanischen Verfahren übernimmt es die Radierung in den Händen berühmter Meister. So genießt der Betrachter in jedem einzelnen Blatte nicht ein Kunstwerk, sondern zwei, das darstellende und das dargestellte.

Der „Hausschatz moderner Kunst“ wird in zwanzig monatlichen Lieferungen, jede mit fünf Blatt Radierungen, erscheinen; das soeben ausgegebene erste Heft enthält: A. Böcklin, Villa am Meer, Radierung von W. Hecht; H. Kauffmann, Verliebt, Radierung von H. Bürkner; Fr. A. von Kaulbach, Ein Maitag, Radierung von W. Unger; E. Grützner, Klosterschäfflerei, Radierung von C. Vaditz; F. von Uhde, Auf dem Heimweg, Radierung von W. Unger. V.

Büchereinlauf.

Nimm und lies! Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.)

Der Spion. Historische Erzählung von August Guntermann. (Freiburg i. Breisgau. Paul Waetzel.)

Ein moralisches Stück. Roman von Eugen Salinger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Bartel Teraser. Drama in drei Acten von Philipp Langmann. (Leipzig. Robert Friese. 1897.)

Andreas Hofer, der Sandwirt. Eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Acten von Karl Domanig. (Innsbruck. Wagners Universitätsbuchhandlung. 1897.)

Allgemeine Nationalbibliothek von C. Daberkow. (Wien.)

Savonarola. Von Nikolaus Lenau.

Der Windfall. Von Ferd. Kürnberger.

Der Unbedeutende. Von Johann Nestroy.

Pumphia. Das Amtsgeheimnis von Friedrich von Radler.

Katechismus der Handschriftendeutung. Nach dem neuesten Stande der Forschung und nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von G. W. Geßmann. Mit zweihundert Handschriften-Facsimiles. (Berlin. Karl Siegismund. 1897.)

Moderne Gelehrte. Eine dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft in drei Theilen. Von Wilhelm Ressel. (Dresden. Moriz Rätze. 1897.)

Unsere Monarchie zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. u. k. Apostol. Majestät Franz Joseph I. Herausgegeben von Julius Laurencic unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller und Künstler. 24 Hefte. In vier Sprachen. (Wien. Georg Szelinski. 1897.)

Apotheker Heinrich. Roman von Hermann Heiberg. Dritte durchgesehene Auflage. (Leipzig. Gustav Fock.)

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten Bismarck seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. Erster Band. (Leipzig. Walther Fiedler. 1897.)

Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1897.)

Wiener Zeitbilder. Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort, herausgegeben von Hermann Kiehne. (Nordhausen. Selbstverlag des Herausgebers.)

Neue Lieder eines Taubstummen von Eugen Sutermeister. (Bern. 1897. Selbstverlag.)

Aus dem Lande der Gegensätze. Englische Reisebriefe von Julius Werner. (Dessau. Paul Baumann.)

Eine neue Bestattungsart. Weder Erdnoch Feuerbestattung. Von Karl Th. Schulz-Dresden. (Berlin. Actiengesellschaft „Pionier“. 1897.)

Briefe eines jungen Deutschen und einer Jüdin. Von Johannes Dahlmann. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Urheberrecht. Von Dr. Heinrich Schuster. (Wien. Alfred Hölders Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1897.)

Die Fremdwortfrage für die Behörden, Fachwissenschaft und Gewerbe nebst einem Verdeutschungswörterbuch von A. Hausding. (Berlin. Karl Heymann. 1897.)

Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung. Herausgegeben von der „Handelsakademie Leipzig“ (Dr. Ludwig Huberti). (Leipzig. Verlag der Handelsakademie). Heft 1: „Was heißt und zu welchem Ende besucht man die Handelsakademie?“

Maifeier 1897. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Consumvereine und Arbeiterbewegung. Von Karl Kautsky. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Henry Dunant, der Begründer des Rothen Kreuzes und der Genfer Convention. Vortrag von Professor Rudolf Müller. Stuttgart. 1897.)

Bewirtschaftung kleiner Hausgärten. Praktische Anleitung von E. Eibel. Gemüsebau. Obst-, Beeren- und Blumen-Anlage. Topfpflanzenzucht im Kleinen. Das Treiben der Pflanzen und das Zimmer-Aquarium. Die Cultur des Beerenobstes und die Weinbereitung aus demselben. Mit Illustrationen. (Leipzig. Emil Stock.)

Der Naturfreund. Belletristische Monatsschrift. Herausgeber: Alois v. Warnus. (Linz a. D. Buchdruckerei Karl Kolndorffer. 1897.)

Sommerfrische und Thermalbad Topolschitz, Post Schönstein bei Cilli, Südsteiermark.

Das Raigerner Liederbuch. Von Prof. Emil Soffé. (Brünn. M. Rohrer. 1897.)

Das neue Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Einhundertachtzig Hausconditorei-Recepte. Von Emilie Kieslinger. (München. Seitz & Schauer. 1897.)

Danksagung.

An das Comité der Rudolf Falb-Spende, an die Presse und die Geber!

Nachdem ich im vorigen Jahre durch eine plötzlich eingetretene Lähmung auf das Krankenlager geworfen und nahezu erwerbsunfähig geworden war, hatten sich Männer mit hervorragenden Namen und von einflussreicher Stellung verbunden und einen Aufruf erlassen, der die Theilnahme der Bevölkerung allenthalben in bedeutendem Maße wachrief. Es konnte mir an meinem sechzigsten Geburtstage, am 13. April d. J., ein so reiches Ergebnis dieser Theilnahme übermittelt werden, dass ich und meine Familie der materiellen Sorge, welche die Krankheit mit sich brachte, nun enthoben sind. Ich sage zunächst allen Herren des Central-Comités, welchen an dem Zustandekommen dieses Erfolges ein so wesentlicher Antheil gebürt, sowie auch den Comités in den einzelnen Städten, insbesonders meiner Heimat, die ihren Sohn in der Fremde nicht vergessen hat, meinen innigsten Dank! Meinen wärmsten Dank aber auch der gesammten Presse, welche mit größter Bereitwilligkeit den Aufruf in allen Ländern verbreitete. Sie hat sich in meiner Sache auch auf dem Gebiete der Menschenliebe als eine Großmacht erwiesen! Und herzlichsten Dank vor allem auch jedem einzelnen der Geber, sowie den Instituten, die durch besondere Veranstaltungen das Werk fördern halfen. Mein Dank ist um so aufrichtiger, als ich mir eines der Gabe äquivalenten Verdienstes nicht bewusst bin. Möchte derselbe — und das ist meine Bitte an die Presse — ein ebenso vielfaches und weitreichendes Echo finden, wie es der Aufruf gefunden hat.

Berlin, den 18. April 1897. **Rudolf Falb.**

Postkarten des „Heimgarten".

M. Graz: Betreffende Stelle ist einigermaßen missverstanden worden. Hauptsache dieser Kirche ist bei ihren Mitgliedern das Bekenntnis. Denken kann sich jeder, was er will. Der Freidenker wird übrigens auch den Kirchen das Recht ihrer Existenz und Lehre freigeben.

M. M., Kaaden: Den köstlichen „Onkel Bräsig" finden Sie in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid".

J. St. in B.:
„Bin ich auch ein winzig armes Binkerl,
Ich möcht' dennoch ins Poetenwinkerl"
sagen Sie da. Ja, recht gerne!

Mei Tram.

Ols i z' Schlof bin kemma
Hot mar oftn tramt,
Dass die Todensenzt'n[1])
Mi hätt' weggagramt;
Is 's ma no so bitta gwen und load,
D' Seel woar denna draußt'n aus ihrn Kload.

[1]) Todtensense.

Kimm zan Himmel zucha,
Läut dan Glöckl on,
Schreit da Peda außa:
„Wer hot dös iazt thou?
Is leicht oana, der glei do kunnt bleibn?
Müad ma mit der Kreid' in Rauchfong schreibn."

„I bin's, he'l'ger Peda,
Thät um Einloss frogn;"
Thua eahm 's gonzi Herzload
Aus mein Lebn vorklogn.
„No, kimm eina!" sogt da Peda grüahrt,
Hot mi oftn on da Hond in Himmel gfüahrt.

Wia i bin daschrockn,
Ols 's ma kimmt in Sinn,
Dass i ohni Dirndl
Jazt in Himmel bin.
„Je mein Dirndl! — — Peda, woart a Weil,
I hol 's Dirndl nua in olla Eil!"

„Wirst nit bleib'n herinnat,
Wonst schon einag'hörst,
's Dirndl g'hört in Brautstond,
Oft in Himmel e it!"
„Ohni Schotzerl gibt's koan Himml, Maun; —
Peda, — 's Dirndal, sist lauf i davaun!"

„No, so hol das!"
Hot der Olte brummt.
I hob g'locht und g'juchazt,
Dass mein Kopf hot g'summt.
„Dirndl!" schrei i — — und bin gach dawocht,
's Dirndl steht neb'n meina und hot g'locht.

Sollten auch Ihre „Waldgeschichten" so lebhaft an bekannte Vorbilder erinnern, dann — lieber nicht!

E. M., Graz: Die Frivolitäten in R.'s Werke „Die Älpler" thun Ihnen weh? Die Dinge sind aber nicht ganz so frivol, wie sie aussehen, sie sind nur eine vielen ungewohnte Form. Es ist kecker Bauernhumor, der außer seinem Bereiche so leicht missverstanden wird. Wenn wir Bauersleute just in guter Laune sind, machen wir Witze über uns selbst, über unser Liebstes, unseren Kaiser und unseren Gott. Letztere kennen uns schon und sagen: „Ein loses Maul habt ihr zwar, seid aber sonst gute Kerle!" — Machen Sie es ihnen nach!

J. W., Wien: Kein so übles Zeichen. Ein hoher Zinsfuß soll ja beweisen, dass weit weniger gespart wird, als die Gesellschaft nöthig hätte. Das Sinken des Zinsfußes hingegen soll andeuten, dass die Ersparnisse sich gesteigert haben und bald ausreichen. Wer selbst Erspartes hat, braucht doch zu hohen Zinsen nichts aufzunehmen.

J. M., Znaim: Die Sonate nach unserer Meinung vom künstlerischen Standpunkte aus beurtheilt nicht hervorragend, jedoch für die Jubiläumsfeier zur Veröffentlichung immerhin geeignet, denn es ist viel Treue und Wärme in den Gedichten. Wir wollen seinerzeit einige der bezeichnendsten veröffentlichen. Wir behalten die Sachen zurück.

P. L., München: Sie hätten der zimperlichen Dame antworten sollen, wie jener Schriftsteller in der Gallerie einem älteren Fräulein geantwortet hat, das sich von der Statue des Apoll schamhaft zur Seite wandte: „Ich sehe einen Gott, sehen Sie denn einen Mann?!"

K. R., St. Louis: Motiv etwas abgebraucht. Doch soll der wackere Junge seinen weiten Weg nicht umsonst gemacht haben.

* Die große Agitation, welche von Graz aus unter dem Schlagworte „Österreichischer Bund der Vogelfreunde" ins Werk gesetzt worden ist, nimmt immer größeren Umfang an. In den zehn Monaten seines Bestandes hat der Bund weit über 25.000 Mitglieder gewonnen. Der Bund hat bisher über eine halbe Million Druckschriften verbreitet, und zwar nicht nur in deutscher, sondern auch in italienischer und slovenischer Sprache. Erzherzog Franz Ferdinand hat das Protectorat des Vereins übernommen.

* Von jetzt ab lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten" betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

10. Heft. Juli 1897. 21. Jahrg.

Endlich allein!

Von Josef Wichner.

Wie schön malen doch die Herren Romanschriftsteller den Augenblick aus, da der neugebackene Ehemann seine süße Alma, Bertha, Clementine u. s. w. dem Elternhause, dem Trubel der Hochzeitgäste und den Blicken neugieriger Gaffer entführt und da zwei überglückliche Menschenkinder, sei es im Eisenbahnwagen erster Classe, sei es im leicht hinfliegenden Landauer, von einer Centnerlast befreit, aufathmen und aufseufzen:

„Endlich . . . endlich allein!"

Rein das Wasser möcht' einem im Munde zusammenlaufen . . . wenn sich nur die Wirklichkeit nicht oft ganz anders gestalten würde, als sie sich in den sonst ehrenwerten Köpfchen abspielt, deren Göttin die ewig bewegliche Phantasie ist.

Ich wenigstens kann mir's nicht vorstellen, dass ein halbwegs ernst veranlagtes Mädchen ihr Elternhaus leichten Herzens verlassen, sich ohne Zagen in die Arme des gewiss geliebten, aber ihr bisher noch fremden Mannes werfen und ohne Bangen in die vielleicht verhängnisvolle Zukunft blicken kann.

Ich wenigstens möchte aus den Augen der Braut die Thränen küssen, die sie ihren Eltern und Geschwistern, ihren Freundinnen und ... vielleicht sogar ihren Puppen nachweint; denn ich müsste befürchten, daß sie auch für mich kein Herz hätte, wenn es nicht warm für alles schlüge, was sie ... aus Liebe zu mir ... für immer verläßt!

Und dass selbst die ersten der sogenannten Honigwochen lauter Honig bringen, auch das ist zumeist nur ein Traum der Poeten, der nur wenigen Auserwählten in Erfüllung geht, indes die große Menge auch in des Lebens schönste Tage des Lebens Sorgen und Kümmernisse und auch ... des Lebens Unverstand mit hinüberschleppen muss.

Dies kann mein bester Freund Wilhelm bestätigen, mit dessen gütiger Erlaubnis ich hiemit der Wahrheit gemäß erzählen will, wie es ihm in den ersten Tagen seiner Ehe ergangen ist.

Es thut nichts zur Sache, wie Freund Wilhelm, der gleich mir die Knaben lehret und ihnen wehret, seine Lebensgefährtin, eines Försters liebliches Töchterlein, gefunden hat.

Auf der Bühne senkt sich bekanntlich der Vorhang, wenn die Liebenden sich nach Überwindung unendlicher Hemmnisse die Hände reichen; bei mir aber geht er erst jetzt in die Höhe.

Die Trauung fand auf Wunsch des Bräutigams, der sich vor den ländlichen Gebräuchen des „Verziehens“ und des Festmahles, sowie den sonst unvermeidlichen Busserln zahlreicher mittelalterlicher Tanten flüchten wollte, in Wien statt. Nur wenige der nächsten Anverwandten waren Zeugen der kirchlichen Handlung und Theilnehmer an einer einfachen Tafel, die den mehr als bescheidenen Verhältnissen eines Revierförsters und eines angehenden Gymnasiallehrers entsprach.

Dass sich der Bräutigam vor der Trauung die allzu engen Handschuhe zerrissen und, ein echter Gelehrter, gar nicht daran gedacht hatte, die Braut und zwei Kranzeljungfern mit Blumensträußen zu erfreuen, wurde von den wenig abergläubischen guten Leuten zwar herzlich belacht, aber durchaus nicht als böses Vorzeichen aufgefasst.

Und doch sollten noch am selben Tage der Thränen genug fließen!

Schied doch die Tochter von dem alternden Vater, der ohne sein Kind in sein Forsthaus zurückkehren musste.

Gut, dass die Rotunde im Prater mit einer Ausstellung die junge Frau den Schmerz des Scheidens etwas vergessen ließ; aber weniger gut schien es dem neuen Eheherrn, dass sie sich nicht einmal auf der völlig menschenleeren Außengallerie der Laterne küssen lassen wollte, weil ... nun weil's jemand aus der Stadt sehen könnte!

Am Nachmittage fuhr das junge Paar in das nahe Landstädtchen, wo der Professor bereits eine Wohnung gemietet hatte und wo die Einrichtung bereits angelangt sein musste, nicht nur die Einrichtung allein,

sondern auch etwelcher Küchenbedarf, Schmalz in massigen Töpfen, Eier im Häckselruhebette und, der Stolz der Hausfrau, eine stattliche Reihe von Gläsern mit eingemachten Früchten in glattgehobelter Kiste, zwischen Kleiderstoffresten sorglich verpackt.

Das war das Werk der liebenden Mutter, der immernährenden, die ihrem Kinde die ersten Sorgen des neuen Haushaltes erleichtern wollte.

Aber . . . trotz des Übereinkommens mit dem Hausherrn saß die frühere Partei noch wie angewachsen im Neste, das von rechtswegen den Neuvermählten gehörte, und es bedurfte eines ordentlichen Donnerwetters mit Verweisung auf die zuständigen Behörden, ehe sich die unverschämten Spatzen langsam anschickten, den angekommenen Schwalben den Platz zu räumen.

Immerhin aber musste das Pärchen die ersten drei Tage in einem Gasthause zubringen, dessen geriebener Besitzer seinen Vortheil wahrnahm und in der Voraussetzung, dass ein Glücklicher allweil volle Hände habe, die Preise auf eine völlig unnatürliche Höhe hinaufschraubte.

Ich möchte nicht behaupten, dass all das einen jungen Ehemann, der noch nicht einmal sein erstes, kärglich bemessenes Gehalt bezogen und . . . der leider seiner Herzallerliebsten noch nicht einmal die Höhe seiner aus den Studienjahren stammenden, unvermeidlichen Verpflichtungen völlig aufrichtig einbekannt hat, dass all das so einen armen Ehemann besonders heiter zu stimmen vermag.

Und das Frauchen . . . das war von der „Hochzeitsreise" her noch etwas verdutzt und machte ein allerliebstes „Schnoferl"; denn der Herr Gemahl hatte auf dem Bahnhofe der Großstadt, gewiss sehr zur Unzeit, zu sparen angefangen und war, sich nach Schulmeisterart mit Nachdruck und übel angebrachter Redseligkeit über Ökonomie im Haushalte verbreitend, in die dritte Classe eingestiegen, in der man seiner Ansicht nach ebensoweit komme, wie in der ersten.

So sind diese Männer . . . vor der Ehe versprechen sie, ihr Ideal zeitlebens auf den Händen tragen zu wollen, und schon am Hochzeitstage setzen sie es auf ein steinhartes Brett unter rauchende Bauern, keifende Marktweiber und schreiende Wickelkinder!

Und, was gar schrecklich war, Wilhelm hatte sich von erfahrenen oder vielmehr boshaften Ehemännern einflüstern lassen, es müsse einer, um das von jeder Frau angestrebte Pantoffelregiment zu vermeiden, nach dem bewährten Grundsatze der alten Römer (principiis obsta) gleich im Anfange den Herrn hervorkehren, und demgemäß sprach er, seine innige, herzliche Liebe gewaltsam zurückdrängend, einigemale in etwas barschem, fast befehlendem Tone und that so dem ohnedies erregten Gemüthe seiner lieben Clara weher, als er nur ahnen mochte.

Ach, wie wonnesam klang doch bisher das „Clärchen“ von seinem Munde, und jetzt . . . jetzt hieß es nur mehr so breit und gedehnt „Clara“!

So vermochte das gute Weibchen bereits während der Fahrt die Thränen kaum zurückzuhalten, und als sich nun gar der verwandelte Gatte beim Abendimbisse ungeduldig und unwillig geberdete, weil die „Clara“ die vom Frackkellner überreichte Speisekarte allzu lange unentschlossen prüfte (sie wollte ja so nur die billigste Speise aussuchen), da war es mit der schwer bewahrten Fassung vorbei, sie erhob sich und eilte in ihr Zimmer, schloss die Thür hinter sich ab, warf sich auf ein Ruhebett und weinte und weinte, wie wohl noch nie in ihrem Leben. Ach, sie war so unglücklich . . . so unendlich unglücklich . . . in diesem Augenblicke wäre ihr der Tod ein willkommener Freund gewesen!

Völlig verblüfft folgte Wilhelm der Geliebten, die er ganz gegen seinen Willen so sehr gekränkt hatte. Er pochte an die Thüre, er bat, er flehte um Einlass . . . vergebens . . . nur ein schmerzliches Schluchzen war die Antwort.

Da riss ihm der ohnedies nicht stark gedrehte Geduldfaden, Thränen und Seufzer ohne vernünftigen Grund waren ihm nicht weniger zuwider als dem Wirte „zum goldenen Löwen“ in Goethes unvergleichlich schöner Dichtung, er merkte, dass das Treiben des jungen Paares von den Dienstleuten mit spöttischen Blicken und lauschenden Ohren beobachtet wurde, und also sprach er mit gedämpfter Stimme, aber ernst, durchs Schlüsselloch:

„Gut . . . mein Kind . . . wenn du trotz meiner Bitten in deinem Starrsinn beharren willst, so . . . nun, so gehe ich, und . . . die Folgen kannst du dir selber zuschreiben!“

Sprach's und gieng schweren Schrittes die Treppe hinab und über den Marktplatz in die Auen am großen Strome, um sich zu beruhigen und dem . . . Trotzköpfchen Zeit zu gönnen, dass es sich besinne.

Clärchen aber stand bereits hinter den herabgelassenen Rollhängen, sie sah, wie der doch so geliebte Mann seinen Weg gegen den Strom nahm . . . ein fürchterlicher Gedanke fuhr wie ein Blitz durch ihr Herz:

„O mein Gott, wenn er sich jetzt ein Leid zufügt, wenn ich ihn, den ich heute für mein Leben gewonnen habe, heute für immer verlieren soll . . . durch meine Schuld . . . durch meine kindische Empfindlichkeit!“

Und sie warf sich vor einem Muttergottesbildnisse, das eine Wand zierte, auf die Knie und rang die Hände. . . .

Da pochte es leise an die Thüre. . . .

„Lieb' Clärchen, mach' mir doch auf!“

O, wie das Weibchen da aufsprang, wie es ihren Wilhelm stürmisch in seine Arme schloss . . . ach, es ist doch gut, dass man sich

im Eheleben manchmal ein wenig missversteht und ein wenig zankt ... Die Versöhnung ist gar so schön!

Am selbigen Abend noch schrieb Clärchen nach Hause:

„Sorget Euch nicht um mich, liebe Eltern; ich bin so ... so unsagbar glücklich ... mein Wilhelm ... trägt mich wahrhaftig auf den Händen!“

Manch eine Thräne tropfte aufs Papier und verwischte die Schrift ... ein Chemiker hätte Schmerz und Freude, Weh und Wonne in den Tropfen gefunden.

Und nun galt es, in gemeinsamer, beseligender Arbeit das Nest recht behaglich einzurichten.

Am vierten Tage waren die Spatzen gottlob! ausgeflogen, der Möbelwagen stand vor der Hausthüre der neuen Wohnung, die Träger hatten ihre Arbeit zum Theile bereits vollbracht ... einiges nur allzu gründlich!

Wenigstens fiel es dem Frauchen auf, dass vor dem Thore bunte Kleiderfleckchen herumlagen, die völlig denen glichen, in welche die Mutter die Einsiedegläser verpackt hatte.

Und ... in dem Hausflur ... da zeigte sich zum Entsetzen des jungen Paares die reinste Idylle: gut ein Dutzend mehr oder minder zerlumpter Kinder saßen auf den Fließen und griffen mit triefenden Händen, ohne sich vor den herumliegenden Glasscherben zu scheuen, in eine äußerst süße Masse, in die eingesottenen Marillen, Zwetschken, Kirschen, Ribiseln und Preiselbeeren, die da einträchtig und friedlich in ihrem Safte schwammen ... ein ungeschickter Arbeiter hatte die schwere Kiste fallen gelassen und so den kleinen Plebejern zu einer seltenen Schnabelweide verholfen!

Da möchte ich wohl die Frau kennen, die da nicht weinen würde!

So ward auch der Einzug ins neue Heim mit Thränen gefeiert, mit Thränen, denen allerdings ein Lächeln beigesellt war beim Anblicke der verschmierten, glückseligen Kindergesichtchen in dem Hausflur.

Wer andere glücklich macht, kann schon selber ein wenig Unglück leichter ertragen!

Und dass die Wohnung bei der bekannten Zuvorkommenheit unserer Hausherren völlig in Ordnung war, das kann man sich denken; nur ein Kaminfeger, zwei Maurer und drei Maler hatten noch etliche Tage zu thun, und ein Tischler musste einem ... Wanzenheere mit Terpentinöl eine Schlacht liefern, sonst fehlte zum Vollglücke der beiden Flitterwochenleutchen rein gar nichts!

Ach ja ... „Endlich allein“
Bringt oft viel Pein;

doch vermögen so ein paar Grillen und Wanzen ein junges Eheglück nie völlig zu trüben!

Der Weißmantel.

Eine Erzählung von **Adalbert Stifter.**

(Schluſs.)

In diesem Augenblicke, als die Gesellschaft also in der Gartenhalle des Schlosses nächtlicher Weile beisammen war, regte sich ein leises Geräusch an der Klinke der Thür, die Thür öffnete sich, und es trat ein Mann herein, der einen glänzenden Helm auf hatte, und in einen langen weißen Mantel gewickelt war.

Alle schauten auf ihn.

„Ich habe Licht durch diese Fenster scheinen gesehen", sagte er in guter deutscher Sprache, „und bin herein gekommen, eine Bitte vorzubringen."

„Und welche?" fragten der Verwalter und der Schloſsherr zugleich.

„Sie werden mir gefälligst auf die Spitze des dicken Thurmes folgen", sagte der Fremde, indem er auf den Verwalter zeigte.

Er hatte hiebei den einen Arm erhoben, den Mantel gelüftet, und man sah, daſs er in der Hand des anderen Armes eine doppelläufige Pistole habe.

„Wer kann das fordern, ich bin hier der Gebieter", rief der Schloſsherr.

„So, Sie sind der Gebieter?" sagte der fremde Mann, „Sie gehen auch mit hinauf."

Hiebei griff er mit der freien Hand auf die Pistole, und spannte beide Hähne, daſs man sie knacken hörte.

„Sie werden eine Laterne auf die Treppe mitnehmen, und vor mir gehen", fuhr er fort, „es wird keinem ein Haar gekrümmt, solange alles ruhig ausgeführt wird. Wenn ich aber Verrath merke, muſs ich von den Waffen Gebrauch machen, es geschehe dann, was wolle. Bleibt hier ruhig sitzen, ihr anderen, bis sie wieder zurückkehren."

Er war mit dem Rücken gegen die Thürpfosten stehen geblieben, hatte die Pistole in der Hand und sah alle an.

„Es ist nichts, seid nur ruhig, und folgt uns", sagte der Verwalter, indem er den Schloſsherrn bei der Hand nahm, „und ihr verlaſst keiner das Gemach, bis wir wieder kommen."

Er langte bei diesen Worten mit der Hand nach der Laterne, die neben dem Weihbrunnenkessel hieng, machte sie auf, zündete das Stümpfchen Kerze in derselben an, schloss sie wieder gut zu, schritt in die Stube vor, und sagte: „Wenn es gefällig ist.“

Der fremde Mann ließ, indem er sich seitwärts stellte, den Verwalter und Schlossherrn bei der Thür hinaus, und folgte ihnen dann, mit dem Körper seitswärts gewendet, dass er die in der Stube und die Vorangehenden zugleich überblicken konnte.

Die Zurückgebliebenen hatten kein Wort gesagt, die Sache war einestheils so schnell vor sich gegangen, und die Ruhe des Verwalters hatte ihnen anderentheils Vertrauen eingeflößt.

Die zwei Männer giengen mit der Laterne den Gang entlang, der zu dem Thurme führte, der Fremde folgte ihnen, dass sie die Sporen, die er an den Füßen hatte, stets hinter sich klirren hörten.

Sie kamen an die Treppe und stiegen hinan. Als der Fremde merkte, dass sie bald oben seien, befahl er ihnen, stille zu stehen, die Laterne auf eine Stufe zu stellen, zu öffnen, und mehrere Stufen aufwärts zu gehen.

Als sie das gethan hatten, näherte er sich der Laterne, zog aus seiner Manteltasche ein sehr kleines Laternchen heraus, zündete ein fast unscheinbares Lichtchen in demselben an, ließ die andere Laterne auf der Treppe stehen, stieg gegen die Männer, die indessen gewartet hatten, hinan, und befahl ihnen, weiter zu gehen.

Als man auf das Steinpflaster des Thurmes hinausgekommen war, welches, wie oben gesagt wurde, die Stelle des Daches vertritt, hieß er die Männer an einem Platze der Brustwehre, wo er sie sehen konnte, stehen bleiben, er selber gieng an eine andere Stelle der Brustwehr, stellte sein sehr kleines Laternchen darauf, legte die Pistole daneben, zog eine Brieftasche heraus, und fieng an, bei dem Scheine seines Lichtchens in dieselbe zu schreiben oder zu zeichnen. Die Nacht war so finster, dass man von der Gegend nichts sah, als einen einzigen schwarzen Raum, in welchem die Lichter und Wachfeuer wie rothe Sternchen sich zeichneten. Von dem Dorfe sah man nichts als den Umriss mancher Dächer und der Kirche. Von dem Platz war ein Theil durch die Feuer der Truppen beleuchtet.

Als der Fremde eine Weile gezeichnet oder geschrieben hatte, steckte er seine Brieftasche wieder ein, nahm sein Laternchen in die eine, seine Pistole in die andere Hand, und hieß die Männer vor sich hinab gehen.

Als man zu der Stelle gekommen war, wo die Laterne stand, mussten sie dieselbe nehmen, und den Mann in der Weise, wie man heraufgekommen war, wieder zurückführen.

Da man an der Thüre der Gartenhalle angekommen war, sagte der Fremde, dass ihn nun zwei Männer auch durch den Garten bis zu

dem Gitter, das auf das Feld hinaus führt, begleiten müssten. Wenn er außerhalb des Gitters wäre, könnten sie zurückkehren. Die Laterne müssten sie in dem Thorwege, der an der Halle vorbei führt, stehen lassen.

Der Schlossherr und der Verwalter giengen also in dem finstern Garten vor dem Fremden her.

Nicht weit von dem Schlosse fand man ein Pferd an einem Baume angebunden. Der Fremde löste es los, schlug den Zügel um den Arm, und führte es hinter sich her. Er führte es nicht auf dem Gartenwege, auf dem die zwei Wegweiser giengen, sondern auf dem Rasen daneben, damit die Hufschläge nicht gehört würden.

Als man in die Nähe des Gitters kam, zeigten sich dunkle Gestalten an demselben. Der Fremde näherte sich den beiden Vorgängern plötzlich und flüsterte ihnen zu: „Halt!“

Dann schaute er sehr lange und, wie es schien, anstrengend auf die Gestalten.

Endlich sagte er sehr leise, sie sollten ihn wieder zu der Halle zurückführen.

Sie thaten es, er zog sein Pferd hinter sich her.

Da sie bei der Halle angekommen waren, befahl er ihnen, das Thor, welches den an der Halle vorbeiführenden Thorweg schloss, und überhaupt das Hauptthor des Schlosses war, zu öffnen.

Der Verwalter gieng nach dem Schlüssel, während der Schlossherr in der Gewalt des Fremden bleiben musste, und da der Verwalter aus der Gartenhalle, in welcher sich der Schlüssel befunden hatte, heraustrat, folgten ihm auch neugierig die Leute, die in der Halle gewesen waren. Der Fremde hielt sich an sein Pferd, hatte den Schlossherrn immer im Auge, und die Pistole in der Hand. Der Verwalter und ein Knecht sperrten das Thor auf, thaten im Laternenschein den großen eichenen Querbalken weg, öffneten die beiden Flügel, dass man in den schwarzen Raum hinaus sah.

„Thut die Laterne zurück“, sagte der Fremde.

Als man das gethan hatte, schaute er eine Weile scharf bei dem Thore hinaus, den Blick aber jeden Augenblick kurz auf den Schlossherrn richtend, dass derselbe sich nicht entfernen konnte. Dann, soweit man bei dem Scheine der Laterne beurtheilen konnte, richtete er etwas an dem Pferde, prüfte anderes, und da es gut befunden war, schwang er sich hinauf. Da er einmal oben saß, war es nur ein Augenblick, in welchem er sich gleichsam festzusetzen suchte, dann gab er die Sporen, that einen Ruf, und mit einer so fürchterlichen Schnelligkeit, dass man kaum mit den Augen blicken konnte, dass die Funken in Schwärmen sprühten, flog er über den Steindamm hinaus. Als er jenseits war, wie man aus dem schwächeren Hufschlage schließen konnte, schoss er rechts und links einen

Pistolenschuss ab, worauf sogleich Blitze hinter ihm sichtbar wurden, Schüsse krachten, Geschrei sich erhob, und sich ferner zog.

„Das ist ein Mann“, rief Lulu jubelnd.

„Du Scheusal, du kleine Ausgeburt“, schrie der Schlossherr, „du fällst in Bewunderung unseren Feinden zu.“

„Er ist ja kein Franzose“, antwortete Lulu, „er spricht so schön deutsch.“

„Um so schlechter, um so tausendmal schlechter ist er“, sagte der Schlossherr, „als ein Deutscher sollte er lieber in die fernsten Gegenden ziehen und betteln, ehe er mit dem Erzfeinde sich verbindet, ja er sollte lieber den Tod leiden. So aber nimmt er von unserem Thurme die Stellung der Verbündeten auf, verräth sie, und wir werden es morgen früh schon sehen, wenn sie ihn nicht niedergeschossen oder erwischt haben.“

„Er rennt mit seinem Pferde an ein Haus an, und zerschmettert sich und das Thier“, sagte eine Magd.

„Der rennt nicht an“, erwiderte ein Knecht, „er sieht sich die Sache gut zusammen, und versteht sein Ding.“

„Er ist doch ein Mann, wenn er auch ein Feind ist“, sagte Lulu.

„Warum hast du ihn denn nicht umgebracht, da er einen weißen Mantel hat?“ fragte Alfred den Schlossherrn.

Dieser schaute den Fragenden an und antwortete nicht.

„Kinder, Leute, wir werden hier bald ein anderes Schauspiel haben“, sagte der Verwalter, „dieser kühne Mann mag nun umgekommen sein oder nicht, er ist ein Feind, wie sich aus seinem Thun gezeigt hat, er ist aus unserem Schlosse in unsere Verbündeten gesprengt, bald werden sie da sein, und werden Rechenschaft fordern. Sehe jeder, dass er sich genau merke, wie die Sache, bei der er war, hergegangen ist, damit er die Wahrheit bekennen könne, dass sich keine Widersprüche finden, die uns arge Dinge bereiten könnten. Die Soldaten im Dorfe draußen sind auf dem Rückzuge begriffen, und sind erbittert. Lasst uns das Thor wieder schließen, aber bei dem ersten Stoße an dasselbe es gerne und schnell öffnen. Bis dahin gehen wir wieder in die Gartenhalle.“

Die Knechte schlossen das Thor, thaten den Eichenbalken vor, gaben dem Verwalter den Schlüssel, und man gieng mit der Laterne wieder in die Halle.

Man war noch nicht lange dort, als sich Schläge an das Thor vernehmen ließen.

Die Mutter that einen schwachen Schrei und bewegte sich gegen den Vater hin. Dieser beruhigte sie, ließ das Thor öffnen, und gieng selber den Eintretenden mit einem Lichte entgegen. Es waren zwei Vorgesetzte mit Begleitung von Soldaten. Der Steindamm war mit Soldaten bedeckt.

„Sind noch mehrere Feinde hier?“ fragte einer der Vorgesetzten in ziemlich verständlicher Sprache.

„Es war der einzige, der eben hinaus geritten ist“, antwortete der Verwalter.

Sofort ließ der Krieger alle Aufgänge, alle Thüren und die Ausgänge in den Garten mit Mannschaft besetzen. Die Schlossleute wurden in der Halle bewacht, und der Schlossherr und der Verwalter mussten unter Bedeckung von Soldaten in alle Räume des Schlosses gehen, dass man dieselben untersuchte. Der Schlossherr war viel geselliger, gesprächiger und freundlicher gegen die jetzigen vielen bewaffneten Soldaten, die ihn begleiteten, als er es früher gegen den einzigen gewesen war. Als man nirgends etwas Verdächtiges fand, kehrte man zu der Gartenhalle zurück. Den Garten untersuchte man nicht, nur wurden die Ausgänge aus dem Schlosse zu ihm sehr verrammelt, dass ein Feind, wenn einer im Garten wäre, schon dadurch gefangen war.

Dann schritt man zum Verhöre. Der Verwalter erzählte die Sache, wie sie sich begeben hatte. Er stellte die Vermuthung auf, dass der Fremde durch den Garten gekommen sein müsse, weil das Thor gegen das Dorf geschlossen gewesen sei und in dem Dorfe sich ja die Verbündeten befunden hätten. Wenigstens habe der Fremde durch den Garten fort gewollt, dies werde sich deutlich in den Fußstapfen und namentlich in den Hufspuren im Grase zeigen, wenn man sie morgen bei Tage untersuchen wolle.

„Man wird die Sache untersuchen“, sagte der Krieger.

Hierauf wurde der Schlossherr abgesondert vernommen, und dann alle anderen, selbst die Kinder.

Als dieses vorüber war, wurden die Männer in ein Gewölbe des Thurmes abgeführt, dort eingesperrt und bewacht. Die Weiber und die Kinder wurden in der Gartenhalle gelassen, wurden aber dort ebenfalls eingesperrt und bewacht.

Von da an vergieng die Zeit, die Ängstlichkeit und die Besorgnis abgerechnet, ruhig. Nicht ein Laut war zu vernehmen, als zuweilen der Schritt einer Wache vor der Thür, das Rasseln eines Gewehres oder ein Kolbenstoß. An dem Himmel war kein Lüftchen, die Wolken schienen unbeweglich dort zu stehen, und die Wipfel der Bäume im Garten regten sich nicht. Unter diesen Betrachtungen brachten die Gefangenen der Gartenhalle die Nacht zu. Dass kein Schlaf in ihre Augen kam, ist begreiflich. Wohin man die Männer gebracht hatte, wussten sie nicht.

Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöse, wie Fahren, Reiten, Gehen, Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge, Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengesetzten Seite des Schlosses herkam. Sehen konnte man nichts, da die Thür verschlossen war, und vor den Fenstern nur die Bäume des Gartens standen, deren dunkle Wipfel sich immer deutlicher gegen den grauen, lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geschah ein dumpfer ferner Schlag, der aber so schwer war, dass die Luft beinahe erzitterte. Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun schneller, und es war beinahe wie ein entfernter Donner, der so tief gieng, dass manchmal die Fenster leise klirrten. Die Trompetenklänge, das Blasen der Hörner, das Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgegen.

Das Rollen des Donners kam näher, es gieng in ein Krachen über, und hinter den Gipfeln der Bäume stieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auch ganz nahe an dem Schlosse, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts, bald links, bald vorne, bald hinten, bald mehr, bald weniger, aber furchtbar war es, dass das Gemach sich zu rühren schien; und wenn der kleinste Zwischenraum eintrat, so hörte man einen Ton, wie wenn unzählige Hölzlein an einander geschlagen würden, es waren die Schüsse der kleinen Gewehre. Sogar die Trommeln konnte man zuweilen vernehmen.

Der Rauch war endlich so in den Garten gedrungen, dass er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete sich stets, dass kaum die nächsten Stämme zu sehen waren. Im Zimmer entstand übler Geruch.

Als dieses lange gedauert hatte, zog sich der Donner auf der entgegengesetzten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geschrei, Brausen und verworrenes Getöse. Zuletzt wurde auch das immer schwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog sich langsam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichsam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die anfangs als eine rothe Scheibe in dem Rauch gestanden war, glänzte endlich freundlich in den Garten hinunter.

Die Frauen in der Halle warteten lange. Als aber gar kein Ton sich vernehmen ließ, als sie auch gar kein Geräusch von der Wache vernahmen, die außer der Thür war, so riefen sie auf dieselbe. Sie erhielten keine Antwort. Sie riefen noch einmal, und stärker, aber erhielten wieder keine Antwort. Da versuchten sie an der Thür und an dem Schlosse zu rütteln. Von außen erfolgte kein Zeichen und kein Widerstand. Nun rissen sie wirklich mittelst Beilen und Stemmeisen, die in der Gartenhalle als brauchbare Werkzeuge immer vorräthig waren, das Schloss herunter, und öffneten die Thür. Kein Mensch war vor derselben. Die Thorflügel standen weit offen. Im Dorfe rauchte noch kohlendes Stroh, und von einer entfernten Hütte, die brannte, gieng Rauch auf. Sonst sah man keine Beschädigung, aber man sah auch keinen Menschen im Dorfe. Unter dem Schwibbogen des Thores lag eine eiserne Kugel, und eine andere stak in der Mauer des Schlosses.

Als man noch so schaute, hörte man plötzlich Gerassel und Getrappe rennender Pferde, und in dem Augenblicke kam um eine Ecke der Häuser ein Schwarm weißer Reiter, bog gegen das Schlosſs, und ritt über den Steindamm herein. Lulu rief beinahe vor Freude auf, als sie an ihrer Spitze den Mann im weißen Mantel erblickte, der in der Nacht im Schlosse gewesen war. Man hoffte, dasſs man wenigstens von der Ungewiſsheit, vielleicht auch von der Angst und Bangigkeit befreit werden würde.

Der Mann ritt auf die Versammelten zu. Bei der Beleuchtung des Tages sahen sie erst jetzt, dasſs er noch sehr jung sei, und ein blühendes Angesicht habe. Er stieg sogleich von dem Pferde, und sagte: „Ich habe nur kurze Zeit; ich musste Ihnen gestern Schrecken und Gewalt anthun, damit wir heute die Früchte ernten. Wir haben sie geerntet und sind im Vorrücken begriffen. Ich aber bin auf einen Augenblick gekommen, um mir Verzeihung einzuholen, dasſs ich von einer harten Kriegsregel Gebrauch gemacht habe und ich bin auch gekommen, um die Bewohner allenfalls von einer Unannehmlichkeit, die ihnen mein Verfahren könnte zugezogen haben, zu befreien. Wo sind die Männer?"

„Wir wissen es nicht, wir haben uns in diesem Augenblicke aus unserem Gefängnisse in der Gartenhalle befreit, sie sind in der Nacht gefangen abgeführt worden", sagte die Mutter.

„So müssen wir sie suchen", erwiderte der Fremde, „vielleicht sind sie im Hause."

Er nahm aus Vorsicht mehrere bewaffnete Reiter mit, und aus Kenntnis der Kriegsgebräuche schlug er gleich den Weg zu dem Thurme ein. Alle Frauen folgten ihm. Der Schlüssel stak an der Thür des Gewölbes, in welchem sich die Männer befanden. Man drehte ihn um, traf da die Gefangenen und ließ sie heraus.

Als die Angehörigen sich gegenseitig überzeugt hatten, dasſs keines einen Schaden genommen habe, und als sich die Unruhe von Fragen und Antworten ein wenig gelegt hatte, trat der Fremde gegen die Männer heran, und sagte: „Wir haben, und ich hege die Hoffnung, nicht ganz ohne Zuthun meiner gestrigen Beobachtungen, den Sieg errungen. Ich bin gekommen, verehrte Herren, um den Augenblick, der mir vergönnt ist, zu benützen, Sie um Verzeihung wegen meines Verfahrens gegen Sie in dieser Nacht zu bitten. Hier ist eine Karte mit meinem Namen und Stande, Sie können an meiner Person und meinem Vermögen Genugthuung fordern, wenn Sie eine zu fordern für gut befinden sollten."

Bei diesen Worten reichte er dem Schlosſsherrn ein Blatt Papier.

„Den Frauen", fuhr er fort, „kann ich freilich keine Genugthuung für die Angst und den Schrecken geben, um so inniger bedarf ich ihrer Verzeihung, und umso mehr bitte ich sie darum."

„Die beste Genugthuung würde sein", sagte der Schlossherr, „wenn Sie nicht auf jener Seite ständen, auf der Sie stehen."

„Mein Herr", erwiderte der Fremde, „wenn Sie diese Ansicht bei meinem Könige durchsetzen können, so werde ich eine That wie die von heute Nacht mit leichterem Herzen verrichten, als ich sie heute verrichtet habe. Aber bei dem Krieger heißt es gehorchen. Nun lebt wohl, meine Zeit ist sehr gemessen."

Er reichte dem Schlossherrn die Hand, der sie nahm.

„Haben Sie doch keine Verletzung erlitten?" fragte der Verwalter.

„Keine einzige", antwortete der junge Mann.

„Nun leben Sie wohl", sagte der Verwalter, „und mögen Ihre Thaten von leichten Gefühlen begleitet sein."

„Amen", sagte der junge Mann.

Er beugte sich vor den Männern, aber noch tiefer vor den Frauen, selbst vor den Mägden, seine Begleiter schwenkten sich, und er gieng mit ihnen davon.

Man sah ihnen nach, sah sie unter dem Thorbogen zu Pferde sitzen, und über den Steindamm hinaus reiten.

Jetzt war nichts mehr von den Kriegern zu sehen.

Nachdem der Verwalter und der Schlossherr die Unordnung im eigenen Hause, soweit als möglich war, besichtigt hatten, wobei einige schöne, von Kugeln arg verletzte Gartenbäume zu bedauern waren, verfügten sie sich in das Dorf, um dort und in der Umgegend den Bewohnern in den Maßregeln beizustehen, die infolge des stattgehabten Gefechtes nothwendig geworden waren. Unterbringung der noch aufgefundenen oder nach und nach eintreffenden Verwundeten von Freund und Feind war das erste. Der Arzt richtete im Schlosse ein Hospital ein, und die Verwalterin kochte für Freunde und Feinde. Das zweite war die Beerdigung der Todten. Endlich gieng man an das Einsammeln und Aufbewahren von Waffen und Kriegsgeräthen, und an das allmähliche Ausbessern der Verletzungen an eigenen Häusern und Gebäuden.

Es pflegte in diesen Tagen mancher Verwundete seinen Nachbar, der noch ärger verwundet war. Mancher trug einen Feind zur Verpflegung herbei, und am dritten Tage verbreitete sich die Nachricht, dass ein Pferd regungslos bei seinem todten Reiter in den Kohlgärten auf der Anhöhe stehe und dass ein Spitz nicht von dem Grabe seines Herrn wegzubringen sei.

Anfangs zogen noch viele feindliche Abtheilungen den Fliehenden nach, dann aber hörte dies auf, es kam nichts mehr, und Schloss und Dorf hat bis zum Frieden weder feindliche, noch freundliche Krieger mehr gesehen. — — —

Es waren Jahre nach diesem Ereignisse vergangen. Die Feinde, die damals gesiegt hatten, waren nun vollkommen geschlagen, ihre

Hauptstadt erobert, ihr weltberühmter Führer auf Elba und endlich nach seinem Hervorbruche gar auf St. Helena verbannt, und der Friede ruhte segnend auf allen Ländern, die so lange verwüstet worden waren. Die Menschen, welche den Krieg noch gesehen hatten, erkannten vollkommen dessen Entsetzliches, und dass ein solcher, der ihn muthwillig entzündet, wie sehr ihn spätere verblendete Zeiten auch als Helden und Halbgott verehren, doch ein verabscheuungswürdiger Mörder und Verfolger der Menschheit ist, und sie meinten, dass nun die Zeiten aus seien, wo man solches beginne, weil man zur Einsicht gekommen: aber sie bedachten nicht, dass andere Zeiten und andere Menschen kommen würden, die den Krieg nicht kennen, die ihre Leidenschaften walten lassen, und im Übermuthe wieder das Ding, das so entsetzlich ist, hervorrufen würden.

Es war in unserem Schlosse abermals der Herbst gekommen, aber ein so lieblicher, dass man die meiste Zeit im Freien zubringen konnte, und dass die Bewohner des Schlosses täglich große Spaziergänge machten, um noch das letzte ruhige Lächeln der Natur vor den Stürmen und Fröſten zu genießen.

So saßen sie auch einmal alle an einem Nachmittage auf einem Hügel, der in dem Garten nahe an dem Gitterthore, das auf das Feld führt, entstanden war. Alfred und Julius hatten nämlich alle Ferien aller ihrer Studienjahre dazu verwendet, mit eigenen Händen und kleinen Schubkarren einen Hügel aufzuführen, und darauf ein Säulenhäuschen aufzurichten, in dem die ganze Bewohnerschaft des Schlosses Platz hatte. Der Schlossherr und der Verwalter hatten die Knaben walten lassen, weil sie es für besser hielten, dass sie da bauten, wenn auch etwas so Ungeschlachtes als einen Hügel, als dass sie durch Vogelfangen oder Jagen zerstörten. Weil die Sonne gar so lieblich schien, wollte man in dem Säulenhäuschen den Nachmittagkaffee verzehren. Man hatte die ganze Geräthschaft auf dem Tische, wollte aufgießen, und spielte mit den gelben Blättern, die herum lagen, oder mit den Herbstfäden, die heuer besonders reichlich flogen, und an den Säulen des Häuschens und an den Gewändern der Gesellschaft hiengen.

Plötzlich that Lulu, die eine erwachsene und, wir müssen es sagen, sehr schöne Jungfrau geworden war, einen Schrei.

„Hat dich eine Spinne geschreckt?“ fragte man.

„Nein, ein weißer Mantel“, antwortete sie, und zeigte nach der Stelle, nach welcher sie bei Ausstoßung ihres Schreies geblickt hatte.

Alle schauten hin.

Außerhalb des Gitters stand auf dem Feldwege, der um den Garten gieng, ein Wagen, in demselben saß ein einzelner Mann, der einen weißen Mantel um die Schultern hängen hatte, und unverwandt auf die Gesellschaft hinein sah.

„Lauf, Julius“, sagte der Vater, „und frage, ob er etwas wünscht.“

Der Knabe lief hin, redete mit dem Manne, kam zurück, und sagte: „Eingelassen wünscht er zu werden, er sagt, er sei nicht ganz fremd."

Der Knabe erhielt den Schlüssel, den man zur Bequemlichkeit bei Spaziergängen immer mit sich führte, er schloss das Thor auf, der Fremde gieng herein, stieg den Hügel hinan und stellte sich der Gesellschaft vor.

Man erkannte ihn augenblicklich. Es war der junge Mann aus jener schrecklichen Kriegsnacht. Aber er war nun kein Jüngling mehr, sondern ein freundlicher Mann, der so gütig blickte, dass man unmöglich hätte glauben können, dass er derselbe sei, der damals das fürchterliche Spiel auf Leben und Sterben getrieben habe.

„Verzeihen Sie, meine Herren und Frauen", sagte er, dass ich zu Ihnen komme, ich bin Ihnen nicht fremd, Sie haben nicht Ursache, mir irgend gut zu sein; aber Sie werden mich doch auch nicht hassen, was ich daraus schließen muss, dass seit den vielen Jahren her keine Genugthuung von mir wegen jener Nacht gefordert worden ist."

„Nein, nein, es wird auch keine mehr gefordert werden", rief man, und nöthigte ihn zum Sitzen.

Er that es, und sagte: „Lassen Sie mich nur noch einen Augenblick fortfahren. Jeder Mensch hat einen Punkt der Sehnsucht in seinem Leben, nach dem es ihn immer hinzieht, und den er erreichen muss, wenn er ruhig sein will. Meine Sehnsucht ist jenes Gitter dort. Seit ich damals in der Nacht sein Schloss erbrach, um auf den Thurm zu gehen, und die Lichterstellung des Feindes zu zeichnen, seit jenem Augenblicke, wo ich es, da ich zurückkehrte, von dem Feinde besetzt fand, und nun nur noch die Aussicht vor mir hatte, entweder als Spion gefangen und schimpflich aufgehängt zu werden, oder durch einen tollkühnen Ritt von vorne heraus in die überraschten Feinde zu sprengen, um entweder ehrlich zu fallen, oder eben durch die Unglaublichkeit des Wagstückes durchzukommen — nach rückwärts hätte ich wegen des geackerten Bodens und der anderen Hindernisse nicht hinaussprengen können — seit jenem Augenblicke zog es mich immer zu dem Gitter, und ich dachte, ich müsse es doch noch einmal sehen. Darum kam ich her und fuhr auf dem Feldwege um den Garten zu dem Gitter. Und lassen Sie mich es offenherzig sagen, einen nicht minderen Antheil an meinem Kommen hat der Gedanke, Sie alle zu sehen, mir wegen des Übels, das ich Ihnen zufügte, und das mir immer Unruhe machte, Ihre vollkommene Verzeihung zu holen und Ihre Achtung zu erwerben; denn ich habe seither in vielen Schlachten mit jenem leichten Herzen gekämpft, das mir dieser Herr damals gewünscht hat."

Er zeigte mit diesen Worten auf den Verwalter.

„So gefallen Sie mir viel besser, junger Mann, als in jener Nacht", sagte der mit rothem Angesichte und schneeweißen Haaren prangende Schlossherr.

„Ja, lieber Herr“, erwiderte der Fremde, „ich kenne kein fröhlicheres Gefühl, als mit entlasteter Brust an der Seite seiner Stammes- und Sprachgenossen einem übermüthigen und anmaßenden Feinde des schönen Vaterlandes entgegen zu reiten. Mir ist dies Gefühl zutheil geworden, ich habe gesucht, die Scharte, die meine Dienstpflicht in jener Nacht der gemeinschaftlichen Sache vielleicht geschlagen hat, wieder gut zu machen, und mögen alle Himmel geben, dass das so tief fühlende, denkende, edelherzige Volk der Deutschen nie wieder in seinen altersgrauen Fehler zurückfalle, und gegen sich selber kämpfe.“

„Ja, gebe es Gott, gebe es Gott“, sagten die Männer.

Es war indessen der Kaffee eingeschenkt worden, und die Hausfrau gab dem Fremden die erste Tasse. Der Verwalter ließ den Wagen um die Gartenmauer herum in das Schloss bringen, und der Schlossherr und alle luden den Fremden ein, nun in Ruhe und Muße in dem Schlosse zu bleiben, um das Gartengitter so oft anzuschauen, als er wolle.

Die Einladung wurde angenommen.

Der Fremde blieb nun in dem Schlosse. Er konnte das Gitter, den Thurm, den Garten und die Gegend betrachten, soviel er nur immer wollte. Aber das Schicksal hatte auch noch ganz andere Zwecke mit seiner Reise verbunden. Alle gewannen ihn sehr lieb. Zwischen Lulu und ihm hatte sich das Verhältnis vollständig umgekehrt. So wie sie ihn in jener Nacht bewundert hatte, so konnte nun er von seiner Seite aus nicht aufhören und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde schon in jener Nacht angethan hatte, und da er jetzt gar so gut und freundlich war, so konnte es nicht fehlen, dass auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte, und die Verehrung eine vollkommen gegenseitige war.

Da er wegen des guten Verhältnisses, das sich mit allen angeknüpft hatte, und wegen des Wunsches aller immer länger im Schlosse blieb, da er sich über Stand und Vermögen auswies, ja sogar endlich ein benachbartes, feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend ansässig zu werden, so stand einem Bündnisse nichts entgegen, und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingesegnet.

Und von nun an begann ein ruhiges, friedliches und glückliches Leben. Oft, wenn die Ehegatten in der Zukunft allein bei einander saßen, wenn er Lulu seine Freude und sein höchstes Glück auf dieser Welt nannte, sagte sie: „Wie hast du durch dein Herz die schönste Genugthuung gegeben, die du geben konntest.“

„Es ist doch gut, dass ich ihn damals nicht erschlagen habe“, sagte noch lange und öfter der uralte, gleichsam immer kleiner werdende Schlossherr.

Lulu lächelte jedesmal bei dieser Rede, später lächelten auch Alfred und Julius und endlich alle, selbst der graue Lehrer, obgleich er der Schach- und Spaziergenosse des Schlossherrn geworden war.

Die weißen Mäntel spielten noch lange eine Rolle in der Familie. Nicht nur trugen Alfred und Julius, die in dem kaiserlichen Heere dienten, weiße Mäntel, sondern auch der kleinere Alfred und der kleinere Julius, die Buben Lulus hatten im Winter, wenn sie im Schlitten über die Ebene gefahren wurden, weiße Mäntel an, die aus jenem weißen Mantel entstanden waren, den der Vater angehabt hatte, als er auf seinem Zuge begriffen war, das alte eiserne Gitter zu suchen. Der Vater hatte mit den Waffen die weißen Mäntel abgelegt, und trug jetzt im Winter dunkle und ausgezeichnete Pelze.

Der Schlüssel,

oder die Geschichte vom Freischürfer.

Von **Hans Malser.**

Von berufswegen war er ein pensionierter Major. Aber er gab nichts drauf. Er war heraufgekommen bis zum Major, ohne eine Schlacht gewonnen oder verloren zu haben, damit konnte sich eine Soldatenseele nicht begnügen. Die Soldatenseele hatte er übrigens in der abgelegten Uniform stecken lassen, die Pension bezog er bei derben Wasserstiefeln, in denen er jetzt umhergieng im Land, um wenigstens im Civile etwas zu leisten.

Als einst in Bosnien bei einem Straßenbau, den er bedeckte, eine Bergerzader freigelegt wurde, kam der Major auf den Gedanken, in der Erde gäbe es größere Reichthümer, als über derselben, und — Krösus habe nicht Völker erobert, sondern Bergbau getrieben. Krösus war ihm nämlich lieber als Alexander. Als hierauf — ob mit oder ohne seine Anregung, das bleibt sich für uns ganz gleich — seine Pensionierung erfolgte, sprach er in Matthisson'scher Elegie: „Mein Los bist du, o dunkle Erde!" und dachte in Rothschildischer Frische: Jetzt verlege ich mich auf den Bergbau! — Er ließ seine Frau mit einer aufblühenden Tochter in der Hauptstadt sitzen, zog ins Mittelgebirge hinaus, mietete sich in den Gasthof eines Landstädtchens ein, begann Fachwerke über den Bergbau und über die wertvollen Mineralien zu studieren. Er schlug die Berggaugesetze auf und sah, dass es gar bequem war. Unter behördlicher Anmeldung und gesetzlicher Entschädigung des Grundeigenthümers darf der Mensch graben, schürfen wo er will, was er in der Erde findet und

entdeckt, das gehört sein. Jedermann ist also eigentlich Besitzer ungeheuerer Reichthümer, nur muss er sie zu suchen und zu heben wissen.

So begann der Herr Major zu schürfen. Drei alte Bauernknechte hatte er sich hergerichtet zu fermen Bergmännern. Sie hatten ihre Ampeln und ihre Pickeln und ihre Schaufeln und ihre Schubkarren und vor allem ihre Zimmermannswerkzeuge, um zuerst die Stollen zu bauen mit festen Balken. Und wenn sie also drinnen arbeiteten im kühlen Berge, da stand der Major hinter ihnen und wartete und lugte. Die Wände waren vorläufig Schotter oder Lehm, tiefer hinein Lehm und Lehm und nichts als Lehm. Mit jedem Pickelschlag fiel eine Scholle zu Boden, aber hinter ihr war auch wieder nur Lehm. „Das macht nichts, das macht gar nichts, denn mit jedem neuen Schlage kann sich das Glück entscheiden.“ Plötzlich konnte eine Steinkohlenader da sein, oder Erz, oder gar noch was Besseres. Wer kann's wissen? Wo soll Gold und Silber dann zu finden sein, wenn nicht im Berge? Woher haben die montanistischen Millionäre ihre Schätze denn genommen, wenn nicht aus dem Berge, wo sie vorher verdeckt gewesen sind mit simplen Wiesen und Wäldern, und verschlossen mit Stein, Schotter und Lehm? Anzeichen waren auch hier vorhanden, ganz besondere Anzeichen! Die Wasserläufe, die Sand- und Erdlagerschichten, und was weiß ich sonst, hatte der Major längst alles genau erwogen, berechnet, hatte halbe Nächte gebrütet über den Eigenschaften des Gebirges und die weiteren halben Nächte geträumt von unerschöpflichen Kohlen- und Erzlagern, die geeignet sind, die ganze Volkswirtschaft des Landes auf den Kopf zu stellen und ihn, den Bergbauherrn, zu einem Geldfürsten ersten Ranges zu machen. In einer Nacht war ihm Rothschild erschienen, ich glaube der Amsel war's, in blendendem Heiligenschein der Goldstrahlen, und der hatte mit hohler Stimme gefragt: „Major, was greifest du in meine Rechte?“ Und der Major hatte ebenso geantwortet: „Amsel, was greifest du in die meinen?“ —

Allerdings war es nach monatelangem Pickeln schon geschehen, dass seine drei braven Bergknappen sagten: „Herr Major, hier ist's ganz umsonst. Alleweil nur Lahm und zuletzt gar Wasser. Wir thun nit mehr weiter, denn wir kunnten mit gutem Gewissen keinen Taglohn mehr annehmen, wir bringen nichts auf.“ Moderne Arbeiter waren es nicht, wie man sieht. „Keinen Taglohn annehmen, weil sie nichts aufbringen!“

„Kurasch habts keine!“ schnauzte sie der Major an, „vorwärts!“

Dann pickelten sie wieder ein paar Wochen und er stand hinter ihnen mit seinen Wasserstiefeln in der Lache und schaute auf die niederpatschenden Schollen und was hinter ihnen sich zeigte. Es war aber ein Hauptschmutzian von einem Berg, er hielt die Taschen zu, er gab nichts her. Mit höhnischer Grimasse seiner wässerigen Lehmschichten schwieg er es dem Major zu: Wir wollen sehen, wer's länger macht, du oder ich!

Wenn die Bergknappen „nichts nehmen“ wollten, so durfte ihnen der Herr Cavalier umsoweniger etwas schuldig bleiben. Doch woher nehmen, wenn der Berg nichts gab! Aber er musste! Dieser Steinschädel soll durchbrochen werden — von der anderen Seite, durch die Felswand hinein. — Nichts. Auch von dieser Seite erwies sich der Berg als taube Nuss, nachdem man wochenlang an ihm geknackt hatte.

Der Major wusste nun in der Gegend noch eine Schurfstelle, da konnte es nicht fehlen. Schon vor Jahren hatte jemand von oben hinab einen Schacht gebohrt und war in der Tiefe auf schwarzglänzende Kohlen gestoßen, aber auch auf Wasser, so dass das Unternehmen damals aufgegeben werden musste. Gut, dieser Schatzkammer wird man von anderer Seite beikommen, vom Wiesenthale aus durch die sogenannte Lendlan.

Mit frischem Muthe wurde hier der Stollen geschlagen und das graue Geschütte zu großen Haufen ins Freie gebracht.

Nun lebte an der Lendlan ein alter Hirte, dem that das Herz weh, weil seine grünen Matten mit Schutt und Stein angefüllt zu werden in Gefahr standen, und weil die Stille seiner Alm, wo sonst nur der Vogel gesungen, das Hifthorn geschallt hatte, durch das Pochen und Schlagen und Karrenrasseln der Bergleute zerstört werden sollte. Dieser Hirte hatte in der Bergschlucht, hinter Felsblöcken und Haselbüschen ein paar gute Freunde. Zwei kleine, dickwanstige, langbärtige Bergmännlein waren es. Sie thaten gerne selbander Karten spielen mit den dreilappigen Ahornblättern, die im Herbst vom Baume fielen. Einmal hatte sich sogar ein Vierter eingemischt, ein grüner Jägersmann, der hatte funkelnde Goldstücke auf die Platte geworfen und wollte mit dem Hirten spielen. Die Bergmännlein tuschelten dem Alten zu: „Sylvo, sei nicht leckerig, der Herr Teufel will dir deine Seele abgewinnen!“ — Meine Seele, die brauch' ich selber, dachte der Hirt, die Ducaten aber brauch' ich nicht. Ist wohlgemuth zu seiner Heerde gegangen und hat was Lustiges geblasen.

Zu diesen Freunden in der Schlucht nun gieng der Hirt Sylvo in seiner Noth und sagte: „Bergmännlein, wenn ihr just Zeit habt, so seid so gut und erweiset mir eine Gefälligkeit. Ist da oben ein Kerl, der wühlt in den Berg und verwüstet mir die Alm. Verstopfet ihm das Loch mit Steinen, ich bitt' euch, oder gießet ihm Wasser in die Stollen, oder lasst ihm ein paar schlagende Wetter los, oder was ihr wollt. Er thut alles verderben mit seinen abscheulichen Schutthaufen. 's ist schade um das Heu!“

Sagte eines der Bergmännlein: „Du willst Heu, und der Major will Kohlen. Das ist euer kindischer Menschenwille, da reden wir nicht viel drein.“

„Mir geht's nit ums Heu allein!“ klagte der Hirte, „mir geht's auch um die Blümlein, die verschüttet werden sollen.“

„Und dererwegen wollen wir sehen, was zu machen ist", sagten die Zwerge, dann krochen sie hinein in ihre Felskluft.

Mittlerweile hatte der Major mit seinen Leuten sich tief in den Berg gegraben und immer stand er hinter den Knappen, leuchtete ihnen mit hochgehobener Lampe über die Achseln und lugte, wann endlich die erste Kohlenstrieme sichtbar werde hinter den Pickeln. Es war aber immer noch nichts als Lehm und alle Tage kam zu seinem Ärger früher der Schichtschluss als die Kohlenader. Da konnte der Major in den Nächten gar nicht mehr schlafen und zählte ungeduldig die Stunden bis zum Beginne des neuen Tagewerks. Dabei fiel ihm manchmal ein: Es ist doch dumm! Wozu denn das? — Aber das Leben schien ihm nicht lebenswert ohne Bergschurf. Einmal nächtig war's, der Uhrzeiger wollte gar nicht weiter rücken, da stand der Major um Mitternacht vom Bette auf, zündete die Ampel an und gieng hinaus auf die Lendlan. Gieng durch den langen Stollen hinein in den Berg, in der Hand hochgehoben die Ampel mit dem schwankenden Licht — wie eine verlorene Seele, so einsam. Eine feuchtkalte Luft kam ihm entgegen, einmal fiel ein Tropfen auf die Ampel, das Lichtlein schrak zusammen, verlosch aber nicht ganz. Als er endlich an die Stelle kam, wo tags zuvor die letzten Lehmschollen niedergekollert waren, fasste er seinen mitgebrachten Pickel. Es war ganz heiß über ihn gekommen. Er musste das Ziel erreichen, er selbst, noch in dieser Nacht. Als ob die Kohlen ein Magnet gewesen wären, und sein Herz ein Eisenklumpen, so zog's ihn an die Wand und er begann zu pickeln. Hart und knorzig war der Stoff, ein paarmal Funken gab das Eisen. Und jetzt war es, dass sachte aus dem Gestein eine Hand hervorwuchs, eine braune, knochige, lebendige Menschenhand. — Der Major war im ersten Augenblick zurückgeprallt. Es war gewesen, als ob diese gespenstige Hand nach seinem Pickel langen wollte, um ihm denselben zu entreißen. Als er näher hinblickte, sah er, dass in der Hand ein Schlüssel lag, ein kleiner Schlüssel, aus dem blaue Flämmchen zuckten und ein bläulich phosphorescierender Rauch aufstieg. Die aus dem Felsen hervorgewachsene Hand war nun unbeweglich und hielt ihm den Schlüssel vor. Und jetzt fiel es dem Major ein: das ist der Schlüssel zu den Schätzen der Berge; den möchte ich nehmen, aber man wird sich die Finger verbrennen. — Weil aber die Hand, die doch auch von Fleisch und Blut zu sein schien, nicht zuckte unter dem lohenden Schlüssel, so langte er endlich mit Vorsicht hin, und siehe, der Schlüssel brannte ihn nicht. Er fasste an, um den seltsam qualmenden Dietrich zu betrachten, und als er ihn zögernd wieder in die Hand zurücklegen wollte, war diese nicht mehr da. Nur die kahle ruppige Felswand starrte in mattem Rothscheine der Ampel.

Als der Major hierauf den Rückweg antreten wollte, fand er sich nicht zurecht. Er hatte gar nicht gewusst, dass seine Knappen auch schon

Querstollen geschlagen hatten. Er war nun in einen solchen gerathen und plötzlich stand er vor einem Pförtlein. Weil es verschlossen war, so fiel es ihm ein, den Schlüssel zu versuchen. Er steckte ihn an, und das Pförtlein gieng leise auf. Wie? Nicht eine Schatzkammer mit aufgestapelten Goldbarren? Ein Gemach mit Tisch, Kästen, Laden und Papieren wie die Stube eines Kaufmannes. Die Luft war schwer und roch nach Papierstaub. Am Schreibtische saß ein Greis, hager, geknickt, mit eingefallenen, bartstoppeligen Wangen und trockenen Lippen. Aber die Äuglein hinter den Buschen glühten, lohten fast in blauen Qualmchen, wie vorhin der Schlüssel. Der Alte kam dem Major bekannt vor. — Er hatte nun vor sich große Geschäftsbücher aufgeschlagen und rechnete. Kam von der Seitenthüre her eine schöne Frau geschwebt, legte dem Kaufmann die weiße Hand auf die Achsel und sagte gar fein und zart: „Komm, guter Mann, es ist schon spät!"

„Lass mich, liebes Kind, lass mich", antwortete er heiser, ohne aufzublicken, „begib dich nur in dein Gemach, wenn ich fertig bin, werd' ich schon kommen." Und kritzelte und rechnete. Die Frau schwebte davon, der Alte hob Bücher und Bücher aus den Kästen und besah und verglich die Ziffern. Dann schloss er eine eiserne Kiste auf, nahm große Mappen mit Wertpapieren, Päcke mit Cassebüchern heraus, endlich zwei schwere Ledertaschen mit großen Banknoten, in denen er wie in einem Gebetbuche blätterte oder die er in Fächerform ausbreitete, wie man in der Hand Spielkarten hält.

„Komm doch endlich, lieber Mann!" hatte es noch einmal von der Seitenthür her gerufen. Er hörte es nicht, zählte, rechnete und wühlte fort in seinen Papieren. — Zur Erfrischung that er einen Schluck aus dem Glase mit Zuckerwasser.

Der Major hatte unbemerkt diese Vorgänge beobachtet, dann trat er zurück und zog das Pförtlein leise zu.

Eine Weile irrte er in den Gängen umher, dachte dabei vielleicht doch ein wenig daran, dass der Alte ein Thor sei, weil er der schönen Frau nicht Gesellschaft leiste, und ob sie nicht vielleicht des Schutzes bedürftig wäre? Die Ritterlichkeit des Officiers wurde in ihm wach, und er versuchte seinen Schlüssel bei einem zweiten Thürlein, das seine kleine Ampel ihm gezeigt hatte. Auch das öffnete sich, aber nur durch die Spalte guckte er hinein in den von einem matten Rosalicht zart erhellten Raum. Berauschender Wohlduft athmete ihm entgegen, er sah seidene Vorhänge, schwellende Kissen, und ein üppiger Teppich war ausgebreitet in dem reizenden Gemache. Auf einem der Kissen lehnte wie anmuthig hingegossen die schöne Frau im weißen Nachtgewand, zwei kohlschwarze Strähne des Haares fluteten nieder über die Wellen des Busens und es war, als zuckten auch aus diesen Strähnen die blauen Flämmchen mit

feinem Knistern. Ihr Angesicht hielt sie gegen den Boden gesenkt, denn zu ihren Füßen, auf dem Teppiche lag ein junger Mann. Lange ausgestreckt lag er auf dem Bauch, und mit den Ellbogen stützte er sein Haupt, in dessen schlingelnden Locken die Frau mit den Fingern wühlte. — Da sprang plötzlich eine Nebenthür auf, das Volk von Dienern und Dienerinnen drängte jammernd und händeringend herein: „Gnädigste Frau, gnädigste Frau! O mein Gott, gnädigste Frau!“

„Was wollt ihr?“ rief diese.

„Ein Unglück! Ein unbeschreibliches Unglück. Der gnädigste Herr!“

„Wer?“

„Der gnädigste Herr ist plötzlich gestorben!“

Mit einem klingenden Wehschrei sprang die Frau empor, brach in ein schrilles Klagen aus und zerriss ihr Gewand. Plötzlich ward sie ruhig und fragte die Dienerschaft: „Ist es wirklich? Habt ihr euch nicht getäuscht?“

„Starr und kalt liegt er auf der Ottomane.“

„Ach, mein armer Mann! Mein heißgeliebter Mann! — Gehet jetzt hinaus! Ich komme gleich nach!“

Und als sie wieder allein waren, sprach sie zum jungen Manne, der mittlerweile im Hintergrunde gestanden war: „Alan! Hast du einige Geschicklichkeit in Frauentoilette? Ich mag jetzt die Zofe nicht um mich haben, es kommt mir das Weinen etwas schwer an. Vorbereitet ist alles.“

Sie öffnete einen spiegelglatten Kasten und nahm schwarze Trauerkleider heraus, und er half ihr, sie anzuziehen. Dabei küsste er wiederholt ihre Schulter und ihren Nacken. —

Der Major hatte durch die Thürspalte gerade genug gesehen und schlich, an den feuchten Wänden hintastend, davon. Denn es war ihm die Knappenampel ausgelöscht. Zur Aufregung, in die ihn das erlauschte Geschick des armen Millionärs versetzt hatte, kam nun noch die Angst um sein eigenes Leben. Wenn er in den Irrgängen des Berges sich nicht mehr zurechtfände? Wenn er verschmachten müsste, langsam, verzweifelnd, in diesem furchtbaren Grabe! — Die sonnigen Matten draußen! Nun will er's fast begreifen, weshalb der alte Hirt die Blümlein der Wiese so ängstlich hüten wollte vor dem Schutt des Bergwerks. Jener junge Mann, hütet er in seinen Armen nicht auch eine süße Blume? Während der Geizhals in seinem Gelde schwelgte, des Weibes vergessend im Geld erstickte, ist sie dem Freunde soviel wie zurecht anheimgefallen. O lachender Erbe, mitten in den Freuden des Lebens, während ich in grauser Nacht vergehen muss! —

So in sich klagend und verzagend stieß er an getrocknetes Holz. Da war eine Klinke, ein Schloss, aber es gieng nicht auf. Der Major versuchte es auch hier mit dem Schlüssel, der in seiner Hand immer noch bläulich schimmerte. Während die Pforte aufgieng, pochte drinnen ein

Knall. Menschenverlassen, aber in einem Meer von Licht stand eine Tafel mit silbernen Schüsseln, goldenen Humpen, krystallenen Bechern, voll der seltensten Speisen und üppigsten Früchte. Eine Welt an Reichthum, Schönheit und Genuss hatte sich versammelt in diesem prunkvollen Saal, in dem jetzt ein dumpfes Schweigen war. In den Gläsern perlte noch der Sect, von dem vorhin eben eine Flasche geknallt haben mochte. Doch — was soll dieser Schwefelgeruch — dieser Pulverdampf? — Auf dem Sopha lag, sein Leben verröchelnd, der junge Mann mit dem ringelnden Lockenhaar — in der Hand den Revolver, aus dessen Mündung noch ein zartes bläuliches Rauchwölklein stieg. — — —

Am nächsten Morgen wunderten sich die drei Bergknappen, dass sich der Herr nicht einfinde zur gewöhnlichen Stunde, als die Schicht begann im Stollen. Gegen Mittag aber erschien ein Bote mit dem Befehle, sie sollten aufhören zu pickeln und sich in der Wohnung des Herrn Majors einstellen, um den Schichtenlohn in Empfang zu nehmen. Er lasse nicht mehr weiter arbeiten.

Denn an demselben Morgen war der Major sehr verstört aus dem Schlafe erwacht. Ein Traum hatte ihn so sehr geängstigt, dass er fieberte. — Und am Nachmittage gieng er langsam über die Matten hin, seit langem das erstemal sahen seine Augen Blumen, hörten seine Ohren Vogelgesang, haschte seine Hand nach der des alten Hirten, die er lange nicht loslassen wollte.

„Hat der Herr heute Feiertag?“ fragte ihn dieser.

„Sylvo“, antwortete der Major, „alter Sylvo, weißt du was? Ich schürfe nicht mehr. Für einen alten Herrn ist das nicht klug. Findet man nichts, so verdrießt's, und findet man etwas, so —.“ Ein Schauder schütterte durch seinen Leib.

„Ist dem Herrn nit wohl?“

Wegsäule.

An einem schönen Aussichtspunkte bei Krieglach ist Folgendes zu lesen:

O Welt, wie bist du schön,
Im Thal und auf den Höh'n!
Ach Menschen, wäret ihr gut,
In Treuen und Herzensmuth:
Wir hätten trotz aller Beschwerden
Den Himmel schon hier auf Erden!

Maximilian von Mexiko als Schriftsteller.

Zur Erinnerung an den 19. Juni 1867 von **Franz Jesser.**

Maximilians Leben und Sterben ist eine historische Tragödie im echtesten, ästhetischen Sinne, weil es eine weltgeschichtliche Episode ist. Der Held ist ein Idealist im ureigensten Sinne des Wortes, das heißt, er ist der Träger einer Idee, er geht geistig und psychisch in ihr auf, sein gesammtes Handeln ist die Umsetzung der Idee in die That; und als seine Weltanschauung mit einer fremden in Conflict geräth, als That und That sich bekämpfen, da unterliegt nicht nur seine Idee, sondern ganz folgerichtig auch sein Handeln — der Held büßt die tragische Schuld mit dem Tode. Diese Schuld liegt aber nicht in einem sittlichen Fehler des Helden, nicht in einer Charakterschwäche, sondern in der Unterschätzung und Verkennung der entgegenstehenden Weltanschauung. Das Episodenhafte im Geschicke Max' beruht darin, dass sein Handeln wenige Spuren in der Weltgeschichte zurückgelassen hat. Der fernabliegende Schauplatz der Tragödie erspart uns den Zwiespalt zwischen persönlicher Theilnahme und politischer Überzeugung, so dass wir uns ganz dem Zauber der Persönlichkeit hingeben können und dem unglücklichen Kaiser den Zoll des tiefsten poetischen Mitleids, das heißt des Mitleids gepaart mit Bewunderung, abstatten müssen. Dieses Mitleid wird noch verstärkt durch die Erfahrung, dass auch Maximilian ein Opfer jenes Napoleon gewesen, der über uns Österreicher und Deutsche so viel des Unglücks gebracht hat.

Nur aus dieser Auffassung heraus läßt sich die Legendenbildung der naiven Volksphantasie erklären, die um das Geschick Maximilians die buntesten Ranken gewunden.

Dieses Mitleid haben ihm alle Völker, nicht zum mindesten die Mexikaner selbst gezollt (wie sich aus dem Buche „Hesse-Wartegg: Mexiko, Land und Leute" ergibt), alle Biographen haben, ungeachtet ihrer historischen Kritik, vor der Person Halt gemacht, mit einziger Ausnahme J. Scherrs. Wir können nicht umhin, den biographischen Theil seines „Trauerspieles in Mexiko" geradezu ein Pamphlet zu nennen.

In seinem fast zur Idiosynkrasie gewordenen Fürstenhasse weiß er kein zutreffenderes Mittel, die Theilnahme an dem persönlichen Geschicke Maximilians zu verringern, als dass er ihn zu einer vollständigen geistigen

Null herabdrückt. Man beachte die ausgesuchte Bosheit in dem Satze: „Max war zum stillen Träumer und Reimer, zum Kunstkenner, Parkanleger und Blumenzüchter gemacht“, nicht aber zum Herrscher. Als ob es zwischen einem Träumer, Reimer, Blumenzüchter und einem Herrscher keine andere geistig und ethisch große Charakterfigur gäbe! Zum dreißigstenmale jährte sich am 19. Juni 1897 der Tag, an dem Maximilians edle Gestalt in den heißen Sand Queretaros niederbrach; dreißig Jahre auch sind es, dass seine Schriften [1]) in einer Volksausgabe der Öffentlichkeit übergeben wurden. Sie sind unbeachtet geblieben; das Scherr'sche Urtheil über diese „Stilübungen“ aber hat sicherlich große Verbreitung gefunden. Ist diese vernichtende Kritik berechtigt? Um das Gesammtresultat dieses Aufsatzes voraus zu nehmen, so müssen wir erklären, dass das Scherr'sche Urtheil aus der Literaturgeschichte gänzlich, vorbehaltlos zu streichen ist.

Max ist nicht bloß ein geistreicher Dilettant, sondern ein Schriftsteller von echter poetischer Begabung, von sympathischer Originalität, von großer Kraft und Schönheit der Sprache. Seine Schriften sind Gelegenheitsschriften, Confessionen seines Inneren im Goethe'schen Sinne. Rückhaltlos und rücksichtslos legt er seine ganze innerste Individualität dem Leser vor; alles ist erlebt, selbst die Reflexion ergibt sich ungezwungen aus dem anregenden thatsächlichen Vorkommnis. Die Reiseskizzen vor allem sind geeignet, eine empfindliche Lücke in unserer wenig zahlreichen, gediegenen, nichtwissenschaftlichen Reiseliteratur auszufüllen. Wir können die „Reiseskizzen“ unbedenklich den Forster'schen Schilderungen, der Hildebrand'schen „Reise um die Erde“ (was launige Erzählung anbelangt) an die Seite stellen. Ihre Eigenart liegt in der glühenden Begeisterung für das Naturschöne, in dem großen stofflichen Reichthum, in der Eleganz und Feinheit der Sprache, nicht zum mindesten aber in dem Gegensatze zwischen der herkömmlichen Auffassung des Geisteslebens eines Fürsten und der Weltanschauung des Erzherzogs. Die „Reiseskizzen“ sind nur eine Auswahl aus den Reisebeschreibungen des Erzherzogs. Nach dem Berichte Hellwalds „Kaiser Maximilian“ wurden die Reiseschilderungen meist als Manuscript gedruckt und nur an Vertraute als Geschenk gegeben.

Die in den „Skizzen“ geschilderten Reisen erstrecken sich über die Jahre 1852, 1853, 1859—60, die er theils als Subalternmarineofficier, theils als Schiffscommandant, theils als Passagier auf einem österreichischen Kriegsschiffe (unter Tegetthoffs Commando) unternahm. Er besucht Italien, die Balearen, Spanien, Algier, Madeira, Portugal, die Azoren, Canarien und Brasilien. So mancher Globetrotter mag verächtlich auf ihn herabsehen. Maximilian zeichnet eines vor diesen modernen Weltreisenden aus, was er selbst mit den Worten feststellt: „Verachten muss

[1]) „Aus meinem Leben“. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. Sieben Bände. Leipzig. Dunker und Humblot. 1867. Anonym erschienen.

man jene, die sich wie Koffer nutz- und gedankenlos durch die Welt schleppen lassen; leider ist die Zahl dieser Reisenden sehr groß und die hoffnungsvolle Jugend des neunzehnten Jahrhunderts, in praktischem Materialismus auferzogen, hält sich zwar verpflichtet, zu reisen, weiß aber recht gut, dass es im höchsten Grade mauvais genre ist, an irgend etwas Interessantem Interesse zu finden, durch irgend etwas Kunstvolles gefesselt oder gar in Emotion gebracht zu werden. . . . . Man ennuyiert sich und andere und wird eine Geißel für alle jene, mit welchen man in Berührung kommt."

Da haben wir den begeisterungsfähigen Max, den alles Schöne in Kunst und Natur in „Emotion" bringt, dem nichts widerlicher ist als das gespreizte, unnatürliche Wesen, das man gesellschaftliche Etikette nennt, der nach Naturwüchsigkeit förmlich lechzt und der für die armen unterdrückten Neger und Indianer, für die geknechteten Sicilianer Worte des tiefsten Mitleids, der höchsten Empörung findet.

Und weil er selbst sich nie „ennuyiert", weil er aus dem unbedeutendsten Vorkommnis die geistvollsten Schlüsse zu ziehen weiß, weil alles mit der reizendsten, liebenswürdigsten Intimität und mit feinem souveränen Humor überhaucht ist, „ennuyiert" er auch nie den Leser. Immer spricht eine sympathische, originelle Persönlichkeit zu uns. Es sei uns gestattet, näher auf eine Schilderung seiner Weltanschauung einzugehen.

Manchen Lesern ist wohl der schöne Brief bekannt, den Max aus Anlass der Novaraexpedition an Alexander von Humboldt schrieb. Die große Verehrung Maximilians für Humboldt ist nicht nur persönlicher Natur, sondern gründet sich in erster Linie auf die Gleichheit der Naturauffassung des Meisters und des Schülers. Das Naturgefühl Max' ist ein modernes, im Sinne der Humboldt'schen Kosmosidee, die die Welt als einen einheitlichen, gewordenen, lebendigen Organismus ansieht und alle Erscheinungen der organischen und anorganischen Natur auf ein ewiges Grundprincip zurückführt, das „Gott" zu nennen Max sich nicht scheut. „Was ist Gott? Die Kraft, welche die Urstoffe in Bewegung, System und Verbindung bringt . . . . Dieser Urkraft sich zu fügen ist Pflicht". Dieses Ewige der Schöpfung, die Größe Gottes in der Natur, findet er vor allem dort, „wo die Schöpfung noch unangetastet dasteht", besonders in der „Gleichheit des Maßes und der Form", also nicht in der Mannigfaltigkeit der Staffage einer cultivierten Landschaft, sondern in den großen „monotonen" Landschaftstypen, in denen „Poesie, Gemüth und Phantasie noch ein weites Feld vor sich haben". An vielen Stellen nennt er diese Typen: Wüste, Steppe, Urwald, Meer und Hochalpenwelt. Er sagt einmal: „Es ist merkwürdig, dass ich selbst im tiefsten Urwalde Anklänge an die Alpen gefunden. Es sind in Europa nur diese Gegenden, welche in ihren unbewohnten, unentweihten Theilen an die hiesige Natur (Brasilien)

mahnen. Nur im Alpenlande findet man jene überwältigende Ruhe, jene märchenhafte, bald Entzücken, bald Schauer erregende Stille, jenen inneren Juwelenglanz der smaragdgrünen Vegetation. Man sieht eine Natur, die um ihrer selbst willen und für das Lob des Schöpfers da ist, nicht aber ausschließlich für den Menschen blüht und sprosst."

Wie schon aus dem ersten Citat ersichtlich war, ist die Auffassung der Schöpfungsidee durch Max ganz modern entwicklungsgeschichtlich; gleichwohl oder vielmehr gerade deswegen ist Maximilian ein Beispiel dafür, wie wohl sich moderne Naturauffassung mit tiefer Religiosität, ja mit ausgesprochener Bekenntnisgläubigkeit verträgt. „Die Religion ist Pflicht — nicht Passion", aber Pflicht für jedermann, für den Gebildeten so gut, wie für den Ungebildeten. Er tritt daher ganz sinngemäß auch für die äußere Bethätigung der religiösen Überzeugung ein, er tadelt es, dass „man sich in unserem Zeitalter in Augenblicken religiösen Ernstes von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfasst fühlt."

Gleichwie die Naturanschauung Max' nicht kalt materialistisch-naturwissenschaftlich, sondern vor allem eine Gefühlsangelegenheit ist, so ist ihm auch seine auf die Natur begründete Religion gleichzeitig Verstandes- und Herzenssache. Er verlangt auch vom religiösen Cultus Einwirkung auf das Gemüth. Maximilian ist ein überzeugter Katholik, was ihn aber nicht hindert, alles Unnatürliche in Glaube und Cultus, wie Inquisition, Intoleranz, Ausarten des Cultuspompes in Schauspielerei (wie in Portugal), Ausnützung der Religion für egoistische Zwecke zu hassen. Er hält die Trennung der Leichen Andersgläubiger von denen der Katholiken für das „Liebloseste und Unverständlichste"; er ist, nebenbei bemerkt, „Enthusiast für die Feuerbestattung".

Er ist kein „Pfaffenknecht", er hat erbarmungslos seinen Spott über jene Priester ausgegossen, die nichts sind, „als Angestellte, die einen schwarzen Rock tragen und Messe lesen, weil es gerade Mode ist". Dass derartige Priester nur allzu häufig vorkommen, daran tragen die Priesterseminare Schuld, diese „Fabriken, in denen Geistliche nach der Elle gemacht werden, die von abstoßendem Kastengeiste erfüllt sind". Gerade im Priesterstande müsse „Neigung und Beruf zusammenfallen".

Auch von den Betorden hält er nicht allzu viel. Die zahlreichen brasilianischen Klöster scheinen ihm ein Luxusartikel zu sein; denn „für den moralischen Selbstmörder (im edleren Sinne) ist in Brasilien nicht das Kloster, sondern der Urwald die wahre Heimat der Seelenruhe". „Die zahllosen Frauenklöster sind vollends nur schmutzige Schreine, in denen man alten Plunder aufhebt." Maximilian weiß eben sehr wohl zwischen Katholizismus und Clericalismus zu unterscheiden. Die brasilianischen Klöster erscheinen ihm als ein Zufluchtsort für die „Faulenzerei". Uneingeschränktes Lob, tiefe Verehrung aber hat er für die Trappisten in

Algier und für die große, durch die „seichte Aufklärerei“ leider vernichtete Culturarbeit der Jesuiten in Südamerika. Wenngleich selbst die geistlichen Arbeitsorden in das „Dampfgetriebe Europas“ nicht mehr passen, so können sie dennoch in halbcivilisierten Ländern von Nutzen sein. Was heißt das anderes als: Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte; alles ist ein organisch Gewordenes, das einem Vollkommeneren Platz zu machen hat. Dieser leitende Grundsatz durchzieht seine gesammten politischen und socialen Anschauungen; auch er erfließt aus der auf der Natur begründeten Weltanschauung Maximilians. Sein politisches Glaubensbekenntnis liegt in den Worten: „In der menschlichen Gesellschaft ist alles faul, wo die Gewalt den gegenseitigen Contract des freien Willens aufhebt.“ Er tritt darum für die constitutionelle Verfassung rückhaltslos ein, er erklärt nachdrücklich, „der Herrscher sei des Volkes wegen da“. Kenntnis des Volkes ist die erste Pflicht der Verwaltung; diese Kenntnis ist aus der Quelle selbst zu schöpfen, nicht auf dem Wege bureaukratischer Relationen zu holen. Erst dann, wenn eine Regierung die „stets richtigen Instincte des Volkes“ erkannt hat, vermag sie ihre Bürger „zu stufenweiser Selbstentwickelung“ zu leiten. Max ist kein Freund der „menschenfressenden Armeen“, er verlangt allgemeine Volksbewaffnung wie der echteste Demokrat. Bezeichnend für seine Gesinnung ist der Ausspruch: „Es ist eine arge Missgeburt unserer Zeit, dass sich in friedlicher Gesellschaft Bewaffnete neben Unbewaffneten zeigen dürfen.“

Was seine socialen Ansichten angeht, so treten naturgemäß die heimischen Verhältnisse zurück, da sich ja seine Beobachtungen auf wenig industrielle Länder beziehen. Gleichwohl können wir aus den wenigen auf uns bezüglichen Äußerungen auf seine innige Theilnahme mit dem Fabriksproletariate schließen. Auch das Fabriksproletariat ist gleich dem stehenden Heere eine Beschränkung des freien Willens, die letztere „heuchlerischer Weise entschuldigt mit dem Staatswohle“, die erstere, hervorgerufen durch die Übermacht des Capitalismus, „des elenden Geldes“ und den Hunger. „Die einzige wahre Triebkraft des neunzehnten Jahrhunderts erkennt er im Associationsgeiste“. Er verlangt „Bildung als der einzigen Grundlage wahrer Freiheit“, denn nur die Bildung der breiten Volksschichten vermag die drohende Kluft zwischen der Minderzahl gebildeter Reicher und der großen Masse ungebildeter Armer zu überbrücken. Das Fabriksproletariat bedarf unbedingt eines geistigen Gegengewichtes gegen die geisttödtende mechanische Arbeit. Ist das nicht auch die Tendenz der modernen University extension?

Viel ausführlicher befasst sich Max mit der Sclaverei, für die er nur ein Wort der Verurtheilung hat. Gleichwohl weiß er die Gefahr zu schätzen, die für den plötzlich freigelassenen Sclaven aus seiner Unbildung und Subsistenzlosigkeit erwächst. Unbarmherzig ist seine Verurtheilung des

portugiesischen Colonialsystems in Brasilien, das nicht auf eine Erschließung der natürlichen Hilfsquellen und auf die Hebung der Bevölkerung hinzielt, sondern auf die Aussaugung des Landes. Portugal „ist eine tropische Liane, die ihren Stamm so lange ausgesogen hat, bis sie selbst aus Mangel an Nahrung vertrocknet". Portugal ist ein gänzlich heruntergekommenes Land; Beweis die vielen — Antiquare in Lissabon. Johann Scherr hat auch den Versuch unternommen, das deutsche Nationalgefühl Max' als Coquetterie zu verdächtigen. Dem gegenüber sei auf das schöne Gedicht „Guten Morgen im Urwalde" hingewiesen.

Ist es vielleicht antinational, wenn der Erzherzog es freudig begrüßt, dass sein erlauchter Bruder Kaiser Franz Josef den Gebrauch der französischen Hofsprache auf das unumgänglich nöthigste Maß beschränkt hat zu Gunsten der deutschen Sprache. Wie wehmüthig ist seine Klage über die betrübende, ja empörende Erscheinung, dass die deutschen Auswanderer so rasch ihre Nationalität aufgeben. Aber Max weiß auch den Grund dafür: „National kann nur der sein, der Grund hat zu heißer Liebe oder zu glühendem Hasse." Der Deutsche aber hat zu nichts dergleichen Veranlassung in seinen sechsunddreißig Vaterländern. Folgerichtig verlangt er für Deutschland einen ganz anderen, „festeren Kitt" als die damalige Bundesverfassung war. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte ich seiner anderen treffenden ethnographischen und historisch-politischen Bemerkungen gedenken — man lese selbst nach.

Nur eine Anschauung müssen wir in Betracht ziehen — seine Vorliebe für England und englisches Leben. Sie ist bezeichnend für die leitenden Grundzüge seiner Weltanschauung. „England ist ein natürlich gewordenes, urwüchsiges, darum kräftiges Staatswesen — die Engländer sind das einzige nordische Volk, das sein schlechtes, rauhes Klima erträglich gemacht hat — durch einen vernünftigen Lebenscomfort." Und Max folgte getreulich ihrem Beispiele; auch er ist ein hervorragender Lebenskünstler, der, wie er einmal sagt, sich als „Prinz verpflichtet fühle, das Geld mit vollen Händen auszugeben, weil das Volk der ganz richtigen Meinung sei, das Geld stamme aus seiner Tasche." Diese heilsame Verschwendung übt aber Max nicht im egoistischen Interesse, sondern im Dienste eines zweiten Ideals, des Schönheitsideals.

Den Comfort fasst er als „Genussharmonie" auf, die er dahin erläutert: „Genussharmonie im edlen Sinne umfasst die Blüte jeder Kunst, die gelungenen Linien der Architektur, die reichen Farben der Malerei, die hehren Formen der Sculptur, die sanften Töne der Musik und verschmilzt sie mit dem Dufte der Natur, den Vortheilen des Klimas und der Jahreszeiten, mit allem, was den Sinnen schmeichelt, ohne sie zu betäuben und das Leben verschönert und geistig erfreut." Sein Schönheitsideal ist die vollendete Harmonie, die vollständige Übereinstimmung

der Form mit der Idee, kurz: die untrennbare Vermählung des Geistes mit der Natur. Die Natur ist der Boden, aus dem seine Religiosität, seine politischen, socialen und ethischen Anschauungen, sein Schönheitsideal erwachsen; sein Geist steht nicht im Kampfe mit der Natur und darum gibt es in seinem Charakter keine Disharmonie. Wir stehen vor einer vollendeten modernen καλοκαγαθία. Und seltsam! Sie ist unter demselben Himmel erwachsen, wie die antike! Unter dem tiefblauen Firmamente des Südens, unter der Gleichmäßigkeit des Klimas, im Angesichte des ewigen Meeres, unter der Fülle und Farbenglut subtropischer Vegetation.

Klarheit des Himmels, „Fülle der Sonne in ihren herrlichen Farbentönen“ gehen ihm über alles. Er sagt einmal sehr schön: „Hier umfloss uns der warme, beglückende, dufterfüllte Hauch des reichen, üppigen Sommers, die Luft hatte jene Elasticität, jenen Vegetationsgeruch, jene balsamische Weichheit, die uns Europäern nur im höchsten Sommer gespendet wird.“ Diesem Schönheitsideal conform lauten auch seine künstlerischen Urtheile. Seine Lieblinge sind die echte Antike — man lese die prachtvolle Schilderung der mediceischen Venus — Raphael und Van Dyck. Die Michel Angelo'schen Sculpturen in der Grabkapelle der Mediceer missfallen ihm als mythologisierend-christlich, es spricht aus ihnen ein unberechtigter geistiger Hochmuth. Münchens Architektur wirkt auf ihn wegen ihres „museenhaften Charakters“ erkältend; er gibt der maurischen den Vorzug.

Er verlangt Verbindung der Architektur mit der Landschaft, ja sogar Durchsetzung der architektonischen Linien mit dem gefälligen, farbigen Pflanzenwuchse. Interessant sind auch seine Ansichten über Parkanlagen. Den Vorzug gibt er den altitalienischen Gärten mit ihrem freien Baumwuchse, ihrer Verbindung der Architektur, die stets als das Wichtigste vorherrschen muss, mit Landschaft und Sculptur.

Farbig, hell, sonnig ist seine Weltanschauung, farbig, hell, sonnig wünscht er sein Leben gestaltet. Diese echt südliche Lichtfreude hat ihn vor nebelgrauem Pessimismus bewahrt — seine Wehmuth durchzieht die farbenprächtige Schilderung gleich einem Sommerwölkchen am blauen Himmel. Diese Wehmuth erfließt aus der Unmöglichkeit, seinen Thatendrang zu befriedigen. Sie kommt besonders in den Jahren 1859—60 zum Durchbruche, nach dem unglücklichen Kriege 1859, dem seine Demission als Gouverneur der Lombardei vorausgieng. Das Capitel seiner Statthalterschaft wartet noch auf eine ausführliche einsichtige Darstellung, wie sie Hellwald in seinem schönen Buche angedeutet hat. Diese Wehmuth hat ihren Grund in der Thatenlosigkeit, zu der ihn seine Demission verurtheilt. Das hat ihn wohl auch zu seiner brasilianischen Reise getrieben. Einzig und allein die Sehnsucht, seinen Thatendrang zu befriedigen, führte zum mexikanischen Unternehmen; gänzlich abzuweisen

ist die Andeutung Scherrs, als wäre es Maximilian um die Befriedigung persönlicher Eitelkeit zu thun gewesen. Eitel war er nie, stets ist er bestrebt, seine Stellung als Erzherzog in den Hintergrund zu drängen, jeder Huldignng zu entfliehen, wie er selbst es mit so köstlichem Humor anlässlich seiner Ankunft in Bahia schildert. Und dass es Maximilian um seinen Thatendrang ernst war, dass er arbeitsfreudig war wie kein zweiter, beweist seine Reorganisation, oder vielmehr die Neugründung der österreichischen Marine und seine von den Italienern stets gewürdigte Thätigkeit als Statthalter der Lombardei.

Wir glauben, es wäre eigentlich selbstverständlich, dass sich der kommende Geschichtsschreiber Maximilians die Grundlagen seiner Kritik aus den Werken des Erzherzogs selbst holen müsse. Hoffentlich sind bis dahin seine gesammten Reiseschilderungen der Öffentlichkeit übergeben. Auch sind manche Gedichte Maximilians ohne die uns fehlenden Reiseschilderungen nicht recht verständlich, nicht sowohl dem Inhalte, als vielmehr der Stimmung nach. Die Gerechtigkeit gebietet zu erklären, dass Max größer in der prosaischen, denn in der gebundenen Rede ist — Poet aber ist er hier wie dort, und zwar ein sehr bedeutender. Auch in den Gedichten finden wir die glühende, farbentrunkene Naturschilderung, die wahrhaft freiheitliche Gesinnung, die rücksichtslos und scharf tadelt, wo ihr geistige oder sociale Bedrückung und Ausbeutung begegnet. Auch die Sprache der Gedichte ist eine leicht flüssige, bilderreiche, es fehlt ihr jedoch manchmal die Prägnanz des Ausdruckes — der Gedankenreichthum hält nicht gleichen Schritt mit der scharf pointierten poetischen Ausdrucksweise. Könnte man diesen Mangel nur bei recht vielen Modedichtern feststellen!

Auch die „Aphorismen“, die übrigens eine Fundgrube geistreichster Gedanken sind, leiden manchmal an zu geringer Schneidigkeit der Fassung. Maximilian läfst sich gern „gehen“ (um einen Wiener Ausdruck zu gebrauchen); und gerade dieses Sichgehenlassen, dieses sofortige Anknüpfen des Gedankens an das Ereignis verleiht den Reiseskizzen den Zauber der Unmittelbarkeit und Frische der Diction. Wir haben in der vorstehenden Darstellung aus der reichen Fülle des Stoffes nur das Wenige herausgerissen, was wir für unseren Zweck als ganz besonders erläuternd erachtet haben. Möchte doch dieser bescheidene Versuch, die dichterische and ethische Persönlichkeit Maximilians zu charakterisieren, recht vielen Lesern unvollkommen erscheinen und sie bestimmen, sich ein umfassenderes Bild aus den Werken selbst zu entwerfen.

Die gerechtere Würdigung des Schriftstellers, die größere Verbreitung seiner Werke wäre sicherlich die pietätvollste Ehrung des unglücklichen Kaisers.

Ein Tag im Böhmerwalde.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Die Moldau ist, so weit sie mir zu Gesichte kam, ein moorbrauner, stehender Fluss. Er rinnt nicht in majestätischen Wogen dahin, wie etwa die Salzach oder die Mur, nicht in raschen, rauschenden Wellen, wie die Enns, oder ein anderer Bach, der von oben nach unten kommen will; nein, die Moldau steht oder liegt dahin wie ein schmaler, in unendliche Länge gezogener Teich. Dass er sich in den Ebenen des slavischen Böhmens so still und unbeweglich benimmt, das will mich nicht wundern; den Slaven gegenüber hat der Deutsche zu schweigen heutzutag. Und die Moldau kommt aus deutscher Heimat. Aber dass diese Moldau auch daheim in ihrem Böhmerwalde, in ihren Bergthälern so fast träge dahinfließt, ist für einen Gebirgsfluss doch merkwürdig. Freilich sucht sie in unzähligen Krümmungen und gewagtesten Wendungen allen Unebenheiten sehr geschickt auszuweichen, dass es ihr möglich werde, im ebenen Thale zwischen Mooren, Hügeln und bewaldeten Höhen sachte dahinzuliegen. Übrigens wird gewiss auch dieses braune Kind des Urwaldes und der Heide auf dem Lebenswege seine wilden schreienden und schäumenden Kämpfe haben. Das Ländchen ist freilich so voller Naturfrieden, dass sich ein rauschendes Wasser in dasselbe gar nicht schickt.

Von Budweis aus bin ich eines Tages auf der Salnauer Eisenbahn hinaufgefahren in den Böhmerwald. Die Eisenbahn weiß durchaus nichts davon, dass das Land so eben ist, der Zug hat sich schnaufend beklagt darüber, dass er so mühesam hinanmüsse über die föhrengekrönten Höhen von Korsek und Goldenkron, während die Moldau die ebenen Gründe, Engthäler und Schluchten recht gut zu finden weiß. Hätte die Bahn dem Flusse entlang ihren Weg genommen, so wäre sie in ein heilloses Hin und Her gerathen und in Gegenden gekommen, wo sie absolut nichts zu thun gehabt haben würde.

Bei Krumau ist die Eisenbahn oben auf der Höhe, während die Moldau unten die Stadt vielfach umschlingt, ja in ihren Schlingen gefangen hält. Es ist aber eine reizende Gefangenschaft, in der das alte Krumau mit seinem riesigen Fürstenschlosse ruht. Ein klein Venedig möchte das sein, so wird diese malerische Stadt in Quer und Krumm

durchzogen vom stillen braunen Wasser, über das zahlreiche Brücken die Gassen und Plätze, die Hügel und Gebäude verbinden. Prag ist als Stadtbild weltberühmt, aber die kleine Fürstenstadt an der Moldau steht der großen Königsstadt an demselben Flusse in malerischem Reize nichts nach, die Lage von Krumau dürfte mit seinen gewaltigen Bergschlössern, mit seinen enge zusammengerückten Giebeln und Thürmen den Vorrang behaupten. Das Wahrzeichen, der Gallerietthurm, hat so leicht nicht seinesgleichen. Das gedeihsame Städtchen, welches heute über neuntausend Einwohner zählen dürfte, möchte sich sicherlich gern ausbreiten, aber die nahen Hügel und Berge halten es fest im Zaum und sagen: Gemach! Es ist ganz überflüssig, dass alles Großstadt werde! Sei froh, dass du noch auf dem Lande stehst, altes Krumau, zwischen Wäldern und Bergen, dass noch keine Fabriksschlote ihre rußigen Rauchfahnen schwingen über deine funkelnden Thurmknäufe und Kreuze! Wenn du noch ein klein wenig im mittelalterlichen Verhältnisse stehen solltest zu deinem Fürsten Schwarzenberg, dem Nachfolger der Witigonen und der Rosenberge, so mache dir nichts draus. Nimm nur nicht allzu viel tschechische Dienstboten und Handwerksleute auf in deine Mauern, bestreite den Bedarf selber durch zahlreiche deutsche Nachkommenschaft und vor allem bete jeden Tag ein andächtiges Vaterunser auf die gute Meinung, dass dein Patron, der großmächtige Fürst Schwarzenberg, nicht ganz seiner deutschen Abstammung vergesse. — Und nun behüte dich Gott, du feines Venedig des Böhmerwaldes! Deinen Berg, den Schöninger, kann ich diesmal nicht besteigen, denn er hat eine Nebelhaube, und in dieser Tarnkappe ist der Recke nicht sichtbar. Und ebenso unsichtbar von ihm aus wäre auch das Land.

Ich will weiter hin ins Herz des Böhmerwaldes, dorthin, wo sein großer Dichter gelebt hat und wo auch die Wiege seiner Poesie gewesen ist.

Die Eisenbahn muss mancherlei Ränke und Winkelzüge machen, um ihre gemischten Züge in das Hochthal zu bringen. Sie führt mich auch an dem Orte Höritz vorüber, das Oberammergau des Böhmerwaldes. Wenn die in diesem Flecken so prächtig begonnenen Passionsspiele nur nicht etwa in Komödiantenthum ausarten! Die Gefahr liegt selbst in Oberammergau nahe. Denn was einmal mit Reclame für den Fremdenzuzug arbeitet, dem glaube ich nicht mehr recht, dass er recht glaubt. Und wenn bäuerliche Darsteller das „Leiden Christi“ verkörpern wollen, so muss der Glaube die Kunst ersetzen.

Das nur im Vorbeigehen, oder Vorbeifahren. Wir kommen endlich ins Hochthal, ein breites Almenthal mit ebenen Wiesen, bebauten Hügeln und Heiden, auf welchen Föhren stehen und große graue Steine liegen. Im Hintergrunde hohe Waldberge, gegen Mittag hin in der Ferne blaue Höhenzüge. Die Station Oberplan, wo wir aussteigen, liegt siebenhundert Meter hoch. Es streicht eine kühle Luft, außer Bäume,

Gras und Hafer scheint hier nicht viel zu wachsen. Um so verwunderlicher die vielen Ortschaften, die weitum weiß und wohlbestellt daliegen. Der Markt Oberplan liegt gegen Mitternacht hin, ein wenig oben an einer flachen Berghöhung. In der Stimmung eines Wallfahrers stieg ich hinan. Seit dreißig Jahren war es mein Verlangen, einmal zu diesem Orte zu kommen, wo mein Lieblingsdichter geboren war und seine Kindheit verbrachte, die Landschaft zu sehen, die ihm zur Quelle einer unvergleichlichen Poesie geworden war. Obwohl ich mein Lebtag nie bisher in den Böhmerwald gekommen war, hauchte mich hier überall eine große Heimlichkeit an, denn meine Seele hatte ja so oft und glücklich hier gelebt, wenn ferne in Steiermark seine Werke gelesen wurden. Die Gegend hat äußerlich so gar keine Ähnlichkeit mit Krieglach-Alpel, es wäre denn, dass hier wie dort nichts als Bäume, Gras und Hafer wachsen wollen. Aber es kam mir vor, als hätte ich hier im Hochthale der Moldau eine Kindheit gelebt, die innerlich jener von Alpel gleich war. So mächtig und nachhaltig wirkt der Eindruck dessen, was man in der Jugend mit heißem Durste liest.

Im Gasthofe „zum Gassel“ beim Thor hineintretend, hörte ich plötzlich rufen: „'s Lenzen Peterl!“ So haben sie vor vierzig Jahren mich in Alpel geheißen. Stand ein Mann vor mir, ein Bürger Oberplans, und gestand in treuherziger Weise, dass er mich kenne, nach dem Bilde, dass er — mich in Krumau wissend — mein Erscheinen erwartet habe, weil ich ja ein Verehrer seines Oheims sei. Dann stellte er sich vor als ein Neffe meines Dichters Adalbert Stifter. Und hat es sich gewiesen, dass dieser Stifter der Jüngere ebenso mit meinen Geschichten und meinen Schriften vertraut war, als ich mit denen des älteren Stifter. Sein Sattlergewerbe und seine mit Erfolg betriebenen Arbeiten auf elektrischem Gebiete lassen dem Manne auch noch Zeit für Literatur, und die Werke seines großen Oheims hindern ihn durchaus nicht, auch den Schriften Geringerer seine Neigung zuzuwenden.

Stifter lud mich in sein Haus, und an derselben Stelle, wo einst Adalbert als Knabe gehockt und später als in die Vacanzen heimgekehrter Student gesessen, war nun der „Lenzen-Peterl“ und trank einen prächtigen Kaffee, von der Hausfrau gastlich credenzt. Ein Kranz schöner und munterer Kinder umgab mich, und die ganze Familie, darunter eine alte herzfrische Großmutter, die viel vom Schwager (dem Dichter) zu erzählen wusste, hat mich mit einer offenen schlichten Herzlichkeit erfreut und geehrt. Das Geburtshaus Stifters ist ein kleines gemauertes, ebenerdiges Gebäude mit drei oder vier Zimmern, wovon eines — das der Großmutter — ein förmliches Stiftermuseum mit Bildern, Handschriften und anderen Andenken vom Dichter, der vor zweiundneunzig Jahren als Sohn eines Leinwebers hier geboren worden war. Das

Haus ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt gut erhalten. Am Eingange liegt auch jener große Stein noch, „in Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels", von dem der Dichter in seiner Erzählung „Granit" spricht, wie er darauf sitzend von einem schalkhaften Wagenschmiermann angeschmiert worden war und was es hierauf für einen Tanz gegeben hat. Das ist aber nur die humoristische Einleitung zu einem ergreifenden Bilde, das Stifter in jener Erzählung von der Pest entwirft, die einst in diesem frischen Bergthale geherrscht hat.

Dann besuchten wir die Pfarrkirche, in der mir Stifters Schilderung der heiligen Christnacht einfiel. Dann stiegen wir zur Anhöhe hinauf, die hinter dem Orte ragt und auf der das Kirchlein „zum guten Wasser" steht. Hinter demselben ist der Föhrenhügel mit einem Kreuze und einem Stein, auf welchem der Dichter so gerne gesessen ist. Dieser Platz ist unbeschreiblich stimmungsvoll, von ihm aus überblickt man einen großen Theil des Schauplatzes Stifter'scher Erzählungen. Unten vom Orte hin weit ausgebreitet das ebene Wiesenthal, welches zu dieser Jahreszeit im April noch fahl und kahl war. Kein Baum und kein Strauch. Die Moldau hat keine buschigen Verbrämungen wie andere Flüsse, wenn sie durch bewohnte Thäler rinnen, ganz nackt geht sie durch die moorigen Wiesen und Auen, und in ihren launischen und launigen Krümmungen bildet sie bei Oberplan ein förmliches Herz, welches in Adalbert Stifters Schriften das Herz des Böhmerwaldes genannt wird. — Welliges Hügelland begrenzt das Thal von Oberplan; gegen Mittag hin weitet sich der Blick bis zu fernen blauenden Höhenzügen, hinter welchen an klaren Tagen aus unermeßlichen Weiten die leuchtenden Fels- und Schneegipfel der Alpen sichtbar sein sollen. Gegen Morgen hin, in der Nähe von Oberplan, ist ein Höhenrücken mit einzelnen grauen Steinen besäet, mit Heidekraut und schütteren Föhren bestanden; hier spielt Stifters Novelle „das Heidedorf", welche ein Stern der deutschen Literatur ist und bleiben wird. — Gegen Abend hin erhebt sich in nicht zu großer Ferne ein länglich hingestreckter Berg voller Wald — nichts als Wald, der höchste Berg des Böhmerwaldes, der 1378 Meter hohe Blöckenstein. Hoch an seiner Brust, in einer Faltung des Berges von Felsen und Hochwald umgeben, liegt der tiefe, schwarze Blöckensteinsee. Wer gute Augen hat, der kann bei klarem Wetter von der Anhöhe „zum guten Wasser" aus, an jenem dunklen Berghang, in der Gegend, in welcher der See liegt, eine schlank aufsteigende Steinsäule sehen — das Adalbert Stifter-Denkmal. Dort ist der Schauplatz, wo sich Stifters unvergleichliche Erzählung „Der Hochwald" ereignet hat.

An jenem hochgelegenen Waldsee soll vor langen Jahren schon eine Menschenwohnung gewesen sein. „Der Ritter von Wittinghausen hat sie

für seine zwei Töchter wegen des Schwedenkrieges erbaut. Seine Burg ist damals verbrannt worden, die Ruinen stehen noch gegen Sonnenaufgang — wie ein blauer Würfel aus dem Thomaswalde empor. Das Haus war hinter dem See, wo die Wand es beschützt, und ein alter Jäger hat die Mädchen bewacht. Heutzutage ist von alledem keine Spur mehr vorhanden." Wer es wissen will, wie es den Mädchen ergangen ist in ihrem Asyle der Bergwildnis, der folge dem Böhmerwald-Dichter in seinen „Hochwald". —

Oberplan ist nicht allein stolz auf seinen Dichter, es ehrt dessen Andenken auch mit rührender Pietät. Auf der Anhöhe „zum guten Wasser" hat es einen Stifterpark angelegt, zu welchem eine Anzahl von Bürgern die Grundstücke geschenkt haben. Wenn man auf einer Bank dieses Naturparkes sitzt und hinausträumt in die stille, weite, sonnige Gegend, da kommt sachte der ganze Hauch Stifter'scher Schönheit ins Herz gezogen, man träumt das „Heidedorf" und den „Hochwald", den „Witiko", den „beschriebenen Tännling", den „Nachsommer" und die „Mappe des Urgroßvaters", die alle mit dieser Landschaft und mit diesen Menschen verwoben sind. Man fühlt sich zurückversetzt in den idyllischen Frieden der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als das Waldland noch weltfern ruhend seinem Geschicke überlassen war.

Still, sonnig und weltfern, das ist die Stimmung, die über dieser Gegend ruht. Und dazu kommt eben der unbeschreibliche Hauch der Stifter'schen Poesie, so dass diese classisch idyllische Landschaft nur einen Anachronismus hat — die Eisenbahn.

Aber gerade diese Eisenbahn hat mich in die Gegend gebracht, in die ich ohne sie wahrscheinlich nie gekommen wäre. Bei anderen wird es auch so sein. Und so wird es darauf hinauskommen, dass wir diesem Anachronismus dankbar sind. — Würde ich im östlichen Bayern, in Böhmen oder Niederösterreich leben, dieses Thal von Oberplan wollte ich mir zur Sommerfrische erkiesen. Abgesehen von der guten Statt, die man in Oberplan findet, kann man wohl nicht leicht eine frischere, friedlichere, fröhlichere und — um das Turner-Viergespann vollzumachen — frömmere Gegend haben, als dieses traute Herz des Böhmerwaldes.

Heute kann man noch buchstäblich von einem Böhmerwalde sprechen, ja weiter hinten gegen Abend soll es sogar noch einen wirklichen Urwald geben, den einzigen in deutschen Landen, wo vielhundertjährige Bäume eben so ursprünglich zusammenbrechen und an der Stelle vermodern, als sie aufgewachsen sind. Allerdings soll diese ununterbrochene Ursprünglichkeit nur der Großmuth des Eigenthümers Fürsten Schwarzenberg zu danken sein, der mit Absicht den Wald unberührt läſst, damit die moderne Zeit doch irgendwo sehen kann, wie ein Urwald ausschaut. Allerdings kommt mir ein freiwillig gestatteter Urwald vor, wie ein Bär im

Zwinger — man muſs aber froh ſein, daſs man überhaupt noch irgendwo einen ſieht.

Nicht das erſtemal fiel es mir auf, auch aus den Schilderungen eines neueren Böhmerwalddichters, Johann Peter, wurde es mir klar, daſs das Volksleben des deutſchen Böhmerwaldes eine ganz beſondere Ähnlichkeit hat mit dem Volksleben der nordöſtlichen Steiermark; derſelbe Menſchencharakter, dieſelben Sitten und Einrichtungen; ja ſogar an Mundart und Kleidung fand ich nahe Verwandtſchaften. Wie kommt das, da zwiſchen den beiden Ländern doch wenig Verkehr geherrſcht haben kann und das weite Donaubecken dazwiſchen liegt, welches eine weſentlich unterſchiedliche Volksart aufweist. Freilich mag die Urſache großentheils an der Frau Mutter liegen, der Mutter Erde, die ihre Kinder eben unterſchiedlich erzieht. Das reiche Donaugefilde, die fruchtbaren Hügel Oberöſterreichs, die üppigen Ebenen Niederöſterreichs haben deren Bewohner harſch und protzig gemacht, während die ärmeren Bergbewohner ſchlichter geblieben ſind und in ihrer Abgelegenheit die alten Charakterzüge länger bewahrt haben.

Eine gemeinſame Eigenſchaft aber iſt es doch, die uns Deutſche mitſammen verbindet, ob wir nun in fruchtbaren Geländen leben oder auf kargerer Scholle — Durſt haben wir. Durſt haben wir, aus Berg und Thal, von hüben wie von drüben. Und da haben die wackeren Böhmerwäldler ein Mittel erfunden, den Durſt für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Ein gemeinnütziges Trinken! Den Bierkreuzer! Das Krügel Bier koſtet dort zu Gunſten eines wohlthätigen Zweckes um einen halben Kreuzer mehr. Die Oberplaner haben ſich auf dieſe Weiſe bereits ein ſchönes Schulhaus zuſammengetrunken und gegenwärtig ſind ſie beim Armenhaus, deſſen ſtattlicher Rohbau bereits daſteht. Dieſer halbe Bierkreuzer ſoll im Orte jährlich über zweitauſend Gulden einbringen! — Ich ziehe weiter keine Schlüſſe, denn offen geſagt, ich habe ſelbſt ſo viel mitgetrunken, daſs es fürs Armenhaus reichlich auf einen halben Dachziegel langen wird. Wenn der bitter bittere Durſt eben einmal da iſt und er alſo nothgedrungen gelöſcht werden muſs, ſo finde ich die Sitte des Bierkreuzers ſehr nachahmungswert. Auch bei uns in Steiermark gäbe es in manchen durſtigen Ortſchaften Armenhäuſer, Bildungsanſtalten, Feuerwehren und dergleichen zuſammenzutrinken. —

In der Abenddämmerung vom Bahnhofe aus noch einen Rundblick ins friedſame Gelände mit ſeinen ruhigen Linien, über denen der feurige Duft bereits verloſchen war. Als der Schaffner die Coupéthür zuſchlug, war es mir, als wäre nach der Leſung eines Stifter'ſchen Idylls das Buch zugeklappt worden. Noch ſah ich das weiße Oberplan ruhen dort oben an der Höhung, dann ſchob ſich ſachte der dunkle Waldrücken vor, mit ſeiner Heide des „Heidedorfes“. — Über dem Plöckenſtein ſchim-

merte noch das Abendroth. Ich zog den Vorhang zu und wiederholte den schönen Tag in meinem Inneren.

Zweiundzwanzig Stunden später raste der Zug der sausenden Enns entlang in die Alpen hinein. Welch eine unerhörte Landschaft zu beiden Seiten unter den beständigen Krümmungen der Bahn. Welch ein lebendiges, verrückt tanzendes Bild! Dort hinter steilen, finsteren Waldrücken taucht plötzlich eine kahle Felsspitze auf und fliegt wie ein Ballon von vorne nach rückwärts, dann wieder von rückwärts nach vorne. Eine dämmerige Seitenschlucht öffnet sich, daraus blinkendes Schneegebirge zuckt, sofort wirft sich die Schlucht uns in den Weg und wir fahren hinein. Leuchtende Bergkuppen springen hinter Almen himmelhoch empor und tauchen wieder unter. Ein wüst schrundiger Felsthurm fliegt jetzt zur Rechten vorüber, um nach einer Minute zur Linken aufzutauchen. Alle Augenblicke zweigt eine Seitenbahn herzu, die sich sogleich wieder als unsere eine Bahn darthut. Das Wasser, das gischtende, einmal da oben, einmal dort unten, einmal hinter der huschenden Böschung, dann wieder zweifach in plötzlicher Krümmung, immer schreiend, gegen moosige Felsblöcke brandend und hoch aufschäumend aus seinen grünlichen Fluten. Dieweilen springen über den Vorbergen fortwährend die schroffen Wände, die schneeigen Riffe, die zackigen Spitzen wirr durcheinander, ein wahrer Hexentanz des Hochgebirges, zu dem die sausende Enns und der brausende Eisenbahnzug die Musik machen. Und dieweilen Aug' und Ohren mir fiebern mitten in dieser wirbelnden Landschaft, steht tief in meiner Seele das stille Thal von Oberplan, mit seinen ruhigen Formen, seinen sanften Farbentönen und seiner unendlichen Friedensharmonie zwischen Himmel und Erde.

Die Bauern-Schauspieler aus Schliersee.

Zum Grazer Gastspiel im Mai 1897.

Als ich nach der ersten Vorstellung des Schlierseer Bauerntheaters — „'s Liserl von Schliersee" wurde gegeben — das Haus verließ, war meine Stimmung nicht besonders heiter. Mir war wieder einmal recht klar geworden, was wir verloren haben. Dass wir ein Paradies verloren haben! — Allgemein hat die Kritik, die europäische wie die amerikanische, zugegeben, dass die Schlierseer Darstellungen reine Natur sind. Das Bauernthum, das sie vorstellen, ist voller Leben, Lust und Humor. Immer und überall Singen und Jauchzen, werktags wie feiertags, bei der Arbeit wie im Wirtshaus, immer und überall sprudelt

die Heiterkeit, immer und überall Singen und Jauchzen. Und wenn auch der kecke Älplertanz dazukommt, so ist das nachgerade eine elementar explodierende Lust! —

Das ist die Natur des älplerischen Bauernthums. So ist es einst auch bei uns gewesen in unseren steierischen Bergen und Dörfern, es ist keine Mär der Idyllendichter, wie man heute meinen könnte, da man es gar nicht mehr glauben mag, dass Menschen überhaupt so lustig sein können. Nein, es ist wirklich so gewesen, ja es ist gegendenweise, dort, wo die liebe Cultur noch nicht so recht hingekommen, wohl auch heute noch so, und gerade in Oberbayern scheinen sich erkleckliche Reste zu finden; dort gibt es Leute, an denen äußere Anlässe noch imstande sind, die goldene Menschheitsjugend aus ihnen hervorzulocken.

Im allgemeinen jedoch ist aus unserer Bauernschaft nicht mehr viel Erfreuliches herauszulocken. Die Leute singen und jauchzen nicht mehr, außer es thut ein Räuschchen mit. — Die Ursachen, warum es so ist, sollen hier nicht erörtert werden, genug, die Idylle war thatsächlich einmal vorhanden, und sie ist vergangen. Das letzte Restchen davon — wird um Geld aufgezeigt.

Übrigens dürfte es nicht allein das Geld sein, das eine Anzahl Schlierseer Bauern und Gewerbsleute hinausführt in die weite Welt, um ihre Kunst zu zeigen, als vielmehr noch die Lust an der Sache, denn es ist ihre Natur und es macht ihnen Spass, die Freude am Schaustellen zu bethätigen. Mir ist noch keine Künstlerschaft vorgekommen, die so nahe mit der Natur verwandt wäre, als diese Schlierseer Bauerngesellschaft. Es ist erstaunlich! Man glaubt die Leute ordentlich zu entwürdigen, indem sie ins Bereich der Kritik gezogen werden. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben.

Da thun sich in oberbayerischen Bauerndörfern heitere Bursche und Dirndln zusammen, um an Sonn- und Feiertagen zur Ergötzung von sich und anderen Theaterstücke aufzuführen. Mit dem Krippenspiel, dem Passionsspiel mögen sie den Anfang gemacht haben, wie es die landesgenössischen Oberammergauer thun. Dann kam vielleicht die heilige Genofeva dran, der bayerische Hiesel und dergleichen. Und so trieben sie es in ihrem dörflichen Kreise, bis eines Tages ein Schauspieler aus München zufällig solche Aufführungen sah und sofort die außerordentlichen Talente erkannte, die da in Kinderschuhen schritten. Der einflussreiche Künstler mit dem vortrefflichen Herzen und sonstigem Zugehör nahm sich der Leute an, versammelte sie, bildete sie aus und machte Künstler aus ihnen. Er hatte diese Talente, die anfangs wahrscheinlich nach fremden Schablonen zu arbeiten trachteten, nur zu ihrer eigenen Natürlichkeit zurückzuführen, an der sie wie so viele andere unbewusst vorübergegangen wären — und die Meisterschaft war fertig. Eine Meisterschaft, die sich

nicht bloß in allen großen Städten zeigen konnte, mehr noch, die dort sogar vorbildlich auf andere Künstler wirkte. Die Volksschauspieler, und wären sie aus den besten Theaterschulen hervorgegangen, können von den Schlierseern lernen. Ja ich glaube, dass selbst Mitglieder der classischen Bühne an ihnen die Natürlichkeit und Einfachheit vortheilhaft beobachten können. Allerdings haben die Schlierseer Schauspieler es insofern leicht, als sie auf ihrer Bühne nur das zu sein haben, was sie sind, während der Berufsschauspieler fast allemal gerade das nicht scheinen darf, was er ist. Übrigens vermuthe ich, dass in der Schlierseer Gesellschaft sich manches Talent befinden dürfte, das nicht allein Gestalten seiner Kreise spielen kann, sondern auch imstande ist, sich in fremde und fremdartige Charaktere und Verhältnisse hineinzuversenken. Und warum auch nicht? Die Schlierseer haben jedenfalls wieder bewiesen, was das Dorf, unabhängig von vieler Schulung, hervorbringen kann.

Unter der Ägyde des Münchener Schauspielers Konrad Dreher haben sich die Schlierseer Kunstbeflissenen seit vier Jahren zu einem festen Bunde geeinigt und in ihrem Alpendorfe ein stattliches Theater bekommen, wo sie zur Sommerszeit all sams- und sonntägig spielen, vor Sommerfrischlern und den Heimatsgenossen. Die Gesellschaft besteht aus dreißig Personen. Ihr Spielplan umfasst gegenwärtig vierzehn Volksstücke, alle aus dem oberbayerischen Bauernleben und von Fachleuten für diese Truppe hergerichtet. Übrigens hängen die Leute noch ihrem Berufe nach und sind fleißige Feldarbeiter, Handwerker, Metzger, Fährmänner, Jäger, Holzknechte, Wirte, Wirtinnen, Nähterinnen u. s. w. Für einen größeren Theil des Jahres gehen sie auf Reisen. Vor zwei Jahren waren sie in Amerika, wo sie in verschiedenen Städten, in denen Deutsche leben, mehr als hundert Vorstellungen gaben. Die Amerikaner sollen außer sich gewesen sein über die Bergfrische, die ihnen die Schlierseer aus den deutschen Alpen hinübergebracht haben. Jauchzend betraten die oberbayerischen Bauern am 27. September 1895 in New-York das amerikanische Land und ein New-Yorker Blatt hatte bald darauf Gelegenheit zu sagen, dass diese Schlierseer Gesellschaft wohl das merkwürdigste Ensemble ist, von dem die Theatergeschichte überhaupt zu berichten weiß. „Sie spielen nicht, sie leben auf der Bühne, und das ist das Geheimnis des Erfolges." Übrigens wollen die Schlierseer sich auch gar nicht Künstler nennen lassen, eben weil sie nichts Neues schaffen, sondern nur das geben, was sie sind. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass zum Beispiel der Wirt bloß den Wirt, der Holzknecht den Holzknecht, der Jäger nur den Jäger spielen könne. Jeder und jede weiß all die eigenartigen Typen und Charaktere zu individualisieren, die sie in ihrem Lebenskreise sehen. Wäre dieser Lebenskreis ein weiterer, so würden die Darsteller auch vielseitiger sein, und sohin gehören sich doch gewiss zu den Künstlern.

Den Souffleur kennen diese Schauspieler nicht; sie behaupten auch nicht, ihre Rollen wörtlich auswendig zu wissen. Aber jeder und jede ist mit dem Stoffe so genau vertraut, dass sie unmittelbar mitleben, mitsprechen und überall zu rechter Zeit eingreifen können. Man könnte sagen, sie spielen aus dem Stegreif. Man wird es nicht für möglich halten, dass auf solche Art alle Glieder der Dichtung in richtiger Ordnung und mit den richtigen Worten wiederkommen, die für die Zuschauer zum klaren Verständnisse nöthig sind. Und ob es möglich ist, frage ich, dass ohne leitenden Einsager die Handlung als solche aus dem Genreartigen plastisch herausgearbeitet werden kann, oder ob diese wichtige Sache jedesmal dem Zufall überlassen bleibt? Nein, sie spielen klipp und klar ein- wie das anderemal. Wenn hier der Einsager überflüssig ist, dann frage ich weiter, weshalb die Berufsschauspieler sich des armseligen Behelfes eines Souffleurs nicht entschlagen können? Die Antwort kenne ich. Es ist ein Unterschied, ob eine Truppe jahraus jahrein eine geringe Anzahl von Stücken gibt, oder ob der Schauspieler im Jahre fünfzig, achtzig oder noch mehr Stücke einlernen muss. Wie wäre da ein Auswendigspielen, ein gänzliches Aufgehen im Stücke möglich!

Und nun bin ich dort, wo ich schon lange gerne gewesen wäre. Ich stimme in der Theaterwelt nur für Wandertruppen. Feststündigkeit taugt nicht im Komödiantenleben, die führt früher oder später zur Verflachung, zur Verrottung der Kunst und zur Gleichgiltigkeit im Publicum. Je weniger man die Persönlichkeit des Schauspielers kennt, desto unmittelbarer wirken seine künstlerischen Gestalten. Und je vielfältiger der Schauspieler sich in zahllosen unterschiedlichen Stücken zerstreuen und zerstücken muss, umsoweniger wird er fähig sein zur künstlerischen Einheit und Vertiefung bei den einzelnen Rollen. Das ist doch einleuchtend. Wieviel Neues, Vollendetes würden wir im Laufe eines Jahres sehen, wenn in unseren Kunsttempeln die unterschiedlichen Wandertruppen sich ablösten! Und die Truppe, die sich auf ein einziges Fach, und in diesem sich auf wenige Stücke beschränken kann, wird doch gewiss Besseres und Vertiefteres leisten, als eine Gesellschaft, die allwöchentlich ein oder mehr Stücke für wenige Aufführungen einlernen muss! Da hätten wir organisch zusammengestellte Truppen für Oper, Operette, Schauspiel, Lustspiel, Volksstück, Posse u. s. w. und solche würden in einer Stadt abwechselnd für stets kürzere Perioden erscheinen und so das Theaterinteresse der Bevölkerung stets rege erhalten. — Wenn der Verfall unserer ständigen Theater so weiter greift, wir wir's jetzt sehen, so wird die Reform der Bühne durch Wandertruppen auch eintreten müssen.

Doch gehen wir vom Wunsche zur Erfüllung über und werfen noch einen Blick auf die bäuerlichen Schauspieler aus Schliersee. Sie wohnen am Fuße des Wendelsteins, gerade in jener Gegend, wo sich vor einem

Jahre der große Haberfeldtreiber-Process abgespielt hat. Eine beträchtliche Anzahl der Bauern jenes Thales sitzt heute unter Schloss und Riegel und die Freien sinnen darüber nach, was zu machen sei, dass ihnen die Urvätersitte, das heilige Geheimgericht des Volkes, nicht gänzlich entwunden werde. Aus dieser altgermanischen Siedelung stammen die Bauernschauspieler, die uns ein so lebendiges Bild vom Wesen des Haberfeldtreibens vorgelebt haben. — Im ganzen halten sie sich lieber an die heitere Seite des Lebens, wo man bei den Klängen der Kuhglocke und der Zither tanzt, singt und juchhezt. Und sie erst zeigen es uns, was das heißt, tanzen, singen und jauchzen! — Dieser „Schuhplattler", das wilde Werben des glühenden Alpenburschen ums spröde und bald wie Wachs sich schmiegende Dirndl! Es ist ein Schauspiel für sich, das die Schlierseer prächtig in ihre Stücke einzuflechten verstehen. Als vor Jahren die Schauspieler des Münchener Gärtnertheaters bei uns waren, haben sie uns auch einiges geschuhplattelt. Aber die Einfügung dieses Tanzes in die Komödie nahm sich dort balletartig aus, während die Schlierseer als handelnde Personen in dem Geiste des Stückes tanzen. Und was kann das für ein urgesundes, kreuzlustiges Volk sein, das in solchen Bewegungen und Rhythmen seiner Lebensfreude Luft machen muss! Denn dass dieser Tanz nicht etwa fürs Theater erfunden ist, sondern eine volksthümliche Eigenschaft der Älpler vorstellt, wird niemand bestreiten. — Und dann der Naturgesang, das Volkslied! Das, wie sie die Lieder singen, ist nicht musikmäßig in akademischem Sinne, und doch wird selten eine andere Musikart auf die Zuhörer eine solch mächtige Wirkung üben, als die theils tiefinnigen, theils pudelnärrischen Lieder, die uns diese Schlierseer gesungen. Mich haben diese Lieder ganz jung gemacht, und ganz traurig. So wurde ja eben in meiner Jugend gesungen und gejauchzt — und das ist nicht zu vergessen.

Glücklich müssen wir uns preisen, wenn das, was im Leben verloren ist, im Wiederscheine und im Wiederhall der Kunst noch ein Weilchen fortspielt. Und, so denken wir, sollen die wackeren Schlierseer dem zwanzigsten Jahrhunderte zeigen, wie man noch im neunzehnten gejuchhezt hat da oben im Gebirge. R.

Aus Robert Hamerlings Liebesleben.

Vor mir liegt ein Buch, aus dessen Blättern es wie der Duft erster Rosen heraufweht, wie der Athem des Frühlings.

> „Selig sind die Liebenden,
> Selig, auf deren träumende Stirn
> Fällt der Liebe erster Morgenthau“ . . .

Diese Verse klingen und tönen durch die Seiten des Buches, das uns von den goldigen Tagen des ersten voll- und tiefempfundenen Glückes erzählt, von den holden schwärmerischen Thorheiten der Jugendliebe, von all' der Keuschheit und Zartheit der Gefühle, die in solcher Reinheit das Menschenherz nur empfindet, wenn es noch von tausend Idealen erfüllt ist und von der Weisheit des Nichtwissens, wenn es allein mit liebenden Organen noch Welt und Menschheit umklammert.

Die Liebesgeschichten dieses Buches enden eigentlich alle „traurig“; nicht mit den grausamen und plötzlichen Katastrophen des Romanes, die jäh über die Häupter der Helden einbrechen, mit „componierten“ Abschlüssen, sondern allmählich, nach und nach, wie es das alltägliche Leben so fügt, lockern sich die von Herz zu Herz gesponnenen Fäden; Laune, Missverständnis, Trennung lösen leicht, was so fest verknüpft schien, und keine unübersteiglichen Hindernisse, keine von der Natur, der Sitte und der Sittlichkeit haushoch errichteten Schranken trennen die Liebespaare, sondern anscheinend nichtssagende Kleinigkeiten, die der Dichter verschmäht, darzustellen.

Und solche Geschichten der Wirklichkeit enden gewöhnlich auch nicht mit gebrochenen oder zerstörten Herzen, nicht mit einem Sprung ins Wasser oder mit Werthers Pistolenschuss, sondern nur um eine Erfahrung reicher geht man auseinander. Aber wenn man nach größerem oder kleinerem Zeitraum auch trotz der unglücklichen Jugendliebe glücklicher Familienvater werden kann, etwas Verbitterung hat man immerhin davongetragen, etwas Herzenshärte, und die Spuren der Wunde führt man als ewige Narbe mit sich. Nur vielleicht noch mehr Glückserinnerungen! Der leichte Schleier der Trauer, der über den Geschichten dieses Buches ausgebreitet liegt, verfärbt nicht den leuchtenden Schein, der aus ihnen hervorglänzt. Das Glück der ersten Liebe überwiegt noch immer das Leid, das sie bereiten kann.

Ein echter Dichter war es, der uns das Buch beschert hat, einer der letzten, die den Traum des Hellenismus geträumt haben, und ein König von Sion, welcher von einem zukünftigen Reiche der Schönheit schwärmte und ein ästhetisches „Phalansterion“ als sein Ideal verkündete. Es war sein letztes Werk, keine Gedicht- oder Novellensammlung, keine süßliche Backfisch-Lyrik, sondern ein Stück Lebensgeschichte, eine volle Wirklichkeit. Kurz bevor der Tod an ihn herantrat, auf seinem Krankenlager versetzte er sich noch einmal mit ganzer Seele in die Tage der Jugend zurück und durchlebte noch einmal in greller Erinnerung die Zeit der ersten Liebschaften und der ersten Liebe.

Ich spreche von Robert Hamerlings „Lehrjahren der Liebe“.[1])

Das Buch hat nicht nur ein künstgeschichtliches Interesse, indem es uns mit dem Leben und der Entwickelung eines hervorragenden Dichters bekannt macht und eine der Quellen aufdeckt, aus denen eine sehnsuchtsvolle, weiche Liebeslyrik hervorfloss, die mehr Entsagung als Leidenschaft kennt und fast nichts von jener Sinnlichkeit, dem Farbenglühenden besitzt, das dem „Ahasver in Rom“ und „dem König von Sion“ so weite Leserkreise erschloss. Vielleicht mehr noch fesselt es durch psychologische Feinheiten, indem es uns einen reinen und vollen Einblick in jugendliche liebeerfüllte Herzen gewährt. Einen Vorzug hat es sogar vor Goethes „Wahrheit und Dichtung“. Wenn uns der ältere und größere Dichter von seiner Liebe zu Francisca von Sesenheim erzählt, so erzählt er uns aus der Erinnerung des Greises heraus, unter der Herrschaft allgemeinerer Phantasie-eindrücke. Hamerling aber veröffentlicht all seine Tagebuchblätter und Briefe aus jener Zeit, ohne ein Wort hinzuzuthun oder wegzunehmen, und sie wirken daher mit der vollen Frische des Ebenerlebten. Es fehlt eine künstlerische Abrundung, Minderwertiges und Gleichgiltiges müssen wir mit in den Kauf nehmen, aber diesen Mangel ersetzt reichlich die Schärfe und Reichheit der unmittelbaren Beobachtung. Fast von Tag zu Tag verfolgen wir das Auf und Ab der Empfindungen, und es läuft viel weniger Gemachtes und Zurechtgestutztes unter. Wollte sich der Tagebuchschreiber auch einige Schminke auflegen, wir würden es doch leichter und rascher bemerken, indem wir die Überschwänglichkeiten des einen Tages und den Missmuth des anderen gegen einander abwägen.

Zwanzig und einhalb Jahre alt war der Dichter, als er zum erstenmale die Universitätsferien in seiner Heimat zubrachte. „Ich sitze, gottlob, wieder auf meinen Schlössern im Waldlande“, schreibt er am 18. August 1850 in sein Tagebuch und natürlich, dem jungen Studenten hängt das Philologenzöpflein mächtig auf den Rücken herab. Überall sieht er Najaden, Dryaden und Oreaden, und die urdeutschen Wälder und Felder Nieder-

[1]) „Lehrjahre der Liebe.“ Tagebuchblätter und Briefe. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlags- und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter). 1890.

österreichs tauft er mit altgriechischen Namen: die Wälder gehören Aphrodite, Klio und Dionysos, auch gibt es einen Olymp dort, einen Mnemosyne-, einen Euphrosyne- und Apollo-Hain, sowie einen Park der Charitinnen. Am liebsten liest er in Petrarcas Sonetten vom Leben und Tod der Donna Laura, und all seine dichterischen Empfindungen gießt er deshalb auch vorzugsweise in die Sonettenform hinein. Seine Liebesabenteuer sind die harmlosesten von der Welt, und die Erkorene, wie es scheint, gerade keine übergewöhnliche Erscheinung, wenn sie auch von der jugendlichen Phantasie des verliebten Dichters mit einem ganz zauberischen Lichte übergossen wird. Er nennt sie immer nur die „Lilie", und „Lilie" schneidet er in alle Rinden ein. Hamerling hielt sich damals in dem nahe bei seinem Geburtsorte Kirchberg am Walde gelegenen Schweiggers zu Besuch bei seiner Base „Suleicha" und ihrem Gatten, dem Vetter Koppensteiner auf. In dessen Laden kehren die beiden Töchter des Ortschirurgen, die „Rose" und die „Lilie" häufiger ein, um ganz prosaisch Einkäufe zu besorgen. Bei der „Rose" darf man sich schon Dreistigkeiten erlauben, indem man sie plötzlich von hinten her überrumpelt und abküsst, wogegen sie sich nicht allzu heftig wehrt, während die Lilie — eigentlich heißt sie mit dem Vornamen Genofeva — mehr als Ideal platonisch von fern verehrt wird. Freilich gibt sich der junge Student auch ihr nicht „allzu einseitig" hin, und so leicht ist ein junges Mädchen, das in seinen Gesichtskreis tritt, vor seiner stillen Liebe nicht sicher. „Ich verehre", philosophiert er in seinem Tagebuche, „die Frauen als den Auszug, die Quintessenz, den Mikrokosmus des Schönen, aber ich kann nicht umhin, das Ganze noch lieber zu haben, als den Auszug. Ich liebe mehr, als ich ans Herz drücken, mehr, als ich mit Armen umfangen kann. Meine Liebe ist unendlich, wie das All, und meine Poesie allumfassend, wie meine Liebe. Alles Einzelne sprüht nur Funken der Schönheit und entlockt mir deshalb auch nur Funken der Liebe . . ." Und vielleicht gieng diese Erkenntnis doch nicht allein aus dem Unbestand eines jugendlichen Dichterherzens hervor, sondern, wie mir scheint, offenbart sich in diesem Bekenntnis auch etwas von dem innersten Wesen, dem bleibenden Charakter Hamerlings. Mit voller Ausschließlichkeit vermochte er sich einem einzigen weiblichen Herzen überhaupt nicht hinzugeben, anderseits aber fehlte ihm auch jede Begabung, um den rücksichtslosen Don Juan spielen zu können, und so bildet sich etwas von einer sehnsuchtsvollen keuschen Junggesellenlyrik aus, in welcher das Erträumte das Wirkliche überwiegt. Das höchste Glücksgefühl bereitete ihm seine Liebesschwärmerei für die „Lilie", als er das Mädchen zum letztenmale vor Schluss der Ferien erblickte, — und wirklich, er erblickte sie nur: „Schon wollte ich ohne Gruß vorübergehen. Da blickte sie mich an und grüßte zwar nicht, aber über ihr Antlitz flog ein seltsames Lächeln, das ich weiter mit keinem anderen Beiwort entheiligen

will — und in ihren Zügen lag ein Ausdruck, wie ich ihn nie und nirgends weder an ihr, noch sonst einem weiblichen Wesen gesehen, und in welchem Liebreiz, Innigkeit und Ernst in wunderbarer Weise gemischt erschienen. . . . . Ich grüßte und gieng unendlich verlegen an ihr vorüber; aber ich schäme mich vor ihr dieser Verlegenheit nicht. Nein, nie habe ich geliebt — nein, nie war sie schön — meine Lieder sind Lüge — aber heut war sie schön — heut habe ich sie geliebt! Ich habe die Lilie nie brennend geliebt, und ich werde sie vielleicht nie brennend lieben, — aber einen Moment durchzuckte mich nach dieser Begegnung der Blitz der Liebe mit all seinen Wonnen und all seinen Schmerzen! Ich lief mehr als ich gieng in meine Föhren und warf mich unter die Bäume auf den Boden hin. Vor mir stand das süße, süße Bild, und mein Herz quoll über von wonneseliger Ahnung, gemischt mit einem Gefühl unendlicher Wehmuth. Ich drückte das Gesicht tief ins Moos — und dichtete kein Sonett — nein, was ich that, das wissen nur die Waldblumen, auf welchen meine Augen lagen."

Als Hamerling ein Jahr später neuerdings die Ferien in Schweiggers verbrachte, war die „Rose" verheiratet, die gutmüthigere der beiden Schwestern, während die „Lilie" ihr Bündel geschnürt hatte und das Glück in Wien suchte. Diesmal that es ihm eine „hübsche Fremde im schwarzen Anzug" an, eine Kürschnerstochter aus Schrems, mit der er auf einem Kirmesball zusammentraf, eine Augenblicksliebe, die ihn immerhin auf einen ganzen Tag lang in „köstlichste Stimmung versetzte".

Die erste tiefere und dauerndere Liebe, welche auf voller Aussprache der Gefühle beruhte, die Lust und das Glück der eigentlichen Jugendliebe lernte der Dichter erst in den Jahren 53 und 54 kennen, als er sich in Graz auf den Gymnasiallehrerberuf vorbereitete und zum erstenmale mit seinen Gedichten an die Öffentlichkeit trat. Dieser Abschnitt des Buches umfasst den größten Raum und fesselt auch durch seinen Inhalt am meisten die Aufmerksamkeit. Trotz der Alltäglichkeit der Vorgänge treten bedeutsamere seelische Verwickelungen hervor und einige der Liebesscenen athmen eine dichterische Unmittelbarkeit, wie sie nur eine Kunst hervorbringt, die sich möglichst treu der Natur anschließt.

Als der Dichter das junge Mädchen kennen lernte — ihr Vorname ist Pauline — hatte das holde süße Kind bereits einen Liebsten, Heinrich B. mit Namen. Sie liebte ihn glühend, schon seit einigen Jahren, mit aller Innigkeit einer ersten Jugendliebe. Denn der junge Mann war fast mit ihr aufgewachsen, er wohnte früher jahrelang im Hause, hatte bei der Familie als Studiosus ein Zimmer gemietet. Hamerling spielte zunächst bei ihr nur die Rolle eines vertrauten Freundes und glaubte, sich deshalb auch keine Gewissensscrupel machen zu müssen. „Ich bin nicht dazu geboren", schreibt er in sein Tagebuch, „Weiberherzen zu

bethören, besonders wenn sie schon ausgefüllt sind von einem süßen Geheimnis." Eifersüchtelei von Seiten Heinrichs, der sich damit in der Liebestaktik einen Fehler zuschulden kommen läßt, sein Fernbleiben, die Vernachlässigung der Geliebten lassen diese jedoch sich enger an den neuen Vertrauten anschließen, der sie durch all sein „Witz- und Gefühlsfeuerwerk" lebhaft zu fesseln vermag. In ihrer Seele kämpfen die Erinnerungen an die alte eingewurzelte Liebe und die freudigen Gefühle, welche das Gespräch und die stille Verehrung des jungen Dichters in ihr erregen. Sie wechselt zwischen Thränen und ausgelassener Heiterkeit. Aber dem neuen Freunde will es scheinen, dass sie eine von Seiten Heinrichs angebahnte Versöhnung ohne besondere Freudenäußerung aufnimmt, und es fällt ihm auf, dass sie mit besonderer Lebhaftigkeit daran denkt, wie der Vater ihren Geliebten durchaus nicht ausstehen kann. Sie fürchtet dessen „Fluch" und kann und will ohne den väterlichen Willen nicht die Seinige werden.

Man hat dauernd das Empfinden, dass Hamerlings Liebe zu Pauline aus tiefgehender Leidenschaft eigentlich nicht hervorwuchs, dass ihm das Herz nie mit dem Kopfe durchgieng, dass sogar eine leichte Eitelkeit seinerseits mit unterlief. Doch war das Gefühl gewiss stark genug, dass er sich über dessen Innerlichkeit und Kraft wohl einer Täuschung hingeben konnte. Und es blieb ihm auch gewiss nicht verborgen, wie sich das Herz des Mädchens immer mehr ihm zuneigte. Um das Gewissen zur Ruhe zu bringen, versucht er sich jedoch immer wieder zu entnüchtern und sich selbst einzureden, dass alle Vertraulichkeiten ganz harmloser Natur sind. Nicht ohne höheres psychologisches Interesse liest man aus den Blättern des Tagebuches heraus, wie sich die beiden jungen Herzen einander nähern, wie sie furchtsam wieder zurückgehen, vom Augenblicke sich hinreißen lassen und sich mehr und mehr von der Liebe, „trotz ihrer Sündhaftigkeit", umstricken lassen. „Heute", schreibt Hamerling am 23. December, „waren wir alle drei" — die dritte im Bunde, Paulinens Freundin, führte den Namen Lotte — „zusammen noch kindischer und muthwilliger als sonst. Pauline war viel hingebender. Sie wehrte sich zwar auch, wie sonst gegen meine scherzhaften Liebkosungen, aber es lag in ihrer Strategie doch etwas Eigenthümliches, das mich noch mehr bezauberte und entflammte. Sie besann sich zuweilen erst etwas spät, gab sich einen Moment wie selbstvergessen hin und wusste, wenn sie auf der einen Seite versagte, auf der anderen zu entschädigen. Wenn ich sie scherzend ein wenig an mich drückte, wendete sie den Mund und das Antlitz seitwärts, aber es drückte sich dabei der hintere Theil ihres Köpfchens wie unwillkürlich fester an meine Brust. Wenn man das alles so beschrieben liest, so sollte man freilich meinen, dass Pauline etwas für mich empfindet: aber in der Wirklichkeit, ach, da gibt es viele kalte,

gleichgiltige Momente; Momente, wo Pauline von mir nichts weiß und wo ihr Auge sehnsüchtig nach dem Holländer in die Ferne schweift.“ Am Weihnachtsabend sitzt man am Tische Stuhl neben Stuhl, aber auch der Papa leider gerade gegenüber und hatte ein scharfes Auge auf beide. „Cupido weiß jedoch auch mit geringen Mitteln oft viel zu leisten. Unsere Hände kamen oft auf dem Tische nebeneinander zu liegen. Da machte nun der kleine Finger meiner rechten Hand zuweilen einen kleinen Streifzug unter die Finger ihrer linken, ohne dass ein Mensch dessen gewahr wurde. Auch unter dem Tisch begegneten unsere Hände sich auf Augenblicke, und das holde Mädchen war dann gar nicht träge, meine Finger zwischen die ihrigen einzuklemmen. Dabei machten wir die ernsthaftesten Gesichter von der Welt, blickten einander kaum an und schienen nur mit dem Spiele beschäftigt. Es kann nichts Zarteres, aber auch nichts Süßeres geben, als ein so verstohlenes, vor aller Welt Augen geübtes und doch von aller Welt unbemerktes Kosen.“ „Wenn ich nur darüber Gewissheit hätte“, fügt er jedoch hinterher, „ob die erwähnte Zärtlichkeit und Wärme Paulinens auf Rechnung der Freundschaft und etwa noch des Temperamentes fallen kann, oder ob man darin schon nothwendig ein Symptom erwachender Herzensneigung finden müsse. Wäre letzteres der Fall nun, dann gälte es freilich, ihr Lebewohl zu sagen.“ Er denkt nicht daran, Heinrich gefährlich zu werden und ihn aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen, aber ein klein wenig Schadenfreude gegenüber den geschniegelten Herren Pflastertretern und Mädcheneroberern empfindet er doch, wenn er, der stille, unbeholfene Poet, zuweilen doch auch etwas Weniges durch holde Musenkunst auf ein Frauenherz wirkt. Endlich glaubt er aber doch ernsthafter mit ihr sprechen und sich losreißen zu müssen; sie fühlt sich durch seine Worte verletzt, er sucht sie zärtlich wieder zu trösten, und zuletzt folgen, wie es so Lauf der Welt ist, den Thränen kosende und neckende Worte, und unmerklich macht der Ernst der Lage einer kindlich unbefangenen Fröhlichkeit platz. „Zuletzt aber schied ich mit der Erklärung, dass es mir mit meinem Entschluss ernst sei.“ Der arme Heinrich, der sich inzwischen in eifersüchtigem Gram verzehrt hatte, mochte schließlich einsehen, dass er durch sein Fernbleiben am wenigsten ausrichtete und schrieb „einen sehr langen, inhaltreichen Brief, in welchem die innigste Liebe und zugleich leidenschaftlicher Unwille sich aussprach über die Kälte, welche Pauline ihm gegenüber in letzter Zeit an den Tag gelegt habe“. Aber für ihn war es zu spät geworden. Wohl will der junge Dichter mannhaft von der Geliebten sich losreißen. „Noch einmal schlang mein Arm sich um ihren Nacken — es sollte ja das letztemal sein — aber ich werde mir nie verzeihen, dass ich es that. Ein unerfahrener Neuling, wusste ich nicht, was ich jetzt weiß: dass, wenn man von einer lieben Seele scheiden will, man nur recht raschen, kühlen Abschied nehmen muss,

denn ein gerührter, zärtlicher Abschied ist nur ein neues, festeres Netz, das uns umstrickt und fesselt. Denn als ich, noch am Piano sitzend, meinen Arm wie gesagt um Pauline geschlungen, da kam auch mein Haupt immer näher an ihre Brust; endlich ruhte es ganz darauf, und sie ließ es schweigend geschehen. Aber dabei blieb es nicht, ich fühlte, wie auch sie ganz leise die Hand auf meine Schulter legte und sie darauf ruhen ließ. Dies vermehrte meine Glut. Meine Lippen berührten die ihrigen — und ich war nicht mehr imstande, sie zurückzuziehen. Wie festgemauert war mein Mund auf dem ihrigen, und sie wehrte dem Druck desselben nicht; sie war wie bewusstlos; unbeweglich hielt sie, von meinen Armen umschlossen, das Haupt unter meinem Kusse und drückte mit geschlossenen Augen zuletzt ihre Lippen den meinigen entgegen. Dabei war ihr Antlitz tiefernst und bleich; in höchster, fast krankhafter Erregtheit erschien sie wie starr und todt, aber als mein Kuss unwillkürlich feuriger wurde und meine Lippen plötzlich die Fläche der ihren inniger berührten — da durchzuckte sie ein Schauer und ihr Athem wehte mir glühend entgegen. Ich riss meinen Mund zuletzt von dem ihrigen; sie kam zu sich und lehnte verschämt ihr Angesicht auf das Piano nieder."

Eine kleine Zeit lang kämpfte die arme Mädchenseele noch leidenschaftlich und nicht ohne tiefere Qual gegen ihre Doppelneigung an. Am liebsten möchte sie sterben, um von dem Zwiespalt ihrer Gefühle sich zu befreien. Endlich sagt sie sich jedoch von dem früheren Geliebten endgiltig los. Man kann nun gerade nicht sagen, dass der jugendliche Hamerling durch diese Hingabe in leidenschaftliche Glut versetzt wird und sich sehr dankbar für das Opfer erweist. Für eine Romeo-Natur ist er von etwas allzu bedenklichem Geist, eine Natur, die sich unbekümmert dem Augenblicke nicht hinzugeben vermag, ein Grübler, der über das Wenn und Aber nicht hinwegkommt. Spricht sein Benehmen nicht für eine sehr heiße, hitzige Liebe, so kann man ihm doch anderseits eine seelische Begründung nicht absprechen. Ein Furchtgefühl hat ihn erfasst. „Was ist Liebe? Hat Pauline ihren Heinrich nicht glühend geliebt? Dieser Gedanke verfolgt mich wie ein Dämon und lässt keine reine Freude an Paulinens Hingebung in mir aufkommen. . . . Wer bürgt mir dafür, dass ich von Pauline nicht auch einmal durch eine ähnliche Erklärung, wie heute Heinrich, überrascht werde." Ohne festen Glauben an die Treue und Beständigkeit der Geliebten, der ihm durch ihr Benehmen gegen den früher Erkorenen erschüttert ist, wagt er nicht, sich ihr völlig hinzugeben; er will zunächst ihre Gesinnungsstärke und Charakter erproben. Immer von neuem gießt dieses Misstrauen in jeden Becher der Liebeslust einen Tropfen Gift, und noch eine andere Gewalt: die Eifersucht. Bei jeder Liebkosung empfindet er bitter, dass sie vor ihm einen anderen mit gleichen

Beweisen ihrer Huld überhäufte. Es kommt daher zu mancher gereizten Scene, zu peinlichen Erregungen, und Glut und Frost wechseln beständig. Auf einem Balle beschäftigt sich der junge Dichter viel mit einer anderen Dame, weil er Pauline in deren Bräutigam verliebt glaubt, und Pauline kokettiert mit diesem, in der Annahme, dass ihr Liebhaber allzu eifrig um die Gunst jener Dame werbe. Eine Eifersuchtspartie zu vieren. Denn dem fremden Paare ergieng es genau ebenso. Dieser nicht gerade erquickliche Zustand dauert einige Monate hindurch, wenn es dabei auch an Stunden eines reinen Liebesglückes nicht fehlte. „Einer der herrlichsten Abende meines Lebens", heißt es am 21. September: „Pauline empfieng mich sehr herzlich. Sie übergab mir einen großen Büschel ihrer feinen und glänzenden Haare, in einen Zopf geflochten und dann rund zusammengelegt, und ich musste ihr geloben, dies Geschenk zu immerwährendem Andenken aufzubewahren. Ich pflege jetzt du zu ihr zu sagen, wenn wir allein und gut gelaunt sind, weil es ihr Freude macht. Ich verlangte nun von ihr, sie sollte mich diesen ganzen Abend auch duzen. Wenn sie aus Unachtsamkeit sich verspreche und „Sie" sage, so solle sie verurtheilt sein, mir tausend wohlgezählte Küsse in ununterbrochener Folge zu geben. Sie versprach sich bald und war nun herzlich gern bereit, sich der festgesetzten Strafe zu unterziehen. Sie gab mir wirklich die tausend Küsse mit großer Innigkeit und Wärme. Es wurde uns sehr heiß dabei. Sie ermüdete gar nicht; mir selbst war die Sache viel beschwerlicher als ihr. Sie hielt meine Wangen dabei mit den Händen fest; schon trat mir der Schweiß auf die Stirn, aber ich durfte nichts merken lassen, und sie wollte es nicht leiden, wenn ich ernsthaft drein sah. Wenn ich aber lachte, so wurde sie gleichfalls böse und meinte, ich wolle ihrer spotten. Im übrigen übereilte sie sich nicht und zählte mir ein Hundert um das andere bedächtig auf. Es waren die süßesten Küsse, die sie bisher mir gegeben, und sie waren von sonstigen Beweisen der Zärtlichkeit und Innigkeit begleitet. Merkwürdig war der letzte dieser tausend Küsse; er währte fast ein paar Minuten."

Zuletzt trug aber doch der Dämon der Eifersucht den Sieg davon. Zum letztenmale war der Dichter mit Paulinen am 11. December persönlich zusammen. Bei der Mutter Hamerlings war jene Eifersucht erwacht, die man so häufig, insbesondere bei Frauen trifft, die das Hauswesen ihrer Söhne regieren. Ihre leidenschaftliche Erregtheit war schließlich auf einen so bedenklichen Grad gestiegen, dass er begriff, er hätte fortan nur die Wahl, entweder Pauline aufzugeben oder ein häusliches Unheil heraufzubeschwören. Eifersucht außerdem auf einen bildhübschen italienischen Studenten, der von dem Vater Paulinens die Zimmer abgemietet, ließ ihn den Vorsatz fassen, fern zu bleiben, wie einst jener Heinrich ferngeblieben war. „In ihren letzten Worten spiegelte sich eine Ahnung dessen,

was bevorstand. Mir ist, als sähe ich sie noch heute sinnend stehen an der Gitterthür, den Leuchter in der Hand, während ich mich von ihr wandte und wie vernichtet still die Treppe hinuntergieng auf Nimmerwiedersehen. Ich habe nie erfahren, wie Pauline mein Fernbleiben aufnahm."

Vielleicht war ihr Gefühl in der That allmählich erkaltet, und durch übermäßige Beständigkeit zeichnete sie sich nicht aus. Mit der Rückkehr des jungen Italieners in seine Heimat nahm auch dieser ihr dritter Herzensroman sein Ende. Später trat sie in ein Verhältnis zu einem ältlichen Officier, wobei es auf eine Heirat abgesehen war. Sie scheint sich aber in diesem nicht glücklich gefühlt zu haben, denn sie fasste, wie man erzählt, plötzlich den Entschluss zu sterben, trank zu diesem Behufe ein Glas kaltes Wasser, während sie sehr erhitzt war, und starb an einer Affection der Lunge im Jahre 1860. Ihrer Liebe zu Hamerling gedachte sie als ihrer wahren und einzigen Liebe.

Das Buch bringt noch Briefe an Marie Mossner und die Schauspielerin Antoinette Julius aus den Jahren 1862 und 63, aus denen hervorgeht, dass das Herz des Dichters acht Jahre später noch einmal wärmer aufflammte. Doch redet aus ihnen mehr der Ton der Freundschaft, als der Liebe. Paulinens Herz war es, „an welchem, wenn es auch den frühesten jugendlichen Idealen meiner Poetenseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale recht tiefinnig wohl geworden ist, was ich freilich erst jetzt empfinde und zu würdigen imstande bin", schrieb der Dichter, kurz bevor der Tod ihm die Augen zudrückte. —t—

Die Türken im Mürzthale.

Ein Bild aus der Schreckenszeit unserer Vorfahren.

Von **Peter Rosegger.**[1])

An der alten Pfarrkirche zu Krieglach befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift: „In dem 1529 Jahr ist der Türgkh hie gewösen vnd hat 800 vnd etlich Perschaunen wegkh gefiehrt. — — Was folgen werdt ist Gott bekanndt."

Diese wenigen trockenen Worte — sie fassen eine Welt von Jammer und Noth! Sie lassen uns einen grellen, tiefen Blick thun in die Schreckenszeit unserer Vorfahren. Ja, nicht immer hat in diesem schönen, friedlichen Lande die Idylle gewohnt! Doch über die wilden Stätten des Unheiles

[1]) Eine Jugendstudie.

ist seitdem Jahrhundert um Jahrhundert gezogen, und heute breiten sich darüber blumige Auen, grüne Wälder und belebte Ortschaften; und der Bürger und der Ackersmann und der Waldbewohner genießt sein Brot in Ruh und Frieden, und trinkt in Behaglichkeit sein Gläschen, während er von der „guten“ alten Zeit plaudert. Was gibt's aber zu plaudern? So weit denkt keiner zurück! und in jenen Tagen ist es nicht aufgeschrieben worden, was unseren Vätern geschehen ist.

Und weil es ja unsere Vorfahren waren, denen es geschehen ist, und weil wir für die Schicksale unserer Väter gewiss die größte Theilnahme hegen, so möchte ich doch gerne entrollen ein treues Gemälde jener blutigen Noth.

Nun habe ich mich an die Geschichte gewendet; sie hat uns nur spärliche Kunde, wenn auch blutig genug, übermittelt. Ich habe die Tradition des Volkes belauscht; sie hat uns zwar einen weiten Dornenkranz von bösen Sagen bewahrt, aber bei weitem nicht genugsam treu jene Zeit uns wiedergespiegelt. So habe ich in meiner Forschung und Darstellung einen eigenen Weg betreten, und dort, wo mich der Geschichtsschreiber im Stiche ließ und wo der sagenreiche Mund des Volkes verstummte, dort hat mir des Dichters Griffel das Bild zur Rüste gezeichnet.

Bevor ich jedoch dieses Bild aufstellen kann, muss ich dazu einen Rahmen schaffen, d. h. in kurzen Umrissen die Verhältnisse des Landes zu jener Zeit, und die Türkeneinfälle in Steiermark im allgemeinen andeuten.

Ein gewaltiges Zeugnis von dem Richteramte der Geschichte liegt in der fürchterlichen Wiedervergeltung der Kreuzzüge durch die Türkeneinfälle. Einst strömten die Völker des Abendlandes in fünf riesigen Heereszügen nach Asien, um dort, unter dem Vorwande, das heilige Grab aus den Händen der Heiden zu reißen, politische Vortheile zu erobern. Die Geschichte der Kreuzzüge weist uns grausame, blutige Episoden, und die Asiaten haben wohl Ursache gehabt, zu zittern vor den Barbaren aus den Abendlande. — Aber das Blatt hat sich gewendet und kaum hundertfünfzig Jahre später zitterten wir Europäer vor den Barbaren aus dem Morgenlande.

Die alte Rechnung quitt zu machen, zogen die wilden Stämme aus Asien über Siebenbürgen und Ungarn gegen Deutschland heran, und das Ostreich — Österreich und unser Alpenland in erster Linie musste der Schutzwall sein, der das große deutsche Land und Gallien drüben vor den fürchterlichen Raubscharen bewahrte.

Im Jahre 1396 fuhr der Türk' zum erstenmal wie der Blitz heran und brach in Steiermark ein. Pettau wurde niedergebrannt und sechzehntausend Gefangene wurden fortgeschleppt.

Zweiundzwanzig Jahre später, im Jahre 1418, fiel der Türke wieder ein, bestürmte Radkersburg und verheerte die Gegend längs der Mur aufwärts.

Im Jahre 1475, nach Baumkirchers Tod, kamen die Türken abermals und lieferten vor der Stadt Rann eine große Schlacht, bei welcher sechstausend Steirer den Heldentod starben. Unheil und Verderben speiend, wogte und wüthete das asiatische Ungeheurer der oberen Steiermark zu, und die grünen Auen tranken das Blut zahlloser Ermordeter, und die Wände der Kalkalpen waren wochenlang jede Nacht hindurch geröthet vom Scheine brennender Dörfer und Städte. Wohl leisteten die Bewohner tapferen Widerstand, und besonders die Priesterschaft durchglühte ein heldenhafter Geist. Dafür wurden aber auch an die fünfhundert Priester aus Obersteier allein in die Sclaverei davongeschleppt. Tausende von Menschen wurden getödtet oder in die ewige Gefangenschaft geführt; und als der Feind das Land endlich verlassen hatte, war es schier menschenleer, aber Trümmer und Brandstätten gab es in allen Thälern.

„Sie tetten", sagt ein Chronist, „großen Wuest mit Pranndt, Mordt und Lewt Verfuerung, daß oft in zehn Meylen kein Haws noch Mensch ist."

Kaum hatten sich die noch Übriggebliebenen wieder aus den Wäldern gewagt und sich Hütten gebaut auf den Ruinen, als neuerdings die schrecklichen Rotten aus Krain und Kärnten heranschnoben. Diesmal wurden sie bei Villach besiegt; zehntausend Türken wurden erschlagen, siebentausend gefangen genommen. Das trug sich zu, als man schrieb: 1492. —

Nach diesen vier Haupteinfällen (im ganzen hat der Türke zweiundzwanzig Raubzüge in unsere Länder unternommen) hatte unser Vaterland ein Vierteljahrhundert lang Ruhe vor den Barbaren.

Doch, die Erinnerung voll Blut und Brandflecken war zu schrecklich, als dass sich die Gemüther sobald wieder hätten beruhigen können. Es war kein Beispiel da in den Kriegssagen der Väter, das von solchen Gräueln erzählt hätte, als hier von den Türken verübt worden waren. Das waren keine Menschen gewesen; und wer sie mit Thieren der Wildnis verglichen, der hätte ihnen zu viel Ehre angethan. Wilde, raubgierige, blutdürstige, brandlechzende Horden, der Hölle entstiegen; nicht kühn, wie der Tiger, nicht zornsprühend, wie der gereizte Löwe; nein, feig wie die Hyäne, hinterlistig wie die Schlange sind sie gewesen. In ihrer ungeheueren Übermacht haben sie gesiegt und ihre Greuel verübt. Grinsend, wiehernd vor Mordluft haben sie gewürgt; mit zischendem Lustgeheul haben sie geschändet; zähnefletschend vor Begier haben sie die Brände geschleudert; mit der schnaubenden Leidenschaft wilder Jagdhunde haben sie hilflose Menschenwesen gefangen und in Ketten geschmiedet.

Ei freilich sind sie anfangs auch gereizt worden. Nicht so sehr, weil sie Feinde des Vaterlands, denn als solche hätte unser Volk auch die feindlichen Ungarn derart brandschatzen können, — sondern weil sie Heiden waren, hat man sie vergiftet und durch grausame Martern auf verschiedene Weise umgebracht. Das hat denn die von Natur aus wilden Völker zu jenen schrecklichen Rachethaten entflammt, mit denen sie ihren Namen unauslöschlich eingegraben haben in die Geschichte unseres Vaterlandes.

Nun, das Ungeheuer bei Villach aufs Haupt geschlagen, hat sich zurückgezogen in seine asiatischen Wüsten. Aber im Lande ist nicht Friede gewesen. Draußen im heiligen römisch-deutschen Reiche, in einer Stadt an der Elbe war Martin Luther aufgestanden und hatte seinen Geistesstrahl hinausgeschleudert in die Welt. Dieser Strahl hat gezündet fern an den sandigen Gestaden der Ostsee und an den eisklüftigen Hängen der Alpen. Ein Bauernkrieg ist ausgebrochen der neuen evangelischen Lehre wegen, und der Aufstand hat sich herangewälzt durch das Enns- und Paltenthal gegen die Ufer der Mürz.

Nicht mehr mit der Religionsfreiheit waren die Bauern zufrieden; da sie nun einmal ihre Keulen erhoben hatten gegen die Autorität des Bestehenden, so haben sie auch Aufhebung der Robot, des Zehents, Freiheit in Holz- und Jagdgenuss und manch anderes Recht verlangt — was diesem stets mit Füßen getretenen Stand erst nach mehr als dreihundert Jahren gegeben werden sollte.

Damals hat in unserem Lande Erzherzog Ferdinand I. regiert. Der Landeshauptmann von Steiermark hat Sigmund von Dietrichstein geheißen; der nahm es mit den Bauern auf, wurde aber bei Schladming im Ennsthale überfallen und gefangen genommen. Erst der Graf von Salm, mit einer bedeutenden Heeresmacht aus den Donauprovinzen anrückend, hat den Aufstand niedergeschlagen, und die guten Bauern sind fester geknebelt worden, als sie es vorhin gewesen waren. . . . Es gibt oft Zeiten, in denen es ausschaut, als habe Gott das Menschengeschlecht verloren und verlassen. — Zur Erkenntnis der Freiheit gekommen zu sein und in Knechtesbanden schmachten zu müssen — was das für eine Noth ist! Und was in der Gesellschaft Gewissenshader und Religionskämpfe für ein Unheil sind — das wissen wir aus unseren Tagen. Wenn schon heute noch, da doch die Mehrzahl zugibt, dass die wahre Religion eines Menschen in seinen sittlichen Thaten besteht, diesbezüglich noch viele Gewissensqual herrscht; wieviel schrecklicher muss erst der große Posaunenruf einer Religionsreform in das geängstigte Herz der Menschen gefallen sein!

Und zu dieser Noth- und Seelenpein gesellte sich in jenen Tagen das wilde Ereignis, das hier zu erzählen ist. Die Zahl schrieb nach des Herrn Geburt 1529.

Es ist ein heißer Hochsommer. Eine schwüle Bangigkeit liegt über den Ländern, eine Vorahnung großer kommender Dinge. Im Thale der Mürz herrschte zur damaligen Zeit ein gewisser Wohlstand. Wir lesen weder von Missjahren, noch von Seuchen, obwohl in den Zwanzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts zu Grätz eine große „Sterb" gewesen war. Zudem war diese Gegend von den früheren Einfällen der Türken und Ungarn nicht besonders arg berührt worden. Der Semmering, sowie das Wechselgebirge und die Teufelssteinkette bildeten einen festen Schutzwall. Ein Stück des Thales gehörte in das Bereich von Hohenwang, das andere den Stubenbergern. Im umliegenden Gebirge standen reiche Waldungen, stellenweise noch an Urwildnis erinnernd. Die damalige Zeit war noch kein Feind des grünen, belebenden Waldes und in dem Sinne war sie die gute alte Zeit. Aber selbst in diesem von grünen Waldbergen eingefriedeten Thale herrschte bereits allgemeine Wirrnis. — Am Fuße des Gölk bei Krieglach, wo heute die Reutung zu Rande geht, stand ein hölzernes Kreuz, schier morsch am Fuße und nach links zur Erde geneigt. Der Christus war zerbrochen nnd hatte keine Hände mehr. Ein Gott ohne schützende Hand! Das war kein gutes Vorzeichen. Hinter dem Kreuze standen hohe, finstere Tannen; und da hatte es ein Mann aus dem Orte Krieglach gesehen, wie eines Morgens von den Ästen dieser Bäume große Blutstropfen niederhiengen. -- Die Mär verbreitete sich thalauf, thalab. Beim Gölkkreuz ist es gesehen worden: Blut schwitzen die Bäume! Das bedeutet Arges!

Das war nur eine Mär. Aus dem Ungarlande aber kam die Kunde, die ein lautes Schreckgewimmer hervorbrachte in allen Gauen. Der Türk' bricht wieder ein.

Ein Wehgeschrei gellt durch das Land. Zum Erzherzog Ferdinand dringt der Ruf; der hält die Ohren zu. Was kann er thun? Sein Kriegsheer ist durch die inneren Unruhen geschwächt, zerfallen, kaum, dass es sich sammelt, die Kaiserstadt zu schützen. Des Reiches Schatzkammer ist leer. Die Landstände ruft der Erzherzog. Die Landstände wissen Rath; es ist noch Mark im Lande Steiermark. Zwar, das Volk ist am Bettelstab, der Adel geschwächt, aber die Kirche hat große Güter im Lande und die Klöster haben gefüllte Schatzkammern. Religion und Kirche ist jetzt wahrhaft in Gefahr. Der Erzherzog erläßt folgendes Manifest an seine Völker:

Als der blutdürstige, wüthende, unser und unseres heiligen christlichen Glaubens Erbfeind, die Türken, ihren natürlichen Hass und Feindschaft gegen die Christenheit, wie jedermann weiß, lange Zeit her ohne Unterlass geübt, viele christliche Länder, Städte und Festungen unter ihre Gewalt gebracht, und so viel christliches Volk, das nicht zu zählen ist, todtgeschlagen, gefänglich weggeführt, schändlich missbraucht und in ihre Dienstbarkeit gezwungen haben; nachdem sie besonders in den vergangenen Jahren unser Königreich Ungarn, Croatien,

Krain und andere unsere Länder mit gewaltigen Heerzügen belästiget, die besten Befestigungen erobert, und sonst viele namhafte Flecken und Städte verwüstet, auch weiland König Ludwigen mitsammt seinem Kriegsvolke erschlagen, und über dieses unersättigt, ohne Aufhören, was zur Beschädigung unserer Länder gereichen mochte, nicht unterlassen haben; — und es die ganze Christenheit und unseren heiligen christlichen Glauben betrifft, so ist vormals schon, und vorzüglich durch Uns öfters bei der kaiserlichen Majestät, bei dem heiligen römischen Reich und anderen christlichen Häuptern und Potentaten, Ermahnen und Ansuchen geschehen, damit durch alle christlichen Könige und Fürsten ein gemeinsamer, ernstlicher Zug wider die Türken vorgenommen, und dadurch oben erwähntem Unheil einmal ein Ende gemacht werde. Wir haben auch mit solch einem Zug der Christenheit uns und unsere Länder und Leute vertröstet und nach unserem Vermögen indessen dem Türken den möglichsten Widerstand geleistet. Und nachdem der jetzige regierende türkische Tyrann mit natürlicher Feindschaft vorzüglich gegen Uns erhitzt ist, dass er sogar mit anderen Potentaten den Krieg eingestellt und Frieden gemacht hat, allein darum, damit er mit eigener Person seine ganze Heereskraft auf uns und unsere christlichen Länder und Leute wenden möge; wie er sich denn auch wirklich mit großer Macht gegen uns erhoben hat. — Die Noth erfordert es daher jetzt desto stärker, uns gegen die Türken in tapfere Gegenwehr zu setzen, und uns und der allgemeinen Christenheit zum Besten zu handeln. Es wird von unseren Ländern und Leuten tapfere Hilfe verlangt und unser ganzes Vermögen daran gesteckt. Allein das reicht gegen die große Macht der Türken nicht aus; auch mögen unsere Länder und Leute die große Last, wie bisher, nicht länger ertragen. Man ist also darauf bedacht, nachdem die Gefahr am meisten unseren heiligen Glauben betrifft, und die Gülten und Zehenten der Gotteshäuser und Klöster, nur zur Ehre und zum Dienste des Allmächtigen gebraucht werden sollen, einen Theil derselben Güter und Gülten zur Rettung unseres heiligen christlichen Glaubens und zur Erhaltung des übrigen Theiles derselben, anzugreifen und zum Widerstande gegen die Türken zu gebrauchen; — als zuzulassen, dass der Türk' überhand nehme, und nicht nur allein die Gotteshäuser, Klöster und deren Güter in seine Gewalt bringe, sondern auch die christlichen Leute todtschlage und von dem heiligen Glauben bringe. Aus angedeuteter Noth haben wir uns daher entschlossen, in unseren Ländern den vierten Theil aller jeder Leute, Stücke und Gülten, welche den Prälaturen, Klöstern und Gotteshäusern zugehören, anzugreifen und zu verkaufen und das daraus gelöste Geld zum Widerstande gegen die Türken zu verwenden. Und wir haben demnach, der unvermeidlichen Noth wegen, den vierten Theil aller gemeldeten Stücke, Güter, Gülten, Zehenten und Leute der Gotteshäuser und Geistlichen unserer Länder in Kauf gesetzt und feilgeboten.

Gegeben zu Linz im 1529 Jahr.

Erzherzog Ferdinand I.

Der vaterländische Geschichtsschreiber Muchar, ein Priester aus dem Stifte Admont, erzählt uns den Eindruck und die Wirkung dieses Edictes. Dasselbe entfachte im Lande einen wahren Seelensturm. Den vierten Theil der geistlichen Güter verlangt Ferdinand! Die rechtmäßigen Kirchengüter sollen verschachert werden? Kein anderes Geld mehr im Lande? Die Kirchengüter rauben und damit die Heiden schlagen wollen, das ist jetzo christlicher Landesbrauch. Oh, der Herzog rechnet hinter des Wirtes

Rücken und er verrechnet sich. Soll die Kirche schon geplündert werden, so ist's besser, der Heide thut's, denn der Christ. — Kommt es schon auf der Kirche Gut an, so mögen die Türkenhunde dreinfahren und die ganze erzherzogliche Bettelwirtschaft verschlingen. Der Herr wird das Seine zu schirmen wissen! —

Der landesfürstliche Erlass scheiterte an dem ehernen Sinne des Clerus.

Verlegt sich Ferdinand im Angesichte der schrecklichen Gefahr aufs Bitten; die ehrwürdigen Stifte und Klöster möchten doch wenigstens eine Anzahl Krieger stellen und besolden.

Auch das wird ihm abgeschlagen; die Geistlichkeit läßt sich nicht wie eine Söldnerrotte einhertreiben gegen die heidnischen Bestien.

So tapfer und opferwillig der Clerus in früheren Jahren gegen den Feind der Christenheit gestritten hatte, so war er jetzt im Drange des hereinbrechenden Lutherthumes wie umgewechselt. Der Kampf um das Dogma hatte ihn erbittert und verhärtet.

Die Leute waren unstet und planlos. Der Bauer wollte nicht ackern und säen. In den Werkstätten wurden Kriegsgeräthe erzeugt: Schwerter, Dolche, Lanzen, Geschosse, wuchtige Morgensterne. — Auf der Heeresstraße stockten die Fuhrwerke. Kriegsknechte zogen zu einzeln oder in Haufen. Das waren zumeist verwahrloste Kerle, voll Lumpen von außen, voll Hunger von innen. Die Leute schlugen ihnen die Thüre vor der Nase zu. War das ein Kriegsheer! sollte gegen die Türken ziehen, und war mittel- und muthlos.

Unter alten Bäumen oder in tiefen Felsschluchten gruben zur Nachtszeit die Leute ihr klein erspart Scherflein oder ihre Hausgeräthschaften ein. Nur die Keule und Eisenhacke wurde nicht verscharrt, sondern geschärft am Schleifsteine.

Gebetet wurde viel. Zahllose Messen wurden gelesen zur Abwendung der drohenden Gefahr. Ablässe wurden ertheilt. Aus Rom wurden Gebeine der heiligen Märtyrer geholt. An einem Waldhange des Mürzthales wurde eine Kapelle aus Holz erbaut und in derselben eine wunderliche Reliquie verehrt. Da befand sich unter festem Gitter in einem wohlverkorkten Fläschchen der — Athem des heiligen Josef, ein ganzer Athemzug. — Ob wahr und echt, danach frug damals kein Mensch. — Luther allerdings hatte die Frage gethan, allein der saß zu dieser Zeit auf der Wartburg.

Processionen wurden gehalten zu Kirchen und Kapellen, die unserer lieben Frau waren erbaut worden. Es herrschte damals noch der mittelalterliche Frauencultus, wenn auch nicht mehr in seiner poesievollen Lieblichkeit, so doch in seinem berückenden Prang und Prunk. Die Bienen waren fleißig im Lande, aber sie konnten schier nicht genug Wachs auf-

bringen zu Kerzen, die an Frauenaltären verloderten. Mit Gold und Seide schwer beladenen Bildnissen hielten die geängstigten Leute Umgang an sonnigen Tagen wie in finsteren Nächten, und Klag- und Bußgesänge schollen, und von der Kirchthürmen klang es wie Sturmgeläute.

So haben sie sich gegen den Feind gerüstet.

(Schluss folgt.)

Zwei Gäste aus dem Thierreiche.

Federzeichnungen von **Aglaia von Enderes.** [1])

Das Eichhörnchen.

In dem großen Reiche der Thiere ist jedem einzelnen Individuum Charakter, Hang und Bestimmung seiner Art unabweisbar und tief eingeprägt, und werden eben in jedem einzelnen Individuum die Lebensweise und das Schicksal seines ganzen Geschlechtes repräsentiert und prädestiniert. Man sehe den Reiher mit seinem melancholischen Blicke, dem zwischen die Schultern versenkten Halse, dem in stiller Beschaulichkeit herabhängenden Schnabel; scheint er nicht, wenn er sich ungestörter Meditation hingibt, geschaffen für einen stillen, einsamen Uferrand, an dem das Wasser lautlos hingleitet, für einen Wald leise rauschenden Schilfes und für die Jagd auf das stumme Volk auf und unter den Wellen? — Scheint der lärmende, schreiende, fratzenhafte Affe nicht dazu bestimmt, ewig geneckt, genarrt, geärgert zu werden? Und wird ihm diese Bestimmung nicht reichlich durch seine eigene Art und die Mitwelt draußen im freien Wald und Feld, sowie an der Kette und im Käfig zutheil?

Ebenso gibt es unter den Thieren Repräsentanten aller Neigungen, Launen, Antipathien, aller Tugenden und Laster, mit denen der Herr der Schöpfung bedacht ist, vom knauserigen Geizhalse bis zum sorglosen Verschwender, vom selbstsüchtigen, verdrießlichen Misanthropen bis zum umgänglichen Lebemanne, vom überzärtlichen Kinderfreunde bis zum empörenden Rabenvater; in tausend Nuancen cónterfeien sie den unberechenbaren, ewig wechselnden Menschen, nur mit dem Unterschiede, dass nicht das einzelne Individuum allein, sondern seine ganze Familie das unvermeidliche Gepräge eines solchen, ihm von der Natur bestimmten Charakters trägt. Glücklich die, die dabei gut wegkommen und denen die große Zauberin und Fee ein frohes, leichtes Leben vorgezeichnet.

[1]) Aus „Federzeichnungen aus der Thierwelt" von Aglaia von Enderes. Budapest.

Ein solches Schoßkind der Natur, ein solcher Liebling, geboren für Licht, Sonne, Luft und Bewegung, scheint der Frühlingsbote unserer Wälder, der kleine Überall und Nirgends, unser nettes, schnurriges, ewig bewegliches Eichhörnchen zu sein. Es gehört zu der Ordnung der Nager, die über die ganze Erde verbreitet ist und eine große Zahl von Familien und Gliedern in sich schließt, gegen die der Mensch mit Hass und Abscheu zu Felde zieht, deren Lebensweise und Ernährungstrieb sie ihm feindlich gegenüberstellen und deren geistige Fähigkeiten und körperliche Eigenschaften sie — mit wenig Ausnahmen — weder zur Zähmung, noch zur Nutzbringung geeignet machen.

Von diesen unangenehmen Verwandten, ihren raubsüchtigen Gelüsten und ihren schmutzigen, barbarischen Sitten hat sich das Eichhörnchen auf liebenswürdige Weise emancipiert. Halb Kind der Erde, halb Kind der Luft, schön von Gestalt, heiteren Sinnes und frohen Gemüthes, steht es weit über dem Getriebe des gemeinen Haufens und lebt das Leben nach seinem Sinne. Seine eigene Familie zählt über neunzig Arten; sie begreift Tag- und Nachtthiere, Bewohner des Südens und Bewohner des Nordens, sowie solche, die über die ganze Erde verbreitet sind. In der Größe variieren sie zwischen der des in Ostindien heimischen, prächtig gekleideten Königs-Eichhorns (Funambulus maximus), das in Höhe und Länge unserer Hauskatze gleichkommt, und der des netten, auf Sumatra und Borneo lebenden Zwerg-Eichhörnchens (Sciurus exilis), welches $2\frac{1}{2}$ Zoll lang ist und dessen Schwanz $2\frac{1}{4}$ Zoll misst.

Eine ganz besondere Erscheinung sind die auf der nördlichen Erdhälfte, auf dem Festlande von Ostindien, im hohen Norden Europas, sowie im warmen Theile Nordamerikas durch mannigfache Arten vertretenen Flatter- und Flughörnchen. Sie sind Nachtthiere, scheu und furchtsam, wie fast alle Thiere, die ihr Gewerbe im Dunkel und Schatten treiben, und stehen in geistiger Beziehung weit hinter den Taghörnchen zurück. Körperlich haben sie vor den letzteren einen zwischen den Vorder- und Hinterbeinen befindlichen behaarten Fallschirm voraus, der ihnen als treffliches, lautloses Flugwerkzeug dient, auf welchem sie, in stets abwärts gerichtetem Sprunge, eine Entfernung von nahezu achtzig Fuß durchmessen können. Sie sind schwer zu zähmen und beinahe gar nicht gefangen zu halten, da sie durch ihre nächtlichen Fluggelüste zu sehr unbequemen Genossen werden.

Vor allen diesen fremdländischen Verwandten, diesen absonderlichen Gesellen, ist unser Eichhörnchen reich bedacht in Zierde und Schmuck. Lebensfroh und lustig, nimmer müde, in steter Bewegung, das winzige Äffchen unserer Wälder, lebt und webt es zwischen dem grünen Gezweige und hoch oben auf den wehenden Wipfeln, ein verkörperter Sommertag. Nicht wählerisch in Nahrung und Aufenthalt, lebt es bald

einzeln, bald paarweise, bald in Scharen; wir finden es zwischen dem starren, knorrigen Geäste des Krummholzes, nahe an der Schneegrenze, und tief unten im sonnigen Thale; überall, wo es Nahrung findet, ist es zu Hause, vorausgesetzt, dass ihm Wald und Busch Schutz und Obdach bieten. Von hier aus macht es seine Streifzüge bis in die nächste Nähe der Menschen, gegen die es sich überhaupt nur misstrauisch geberdet, wenn es sich von ihnen verfolgt oder angegriffen wähnt. Ein Obstgarten, der einen Baum mit reifen Früchten, ein Haselgelände oder dergleichen aufzuweisen hat, wird zum beliebten Ziele häufiger Ausflüge erwählt. Ich beobachtete durch lange Zeit ein solches Pärchen, das tagtäglich zweimal einen Walnussbaum besuchen kam, unter welchem ich zu arbeiten oder zu lesen pflegte. Die beiden Thierchen waren von ungleicher Färbung, das eine roth, das andere schwarz, was ihrer gemeinschaftlichen Erscheinung einen eigenen Reiz verlieh. Sie hatten vom Walde her einen kleinen Wiesenplan zu durchlaufen, ehe sie zu dem Baume gelangten; man sah sie daher eine Strecke weit ihrem Ziele zueilen, ehe sie den schützenden Stamm erklimmen konnten. Anfangs stutzten sie, als sie mich unter dem Baume gewahrten, hockten nieder und erhoben den Leib auf den Hinterfüßen, nach Art der Hasen oder der Erdziesel, und beobachteten mich, dann liefen sie ein paar Schritte näher, wobei die buschige rothe und schwarze Fahne mir den Weg wies, den sie im hohen Grase nahmen. Mit Aufwand aller ihnen möglichen Schlauheit umgiengen sie so den Baum und kletterten an der mir abgewendeten Seite des Stammes in die Höhe, wobei sie auf höchst naive Weise bald rechts, bald links nach mir hervorguckten und die blinkenden Äuglein und die bebuschten Ohren ganz allerliebst aussahen. Wenn sie diese gefährliche Reise einmal überstanden und die prächtigen, fruchtschweren Äste des Baumes erreicht hatten, hielten sie sich offenbar für sicher und wirtschafteten lustig darauf los, brachen die Früchte ab, conversierten in ihrer Weise mit einander, schabten lärmend die harten Schalen auf und warfen sorglos die unbrauchbaren Reste mir auf Buch und Arbeit herab.

Als echtes Schoßkind der Natur liebt das Eichhörnchen nur Sonne und Licht. An trüben Tagen hält es sich stille, bei rauhem Wetter bleibt es verborgen, und zur Winterszeit, wenn draußen Sturm und Schnee in ihre Rechte treten und viele seiner Baum- und Waldgenossen auf bereiften Aesten und erstarrtem Boden ein kümmerliches Leben fristen, liegt es warm und behaglich in sanftem Schlafe, unbekümmert um Noth und Mangel, der über der Erde liegt, und jeden Augenblick bereit, beim ersten genügend warmen Sonnenstrahle den Schlummer von den weichen Gliedern zu streifen und sie draußen in frischer Lebensluft zu rühren und zu regen. Definitiv thut das Eichhörnchen gewöhnlich in den warmen Tagen des März seinen Winterschlaf ab, wo es in wahrer übermüthiger

Frühlingsluft durch alle Bäume jagt und das Versäumte in tausend lustigen Sprüngen nachzuholen sucht. In diese Zeit fällt auch die erste Liebe des Jahres, und schon im April ist das Nest mit den zierlichsten, nettesten kleinen Thieren, den jungen Eichhörnchen, gefüllt. Dieser erste Wurf zählt bis zu sieben, der zweite, welcher im Juni fällt, gewöhnlich etwas weniger von den allerliebsten Gesellen. Die kleinen, lustigen Kletterer sind ziemlich bald von dem Schutze und der Pflege der übrigens sehr zärtlichen Eltern emancipiert und treiben sich auf eigene Faust in Flur und Wald herum, bis den letzteren die Erziehung der zweiten Nachkömmlinge gelungen, worauf sich die ganze Familie im Herbste zusammenfindet und sich in einer ziemlich ansehnlichen Schar, munter springend, herumtreibt, ihr Nest bestellt, die Vorrathskammern füllt, bis sie endlich mit den kürzeren, rauheren Herbsttagen immer stiller und seltener draußen auf den Baumwipfeln und im Buschgezweige wird, sich zögernd von Luft und Licht lostrennt und in die schützende Baumhöhle, in die Arme des warmen behaglichen Schlafes flüchtet.

Das Eichhörnchen ist eines von den wenigen Thieren, die alle Liebenswürdigkeit, alle Grazie und sonnige Laune aus der Freiheit in die Gefangenschaft mit hinübernehmen. Es ist unglaublich schnell zähmbar, und namentlich junge, halberwachsene Thiere zeichnen sich dadurch aus. Ich erhielt einst ein solches frisch eingefangenes Eichhörnchen, das buchstäblich binnen zwei Stunden vom scheuen, ungeberdigen Wildlinge zum sanftesten, zuthunlichsten Genossen ward. Ich hielt das allerliebste Thierchen während dieser zwei Stunden unaufhörlich in meinen Händen, streichelte und fütterte es und ignorierte, trotz seines ärgerlichen Knurrens, seine Flucht-, Beiß- und Kratzversuche, bis es sich immer stiller geberdete und endlich ruhig einschlief. Als es erwachte, war alle Widersetzlichkeit und Trotzluft verschwunden und das nette Thierchen zum überlustigen, vergnügten Zimmergenossen geworden.

Da das Eichhorn kein Kostverächter ist und in der Freiheit alle Arten Nüsse, Nadelholzsamen, zarte Zweige, Knospen, Beeren, Körner, ja auch Schwämme frisst, wozu man ihm in der Gefangenschaft auch noch in Milch getauchtes Weißbrot reichen kann, so ist es sehr leicht zu halten, vorausgesetzt, dass man es sorgfältig vor großer Hitze und Kälte schützt, da es sonst mannigfachen, schnell tödtenden Übeln und vor allem seinem herbsten Feinde, der Gicht, leicht unterliegt. Auch trifft es in der Gefangenschaft, wenn ihm die Mittel dazu geboten werden, noch umfassendere Vorkehrungen, um sich gegen Kälte und Frost zu schützen, als es in der Freiheit zu thun pflegt, wo es nur Baumhöhlen und Löcher zur Zufluchtsstätte benützt und diese nach Bedarf ausfüttert. So baute ein Eichhörnchen, welches zwischen einem Fenster gehalten wurde, wo man zu seinen Kletterübungen zwei junge Tannenbäumchen angebracht hatte,

und das man beim Herannahen der kalten Jahreszeit reichlich mit Baumwolle und Moos versorgte, sich aus diesen beiden Stoffen ein ganz vollkommenes Nestchen. Erst vertheilte es die Baumwolle über die ganze Länge des Raumes und trat sie so fest nieder, dass sie eine ziemlich nette und gleichmäßige Unterlage bildete; dann schlichtete es das Moos darüber, die Wurzelseite nach unten, und zwar so fest, dass es die Decke zweier Gänge bildete, deren einer, horizontal und ziemlich lang, in Windungen nach außen mündete, während der zweite, fast senkrecht, von der Außenseite der grünen Moosdecke in das Innere des Baues, und zwar in ein dort befindliches kugelrundes Nestchen, die eigentliche warme Lagerstätte des kleinen Baumeisters, führte.

Nebst der wunderbaren Fertigkeit in allen Turnkünsten, die wohl nur dem Affen in solcher Vollkommenheit eigen ist, besitzt das Eichhörnchen noch eine Eigenschaft, die jenem mangelt. Es ist nämlich ein vortrefflicher Schwimmer und weiß, namentlich wenn es vor Verfolgung flieht, sich kühn über den Fluten zu erhalten. Dieser Fertigkeit und seiner maßlosen Gewandtheit verdanken wir auch eine nette kleine Sage, die im ewig erfindenden Volksglauben lebt. Diese Sage erzählt, dass Noah, als er einst Thier um Thier in seine Arche einließ, das kleine Eichhörnchen vergaß. Dieses trieb sich, während alle seine Mitgeschöpfe, um Zukunft und Nachkommenschaft besorgt, ein Paar der eigenen Gattung nach dem hölzernen Kasten sendeten, sorglos und lustig im letzten kargen Sonnenstrahle herum. Da brach die Sündflut mit allen ihren grausen Schrecknissen herein. Die Sonne entfloh, die Wolken stürzten, die Berge ebneten sich und die Thäler bäumten sich empor. Erschreckt erwachte das kleine Thier aus seinem unbedachten Leichtsinne. Mit angstvoller Eile sprang es erst von Baum zu Baum, dann von Hügel zu Hügel. Die Erde sank immer tiefer und das Wasser stieg immer höher hinan; der kleine geängstigte Flüchtling sprang nun Tag und Nacht fort, von einem wachsenden Wogenberge zum anderen, immer höher und höher, bis er endlich durchnässt, zerquält und todtmüde am Bord der Arche anlangte, wo Altvater Noah mit Schrecken seine eigene Fahrlässigkeit erkannte und den kleinen erschöpften Flüchtling liebevoll und sorglich aufnahm. Die Sehnsucht nach Sonne und Wärme ist dem Eichhörnchen aber seit jener lebensgefährlichen Sündflut-Episode geblieben, sowie die Liebe zur Heimat in Baum und Holz, weil es damals in der hölzernen Behausung Rettung vor Tod und drohendem Verderben gefunden hat.

Die Fledermaus.

Der Tag ist zu Ende; die Sonne sinkt hinter den letzten Hügel und hinter den letzten Tannenwipfel; die Thurmspitze hat ihr Goldfünkchen ausgelöscht, das weit ins Thal hineinleuchtete und blitzte, und durch die Bäume und über die Wiese, und durch die Weiden am Bache zieht ein feines, weißes Luftgewebe wie ein dünnes Wölkchen hin. Die Vögel sind verstummt; ein Krähenpaar zieht nur noch eilig über das Thal herüber dem Walde zu, ein Käfer, der sich tagüber die glänzenden Flügel an den sanften Strahlen der erwachenden Frühlingssonne gewärmt, sucht unter der alten Fichte am Wege ein Nachtquartier und vom Dorfe her blitzt ein Lichtlein auf, und noch eines; die Menschen haben mit dem Tage abgeschlossen und sind in ihre Häuser geschlüpft. Alles ist müde und geht zur Ruhe, dort drüben und hier heraußen; alles ist still; die Bäume stehen einsam, die Wiese ist verödet, es wird dunkler und dunkler, Licht und Leben des Tages sind ausgelöscht.

Da fängt es plötzlich in den Zweigen der alten, finsteren Fichte sich zu rühren und zu regen an; dort huscht eine kleine, dunkle Flügelgestalt ins Freie hinaus, da kommt eine vom Bache herüber geflogen, draußen auf der Wiese, über den thauigen Halmen fliegt und huscht ein anderes Paar, und oben über dem Wipfel des alten Baumes zuckt und flattert es ab und zu. Ja, das große Volk der Fledermäuse hält seit wenig Tagen sein Auferstehungsfest. Der Frühling ist gekommen, die warmen Lüfte ziehen über Berg und Thal, die Sonne hat die Erde wachgeküsst, und die frohe Botschaft von diesem holden Ereignis ist auch in die dunklen Höhlen, in das alte, morsche Gemäuer gedrungen, allwo das Fledermausvolk den Winter verträumt hat. Sie kennen wohl die Sonne nicht, diese kleinen, finsteren Nachtgestalten; aber das thut nichts zur Sache; für sie ist die Sonne doch der ungesehene Gott des Lebens und der Liebe, und durchwärmt dehnen sie erwachend die Glieder und huschen in die freie Luft hinaus.

Ihr Winterquartier war just nicht reizend. Irgend ein dunkles Mauerloch, ein finsterer Schornstein, ein hohler Baumstamm hat die Gesellschaft beherbergt. Dort hiengen sie kopfunter, mit den Hinterfüßen festgekrallt, Mann an Mann dicht bei einander. Der Winter gieng ins Land herein, der Sturmwind rüttelte an ihrer Herberge, der Schnee bedeckte das weite Revier und begrub die Träumer im Schlafe. Das ist nun vorüber und abgethan; nun können sie die Nachtluft schlürfen, nun können sie das ganze Land durchjagen und ihre gaukelnden Spiele beginnen. Niemand stört sie; niemand sieht sie; nur der Mond streut ihre flüchtigen Schatten auf die Erde herab, und ehe er sie noch mit seinen silbernen Strahlen recht erfasst hat, sind sie dahin.

Das ist wohl ein absonderliches Völkchen, diese kleinen, finsteren Nachtschwärmer. Die Thiere scheuen und meiden sie, und die Menschen kennen sie kaum, und haben in Furcht und Hass und Aberglauben dem ganzen Volke düstere Märchen angedichtet, häßliche Geschichten von Unthaten und blutigen Greueln, welche die Fledermäuse an dem Herrn der Schöpfung des Nachts verüben, wo sie in seine Schlafkammer schleichen, ihn mörderisch überfallen, ihm Blut und Leben wegsaugen sollen. Und sie, die Angeklagten, haben zur Aufklärung über Geschichte und Bestimmung ihres Volkes nichts beigetragen; scheu, flüchtig, angstvoll verbergen sie sich vor den Augen der Mitwelt und dem Lichte des Tages; und was sie des nachts zum Frommen und Segen der Erde vollbringen, wie tausende von schädlichen, nagenden Insecten ihnen zum Opfer fallen, wie Millionen von Blüten und Blättern durch sie dem Leben erhalten bleiben, davon weiß niemand zu erzählen, denn wenn der Morgen kommt, ist das dunkle, geschäftige Völkchen längst verschwunden und in seine einsame, düstere Schlafkammer geschlüpft.

Bald nach dem ersten Erwachen im Frühlinge, mit den ersten milderen Nächten, beginnt der Fledermäuse Liebeszeit. Da werden in den Lüften Spiele gehalten, da schwirrt das Männchen zischend, kreischend und rufend hinter der Geliebten her, streift sie liebkosend mit den Flügelarmen, umkreiset sie, fliegt bald zu Boden, bald in die Höhe, immer dicht hinter der Fliehenden her, die sich neckend ihm zu entziehen sucht. Das sind dann ein paar frohe, heitere Nächte, welche draußen in der freien Luft begangen werden, in gemeinschaftlichem Spiele und gemeinsamer Jagd, im süßen Liebestaumel von der frühen Abenddämmerung bis zum Morgen.

Aber solch frohes Leben dauert nur wenige Nächte. Die Frauen haben unter dem Volke der Fledermäuse unbestreitbar das weitaus schwerere und ernstere Lebenslos abbekommen. Wenn der Taumel der Liebe verflogen, wenn die spielende Jagd durch Busch und Baum vorüber ist, dann gehen die Neuvermählten auseinander; er, um sein sorgenfreies Junggesellenleben von neuem zu beginnen, sie, um ihre Schicksalsgenossinnen, die Weiber des großen Stammes aufzusuchen und, ferne von allem männlichen Verkehre, in stiller Zurückgezogenheit ihrem künftigen Mutterberufe zu leben.

Die Natur hat das Fledermausweibchen ärmer bedacht als die Frauen anderer Geschlechter. Sie hat ihm nicht die kleinen häuslichen Freuden und Sorgen um den lieben zukünftigen Kindersegen gewährt. Die Fledermaus bestellt kein Nestchen, sie trägt nicht e i n e n Strohhalm ein, sie bereitet kein Bettchen. Und wo sollte sie es auch bauen? drinnen in der feuchten Mauerhöhle, in dem morschen, niedrigen Baumstamme, in dem rauchgeschwärzten Schornsteine, in welchem sich die Mutter tagüber

verbirgt? Nein, das wäre doch eine gar zu armselige Wiege, selbst für das unscheinbarste, dürftigste Fledermauskind. Die Mutter nimmt es darum lieber gleich nach der Geburt an die Brust, wo sich das kleine Ding festhäkelt und Nahrung suchend hängen bleibt, bis es völlig ausgewachsen als selbständiger Flatterer in die Welt hinausfliegen kann. Treu und sorglich trägt die Fledermausmutter Tag und Nacht die kleine Bürde mit sich herum; drinnen in der Höhle gibt sie dem Kinde Wärme und Schutz, des Nachts führt sie es mit sich hinaus in die freie Luft, lässt es die Spiele und die Jagdkünste seines Volkes schauen und gewährt ihm von dem kurzen nächtlichen Sommerleben so viel, als sie ihm gewähren kann und als sie selbst davon abbekommt. Wochenlang dauert diese sorgliche Pflege: die gehätschelten Kinder fühlen sich zu wohl in der lustigen, schaukelnden Wiege an der Mutterbrust, um sich zu früh davon zu emancipieren.

Indessen werden die Flatterhäute fester und tragfähiger, die Raubthierzähne werden länger und kräftiger, die Hinterbeinchen schieben den Körper schon nothdürftig in humpelndem Gange vorwärts, die Ohren horchen tadellos ins Dunkle hinaus und die tausend kleinen Runzeln in dem absonderlichen Kindergesichte legen sich in die herkömmlichen Falten, welche die Kinder des Stammes seit Menschengedenken von Vater und Großeltern und Urahnen ererbt. — Die kleine, nette, scheue, vorsichtige Fledermaus ist fertig; das sammtweiche glatte Fell liegt sauber geordnet, die zarten papierdünnen Flughäute spannen sich leicht und elastisch zwischen den feinen Händen und Füßen; je nach der Familie, der sie angehört, hat sie ganz wunderbar hohe Ohren oder eine abenteuerliche Nase mit Schildern, Blättchen oder dergleichen Rüstwerk als Abzeichen fürs Leben mitbekommen, irgend eine Kopfzier, wie sie kein anderes Thier trägt; sie hat, wenn sie ein Weib ist, von der Mutter die fürsorgende Treue, ob sie nun Sohn oder Tochter sei, vom Vater die Jagdlust, die Liebe zum eigenen Volke und manche gesellige Bürgertugend und Sitte ererbt. Was diese letztere betrifft, so ist sie eben nicht immer besonders sanft und zahm; es gibt unter den Fledermäusen nicht bloß geschickte, flüchtige Jägervölker, sondern auch blutdürstige kriegerische Stämme, die sogar gegen Säugethiere und selbst gegen ihresgleichen des Nachts befehdend ausziehen. Es sind da große Geschlechter, wie die der Hufeisennasen mit dem abenteuerlichen Riechwerkzeuge, welche, wenn ihnen andere Nahrung mangelt, mit Blutsaugergelüste heimlich und ungesehen sich den Schlafenden nahen und mit wollüstigem Behagen an dem warmen Quell des Lebens schlürfen; es gibt aber auch ganze Stämme des Fledermausvolkes, welche solchen Frevel, wenn er an ihnen verübt wird, mit furchtbarer Grausamkeit ahnden und die wenigen Tropfen Blutes, welche ihnen die Übelthäter im Schlafe raubten, diese letzteren mit dem Leben büßen lassen.

Bis zu dem Augenblicke, wo die jungen, zaghaften Fledermauskinder sich zum erstenmal auf den eigenen Schwingen ins Land hinaus wagen, leben die Fledermausfrauen abgeschieden in ihrem eigenen Asyle. Draußen auf der Jagd, unter den Bäumen beim nächtlichen Treiben, kommen sie wohl mit den Männern des Stammes zusammen, aber nur flüchtig, nur zum Gruße. Die Kinderstube wird von keinem Manne betreten; was dort vorgeht, wie sich die Mütter durchhelfen, wie sie ihre Kinder ernähren und großziehen, wie sie sie schützen und behüten, das kümmert die Väter nichts. Erst nachdem alle Sorge und alle Mühe abgethan, nachdem die kleinen Flatterer das größte Fledermauskunststück zu üben, und ganz selbständig, stolzen Bewußtseins, sich an der Decke des Schlafgemaches mit den Hinterfüßen festzukrallen verstehen, und nach echter Fledermaussitte den Tag kopfunterst zu verträumen wissen, erst dann kommen die Männer im Schwarme gezogen, finden sich in der gemeinsamen Herberge ein und ziehen aus zu gemeinsamer Jagd.

Die Fledermäuse gehören zu einem der artenreichsten Geschlechter der weiten Erde; sie zählen Riesen von fünf Fuß Flugbreite, und kleine, nette Zwerge zu ihrem Volke. Hoch im Süden leben einzelne Arten, die sich von Früchten und Pflanzen nähren; die Fledermäuse, die bei uns heimisch sind und von welchen die Ohrenfledermaus und die Hufeisennasen zu den ausgezeichnetsten Familien zählen, nähren sich ausschließlich von Kerbthieren, dem verheerenden, schädlichen Nachtgelichter aus diesem ungezählten Volke, und bringen durch ihre unermüdliche Jagdluft und ihre große, nimmersatte Raubgier Feld, Wald und Wiese Schutz und Frommen und unberechenbaren Nutzen ein. Einzelne Arten dieser Flatterthiere fliegen mit dem Dämmerlichte aus, oft auch noch früher; diese suchen dann um Mitternacht die Ruhe und ziehen erst gegen den Morgen wieder, wo sie so lange jagen, bis sie der keimende Tag in ihre dunkle Herberge scheucht; andere fliegen um Mitternacht; jede Stunde der Finsternis hat ihre Flatterer und ihre Besucher; solange es über der Erde still und lautlos ist, genießt das scheue Volk seine kurze Freiheit, die mit dem ersten hellen Sonnenstrahl des Tages und mit dem ersten herben Frost des Jahres zu Ende geht.

Die Fledermaus, eines der nützlichsten Thiere der Erde, hat kein glänzendes Lebenslos abbekommen; dunkel, wie ihre Flug- und Jagdzeit, dürftig, wie ihre Wohnstätte, ist ihr Schicksal bestellt; feindlich tritt ihr die Mitwelt entgegen, und was Unvernunft und Aberglaube an finsterem Frevel ersinnen können, wurde an diesem kleinen, scheuen Thiere verübt. Wo sie sich zeigte, wurde sie verfolgt und gequält, lebendig gefangen, wurde sie mit ausgebreiteten Flügeln an die Thüre der Scheuer, die sie durch ihren Fleiß, durch ihre unermüdliche, nächtliche Jagd füllen half, geheftet. Sie sollte ihren Genossinnen als warnendes Beispiel dienen, sie

sollte sie hindern, des Nachts nach Fledermaussitte an die beleuchteten Fenster zu fliegen und dem Lichte nach, zuweilen bis in die Zimmer zu dringen, sie sollte sie vom Wohnorte des Menschen verscheuchen. Zum Glück für den letzteren hat die verschmachtend Sterbende ihm nicht diesen bösen Dienst gethan. Nach wie vor schlüpft das kleine, emsige Völkchen durch Baum und Busch, nach wie vor sucht es seine dürftige Wohnung, des Winters im Dachgebälke des Hauses, unter den Mauernischen im Kirchthurme, in der alten Fichte draußen, allüberall wo es ein stilles, geschütztes, einsames Plätzchen gibt, und wartet dort der ersten warmen Lüfte, die ins Thal herein fliegen. Die Fledermaus gehört auch zu unseren Frühlingsboten, gleich der Schwalbe, dem Rothkehlchen, dem Eichhorn und hundert anderen Thieren; sie kommt mit den Frühlingslüften, den ersten Baumknospen, dem bunten Blumenheere. Aber sie kommt nicht wie die vielen anderen im hellen Tageslichte, ihr schmeichelt die lachende Sonne nicht, ihr jubeln die Menschen nicht entgegen, und damit ist ihr Schicksal besiegelt; scheu, vorsichtig, flüchtig kommt sie im Dunkel der Dämmerung geflogen, scheu, vorsichtig, flüchtig geht ihr Leben hin.

Backfisch-Logik.

Er flehte, denn sie waren just allein,
Um einen Kuss von ihrem Mund, dem rothen,
Sie aber zierte sich und sagte: „Nein!
Die Mutter hat das Küssen mir verboten."

Da gieng der Herr Student erzürnt davon
Und sah nicht ihre Thränen niederrollen.
Sie schluchzte: „Warum hätt' als Liebeslohn
Just ich den ersten Kuss ihm geben sollen?

Wenn's ihm darum zu thun gewesen ist" —
So fuhr sie fort, und ihre Wangen lohten —
„Ach Gott! so hätt' er selber mich geküsst,
Ihm hat's die Mutter sicher nicht verboten."

Richard Kraftel.

Kleine Laube.

Wettsingen.

Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

„Kampf und Spiele."

Detlev von Liliencron.

* * *

Der Jäger.

Ein Bock in herbstlich dunklem Kleid
Tritt aus den jungen Föhren,
Der Jägerbursche, schussbereit,
Setzt ab. — Was mag ihn stören?

Ein Mädchen ist es, schlank und schön,
Mit rothen Mund und Wangen,
Es lächelt im Vorübergeh'n,
Der Jäger steht gefangen.

Er spricht zu ihr und streicht ihr Haar,
Nennt sie sein holdes Täubchen.
Und eh' ein Mond verflossen war,
Ist sie des Jägers Weibchen.

Und wieder kommt der Herbst ins Land,
Da nimmt der Weidgeselle
Die Büchse und das Horn zur Hand
Und geht zur selben Stelle,

Wirft sich ins Gras und seufzt und spricht:
„Just ist ein Jahr verflossen,
Da kam ein Bock, ich schoss ihn nicht, —
Und hab' ihn doch geschossen."

„Gruß aus Österreich."

Fritz von Holzhausen.

* * *

Schatten der Erde.

Die Nacht umdunkelt
Der Erde Saum, —
Das Licht durchflutet
Den ew'gen Raum.

Helleuchtend kündet's
Die Sternenwelt,
Die von der Sonne
Ihr Licht erhält. —

Du Schwergeprüfter,
Was haderst du?
Wend' nur dein Auge
Den Sternen zu!

Schau nur nach oben!
Ihr mildes Licht
Wird dich getröstens
Voll Zuversicht:

Wie bitt're Leiden
Dein Herz erfuhr. —
Es sind die Schatten
Der Erde nur!

„Dur und Moll." Anna Heinze.

* * *

Du.

Wie fröstelt mich das Wörtlein „Sie", das kalte!
Es hat mein sehnend Herz drum keine Ruh',
O gib ein Pfand mir, dass ich dran mich halte,
Und sage „du"!

Ich bin dein eigen längst mit Leib und Seele,
Und alles gilt nur dir, was ich auch thu';
Auf dass die Liebe mir zu dir es stähle,
O sage „du"!

Du bist mein Leben, einzig mein Gedanke;
Ein Wort nur schließt den Himmel noch mir zu,
Doch Liebe kennt und will auch keine Schranke,
Drum sage „du"!

„Lieder eines Taubstummen." Eugen Sutermeister.

* * *

Los.

Wohl, mir blüht ein Glück in holder Enge,
Weib und Kind! — Ich fände schon die Weise;
Doch die Sehnsucht rastet nicht und schweift
Immer wieder aus dem lieben Kreise.

Schweift hinaus auf allerhöchste Höhen,
Schweift in weite, gold'ne Fernen. —
Und das brave Glück Zufriedenheit,
Leicht den andern, kann ich halt nicht lernen.

„Zum Licht." Wilhelm Holzhamer.

Deutsche Schwächen.[1])

Wenn ein neuer Frühling für unser deutsches Volk aufdämmern soll, so ist es an uns, dem Volke, ihn einzuführen. Von selber kommt er nicht. Sein Wiedererscheinen hängt davon ab, ob das Volk sich seine einstige, fast verlorene Würde und Hoheit zurückgewinnt und die Voraussetzungen dazu bietet, dass ein Frühling in deutschen Landen sich entfalten könne. Dazu ist vor allen Dingen Selbsterkenntnis erforderlich; nur kein Vogel-Strauß-Verfahren, keine Selbsttäuschung!

[1]) Unser tapferer Mitkämpfer „Heimdall" in Berlin hat eine Strafpredigt gehalten, die im „Heimgarten" frisch wiederhallen soll. Besiegung der bewussten deutschen Laster ist die beste Nationalpolitik.

Also halten wir Einkehr und sehen wir mit nüchtern klarem Blicke zu, wie denn unser heutiges, neuzeitliches Geschlecht beschaffen ist.

Wo Licht ist, findet sich auch Schatten. Unser Volk ist seit Urzeiten mit hervorragenden Tugenden ausgestattet gewesen, mit Tugenden, die es in sittlicher Hinsicht über die meisten anderen Völker erhoben. Allerdings fanden sich bei ihm neben diesen Tugenden auch Schwächen. Aber diese Schwächen wurden in Zeiten der Blüte, der Gesundheit des Volkes weit von seinen Tugenden überwogen.

Betrachtet man das deutsche Volk der Gegenwart mit prüfendem Auge, so muss man sich mit Betrübnis gestehen, dass die Schwächen und Untugenden größer und zahlreicher als seine Vorzüge geworden sind. Das Volk ist krank, und diese Krankheit offenbart sich in den verschiedensten Erscheinungsformen.

Als ein altes Erbübel der Deutschen, das sich durch alle Geschlechtsfolgen seit ferner Vorzeit hindurchgeschleppt hat, muss die Nachahmungssucht und die übertriebene Hochschätzung alles Fremden, Ausländischen betrachtet werden. Diese Sucht trat im Verlaufe der Geschichte stets dann recht grell zutage, wenn das Volk staatlich geschwächt und gedemüthigt war. Verbunden war sie stets mit einem Erschlaffen des Nationalgefühles, einer Missachtung des eigenen Volkes und Volksthums. Diese Sucht zu bekämpfen war von je die Aufgabe der Besten und Edelsten unseres Volkes.

Das sich zu Ende neigende Jahrhundert hat unter dem deutschen Volke Untugenden emporwuchern lassen, Untugenden, die die Geschichte an unseren Vätern nicht kennt, oder wenigstens nicht in dem Maße kennt, wie sie sich heutzutage offenbaren.

Wo einstmals ein edler Stolz wohnte, ein berechtigtes Selbstbewusstsein auf erworbene Verdienste, ist in unseren Tagen ein verwerflicher Gelehrsamkeits-, Standes- und Besitzdünkel getreten. Als ob Stand und Besitz den Menschen besser, würdiger machen könnten! oder gar ein Packen von Wissen, dem die Bildung des Herzens, des Gemüthes und der Umgangsformen fehlt? Dieser jämmerliche Dünkel hat im wesentlichen dazu beigetragen, die Classenunterschiede zu vergrößern, die Kluft zu erweitern, die hoch und gering, reich und arm von einander trennt. Er hat die Vorstellung, dass alle Volksgenossen gleichberechtigte Brüder seien, verblassen lassen und ist mit die Veranlassung und die Triebfeder unserer socialen Zerklüftung geworden.

Eng verquickt mit diesem Dünkel ist die Ordens- und Titelsucht, in Bezug auf welche Deutschland wohl einzig dasteht. Der Mensch gilt bei uns nicht um seiner selbst willen; sein ehrlicher, von den Vorfahren ererbter Name gilt ihm wenig oder nichts; Orden und Titel schaffen Ansehen, Einfluss, Würde. In diesem Punkte sind die Deutschen von heute kindische Narren. Beschämt müssen wir auf das Ausland blicken, wo der höchste Beamte seinen Stolz darein setzt, sich mit seinem Namen und nur mit seinem Namen genannt zu wissen. Sein Name ist seine Ehre. Bei uns wird durch ein „Herr Director", „Herr Professor" u. s. f., durch Bänder und Sterne der Wert der Persönlichkeit erhöht. Wo bleibt da der alte Bürgerstolz?

Unsere Zeit des Scheines und der Äußerlichkeit, deren treffendstes Kennzeichen die Jagd nach dem goldenen Kalbe ist, hat denn auch ein Geschlecht von Strebern, Schmeichlern und Kriechern groß gezogen, ein trauriges Gegenbild einstiger freier Männerwürde. Bedientenhäftigkeit und Knechtseligkeit haben nie so große Ausartungen, wie in der Gegenwart, erfahren. Und doch sind wir über die Tage des Absolutismus hinaus. Das heutige Geschlecht weiß sich in übertriebener Unterwürfigkeit nicht genug zu thun. Es erstirbt in allerunterthänigstem, allergehorsamstem Knechtssinne. Wie eine goldene, sagenhafte Zeit muss uns heut' das Zeit-

alter der alten Deutschen erscheinen, denen die Freiheit über alles gieng. Dieser Zeit sollte sich unser heutiges unselbständiges, ängstliches Geschlecht erinnern, es sollte sich bewusst sein, dass über aller Majestät die Majestät des Volkes steht.

Weitere Anzeichen der Krankheit unseres Volkes machen sich bemerkbar durch übertriebene Aufwands-, Verschwendungs- und Prunksucht. Auf Genuss und äußeren Schein ist alles Streben gerichtet. Die alte Sparsamkeit, die ehedem Bürger wie Könige auszeichnete, die Schlichtheit und Einfachheit des Volkes sind, wie es scheint, unwiederbringlich dahin und mit ihnen Glück und Zufriedenheit. Niemand denkt mehr daran, dass nur in der Selbstbeschränkung und Einfachheit das Glück auf dieser Welt wohnt. Möchten dem Volke doch von den oberen führenden Ständen Beispiele gegeben werden, die ihm in Bezug auf einfachere Lebenshaltung vorbildlich sein könnten.

Eine alteingewurzelte Schwäche und Untugend unseres Volkes ist die Uneinigkeit und Parteisucht. Unendliche, nie wieder gut zu machende Schäden haben die Deutschen durch diese Schwäche ihrem Volke zugefügt, nie ganz auszuheilende Wunden ihm geschlagen. Unsere Geschichte gibt davon Zeugnis. In alten Zeiten äußerten sie sich in der Befehdung der einzelnen Stämme, heutzutage, wenn wir von der Kleinstaaterei ganz absehen, in der Bekämpfung der kirchlichen Bekenntnisse und staatlichen Parteien.

Eine noch schlimmere Untugend, die auch das Alter allerdings für sich hat, ist die Trunksucht. Leider artet diese unter den Germanen häufig geradezu zum Laster aus. Die meisten Einbußen und Fehlschläge haben wir als Volk auf Rechnung dieser Schwäche zu setzen. Leider sind hier viele, auch wärmste Vaterlandsfreunde, nur zu geneigt, zu entschuldigen. Wir dürfen aber keine Selbsttäuschung üben. Hier liegt ein Erbfehler der allerschädlichsten Art vor. Nur Nüchternheit und Mäßigkeit machen ein Volk tüchtig. Leute, die sich zu Sclaven des Gegentheils herabziehen lassen, leisten gemeiniglich wenig oder nichts und vergeben sich die Achtung ihrer Mitmenschen. Deshalb müssen wir diesen verderblichen Hang mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen suchen. Dabei brauchen wir in Übertreibungen nicht zu verfallen und etwa völlige Enthaltsamkeit auf unsere Fahne zu schreiben. Aber schon die ewige Rederei von „heiterem Lebensgenuss", „Behaglichkeit" u. s. w. sind von Übel. Wir sind nicht da auf dieser Welt zu genießen, am allerwenigsten unser jetziges deutsches Volk, das noch unendlich viel zu schaffen hat, um wieder hoch zu kommen und Verlorenes zurückzugewinnen. Solange wir noch rüstige Glieder haben, sollen wir schaffen auch an uns selber, und wenig an „behagliches Genießen" denken, das uns nur erschlafft. Die „behagliche Ruhe" wollen wir uns für die Tage des Alters aufheben, erst da haben wir sie verdient und ein Recht, uns ihrer zu erfreuen.

Schließlich wollen wir noch auf einen weiteren fressenden Schaden der neueren Zeit hinweisen, der so gewaltige, verderbenschwangere Ausbreitung infolge der socialen Noth und des sittlichen Niederganges gefunden hat: die Unsittlichkeit. — Es scheint zur Zeit, dass der Niedergang des Volkes immerfort im Zunehmen begriffen ist. Wohin treiben wir? Ist Rückkehr, Aufraffen, Genesen noch möglich? Werden wir uns die Geschicke Roms und aus neuerer Zeit Frankreichs vor Augen halten? — Oder glauben wir, mit deutschthümelnder Großmauligkeit allein ist es gethan? Werden unsere Vorstellungen auch nur Einen retten? Oder soll unser beständiges Warnen keinen anderen Erfolg haben als den — verhöhnt zu werden?

Der Kaiser von Europa.

Eines Tages unterbreitete Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Reichstage eine Vorlage, des Sinnes, dass die Provinzen Elsass-Lothringen als politisch selbständig oder neutral erklärt werden sollen. Er wollte dadurch den Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich für immer beseitigen, zwischen beiden Reichen eine Friedensallianz anstreben, um die Abrüstung des Heeres durchführen zu können. — Die erste Antwort auf diese Vorlage war ein Sturm der Entrüstung, der in Deutschland losbrach, dass so frevelhaft eine unermesslich theuer erkaufte Position aufgegeben werden sollte und Deutschland sich damit Frankreich wieder unterordne. Besonders der Militarismus bäumte sich gewaltig auf. Allmählich aber begann man die Sache im Volke ruhiger zu überlegen und neue Manifestationen des Kaisers bewirkten den Umschwung, dass die Vorlage angenommen und Elsass-Lothringen als unabhängig erklärt wurde. Damit war vom deutschen Volke eine ungeheuere Sorgenlast vom Herzen genommen. Allein die Franzosen waren nicht so leicht zu haben, als angenommen worden, sie wollten von einer Allianz nichts wissen und es bedurfte eines genialen politischen Agitatoren, der in Frankreich reiste und die Volksstimmung endlich dahin brachte, dass nicht bloß ein unlösbarer Friedensbund zwischen Deutschland, Frankreich und Russland zustande kam, sondern auch die übrigen europäischen Staaten der Union beitraten. Es war eine beispiellose Wendung in der Weltgeschichte, die sich nur deshalb in so kurzer Zeit vollziehen konnte, weil die Vorbedingungen schon gegeben, die Geister durch jahrelange Agitationen schon vorbereitet waren und das große Volk endlich zur Einsicht gelangte, wo das wahre Ideal der Völker, der Menschheit liegt.

Der vorurtheilslose, willensstarke, thatkräftige Kaiser Wilhelm war es, welcher, von einem Genius inspiriert, die große Änderung herbeigeführt hatte. Dieser Genius des Kaisers war ein armer englischer Journalist, den er an seinen Hof gezogen hatte, der mit ihm arbeitete und der auch die Agitationen in Frankreich persönlich leitete. Der Mann hieß Arthur Hardy, wurde aber als Diplomat unter dem Namen Marmaduke bekannt und weltberühmt. Er wurde in Europa als der Friedensgenius abgöttisch verehrt und bei einem großen Feste, das man seinen Manen in der Westminster-Abtei gab, haben ihn die europäischen Fürsten zum Kaiser von Europa proclamiert. Arthur Hardy wohnte dem Feste persönlich als Zuschauer bei, obschon er einige Zeit früher bei einem Eisenbahnunglücke auf eine schreckliche Weise zugrunde gegangen war.

Das sind die Hauptzüge eines englischen Romanes von F. A. Fawkes, den Bertha von Suttner ins Deutsche übertrug. Er betitelt sich: „Der Kaiser von Europa" und erschien in Berlin, Verlag der „Romanwelt". Das Werk ist eine der merkwürdigsten Utopien, die je geschrieben wurden, und zwar besonders darum, weil die Geschichte, die zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts spielt, sich so eng den gegenwärtigen Verhältnissen anschließt, als ob sie organisch und naturnothwendig aus denselben hervorgehen müsste. Es liegt trotz aller Phantasie viel Wirklichkeit in der Sache, stellenweise sogar ein wenig zolaistischer Realismus. Wenn die Friedenssehnsucht bei allen Menschen, in denen sie lebt, zum Ausdrucke gelangte, dann würde dieses Bild, das heute noch Utopie ist, zur Wirklichkeit werden! — Dass Arthur Hardy Marmaduke noch persönlich fortlebte, trotzdem er schon gestorben war, geht auch mit ganz natürlichen Dingen zu, die nebstdem als eine sehr abenteuerliche Sache besonders Romanleser interessieren müssen. Übrigens ist diese Sache auch sinnbildlich zu nehmen, denn Marmaduke ist ein Symbol, ist der Genius des Friedens, der freilich ewiges Leben hat.

Den Arthur Hardy als reale Person aufgefasst, ist es überaus bewegend zu lesen, wie er sich unbekannt und kümmerlich fortfristen muss, während er als todt

gilt, wie er ärmlich im Häuschen eines Landmannes lebt, während sein Name gefeiert wird und sein Ideal sieghaft ist. Dieses seltsame Verhältnis veranlasst Seelenzustände, die vom Dichter mit größter Feinheit geschildert werden. Arthur möchte die Hand ausstrecken nach einem glänzenden, beispiellos ruhmvollen Leben, aber er darf es nicht, ohne sein großes Werk zu gefährden. Nimmer darf er seinem Freunde dem mächtigen deutschen Kaiser vor Augen treten, nimmer sich seiner Geliebten nahen, die im Trauergewande um ihn weint. Er ist todt für die Welt, die glühend seiner begehrt und die aufs äußerste verwirrt sein würde, wenn er, der zum Kaiser von Europa Erklärte, als Marmaduke noch einmal erschiene. So lebt er im Verborgenen, nur bestrebt, seinen schlichten Bauersleuten, bei denen er im kritischen Augenblicke Zuflucht gefunden, Gutes zu thun.

Mich hat dieses Werk sehr gerührt. Es ist in ihm der Wunsch nach Völkerfrieden so glühend ausgedrückt, die große Christusidee so künstlerisch gestaltet! Es sind in ihm Gedanken und Anregungen niedergelegt, die nicht als müßige Hirngespinste betrachtet werden dürfen, die vielmehr immer tiefer ins menschliche Bewusstsein und ins politische Leben eingreifen müssen, bis das Große endlich erfüllt sein wird und Malmaduke, der Weltfrieden, Kaiser von Europa ist. R.

Der Schneider.

Ein Gerichtsprocess.

Der Mann kam, einen Stoff über den Arm tragend, eilig heran. Herr Schusel begegnete ihm auf der Treppe, und immer hastig, wie er's treibt, fragte er: „Sind Sie der Schneider?“

„Zu dienen.“

„Dann kommen Sie mit ins Zimmer. Sie können gleich mein Beinkleid mitnehmen. Es fehlen daran ein paar Knöpfe.“

„Ganz wohl.“

„Auch diesen Rock, weil Sie schon da sind. Das Unterfutter ist schadhaft.“

„Gut.“

„Warten Sie noch!“ sagte Herr Schusel und gab ihm auch eine Weste: „Hier wären einige Flecken auszuputzen.“

„Wird schon geschehen. Danke!“ —

Der Mann eilte fliegenden Schrittes davon. Herr Schusel gieng in sein Geschäft.

Nach einer Stunde schickte Frau Schusel die Magd zum Herrn mit der Frage, wo er die reparaturbedürftigen Kleider habe? Es sei der Schneider da, sie abzuholen. Das fällt dem Herrn Schusel auf, er eilt in die Wohnung. Da steht der glatzköpfige Herr Zwipperl, Schneidermeister im Orte: „Guten Tag, Herr von Schusel. Weil ich gerade vorbei gehe, so kann ich die Kleider, von denen Sie gestern sagten, gleich selbst mitnehmen.“

„Die Kleider haben Sie ja schon abholen lassen!“ sagte Herr Schusel.

„Wer? Ich? Wann?“

„Es war doch Ihr Geselle da, vor einer Stunde!“

„Mein Geselle? Ich habe keinen Gesellen.“

„Aber mein Gott, der Mann hat ja gesagt, er wäre der Schneider. Ich habe ihm die Kleider mitgegeben.“

„Sie wissen doch, dass ich jetzt keinen Gehilfen habe!“

„Ich meinte, es wäre ein neuer, Sie hätten wohl einen aufgenommen!“

„Herr Schusel, Sie sind einem Schwindler reingefallen.“

„Das wäre! Das wäre!“

„Wie hat der Mann denn ausgesehen?“

„Aber mein Gott, wie hat er ausgesehen, wie ein Schneider! Er sagte ja dass er's sei.“

„So! Sagte er's, Herr Schusel! Hat er's gesagt? Na, dann freilich, he, he, he.“

„Lachen Sie nicht so blöd! Mir thut's um meine Kleider leid, dass ich sie einem Gauner —“

„Sie müssen ihn einsperren lassen, Herr Schusel.“

„Von Herzen gern, wenn wir ihn nur hätten!“

Gut war's, sie hatten ihn noch am Abend desselben Tages. Im Grabenwirtshaus hatte jener Mann begonnen, den Rock mit dem schadhaften Futter zu vertrinken. Aber er war noch nicht einmal mit den Ärmeln fertig, als schon der Gemeindediener zur Thür hereinklirrte und sich in den Handel mischte.

Schon am nächsten Tage hielt der Dorfrichter Sühne. Ankläger und Angeklagter standen da. Herr Schusel erkannte den Mann sofort und war schrecklich aufgebracht. Aber schon im nächsten Augenblicke war es der Angeklagte, als er vernahm, dass man ihn nachgerade einer diebischen Handlung zieh.

„Ich danke schön für eine solche Wohlthat, wenn man den Beschenkten dafür einkasteln läßt, weil er die Gabe angenommen hat!“

„Wohlthat! Beschenkter! Gabe angenommen! Was sind das wieder für Ausflüchte? Sie haben mir die Kleidungsstücke herausgelogen!“

„Na, entschuldigen Sie!“ entgegnete der Angeklagte nun in würdiger Ruhe. „Wägen Sie Ihre Worte, mein Herr! Sonst könnten sie Ihnen übel bekommen. Ich habe nicht mit einem Worte davon gesprochen und kann das eidlich bekräftigen. Sie haben mir Ihre Kleider geradehin zugeworfen.“

„Weil Sie gesagt haben, dass Sie die Kleider holen, um sie auszubessern.“

Das habe ich nicht gesagt, Herr Richter, ich bitte für mich oder für diesen Herrn den Eid zu verhängen, dass ich so etwas nicht gesagt habe. Ich bin unfähig, eine Unwahrheit zu sagen, ja noch mehr, ich bin ganz und gar unfähig, Kleider überhaupt auszubessern!“

„Sie sind doch ein Schneider!“ rief der Herr Schusel.

„Wer sagt denn das?“ fuhr der Angeklagte auf. „Vor allem nehmen Sie Ihr Wort zurück, dass ich die Kleider hätte haben wollen, um sie auszubessern.“

„Nun, wenn Sie sich auch nicht wörtlich so ausgedrückt haben, Sie ließen mich glauben, dass Sie's so gemeint hätten!“

„Wie können Sie wissen, wie ich's gemeint, wenn Sie nicht einmal wissen, wie ich's gesagt habe. Wenn man gegen jemand eine so schwere Anschuldigung vorbringen will, so muss man seiner Sache sicher sein, verstanden!“

Der Richter selbst hatte einen einigermaßen verweisenden Blick auf Herrn Schusel geworfen: Als Ankläger müsse man sich seiner Sache allerdings vollkommen klar sein.

Der Angeklagte erzählte dann, wie er arglos in das Haus des Herrn Schusel getreten sei, in der Absicht, sein Schaltuch (Shawl) zu verkaufen, weil er es bei der eingetretenen wärmeren Jahreszeit nicht mehr brauche. Auf der Stiege sei ihm der Herr begegnet und habe ihn gefragt, ob er der Schneider sei —

„Nun!“ unterbrach ihn Herr Schusel mit der Miene größter Überlegenheit: „Und was haben Sie geantwortet?“

„Jawohl, zu dienen! habe ich geantwortet.“

„Also sind Sie doch der Schneider?“

„Nein, Schneider bin ich keiner. Nur heißen thu' ich so. Meinen Namen, den die Herren schon vorhin so gern gewusst hätten, ist Alfons Wenzel Schneider."

Herr Schusel stutzte. „Aber Sie haben", fuhr er leiser fort, „auf das hin die Kleider mit davongetragen!"

„Hätte ich sie Ihnen sollen vor die Füße werfen? So grob bin ich nicht gewesen, nie! niemals! Wenn er dir schadhafte Kleider schenkt, habe ich mir gedacht, so nimm sie dankbar an, du kannst sie schon verwerten. Dass Knöpfe fehlen, der Rock zerrissen und die Weste befleckt ist, das macht nichts, es wird schon wer flicken. Und haben Sie etwa gesagt, mein Herr, dass ich Ihnen die Sachen wieder zurückbringen soll? Nichts haben Sie gesagt, geschenkt haben Sie mir die Kleider, deswegen kann mir nichts geschehen und es ist nicht nobel von Ihnen, dass Sie jetzt solche Geschichten machen!"

In moralischer Größe strahlte der Mann. Der Dorfrichter verdarb den Nimbus bald.

„Gehn's, machen's keine Faxen", sagte er. „Wir leben nicht mehr in den Zeiten Eulenspiegels, wo das Überlisten galt."

„Habe ich etwa gelogen?" fragte der Angeklagte.

„Sie haben kein unwahres Wort gesagt, haben aber diesen Herrn mit schlauer Absicht in seiner irrigen Annahme bestärkt und betrogen. — Sie geben die Kleider zurück und wandern auf drei Wochen in den Kotter!" —

So geschehen in einem niederösterreichischen Dorfe anno 1897.

Zu den Bauern-Komödien.

In dem verdienstvollen vaterländischen Werke „Die eherne Mark" von Ferdinand Krauß (Graz, „Leykam"), welches auch der Beschreibung des steierischen Volksthums einen gebürenden Raum eröffnet, findet sich ein Hinweis auf die Bauern-Komödien in der Ennsthaler Gegend. Daselbst heißt es:

Nirgends aber ist die Freude des Volkes an bäuerlichen Komödien so groß, als im Thale der Enns und seinen Seitengräben. Es begnügt sich dabei das Volk jedoch nicht nur mit dem Zusehen, sondern es spielt sie auch mit. Und wer einmal Anlass fand, die Bauern in der Wirtsstube in ihrem Treiben zu beobachten, wird bald die Überzeugung gewinnen, dass die Ennsthaler mit ihrer Lebendigkeit der Geberde und knappen Form des Ausdruckes hiezu ganz besonders beanlagt sind. Auch ein ganz staunenswertes Gedächtnis unterstützt hier hilfreich die sonstigen Eigenschaften zur Darstellung volksthümlicher Schauspiele, und gibt es schlichte Holzknechte, die nicht einen Buchstaben lesen können, dabei aber eine ganze Menge Stellen aus diesen Spielen auswendig können. Um ein Beispiel in dieser Richtung anzuführen, sei nur erwähnt, dass heute noch im Liesingthale viele Leute, die 1862 bei der letzten Aufführung des Passionsspieles in Steiermark mitgewirkt haben, ihre langen Rollen wörtlich auswendig wissen.

Dass die Costümierung dieser Komödianten im Lodenrocke oft eine sehr drollige ist und gar arge Verstöße gegen Ort und Zeit der Handlung zeigt, verschlägt dabei nicht im mindesten, da ja die Zuseher keinen Maßstab zum Vergleichen haben. Wo es nur irgend angeht, erscheint auch der Hanswurst, der Lustigmacher. Diese Figur, der mittelalterliche Schalksnarr, macht erst die Spiele durch seine derben Späße und Schnurren volksthümlich und den Zusehern mundgerecht, und wenn der Kasperl mit seiner Pritsche Prügel austheilt, jauchzt das Volk vor Lust.

Naheliegend ist ein großer Theil dieser Spiele religiösen Inhaltes, wie das Paradeis- und Schäferspiel, das Nicolo-, Weihnachts- und Dreikönigsspiel, sowie die Krippelspiele. Diese Spiele sind jedoch nebst dem bayerischen Hieselspiel in allen Gauen unserer Alpenländer heimisch gewesen und größtentheils noch heimisch (das Paradeis- und Schäferspiel wurde am 2. Februar 1892 in Donnersbach aufgeführt), dagegen sind das Sommer- und Winterspiel, sowie das Spiel der vier Landstände nur noch im Ennsthale und insbesonders in den Seitenthälern desselben bräuchlich. Beim ersteren Spiele wird der Kampf zwischen Sommer und Winter unter Mitwirkung des Bajazzo, des Hanswurst, dargestellt, wobei der Winter durch einen hageren pelzumhüllten Mann, von dessen Barte und Haaren Eiszapfen herabhängen, und der Sommer von einem gar leicht gekleideten Jüngling mit einem Kranz aus Immergrün am Kopfe und die Mitte mit grünem Laubgewinde umschlungen, dargestellt wird. Der Text des hübschen Spieles beginnt mit dem Spruche des Bajazzo:

Bajazzo: Loset auf und schweiget still,
Loset, was der Winter und Sommer anfangen will;
Loset auf jeder Seiten,
Wie der Winter und Sommer miteinander streiten.

Sommer: Es ist zugleich unser Frauentag,
Sonn' und Mond stehen unter der Wag'.
Dort auf der grünen Wiesen
Thun die Vöglein zusammenziesen.
Ich komme gleich von ungefähr
Als Jüngling nun einher,
Als Jüngling von zwanzig Jahren
Werd' ich mich offenbaren.
Auf meinem Haupte trag' ich einen Kranz,
Der besetzt mit Rosen ganz,
Einen Gürtel mit Weinreben eingeflochten,
So komm ich dahergefochten.
Allerhand Früchte hängen an mir dran,
Nackend und barfuß geh' ich heran....

Der Winter schleicht sich hinter dem Sommer auf die Bühne. Der Bajazzo macht durch eine Geberde diesen auf jenen aufmerksam. Während der Lustigmacher durch allerlei Grimassen die Zuschauer zum Lachen reizt, fährt der Sommer ernst fort:

Mit Filz und Wolle ist der Winter bedeckt,
Die Händ' hat er in den Busen gesteckt.
Zipfert und zapfert ist er, von allerhand Gestalt,
Gleich, wie man den Donner an die Mauer malt.
Vor diesem beutelt's mir mein Haupt,
Wenn er bei der Thür hereinschaut.

Winter: Ei Sommer, ich hör' dich schon,
Ich mach' mich vor dir nicht davon!
Hör' zwar dein Schnattern und Poltern über mich,
Aber, Sommer, ich scher' mich nicht um dich,
Mach' du dich davon, deine Zeit ist aus,
Lass mich schleichen ins Haus.

Und so streiten Winter und Sommer eine Weile fort, bis der Sommer sich mit den Worten:

Mit dir, o Winter, kann ich mich nicht vertragen,
Ich will dich nun hinausjagen,

auf den Winter stürzt und diesen mit Hilfe des Bajazzo hinausprügelt.

Beim Spiele der vier Landstände treten ländlich-sittlich costümiert: Bauer, Edelmann, Bürger und Soldat auf, auch hier beginnt der Bajazzo das Spiel mit dem Prolog:

Wir bringen euch ein lustiges Faschingsspiel,
Es höre, ihr Herren und Frauen, zu — wer will.
Die vier Landständ', potztausend, sie treten nun auf,
Wir wollen jetzt lassen dem Spiel freien Lauf;
Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann,
Beginnet euer fröhliches Spiel alsdann!

Bauer: Jetzt ist die lustige Faschingszeit,
Wo jedermann sucht seine Freud.
(Der Bajazzo macht einen Luftsprung.)
Durch seiner Hände Arbeit, Müh' und Fleiß
Muss man leben, wie man weiß.
Ich nähre den Priester- und auch den Adelsstand,
Die Soldaten und Bürger im ganzen Land;
Von mir kommt alle, alle Nahrung her,
Drum gebürt dem Bauer die größte Ehr'!

Edelmann (barsch): Schweig, du Bauer, red nit so viel,
Sonst ich dir einen Herrn zeigen will.
Du kannst nicht ordonnieren und schaffen,
Auch nicht belohnen oder strafen;
Du verstehst kein Recht, noch Polizei,
Dir ist das Krumme wie das G'rade glei(ch);
Aber der Adel und gelehrte Mann,
Der muss dem Bauer ordonnieren und schaffen an.

Bauer: Hol's der Plunder! Es ist wohl wahr,
Ihr schaffts einem 's Geld aus dem Beutel gar,
Ihr richts die Handel (Streitigkeiten), wie 's euch thut g'fall'n,
Z'lest muss wohl der Bauer zahl'n.

Soldat: Wer sagt vom Zahlen? Ich bin hier,
Ich sauf alle Tage Wein und Bier;
Sag an, o Bauer, wo gehst du hin?
Ich gleich dein Saufbruder bin.

Bauer: Ei, da brauch ich kein' Gehilfen nicht,
Den Handel ich allein leicht richt!
Die Soldaten taugen nicht aufs Lond,
Die sind die Städte besser g'wohnt.
Viel mehr wie Krieg, han ih' oft g'hört,
Der Frieden sei stets wert.

Bürger: Ich halt es auch mit dir, mein Bauersmann!
Vom Krieg ich wohl viel sagen kann.
Der Bürger ist auch hart geplagt,
Ich erschrick, wenn man vom Krieg was sagt.

Es folgen nun längere Zwiegespräche zwischen diesen vier Repräsentanten des Staates, worauf der Bauer mit folgendem Spruch das Spiel beschließt:

Also sind wir alle gleich Leut,
Mit allem zufrieden, so ist's gescheidt,
Weil jetzt der Fasching thut sein,
So wollen wir trinken „Vivat" fein,
So wollen wir trinken auf ein gut Glück
Und wünschen, dass es der Himmel schickt,
Dass alles lebt in Fried und Freud,
Jetzt und in jeder Jahreszeit.

Bücher.

Wiener Zeitbilder. Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Vincenz Chiavacci und Eduard Pötzl, einer wie der andere. Wien mag tiefgründigere Volksschilderer gehabt haben, aber köstlichere Humoristen, als die beiden sind, hat es nie gehabt. Man möchte einfältig genug fragen, woher sie's haben? Ob sie denn so in alle Volksschichten und in all ihre Erscheinungen und Auftritte dringen können? Nun, sie haben das Gesicht des Dichters und finden die Natur.

Pötzls neuer Band „Wiener Zeitbilder“ empfiehlt sich am besten als Sommerlecture auf dem Lande. Man lacht damit nicht aus Wien, man lacht über Wien. Es sind zumeist menschliche Schwächen, besonders Wiener Schwächen und Thorheiten, die da classisch dargestellt werden und über die man lachen muss. Es ist der Humor der Satire, der liebenswürdigsten aller Rächerinnen. Wenn dieses großstädtische Philisterium wüsste, wieviel es durch sein Protzenthum, seine Verschmitztheit, seine Schwatzhaftigkeit u. s. w. der Welt zu lachen gibt! Würde es sich bekehren? Es wäre schade darum. Ich glaube, es muss deshalb so viel Lächerlichkeiten geben auf der Welt, damit die Humoristen etwas zu machen und die anderen etwas zu lachen haben. — Wenn man aus Pötzls neuem Büchlein die besten Stücke nennen wollte, so würde einfach das Inhaltsverzeichnis abgeschrieben werden müssen. Z. B. „Ein Hexenprocess“, „Das ausgegrabene Haus“, „Verregnete Sommerfrische“, „Der verbesserte Kalender“, „Neue Öfen“, „Radfahren“ (wird vom „Heimgarten“ stibitzt), „Der Dienstbot geht auf den Ball“, „Die Weltreisen des Herrn von Nigerl“ und schon ganz vor allem „Die Petroleumquelle“. Also wer etwas Lustiges für die Sommerfrische haben will, der hole von seinem Buchhändler die „Wiener Zeitbilder“. M.

Ein falsches Liebeslied. Novelle von Rudolf Golm. (Dresden. E. Pierson.)

Rudolf Golm zeigt einen Mann, der in wechselnder Liebe zu zwei Schwestern hin- und herschwankt, sich zuerst mit der älteren verlobt, dieses Verlöbnis löst und ein neues mit der jüngeren eingeht, zu spät aber zu erkennen glaubt, dass denn doch die ältere die richtige war und in seine Ehe mit dem Bewusstsein schreitet, eine große Dummheit zu begehen. Xaver von Flüellen, der Held der Geschichte, heiratet Blanche, sehnt sich aber dabei nach Leonie zurück. Diese ist die genialere, eigenartigere, Blanche die natürlichere; Xaver, ein decadenter Mensch, mit der nervösen Sucht nach immer neuen Erregungen, ein vielseitiger Dilettant, ein „Universal-Laie“, weiß mit der Ursprünglichkeit, die ihn vorübergehend gefesselt hat, nichts anzufangen, aber sein Charakter ist so, dass auch der Genialste ihn nicht auf die Dauer festhalten könnte. „Lieber Freund“, sagte ihm jemand, der ihn genau kennt, „du wirst immer die andere wollen, wie du auch wählst, immer die, die du nicht hast.“ — Der Mann, „der immer die andere will“, ist ein scharf beobachteter und mit großer künstlerischer Gestaltungskraft wiedergegebener Typus. V.

Der Grazer Männer-Gesangverein in den Jahren 1846—1896. (Graz. Selbstverlag des Vereines. 1896.)

Dieses Tagebuch des Grazer Männer-Gesangvereines könnte man füglich auch als Beitrag zur Geschichte der Grazer Gesellschaft und Geselligkeit in den letzten fünfzig Jahren nennen. Welch eine reiche Liste von glänzenden Namen. Rechbauer, Hüttenbrenner, Schmölzer, Kreutzer, Kienzl, Gauby, Morre u. s. w. Welche Reihe von für Graz und Steiermark wichtigen Männern, die mit in die Geschichte des ruhmreichen Vereines verflochten sind! Und welch eine Fülle von schönen, glänzenden Erfolgen, obenan stehend der große Sieg in Wiesbaden, wo im Jahre 1881 beim deutschen Sängerwettstreite der Grazer Männer-Gesangverein den zweiten Preis errang. Jedem Grazer, ja jedem Steirer muss das Herz lachen, wenn er diese Festschrift durchblättert, oft aber auch angeweht werden von Trauer, wenn er sieht, wie viele und wie Würdige der frohen Sangesgenossen schon vergangen sind! — Die ausgezeichnete Leitung des Vereines, der frische Nachwuchs an köstlichen Kräften und opferfrohen Mitgliedern läßt uns für die folgenden fünfzig Jahre das Erfreulichste hoffen. R.

Die Schweiz. Schweizerische illustrierte Zeitschrift. Polytechnisches Institut Zürich. Zweites Heft.

Die unerschöpflichen Volkseigenthümlichkeiten und Naturschönheiten dieses Landes werden in der Zeitschrift nie versiegenden Stoff geben. Das zweite Heft übertrifft noch das erste an schönen Bildern und Reichhaltigkeit. M.

„Frauen-Fleiß.“ (Berlin. Verlag John Henry Schwerin.)

Vorlagen der neuesten und schönsten Dessins schmücken diese Nummer einer Zeitschrift, welche der Frauenwelt besonders zu empfehlen ist.

Büchereinlauf.

Naturstudium und Christenthum. Von F. Better. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1896.)

Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker von Otto Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über hundert Illustrationen. (Leipzig. G. Barsdorf. 1897.)

Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Neubearbeitet auf Grund der Überlieferungen von Johann Josef Ammann. (Krumau.)

Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen von Dr. Adalbert von Haustein. (Leipzig. Gg. Freund. 1897.)

Novellen aus Österreich. Von Ferdinand Saar. Erste Ausgabe in zwei Bänden. Erster Band. (Heidelberg. Georg Weiß. 1897.)

Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale. Von Josef Hofmann von Aspernburg. (Liesing. Karl Fischer 1897.)

's Reis am Weg. Eine Geschichte aus dem Isarwinkel. Zweite Auflage. Von Wilhelmine von Hillern. (Stuttgart. H. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten von Moriz von Ebner-Eschenbach. (Stuttgart. H. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Zwei Millionen und nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte von William Allm Butler. Deutsch von Eduard Dorsch. (Zürich. Karl Henckell & Co.)

Volkslieder der Griechen. In deutscher Nachdichtung von Hermann Lübke. (Berlin. S. Calvary. 1897.)

Flammen-Zeichen. Freiheits- und Vaterlandsgesänge von Emil Ressel. Zweite, vermehrte Auflage. (Rumburg. Heinr. Pfeifer. 1896.)

Gruß aus Österreich. Von Fritz von Holzhausen. (Frankfurt a. M. Reinhold Mahlau. 1897.)

Aus Dur und Moll. Gedichte von Paul Heinze und Anna Heinze. (Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1897.)

Deutsche Nationalfeste. In zwanglosen Heften. Schriftleitung München, Gallerie-straße 15.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Unter Mitwirkung namhafter Musikschriftsteller und Componisten herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

Postkarten des „Heimgarten“.

* Die an mich einlaufenden Briefe kann ich nur in den seltensten Fällen von Person zu Person berücksichtigen, doch sollen sie stets nach Thunlichkeit in den „Postkarten“ des „Heimgarten“ beantwortet werden.

Rosegger.

W. H., Wien: Dass auch Adalbert Stifter, der milde, classisch abgeklärte Dichter als Mensch seine Sturm- und Drangjahre gehabt hat, beweist J. J. Ammann, der in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ 1895 die Geschichte seiner Jugendliebe mittheilt und eine Anzahl Briefe Stifters an dessen Studentenschätzchen Fanny Greipl in Friedberg im Böhmerwalde. Diese für Stifterforscher höchst wichtige Mittheilung zeigt uns den großen österreichischen Dichter von einer neuen Seite, wenn schon nicht von der günstigsten, so doch von einer sehr interessanten. Es kann einem weh ums Herz werden, wenn man sieht, dass selbst Dichter mit der Liebe manchmal nichts anzufangen wissen.

F. S., Graz: Sie sind Gewerbsmann, es fehlt Ihnen die Zufriedenheit, und Sie wollen deshalb Dichter werden. — Da kommen Sie vom Regen in die Traufe.

E. E., Mödling: Dürfen wir die innigen „Osterlieder eines gefiederten Sängers“ im nächsten Jahre veröffentlichen?

F. D., Cilli: Zuschriften erhalten. Bewusstes an den braven Mann in Linz abgeschickt worden.

D. H., Wien: Der Kampf gegen die sinnlose Übermenge von Kranzspenden bei Begräbnissen ist schon mindestens ein Vierteljahrhundert alt, und weil die Abneigung vor dieser Unsitte in unzähligen Personen vorhanden ist und war, so wird sich die „Priorität“, wer zuerst gegen die Kranzspenden aufgetreten, kaum feststellen lassen.

W. Z., Wien: Sie müssen es nach Ihrem Geschäfte am besten wissen, dass die Leute zu nichts mehr Zeit haben, seit durch die raschen Verkehrsmittel und Maschinen so viele Zeit gewonnen wird. Ein Redacteur hat keine Maschine zum Manuscriptlesen, zum Recensieren und Corrigieren, zum Suchen von Verlegern u. s. w. und sein Tag zählt auch nicht über vierundzwanzig Stunden.

Z. P., Steyr: Liegt uns nicht. Hingegen möchten wir Ihnen im Gegensatze zu den unzähligen Modecuren die „Brütecur" vorschlagen. Jemand, der sich irgendwie leidend fühlt, soll sich auf vierzehn Tage lang ins Bett legen und unter den Decken eine möglichst hohe und gleichmäßige Wärme zu erreichen suchen. Auch ein Ausruhen und Kräftesammeln.

M. Z., Innsbruck: Natürlich halten sich die Herren unsauber. Karl Vogt, das Haupt des wissenschaftlichen Materialismus, bezeichnete das menschliche Denken als ein Urinieren des Gehirns. Sohin sind Karl Vogts wissenschaftliche Werke eine Art — na! Wie nennen es die Bauern gleich? —

Fidibus. Ihr kleines Familiendrama passt am besten für diese Stelle:

Die Badecur.

Doctor: Wo fehlt's? Wo fehlt's?

Patient: Unruhe, Aufregung, Schlaflosigkeit, Melancholie. Kurz, mir ist durchaus nicht wohl.

Doctor (nachdem er sich um die näheren Umstände erkundigt): Ich glaube, dass Ihnen eine Badecur gut thun würde.

Patient: Mir eine Badecur?! Mich wollen Sie in ein Bad schicken?

Doctor: Ei doch, Sie nicht. Ihre Frau!

Der Regenschirm. Eine Zuschrift.

„Lieber Heimgärtner!

Im siebzehnten Jahrgange Deiner Zeitschrift habe ich ein kleines Mundartstück gefunden, benamset ‚Der Regenschirm', wenn Du Dich erinnerst. Schon dazumal habe ich über dieses Ding einigermaßen den Kopf geschüttelt, sage ich Dir. Nun höre ich aber, dass genanntes Mundartstück ein gewisses Aufsehen erregt hat, dass es der Verfasser öffentlich vorliest und dass es allenthalben immer wieder begehrt wird. Nun komme ich aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus, muss ich Dir gestehen. Wenn dieser ‚Regenschirm' gut ist, dann weiß ich nicht, was schlecht sein soll, denke Dir! Der Stoff für sich ist schon ein unbedeutender, so alltäglicher, dass er alle Tage in jedem Hause vorkommt. Aber davon rede ich nicht, magst Du wissen. Wovon ich rede, ist, dass dabei die Hauptsache fehlt, gänzlich mangelt, sage ich Dir! Der Verfasser hat über die Einleitung rein vergessen, was er wollte. Da reden zwei simple Bauersleute, ein alter Mann und ein altes Weib, eine Weile darüber herum, ob der Mann, der ‚Sama Hiasl', wie ihn der Herr Dichter so geschmackvoll nennt, auf seinem Gang über die Alpe den Regenschirm mitnehmen solle oder den Stecken, weißt Du. Aha, denkt man sich, weil der Wigel-Wagel gar so groß ist, bin ich doch begierig, ob er den Schirm mitnimmt, oder den Stecken. Und denke Dir, wie die beiden so Stuck a fünf Minuten gewartelt haben, bricht das Ding plötzlich ab. Bricht ab, sage ich Dir, und man weiß nicht, ob der ‚Sama Hiasl' den Schirm mitgenommen hat, oder den Stecken, das ist doch zu dumm. Da geht die moderne Art, ein Opus unentschieden und ungelöst ausgehen zu lassen, doch zu weit, sage ich Dir. Das ist denn doch nicht mehr erlaubt. Ich lasse mich aber nicht bei der Nase umführen und stelle die Anfrage an den Verfasser und wärest es Du selber, ob der Mann den Regenschirm mitgenommen hat, oder den Stecken. Ich will es wissen. Wenn Du es weißt, Heimgärtner, so mache aus dieser Lappalie doch kein so großes Geheimnis und theile es im ‚Heimgarten' mit, denn ich bin überzeugt, dass es noch mehr Leute gibt, die Klarheit haben wollen, verstehst Du?

Ein alter Abonnent, der für sein Geld auch Gewissheit haben will und sich den Modethorheiten nicht anschließt."

Infolge dieses Schreibebriefes haben wir Erkundigungen eingeholt und hat sich Folgendes zur Evidenz ergeben: Der „Sama Hiasl" hat auf seinem Wege über die Alpe den Regenschirm nicht mitgenommen, weil der gute Wind gieng. Er hat auch den Stecken nicht mitgenommen, weil Wolken aufstiegen. — Weil er sich absolut nicht entschließen konnte, ob Schirm oder Stecken, so ist er am Ende auch selber zu Hause geblieben. Damit hat der bange Conflict seine Lösung gefunden, falls der Hiasl nicht heute noch überlegt, ob Schirm oder Stecken. In diesem Falle gehört die Frage eben zu jenen ewigen, unlösbaren Fragen der Menschheit, die keinem Abonnenten weder für Geld noch gute Worte geschlichtet werden können.

* Von jetzt ab lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten" betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

11. Heft. August 1897. 21. Jahrg.

Wo bleibt die Liebe?

Ein Sonderbildchen aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

„Es wird nicht gehen, es wird umsonst sein“, sagte zu sich der Präckel-Bub, der den steinigen Waldweg herabstieg in das Thal, wo das Freisinggehöfte breit, behaglich und schützend dalag, wie eine alte Bruthenne auf ihrem Nest. „Es wird nicht gehen. Es wird umsonst sein. Wir sind ein nothiger Bergbauernsohn, sie ist die einzige Haustochter des großen weitberufenen Freisinghofes. Probieren kann man's ja, 's Probieren kostet nichts.“

Im Hausgarten arbeitete sie und duckte sich dabei so tief, dass es schien, sie stehe mit vier Füßen auf dem Salatbeet. Der Präckel-Bub hatte eine hübsch breite Hand und hätte nicht übel Lust gehabt, dieselbe scherzeshalber auf die schöne Rundung zu klatschen, die von der Freisingdirn zur Zeit am auffallendsten hervorstand. Wenigstens fiel es ihm ein, aber der Mensch thut nicht alles, was ihm einfällt. Er blieb vielmehr ganz bescheiden am Zaune stehen und sprach sie an: „Bist halt schon wieder fleißig, Gina!“

Sie richtete sich halb auf, dieweilen sie den Finger noch in der Erde stecken ließ, in die junge Salatpflanzen zu setzen sie eben im Begriffe war.

„Na freilich“, antwortete sie. ’s thut noth. Zu Peter und Pauli wollen wir schon Salat essen“.

„Der Salat ist eh gut“, sagte er, „ich ess’ ihn auch gern.“

„Na freilich ist der Salat gut“, darauf sie, und arbeitete.

„Rothe Rüben hast auch da“, sagte er.

„Rothe Rüben hab’ ich auch da.“

Er schwieg ein Weilchen, um nachzudenken, was jetzt Kluges zu sagen wäre. Es muss recht klug sein und ein wenig anzüglich, dass sie es merkt, weshalb er da ist.

„Einen schönen Nelkenstock hast auch da!“ sagte er.

„Ja“, antwortete sie.

„Mit was wird denn so ein Nelkenstock gedüngt?“ fragte er, um ein rechtes Interesse für ihre Sache zu zeigen.

„Mit Rossmist“, antwortete sie und tauchte mit den Fingern die Wurzel eines schlanken Pflänzleins in den Boden.

„Ah so“, sagte er. Da waren sie wieder fertig.

Nun fasste der Präckel-Bub am Holzzaun ein Brett an und rüttelte stark, damit sie sehe, er verstehe anzugreifen.

„Der Zaun wackelt ja!“ sagte er.

„Wenn du ihn schüttelst, wird er freilich wackeln“, antwortete sie.

Er schwieg und zermarterte seinen Kopf. Auf diese Art kommt man ja nicht weiter. Er muss sich ihr nähern. Aber er hatte den Muth schier gänzlich verloren. Das ist nicht so leicht, als man glaubt. Sie wird ihn abschnalzen. Er muss sie ihm verbindlich machen.

„Wart’, Gina“, sagte er, „ich will dir die Salatpflanzen zureichen, dass du nicht so weit hinundhergreifen musst.“

„Das kannst auch thun, wenn’s dich freut“, war ihre Antwort.

„O, bei dir freut mich alles!“ platzte er heraus, ganz glücklich darüber, endlich in der richtigen Ecke zu sein. „Wir zwei sollten halt zusammenheiraten. Magst, Dirndl?“

Jetzt richtete sie sich auf, fuhr sich mit dem Ärmel über das geröthete Rundgesichtlein, lachte ihn an und sagte: „Das Heiraten ist mir nicht zuwider.“

„In Spass und Ernst, Gina. Ich möcht’ dich haben. Bin deswegen da. Ganz im Ernst, Gina! Ich hab’ mir’s schon überlegt. Überleg’ dir’s halt auch du.“

„Narrl, dummes!“ lachte sie. „Was braucht es da viel Überlegen, wenn man heiraten will! Schau, dort unter dem Birnbaum geht just mein Vater. Er geht nach Hansbach auf den Viehhandel. Den kannst gleich fragen. Holst ihn leicht ein.“

Wenn sie ihn zum Vater schickt, so muss er doch gleich gehen. Sagt der Vater nein, so weiß man auch, wie man dran ist.

Dieweilen der Präckel-Bub eilig über den Hof geht, dem Feldthor zu, wo der alte Freisinghofer vierschrötig hinausschreitet und seinen Stock fest in den Boden setzt, schaut die Gina ihm nach und denkt: Schön ist er gerade nicht. Aber gesund. Gesund und stark schaut er aus. Gesundheit ist eh das beste. Wenn man heiraten will, ist einer wie der andere. Wie es bei uns jetzt ausschaut und was ich vom Vater weiß, kommt kein besserer. Viel zu jung, heißt's, wär' man auch nicht mehr, mit fünfundzwanzig. Freilich fünfundzwanzig, aber doch nicht so. Bei mir waren halt die Jahre kürzer. Über zwanzig bin ich nicht, wenn man's recht um betrachtet. Was weiß der Kalender! Der dumme Kalender! Mir graust schon. Einen Ehrentag will man doch auch haben. — Na, wenn er so langweilig vorantrottelt, wird er ihn nicht einholen! Stader Tepp! Den werd' ich mir herrichten, wenn er erst mein ist! — Das ödweilige Umfrötten bei Allem! Entweder geschwind, oder gar nicht, so bin ich. Na endlich! Jetzt stehen sie beieinander. Wird wieder der Vater Geschichten machen. Gott, diese Mannerleut'! —

„Stad, Freisinghofer, stad!" rief ihm der Präckel-Bub nach. „Ich geh' auch ein wenig mit."

Der Bauer stand still: „Ist eh recht."

„Gut steht's heuer, das Roggenkorn!" sagte der Bursch', auf das wogende Feld deutend, wo aus den Halmen schon die jungen Ähren zu gucken begannen.

„Gehst auch mit auf den Markt, oder hast so was mit mir zu reden?" fragte ihn der Bauer kurz. — Er ist herrisch! denkt sich der Bub, es wird ja so umsonst sein. Nun, eine Frag' ist frei, die kann ihn nicht verdrießen und die Nachbarschaft nicht verschlechtern, eher verbessern, auf jeden Fall.

„Na, freilich hätt' ich was zu reden mit Euch, Freisinghofer", sagte er, und zwar frischer und dreister, als er es sich selbst zugetraut hatte. Ist nichts zu verlieren, dann kommt erst manchmal die richtige Kurasch.

„Nachbar Freisinghofer", sagte er und bohrte, wie sie jetzt so nebeneinanderstanden, den einen Stiefelabsatz in den Boden, um sich auf solcher Axe ein wenig hin- und herzuwiegen. „Wenn ich einmal wem nachlauf!"

„Und wenn ich einmal stehen bleib'!" sagte der Bauer.

„So muss es schon was Wichtiges sein. Dass ich's geradeweg sage, Freisinghofer, wenn Ihr mir Eure Tochter Regina zum Weib geben wollet, so wär' mir das gar nicht zuwider."

„Hast du mit dem Mädel schon gesprochen?"

„Das ist gewiss. Sie schickt mich her, dass ich mit dem Vater reden soll."

„Ja, ja, ihr jungen Leut'! Das geht nicht so schnell, wie ihr glaubt!" sprach der Bauer in derbem Tone. „Vor vierzehn Tagen kann keine Red' sein!"

„Wir können es ja noch überlegen", meinte der Präckel-Bub.

„Nichts da, überlegen!" rief der Freisinghofer. „Vor vierzehn Tagen kann die Hochzeit nicht sein. Was wisset ihr, was das für Vorbereitungen braucht!"

„Ich meine, es eilt auch nicht so", sagte der Bursch' bescheidentlich, fast kleinlaut.

Und der Alte: „Dann ist's am besten, ich lass' heut' den Markt Markt sein. Gekauft hätt' ich eh nichts. Und gehen miteinander nach Kiendorf zum Notar. Ihr junges Volk gebt ja doch keine Ruh, bevor ihr nicht beisammen seid."

„So muss ich gleich zu meinem Haus hinauf und ein besseres Gewand anlegen", sagte der Bub.

„Dass du dich nicht verweilst, Josel. Kannst nachher gleich zu Mittag essen bei uns."

Der Präckel-Bub stieg seinen Berg hinan. Der Freisinghofer blickte ihm nach: Haben thut zwar auch der nicht viel. Ist aber zur Arbeit stark und greift fest an. Man merkt's auch in seinem Weibsuchen, dass er nicht blöde ist. Der soll nachher halt selber schauen, wie er fertig wird mit der G'schicht!

Und der Bub unterwegs, der wusste gar nicht, wie ihm geschah. — Er ist ja so viel als Freisinghofer! Reicher Freisinghofer! Soll das geträumt sein? — Wenn der Mensch schon zum Frühstück Griesknödel isst, da wird der Magen schwer. Träume sollen ja vom Magen kommen, sagt der Schulmeister, auch wenn man wacht, bisweilen. Reicher Freisinghofer auf einmal! Es ist zu dumm!

Im Gegentheile, es war eigentlich sehr gescheit! Und wie der Alte mit sich reden ließ! Als sie hernach gegen Kiendorf hinausgiengen und der Präckel-Bub unter umständlichem Stottern eingestehen musste, dass der Präckelhof auch seine Sorgen habe, sagte der Freisinghofer freundlich: „Wie's halt schon geht. Thuet halt miteinander auf Gütergemeinschaft. Ein bissel was wird doch da sein. Was dein, das ist ihr, was sie hat, ist dein."

Das war dem Burschen überaus angenehm. Er packte vor Vergnügen darüber das Dirndl plötzlich an der Hand und drückte sie keck.

„Auweh!" rief sie. „Du bist aber schon auch ein bissel ein Grobian, Josel!"

„Beim Gernhaben kann einer nicht leicht zu grob sein", meinte der Alte. Darauf blieb er stehen, es gabelten sich zwei Wege.

„'s ist wahr", sagte er. „Wir könnten gleich nach Hansdorf zum Pastor. Mit dem Notar hat's immer noch Zeit. Hauptsache ist jetzt das

heilige Versprechen. Und die Hochzeit vorbereiten. Wir wollen uns nicht lumpen lassen."

Einen wahren Heiligenschein bekam das Gesicht der Gina, als sie von einer festlichen Hochzeit hörte. Ihre Schulgenossinnen hatten größtentheils schon abgeheiratet und sogar Schadenfreude geoffenbart. Nun sollen sie sehen! Die Freisinghoftochter soll einen Ehrentag haben, wie er seit dreißig Jahren nicht mehr gewesen ist!

Und von heute am fünfzehnten Tage, als das öffentliche Aufbieten, das Einladen und Brautpoltern vorüber war, kam dieser Ehrentag. Die Regina war's, sie war Königin! Sie trug ein weißes Schleppgewand und eine Blumenkrone, was weiß ich, es ließe sich wunderbar beschreiben. Aber, offen gestanden, der Erzähler hat an dieser Hochzeit keine besondere Freude. Er erinnert nur, dass es unermesslich viele Pracht gab, das ganze Dorf war bei der Hochzeit, sogar Leute von den katholischen Nachbarsgemeinden. Und alles schwamm in Blumen und Grünzeug, in Sträußen und Bändern, deren bunte Farben grell hinausschrien in alle Weiten: „Salve Regina!" Eine nachgerade schreckliche Majestät bekundeten die Blechinstrumente der lungenfesten Musikanten und die krachenden Pulvermörser. Der Wein wurde nicht aus Gläsern getrunken, das waren zu engherzige Verhältnisse, er floss aus Thonkrügen, einer zu drei Litern! Aus Thonkrugschnäbeln schnurgerade in den Mund! Das thut's. Die Brautgaben, die Gesundheitstränke, die Hochzeitsreden, die Kranzeljungfern, das Kranzelabtanzen und all die deutsamen Hochzeitsgebräuche, aus der ganzen Gegend und vielen Generationen zusammengesucht — es war großartig! Und die Leute flüsterten, schrien, sangen es hinaus, eine so lustige Hochzeit hätten sie noch nicht erlebt. Diese Ehe beginne glückselig, wie das ewige Leben! — Die Königin saß natürlich mitten in der hufeisenförmigen Festtafel und nahm die Huldigungen gnädig und wonnig entgegen. Was sah sie nicht alles zu ihren Füßen! Was ward ihr nicht alles dargebracht! Die aufgedonnerten Gewand- und Essspenden, die süßsäuerlichen Anfäuselungen der Weiber, die ernster gemeinten Glutblicke junger Burschen, die ihr besonderen Spass bereiteten. Sehr saubere Mannsbilder gab's dabei! Und — verlaub zu fragen, wo war denn der Bräutigam? Aber! Der saß doch immer neben ihr, an der rechten Seite, etwas tiefer, etwas im Hintergrunde. Mit größter Gelassenheit ließ er die Braut Königin sein. Er begnügte sich, nun bald der reiche Freisinghofer zu sein. Das würde nicht einen einzigen Tag währen, sondern vierzig, fünfzig Jahre oder länger; mein Gott, manche Leute, die sich leicht geschehen lassen können, werden achtzig, neunzig Jahre alt. Das Weib nimmt er halt nebenbei mit, so gut es geht. Das gehört eben zu seinen Aufgaben, zu einer guten Existenz. — Na, jetzt kommt eine mit den Honigkrapfen. Die hätte auch die andere Tischreihe nehmen

können! — Das war nämlich im Wirtshause die Küchenmagd. Weil Noth an Aufträgerinnen war, so musste auch sie dran. Und so kam sie mit ihrer Riesenschüssel, in welcher die frischgebackenen Krapfen dampften. Die Magd wendete ihr blasses Gesichtlein abseits, als sie dem Bräutigam die hochgeschichtete Schüssel hinhielt. Als er sich mit der zweispießigen Gabel ein schönes Stück herausgestochen hatte, gab sie ihm die Schüssel in die Hand: „Deiner Braut kannst du sie reichen!“ Ihm schien, als zitterten ihre Arme, er vermied es, sie anzublicken, dachte aber bei sich: Um dieses Mädel thut's mir leid! — Sie war schon wieder fort, er sah sie nicht mehr, den ganzen Abend nicht.

In den Stuben dampfte und dunstete es schrecklich, roch nach Speisen, Wein, Kerzen, Tabak und Leuten. Es war der Hochzeitsgeruch, der berauschende, betäubende. Das Brautpaar hielt aus bis nach Mitternacht. Dann gieng ein Schwarm davon. Das junge Ehepaar hatte eine halbe Stunde bis zum Freisinghofe. Ihretwegen hätte der Weg weiter sein dürfen. Auch seinetwegen. Gott, was war diese Luft köstlich, diese stille träumende Nacht! Der Josel hätte immer so fortgehen mögen. Er legte seinen Arm um den Nacken eines Jugendkameraden und sie sangen mitsammen einen Jodler. Die Gina wurde vom Brautführer begleitet und mehreren Hochzeitsburschen. Auch sie waren lustig und vor dem Freisinghofe wurde zum Schlusspunkt noch ein schallendes Ständchen gebracht, das letzte Salve Regina.

Bald hernach fanden sie sich allein in der dumpfen Ruhe des Hauses. Sie sagte ihm kurz: „gute Nacht!“ und eilte in ihr Kämmerlein. Er gieng in seiner ihm angewiesenen Stube noch ein Weilchen auf und ab und betrachtete die alten Schränke und Kästen; sie waren aber zugesperrt. Er löschte das Licht aus, legte sich ins Bett, aber die Hochzeit brodelte ihm noch im Kopfe herum, er konnte nicht schlafen. Er hätt, am liebsten schon den Morgen gehabt, um alles in Augenschein zu nehmene was jetzt sein war oder sein werden sollte. Da er doch nicht schlafen konnte, so stand er wieder auf, machte Licht und gieng an einige Kammerthüren, um etwa schon jetzt die Vorräthe in Augenschein zu nehmen. Es war aber alles zu, ganz fest zu — auch die Kammerthür zur Gina.

Am nächsten Morgen schlief er lang und als er aufwachte, streckte er sich mit großem Behagen auf seinem Bette. Wenn man als Freisinghofer aufwacht! Der Hof war übrigens in großer Unordnung, das Gesinde verschlafen, mürrisch; das Vieh plärrte hungrig in den Ställen. Nach so einem Tage ist das aber kein Wunder. Das Wetter regnete, die Gasse war lehmig, so dass der Karren eines Holzfuhrwerkes bis an die Räderachsen einsank. Beim Frühstück kamen sie zusammen in der düsteren, ungelüfteten Stube. Die Gina und er. Sie schauten sich fast betroffen an. Die Gebräuche und Lustbarkeiten waren vorüber, aber es sind nicht bloß

Gebräuche und Lustbarkeiten allein gewesen, sie waren unter all diesen heiteren Vorgängen Mann und Weib geworden. War das wirklich so? Die Gina lachte, sie fand es komisch.

An diesem Tage wollten sie zum Notar gehen, da kam der Amtsbote mit Briefschaften. Der alte Freisinghofer schob gähnend — er hatte auch nicht ausgeschlafen — die Papiere dem Josel zu. Aha! dachte dieser, das ist gewiss schon der Steuerbogen. Wenn sich alle Sachen so pünktlich einfänden, wie der Steuerbogen! Nun, wer was hat, der muss sich auch die Abgaben gefallen lassen. — Es war aber etwas anderes. Es war etwas Unangenehmeres. Es war ein ganz abscheulicher Katzenjammer nach dem Festtage. Das erste der Papiere war eine notarielle Zuschrift mit der Drohung, dass der Stiftmüller zu Hansbach sein Guthaben von zweitausend fünfhundert Gulden gerichtlich einklagen müsse, wenn es der Freisinghofer nicht innerhalb acht Tagen zahlen würde. Das zweite Papier war eine gerichtliche Zustellung von der Sparcasse. Die Sparcasse hatte schon eingeklagt, sie wollte vom Freisinghof ihre dreitausend Gulden haben.

„Was bedeutet das?“ fragte der Josel den Alten. Dieser zuckte missmuthig die Achseln: „Was kannst machen! Heißt's halt zahlen, oder wenn du das nicht kannst, den Hof verganten!“ —

Was soll ich die peinlichen Auftritte weiter schildern? Wo wir lieber dem Herrgott danken möchten, nicht dabei gewesen zu sein. Schon am zweitnächsten Tage war's, dass der Josel wieder oben in seinem Präckel-Hause hinundhergieng und hinter sich alle Thüren zuschlug unter den ächzenden Wänden. Er blieb oben. Die Gina schickte nicht zu ihm hinauf, aber der Hansdorfer Pastor kam nach acht Tagen, ihn mahnend an seine Pflichten.

An welche Pflichten?

Die er am Altare eingegangen mit seiner Eheliebsten.

Mit seiner Eheliebsten! Von Liebe und Treue bis in den Tod soll am Altare die Rede gewesen sein. Das musste der Präckel-Bub ganz überhört haben. Der Mensch hat an anderes zu denken, wenn er eine so große Wirtschaft übernimmt.

Der Josel gieng nun nothgedrungen zwar wieder hinab, aber nicht, um den Freisinghof zu übernehmen, den ließ er großmüthig dem Alten, als vielmehr, um sein Weib auf das Präckelhaus heimzuführen. Sie gieng jedoch nicht mit ihm, sie blieb in ihrem Vaterhause, und wenn der Josel nicht Mannes genug sei, um dasselbe aus den Schulden zu reißen und wieder wohlhabend und angesehen zu machen, wie es ehemals gewesen, so pfeife sie auf ihn. So gieng er allein wieder hinauf und war verzagt bis zur Verzweiflung. Wenn er die arme Magd genommen hätte, die Rosel, die ihn so gerne gehabt hat! Gott, was ist das für

ein liebes, fleißiges, anspruchsloses Mädel im Vergleich mit dieser Gina! — Jetzt ist das Leben verspielt. Höllverdammter Freisinghof du!

Die Gina war freilich auch nachdenklich geworden darüber, dass sie so ohne alle Neigung zu diesem Manne blind dreingeheiratet hatte, aus dummer Freude an einem „Ehrentag“ und wohl auch in der Hoffnung, der sonst tüchtige Präcker-Bub würde den Hof allmählich aus der Verlegenheit ziehen. Als sie nun vernahm, dass der Josel so todestraurig sei, da empfand sie für ihn das erstemal etwas. Es wäre dann ja auch für sie besser, wenn sie wieder frei sein und vielleicht doch gelegentlich eine glücklichere Wahl treffen könnte. Auch nahegelegt wurde es ihr, und so bat sie den Josel auf eine Unterredung. Ich weiß nicht, wer zuerst das Wort ausgesprochen, aber recht war es beiden. Es war kein Trotz da und keine Eifersucht, und sie wollten anständig wieder auseinandergehen, damit jedes nach seiner Art und nun gewitzigt sich bestreben könnte, glücklich zu werden.

Sie giengen zum Amte, ließen sich willig scheiden, und das war die erste und wohl auch die letzte Liebesthat, die sie sich einander geleistet haben.

Verfehltes Ziel.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

„Ich sage dir, dass ich mich rasend vernarrt habe, ich will und muss sie heiraten!“ rief Oskar von Trostburg in hellem Zorn. „Ich hasse sie, sie soll elend zugrunde gehen, als enttäuschte, streitsüchtige, alte Jungfer, wenn sie mich nicht nimmt!“

Mit langen Schritten stürmte der junge Mann im Gemache auf und nieder, seine Augen blitzten; eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hätte nicht wilder, nicht unbändiger aussehen können. Die Wildheit lag sonst gar nicht in Oskar von Trostburgs Art. Der junge Mann wurde allgemein „der schöne Oskar“ genannt; er zählte erst zweiundzwanzig Jahre, war so heißblütig, als man dies in solcher Jugend zu sein pflegt, sonst aber durchaus nicht bösartig. Momentan freilich befand er sich in gefährlicher Laune, denn er war, wie er sich jetzt sagte, einer gefallsüchtigen Kokette in die Netze gelaufen, die sich nun plötzlich nicht weiter um ihn kümmerte.

Mit blitzenden Augen stürmte er noch immer im Gemache hin und her und schmähte die spröde Schöne.

„Eine herzlose, betrügerische Kokette!“ rief er zornig. „Sie gab mir jede Ermuthigung, deren ein Weib nur fähig ist, sie zog mich an

sich, bis ich den Kopf vollständig verloren hatte, plötzlich wendet sie sich von mir, drückt ihr Taschentuch an die Augen, behauptet, sie habe immer nur an freundschaftliche Beziehungen gedacht und begreife nicht, wie ich mir mehr oder anderes habe in den Kopf setzen können. Hol' sie der Teufel, sie und ihr ganzes verrätherisches Geschlecht! Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend, ich werde mich rächen, sowahr ich Oskar von Trostburg heiße!"

„Und wie willst du das bewerkstelligen?" fragte vom Sofa herüber eine phlegmatische Stimme, „sie ist ja doch ein Weib, als solches kannst du sie unmöglich fordern, um sie dann kaltblütig niederzubrennen. Ich gebe ja zu, dass man alle möglichen rachsüchtigen Gefühle zu empfinden imstande ist, aber wie selten im Leben kann man ausführen, was man gerne möchte. Es ist eine Ungerechtigkeit in den menschlichen Satzungen, dass Frauen, welche mit Männerherzen spielen, doch jeder Strafe entrinnen; du und ich aber, wir werden schwerlich imstande sein, das zu ändern, und es erübrigt uns somit wohl nichts anderes, als Fügsamkeit."

Hugo Werden hatte heute eine viel längere Rede gehalten, als dies seiner angeborenen Bequemlichkeit sonst ähnlich sah; er lag der Länge nach auf dem Sofa hingestreckt da, rauchte aus einer braunen Meerschaumpfeife und blickte träumerisch den sich ringelnden Wölkchen nach, welche zu der Decke emporzogen. Hugo Werden war ein hübscher, intelligent aussehender Mann, um mehrere Jahre älter als sein Freund Oscar und als Rechtsanwalt sehr beliebt. Seine Hauptuntugend bestand darin, dass er sich nicht immer dazu aufraffen konnte, seinem Berufe nachzugehen, weil er zu träg war.

„Glaubst du, mir ist es nie geschehen, dass ein Mädchen ihr tändelndes Spiel mit mir getrieben, um mich dann schnöde sitzen zu lassen?"

Oskar von Trostburg, der noch immer mit großen Schritten im Gemache auf und ab gieng, blieb überrascht stehen.

„Du — du, der schöne, unwiderstehliche Werden, — auch mit dir sollte ein Weib gespielt haben, um dich dann zu täuschen, zu betrügen, zu verlassen?"

„Gewiss ist mir all das widerfahren, lieber Freund; ein jeder von uns muss derlei durchmachen, wie die Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach, Keuchhusten und wie das Zeug sonst heißt! Ich bin vielleicht ein halbdutzendmal mit ‚gebrochenem Herzen' umhergegangen und befinde mich deshalb heute doch ganz leidlich! So wird es auch dir gehen, mein Junge, je mehr du rasest, desto rascher erholst du dich! Doch erzähle, ist sie hübsch, die schnöde, kleine Verrätherin?"

„Selbstverständlich! Was glaubst du denn von mir, dass ich mir eine hässliche ausgesucht? Sie ist wunderschön, bezaubernd, sage ich dir! Ach, es packt mich eine tolle Wuth, wenn ich an sie denke!"

„Also göttlich — na, mir auch recht! Und ihr Herz, das gehört vermuthlich einem anderen, wie? — Wie heißt sie denn, Oskar?“

„Sophie von Sonnenberg! Die halbe Männerwelt unseres Städtchens ist in sie vernarrt!“

„Sophie! Böses Omen das, habe noch nie eine Sophie gekannt, welche nicht eine geborene Kokette gewesen wäre. Wie sieht sie aus, blond — brünett?“

„Brünett; sie hat dunkle Augen, ein pikantes, ganz unwiderstehlich hübsches Gesichtchen, ich sage dir, reizend! Und es ist schmählich, dass sie mich so behandelt hat!“

„Zugegeben! Die böse Hexe verdient alle Strafen der Hölle. Da wir aber nicht die Macht besitzen, dieselben über ihr schuldiges Haupt heraufzubeschwören, so wollen wir ihr ihr Vorgehen in der gleichen Münze zurückzahlen, deren sie sich bedient. Was sagst du dazu?“

„Ausgezeichnet!“ rief Oskar plötzlich, vor dem Freunde stehen bleibend. „Ich habe einen kostbaren Gedanken und du, du allein kannst mir zu dessen Ausführung behilflich sein!“

„Bis zu meinem letzten Athemzuge will ich dir zur Seite stehen, nur thu' mir den Gefallen und schlage keinen so entsetzlichen Lärm. Reiche mir einmal die Streichhölzchen, meine Pfeife geht aus.“

„Hugo, du weißt doch, dass die Weiber dich unwiderstehlich finden!“

„Wirklich? Sehr liebenswürdig von ihnen, und was weiter?“

„Weshalb solltest du nicht Sophie von Sonnenberg den Hof machen, sie zu dem Glauben berechtigen, dass du in sie verliebt seiest, und sie dann gerade so behandeln, wie sie mich behandelt hat?“

Hugo Werden richtete seine großen, träumerischen Augen mit etwas verwundertem Ausdrucke auf seinen jungen Freund.

„Ist das dein Ernst, Oskar?“ fragte er leise.

„Mein vollster Ernst!“

„Aber gesetzt den Fall, ich könnte es thun, gesetzt den Fall, ich wäre wirklich jener unwiderstehliche Don Juan, für welchen du mich schmeichelhafterweise zu halten scheinst, gesetzt den Fall, es würde mir gelingen, der schönen Sophie Neigung einzuflößen, kommt es dir nicht vor, dass die Rolle, welche ich da spielen würde, eine schlechte wäre?“

„Eine schlechte? Und wie nennst du denn das Benehmen, dessen sie sich mir gegenüber schuldig gemacht hat? Sie soll durchmachen, was ich gelitten, sie soll erfahren lernen, wie wohl das thut — glaube mir, sie hat es in reichem Maße verdient! Ich weiß, Hugo, du bringst es zuwege, dass sie sich in dich verliebt! Du hast eine Art gegen Frauen, welcher keine zu widerstehen vermag. Du bist nicht mein Freund, wenn du mir in dieser Angelegenheit nicht hilfreich zur Seite stehst!“

„Was würde ich nicht thun, um dir einen Gefallen zu erweisen! Fünfzig Herzen brechen, wenn du es forderst! Also abgemacht, hier meine Hand darauf, es geschieht alles, was du begehrst!"

„Du wirst mit ihr kokettieren, du wirst ihr Liebe heucheln und sie dann sitzen lassen?"

„Wenn die Götter mir beistehen, ja! Lass uns den Kampf gleich in Angriff nehmen; ich möchte mein Opfer heute noch kennen lernen."

„Sei vorsichtig, Hugo!" rief Oskar, der jetzt, wo der Freund sich lebhafter für die Sache zu interessieren begann, plötzlich ruhiger wurde. „Sie ist sehr hübsch, ganz außergewöhnlich hübsch; wer weiß, ob sich das Blatt nicht wendet."

„Ah, du meinst wie in der alten Geschichte von dem protestantischeu Priester, der nach Rom gieng, um den Papst zu bekehren, und selbst als glühender Katholik in die Heimat zurückkam? Nein, ich danke dir verbindlichst für deine gute Meinung, mein Herz ist gepanzert, es hat schon zu viele Belagerungen über sich ergehen lassen, um dieser brünetten Kokette so leicht zum Opfer zu fallen. Ich bin gewarnt, folglich auch gewappnet. Komm, alter Junge, zwischen Lipp' und Kelchesrand kann sich mancherlei zutragen! Wir wollen also die Zeit nicht länger vertrödeln, sondern die Operation gleich in Angriff nehmen; meinst du nicht auch?"

„Wie sieht es denn draußen aus?" rief Oskar, ans Fenster tretend. „Ah, es regnet in Strömen! Machst du dir etwas daraus?"

„Ganz und gar nicht, von mir aus kann es auch Messer und Gabeln regnen; nimm deinen Rock und lass uns gehen! Ich denke, den Kreuzzüglern müsste es beiläufig so zumuthe gewesen sein, wie mir, als sie gegen Jerusalem zogen! Wo aber finden wir die schöne Sophie?"

„Bei ihrer Schwester Frau von Wiener; sie ist erst seit fünf Wochen hier auf Besuch, hat es aber während dieser Zeit zuwege gebracht, den Leuten vollständig die Köpfe zu verdrehen. Ich weiß von mindestens fünf Heiratsanträgen, den meinen ausgeschlossen, auf die sie alle mit einem ‚Nein' geantwortet hat."

„Mach dir nichts daraus, alter Freund, Rache ist süß, und sie soll dir zutheil werden, ehe viele Tage ins Land gehen! Nun hüten Sie sich, mein schönes Fräulein, der sieghafte Held naht!"

Die beiden jungen Leute traten auf die nasse Straße hinaus, sie riefen einen vorüberfahrenden Wagen heran und ließen sich nach Frau von Wieners Wohnung bringen. Mit rachsüchtiger Hast klingelte Oskar.

„Wird sie nicht einigermaßen überrascht sein, dich hier zu sehen, nachdem sie dir einen Korb gegeben?" fragte Hugo Werden.

„Was liegt mir daran? Ihre Empfindungen, ihre Gedanken, ihre Überraschung, all das sind Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig geworden."

Frau von Wiener war eine schöne, sympathisch aussehende Matrone und noch in den besten Jahren; sie begrüßte Oskar freundlich und nahm die Vorstellung seines Freundes Hugo mit gewinnender Herzlichkeit entgegen.

„Wir sind an diesem hässlichen regnerischen Abende ganz allein, meine Schwester und ich; mein Mann ist für ein paar Tage über Land gegangen."

Es erfolgte nun die obligate Vorstellung zwischen dem jungen Rechtsanwalt und dem Fräulein von Sonnenberg, und Hugo musste sich gestehen, dass Sophie wirklich eines der hübschesten Mädchen sei, welches er je geschaut.

Schwarze Augen, rosige Wangen, dunkle Locken, das Lächeln eines Engels und tadellos gekleidet — was kann man also noch mehr begehren! sagte sich der junge Mann, während seine Blicke wohlgefällig auf der holden Erscheinung ruhten. Armer Oskar — ich bedauere ihn wirklich, denn ich muss gestehen, dass ich seit Monaten nichts Anmuthigeres geschaut, und es mag sehr fatal sein, die Empfindung hegen zu müssen, dass man einem so reizenden Geschöpfe gleichgiltig ist!

Hugo Werden nahm neben dem hübschen Mädchen platz; er ließ sich mit der schönen Sophie in ein lebhaftes und anziehendes Gespräch ein und Oskar sah mit neidischen Augen zu, wie sein schöner Freund Sophie anregend unterhielt, wie diese lebhaft mit ihm sprach. Er litt dabei Höllenqualen und es fehlte nicht viel, so hätte er den Einfall verwünscht, den Freund hierher gebracht zu haben. Seine schlechte Laune war in steter Zunahme begriffen, wenn er hörte, wie vielerlei sich die beiden zu sagen wussten. Hugo sprach vom Theater, von neuerschienenen Büchern, von seinen Reisen, und er wusste so anregend zu erzählen, dass man es nur natürlich finden musste, wenn die schöne Sophie seinen Worten mit athemlosem Interesse lauschte.

Das offenstehende Clavier rief endlich seine Aufmerksamkeit wach, er forderte Sophie auf, zu spielen, und nachdem ihre schlanken Finger eine Weile über die Tasten dahingeflogen waren, beugte er sich zu ihr nieder, um ihr allerhand schmeichelhafte Dinge zu sagen. Hugo hatte einen prächtigen Baryton, und so kam es, dass er sich auch herbeiließ, zu singen. Ehe man sich dessen versah, schlug es elf Uhr, und Oskar, der sich eigentlich den ganzen Abend hindurch geärgert hatte, fand, dass es Zeit sei, zum Aufbruche zu mahnen.

Als die beiden Freunde draußen in der kalten Abendluft standen, lüftete Oskar den Hut und ließ die scharfe Abendbrise um seine heißen Schläfen wehen; er war sehr verstimmt und sehr schweigsam, Hugo Werden aber schien dessen nicht zu achten.

Sich eine Cigarre anzündend, sprach er mit halbem Lächeln:

„Der Feldzug hat also begonnen, das feindliche Lager wird unterminiert; das kleine Mädchen ist aber wirklich ganz reizend hübsch!"

„Darauf habe ich dich ja vorbereitet", warf Oskar mürrisch ein.

„Auch sehr gebildet und angenehm; ich erinnere mich kaum, jemals einen köstlicheren Abend zugebracht zu haben.“

„Das will ich glauben, sie hatte ja nur Augen und Ohren für dich.“

„Lieber Junge, du wirst doch nicht eifersüchtig sein? Ich that ja nur, was du begehrt hast. Auch hast du gar keinen Grund zur Eifersucht“, fügte er ernster hinzu. „Sie ist, wie du mir selbst gesagt, eine Kokette von Profession; sie versteht ihr Geschäft und ich meinerseits weiß ganz genau, wie geringen Wert man auf ihre schönen Worte zu legen hat. Zünde dir eine Cigarre an und sei guten Muthes! Wenn der Zufall uns nur ein klein wenig günstig ist, so können wir der schönen Sophie die Lust vertreiben, dich zum Besten zu halten.“

Das war alles ganz richtig, aber trotz alledem fühlte sich Oskar ernstlich verstimmt. Sophie galt ihm nichts, er hasste sie glühender denn je, aber sein Rachedurst war trotzdem einigermaßen abgekühlt. Er fand die Cur fast schmerzlicher noch, als das Übel selbst. Für einen jungen Mann von seiner Charakterveranlagung war es rein zum Tollwerden, mit ansehen zu müssen, wie das schöne Mädchen einen anderen ebenso verführerisch anlächelte, wie ihn. Oskar wünschte jetzt von Herzen, es wäre ihm nie der Gedanke gekommen, sich zu rächen und seinen schönen Freund Hugo Werden zum Werkzeug seiner Rache zu machen.

„Gehst du schon wieder hin?“ pflegte er verdrießlich zu fragen, so oft jener den Abend nicht mit ihm zubrachte.

„Natürlich! Wie magst du nur daran zweifeln?“ erwiderte dieser unbefangen. „Du weißt doch besser wie alle übrigen, wie die Dinge stehen, und dass ich verpflichtet bin, das Versprechen zu halten, welches ich dir gegeben! Hast du überdies nicht gehört, als wir das letztemal zusammen dort waren, wie sie mich aufforderte, bald wiederzukommen? Dich hat sie vollständig übersehen. Ich werde wieder und wieder hingehen, verlaß dich darauf, bis du, mein Freund, gerächt bist.“

„Ich weiß fürwahr nicht, ob mir jetzt noch so viel an der Sache gelegen, als ich ursprünglich geglaubt habe. Wenn man ruhig nachdenkt, kommt man zuweilen zu einer vernünftigen Schlussfolgerung, und als ich euch neulich beobachtete, sagte ich mir, es sei eigentlich niedrig, gegen ein Weib auf eine solche Weise Krieg zu führen. Erinnere dich nur, du bist anfangs ja ganz der gleichen Meinung gewesen.“

„Wirklich? Nun, das habe ich seither vollständig vergessen. Meine Ehre ist dabei im Spiel, du musst also deine Bedenken aufgeben, denn ich werde jedenfalls alles daran setzen, die schöne Sophie zu besiegen, oder wenn das nicht gelingt, für immer von der Bildfläche zu verschwinden. Gute Nacht, mein Junge! Morgen bin ich wieder im feindlichen Lager, wenn du dich also überzeugen willst, wie geschickt ich zu kämpfen verstehe, so komm auch du dorthin!“

Nachdem Hugo Werden sich von dem Freunde getrennt, lachte er leise vor sich hin.

„Armer Junge! Die Eifersucht ist ein grünäugiges Ungeheuer und ich sehe schon, dass er derselben verfallen. Ich muss nur ehrlich gestehen, dass die kleine Hexe das anmuthigste weibliche Wesen ist, welchem ich seit Jahr und Tag begegnete. Würde ich das Verlangen danach tragen, zu heiraten, was allerdings nicht der Fall, so könnte ich mir gar kein reizenderes Frauchen denken als dieses. Wie die Dinge aber nun einmal stehen, ist es für die Kleine doch recht schade, dass ich nicht gesonnen bin, zu heiraten."

Als Oskar von Trostburg am folgenden Abende um halb neun Uhr in Frau von Wieners Salon erschien, fand er seinen Freund bereits dort vor; er sonnte sich in dem Lächeln der holden Sophie. Wie lange er schon dort weilte, wusste Oskar nicht, er hörte nur, wie sie mit ihrer Schwester und Hugo verabredete, das Theater am folgenden Abende gemeinsam zu besuchen; sie hielt einen Rosenstrauß in der Hand, der — die Eifersucht verrieth ihm das — nur Hugos Geschenk sein konnte, und er fand es geradezu empörend, dass das Mädchen sich in der Gesellschaft seines Freundes merklich zu unterhalten schien. Oskar biss die Zähne aufeinander, und wenn er in dieser Stunde imstande gewesen wäre, seinen Freund umzubringen, so sagte er sich, dass er es mit kaltem Blute gethan hätte.

Jener Abend und viele, welche darauf folgten, blieben sich stets gleich. Angenehmes Geplauder, musikalische Genüsse, bestehend aus Gesang und Clavierspiel, wechselten ab mit geistvoller Lectüre, und Oskar von Trostburg hatte oftmals das Gefühl, als ob er zum Wahnsinne getrieben werden sollte.

So vergiengen zwei Monate. Die wärmere Jahreszeit brach an. Sophie redete davon, der Hitze und dem Staub des Stadtlebens entgehen zu wollen; sie sagte, dass sie Heimweh habe und sich nach ihren stillen Bergen sehne. Die zwei Monate in der Stadt seien allerdings recht angenehm gewesen, aber nun wäre es Zeit, an die Heimkehr zu denken. Man werde der ewigen Unterhaltung, des Theaters und der Vergnügungen auch müde. „Sie dürfen nicht vergessen, Herr Doctor Werden", hatte sie zu diesem gesagt, „dass ich schließlich doch nur ein einfaches, kleines Landmädchen bin. Wenn Sie, Herr von Trostburg, im Laufe des Sommers in unsere Gegend kommen und am Fischfange Vergnügen finden, dann will ich Ihnen bei uns die Honneurs machen und trachten, Sie ebenso gut zu behandeln, als Sie mich behandelt haben."

„Sie sind mit uns beiden ja recht gut umgegangen, mein gnädiges Fräulein", wandte Doctor Werden bedeutungsvoll ein; „Sie erobern unsere Herzen im Sturm und brechen dieselben dann, indem Sie uns plötzlich verlassen; was ist denn das für eine Behandlung?"

Sophie von Sonnenberg lachte und blickte neckisch vor sich hin.

„Nun, Oskar, das Spiel ist vorüber, der Vorhang nahe daran, niederzugehen; die Hauptdarstellerin verreist morgen. Was hältst du jetzt von dem Ganzen?“

„Nicht viel“, erwiderte der andere finster. „Dass du ihr den Hof gemacht, sehe ich allerdings. Es sah ganz verteufelt danach aus, als ob es dir damit ernst wäre, aber ich glaube nicht, dass du sie so zurückstoßen wirst, wie sie mich zurückgestoßen hat.“

„Hm, vielleicht bot sich mir bisher noch nicht die entsprechende Gelegenheit dazu. Mag sein, dass ich unwiderstehlich bin; da du es sagst, wird sich's wohl so verhalten, aber bei der kleinen Person scheint der Zauber doch nicht ganz so stark zu wirken, wie du dir's vorgestellt hast. Seit zwei Monaten bin ich unausgesetzt so liebenswürdig und fesselnd gewesen, als man sich dies nur irgend vorstellen kann, und doch reist sie morgen aufs Land, wie es scheint, ohne das allergeringste Herzeleid. Übrigens, lieber Junge“, fügte Hugo hinzu, indem er dem Freund auf die Schulter klopfte, „ich entsage der Hoffnung doch noch nicht, dass es mir gelingen werde, dich zu rächen.“

In stummer Frage blickte Oskar empor, und der andere fuhr fort:

„Lass mir noch einige Wochen Zeit! So träg ich auch sein mag, habe ich doch noch immer das Ziel erreicht, welches ich mir gesteckt, wenn es mir darum ernstlich zu thun war, und in diesem Falle ist es mir wirklich und wahrhaftig ernst. Vertraue mir, alter Freund, und warte noch!“

Da Oskar nichts anderes zu thun wusste, kam er der Aufforderung Hugos nach und harrte geduldig seiner Rache.

Fräulein von Sonnenberg verließ wirklich die Stadt schon am nächsten Morgen. Dem armen Oskar war es zumuthe, als habe die Sonne aufgehört zu scheinen, sein Freund aber sprach ihm Muth zu und behauptete steif und fest, die Situation sei noch immer nicht als verloren aufzugeben.

Oskar aber legte plötzlich viel weniger Wert auf den Racheplan, welchen er sich so schön ausgedacht; er liebte die böse kleine Sophie mehr denn je und sein Herzeleid wurde von Tag zu Tag größer, aber er hatte es aufgegeben, nach Rache zu lechzen. In recht trüber Gemüthsstimmung vegetierte er weiter, aß fast gar nichts mehr und machte melancholische Gedichte. Doctor Hugo Werden aber verschwand plötzlich aus der Stadt. Oskar wusste nicht, wohin er sich begeben, seine Hausfrau konnte ihm keine Auskunft ertheilen, und Schneider wie Schuhmacher, denen er ziemlich namhafte Beträge schuldete, fühlten sich auf das Ernstlichste beunruhigt.

Fünf Wochen vergiengen, da erhielt Oskar plötzlich einen Brief mit der ihm wohlbekannten Handschrift seines Freundes; er öffnete denselben und las:

„Lieber alter Junge! Ich habe mein Wort gehalten — Du bist gerächt, glänzend gerächt. Sophie wird nie wieder, weder mit Dir, noch mit einem anderen kokettieren."

Oskar legte das Blatt zur Seite, kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

Was sollten diese Worte heißen? Hatte Hugo sie ermordet? Oder, schlimmer noch, hatte er Sophie geheiratet? Verzweifelnd griff er nach einem Zeitungsblatte, welches dem Briefe beigeschlossen war, und sah seine schlimmsten Befürchtungen verwirklicht. Da stand es klar und deutlich zu lesen:

„Am fünfzehnten laufenden Monats fand die Trauung des Rechtsanwaltes Hugo Werden mit Fräulein Sophie von Sonnenberg, der zweiten Tochter des Rittergutsbesitzers Leo von Sonnenberg, statt."

Oskar sank nicht in Ohnmacht, er verschluckte die bittere Pille, so gut es gehen wollte, und griff wieder nach dem Brief des Freundes.

„Siehst du, alter Freund, das kam so: Wenn ich auch ein Sieger bin, so wurde ich meinerseits doch auch besiegt. Sophie hatte sich, wie Du ganz richtig vorausgesehen, in mich verliebt, aber, wie Du es nicht vorausgesehen, verliebte ich mich eben auch in sie. Natürlich hätte ich sie schnöde sitzen lassen können, aber ich würde bei solcher Handlungsweise, um meinem Freunde einen Gefallen zu erweisen, mir selbst das bitterste Leid zugefügt zu haben, und das kann man schließlich vernünftigerweise doch nicht von mir verlangen. Ich that also das, was eigentlich auch für Dich das Klügste ist, weil es Dich am rascheſten von Deiner unglücklichen Neigung heilt; ich heiratete Sophie und ich darf wohl zugleich bemerken, dass ich der Glücklichste aller Sterblichen genannt werden kann. Meine Frau fühlt sich auch ganz zufrieden. Leb' wohl, mein Junge; wenn wir nächste Woche zur Stadt kommen, wird es uns aufrichtig freuen, wenn Du uns besuchst. Mit den freundlichen Grüßen meiner Frau nenne ich mich stets Deinen opferfreudigen Freund Hugo Werden."

Herr und Frau Doctor Werden kamen allerdings im Laufe der folgenden Woche nach der Stadt, aber Herr von Trostburg machte ihnen keinen Besuch, er hatte auch nicht die Absicht, es jemals zu thun, und behandelte seinen Freund von da an mit kühlster Zurückhaltung; Hugo Werden hat eine Frau und Oskar von Trostburg ist gerächt, aber zufrieden ist er nicht.

Ein interessanter Fall.

Skizze von **Johann Wildhardtner.**

Der fünfjährige Ricki hatte vom Onkel ein Kaninchen bekommen. Das wird er gleich dem Papa zeigen, wenn er zu Mittag von der Klinik nach Hause kommt.

„Ach, Kind", sagte Mama, „Papa wird nicht Zeit haben, sich mit dir zu freuen. Papa ist immer sehr beschäftigt."

„Beschäftigt! Was ist das, Mama?"

„Kranke heilt er. Kranke Menschen. Arme kranke Kinder. Kinder, wie du bist, mein Schatz."

„Der liebe Papa! Und heilt er mich auch?"

„Gewiss, wenn du krank bist, was Gott verhüte!"

„Und heilt er das weiße Kaninchen auch?"

„Wenn er kann, gewiss. Papa ist ja doch so gut. Man muss auch gegen die armen Thiere gut sein, Ricki! Nicht wahr, du wirst es nie quälen? Gewiss nicht?"

Um Mama zu zeigen, wie lieb er es habe, packte er das Kaninchen am Halse und drückte es heftig an sich."

„Aber Junge!" rief sie, „du würgst es ja! So am Kragen, das thut ja weh! Bei den Ohren fasst man die Kaninchen an. So!"

„Bei den Ohren thut's ja auch weh!" rief der Knabe, sich wohl daran erinnernd, wie der Onkel einmal halb im Spass, halb im Ernst bei den seinen gezupft hatte. Das Kaninchen wird's doch nicht so krumm nehmen; es wurde jetzt gekost und geherzt, dass dem Kleinen dabei schier der Athem ausgieng. Ob dem Thiere auch so liebwonnig zumuthe war bei dem Drücken und Pressen, das ist es nicht gefragt worden.

Als nun der Professor kam, dessen Anwesenheit sofort das Zimmer mit Jodoformgeruch erfüllte, lief der Knabe ihm entgegen: „Papa! Siehst du?" Und hielt ihm das Kaninchen vor. Der Papa, ernst bis zur Würde, nahm es in die Hand, aber nicht am Halse fasste er es an und auch nicht an den Ohren, fast wie einen Stein packte er es am Bauch, dass es winselte. Eine Faust voll Kaninchen, so hob er es zu seinem Gesicht empor, mit den Fingern der anderen Hand spreizte er ihm die Schnauze auf, um durch seine scharfen Goldbrillen irgend etwas zu

beobachten. Dann warf er es wie einen alten Hut aufs Sofa hin und fragte, ob aufgetragen sei.

Der kleine Ricki war schier starr ob der Behandlung, die seinem Lieblinge soeben widerfahren.

„Albin!“ sagte die Frau einigermaßen beklommen zu ihrem Manne, „Schau, jetzt hast du ihm gewiss wehe gethan.“

„Wem?“

„Dem Thiere. Wie es noch wimmert! Erbarmt's dich denn nicht?“

„Lasst mich aus mit diesen sentimentalen Geschichten!“ rief er unwirsch. „Auf der Klinik würde dir das bald vergehen!“

„Mein Gott, ich glaube es!“ sagte sie, „bei den armen Kranken! Schon bei deinem Buche, wo die Magenoperationen abgebildet sind, wäre ich gestern beinahe ohnmächtig geworden. Ich müsste sterben vor Mitleid.“

„Mit dem Mitleide würdest du nicht weit kommen, meine Liebe!“ sagte der Professor ziemlich frostig. „Mitleid hat noch keinen“ —

„Keinen Kranken geheilt. Du wirst wohl recht haben, Mann!“

„— hat noch keinen interessanten Fall gelöst. Lassen wir das. Du verstehst das nicht.“

Sie schwieg. Sie setzten sich zu Tische und aßen schweigend. Im Kopfe der Frau Professorin waren eine Menge Gedanken rege, aber sie hatte schon die Erfahrung, dass es in solchen Stunden besser sei, die Gedanken bei sich zu behalten. Der Standpunkt, von dem aus sie die Welt betrachtete, war der des Mitleids. Was nicht ihr Mitleid erregen konnte, das hatte für sie weiter kein Interesse. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Kinde war lauter Erbarmen mit dem zarten, hilflosen Wesen und dem zuckenden Herzlein in seiner kleinen Brust. Selbst ihren Professor, den derben, strebsamen Mann, hatte sie aus Mitleid genommen und zum Mitgenossen ihres Vermögens gemacht. Denn er hatte ihr eines Tages zögernd vertraut, dass er unglücklich sein würde, wenn er ihre Hand nicht bekäme. Sie konnte sich nicht freuen an all dem Kostbaren, womit sie das Haus ihres Mannes geschmückt hatte. Sie musste immer ein leidendes Wesen um sich haben, dass sie ihrem Hange, Leiden zu lindern, Genüge thun konnte. Von der Straße hatte sie nicht bloß aufsichtslose Kinder in ihre Hut genommen, sondern auch manchen herrenlosen Hund, manche Katze und anderes Thier, das hilflos im Feindesland war unter den Menschen. Auf dem Kriegsfuße stand sie nur mit den Fuhrleuten, die ihre Pferde rackerten, mit den Gassenjungen, die nach Vogelnestern fahndeten. Selbst die Blumen ihres Gartens begoss sie vor allem aus Mitleid mit ihnen. Allen Ernstes sagte sie einmal zu ihrem Mann, dass sie davon überzeugt sei, die Pflanzen hätten auch eine Empfindung für Freud und Leid. Er hatte ihr damals gar keine Antwort gegeben. Da käme man weit, wenn auch Männer solchen rührseligen Stimmungen nachhängen wollten.

Wissenschaft! Fortschritt! Das war seine Parole. — Erbarmen und Liebe, sagte er in einem seiner Werke, seien gefährliche Dinge, die Träger derselben, ob Personen oder Völker, müssten im Kampfe ums Dasein unterliegen. Dieses „Unterliegen" schien ihm etwas Schreckliches zu sein. Er zitterte davor. Im reichen Luxus des Lebens athmete er frei, Ruhm war ihm die höchste Blüte des Daseins. Und das war nur durch Fortschritt und Sieg zu erlangen. Zwar zeigte ihm auch die Wissenschaft und der Fortschritt im letzten Grunde die Auflösung der menschlichen Thierrasse, aber dieses Unterliegen als Thier zog er vor dem siegreichen Unterliegen als nächstenliebender Mensch. Nun wurde aber sein männlich starkes Herz, das dem Mitleide so abhold war, auf eine Probe gestellt.

Ricki erkrankte eines Abends, das einzige Kind. Hohes Fieber, pfeifender Athem. Als der Professor ihm in den Hals hinabschaute, that er's allerdings in wesentlich rücksichtsvollerer Weise, als einige Tage vorher anderen Wesen. Eine leichte Diphtherie — nichts Besonderes. Mit etwas Lapis kann der Belag gelöst werden. Das that er, darauf fiel der Knabe in einen ruhigeren Schlaf. Triumph der Wissenschaft! Am nächsten Morgen konnte der Gelehrte beruhigt wieder auf seine Klinik gehen, deren Studium er sich stets mit größtem Eifer widmete. Seine Befunde und Operationen waren in den Fachblättern stets ein Ereignis.

Die Frau Professorin saß am Bette des kranken Knaben und hielt den Athem ein, um auf den des Kindes zu horchen. Das war aber ganz eigenartig! Ganz seltsam, wie das Kind athmete. Wie das neuerdings pfiff und gurgelte, wie das zuckte durch alle Muskeln und Äderchen des ganzen Körperchens! — Sie schickte den Diener auf die Klinik: der Herr Professor möchte unverweilt nach Hause kommen.

Heiland am Kreuz, das währte eine Ewigkeit! Der Knabe verfiel in Krämpfe und während der furchtbaren Erstickungsnoth huben seine Händchen und Füßchen an zu erkalten. Tropfen und Öle, Binden und Aufwärmungen, Schütteln und Reiben, alles, was der bis zum Wahnsinn geängstigten Mutter und der jammernden Magd einfiel, wurde angewendet. Nichts und nichts. Da fiel die Frau vor dem Schutzengelbilde nieder, das neben dem Bettchen hieng und hub laut schreiend an zu beten: „Hilf uns, du heiliger Geist Gottes! Der du gesandt bist, dieses Kind zu beschützen! Dieses liebe, unschuldige Kind! Das nie eine Sünde begangen hat! Das täglich vor dem Schlafengeh'n zu dir gebetet hat. Schutzengel! Schutzengel! Hilf ihm! Du m u s s t ihm helfen!" Dann rüttelte sie das sterbende Kind, herzte es, rüttelte es wieder, streichelte mit bebenden Händen das Engelsbild und flehte weiter: „Nein, müssen nicht! Müssen nicht, du heiliger Engel Gottes! Thue es gütig! Siehe, ich knie vor dir, ich flehe dich an in der Demuth einer armen Sünderin, hilf ihm! Hilf ihm! Hilf ihm!"

Endlich kam der Diener athemlos: Den Professor habe er nicht angetroffen auf der Klinik. In einem der Versuchshöfe dürfte er sein, habe man gesagt.

Die Frau hörte nicht mehr drauf hin, denn eben starb das Kind. Die Augensterne hatten sich oben übergewendet und waren erloschen. Unter den glühendsten Liebkosungen der Mutter ist es still und kalt geworden. Und als es vorbei war und die kleine, schmale, blasse Leiche dalag auf der rothen Seidendecke, da richtete die Frau sich starr auf und schaute leer um sich in der mit Pracht und Schönheit ausgestatteten Wohnung. Ein Blick auf das Schutzengelbild, ein Blick auf das Porträt ihres Mannes — ein kalter Blick. — Dann hüllte sie sich den Mantel um und gieng davon. Aber noch auf der Stiege kehrte sie um, eilte zurück ins Kindszimmer, den Knaben zu pflegen, denn es konnte nicht möglich sein. Der Kleine lag da wie vorher — todt. — Todt. — Sie stieg in einen Wagen und fuhr zum mediciniſchen Versuchshof.

„Professor Gibart.“

„Ist in dem Augenblick nicht zu sprechen.“

„Ich wünsche sofort zu meinem Mann!“

„Ah, die Frau Professorin! Entschuldigen Euer Gnaden. Ich werde sogleich melden. Er verbat sich nur fremde Störungen, da er eben heute einen interessanten Fall hat.“

„Lassen Sie das! Welche Thür?“

„Bitte Numero sieben.“

Leise öffnete sie und blieb an der Schwelle stehen. Ihr Mann stand im blauen Kittel vor einem großen Tisch, neben ihm ein junger Assistent, eben mit einer Vorrichtung beschäftigt. Diese Vorrichtung bestand in einem kleinen Schragen, auf welchen ein lebendiges Thier gespannt war. Ein Hund musste es sein, er stieß manchmal ein heiseres Winseln aus. Der Professor drückte den Taster einer elektrischen Maschine, deren Draht mit dem Thiere verbunden war.

„Leckt er?“ fragte der Gelehrte leise.

„Er leckt, Herr Professor!“ antwortete der Assistent.

Der Professor schlug wieder auf den Taster. Der Hund stöhnte wie ein schwerverletzter Mensch. Der Assistent zog einen Riemen an.

„Leckt er noch?“ fragte der Professor.

„Bei meiner Treu, er leckt noch!“

„Höchst interessant!“ murmelte der Professor entzückt. „Notieren Sie!“

Nun trat die Frau vor. „Albin!“ sagte sie, es war ein hohler Ton, in dem sie's sprach.

„Du?!“ rief der Professor überrascht aus.

„Was machst du da?“ fragte sie.

„Ach, Freundin! Das ist von höchstem Interesse!“ sagte er. „Denke dir doch. Dieses Thier ist seh- und gehörlos gemacht. Durch sein Gehirn geht seit nun einer Stunde dreiunddreißig Minuten der elektrische Strom und er leckt dem Doctor hier noch die Hand.“

„Befreie den Hund!“ rief sie.

„Wie? Den Hund befreien?“ lachte er. „Es soll nun festgestellt werden, wie lange in einem der Sinne beraubten animalischen Körper die mechanische Thätigkeit —“

„Befreie den Hund!“ rief die Frau mit ganz unheimlichen Mienen, hoch aufgerichtet, blass, zuckenden Mundes. Und ihr Auge, wie fremd!

„Was ist dir, liebes Kind?“ fragte sie der Vivisector. „Das verstehst du nicht. Das Thier würde seine Freiheit in sehr geringem Maße ausnützen können.“

„Weil es zuschanden gepeinigt ist!“ rief sie.

„Er leckt noch beständig!“ sagte der Assistent und hielt dem immer schwächer stöhnenden Hund auf der schrecklichen Folterbank seine Hand hin.

„Erlöse dieses Thier!“ schrie die Frau. „Bei Gott im Himmel, erlöse dieses Thier!“ Am ganzen Leib erbebte sie. Wie die verzerrten Züge eines Leichnams, so war ihr Gesicht in diesem Augenblicke. Er schaute sie jetzt betroffen an. Da sagte der Assistent: „Der Hund ist todt.“

„Ach, ärgerlich, diese Störung, gerade jetzt!“ murmelte der Professor, einen Stift, den er in der Hand gehabt, auf den Tisch schleudernd.

Sie trat ganz nahe an ihn und schrie ihm ins Gesicht hinein: „Scheusal! — Scheusal!“

Er wich zurück. „Bist du bei Sinnen?“

„Nun weiß ich, *warum* es hat geschehen müssen!“ fuhr sie fort. „Und wenn du zehn Kinder hättest, deine Lieblinge, auf die qualvollste Weise müssten sie sterben, als Vergeltung für *solche* Grausamkeit!“

„Aber, so beruhige dich doch, meine Liebe!“

„Jetzt, weil ich *das* gesehen, sage ich: Es ist besser so. Besser in der Erde schlafen, als leben und eine solche Bestie zum Vater haben! — Vielleicht, mein Richard, hättest auch du so werden müssen unter seinem Beispiel. Ich preise Gott, dass er dich genommen hat — von diesem abscheulichen Menschen weg.“

„Du sprichst vom Knaben. Wie geht's ihm?“

„Zurück, verfluchte Bestie! — Ich werde mein Kind allein begraben. Dass es dir erspart bleibe, ein Herz zu heucheln! — Gott!“ schrie sie auf, die Fäuste an die Brust stoßend und dann wie im höchsten Wohlbehagen aufathmend: „Gott, habe Dank mein Gott, für den Hass!“

So stürzte sie zur Thür hinaus, über die breite Treppe an den Wagen: „Vorwärts! Nach Hause!“

Der Professor, nun aufs höchste bestürzt, eilte ihr nach. Aber er fand sogleich keinen Wagen und als er nach Hause kam, waren die Familienzimmer leer. Die Dienerschaft huschte rathlos umher. Die gnädige Frau sei in der größten Aufregung von einer Fahrt gekommen, habe den Leichnam ins Tuch gewickelt, sei, denselben fest mit den Armen umschlingend, zurück in den Wagen und davon gefahren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Professor Albin Gibart war in den prachtvollen Räumen allein. Aller Comfort, den er sich stets gewünscht, umgab ihn. Aller Luxus, alles Resultat der Wissenschaft. Aber er war allein. Aller Gelehrtenruhm, an dem er unersättlich gewesen, leuchtete nun um sein Haupt — um ein ruheloses, gequältes Haupt. Eine beständige, eine furchtbare, eine grenzenlose Pein war in ihm. Eine unerträgliche, bis zur Verzweiflung gesteigerte Pein. Vergebens schrie er in unersättlicher Selbstsucht Flüche hin über sein Unglück, über den Liebling, der ihm gestorben war, über das treulose Weib, das ihn verlassen hatte.

Wenn er nur hätte ein Ende machen können! Wenn er wenigstens hätte bereuen können! Aber ihm fehlte das Herz dazu.

Mein Freund Eisenfresser.

Novelle von **François Coppée**, deutsch von **M. Pannwitz**.[1])

I.

Ich war seinerzeit Ministerialbeamter.

Täglich begab ich mich zu freiwilliger Gefangenschaft von zehn bis vier Uhr in ein ödes, mit vergilbten Acten tapeziertes Bureau, in dem beständig ein widerwärtiger Dunst von altem Papier herrschte. Dort verzehrte ich mein Frühstück, bestehend aus italienischem Käse und Äpfeln, die ich mir im Ofenloch gebraten hatte, las die Zeitung bis auf die Ankündigungen durch, drechselte ruhmlose Reime und befasste mich auch ein wenig mit den Staatsangelegenheiten, um am Ende des Monats eine Summe einzustreichen, die knapp hinreichte, mich vorm Hungertode zu bewahren.

An einen meiner damaligen Mitgefangenen erinnere ich mich heute auf das lebhafteste.

Er hieß Achilles Eisenfresser und verdiente in der That diesen Namen infolge seines erschreckenden Aussehens und seines hohen Wuchses.

---

1) Aus „Fünf Novellen von François Coppée“. Deutsch von M. Pannwitz. Stuttgart. Franckh.

Er war ein langer, etwa vierzig Jahre alter Bursche, der zwar in Wahrheit weder eine gewölbte Brust noch breite Schultern besaß, aber, um imposant zu erscheinen, einen breitrandigen Filz auf den Kopf setzte, seinen Oberkörper mit einer weiten kurzen Jacke umhüllte, seine Beine in faltige große carrierte Hosen steckte und um den Hals einen breiten Kragen und eine blutfarbene Cravatte trug. Er ließ sich einen Vollbart wachsen, kämmte sein an den Schläfen schon etwas ergrautes Haar bürstenartig in die Höhe und zeigte mit Stolz seine behaarten Hände.

Eisenfressers einzige schwache Seite — er war im übrigen der liebenswürdigste und beste Kamerad — war das Renommieren mit seiner athletischen Kraft; er habe, sagte er, Muskeln wie ein Discuswerfer und kenne, wie er sich ausdrückte, selbst nicht die Grenzen seiner physischen Fähigkeiten. Keine Handbewegung machte er — und handelte es sich um die alltäglichste Sache von der Welt — ohne dass er die Absicht gehabt hätte, die Zuschauer von seiner fabelhaften Kraft zu überzeugen. Musste er aus dem Actenschrank einen fast leeren Carton holen, so gieng er zu dem Regal mit dem schwerfälligen dröhnenden Schritte eines Lastträgers, ergriff den Carton mit krampfhaft zusammengepresster Hand und trug ihn mit steifem Arm zum nächsten Tisch, indem er dabei die Schultern verrenkte und die Augenbrauen in die Höhe zog, dass man hätte meinen sollen, den stiertragenden Milon aus Kroton vor sich zu sehen. Diese Manie gieng so weit, dass er anscheinend die heroischsten Anstrengungen machte, wenn es galt, die leichtesten Gegenstände aufzuheben, und so sah ich ihn einmal, als er einen Papierkorb in der rechten Hand hielt, seinen linken Arm in horizontaler Richtung ausstrecken, wie um der fürchterlichen Last ein Gleichgewicht zu geben.

Ich muss gestehen, dass mir seine Körperstärke eine bedeutende Achtung abnöthigte, denn ich war damals, in noch höherem Grade wie jetzt, schwächlich und kränklich und daher für diese physische Leistungsfähigkeit, die mir abgieng, ganz besonders eingenommen.

Eisenfressers Unterhaltungen waren nicht danach angethan, die Bewunderung, die er mir einflößte, zu verringern.

Besonders im Sommer war er am Montag vormittag, wenn wir uns nach der sonntäglichen Freizeit im Bureau wieder zusammenfanden, geradezu unerschöpflich in Berichten über Kraftleistungen und athletische Großthaten. Wenn er seinen Filz abgenommen, seinen Rock und seine Weste ausgezogen und sich — um mich von seiner saftstrotzenden Körperconstitution zu überzeugen — mit seinem Hemdärmel die Stirn getrocknet hatte, begrub er die Hände tief in den Hosentaschen, pflanzte sich in prächtiger, seine Kraft und Sicherheit widerspiegelnder Haltung vor mich hin und begann einen Monolog folgender Art zu halten:

„Was für ein Sonntag, mein Lieber! Wahrhaftig, es gibt doch gar keine Anstrengung, die mich müde machen könnte! Denken Sie sich, da war gestern die Regatta in Joinville-le-Pont. . . . Um sechs Uhr morgens Stelldichein im Kastanienwäldchen bei Berry für die ganze Mannschaft des Marsuin. . . . Wir trinken Weißwein, werfen uns in gestreifte Tricotjacken und Zwillichhosen, nehmen das Ruder in die Faust und vorwärts, eins . . . zwei . . . eins . . . zwei . . . bis Joinville. . . . Da, vor dem Frühstück ein erfrischendes Bad, nicht wahr? Schnell in die Badehosen, ein Kopfsprung über Bord, und nun geht's los! Habe ich meine Schwimmkunststückchen gemacht, so empfinde ich einen Höllenappetit! Gut, ich halte mich am Boot mit einer Hand und sage zum Kellner: ‚Zimmermann, geben Sie mir einen kleinen Schinken!' Ein Tempo, drei Bewegungen, und verschlungen ist er! . . . ‚Zimmermann, reich mir eine Flasche Schnaps!' Zwei Schluck, und die Flasche ist leer! . . . Dann noch ein paar Glas Bier zur Verdauung. . . ."

In diesem Tone geht die Beschreibung fort, verblüffend, homerisch.

Die Stunde der Regatta — so etwa lautete die weitere Erzählung — war herangekommen. Es war Mittag, und die Sonnenstrahlen brannten senkrecht hernieder. Die Ruderboote formierten sich auf dem im Sonnenlichte funkelnden Strome gegenüber dem buntbeflaggten Zelte. Man sah auf einer Barke den Bürgermeister mit seiner Schärpe, die Gendarmen mit ihrem braunen Lederzeug, und außerdem wimmelte es von Sommertoiletten, aufgespannten Sonnenschirmen und Strohhüten. Bum! Ein Kanonenschuss gab das Signal zum Beginn der Wettfahrt. Der Marsuin flog wie eine Möwe dahin, schlug alle anderen um ein gutes Stück und trug den Preis davon. Und immer noch keine Ermüdung! Sodann ward noch ein Stück weiter gefahren und hierauf zurück zum Diner nach Creteil. Wie frisch und kühl war es bei hereinbrechender Nacht in der dunklen Laube, die nur die brennenden Pfeifen sternartig erleuchteten. Als die üppig Schmausenden eben beim Nachtisch waren, vernehmen sie Pistonklänge, die von einem Tanzvergnügen in der Nachbarschaft kamen. Hin zum Tanze! Aber schon hatte eine rivalisierende Bootsmannschaft die hübschesten Tänzerinnen in Besitz genommen. Kampf! Und nun gab es eingeschlagene Zähne, blaue Augen, hier stürzt einer zu Boden, da erhält einer einen Stoß gegen den Magen, kurz, ein ganzes Heldengedicht der triumphierenden physischen Kraft, lärmender Lust, überquellender Gesundheit, ganz zu schweigen von der mitternächtigen Heimfahrt, bei der man auf den schlechterleuchteten Bahnhöfen die Frauen in die Wagen hebt und die getrennten Freunde einander von einem Ende des Zuges bis zum anderen zurufen. . . .

Und die Abende meines heldenmüthigen Freundes waren nicht weniger inhaltreich wie die Sonntage. Faustkämpfe in einem Leinwandzelt

beim rothen Scheine der Fackeln zwischen ihm, dem einfachen Amateurkämpfer, und Dübois, dem Kanonenmenschen, in Person, — Rattenjagden an den Cloakenmündungen vermittels blutgieriger Hunde — blutige nächtliche Zusammenstöße mit Strolchen in verrufenen Straßen — das waren so seine gewöhnlichen nächtlichen Abenteuer. Ich kann nicht wagen, noch andere Großthaten intimerer Art zu gedenken, vor deren Schilderung, wie man sich ehemals im erhabenen Stile auszudrücken pflegte, die kühnste Feder zurückschaudern würde.

So schwer uns auch das Eingeständnis eines schlechten Gefühls fällt, so muss ich doch bekennen, dass meine Bewunderung für Eisenfresser nicht ganz frei von Bedauern und Bitterkeit war. Vielleicht mischte sich auch manchmal etwas Neid darunter. Aber niemals erweckte die Erzählung seiner wunderbarsten Thaten in mir den geringsten Verdacht der Flunkerei und der Lügenhaftigkeit, und Achilles Eisenfresser hatte sich in meiner Vorstellung nach und nach einen Platz unter den Heroen und Halbgöttern wie Roland und Herkules erworben.

II.

Um diese Zeit hatte ich schon angefangen, die Paris umgrenzende Bannmeile unsicher zu machen, und ich füllte die Muße meiner Sommerabende mit einsamen Spaziergängen in diesen abgelegenen Gegenden, die dem echten Pariser kaum minder unbekannt sind wie das Land der Caraiben und deren melancholischen Reiz ich später in Versen besingen sollte.

An einem warmen und staubigen Juliabende kehrte ich, als eben die ersten Gaslichter in dem Dunste der Dämmerung auftauchten, aus der fernen Vorstadt Vaugirard langsamen Schrittes heim, und zwar auf einer jener endlosen, öden, unregelmäßigen Vorstadtstraßen mit Häusern von verschiedenster Höhe, vor denen die Hausverwalter oder Verwalterinnen in Hemdärmeln oder Unterjacke auf der Schwelle sitzen und sich einbilden, frische Luft zu athmen. Kaum ein Passant auf der Straße, außer hin und wieder ein Maurer in seiner weißen Arbeiteruniform, ein Schutzmann, ein Kind mit einem vierpfündigen Brotlaib, das fast größer ist als es selbst, oder ein eiliges Mädchen mit Haube und Regenmantel und mit dem Ledertäschchen am Arm. Und dann kommt alle Viertelstunden der halbleere Omnibus, den die abgematteten Pferde langsam zum Ausgangspunkte der Linie schleppen.

Von Zeit zu Zeit über das Pflaster stolpernd, denn damals war das Asphalttrottoir in diesen Gegenden noch ein unbekannter Luxus, gieng ich die Straße hinab und ließ mir keinen v on den kleinen Genüssen eines behaglichen Herumschlenderers entgehen. Bald blieb ich vor einem leeren Bauplatz stehen und sah durch die klaffenden Spalten des einschließenden

Zaunes am dunkelgrün schimmernden Himmel die äußersten Strahlenspitzen der untergehenden Sonne über der schwarzen Silhouette der Fabrikschornsteine verschwimmen; bald bot sich mir mit einem einzigen Blick durch ein offenstehendes Parterrefenster eine malerische und interessante Genrescene: hier eine schöne Plätterin, die das Bügeleisen an die Wange hält, dort im niedrigen Schenkzimmer eine schmausende und rauchende Arbeitergruppe, vor der ein alter, verlotterter Student mit langen grauen Haaren ein Freiheitslied singt und sich auf einer rostigen Guitarre begleitet — Bilder von de Chardin und van Ostade.

Plötzlich machte ich halt.

Eine von diesen blitzschnell erfassten Genrescenen hatte meinen Beschauerblick wegen der echt bürgerlichen und reizvollen Behaglichkeit, die darin lag, besonders lebhaft berührt. Die alte Dame in schwarzem Seidenkleid und der Witwenhaube, die sich inmitten ihres kleinen verschlossenen Salons so bequem in ihren mit dunkelgrünem Sammt überzogenen Armstuhl zurücklehnte und wie in friedlicher Vergessenheit die Hände über den Knien gefaltet hielt, bot ein gar so anziehendes Bild des Friedens und ruhigen Glückes. Alles um sie herum war altmodisch und anspruchslos, schien aber weniger aus vorsichtiger Sparsamkeit geschont worden zu sein wie als wertes Andenken aus der Zeit des Honigmonds, genossen an der Seite des Herrn, den ein lebensgroßes Pastellgemälde an der Wand als einen Mann mit blühendem Teint, in Goethe'scher Tracht und geblümter Weste darstellte. Zwei brennende Kerzen auf dem Kaminsims ließen jedes Stück des alten Hausraths scharf und deutlich erkennen, von der Wanduhr an, über der sich die in farbigem Marmor ausgeführte Darstellung eines Fischzuges befand, bis zu dem Pianoforte mit seiner unmodernen Form, auf dem sie, wie es sich meine Phantasie lebhaft vorstellte, ehemals als junge Frau mit Puffärmeln und in griechischer Haarfrisur Romagnesis Weisen gespielt hatte.

Ganz gewiss wachte eine einzige vielgeliebte Tochter, die aus kindlicher Liebe unvermählt geblieben war, treu und sorglich über den Lebensabend der Witwe. Sie war es — ich zweifelte nicht daran — die ihre gute Mutter hier so wohlig eingerichtet, die ihr das Kissen unter die Füße gerückt, das kleine Mosaiktischchen herbeigeholt und die Platte mit den beiden Tassen darauf gesetzt hatte; und ich erwartete sie jeden Augenblick hereintreten und den Kaffee bringen zu sehen, die sanfte, stille Tochter, die sicher gleichfalls in Trauer gieng wie die alte Dame und ihr sehr ähnlich sah.

Völlig versunken in die Betrachtung einer so sympathischen Scene und festgehalten von dem Reiz, den mir die Ausmalung der kleinen Idylle gewährte, blieb ich einige Schritte vom offenen Fenster unbeweglich stehen, da ich meinerseits auf der schon dunklen Straße vom Zimmer aus keine

Entdeckung zu fürchten hatte, als ich gewahre, wie sich die Thür im Hintergrunde des Salons öffnet, und es erscheint — an den ich damals gerade am allerwenigsten dachte — mein Kamerad Achilles Eisenfresser selbst, der furchtbare Held der Wettfahrten und Faustkämpfe.

Blitzschnell fuhr mir ein Verdacht durch den Sinn. Ich fühlte, dass sich mir ein Geheimnis enthüllen sollte.

Ja, er war es! Seine schreckliche haarbedeckte Athletenhand hielt eine kleine silberne Kaffeekanne, und ein kleines Hündchen umwedelte ihn und lief ihm in den Weg, ein echt classisches Schoßhündchen, wie es jeder blinde Flötenspieler bei sich hat, wie ein Löwe geschoren und mit Haarbüscheln an den vier Pfoten und zahlreichen weißen Schnurrhaaren.

„Mama", sagte der Riese mit einer unaussprechlich sanften Stimme, „hier bringe ich den Kaffee. Ich schmeichle mir, er wird dir heute abend recht sein. Das Wasser kochte stark, und ich habe Tropfen um Tropfen hineingegossen."

„Danke dir", erwiderte die alte Dame und rollte ihren Großvaterstuhl mit greisenhafter Geschäftigkeit zu dem Mosaiktischchen hin, „danke dir, mein kleiner Achilles. Dein theurer Vater selig sagte oft, ich wäre unvergleichlich in der Bereitung eines guten Kaffees. . . . Er war so nachsichtig und so gut, der arme treffliche Mann! . . . Aber ich fange an zu glauben, du verstehst es noch besser als ich. . . ."

In diesem Augenblicke und während Eisenfresser das warme Getränk mit dem zärtlichen Ausdruck eines heiratslustigen Mädchens einschenkte, setzte das Schoßhündchen, jedenfalls durch den entdeckten Zucker angelockt, seine beiden Vorderpfoten auf die Knie seiner Herrin.

„Kusch dich, Medor", rief diese in halb ärgerlichem, halb wohlwollendem Tone. „Hat man je so ein unartiges Thier gesehen? . . . Sie wissen doch, mein Herr, dass Ihr Gebieter niemals vergisst, Ihnen das Letzte aus seiner Tasse zu geben. . . . Verhalten Sie sich ein Weilchen ruhig, wenn's möglich ist. . . . Nebenbei", damit wandte sich die Witwe wieder ihrem Sohne zu, „du hast das arme Thierchen hinausgeführt, nicht wahr?"

„Freilich, Mama", versetzte er mit fast kindlichem Tone. „Ich war soeben im Milchgeschäft, um deine Milch für morgen früh zu holen. Da habe ich Medor sein Seil und sein Halsband angelegt und habe ihn mitgenommen."

„Und hat er auch alle seine kleinen Bedürfnisse verrichtet?"

„Sei ohne Sorge, er hat nichts mehr nöthig."

Und nachdem sie sich über diesen wichtigen Punkt der Hundehygiene vergewissert hatte, kostete die gute Dame, zwischen ihrem Sohne und ihrem Hunde sitzend, die sie alle beide mit unsagbarer Zärtlichkeit betrachteten, mit Wollust ihren Kaffee aus.

Offenbar brauchte ich nichts weiter zu sehen und zu hören und wusste schon zur Genüge, welches friedliche, beschränkte, reine und entsagungsvolle Familienleben sich hinter den fabelhaften Aufschneidereien meines Kameraden Eisenfresser verbarg. Aber das Schauspiel, das mir der Zufall vor Augen geführt hatte, war so komisch und zugleich so rührend, dass ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, es noch einige Minuten länger zu genießen, und diese Indiscretion genügte, mich die volle Wahrheit erkennen zu lassen.

Ja, dieser Typus eines alltäglichen Draufgängers, gewöhnlichen Lebemannes, der aus einem Roman von Paul de Kock entsprungen zu sein schien, dieser gefährliche Boxer, dieser Held der Wirts- und Spielhäuser erfüllte einfach und muthvoll in diesem ärmlichen Heim in der Vorstadt die erhabenen Pflichten einer barmherzigen Schwester. Dieser unerschrockene und unbesiegbare Bootfahrer hatte keine weiteren Entfernungen zurückgelegt, als dass er seine Mutter allsonntäglich zur Messe und zur Vesper begleitete. Dieser Billardkünstler verstand nichts zu spielen, als Mariage. Dieser Züchter von blutgierigen Doggen stand unter dem Pantoffel eines Schoßhündchens. Dieser Räuber Moor war eine Antigone.

III.

Als ich mich am nächsten Morgen im Bureau einfand, fragte ich meinen Kameraden, wie er seinen letzten Abend verbracht hätte, und er tischte mir, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ein schauerliches Märchen auf, wie er um zwei Uhr morgens in einer berüchtigten Straße ein unheimliches Abenteuer mit einem gefährlichen Straßenräuber gehabt und diesen mit einem einzigen Schlage seiner mit einem Schlüsselringe bewehrten Faust niedergestreckt hätte.

Ich konnte ein etwas ironisches Lächeln nicht unterdrücken und dachte ihn dadurch aus dem Texte zu bringen, dann fiel mir aber ein, wie achtungswert eine Tugend sei, auch wenn sie sich unter einem lächerlichen Mantel birgt und ich klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagte mit innerster Überzeugung:

„Eisenfresser, du bist ein Held!"

Emil Rittershaus.

Ein Gedenkwort.

Das junge Wiesengras begann unter der weißen Winterdecke kaum zu sprießen, die Primula veris, der Blumenschlüssel des nahenden Frühlingshimmels, lugte kaum aus dem verborgenen Erdreich, da senkten die trauernden Freunde seinen Sarg in die sonnenlose, nebelumwallte Gruft, den Sarg des Sängers, der Lenz und Sonne und frisches, lichtes Leben so innig geliebt hatte, den Sarg von Emil Rittershaus.

Ich sah ihn zuletzt im Concerthause seiner Vaterstadt Barmen, als Max Bruch, der mächtige Beherrscher des deutschen Chorgesanges, einen imponierenden Areopag von Künstlern und Kunstfreunden zum erstenmale sein neues Oratorium „Moses“ genießen ließ. Die prächtige Gestalt des Poeten, die sonst, den Baumriesen seiner heimatlichen Waldgebirge gleich, in kraft- und gesundheitstrotzender Frische erschien, war gebeugt, zusammengesunken, Bart- und Haupthaar schneebereift; aber sein Lebensmuth und Humor schien ungebrochen. Er kam soeben von einer Badecur aus Nauheim zurück und fühlte sich, wie er sagte, ganz wohl: „Wenn nur der böse Husten nicht wäre!“ In alter, ewig reger Antheilnahme erkundigte er sich noch nach dem Erfolge eines literarischen Unternehmens, das ich vor kurzem beendet hatte und wir verabschiedeten uns mit dem gewohnten, hoffnungsfrohen „Auf Wiedersehen!“ Es war der letzte Gruß, den wir, Auge in Auge, miteinander austauschten.

Wer Emil Rittershaus nur aus seinen Dichtungen kennt, der besitzt kein vollkommenes Bild von ihm. Rudolf Gottschall nennt ihn den frischesten unter den Sängern des Wupperthales und setzt ihn in die Mitte zwischen Freiligrath und Geibel, eine Charakteristik seiner poetischen Individualität, die hingehen mag, obgleich sie nicht erschöpfend ist. An einem Porträt des echten Poeten müssen die Hände seines poetischen und seines menschlichen Wirkens gleichmäßig malen. Nur dann empfängt es künstlerische Wahrheit und Treue. Nicht jeder Mensch kann Dichter sein, aber jeder Dichter muss Mensch sein. Und der menschliche Charakter von Rittershaus war mit seinem dichterischen in so intimer Wechselwirkung und brüderlicher Innigkeit verbunden, wie ich's nur selten beobachtete.

Ich stak noch in den literarischen Kinderschuhen, als ich, veranlasst durch einen gemeinsamen Freund, dem Poeten zum erstenmal nähertrat. Die Art der Begegnung ergibt sich aus folgendem Briefe, den er mir

sandte und den ich, ohne den Vorwurf des Selbstlobes zu riskieren, wohl veröffentlichen darf, weil ich die Hoffnungen, die ich an das eingesandte Werk knüpfte, längst fallen gelassen habe. Das Buch ist heute noch Manuscript.

Barmen, 20. August 1868.

Geehrter Herr!

Ein Augenleiden fesselte mich seit einigen Tagen ans Zimmer; ich habe diese Mußestunden dazu benutzt, mir Ihre „Bilder" vorlesen zu lassen und kann im Wesentlichen mich nur mit dem einverstanden erklären, was Ihnen der Besitzer der H . . . . .'schen Buchhandlung gesagt. Der Ton Ihres Werkes gemahnt an Andersen; leider ist die Zeit so ziemlich vorbei, wo diese Märchenpoesie viele Verehrer fand, oder lassen Sie mich lieber sagen: „Gottlob!" Ein so begabter junger Mann wie Sie muss aus den ausgetretenen Bahnen der Romantik heraus; Sie haben das Zeug dazu, ein Werk aus einem Gusse zu schaffen und bringen statt dessen eine Mosaikarbeit! Und dann mehr Sonnenschein, mehr Sonnenschein in Ihr Schaffen, lieber Herr!

Alles weg, was Deinen Lauf stört,
Nur kein düster Streben!
Eh' er singt und eh' er aufhört,
Soll der Dichter leben!

So oder ähnlich singt Vater Goethe! Die vielfachen Schönheiten des Manuscriptes verkenne ich keinen Augenblick, aber ich will Ihnen nicht verhehlen: Erfolg im Buchhandel verspreche ich mir nur dann, wenn es Ihnen gelingt, einen tüchtigen Zeichner zu finden, der Ihr Buch hübsch illustriert. Wenden Sie sich doch einmal an die Männer, die in diesem Fache Meister sind: Caspar Scheuren, Paul Thumann, Ludwig Richter, Oskar Pletsch u. s. w. Mein Verleger Trewendt hat leider vor etlichen Wochen das Zeitliche gesegnet und ich weiß nicht, wie es mit dem Fortbestande des Geschäftes steht: ich würde sonst gerne Ihren Wunsch erfüllen, obschon ich wenig Hoffnung hätte, dass Trewendt den Verlag übernehmen würde. Brockhaus in Leipzig, Alexander Duncker in Berlin — das sind Verleger für derartige Bücher!

Sie schreiben mir, auf dem Erscheinen des Buches beruhe . . . . Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass es in pecuniärer Hinsicht kein schlechteres Geschäft gibt als die Schriftstellerei! Die Honorarverhältnisse sind durchweg in Deutschland aufs kläglichste; der größte Theil der Belletristik wird, meiner Überzeugung nach, auf eigene Kosten der Autoren gedruckt!

Wenn Sie Herrn M . . . . sehen, so haben Sie die Güte, ihm meine herzlichsten Grüße auszurichten. Sollte Sie einmal der Weg ins Wupperthal führen, so bitte ich um Ihren Besuch; wir wollen uns dann bei einem Becher Rebensaft gründlicher über Ihre Werke unterhalten. Und nun nichts für ungut! Ich habe frei und offen gesagt, wie ich's meine.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener
Emil Rittershaus.

Wer die hyperzärtlichen Muttergefühle eines jungen Autors für sein erstes Manuscript kennt, der wird den Kältegrad der Douchestrahlen, welche diese Zeilen auf mich niederströmten, nachempfinden können und mir auch wohl glauben, wenn ich gestehe, dass ich die pessimistische Ansicht des Schreibers über belletristische Production zuerst am eigenen Leibe erproben musste, bevor ich sie als richtig anerkannte. Rittershaus war Menschenkenner genug, um den zweifelhaften Wert weiser Lehren und guter Erfahrungen im voraus einzusehen. Sein Amt als Berather und

Förderer junger Talente, dem er vielleicht mehr Zeit opferte, als seine mannigfachen Obliegenheiten erlaubten, ließ er aber durch diese Kenntnis sich nicht verbittern. Nach wie vor fällte er sein Urtheil über hoffnungsgrüne, neu auftauchende, wie über alterprobte, gleichstehende Mitstrebende „frei und offen". Rückhaltlose, offene Freimüthigkeit war ein unausrottbares, hervorstechendes Kennzeichen seines Wesens, ein Charaktergrundzug, dem er sowohl manchen Zusammenstoß, wie auch die dauernden freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit den Besten seiner Zeitgenossen bis an sein Ende verbunden hielten, zum guten Theile mitverdankt. In seinem Arbeitszimmer waren die Wände mit den Porträts aller hervorragenden Charakterköpfe der zeitgenössischen Literatur und Kunst bedeckt, die meisten bereichert durch mehr oder minder geistreiche, eigenhändige Dedicationen; eine Porträtgallerie der modernen Geistesregenten, die an Reichhaltigkeit von keiner wirklichen übertroffen wurde und an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig ließ. Sein intimes, freundschaftliches Verhältnis zu Ferdinand Freiligrath, dem großen Revolutionssänger, ist bekannt. Eine Photographie, die ich bei meinem ersten Besuche in dem Barmener Poetenheim als freundliches Erinnerungszeichen empfieng, zeigt uns Freiligrath und seinen Freund an einem kleinen Tische sitzend, Freiligrath in einem bequemen Sorgensessel, die Hände auf den Knien, in fast schüchterner Haltung; ihm gegenüber Rittershaus in der Vollkraft seiner Riesenfigur, die Linke fest auf den Tisch gestemmt, in der Rechten die Cigarre, mit freudigem Stolze zu seinem großen Freunde herabblickend, vor dem Paare eine Flasche und zwei Gläser — ein gewissermaßen historischer Moment: die erste Flasche Rheinwein nämlich, die Freiligrath nach seiner erfolgten Amnestie auf dem wiedergewonnenen deutschen Heimatboden mit dem Freunde leerte.

Nichts interessanter, als dem redegewandten Dichter seine Erlebnisse mit seinen Brüdern in Apoll erzählen zu hören. Man hätte stundenlang zuhören können, denn es kamen da manchmal literarische Coulissengeheimnisse zu Tage, die einem Docenten für neuere Literatur wertvollen Stoff für ein Privatissimum geliefert haben würden. Eine noch größere, ja geradezu virtuose Redegewandtheit bekundete der begabte, vielseitig gebildete Mann jedoch als poetischer Improvisator. Als solcher war er wirklich einzig und auf den Rednerbühnen aller nationalen und künstlerischen Gedenkfeste der Schwesterprovinzen Rheinland und Westphalen, wie im engeren geselligen Kreise, stets ein jubelnd begrüßter Gast. Wie oft habe ich ihn bei solcher Gelegenheit mit harmloser Freude beobachtet! Am anziehendsten und charakteristischesten erschien er mir immer während eines Diners oder Soupers, im Vorbereitungsstadium seines Festredneramtes. Die stolze, eines imponierenden Embonpoints sich erfreuende Gestalt behaglich zurückgestreckt, den breitgestirnten, wohlwollend lächelnden Kopf

etwas vornüber geneigt, mit der Linken, worin er das Messer oder die Gabel hielt, in kurzen, rhythmischen Intervallen leise an den Teller- oder Glasrand tickend, so hielt er eine kurze Weile poetische Selbsteinkehr, und nur ein flüchtiges Aufblitzen des lebhaften Auges gab von seiner geistigen Innenthätigkeit Kunde. Dann aber, wie plötzlich elektrisiert, erhob er sich, und von seinen Lippen flossen die geistreich pointierten Verse in echt poetischem Strom ohne Stocken dahin, jeden Hörer fesselnd und fortreißend. Manche dieser poetischen Impromptus, wie z. B. der Trinkspruch, den er in der kleinen westphälischen Gebirgsstadt Siegen bei der dreihundertjährigen Geburtsfeier von Rubens dem Andenken dieses großen Malerfürsten widmete, sind meines Erachtens an poetischem Werte und geistigem Gehalte den besten Dichtungen gleichzustellen, die er hinterlassen hat.

Eine andere hervorstechende geistige Besonderheit von ihm war die verblüffende Gedächtnisstärke und Belesenheit, die er besaß. Ich hatte vor Jahren einmal ernsthafte Heine-Studien gemacht und bildete mir auf meine Kenntnis des ungezogenen Lieblings der Grazien nicht wenig ein. Bei einem fröhlichen Festmahl in Aachen, auf dem man die goldene Hochzeit der Niederrheinischen Musikfeste mit den Rheinlanden gastronomisch feierte, citierte ich meinem Tischnachbar eine ziemlich unpopuläre Heine-Strophe, deren Wortlaut dieser in Zweifel zog. Ich beharrte auf meinem Citat. Schließlich appellierten wir zur Schlichtung unseres Streites an den neben uns sitzenden Dichter. Er gab meinem Nachbar recht, und als ich mich nicht bekehren wollte, wettete dieser auf die Richtigkeit der Rittershaus'schen Version eine Flasche Champagner. Noch immer innerlich siegesgewiss gieng ich nach Hause, aber ein kurzes Nachblättern überzeugte mich bald, dass ich die Wette glänzend verloren hatte.

Gleich den meisten seiner Wupperthaler Kunstgenossen war Rittershaus Kaufmann, und diese unpoetische Berufsthätigkeit ließ und lässt ihn bis auf den heutigen Tag in den Augen manches hyperorthodoxen Literaturkritikers, der den Gegensatz zwischen rein künstlerischer und privater Lebensthätigkeit schlecht aufzulösen vermag, nicht ganz poetisch vollwertig erscheinen. Ich halte es für überflüssig, die vielen vorhandenen kritischen Wertschätzungen des Sängers noch um eine neue zu vermehren und gebe statt einer solchen lieber ein paar Gedichte, die er mir vor zehn Jahren für eine durch mich herausgegebene Wochenschrift zuschickte. Hier sind sie.

Sehnsucht.

In den Lüften Vogelpfeifen,
Flügelrauschen durch die Nacht —
Sag', wohin die Sänger schweifen?
Ach, sie treibt der Sehnsucht Macht.

Horch, die Nachtigallen schlagen!
Hell herüber tönt der Klang.
Sprich, was wollen diese Klagen?
Ach, die Sehnsucht ward Gesang. —

Wandervögel, eure Flügel,
Eure Schwingen, leiht sie mir,
Dass ich über Thal und Hügel
Eilen darf zu ihr, zu ihr!

Nachtigall, nur einmal leihe
Mir den Ton aus deine Brust,
Der umfasst in heiliger Weihe
Aller Sehnsucht Qual und Lust!

Dass sich Balsamtropfen senken
In der Herzenswunden Pein,
Dass sie's ahnt, dass all mein Denken,
All mein Sehnen, sie allein!

* * *

Sommernachtsgedanke.

Halb geöffnet hat die dunkle
Purpurrose ihren Mund.
Kleiner Glühwurm, leucht' und funkle!
Mach' den Pfad dem Liebsten kund!

Lass den Weg den Falter wissen,
Wo der Duft dem Kelch entschäumt,
Wo auf ihren mos'gen Kissen
Schon von ihm die Rose träumt.

Wer solche Verse — und sie zählen nicht einmal zu seinen besten! — singen konnte, dem wird kein kritischer Marsyas den Besitz der siegenden Kithara Apollons streitig machen können, selbst dann nicht, wenn die praktische Erwerbsthätigkeit des Sängers eine noch prosaischere als die eines Kaufmannes wäre. Der vielgeschmähte und missachtete Kaufmannstand bewahrte Rittershaus übrigens nicht nur vor einer durch einseitige Beschäftigung nur zu leicht entstehenden Engigkeit der Anschauung, er schützte ihn auch vor der Misere des gewöhnlichen Literatenlebens, obgleich des Lebens Noth und Sorge mehr als einmal die zehrenden Arme auch nach ihm ausstreckte. Im Jahre 1865 wurde der kaum neununddreißigjährige Mann durch die Treulosigkeit eines Compagnons sogar gezwungen, die finanzielle Hilfe seiner Freunde für ein Darlehen in Anspruch zu nehmen, um sein Geschäft zu retten. Die Freunde halfen ihm, allerdings nur unter der Bedingung, dass er sich verpflichtete, nie mehr aus eigenen Mitteln Darlehen an andere zu gewähren. Hatte er doch nur zu oft für fremde Noth weit tiefer in seinen Säckel gegriffen, als er eigentlich es hätte thun dürfen. Ob er jene Bedingung später immer erfüllte, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur das eine, dass selten jemand umsonst an seine Thüre klopfte und dass ihm das Goethe'sche: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" unverrückbare Richtschnur seines Handelns blieb. Zur Linderung manchen Kummers und zur Förderung manches guten Zweckes ist er, treu dem schönen Worte indischer Mystik: „Unthätigkeit in einem Werke der Barmherzigkeit wird eine Thätigkeit in einer tödtlichen Sünde!" energisch eingetreten, und wenn er seine eigene Börse nicht öffnete, so öffnete seine beredte Lippe doch die Börsen seiner Freunde, die, gleich ihm, für menschliches Leid ein theilnehmend Herz und eine gebensfrohe Hand besaßen.

Unfruchtbare pessimistische Anwandlungen wurden seines Gemüthes selten Herr. Angeborene Lebensenergie, herzliche Freude am Dasein,

natürliches Kraftbewusstsein und die Erkenntnis, dass wir am besten thun, wenn wir, anstatt auf diesem irdischen Tummelplatz mit metaphysischen Grübeleien uns abzugeben, „das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche schweigend verehren", machten ihn zu einer echt Goethe'schen Frohnatur und verliehen seinem Wesen und seinem Schaffen jenes erquickende, jungbrunnenartig wirkende Agens, das auf jeden sich übertrug, der mit ihm in Berührung kam. — —

Sehen wir heute in Deutschlands weitem Menschengarten genauer uns um, dann ergeht's uns leider wie dem guten Pfaffen Maurizius in seiner Reimchronik von anno achtundvierzig:

„Ich sehe Leute in Lumpen und Borten,
Ich seh' Gelehrte und Professoren,
Weinküfer seh' ich und Redacteure,
Superintendenten und Accoucheure,
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Alterthumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein wo sind die Männer, die Männer?!
Ich sehe sie nicht, soweit ich auch blicke —
Bruchtheile sind's nur, nichtssagende Stücke,
Ich sehe nur Zähler ohne Nenner!"

Emil Rittershaus war ein Mann, ein echter, ganzer, deutscher Mann, als Mensch wie als Poet. Er repräsentierte diese scheinbar auf dem Aussterbeetat stehende Menschenspecies in würdigster Weise, und allein durch diese Repräsentation schon hat er, ganz abgesehen von seinen Leistungen als Dichter, im Gedächtnisse der Nachwelt Anspruch auf dauerndes Leben sich errungen. Alt geworden in gewöhnlichem Sinne ist er nicht, konnte es auch nicht werden. Ob zu seinem und unserem Glück oder Nachtheil? Wer mag es entscheiden?

Weise Männer der Vor- und Jetztzeit haben die Meinung verfochten, dass der Tod in der Vollkraft der Jahre dem Tode an Altersschwäche vorzuziehen sei, und dass es am besten für uns wäre, nie geboren zu sein. Ja, ich las sogar vor kurzem einen Essay eines Arztes, worin dieser Fachmann mit allerlei wissenschaftlichen Gründen darzuthun suchte, dass das Sterben an sich für den Sterbenden eigentlich eine ganz angenehme Beschäftigung wäre, eine Hypothese, die übrigens schon Euripides vorahnte, da er fragte: „Wer weiß, ob nicht das Leben nur ein Sterben ist, das Sterben aber Leben?" Ich gehöre weder zu den sieben alten noch zu den jungen Weisen, auch bin ich weder Arzt noch Euripides. Meinungen bleiben für mich eben Meinungen. Eines aber scheint mir sicher und thatsächlich nachweisbar: das Schmerz- und Trauergefühl, das der unvermuthete Tod eines geliebten Menschen im Herzen des Zurückbleibenden emporwachsen läßt und die bittere Empfindung der Vereinsamung, die uns beschleicht, wenn ein treuer, edler Mitkämpfer und Gefährte die

Reise in das große Land des Unbekannten antritt, von wo es keine Wiederkehr gibt.

Julius Rittershaus, sein Sohn, als Journalist im großen Spree-Athen wirkend, ist mit der Aufgabe betraut worden, eine Volksausgabe sowie eine Gesammtausgabe der Werke des Verewigten zu veranstalten. Seine Freunde werden in seiner Vaterstadt ihm ein Denkmal errichten. An ehrenden Kränzen und Nachrufen bei seiner Bestattung hat's auch nicht gefehlt. Streben wir Lebenden danach, sein Charakterbild uns lebendig zu erhalten und dasselbe unseren Nachkommen rein und ungetrübt zu vermitteln. Das ist das schönste Denkmal, das wir ihm errichten, und die würdigste Todtenfeier, die wir ihm halten können. Und in diesem Sinne seien auch diese Blätter als schlichte Zeichen dauernder Treue, Liebe und Verehrung auf seinen Grabhügel gestreut.

Josef Schrattenholz.

Die Türken im Mürzthale.

Ein Bild aus der Schreckenszeit unserer Vorfahren.

Von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Es vergiengen Wochen und Wochen. Die Straße war leer; es war wieder stiller. — Viele meinten, die Gefahr sei auf Fürbitte der Gottesmutter abgewendet worden. Ältere Leute aber sagten: „Helf uns Gott!“ Es war Erntemonat, aber es gab nicht viel zu ernten. Der Türk hatte noch nichts zertreten, aber das Säen war ausgeblieben in dieser Zeit der Wirrsal und der Angst. Es waren die Kirschen kaum reif im Thale der Mürz, und das Laubgehölz hatte schon rothe Blätter. Das hält ein alter Chronist auch für ein bedeutsames Zeichen.

Über den Semmering und von den Waldungen des Alpsteiges her kamen Landstreicher, Zigeunergesindel und allerhand herrenloses Volk mit seltsamen Geberden und fremden Lauten. Das ist der Kehricht des großen Besens — der Geißel Gottes.

Uber die Pussten Ungarns fluten die wilden Scharen heran. Ein Gerücht fliegt durch das Thal: Vor Neustadt und Wien weht der Rossschweif; auf dem Stefansthurme prangt der Halbmond.

Sultan Soliman II., genannt der Schrecken der Christenheit, war nach der blutigen Schlacht von Mohacs durch Gewalt und Verrath mit 120.000 Mann, 20.000 Kameelen, 800 Donauschiffen und 400 Stück schweren Geschützes bis nach Wien vorgedrungen und belagerte die Stadt. Rasender Schrecken im Lande. Leute auf hohen Bergen der nordöstlichen

Steiermark hören an stillen Abenden von Aufgang her das dumpfe Donnern der Geschütze. Einmal liegt die ganze Nacht hindurch ein mattrother Wolkenstreifen über den fernen Ebenen von Neustadt.

In den Dörfern und Flecken des Mürzthales flutet neu das Leben auf. Kinder und Kranke werden davongeschafft, Herden werden aus den Ställen gehetzt, als stünden die Gebäude in Flammen. Und wahrhaftig, viele wollten den Brand schleudern in ihr eigenes Haus. Ein Bauer in Mitterdorf hat sein großes Gehöft niedergebrannt, um den Türken nichts übrig zu lassen. Ein Kaplan von Hohenwang sprengt auf feurigem Rappen durch das Thal und ruft zum Landsturm auf. Zu den Waffen alles, was stehen und ringen kann. Er selbst trägt eine breite, blinkende Axt über der Achsel. Mancher kniet vor einem Waldkreuze. „Freund!“ ruft ihm der brave Mann zu, „jetzt ist keine Zeit zum Knien. Brecht die Kreuzpfähle vom Weg und drescht damit die Türkenschädel nieder!“

Ein fliegender Befehl ruft jeden zehnten und fast gleichzeitig jeden fünften Mann zur Wehr. Der Clerus erschließt nun Kirchen und Klöster: Nehmt den vierten Theil! nehmt alles, was ihr findet, nur rettet! — Wie starren die entschmückten kahlen Bilder von den Altären so schrecklich nieder! Wie funkeln noch die goldenen Leuchter und Gefäße und Monstranzen! — aber Waffen! Waffen; — mit Gold und Silber streitet man jetzt nimmer.

In solcher Wirrnis lodern in einer sternlosen Septembernacht auf den Bergeshöhen die Lärmfeuer. Der Feind ist ins Land gebrochen. Auf den Zacken der Kamp; auf der Spitze des Königskogels; auf dem Gölk, auf dem Wartberg, auf dem Rennfeld steigen die Feuersäulen auf, weithin die Noth verkündend. — Aber der blutige Schein, der breit und hoch im Gewölke des Himmels leckt, rührt von keinem Zeichenfeuer mehr. Der Türk ist andere Nachtlichter gewohnt.

Im Thale der Mürz stehen die Dörfer leer. Wer sich nicht zum letzten Widerstande gerüstet und gerottet, der ist auf der Flucht in die Wälder und Einöden. Mancher wirft vor seiner Flucht noch Kalk, Stroh und Tannenzapfen in den Fluss, um durch diese Zeichen die unteren Gegenden auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

In den Wäldern der Stanz, der Veitsch, in den Schluchten der Freßnitz und des Trabaches sind wunderliche Lager aufgeschlagen. Da weinen Weiber, ächzen Kinder, beten und fluchen Männer. Sie starren hinab in das nächtige Thal. Ein einzig Lichtlein flimmert noch im kleinen Dorfe. Es ist die rothe Lampe, das ewige Licht in der Kirche.

Es wird Morgen. Ein schöner, thaufunkelnder Morgen. Die Vöglein jauchzen auf den Wipfeln; aber die Leute deuten den Frohgesang für Klage- und Hilfgeschrei. Darum geht heute die Sage, die Schwalben hätten laut geweint an demselbigen Tag und seien davongezogen, und

da hätten die Leute gesagt: Jetzt ist's vorbei mit dem Leben, jetzt sind auch die Vöglein davon, die uns Glück bedeuten."

Die Flüchtlinge biegen das Geäste des Waldes auseinander, blicken hinaus in das Thal. Sie erschrecken nimmer davor, was sie sehen; sie sind darauf gefasst gewesen.

Die Straße ist nicht mehr weiß und grau, sie ist braun, roth, blau — wogt lebendig in allen Farben. Ein seltsames Klingeln und Schrillen und Pfeifen klingt herauf, und zuweilen ein scharfer Schrei, wie ihn so gellend und durchdringend keines Älplers Kehle vermag auszustoßen. Um das Dorf schwärmt es, wie eine aufgestöberte Ameisenbrut, und aus allen Schornsteinen steigt Rauch auf — wüste Fremdlinge schwirren um den häuslichen Herd. Von Stunde zu Stunde wächst das kleine Dorf, bunte Zelte steigen wie Schwämme aus der Erde hervor, und auf denselben flattert der Rossschweif, funkelt der Halbmond.

Im Thale der Mürz herrscht der Türke.

Nimmer zu beschreiben sind die gräulichen Scharen, die außer dem Bereiche des vor Wien aufgeschlagenen Hauptlagers, nun ihre eigenen Herren, im Gebirge zuchtlos wirrten, thierisch wüthen. Da sind die Mongolen mit den gelben Gesichtern und den großen Backenknochen; da sind die Tataren mit den wollustglotzenden Augen, grauenvolle Gestalten, als wären sie, wie ihr Name zeigt, dem finsteren Tartaros entstiegen. Da sind die bärhaarigen Jakuten; die halbnackten Baschkiren, verschiedene Sprachen grunzend und schnaufend, sich gegenseitig selbst kaum verstehend. Da sind noch die weißmänteligen Janitscharen, die einst Christenkinder gewesen, in den Händen der Türken aber zum Kriegsraubhandwerk erzogen wurden. Sie sind so wild wie die anderen.

Welch ein Geheul, welch ein Blasen und Trommeln und Scheibenschrillen, welch ein seltsames Tanzen und Springen dazu. Herren im Lande sein! Ei, das wissen gar die wiehernden Rosse, die blökenden Kameele. Und der eine sticht im Übermuth mit dem langen Speer des Kameraden blutrothen Turban vom Haupte, oder es gibt eine Brust zu durchbohren, oder mit dem Krummsäbel ein Haupt abzuschlagen unter den Kindern des Landes.

Reiter sprengen in Kreuz und Quer, sprengen gegen vereinzelte Gehöfte, sprengen gegen die Schluchten von Hohenwang hinan. Finster und trotzig steht die Burg dort auf dem Berge. Keine Fenstertafel glitzert, kein Fähnlein wallt; still und leblos ragt die Veste. Ein Häuflein Rothmäntel klettert den Berg hinan, klettert katzenhaft behendig den altersgrauen Wall empor, da bricht plötzlich das Wetter los. Steine hageln, qualmende Ströme von Pech regnet es nieder, dumpf und derb donnern die Flüche der wackeren Ritter und Knappen. — Die Anstürmer purzeln, kollern in den Burggraben, oder fliehen knirschend den Berg

herab. — Oh, der alten Burg bleibt es nicht geschenkt. Mit den braunen, blutkrustigen Fäusten drohen sie, die schneeweißen Zähne fletschen sie der Veste empor: Dir wird nimmer der Mond voll!

Und in einer der folgenden Nächte loderte die Burg Hohenwang in Flammen; das ganze weite Thal lag im rothen Scheine.

Wir dürfen, geehrte Leser, den Blick nicht wenden, wir müssen des Weiteren vernehmen, was uns die Sage erzählt aus diesen Tagen der Schrecken. Es sind böse Geschichten! — Sengen und Brennen, das thut jeder Feind, wenn es in seine Feldzugspläne passt; aber Ohren abschneiden, Finger und Zehen abzwicken, Augen ausstechen, schinden bei lebendigem Leibe, das hat der Barbar aus dem Morgenlande gethan. Noch heute soll an der Freßen eine halbverfallene Buche stehen, an welche sie einen Hirten bei den Füßen gehangen hätten, um auf den zappelnden Körper, dessen Herz als Zielpunkt sie mit einer wilden Rose bezeichnet, scheibenzuschießen. — Einer Bäuerin aus dem Waldviertel Alpl haben sie bei lebendigem Leibe die Arme und Brüste vom Leibe getrennt. Ihre Nachbarin, die sehr schöne lange Haare besessen, haben sie bei diesen Haaren an den Schweif eines Pferdes geknüpft und über Stock und Stein geschleppt. — Ein Bauer in St. Lorenzen hatte sich auf eine Esche geflüchtet; da hatten die Barbaren den Stamm der Esche mit Stroh umwunden und ihn angezündet, bis der Bauer erstickt auf den Boden gepurzelt. — Einer Bäuerin bei Wartberg, die einen Türken vergiftet, haben sie ein Auge ausgestochen; als sie ihr nun auch das zweite vernichten wollten, schreit ein Janitschar, man solle es ihr noch eine Viertelstunde lassen, sie müsse noch ein Spiel mit ansehen. Darauf hätten sie mit dem Säugling der Bäuerin eine Weile Ballen geworfen, bis ihn einer mit der Spitze seiner Lanze auffieng.

Im Munde des Volkes leben ähnliche Beispiele in großer Zahl; ich habe mit Widerstreben diese wenigen angedeutet, um das Bild auch in der Richtung zu skizzieren.

Drüben im Kirchlein am Hauenstein wird bekanntlich die heilige Katharina verehrt. Sie steht auf dem Altare und hat ein langes Schwert bei sich. Sie ist eine Patronin gegen Feindesgefahr. So hatten sich in jenen Tagen aus dem Thale der Mürz sehr viele in die Kirche am Hauenstein geflüchtet. Da ist's am Frauentage im September, da der Feind schon über den Alpsteig zieht und dem Schanzgraben naht, dass in der Hauensteiner Kirche ein Buß- und Bittgottesdienst gehalten wird. Alles blickt mit Inbrunst zu Sanct Katharinen über dem Altare. Und siehe, da ist sie von ihrem Platze plötzlich verschwunden. Unter den Andächtigen herrscht Schreck und Verzweiflung: „Jetzt ist auch unsere Schützerin davon, jetzt müssen wir verderben!“ Aber, als hierauf der Priester den Leib des Herrn emporhebt zur Wandlung, da steht Sanct Katharina wieder

auf ihrem Platze, strahlenden Antlitzes und mit blutigem Schwerte. — Die Heilige ist, so ergänzt die Sage, auf der „Schanz" gewesen und hat ihr Hauenstein bewacht. Dem Feinde aber ist es vorgekommen, als dehne sich plötzlich ein weites Meer vor ihm, und er ist wieder umgekehrt ins Thal der Mürz.

Uns lehrt diese Sage, dass das „Jackelland", wenigstens der nordwestliche Theil desselben, von den Türken wahrscheinlich verschont geblieben ist.

Um so länger und grässlicher haben Solimans Raubhorden freilich im Mürzthale gewirtschaftet.

Die beherzteren Flüchtlinge wagten sich nach und nach aus ihren Verstecken wieder hervor. Sie meinten: „Ja, wenn ich flehe, dass ich wieder wohnen darf unter meinem Dache, meiner Kinder, meines kranken Weibes willen; wenn ich schwöre, dass ich ihnen nichts in den Weg lege, friedsam mit ihnen lebe, so werden sie Erbarmen haben. Es sind ja doch auch Menschen!"

Aber was für Menschen! Wären es lieber rasende Thiere gewesen, die ihre Opfer sofort in tausend Stücke zerrissen hätten! Aber die Barbaren legten den Armen eiserne Ringe an den Hals und schleppten sie von dannen.

Manches Häuflein wackerer, handfester Männer that sich zusammen und fuhr mit Äxten und mit Morgensternen auf Leben und Tod in die fremden Scharen. Sie haben viele dieser Wütheriche der steirischen Erde hingeschleudert, aber die feindliche Übermacht war zu groß, und Tod oder Ärgeres als Tod, die Gefangenschaft ist ihr Los gewesen. Jeder den eisernen Ring um den Hals, in langen Ketten aneinandergeschmiedet, wurden sie davongeschleift, während die Heimstätten in Flammen loderten.

Zu weiterem Beleg theile ich zwei Urkunden aus der unteren Gegend des Landes mit:

Der erste vom Pfarrer Unrest lautet:

„Als man zahlt 1529ger Jar, chumen die Türken mit Gewalt und tetten an allen Enndt Schaden mit Pranndt, Mord und Verfurrung des Volkhes. Als man dasselb schatzt, das wol XXX tausend Menschen todten und verfürrten."

Der zweite Bericht ist ein Brief des Weikarts von Polheim an seinen Vater Erhart, dem ich Folgendes entnehme:

„Dem wolgebornnen herrn
herrn Erharrttenn herrn zw Polhaym Kh. Mjt. Ratt. etc. meynem Liebenn herrn vnnd vatternn zu hanndenn.

Vermerkt die pranntler und Schaden, so durch die turgkenn am 18. tag Octobris beschehenn verprennt worden sein Im 29 Jar."

Dem „Munssen Jegkl" wurde Haus, Hof und Hausrath verbrannt, mit der ganzen Fechsung, der Weingarten verwüstet und „die turgken haben Im sein muetter kopfft".

„Schalckh Cristl stet sein hoff noch, aber die turgken haben Im ain Ross vnd ain micheln puebn wegkh gefuert vnd ain grosse diern, ist sein schwester gewesen."

„Paur hanns stet sein hoff noch, aber die turgken haben Im ain Ross vnd 4 kinder wegkh gefuert."

„Schmidt Jegkl stet sein hoff, aber die turgken haben Im das maul von ainander gehagkt; ist nit todt."

Dem „Michel Haubtman" ward die ganze Wirtschaft niedergebrannt. „Auch haben Im die turgken sein weib mit zwain Kindern vnd zwain Rossen wegkh gefuert."

„Auch habenn die turgkenn In den kirchen an pildern meszgewant vnd andernn grossenn schadenn than, dj thurn zerprochenn vnd das hochwirdig sacrament auff dj erden geschut vnd ligen lassen."

„Den hanns moerl haben die turgken wegkh mit sambt 1 puebn (geführt)."

„Dem Freisleben Joergen habens dj turgken sein Weib wegkh mit sambt 2 Kinden vnd ain grosse diern (weggeführt)."

„Dem Frischauff ain alten dienner zu hoff habn dj turgken köpfft.".....

„Sannd Johanns ist durch di turkenn verprennt worden."

„Peter Macher ist kaumb den turgken entrunnen vnd sein weib von Inen erledigt aber ain knabl bey 9 Jaren habens In wegkhgefüert."

Michel Kutting verlor ein Diernl, Jorg Tangkl sein Weib, einen Buben und eine Diern, „die seine kindt gewesenn sein."

„Gestetnerin ain Wittib ist hart von den turgken verwundt worden vnd jn ain sun wegkhgefuert, der Ir den hoff versehen hat."

„Hanns Stain ist sein aidem vnd sein tochter wegkhgefüert worden vnd ain diernl, aber sein aiden ist in 14 tagen darnach herwider kumen."

„Dem hanns Kneissl ist ain knab weggefüert ist sein Sun gewesen."

„Pritz Steffel ist gar von den Turgken erschlagen worden."

„Der Velberin ist Ir sun wegkhgefüert worden, der Ir Hauszwirtschafft auszgericht hat."

„Abel Hanns ist auch erschlagen worden."

„Preisler Pauln ist ain kindt wegkhgefuert worden."

„Pogner Andre ist sein weib wegkh gefüert worden ist grosz schwanger gewesen."

„Der Gemaindl schusterin ist ain dienstdiernl wegkhgefüert worden."

„Dem Ekharter ist ain gross dienstdiernn weggefüert worden."...... Und so weiter.

Und so weiter, eine erschreckende, endlose Liste des unseligen Jahres. Aus dem Krieglacher Kirchensprengel allein über achthundert Personen in die Sclaverei fortgeschleppt! klagt unsere alte Tafel in der Kirche.

Die noch übrigen flüchtigen Bewohner haben vergebens gewartet auf das kaiserliche Heer, das endlich siegreich sie erlösen sollte. Aber des Landes zerrissene Kriegsmacht mufste ja ihre Burgen und Städte schützen; das arme Landvolk war sich selbst überlassen, um auf Noth und Tod mit dem Ungeheuer zu ringen.

Heldenthaten sind geschehen. Jeder Bauer erschlug der Türken drei, und sein Weib deren zwei! lautet eine Urkunde. Der eigentliche Heereszug war endlich auch zum Theile vernichtet, zum Theil mit den Gefangenen

abgezogen. Aber der Aussatz blieb zurück, ein planlos umherstreifendes Raub- und Mordgesindel, zahllos, wie die Kohlraupen jenes Herbstes, unvertilgbar und grauenhafter noch wirtschaftend, als die privilegierten Henkersknechte des fürchterlichen Soliman.

Gegen Ende September gab es an den Ufern der Mürz nur mehr Brandstätten und Leichenhügel. Und in demselben Jahre sind die Forellen verdorben in der Mürz. Die Leute sagen, das Wasser sei zu trüb und zu blutig gewesen.

Und schließlich noch ein weniger historisches, als vielmehr phantastisches Bild aus dem alten Krieglach der Türkenzeit. Seit der Einweihung des neuen Gotteshauses waren nur wenige Jahre verflossen, als dasselbe bestimmt wurde, eine Zwingburg der Christen zu sein. Es sollen nämlich die Barbaren einer Sage nach ihre Gefangenen in der Pfarrkirche verwahrt haben. Die Türkenrotten hatten zur Rache gegen Hinterlist und Widerstand, so sie erfahren, beschlossen, vor ihrem Abzuge noch eine ihrer würdige That zu verüben. So hatten sie die Kirche vollgepfropft mit Menschen, um diese dem Flammentode zu weihen.

Da läßt sich denken, welch rasender Wahnsinn, welche Verzweiflung in diesen gottgeweihten Mauern geherrscht haben mag. War hier nicht die Gemeinde, wie das Geschlecht der Vorfahren gelegen auf den Knien und hatte gebetet: „Herr, erlöse uns von dem Übel!“ — Und das Übel war doch gekommen, und die Kirche ist ein Gefängnis geworden, bewacht von barbarischen Heiden. — Noch einmal umarmt sich hier Mann und Weib, Mutter und Kind — morgen, vielleicht in einer Stunde schon werden sie auseinandergerissen, diese zum Feuer, zum Schwerte; jene zur Sclaverei. — Ein fieberndes Wogen und Stöhnen ist in der eingeschlossenen Menge — aber kein Klagen und Weinen mehr. — Wer hätte noch Thränen in so späten Tagen!

Mancher lehnt in dumpfer Ergebung am Altartisch und starrt zu den hohen vergitterten Fenstern. Er starrt empor zum heiligen Jakob, der selbst ist auf seinem Bilde umgeben von Henkersknechten.

Dort an der Mauer kauert ein Mädchen, wimmernd vor Kälte und Scham. Mutternackt! Nicht um Befreiung, um einen einzigen Lappen zur Bekleidung nur fleht sie.

Einer ist unter den Gefangenen, den hat der Jammer wahnsinnig gemacht. Vor das Tabernakel kniet er hin und ruft: „Gloria in excelsis Deo!“ In den Beichtstuhl kriecht er und flüstert: „Keinen sprech' ich los von Sündennoth, so lang er noch Athem hat. Das Leben ist Sünd'; die Buß' ist der Tod!“ — Auf die Kanzel steigt er und schreit: „Brüder, morgen geht's ins heilige Land! Auf zum Kreuzzug! verbrennt die Ketzer, schlachtet die Heidenhunde, erobert das heilige Grab! — Du bist schuld an allem Jammer!“ knirscht er, und schleudert ein Crucifix nieder in die

Menge. — „Ite, missa est!“ singt er dann wieder, und johlend setzt er hiezu: „jetzt könnt' ihr nach Hause gehen! Ei, was das für eine fromme Gemeinde ist, bleibt den ganzen Tag beim lieben Herrgott in der Kirche!“ — — — Bald aber verstummt der Wahnsinn. Auf dem Chore tönt plötzlich die Orgel, Trost und Muth erweckend, und die gefangene Versammlung stimmt an das uralte deutsche Kriegslied:

Verlass uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Muth erfleucht, sei Stab uns allen:
O gib uns nicht dem bitteren Tod zum Raube,
Barmherziger Gott, du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott, heiliger starker Gott,
Erbarme dich unser! —

Nun erwarten sie mit Ruhe und Fassung, was da kommen mag. Und siehe!

Da soll plötzlich und noch zu rechter Zeit ein Haufe halbwilder Waldmenschen aus den Wäldern des Teufelsstein herabgekommen sein und die Überreste des Türkenheeres vernichtet haben.

Im unteren Thale, in der Gegend von Allerheiligen und Mürzhofen, weist der Volksglaube heute noch die rothe Erde, auf welcher der letzte Rest des Barbarenheeres erschlagen worden war.

So habe ich mich denn bestrebt, auf Grund der Geschichte und Sage ein möglichst treues Bild der Türkenzeit zu entwerfen. Dem Dargestellten nach dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir heute, nach mehr als drei Jahrhunderten, in unserem Vaterlande vielfach noch den Spuren jener unheilvollen Tage begegnen. Abgesehen von den zahlreichen Ruinen, finden wir in sehr vielen Gegenden Benennungen wie: „Türkenbühel“, „Türkengraben“, „Türkengrube“, „Türkenberg“, „Heidenkogel“ u. s. w. hindeutend auf Schlachten, Metzeleien und Lagerstätten, die darauf vorgekommen sein mögen. Und wir wundern uns nicht mehr, dass die Traditionen aus jener Zeit heute noch so tief im Gemüthe der Menschen wurzeln. Heute, da doch längst wieder der Friede wacht und der Segen waltet in unseren lieben heimatlichen Auen.

Auf den Brand- und Mordstätten sind ja wieder Häuser und Dörfer entstanden, und ein neukräftiges, lebensfreudiges Volk.

Von den zahllosen Opfern, die der Feind einst davongeführt, ist kaum eines wiedergekehrt. Und wenn ihr, geehrte Leser, fraget, welches Los ihrer im Lande der Barbaren geharrt: Die Männer und Knaben sind für den Kriegsdienst abgerichtet und den Janitscharen zugetheilt; die Weiber und Mädchen sind von einem Sclavenmarkt auf den anderen, von einem Tyrannen zum anderen, von einem Elend ins andere geschleppt worden, bis sie — Gott weiß es! — der freundliche Tod erlöst hat.

Vom Haberfelltreiben.

Vom Prof. Dr. A. Freybe.

Ein Leben in der Erfüllung göttlicher Ordnungen verlangt die Volkssitte und richtet sich deshalb ebenso gegen die strafbare Gesinnung wie gegen die strafbare That. Ja sie geht darin so weit, dass sie selbst den Conflict mit der staatlichen Polizei nicht scheut, wenn es gilt, verwerfliche Gesinnung und verwerfliche Thaten, falls diese seitens der staatlichen Obrigkeit nicht verfolgt werden, von der Familien- und Volksgemeinschaft auszuschließen, um so diese Gemeinschaft unvergiftet und unbefleckt zu erhalten. Sie hat aber ein viel feineres Gefühl für die Familien- und Volksehre, als das staatliche Gesetz.

Wie die Sitte diesen Schild der Familien- und Volksehre rein zu erhalten sucht, das zeigt uns z. B. in Bayern noch das sog. Haberfeldtreiben, wie manche andere Art noch jetzt geübten volksmäßigen Rügegerichts oder „Läutergerichts“, durch welches man Personen und ihr Leben rügt, welche seitens der Polizei nicht gerügt werden und so die befleckte Ehre der Gemeinschaft, welcher der Frevler zugehört, wieder läutert und reinigt. Eben wegen der befleckten und darum wieder zu reinigenden, zu läuternden Ehre nennt man sie mit Recht auch Ehrengerichte.

Solchem volksmäßigen Rüge- und Läutergericht, solchem Ehrengericht verfällt alles, was dem Volksgewissen, dem Gesammtbewusstsein des Volkes Hohn spricht.

Eine gewisse Art Rügegericht, wenn auch im ganzen harmloser Gestalt, ist schon das sogenannte Schlagen von Schimpfscheiben, wie es z. B. im Lesachthal in Kärnten geübt wird und auch für das bayerische Schwaben mehrfach bezeugt ist. War doch „Schimpf“ früher nur gleichbedeutend mit Scherz.

Einer übelberüchtigten Person zur Schande, auch wohl einer thörichten zur Verspottung wird eine Scheibe getrieben, wobei entweder schon die bloße Einsetzung des verrufenen Namens genügt, um die sonst nur zu jemandes Ehre getriebene Scheibe zu einer Schimpfscheibe zu machen, oder es wird auch die Beziehung auf irgend einen dummen oder schlechten Streich in den Spruch hineingebracht.

Geradezu als eine Art bäuerlichen Rügegerichts wird diese Sitte im äußeren Allgäu geübt. Es wird beim Wurf des fliegenden Rades der Name eines solchen genannt, an dem ein geheimer Makel, oder auch eine halbbekannte Schandthat haftet, die aber von Polizei und Gericht nicht entdeckt oder doch nicht gestraft ist. Das Sprüchlein dazu lautet: „Ei, da hab ich eine Scheiben, die will ich hinaustreiben" und weiter heißt es z. B. „der Hans hat dem Seppi die Gais gestohlen", wozu dann die Versammelten rufen: „Hole sie!" d. h. der Angeklagte soll die ihm zum Schimpf geworfene Scheibe holen (Bavaria II, 2, 838 fg.; vgl. Panzer I, 210). Wie hier die Vergehen, so werden im nördlichen Theil der Vogesen beim Scheibenschlagen auch harmlosere Dinge aufgedeckt.

Bemerkenswert ist besonders bei diesem Scheibenschlagen, dass ein Hirte, mit einer Bocklarve und einem Fell maskiert, die sämmtlichen Liebschaften und künftigen Ehebündnisse der Gemeinde verkündet, indem er mit lauter Stimme die Namen der betreffenden Paare brüllt, während die Scheiben geschleudert werden. Dies Brüllen in einer Bocklarve und einem Fell berührt sich mit dem Ursprung des Rügerichts des sogenannten Haberfeldtreibens.

Haber ist nämlich der alte Name für Bock, angelſ. häfer, altnord. hafr, griech. κάπρος, lat. caper) und erscheint außerdem noch in der Zusammensetzung Habergeiß („Heerschnepfe", Scolôpax gallinâgo). Dieser Vogel ist so benannt, weil er zur Begattungszeit den Ton eines fernen Meckerns hoch in der Luft hören läßt; an das Getreide des Hafers oder Habers ist dabei nicht zu denken, obwohl man auch Hafer als ursprüngliches Bocksfutter mit Haber = Bock hat in Verbindung bringen wollen. Hätte diese Ableitung Berechtigung, so müsste wenigstens Hafer das Lieblingsgericht des Bocks sein. Welche Umdeutungen sich der Bock überhaupt gefallen lassen musste, zeigte z. B. der Bock = Fehler, Verstoß, wobei eben der Begriff des Stoßens, des Anrennens leitend war, noch vielmehr der Bock in Bocksbeutel = steifbewahrter Gebrauch, ein Ausdruck, der sich in seltsamem Missverständnisse erst im Neuhochdeutschen an Bock (caper) anlehnte, während er in Wirklichkeit niederdeutschen Ursprungs ist, wo boks für bocks (des Buches) steht; die Hamburgerinnen trugen nämlich ihr Gesangbuch in einem Beutel an der Seite und behielten denselben gern immer an; sie giengen mit dem Buchbeutel. Und nun gar das Bockbier! Der Name Bockbier findet sich für eine Art besonders starken Bieres in Baiern schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und ist gekürzt aus dem daneben noch vorkommenden ursprünglicheren Wort Aimbock, mit Verderbnis des — beck in bock, also Bier aus Eimbeck in Hannover. Man führte nämlich ehedem von Eimbeck starkes Bier nach Bayern ein und braute es hier allmählich auch.

Dagegen ist der Haberbart (Tragopogon porrifolium) auch dem Namen nach mit dem sog. Bocksbart identisch, und es ist im „Haferbart“, der blauen Haferwurzel genau dieselbe Verwechslung erfolgt, wie im Haferfeldtreiben statt Haberfelltreiben. Der erste Theil der Zusammensetzung in Haberbart enthält das im Hochdeutschen sonst nicht nachgewiesene hapar, haber (Bock), das nach angels. häfer, altnord. hafr zweifellos ist, und von dem sich noch das Femin heppe (Ziege) erhalten hat (Grimm Wörterb.), ein in den ober- und mitteldeutschen Mundarten weit verbreitetes Wort. In Kärnten geht hepp auf das Schaf, überhaupt auf Wollvieh. (Lexer 134.) In Bayern gebraucht man heppel von einem jungen Mädchen, das sich dem mannbaren Alter nähert (Schm. 2, 221). Hep aber ist der Lockruf für die springende Ziege, vornehmlich in Mitteldeutschland. Von diesem Hep geht wohl der bekannte Spottruf gegen die Juden aus, denn dem Juden wird ein Ziegenbart nachgesagt. Substantivisch: hep-hep, ein Jude.

Wie nun haber der echtdeutsche, dem griech. kapros, dem lat. ceper entsprechende Name des Bocks ist, welcher dem Gesetz der Lautverschiebung gemäß angels. häfer, altnord. hafr lautet, so haben wir im Haberfeldtreiben nicht ein Treiben ins Haferfeld, sondern ein wildes Treiben im Bocks-, im Haberfell, in Bockslarve geradeso wie bei dem obengenannten Spiele zu suchen, bei dem ein Hirte, mit einer Bockslarve und einem Fell maskiert, die Namen der betreffenden Personen „brüllt“.

Das Treiben in Gestalten wilder Thiere, zumal des dem Gotte Donar geweihten Bockes und Hirsches, erscheint z. B. schon in Gallischen Predigten aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert. Es sind drei (dem h. Augustin zugeschriebene) Predigten, von denen zwei de kalendis januariis sich betiteln. Die Verfasser sind der Bischof Cäsarius von Arles († 543), der h. Eligius († 659) und Faustinus (Augustinus, opera omnia. Paris 1841, tom. V. app. serm. 129, 130, col. 2001 und serm. 265, col 2237). In der ersten heißt es u. a.: „Welcher Vernünftige sollte es glauben, dass Menschen, die bei Besinnung sind, sich, indem sie den Hirsch spielen (cervulum facientes), in das Wesen von Thieren umwandeln wollen?

Andere kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen sich Thierhäupter auf und freuen sich darüber, dass sie sich so in Gestalten wilder Thiere umgewandelt haben, dass sie nicht Menschen zu sein scheinen.“

Über die Hirschlarve handelt auch Mone in seiner Geschichte des Heidentums II, 167, Syn. Autissiod. (Auxerre) anni 578, can. 1—5 Hardouin, concil. tom. III. 434. — Theodor. cant. lib. poenit. cap. 27, § 19: Si quis in kalendas Januarii in cervulo aut vetula vadit, id est in ferarum habitus se com-

mutant et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum; qui vero taliter in ferinas species se transformant, III annos poeniteant, quia hoc daemonicum est.

Die in den Bußordnungen und Verboten erwähnten Verhüllungen in Thierfellen und Nachahmungen von Thierstimmen entsprechen, wie Simrock in seiner Mythologie 536 zeigt, sowohl den niederrheinischen „Thierjagen", das aber an keine Jahreszeit mehr gebunden ist, da es nur noch zu einer Art Volksjustiz dient, als auch dem bayrischen Haberfeldtreiben und vergleicht sich mit dem Chariwari und den Katzenmusiken. Bei allen drei Hergängen, beim „Thierjagen", beim Haberfelltreiben, bei den Katzenmusiken pflegen Thierstimmen nachgeahmt zu werden. Solcher Tumult wird in den Statuten der Kirche von Avignon vom Jahre 1337 neben chalvaricum mit Charivari bezeichnet. Charivari, vor dem vierzehnten Jahrhundert nicht nachweisbar, ist jede unharmonische Musik, „Katzenmusik", aus dem franz. Wort, eigentlich soviel wie Polterabend, altfranz. der caribari, chalivali, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert provenzalisch caravil., mittelst das charivarium, chalvaricum = unharmonische Musik, welche einer zur zweiten Ehe schreitenden Person gebracht wurde. Der Ursprung des Wortes ist dunkel, ebenso wie das nach einem dunkeln Sprachgefühl verbreitete Wort Krawall, welches schon in einer Verordnung des Bischofs Hugo von Berry vom Jahre 1338 vorkommt, der in seinen Sportelstatuten jenen Tumult Charavall nennt, woraus später Krawall entstand, ein Wort, das sich besonders in jenen, zumeist rath- und thatenlosen Aufständen des Jahres 1830 zunächst mundartlich im westlichen Deutschland rasch verbreitete.

Die Theilnehmer an dem Tumult erschienen vermummt, und zwar in Thiergestalten als Hirsche cervuli, oder Kälber vituli, als Böcke, capri und wohl auch als Katzen. Sie ahmten zugleich die Stimmen dieser Thiere nach, wie aus dem Worte tumultuosis vociferationibus, aus dem auf Kälberstimmen hindeutenden Chalvaricum, sowie aus dem noch heutigen Gebrauche erhellt. Das Haberfelltreiben — denn ein solches Treiben in Haber-, in Bocksfellen war ursprünglich das später aus Missverständnis entstandene Haberfeldtreiben — stimmt aber darin mit dem niederrheinischen Thierjagen, dass es sich nicht wie der Polterabendlärm auf die Eingehung der Ehe, namentlich nicht wie das Chalvaricum und Charivari auf die zweite Ehe bezieht, sondern zur öffentlichen Kunde gekommene Vergehen gegen das sechste Gebot und sonstige öffentliche Ärgernisse rügt. Wie beim Chalvaricum ein Anführer der Jugend, ein Abbas juvenum, ein Abbas laetitiae erwähnt wird, mit dem man sich abzufinden hatte, so erscheint beim Haberfelltreiben ein Haberfellmeister oder Habermeister. Hier werden die Gesichter geschwärzt, wie man beim Charivari falsis visagiis gieng. Dort erhoben die Ver-

mummten dabei einen gewaltigen Lärm, ein gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen, wobei man auf Schüssel, Teller, Glocken und Kessel schlug; dieselbe Instrumentalbegleitung findet sich in Bayern wieder, ebenso aber (nach Montanus II, 1) auch beim niederrheinischen Thierjagen; als dabei übliche Tonwerkzeuge nennt Montanus Peitschen, Kessel, Trommeln, Maihörner und Karrenräder: in diesen deckte der mit dieser Kunst vertraute Bauernjunge mit Mund und Wange die Öffnung der Nabe und brüllte dann mit so gewaltigem Stoße hinein, dass der rauhe Schall in der Mitternachtstille meilenfern gehört ward. Montanus aber bezeugt auch die Vermummung in Thiergestalten. Thierjagen heißt die Sitte, weil sie unter Thierlarven gegen das Hervortreten des Thierischen im Menschen gerichtet war; daher, trat auch schon in dem Chalvaricum (nach Phillips a. a. O. 9) das Obscöne hervor. In England war die Katzenmusik (rough music) auch gebräuchlich, wenn zwei Eheleute in Unfrieden lebten, oder ein alter Mann ein junges Mädchen heiratete. Bekanntlich hat Shakespeare am Schluss der „Lustigen Weiber von Windsor" ein Thierjagen auf die Bühne gebracht. Dass die Absicht dabei ganz dieselbe wie beim Haberfelltreiben ist, zeigen die Worte:

Pfui der sünd'gen Phantasei! Pfui der Lust und Buhlerei!
Wollust ist ein Feu'r im Blut, ausgeheckt im üpp'gen Muth:
Hoch und höher schürt die Glut sündiger Gedanken Brut.
Zwickt ihn, Elfen, nach der Reih! Zwickt ihn für die Büberei,
Zwickt ihn und brennt ihn und lasst ihn sich dreh'n,
Bis Kerzen- und Sternlicht und Mondschein vergeh'n.

Auch das Hirschgeweih dabei fehlt nicht, und was besonders auf hohes Alterthum der dargestellten Sitte deutet, ist dies, dass die Vermummten zugleich die wilde Jagd nachbilden, wobei Falstaff selbst die Rolle des wilden Jägers spielt, der hier als Förster Herne mit großen Hörnern erscheint.

Dieser Zusammenhang ist ohne Zweifel alt und echt: es war der Umzug des wilden Heeres, den man nachbildete: der alte Gott sollte die Strafe des gekränkten Rechts, Eherechts, der Lust und Buhlerei zu verhängen scheinen. Die Thierfelle aber rühren von geschlachteten Opferthieren her, die in den Zwölften denselben Göttern dargebracht wurden, die unter diesen Thierlarven erschienen. Denn auf die Kalendae Januarii finden wir das alte Verbot, in cervulo und vitulo zu gehen, zuerst bezogen. Aber auch dieser Gebrauch löste sich von diesem Hauptfeste ab und blieb an keine feste Zeit gebunden: das Volk konnte seine Lynchjustiz, deren Namen gewiss auch mit jenen Thierlarven zusammenhängt, üben, sobald ihm die Sitte verletzt schien.

So soll auch das Haberfelltreiben mit seiner Anklage, dem darauf folgenden höllischen Lärm der Schreckgestalten und der schließlichen Er-

mahnung zur Buße und Besserung die, welche Zucht und Sitte frech verhöhnten, geradezu „ins Bockshorn, in die Bockshörner jagen", d. h. verzagt machen, in die Enge treiben, erschrecken und vor weiterer Verhöhnung der Sitte zurückhalten, wie denn gerade die Vermummung in Thierlarven, besonders in Bocks- oder Haberfelle mit den Bock- oder Haberhörnern sich gegen das Thierische im Menschen, gegen die sogen. stummen Sünden (peccata muta) richtet, die außerhalb der Verfolgung durch das staatliche Gesetzbuch liegen.

Ein ähnliches Volksrügegericht ward geübt, wenn die Frau den Mann geschlagen hatte. Man deckte dem Hause des Ehepaares das Dach ab.

Gleich dem Haberfelltreiben ist die Ehrenstrafe der Dachabdeckung eine Rechtssitte von hohem Alterthum. Die Entehrung ihres Nachbarn war den Markgenossen so unerträglich, dass sie ihn nicht mehr unter sich dulden mochten, welches symbolisch durch die Abtragung des Daches erklärt wurde. Wer sich vor den Schlägen seiner Frau nicht bewahren konnte, der sollte gleichsam nicht wert sein, Haus und Hausstand zu haben. Solche interdictio tecti beschreibt z. B. noch ein mainzischer Amtsbericht vom Jahre 1666: Es ist ein alter Gebrauch hierumb in der Nachbarschaft, falls etwan ein Frau ihren Mann schlagen sollte, dass alle des Fleckens oder Dorfs, worin es geschehe, angrenzende Gemärker sich's annehmen, doch wird die Sach uf den letzten Fassnachttag oder Eschermittwoch als ein recht Fassnachtspiel versparet, da denn alle Gemärker, nachdem sie sich acht oder vierzehn Tag zuvor angemeldet, jung und alt, so Lust dazu haben, sich versammeln, mit Trommen, Pfeif und fliegenden Fahnen zu Pferd und zu Fuß dem Ort zugehen, wo das Factum geschehen, vor dem Flecken sich anmelden und etliche aus ihrer Mitte zu dem Schultheißen schicken, welche ihre Anklage wider den geschlagenen Mann thun, auch zugleich ihre Zeugen, so sie deswegen haben, vorstellen. Nachdem nun selbige abgehöret und ausfindig gemacht worden, dass die Frau den Mann geschlagen, wird ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt, da sie dann alsobald sich allesambt vor des geschlagenen Mannes Haus versammeln, das Haus umbringen, und falls sich der Mann mit ihnen nicht vergleicht und abfindet, schlagen sie Leitern an, steigen auf das Dach, hauen ihm die First ein und reißen das Dach bis auf die vierte Latt von oben an ab. Falls aber der Beweis nicht kann geführt werden, müssen sich ohnverrichter Sach wieder abziehen. — Ähnlich war's im Fürstenthum Fulda und ein Blankenburger Stat. vom Jahre 1594 verordnet: Ist ein Mann so weibisch, dass er sich von seinem eigenen Weibe raufen, schlagen und schelten lässt, der soll des Raths beide Stadtknecht mit wüllen Gewand kleiden, mit Gefängnis gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem Hause abgehoben werden.

Eine solche Ehrenstrafe ist auch das Haberfelljagen, nur, dass bei diesem dem Schuldigen kein Schaden, auch nicht der geringste an Hab und Gut zugefügt werden darf. Freilich sagt die Bavaria 1,421 fg. zur Erklärung des Namens „Haberfeldtreiben": Es soll nach dem dreißigjährigen Kriege üblich gewesen sein, besonders Frevler an der Feldmark, oder Wucherer auch durch Schädigung an Leib und Gut zu strafen, indem man ihr Feld verheerte, und da im Gebirge viel Haber gebaut wird, so übertrug man den Namen Haberfeld auf das ganze Rechtsverfahren — aber diese Erklärung, die den Stempel des Ungeschichtlichen und Unwahrscheinlichen an sich trägt, ist längst zurückgewiesen worden. Das volksthümliche Rügegericht des Haberfelltreibens ist eben eine Ehrenstrafe, vergleichbar dem Strohkranz für gefallene Mädchen, wie es denn auch in den „Wolgemeinten Paragraphen an Bayerns Prediger" 1,15 bei Schmeller 2,137 heißt: „Menscher, gebts acht, dass ihr nicht mit der Zeit mit dem Strohkränzl vor meinem Pfarrhofe vorbei spazieren müsst oder dass euch Bueba ins Haberfeld treiben."

Ein Rügegericht für geschlechtliche Vergehen und für Verletzung der Sitte überhaupt ohne Schädigung an Hab und Gut, eine volksthümliche Ehrenstrafe ist das Haberfelltreiben im Land an der Mangfall, Schlierach, Aurach und Leitzenach, das u. a. Schmeller 4,25 beschreibt: „Der Zweck dieses Rügegerichts ist, in nächtlicher Versammlung der am Gerichte Betheiligten vor dem Hause des Schuldigen diesem seine Vergehen vorzuhalten. Solche Vergehen aber und nur solche werden gerügt, die außerhalb des gerichtlichen und polizeilichen Strafrechts liegen, besonders Sünden gegen die Volksmoral und die Sitte des bayerischen Oberlandes, am häufigsten geschlechtliche Vergehen. Die Organisation des Gerichts ist sehr unbekannt, weil die Betheiligten darüber hartnäckig schweigen; es sollen ihm zwölf, nach Schmeller nur ein Haberfeldmeister vorstehen, die das Recht zur Abhaltung ihres Treibens auf Karl den Großen zurückführen."

Ließ doch gerade Karl der Große ähnlich wie König Älfred in England, als er all die germanischen Völker des Festlandes unter einen Scepter brachte, und dem als Zeichen dieser neuen Gesammtherrschaft der erneute Kaisername gebürend zufiel, eben die Volksrechte aufschreiben, und indem er also diese Volksrechte ehrte, pflegte das Volk von ihm zu sagen: „König Karl stiftete Treue und Wahrheit", ein Ausspruch, den (nach Zinkgreff 1,32) selbst noch ein Kaiser Friedrich Barbarossa that, wie er denn geradezu sprichwörtlich wurde. So erscheint auch in den friesischen Rechtsquellen wiederholt das Wort: Kinig Kerl stifte trewa and werde. Kaiser Karl entsprach wie kein König stets dem deutschen Rechtsideal. Indem er die Volksrechte aufschreiben, stipulieren,

„stiften“ ließ, sagte das Volk mit seinem Sprichwort nicht zu viel über ihn aus. Auf Treue und Wahrheit, auf die Gesinnung sind eben die Volksrechte gegründet, und als ein solches Volksrecht, das im Volke Treue und Wahrheit erhalten will, will auch das Haberfelltreiben angesehen und gewürdigt sein mit seiner Berufung auf Karl den Großen. Auch die Schöffen der sogenannten Fehmgerichte, welche übrigens im Unterschied von dem des Haberfelltreibens kaiserliche Landgerichte waren, leiteten ihre Berechtigung, vor dem Gericht als Rüger, d. h. als Ankläger im eigenen Namen aufzutreten, aus einer von Karl dem Großen überkommenen Rügepflicht her, nach welcher sie auch gegen Verbrechen auftraten, die außerhalb ihres Gerichtssprengels und von fremden Personen verübt wurden, wenn nämlich der ordentliche Richter nicht imstande war, des Schuldigen mächtig zu werden, oder den guten Willen dazu nicht hatte.

Zwölf Haberfellmeister bilden das Gericht, wie einst nach unserer Mythologie, als die Goldgier in die Welt kam und damit das Goldzeitalter schwand, die zwölf Götter (regins) als Richter Rath hielten, wie sie dem Bösen, das die schöne Welt zu verderben drohte, steuern sollten. Odin selbst erscheint als Schützer des Rechts, als der Gesetzesmann, der den Vorsitz führt bei dem Gericht am Urdaquell unter freiem Himmel. Er, der die Welt von seinem Sitze (Hlidskialf) aus überblickt und alles, was unter den Menschen vorgeht, hört, ordnet auch das Gericht. Ebenso sind es im Friesenrecht zwölf Asegen, welche das Recht schöpfen. Diese Zahl der zwölf Götterrichter wurde festgehalten. Karl der Große verordnete für sein Reich bleibende, für alle Fälle im Gericht erscheinende Schöffen, d. h. Urtheilsfinder; statt wechselnder Urtheilsfinder ständige Beamte. Indem aber die ehedem wechselnden Urtheilsfinder lebenslänglichen Beisitzern platzmachten, verwandelten sich die alten Volksgerichte in königliche Behörden. Diese Schöffen wurden vom comes oder missus mit Zuziehung des Volks gewählt; es sollen ihrer mindestens sieben sein; zu einem vollen, feierlichen placitum aber sollten zwölf Schöffen erscheinen, wie denn auch viele spätere Weisthümer die Zwölfzahl haben (R. A. 777). So ist es auch beim Haberfelltreiben. Die Schöffen dabei waren ursprünglich durchaus angesessene Hausväter, welche das Gericht vollzogen, ja das Amt vererbte sich, und vor allem: das Gericht galt als Volksgericht und zugleich doch als königliche Behörde, als ein Volksgericht unter der Obervormundschaft des Kaisers.

Indem aber insonderheit der Familienschutz mit dem gesammten Familien- und Erbrecht unter die Obervormundschaft des Kaisers fiel, hielt sich die Volkssitte für um so mehr berechtigt, im Namen des Kaisers alle Ausschreitungen und Sünden gegen die Familienehre, zumal alle öffentlichen Ärgernisse zu verfolgen und da, wo die sociale Gesetz-

gebung nicht ausreichte, im Geiste des Kaisers den Familienschutz zu üben. So ist das Herkommen: Wer allgemeines Ärgernis gegeben, soll auch öffentlich aus der Reihe der ehrbaren Familie ausgestoßen, die Familiengenossenschaft soll gereinigt werden. Darum spielt die sog. „Reuter" oder Putzmaschine beim Haberfelltreiben eine Rolle. Der Ehebrecher wird ans Fenster oder an die Laube vorgerufen, ja sogar auf den Mistkarren gestellt und ihm vor allen Zeugen das Sündenregister vorgelesen, darauf wird die sog. Schandglocke von Blech geläutet und er mit allen Lärminstrumenten in Verruf gethan. Die Dirne aber, die es mit einem anderen hält, wird am hellen Tage von jungen Burschen durchs Dorf ins Haberfeld gejagt und ebenso zurückgetrieben. Der „Schlankel" oder Verführer muss mitthun. Die Herrenköchin macht dabei von rechtswegen keine Ausnahme.

Vollends gegenüber dem unzureichenden römischen Recht hat der Bund der Haberfelltreiber die große Aufgabe sich gestellt, heimische Sitte und heimisches Recht aufrecht zn erhalten. So erscheint das Haberfeldtreiben als ein uraltes Volksrügegericht, welches alle polizeilichen Maßregeln nicht auszurotten vermögen, weil es seine tiefen Wurzeln im Volksgewissen hat. Und je laxer die sociale Gesetzgebung ist, desto berechtigter erscheint die Volkssitte, deren Ursprung aus unvordenklicher Zeit stammt. Wie Wodan im Herbste auf seinem Schimmel umzieht, Gericht zu halten, wozu die zwölf Asen als Beisitzer gedacht sind, so nahm später Karl der Große die Stelle des Gottes ein mit seinen zwölf Ehrenmännern. Was früher ein Haberfelltreiber, das heißt ein Treiber in Thierlarven war, das wurde, als man das „Haberfell"treiben nicht mehr verstand, zum Haberfeldtreiben.

Wo ein Wucherer seine Wucherei treibt, oder einer sich beigehen läſst, gefallenes Vieh auszuhauen und das Fleisch zu verkaufen, oder ein Brauer statt des Hopfens Tollwurz zum Biersieden nimmt, besonders aber wo Unzucht und Ehebruch herrscht, da erscheinen die Haberer mit ihrem wüsten Geschrei von ein paar hundert Männerstimmen, in die sich das Dröhnen von Eisenbecken und Blechdeckeln mischt, die wie Heerpauken geschlagen werden. Schellen klingeln, Glocken läuten, Kuhhörner brüllen. Über der tobenden Schar liegt die vollständigste Finsternis; eine einzelne Laterne schimmert in der Mitte. Nach allen Seiten hin ist das Haus und der Platz mit Wachen besetzt, welche mit scharfgeladenen Büchsen jeden Ankommenden zurückweisen. Das Geschrei erfolgt zuerst in unartikulierten Rufen; allmählich lassen sich bestimmte Laute vernehmen, und bald tönt es deutlich aus hundert Kehlen: „Heraus, N. N. raus!" Ein scharf gellender, alles übertönender Pfiff erschallt; plötzlich verwandelt sich der Lärm in die tiefste Grabesstille, und eine mächtige, weithin klingende Stimme ruft:

Die Haberer sind da zum Haberfeldtreiben,
Ein jedes im Haus soll ruhig bleiben.
Habt acht aufs Feuer und aufs Licht,
Dann niemandem ein Schaden geschieht,
Zuvor aber wollen wir verlesen,
Ob alle richtig dagewesen.

Dem alten Brauche gemäß werden nun die Anwesenden alle aufgerufen, aber unter lauter fremden, meist berühmten und angesehenen Namen, Namen aus den ältesten Zeiten wie aus der Gegenwart, aus der Nachbarschaft wie aus den entlegensten Ländern und Orten. Nach jedem aufgerufenen Namen wird mit einem kräftigen „Hier!“ geantwortet. Das Volk erzählt sich, wenn auf einen der aufgerufenen Namen das „Hier“ ausbliebe, würde das ganze Treiben ungesetzlich, und die Schar würde augenblicklich ohne einen weiteren Laut auseinander stieben. Zuletzt kommt noch die Aufforderung an Kaiser Karl, auch zugegen zu sein und schließlich das Protokoll mitzuunterschreiben.

Dann folgt ein neuer Ausbruch des Lärmens und Schreiens mit neuen verstärkten Rufen nach der verfehmten Person, der das Ruggericht gelten soll, und beim Scheine der emporgehaltenen Laterne beginnt der Rugmeister zu lesen:

Bei ein' Madel woll'n wir Haberfeld treiben
Und ihr das Sündenregister schreiben;
Wir wollen's der Gemeind' und dem Gau erzählen,
Wie sie lügen kann und sich ehrbar g'stellen u. s. w.

Und wie sie gleich einem Immenschwarm einfielen, so ziehen sie wieder ab. Für alles, was sie etwa zerschlugen, legten sie das Geld richtig und reichlich hin. Alle sind so bis zur Unkenntlichkeit vermummt, dass, wie das Volk sagt, ein Sohn seinen Vater nicht herauskennen kann, was früher die Bocks- und sonstigen Thierfelle zuwege brachten.

Mag man solch ein Rugegericht immerhin eine Volksferocität nennen: jedenfalls ist es nicht grausamer, sondern eher noch milder als das in den Worten des Tacitus (Germ. 19) dargestellte: „Dort steht die Frauentugend in gutem Schutz. Höchst selten ein Beispiel von Ehebruch bei diesem zahlreichen Volke! Dessen Bestrafung erfolgt so: Mit abgeschnittenem Haar, entkleidet, stößt sie der Mann in Gegenwart der Verwandtschaft aus dem Hause und treibt sie mit einem Stecken durch den ganzen Ort. Denn ein Weib, das sich preisgegeben, findet keine Gnade — denn dort lacht niemand über Laster, und verführen und sich verführen lassen, heißt dort nicht Lauf der Welt.“

Erwägt man, wie heutzutage die Venus vulgivaga durch die Lande zieht und ihre ganze Schamlosigkeit enthüllt, wie die Fleischeslust unser Volk an Leib und Seele verdirbt und unter dem Gifthauche dieser großen Menschenmörderin ganze Familien, Geschlechter und Stämme für alles göttliche Leben völlig absterben, wie die Liederlichkeit — ein von „Luder“

gebildetes Wort, das heutzutage bezeichnend genug schon zum frivolen Scherzwort geworden ist — mit ihren offenbaren und den noch entsetzlicheren unnatürlichen stummen Sünden markverzehrend auch sonst ehrbare Gesellschaftskreise ergriffen hat, also dass Goethes Wort: „Wie wird hier geludert!" eine grauenvolle Wahrheit geworden ist, so muss man nur umsomehr hohe Achtung vor einem Volksstamm gewinnen, der da, wo die sociale Gesetzgebung nicht ausreicht und wo selbst die Kirche durch ihre Vernachlässigung der Zucht das Verderben nicht abzuhalten vermag, sich vor dem Lastersumpf, in welchen schon manches Volk versank, zu bewahren und sich in düsterer Nacht eine auf Reinheit und Keuschheit des Familienlebens gegründete nationale Zukunft zu erhalten sucht. Besser, dass dies in sogenannter barbarischer Weise als gar nicht geschieht. Und schließlich, was ist barbarischer, den Wurm eines nationalen Unglücks vernichten, — oder ihn im Treibhause einer modernen Cultur züchten, dass er seine umheimliche Zerstörungsarbeit, wenn auch langsam, doch unaufhaltsam vollende? Gegen solche Barbarei einer culturseligen genialen Liederlichkeit ist ein familien- und volksreinigendes, wenn auch noch so scharfes Rugegericht noch „Humanität". („Das Land.")

Kirchenmusik auf dem Dorfe.

Vor kurzem habe ich auf einem Sommerausflug durch die westliche Steiermark in einer Dorfkirche dem Sonntagsgottesdienste beigewohnt. In großen geräuschvollen Stadtkirchen ist der liebe Gott für mich lange nicht allemal zu sprechen, wenn ich mich anmelde. Aber in den friedlichen Dorfkirchen, inmitten gläubiger Beter und bei herzberückenden Gesängen steigt der Herr bisweilen auch zu mir herab. Diesmal war es anders. Es mag ja sein, dass auch meine Seele nicht vorbereitet gewesen. Die Kirche war es entschieden nicht. In den Winkeln des modernden Holzbodens lag Kehricht. Die Altäre und Bilder waren belegt von dem grauen Reife des Staubes, der sogar in die Nase stieg anstatt des Weihrauchs. An den Kerzenleuchtern waren verblasste und verknitterte Papierblumen nachlässig gebunden, die Kerzen standen schief. Das unordentlich hingebreitete Altartuch hatte Wachsflecken und Krusten. Die Vorhänge der schönen gothischen Fenster waren theils durchlöchert und ganz schief gerollt, so dass sie seitlings die Mauer bedeckten und durchs Fenster die grelle Sonne hereinließen, welche die stimmungsvolle Dämmerung fast brutal unterbrach.

Der Traghimmel stand schiefeckig so vor dem Altare, dass einem großen Theil der Leute in den Bänken die Aussicht auf den Tabernakel gänzlich verdeckt war. Von einer der zahlreichen aber schlechtgestellten Fahnen hieng ein abgerissener Fetzen in das Taufbecken hinein, dass er nass war. Kurz, es war eine schlampige Wirtschaft. Ob dafür der Pfarrer oder der Messner verantwortlich sein will? Die Gemeinde ist arm, keine Ausrede. So sollte man wenigstens den Schmuck der Armut anbringen: Reinlichkeit und Ordnung. — Bei der Predigt hatte der Pfarrer sogar gesprochen von dem Segen der Reinlichkeit und Ordnung, aber in so allgemeiner Weise, dass der Messner, welcher während der Predigt mit dem rostigen Weihrauchfass umthat, gewiss der letzte war, der sich getroffen fand. Deutlicher mag der Pfarrer vielleicht nicht gerne werden, denn der Messner ist ein protziger Patron und wäre imstande, sein ertragloses Amt dem Pfarrer an den Kopf zu werfen.

Was der Messner schlecht macht, das trachtet der Regenschori wieder gut zu machen. Das ist der Schullehrer mit musikalischer Belastung. Denn der auf Ausübung lauernde musikalische Sinn ist eine Belastung, gemeingefährlich, wenn die Mittel fehlen. Er vergreift sich zu den unerhörtesten Medien, um seinem Bedürfnisse Genüge zu thun.

Es war ja rührend, wie gut es in jener Dorfkirche der Regenschori meinte mit einer Messe von N. N. Das ist classische Musik, wie die Domkirchen keine bessere haben am Ostersonntag. Aber du mein Gott, wie kam diese Messe auf dem Dorfchor zum Ausdruck! Die Kapelle bestand aus der Orgel, zwei schrillen Blechinstrumenten, einer winselnden Clarinette, einer polternden Pauke und einer Geige, die mir Höllenpein in die Nerven quirte. Ein dickhalsiger Bauernbub und eine ältliche Primadonna aus dem Kuhstall sangen den lateinischen Text. — Es war schrecklich. Der liebe Gott wird ihnen ja allen mit einander verziehen haben, er muss sie ja schon gewohnt sein, diese guten Menschen und schlechten Musikanten. Aber ich Armer mit meinen irdischen Ohren! — Dennoch habe ich tapfer ausgehalten bis zum Schlusse, bestrebt, durch milde Einsprache die Heiligen dahin aufzuklären, dass diese Katzenmusik eigentlich als das schönste, erhabenste Kunstwerk gemeint ist. Es waren ja wahrscheinlich auch die Andächtigen davon erbaut, denn keiner der Kirchenbesucher gab ein Schmerzgefühl zu erkennen, nur ein altes Männlein in seiner Bank machte bei den schrillsten Stößen der Trompete und bei dem grellsten Aufkreischen der Geige, eine leichte zuckende Bewegung, als hätte ihn ein Floh gebissen. — Als endlich die instrumentale Herrlichkeit der Festmesse aus war und nur die Orgel noch in weicheren Tönen klang, war mir das wie Öl auf die Wunden. Aber zum Schluss, als beim „Heilig, heilig, heilig" des letzten Segens niemand etwas Schlimmes mehr erwartet

hätte, kam ein lateinisch-musikalisches Tantum ergo, das an grausamer Gewalt alles frühere übertraf. Das waren reine Keulenschläge und Messerstiche auf das Trommelfell! Ich bin leider nicht musikalisch genug, um durch technische Ausdrücke das Unmusikalische dieses Tantum ergo's recht zu bezeichnen, aber ungeheuerlich war das Ding, darauf kann ich ruhig schwören. Wäre es nicht in der Kirche gewesen, bei dem feierlichen Anlasse, ich würde kaum auf die Idee gekommen sein, dass es Musik überhaupt hätte sein *sollen*. Ein Schwalbenpaar, das in einem Seitenschiffe, also ziemlich weit von der Katastrophe sein Nest bewohnt hatte, flatterte jetzt plötzlich auf und schoss in Angst und Verwirrung an den Wänden hin und her, bis die eine durch eine zerbrochene Fensterscheibe sich ins Freie rettete, während die andere aus Verzweiflung sich hinter ein Bild in die Spinnenweben stürzte. Und diese unschuldigen Thierlein haben noch nicht einmal alles aufgefasst. Wie von den Naturkindern der lateinische Text gebracht und ausgesprochen wurde, davon will ich gar nicht reden. Es war barbarisch. — Nach dem Gottesdienste trat auf dem Kirchplatz der Regenschori zu mir und seine ziemlich selbstbewusste Haltung ließ vermuthen, dass er auf ein Lob wartete. Ich mache meinen Mitmenschen gerne harmlose Freuden, aber diesmal hätte es sich rein um einen Hochverrath der kirchlichen Kunst gehandelt. Da also nichts kam, so sagte er: „Was man halt so zusammenbringt auf dem Dorfe. Mühe und Arbeit kostet's genug, bis man's so weit bringt." — Mühe und Arbeit kostet's auch noch! — Und dieselbe Mühe und Arbeit nicht nur bei dieser einen Kirchenkapelle, dieselbe Mühe und Arbeit und ein Meer von gutem Willen in vielen anderen Dorfkirchen — mit dem gleichen Erfolg.

Aber man hört nichts. Niemand beklagt sich und es gibt doch gewiss genug musikalisch empfindende Menschen auch auf dem Lande. Sollte denn am Ende ich der einzige Unglückliche sein, dessen Geschmack so gottverlassen ist, dass er Schönheit als Hässlichkeit empfindet? Aber ich kann mir nicht helfen. Meine hausbackene Vernunft und meine nach mildem Wohlklang dürstenden Ohren werden zu oft gequält da draußen, als dass ich's noch länger bei mir behalten könnte. Um es einfach zu sagen: Nach meiner Überzeugung und Empfindung sind große complicierte Musikstücke und vollends lateinischer Musiktext in den Dorfkirchen ein Unding.

In früheren Zeiten hat man es so strenge nicht genommen, hat man in deutschen Dorfkirchen stets deutsch gesungen und Sachen gespielt, die den vorhandenen Leuten und Kräften angemessen waren. Auf einmal kam in unserem Land eine strenge Verordnung heraus, dass beim liturgischen Gottesdienste lateinisch gesungen werden müsse, auch bei den Bauern, Hirten und Holzknechten!

Man wird für diese Verordnung seine Gründe haben und wahrscheinlich sehr wichtige; denn unwichtige würden die Gegengründe nicht

überwiegen. Man hört die Verordnung vertheidigen mit einer Leidenschaft, als ob die Würde der katholischen Kirche davon abhienge. Bekehren kann man mich und meinesgleichen nicht. Ich habe zwei Jahre lang lateinisch gelernt und kann keinen einzigen lateinischen Satz leidlich wiedergeben. Aber das Waldbäuerlein wird lateinisch singen, damit sich auch heute das Wunder vollzieht, dass die Einfältigen in allen Sprachen reden.

Ich will nicht bitter werden. Der Clerus hat das Recht, in den Kirchen zu machen, was er will, wenn die Gemeinde damit einverstanden ist. — Und sie ist einverstanden. Der kirchliche Indifferentismus ist auch im Volke so groß geworden, dass ihm alles gleichgiltig ist, was da gemacht oder unterlassen wird. Es scheint sogar sehr wenige Ausnahmen zu geben, denn ich habe noch niemanden gehört, der gegen die Ausschließung der deutschen Sprache vom Hauptgottesdienste ernstlich aufgetreten wäre. Ich bin der einzige, der vor Jahren beim Eingange der neuen Verordnung dagegen öffentlich Protest geführt hat. Diesen Protest wiederhole ich gar nicht mehr; es ist zu lächerlich, wenn ein einziger Mann gegen eine Armee kämpfen will. Ich für meine Person verzichte auf die Erbauung bei solchem Gottesdienste, weiche den dort sanctionierten Geschmacklosigkeiten und Lächerlichkeiten möglichst aus und überlasse jenen Mächtigen das Feld, das sie für eine so zweifelhafte Sache erobert haben.

Hingegen kann ich mich gar nicht genug wundern, dass man den Lateinlern noch mehr gibt, als sie verlangen. Außerhalb des liturgischen Gottesdienstes haben sie vorläufig den deutschen Gesang gnädigst gestattet. Aber wo findet man die Regenschoris und musikbeflissenen Lehrer, die vor allem den *deutschen Volksgesang* auch in der Kirche zu heben bestrebt sind? Sie kommen vielleicht vor, aber vereinzelt. Die große Mehrzahl hat den deutschen Kirchengesang soviel als aufgegeben und die Chormeister haben die Ausrede, dass ja das Lateinische vorgeschrieben sei. Sie drücken sich an dem deutschen Volksgesang vorbei, der ist für ihren Ehrgeiz nicht ergiebig genug, sie denken mit Vorliebe an geräuschvolle Instrumentalmusik und wagen sich mit ihren ganz ungenügenden ländlichen Kräften an Aufgaben, in denen ihnen nur der Fluch der Lächerlichkeit blühen müsste. Für unsere Dorfkirchen ist Orgel und Volksgesang die richtige Musik, *diese* müsste ausgebildet werden, in dieser leistet das Dorf das Seine, und in keiner anderen! Das Volk, besonders im Gebirge, verfügt, wie man weiß, über gute Stimmen, aus denen sich etwas machen lässt. Es hat Lust zum Singen, nur ist es in der Kirche befangen und schämig, so dass eine Anregung dazu gehört. Und vor allem handelt es sich darum, in der Kirche das erbärmlich eingeengte Feld des *deutschen* Gesanges zu vertheidigen und soviel als möglich wohl auch das verlorene Feld für denselben wieder zu erobern.

Wo stecken denn unsere Deutschnationalen? die wir fortwährend rufen hören, dass das deutsche Volk in seinem Sprachgebiete nie und nimmer geschädigt werden dürfe! — Wenn heute eine Verordnung herauskäme, dass z. B. auf unseren Theatern nur Opern mit italienischem Texte aufgeführt werden dürften! Welch ein Aufruhr! Die leidenschaftlichste Empörung würde entstehen bei den Deutschen, und mit Recht. Ist die Pfarrkirche weniger ein Besitzthum des Volkes, als das Theater? Hat auf das Volk die Pfarrkirche nicht unendlich größeren Einfluss für Sprache und Lied, als das Theater? Ist auf dem Dorfe die Pfarrkirche nicht der allerwichtigste, vielleicht sogar der einzige Versammlungspunkt für Gesittung und Kunst der Erwachsenen? — Und diesen Posten gibt man auf, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Andere haben in der Kirche den deutschen Gesang eingeschränkt, uns ist es recht. Ja, wir verzichten auch auf die Ausübung des deutschen Gesanges dort, wo sie uns noch gestattet wäre. Wir regen das Volk nicht an, in der Kirche deutsche Lieder zu singen, wir unterweisen es nicht im Gesang, glauben schon genug gethan zu haben, wenn der Gesanglehrer den Schulkindern eine Anzahl weltlicher Lieder beibringt, die gelegentlich bei Volksfesten oder im Wirtshause gesungen werden können.

Da lobe ich mir unsere slovenischen Untersteirer. Die sind den bewussten Lateinlern durchaus nicht so bereitwillig gewichen. Die fragen nicht erst beim Consistorium an, was und wie sie in ihren Kirchen singen dürfen. Sie singen sehr viel, ihr Volksgesang ist organisiert und stets die ganze Gemeinde singt mit, wenn in ihren Kirchen die slovenischen Lieder erschallen!

Bei uns scheint es fast, als wolle unser so reichlich betonter Nationalismus sich lediglich nur auf Parlaments- und Zeitungspolemik beschränken. Wo es im Leben gilt, deutsches Wesen thatsächlich zu wahren und zu fördern, da rühren wir uns nicht. Und dann wundert man sich, dass trotz alles nationalen Geschreies das Deutschthum zurückgeht.

Sollte unser politischer Nationalismus darum auf unsere Landeskirchen verzichten zu müssen glauben, weil dieselben ja sowieso dem Katholicismus verfallen seien? Das wäre ein grober Irrthum. Unsere Kirchen gehören nicht dem katholischen Clerus allein, sie gehören auch dem Staate, der Gemeinde, dem Volke. Sie sind ein Erbstück unserer Vorfahren, sie dienten seit jeher nicht bloß dem Bekenntnisse, sie waren die geweihten Stätten der Gesittung, des Gemeinsinnes, der Pietät und der Kunst. In diesen Kirchen ruht auch ein Gedanke der Zukunft, nämlich der Communismus. Die Pfarrkirche gehört keinem, sie gehört allen. Und alles, was sie ist und gibt, ist und gibt sie für die Gemeinde. Die Socialdemokraten werden noch einmal recht froh sein, solche gemeinsame Centralstellen für das Gute und Schöne vorzufinden. Denn auch der

sociale Staat wird aus Menschen bestehen, die für die Länge ohne Gott und ohne Kunst nicht werden leben können, die nach einigem Umhertappen endlich die bewährten Handhaben wieder ergreifen werden. Und vollends das deutsche Blut, in welchem das Christenthum tiefer sitzt, als etwa in den formenseligeren Romanen, wird das Gotteshaus seinen reinen Zwecken wieder zuführen.

Auf unsere Kirchen verzichten wir also nicht; an der deutschen Wesenheit unserer Gottesverehrung halten wir fest. In unserer heiligen Muttersprache wollen wir Gott verehren, so allein kommt's aus dem Herzen. Nicht dass wir aus den Kirchen protestantische Bethäuser machen sollten; der Süddeutsche wird schon aus künstlerischen Instincten bei seinem katholischen Cultus bleiben, er wird nichts gegen ihn einzuwenden finden, solange der Katholicismus nicht allzu eigenmächtig die deutsche Art aus den Pfarrkirchen deutscher Gemeinden verdrängt.

Ich liebe das katholische Gotteshaus und habe es immer geliebt, es möge alle jene internationale Pracht an sich entfalten, die von einem internationalen Sinn des Menschen verstanden und genossen werden kann. Wir sind es auch längst gewohnt geworden, das Mysterium der Messe und anderer Gebete der Priester in lateinischer Sprache zu hören; wer sich dabei was denken kann, der mag's thun, der andere mag's lassen. Wenn wir aber in unserer Pfarrkirche unmittelbar mit Gott in unserer Muttersprache verkehren wollen, wenn wir beim Hochgottesdienst gemeinsam ein deutsches Loblied singen wollen, und die Kirche gestattet es nicht, zwingt uns vielmehr eine todte, uns unverständliche Sprache auf die Zunge — dann ist es wohl unbegreiflich, wenn wir uns das gefallen lassen. — Nun, wir lassen es uns eben gefallen, wir rühren keinen Finger, um die zurückgedrängte deutsche Sprache im Gotteshause zu schützen. Selbst bei Gelegenheiten, wo es die Kirche der Gemeinde etwa noch erlaubt, nach alter heimlicher Weise das „Hier liegt vor deiner Majestät", das „Großer Gott, wir loben dich" oder „Sei gegrüßt, o Königin!" oder irgend eines der trauten Lieblingslieder unserer Vorfahren zu singen, singt die Gemeinde nicht, weil sie nicht kann, weil der Unterricht des Volksgesanges in den meisten Orten ganz vernachlässigt ist. In unserer Diöcese ist vor Jahren eine Sammlung jener deutschen Lieder erschienen, die in der Kirche (selbstverständlich nur außerhalb des liturgischen Gottesdienstes) noch gesungen werden dürfen. Auch diese werden nicht gesungen, können nicht gesungen werden, weil sie niemand lehrt.

Es wird hoffentlich Ausnahmen geben, doch, soweit meine Fühlung reicht, liegt — besonders in Obersteiermark — der deutsche kirchliche Volksgesang darnieder. Der Gesangsunterricht befasst sich zumeist mit weltlichen Liedern. Pfeifen und Geigen lernen die Jungen handhaben, damit sie sich gelegentlich als Spielleute bei Hochzeit und Tanz etwas verdienen

können. Die Mitwirkung auf dem Kirchenchor geschieht ohne Entgelt und oft widerwillig, und dann bekommt man eben die eingangs geschilderten Ungeheuerlichkeiten zu hören. — Schön wäre es freilich, wenn auch in den Landkirchen große Musikstücke zur Aufführuug gebracht werden könnten, aber bei den Dorfkräften ist das nicht möglich, da wird aus dem Kunstwerk eine Fratze. Man frage doch bei großen, geschulten und geübten Stadtkapellen an, wieviel Mühe, Geduld, Opfer und — Glück dazu gehört, um eine große musikalische Aufgabe präcise und würdig zu lösen.

Die naturgemäße Kirchenmusik ist Orgel und Gesang der Gemeinde. Orgel, Volksgesang und, wenn's hoch kommt, eine bescheidene Violinbegleitung bedarf auch ihrer Meisterschaft, bei der für Regenschori und Kapelle viel Ehre zu holen wäre. Aber solange sich unsere Prälaten bei der Frohnleichnamsprocession selbst in den Städten noch mit Gassenhauern begleiten lassen, wird es schwer gehen, in den Dorfkirchen eine würdige Musik zu schaffen.

Wenn auf diesem Gebiete wohlgemeinte Reformen angestrebt wurden, so ist das gewiss hoch anzuerkennen, und mir fällt es nicht ein, gegen Gutes und Zweckmäßiges zu polemisieren. Mein Wunsch wäre immer, es möge eine gewisse Harmonie sein zwischen Religion und Wirklichkeit, zwischen Kirche und Leben, und es möge der Cultus sich nicht bloß äußerlich entwickeln, sondern auch innerlich zur künstlerischen und sittlichen Befriedigung der Gemeinde beitragen. In der That ist dem heute noch nicht so. Und es wäre so leicht, hier zu reformieren durch Rückkehr zur Einfachheit und zum Naturgemäßen. Wollte die Dorfmusik in ihrem naturgemäßen Rahmen bleiben, so würde sie mit weniger Mühe Besseres leisten. Wollte die geistliche Obrigkeit in unseren Kirchen die deutsche Sprache wieder freigeben, so könnte sich bei einigem guten Willen der Betheiligten der Volksgesang frei und würdig entfalten. R.

Naturgesetz.

Auf die Wiegen sollt' man's schreiben,
In die Särge sollt' man's schneiden:
Also, wie's die Menschen treiben,
Also müssen sie's auch leiden.

Eine Stimme über Töchtererziehung.

Von **Josef And. Huschak.**

Motto von Herder:
Bildung der Denkart, der Gesittung und Sitten ist die einzige Erziehung, die diesen Namen verdient; nicht Unterricht, nicht Lehre.

Es ist das naturgemäße Streben liebender Eltern, das geistige und körperliche Wohl ihrer Kinder zu begründen, fördern zu helfen und für die beiderseitige Zukunft zu sichern.

Während die Knabenwelt nebst der elterlichen Fürsorge wohl zumeist den Schulen, geistigen und gewerblichen Bildungsanstalten für die verschiedensten Berufszweige übergeben und anvertraut werden müssen, bleibt eben die richtige Erziehung der Töchter eines der schwierigsten Probleme.

Erziehung ist bekanntlich die Bildung von Gewohnheiten, und jene ist die empfehlenswerteste, welche lehrt: „Die Freuden und Leiden des Lebens am besten zu ertragen."

Sie bildet und sei deshalb die erhabenste Berufsaufgabe, ja die heiligste Pflicht einer Mutter. Wo diese leider mangelt und ihre Sorge an den Vater übertragen ist, werden die Erziehungsresultate — mit wenigen Ausnahmen nur als höchst einseitige — den Typus des stiefmütterlichen Ersatzes tragen.

Eine Mutter, welche das edle Ziel verfolgt, das Lebensglück ihrer Tochter zu erreichen, es dauernd festzuhalten, muss unbedingt vor allem die wahre und treueste Freundin ihrer Pflegbefohlenen in allen Lebenslagen bleiben, damit der Nachen des Seelenfriedens am Strome der Zeit nicht umkippe und an den Klippen der Enttäuschung und Verzweiflung zerschelle. Das Mutterherz allein kennt ja weder Neid noch Opfer für das Glück des Kindes!

Trotzdem handelt es sich aber um richtige Auffassung des Begriffes „Glück".

Nach diesem haschen doch beide Geschlechter! Leider bewährt es sich für die meisten als unerreichbares oder treuloses Phantom, weil man es im Alleinbesitze des Glanzes, des Ruhmes und Prunkes, in Regionen des Reichthums, der Ehre, höherer Stellungen glaubt. Es verweilt aber als „treuer Genius" doch nur am Herde ehrlicher und anspruchsloser Personen, am liebsten dort, wo es keine angekränkelten oder geistverpesteten, sondern gesunde Herzen gefunden.

Charaktereigenschaften sind — wenn auch nicht selten geistiges Erbe der Eltern — zumeist die Resultate der Erziehung. Sie lassen sich in ihren Vorzügen kräftigen, ebenso veredeln und in ihren Schattenseiten immerhin zu Lichtpunkten des Daseins wandeln. Der edle Kern, den eine wahre liebende Mutter in das Kindesherz säet, entwickelt gar zarte Knospen, die gehegt und gepflegt werden müssen, sollen sie durch das ganze Leben erfreuen, vor seinen Stürmen gesichert und ungeknickt erblühen, und sodann erquickende Früchte tragen.

Die Charaktereigenschaften werden aber — nach meiner vorurtheilsfreien Anschauung — für arm und reich, für hoch und nieder, im edlen Sinne des Wortes unschwer zu erzielen sein, obwohl sie sich anderntheils schnell vernachlässigen und hiedurch oft den moralischen Verfall selbst gut veranlagter Naturen erklären. Sie müssen zu Seelenadel und dessen Grundsätzen, nicht zu Theoriesentenzen sich gestalten.

Ich gruppiere sie daher weder im Sinne eines Philosophen, Literaten, formgewandten Publicisten, Dialektikers oder Humanisten — sondern schlicht, in subjectiver Anschauung, als einfache Principien eines Mutterherzens gegenüber dem Preisconcurrenzkampfe der Schöngeister, freilich als Antithesen gegen die Theorie und Praxis der modernen Zeit.

Zufriedenheit mit seinem Lebenslose in jeglicher Stellung oder Situation ist die erste Grundbedingung inneren Friedens und jenes Glückes, das dauernd zu beseelen vermag. Sie ist erreichbar, sobald nicht der Vergleich mit anderen, denen ein behaglicheres Dasein zutheil geworden, den Neid wuchern lässt.

Der Vergleich mit jenen, denen Kummer, Sorge und Elend die Martyrerkrone auf die Stirne drücken, vermag selbst die bescheidenste, ja ärmlichste Existenz als erträglich und duldenswert auffassen zu lassen. Nicht im scheinbaren Uberflusse der Freuden liegt der Reichthum, sondern in der Wertschätzung des Geringsten, welches das Gemüth zu erquicken vermag. Ist doch keine Menschenseele so arm, dass sie nicht im Froste des Daseins einen Sonnenblick erhaschen könnte, sobald sie es nur versteht: das wenige zu ehren, zu schätzen. — Als fernere Bedingung und als Zweck, die Zufriedenheit mit dem Geschicke zu kräftigen und sich für die Lebenskämpfe zu wappnen, bleibt — welcher Confession auch man angehören mag — echte innere Religiosität, und zwar: die Religion des Herzens. Wo diese in jedem Nerve pulsiert, verschwindet alle Neigung für Klatsch- oder Verleumdungssucht, Habgier und Auswüchse des Egoismus, der sich am schnellsten verräth, und sich durch den Nachtheil des Zweiten seine Vortheile sucht. Sie hindert die Herrschsucht, welche bei selbständigeren Naturen im Umgange mit schwächeren oder zartfühlenden Genossen gerne sich entwickelt und übt Mitleid und Duldung im echten Geiste und Pflichtgefühl der Humanität.

Anmuth der Seele bewährt die Bescheidenheit. Sie ist daher nie gefallsüchtig. Gefallsucht ist das Attribut der Koketterie, eine Welt des Scheines, die Priesterin der Mode, und durch sie scheitern so viele Existenzen. Wenn wir auch nie verlangen werden, dass ein Mädchen der grelle Contrast der gegenwärtigen Bekleidungsart sei, so möge es sich weder im Kindes- noch im Jungfrauenalter zur „Zierpuppe" herabwürdigen, welche jedem Gebilde, jeder Phantasieentartung der Tailleure und der Modistinnengilde huldigt. Wieviele und enorme materielle und psychische Opfer werden den Anforderungen der so wankelmüthigen Mode gebracht! Reinlichkeit aber ist eine stille, nie zu unterschätzende Tugend, auch mit wenigen Mitteln wird der geläuterte Geschmack über preisgekrönte Toiletten triumphieren.

Die Eitelkeit findet ihre Hauptursache in den Versicherungen der Galanterie, in den Huldigungen des Geckenthums oder eigennützige Nebenabsichten tragender Personen; dieser Contrast des ehrenhaften Ehrgeizes empfängt gerne die Huldigung im Lobübermaße für Eigenschaften, die dem Wesen der Gefeierten meist nur angedichtet werden oder eingebildet sind. Eitelkeit wird noch mehr genährt durch Gold, Geschmeide, Edelstein u. s. w., und letztere wollen zuvörderst Reichthum andeuten. Wieviel innerer Wert wurde aber zum Erreichen des äußeren Schmuckes oft geopfert!

Ungeschminkte Anspruchslosigkeit, Ehrlichkeit, heiterer — nicht leichter Sinn, das humanitäre Streben, den Nebenmenschen zu erfreuen, ihn im Schmerze und Unglücke aufzurichten, ohne Prunk wohlzuthun: sind unzerstörbare Perlen für Kenner, und Diamanten für deren Träger. „Ideale zu haben ist schön und leicht, sie zu bewahren ist schöner noch, aber schwerer." Eine kluge Mutter jedoch wahrt uud warnt ihre Tochter vor den Einwirkungen des falschen Idealismus, mag er Gegenstände der Sehnsucht in der Liebe oder im Bereiche des Schönen überhaupt betreffen. Sie kläre die heranwachsende Tochter über den Beruf, den sie dereinst als Gattin oder als alleinstehende, sich selbst überlassene, sogenannte „unversorgte" Person zu erfüllen hat, auf, aber ich halte es für die moralisch erhöhtere Pflicht einer Mutter, ihrer Tochter die Gefahren klarzustellen, welche im Verkehre mit der sogenannten Gesellschaft, der Männerwelt, selbst in der Freundschaft mancher Geschlechtsgenossinnen der physischen und psychischen Reinheit edler Weiblichkeit drohen und im erweiterten Grade in der Großstadt so unbemerkbare, aber ruinbringende Netze beherbergen.

Sie, die Beobachterin des inneren und äußeren Wesens ihrer Tochter, schütze letztere vor der Macht der Leidenschaft in jedweder Art und Sphäre, vor allem vor der Trägheit, der Mutter der langen Weile und Großmutter der Armut. Im Keime schon trachte sie die Leiden-

schaften zu beseitigen, und zwar Pracht und Prahlsucht, Verleumdung, Zorn, Eifersucht, Rechthaberei, Widerspruchsgeist, Lesewuth, Nachäffung der Gewohnheiten und Excentricitäten des Reichthums, Luxus, Sportwesens, Verschwendung und insbesondere die Leidenschaft der Genussucht, z. B. für Bälle, öffentliche Unterhaltungen, Theater, Reise- und Sommerausflüge, sowie alle Lockungen der sogenannten „noblen" Passionen.

Sie lerne der Tochter Selbstbeherrschung, denn die moderne Nervosität ist selten anderes, als das Resultat unbefriedigt gebliebener — Leidenschaften.

Welche Fähigkeiten sollen ausgebildet werden? Wenn ich bei der Beantwortung der Frage auch nur bürgerliche Kreise ins Auge fasse, so gebe ich meine Anschauungen hier summarisch, weil deren Detail den concedierten Raum der Besprechung überschreiten müsste. Es entscheiden hier sociale Stellung der Eltern, deren Bildungsgrad, Vermögens- und Erwerbsverhältnisse, ferner die vorhablichen Absichten für die Zukunft der Tochter. Ich lasse daher jene Eltern außer Betracht, welche ihre Tochter für Studien, Kunstberuf, Beamtenthum oder Lehrkraft heranbilden, ich behaupte nur, dass der Sinn für alles ethisch Schöne, für Erhabenes und Edles, von jedem, der auf Bildung Anspruch macht — ob er reich oder arm — gefordert werden kann, dass jedes Wissen, bestehe es in Kunstfertigkeiten, auch manueller Art, oder in Sprachenkenntnis, seinen Besitzer adelt. Bei der Töchtererziehung aber bleibt der Hauptzielpunkt aller Beobachtungen und Maßregeln: „Dass durch Nützung und Entwickelung der vielartigen Fähigkeiten nie die echte Weiblichkeit sich vermindern oder gar verlieren darf." Bei den „gelehrten und studierten Töchtern" ist dies häufig der Fall, dass der Geist — das Gemüth verdrängt und das — Mannweib geschaffen hat.

Der Sinn für Sparsamkeit, ohne Geiz, in der Wertschätzung von kleinsten Erübrigungen und in der Ausnützung unscheinbarer, brauchbarer Gegenstände im Betriebe der Häuslichkeit, Reinlichkeit und Accuratesse — das reelle Wissen: mit wenigen Mitteln einen befriedigenden Haushalt zu führen, sind Tugenden von hohem Werthe. In ihnen liegt aber die Aufgabe, keine Arbeit zu scheuen, welche die Häuslichkeit bedingt, weil ja keine Arbeit schändet.

Es lerne eine Tochter Friedfertigkeit und Demuth, welche nie Tyrannei gegenüber Untergebenen üben. Sie lerne ferner die Versöhnungskraft, nach Verlust eines Vermögens, eines Erbes oder bei einer durch Unglücksereignisse hervorgerufenen kümmerlichen Existenz mit Gott- und Menschenvertrauen sich in die herbe Lage zu fügen und mit Willenskraft die Dornen der Lebensbahn nicht zu scheuen. Weil zur Ehe wohl viele berufen, doch nur wenige auserwählt sind: mögen sie in der Ehe nicht einzig das irdische Eden wähnen oder erzwingen wollen.

In der Ehelosigkeit mag das weibliche Wesen sich wohl verlassen dünken, ist's aber nicht, sobald es Selbstvertrauen besitzt und auch im beschränktesten Raume der Häuslichkeit bei Arbeitslust sein einziges Heim sucht und schätzt.

„Die Verminderung der Bedürfnisse“ — sagt ein alter Lebenskenner — „sollte das sein, was man der Jugend einschärfen muss. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher“, und ein neuerer Realist spricht — ob mit Recht oder Unrecht, beurtheile jeder selbst: „Es ist leichter, Mutter zu werden, als Mutter zu sein“, und „die Erziehung der Neuzeit mag wohl den Geist cultivieren, vernachlässigt aber zu häufig — das Herz.“

Sommerstimmungen.

Von Anton Renk.

Juni.

's ist einer jener frühlingsfrohen Tage,
Der in die träumerische Seele brennt,
Die eine feierliche Menschheitfrage
Nach einem Heim, das keine Ahnung kennt.

Lenztrunk'ne Hummeln läuten im Jasmin
Und zaghaft steht das Glück an jedem Wege,
Und weist dir freundlich, wird die Sehnsucht rege,
Allüberall ein leuchtendes Wohin!

* * *

Im Kaar.

Und ein Firnwind streicht durchs Haar.
Todtenstill ist 's weite Kaar.

Fern ein wilder Geierschrei —
Steingekrach ... Es ist vorbei.

Wieder still, — der Himmel schwer
Lastet überm Thale her.

Und die bange Seele schreit,
Zitternd vor der Ewigkeit.

Kleine Laube.

Kinderspiele in der Oststeiermark.

Das erste Spielen lernt das Kind wohl schon in der Wiege, oder im Korbwagen, oder im elterlichen Bett, oder auf einer Schütte Stroh, je nachdem es eben bei reicheren oder ärmeren Leuten „eingelegt“ worden ist. Da, sobald das Kleine einmal lachen und strampeln kann, legt wohl die Mutter „das Hemadlenzerl“ oder „Nackerpatscherl“ auf ein Kissen, spreizt die Finger von weitem schon aus und krabbelt dem zappelnden Geschöpfe über die Fußerl, übers Baucherl, ans Brusterl und Halserl hinauf: „Mauserl, Mauserl, sucht a Hauserl, — wo wird's rast'n, — im Tonnerl sein Woaz — Woazkast'n!“ Dann kommt das „Gugu“, „Wo-wo“ und „Da-da“ hinterm Vorhang, hinter einer Schürze oder über die Achsel.

Darauf das Zehenabzählen. Bei der ersten zieht man an und sagt: „Der is 'n Brunn' g fall'n“, dann „der hat 'n außazog'n — der hat 'n abg'wischt — der hat'n ins Bett g'legt, — der hat 'n a Supperle geb'n.“ Oder bei der großen Zehe angefangen und weitergezählt: „Bauer, — Bäu'rin, — Knecht, — Dirn, — Wuzerl in der Wia'gn.“

Sobald das Kleine sitzen kann, setzt es wohl der Vater oder die Mutter, am liebsten der Großvater auf seine Knie und thut „Schuster, was machst?“ spielen. Dabei hält man die Hände des Kindes, wiegt es auf den Knien und fragt: „Schuster, was machst?“

„A paar Schuh“, muss es erwidern.

„Für wen?“

„Für mein Weib.“

„Machst für mih ah a Paar?“

„Nan.“

„So brich i dein' Schusterstuhl z'samm'.“

„Weg'n meiner.“

„Also wir war, wir war, wir war“, und das Buberl sinkt rücklings hinunter, das Kopferl auf den Boden.

Später kommt das „Ringa-ringa-reiher-Spielen“. Da halten sich die Kinder an den Händen und gehen im Kreis, dabei singend:

„Ringa, ringa, reiher,
San ma unser dreier,
Steig'n ma auf'n Hollerbam,
Schau' ma, was die Vögerl than —
Vögerl than schön singen,
Kimmt der Jäger mit der Büchs'n,
Schiaßt uns alle nieder. Bum!!“

Da fallen sie in die Knie und das Nesthockerl auch, — die Freud'!

Dann ist das „Essigkrug, schmeck' im Krug, wie viel Schritt' erlaubst mir?“, wo eines die andern mit verbundenen Augen haschen muss, und ganz ähnlich das „Blindkatzen“ oder „Blindemausfangen“.

Dann

„Voda, Voda, leih' ma d' Schar (Scheer),
Durt lauft's lar (leer)“,

wobei sich die Leutl an Bäumen oder passenden Plätzen aufstellen, eines davon aber so lange im Kreise umwandeln muss, bis, wenn dort und da zwei die Plätze wechseln, es unverhofft einen erobert.

Ebenso „Abfangenspielen“, wo eines dem anderen so lange nachlaufen muss, bis es einem einen Schlag versetzen kann oder es festhält.

Bei diesen Fangspielen wird durch Auszählen festgestellt, wer „'s ist“, der Frager nämlich, und unter diesen Auszählsprüchlein ist unstreitig eines der geistreichsten das nachfolgende:

„Egedi, pegidi,
Tint'nfass, —
Geh' in d' Schul'
Und lerne was, —
Und wenn du was gelernet hast,
Komm' zu mir, ich sag' dir was.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!“

oder:

„Ich bin Peter, du bist Paul —
Ich bin fleißig, du bist faul.“

Wenn diejenigen, die zum „Laufen“ sind, zu lange im „Ziel“ sich aufhalten, wo ihnen der, „der 's is“, der Fanger, nichts anhaben kann, so geht dieser murrend herum:

„Rauber, Rauber außer Haus,
Wer nit außer geht, den fang' d'rinnen o.“

„Kugerlscheiben“ mit grauen und weißen Steinkugerln und schönen gläsernen, von denen alle ihren bestimmten Wert haben, hat wohl von altersher seine gewisse Zeit, — wenn im März, April die Wege trocken werden; hiebei geht es nach strengen Satzungen zu. Wenn einer ganz in das in die Erde gegrabene Grüberl trifft, oder wenn er in die Nähe oder weit weg scheibt, wer „Erstler“ und wer „Letztler“ ist, — und welche Seligkeit, wenn einer so nach und nach einen „Säckel voll so schöner Kugeln g'winnt“.

Auch beim „Ballschupfen“ gibt es bestimmte Spiele, und schon beim einfachsten ist es festgesetzt, mit viel guten Würfen man eine „Goaß“ und mit wie viel man ein „Bock“ ist.

Sanfter sind die „Pfänderspiele“, „Pfennigeinstreichen“. Da streicht ein Mädchen mit hohl gegeneinander gelegten Händen in die ebenso gehaltenen Hände der Gespielinnen und sagt:

„I streich' d'r an Pfenni ein,
Darfst nit ja und nit na,
Nit weiß und nit schwarz sag'n.
Was hast d' 'kauft mit dein' Pfenni?“

Da erzählen sie eine lange, schöne Kaufgeschichte, und wenn sie sich verreden, müssen sie ein Pfand hergeben.

Bei einem anderen Pfänderspiel kitzelt ein Kind die anderen an den Knien und sagt:

„Wer schmunzt, wer lacht,
Wer's Zahnderl herreckt,
Muss G'wanderl hergeb'n.“

Und da ist es wohl vorgekommen, dass die großen Diandln die kleinen bis aufs Hemd und noch weiter abgepfändet haben und sich die Entblößten in Hilflosigkeit und Scham irgendwo „im Tenn“ im Stroh versteckten.

Ein Mädchenspiel ist es auch, dass sich die Kinder an den Händen fassen, im Kreise tanzen und singen:

„Blauer, blauer Fingerhut,
Steht den Mädchen gar so gut,
In den grünen Kranzen thun die Mädchen tanzen, —
Mädchen in dem grünen Reigen
Thut sich vor der Schönsten neigen,
Küss du, wen du willst.“

Ein innerhalb des Kreises gehendes Mädchen neigt sich vor der „Schönsten“, worauf diese aus der Reihe tritt und mit der Werberin tanzt und nun ihrerseits handelt wie die erste, so ähnlich wie die Großen beim „Polsterltanz“.

Bei einem anderen Spiele: „Es kommt die Frau vom hohen Berg“, stehen drei Mädchen den anderen gegenüber, gehen vor, verneigen sich und sprechen dabei: „Es kommt die Frau vom hohen Berg, adje, adje, adje“, darauf gehen sie zurück, die anderen gehen vor und fragen:

„Was will die Frau von Hohenberg, adje, adje,“
„Sie will ein Mädchen haben, adje,“
„Wie soll das Mädchen heißen? adje.“
„Sie soll Johanna heißen, adje,“
„Was soll das Mädchen werden? adje,“
„Sie soll Nonne werden, adje,“
„Nein, in das Kloster geht sie nicht und eine Nonne wird sie nicht, adje.“

Das „Maßliebchen“ (weiße Orakelblume) zerzupfen die Dirndln und sagen: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, oder gar nicht.“ Die ausgezupften weißen Blättchen und gelben Staubfäden werfen sie durch eine Handbewegung aus der Innenfläche der Hand auf die Oberfläche und sagen: „Soviel lieg'n bleib'n. soviel Kinder krieg' i.“ Die weißen bedeuten die Mädel, die gelben die Buben.

Dirndln renken sich auch die Finger, und wenn einer „kracht“, rufen sie freudig: „Oan Buam“ (Verehrer), dann: „zwei und drei Buben“, so viel Finger krachen, so viel „Buam“. Rosa Fischer.

Suchet die Ursachen![1]

(Eine Zuschrift.)

Unter diesem kategorischen Imperativ bringen Sie, bester Herr Heimgärtner, im Junihefte Ihres bei uns in Nordböhmen so beliebten „Heimgartens“ einige Anregungen, die volle Beachtung erheischen. Dies vorzüglich aus dem Grunde, weil das nördliche deutschböhmische Gebiet am stärksten vom tschecho-slavischen Stamme durchsetzt ist und weiterhin wird. Gestatten Sie deshalb, dass ich Ihren Darlegungen etwas hinzufüge.

Dass wir so viele tschechische Dienstboten aufnehmen, hat seinen Grund darin, weil wir deutsche Dienstboten nur schwer oder überhaupt nicht kriegen. Das der deutschen Volks- oder gar Bürgerschule entwachsene Mädchen sucht seinen Lebensunterhalt in den seltensten Fällen als Dienstmädchen; dazu ist es meistens zu stolz, auch wenn es in recht ärmlichen Verhältnissen aufwuchs. Es muss vielmehr den für die meisten armen Stadtmädchen seit einer Reihe von Jahren bestehenden Weg einschlagen: es muss zunächst die Nähstunde besuchen und dabei körperlich noch mehr verkümmern. Hat es Kleider nähen gelernt, so ist aus dem Mädchen eine Näherin geworden, gar oft eine feine Dame, die zu grober Dienstarbeit nichts taugt, die aber auch eine andere Untugend besitzt, die Unverlässlichkeit, worüber Sie vor kurzem in sehr zutreffender Weise schalten. Wer eine Näharbeit bei ihr bestellt, erhält sie pünktlich nicht pünktlich. So feine Näherinnen schließen auch gewöhnlich Bekanntschaften mit Herren aus höheren Gesellschaftskreisen, und daraus wird alles andere, nur keine Hochzeit.

Mädchen vom Lande gehen nur höchst selten als Dienstmädchen in die Stadt, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als tschechische Dienstmädchen, die immer bei der Hand sind, aufzunehmen. Wie Sie ganz richtig bemerken, sind die Kinder der Deutschen, sagen wir der deutschen Städter, zu wenig abgehärtet und schwärmen für eine verfeinerte Lebensweise; also sind sie auch als Dienstboten weniger tauglich als die arbeitsamen und anspruchslosen Kinder der Tschechen.

Gar viele deutsche Eltern wollen Ihrem Vorwurfe, dass die Deutschen nur ungern das Tschechische erlernen, dadurch begegnen, dass sie sich ein tschechisches Kindermädchen aufnehmen, bei welchem ihre Kleinen spielend diese Sprache lernen. Dieser Vorgang ist keineswegs zu billigen. Er spielt sich leider zu häufig auf Kosten der deutschen Muttersprache ab. Man muss nur solche unter den Händen tschechischer Dienstboten aufgewachsene Kinder in den Kindergärten oder in die erste Classe übernehmen; sie können lange Zeit mit unseren deutschen Kindern nicht Schritt halten, sind sie aber einmal so weit, dass sie das können, dann ist das bisschen Kuchelböhmisch, was sie lernten, gar bald ihrem Gedächtnisse entschwunden. Es wäre vielmehr anzustreben, dass in Orten an der Sprachgrenze die zweite Landessprache schon mit Beginn der Schulpflicht als obligater Lehrgegenstand eingeführt würde. Wenn man einmal „groß“ ist, dann geht's schwer mit dem Tschechischlernen. Das ist eben nur ein guter Rath: Lernet tschechisch! aber er ist so theuer, dass ihn die wenigsten erkaufen können. Auf die Weise, dass wir uns so viel als möglich bestreben, des tschechischen Idioms wenigstens im Wort mächtig zu werden, werden wir wohl unseren Landesbrüdern nicht so bald den Rang ablaufen.

Die tschechische Sprache ist eine schwere Sprache. Sie erfordert ein gründliches Lernen und man muss ihrer auch in Schrift mächtig sein. Bevor jedoch unser deutscher Nachwuchs soweit doppelsprachig geworden ist, dass er bei Besetzung von amtlichen Stellungen in Betracht kommt, haben die Tschechen wiederum einen so

[1] Über diesen im Junihefte angeschlagenen Gegenstand weitere Meinungsäußerungen erwünscht. Die Red.

gewaltigen Vorsprung, dass die von ihnen eingenommenen Positionen nicht so bald zu erringen sind.

Nichtsdestoweniger müssen wir als unverrückbares Ziel vor unsere Augen stellen, daß wir unseren deutschen Kindern während ihrer Schulzeit nicht bloß die Gelegenheit bieten, die zweite Landessprache zu erlernen, sondern sie hiezu geradezu verhalten.

Ihre Anregung, die Ursache unseres Verfalles in aller Ruhe klarzulegen, ist von höchster Wichtigkeit. Hier wären Volksaufklärungsvereine am Platze.

Ihr treuer Anhänger

Frz. Jos. Ramisch, Lehrer in Theresienstadt.

Woher kommen die „Heroen"?

Oft schon habe ich mir gedacht, dass es das, was man Heroen nennt, eigentlich als solche nicht geben kann. Wenn die Völker und die Zeitumstände nicht dazu reif sind, so wird kein einzelner etwas geschichtlich Großes zu leisten vermögen, und wäre es auch das gewaltigste Genie, der Übermensch. Die Kraft liegt nicht im einzelnen Menschen, sie liegt im Volke, aber das Volk ist träge, da muss ein Stoß kommen, der es in Bewegung bringt, damit es die Kräfte entfalte. Ein Mann, der solchen Anstoß zu einer weltgeschichtlichen Weiterentwicklung gibt, ist das, was man unter Heroen versteht. Er ist allerdings mehr als alle übrigen, er ist das Genie, das klar sieht, was noth thut, was werden soll, aber die ungeheueren Kräfte, die durch seinen Anstoß lebendig werden, kommen nicht von ihm, sondern von der Menschheit im ganzen. Er ist nur Wecker und Leiter dieser Kräfte.

Dieser klar genommen eigentlich selbstverständliche Gedanke findet eine Erörterung im „Magazin" (Berlin, 20. Mai 1897). Dort heißt es über den sehr nachdenkenswerten Gegenstand unter anderem:

„Man lehrt uns in den Schulen, niederen und hohen, im Geschichtsunterricht nicht viel mehr als die Biographie einzelner Persönlichkeiten, der „Heroen". Alexander und Cäsar, Cromwell und Napoleon, Jeschu, Mahomet und Luther, James Watt und Stephenson sollen die eigentlichen Kraftcentren ausgemacht haben, die ihr Leben in die todte Masse hauchten und sie wieder einmal in Bewegung brachten.

Die Heroen sind für uns lediglich Veranlassung welthistorischer Ereignisse, ihre Ursachen suchen und finden wir in den Massenspannungen der Völker, in der latenten Energie, welche sich hier anhäuft. Die wesentliche Ursache dieser Spannungen finden wir in wirtschaftlichen Verhältnissen, aber nicht die einzige. Auch rein geistige Dinge schaffen Massenkräfte; entsprechen die wirtschaftlichen Spannungen der latenten mechanischen Energie, so entsprechen die geistigen (Religion, Patriotismus &c.) der latenten chemischen Energie.

Die naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung gehört in eine Kategorie von Dingen, denen gegenüber der menschliche Stolz unter Umständen sogar das kleine Einmaleins für unmaßgeblich erklärt. Es sind die Demüthigungsthatsachen. Erst wehrte sich der Ignorantenstolz verzweifelt gegen die wissenschaftliche Feststellung, welche unserer Erde ihren Herrscherplatz unter den Gestirnen entriss; dann wehrte er sich ebenso gegen die Entwickelungslehre, welche seine stolze Überzeugung von der Schöpfung des Menschen „nach Gottes Ebenbilde" zerstörte; jetzt will er seine letzte Position nicht aufgeben, seine Überzeugung von der „Heldenschaft", von der geschichtlichen Bedeutung des einzelnen. Er will nicht herabsteigen von der stolzen Höhe, auf der er sich als Gott fühlte, als Schöpfer neuer, als Lenker alter Welten. So widerwärtig es ihm war, sich als letztes Glied der allgemeinen organischen Ent-

wickelung zu fühlen, so widerwärtig ist es ihm, seine Bedeutung als nur die eines Tropfens im Strome, einer Flocke in der Lawine zu erkennen.

Bliebe diese Stellungnahme rein wissenschaftlich, so hätte sie wenig zu bedeuten. Eine, zwei Generationen schwemmen mit den im Alten aufgewachsenen Köpfen die Opposition fort. Wer streitet heute noch gegen Galilei und Kepler? Wieviele noch gegen Darwin?

Aber die Gegnerschaft wird doch etwas ernster, wenn sie mit politischen Kraftfactoren in Verbindung tritt; dann wird sie zum Hindernis des materiellen Fortschritts, welches den Sieg des neuen Princips zwar nicht verhindern, aber durch Reibung doch etwas verlangsamen kann. Und das ist gerade jetzt in unseren politischen Verhältnissen auffällig stark der Fall.

Die großen Spannungsveränderungen liegen klar vor jedermann. Jedes Jahr vermindert in Deutschland die Zahl und noch mehr die relative Bedeutung der Ackerbaubevölkerung, vergrößert die Zahl und relative Bedeutung der industriellen Bevölkerung. Diese Verschiebung erfolgt mit einer Gleichmäßigkeit und Schnelligkeit, die keine Änderung absehen läſst. Für den naturwissenschaftlichen Beobachter steigt gar kein Zweifel daran auf, daſs diese materielle Verschiebung ebenso große formelle Verschiebungen im Gefolge haben muſs. Der Gedanke erscheint ihm absurd, ein Volk von siebzig Percent Städtern in gleichen Formen und mit gleichen Mitteln lenken zu wollen, wie ein Volk von siebzig Percent Bauern. Es erscheint ihm selbstverständlich, daſs dem neuen Strom sein neues Bett geschaffen werden muſs, soll nicht Zerstörung und Überschwemmung erfolgen.

Sehen das die Regierenden nicht auch? Nein, weil sie an Heroen glauben! Sie halten es noch für möglich, daſs der einzelne Geschichte macht, daſs der einzelne geschichtliche Kräfte erzeugt. Sie glauben, daſs das Volk eine todte Masse ist, gerade gut genug, daſs der einzelne, sei er Staatsmann, sei er Herrscher, seine Geniemuskelkraft daran erprobe.

Verhängnisvoller Irrthum! Aber von zwingendster innerer Logik! Die Epigonen einer Zeit, in welcher Otto von Bismarck als der „Schöpfer des Deutschen Reiches" gepriesen wurde, einer Zeit, welche alles Verdienst, alle Ursache der ungeheuren Kraftentfaltung Neu-Deutschlands in dem Genie des einen Mannes zu finden glaubte, anstatt ihn dankbar als die Veranlassung zu ehren, daſs die latente Kraft sich gerade im richtigen Augenblick in manifeste Kraft umsetzte: die Epigonen einer solchen Zeit sind natürlich historische Wundergläubige. Sie warten auf den Kraftmenschen, der die vermeintlich todte Masse einmal wieder in die entgegengesetzte Richtung stößt, und sind taub und blind gegen die Wetterzeichen, welche die Sturmflut ankündigen. Stehen solche Wundergläubige an leitender Stelle, so ist nichts natürlicher, nichts menschlicher, als daſs sie sich selbst für die Geniemenschen halten. Wer will, wer kann es einem Manne, der über fünfzig Millionen Menschen gebietet, verdenken, wenn er in sich die Macht fühlt, ein „historischer Mensch" zu sein?!

Wir brauchen einen Geschichtsunterricht, der unpersönlich ist. Wir brauchen eine Geschichtsauffassung, welche den großen tiefen Strom des Menschheitslebens in seinem Laufe betrachtet und nur an passender Stelle, als Symbol sozusagen der tiefen Kräfte, eine Persönlichkeit streift. Aufdeckung der Zusammenhänge brauchen wir, nicht Märchen, Mythen und Biographien. Die Weltgeschichte läſst sich schreiben, ohne einen Namen zu nennen. Statt der thörichten Überschätzung genialer Menschen brauchen wir vorsichtige Schätzung dessen, was ihr Einfluſs gewesen ist: erst daraus kann sich eine Art vergleichender Statistik der Genies ergeben.

Wenn wir aber das alles haben werden, dann sind auch politische Gegnerschaften gegen werdendes Recht undenkbar geworden. Dann wird jeder, und sei es

ein Riese, den Gedanken belächeln, er könne mit seinem Athem den Orkan wenden, könne mit seinen Händen die Flut aufhalten, dann wird alle Staatskunst darin bestehen, Massenspannungen zu verhüten, entstehenden Spannungen den Weg zum stabilen Gleichgewicht so schnell und weit wie möglich zu eröffnen. Dann erst, wenn der stolze Mensch auf seinen letzten Ignorantenirrthum verzichtet hat, sich ganz in seine bescheidene Rolle als Tröpfchen des großen Lebensstromes gefunden haben wird, erst dann, wenn er sich erniedrigt hat, wird er erhöht werden, zum König der Natur, die nur seines Herrengebotes wartet, um ihn reich und froh zu machen."

Soweit der Januskopf im „Magazin".

Demnach stellt es sich heraus, dass Heroen nicht zufällig in irgend eine Zeit vom Himmel fallen, sondern dass sie naturgemäß aus dem Volke hervorgehen, sobald das Bedürfnis dazu ein schreiendes ist. Genies, die ihre Zeit verfehlen, können zehnmal Halbgötter sein, sie richten nichts aus. Sie verkommen, und die Geschichte nennt ihre Namen nicht. —

Am Ende gibt es Leser, die in solcher Auffassung eine völlige Entgötterung des Menschen sehen. Ich finde die Einrichtung, dass die Menschheit ihre Heilande sich selbst gebärt, sobald sie deren bedürftig, reif und würdig ist, götlich. Ist es nicht erhebender zu wissen, dass die ganze Menschheit göttlich ist, als anzunehmen, dass es nur einzelne Bevorzugte seien? M.

Poetenwinkel.

Die Zeit ist da!

Die Zeit ist da! Es schwinden alle Härten,
Die Bäume fangen wieder an zu sprechen,
Und duftend schwillt es wieder auf in allen Gärten,
Und junge Mädchen junge Rosen brechen.

Die Zeit ist da! Es schwinden alle Sorgen,
Die Menschen wieder von der Liebe sprechen,
Und glauben wieder an den neuen Morgen,
Und junge Seelen junge Rosen brechen . . .

Anton Renk.

* * *

Ich brach eine schwellende Knospe . . .

Ich brach eine schwellende Knospe im Hag,
Du hast es gesehen und thatest mich fragen:
Das Brechen, was es bedeuten mag?
Soll ich dies, Mägdelein, dir sagen?

Ich wollte mich kletten an deinen Leib,
Mich saugen an deine Lippen!
Ich wollte, du glühend aufknospendes Weib,
Nicht kosten von dir und nicht nippen.

Ich wollte nicht nippen von deinem Wein,
Nicht naschen von deinen Reben.
Ich küsste mich rasend ins Herz dir hinein,
Und spräng' in dein jungfräulich Leben.

Und tränke mich selig und tränke mich todt,
Und schlüge den Becher in Scherben.
Ein lohender Blitz im Morgenroth,
Ein loderndes Lieben und Sterben!

Hans Malser.

* * *

Trost.

Tage verschwinden uns,
Sinken zum Abgrund;
Jahre, sie finden uns
Alt und allein.
Doch die ergrauenden
Welkenden Haare
Sind dem Vertrauenden
Nimmer zur Pein.

Bleiben berathen doch
Gut von der Gottheit,
Bleiben uns Thaten noch,
Himmlische Saat.
Diese sind dauernder,
Ewiger Geltung;
Wirke, du Trauernder,
Wirke die That!

Hier schon erfreuet dich
Gabe des Obstbaums;
Jährlich erneuert sich
Köstlich sein Gut;
Wenn auch des Biederen
Pflanzende Rechte
Tief in der niederen
Scholle schon ruht.

Wilhelm Oeke.

* * *

Stummer Schmerz.

Hab' einst wie alle Welt gemeint:
Nur Thränen künden Schmerzen.
Wohl dem, der mit den Augen weint,
Ich weine mit dem Herzen.

Weil trocken bleibt mein Angesicht,
Mich viele ruhig wähnen.
Die Glücklichen, sie kennen nicht
Die Marter trock'ner Thränen.

Eduard Strobl.

Beim jungen Doctor.

Ein Bauernweib kam zum jungen Arzte, der sich erst kurz zuvor im Dorfe angesiedelt hatte und klagte ihm die Krankheit ihres Mannes.

„Sou viel d' Huast, sou viel d' Huast!“ rief sie immer wieder aus.

„Ganz ungeniert frisches Wasser trinken!“ verordnete der Doctor.

„Frisch Wossa? Dos war jo nix für d Huast“, sagte sie. „Nix schlechta, sogn d Leut, für d Huast, wia kolts Wossa.“

„Das sagen die Leute. Ich aber sage, meine liebe Bäuerin, dass für Durst auf der ganzen Welt nichts besser ist, als frisches Wasser. Wasser ist überhaupt ein Heilmittel, das bei euch Bauersleuten viel zu wenig geschätzt wird. Geht nur nach Hause und versucht es. Schuldig seid Ihr nichts.“

Die Bäuerin gieng und der junge Arzt kam sich sehr anständig vor, dass er die Schwächen der Leute nicht gleich ausnützte.

Nach ein paar Tagen aber kam sie wieder.

„Na, wie geht's, Bäuerin?“

Sie schlug die Hände zusammen: „D Huast wird ollaweil nouh wilda. Scha go neamer auszholtn.“

Und habt Ihr ihm frisches Wasser gegeben?“

„Mei Gad, freilih. An gonzn Kruag vul trinkt er aus ba da Nocht. Dass n d Augn übagehn. Olls für die Kotz. Frei zreissn thuats n va lauta Huast. In da gonzn Nochbarschoft hörns n huastn, dass d Leut na gleih zsamrennen. Oba d Hausmitteln helfn ah nix. Z todt muass er sih huastn“.

„Also hat Euer Mann auch Husten“, fragte der Doctor.

„Jo freilih hot er d Huast! Und d Nochbarsleut sogn, für a so a wildi Huast gabads go nix Schlechters, wia kolts Wossa.“

„Aber ihr sagtet doch, dass er so Durst habe!“

„Durst? Wia sou?“ machte die Bäuerin. „Glaubn dan Se, dass mir zan Boda rennen, wan ma Durst hobn?“

„Geht nur nach Hause, Bäuerin. Ich werde gleich nachkommen, um den Patienten zu untersuchen. Der Husten wird hoffentlich zu stillen sein."

Dann gieng er in seine Apotheke, tippte sich mit dem Finger auf die Stirn und sagte: „Das war dumm! Für uns Ärzte wäre es besser, wir lernten anstatt Griechisch und Lateinisch die Sprache unseres Volkes. Hier handelt es sich zum Glück bloß um Husten. In anderen Fällen könnte ein Missverständnis schlimmere Folgen haben."

's Krieglacher Krüagl.

Von Hans Grasberger.[1])

Auf'n Thurn schaug auffi,
Darathn wirst a's g'wiß,
Wegen was als der Krieglacher
Auf der Welt is.

Auf'n Zifferblatt steaht's,
Wia viel s da hat g'schlagn,
Und wia s dih kreuzkrieglachrisch
Hast zan betragn.

Af's Zifferblatt hams' dr
A Krüagl hing'malt.
Der Zoager, der roast
Und aufs Krüagl deut't er halt.

Vier Seiten hat der Thurn,
Vier Zoager von dem Schlag,
G'ring g'rechn't, so keman
Vier Krüagl af'n Tag.

Ab'r kloani balei nöt!
So groaßi schaff' da an,
Dass a Haliger ganzer
Drin Platz habn kann.

A Krieglacher Krüagl —
A Schinnaggl is's gewöst —
Hat 'n haling St. Jakob
Von Wasser dalöst.

Is a nassi Zeit gwödn,
Wia-r-er hertriebn is wurn,
Und wo's Krüagl is steahn bliebn,
Da steaht hiaz der Thurn.

Hiaz hamer's hübsch truckn,
Aba Durscht desta mehr,
Und so moant halt der Krieglacher;
„'s Krüagl muaß her!"

Der erste Nickel.

Eine kleine Studie von Karl Raab.

Ein Landsmann in Amerika schickt den amerikanischen Jungen, der Ihnen vielleicht etwas unvermittelt in den „Heimgarten" springt. Hoffentlich hüpft der kleine Jankee so geschickt zwischen den Beeten heimischer Culturen dahin, dass er nichts beschädigt. Also:

I.

„Shine, Mister?", ließ sich die zarte Stimme eines blonden Knirpses von acht Jahren vernehmen, als ich eines Morgens um die meiner Wohnung nächstgelegene Straßenecke bog. Es war ein recht kalter Decembermorgen. Alles trug seine Hände hübsch in den Paletottaschen und stellte den Rockkragen so hoch auf als möglich.

Was hatte aber der Kleine an? — Ein dünnes Röckchen, das an den Ellbogen die rothgefrorenen Ärmchen durchgucken ließ, und darunter ein fadenscheiniges Hemdchen, das am Halse mehr malerisch als schützend mit einer Stecknadel zusammengehalten war.

„Ich will Sie auch fein abbürsten, alles nur für einen Nickel!"

„Ja, wo hast du dein Handwerkszeug?"

---

[1]) Aus dem Krieglacher Fremdenbuch.

„Hier, Mister“, und er wies auf das uns allen wohlbekannte kleine Kästchen hin, das ein jeder solche Knirps mit sich führt. Auf der einen Seite ist es offen, um darin die Utensilien aufzubewahren, wozu auch ein persischer Miniaturteppich gehört, und auf einer der breiten Seiten zeigt es eine Erhöhung in der Form der menschlichen Fußsohle.

„Wieviel hast du schon verdient“, fragte ich.

„Nicht ein bisschen; bitte, geben Sie mir einen ‚start‘!“

„Na, in Gottes Namen!“

Ich setzte meinen Fuß auf das Kästchen, und der Kleine begann mit großer Gewissenhaftigkeit erst meine Hose aufzustülpen und dann sie zu bürsten. — Aber „Weh, dreimal Weh!“ rief es in meinem Innern. — Das Ding, das da auf meiner Hose so furchtbar schabte, war keine Kleider-, sondern eine Kothbürste!

„Lass gut sein“, sagte ich, die Jugend des Verbrechers berücksichtigend, und daher in einem Tone christlicher Sanftmuth.

Nun kam die Hauptsache: das Wichsen der Schuhe. Dieselbe Bürste marschierte wieder auf; dann kam ein kleines Büchschen zum Vorschein, „T. M.“ stand auf dem Deckel. Mein Respect wuchs, das war eine „gute Marke“. Jetzt wurde das Büchschen geöffnet, und zwar mit Fingerchen — ah, Fingerchen, die mir die Reclame-Annonce in Erinnerung brachten: „Diese Seife wäscht selbst einen Zeitungsjungen weiß“. Ein gewaltiges Spucken in die Wichsbüchse folgte, und nach einigen weiteren Vorbereitungshandlungen reifte das Werk rasch seiner Vollendung entgegen.

„Fertig“, sagte der Knirps und ließ die Hosenstülpen hinabgleiten. Die Schuhe glänzten zu meiner Zufriedenheit, und „einmal“, dachte ich, „hält Leder so etwas schon aus.“

Hoch befriedigt schob der Knirps das erste Nickel, das er in seinem Leben verdient hatte, in die Tasche.

„Was wirst du mit dem Nickel machen?“, fragte ich.

„Mir eine Glanzbürste kaufen“, war die Antwort.

„Mit einem Nickel? — Das ist billig!“

„Der Willi bekommt ein ‚job‘ und läſst sie mich für das haben.“

„Kommen Sie morgen wieder hier vorbei?“ fragte der Kleine pfiffig.

„Das kann ich wohl nicht sagen, aber ich glaube kaum“, erwiderte ich.

„Schade!“, sagte er mit Bedauern und packte seine Sachen zusammen.

II.

Nach einiger Zeit begegnete mir der Kleine wieder. Jetzt hatte er aber eine „box“, die sah wie ein Schatzkästchen aus: Die Conturen derselben waren durch glänzende Messingnägel markiert, und Spiegel, die an vier Seiten angebracht waren, erhöhten den prächtigen Eindruck.

Der „start in life“ war also gelungen; dies zeigte schon dieser Luxus in der technischen Ausstattung. Doch eine weitere Neuerung bewies, daſs das Publicum dem kleinen Manne Beachtung schenkte. Er war mit einer langen Hose bedacht worden! Dieselbe war, wie die Engländer sagen, im allgemeinen „all right“, was auf unseren Fall angewendet bedeutete: „Wenn sie dir recht ist, mir ist's schon recht!“ Sie war nämlich nach Art europäischer Militärhosen — unser Kleiner war ja übrigens auch ein Soldat, da er so tapfer in Kälte und Sturm seinem Erwerbe nachgieng — etwas wenig — individuell. Dieser Umstand machte es nothwendig, daſs er sie stark aufgestülpt trug, etwa wie die Wallensteiner einstens ihre Stiefel, nur daſs bei ihm die Stulpe nach aufwärts statt nach abwärts stand. Auf den Gang brachte es bei

ihm ziemlich dieselbe Wirkung hervor, wie einst bei jenen Haudegen: Er grätschte die Beinchen beim Gehen beträchtlich.

Immerhin gaben die lange Hose, die Zauberbox, eine Stirnfalte, die den Ernst der Absicht, und eine Cigarette, die die Selbständigkeit bekundete, ein bedeutendes Ensemble. —

Der Kleine hatte mich sogleich erkannt und trug mir einen „shine" an. In einer Anwandlung wahrer Noblesse fügte er hinzu: „Sie kostet es nichts!"

So etwas muss angenommen werden, dachte ich und stellte mich in Positur.

Dass es ein wirklich gentlemanhafter Zug in dem Knaben war und kein Kniff, bewies die Freudigkeit, mit der er ans Werk gieng. Als er fertig war, packte er seine Sachen rasch zusammen und rannte mit einem „Good-by" davon.

III.

Es kam das regnerische, veränderliche Wetter des Frühjahres. Zu meiner Freude sah ich eines Tages meinen kleinen Liebling wieder daher kommen; diesmal hatte er seine box an einem Riemen über der Achsel hängen, außerdem aber ein ausgiebiges Bündel Morgenzeitungen unter dem Arme, die er aus Leibeskräften ausrief. Nicht leicht entgieng ein Passant seiner Aufmerksamkeit; der Blick des Geschäftsmannes reichte nach allen Seiten. Er wusste jedem so treuherzig ins Gesicht zu gucken, seine Augenapplication so wirksam durch ein „Keine Zeitung heute, Mister?" zu verstärken, dass alte Herren niemals und junge selten widerstehen konnten.

Ich war froh, Gelegenheit zu haben, meine Wichsschuld abzutragen.

„Schlechtes Wetter heute", bemerkte er spontan, „ist nichts mit dem Wichsen", eine Bemerkung, die hinlänglich erklärte, warum er Zeitungen verkaufte und zugleich bekundete, dass er das Schwingen der Glanzbürste für das vornehmere Geschäft hielt.

IV.

Es mochte ein halbes Jahr vergangen sein. Ich war gerade im Ausgehen, da zog jemand die Klingel. Es war der Telegraphjunge, ein schmuckes Bürscherl in funkelnagelneuer Uniform, sehr adrett und beflissen, und offenbar überglücklich, dass er so gut angekommen.

Ich erkannte in ihm sogleich meinen kleinen Ritter von der Kratzbürste von damals. Ich sah ihn an, er hätte mir gerne erzählt, wie ihm alles so hübsch gelungen sei; aber sein früh entwickelter Berufseifer ließ ihn einsehen, dass ein längeres Verweilen mit seinem Geschäfte unvereinbar war. Und so rannte er, als ich ihm die Gebür eingehändigt hatte, mit einem besonders vertraulichen „all right" davon.

* * *

Ein anscheinend unbedeutender Anfang, — und doch enthielt derselbe im Keime alles, was aus dem Menschen den Mann macht und einer Nation ihre großen Männer liefert: Erstlich, die Gelegenheit zur Bethätigung der Kräfte, und zweitens, — ein gescheiter und edler Gebrauch derselben.

Bücher.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. (München. Oskar Beck. 1897.)

Eines der bedeutendsten Adelsgeschlechter des dreizehnten Jahrhunderts, dem in der „Kaiserlosen“ und in Kaiser Rudolfs von Habsburg Zeit in der Geschichte des Deutschen Reiches und im besondern der Ostmark eine wichtige Rolle beschieden war, ist zweifellos das der Witigonen. Die fünfblätterige rothe Rose der Rosenberger blüht in Südböhmen allen Orten. Die Ruine Wittinghausen im Böhmerwalde, aus A. Stifters „Hochwald“ bekannt, die Schlösser Rosenberg, Krummenau, Froburg (Frauenberg), das Stift Hohenfurt und so vieles andere mahnt uns noch heute lebhaft an dieses Heldengeschlecht. Ob es ein deutsches war?

Die Wissenschaft vermochte bis heute noch keine ganz entschiedene Antwort auf diese Frage zu geben, [1]) und das ist, wie wir gleich betonen wollen, für den Dichter ein günstiger Umstand. Auffällig ist die Thatsache, dass die Witigonen am Hofe der Böhmenkönige so lange hohe Ehrenämter bekleiden und große Dienste leisten, als die böhmische Herrlichkeit noch in keinen politischen Gegensatz zum Deutschen Reiche geräth. Sobald aber über Ottokar II. von Rudolf die Reichsacht ausgesprochen und gegen den unbotmäßigen Böhmenkönig das deutsche Reichsschwert gezogen wurde, da war es auch zu Ende mit der alten Freundschaft zwischen den Rosenrittern und Ottokar.

Nach dem Tode Woks von Rosenberg übernahm Budiwoj zu Krummenau die Witigonenherrschaft und von seinen drei Söhnen Zawisch, Witigo und Wolf folgte ihm der, wie Palacky meint, „wundersame“ Zawisch in dieser Stellung, der nun, obwohl der alte Wok noch in der Schlacht bei Kressenbrunn (1260) heldenhaft für Ottokar gegen die Ungarn gekämpft hatte, plötzlich dem neuerstandenen Reichsfeinde Ottokar entgegentrat. Wer möchte da noch zweifeln, dass es sich bei Herrn Budiwojs Sohne Zawisch und den übrigen Witigonen um etwas anderes gehandelt habe als um die Wahrung deutscher Ehre und Treue für das eigene Volk und gegen den Reichsfeind!

Es ist daher wohl auch kein Zufall, dass schon der erste Witigone 1173 vom Böhmenkönige Wladislav II. zu einer Gesandtschaft an Kaiser Rothbart verwendet wurde, dass den tschechischen Chronisten Dalimil das „Steigen der Rosen sehr verdrießt“ und dass alle Einrichtungen der Witigonen im südlichen Böhmen das Zeichen deutscher Cultur tragen. Halten wir noch dazu, dass ein solcher Bruch der alten Freundschaft, wie ihn Zawisch und sein Geschlecht gegen Ottokar II. in einem kritischen Augenblicke zur Wahrung Deutscher Ehre vollziehen musste, nicht nur keine Aussicht auf Gewinn und Erfolg, sondern vielmehr Verfolgung, Elend und Tod im Gefolge hatte, so haben wir das ergreifendste Bild eines tragischen Helden fertig.

Damit haben wir aber zugleich auch den packenden Stoff und gewaltigen Inhalt gekennzeichnet, den A. Sperl seiner Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ zugrunde gelegt hat. Die Wahl des Stoffes und Grundgedankens könnte nicht glücklicher gedacht werden.

Ein deutsches Heldengeschlecht, das, in die größten politischen Ereignisse des dreizehnten Jahrhunderts verwickelt, in Zawisch den Höhepunkt seiner Macht und seines Glanzes erreicht und das dann von dieser Höhe jäh in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends und Jammers stürzt, und zwar deswegen, weil es deutsche Ehre und Treue höher hält, als alles Erdengut, das ist in unsern Tagen, wo man diese Ehre und Treue bald schmählich wanken, bald glänzend und sieghaft hervortreten sieht, gewiss ein höchst zeitgemäßer, erbaulicher und erziehlicher Gedanke.

A. Sperl führt den Leser zunächst in die Familie Budiwojs auf der Burg zu Krummenau, wo wir nach verschiedenen Seiten ein echt mittelalterliches Leben auf einer deutschen Ritterburg kennen lernen. Mancher Faden der Handlung spinnt sich hier schon an, ohne dass es der Leser zunächst merkt. Dann ziehen wir mit Budiwojs Sippe nach Rosenberg zur Todtenfeier Woks, nach welchem eine andere Zeit beginnt, ein ergreifendes, durch Pilgrams prächtige Lieder lyrisch angehauchtes Bild. Im Stifte Hohenfurt tritt Zawisch als „Gekorener über die Einung“ vor seine Geschlechtsgenossen, und sie beschließen im Angesichte König Ottokars als des Reiches Vasallen von dem römischen Könige Rudolf sich durch nichts als durch den Tod scheiden zu lassen. Die zeitgeschichtliche religiöse Secte der Lyoner wird hier und anderwärts sinnig mit der Dichtung verquickt.

In Prag kämpft Ottokar, der die deutsche Cultur zu schätzen wusste, einen schweren

[1]) Über den geschichtlichen Zusammenhang der Witigonen mit Falkensteinern in Baiern verspricht der Dichter in Anmerkungen S. 320 gelegentlich weitere Mittheilungen, wofür wir dem Fachmanne sehr dankbar wären.

Seelenkampf, ob er die Fehde mit Rudolf aufnehmen solle oder nicht. Sein Kanzler und die von fanatischem Hasse gegen alles Deutsche erfüllte tschechische Hofpartei weist ihn zur unglücklichen Schlacht auf dem Marchfelde zu bewegen, die vom Dichter mit seltener Kunst und Alterthumskenntnis gezeichnet ist. Im goldenen Prag hatte des Königs Tod allen Ständen, Tschechen, Deutschen und Juden Elend und Noth gebracht. Ein Retter konnte der thatkräftige Zawisch werden, der auf der Burg Grätz der Witwe Ottokars sein Herz und schließlich seine Hand gibt, um im goldenen Prag als Stief- und Pflegevater Wenzels einzuziehen. Zawisch steht auf dem Höhepunkte seines Lebens, von welchem ihn tschechisches Intriguantenthum und der schnöde Undank des schlecht gearteten Stiefsohnes Wenzel stürzt. Zawisch wird in der Prager Akropolis gefangen genommen, und die Rache wendet sich nun gegen das ganze Witigonengeschlecht. Ihre Burgen im südlichen Böhmen werden von einem königlichen Heere unter Führung des Herzogs Niklas von Troppau belagert und da sich die Witigonen nicht ergeben wollen, führt man den unglücklichen Zawisch gebunden vor die belagerte Frohburg (Frauenberg) und droht mit seiner Enthauptung, wenn sich die Burg nicht ergebe. Wer soll an das Entsetzliche glauben? Die Witigonen nicht, und Zawisch sehnt sich nach Erlösung. Der König aber ist willenlos und Niklas Bösewicht genug, jenes auszuführen, und so fällt des unglücklichen Zawisch Haupt auf dem Blutgerüste im Angesichte und unter dem Aufschrei der Witigonen. Dieses deutsche Heldengeschlecht, das den Tschechen schon lange ein Dorn im Auge war und das zwischen Deutschen und Tschechen, wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt werden sollte, ist gedemüthigt, der unglückliche Zawisch aber ist erlöst.

Dieses tragische Schicksal ist schon geschichtlich ergreifend, viel gewaltiger noch hat es der Dichter dargestellt, der es verstanden hat, durch seine mächtige und fruchtbare Phantasie und durch seine Vertiefung in den Geist und das Leben des Mittelalters den geschichtlichen Stoff zu einem bleibenden Kunstwerk zu erheben. Die zweibändige Dichtung in ungebundener Rede mit eingestreuten Gedichten ist in fünf Bücher getheilt, von denen jedes drei bis fünf Abschnitte enthält, und selbst diese Abschnitte gliedern sich wieder in formell abgerundete Theile, so dass es auch ein poetischer Genuss ist, nur einzelne Abschnitte für sich zu lesen, besonders wenn man einmal das Ganze gelesen hat. Ich hebe besonders I. 3. Todtenfeier, II. 4. Die Marchfeld-Schlacht, III. 5. Auf Burg Grätz, IV. 2. Ein Frauenherz, V. 5. Erlöst empfehlend hervor. Der Dichter ist nicht verschwenderisch oder aufdringlich mit Schilderungen, vielmehr ist überall die Handlung die Hauptsache. Örtlichkeiten und Naturerscheinungen werden nicht um ihrer selbst willen, sondern stets mit Rücksicht auf die fortlaufende Handlung ausgeführt, der kunstsinnige Leser bemerkt aber wohl, wie abwechslungsreich und durchdacht die einzelnen Bilder sind. In der rasch fortlaufenden Handlung sind alle Phasen vom Kindlichnaiven bis zur höchsten Tragik durchgeführt, lyrische, epische und dramatische Gedanken wechseln ab. Auf die Charakteristik der Personen ist ein besonderer Fleiß verwendet. Wir lernen sie schrittweise aus der bewegten Handlung heraus mehr und mehr kennen, und obwohl der Dichter das ganze Zeitalter in typischen Gestalten vom mauschelnden Juden bis zum römischen Könige hinauf vorführt, so bleiben die festen Charakterzeichnungen doch im Kopfe des Lesers lebendig und unverrückbar haften, nur selten verliert man bei der ersten Lesung den Faden, der minderwichtige Personen mit der Haupthandlung verbindet. Für die Personen und Handlungen finden sich zwar äußerlich einzelne Anhaltspunkte in der Geschichte, innerlich aber sind sie aus der Phantasie des Dichters hervorgegangen und haben von ihm ihr individuelles Leben und ihre allgemeingiltige Bedeutung. Gleichwohl entbehren sie nicht des Geistes ihrer Zeit, und damit Inhalt und Form sich künstlerisch decken, hat der Dichter dem markigen, vom nervösen Hauche unserer Zeit noch nicht angekränkelten Geschlechte auch eine edle, kraftvolle Sprache in den Mund gelegt, wie sie für diese Wesen passt. Dies gilt auch von der Erotik. Wir müssen daher besonders hervorheben und anerkennen, dass Sperls Dichtung, obwohl über weite Zeiträume sich erstreckend und viele Menschen und Handlungen umfassend, dennoch aus einem Gusse ist und darum ihre künstlerische Wirkung niemals verfehlen kann.

Überdies waltet in dieser Dichtung ein so hoher sittlicher Standpunkt und ein solcher Ideenreichthum, der aus den mannigfaltigsten Ständen und Lebensverhältnissen zu uns spricht, dass wir das Werk allen Freunden der deutschen Literatur und besonders in Österreich, das in diesem Werke so stark vertreten ist, aufs wärmste empfehlen können. Die außerordentliche Geisteskraft des Dichters berechtigt zu den schönsten Hoffnungen auf weitere poetische Leistungen.

Krummau, Pfingsten 1897.

J. J. Ammann.

Abschied und andere Novellen. Von Paul Robran. (Leipzig. L. Staackmann. 1897.)

Drei Liebesgeschichten von einem neuen jungen Verfasser, der uns überrascht hat. Es ist tragische Liebe, in moderner Unmittelbarkeit dargestellt. Alte Wege werden eingeschlagen, aber bald verlassen, durchbrochen von einer

ursprünglichen Kraft, die mit diesem „Abschied" gewiss nicht Abschied nehmen wird vom deutschen Lesepublicum. Man wird nicht sagen können, dass die Stoffe dieser Novellen erquicklich seien; ihre Macht, die uns fesselt, liegt in den merkwürdig vertieften Gestaltungen des Weibes. Wir wüssten kaum, welcher der drei Novellen, in denen die Liebe drei verschiedene Beleuchtungen erfährt, der Vorzug zu geben ist, entscheiden uns schließlich vielleicht für die Erzählung „Unverzeihlich". So wie die erste, „Verschmähte Liebe", in der Schweiz, die zweite, „Abschied", an der Nordsee spielt, so entwickelt die dritte, dieses seltsame und schreckliche „Unverzeihlich", sich auf der Insel Capri. Wie ein junger Arzt eine unverzeihliche Schuld auf sich wälzt. Es gehört nachgerade ein frauliches Tactgefühl dazu, manche verfängliche Situation mit der nöthigen Zartheit zu schildern. Es wird Leser geben, die sich entrüstet abwenden, andere, die sich durch Erfindung und meisterhafte Durchführung gefesselt fühlen und die Novellen mit heftig klopfendem Herzen lesen werden. Von besonderer Frische und Feinheit sind die Zweigespräche, von bewundernswerter Plastik die Naturschilderungen, die uns drei ganz verschiedene Welten zeigen. Mich dünkt, dass man an diesem Paul Robran nicht vorübergehen solle; vielleicht ist er berufen, die Schule Spielhagens, oder eines anderen älteren Meisters, ins Moderne zu überbrücken. R.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Dritte Sammlung. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Auch in diesem Bande sind Karl Wolfs prägnante und schneidige Darstellungen aus dem Leben der Tiroler Bauern ganz prächtig gelungen. Wolf hat viel Humor, und die köstliche Gabe, in wenig Worten viel zu sagen, in knappen Zügen ein vollkommenes Charakterbild zu entwerfen. Manchmal muss der Leser laut auflachen, zumal der Dichter den Dialect meisterhaft zu benutzen versteht, um die Wirkung seiner drastischen, bäuerlich derben und gesunden Komik zu erhöhen. Manchmal kann man sich der Thränen kaum erwehren. V.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Diese dritte Auflage von Anzengrubers sämmtlichen Schriften, vom Cotta'schen Verlag in Lieferungen veranstaltet, um diesem Volksdichter so wie er es verdient, den Weg in die breitesten Schichten des Volkes zu bahnen, ist nunmehr bis zur neunzehnten Lieferung einschließlich vorgeschritten. Die „Dorfgänge", diese reiche Fundgrube von Schilderungen aus dem Landleben, wie sie in solcher Echtheit nur einem Kenner wie Anzengruber gelingen konnten, werden darin bis zum Anfang des zweiten Theiles geführt. An diesen Sachen ist der Dichter selbst, wie er in der „Plauderei als Vorrede" verräth, mit seinem Innersten betheiligt. Sie zeigen ihn so recht als den Schriftsteller, der schreibt, „weil er muss". So hängt denn auch der Leser gleichsam an den Lippen des Erzählers, und, was dieser mittheilt, dringt als Erlebtes und Lebendes mit seiner Innigkeit und Wahrheit ohne Widerstand in die Herzen der Hörer. V.

Buch der Liebe von M. Stona. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Den meisten dieser Gedichte, die soeben in dritter vermehrter Auflage erschienen sind, merkt man's an, dass sie nicht gemacht sind, sondern gewachsen aus einem heißen, leidenschaftlichen Frauenherzen. Besonders die Abtheilung „Frauenleben" birgt Lieder, die in ihrer Einfachheit und Wahrheit manchmal an den Classiker, wenn nicht gar ans Volkslied gemahnen. M.

Was lehrt Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Von Wolfgang Kirchbach. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1897.)

Eine höchst auffallende Erscheinung finden wir im modernen Menschen: Seine Sehnsucht nach Jesu! — Selbst der Gelehrte, der Philosoph, der Weltmensch will wieder zu Jesu, von dem die Welt sich seit der Revolution abwenden wollte. Aber nicht den Jesu wollen sie, den die Kirche meint, nicht den, der in den vier Evangelien steht — sie wollen einen Jesu, der für die Welt taugt, sie wollen ihn herrichten nach ihren Bedürfnissen und nach ihrem Geschmack. Jedes Zeitalter hat sich Christus nach seiner Art ausgelegt, warum soll es nicht auch die Zeit der Aufklärung, die Zeit der Erdsucht, die Zeit des Eisens und der Elektricität thun? — Allerdings, die Evangelientexte muss man gelten lassen, die leugnet man nicht; aber umdeuten kann man diese Evangelientexte, nach Belieben und Zeitgeist auslegen kann man sie, und auf diesem Wege hat, weil der Mensch sich Götter nach seinem Ebenbilde zu machen pflegt, Wolfgang Kirchbach einen Jesu construiert, der — an keinen Gott und kein Jenseits glaubt. — Ich finde sie rührend, die Anstrengung der Atheisten, bei Jesu bleiben zu dürfen, seine Lehre von der Liebe und von der Wahrheit und von der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes anerkennen zu können um jeden Preis.

Jawohl, um jeden Preis! Auch um den der Entkleidung Jesu von der Göttlichkeit. Es offenbart sich in Kirchbachs Buch ein großes Verlangen nach ethischen Idealen, aber ich möchte nicht mit ihm gehen. Mein Herz ist eigennütziger, es will außer den ethischen Idealen, die stets im Interesse anderer sind,

auch etwas für sich, einen Gott, dem es vertrauen kann, eine bessere Welt, die es hoffen darf. — Dieses Leben, und wäre es auch ein gemeinsames Menschheitsleben, das hunderttausend Jahre dauert, wäre mir zu wenig, zu traurig, der Kämpfe und Philosophien nicht wert, die da immerwährend toben und sinnen. Wenn nichts anderes wäre, würde ich mich lieber heute, als morgen eines freiwilligen Endes begeben, als so oder ein wenig anders fortzuwursteln durch die Zeiten, wobei am Ende doch nichts herauskommt, als ein langsames Aussterben des ganzen Geschlechtes. Wegen dieses hoffnungslosen Fortwurstelns einer schon vorwegs dem Untergange bestimmten Thiergattung brauche ich wahrlich keinen Jesum! Und dieses sogenannte „All", ein Schall, der weder unser Hirn, noch unser Herz befriedigt, mir ist es zu wenig. Ich will mehr ich bin ein größerer Gier- und Gewaltmensch, als meine materialistischen Zeitgenossen zusammen — ich will ewig leben, ich will einen Heiland, der mir das vermittelt. Ich frage nicht nach Möglichkeit und sogenannter Wahrheit, mein Wille zur ewigen Seligkeit ist so gewaltig und selbstherrlich, so hochgemuth und schöpferisch, so göttlich, dass eben in diesem göttlichen Willen die Gewähr meiner Hoffnung liegt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, für mich hat dieses Wort einen unendlichen Sinn und so bin ich darüber weg und lasse andere faustisch grübeln. Das Faustische ist nur der unselige Theil des Menschen, ich wende mich dem seligen zu und liebe Religionen und Bücher, die es ebenso thun. Deshalb kann ich an dem Kirchbach'schen Werke, so gelehrt, geistvoll und wohlgemeint es ist, keine Freude haben.
R.

Die Stadt der Grazien. Griechisch, mit deutscher Übersetzung von Ludwig Mayr. (Graz. Paul Cieslar. 1897.)

Kaum jemals zuvor wird Graz so classisch schön besungen worden sein, als in diesem Gedichte, in welchem wir nicht allein die meisterhafte Form zu bewundern haben, sondern auch die begeisterte Liebe ehren müssen, die sich zur Hauptstadt Steiermarks ausspricht, nicht zu vergessen auch des liebenswürdigen Humors, in welchem die classische Schilderung moderner Zustände wirkt. Das Reinerträgnis des gehaltvollen Heftchens ist für „Maria-Grün" gewidmet.
M.

Ins neue Land. Tramatisches Symbol von Anton Renk. (Basel und Leipzig. 1897. G. L. Kattentid, St. Ludwig.)

Ein Narr. Novellette von Anton Renk. (Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Wie wär's, wenn ich dem Verfasser von „Ins neue Land" und „Ein Narr" einen unanfechtbaren literarischen Befähigungsschein ausstellen möchte? — Verdienen thäte er's, denn er ist ein echter, origineller Dichter, dessen Werke aus der Tiefe einer edlen Empfindung heraus stammen und die in ihrer Wirkung durchaus schön, einheitlich und künstlerisch tadellos sind. Ob er mit lebhafter dramatischer Wucht einen Faust-Columbus hinstellt, oder ob er sich in das Leben eines prächtigen Goldmenschen, wie Albert, mit der ganzen Wärme seines Dichterherzens versenkt: überall bekundet er ein reiches, hoheitsvolles Streben.
Moczan.

Büchereinlauf.

Im Verlage der Firma Georg Heinrich Meyer, Leipzig, sind erschienen:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Von Adolf Pichler. Zwei Bände.

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol von Adolf Pichler. Zwei Bände.

Severin. Eine Lebensgeschichte von Anna Gräfin Pongracz.

Isländische Dichter der Neuzeit. Von J. C. Poestion. Vollständig in fünf Lieferungen.

Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski.

„Der Himmel hängt voller Geigen." Jugendgeschichte eines Musikers von Rudolf Schmidt. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Johann Langfeldt.

Eremitagenidylle. Von Mathilda Malling.

Steirische Geschichten. Von Hans Grasberger.

Tiroler Alpenbilder. Von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. 1897.)

Das Dichtermonument. Tragikomische Dichtung von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. 1897.)

Die Geschichten der sechs Ehrenfesten. Nacherzählt von Ferdinand Neubürger. (Dessau. Paul Baumann. 1896.)

Der Bua. Volksdrama von Anna Croissant Rust. (Berlin. Schuster & Löffler.)

Röst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben von Adolf Holm. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Bunte Märchen. Von Hanna Schomacker. (Leipzig. Gustav Fock.)

Von nordischen Gestaden. Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen, Schwedischen übertragen von Dr. Karl Küchler. (Leipzig. Gustav Fock.)

Kennst du das Land? Volksthümliches aus Süditalien. Von Woldemar Kaden. (Leipzig. C. G. Naumann. 1896.)

Meine Gärten. Gedichte von Richard Schaukal. (Berlin. Schuster & Löffler.)

Deutschnationales Vereinswesen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß (Der Kampf um das Deutschthum. Zweites Heft). (München. J. F. Lehmann.

Der Niedergang deutscher und der Aufschwung fremder Seemacht. Von Bruno Weyer, Capitänlieutenant a. D. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Natur und Gesetz. Von F. Vetter. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1897.)

Thautropfen. Lieder und Gedichte von Friedrich Hermann Beyer. (Wien. Theodor Philipp. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten“.

„Nordd. Allg. Zeitung“, Berlin: Die oberbayerische und die steierische Mundart sind so überaus enge mit einander verwandt, als der Oberbayer und der Steirer überhaupt. Es ist ein Volksstamm. Daher ist es ganz natürlich, dass z. B. das Stieler'sche Gedicht „An Anfrog“ in Steiermark in steierischer Betonung gelesen wird, der Unterschied liegt fast nur in dieser, und dass das Gedicht in Steiermark überall dieselbe tiefe Wirkung erzielt, wie eine große Herzenssache des eigenen Volkes. Was es hierüber in Berlin zu raisonnieren gibt, verstehen wir nicht recht. Sie sollten dort unten an der Spree mit froh sein, dass es so ist!

L. P., Berlin: Sie wollen wissen, wie ich über Majestätsbeleidigungen denke? Ich meine, es gibt gar keine solchen. An große Menschen reichen die Beschimpfungen der Alltagsleute nicht empor.

M. Sp., Leipzig: Auch wenn jene Verirrung als Naturanlage nicht strafbar wäre, hielten wir es doch für eine große Gefahr, eine Krankheit zu sanctionieren, die gerade dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen und bei der gegenwärtig ohnehin abnehmenden Neigung zur Ehe sich verbreiten könnte. Übrigens haben über solche Fragen nur Ärzte zu entscheiden.

R. J., Hartberg: Dankend erhalten und hoffen gelegentlich noch manches bringen zu können. Gruß dem tapferen Herzen!

G. L., Graz: Jener verkappte Herr musste sich in ein südsteierisches Winkelblatt flüchten, um über die fleißige und selbstlose Arbeit von Ferdinand Krauß neuerdings die volle Jauche seiner Bosheit auszulassen. Er wird jedenfalls auch noch andere Ablagerungsstellen seiner Perfidie suchen, um das Werk eines leider touristischen Concurrenten zu discreditieren. Krauß' Werk hat nicht mehr und nicht weniger Fehler und Versehen, wie andere land- und volkbeschreibende Bücher desselben Umfanges auch. Wenn die „Südsteirische Post“ in derselben Auslassung sich auf einmal als Verehrerin deutscher Heldendichtung ausspielen muss, wird sie selbst nicht wissen, wie ihr geschieht. Dieses traurige Blättchen da unten lebt ja sonst nur von der Befehdung und Verhöhnung deutscher Dichtung und deutschen Geistes.

B. S., Wien: Großartig! Auch eines jener Naturgesetze, die ein Gelehrter der Natur gibt.

* Den Herren Buchverlegern ist in diesem Blatte wiederholt mitgetheilt worden, dass jedes eingelaufene Buch im „Heimgarten“ kurz angezeigt wird. Für ausführlichere Besprechungen können wir uns nicht verpflichten, außer wir haben uns ein Recensionsexemplar selbst erbeten. Sonst behalten wir uns freie Hand vor, und wer es auf das nicht ankommen lassen will, der möge uns seine Verlagswerke nicht schicken.

M. M., Wien: Roseggers neuester Roman „Erdsegen“ beginnt demnächst im „Heimgarten“ zu erscheinen.

M. M., Kaaden: Der Verfasser des „Jung Unnutz“ wohnt in Graz, Nibelungengasse 22.

K. B., Stuttgart: In jeder größeren Buchhandlung dürften Sie das für Sie Wissenswerte erfahren.

L. M., Wien: Über das „Arsenikessen in Steiermark“ finden Sie Nachrichten im „Heimgarten“, sechsten Jahrgang, Seite 285.

J. H., Neuberg: Der Ausdruck „Gotika“ scheint weit her zu sein und dürfte manchem Sprachkundigen zu denken geben. In der obersteierischen Mundart kommt er häufig vor und bedeutet dort soviel als etwa: sozusagen, gleichsam.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

12. Heft. September 1897. 21. Jahrg.

Das Bußjoch.

Eine wunderliche Geschichte von **Peter Rosegger.**

Wir waren gerade vom Standesamt gekommen. Mein Freund, der Volksschullehrer Hausmaning, hatte sich verlobt, und die eine Ecke des Heiratscontractes guckte munter aus der Brusttasche hervor. Fabelhaftes Glück! Die Braut war eine stattliche, reiche Bauerntochter, und das that insonderheit einem armen Schulmeister wohl, der schon in Gefahr gewesen, sein Leben an eine arme Putzmacherin zu verthun. — Das arme Dirndel war zwar nicht übel gewesen, aber ihr fehlte die Tugend, die heutzutage allein selig macht, das Geld. Die Riedelgartner-Tochter war sehr — tugendhaft. Doch als wir — ich war als Zeuge mit dabei — jetzt im Wirtshause bei einem kleinen Verlobungsmahle saßen, gab es schon Verdruss. Die Braut schob ihren Teller von sich und weinte. Die Mutter der Braut tranchierte heftig an dem Schweinsbraten herum und plötzlich rief sie grell aus: „Ich bedank' mich! Wenn's so bettelhaft hergeht, mag ich gar nicht dabei sein!“ Der Riedelgartner als Brautvater trank auf einen großen Zug den Mostkrug leer, setzte ihn scharf auf den Tisch hin und sprach unter heiserem Lachen: „Mir kann's recht sein. Bleibt das Geld im Sack.“

Der Bräutigam hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, keine große Hochzeit, wie sie in der Bauernschaft Brauch und Sitte ist, zu halten, sondern im Kreise der nächsten Verwandten ein kleineres, aber feines Mahl ohne viel Ceremonien zu geben. Ich weiß es nicht sicher, ob mein Freund aus Bescheidenheit auf ein großes Hochzeitsfest verzichtete, es kann auch sein, dass er vor seinen städtischen Verwandten nicht gerne mit der ausgedehnten und sehr mannigfaltigen bäuerlichen Sippe prunken mochte.

Als nach den obigen Ausrufen ein banges Schweigen eingetreten war, wobei nur die Messer und Gabeln klapperten, hätte mein junger Schullehrer sehr bequem Zeit gehabt, seinen ausgesprochenen Wunsch zu widerrufen, er that's aber nicht, sondern zog es vor, sich durch Speise und Trank für künftige Ereignisse zu stärken.

Auch die dicke Riedelgartnerin, die Brautmutter, hatte sich beruhigt, begann aber von ihrer eigenen Hochzeit zu erzählen, wie das noch eine andere Zeit war, vor sechsunddreißig Jahren. „Nicht weniger als hundertfünfzig Hochzeitsgäste, sechs Musikanten, zwölf Pfund Pulver! Fünf paar Kranzeldirnen und Junggesellen! Drei Mahlzeiten zu je sieben Gängen! Bettelhaft war's nicht zugegangen, dazumal! Wo die armen Dinger (sie meinte die Brautleute) eh nur einen einzigen Ehrentag haben, ihr Lebtag!"

Die Braut verdeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brüllte laut auf vor Schmerz darüber, dass ihr der schönste Lebenstag sollte verdorben werden. Wo sie den feinen Herrn Lehrer als ihren Mann hätte aufführen können, den neidischen Jugendgesellinnen, unter Pfeifen und Geigen! Wo unter Pöllerknall die Hochzeitsreden wären gehalten worden an die ehrsame, engelsschöne Jungfer Braut! — Wozu ein Mädel nur heiratet, wenn all die guten alten Bräuche und Ehren und Hochzeitsgaben abkommen! — Am besten wahrhaftig, wenn man schon gestorben wäre! Meiner Seel', das Begrabenwerden macht schon bald mehr Aufsehen und Lustbarkeit als das Heiraten. . . .

Der Bräutigam suchte zu beruhigen und, obwohl ich ihm ein- ums anderemal unter dem Tisch auf die Zehen trat, doch um Gotteswillen nicht gleich das erstemal nachzugeben, begann er sachte einzulenken. Hielt er es doch für die Aufgabe eines heiratenden jungen Mannes, sein Weib glücklich zu machen. Und wenn eine schon einmal so ist, dass sie weniger des Bräutigams, als einer schönen Hochzeit wegen heiratet, nun so darf man ihrem Glücke nicht im Wege sein, besonders wenn sie so tugendhaft ist, wie die Lucia mit ihrem Heiratsgut von sechstausend Gulden! Der Schullehrer wollte also schon — — horch!

Aus dem Hofe herauf zum Fenster herein kam ein weicher Klang. Da unten stand eine merkwürdige Gestalt und blies auf der Flöte eine gar wehmüthige Melodie.

„Das ist der alte Joch-Jackel!“ rief ich aus.

„Geh', plausch' nit!“ sagte die Brautmutter, „der Joch-Jackel wird's sein! Der schon seit Jahr und Tag im Grab liegt!“

„So schauet doch hinab! Er ist es. Mit seiner Kutte, mit seinem Halsjoch — der Joch-Jackel, kein anderer!“

Ein Mensch, der aus dem Grabe aufsteht, um dem verlobten Paare ein Ständchen zu bringen! — Da hob sich denn doch auch der Bräutigam von seinem Sitze. Der war noch nicht lange im Orte und wusste nichts von dem Joch-Jackel.

„Das ist ein Sonderling“, belehrte ich ihn kurz. „Das Betteln ist ihm zu lumpig, da geht er als lustiger Spielmann um, pfeift vor den Hausthüren seinen Hunger aus, und wer sich mit ihm einläßt, dem weiß er allerhand Mären und Schalkereien zu sagen — das trägt etwas für den Durst, denn Spielleute, du weißt es ja. Bei Hochzeiten stellt er sich besonders gern ein, und je reicher und angesehener das Brautpaar ist, desto trauriger ist sein Blasen. Bei armen Leuten weiß er lustige Stücklein. — Vor Zeiten ist der Jackel selbst ein reicher Bauer gewesen. Jedoch unglücklich verheiratet. Den Sack voll Thaler, aber die Wangen voll Kratzer, anders hat man ihn nicht herumgehen sehen. Und am großen Hofe kein Mitrecht als die Sorgen. Im Steuerbüchel der erste, im Hause der letzte. Zeitweise soll er im Hundskobel genächtigt haben, weil seine Eheliebste vor ihm das Hausthor verriegelt hatte. Sie war älter als er, und darauf hatte er die Rechnung gestellt, als er sein Jungdirndel verließ und den großen Bauernhof heiratete. Nach vielen Jahren endlich konnte er sie auf den Kirchhof tragen lassen, aber nun war auch er alt, unbegehrt und zu nichts mehr nutz, als den verkommenen Hof an die Gläubiger abzutreten und sich auf lustige Spielmannschaft zu verlegen. Auf der traurigen Flöte blies er manchmal die übermüthigsten Walzer und Juchezer — das kann kein anderer, das kann nur der Jackel. Er lebte auf; sein Lebtag, sagte er gern, sei es ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Musikanten vor den Thüren der schönen Bäuerinnen. In einem alten, talarartigen Rock gieng er umher. Das that er, um in Demuth den inneren Menschen zu verbergen. Der Zustand seines Beinkleides und Hemdes war ihm allein bekannt. Am Halse trug er ein Holzjoch. Das war ein Gelöbnis. Als einst sein Weib auf den Tod krank lag, hatte er das Gelübde gethan, wenn's einen guten Ausgang nehme, sein Lebtag lang zu Buß' und Dank ein Holzjoch zu tragen um den Hals. So ward er der Joch-Jackel genannt. Er bettelte mit der Flöte in der Gegend herum und flötete manchmal auch hinüber in die Nachbarthäler. Bisweilen vergiengen Wochen und Monate, ohne dass der wunderliche Alte gesehen wurde, es war auch blutwenig Nachfrage nach ihm — und endlich hieß es, er sei gestorben.

Mein Schulmeister nahm an dieser flüchtigen Erzählung wärmeren Antheil, als es sich für einen Bräutigam schickt, für den es im Himmel und auf Erden nichts gibt und geben darf, als die Eine — die Schönste, die Liebste, die Beste, die Braut. Er winkte gleich am Fenster, der Alte möge heraufkommen. Als der Spielmann zur Thür hereinhuschte, drehte sich das Joch, mit dem er an den Thürpfosten stieß, wie eine Spule. Das Ding war aus vier armlangen Holzbalken zusammengenagelt, so dass es einen spießigen Kranz bildete um den dünnen Hals. Lautlos hastete er gegen den Tisch her; seine Füße, soweit man sie unter der verschwiegenen Kutte sah, waren in Lappen aus Pferdekotzen gewickelt. „Gelt!“ rief er mit seinem hellen, dünnen Stimmlein dem Bräutigam zu, „gelt, eine solche Halskrause hast du noch nit oft gesehen? Ist aber noch lang nit das härteste Joch. Die aus Fleisch und Blut, sollt' man meinen, wären leichter und weicher. Wer's glaubt, wird selig.“

„Ich will dir für den Winter ein paar Schuhe geben, Jackel“, sagte der Brautvater.

„Vergelt's Gott, Riedelgartner, du Braver, du Großmächtiger! Hast ihrer keine, die so lind und warm wären, wie die da.“ Dann zog er feierlich seinen breiten Schlapphut vom weißen Köpflein, setzte sich fast flink an den Tisch, fasste den erstbesten Krug am Henkel, schob sich das Joch zurecht und trank.

„Aber, Jackel!“ rief ihn die Großbäuerin an, „jetzt haben wir alleweil gemeint, du wärest schon gestorben!“

„War's auch, war's auch“, antwortete der Alte und hielt ihr den leeren Krug unter die Augen: „Da drin ist's finster.“

Der Bräutigam goss das Gefäss wieder voll, und nach dem zweiten Trunk wurde es auf dem fahlen, kaum faustgroßen Runzelgesichtlein des Spielmanns ganz feierlich, wie es sich schickt für einen, der aus der Ewigkeit zurückkommt zu den Menschenkindern.

„Was ist's denn mit dir?“ fragte die Bäuerin.

„Neugieriges Weibsbild!“ brummte der Alte, dann trank er noch einmal, schob das Joch um, dass es tanzte auf den Schultern. „Wie ich gestorben bin, willst du wissen? Soweit christlich. Nachher haben sie mich auf die lange Bank gelegt. Kennst sie, die lange Bank? Gut liegen ist's drauf. Die Leut' zünden das Licht an, stellen das Weihwasserschüsserl mit dem Sprengzweigel dazu und suchen meine Hosensäckeln aus. Teuxl, denk' ich mir, das scheint ernst zu sein — bist gestorben. Der Todtengräber macht schon das Loch auf in die andere Welt hinüber — neben meiner Alten ihrem Grab. Da hat's mich einmal geschaudert.“

„Aber, Jackel!“ unterbrach ihn jetzt die Braut, „so trink und nachher derzähl lieber was Lustiges. Traurig's hat eins eh genug auf der Welt!“ Der Stich galt dem Schulmeister mit seiner Hochzeit ohne Musik.

„Lass nur Zeit", sagte der Alte, „Jungfer Braut, es kommt schon auch lustiger."

„Spann' dich doch einmal aus, Jackel", sagte ich und wollte ihm sein Joch über den Kopf ziehen. Er hielt es mit beiden Händen fest: „Das ist mein Schutz und Schirm. — Wie oft hab' ich schon getrunken, Leut'?" fragte er plötzlich.

„Nur zu, Jackel, ist dir wohlvergunnt."

„Das erste? Na, dann hat's noch keine Noth. Erst beim dritten lüg' ich die Leut' an."

Ein echter Spielmannszug aus dem Kruge, und dann fuhr er fort: „Meiner Seel', jetzt hätt' ich bald auf meine Seel' vergessen. Die hat schon geglaubt, sie ist ein Engel und fliegt durch das schwarze Loch hinaus gegen Himmel zu. — Oho, Jackel! schreit einer und steht ein fuchsteufelswilder Kerl da. Mit dem Himmel wär's nichts. Ich sollt' nur ein bissel nachdenken. In alten Zeiten! Jungerheit! Ob mir kein feines Dirndl thät' einfallen, ein Dirndl mit krausem Haar, zu dem gern ein junger kecker Bursch gekommen ist in den Samstagnächten. Und ihm das Heiraten versprochen. Herr Jesses, denk' ich, das ist die Nähterin. Die gute, liebe Kundel, die ich nachher verlassen hab', weil sie blutarm ist gewest. Dieweil ich mit meiner reichen Braut bei der Hochzeit hab' gejuchezt und getanzt, ist sie in der kalten Nacht draußen beim Lindenbaum gelehnt und hat geweint. Und ist bald darauf sterben gegangen. — Herrgott, wenn das noch auf der Tafel steht, wird's freilich nichts sein mit dem Himmel. — Jetzt denkt euch, Leut', ist mir auf einmal weniger um den Himmel gewest, als um die Kundel. Und hat's schreckbar heiß in mir gerufen: Du arme Kundel! Du liebestes Dirndl! Wenn ich nur bei ihr kunnt' sein! — Soll ich dich führen zu ihr! fragt der Schattenmann. 's ist halt eine unangenehme Ortschaft, wo sie wohnt. Ist alles eins, sag' ich, führ' mich zu ihr. Sie ist in der Höll', sagt er. Hol's der Teufel, sag' ich, mit deinem langweiligen Herumreden, zu der Kundel führ' mich! — Nachher sind wir abgefahren. Durch eine dunkle Felsenschlucht hinab, in der Tiefe hat man bald den Feuerschein gesehen. Und wie wir ganz hineinkommen — na, gute Nacht! Ein Feuerofen, so groß, dass man den Untersberg hätt' hineinstellen können. Ist aber schon ein anderer Berg drin gewesen, ein lebendiger, mit hunderttausend zuckenden Händen und Füßen, Rümpfen und Köpfen, die kläglich gewinselt haben vor lauter Feuersbrand. Das ist die erste Höll', sagt mein finsterer Mann zu mir, da kochen und braten lauter junge Liebesleut', die einander verführt haben und nachher untreu geworden sind. Die Kundel kann nit da sein! schrei ich auf, untreu ist sie mir nit geworden. Ich bin ihr untreu geworden. — Sie ist auch nicht da, sagt er, und du musst tiefer hinab. Nachher sind wir in die zweite Höll' gekommen, das ist's mauerfinster

und schon von weitem hört man ein Geklapper, als ob tausend Mühlen thäten gehen. Was ist denn das? frage ich und überkommt mich ein Schüttelfrost wie beim Nervenfieber. Das ist das Zähneklappern der Eheleute, die aus Habsucht und Eitelkeit geheiratet haben, sich spinnefeind geworden sind, sich gepeinigt haben bis aufs Blut und doch nicht auseinandergegangen sind. In dieser kalten Finsternis müssen sie ewig heulen und zähneklappern und sich zerfleischen. — So heiß die Liebesleuthöll' ist gewest, so kalt ist die Eheleuthöll'. Das Herzblut hat mir gestockt und unbeschreiblich angst ist mir geworden, als sollt' jeden Augenblick die eiskalte Hand meiner Alten auf mich hergreifen und mich hineinzerren in die Finsternis zu dem ewigen Klappern. — Von rechtswegen wärest du hier zuständig, sagt mein Führer, aber wenn du deinen Schatz sehen willst, so musst du noch tiefer. — Oh mein Gott! ruf' ich aus, noch tiefer! Was hat denn das arme Mädel angestellt, dass es in die unterste Hölle verstoßen ist worden? — Darauf sagt mein Schattenmann: O Mensch! Freilich ist's die größte aller Höllenpeinen, die ein betrogenes Kind muss leiden, wenn der Liebste ihr unhold geworden mit einer andern!"

„Trink', Jackel!" unterbrach der Großbauer fast gerührt und weichmüthig den Erzähler. „Du bist ja ganz aufgeschreckt. Thu' dich laben."

Der Alte hielt zwei Enden der Jochbalken in seinen dürren, zitternden Händen, als wollte er sich daran festklammern, und sagte ganz heiser: „Narr, jetzt lustet's mich nach keinem Trinken. — Jetzt kommen wir hinab in die dritte Höll'. Da ist in dem Felsen ein enges Pförtlein und mein Führer pocht mit seiner Knochenhand. Hör' ich drinnen eine liebe Stimm': Bist du's, Jakob? — Geht das Thürlein auf und sitzt sie drin gar heimlich im sonnenlichten Stübel beim Nähtisch, und sind zwei schneeweiße Betten mit rosenrothen Kissen. Die Kundel. Mit ihrem guten Gesichtel schaut sie mir entgegen und sagt in stiller Freude: Endlich bist da. Ich hab' ja gewusst, dass du meiner nit wirst vergessen, dass du mich wirst suchen durch Graus und Pein, und dass du wirst kommen. Ich hab's ja gewusst und auf dich gewartet. Schau, mein lieber Knab', ich hab' derweil das Hochzeitkleid genäht, hab' alles bereitet, wenn du kommst, dass es dir gut soll sein bei mir. So komm, mein lieber Mann, komm doch herein! — Und jetzt, wie ich auf die süße Red' hinein will in das trautsame Stübel zu ihr, da geht's nit. Am engen Pförtlein spießt sich mein Halsjoch und ich — — mein Gott, mein Gott! ich kann nit zu ihr. . . ."

Und wie der Alte das erzählt, da gröhlt er auf und rüttelt an seinem Jochbalken, als wollte er ihn sich vom Halse reißen. Dann ward er ruhig und schluchzte still vor sich hin, und plötzlich rief er wieder aus: „Ist das liebeste Kammerlein gewesen und ich kann nit zu ihr!"

Jetzt hob der Bräutigam ihm den Krug entgegen: „Stärket Euch, armer Mann, und dann erzählt nur endlich auch etwas anderes. Ihr solltet ja so viel wissen.“

In den alten grauen Augen noch die Tropfen, so lachte er nun hell auf, mir gieng es hart ins Herz, dieses Lachen. Aber er wurde fast heiter, that einen herzhaften Zug, und noch einen, hob den feuchten Krug in die Luft, und mit schalkhaftem Augenzwinkern fragte er: „Ist's der dritte? Wenn's der dritte ist, nachher kommt der Himmel. Na also. — Gesehen hast sie, sagt der Schattenmann, und jetzt vorwärts! Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer! muss ich noch tiefer hinab? — Lass gut sein, sagt er, es geht bergwärts. Wirst dich wundern, sagt er, dass dir das Loch noch offen ist hinaus, aus der Höll'. Verdient hättest es zwar nit. Aber dein Bußjoch! — Ihr Leut', das Jöchel da hat mich gerettet. — Drauf hat er mich allein gelassen und ich bin auf dem Himmelssteig. Leicht ist er nit zu finden, im Wolkennebel, der Weg. Immereinmal bin ich seitlings gekommen, auf der breiten Straßen thalab. Da nit, denk' ich bei mir selber, das gieng' wieder gefehlt, musst dich mehr rechterhand halten. So bin ich endlich oben und steh' vor der Himmelsthür. Der heilige Sanct Peter kennt mich gut, noch von meiner Apostelwallfahrt her, wo ich ihm eine Pfundkerze geopfert hab'. — Bist da, Jakob, sagt er, ist schon alles hergerichtet für dich, drin im Himmel, du hast ihn wohl verdient, bei meiner Seel'. Sakerment! sag' ich, mich gefreut's, dass ich im Himmel bin! — Ja, sagt er, neben dem Ofen sitzt eine gute Bekannte, die wartet schon auf dich. Will doch lieber mein Joch wieder umnehmen, sag' ich und greif' darnach. Geh', lass es sein, sagt der Petrus, das Ding brauchst jetzt nimmer, hat dich eh schon ganz wund gerieben auf den Achseln. — Du redest da von einer guten Bekannten? sag' ich und will mir der Athem stehen bleiben vor lauter Angst. — Sagt er: Sei getrost, Jakob, es ist alles gut, euere Sessel stehen da drinnen im Himmel nah' beinander. Dein liebes Eheweib! — Lang kann ich mich nit derfangen vor Schrecken. Endlich sag' ich: Petrus, du sprichst von einem Eheweib. Du wirst mich verkennen, ich hab' da heroben kein Eheweib! — Du bist ja der Joch-Jackel, sagt er, der einmal Großbauer ist gewesen. Du hast wohl eines heroben, ein besseres Hälftel. Macht dabei ein so pfiffiges Gesicht, dass ich schon hätt' mögen aus der Haut fahren, wenn ich in einer dringesteckt wär'. Ich derfang' mich und sag' ganz ruhig: Ein Irrthum oder derlogen. — Jetzt wird er scharf und sagt, ich sollt' mich hüten! Aber mein Gott, schrei ich auf, die Alte! Die alte Raffel mit den gespitzten Fingernägeln! Nit möglich, dass die im Himmel ist! — Ja, mein Lieber! sagt der Thorwartl, sie selber möcht' es schwerlich dermacht haben. Aber deine guten Werke, die du für dein verstorbenes Weib verrichtet hast! Dass du's nur weißt,

Jakob, dein Bußjoch hat sie erlöst. — Wie? Was? begehr' ich auf, mein Bußjoch? Das Holzjoch da, das ich getragen hab' viel Jahr und Tag in aller Demuth und Geduld? Aber um Gotteswillen, das ist ja ganz anders vermeint gewest! Wie sie auf dem Tod krank ist gelegen, da hab' ich mir's angelobt: Mein Lebtag lang ein Halsjoch will ich tragen, wenn es gut ausgeht. Gut ausgegangen ist's, und am selbigen Tag, wie wir sie in die Erde haben hinabgethan, und das Loch zu und einen großmächtigen Stein drauf, da bin ich in die Holzhütten und hab' mir aus Birkenästen das Joch gezimmert und hab' den Kopf hineingesteckt und hab's um den Hals getragen aus Freud und Dankbarkeit, dass ich erlöst bin. — Und jetzt! Jetzt schaut's aus, als ob ich just deswegen, just weil ich das Bußjoch so lang und so geduldig hab' getragen, wieder zu ihr sollt' müssen! Der kalte Schweiß steht mir schon auf meiner armen Seel'. Nein, Petrus, ruf' ich, du liebester Patron, jetzt mag ich nit hinein in deinen Himmel, soviel von seiner Glückseligkeit auch gesagt wird! Da geh' ich lieber wieder zurück in meinen alten Leib. — Der heilige Sanct Peter zuckt seine Achseln und sagt: Ich kann dir nit rathen und kann dir nit abreden. Wenn du aber wirklich zurückwillst, so musst gleich gehen, eh sie dir deinen Knochenschragen ins Loch stecken. — Darauf ich wieder mein Jöcherl um den Hals und eilends davon. — Arg derschrocken sollen die Leut sein über den Greuel, wie mein Leichnam mit dem Fuß anhebt zu zucken, wie er die Arme rührt, den Ellbogen krumm biegt und sich langsam aufsetzt — da rühr' ich den Mund und ruf: „Schreckt's euch nit, liebe Leut'. Das ist noch gar nichts. Der größte Greuel ist da oben . . ."

So hat er erzählt, mein Hans Sachs in der Bauernjoppe, hat wieder sein Joch umgeschoben, dass es tanzte auf den Achseln und hat den Krug geleert.

„Das ist der dritte, gelt?" bemerkte jetzt der Brautvater. „Man hat's wohl gemerkt. Fabelhans, du!"

Darauf hat der Alte auf seinem faustgroßen Gesichtlein allerhand Zeichen spielen lassen, als wollte er sagen: „Jeder hat's, wie er's nimmt."

Die Weibsleut' waren etwas missmuthig und meinten, der Jackel gehe gewiss hinüber ins Oberthal, wenn er nicht in den Regen kommen wolle, so müsse er gleich gehen, es werde ganz düster. Der Alte erhob sich in seiner dürren Eckigkeit, zog über den Bauch die Kutte zusammen und sagte ganz leise: „Der vertrackt' Mantel da wird alleweil weiter!" Die Bauersleute wollten es nicht verstehen, der Schullehrer aber nahm von den Tellern Brot und Braten, wickelte die Sachen in einen schönen Papierbogen und schob sie dem davontorkelnden Joch-Jackel in den Sack.

„Jesses, Schulmeister, was treibst du denn!" fuhr der Brautvater auf, „Schaden hast gethan! Im Papier hast dich vergriffen! Der Heirats-

contract! Den uns der Notar heut' aufgesetzt hat! In den Heirats-contract hast du das Schweinerne gewickelt!"

„So!!" sagte der Bräutigam, noch verwundert that der Schelm. „In den Contract? Ah, das ist fatal! Zum Glück ist er noch nicht unterschrieben gewesen . . . . ."

Seine Zerstreutheit stammte von der Erzählung des alten Fabelhansen. — Die reiche böse Bäuerin, die dem guten Jakob sogar den Himmel verleidet! Und die arme verlassene Nähterin mit dem treuen Herzen und mit dem heißen Leide drin, das so groß, so unbeschreiblich groß ist, wie die Pein in der Hölle! Das stimmt auch bei anderen.

Der dicke Riedelgartner lud ein, sich um den Tisch wieder gemüthlich zu machen und die bevorstehende Hochzeitsfeierlichkeit des weiteren zu besprechen. Der Schullehrer jedoch setzte sich nicht mehr hin, sondern stellte sich in aller Artigkeit vor die Braut und ihre Mutter und sprach: „Schon wegen der Hochzeit, wie sie mir recht gewesen wäre, hat die Jungfer bitterlich geweint. Wie unglücklich müsst' sie erst sein in einer Ehe, wie sie mir recht wäre! Unglücklich machen will ich die Jungfer nicht. Ich für mein Theil will kein Bußjoch tragen, sei es von Birkenholz oder Menschenbein. Die Jungfer wird's wohl auch so meinen. Behüt' Gott!"

Und gieng noch am selbigen Tag zur armen Putzmacherin, die seine erste Liebe gewesen war und nun — allem Anscheine nach — auch seine letzte sein wird.

Die Schwestern.

Charakterskizze von **M. Stona.**

Thildchen ist immer tadellos gewesen. Was nicht außerhalb ihres Fassungsvermögens lag, das beherrschte sie mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Sie war groß in ihrer Art — aber die Art war klein.

Ihr eigentliches Feld blieb die Häuslichkeit. Sie erschien stets nett gekleidet, „wie aus dem Schachterl", allerdings aus einem sehr einfachen Schachterl. Geld gab es nicht viel. Der Gehalt des Vaters reichte gerade zu den Lebensmitteln aus und zur Kleidung für ihn und seine Söhne. Die Töchter halfen sich durch, wie es gieng.

Doch Thildchen wusste stets durch eine gestickte Schürze oder ein Bändchen den äußern Schauplatz lieblich zu verzieren. In ihren Sachen hielt sie eine musterhafte Ordnung. Sie betrachtete die kleine Welt, die sie kannte, nur von dem Standpunkt, ob sie „ordentlich" sei oder nicht.

An Spielen, die für ihre Schwester Marianne und mich die höchste Seligkeit bedeuteten, fand sie keine Freude. Sie schienen ihr nutzlos, daher wurde sie von uns mit einer gewissen Scheu betrachtet, obgleich sie bedeutend jünger war als wir; sie flößte uns Respect ein.

Marianne tanzte für ihr Leben gern. Als sie erwachsen war, führten ihre Eltern sie alljährlich zu einem „Kränzchen". Während sie ihre Toilette herrichtete, die aus einem uralten Spitzengrundkleid bestand, das gewaschen und geglättet stets wie neu aussah, dachte sich Thildchen ihr Theil. Ernsthaft gieng sie den häuslichen Beschäftigungen nach, die sich von den Schultern der Mutter unversehens auf ihre eigenen gelegt hatten.

Als einer ihrer Brüder eine Verwalterstelle auf einem weltentlegenen Meierhof erhielt, war es Thildchen und keine andere, die er ausersah, ihm die Wirtschaft zu führen. Und Thildchen, kaum fünfzehn Jahre alt, nahm es auf sich wie alles, schweigsam und geduldig. Keine Hausfrau hat je gewissenhafter ihr eigenes Anwesen verwaltet, als Thildchen das Pfund, das der Bruder ihr anvertraute. Auf Meilen in der Runde schickte niemand so früh im Lenze junge Hühnchen auf den Markt wie sie, niemand so köstliches Gemüse. Sie verkaufte alles, was sich verkaufen ließ. Dafür schenkte ihr der Bruder außer seiner Liebe stets zu Weihnachten den Stoff zu einem Kleide, das sie sich natürlich selbst nähte.

Nach sechs Jahren führte der Verwalter eine junge Frau in das sorgfältig eingerichtete Heim, und Thilde kehrte zu ihren Eltern zurück. Ihre schönste Mädchenzeit hatte sie dem Bruder ohne Murren zum Opfer gebracht. Alle Welt bewunderte sie. Sie war der Liebling und der Stolz ihrer Familie.

Die beiden Schwestern wohnten nun zusammen. Marianne war ein seelengutes Geschöpf, aber lange nicht so correct wie die Schwester. Sie lachte gern, sie schwatzte gern, und von den vierundzwanzig Stunden des Tages benutzte sie nicht sechzehn zur Arbeit wie Thildchen, sondern vertrödelte mindestens zwei davon, indem sie bald aus dem Fenster sah, bald hierhin, bald dorthin gieng, bald träumerisch sich versann. Sie gönnte sich sogar den Luxus, sich zu verlieben .... Ein junger Fabriksbeamter hatte es ihr angethan, der oft mit ihr scherzte und lachte. Eines Tages erklärte er sich den Eltern und — bat um die Hand Thildchens.

Thildchen willigte ein. Warum hätte sie nein sagen sollen? Es ist ja schließlich die Bestimmung des Weibes, seine eigenen Hühnchen zu ziehen. Ob sie sich glücklich fühlte? Niemand wusste es. Ahnte doch nicht einmal einer, dass Marianne unglücklich war. Thildchen selbst hatte so sinnbefangen in ihrem kleinen Gedankenkreis gelebt, dass sie die Leidenschaft Mariannens gar nicht bemerkt hatte.

Es kamen traurige Zeiten. Der Bräutigam ward schwer krank und verlor seine Stellung. Dazu wurde er von einem Schwindler, der sein Vertrauen missbraucht hatte, um seine ganzen Ersparnisse betrogen. Es war eine thränenreiche Zeit — für Marianne. Über den Schmerz um Wilhelms Missgeschick und die Sorge um das Glück der Schwester vergaß sie das eigene Herzleid. Sie trat fortan in den Hintergrund, in den sie von ihrer Familie längst gestellt worden war. Die Liebe zur Schwester hatte die Liebe zum Manne besiegt.

Thildchen weinte nicht, als Schlag auf Schlag über ihren Verlobten hereinbrach. Sie trug es, und jeder pries ihre Standhaftigkeit. Der Lohn blieb nicht aus. Wilhelm genas, erhielt eine vortreffliche Anstellung und bestimmte den Hochzeitstag.

Nun traten seine liebenden Verwandten, die in den Zeiten der Bedrängnis sich ängstlich ferngehalten hatten, wieder in den Vordergrund. Es regnete Briefe von allen Seiten. Natürlich stand nur Wilhelm unter diesem Platzregen. Man ermahnte ihn, sich den „Schritt“ nur ja recht gut zu überlegen, seine Braut sei doch ein ganz armes Mädchen, er könnte nun andere Ansprüche machen u. s. w.

Wilhelm aber führte statt jeder Antwort Thildchen zum Alter und niemand hatte darüber eine ehrlichere Freude als Marianne.

Die junge Braut sah in ihrem weißen Kaschmirkleide mit den Myrtenranken geschmückt so hold und lieblich aus wie ein Traumgesicht. Als am Abend nach der Trauung die kleine Hochzeitsgesellschaft in der guten Stube saß und eine Cousine neckend zu der bräutlichen jungen Frau sagte: „Aber Thildchen, Thildchen! Ich habe noch nie gesehen, dass du Wilhelm einen Kuss gegeben hättest!“ da schmiegte Thilde ihr Köpfchen mit anmuthigem Reiz, wie verschämt an die Schulter der Fragerin und in dieser Bewegung lag das Höchste, das sie je an Zärtlichkeit verrieth. Marianne sah die Schwester überglücklich an. Dieser Tag war der schönste in ihrem Leben.

Wilhelm und Mathilde führten eine musterhafte Ehe. Marianne wusste sich nichts Lieberes auf der Welt, als das junge Paar besuchen zu dürfen. Ihr Leben würde sie hingegeben haben, wenn sie damit Thildchen noch einige Dornen aus dem Wege hätte räumen können, und ihr größter Schmerz blieb es, dass sie nicht Tante ward! Thildchen trug es. Sie lebte correct wie immer. Nur selten besuchte sie mit Wilhelm ihre Eltern; die weite Reise kostete zu viel Geld.

Wieder einmal war es Winter geworden. Die Influenza gieng durch das Land. Auch Mariannens Mutter wurde von ihr heimgesucht; sie war immer schwächlich gewesen, und nun schien es, als ob ihr Lebenslicht erlöschen wollte. Der Vater war schon lange bettlägerig, doch

das hatte Marianne der Schwester verschwiegen, um ihr die Dornen zu ersparen. Nun gieng sie verzweifelt von einem Krankenbett zum anderen. Noch schonte sie Thildchen. Als aber die Mutter ihre Sehnsucht aussprach, die entfernte Tochter noch einmal an ihr Herz zu schließen, da blieb Marianne nichts übrig, als der Schwester zu telegraphieren: „Komm, die Mutter ist krank und schwach." Mit dem nächsten Zuge reist sie ab, und morgen abends ist sie hier, sagte sie sich mit Schmerz und Freude.

Doch statt Thilde kam eine Depesche:

„Ist Mutter sehr schwach?"

„Es geht schlecht", antwortete Marianne. „Ich bitte dich, komm."

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte nun Wilhelm.

Jetzt riss dem Vater die Geduld. „Wir erwarten Mathilde morgen", erwiderte er diesmal selbst.

Und Thilde kam.

Jubelnd schlossen alle sie ans Herz. Die Mutter besonders freute sich so sehr, das geliebte Kind wiederzusehen, dass sie beinahe zu sterben vergessen hätte. Doch bald erinnerte sie sich wieder daran und versank in den alten Zustand hilflosen Leidens.

Es war selbstverständlich, dass Marianne sie pflegte. Thildchen zog indessen ein paar rothe Strümpfe hervor, die sie für alle Fälle mitgebracht hatte, und begann sie anzustricken. Es war auch die Cousine gekommen, „zur Aushilfe", wie sie es nannte. Selbstverständlich that sie gar nichts; sie saß zumeist bei Thildchen und erzählte ihr allerlei Geschichten aus ihrem Leben.

Eines Abends hörte ich, dass es der alten Frau sehr schlecht gehe und eilte in ihre Wohnung.

Im ersten Zimmer saß an dem viereckigen Esstisch beim Schein einer Petroleumlampe der Vater, theilnahmslos vor sich hinblickend, links von ihm Thildchen mit dem rothen Strickstrumpf (sie war bei der Ferse), neben ihr die zu Hilfe gekommene Cousine. Sie erzählte eben eine heitere Geschichte und lachte; Thildchens ruhige Züge verriethen keine Bewegung.

Die Jahre waren an ihr spurlos vorübergegangen. Sie zeigte dasselbe liebe Kindergesicht mit den runden schwarzen Augen, die strenge Stirn, das kleine Näschen. Und aus dem Schachterl wie immer! Ein nettes, einfaches Kleid, ein blaues Band um den Hals geschlungen.

Die beiden Frauen begrüßten mich; dann nahm Thildchen den unterbrochenen Strumpf wieder auf, die Cousine aber nicht die unterbrochene Geschichte.

„Es geht schlecht, sehr schlecht", erwiderte Thilde auf meine Frage, ohne aufzublicken.

Im Nebenzimmer begann die Kranke zu husten. Es war ein heiserer, röchelnder Todeshusten, so schwach, als käme er aus einer Kinderbrust; so schmerzhaft, als zerrisse er eine Seele in tausend Wunden.

Man hörte Marianne sich um die Mutter bemühen. Der schreckliche Anfall wollte nicht enden. Immer schwächer, aber auch immer qualvoller klang der Husten herüber.

„So geht es den ganzen Tag“, sagte Thildchen und bewegte gleichmäßig die Nadeln.

Endlich ward es dort drinnen ruhig, da taumelte Marianne aus dem Dunkel heraus. Sie drückte mir die Hand und sank auf einen Stuhl.

Wie sah die aus! Wie verwahrlost war sie! Kein Band, keine Broche, dafür dicke, rothgeschwollene Augenlider. Sie sagte nichts. Sie presste nur die Hände vor das Gesicht, und durch die braunen Finger tropften die Thränen.

Wieder hustete die Mutter. Diesmal schlich die Cousine zu ihr. Marianne ließ die Hand sinken und horchte athemlos hinüber. Es war kein Anfall, nur ein leises, wimmerndes Stöhnen. Thildchen strickte. Vor ihr lag ein Couvert mit Wilhelms Schrift. Er hatte ihr geschrieben; er schrieb täglich. Es war seine Pflicht zu schreiben. Wer hatte je ein so musterhaftes Weibchen wie er?

Jetzt regte sich der Vater. Er unterbrach das Schweigen. „Jung sterben, jung sterben, das ist ein Glück!“ stöhnte er, „nur nicht das Siechthum des Alters erleben!“ Und sein weißer Kopf sank auf die gefalteten Hände, die auf der Tischplatte ruhten.

Einige bange, stille Minuten. Ich erhob mich, drückte Thildchen die Rechte, indes ihre Linke den Strumpf hielt, und verließ das Zimmer. Marianne begleitete mich. Wir sprachen kein Wort. Im Vorhaus, da sank sie gegen die weißgetünchte Wand, als müsse sie vergehen vor Schmerz. Arme Marianne! hätt' ich laut hinausschreien mögen, das kommt davon, wenn man ein Herz hat, ein blutendes, zuckendes Herz . . . Wärst du so musterhaft, so kalt wie die Schwester, du stricktest Strümpfe.

Um Mitternacht starb die Kranke. Marianne weilte an ihrem Bett; sie drückte in die welke Hand die Todtenkerze, die dem Sterbenden hinüberleuchtet auf dem dunklen Wege zur Ewigkeit; sie sah das letzte Grauen im Blick der Mutter, ehe er für immer vor der Welt sich schloss. Die Cousine stand an ihrer Seite. Als alles vorüber war, wollte sie in ein Schmerzensgeheul ausbrechen, das mehr der Angst vor dem eigenen Tode als dem Leid um das entschwundene Leben galt.

Marianne aber gebot ihr Schweigen. „Still!“ sagte sie, „dass nur Thildchen nicht aufwacht!“

So wurde Thildchens Schlaf nicht gestört. Marianne wachte, sorgte, weinte für sie.

Am nächsten Morgen theilte sie ihr schonend das Schreckliche mit. Und Thildchen trug es. Bei dem Begräbnis der Mutter benahm die junge Frau sich in so würdevoller Weise, dass alle Welt ihre Fassung bewunderte. Nur ich nicht. Ich kannte das Geheimnis dieser Seelengröße.

Ein halb' Dutzend Schelme.

Volksbild aus vergangener Zeit von **Hans Malser**.

Es dunkelte der Abend einer Dreikönigsnacht. Der Radmacher Malchus Kirschkern war in einer sehr gehobenen Stimmung, denn er wollte in dieser Nacht zu seinem Schatz gehen. Zu welchem? Denn er hatte zwei Schatze, oder Schätze oder Schätzer — wie sagt man denn? Der eine war die junge Maid im Kugelkumpfhof, der andere war schon begraben. Aber gerade zu diesem wollte der Malchus gehen und ihn ausgraben mit sammt dem eisernen Topf, in dem er ruhte. Wenn er diesen Schatz hebt, dann kann er den anderen heiraten. Vergraben ruht er im Schachen hinter der Flachsdörrkammer, unter dem alten Ahorn bei der Wolfsgrube, wo der Laubhaufen liegt. Schon im Herbste hatte der Malchus dürres Laub dort aufgehäuft, damit der Boden nicht zu arg sollte frieren können, denn heben kann man den Schatz nur mitten im Winter, in einer der drei Rauhnächte — am besten in der Dreikönigsnacht. In dieser Nacht ist der Teufel besoffen. In der Christnacht wäre er hungerig, in der Neujahrsnacht durstig, bis zur dritten Rauhnacht aber hat er schon so viele Seelen und Geister von Schatzgräbern und Hexern vertilgt, dass er satt und besoffen ist.

Vorbereitet ist der Malchus mit Rosenkränzen, Weihwasser und Amuletten, hat sich auch kräftige Wehrsprüchlein eingelernt und anderlei Vorsichtsmaßregeln getroffen, die ein Schatzgräber bedarf. Wenn er gegen Mitternacht in den Schachen hinaus geht, wird ihm die Mutter nachrufen oder die Maid im Kugelkumpfhof, oder eine andere bekannte Stimme — wahrscheinlich aber die Maid im Kugelkumpfhof. Er soll ja nicht etwa umschauen, sonst ist alles verspielt und der Teufel hat Macht über ihn. Es ist schon recht, dass der besoffen ist, aber schließlich — kann nicht auch ein besoffener Teufel unangenehm werden? — Nun, hoffentlich gelingt's, wollen es versuchen in Gottes — Halt! In Gottes Namen darf man nicht sagen. Es ist ja eigentlich blitzdumm, dass der Mensch

nicht einmal Gott anrufen soll bei so was Wichtigem. Aber es ist ihm gerathen worden, er soll's nicht thun. Gott könnte Unrecht verstehen und es für einen Frevel halten — Gott bewahre, ein Frevel, das ist es nicht. Es ist sein heiliger Ernst, dass er den alten großen Schatz, der seit dem Hunnenkrieg vergraben liegt unter dem Ahorn, heben will.

O du braver, tapferer Malchus Kirschkern du!

Genau am nämlichen Abende war es, dass in der Strohkammer beim Blahwind sechs Burschen beisammen hockten und eine Spitzbüberei aussannen. Der Rüppel, des Blahwind Sohn, war dem Malchus nicht ganz hold — wahrscheinlich der Maid im Kugelkumpfhofe wegen — und gegen den will er heut' was anstiften.

„Aso, seid's dabei?" fragte er die Kameraden.

„Wohl!" sagte der Thoma.

„Wohl!" sagte der Tripfel.

„Wohl!" sagte der Hartel.

„Wohl!" sagte der Zingg.

„Ich will erst wissen, was es gibt?" sagte der Steff.

„Einen Mohrenspass gibt's", belehrte der Rüppel. „Soll man dir denn alles zweimal sagen, Steff?"

„Ich bin vorhin nit dagewest", antwortete der Steff.

„Er ist vorhin nit dagewest", bestätigten die anderen. „Der Salinen-Kaspar ist dagewest. Der thut aber nit mit."

„Soll er's bleiben lassen."

„Weil morgen sein Namenstag ist, sagt er."

„Soll er's bleiben lassen. Wir richten's auch ohne seiner."

„Was gibt's denn also eigentlich?"

„Den Radmacher wollen wir foppen", sagte der Rüppel zum Steff.

„Gut ist's, da bin ich dabei. Wenn wer gefoppt wird, da bin ich allemal dabei."

„Schau einmal, da haben wir die Kienrußbüchsen."

„Einen Schnurrbart anmalen?"

„Was lauter! 's handelt sich ja um kein Fensterlngehen. Das ganze Gesicht schwarz machen. Teufel machen. Weißt? Hörst? Verstehst? Der Radmacher Malcherl geht in der heutigen Nacht wieder einmal Schatzgraben. Bei dem Ahorn im Schachen hinter dem Flachsdörrofen, wo wir schon einmal den Hirsen-Ferd haben gefoppt. Hat mich angeredet, dass ich soll mitgehen. Na, du! sag ich, thät mich vor dem Teufel fürchten. Ich nit, sagt er, der Malcherl, aber beim Graben, dass ich wen brauchen thät. Hast du keine Kurasch, so bleib daheim. Ich nit, ich, dass ich mich vor dem Schwarzen fürcht'! sagt er, und wenn er siebenfach erscheint, sagt er. Was der für ein großes Maul hat! — Jetzt, verstehst, Steff, den Malcherl, den foppen wir! Soll jeder seine Joppe verkehrt anlegen, das

Gesicht schwarz machen, den Kopf mit einem Tuch einbinden, so dass die Zipfe lange Ohren machen. So in den Schachen, wenn's eilf schlagt. Wenn er nachher kommt und zu graben anhebt beim Ahorn, fahren wir brüllend drein und jagen ihn aus den Hosen. — So ist's und so wird's sein."

„Es gilt, Rüppel!" sagt der Steff. „Das wird ein Mohrenspass werden!"

„Freilich wird's einer."

Der Tripfel hatte aber Bedenken, ob das wohl auch dem Herrn Teufel recht sein werde? Ob er nit beleidigt ist, ihm so ins Handwerk zu pfuschen? „Weißt", sagt er, „so ein dummer Teufel versteht keinen Spass!"

„Ei was", meint der Thoma, „in der Dreikönigsnacht, sagt man, ist er besoffen, da liegt er in seinem Rauchkobel."

„So hab' ich's auch gehört, immer einmal", sagt der Hartel.

„Für alle Fälle schreib' ich mir auf die Stiefelsohlen ein Trudenkreuz, dass er mir nit nachkann", sagt der Zingg.

„Das kannst eh thun. Das können wir all' thun."

„Ich trag' mir auch einen Spaten mit", gestand der Thoma. „Wenn ich schon einmal dabei bin, bei so was, da will ich auch was davon haben. Ich grab'."

„Wir helfen dir und theilen nachher", sagte der Rüppel.

„Lari fari!" stieß der Steff hervor.

Sie schauten ihn an: „Was, lari fari?"

„Wegen des vergrabenen Schatzes steig' ich nit aus dem Bett. Das ist lari fari. Aber Leut' foppen, da bin ich dabei."

„Gut ist's, und Schlag eilf beim Hausthor."

„Beim Hausthor, Schlag eilf!"

„In der umgekehrten Joppen, mit dem geschwärzten Gesicht und den Tuchohrwascheln am Kopf!"

„Haben's gehört."

„Ich trag' auch meinen Spaten mit", sagte der Zingg.

„Und ich schreib' mir auch ein Trudenkreuz auf den Stiefel," sagte der Thoma.

Dann giengen sie auseinander, jeder in sein Haus zum Nachtmahl.

Das Nachtmahl zu Heiligendreikönig ist nicht gering in Scheibendorf bei den Bauern. 's ist ja die letzte Weihnachtszeit-Festnacht. Da muss man zur Ehre Gottes noch einmal dreinhauen mit Löffel und Gabel. Sogar Wein ist vorhanden, obschon der alte Wolf im Steinhupfhofe warnt: „Wenn der Hölldeuxel in der Dreikönigsnacht sich einen Rausch antrinkt, so sollten es die Leut sein lassen. Sonst thät' man sie nit auseinand kennen." — Sein Knecht, der Hartel, sah das nicht ein. Wenn er heut' Nacht überhaupt schon Teufel spielen soll, so kann er ihm's doch auch mit einem Rausch nachmachen.

Der Tripfel hatte mit dem Thoma noch eine Berathung, eine Art Gewissenserforschung.

„Du, Thoma! Sag' mir einmal aufrichtig, glaubst du an den Teufel?"

„Du, Tripfel! Es ist im vorigen Sommer einmal ein Zigeuner dagewest, der hat gesagt, Teufel thät's gar keinen geben, hat er gesagt, der Zigeuner."

„Du, Thoma! Das hab' ich auch schon gehört sagen. Wenn's einen thät' geben, hätt' ich nit die Kurasch, heut' Nacht."

„Du, Tripfel! Weil's der Zigeuner gesagt hat, das beweist mir nichts. Ich bleib' bei meinem alten Glauben."

„Du, Thoma! So gibt's einen?"

„Du, Tripfel! Kannst dich verlassen drauf. Aber umlauft er nit! Im Schachen lauft er nit um. Der Teufel, der ist in der Höll' unten. Dort ist er mit feurigen Ketten an die glühende Felswand angeschmiedet, und desweg' thut jeder Schmied den letzten Hammerschlag allemal auf den leeren Amboß machen, der ist der Teufelskette vermeint, und dass sie nit reißt. Gewiss auch noch!"

„Du, Thoma! Wenn er in der Höll' so fest angeschmiedet ist, nachher wag' ich's, heut' Nacht, dass wir den Radmacher foppen. Soll man sich auch einen Schwanz anbinden?"

„Vom Schwanz hat er nichts gesagt, der Rüppel."

„Ich wüsst' einen schönen Ochsenschwanz zu kriegen, beim Metzger."

„'s kunnt den anderen nit recht sein, wenn gerade du der schönste Teufel wolltest sein."

„Ist recht. Aber das Trudenkreuz mach' ich."

„Und ich trag' den Spaten mit."

„Und den Weihbrunn nimmt man auch!"

„Und ein Räuschel trink' ich mir auch."

Nach dieser klugen Beredung thaten sie das Ihre.

Die hölzerne Glocke auf dem Thurme zu Scheibendorf klapperte eilfmal. Die Geisterstunde der geheimnisvollen Rauhnacht hatte begonnen, und am Gauthor hinter dem Dorfe standen sechs schreckliche Gestalten. Es war eine bewölkte Mondnacht, aber so viel sah man, dass an den Gestalten die Lappen schlaff herabhiengen, dass sie schwarze Gesichter und Köpfe mit langen Ohren hatten. Einer fürchtete sich anfangs vor dem anderen, aber an den Stimmen und an den leisen Anrufungen erkannten sie sich bald. Sie standen nahe zusammen und spannen Schabernack und Ränke gegen den Schatzgräber Malchus, dessen umfassende Vorbereitungen sie ausgespäht hatten. Dann schlichen sie selbander davon über das beschneite Stoppelfeld und über die Bachbrücke. Weil dort ein Wegkreuz stand, so huben einige ihre Daumen zum Gesicht, um sich zu bekreuzigen. — Hau! dachte der Tripfel, ein Teufel wird doch kein Kreuz machen! — Und

wenn ich keins mach', so kann mir was passieren! dachte er weiter. Und wenn ich eins mach', so ist's ein Frevel und es kann mir erst recht was geschehen. Damit schloss er den Gedankengang. — Sie giengen quer in die Heide hinein, auf welcher in blassem Schnee allerhand schwarze Wesen kauerten. Katzen, Hunde, Drachen mit unterschiedlichen Köpfen. Es waren aber nur Strauchschöpfe und kleine Fichten. Weiterhin auf der Länd stand ein schwarzes großes Ungethüm. Das abscheulichste Höllenbeest hätte es können sein, wenn es nicht die Haardörrstube gewesen wäre. Hinten sah man schon die finsteren Zacken der Schachenwipfel in den Himmel aufstehen. Plötzlich stand einer still, hielt den anderen am Arme fest und flüsterte: „Hast nichts gehört? Hast es nit gehört? Als wie wenn ein großer Vogel geflogen wär; so hat's gerauscht in der Luft!" — Sie horchten, hörten aber nichts. Doch — ein klagendes Ächzen hörten sie vom Baume her. — „Das ist ein Baumast", tröstete der Rüppel.

„Aber es geht ja gar kein Wind."

„Er muss doch gehen auf der Höhe, weil so was summt."

„Ich thu' gar nichts hören, als wie eine Schovidel (Nachteule)."

„Und ich will am Faschingtag fasten, wenn ich was anders hör', als mein Herzklopfen."

„Dass es gar so schauderhaft still sein kann! Buben, singen wir einen Jodler!"

„Dass dich! Jetzt singen! Wo dort über die Heide ein schwarzer Wutzel daher geht. Uff!"

„Er regt sich doch nit. 's ist ja nur wieder so ein Strauch. Singen wir eins!"

Der Thoma und der Zingg wollten anheben, brachten aber vor Angst keinen Ton hervor.

„Du!" flüsterte der Hartel zum Rüppel und stieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Seite. „Du, Rüppel! Wie viele sind unser denn?"

Da zählte der andere flüsternd: „Ich, du, der Thoma, der Tripfel, der Zingg und der Steff. — Sechse sind unser."

„Sieben sind unser!" hauchte der Hartel.

„Na, du, sei so gut!"

„Aufrichtig Gott wahr, sieben sind unser."

„Schwatz' nit. Dieweilen wir uns doch nur sechse zusammengeredt haben."

„Nutzt nichts. Sieben sind unser! Schau doch und zähl' selber!"

Sie hoben unauffällig den Finger und zählten. Es waren ihrer sieben, und nicht um einen weniger. Jeder mit schwarzem Gesicht und langen Ohren.

„Was ist das?" stöhnte der Rüppel. Er konnte vor Grauen nicht einmal erbleichen, weil er geschwärzt war. Sie theilten es dem neben

schleichenden Steff mit, der zählte auch. Sieben waren ihrer — und der eine, der siebente, der Fremde, man unterschied ihn an seinem hinkenden Gang, der hielt sich ein wenig abseits am Wacholderbusch; es war, als ob er aus demselben hervorgekommen wäre.

„Der Malchus wird's sein", flüsterte der Thoma.

„Nit denkbar. Der geht heut' seinen eigenen Weg. Stimmt auch in der Figur nit. Bei weitem nit. Ein ganz anderer ist's, mein du!"

„Buben, mir wird übel!"

„Und wie er die Ohrwaschel thut bledern! Das sind keine tuchenen. Das sind Ohrwaschel aus Fledermausflügeln!"

„Gehen wir geschwinder! Mich scheikts (schauerts)! Das Sprichwort, kennst es, das Sprichwort — dass man — dass man ihn nit soll an die Wand malen."

„Und dass er gar so hinken thut!"

„Weil er einen Pferdfuß hat."

„Wenn ich nur das nit gethan hätt'! Dass ich heut' mitgegangen bin!" wimmerte der Zingg.

Dieweilen sie rasch vorwärts geeilt waren, so dass der geheimnisvolle Unbekannte etwas zurückblieb, raffte der Rüppel die Kameraden zusammen und zischelte: „Wisst's was, Buben, derschlagen wir ihn!"

„Prrrr! Die müssten aus festerem Holz sein, als wir armen Sünder! Den Teufel erschlagen!"

„Haben wir eine andere Wahl? Umsonst geht er uns nit nach. Wenn nit wir ihn, so er uns."

„Ich wollt's wagen. Ich bin gestellt. Auf jedem Ellbogen hab' ich ein Trudenkreuz. Hinten auf dem Buckel hab' ich auch eins. Was kann mir geschehen? Nachher sechs gegen einen! Eine helle Schand', meiner Seel'!"

„Gehen wir ihn an?"

„Gehen wir ihn an. Aber nit so gach. Ich muss erst meinen Zorn verrauchen lassen. In der Hitz' trifft man nix."

„Und 's wird doch ein gutes Werk sein, den Teufel erschlagen. Vielleicht haben wir die Gnad'. Hörts, Buben, ist denn keiner von euch ein Sonntagskind?"

„Hier!" rief der Zingg und rief es so laut, dass er sich rasch den Mund zuhielt und alle nach rückwärts schauten, ob jener es gehört. Der schreckliche Siebente schlich lauernd zwischen den Büschen heran und that, als wollte er plötzlich auf einen oder den anderen losfahren, um ihn zu zerreißen. Aus seinen Glurren gieng es wie ein katzenhaftes Gefunkel.

„Ich bin an einem Neumondsonntag auf die Welt gekommen", flüsterte der Zingg. „Aber die Sonntagskinder sind friedsame Leut, die sollen nit herschlagen, hab' ich oft gehört."

„Und desweg' haben sie die Gnad', den Teufel umzukriegen."

„Na also, voran Kameraden!" flüsterte der Zingg. „Wenn ihr nichts ausrichtet, nachher mach' ich ihm den Garaus!"

„Mensch, du bist es! Du bist stärker wie zehn Riesen!" sagte der Thoma. „Mein Lebtag hab' ich gehört, ein Neumondsonntagskind kann den Teufel erschlagen. Da, da hast meinen Krampen."

„Hab' selber einen," gab der Zingg fast muthig entgegen. „In Gottesnamen. Aber ihr müsst mir helfen."

„Alle miteinander. Heiliger Georg, steh' uns bei! Er kommt schon, er lauft schon an. Wart', Luder, verdammtes! Du hast es lang genug getrieben mit deinen Teufeleien. Gott Sabaoth! Herrgott Sabaoth! Da hast eins!"

Einen gellenden Schrei hat er ausgestoßen, der Siebente, als sie auf ihn hinstürzten und mit Spaten und Krampen loshieben auf sein Haupt, dass er sofort zusammenbrach.

Für einen Teufel machte er's auffallend kurz. Ein paarmal zuckte er noch mit seinen Pfoten, dann röchelte er, dann thaten sie noch einige Hiebe drauf, dann lag er ruhig da und war todt.

Und als die dunkle Creatur also dalag, im Mondendämmer so grauenhaft anzuschauen, dass es den sechs Burschen eiskalt über den Rücken gieng, da murmelte der Hartel: „Hätt' mir's nicht gedacht, dass das so leicht sollt' gehen."

„Traut ihm nit!" warnte der Thoma. „Wie oft ist der böse Feind schon erschlagen worden und ist doch allemal wieder dagewest. Ich wollt', wir hätten ihn schon neun Klafter tief in der Erden!"

Ein großer Übermuth hatte die Burschen plötzlich erfasst. Wenn er nur heute todt bleibt, dass sie unbehelligt vielleicht den Schatz heben mögen.

„Vorerst heißt's mit ihm abfahren, zu einem Steinhaufen. Steine darüber, dass er nimmer mag aufstehen."

„Die schönen Stiefel, die er an hat", sagte der Zingg. „Um die Stiefel thut's mir völlig leid, dass sie mit eingescharrt werden sollen."

„Zieh' ihm sie aus!" rieth der Hartel.

„Und das thu' ich auch. Hat keiner ein Weihwasser bei sich? Zur Vorsicht, eh' ich ihn angreif'."

Als er dann angriff, stellte sich eine völlige Gefahrlosigkeit heraus. Ohne Umstände ließ sich der Stiefel vom rechten Beine ziehen. Als er den bestrumpften Fuß vor sich sah, fragte er: „An welchem Bein hat denn der Teufel den Pferdefuß, von dem alleweil die Red' ist?"

„Immer am linken", antwortete der Rüppel.

Der Zingg zog auch vom linken Bein den Stiefel. — Merkwürdig das! Es war wieder ein gewöhnlicher bestrumpfter Menschenfuß.

„Mich däucht, der Teufel foppt uns“, sagte der Hartel. „Weil wir ihn haben nachmachen wollen, so macht er jetzt uns nach. Er glaubt, wenn er sich auf einen Menschen hinausspielt, so werden wir ihm weiter nichts anthun. Oho! Diesmal wirst uns nit zu gescheit, dummer Herr Teufel!“

Plötzlich machte der Zingg einen Sprung, lief hinter die anderen und stotterte: „Saggra! Jetzt hat's mich aber geschreckt! — Ich bitt' euch, schauts nach! Beim Kopf schauts nach! Ich bitt' euch!“

„Aha! Die Hörner! Hast sie schon gesehen?“

„Ein Kopftüchel hat er um, wie unsereiner. Ein Kopftüchel! Leut', mir steigen die Grausbirn auf, wir haben was angestellt!“ — —

So ähnlich werden sie unter sich geredet haben, wörtlich weiß man's allerdings nicht; wird wohl in alter Form gewesen sein, denn die Geschichte ist schon lange her.

Nun, wie der todte Teufel dermaßen dagelegen, haben sie es gesehen. Die langen Ohren waren nicht echt, sie waren Tüchelzipfe. Die schwarze Gesichtsfarbe war falsch, sie war aus Kienruß. Der ganze Teufel war falsch, denn es war — der Salinen-Kaspar! Echt war nur das eine, der eingeschlagene Schädel und die Blutlache, in der er lag.

Jetzt haben sie angefangen zu wimmern, die Schelme, alle sechs. Jetzt haben sie auch vergessen, dass sie ausgegangen waren, um den Malchus zu foppen. Einer hat's auf den anderen schieben wollen, dess haben sie gestritten, bis der Nachtwächter Wind bekam; damit war alles verfahren. Mit brennendem Schnee rieben sie sich den Kienruß vom Gesicht, aber die Hauptsache war nicht mehr auszulöschen. — Am nächsten Tage, als sie vor dem Gericht standen, haben sie es so erzählt, wie es hier mitgetheilt worden ist.

Denn es lag eine andere Annahme nahe. Die sechse sollten den Mummenschanz unternommen haben, um Fensterln zu gehen und den Nebenbuhler Kaspar todtzuschlagen. Vom Salinen-Kaspar wusste man wohl, dass er von dem bevorstehenden Schabernack, den sie dem Malchus Kirschkern anthun wollten, gehört hatte. Er hat aber nicht mitthun und auch nicht daheim bleiben wollen; weil er ein Schalk war, so hat er den Spass auf eigene Faust betreiben wollen, was hernach den verhängnisvollen Irrthum veranlasst hat. Das Gericht entschied sich für das Mildere. Man hatte keinen Mord, man hatte einen Todtschlag. Einen Todtschlag aus Dummheit; vielleicht waren die sonst so braven Söhne ansehnlicher Bauern dazu verhext worden, dass sie aus Verblendung den Salinen-Kaspar erschlagen mussten.

Das Gericht hat sonach den Fall und die armen Sünder an die Verwandtschaft des Erschlagenen abgetreten, wie es in gewissen Fällen Brauch und Sitte gewesen zu jener Zeit.

Der Salinen-Kaspar war der einzige Sohn armer, betagter Eltern, ein braver Arbeiter und ein frischer, heiterer Mensch gewesen. — Also, was kostet der Mann? — Während das halb' Dutzend Schelme im Kotter beisammen hockte, unter Kopfhängerei und Galgenhumor allerlei Vermuthungen anstellte, ob es ein Hängen oder ein Köpfen oder ein Viertheilen geben werde, saß der Rath der Verwandten des Getödteten in einer großen, dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern", und berieth, wie theuer man den Kaspar verkaufen wollte. Begraben war er schon, aber bezahlt war er noch nicht. Alt und jung war beisammen, jeder und jede hatte ein blasses, finsteres Gesicht, nur der Metzger hatte ein rothes. Dess waren sie einig, richten wollten sie nach Gerechtigkeit, nicht als Verwandte des Erschlagenen, sondern als wahre Richter, als die sich der Schuster und der Metzger und der Fischmeister und die Korbflechterin hoch und groß empfanden. Der alte Vater des Kaspar hatte noch ein heißes Herz und verlangte, dass alle sechse hängen sollten. Die alte Mutter hingegen war voller Demuth, sie wollte die arme Seele ihres so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Sohnes damit aus dem Fegefeuer erlösen, dass sie seinen Mördern verzieh.

„Ein Narr bist!" schrie ihr der Alte zu. „Verzeiht denn unser Herrgott? Hat er nit das Fegefeuer und die ewige Höllenpein zur Straf' für die Sünder?"

„So wollen wir die Strafe dem Herrgott überlassen."

„Wo der Herrgott nit verzeiht, sollen wir Menschen verzeihen?"

„Just deswegen, weil wir selber sündhafte Menschen sind."

Der Pfarrer war auch zugegen und wunderte sich darüber, dass zwischen den alten Eheleuten die Sache in eine Art Kirchenstreit ausarten wollte. Auf vieles Hin- und Herreden kamen sie endlich dahin überein, dass der Vater von den Todtschlägern die Altersversorgung verlangte, die sonst der Kaspar an Vater und Mutter zu schlichten gehabt hätte, und dass die Mutter begehrte, die sechs Burschen sollten recht viele gute Werke verrichten zum Heil und Trost der armen Seele. — Nach langer Berathung und völliger Vereinbarung mit dem Verwandtenkreise hat denn der Amtmann ein Schriftstück auf das Papier gebracht, das seit jener Zeit erhalten geblieben und vor kurzem erst in einem alten Schranke zu Scheibendorf aufgefunden worden ist. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Verzeichnus des Sühnvertrags oder Vergleichung zwischen den Todtschlagern Ruppertus Höpfler, Thomas Panggerl, Trypoldus Sandinger, Erhard Marcher, Zinkratz Powaldi, Stephan Möller zur ain Seiten vnd der Freundschaft von dem Getödten Kaspar Pernstainer zur anern Seiten.

Zum Ersten wird bekhent, das die Tat durch gots zulassung in ain Bösen irrtumb für gangen ist. Also das vnser got Genade, wi mir

Verzeichen. Dahero Begert der belaidigt Tail von den Tätern am Ort, da die Tat beschehen ist, ain kreutz mit Vnsers Herrn auch Frawen vnd sant Johans Bildnuß vnd oben am kreutz ain Eißern Kreuzl zu Ainem warzaichen der Tat zu setzen. Weiter sulden die Täter ain Tag für nemen zu pessern vnd piessen, an den Ort, da die Endtleibt person ligt. Vnd die Täter sullen ausgen an ain Annern Ort vnd sulden pej ihnen haben vier Ersam männer, und die Täter sulden haben ain lainas Tuech vmb das gesäß vnd sonst an dem gantzen leib sullden sie nakhed vnd ploß geen, vnd die vier Männer sulden parfueß parhaubt vnd vngegürt seyn, vnd wan die Täter die Freundschaft des Getödten sechen, sulden sie mit den vier Mänern nider knien, bis suliche ihnen Erlaubt, Aufzusteen vnd hinzuzügen. Vnd zu des todten Vatter vnd Muetter sulden sie hin knien vnd Sprechen: Mein lieb Vatter vnd Muetter, mir bitten euch durch gots, seiner heiling Martter vnd durch der Junkhfrau Maria willen, durch all gots heilling willen, was mir an Eurm sun begangen habn umb Verzeichung. Weiter begert der belaidigt Tail, daß die Täter alljärlich am selben Tag sulden halten lassen ain gotsdienst, ain sel Ambt hoch Ambt, drej gesprochne Meßen, ain Vigilj, dapej sulden die Täter khnien, wie Vorbemeld mit dem vmbegirten Tuech. Nach dem Vigilj sulden die Täter mit den vier Männern auf das grab geen vnd sich nider legen kreutz weiß so lang piß der priester das placebe gesprochen hat, vnd die vier Mäner sulden neben ihrer khnien. Vnd sulden die Täter dapej tragen ain Prinnend wags kherzen vngefähr pej ainem pfundt vnd die 4 maner aine mit ainem fierdung. Weiter begert der belaidigt Tail ain kirchfart. Nemblich gen sand Jacob, gen Rom vnd gen Zell, doch Bekhent der belaidigt Tail das bey den Tätern das Vermögen nit da sey. Wiewol es pillich wär so wellen sy ihnen doch nit weiter Aufladen, als zu Mitterfasten gen sand Jacob zu geen, der gestalt, das sy vom Herrn pfarrer zu sand Jacob ain schreiben herwiderumb bringen, das sy dieselb khirchfart ausgericht haben. Nachdem die Annern khirchfarten vill Zerrung bedürffen, so sulden die Täter zu dem armen Hauß in Scheibendorff 5 Gulden pießen. Weiter begert die gantz Freundschafft, dieweil die Alten eltern ir Erleiblichs khind von Jugend auf in armuet vnd mit harter arbeit erzogen vnd nun Trost davon gehabt häten, vn Zweiffl Ir leiblichs khind sie alß zwaj alt leut ir leben langkh hät erhalten, darumb sy die Täter gepracht haben, sulden die Täter für Vatter vnd Muetter mit ainer Suma gelts benontlich 60 Gulden im jar aufkhomen.

Zu Scheibentorff, tag heilling Paul Einsiedlertag, anno 1603."

Also war es beschlossen worden von der Freundschaft des Erschlagenen in der dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern".

Als nachher die sechs armen Sünder aus ihrem Kotter hervorgethan wurden, waren sie nicht wenig überrascht, so leichten Kaufes

davon gekommen zu sein. Nur das Eine wollte ihnen nicht gefallen, dass alljährlich am selben Tage die „Täter sulden nahked, nur ain lainers Tuech umb das Gesäß, zu sein grab geen vnd si nider legen kreutzweiß“. Denn derselbe Tag, der Jahrestag der That, war mitten im Winter. „Wird auch noch auszuhalten sein“, meinte der Rüppel, „leichter wie's Gehenktwerden auf jeden Fall“.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, erkundigt sich die schöne Leserin zum Schlusse noch nach dem Malchus Kirschkern, und ob der Radmacher seinen Schatz gefunden hat. — Den unter dem Ahorn kaum, den hinter dem Fensterchen des Kugelkumpfhofes sicherlich. So ist's anzunehmen, Genaues weiß man nicht. Jedenfalls war es dem Malchus zur großen Erbauung, alljährlich am heiligen Dreikönigstage beim Gottesdienst und auf dem Kirchhofe die spärlich bekleideten sechs Schelme zu sehen, die einst ausgezogen waren, um ihn zu „foppen“.

Das alte Haus.

Ein Stadtbild von **Ludwig Kurowski.**

Frau Fritsch war bei der alten Hausfrau zu Besuch. Es war im Sommer, ein schöner warmer Tag. Die beiden Frauen saßen am offenen Fenster und blickten im Gespräch von Zeit zu Zeit in den Hof hinab, wo ein stattlicher Lindenbaum stand. Sehr ruhig war es im Hause, nur die scharfe Stimme der Frau Fritsch klang ungewöhnlich laut über den ganzen Hof; sie musste aber auch beinahe schreien, um sich der schwerhörigen Hausfrau verständlich zu machen. . . .

„Wie sagen die Leut'? Wissen S', ich hör' schon nimmer gut“, sagte soeben die Hausfrau. „G'schehn soll was mit dem Haus?“

„Ja, weil's zu weit vorspringt —“

„Ja, ja, da haben Sie ganz recht, Frau von Fritsch, keine Ordnung mehr auf der Welt. Zu meiner Zeit, schaun S' —“

„Ich hab' gesagt, die Gemeinde verlangt, das Haus soll demoliert werden, und —“

„Ah ha! Hm!“

„Sie brauchen einen Theil vom Grund, dass die Straßen breiter wird.“

„Dass die Straßen breiter wird? So, so?“

„Die andern Häuser sind schon alle umgebaut, ist schon alles zurückgerückt —“

„Ja, ja, verrückt, nicht mehr ganz richtig im Hirnkastel bei die Herrn. Ja, ja, mit alle die Neuerungen. Wenn ich das schon seh', na!

Versich're Sie, alles nur Pflanz! Nur großmächtig hinaus, ja, ja, schon recht, aber wenn was dahinter wär'. Ach schad' um die Müh', die Sie sich geben, erst nachzuschau'n. Die jungen Maderln — Schand und Spott! — aufgedonnert jetzt, als wie so eine Fürstin Bambstig! Ich sag' Ihnen, wie ich jung war, nicht einmal eine Schauspielerin, nicht einmal vom Ballet eine hat sich solche, man muss schon sagen, Frechheiten herausgenommen. Wo hat man da eine anständige Frau im bloßen Kleid auf der Straßen gesehen. Das wär' ja die größte Schand' gewesen. Hat doch jede ein Tuch oder sonst was umgehabt, aber so bloß herumgeh'n? Hören S' mir auf. Ja die Moral! Sport, Sport! Heutzutag' hören S' ja die Leut' bald von nichts andern reden, als von Sport. Zu meiner Zeit ist jede schön z'Haus g'sessen, hat auf ihre Kinder obacht gegeben und die Wirtschaft geführt; da hat aber auch alles geblitzt und geblankt, dass einem das Herz im Leib gelacht hat. Jetzt — ja jetzt, haha! ist eine die verrücktere Gredl, wie die and're. Jetzt, was? Auf die Velocipeds sitzen s' schon oben, Pumphosen haben s' Ihnen an, ja, ob die sich nicht genieren! Ja, nur zu! Wenn's so weitergeht, wird die Welt bald auf'm Kopf stehn. Gott sei Lob und Dank! ich werd' das nicht mehr erleben, ich bin eine alte Frau, aber passen S' nur auf, es wird noch so weit kommen, dass der Mann wird z'Haus kochen müssen, ja, und die kleinen Kinder hutschen und trocken legen, und die Frau, die wird nur blasen und ins Amt gehn, mit'm Cigarl im Maul! Da haben Sie s' ja schon sitzen auf der Post. Na meinetwegen! Ich werd's nicht ändern mehr. Sollen s' schon tentieren, was s' wollen. Gott ja! Wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen. Aber mich, mich sollen s' in Ruh' lassen. Ich will einmal von dem ganzen Zeug nichts hören. Wär' schon gar schön, sollt' man nicht einmal in seinem Haus mehr sicher sein! Was wollen s' denn eigentlich, die G'schaftelhuber und die Ganzgescheiten? Ich soll vielleicht auf meine alten Tag' ausziehn? Was, aus dem Haus, aus meinem Haus? Ah! Das gibt's nicht! Das Haus g'hört mein, und hier hab' ich anzuschaffen! Baufällig ist es nicht, ich lass' es ja jedes Jahr untersuchen. —"

„Ja, aber mein Mann sagt, das ist ganz alleseins. Da werden S' erst nicht lang g'fragt werden. Man wird Sie halt einfach, ich glaub', es heißt expropriieren."

„Wie? Ex —"

„Ex — pro — pri — ieren!"

„Ja, was ist denn das wieder für eine neue Erfindung?"

„Ich sag' Ihnen ja, Hausfrau, wenn s' das Grundstück, auf dem das Haus da steht, brauchen, verstehn S', um, sagen wir, die Straßen breiter zu machen, so werden Sie gezwungen, den Grund herzugeben, ob S' jetzt wollen oder nicht, ja gezwungen. Natürlich kriegen S' das heraus,

was er wert ist, wird abgeschätzt. Aber hergeben müssen S' ihn, wann die einmal wollen und drauf besteh'n, das ist Gesetz, hat mein Mann gesagt."

„Ja, wissen S', liebe Frau von Fritsch, da bleibt einem meiner Seel' der Verstand steh'n. Warten S' ein bissel, dass ich zu mir komm'. — Ja aber, sagen S' mir, g'rad' so gut könnten s' ja auch verlangen, es müssen alle schwarze Kittel tragen, und wer einen andern anhat — her damit, kriegst deine Abfertigung dafür und jetzt marsch! Kauf' dir einen schwarzen."

„Ach, entschuldigen Sie, das ist ganz was and'res. Aber hier bei so einer Grundeinlösung, da handelt es sich, verstehn S', um das allgemeine Interesse, um das öffentliche Wohl. Fragen S' nur meinen Mann, der weiß das alles."

„Wie sagen Sie?"

„Ich sag', es handelt sich — um das öffentliche Wohl!"

„So, so, öffentliche Wohl. No ja, ja. Aber — da kommt vielleicht die alte Linden hier im Hof auch weg?"

„Höchst wahrscheinlich."

„Was höchst wahrscheinlich? Erlauben Sie, mir ist das gar nicht höchst wahrscheinlich! Haben Sie eine Ahnung, wie alt die ist? Sie müssen wissen, die hat mein Großvater gepflanzt, wie er Bräutigam war, ja. Die hat ihr hundertstes Jahr vorbei. Solang' ich zurückdenk', hab' ich sie vor Augen. Als kleines Kind — no, da war s' schon ein hübscher Baum — hab' ich da unten gespielt. Mit meinem Mann bin ich immer unten auf dem Bankl dort g'sessen, und uns're Kinder sind groß geworden, und allen ist der Baum ein Heiligthum gewesen. Ich kann das nicht anders sagen, ein Heiligthum! Ich, ich hätt' ja nicht einen Tag leben können, wenn ich ihn nicht vor die Fenster g'habt hätt'. Und so einen Baum, den wollen s' nur so wegputzen? Als wenn der schon gar nichts wär', als wie ein elendiges Unkraut? Nein, nein, da irren Sie sich, meine liebe Frau von Fritsch. Solang' ich leb', hat der Baum dazustehn! So ein Prachtkerl, wachst uns ja bald übers Dach hinaus. Der Schatten im Sommer, das schöne Grün vor die Fenster und der Duft, der Duft, wenn er zu blüh'n anfangt! Spüren S' ihn schon? Fangt schon langsam an. Und den so mir nichts dir nichts umhau'n? I warum nicht gar! Ja, was sageten denn meine Parteien dazu? Ihnen wär's doch auch nicht recht, Frau von Fritsch, na und dann der Oberpostverwalter, wohnt doch schon auch über dreißig Jahr' in meinem Haus, und der Professor, der kann sich's immer nicht genug loben, wie schön und still und gemüthlich er's bei mir hat, und der Handschuhmacher und das Parapluigeschäft, lauter so ruhige anständige Leut', die möchten sich schön bedanken, wenn der Baum wegmüsst'. Aber gar keine Red'! Das lass' ich nicht zu — unter keiner Bedingung!"

„Ich begreif' Sie ja sehr gut, Hausfrau, dass S' an dem allen hängen, aber —"

„Dreiundsiebzig Jahr' bin ich in dem Haus alt geworden, und zu guterletzt möchten s' mich' nauswerfen? Aus meinem Eigenthum? Und den Baum, der meine ganze Freud' ist — soll mein Mann aus dem Grab aufsteh'n und sagen, was für glückliche Stunden wir hier verlebt haben; fragen S' meine Kinder, ob s' damit einverstanden sein werden — gehn S', fragen Sie s', was die Ihnen zur Antwort geben werden! Mein Leben hängt an dem Baum, und wenn ihm heut' was geschieht, so leb' ich keine Stund' mehr! Ja, das kann ich auch ruhig den Herrn ins Gesicht sagen. Wird man ja seh'n, ob sie's dann verantworten können, einen alten Menschen zu ruinieren. Ich sag' Ihnen, wer ein Herz im Leib hat, lasst mir den Baum steh'n, wo er steht. Ich werd's ja so nimmer lang machen. Was weiß ich, was dann geschieht, wenn ich einmal nicht mehr bin. Aber so viel kann ich Ihnen verrathen, Frau von Fritsch, der Baum ist testamentarisch!"

„Aber es hat doch schon lang' geheißen, es wird gebaut werden —"

„Und ist was draus geworden? Nichts. Da haben Sie's. Deswegen glaub' ich jetzt auch nicht die ganze Geschichte mit dem er—"

„No aber, wie mein Mann sagt, und der wird's doch wissen, wenn er beim Magistrat ist, wird's über kurz oder lang losgehen. Das Haus hier ist in der ganzen Straßen noch das einzige, das nicht in der Baulinie steht, und da kann jeden Monat der Befehl kommen: Weg damit!"

„Weg, weg. No, in Gottesnamen. Wenn s' aber wirklich kommen — glauben thu' ich's nämlich nicht, weil mir so was nicht in den Kopf geht — wenn's aber wirklich sein muss, dass s' mich auf die Straßen setzen — gut, dann geh' ich, aber auch gleich ganz fort! Macht's euch dann, was ihr wollt's! Aber zu allererst, und das ist meine Bedingung, unter der ich nur geh', sollen s' mir aus dem alten Baum nur gleich eine Truhen machen, ja, und dann können s' mich hinaustragen. Wird die arme Seel' dann auch eine Ruh' haben. . . ."

Radfahren.

Humoreske von **Eduard Pötzl.**[1])

Eines Tages erhielt ich durch die Post nachstehende Anfrage:

Ich habe gelesen, was Professor Schwenninger über das Radfahren gesagt hat, bin aber nicht recht klug daraus geworden, ob er diesen Sport für nützlich oder nachtheilig hält. Als Professor hätte er sich schon bestimmter äußern können. Wollen Sie mir über den Gegenstand eine bestimmte Auskunft geben. Nützt es oder schadet es?

Achtungsvoll
Ein Unbekannter.

Antwort: Ihr Charakter, geschätzter Fragesteller, bürgt mir dafür, dass Ihre Frage keine muthwillige ist. Glauben Sie mir, dass es mich stolz macht, Ihnen die gewünschte Auskunft an der Hand von Thatsachen geben zu können, die ich mühevoll gesammelt habe, Ihnen zuliebe aber nunmehr preisgebe. Danken Sie mir nicht, sondern erlauben Sie, dass ich gleich in das Alterthum zurückgreife, aus dem uns die historische Forschung keinen Fall überliefert hat, dass das Radfahren irgendwelche schädliche Wirkungen geäußert hätte. Hervorragende Sportleute wie Dimon von Athen, Themistokles, Brutus und Papinianus haben nie über Beschwerden geklagt und erreichten ein hohes Alter. Bloß Kaiser Claudius, der überhaupt ein ungeschickter Mensch war, scheint einen kleinen Accident erlebt zu haben, wie aus seinem Namen hervorgeht; denn altero pede claudus heißt auf deutsch so ähnlich wie: Einer, der sich das Schienbein ordentlich angeschlagen hat. Man kann sich ungefähr denken, wie das zugegangen. Wahrscheinlich dachte dieser Despot in seinem Cäsarenwahne, er brauche das Fahren nicht erst zu lernen, sondern es hätten ihm die Götter diese Kunst schon in die Wiege gelegt. Da täuschte sich der Mann aber und schlug in sein erhabenes Schienbein so viel Löcher, wie jeder andere Sterbliche, der ungeübt das Rad besteigt. Mit feiner Anspielung auf derartige Verletzungen singt bekanntlich Horaz: Nunc pede libero pulsanda tellus — mit wieder unverbundenen Füßen die Welt durch-

[1]) Aus „Wiener Zeitbilder". Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. Siehe „Heimgarten", Seite 798.

radeln. Eine Schädlichkeit des Radfahrens aus dieser Eigenthümlichkeit herleiten zu wollen, wäre ebenso ein Unsinn, wie zum Beispiel einen Regenschirm gefährlich zu nennen, weil man ihn zufällig jemandem in den Mund stecken und darin aufspannen könnte.

Bedenklichere Nachrichten über das Rad liegen uns aus dem Mittelalter vor. In dieser Zeit hat es entschieden zahlreiche Todesfälle verschuldet. Es entsprach ganz der Roheit dieser Epoche, dass sich die Radler damals dazu hergaben, Übelthäter so lange zu überfahren, bis sie mausetodt waren. Wollte man es kurz machen, so ließ man dem Delinquenten das Rad zuerst über den Kopf gehen, was bei dem Umstande, dass die Gummireifen noch unbekannt waren, in der Regel keiner lange aushielt. Grausamer war die Procedur von unten herauf. Andere Zeiten, andere Sitten. Damals fand man nichts Schreckliches daran, während heute ein Zetergeschrei erhoben wird, wenn ein Radler einem bloß über die Zehen fährt. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, dass Hochräder im Gebrauche waren, weil der Vorgang selbst nicht anders als das Hochgericht genannt wurde. Das Ganze war unzweifelhaft ein Missbrauch des Rades, zu dem sich auch damals nur die Professionals hergaben. Jetzt würden es nicht einmal diese mehr thun, selbst wenn sie ohnehin auf der schwarzen Liste stünden.

In der Gegenwart kommen allerdings Fälle vor, aus denen ein oberflächlich Urtheilender auf eine gewisse Schädlichkeit des Radfahrens schließen könnte. So sah ich selbst einen bedeutenden Verehrer von Frauenschönheit in einer Allee ein hochbetagtes, runzeliges Bauernweib, das einen Milchhäfen in der Hand trug, stürmisch umarmen, während ein anderer im November ein Vollbad in einem Weiher an der Chaussee nahm. Beide waren vorher auf Fahrrädern gesessen und entschuldigten sich nachher mit unüberwindlichem Zwange, der sie zu dieser thörichten That getrieben. Ein dritter versuchte plötzlich in der Gegend der Reichsbrücke auf einem k. k. Briefträger spazieren zu fahren, was sich dieser Staatsbeamte nicht ruhig gefallen ließ, sondern um Hilfe schrie. Auch da gab der Schuldige eine Art Sinnesverwirrung als Ursache an, die ihn wider seinen Willen gezwungen, auf den Briefträger loszusteuern, wie der Schiffer auf die Loreley, obgleich jener nicht einmal goldene Knöpfe, geschweige denn goldenes Haar besaß. Und einen vierten sah ich nach einer achtstündigen Distanzfahrt. Es war ein frommer Mann, der immerfort den heiligen Ulrich anrief. Aber es half ihm nichts, schließlich fiel er doch um und schielte und schäumte so schrecklich, dass ich mir mitleidig dachte, ein wenig müsse ihm die Tour doch geschadet haben; denn niemals sah ich einen Reisenden, selbst wenn er noch so lange in der Postkutsche gefahren war, so erbärmlich leiden. Kenner versicherten mir jedoch, dass nur die individuelle Anlage entscheidend sei. Manche müssen zur Erhaltung ihrer Gesundheit

dreihundert bis vierhundert Kilometer im Tage fressen, während auf andere wieder die bloße Nähe des Rades, beispielsweise, wenn es auf der Eisenbahn im Gepäckswagen und der Eigenthümer gut im Coupé untergebracht ist, eine heilsame sympathetische Wirkung ausübt. Auffällige Euphorie, nämlich absolute Kräftigung und wachsende Zufriedenheit gewährt noch mehr als das Fahren selbst, die Erzeugung von Fahrrädern. Sie ist sozusagen der goldene Mittelweg.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, dass ich dem geehrten Fragesteller umsomehr mit einem gewissenhaften Ja antworten kann, als ich selbst dem fraglichen Gegenstande völlig unparteiisch gegenüberstehe: ich bin weder Arzt, noch Radfahrer!

* * *

Es ist merkwürdig: Wenn ein Sport einmal solche Geltung gewonnen hat wie das Radfahren, so zieht er auch Elemente in seine Kreise, die ihm eigentlich fernestehen. So ergeht es mir mit dem Radfahrsport. Ich habe es ein einzigesmal versucht, ein Zweirad zu besteigen und erinnere mich aus dem Verlaufe dieses Abenteuers nur noch an den Umstand, dass ich einen gewissen Zeitraum hindurch auf dem Kopfe gestanden bin. Ich glaube, es wäre dies meine Lebensstellung geworden, wenn ich das Radfahren fortgesetzt hätte. Dann entschied ich mich, es sein zu lassen, gelte aber seitdem als eine Art Unparteiischer in Radfahrfragen, offenbar, weil ich gleichmäßig von allen den einschlägigen Dingen nichts verstehe. Zur Unparteilichkeit scheint eben in erster Linie ein allgemein anerkanntes Unverständnis zu gehören. In dieser meiner Eigenschaft war es mir, wie eben erzählt, vor einiger Zeit gegönnt, die schwierige Frage, ob das Radfahren nützlich oder schädlich sei, mit einem zuversichtlichen Ja zu beantworten. Bald darauf legte man mir abermals eine für alle Radfahrer wichtige Frage vor: die des Warnungssignals.

Bekanntlich können es die armen Radler niemandem recht machen. Läuten sie mit ihrer Schelle, so hüpfen die Gewarnten entsetzt herum und gerathen just dadurch oft in ihr Verderben. Läuten die Radler nicht, sondern sausen einfach vorbei, so wird ihnen nachgeschimpft, warum sie das Warnungssignal nicht gegeben haben. Die meisten Unfälle entstehen auf die erstere Weise. Der Schreck vor der Glocke ist so typisch, dass man aus ihm sogar eine gute Episodenfigur für das Theater schaffen könnte. Ich denke mir einen Diener, der einmal von einem Radfahrer überfahren worden ist und seitdem jedesmal, wenn im Vorzimmer die elektrische Klingel seines Herrn ertönt, einen Seitensprung macht, weil er unter der Nachwirkung des damaligen Schreckens glaubt, es sei ihm schon wieder ein Radfahrer auf den Fersen. Beiläufig bemerkt, stelle ich diese voraus-

sichtlich nur ganz unwirksame Figur p. t. Possendichtern gegen eine bescheidene Vergütung zur Disposition, da mir selbst das dazu gehörige Stück nicht einfällt. Doch kehren wir wieder zu unseren Radfahrersignalen zurück. Werden wir uns zunächst klar, welche Signale überhaupt der Radfahrer außer der gebräuchlichen Schelle anzuwenden vermag.

Das wirksamste Warnungszeichen wäre es ohne Zweifel, wenn der Radfahrer jedesmal, wenn er um eine Straßenecke biegt oder ihm eine Gasse allzu belebt vorkommt, einen Schuss abgeben würde. Einen Schuss kann man nicht leicht überhören, und er würde auch jene Gassenjungen ein wenig abschrecken, die den Radlern zuweilen ein Bein stellen. Allein gegen den Schuss läßt sich erstlich einwenden, dass ihn schwachnervige Personen vielleicht noch weniger vertragen, als die Schelle, und zweitens würde bei der Zahl der Radfahrer in Wien ein Geknatter entstehen, das fast einem Kriegszustande gleichkäme.

Man muss daher auf andere Signalmethoden sinnen. Sehr schön und zweckmäßig wäre die Dampfpfeife, doch woher soll ein Radfahrer den Dampf nehmen? Der Lungendampf stellt sich erst nach einigen Jahren Radelns ein und ist notorisch zu Signalzwecken nicht tauglich. Der Radler könnte zwar mit einer Hundepfeife zwischen den Lippen dahinrasen; aber dies hätte nur zur Folge, dass ihm sämmtliche Hunde der Stadt kläffend nachliefen — eine wilde Jagd, die wir uns auch nicht wünschen können.

Nach der Dampfpfeife käme zunächst die Signaltrompete der Feuerwehr in Betracht. Dieser beizeiten auszuweichen ist der Wiener seit vielen Jahren gewohnt, und das würde den Radfahrern zu gute kommen. Freilich, zum Trompetenblasen muss man wenigstens eine Hand frei haben, was beim Radfahren nicht der Fall ist. Außerdem würde wohl ein Volksaufstand gegen die Radler losbrechen, wenn sie mit dem Tra-ra der Feuerwehr die Stadt durchzögen. Es macht sich jetzt schon die Enttäuschung in bitteren Worten Luft, wenn die Feuerwehr rasselnd und trompetend ausfährt und sich dann herausstellt, dass das Feuer schon gelöscht war, als sie ankam, oder ein blinder Feuerlärm sie gerufen hatte. Wenn das Volk der Bummler die Signale der Feuerwehr hört, dann will es auch sein Feuer haben, und wehe dem Radler, der es solchermaßen durch das aufregende Tra-ra zu überlisten unternähme!

Das geht also auch nicht. Ebenso fragwürdig sind die Vorschläge bezüglich der sogenannten „Ratschen“ und der „Sirene“. Die „Ratschen“ (Knarre) ließe sich leicht mit dem Pedal verbinden und würde wahrscheinlich ganz lustig klappern. Doch in dem betäubenden Straßenlärm Wiens müsste sie vollständig untergehen und könnte daher keineswegs ihren Zweck erfüllen. Die „Sirene“, jene viellochige Brüllpfeife der Torpedoboote, ließe sich möglicherweise so einrichten, dass sie im Anfang einen leisen, klagenden Ton von sich gäbe, der dann je nach der Ver-

stocktheit der Passanten bis zum Gebrüll gesteigert werden könnte. Allein, woher die Kraft nehmen für sie? Kann man einem Radfahrer zumuthen, daſs er auch noch die Bälge treten soll für den Windkasten einer „Sirene"? Das wäre schlechterdings unmenschlich!

So bleibt denn nur ein Vorschlag übrig, dessen Ursprung auf mein gewissenhaftes Nachdenken zurückzuführen ist. Ich will ihn nicht loben, sondern nur in aller Bescheidenheit erwähnen, daſs er der einzig vernünftige ist. Mein Signal erschreckt die Fußgänger nicht so unmittelbar wie die Schelle, sondern läſst ihnen Zeit zur Reflexion; und in diesem Betracht wird es sich als äußerst wohlthätig erweisen, wenn es endlich eingeführt ist. Zudem ist es bequem zu handhaben und verursacht weniger Kosten als die Schelle.

Man kennt jene kleinen blasbalgähnlichen Spielereien, die durch Zu- und Aufklappen den Ruf des Kuckucks, das Blöken des Kalbes, das Miauen der Katze u. s. w. nachahmen. Eine solche Vorrichtung, die leicht in der äußeren Brusttasche oder sogar auf dem Gouvernal anstatt der Schelle unterzubringen ist, wird auf das Jammergeheul eines Hundes gestimmt. Will nun der Radfahrer eine Person vor sich warnen, so genügt ein Druck auf die Vorrichtung in der Brusttasche oder an der Lenkstange, um das Geheul eines Hundes weithin schallend ertönen zu lassen. Der Fußgänger wendet sich neugierig um, erblickt den dahinrasenden Radfahrer und denkt ganz folgerichtig: „Aha, einem Hund ist er schon über die Haxen gefahren — dem muſst du geschwind ausweichen!" Und beiden Theilen ist auf diese einfache Weise geholfen.

Allheul!

Der Lärchbaum,

oder wie es manchmal bei Civilprocessen zugeht.

Bist du im Besitz von Grund und Boden, lieber Leser? Ja? Dann gratuliere ich. Grund und Boden kann dir nicht niederbrennen, kann nicht davongetragen werden, kann dir nicht einmal versinken. Und wenn auch das, so besitzest du dann ein großes Loch, und das ist immerhin etwas. Und dennoch wirst du ein so feststehendes Eigenthum wie Grund und Boden stets vertheidigen müssen. Sei es auch nur durch die jährliche Steuer. Und wenn der Staat eine Eisenbahn darüber bauen will, so hilft dir auch das Steuerzahlen nichts. Dann muſst du den Boden hergeben. Und wenn du einen schlimmen Nachbarn hast, der dir an der Grenze deine Scholle annagt und abzwackt, dann darfst du nicht eigenmächtig

eingreifen, sonst gäbe es Fetzen, sondern musst den Schutz des Gerichtes anrufen. Schau, und das ist eine missliche Geschichte, über die ich jetzt ein paar Worte sprechen will.

Wenn bei so einem Civilprocess, bei dem von zweien Streitenden natürlich jeder recht hat, ohne weiteres der Richter entscheiden könnte, das wäre freilich einfach. Aber die leidigen Hin- und Herziehereien, die verschiedenen schriftlichen Pliken, Repliken und Dupliken, die lange Bank, und wenn einmal die Advocaten dabei sind!

Du wirst über deine Nachbarn nichts aufkommen lassen, sind brave Leute, die in Fried und Eintracht leben wollen und die es wohl wissen, dass Menschen, welche nahe aneinander wohnen, besonders auf dem Lande, aufeinander angewiesen sind. Gesetzt aber den Fall, du hättest doch so einen tückischen Schelm neben deiner. Zwischen seinem Wald und zwischen deinem, gerade auf der Grenze steht ein schöner großer Lärchbaum. Er galt seit Großvaters Zeiten als Grenzbaum, dein Vater wie du habt euch nie erlaubt, ihn mit einem Beile auch nur anzurühren. Und eines Tages hörest du vom Hofe aus ein Schnalzen und Krachen. Du gehst durch den Wald und siehst, dass der Grenzlärchbaum frisch gefällt ist. Der Nachbar — Lux heißt die Canaille — hat's gethan.

Du gehst hin und machest ihn auf den Irrthum aufmerksam, er hätte zufällig die Grenzlärche erwischt.

Darauf er die rüde Antwort: „Wen geht's was an, wenn ich meine Baumstämme fälle!!“

Jetzt machst du ihm Vorstellungen, der Lärchbaum, an den stets der Grenzzaun gebunden gewesen, hätte von den beiden Anrainenden unversehrt bleiben müssen. Da es nun aber einmal geschehen sei, so müsse der gefällte Stamm oder der Ertrag dafür zwischen den beiden Nachbarn getheilt werden.

Der Lux schleudert dir ein par Roheiten ins Gesicht und gibt dir zu verstehen, seine Knechte würden dir schon antworten, wenn du es versuchen solltest, deine Drohung auszuführen. „Drohung“ nennt er deinen gutmüthigen Einspruch, während er selbst droht. Nun denkst du: Ärgern werde ich mich nicht mit dem Lux. Er wird schon seinen Herrn finden. Der Bezirksrichter wird ihn wohl über die Grenze weisen. — Ja, lieber Freund, wenn das so einfach wäre! Das erste, was dir gesagt wird, ist, der Civilprocess um den Wert eines Lärchbaumes gehöre vor das Landesgericht und du müsstest wohl einen juridischen Vertreter haben. Gut, du nimmst dir einen Doctor auf und jetzt hebt's an.

Anhebt's jetzt, und wann hört's auf? — Frage dich übers Jahr einmal an. Es beginnen die Kanzleien. Erstes Schriftstück: Dein Doctor reicht beim Gericht die Klage ein. Wochenlange Ruhe. Zweites Schriftstück: Das Gericht nimmt die Klage an und stellt dem Geklagten das erste

Schriftstück zu. Wochenlange Ruhe. Drittes Schriftstück: Der Doctor des Geklagten — denn auch er hat sich einen aufgenommen — reicht bei Gericht seine Gegenschrift ein, in welcher deine Eingabe von A bis Z widerlegt wird. Nach einiger Zeit wird dir vom Gericht dieselbe übermittelt. Viertes Schriftstück: Dein Doctor widerlegt die Schrift des Geklagten und erhärtet deine Klage, die er wiederholt. Längere Pause. Das Gericht vermittelt deine zweite Schrift dem Geklagten. Wochen-, vielleicht monatelange Ruhe. Fünftes Schriftstück: Der Doctor des Geklagten widerlegt auch die zweite Schrift deines Doctors und der Gegner hat das letzte Wort. Seine letzte Einspruchsschrift geht wie alle vorhergehenden auf langem Wege durch die Hände des Gerichts an deinen Doctor und von diesem wieder zurück zum Gericht.

Jedes Schriftstück enthält mehrere, vielleicht viele Bogen, denn es wird die ganze Angelegenheit, die Geschichte der Grenze, des gefällten Lärchbaumes, die Gründe und Folgen, Ursachen und Wirkungen u. s. w. nach allen Seiten mit unglaublicher Weitschweifigkeit und vielfachen Wiederholungen erörtert, es werden heftige Anschuldigungen ausgesprochen und großmaulige Forderungen aufgestellt. — Alle Schriftstücke werden in den Kanzleien doppelt geschrieben, jeder Bogen braucht einen Stempel, jeder Bogen kostet hohe Schreibegebür, denn Advocatenpapier ist theurer als Safran.

Nun aber sind der Worte genug gewechselt. Die Actenstücke ruhen bei Gericht. Wie lange? Das ist unbestimmt. Denn das Gericht ist überhäuft mit dergleichen Processen und es können Monate vergehen, bis du an die Reihe kommst mit deinem Begehren. Mittlerweile hat dein sauberer Nachbar Lux den Lärchbaum längst zerschnitten, verkauft und vielleicht auch versoffen.

Und wir haben einstweilen reichlich Zeit, ein wenig in den Bauch des Processes einzudringen. — Du wolltest nur gerichtlich festgestellt wissen, dass die Lärche als Grenzbaum gegolten hat und nun einmal gefällt, zur Hälfte dem Nachbarn, zur Hälfte dir gehört — nicht wahr? Richtig, so wolltest du es. Nun, was macht dein Advocat? Der behauptet in der Klageschrift, der Lärchbaum sei auf deinem Grund und Boden gestanden, der Nachbar Lux habe ihn dir gestohlen, umgehauen, zerschnitten, als Bauholz verkauft und das Geld in seinen Sack gesteckt. Dein Doctor beweist, dass die Grenze viel weiter rechts liege, immer gelegen habe und liegen werde, und er verlangt, dass der Lux den Lärchbaum wieder an die Stelle schaffen, aufstellen, wie er gestanden und lebendig machen soll, widrigenfalls du eine Entschädigung von dreihundert Gulden, die Processkosten und eine exemplarische Bestrafung von ihm verlangest.

Aber Herr Doctor! rufest du deinem Advocaten zu, das ist ja ein Unsinn, das verlange ich ja gar nicht. Ich will nur die Hälfte des Ertrages für den Lärchbaum!

Klopft dir der Doctor auf die Achsel: Lasset es gut sein, Vetter. Fürchtet nicht, alles zu bekommen, was wir verlangen. Das überlasset mir und denket einstweilen: Wer etwas haben will, muss alles verlangen. Wer wenig verlangt, der bekommt gar nichts. So ist's bei unserem Geschäft. Passet einmal auf, was der Gegner sagen wird!

Und richtig, der Advocat des Lux bestreitet fürs erste alles, was dein Doctor behauptet hat: Es ist nicht richtig, dass der Lärchbaum dir gehöre, er gehört dem Lux. Es ist nicht richtig, dass die Grenze viel weiter rechts liege, sie liegt im Gegentheil viel weiter links. Es ist nicht richtig, dass er dir den Baum gestohlen, umgehauen, zerschnitten, als Bauholz verkauft und das Geld in den Sack gesteckt habe, er habe vielmehr seinen eigenen Baum gefällt und verkauft. Und er werde nicht bloß diesen einen Baum nehmen, er werde auch noch die anderen nehmen, die in der Nähe des Standplatzes stehen. Er verlangt, dass du bei Gericht abgewiesen werdest, dass du zu den Gerichtskosten und zu der schwersten Muthwillensstrafe verurtheilt werdest. — Vielleicht hat auch der Lux zu seinem Advocaten gesagt: Herr Doctor, das dürfte zu scharf sein. Und der Doctor zu ihm: In unserer Praxis ist nichts zu scharf. Will unser Gegner alles, so wollen wir auch alles.

So auf das Strammste gespannt kommt der Bogen vor den Richter. Du schämst dich schon, was wird der Richter von dir denken, dass du so überspannte Forderungen stellst? Wolltest du nicht das Recht suchen? Und du setzest dich selber ins Unrecht, indem dein Vertreter dem Gegner gegenüber so lächerlich übertriebene Ansprüche stellt.

Der Richter aber, als er endlich deine Angelegenheit vornimmt und die hitzigen Streitschriften der Gegner liest, lächelt darüber. Nein, er lächelt nicht einmal, er bleibt ganz kühl, für ihn ist die Sache gar nichts, als langweilig. Im übrigen findet er alles in Ordnung, die Parteien müssen sich gegenseitig erhitzen, beleidigen, raufen, zerfleischen. Draußen im Leben hat vielleicht nur einer der Gegner dem anderen unrecht gethan, jetzt müssen sie sich beide unrecht thun, so verlangt's die juridische Form.

Du willst als Kläger billig sein, du darfst es aber nicht, sonst ziehst du den kürzeren, sagt dein Advocat. Du willst gerecht sein, nur das verlangen, was dir gebürt und dem Gegner das Seine zusprechen, du darfst es gar nicht! Du musst ein Unrecht verlangen, wenn du ein Recht behaupten willst, sagt der Advocat.

Eine Hauptregel der Kriegskunst, sagt ferner dein Advocat, ist, gerade das zu thun, was der Gegner nicht haben will. — Gut. Weißt du es aber auch immer genau, was der Gegner will oder nicht will? Gesetzt den Fall, er möchte dich in eine gefährliche Schlucht locken und macht ein Scheinmanöver, dir den Zugang in die Schlucht abzusperren. Wirst du gerade

darum, weil du nun glaubst, der Feind wolle dich nicht in der Schlucht haben, hineinreiten? — Und weiter, darf man denn einen Rechtsprocess mit einem Kriege vergleichen? Dieser sucht List und Gewalt, jener das Recht. Wenn schon die Parteien begreiflicherweise geneigt sind, in einem Streitfalle einander allerlei Böses anzuthun, so sollte doch von gesetzeswegen eine strenge rechtliche Form und Ordnung aufgestellt sein, es müssten auch die Mittel sittliche und rechtliche sein, durch die ein sittliches Ziel, das Recht, erlangt werden soll.

Die heute gesetzlich gewährleistete Advocatenpraxis und Vertretermanier besteht darin, die Gegner in ihrer Rechtssache nicht nur nicht auszugleichen, sondern sie nur noch mehr zu entzweien, ihre Gegensätze bis aufs äußerste auszuspinnen, ihre Feindschaft auf alle Weise zu schüren und zu entflammen, den Conflict zur dramatischen Höhe zu bringen. — Warum das? Etwa, dass jeder der beiden Vertreter durch eine möglichst drastische Darstellung des Falles den Richter für seinen Clienten zu gewinnen suchte? Bewahre, der Advocat weiß es recht gut, dass derlei Übertreibungen den Richter vollständig kalt lassen, dass er die juridische Formsache eben nur als solche hinnimmt, dass er die unzähligen Bogen der Gegenschriften nicht einmal genau durchliest. Ist der Richter nur Buchstabe und Paragraph, so wird er allerdings aus den Kanzleibögen der Advocaten sein Urtheil schöpfen, ist er aber auch ein wenig Mensch mit persönlichem Rechtsgefühl, was sich bei unseren Richtern wohl von selbst versteht, dann wird er trachten, die durch die juridischen Streitschriften verworrenen Thatsachen zu entwirren, den Fall sich lebendig vorzustellen und in heiliger Absicht, nach beiden Seiten hin Recht zu sprechen, das Urtheil zu fällen. In diesem Falle werden ihm die hundert Bogen Advocatenpapier nicht genügen, er wird sie nicht einmal brauchen können, er wird andere Beweise und Zeugenschaft begehren, die ihm maßgebender sind.

Also warum die Sucht mancher Advocaten, bei den Streitenden das etwa noch vorhandene Billigkeitsgefühl ganz und gar zu ersticken, das objective Rechtsbewusstsein zurückzudrängen und der Selbstsucht ihrer Clienten so frivol zu fröhnen?

Warum? Weil die Streitenden sich sonst vorzeitig besinnen und ausgleichen könnten, und weil der Ausgleich für den Advocaten unfruchtbarer Boden ist. Später, wenn der Process sich entfaltet und ausgereift hat, wenn die zahllosen Bogen beschrieben und die zahllosen Taxen berechnet sind, wird der Advocat gegen einen Ausgleich allerdings nicht mehr viel einwenden, ja denselben vielleicht sogar vorschlagen. Die Taxen werden bezahlt, ob von dir oder dem Lux, das ist ihm gleichgiltig.

Wärest du selbst zum Richter gegangen als dein eigener Vertreter und hättest gesagt: Herr Richter, mein Nachbar Lux hat eigenmächtig einen Lärchbaum gefällt, der bisher als Grenzbaum gegolten und an

dem also auch ich das gleiche Anrecht habe. Ich bitte, es aus den Urkunden, Mappen und Aussagen der Anrainenden bestimmen zu lassen, ob ich recht habe oder nicht. Wenn ja, so fordere ich vom Nachbar Lux Vergütung, wenn nein, so bin ich bereit, die Kosten der Richtigstellung zu tragen. — Das wäre anständig und gewiss nach deinem Sinn gewesen. Dem Richter wäre es wahrscheinlich so am liebsten gewesen und die gerichtliche Entscheidung in diesem Siune hätte nicht eine ewige Feindschaft zwischen zwei Nachbarn zur Folge gehabt. — Aber nein, das gibt's nicht. Unsere juridischen Einrichtungen machen ein so einfaches Verfahren in vielen Fällen geradezu unmöglich.

Nun endlich ist die lange Bank durchkrochen. Deine Ruhe ist schon längst verdorben und in den langen Nächten fragst du dich: Wie wird der Process ausgehen? Endlich stellt dir der Advocat geschäftsmäßig kühl das Urtheil zu. Die Lärche war der Grenzbaum und dein Nachbar Lux ist verpflichtet, dir von dem Ertrage desselben die Hälfte auszuzahlen.

Nun also!

Wieso nun also? Durchaus nicht nun also. Der Nachbar Lux hat die Berufung angemeldet. Der Process steigt in eine höhere Instanz und der ganze Spass wiederholt sich von neuem. Ob du die endgiltige Entscheidung erleben wirst? —

Und was an dieser Einrichtung noch besonders zu bemerken ist, die Advocaten selber sind damit nicht einverstanden, sie selbst sind entrüstet darüber. Ich glaube sogar, dass es den meisten mit der Entrüstung Ernst ist, denn diese Art von Rechtsanwaltschaft und Rechtsbehandlung kann auch einen an und für sich ehrenhaften Stand entwürdigen. Wenn ich durch meine Darstellung gewiss nicht die Advocaten im allgemeinen gemeint haben will, so habe ich doch jene gemeint, die es so treiben. Keine Steuer zahle ich lieber, als die der Wahrheit, und so muss gesagt werden, dass ich auch Advocaten kenne, die jeden Streitlustigen vor dem Processe warnen, ihm schlicht und wohlwollend sein Recht oder Unrecht klarlegen und gewissenhaft eine Verständigung, einen Vergleich zwischen streitenden Parteien anstreben. Ich selbst habe es einmal mit einem solchen Rechtsfreunde zu thun gehabt, dem's nicht um Vortheil, nur ums Recht zu thun war, der sich im Laufe des Processes von einer unsinnigen Schablone freihielt, so weit es die Vorschrift nur immer zuließ, und der auf rechtschaffenem Weg mehr erreichte, als durch Finten und Kniffe je hätte erreicht werden können.

Doch wollte ich dir den Process um den Lärchbaum nicht umsonst in die Möglichkeit gerückt haben. Bist du thatsächlich in einem solchen Falle, was soll ich dann zum Schlusse sagen? Etwa: Nicht processieren, lieber Unrecht leiden, lieber einen Vortheil fahren lassen, als einen Rechtsweg betreten, wie der angedeutete. Im allgemeinen, wo es sich um

materielle Tagesvortheile handelt, rathe ich dir gewiss nichts anderes. In diesem besonderen Fall aber, mein Freund, in dieser Grenzfrage, musst du eine richterliche Entscheidung suchen. Denn es handelt sich nicht bloß um dein oder deines Nachbars Gut, es handelt sich um die Grenze, um das Recht der Nachkommen. Da gibt's kein gutmüthiges Verzichten zu Gunsten eines bösartigen Nachbars. Und weil niemand wissen kann, ob er nicht in eine solche Lage kommt, so heißt es darauf hinarbeiten helfen in der Gesetzgebung, dass wir endlich eine Processordnung kriegen, die nicht auf Stempelgewinn, Advocatenvortheil, Ränke und Kniffe ausgeht, sondern einzig nur auf sittliches Rechtsbewusstsein.[1]) W.

Alpenroth.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge.

Das Portal der Akademie zu Lehbruck war umwunden mit einem ungeheueren Kranze aus Tannenreisern. Bunte Bänder waren in denselben geschlungen und rothweiße Fähnlein flatterten daran, und als Haupt dieses Festbogens prangte die Inschrift: „Willkommen!"

Die Anstalt und das ganze Städtchen mit ihr erwartete aus der Stadt einen neuen Professor, der als Schulmann und Gelehrter einen berühmten Namen hatte und zu dem sich die Akademie zu Lehbruck sehr beglückwünschte. Darum der festliche Schmuck. Roland, des Postmeisters Sohn, ein hübscher, anstelliger junger Mann, hatte den Festbogen gezeichnet und das „Willkommen" geschrieben. Roland, der denn schon als Festordner thätig war, hatte auch Hermina, die liebliche Tochter des Stadthauptmannes, vermocht, dass diese die Schulmädchen der Stadt zu einem feierlichen Empfange des neuen Professors vorbereite. Auf Anregung des jungen Mannes that es Hermina besonders gern, denn Roland war — ohne Umschweife zu reden — ihr Bräutigam. Die kleine Stadt hatte ihr wohlgefällig Auge auf dem jungen Paare ruhen, obwohl Roland wie Hermina nicht ganz ohne Neider waren. Es war auch behauptet worden, die beiden passten nicht zusammen. Roland war ein sehr wilder, leidenschaftlicher, trotziger Knabe gewesen; Hermina hingegen die Milde und Sanftmuth, die Zartherzigkeit selbst. Aber den Burschen, den des Erziehers Ruthe und des Schulmeisters Ermahnungen nicht zu dämmen mochten, den zähmte die Liebe. Seitdem er sich die Tochter des Stadthauptmannes errungen hatte und ihn nur noch die Militärpflicht von der Heirat fern hielt, war er friedsam und heiter und wuchs zu schöner Männlichkeit heran.

---

[1]) Der Verfasser wusste wohl noch nichts davon, dass in dieser Sache bereits ein neues Gesetz herausgekommen ist. Die Red.

Das Mädchen, dem sein Einfluss auf den Burschen nicht unbewusst blieb, war ihm herzlich zugethan und wie eine Schwester stets um ihn besorgt. Drohte Roland zuweilen, was anfangs nicht selten geschah, in seine alte Wildheit zu gerathen, so war ein leiser Wink von Herminen genügend, die Ebenmäßigkeit in ihm wieder herzustellen.

So war sein ganzes Wesen gewendet. Hatte er sich sonst gern mit den Jägern, Fischern und Scheibenschützen herumgetrieben, so fand er jetzt Gefallen an feineren Bestrebungen und Genüssen und besonders an den Arbeiten der physikalischen und chemischen Werkstatt der Akademie; und vom Laboratorium gerieth er zuletzt gar in den Lehrsaal, wo Naturwissenschaften vorgetragen und schöne Künste getrieben wurden. Er hatte sich sonst auf sein bevorstehendes Soldatenleben gefreut; jetzt aber, da das Aufgebot durch das Land gieng, meinte er zu sich, er hätte lieber studieren und ein Beamter im Städtchen werden sollen, da wäre ihm Hermina stets in der Nähe gewesen und er hätte können frischweg Hochzeit mit ihr halten. Ob aber Rolands so rasche Verwandlung eine nachhaltige war, das sollte sich erst zeigen. —

Als der Tag der Ankunft des neuen Professors da war, fuhr Roland selbst als Postillon hinaus zur zwei Meilen entfernten Bahnstation, um den Erwarteten abzuholen.

Ein junger, hochgewachsener Mann sprang flink aus dem Waggon. Er stand einen Augenblick still und strich mit der handschuhlosen Hand sein blondes Schnurrbärtchen; da erblickte er das seiner harrende Gefährt und den Kutscher, der eben eine Weinflasche geleert hatte und dem Ankömmling mit vielen Hutschwenkungen zugrüßte. Nicht lange darauf saß Professor Ernfried im zierlichen Wagen; aber in den Sammtlehnen behagte es ihm nicht, bald setzte er sich auf den Bock und plauderte mit dem Kutscher.

Roland hatte sich, für den wahrscheinlichen Fall, dass er mit dem Professor in ein Gespräch kommen sollte, feine Redeweisen ausgedacht; er wollte als gebildeter Mann, der heute nur ausnahmsweise den Leitriemen führte, einen guten Gesellschafter abgeben. Und nun wusste er keine einzige seiner Redensarten anzubringen; der Professor plauderte lustig in den Tag hinein, hatte für jeden Gegenstand, an dem sie vorüberfuhren, Auge, Ohr, Verständnis und eine treffende, anregende Bemerkung.

So wurde Roland bald zutraulicher, erzählte nicht allein vom Städtchen Lehbruck, von der Akademie, sondern auch von sich selbst, und dass er, und zwar schon in den nächsten Tagen, zu den Soldaten müsse, dass er aber viel lieber daheim bleiben, das Haus des Vaters übernehmen und ein Weibchen heimführen möchte.

„Es gibt wohl recht hübsche Mädchen in Lehbruck?“ fragte der Professor.

„Sehr saubere, wenn auch nicht viele“, sagte Roland in zutraulicher Weise. Dann betrachtete er seinen Fahrgast; der war nicht allein jung,

hübsch, geistreich und berühmt, der hatte eine prächtige, einflussreiche Stelle als Director der Akademie in Aussicht; dem ist in Lehbruck die Schönste und Beste gewiss.

Wer aber ist die Schönste und Beste in Lehbruck?

Roland wurde kleinlaut und seine Augenwimpern zuckten, denn die Schönste und Beste im Städtchen ist Hermina. Die Zuneigung, die Roland gleich in den ersten Stunden für den Professor empfand, spielte ihm einen ganz entsetzlichen Streich. Sie entzündete seine Eifersucht und verleitete vorläufig den im guten Tone nicht sehr sattelfesten Mann zu der Bemerkung: „Herr Professor, beim Bürgermeister müssen Sie sich aufführen lassen, der hat ein paar wunderschöne Töchter.“

Der Professor wendete ein wenig überrascht den Kopf; so viel Vertraulichkeit hätte er just nicht beansprucht. Aber Roland erzählte weiter von den Töchtern des Bürgermeisters; es wären deren drei, und die eine schöner und liebenswürdiger als die andere. Der Professor nickte nur lächelnd und dachte bei sich: dem jungen Mann hat das Weibsvolk den Kopf verrückt.

Die Schimmel trabten gut; nach ein paar Stündlein fuhren sie in Lehbruck ein, und als der Wagen im Hofe des Akademiegebäudes hielt und der Professor vom Bocke sprang, wurde er hundertstimmig begrüßt, und Hermina führte eine Schar weißgekleideter Mädchen vor. Der Professor war betroffen, sagte einige Worte, mehr ablehnend als dankend, und wendete sich, um diesen Förmlichkeiten die Spitze abzubrechen, mit einigen Artigkeiten an das erstbeste Mädchen. Dieses war Hermina. Aber kaum hatte Herr Ernfried einige Worte mit der Jungfrau gewechselt, so begann sich in seinem Wesen sofort eine tiefere Innigkeit auszudrücken, als es für eine einfache Höflichkeit gerade nöthig ist. Dem ohnehin lauernden Roland fiel das sogleich auf.

„Sehen Sie, Herr Professor, dort ist gleich eine von den Bürgermeister'schen!“ raunte er dem Manne zu, gegen das Einfahrtsthor weisend, in welchem sich viele Menschen angesammelt hatten.

Die Bemerkung des Burschen wurde überhört.

Es folgte die amtliche Begrüßung durch den Lehrkörper. Und als Ernfried dazu kam, mit diesem sich zu entfernen, richtete er nochmals Blick und Worte an Hermina, die hoch erröthend vor dem jungen freundlichen Mann die Augen zu Boden schlug.

„Herr Professor wünschen vielleicht, dass ich Sie bei den Bürgermeister'schen —“ fuhr Roland fieberhaft dazwischen.

„Ei, was scheren mich die Bürgermeister'schen!“ versetzte Ernfried hastig, seinen Blick kaum abwendend vor der lieblichen Gestalt Herminas.

Da lief Rolands Gesicht dunkelroth an, seine Augen zuckten, seine Lippen bebten. „Mein Herr!“ stieß er heraus, dann haftete er nach dem Arm des Mädchens.

Ruhig, aber mit befremdeter Miene stand der Professor da.

Ein vorwurfsvoller Blick des Mädchens auf Roland und ein höflich grüßender auf Ernfried, und Hermina eilte davon.

Roland aber schwingt sich ohne Gruß auf den Wagen, haut wüthend auf die Pferde los und sprengt wie toll zum Hofe hinaus.

Der Professor schüttelt das Haupt und mischt sich unter seine harrenden Collegen.

* * *

Nach zwei Tagen ist Roland zu seinem Regimente eingerückt. Sein Abschied von Hermina war leidenschaftlich und trotzig zugleich. Er begieng die Taktlosigkeit, das Mädchen vor dem neuen Professor zu warnen, das sei ein arger Mensch, ein boshafter Mensch.

„Ich danke für den Wink, ich werde ihn berücksichtigen", versetzte Hermina gereizt und wünschte dem Scheidenden in kurzen Worten viel Glück und Gesundheit.

Seit der Ankunft des Professors Ernfried wusste die Tochter des Stadthauptmannes, dass sie den Sohn des Postmeisters nicht geliebt hatte und nicht lieben werde. Selbst jene Achtung und schwesterliche Zuneigung zu ihm, die sie bisher für Liebe gehalten, war geschwunden seit jenem Augenblicke, als im Hofe des Unterrichtsgebäudes die beiden Männer vor ihr standen. Die schöne, männliche und ruhige Gestalt des Professors, mit der Wärme seines Blickes, mit der Milde und Klarheit seiner Rede, mit dem Geistesadel seines ganzen Wesens. Und daneben Roland, der vor Gift und Galle Zitternde, von einer Ungeschicklichkeit in die andere tappend und zuletzt der Leidenschaft schmählich unterliegend.

Das war ein schreiender Gegensatz. Hermina wünschte sehr herzlich, dass es dem Roland bei den Soldaten gut gehen möge; dem Professor wünschte sie ausdrücklich nichts, aber sie dachte an ihn und sie träumte von ihm. Anfangs zitterte ihr Herz, dann flüsterte es, dann schrie es auf: ich liebe ihn! Und Ernfried hatte es sich schon im Hofe des Akademiegebäudes mit gelassenem Nachdrucke gesagt: dieses Mädchen muss ich mir erringen! —

Ich will nicht eine Geschichte dieser Liebe erzählen, sie geht den kürzesten, geradesten Weg dem Ziele zu, wie alles, was Professor Ernfried unternimmt und ausführt. Kaum ist ein halbes Jahr vergangen, so schreibt die Tochter des Stadthauptmanns an Roland folgende Zeilen:

„Lieber Freund!

Schon bei Deinem Abschiede dürfte es Dir klar geworden sein, dass wir beide mitsammen ein Paar nicht werden können. Unsere Wesen passen nicht zusammen, wir müssten beide unglücklich sein. Beschuldige mich keines

Treubruches, denn es ist Treue zu mir und zu dir, mein Freund, wenn ich aufrichtig bin. Du wirst eine Gefährtin finden, die Gott Dir schuf. Lebe wohl und glücklich! Hermina."

Roland zerstampfte den Brief unter seinen Füßen; er wüthete. „Da steckt dieser Schulfuchs dahinter!" schrie er und riss seinen Säbel aus der Scheide. Seine Kameraden verlachten sein Toben. Da schlug er dem Nächsten die gezückte Waffe über den Rücken, dass sie sprang.

Als er hierauf bei Wasser und Brot im Arreste saß, brach sein Schmerz in ein heftiges Weinen aus. Er hatte das Mädchen geliebt im tiefsten Herzen. — In der Dunkelheit des Gefängnisses schmiedete er einen Plan. Ein Fenstergitter, das Menschen einsetzen, werden Menschen wohl auch vermögen auszureißen. In der zwölften Nacht war es geschehen. Den herbeieilenden Wächter betäubte er durch einen Schlag, dann floh er — floh der Heimat zu, um sich das Liebchen wieder zu erringen und den Nebenbuhler unschädlich zu machen.

„Willkommen!" hatte er ihm einst entgegengerufen, und jetzt — —

* * *

Wieder ist das Portal des Akademiegebäudes bekränzt wie damals, und heute auch das Kirchenthor. Roland kommt gerade recht zum Hochzeitszuge — zum lustigen Hochzeitszuge, der aus der Kirche wallt, inmitten zieht das schöne Brautpaar: der Director der Akademie und die Tochter des Stadthauptmannes!

Nur wenige im Städtchen haben an jenem Tage den Postmeisterssohn gesehen. Einen glühenden Fluch hatte Roland ausgestoßen, einen wild-schrecklichen Racheschwur, dem jungen Paare zum Glückwunsch, dann war er verschwunden, wie er gekommen.

Wenige Tage danach wird im Städtchen gefahndet nach einem Militärflüchtling. Im Posthause wird jeder Winkel durchstöbert. „Was wollt Ihr denn?" fragte der alte Postmeister, „mein Sohn ist beim Regiment!"

Nein, Alter, er ist nicht beim Regiment! — Nein, Schergen, er ist nicht im Posthause, nicht im Städtchen, er ist —

Die Welt ist weit! —

Das Gerücht, Roland sei am Hochzeitstage in Lehbruck gewesen, und noch dazu als entflohener Häftling, träufelte doch ein bitter Tröpflein in die Honigwochen des jungen Ehepaares.

„Je nun, so hat er sich's selbst geschmiedet", sagte Ernfried, setzte aber sogleich hinzu: „Er oder ich. Was können wir für unsere Artung? Auch an der Wage der Gerechtigkeit muss die eine Schale sinken, wenn die andere steigt."

Hermina verstand die Worte kaum. Und in der treuen innigen Liebe zu ihrem Gatten suchte sie Roland ganz und gar zu vergessen.

Sie hätte ihn vergessen. Da gieng die Nachricht durch das Städtchen: unten an der Seewand hätten die Häscher den flüchtigen Postmeisterssohn erblickt und nach dreimaligem vergeblichem Haltrufe nach ihm geschossen. Der Flüchtling sei getroffen worden und in die Tiefe des Sees hinabgestürzt.

Der alte Postmeister ließ den See durchforschen nach dem todten Sohn, aber der See gab ja nie ein Opfer zurück, und so fand man auch die Leiche nicht trotz allen Suchens. Tief gebeugt war der alte Mann und er trauerte um den Verlorenen. —

Auch an Herminens junges Herz hatte der Gram geklopft; eines Tages fand sie der Gemahl in Thränen. Sie gestand ihm sogleich, sie weine Rolands wegen; er war bei all seiner Wildheit doch so treu gewesen und er hatte so unselig geendet. Er lebte und starb für sie, er ist wohl einer Thräne wert aus ihrem Auge.

„Du gutes Herz!“ sagte der Professor, „dieser Schmerz ist edel, er macht dich in meinen Augen nur noch schöner und größer. Ich theile ihn selbst, ich nahm Roland das Glück seines Lebens. Bist du einverstanden, dass wir seinen Todestag wie den Sterbetag eines Bruders alljährlich durch eine stille Erinnerung feiern?“

Und da war es denn alljährlich am Tage des heiligen Täufers Johannes, dass im Gemache Herminens auf einem weißgedeckten Tische ein Kranz aus frischen Blumen lag und eine rothe Ampel dabei brannte.

Es vergieng ein Jahr ums andere. Lebendig und heiter waltete der Ehe süßes Glück im Hause des Directors; ein paar holde blühende Sprösslinge durchflatterten und belebten den Hausfrieden. Doch am Johannestag leuchtete auf dem Tische stets der Blumenkranz und die rothe Ampel.

Aber eben die kleinen Hausgeister machten es, dass das Gedenken an den unglücklichen Roland doch nach und nach schwand; und wenn Ernfried auch oft den ganzen Tag über auf der Anstalt beschäftigt war oder gar zum Behufe von Naturstudien Ausflüge machte auf das Land, ins Gebirge — so gesellte sich in Herminens Seele dem Gedanken an den abwesenden Gatten nie mehr eine Erinnerung an Roland.

Ernfried war in ihrem Herzen; für Ernfried lebte und webte sie, ihm erzog sie ihre Kinder, sie mussten werden, wie Ernfried war.

* * *

Von Lehbruck gegen Mitternacht und Sonnenuntergang hin lag die Alpenkette. Hellgrünes Vorgebirge, dunkelschattige Wälder, Almmatten und Felsgruppen stiegen höher und höher hinan, und über dieses weitläufige Gebirge aus fernstem Hintergrunde hervor leuchtete an klaren Tagen der Weißkampgletscher. Von Lehbruck aus war der Gletscher zu sehen wie ein

weißes gezähntes Wolkenstreifchen, das weit hinter den Vorbergen schweben mochte, das zuweilen in der Sonne wie Silber glitzerte, zumeist aber schier ganz verwischt war.

Der Weißkamp war bös angeschrieben im Städtchen; nicht bloß, weil der scharfe unstete Wind, der von dort kam, stets arges Wetter brachte; auch nicht, weil der Sage nach feindliche Berggeister in den unwirtlichen Schluchten und Höhlen des Gebirges wohnten, sondern weil in der wilden Zerrissenheit des Weißkampgletschers schon so mancher kühne Bergkletterer zugrunde gegangen war.

Director Ernfried war schon lange mit dem Plane umgegangen, den Weißkampstock einmal zu besteigen und für wissenschaftliche Zwecke zu durchforschen.

Hermina war es stets gewesen, die ihn davon abhielt, wenngleich der Director anderweitige Bergwanderungen machte, die, wenn auch nicht so beschwerlich, doch nicht minder gefährlich waren, als es eine Besteigung des Weißkamp sein konnte. Ernfried war stets neu gekräftigt und heiteren Geistes von den Ausflügen zurückgekehrt, und so war Hermina endlich auch einverstanden, als ihr der Gatte seinen Entschluss mittheilte, die Besteigung des Weißkamp zu unternehmen.

Es wurden dazu zwei Junitage, ein Sonntag und der darauf folgende Johannestag bestimmt.

So gieng er heiter davon. Frisch und frei am hellen Gottesmorgen gieng es in die Weite.

Nach der Last und Sorge des Tages, nach dem ewigen Hin- und Wiedergeschobenwerden im Menschenverkehre — was ist es für ein Herrliches, endlich allein zu sein, mit sich selbst allein, und ganz für sich den Gottesathem zu trinken!

Ernfried wanderte dem Gebirge zu, bis es ihn umragte zur Rechten und zur Linken. Die Wasser brausten, die Luft rieselte in den Zweigen des Waldes. Heitere Menschen begegneten ihm ab und zu, theils in zerfahrener Kleidung und unter Lasten keuchend. Kein Mensch trägt so schwer an seinem Eigenthum als jener, der das kleinste besitzt. — Aber keine Traurigkeit deshalb; immer lustig, immer keck und verwegen! Hungrige Menschen haben noch wenige verzweifelt, aber übersatte haben sich zuweilen die Gurgel zugeschnürt. Luft und Wasser und Sonnenschein hat jeder, alles weitere ist Nebensache; lustig, lustig ist's auf den Bergen! —

Immer steiniger wurde der Weg, immer felsiger die Gegend, immer brausender das Wasser, immer steiler wurden die Hänge.

Es war schon hoher Nachmittag, als Ernfried zu einer Klause kam, die sich tief unter einer Felswand duckte und mit wildem Gestrüppe umwuchert war. Ein paar Ziegen nagten an den Blättern des Gestrüppes;

ein Weib, dessen loses Haar die Bekleidung des Oberkörpers versah, stand am Eingange. Diese Klause war unserem Bergwanderer als die letzte Hütte bezeichnet worden, und er fragte daher das Weib, ob hier etwa ein Führer zu haben sei hinan an den Gletschern des Weißkamp.

„Wird keiner sein", sagte das Weib. „Meiner ist nit daheim." Sie meinte ihren Mann.

„Und glaubt Ihr, dass ich's allein wagen kann auf den Berg?" fragte der Director.

„Nit zu rathen. Meiner hat fort gesagt, wer ganz hinauf will bis über's Eis, der thut's nit allein."

Was war zu machen? Vorläufig setzte sich der Director auf einen moderigen Baumstrunk und bat um einen Trunk Wasser. Dieser ward ihm sorglich aus einem irdenen Topf gereicht. Dann gieng das Berathen an. — „Einer wär' schon", sagte das Weib, „der gienge gleich; wär' auch schön stark und thät das Gebirg' kennen. Aber — —" Nach einer Weile erst setzte sie bei: „Anloben will ich ihn nicht. Ist halt ein Mensch, von dem man nit weiß, wie man mit ihm d'ran ist. Just dass ihm eins was Schlechtes kunt nachsagen, dasselb' auch nit. Wildern thut er wohl. Sonst ist er halt ein Kräuterer; geht allweg in der Einschicht herum, mag keinem Menschen recht ins Aug' schauen; hat keinen guten Ruf. — Ich denk', der wär' gleich zu haben als Führer; steigt sonst auch oftmalen oben in den Wänden herum. Der wär' auch nit weit zu suchen, gleich da oben hinter dem Steingröbel liegt er unter der Tann', hab' ihn voreh just gesehen."

Ernfried sann eine Weile, dann blickte er nach der Sonne, die sich schon hinter eine hohe Wand zog. — „Drei Stunden von da werden noch gerechnet bis zum Eis", murmelte der Mann, dann laut: „will den Abend oben zubringen und dann herabsteigen zu dieser Hütte. — Einen Bund Heu habt Ihr wohl für mich über die Nacht? — Gut, so erweist mir jetzt die Freundlichkeit und holt mir den Mann, der da oben unter der Tanne liegt!" —

An dem Abend desselben Tages war's, als Hermina auf den weißgedeckten Tisch einen frischen Blumenkranz legte und die rothe Ampel anzündete. Dann sah sie in die Dämmerung hinaus und ihr Blick wendete sich gegen das Gebirge.

Siehe, so blutig roth hatte der Weißkamp noch niemals niedergeleuchtet wie heute. Sie konnte ihr Auge nicht wenden von dem wundersamen Alpenglühen, und eine unsägliche Bangigkeit kam über ihr Herz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ernfried stieg in Begleitung des gedungenen Führers den Berg hinan. Jeder der beiden Männer hatte ein schweres, eisenbeschlagenes Griesbeil zur Hand, wie ein solches auf Gletscherfahrten unerlässlich ist. Der

Führer hatte auch noch Steigeisen an den Füßen. Ernfried konnte die Worte des Weibes in der Klause nicht so ganz vergessen; der Begleiter sah ein wenig seltsam aus. In den Kleidern lag es nicht; diese waren wie die eines jeden anderen Älplers, der mit Wind und Wetter zu kämpfen hat und für Gestrüpp und Gestein und Bergrutschen eingerichtet sein muss. Aber der verwilderte, dunkelrothe Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte, nur die scharfen Züge um den Mund und das stechende, zuckende Auge nicht, dieser Bart war ein wenig unheimlich. Auf dem linken Fuß hinkte der Mann ganz bedeutend, sein Griesbeil stieß er derber und tiefer in den Boden, als es nöthig gewesen wäre. Er sagte selten ein Wort und gab auf Fragen des Directors nur kurze, trotzig klingende Antworten. Ein paarmal durchzuckte es den Mann, als wüthe ein Kampf in seinen Nerven; dann schnob und pfauchte er vor sich und gieng wieder ruhig weiter.

Ernfried wendete sich der Natur zu. Auch diese war nicht mehr freundlich, sie war herb und wild und großartig von den fliegenden Wolken an bis hinein in die Spalten der Felsen. Tief unten lag das grüne Bergland, weit draußen die graue Ebene mit der kleinen Reihe weißer Punkte — dort war Lehbruck. Ringsum und hoch oben die Felswände, anscheinbar kaum erklimmbar. Aber der Führer wusste die Fährte, geleitete den Director geschickt und sicher, bis sie plötzlich auf hohem Grat standen, wo das Eis beginnt.

Eine neue Welt; zwischen Zacken und Kanten und steilen Abgründen lag das gewaltig weite Schneefeld im Glanze der untergehenden Sonne. Das Eis war hart wie Felsen und völlig trocken; es war grobkörnig und schmutzig grau und hatte Sprünge und Klüfte und Höhlen und allfort hörte man das Krachen und Knirschen berstender Schollen.

Hinter den Zacken und Spitzchen fernster Gebirge im röthlichen Abendwolkenschein gieng die Sonne nieder. Die weiten Eis- und Schneefelder waren übergossen von dem rothen Widerschein, und tiefer und tiefer wurde das Roth in der wachsenden Dämmerung, und endlich war es Ernfried, als wandle er über ein grellrothes erstarrtes Hochmeer, und die Schneekuppe war wie ein tiefglühender, ungeheuerer aus der Esse emporgehobener Eisenklumpen in nächtigem Dunkel. Unten auf den schwarzen Gründen der Waldungen selbst lag ein rosiger Anhauch des Widerscheines von dem Widerscheine.

Ernfried war selig und unersättlich in diesem erhabenen Genusse; er schwelgte ganz in der Poesie dieser Stunde. Alles sonst vergessend stieg er noch immer höher empor. Sein Begleiter war hinter ihm und stieß seine Steigeisen zuweilen wie mit einem verbissenen Fluch in den flachen Schneeboden. Wohl spiegelte sich in seinem finsteren Blick die Röthe des Alpenmeeres, aber in diesem Auge wurde das milde Leuchten zu einer

wildwogenden Lohe. Gegen die höchste Spitze hinan ließ der Unheimliche sein sprühend Auge schießen, dort war das Ziel für Ernfried und — für ihn.

Noch standen sie still und nahmen Erfrischung aus einer Blechflasche, die der Director mit sich trug. Der Führer that einen langen Zug, einen fast leidenschaftlichen Zug, als hätte er ein Feuer in seinem Inneren zu dämpfen. Aber Wacholderbrantwein dämpft kein Feuer, facht es vielmehr an.

Sie schritten über einen schmalen Riff, an dem zu beiden Seiten der Abgrund war. Ernfried gieng, stets mit dem Alpenstock den Boden prüfend, voraus; der Führer hinterdrein. Mehrmals blieben sie stehen; Ernfried fühlte einige Ermattung. Plötzlich that der Führer den Mund auf und sagte lauernd: „Was würden sie unten sagen, wenn Ihr nicht mehr zurückkämet?"

Ernfried stutzte über diese Frage, dann entgegnete er gleichmüthig: „Als Erstes würde man Euch zur Verantwortung ziehen."

Sie schritten weiter. War es die Abmattung, dass der Führer mehrmals tief aufathmete? —

Endlich hatten sie den höchsten Punkt erreicht. Es war die einzige der vielen Spitzen, auf welcher jetzt noch die tiefe Glut des Abendrothes lag. Über dem fernen schwarzen Gebirgsrand lagen goldige Fäden der Abendröthe. Eine feine, eisigkalte Luft gieng; eine unsägliche Stille war über allem, nichts war zu hören, als das rasche Athemholen der beiden Männer. Sie standen nicht auf Schnee oder Eis, sie standen auf nacktem Gestein, zerrissen und zerfegt von den Stürmen. Sie hatten über einige Klüfte gesetzt und waren mittelst des Alpenstockes kühn über einen wüsten Schlund geklettert, aus dem hervor die Finsternis eines ungemessenen Abgrundes gähnte.

Als sie nun auf der höchsten Spitze standen, starrte Ernfried schweigend und ernst in die versunkene Welt hinaus. Er hatte sich so sehr gesehnt nach dieser Naturgröße und Einsamkeit der Höhe, er hatte sich ja vorgenommen, mittelst einiger mitgebrachten Instrumente wissenschaftliche Beobachtungen zu unternehmen, und er hatte eben früher noch aufgejauchzt vor Alpenluft. Und nun plötzlich wollte ihn das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit überkommen und er spähte gegen die ferne Ebene hinaus, ob er nicht etwa die Lichter von Lehbruck erblicken könne. Nein, kein Licht außer dem Glitzern der Schneeflächen und Eiswände da unten und außer dem hellen lebendigen Geflimmer des Sternenhimmels.

„Leiht her!" murmelte der Führer jäh, und nahm dem Director den Stock aus der Hand, „hundert Klafter tief, sagt man, ist dieser Abgrund da!" er zeigte mit des Directors Stock gegen die Tiefe, da fiel ihm dieser wie unversehens aus der Hand und rutschte und kollerte hin und über die steile Schneefläche, dass es sauste; und eine Weile war es zu hören, wie der Stock klingend an Schollen und Gestein schlug, bis er in den Tiefen verscholl.

„Was bedeutet das?“ rief Ernfried erregt.

Da hatte sich sein Führer bereits hohnlachend mittelst seines Griesbeils über den Schrund zurück auf den Riff geschwungen.

„Was soll das?!“ rief Ernfried nochmals.

Wieder lachte der wüste Mann, und sein Lachen war hohl und schrecklich, wie man erzählt, dass Rübezahl lacht, wenn er als böser Geist erscheint.

„Jetzt ist die Stund'!“ schrie der Führer aus seinem Lachen hervor, „die hab' ich lang schon haben wollen! Kennst mich nimmer, Herr Professor? Postmeisters Roland bin ich, den du hast gestoßen von seinem Glück. Hast geglaubt, tief im See läg' ich begraben? Herr Professor, das ist der rechte Glauben nicht gewesen. Bin wohl ins Wasser gesprungen, wie die Häscher nach mir und in meinen linken Fuß haben geschossen. — Hat's denn keiner mehr gewusst in Lehbruck, dass ich schwimmen hab' gelernt? — Besser freilich, ich wär' ertrunken; denn nachher ist mein Elendleben angegangen. Schau an, das Alpenroth, das jetzt verlischt: so hell und rein ist mein Glück gewesen, und so blutig wie dieses Alpenroth auch meine Pein. — Die Hermina hab' ich nimmer vergessen, und ein Lump bin ich dennoch geworden und im einschichtigen Gebirg muss ich irren wie ein wildes Thier. Die Menschen muss ich fliehen; zu Tod thaten sie mich schlagen. Ich bin ja Soldatenflüchtling. Wegen ihr und wegen dir bin ich's geworden.“ — —

Ernfried wusste kaum, wie ihm geschah. Heiß und kalt gieng's ihm durch das Herz. Wohl unklar war die Sache, aber da es dem Director nicht möglich war, auch nur einen Augenblick an Gespenster zu glauben, so musste er sich sofort mit dem Gedanken fassen, er habe in dem wilden Mann seinen unversöhnlichen Nebenbuhler vor sich. „Roland“, sagte Ernfried, „Sie wollen sich also an mir, dem Wehrlosen, rächen?“

„Ja“, sagte der Andere düster.

„Und Sie wollen mich auf dieser einsamen Höhe ermorden?“

„Ermorden?“ versetzte der Führer, „nein. Ihr habt mich zu einem Elenden gemacht, aber zu einem Mörder sollt Ihr mich nicht machen. — Hat mich Gott zu Euerem Hüter gestellt? Nein. Ich weiß von nichts, will von nichts wissen. Ich steige hinab zu meiner Höhle. Der Stock ist unversehens davon gefahren. Ihr seht selbst zu, wie Ihr ohne Stock über den Schrund kommt.“

Jetzt wurde dem Director die Lage klar; er stand auf der Spitze des Berges, von Klüften und Abgründen umgähnt. Ein Fehltritt bringt ihm den Tod; eine Nacht Weilens in der Region des Eises bringt nicht minder sicher den Tod; und ohne Stock und Halt über den fürchterlichen Schrund zu gelangen, ist nicht möglich.

„Lebt wohl, Herr Professor!“ rief der Führer höhnisch. „Ihr seht, ich bin nicht mehr der junge leidenschaftliche Mensch, ich bin ganz

ruhig, ganz besonnen. Ich weiß, was ich thue, ich gehe und führe Hermina heim."

„Roland!" schrie der Director mit bebender Stimme, „lass' mich nicht verderben; denk' an mein Weib, an meine Kinder!"

Roland hastete mit seinem Stock über den Riff und die Schneelehnen hinab. Seine Ruhe war gar sehr erheuchelt gewesen. Ein einziger Fehltritt konnte auch ihn in den Abgrund schleudern, aber er dachte nicht daran, glühend heiß kochte es in seinem Inneren, in Rachelust presste er die Zähne zusammen.

Als er aber hinabgekommen war auf die Stelle, wo die grünen weichen Matten anhuben, da stand er plötzlich still und legte die Hand an seine heiße Stirn — Denk' an mein Weib und meine Kinder — diese Worte hallten nach in seinem Herzen und peinigten ihn. „Du hast Hermina so tiefinnig geliebt", sagte er zu sich, „und du liebst sie noch und sie ist dein Sinn im Leben und im Sterben. Und du thust ihr jetzt das Leid an, wie ihr ein größeres kein Mensch anthun kann auf der ganzen Welt. Du raubst ihr den Gatten und den Vater ihrer Kinder. — Roland, wie blutig hast du jahrelang das Unrecht beklagt, das dir geschehen? wärest du ihrer Liebe würdig gewesen?" —

Ein halbverwehter Schall zitterte durch die Luft. — Ist es Herminens Stimme? — Nein, es ist der Hilferuf des Verlassenen auf der Höhe.

„Roland," murmelte der Mann, der diesen Namen trug, „dieser Schrei ist nicht sein Ruf allein, ist auch ihres Herzens Schrei. Ewig wird er deine Seele martern, und so groß und rein war deine Liebe, dass du sie mit einem Verbrechen hast besiegelt und nicht mit einer edlen That? — Roland! Roland! in deinen Händen liegt ihr Glück und Unglück? gedenke, wie unendlich du Hermina hast geliebst!" —

Ein lautes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. — Der Bann war gebrochen; anstatt in stiller Nacht über die weichen Matten abwärts zu wandeln, stieg er wieder empor über Schnee, Eis und Gestein, und ehe die Stunde vergieng, stand er auf der Höhe und schleuderte sein Griesbeil über den Schrund hin zum Hilflosen.

Ernfried, der nach vielen fruchtlosen Versuchen, über die Kluft zu gelangen, sich fest in seinen Mantel geschlungen, auf einen Stein niedergelassen und sich mit männlicher Ergebung seinem Schicksale anheimgestellt hatte, fuhr empor, als neben ihm der Stock schrillte. Sogleich raffte er sich auf und erfasste den derben, rettenden Stab, um sich mittelst desselben über die wilde Stelle zu helfen.

Roland kam, im Sternenschein die Stelle prüfend, von der anderen Seite herbei und mahnte mit seltsam bewegter Stimme zur Behutsamkeit. Unbeholfen waren Ernfrieds halberstarrte Glieder; mehrmals strauchelte der Stock und losgelöste Steinchen rieselten.

„Vorsicht!“ rief Roland fast kreischend, da stieß Ernfried einen matten Schrei aus und hub an zu rutschen.

„Anstemmen! Anstemmen!“ schreit der Führer und thut einen Sprung ins klüftige Gewände, klammert die Linke an die vorspringende Kante eines Steines, um mit der Rechten den Arm des sinkenden Mannes zu erfassen. Es gelingt, Ernfried vermag sich auf die nahe Felsbank zu schwingen; in demselben Augenblicke löst sich der Stein in Rolands Linken los — ein wilder gellender Schrei — und der Mann fährt nieder in die Finsternis des ungemessenen Abhanges.

Lange kollerten und rieselten die Steinchen — dann wurde es todtenstill. —

Ernfried stand wie vor Schreck zu Stein geworden. Er war nun freilich gerettet und stand auf dem ziemlich sicheren Boden des Riffes, aber der arme Führer — Roland! — — war's Wirklichkeit? war's ein Traum? —

Und als Ernfried nach Stunden auf milder Matte stand, fragte er sich nochmals: „Ist das Wirklichkeit gewesen oder ein Traum?“ — —

Blass und völlig verwirrt kehrte der Director zurück nach Lehbruck. Kaum als er Weib und Kind ernst begrüßt hatte, bot er mehrere kernfeste Männer auf und zog mit ihnen wieder ins Gebirge und in das wilde Gebiet des Weißkamp.

Sie suchten den verunglückten Führer. Sie fanden ihn liegen in einer Schlucht, und Eis und Schneewasser rieselten über den Körper. Viel Blut der zerschmetterten Glieder war mit diesem Wasser davongeflossen, aber der Mann lebte noch und labte sich selbst mit Wasser.

Auf einer Sänfte aus Lärchengeäste trugen sie ihn dann hinaus gegen Lehbruck.

In Ernfrieds Haus kehrten sie ein und legten ihn auf weißes Linnenzeug. Er sah Hermina, die ihn sogleich erkannte; er sah ihre Kinder, die sich anfangs vor dem bärtigen Gesichte fürchteten, bis ihnen gesagt wurde, es sei der Mann, zu dessen Andenken am Johannestage immer die rothe Ampel brenne.

Roland hörte nun von den Kleinen, wie sein Gedenken gefeiert worden war. Er sagte kein Wort, er lächelte.

Und in diesem Hause schlief Roland ein zu besserem Leben. An demselben Abende, als Hermina ihre Finger auf des Todten Augenlider legte, lag auf den fernen Höhen des Weißkamp ein herrliches Alpenglühen. Von lichtem, goldigem Schein gieng es über zu dunkler Glut, bis es sachte emporstieg zur höchsten Spitze des Berges, wo es in einem Dreizack verdämmerte.

Der Leichenbitter.

Skizze aus dem Volksleben von **L. L. Doser.**

Ein seltsamer, pudelnärrischer Kauz der Florian; strotzt von Gesundheit, Thatkraft und Lebenslust, und denkt doch allerwege an sein Sterben. Und dabei soll er lebenslustig sein und heiter? Na und wie, das ist ja das Merkwürdige! Florian Waldele, der Landbriefträger der Gemeinde Sanct Margarethen am See, ist weit und breit unter dem Namen „der Leichenbitter" bekannt. Es kommt ja ab und zu vor, dass eine schluchzende Wittib, ein gebeugter Vater oder verweinte Kinder den vorübergehenden Briefträger recht schön bitten, er möchte auf seinem Wege den kleinen Abstecher zum vulgo Bergjörgl oder Simmibauer oder Kraxenpeter nicht scheuen, und dortselbst halt vermelden, die „gute Nani", oder der „arme Lenz", oder die „liabe alte Muatta" hätt' der Herrgott zu sich gerufen, und ob der Herr Vetter nicht zur Beerdigung am so und so vielten um zehn Uhr vormittag kommen möcht?

Deswegen aber hatte sich Florian nicht etwa den schönen Titel Leichenbitter erworben, die Sache lag wo anders. Er dachte seit vielen, vielen Jahren in geselligen und einsamen Stunden ohne jede Anwandlung von Schwermuth an seinen Abgang von dieser buckleten Welt und vor allem an ein möglichst würdiges Leichenbegängnis. Er war keiner von denen, die am hellen Tage Gespenster um die Ecke huschen, in mondhellen Sommernächten halb im Traume die Thüre aufgehen, den gewaltigen, schrecklichen Sensenmann mit schlürfenden Tritten sich ihrem Bette nähern sehen und zitternd in grauenhaftem Schrecken die leise Mahnung an ihr bevorstehendes Ende vernehmen. Nein, solche unheimliche Besuche zu nachtschlafender Zeit empfieng der Leichenbitter niemals, und er war auch ansonsten gerade kein Grübler. Aber wenn er einen Kalender in die Hand nahm oder vor einem solchen an der Wand aufgespannten stand, fuhr ihm wohl der neugierige Gedanke durch den Sinn, welches der hier verzeichneten Strichleins und Datums etwa den Jahrestag seines Hinscheidens bedeute. In solchen Augenblicken zogen aber nicht einmal Ahnungen dämmernden Unglückes über sein heiteres Gemüth, dem der Todgedanke nichts unfreundliches war. Es suchte sich sogar einen „netten passenden Sterbtag" aus, an dem seine Bekannten von weit und breit

Zeit fanden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Wenn er mit einem Ohr dumpfe Töne der fernen Kirchenglocken vernahm, die seine Leichenfeier erst leise, dann mächtig anschwellend wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes einläuteten, so hörte er mit dem anderen Ohre ihm traut gewordene, so liebgewonnene Trauerweisen, das „De profundis" der in Messnerkleider gesteckten Kirchensänger, die schnarrenden Töne der Veteranenkapelle. Und damit stiegen gelinde Nebel, die vielleicht bei anderen in düsteren Ahnungen das Herz beschattet hätten, von selbst wieder empor von seinem Gemüthe, und meiner Seel' — er wurde ganz kreuzfidel beim Gedanken an seine „schöne Leich", wo sie ihn wie den „Fürsten Pampsti" hinaustragen würden.

Da hieß es aber, sich bei Zeiten umsehen. Es gibt Vereine, die eigentlich nur aus todten Leuten bestehen, das heißt, was so eigentlich die ausübenden Theilnehmer betrifft. Die Lebenden müssen als unterstützende Mitglieder betrachtet werden, activ wird einer erst, wenn ihn der rauhe Schlächter, der kein Erbarmen, keine Protection noch Vergesslichkeit kennt, mit einem kräftigen Backenstreiche seiner knöchigen Rechten auf das Bahrtuch drückt. Vorehe zahlt der Gesunde in Raten die Herrlichkeit, die seinen modernden Resten sodann zutheil werden wird. Es ist schließlich nichts anderes, als eine Art Lebensversicherung der kleinen Leute, die geradesowenig diesen Namen verdient, als jene der großen und begüterten Kreise. Lebensversicherung! Als ob eine einzige Unternehmung in der weitverbreiteten Assecuranzwelt das Calcul ergründen könnte, durch welches das Leben wirklich versichert zu werden imstande wäre. Aber man taufte das trübselige Geschäft nun einmal mit dem verlockenden Titel, und der arme Teufel, dessen Hinterbliebene flugs nach dem Begräbnisse weiter um ihren Lebensunterhalt schaffen und streben müssen, will den letzteren wenigstens die Sorge um Bezahlung seiner Beerdigungskosten abnehmen. Die reichen Leute aber, die mehr Zeit haben, brauchen auch eine höherwertige Polizze, damit sie auf die „Pompes funèbres"-Kosten auch noch so viel herausgezahlt erhalten, um ihren Schmerz je nach der Jahreszeit im sonnigen Süden oder an der kühlen Seebadküste im Norden leichter ertragen zu können.

Also der Florian war Mitglied des St. Margarethener Bezirksbeerdigungsvereines und erwarb durch monatliche Einzahlung von fünfunddreißig Kreuzern im Falle seines Todes ein Anrecht auf würdige Bestattung. Entweder fünfunddreißig Gulden bar, oder die Leichenfeier in natura, das ist: zwei geistliche Herren, sechs Windlichter, sechs Träger, vier Messner (oder doch solche, die jenen täuschend ähnlich sehen), zwei Vorbeter, einen feschen Sarg, nicht zu groß, nicht zu klein, der sich unter Brüdern anschauen lassen kann, zwei Seelenmessen und acht Jahre Quartiermiete im vorhinein, draußen im Friedhofe. Also wie man

sieht, ganz annehmbar. Die Musik der Veteranen bekommt zu allem Überflusse noch für den Mann dreißig Kreuzer Blasgeld, um die steckengebliebenen Töne nach der Beerdigung mit ein paar Viertel Wein durch die Gurgel hinabschwemmen zu können. Es gab halbe Nächte, wo der Florian darüber nachgrübelte, ob er sich als Todter lieber für die baren fünfunddreißig Gulden oder die fertige Bestattung entscheiden sollte; oft glaubte er an den Fingern zusammenrechnen zu können, dass er da oder dort an den fünfunddreißig etwas ersparen könne. Zwei, drei Gulden ließen sich gerade schon herausschlagen. Aber für wen denn schließlich? Verheiratet war der gute Waldele zum Glück nicht, und so hätten die paar Einserln, um die er sich den Kopf zerbrach, wahrscheinlich die Veteranen vertrunken. Nein, justament nicht.

Da starb der Bürgermeister im Ort. Der Verlust wäre gerade schon noch zu ertragen gewesen, aber die Sache war kritisch, weil mit ihm zugleich der erste Gasthofbesitzer, Postmeister, Bräuer und größte Steuerzahler verschieden. Denn er war alles in einer Person gewesen. Der Verlust war daher ein vier- oder fünffach betrübender, auch für die löbliche Feuerwehr, die an ihm ihren opferwilligen Hauptmann verlor.

Zum erstenmale seit ihrer vor drei Jahren erfolgten Gründung durch eben den Verstorbenen rückte dieselbe mit blitzblanken Helmen zu einem Leichenbegängnisse aus. Und von dem Augenblicke an stand es beim Florian fest, dass sie zu seiner Beerdigung auch kommen müsse. Zwischen den Veteranen und der Feuerwehr bestand kein gutes Einvernehmen. Eifersucht und Neid verschärften die Gegensätze. Wenn die einen mit ihren Helmen und Ehrendegen protzten, thaten es sich die anderen dafür mit ihrer dröhnenden Musikbande zugute. Was menschliche Ausdauer und Geduld zu leisten vermögen, auch ohne diplomatische Ausbildung an der orientalischen Akademie, bewies hier der einfache Landbriefträger. Auf ja und nein traten nach ihm fast alle Veteranen in die Feuerwehr ein und letztere hatte auf einmal jetzt dadurch auch ihre Musik. Schaute freilich bis auf die geänderte Uniform der anderen so ähnlich, wie ein Assecuranzagent dem anderen, und Florian hatte die blanken Helme sicher bei seinem letzten Gutheilgange.

Zur St. Josef-Betbrüderschaft aber kriegten sie ihn doch nicht, obwohl sie ihm so verlockend versprachen, mit brennenden Kerzen auszurücken, wenn ihn der Herrgott heimbefehle. Von der Sippe hielt der Waldele nicht viel, sie rückten ihm gar zu oft mit ihren Kerzen aus, alle Monat ein paarmal zu der und jener Bittprocession, Bußwallfahrt und Dankumzieherei, und da verlor ja die ganze Geschichte ihren Nimbus. Dafür sammelte er zur Winterszeit freiwillig im ganzen Gemeindeumkreise milde Spenden für die Suppenanstalt und bekam dafür vom Herrn Oberlehrer das Versprechen, dass einst, wenn ihn der Schlegel Gottes treffe,

alle die dankbaren Schulkinder hinter seinem letzten Kämmerlein einhermarschieren würden.

Man sieht, der brave Leichenbitter bestellte umsichtig sein Haus, damit er ja „nach seinem Tode keine unliebsamen Enttäuschungen erlebe“. Und trotz dieser fixen Idee und den feierlichen Vorbereitungen stak in dem guten Manne ein allzeit fideles Gemüth, eine heitere Lebenslust, die ihn seinen anstrengenden, aufreibenden Berufsdienst ganz leicht nehmen ließ.

Ich lernte den „Leichenbitter“ im vergangenen Sommer kennen, als mich eine Urlaubsreise in das freundliche Thal verwehte. Mehrere Sommerfrischler erzählten mir abends im lauschigen Brauhausgarten von den merkwürdigen Flausen des Briefträgers und am nächsten Tage kam er zu mir selbst und brachte mir einen Pack nachgesandter Grazer Zeitungen. Ich frug ihn lächelnd, ob ich zu seinem Leichenbegängnisse keine Einladung erhalten könne. Erst blickte mich der Überraschte von der Seite an, dann schmunzelte er und meinte „sell wohl, wann da Herr eppa kemma wullt“. Ich wünschte ihm aber lieber ein fröhliches Wiedersehen alle Jahr und blickte ihm fröhlich nach, wie er gleichmäßig mit seinem gewichtigen Pack am Rücken den steilen Geröllweg über den Hochkofelsattel emporstieg, geduldig und unverdrossen wie ein Lastthier. Die prächtige Gebirgsgegend mit den majestätisch schweigenden Bergriesen, deren Stirnen beständig graue Nebelturbans beschatten, hatte mich mächtig gefesselt. Wenn es Zeit und Geld erlaubte, wollte ich alljährlich hieher wandern, die verstaubten Kanzleilungen auszulüften, im Athem der herrlich prangenden Natur. Und den originellen Kauz von Briefträger wiederzusprechen, seine Wünsche und Zukunftspläne aus eigenem Munde zu vernehmen, sollte mir auch des öfteren Spass machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich werde den Leichenbitter nicht wiedersehen. Im März erhielt ich durch die Post eine Nummer des „Waldboten“.

Der Gasthofbesitzer in St. Margarethen hatte sich mein Interesse für den Briefträger gemerkt und sandte mir die dortige Bezirkszeitung. Mit Blaustift angestrichen stand unter den vermischten Nachrichten zu lesen:

„(Im See eingebrochen.) Wie man uns aus dem benachbarten St. Margarethen schreibt, verunglückte Dienstag der weit und breit unter dem Spitznamen ‚Leichenbitter‘ bekannte Briefträger der Gemeinde namens Florian Waldele auf ebenso traurige als seltsame Weise. Trotz Warnungen mehrerer Jäger wollte der Genannte seinen beschwerlichen Dienstweg nach Gollinghausen abkürzen, indem er, anstatt längs der sogenannten Seemauer über den zur Zeit ganz zugefrorenen Margarethnersee schritt. Die warme Witterung der letzten Tage scheint jedoch das Eis derart geschmolzen zu haben, dass der Landbriefträger etwa zweihundert

Schritte vom Ufer eingebrochen und ertrunken ist. Mehrere Holzknechte, die unweit der Unfallstelle am Ufer beschäftigt waren, konnten keine Hilfe bringen, da der Verunglückte blitzschnell in der Eisspalte verschwand. Waldele trug sein seltsames Prädicat ‚Leichenbitter‘ aus dem Grunde, weil er zeitlebens sich mit Vorbereitungen und Plänen für seine einstige möglichst feierliche Beerdigung trug. Nun sind diese alle in nichts zerronnen, da der Margarethenersee bekanntlich mit mehreren anderen Seen, wie z. B. auch dem bekannten Königssee in Baiern, infolge unterirdischer Abflüsse die Eigenschaft besitzt, seine Opfer nicht mehr ans Land zu spülen. Kein Auge wird daher den verunglückten ‚Leichenbitter‘ mehr erblicken.“

Wie er seinen Herrgott wiederfand.

Erzählung des Kanzelfriedrich von **Wilhelm Schäfer.** [1])

Er war schon ein alter Mann, der Martinshenn, so an die Sechzig. In seiner Stube hieng g'rad überm Tisch ein Bild vom Gottvater. Es war ein altes Bild in glattem Holzrahmen, und der Herrgott war ein Weißbart mit guten blauen Augen und rothen Backen. Ein anderer hätt' vielleicht gemeint, es wär' dem Martinshenn sein Großvater oder sonst einer aus der Verwandtschaft gewesen. Dem Alten war's sein Herrgott. Und das war gut; denn in seinen sechzig Jahren war ihm manch ein hartkantiger Stein auf den Buckel gerollt, und das Dornen- und Distelzeug war um seine Füße gewesen, wie vom guten Nachbar gesät. Aber wenn die Steine zu hart und die Stacheln zu spitz geworden waren, hatte er vor dem braunen Holzrahmen gestanden. Der Weißbart hatte ihm zugelächelt, und aus den blauen Augen war's gekommen wie ein warmer Mairegen. Er hatte sich aufgesetzt und die Steine abgeschüttelt, wie ein Hund das Wasser, und die Dornen waren gewesen wie lauter Blumen.

So hatte sein Herrgott im Holzrahmen ihm geholfen ein halbes hundert Jahr, und sie waren gut miteinander ausgekommen.

Bis die Regierung den neuen Lehrer schickte. Der kam g'rad aus dem Seminar, oder wie sie das heißen, und war so klug, dass er dem Salomonis seine eigene Weisheit auslegen konnte. Den sechsunddreißig Kinderseelchen der Schule war nicht genug davon einzutrichtern. Da

---

[1]) Aus „Die zehn Gebote“. Erzählungen des Kanzelfriedrich von Wilhelm Schäfer. Berlin. Schuster & Loeffler. 1897. — In manchmal ganz eigenthümlicher, knorriger Sprache geben die zehn kleinen Geschichten naturwahre Einblicke in das norddeutsche Bauernthum.

Die Red.

gieng er denn herum im schwarzen Rock wie ein lebendiges Ofenrohr, mit weisen Gesprächen und großer Frommheit von Haus zu Haus, und redete sich selber und den schwarzgeräucherten Wänden große Dinge vor. Die Bauern hörten ihm zu, wie sie am Sonntag dem Pastor zuhörten, mit offenen Mäulern, zugeklappten Augen und schläfrigen Gesichtern.

Nur der Martinshenn machte die Augen auf und die Ohren dazu. Er war g'rad in den Jahren, wo der Mensch anfängt, die Gräber zu begucken. Da fängt manches an zu wackeln, was bis dahin zur Noth gehalten hat.

Als das weise Ofenrohr ihm zum erstenmale ins Gewissen redete wegen seiner Bildnismacherei, hatte er gelächelt, wie wenn ein nichtsnutziger Pintscherhund die Eisenbahn anbellte, und er sollte das ernst nehmen. Beim zweitenmale hatte er sein Bild genauer angeguckt und auf einmal gesehen, dass der im alten Holzrahmen eigentlich g'rad solche Backen und solchen Bart hatte, wie die Menschen rund herum auch. Nur die Augen waren noch geblieben, die lächelnden, milden blauen Augen. Beim drittenmale war's auch damit nichts mehr, und beim viertenmale nahm er das Bild von der Wand, stellte es hinters Bett in die dunkle Ecke und schämte sich, dass er sein Lebtag solch ein Bildnisanbeter gewesen war.

Die fromme Weisheit im schwarzen Gehrock hatte ihren Sieg genossen und gieng weiter zu neuen Erleuchtungen. Der alte Martinshenn aber blieb vor seiner kahlen Wand sitzen und dachte an „den wahren Gott, der seit Ewigkeit wohnt im unerschaffenen Lichte“. So hatte der Lehrerjüngling gesagt, und er plapperte es nach mit blödem Eifer, um nur ja nicht zu sich selbst zu kommen; denn wenn er so ganz aus sich an alles dachte, dann war's ihm so leer, so unsäglich leer im Herzen, dass er hätte weinen mögen wie ein Kind.

Seine Frau war vor dreißig Jahren gestorben, als sie ihm den ersten Jungen auf die Welt bringen wollte. Seitdem war er allein mit seinem Häuschen und seinem Acker geblieben und hatte beides verwaltet, wie wenn's sein eigen bleiben sollte bis zur Auferstehung der Leiber. Nun wurde das anders. Er gieng jeden Sonntag in die Kirche, aber noch mehr ins Wirtshaus. Daheim war keine Rast mehr in ihm. Wenn er die leere Wand sah überm Tisch, kam die große schwere Furcht auf ihn.

Der allmächtige Gott, der in ihm, der um ihn, der überall und nirgends war, der alles sah und alles hörte, und den er nicht sah und nicht hörte: wenn die Gedanken daran kamen — und die Gedanken kamen immer, so oft er allein zu Hause saß — dann war's ihm, als zerbräche der Lehmboden unter seinen Füßen, als fielen die Wände des Hauses auf ihn.

Er rannte zur Schenke. Wo es laut war, wo die Burschen im dicken Tabaksqualm lärmten und tranken und Karten spielten: da saß er und guckte zu und rauchte und schwieg. Aber er spielte nicht und trank auch nicht.

Bis eines Abends zwei Augen vor ihm auftauchten aus dem trübrothen Dunst, zwei blaue strafende Augen. Nur für einen Blick. Dann waren sie fort, und nur die Karten blieben und die Gläser und der Rauch. Aber der Schreck gieng nicht aus ihm und zitterte nach in seinen knochigen Händen. Er hielt sich am Tischrand fest und forderte einen Schnaps.

So fieng er an zu trinken. Denn die blauen Augen kamen öfter seitdem; und nur, wenn er trank, wenn er viel trank, dass die Gedanken lahm und seine Augen müde würden, ließen sie von ihm.

Die Weisbacher fanden sich nicht mehr zurecht mit dem Martinshenn, der sonst nüchterner und arbeitsamer gewesen war, als einer im Dorf. Und der fromme Jüngling im schwarzen Gehrock, der's am Ende auch nicht begriffen hätte, trotz all seiner Weisheit, war von seiner Behörde entdeckt und an ein Seminar als Hilfslehrer berufen worden.

So fiel der Regen weiter, bis der Himmel leer war. Der Gerichtsvollzieher kam, und der Martinshenn hatte nichts an Barem. Die blauen Siegel wurden angeklebt. Er sah zu, fast neugierig, und sagte nichts. Als der Gerichtsvollzieher gieng, giengen seine Augen mit ihm und blieben auf der schwarzen schiefen Kammerthür hängen. Eine Stunde nachher saß er immer noch auf der wackligen Holzbank, stützte die langen gelben Fäuste auf die blauleinenen Knie und sah ins Leere, wie einer, der im Sitzen schläft. Dann kam's auf einmal aus ihm. Er lachte, dass man's draußen hörte, schüttelte die Fäuste und rannte hinters Bett in die Ecke. Das Bild holte er hervor und zerschlug es an den Pfosten seiner armseligen Lagerstatt, dass der alte Rahmen zersplitterte und die Leinwandlappen herunterhiengen.

Er warf die Fetzen in die Ecke zurück und gieng ins Wirtshaus. Den ganzen Tag trank er, bis zum Abend. Und am Abend auch noch, bis er als letzter hinausgeworfen wurde.

Es war Thauwetter. Zu beiden Seiten des Weges lag der Schnee in nassen Haufen. Nur durch die Mitte führte ein schmaler Steg. Und dieser Steg war voll Wasser. Er pantschte hindurch, den langen Berg hinauf zu seinem Hause. Der Schlagregen brannte ihm ins Gesicht, und der kalte Wind fuhr durch die Löcher seiner Kleider.

Er war auf der obersten Treppenstufe. Da glitt er aus — hintenüber. Er schnappte nach Halt und griff ans halbgefüllte Regenfass, das oben auf drei Ziegelsteinen stand. Der eine Ziegelstein war morsch. Das Fass fiel um, auf ihn. Er schlug rücklings die Treppe hinab. Das Fass mit ihm. Drunten blieben sie im Schnee liegen. Das kalte Regenwasser goss sich über ihn und ertränkte ihn fast.

Sein Fuß war verstaucht. Er konnte nicht aufstehen. Er rief um Hilfe. Niemand kam. So musste er liegen bis zum Morgen, eine ganze Nacht. Und diese Nacht hatte lauter lange, lange Stunden. Und er war

nass und konnte nicht auf. Über ihm flogen die schwarzen Wolken am graufeuchten Himmel hin. Alle warfen ihre Schatten herab, auf ihn. Und die Schatten wurden zu Gedanken, zu schweren, schrecklichen Gedanken. Die blauen Augen kamen wieder. Mitten durch die Augen gieng ein Riss. Und aus dem Riss tropfte das Blut in dicken, rothen Tropfen. Die fielen auf ihn wie Feuer. Die Worte des schwarzen frommen Lehrerjünglings kamen wieder: von dem Gott im unerschaffenen Lichte. Dann wurde es todt und dunkel um ihn. Er war allein in der Welt, in der schwarzen, leeren Welt, und fiel hinab, unendlich tief hinab, immerzu, immerzu.

Erst am Morgen fand man ihn, halb erfroren. Drei Tage lag er im Fieber. Dann wurde es besser mit ihm. Aber eine Unruhe hielt ihn gepackt, und seine Augen wollten über die rothgestreifte Decke hinweg in das Dunkel der Ecke. Eines Morgens war er aus dem Bett gekrochen und hatte das Bild aus dem Staub geholt mit heiliger Ehrfurcht. Eine ganze Stunde klebte er an den Fetzen und sank fast zusammen. Dann war das Bild geleimt. Sein Pfleger musste es über den Tisch hängen, an den alten Platz. Vom Bett aus sah er g'rad darauf. Er faltete die Hände, glücklich wie ein Kind, und schlief ein, sanft und ruhig. Ebenso ruhig wurde er wach und schlief wieder ein.

Immer, wenn er die Augen aufthat, sah er nach dem Bilde. Und es war, als wenn die Gesundheit davon ausgienge und das Glück.

Nach einer Woche schritt er wieder zur Arbeit. Er fasste sie an mit fester Hand und brachte alles wieder hoch. Im Wirtshaus sah ihn keiner mehr. Wenn er am Abend nach Hause kam und war fast zu müde, dann sah er das Bild an und fühlte sich stark, als wär's schon wieder Morgen. Er hatte seinen Herrgott wiedergefunden. Und wenn er auch Falten hatte und Risse, und wenn der Rahmen fast in Splitter zerfiel: er war doch vor ihm, und die blauen Augen sahen ihn an, wenn er zu ihm flehte.

Als mir der Kanzelfriedrich das erzählte, saßen wir im Gras am Waldrand. Er hatte alles herunter geredet, ohne zu stocken, gleichmäßig, mit wehmüthiger Stimme.

„So, das ist meine Geschichte!" krächzte er plötzlich heiser, sprang auf und lief in den Wald, als wären die Häscher ihm nach.

Ich saß noch lange und dachte an die Schöpfung, an Gott und das Glück. Und dann sah ich Moses vor mir sitzen, wie ihn Michelangelo in Stein gehauen hat für alle Zeit. Und als ich in meine Kammer kam, schrieb ich auf einen Zettel das Wort des Kanzelfriedrich: Geburtstag und Begräbnis, es ist dasselbe Fest.

Jetzt hängt das Blatt über meinem Schreibtisch, gelb und verstaubt. Und wenn ich's ansehe, ist mir wohler ums Herz als je.

Bauernstand retten!

Die halbe Welt arbeitet heute daran — scheinbar. Aber den Bauernstand kann niemand retten als — er selbst. Man kann ihm schaden, ihn zugrunde richten, aber nicht retten von außen.

Wenn der Staat die jungen Bauernburschen, auch falls sie auf dem Hofe unentbehrlich sind, zu Soldaten nimmt, wenn er die Bauerngüter in kleine Theile zerreißen lässt, wenn er die bäuerliche Altersversorgung unausgeführt lässt, wenn er den Wert der Naturproducte nicht schützt u. s. w., und doch von allen seine schweren Steuern eintreibt, so schädigt der Staat den Bauernstand freilich schwer; aber wenn der Bauernbursche nach den Militärjahren wieder heimkehrt auf seinen Hof, fleißig arbeitet, sparsam ist, wenn die Bauerndirnen nicht Feinnähterinnen und Stadtköchinnen werden wollen, sondern daheim in Zucht und Einfachheit wirtschaften helfen; wenn die Bauern sich zusammenthun in gegenseitigen Güterversicherungen und zu günstigem Absatz ihrer Feldfrüchte, ihres Viehs, ihres Holzes, so wird der Bauernstand doch nicht untergehen — trotz der Gleichgiltigkeit des Staates.

Man strebt neuerdings an, dass der Bauer billigen Credit erhalten soll, damit er leichter Geld aufnehmen könne. Ich hingegen sage, man solle gar keinen Credit mehr geben, man solle den Leuten das Schuldenmachen nicht leicht, sondern schwer machen. Ist es denn so ausgemacht, dass die Sparcassendarlehen für den Bauer ein Glück sind? Kann es nicht vielmehr ein Unglück sein, wenn der Bauer leicht Geld zu borgen kriegt, wenn er also nicht mehr angewiesen ist, mit den Hervorbringungen seiner Scholle zu rechnen, wenn er sich das Einkaufen angewöhnt, das Einkaufen von Dingen, die Luxus sind, oder ohne die es zum mindesten bisher auch so gegangen ist? Sehet doch einmal nach, wie viele Bauerngüter heute durch die Sparcassen abgestiftet werden! Das Schuldenmachen ist ein Hauptfehler in jeder Wirtschaft, und wenn man — anstatt zum Schuldenmachen gar so bequeme Gelegenheit zu geben — den Bauern das Schuldenmachen möglichst erschwerte, so hätten wir gewiss nicht so viele verschuldete Bauern. Die schwächsten würden allerdings ohne Anlehen sehr rasch zugrunde gehen, falls sie sich nicht mit den Früchten ihrer Arbeit bescheiden wollten und könnten, aber die stärkeren Bauern würden sich eben Mühe geben, ohne Anlehen zu wirtschaften, und sie würden nicht in die Hände

der Speculanten und Geldinstitute kommen. Wenn Bauern sich untereinander schuldig werden, so ist das nicht so schlimm, es kommt nicht aus dem Kreise, das Vermögen bleibt im Bauernstande, und der soll für sich ein Reich sein.

Der Bauernstand soll für sich ein Reich sein. Er soll sich nicht zu viel einlassen mit anderen Ständen, mit Industrie und Handel, mit Stadt und Luxus, er soll den politischen Umtrieben nicht blindlings folgen, kommen sie von Liberalen, Socialisten oder Clericalen, und den Advocaten soll er ausweichen meilenweit. Freilich muss er sich untereinander wieder ein besseres und verträglicheres Zusammenhalten angewöhnen, ein gegenseitiges uneigennütziges Aushelfen, wie es unsere Vorfahren gethan haben, eine rege Freude zum ländlichen Leben, zur körperlichen Arbeit, und er soll auf Standesehre wieder etwas halten.

Die alten Tugenden in neuer, zweckmäßiger Form! Die moderne Zeit hat einen Zauberspruch, der heißt: Mit vereinten Kräften! Alles, was Starkes und Großes schaffen will, es arbeitet nach diesem Wahlspruch. Stände, Körperschaften, Parteien und Staaten werden dadurch mächtig, was der einzelne nicht zu leisten vermag, das leistet eine Vereinigung von mehreren Einzelnen, und der Vortheil fällt auf jeden Mitwirkenden zurück. — Wenn der Bauer auch zu einzeln auf seinem Hofe die Werte baut, sobald die Früchte seiner Arbeit da sind, die er verwerten soll, weiß er sich oft nicht zu helfen. Der eine hat dreißig Metzen Hafer, er kann dafür die vortheilhafteste Absatzstelle nicht suchen, er verkauft sie dem erstbesten Händler. Der andere hätte täglich zehn Liter Milch übrig. Dieselben extra in die Stadt zu schicken, zahlt sich nicht aus, er verthut sie unter der Hand. Der dritte hätte etliche schöne Lärchbäume zu verkaufen, er braucht Geld, aber wo ist der Käufer, der sie nach dem Werte zahlt? Die Stämme gehen durch ein halb Dutzend von geldgierigen Handelsleuten, bis sie in die Hände des Verbrauchers kommen. Dieser bezahlt das Holz nach seinem Werte, das heißt, wie ihn der Welthandel bestimmt oder wie er die Ware brauchen kann. Die Gewinne der Zwischenhändler hat der arme Bauer zu bestreiten, sie werden ihm am Preise abgezwackt. Und so geht das in allen Waren, die der Bauer zu verkaufen hat.

Da wäre es nun doch sehr gescheit, wenn eine Anzahl Bauern zusammenstünde und sich dahin einigte: Wir wollen unsere Milch zusammenthun, sie in einer gemeinsamen Anstalt vernünftig bewirtschaften und dann durch unseren Mann möglichst unmittelbar den Verbrauchern zuführen. Bei den Abrechnungen bekommt jeder seinen verhältnismäßigen Geschäftsantheil und getheilt wird auch der ersparte Zwischenhändlergewinn, der zumeist viel größer ist, als der ursprüngliche Warenpreis. — Wenn sich die Bauern doch um Gotteswillen mit diesem Gedanken vertraut machen wollten! auf welche Weise dann die Sache am besten auszuführen wäre, würden sie schon selber erfinden. Es käme zuerst auf Versuche in ein-

zelnen Wirtschaftszweigen an, und dann so lange probieren, bis es gelingt. Aus anderen Ländern, wo die Genossenschaften schon lange eingeführt sind, müssten sie sich wohl fleißig Rath holen, bis die Maschine einmal im Gange wäre. Anfangs würden die Bauern manche Gegnerschaften haben, einmal die Kleingläubigen und Muthlosen, die sich überhaupt nichts Neues anzugehen getrauen und überall nur die unbesiegbarsten Schwierigkeiten sehen; dann die sogenannten Conservativen, die der Meinung sind, dass alles immer im alten Trotte fortgehen müsse, obschon sie sehen, dass sich ringsum die Welt ganz ungeheuer ändert, wobei die altständigen Reichen arm und die unternehmungslustigen Armen reich werden. Ich weiß nicht, ob nicht am Ende auch die Behörden und Landesanstalten Schwierigkeiten machen würden, jedenfalls die größten Hindernisse kämen den Bauerngenossenschaften von jener Seite, die sich dadurch am schwersten geschädigt sähe — von den Händlern, Unterhändlern und Speculanten. Diese würden ihnen alle möglichen Hindernisse zu bereiten suchen und die Folgen der bäuerlichen Unternehmen vorwegs in den schwärzesten Farben malen. Aber alles das und anderes dürfte die Bauern nicht hindern, ein großes Werk anzubahnen und durchzuführen, von dessen Gelingen das Gedeihen, wenn nicht gar die Existenz des Bauernstandes abhängt.

Da drüben in Oststeiermark wird jetzt eine neue Eisenbahn gebaut, welche die schon bestehenden, in Hartberg und Aspang ausmündenden Bahnen mit einander verbindet und dann eine wichtige Straße herstellt nach Wien, nach Ungarn und weiterhin. Diese neue Bahn wird die bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse jener Gegenden völlig ändern. Heute sind dort die Naturproducte noch sehr billig, weil durch die Entlegenheit schwer anzubringen und zu fördern. Das wird in wenigen Jahren anders sein. Und ich denke, sie werden sich bald einfinden, die Händler und Speculanten verschiedener Classen und Rassen, mit den Bauern dort Geschäftsfreundschaft machen, ihnen Grundstücke und Waldungen abkaufen wollen um den jetzt noch sehr billigen Preis, mit ihnen Verträge abzuschließen trachten zur Lieferung von Obst, Getreide, Vieh, Milch u. s. w.

Ich möchte die braven und fleißigen Bauern der Oststeiermark schon heute eindringlich warnen, solchen Geschäftsleuten nicht auf den Leim zu gehen; die Bauern werden nach Eröffnung der Eisenbahn ihre Sachen doppelt, ja vielleicht dreifach so theuer verkaufen, als ihnen der Speculant heute geben möchte. Weil aber der einzelne Grundbesitzer, durch Umstände gefesselt, nicht thun kann, wie er möchte, weil er wirtschaftlich zu schwach ist, um für sich auszuhalten bis auf die günstigere Zeit, so sollten die Bauern halt zusammenstehen und Genossenschaften bilden, um gemeinsam die günstige Wendung ordentlich auszunutzen, die Naturproducte möglichst unmittelbar zu verkaufen und so den Speculanten-Löwenantheil für sich zu gewinnen. —

Das nur eine Anregung, die heute schon hoch an der Zeit ist. Wie die Sache angepackt und ausgeführt werden soll, das ist Aufgabe der Praktiker. Hauptsache wäre, dass sich bei Zeiten einige tüchtige und kluge Männer zusammenthun, die thatkräftig sind und keinen zu großen Eigennutz haben, um für das allgemeine Wohl einmal etwas Rechtes zu wirken. Denn dieses allgemeine Wohl ist ganz gewiss auch das Wohl des Einzelnen, der sich dabei betheiligt — das zeigt sich überall, wo Leute uneigennützig zusammenhalten, in kurzer Zeit.

Einer von den Uneigennützigen ist der Bauer Achaz aus Klein in Steiermark, der schon seit vielen Jahren mit Wort und Schrift, mit That und Opfern bestrebt ist, Bauerngenossenschaften und Naturproducte-Vertriebsanstalten in obigem Sinne zu errichten. Er scheiterte bisher an der Gleichgiltigkeit seiner Landsleute. Erst jüngst hat sich der steiermärkische Landtag für die Angelegenheit interessiert, um sie zu überprüfen und mit solchen Genossenschaften und Vertriebsanstalten praktische Versuche zu machen. Gebe Gott, dass sich unter den Abgeordneten recht viele lichte und entschlossene Köpfe finden, die vorangehen in einer Reform, in welcher ich den praktischen Antisemitismus und ein hochwichtiges Mittel zur Erstarkung des Bauernstandes erblicke.

Die Bauerngenossenschaften werden, wenn einmal im Gange, eine größere Tragweite haben, als mancher heute ahnt. Es wird nicht immer so bleiben, dass der Zwischenhändler, der Speculant die Preise der Lebensmittel macht und Millionär wird, während der Bauer, der mit Fleiß und unendlicher Mühe die Sachen baut und schafft, als armer, missachteter Schelm seine Tage verkümmern muss!

Man sagt zwar, der Bauernstand bei uns sei unabwendbar dem Verderben geweiht, weil's die Zeitumstände mit sich brächten. Ich glaube es nicht. Aber es wird auf den Bauer selbst ankommen, es wird auf die alte Tüchtigkeit und auf die neue Gemeinsamkeit ankommen. Arbeiten, sparen und zusammenhalten — auf das wird's ankommen!

Und *wenn* der Bauer wünscht und hofft, dass es mit ihm noch einmal besser werde, dass er in der Welt die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung einnimmt, die zu beanspruchen er berechtigt und berufen ist, dann weiß er, was zu unterbleiben und was zu geschehen hat. — *Von niemand anderem darf er wirkliche Hilfe erwarten, als von sich selbst.*

Kleine Laube.

Alte Volkslieder aus Oststeiermark.

Fischerlied.

Ich bin ein Fischersjunge,
Steh' auf in aller Fruah,
:|: Geh' außi zu dem Bacherl
Und schau den Fischlein zua. :|:
Holadi ri und um, hola di ri und um,
Hola di um, di ri und um.

Dort drent'n übers Bacherl
Da steht a Fischershaus,
:|: Da schaut a schwarzbrauns Maderl
Beim Fenster auf mich heraus. :|:
Holadi ri und um 2c.

Das Maderl war nit zwida,
Die Unschuld war schon recht,
:|: Der Bua möcht gern hinüber,
Aber traut sich halt nicht recht. :|:
Holadi ri und um 2c.

Auf solche Silberfischlein
Da hab' i längst schon g'spannt,
:|: Doch wann i glaub' i hab's schon,
So schlupf'ns mer aus der Hand. :|:
Holadi ri und um 2c.

Da sagt zu mir das Maderl,
Geh' fang' mir an solch'n Fisch, —
Wirf du's hinein den Angel
Und schau, dass d' an dawischt.
:|: Dann stillst du mein Verlangen
Und schenkst dein Herzerl mir. :|:
Holadi ri und um 2c.

* * *

Ober's Lorenzi Berg.

Ober's Lorenzi Berg,
Holi di leiduljo,
Keman d' schen Menscha her,
Holi di lo.

Mensch a wia d' Nagerlstöck,
Holi di leiduljo,
Tanz'n wia d' Hirsch'nböck,
Holi di lo.

Menscha, tanzt's nit so hoch,
Holi di leiduljo,
Fliegt enk der Staub ja noch,
Holi di lo.

Lasst's'n nur nochi fliag'n,
Holi di leiduljo,
Wern man schon oba kriag'n,
Holi di lo.

Bauernbuam, rieglt's enk,
Holi di leiduljo,
Habt's a Geld a ban enk,
Holi di lo.

Wurd' ma's koan Geld nit hob'n,
Holi di leiduljo,
Hob'n ma's drei Rojs im Wog'n,
Holi di lo.

Oans is krump, oans is blind,
Holi di leiduljo,
Oans geht a so nit g'schwind,
Holi di lo.

Bauernbuam, rieglt's enk,
Holi di leiduljo,
D' Berglerbuam prüg'ln enk,
Holi di lo.

* * *

Auf 'n Bergerl.

Auf'n Bergerl steht a Hütterl,
Bei dem Hütterl steht a Bam,
:|: Und so oft ich's durt vorbeigeh',
Find' ich's allweil niama ham. :|:

In dem Hütterl wohnt a Dirnderl,
Is so frisch als wia a Reh,
:|: Und so oft ich's durt vorbeigeh',
Thuat mir's Herzerl gar so weh. :|:

Und das Dirnderl hat zwoa Äugerl
Wia im Himmel drob'n die Stern',
:|: Und so oft ich's Dirndl anschau,
Kunnt ich's närrisch ganz wern. :|:

* * *

Von einem alten Volksliede, das besonders schwärmerisch gesungen wurde und ein Liebesdrama behandelt, ist leider nur ein Bruchstück aufzufinden.

Wie der Bursche Abschied nimmt:

Die Blumen, die blühen im Garten,
Die Soldaten, sie ziehen ins Feld, die Soldaten, sie ziehen ins Feld —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und dann, als er wiederkommt:

Vom Herzen gefallest du mir, vom Herzen gefallest du mir. —
— — — — — — — — — — — — —

Darauf das Mädl:

Was brauch' ich denn dir zu gefallen,
Ja, ja, zu gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann, ich habe schon längst einen Mann, —
An hübsch'n, an reich'n, an braven,
Ja, ja, wohl braven,
Der mich's ernähren kann, der mich's ernähren kann. —

Und dann:

Was zieht er aus der Tasche,
Ja, ja, wohl Tasche?
Ein Messer lang und g'spitzt, ein Messer lang und g'spitzt, —
Er stoßt es dem Mädchen ins Herze,
Ja, ja, wohl Herze,
Dass das rothe Blut gegen ihn spritzt, dass das rothe Blut gegen ihn spritzt. —

* * *

Allweil fidel.

Warum sollt' ich's traurig sein,
Das geht mir gar nit ein,
Weil i nix profitier,
Wann ich's a trauri' wir, —
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann ich's nit,
Bei meiner Seel.

Wann i amal stirb, stirb, stirb,
Müaß' mi die Jungg'sell'n trag'n,
Hint' und vorn Zithern schlag'n, —
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann ich's nit,
Bei meiner Seel'.

Was wer'n die Maderl sag'n,
Wann's mi wer'n außitrag'n? —
Schaut's nur, der Schnipfas Bua
Hat uns sekkirt oft gnua,
Hat uns oft mächti g'hetzt
Und zu guter Letzt
Hat er uns alle noch d' Hörndl aufg'setzt. —
I wir in Himmel fahr'n,
Und ös seid's d' Narr'n.
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann' ich's nit,
Bei meiner Seel.

Der „Kohler-Lipperl".

Eine Gestalt aus den Waldbergen von Josef Hofmann von Aspernburg.[1])

Wer je die herrlichen Thäler unserer Alpenwelt durchwandert und mit empfänglichen Sinnen ihre Schönheiten genossen hat, der wird ohne Zweifel oft genug in recht einsamen Gräben einen eigenthümlich brenzlichen Geruch bemerkt, von oben herab im dunklen Grunde einen dünnen, weißlichen Schwaden aufsteigen gesehen haben. Beide sind Anzeichen, dass sich ein Kohlenmeiler in der Nähe befindet. Da diese jedoch in der Regel nicht an den gewöhnlichen Touristenwegen liegen, darf man sich, um das Leben und Treiben der Kohlenbrenner kennen zu lernen, vor einem kleinen Seitensprunge nicht scheuen. Wer sich aber hiezu entschließt, wird dies kaum zu bereuen haben.

Das Schichten der mächtigen, gewöhnlich vierzig bis fünfzig Raummeter enthaltenden Holzstöße ist schon eine Art Kunst und fordert große Erfahrung. Dann wird der „Haufen" ringsum mit Tannenreisern bedeckt, — „grün gemacht"; hierauf aber „schwarz gemacht", indem der Raum zwischen dem Holze und einer Bretterverschalung mit Kohlenklein („Lösch") gefüllt und dadurch der Luftzutritt auf das allernothwendigste beschränkt wird. Das Anzünden erfolgt an der vorderen, niedrigsten Stelle, und sobald das Feuer nach innen dringt, wird auch diese Stelle mit „Lösch" bedeckt und am Grunde des Meilers werden einige Luft-(„Zug-")Löcher gestoßen. Alle diese Arbeit besorgt der Köhler oder „Kohler", wie die Bauern ihn nennen, der von „seinem Herrn", welcher die Meiler kauft, zum „Brennen" geschickt wird und nun fünf bis sechs Wochen in einsamen, wilden Gräben lebt, wo er oft während seines Aufenthaltes in der elenden, einer großen Hundehütte sehr ähnlichen Baracke keinen Menschen zu sehen bekömmt, es sei denn, dass sein Herr einmal kommt, um sich nach dem Stande des Feuers zu erkundigen. Im Sommer ist es noch leidlich, aber im Winter! Während der ganzen Zeit seiner Arbeit kommt der Kohler nicht aus den Kleidern, und dass er für seine Leibesnahrung selbst sorgen und sein „Essen" selbst kochen muss, ist natürlich.

Der älteste Köhler des herrlichen Klosterthales ist der „Kohler-Lipperl", den besonders eifrige Touristen vielleicht hin und wieder gerade dort getroffen haben werden, wo sie mit Recht schließen durften, dass sich außer ihnen wohl niemand hier aufhalten werde; Lipp geht mit Vorliebe zu ganz entlegenen Meilern. Er war früher bei den Soldaten gewesen, ist aber auf jene Zeit nicht gut zu sprechen und überhaupt nicht sehr mittheilsam. Da sitzt er in seiner Hütte, eine alte schwarze Pfanne mit „Spatzen", einer groben, aus Mehl und Wasser bereiteten Speise, zwischen den

[1]) Aus dessen „Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale". Liesing. Karl Fischer. 1897.

Knien und einen alten, vielfach verbogenen blechernen Löffel in der Hand, seine Mahlzeit haltend. Er ist davon vollkommen überzeugt, dass seine „Spatzen“ schon gar und sehr gut seien, obwohl jedem anderen die nur halbgekochte Speise an Zunge und Gaumen kleben bliebe. Aufmerksam betrachtet er während des Essens durch die offene Thür den vor ihm dampfenden Meiler, wirft plötzlich den Löffel und die leere Pfanne zur Seite, ergreift seine Schaufel und eilt hinaus. Sein geübtes Auge hat eine Tücke des im Inneren des Kohlenmeilers zu Knechtesdiensten gezwungenen Elementes, des Feuers, entdeckt, und er beginnt nun einen hitzigen Kampf mit demselben. Das Feuer wollte nämlich, statt rück- und abwärts zu ziehen, nach seitwärts ausbrechen, und schon qualmte Rauch und zuckten kleine Flämmchen durch die Bohlenverschalung. Doch hier hat das Feuer einen ebenbürtigen Gegner gefunden; es wird besiegt und zu schmachvollem Rückzuge gezwungen. Nach beinahe einstündiger Arbeit ist's geschehen; der rußige alte „Kohler-Lipperl“ wischt sich mit den schwarzen „Fäustlingen“ den Schweiß von der Stirne, nicht achtend, dass dadurch sein Gesicht noch schmutziger wird, als es zuvor schon war; was liegt daran? Hier ist niemand, der ihn auslacht, und wer sah je einen Kohler weiß und rein? Mit stiller Zufriedenheit blickt er auf seine Arbeit, gleichzeitig seiner mit Bindfaden wieder ganz gemachten Holzpfeife Nahrung gebend. Es ist schon dunkel geworden und er geht nun daran, den in seiner Hütte auf einer Unterlage von rohen Bruchsteinen befindlichen „Ofen“ — einen Haufen kleiner Stücke glühender Holzkohlen — zu besorgen. Der Dunst davon ist in der Hütte zwar für jeden anderen unausstehlich und sogar gefährlich, aber der „Kohler-Lipperl“ spürt nichts davon, ist er es ja doch schon seit mehr als vierzig Jahren so gewöhnt! Plötzlich lauscht er aufmerksam in die rasch einbrechende Finsternis hinaus. — „Der Fuchs kölzt am Hutberg, da wird's kalt heut' Nacht!“ brummt er und beeilt sich, den Kohlenvorrath für seinen „Ofen“ zu vergrößern. Dann sitzt er stille und sinnend auf seinem Lager, einem länglichen Bretterkasten, mit Stroh gefüllt; er denkt wohl an jene Zeit, da er noch ein schmucker Holzknecht war. Damals „kölzte“ der Fuchs auch in einer Winternacht am Hutberg und prophezeite große Kälte, indessen er durch den knietiefen Schnee mit fröhlichem Herzen zu seinem „Mensch“ schlich und sich weder um den Fuchs, noch um sein „Gekölz“ kümmerte; wusste er ja doch, dass ihn diese Nacht gewiss nicht frieren werde! Auch erinnerte er sich — und dabei umspielte ein wehmüthiges Lächeln den welken Mund — daran, wie er einst auf diesem seinem Wege einen anderen getroffen hatte und, da er nicht leiden konnte, dass außer ihm noch ein anderer „Bua“ den gleichen Weg gehe, diesem „gott'sjämmerlich hoamg'leucht“ habe! Doch vorbei, vorbei! Er ist jetzt ein alter Mann, und was sollte es ihm nutzen, Dinge wachzurufen, die vor mehr als fünfzig Jahren geschehen sind? Nochmals geht er hinaus, die Runde um den Kohlenmeiler zu machen und zu sehen, ob er wohl diese Nacht hoffen dürfe, schlafen zu können. Der Wind hat sich erhoben und rauscht gespenstig in den Tannen und „Feuchten“ über ihm, hier und da die Zweige von ihrer Schneelast befreiend. Der „Fuchs am Hutberg“ hat recht gehabt, es wird kalt; der weiße Dampf des Meilers steigt in qualmenden Wolken in die Finsternis empor und durch die Nacht hört man das ferne Geklingel eines eilenden Schlittens. Beruhigt geht der Lipp in seine Hütte, nimmt die „Bet'n“ (Rosenkranz) vom Holznagel und vertraut sich mit schlichter Einfalt dem Schutze Gottes an. Dann legt er sich ruhig nieder, bekreuzt sich nochmals, als er den gespenstischen Schrei einer Eule in nächster Nähe hört, und spricht ein Stoßgebet gegen böse Geister, um sich dann dem wohlverdienten Schlummer hinzugeben.

Allein er soll nicht lange ungestört bleiben. Die unverschlossene Thür wird geöffnet und ein Gendarm fragt, ohne einzutreten, nach einem Mann in zerrissenen Kleidern, der sich „hier herum“ aufhalten müsse. Allein der „Kohler-Lipperl“ hat

nichts gesehen und gehört, obwohl heut morgens ein Mensch, auf den die Beschreibung des Gendarmen vollkommen passte, sein höchst frugales Frühstück mit ihm getheilt und von dem gutherzigen Kohler noch „einen Schluck Zweschpenbamenen“ mit auf den Weg bekommen hatte, damit der Arme nicht „dafroist“. Um Mitternacht hört er durch Wind und Schlaf ein verdächtiges Knistern im Meiler; er eilt hinaus und hat wieder eine Stunde zu thun, das Feuer, welches auf einer anderen Seite ausbrach, zu bekämpfen und zu dämpfen. Der Wind löscht ihm zwar oft die „Keanleucht'n“ aus, der Sturm macht ihn fast erstarren, aber — da gilt kein Zögern! Es muss geschehen! Endlich ist auch dies beendet und schaudernd vor Kälte und Frost eilt er in seine Hütte, um sich zu erwärmen. Er will zwar nicht einschlafen, doch die Natur macht ihr Recht gebieterisch geltend und bald ist nichts in der elenden Hütte zu hören, als die ruhigen Athemzüge des neben dem unheimlich glühenden Kohlenhaufen Schlummernden. — Die Nacht ist verstrichen, kaum dämmert aber der fahle Wintermorgen herauf, ist auch schon der „Kohler-Lipperl“ bei seinem Kohlhaufen: er schöpft das „Kohlpech“ aus und füllt es in die nebenstehenden leeren Fässer. Der Morgen ist furchtbar kalt. Baum und Strauch sind von duftigen Eiskrystallen über und über bedeckt, der Schnee knirscht unter den Tritten und der Athem setzt sich als weißer Niederschlag am Barte des Kohlers ab. Er aber betrachtet sinnend nur seinen Kohlenhaufen; es ist sein dreihundertundzweiundneunzigster, den er im Zeitraume von neunundvierzig Jahren unter seinen Händen hatte; die nur ihm verständlichen Einkerbungen im Griffe seiner Schaufel zeigen ihm, dass er sich nicht verrechnet hat. Wird es ihm vergönnt sein, das vierte Hundert vollzumachen? Er hofft dies, denn trotz seiner achtzig Jahre ist er noch rüstig, und wenn ihm nicht sonst ein Unglück zustößt, kann er wohl recht haben und dann gibt's ein merkwürdiges Jubiläum im Klosterthale. Mit Vergnügen sieht er, wie sein Meiler „z'sammgeht“ und schließt daraus, dass er bald „hin“ sein wird; seit drei Wochen beinahe hat der Lipperl seinen Platz nicht verlassen, doch das macht ihm nichts; auch wo er den nächsten Kohlenhaufen „verbrennen“ wird, ist ihm gleichgiltig, weiß er doch, dass dies in irgend einem „Graben“ mitten im Walde geschehen wird, und der „Kohler-Lipperl“ gehört zum Walde, wie der Kohlenmeiler. Das ist eine alte, treue Freundschaft, welche die zwei verbindet, und wer weiß, was dem Alten der Wald schon alles erzählt hat, wenn die zwei mutterseelenallein waren und einander die Zeit vertreiben halfen. Der „Kohler-Lipperl“ ist verschwiegen, er sagt nichts wieder.

Lieder der Liebe.

Von M. Stona.[1])

Es neigen und beugen die Halme
Im Winde sich hin und her,
Und über die Wiese flutet's
Wie Wellen auf wogendem Meer.

Die reizenden Köpfchen heben
Viel bunte Blumen empor,
Und Liebeslieder summen
Die Käfer ihnen ins Ohr.

Kein Halm und keine Blume
Fühlt jemals sich allein.
Um einsam dich zu fühlen,
Ein Menschenherz musst du sein.

* * *

---

[1]) „Buch der Liebe“ von M. Stona. Wien. Karl Konegen. 1897.

Dein Herz.

Will nimmermehr betrüben
Dein wundervolles Herz,
Dein Herz, ich muss es lieben,
Und wär' es gleich von Erz.

Schenk' ich dir mein Vertrauen,
So weiß ich wohl um was,
Kann immer auf dich bauen,
Auf dich ist ein Verlass.

Ich liebe deine Kälte,
Einst meine tiefste Qual,
Seit sich mein Geist erhellte
An deines Geistes Strahl.

Du lässest mehr mich ahnen,
Denn jemals ich empfand,
Es fehlt nicht an Vulcanen
In Nordens stolzem Land.

* * *

Ich will dich suchen ...

Ich will dich suchen auf der ganzen Welt,
Bis ich dich finde,
Mein Hoffen all hab' ich auf dich gestellt,
Du meine Sünde.

Mein sündig Lieb, was gilt die Tugend mir,
Was Ruhm und Ehre,
Gäb' freudig alles hin, wenn ich bei dir
Nur endlich wäre!

Für einen Blick, ein einzig liebes Wort
Gäb' ich die Seele,
Dir dienen wollt' ich willig fort und fort
In Schuld und Fehle.

Ich will dich rastlos suchen für und für,
Bis ich dich finde,
Dann sink' auf immer ich zu Füßen dir,
Du meine Sünde.

* * *

Zwei Flammen.

Zwei Flammen sprüh'n in unsern Herzen
Und streben ohne Rast und Ruh'
In bitt'rer Lust und süßen Schmerzen
Einander zu.

Es lodert wahnsinntoll in deinem
Die langverhüllte Leidenschaft,
Und heiße Sehnsucht brennt in meinem
Mit wilder Kraft.

Noch trennen Meilen all die Gluten
Verborg'ner Liebesraserei,
Doch wenn sie einst zusammenfluten,
Steh' Gott uns bei!

Ein Mittel gegen die Entvölkerung.

Ein bemerkenswerter Vorschlag zur Abwendung der drohenden Entvölkerung Frankreichs wird von drei Mitgliedern des Senats, den Ärzten Labbé und Guyot, und dem berühmten Chemiker Berthelot, dem früheren Minister des Auswärtigen, gemacht. Sie beantragen eine Zusatzbestimmung zum Recrutierungsgesetz, derzufolge die jungen Leute, welche im Augenblick, da sie der Gestellungspflicht Folge leisten, schon verheiratet sind, statt der drei Jahre nur ein Jahr dienen müssen. „Man verheiratet sich spät" — heißt es in der Begründung ihres Antrages — „weil die jungen Leute zuerst ihrer Wehrpflicht genügen und sich dann eine Stellung schaffen wollen. Was soll ein junger Mann vor seiner Dienstzeit anfangen? Sind die drei Jahre vorüber, so will der Städter zuerst noch sein Leben in der Freiheit genießen, ehe er die Lasten und Sorgen eines Haushaltes auf sich nimmt, und so gewöhnt er sich an eine selbstsüchtige Befriedigung seiner Neigungen zu seinem eigenen Schaden und zu dem der gesellschaftlichen Moral." Die Antragsteller sind überdies der Ansicht, dass die Einführung des Einjährigendienstes auch das geeignetste Mittel sein würde, die jungen Bauern, welche nach einem mehrjährigen Kasernenleben lieber Arbeit in

den Städten suchen, an die Scholle zu fesseln. Auf diese Weise würde zugleich einem zweiten Übel, der Übervölkerung der Städte zum Nachtheile der Landarbeit, abgeholfen werden. Dr. Guyot soll gewillt sein, gelegentlich der Debatte über den oberwähnten Antrag einen zweiten Zusatz vorzuschlagen, wonach derjenige, der sich etwa kurz nach seiner Dienstzeit wieder scheiden ließe, die zwei ihm geschenkten Jahre nachzudienen hätte. Ein österreichisches Blatt setzt dieser Notiz die folgenden Worte bei: „Ob Frankreich wirklich dabei gewinnen würde, wenn es eine größere Zahl von zwanzig- oder einundzwanzigjährigen Ehemännern besäße, ist eine Frage, die sich die Antragsteller wohl nicht vorgelegt oder zum mindesten nicht ernstlich erwogen haben."

Wir meinen, dass Frankreich wie jedes Land und Volk sehr gewinnen würde, wenn die Männer in ihrer frischen, noch unverdorbenen Jugend heirateten. Da gäbe es gesunde Nachkommenschaft und langes Leben. Wenn man sehr alte Leute frägt, wie sie gelebt haben, so werden die meisten nebst anderem auch antworten: Ich habe jung geheiratet. — Die drei Franzosen sollten wohl auch in unserem Lande ernst genommen werden. Auch gegen die Übervölkerung der Städte und gegen die Verödung der Dörfer und Bauernhöfe wäre die Abkürzung der Militärpflicht von größter Wichtigkeit. Hoffentlich kommt noch der Tag, da man das einsehen wird. Aber für diesen Tag der Einsicht wäre jetzt schon die höchste Zeit. M.

Tick-tack, tick-tack.

Das Ticken der Uhr an der Wand gehört zum unheimlichsten, ja zum furchtbarsten. Horch! wie dein Leben so eintönig, so unaufhaltsam dahin rinnt und unbarmherzig in das ewige Nichts tröpfelt. Mit jedem Ticken tritt in deine Existenz ein „Augenblick", ein Unbekannter der Ewigkeit ein, sieht dich blitzschnell an und ist verschwunden, ehe du die Hand nach ihm ausstreckst. Was bringt vielleicht der nächste dir? — einen Schlaganfall — und im übernächsten „bist" du nicht mehr; du „warst", bist allen deinen Lieben noch eine Erinnerung! — Oder mit dem nächsten läutet die Hausglocke; der Briefträger! ein Telegramm! du liest es: es ist der Tod eines deiner Lieben, vielleicht Ruin, Schande, Unglück, Untergang dir oder den deinigen, denn das Unglück lauert auf uns! Und von diesem Augenblick an wird dein Leben nie mehr das sein, was es vor diesem Augenblicke war! — Und unaufhörlich kommt der letzte. — „Hin fährt die Zeit, her kommt der Tod!" Dann streckst du dich, röchelst nach langem oder kurzem Todeskampf zum letztenmal, und der Arzt spricht leise: „Es ist aus!" — Deine Lieben brechen in Thränen aus und küssen das bleiche Ding, das noch vorhin du warst. Vetter.

Bücher.

Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen von Sophie von Khuenberg. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Zuhalb Salon-, zuhalb Volksstück. Eltern aus dem vornehmen Stande haben ihr illegitimes Kind bei Bauern weggelegt. Nach Jahren bekommt die Frau Mutter Gewissensbisse und lässt in jener Bauerngegend ein Waisenasyl bauen. Bei Gelegenheit der Eröffnung dieser Anstalt findet sie den Sohn als kraftvollen Bauernburschen, der nicht Frieden hat, seit er gehört, dass er das Kind treuloser Stadtleute ist. Die Frau, umgeben von einer frivolen, moralisch ganz haltlosen Familie, ist stets zu

schwach gewesen, um der Lüge zu widerstehen, die Wahrheit zu bekennen, wird nun — nachdem sie den Bauernburschen als ihren Sohn anerkannt — in ihren Kreisen unmöglich und begeht einen Selbstmord. — Die Fabel ist, wie man sieht, nicht erfreulich, die Lösung moderner Art entsprechend, die Charakteristik der handelnden Personen aber ist ganz vortrefflich, besonders die der „vornehmen Leute". Auch die Mundart der Bauern ist bewundernswürdig wiedergegeben. Der wiedergefundene Sohn, der Bernhard, ist allerdings nicht Bauernblut, ist sentimental, und sein ganzes Herzensleben geht darauf hinaus, dass er immer die Mutter sucht. Zwei sehr gute Figuren sind der Pfarrer und der alte Knecht Bonifaz. Zum Erkennen scharf getroffen sind der Freiherr von Hannek und sein Sohn Karl. Was es mit der Bühnentechnik dieses Stückes ist, kann ich nicht ermessen. Mir scheint nur, als hätte es Anlass zu sehr wirksamen dramatischen Scenen gegeben, ein Umstand, der nicht immer ausgenützt worden ist. Trotdem erscheint das Stück nicht arm an guten Effecten.
M.

Hans Holm. Eine Soldatengeschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Hans Lange. (Graz. U. Moser.)

Die Geschichte eines Fürstenfelder Schneidergesellen, der durch Tüchtigkeit und Treue es vom einfachen Dragoner zum kaiserlichen Burgverwalter bringt. Eine ausgezeichnete Erzählung für die Jugend, in ihrer Schlichtheit, in ihrem Humor, in ihrem sittlichen Gehalte überhaupt fürs Volk passend. Das Buch ist mit einigen Bildern geziert. M.

Moderne Gelehrte. Eine dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft in drei Theilen. Von Wilhelm Ressel. (Dresden. Moriz Räße. 1897.)

Wenn nur jeder Vivisector so glücklich wäre, wie Professor Hänsling. Der erhielt von seinem ehemaligen Schüler, dem dankbaren polnischen Fürsten Popolowsky, einen lebendigen Bären zum Geschenk, zu dem Zwecke, um daran vivisectorische Studien zu machen. Aber der Bär hat unrecht verstanden und den gelehrten Herrn Thierschinder viviseciert. Ach, wie schade! Hingegen war ein Stubenmädchen da, welches so „sentimental" war, dass es nicht einmal ein Huhn schlachten konnte. Dieses Mädchen war in der ganzen Versammlung die einzige Muthige, die den wüthenden Bären getödtet hat. — Das sind die Gegenpole der schneidigen Satire „Moderne Gelehrte", der wir sehr gerne auf der Bühne begegnen möchten. Das Stück hätte ja nach meiner Meinung vieles an sich, um zu gefallen, es ist naturalistisch und idealistisch, human und modern, es hat Scenen von unwiderstehlicher Komik und von sittlicher Größe. Es müsste von starker Wirkung sein. Die Herren Vivisectoren allein dürften sich dabei vielleicht nicht besonders gut unterhalten.
M.

Lene. Roman von Nikolaus Krauß. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Es ist die Geschichte einer Magd, eines Bauernmädchens, das, vom Schicksal hin- und hergestoßen, sein freud- und wunschloses Leben in Erfüllung harter Pflichten und ehrlicher Arbeit verbringt. Die Handlung des Romans spielt im Egerlande, und der Autor gibt uns ein ungemein anschauliches und interessantes Bild des dortigen Dorf- und Hoflebens. Alle bäuerlichen Wirtschaftsweisen und Betriebsarten sind von dem Autor, der selbst einst die Sense führte und die Drischel schwang, in künstlerischer Darstellung zur Anschauung gebracht.
V.

Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth. Aus dem Ungarischen von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Dieses Buch, so klein es ist, sollte nicht übersehen werden. Es sind meisterhafte Geschichten und Culturbilder aus Ungarn. Manche darunter von großer Eigenart, wie z. B. die „Stiefmutter", die wir gelegentlich unseren Lesern zur Probe vorführen wollen, in der Meinung, dass sie daraufhin nach der ganzen Sammlung ein wenig lüstern sein werden.
M.

Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale. Von Josef Hofmann von Aspernburg. (Liesing. Karl Fischer. 1897.)

Diese schlicht geschriebenen Darstellungen aus dem Volksleben Niederösterreichs, besonders aus der nördlichen und östlichen Gegend des Schneeberges, sind dankenswerte Beiträge zur Volkskunde und entbehren mehrfach auch den Reiz des Poetischen nicht. M.

Vergleichende Übersicht (Synopsis) der vier Evangelien als einzig vorhandene Quelle für ein „Leben Jesu" in unverkürztem Wortlaut der Luther-Übersetzung. Von S. E. Verus. (Leipzig. P. van Dyk. 1897.)

Ein abscheuliches Buch! Mit diabolischer Lust sucht dieser „Verus" nachzuweisen (natürlich wissenschaftlich), dass — Christus nie existiert hat! Also Wirkung ohne Ursache! Eher hat ein Alexander, ein Napoleon nicht existiert, denn ihre Werke sind vergangen. Christus hat eine Welt aufgebaut, eine Culturwelt, in der wir leben. Mit solchen Erscheinungen springt man nicht so um, als ob es sich um einen obscuren Gelehrten oder Mythos des Alterthums handelte. Was eine so ungeheuere Wirkung hervorgebracht hat und noch übt, das ist nicht bloß gewesen, das ist noch heute.
M.

Bauern, einigt euch! Unter diesem Titel ist von dem Socialpolitiker und bayerischen Bauernführer Dr. Ratzinger (bei Kösel, Kempten) eine für die Genossenschaftsbestrebungen bei dem Sturze der Productenbörsen bedeutsame Schrift erschienen, welche die Nothwendigkeit einer obligatorischen Berufsgenossenschaft neben und über freiwilligen Erwerbsgenossenschaften begründet. Soll letzteren das große Gebiet des Erwerbslebens überlassen bleiben, so soll die Wahrnehmung aller öffentlich-rechtlichen Interessen zu den Aufgaben der obligatorischen Berufsgenossenschaften gehören, so namentlich Theilnahme an der Preisbildung der Producte. Die Preisbestimmung soll von den Productenbörsen auf die Landesberufsgenossenschaften übergehen. Zu den Aufgaben dieser zählt der Verfasser freie Regelung des Grundschulden- und Versicherungswesens, Fachschulunterricht, Begründung einer allgemeinen Sitte der Schonung des Gutes im Erbgange, einheitliche Vermittlung der Versorgung der Städte, Wahrnehmung der Lebensinteressen der einheimischen Production gegen Ausbeutung durch das internationale Handelscapital und gegen Verfälschung der Lebensmittel. Der Verfasser belegt seine Ausführung mit reichem statistischem Material. Bezüglich des Verhältnisses der Berufsgenossenschaft zu den Erwerbsgenossenschaften spricht sich der Verfasser dahin aus, dass die Berufsgenossenschaft anregend und unterstützend, durch Rath und Controle einwirken solle, wodurch es ihr gelingen wird, geübte landwirthschaftliche Verwaltungselemente zu gewinnen, welche dem Staate heute mangeln.

Unsere Monarchie. Die österreichischen Kronländer zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef I. Herausgegeben von Julius Laurenčič. (Wien. Georg Szelinski.)

Das soeben erschienene dritte Heft dieses Jubiläumswerkes bringt in Bild und Wort die altberühmte Königsstadt Prag, die „hundertthürmige“ Moldaucapitale. Das Schönste der monumentalen Bauten aus der alten und neuen Zeit wird auf zwölf Lichtdrucktafeln in diesem Hefte aufgerollt.

Eine französische Polemik über „Das ewige Licht“.

Zwischen der „Revue des Deux Mondes“ in Paris und den „Pages litéraires et musicales“ in Genf hat sich eine Polemik entsponnen über den Ursprung meines Werkes: „Das ewige Licht“. Ein polnischer Schriftsteller M. de Wyzéwa hatte nämlich in der „Revue des Deux Mondes“ unter ironischen Wendungen die große Ähnlichkeit meines Werkes mit einem französischen Romane „La Haut“ von E. Rod betont, dem Publicum nahelegend, dass ich von dem Franzosen abgeschrieben haben könnte. Ich nahm diese zarte Perfidie nicht ernst und schwieg. Da jedoch Wyzéwas Zumuthung in Frankreich weitere Kreise zu ziehen begann, so hat — ohne Veranlassung von meiner Seite — E. Wyse in den „Pages litéraires et musicales“ Wyzéwas kritische Methode scharf beleuchtet und die Thatsache nachgewiesen, dass mein Werk „Das ewige Licht“ schon in der ersten Hälfte des Jahres 1894 geschrieben worden ist, noch in demselben Jahre im „Heimgarten“ zu erscheinen begann und im Herbste 1896 zu Leipzig als Buch in die Welt gieng, während der Roman „La Haut“ von E. Rod, mit dem es so große Ähnlichkeit haben soll, wohl später verfasst und erst im Jahre 1897 publiciert worden ist.

Meinen Lesern bestätigt sich diese Thatsache von selbst, so erübrigt mir nur, meinem wackeren Anwalt in Frankreich zu danken.

Krieglach, 1. August 1897. **Peter Rosegger.**

Postkarten des „Heimgarten“.

* In Bezug auf unsere „höfliche Anfrage“, „Heimgarten“, 21. Jahrgang, Seite 542, schreibt uns ein Theologe, dass die katholische Kirche gegen die Feuerbestattung nichts einzuwenden haben könne vom Standpunkte der Unsterblichkeit und der Auferstehung von den Todten aus. Der Theologe hat uns nur nicht gesagt, aus **welchem** Grunde dann die katholische Kirche die Feuerbestattung verbietet.

A. W., Bregenz: Man konnte ein heftiger Gegner der ersten Werke Emile Zolas sein, um doch immerhin die großen Vorzüge seiner

neuesten Romane anzuerkennen. Von Zolas „La terre“ fühlte ich mich geradezu persönlich beleidigt. Ich hasste den Mann, um ihn nach der Lectüre von „Lourdes“ und „Rom“ achten und bewundern zu lernen. Es ist immer gefehlt, wenn man einen Dichter nach einem seiner Werke beurtheilt. R.

W. F., Dresden: Der Poet soll kein Programm haben, weder ein erziehliches, noch ein revolutionäres, noch ein anderes. Er schreibe, wie's ihm ums Herz ist.

M. B., Berlin: Jeder Dichter hat genau den Wert, den sein Volk ihm zuschreibt.

Für den Dichter **Detlev von Liliencron**, der seinem fünfundfünfzigsten Geburtstage entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirtschaftlichen Nothlage bezweckt. Wir bringen das unseren Lesern in Erinnerung, indem wir es für eine nationale Ehrenpflicht halten, einem Dichter, der deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken so vielfach verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge sind mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung“ an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul Auerbach, Berlin W., Taubenstraße 20, einzusenden.

Sp. F., Graz: Ob Sie Ihre „psychische Indisposition“ durch Radfahren heilen können, weiß ich nicht. Dass es für geistige Ermüdung aber kaum etwas Besseres gibt, als große Fußwanderungen in den Alpen, davon bin ich in diesem Sommer neuerdings überzeugt worden. R.

Nachbarn im Glocknerhause: Schön Dank, dass uns die nothgedrungene Absonderung nicht verübelt worden ist. Wo das Züngerl so viel zu leisten hat, da soll das Züngerl rasten.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Der neue Jahrgang.

Der nächste Jahrgang des „Heimgarten“ bringt vom ersten bis zum zwölften Hefte einen neuen Roman:

Erdsegen.

Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes

von

Peter Rosegger.

Ein großstädtischer Journalist muss infolge einer Wette ein ganzes Jahr lang als Bauernknecht dienen. In einem Gebirgsbauernhofe verbringt er das Jahr, die heiteren und tragischen Erlebnisse während dieser Zeit, sowie die Wandlung, die dadurch in ihm vorgeht, sind der Gegenstand des Romans, der an Eigenart in der deutschen Literatur seinesgleichen wohl kaum aufzuweisen haben dürfte.

Ferner bringt der neue Jahrgang von Rosegger, der alle seine Arbeiten zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht, Beiträge aller Art, hochdeutsche und mundartliche, ernste und lustige, besonders zu erwähnen die Beschreibung seiner Hochgebirgstouren im Sommer dieses Jahres.

Außerdem werden andere beliebte Erzähler, Schilderer und Poeten mit reichem, vielfältigem Inhalte im Sinne der bekannten Richtung des „Heimgarten“ diese Zeitschrift schmücken und besonders wertvoll machen.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1898.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXII. Jahrgang.

Romane und Erzählungen.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte, Sprüche.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedene Sachen.

Heimgarten

1. Heft. October 1897. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

In der Zusen, am ersten Sonntage im Jahre des Heils 1897.

Hol' Euch der Kuckuck! Sothanen Gruß zuvor, theuere Freunde, und nun lachet! lachet! — lachet! Die ersten zwei Tage dieses Jahres waren zwei Ewigkeiten en miniature, der dritte hat überhaupt noch kein Ende genommen. Wenn aber das merkwürdige Jahr doch einmal aufhören sollte, was nach menschlicher Berechnung immerhin wahrscheinlich ist, dann werde ich lachen, ihr Herren! Und mein Lachen wird Euch wie Posaunenschall des jüngsten Gerichtes sein, falls Ihr eine Ahnung habt, was damit gesagt sein soll.

Meine actuelle Stimmung ist allerdings etwas weit vom Lachen abgelegen. Zur Stunde habe ich meinen Beruf noch nicht gefunden, aber ich sage Euch, in der nächsten Sylvesternacht tauche ich vor Eueren Augen furchtbar auf, keine Stunde diene ich nach, und sollte jetzt der halbe Januar vergehen, ehe ich's bin. Bemühen? Redlich. — In der Zusen heißt das Nest, wo ich am Wirtstisch Euch die erste Kunde schreibe. Aus zwei Bauernhöfen bin ich gestern bereits hinausgeworfen worden. Heute

ist Ruhetag. — Auf meine höfliche Anfrage im ersten Hof hieß es: „Ei schau! Im Sommer wachsen die Kirschen und im Winter die Vagabunden! Das glaub' ich, dass die Herrschaften um Neujahr gern ein warmes Nest und eine volle Schüssel haben möchten. Nachher, wenn der Schnee weggeht und die Feldarbeit anhebt, laufen sie davon. Im warmen Sommer lumpt sich's schon durch. Geh' nur zu den Socialdemokraten!" Klapps hatte ich die Thür vor der Nase. — Das war ein schönes, stattliches Gut gewesen an der Landstraße. Mir that's leid drum. Hat aber Stoff gegeben für einen volkswirtschaftlichen Artikel — die Zeile nicht unter zwanzig Kreuzern. Kostet mich selber so viel. — Als ich im zweiten Bauernhof zusprach — sogar mit dem Hut in der Hand — ob man keinen Knecht brauche, glotzte mich der Bauer an — so ein kleiner, dicker, kecker Kerl — griff dann mit seinen schlodderigen Fingern nach der gedrehten Spitze meines Schnurrbarts und sagte: „Für einen Bauernknecht passt keine Bartgabel, für den passt die Mistgabel!" Und nun war es rührend, wie meine Hände, von den Göttern zur Feder bestimmt, um die Mistgabel geworben haben. Der Bauer starrte auf diese zarten Gliedmaßen: „Sollen das auch die Werktagspratzen sein? Na, ich dank'! Für den Löffel halten sie's!" — „Herr Vater!" sage ich, „es käme nur auf einen Versuch an, wofür sie es vielleicht auch sonst noch halten möchten!" Und stelle mich mit gerüsteten Fäusten hart vor ihn hin. Er weicht natürlich einen Schritt zurück und frägt nach dem Dienstbotenbüchel. Da ziehe ich meinen Militärschein aus der Tasche: „Drei Jahre dem Kaiser gedient. Gegenwärtig möglicherweise Reserveofficier!" — „Und ich hätt' einen Ochsenknecht gebraucht!" lacht der Bauer. Natürlich habe ich mich sofort um die Ehrenstelle beworben. Er sagt, ich möchte so gut sein und ihn nicht zum Narren halten. Damit war die Unterhaltung abgebrochen.

Morgen hausiere ich weiter. Der Dorfwirt, bei dem ich heute das Dasein genieße, sucht einen Fuhrmann. Pferde! das wäre doch einigermaßen ritterlich, aber ich weiß nicht, ob Ihr es für die Wette gelten ließet, Ihr Kanaillen! Doch, Ihr sollet sehen, was ein verwegener Spass kann, wenn er Ernst wird! Ich will Euch zeigen, Ihr jammervollen Tintensclaven und Federkannibalen, dass eines Mannes Wort eines Mannes Wort bleibt selbst über den Dunghaufen hinaus! — Dieses Dorfhotel wäre für ein paar Tage erträglich, wenn anstatt dem „Neuigkeits-Weltblatt" unsere theuere „Continental-Post" aufläge. Die Expedition soll das Blatt auf einen Monat gratis schicken an den „Weißen Hirschen" in der Zusen. Hat er's erst gerochen, dann wird er's auch fressen.

Am Nebentisch sitzen drei Bauern und sprechen seit rund zwei Stunden über ein trächtiges Kalb. Als angehender Standesgenosse fühlte ich die Pflicht mitzureden, aber unsereiner, merk' ich, weiß nichts und

versteht nichts davon. Ich komme mir in diesen Kreisen recht ungebildet vor. — In einer Woche mehr von Euerem bishin hoffentlich zum Bauernknecht geschlagenen Hans Spiridion Trauttentorffer,
volkswirtschaftlicher Redacteur der „Continental-Post“.

Übermache Euch anbei meinen vollen Namen. Wickelt ihn in Seidenpapier und bewahrt ihn gut auf. Übers Jahr, übers Jahr, wenn ich wiederum komm'!

* * *

Hoisendorf, am zweiten Sonntage.

Mein sehr geschätzter College Meyer unterm Strich!

Lass Dir nicht träumen, es käme hier ein Feuilleton aus ländlichem Leben. Nicht eine Zeile! Und wenn Ihr mich etwa deshalb aus dem Paradiese getrieben habet, damit ein ständiger Externer Euch Haderlumpen von der „Continentalen“ aus Bauernhöfen mit volksthümlichen Correspondenzen versorge, so seid Ihr in einem verhängnisvollen Aberglauben befangen. Man wird die „Hofnachrichten“ schon so einrichten, dass sie „unmöglich“ sind.

Einstweilen sind es noch sehr wehmüthige Abenteuer eines Dienstsuchers. Am Montag und Dienstag habe ich nach tagebücherlichen Urkunden bei nicht weniger als dreizehn Bauernhöfen angeklopft. Der dreizehnte — dachte ich — müsse so unglücklich sein, mich aufzunehmen. Aber auch der hatte seinen Schutzengel. Du siehst, Meyer, ich befleißige mich schon volksthümlicher Denkart. Dem einen war ich zu schlank gewachsen, dem anderen zu „herrisch“ angethan, trotz meines schäbigen Touristenanzugs. Der dritte nahm mich nicht, weil ich mein Eigenthum in einem Handbündel mithätte. Und der vierte entschied kurzweg: An einem Knecht, der mit weißem Hemdkragen dahergehe, wie ein windiger Schulmeister, habe er sich schon vorwegs sattgegessen. Mehr wurzelseppartig! sagte ich mir und stolperte ins nächste Haus weitschrittig, mit gebogenen Knien und Armen, das Haar zerriffelt, die Hände mit Waldharz und Erdstaub überkleistert: Ein fleißiger Dienstbote bäte um Einstand in einen Jahresdienst. Der Hausvater: „Woher geht die Reise?“

Ich: „Aus der Garnison. Mit dem Abschied. Gottlob, dass ich wieder in der Bäuerei bin. Diese Stadt! Dieser Militärdienst! Man glaubt es nicht. Ganz krank wird der Mensch, wenn er die körperliche Arbeit entbehren muss. Arbeit ist das einzig Gute auf der Welt.“

Der Bauer wendete sich um gegen ein altes Weib, das hinter ihm stand: „Geschwatz! Wer die Arbeit kennt, der redet anders.“

Und sie: „Fortschicken kannst ihn doch nicht, jetzt spat abends.“

„Über den Feiertag soll er dableiben, nachher werden wir's halt sehen.“

Potz Blitz! War ich Bauernknecht? Nachher in der Dämmerung gieng ich noch um den Hof herum, mit Kennermiene den Schauplatz

meiner künftigen Thätigkeit prüfend. Und zur heiligen Stunde, da Ihr zu dreien oder mehreren im „Rothen Krug“ sitzet beim Pils, saß ich am Leuttisch unter unsauberem Gesinde, aß mit einem breiten Blechlöffel aus der gemeinsamen Schüssel Milchsuppe mit Mehlnocken und erzählte von meinem Soldatenleben. In unnachahmlicher Bescheidenheit theilte ich den lieben Hausgenossen mit, wie ich bei der bosnischen Occupation die Hauptstadt Serajewo erstürmte, bei der Schlacht von Sedan den Erzschelm Napoleon einfieng, bei Königgrätz eine Kugel in die Brust bekam, die zum Glücke hinten wieder hinausflog, und in der Schlacht bei Leipzig einem Welschen die Fahne aus der Hand riss und damit die deutsche Sache rettete. Diese Heldenthaten waren nicht umsonst vollführt. Die Hausmutter erwog, dass ein Mann mit solch geschichtlicher Vergangenheit nicht in der Knechtkammer schlafen könne auf der Streu. Sie verordnete mir das Handwerkerbett, welches stets das beste im Hause sein soll. Da sank ich tief ins knisternde Stroh, zog die kalte mürfelnde Decke über die Nase und dachte: dieweilen du hier schläfst, Recke, wird das Jahr wieder um eine Nacht kürzer — die Stunde zu circa drei Kronen. Du siehst, ich bleibe immer Volkswirt.

Am nächsten Tage war Heiligdreikönigsfest, kamen am hellen Morgen die drei Weisen mit dem Stern, plärrten unisono ein Lied und bekamen die morgenländischen Majestäten von der Hausmutter Schmalznudeln mit Honig. Nach dem eingenommenen Dejeuner sind die höchsten Herrschaften in jugendlicher Elasticität weitergereist. Zu Mittag war ein unerhört großes Essen. Was es war, kann ich nicht beschreiben, aber viel war's. Bei manchen Gerichten stockte das Schmalz an den Rändern und klebten die gefetteten Stubenfliegen an den Klößen. Bei der Backofenhitze der Stube führen im Bauernhof diese niedlichen Thierlein auch im Winter das wonnige Dasein der Creatur, und die Fensterscheiben sind reich geschmückt von Beweisen ihrer — Pünktlichkeiten. Mein Appetit war demzufolge bald gestillt und nachmittags konnten wir Knechte uns ausruhen. Ich für meinen Theil wusste anfangs nicht recht, wovon, doch der Altknecht duschelte mir zu: „Von der morgigen Arbeit!“

Am nächsten Tage war Regenwetter, der Hausvater befahl, ich solle in der Stube bleiben und „Span machen“. — Was ist denn das? In den Stall gieng ich hinaus und suchte unter dem Gesinde einen Freund, der mir sagte, was das sei, „Span machen“. Die alte Kuhmagd blickte mich höchst betroffen an. Endlich schien sie doch zu begreifen, dass der Mensch in Völkerschlachten das „Span machen“ nicht lernt, sie gab mir also Unterricht: Von dem Holzschoppen die Kienscheiter ins Haus tragen, dieselben über dem Herdfeuer bähen, dann von dem gezähten Scheit mit einem Schnitzger dünne Späne herabklieben, diese auf dem Ofen dörren, dass man sie anzünden könne, abends in der Stube. —

Es ist tief beschämend! Glaubt so ein Zeitungsschreiber die Aufklärung buttenweise ins Volk zu gießen und muss sich von einer struppigen Stalldirne sagen lassen, wie man im Bauernhause das Licht macht. — Strenge nach der Anweisung gieng ich vor, allein fürs erste verkohlten mir die Scheite über dem offenen Herdfeuer, fürs zweite sprangen die Späne, die ich schnitt, spröde entzwei, und fürs dritte nahm mir der Hausvater den Schnitzger aus der Hand, es wäre schade ums Kienholz, wo die Föhrenbäume ohnehin so schütter stünden im Wald! — Wie er vom Kienholz nur auf die Föhrenbäume kam! Was meinst Du, Meyer?

Meine erste Empfindung nach dieser demüthigenden Zurückweisung war: Pistolenduell! Aber als der Mann mit ruhigster Geschicklichkeit die dünnen, breiten, weich sich reifenden Leuchtspäne vom frischgebähten Scheite klob, da sah ich, dass er recht hatte. Bin hinausgegangen, habe im Zeuggelass eine Schaufel genommen, um den Schnee wegzuschaufeln, der in einer restlichen Kruste unter den Dachtraufen lag. Jetzt erschien der Altknecht: „Was machst denn da, Mensch? Das Schneehäufel irrt niemanden und geht schon selber weg, wenn's ihm zuviel regnet. Hast sonst nichts zu thun, so geh' agen reitern!"

Agen reitern! — Nun sah ich wohl, meine Politik war verspielt, es war Zeit, das Portefeuille zurückzulegen. Der Hausvater kam mir zuvor noch am selbigen Abend: „Mit Ihm wird's halt am gescheitesten sein, Er rastet sich in der nächsten Nacht noch einmal gut aus und morgen geht Er um ein Häusel weiter. An Willigkeit fehlt's nit, aber den Kopf hat Er nit dazu."

Beim Grobschmied einstmals hat's doch anders geheißen. Es wäre schade um das gute Köpfelein fürs Roheisen! Und hat mich der Onkel Bäckermeister aus dem Dorfe in die Stadt gethan, damit vom herabgekommenen Rittergeschlechte doch wieder einmal einer in die Höhe kommen könne. Nicht alle Semmelbäcker denken so überschwenglich. Mir waren zurzeit neugebackene Wecken lieber als altgebackene Adelsdiplome, wovon das meinige noch gar nicht einmal erwiesen ist. Im Gymnasium habe ich wohl auch meinen Mann gestellt, obschon mir die Vorzugsschüler als ekelhafte Streber immer sehr zuwider gewesen sind. Dass man anstatt auf die Universität zur Journalistik geht, ist allgemeine Sitte, und wenn mich die „Continental-Post" unter ihren Köpfen stets als den dümmsten gefeiert hat, so war ich doch klug genug, dazu ein pfiffiges Gesicht zu machen. Und jetzt, nach dem Ausspruche des biederen Landmannes soll es mir im Kopfe fehlen!

Übrigens kommt mir meine Vergangenheit (besonders die Grobschmiedepoche und der Militärdienst) jetzt ganz außerordentlich zustatten. Am nächsten Tage wanderte ich weiter ins Gebirge hinein, ohne auf dem Wege liegen zu bleiben, halbverhungert von barmherzigen Waldbewohnern

todtgeschlagen und in aller Stille begraben zu werden. Ganz lebendig kam ich wieder einmal zu einer Bergbauernwirtschaft. „Eine Witwe braucht einen Knecht“ hatte man dort gesagt.

Die Witwe, ein frisches, schneidiges Weib, ließ sich nicht spotten. Wie alt ich wäre? — „Fünfunddreißig Jahre, die Schuljahre nicht mitgerechnet, weil sie eine verlorene Zeit waren.“ Darauf hat sie gelacht, das Examen aber unbarmherzig fortgesetzt. — Wozu ich zu brauchen wäre? — „Bäuerin, mir ist keine Arbeit zu schlecht und keine zu gut.“ — Wieviel Lohn ich beanspruche? — „Mit allem zufrieden.“ Bezahlt, weißt du, werde ich ja von einer anderen Seite. Der Witwe schien das aber höchst verdächtig vorzukommen. Die Arme und die Beine bog ich nicht mehr krumm, das Rückgrat zog ich auch in die Länge, den Nacken hielt ich stramm und in die Augen that ich Zündhütchen, gerade zum Losbrennen, wenn sie sagte: „Knecht, du gefällst mir!“ Sie verliebte sich einstweilen aber nicht in mich, sondern sagte es gelassen und schief über meine Achsel hin: „Nau halt ja. Jeder wird es selbst am besten wissen, was er wert ist. Ich brauch jetzt niemand.“ — Hätte ich achtzig Gulden Jahrlohn verlangt, die Woche fünfmal Fleisch und ein ganzes Tuchgewand mit Stierlederschuhen, so dürfte sie mich gekauft haben. Darauf hat mich später erst ein verschlagener Holzknecht gebracht, mit dem ich eine Strecke Weges gieng.

Die Gegend ist ganz verdammt. Die Berge hoch, steil, waldig, finster. Die Schluchten so enge, dass eine Heufuhr und ein Dickschädel nicht füreinander können. Höher oben bei den letzten Hütten, wurde mir gesagt, hätten sie alleweil zu wenig Leute, weil keiner bleiben wolle, der dort nicht festgewachsen ist, wie Zerbenholz. Und sogar das Zerbenholz warte auf Lawinen, um ohne viel Umstände thalwärts zu kommen und dort etwa von einem Tischler für Stadtmöbel verarbeitet zu werden. Der unbegreiflichste Weltlauf: Um emporzukommen geht man niederwärts. Wäre nur auch bei mir die Zeit dazu schon vorhanden!

Gestern abends komme ich in ein sehr winterliches Hochthal, wo unter einer Felswand mehrere Großhöfe, etliche Hütten und ein paar rauchende Kohlenmeiler stehen, auch eine Kirche und ein Schulhaus. Ferner sind zwei Wirtshäuser vorhanden, wo man auch Tabak haben und in die Lotterie setzen kann. Der Ort heißt Hoisendorf und soll meilenweit um als Mittelpunkt der Welt gelten. Nur heimkehrende Soldaten, weitgereiste Wanderburschen und andere Fabelhänse sollen manchmal erzählen, dass Wien wenigstens zehnmal größer wäre, als Hoisendorf. Als ich im Wirtshaus eine Zeitung verlangt hatte, brachte die alte Häuserin nach langem Suchen ein zerknittertes Blatt vom Februar 1889. Neuigkeit in Hoisendorf: „Kronprinz Rudolf von Österreich ist gestorben.“ Soeben geht der Courier ab hinaus in die Vor-

gegenden, ein buckeliger Bandelkrämer mit einem Fuß und zwei Krücken. Den haben sie zum Boten gemacht. „Der geht leichter wie andere“, sagen sie, „er hat drei Beine, unsereins nur zwei“. Dieser Dreibein nimmt den Brief mit von Euerem noch immer vacierenden

Bauernknecht.

* * *

Im Adamshaus, am dritten Sonntag.

An Seine Hoheit den Herausgeber der „Continental-Post“!

Nun zerschmettere ich Dich, Imperator! Ich bin Bauernknecht! — Vorher aber lass ich mich herab, Dir und Deinem Stabe zu schildern, wie ich heraufgekommen bin.

In Hoisendorf habe ich mich zwei Tage lang aufgehalten, denn es regnete und schneite. Ein junger Mann, den ich für einen Forstgehilfen oder dergleichen hielt, half mir kartenspielen. Er hatte ein blatternarbiges Gesicht, und Ihr wisset, dass mir solche Zeichen an das glücklich ausgefochtene Duell mit dem Sensenmann allemal gefallen. Wer die Blattern überstanden, der hat frisches Blut. Nur die Augen, die blauen, waren mir an diesem Forstjungen zu sanftmüthig. Dabei waren gerade diese Augen das Anmuthigste an dem ganzen etwas vierschrötigen Burschen, der die Worte schlechter warf als die Karten und mit seinen langen Armen und Beinen alle Augenblicke irgendwo anstieß. So oft er das Spiel gewann, tröstete er mich, dass ich wohl umsomehr Glück in der Liebe haben werde. Ich in der Liebe! Du mein gütiger Gott, diese schlimmen Zeiten sind wohl vorüber. — Die Gewinnkreuzer wollte er nicht annehmen, wir hätten ja nur aus Spass gekartelt, aus Langeweile. Als ich ihm die Heiligkeit der Spielschulden darthat, die sogar jeder Lump bezahlt, und sollte er so und so viele ehrliche Leute darum prellen müssen, steckte der Bursche die Münzen zögernd in seine Westentasche, lud mich hingegen in sein Haus auf eine Schale Kaffee. Und jetzt hat sich's herausgestellt, es ist der Schullehrer, der sich selber den Kaffee kochen muss und einen ganzen Glaskasten voll Bücher hat. Weshalb er die Literatur verleugne, so dass wir in Todesgefahr der Langeweile zum Kartenspiel hätten greifen müssen? — Ja, er habe ohnehin nicht gerne gespielt, er habe sich aber gefürchtet vor dem Ausgelachtwerden, wenn er so einem Herrn Touristen von Büchern spreche.

„Sie scheinen Ihre Bände wohl auch selbst nicht oft zu benützen“, sagte ich, denn sie waren alle so ordentlich und unabgegriffen.

„Jeden Tag. Man legt ihnen halt einen Rock an.“

„Dann sind wohl Sie der einzige hierum, der liest?“

„Ja so, gewiss, das heißt —“

„Die Schulkinder?“

„Diese selten. Manchmal eins. Aber sonst — sonst ist noch jemand…“

Man bemerkt, dass Blatternarbige immer sehr rothe Gesichter haben. Es sind vollblütige Leute. Nach dem Kaffee bot ich ihm die Cigarre. Mein Himmel! Die zündete er am verkehrten Ende an und plagte sich redlichen Fleißes mit ihr ab, bis ich sie ihm aus der Hand nahm. „Wenn Ihnen das Laster nicht Spass macht, so lassen Sie's bleiben.“

„Wenn der Spass, der manchmal dran hängt, nur auch alle Laster entschuldigen wollte!“ bemerkte er.

„Nicht wahr, Herr Lehrer!“

Stieß der Junge aus lauter Verlegenheit den Kaffeetopf um, das braune Bächlein schlängelte sich über den Tisch.

„Jetzt fehlt die Hausfrau“, neckte ich, „das gäbe den schlechtesten Witz, den schönsten Verdruss und bald darauf natürlich die reizendste Versöhnung.“

„Wegen der paar Tropfen gibt's zwischen uns keinen Verdruss.“

„Wie, Sie haben Eine?“ —

Hier, meine Herren, müsste das „Fortsetzung folgt“ stehen, denn wir brauchen noch eine Columne für den volkswirtschaftlichen Theil. Nicht? —

„Wüssten mir vielleicht zu sagen, lieber Herr Lehrer, ob man in den Berghäusern da herum nicht irgendwo einen Knecht brauchen könnte!“

„Und ob!“ rief er aus, „wenn nur einer käme. Alles was arbeiten kann, geht davon, oder muss davon, oder es ist sonst ein Unglück. Niemand ist, der um Geringes dienen mag. Und die großen Ansprüche der Dienstboten können diese armen Bergbauern wohl nicht befriedigen.“

„Ich wüsste einen billigen Knecht.“

„Wahrscheinlich nichts nutz.“

„Der gute Wille ist gewiss vorhanden, dafür kann ich bürgen. Gesund und stark ist der Kerl auch. Wenn er einige Nachsicht findet, wo er nicht Brauch weiß . . .“

„Da könnte ich gleich einen Platz nennen“, sagte der Lehrer. „Aber ganz oben bei der Alm. Die letzten Häuser. Bei einem heißt's: Im Adamshaus. Weitläufiger Grund, Felder, Wiesen, Almen, und keine Arbeitsleute dazu. Der ältere Sohn ist bei den Soldaten. Der jüngere ist ein Krüppel, weil ihm der Jäger die Hand abgeschossen hat. Der jüngste geht noch in die Schule. Dann ist noch eine Tochter da. Vater und Mutter sind die einzigen für die Arbeit. Brave Leut'. Recht brave Leut'.“

Am nächsten Tage waren trotz des Schneegestöbers mehrere Kinder gekommen, alle in Lappen eingemummt, so dass nur das rothe Näslein hervorguckte und zumeist auch ein paar frische Äuglein. Ein schlanker, etwa dreizehnjähriger Knabe hatte sogleich, als er ins Schulhaus trat, alle überflüssigen Hüllen von sich geworfen, dass der Schnee aus denselben stäubte. Er glühte im Gesicht und war voller Leben.

„Das ist einer von der Adamshausfamilie!“ So stellte der Lehrer mir den Knaben vor. „Sage es, Franzel, wie ist denn der Weg zu euch hinauf?“

„Herab gut, hinauf gar nicht“, antwortete er. Der Schlingel war auf einem Handschlittlein herabgekommen.

„Auf dem Nachhauseweg will ich dich begleiten“, sagte ich zum Schulknaben.

Auf dieses mein Anerbieten betrachtete mich der Lehrer forschend. Habe ihm redlich gestanden, dass ich selbst der Mann bin, der eine Dienststelle als Knecht sucht.

Die Bestürzung des Lehrers war nicht klein, doch wusste ich nicht, warum. Er begann heftig abzureden. Für einen Herrn, wie für mich, wäre das kein Platz im Adamshaus. Ganz unmöglich. Große Armut und Niedergeschlagenheit, um nicht zu sagen ein wahres Elend. Wer dort oben den rauhen Wind und die ungute Kost und die harte Arbeit aushalte, der müsse anders gestellt sein, als so ein besserer Herr. Nein, es wäre lächerlich, es wäre wahrscheinlich auch nur gefoppt. Übrigens gehe der Franzel an diesem Tage gar nicht nach Hause, der bleibe über Nacht in Hoisendorf, und ich würde dazuschauen müssen, thalwärts zu kommen, ehe der Schnee alle Wege vermauere.

Also habe ich mein Handbündel gebunden, meine Wirtshausrechnung beglichen (für zwei Tage und Nächte alles in allem einen Gulden vierzig Kreuzer, Einheimische bekämen es billiger) und bin fortgegangen. Aber nicht niederwärts, sondern das Hochthal hinan, genannt im Almgai, entlang dem Bächlein, das unter der Schneewölbung murmelte. Ein Poet an meiner Stelle hätte dem vom Berge kommenden Wasser allerlei Geheimnisse abgelauscht, wie es oben wohl zugehe bei den letzten Häusern. Ich habe nichts erfahren, als dass der Bach, in den meine Füße manchmal einbrachen, nass und kalt ist. Das Gestöber so dicht, dass kein Weg und Ziel zu sehen war. Dem Wasser entlang, hatten sie gesagt, das war Losung genug.

Hinter einer vereisten Mühle war das Thal zu Ende, der Bach rauschte aus einer höheren Schlucht über den steilen Hang herab. Aber wo das Wasser herabsprang, da konnte kein Mensch hinauf. Nach einigem Suchen sah ich frische Fußtapfen, die von der Mühle aus quer die Lehne hinangiengen zwischen Buschwerk und schütteren Baumbeständen. —

Weshalb das alles so genau beschrieben wird, da doch bei Privatbriefen jede Hoffnung auf ein Zeilenhonorar ausgeschlossen ist? — Darum, weil nach den vielen Irrgängen die Fußtapfen, die wir hier ins Auge fassen, wirklich einmal zu etwas führen.

Der Bergwind blies mir dichten Schneestaub ins Gesicht; aber ich sah es doch, wie unter einem Lärchbaum auf dem Schnee ein Mann

saß, der auf der Achsel ein Doppelbündel trug, eins hinten und eins vorn. Ein Mehlsack, höchst wahrscheinlich etwas schwerer als mein Handbündel, weil der Mann mit dem Handrücken sich den Schweiß von der Stirn wischte und schwer zu athmen schien. Jung war er auch nicht mehr.

„Was meint der Vater, wenn wir Bündel tauschen thäten?“ So ich zu diesem Menschen.

„Vergelt's Gott. Wer was hat, soll's auch selber tragen.“ So er.

„Der Vater kann ja kaum schnaufen!“ So ich.

„Ist wahr, ist wahr. Der Lungendampf.“ So er.

Da habe ich ihm den Mehlsack abgenommen. Vor mir ist das Männlein mit dem Stock und den unsicheren Beinen im Schnee anwärts gestiegen, und hat immer stehen bleiben müssen, um zu athmen. — Und jetzt sage ich Euch was — zu dieser Stunde hat's in mir einen Schnapper gemacht.

Wie der arme mühselige Mensch so vor mir ansteigt, entlastet, weil ich der Mühlesel bin, trifft mich urplötzlich der Einfall: Das ist's! Alles, was du bisher erlebt, erstrebt und geleistet hast, Hans, es ist nichts. Was du jetzt thust, es ist das erste Tagewerk deines Lebens. Und ist mir so warm worden hinter der mageren Geldkatz, und so helle, als hätte jemand ein Freudenfeuer angezündet in allen vier Kammern des bekannten Pumpwerkes zugleich. Hans! hat's gerufen, wie die Stimme meiner seligen Mutter, wenn sie uns Kindern aus dem Evangelium las: Hans! Den Mühseligen und Beladenen hilf tragen! — Euere „Continentale“, die aufgekrausete, die Culturleiterin und Zeitgeistmacherin, sie ist mir in diesem Augenblicke schier ein wenig gesunken im Curse. Übrigens könnt Ihr mir das Blatt zugehen lassen an meine gegenwärtige Adresse: Hans, dem Trauttentorffer, Dienstknecht im Adamshause bei Hoisendorf, Almgai. Denn an diesem Orte bin ich gestern ins Jahr eingestanden, wie man hier sagt. — Auf Wiedersehen in fünfzig Wochen.

Hans.

* * *

Adamshaus, am vierten Sonntage des Jahres 1897.

An Herrn Professor A. Simruck, Dr. phil., in M.

Lieber, alter Freund!

Dem Zeitungsschreiber war Dein Neujahrsgruß vermeint gewesen, jetzt hat der Brief an drei Wochen im Lande herumgesucht, und wo findet er Deinen Hans? Ich bitte Dich, denke nicht gleich an Verrücktheit oder dergleichen. Es geschieht heutzutage so viel Gescheites auf der Welt, das weitaus närrischer ist, als die größte Verrücktheit. Dein Brief fand endlich in einem halbverschneiten Bauernhause des Almgaigebirges, zwei Stunden

vom letzten Weiler entfernt, einen Stallknecht, und der hieß Hans Trauttentorffer, genau wie der Name auf Deiner Briefadresse.

Jetzt danke ich Dir erst, Alfred, dass Du mir treu geblieben bist seit der Schulbank her, jetzt brauch' ich Dich erst wie der Hirsch die Quelle, wie der Sünder den Beichtvater, wie der Bruder den Bruder. Und diese Sonntagsruhe gehört Dir. Wird aber Mühe kosten, es Dir verständlich zu machen, wie das so hat kommen können. Es ist ja so viel Unsinn dabei, so viel Abenteuerliches, und ich glaube sogar, auch ein klein bisschen Tapferkeit. Sieht auch nur für den ersten Ruck so wunderlich aus, im Grunde ist es beinahe selbstverständlich. Als das eine plötzlich zufällig geschah, hat alles andere geschehen müssen.

Das Zufällige geschah in der Weinstube „zum rothen Krug“, wo wir bei Deinem letzten Besuche den göttlichen Rüdesheimer getrunken haben und wo der Generalstab der „Continental-Post“ immer noch sein Hauptquartier hat. Wenn die Herren in der Redaction so großartig wären, wie im Krug! Am Tage des heiligen Leopold war's, dass ich nach dem dritten oder vierten Glase Jungwein den Mund etwas voll nahm und als Redacteur des volkswirtschaftlichen Theiles mich über das Verhältnis des Bürgerthums zur Bauernschaft ausließ. „Ganz gegen meine Überzeugung muss ich im Blatte für Handel und Industrie Partei nehmen“, rief ich. „Das ist eine künstliche Welt, eine mit Homunkeln. Wenn noch ein gesunder, tüchtiger, braver Menschenschlag gesucht wird, so kann man ihn nur draußen auf dem Lande finden!“ Widerspruch natürlich. Ich gereizt: „Bei meiner Ehre, der Bauernknecht hat eine würdigere Existenz als etwa der Bankier, dessen Beruf es ist, schmutzige Geldlumpen durch seine Finger gleiten zu lassen, oder ein Zeitungsmacher, der seinen papierenen Mantel nach dem Winde drehen muss.“ Das war dem anwesenden Herausgeber der „Continentalen“ zu viel, und er sprach mit einer ganz impertinenten Gelassenheit: „Den Herrn Trauttentorffer wird ja nichts hindern, die Zeitungsmacherei gegen eine Bauernknechtexistenz zu vertauschen.“ — „Warum nicht?“ darauf ich. „Wenn die Herren glauben, dass bei mir der Mund stärker ist, als der Arm — gut!“ Gleich bestellte ich eine Flasche Rüdesheimer. Denn für den Schwung dieser Angelegenheit war der heurige Landwein zu trivial. Die Herren mochten eine weitere Steigerung befürchten, die möglicherweise sogar in einem Duell gipfeln konnte. Sie suchten den Wortwechsel ins Heitere zu ziehen. Das wollte sich aber nicht beruhigen, und endlich schlugen sie eine Wette vor. „Trauttentorffer soll sich in ein Bauernhaus als Knecht verdingen, auf einen Monat!“ — „Auf ein Jahr!“ rief ich hitzig. Daraufhin trommelte unser Herausgeber, Doctor Stein, mit den Fingerringen leicht auf der Tischplatte und sprach: „Wenn unser Herr Trauttentorffer draußen auf dem Dorfe bei seinen Idealmenschen das kommende Jahr 1897 vom Anfang bis zum Ende

als gewöhnlicher Bauernknecht zubringt, so werde ich mir am ersten Januar 1898 gestatten, ihm eine Ehrengabe von zwanzigtausend Kronen feierlich zu überreichen. Wenn er dem Dunghaufen auch nur einen Tag früher entläuft, so wird er zwei volle Jahre lang ohne Gehalt bei der ‚Continental-Post' seinen Mantel nach dem Winde kehren!" — In Gegenwart dreier Zeugen habe ich die Wette angenommen. Erschrickst Du? —

Ich habe schon mancherlei mitgemacht auf diesem Erdballhaspel. Der Schmied hat Eisen in mein Blut gethan, der Soldat Kurasch und Gehorsam, der Zeitungsschreiber die nöthige Wurstigkeit — lauter Sachen, die dem Bauernknecht bekommen werden. Der Jahrlohn ist nicht schlecht, dann thue ich mir auf etliche Jahre einen guten Tag an.

Also anfangs anno dieses bin ich gegangen. Aber geplagt hat's zuerst, der Satan nocheinmal! Länger als vierzehn Tage umherstromern, brotlos. Gar viel länger hätt's nicht mehr gelangt, so wär's zum Betteln gewesen, oder zum Stehlen. Hab' ich mir gedacht: In Zukunft nicht voreilig lästern, wenn so ein armer Landstreicher vor dem Gendarmen daherspaziert mit dem haltbaren Armband. — Endlich bin ich doch in einem Bauernhause dran gekommen, eine Art Almwirtschaft, auch im Winter. Da sitz' ich nun in der vom anstoßenden Ochsenstall erwärmten Kammer auf dem dreifüßigen Schusterstuhl, die wurmstichige Gewandtruhe als Tisch, und schreibe Dir mit demselben Stift, der vor wenigen Wochen noch so vorwitzig und hochmüthig von Volkswirtschaft geschwatzt hat. Du glaubst es nicht, Freund, wie ganz anders es ist, als der Stadtmensch das sich vorstellt. Ich sage Dir nur, das Herz möchte einem ausbluten. Es ist ein heiliges Elend! — Mit Frevelhaftigkeit, däucht es mich jetzt, bin ich in einen Lebenskreis gesprungen, in dem vor der Größe der Sorgen und des Leidens jedes frivole Wort auf den Lippen erstarrt. Darum ist mir die witzelnde und spottende Correspondenz mit meinen Redactionscollegen zuwider geworden. Seit ich über die Schwelle dieser alten Patriarchenhütte getreten bin, muss ein Schlagbaum zwischen diese Herren und mich gefallen sein, ich verstehe meine gegenwärtige Stimmung selbst nicht, weiß nicht, bin ich krank oder gesund geworden. Vielleicht könnte es heißen: Er hat sein Herz entdeckt. Deshalb hätten deine guten Zeilen mich zu keiner besseren Zeit treffen können und deshalb bitte ich Dich, Alfred, bleibe Du jetzt fest neben mir stehen. Erlaub', dass ich Dir oft schreibe, alles Dir mittheile, was an mich prallen wird, hilf mir über dieses Jahr hinweg. Es ist ein dunkles, abenteuerliches. Wache, dass ich den Faden nicht verliere, der mich leiten und wieder hinausführen soll beim richtigen Thor. Wenn du meine Hand jetzt fassen könntest, sie hat noch nicht die lederfesten Schwielen, sie hat an der Innenseite Stellen, die sich häuten, Stellen,

die noch schmerzen. An meinen Schultern und Hüftknochen dürftest du blaue Flecke finden — und bin doch erst seit wenigen Tagen im Dienste. Mein Vorsatz, auszuhalten, steht zeitweise leidlich fest. Nur gestern abends, als ich im Holztrog auf dem Strohpolster lag, mit einem übelriechenden Kotzen zugedeckt, und von der Wand, wie von der Decke Dunstwasser auf mich niedertropfte, in meinen Eingeweiden gleichzeitig die genossenen Roggenklöße und die mit Speck geschmälzten Bohnen zwickten und krampften — da hub es in mir an zu zagen. Wie jedoch am heutigen Frühmorgen die große Sonnenscheibe heraufkam über den kahlen, flachen Almrücken und wie das weiße Wintergebirge in purer Verklärung dahingetragen stand unter dem blauen Himmelszelt, während unten in den Schluchten und draußen in den Thälern das rostbraune Geschiebe des Nebels lag — da habe ich doch jauchzen müssen. Mein Hausvater hat ein verwundertes Gesicht gemacht, dass es noch Knechte gibt, die jauchzen. Früher wäre das freilich oft vorgekommen, jetzt thäten die Leute lieber fluchen. Das hielten sie für nobler. — Offen gesagt, will ich mir auch das Fluchen nicht verschwören, wenn's eine Herzerleichterung macht, warum nicht? Ein zorniges Beten, was ist es anders? Du merkst, ich fange schon an, die bäuerlichen Laster zu vertheidigen; wenn ich mich mit der bäuerlichen Tüchtigkeit auch so leicht befreunde, dann kannst Du mich bei der nächsten landwirtschaftlichen Ausstellung gleich prämiieren lassen und in ein Raritätencabinet stellen: „Belieben hereinzuspazieren, meine Herrschaften! Hier ist das achte Weltwunder zu sehen: Ein Stadtherr, der Bauer geworden ist —. Na nu! — Nicht wahr, Alter, Du läßt es hingehen, wenn mir manchmal noch ein Journalistenwitz auskommt. Will schon fleißig mit Kuhmist desinficieren, damit das Ungeziefer nicht überhandnimmt.

Mein Hausvater hat keine Ahnung, welches Ungeheuer unter seinem Dache haust. Von diesem Hause und von diesen Leuten will ich Dir das nächstemal berichten.

Ich bitte Dich nur um Eins, Professor, theuerer Doctor der Philosophie — verlass mich nicht! Dein Hans.

* *
*

Adamshaus, am fünften Sonntage.

Habe Dank, mein Freund, für Deinen Zuspruch. Weil Du mich nur keinen Narren genannt hast, so ist alles gut. An meiner Willenskraft, hoff' ich, wird's nicht fehlen. Es will mir ja noch eine höhere Macht beistehen — das Mitleid.

Damals auf der Dienstsuche gieng ich einen steilen Berg hinan. Es war Schneegestöber, ich fand einen erschöpften Mann, der unter seinem

Mehlsack zusammengebrochen war. Die Last habe ich ihm abgenommen und hinter ihm nach, hinauf in sein Haus getragen. Das war der Adamshauser. Der Hof lag schier stattlich auf der Höhe, unter einem Schachen von wetterzerzausten Ahornen. Als wir ins Haus traten, rief der Bauer, auf mich mit beiden Armen deutend, in kurzen Athemstößen seinem Weibe zu: „Der da! wenn er hätt' wollen, so hätt' er mir mit dem Mehl zum Teuxel gehen können. Ich wär' ihm heut' nit nachgelaufen. Ich nit. Weil's mich wieder hat. Meinen Rauch, Mutter!"

„Wie ich halt sag", gab die Bäuerin zurück, „weltfremde Leut' sind immer einmal bessere Leut', als die lieben Nachbarn."

Dann that sie getrocknetes Kraut in eine Blechpfanne, warf glühende Herdkohlen drauf und ließ den Rauch dem Manne, der in einen Lehnstuhl gesunken war, ins Gesicht steigen. Er athmete denselben gierig ein, nach ein paar Minuten stemmte er die Hände seitlings an die Brust, athmete hoch auf und sagte: „Gott sei Dank, vorbei ist's wieder."

Nun mischte ich mich mit der Frage ein, was sie denn in der Pfanne verbrannt hätten?

„Hexenkraut!" antwortete das Weib.

„Ist nit so schlimm, wie sein Namen", setzte der Mann bei, „für den Lungendampf kein besseres Mittel. Jetzt sollet Ihr wohl Eueren Rock austhun und rasten. Und die Stiefel abklopfen, sonst thun sie so viel nassen. Endlich ist er doch da, der Winter. Das Jahr hat man schon gemeint, es kommt keiner."

„Wenn Ihr an Asthma leidet, dann solltet Ihr wohl doch anstatt Euerer einen Knecht in die Mühle schicken." So ich.

„Hab's eh gethan, hab's eh gethan." So er. „Das ist gewiss. Bin ja selber mein bester Knecht."

Sein schlichtes, schon grauendes Haar strich er mit flacher Hand über die Stirn und fast munter guckte er drein über den Spass, dass er selber sein bester Knecht sei. Bald habe ich allerlei erfahren. Der älteste Sohn ist beim Militär. Sein jüngerer liegt im Nebenstübl und wimmert.

„So viel geschossen ist worden auf ihn!" sagte das Weib.

„Lass' es gut sein, Mutter", wies der Mann zurecht. „Mir ist es lieber, wie es ist. Es kunnt auch anders sein. Er kunnt im Arrest sitzen, statt da drinnen liegen. Er kunnt sich selber vergessen haben. Wenn einer so vor dem Jäger steht! Auf ja und nein kann ihn Gott verlassen."

„Was hätt's denn gemacht?" rief das Weib in Leidenschaft. „Wenn sie den einen Buben beim Militari zum Leutderschießen einlernen, so wird der andere sich wohl auch seines Lebens wehren dürfen."

„Mußt nit wieder sper werden, Mutter" beschwichtigte er. „Wenn sie eh so bös brennt, die Wunden, wenn sie eh so bös brennt, so mußt nit auch noch Scheidwasser drauf gießen. Koch' lieber dem da ein Milchlackerl, zahlen können wir eh nix fürs Mehltragen. Ich muss jetzt zum Vieh."

„Habt wohl eine große Wirtschaft?" So ich.

„Zum Prahlen wär sie zu klein und zum Dermachen ist sie zu groß."

„So solltet Ihr doch einen Knecht aufnehmen."

Schnellte der Bauer fast zornig die Arme empor: „Ist ja keiner zu kriegen!"

„Manchmal gäbe es ihrer vielleicht doch."

„Und keiner zu bezahlen! Thun einen armen Bauern ja hell brandschatzen, die Dienstboten, heutzutag'!"

„Zu schlecht ist ihnen schon alles!" rief das Weib. „Haben im vorigen Sommer zum Heuen so eine Gnad gehabt. Eh von der Nachbarschaft einer. Ein ausgedienter Soldat. Beim Militari, da hat er sich das Hungerleiden schön gefallen lassen, mir hat er die Sterzschüssel zurückgestoßen: Das wär ein Fressen für Bauernleut! Tagwerker thäten was anderes gewohnt sein! Mein Lebtag hat mir noch keiner meinen Sterz geschmäht. Aber dem kommt's heim! Dem kommts noch heim! Denkt's, dass ich's gesagt hab'!"

„Thu' dich nit anzünden, Mutter. Ist eh arm dran, so ein Mensch, wenn sein schwacher Magen nit einmal mehr einen löffelvoll Sterz verkochen kann. Nit einmal mehr einen Sterz!"

Jetzt habe ich mir einen Rand genommen. „Bauersleut'", sage ich, „wenn euch mit mir geholfen wäre! Ich habe schon allerhand probiert auf der Welt, so wird mich das Bauerndienen auch nicht umbringen. Was ich nicht kann, das will ich lernen, und ein Allesbesserwisser will ich auch nicht sein. Um Kost und Schlafstatt werde ich nicht greinen, und Jahrlohn, was ihr leicht könnt. Nicht etwa, dass mir jetzt ums Winterdach zu thun wäre, ich will euch auch im Sommer dableiben und wegen keiner schweren Arbeit verzagen. In allem Ernst. Bauersleute, wenn's euch recht ist, ich bleibe gleich da."

So, mein Freund, habe ich mich hinwerfen müssen, ist das nicht tapfer gewesen?

Das Weib hat darauf nichts vorgebracht, der Mann hat wie in aller Ergebenheit über dem Magen die Hände gefaltet und endlich gesagt: „Ich weiß gar nit, wie mir geschieht."

„Richtig wahr", sagte dann sie, „mehr kunnt ein Spitzbub auch nit versprechen."

„Ungeschickt, ungeschickt, Mutter! Wenn's ein schlechter Mensch wär', hätt' ich den Mehlsack das letztemal gesehen, da unten auf der Brandlahn.

Weißt, wie sie voriges Jahr dem Gleimer-Stindel die Kasbutten weggenommen haben? Unser Herrgott ist hoch oben und der Schandarm weit weg."

Ein förmliches Gericht war's, das ich da über mich ergehen lassen musste. Endlich kam das Paar darin überein, ich müsse rein von der heiligen Nothburga geschickt sein, zu der sie jeden Abend beteten um Beistand.

„Machen wir's halt so", sagte der Bauer, „wenn's schon dein freier Willen ist — jetzt sag' ich halt gleich: du. Aber fürs ganz' Jahr festbinden, das nit. Heut' taugt's dir in der warmen Stuben, morgen kunnt schön Wetter sein und deine Füße frisch ausgerastet. Vierzig Gulden Jahrlohn und das Gewand hat man sonst gegeben. Das ist freilich wenig. Bleibst halt, so lang du magst." —

So, Alter, und jetzt hast Du einen Begriff, wie meine Herrschaft beschaffen ist. Dem ältesten Sohn Valentin seine Kammer im Ochsenstall ist mir angewiesen worden. Sollte er auf Urlaub heimkommen, so würde schon ein anderes Stattl für mich sein. Ich schreibe Dir auch gleich, wie mein Adamshaus auf den ersten Blick aussieht. Denke dir eine steile Berglehne, die oben von einem bebuschten Rain begrenzt wird, und hinter dem eine flachere Höhung ansteigt. Dort auf der Hochfläche liegt das Haus. Altersbraun, ganz aus Holz stehen die Gebäude da unter ihren breiten, weit vorspringenden Bretterdächern. Zwischen dem Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden liegt der Hof mit Holzstößen, Streuschichten und dem Brunnen. Neben dem Hause ragen große Laubbäume auf, von denen ich noch nicht weiß, sind sie dürr oder nur winterkahl. Gegen den Rain hinab, unter einer Fichte, ist ein zweites kleineres Holzhaus, für Ausgedingleut'. Jetzt steht es leer. Hinter dem Gehöfte steigt der Berg steil an und hat schütteren Wald, sie nennen ihn den Schachen. Das Wohnhaus hat niedrige Thüren und kleine Fenster, die mit einem gekreuzten Eisen vergittert sind. Auf dem Trambaum steht die Jahreszahl 1650. Der größte Raum des Hauses ist die „Stuben", die allen Hausbewohnern gemeinsam zugleich als Küche, Esszimmer und Tummelplatz dient. Auch die Hühner sind da, zumeist aber in die Steige gesperrt, die unterhalb des Herdes in der Mauernische steht. Außerdem hat das Haus noch etliche Kammern für Schlafstuben und Vorrathsräume. — Nimm fürlieb mit dieser zaunmarterdürren Schilderung. Vielleicht kommt's später einmal saftiger. Die Ställe, Scheunen, Zäune, Thörlein und dergleichen zu beschreiben! Es gäbe kein Ende.

Als ich aufgenommen war, hat der Hausvater mich überall herumgeführt, mir die Räume und Sachen gezeigt; die ersteren sind für letztere wesentlich zu groß, das habe ich gleich gesehen. Aber einfach ist es nicht. Heu und Stroh, Getreide und Hafer, Flachs und Hanf — es

wird einige Mühe kosten, bis all die Kennzeichen und Unterschiede eingeprägt sind. Beim Vieh geht's einigermaßen leichter, obschon ich mir den Unterschied zwischen zwei weißen Ochsen oder braunen Kalben kaum jemals werde klar machen können. Es heißt, die Thiere hätten so gut ihre ganz individuellen Physiognomien, wie die Menschen, und ein Hirte erkenne aus Hunderten von Schafen jedes für sich. Meine erste Obliegenheit wurde das Abfüttern der Ochsen, Kälber und Schafe. Das ist aber nicht etwa, dass man ihnen Heu oder Gehacktes nur so vorwerfen könne. Die Ochsen bekommen dreimal des Tages Heu mit Stroh in richtiger Vermischung, die Kälber nur Heu, die Trächtigen auch noch Gehacktes aus Heublumen und Rüben, die Schafe getrocknetes Eschenlaub. Und so weiter! Imponiert Dir das, Doctor der Philosophie? Dann sage ich Dir, dass dieses Aufgezählte noch gar nichts ist, nicht einmal der Anfang. Aus den spärlichen Andeutungen, die mein Hausvater mir bisher gemacht hat, ahne ich, dass die Kenntnis des Bauernwesens eine ganz respectable Wissenschaft bildet — in allem Ernste. Und eine Kunst noch dazu. Es wird plagen. Wenn der „Volkswirt" im Zeitungsblatt einen Unsinn sagt, so rührt sich darüber keine Katz', und der Schreiber gilt für einen gescheiten Mann. Wenn der Bauer einen Unsinn macht, so fault das Heu in der Scheune, verdirbt das Korn im Sack, verreckt das Rind im Stall. Das ist ein anderes Ding.

Jetzt muss ich Dir noch vom ersten Abende erzählen. Wohnstube, Speisestube und Küche, wie Du schon weißt, ist eins. Wir setzten uns zusammen um das Herdfeuer, wer stand, dessen Haupt ragte in den Rauch hinein, der durch einen offenen Schuber in das Vorhaus steigt und dort vermittelst eines Holzschlauches durch das Dach abgeführt wird. Der Hausvater fettete ein paar derbgebaute Schuhe mit Schmer ein; die Hausmutter schmorte in der Pfanne Kartoffeln und mir war die Aufgabe zugefallen, von einem großen Laib braunen Brotes Suppenbrocken abzuschnitzeln für das bevorstehende Nachtmahl. Plaudersam waren wir gerade nicht. Mich schützte vor Langweile nur die Mühe meines Brotschneidens, das mir so durchaus nicht handlich war. Die Hausmutter sah es und sprach: „Du Knecht, wie heißt du denn?"

„Hans thäte ich heißen."

„Du Hansel, ich sag' dir was. Deine Brocken werden zu dick!"

Na, gute Nacht! dachte ich mir, wenn du das Brot nicht einmal aufschneiden kannst, wie wirst du dir's erst verdienen!

Da rief in der Nebenkammer jemand nach der Mutter. Sie gieng hinein und ließ die Thür offen. Das war ja ganz feierlich da drinnen. Wie in einer Kapelle. Ein weiß gedecktes Tischlein, auf dem in einem Trinkglas ein Öllicht brannte. An der Wandecke eine Menge Heiligenbilder, böhmische Glasmalereien. Daneben in einem hochgeschichteten Bette lehnte am Strohpolster ein junger Mensch, der nach der Mutter

gerufen hatte. Auf der blauen Decke hatte er seine rechte Hand liege
dick mit Lappen umwunden. Das Gesicht jung, fast weiß wie Marmo
aber große dunkle Augen und an der Oberlippe ein leichter Schnurrba
schatten. Zwischen den zuckenden Lippen schimmerten gesunde Zähn
das dunkle Haupthaar üppig, verworren, es wühlte die linke Hand dri
Ein bildschöner Mensch.

„Ist die Barbel denn noch nicht da?“ fragte er die Mutte
„So weh thuts wieder.“

„Wart doch, ich will dir frisches Schusterpech auflegen und wied
gut einbinden.“

„Dank dir Gott, Mutter, aber die Barbel kann's besser.“

„Sie thut noch harkampen draußen in der Kornstuben.“ — D
wirst auch das nicht wissen, Philosoph, dass harkampen so viel heiß
als gebrochenen Flachs durch die Hechel ziehen, um die Agen abzustreife

Ich stand nun am Bett und ließ mir die Schusswunde zeige
Knapp hinter dem Gelenke, ein rundes Loch, mit gestocktem Blut verstopf
die Haut ringsum leicht geröthet. Eben war das Pflaster mit ein
schwarzen, zähkleberigen Masse losgelöst worden. Auf meine Frage,
die Kugel schon entfernt sei, hieß es, das Schusterpech werde sie sch
herausziehen.

Nun kam zur Thür das Mädel herein. Sie musste sich bücke
um nicht anzustoßen, so groß war sie. Im Arm hatte sie Flachssträh
und legte dieselben über das Bankgeländer. Auf dem Kopf hatte sie ein
alten schwammigen Filzhut, den hieng sie an den Wandnagel.

„Bist schon brav, Barbel, dass du meinen Bräutigamhut so saub
achtest“, sagte der Hausvater, „wohl, wohl, in dem Hut hab' ich dei
Mutter in die Kirchen geführt. Selben hat ein schöner Buschen dra
gesteckt und heut' sind die Schaben dran. Herentgegen ein sauber
Gesichtel drunter, das macht auch einen schäbigen Hut schön. Na, ha
ja, ein' Spass muss man auch haben!“

Dieser gemüthliche Stolz auf seinen Bräutigamhut und auf se
Töchterlein stand dem Alten gar nicht schlecht. Und jetzt besah ich m
aber auch die Barbel. — Himmelkreuzstern, Doctor, das ist e
Mädel! — — — Hans.

(Fortsetzung folgt.) [1])

---

[1]) Der Herausgeber, dem der Verlauf der Geschichte schon größtentheils bekannt i
warnt den Leser vor übereilten Schlüssen. Übers Jahr dürften wir von unvermutheten Neu
keiten sprechen können. Gegenwärtig sitzt der Hans noch auf dem Adamshause und hat kei
Ahnung von der unerhörten Indiscretion, die seinen vertraulichen Briefen passiert.

Mei' Dirndl.

Von **Josef Wichner.**

Meine Kinder, das sind die Geschichten, die ich in einsamer Stube oder beim Waldgange erträume und erlebe; in meinem stillen Sinnen vergesse ich aber manchmal, dass eine Frau Tag für Tag stumm neben mir sitzt, deren Herz sich nicht ausliebt an der Brust des Mannes, deren unerschöpfliche Liebe nach den Sorgen und Kümmernissen und Mühen und ... zitternden Freuden verlangt, die nur Kinder zu gewähren vermögen.

So ist die göttliche Ruhe sozusagen mein Lebenselement, in dem die Kinder der Muse, wie ich mir einbilde, halbwegs gedeihen; die gute Frau aber wird mir dabei melancholisch, sie sehnt sich nach dem Lebenselemente der ewigen Unruhe, und nun weiß der Leser bereits, wie's kommen wird und kommen muss! Der Mann muss eben nachgeben, und auf einmal ist die Unruhe da, und so kann ich auch einmal von unserem Kinde erzählen, wenn der Heimgartenmann nicht etwa meint, in seinem Garten dürfen nur seine Kinder spielen.

Vor einem Jahre etwa war es, da reiste meine Frau ins Böhmerland zu ihrer mehr gesegneten Schwester,[1]) und drei Tage darauf brachte sie ein sechsjähriges Dirndl daher:

„So ... da ist's und da bleibt's; Onkel, mach' gute Miene zum bösen Spiel!“

Pipi hieß und heißt das Ding gleich einem Küchlein; so sehr hatte die kosende Mutter den Namen Josefine verschandelt.

Es sprach fließend czechisch, aber nur sehr gebrochen deutsch und böhmakelte bei der Betonung der deutschen Wörter ganz entsetzlich.

Die Kindsmädeln und die czechischen Spielgenossen seien daran schuld, wurde mir bedeutet; hoffentlich werde aber das Kind bei dem deutschen Professor bald germanisiert!

Als ob ich nichts Besseres zu thun hätte, als den ... den böhmischen Binkel zu germanisieren!

---

[1]) Vergl. „Heimgarten“, 19. Jahrgang, S. 602 ff.

Nun sagten die Leute, die von unserem Familienzuwachse hörten: „Na, Herr Professor, wir gratulieren! Jetzt haben Sie wenigstens Leben im Hause und Unterhaltung und Zerstreuung!"

Das klang wie Hohn; musste ich ja mit Fausts Gretchen seufzen: „Meine Ruh' ist hin!"

Auf dass ich ja gründlich in die Vaterfreuden eingeweiht würde, fieng die Sache mit einer dreiwöchentlichen Krankheit an. Das zarte Küchlein hatte sich beim Abschiedsschmause an den verschiedenen Leckereien den Magen verdorben und auf der Reise erkältet. Das gab in der Nacht weit mehr . . . Aufstände, als ein ordentlicher Staatsbürger verantworten kann, und zudem weckte uns ein bellender Husten jeden Augenblick aus dem Schlafe, also dass ich, um meiner Tagesaufgabe nachkommen zu können, wiederholt ins fernste Zimmer auswandern musste. Dazu kam die Angst, das beklemmende Gefühl der Verantwortlichkeit nicht nur Gott, sondern auch, was fast ärger schien, den Eltern gegenüber! Bisher hatten wir nur selten einen Arzt gebraucht; jetzt kam er jeden Tag ins Haus.

Ach, es war ja wohl ein herzlieber Schatz, das Kind mit den auffallend großen Rehaugen, dem artigen Stumpfnäschen, dem kusslichen Kirschenmündchen; aber . . . meine Ruhe ist hin!

Und als das Dirndl wieder gesund war, da war's um meine Ruhe durchaus nicht besser bestellt. O ja, jetzt war Leben genug im Hause! Jetzt war die Pipi Herr im Hause, jetzt gab's da keinen Winkel, den sie nicht für sich in Anspruch nahm, kein Zimmer, in dem sie nicht hüpfte, sprang und sang, und ihr silberhelles Lachen verscheuchte die Musen, so dass ich mir oft wie ein Bach vorkam, dessen Wasser durch Wehr und Fallbrett abgeleitet ist. Und sie wollte allweil und allweil Gesellschaft haben, und wenn sich die Tante auch nur auf fünf Minuten entfernte, war sie auch schon in meinem Arbeitszimmer, um . . . mich zu zerstreuen. Entweder sie brauchte einen Esel, auf ihm zu reiten, und da holte sie mich, oder sie legte ihre schwerverwundete Puppe über meine Papiere und bat:

„Take, pane Onkel, Puperl hate gebrochen den Haxel; Pipi viel weinen, wenn pane Onkel nicht machen den Haxel!"

„Na, na . . . ich machte den Haxel oder ich kroch als Esel schwer athmend durch alle Zimmer; der Frau gegenüber ließ ich alter Brummbär mich vernehmen:

„Das Kind muss aus dem Hause!"

Und das Kind? Ei, das dachte sich wohl:

„Wir wollen einmal sehen, wer den Sieg davonträgt, das quecksilberne Bibihändl, oder der alte grantige Onkel?"

Und es gieng hin und germanisierte sich selber. Das geschah auf dem Kinderspielplatze. Es vergieng kaum ein Monat, da war die fremd-

ländische Betonung verschwunden, da sprach die kleine Hexe das unverfälschteste Österreicherdeutsch ... o sie verstand es gar gut, sich bei dem Lehrer der deutschen Sprache und dem deutschen Schriftsteller einzuschmeicheln.

Der Leser merkt schon, wie sie Schritt vor Schritt vom Herzen des Onkels Besitz ergreift.

Schon lange beobachtete ich die Kleine mit Augen und Ohren der Liebe, und ihre Lebensäußerungen, ihr unschuldiges Geplauder, ihre oft witzigen Einfälle, ihre lebhafte Phantasie, ihr engelgutes Gemüth, das sind alles bunte Bänder, mit denen sie den alten Brummbären umschlingt und an sich fesselt.

Ich glaube jetzt, man braucht ein Kind nur zu studieren, um es sicher liebzugewinnen.

Darf ich einiges von meinem Dirndl erzählen?

Mei' Dirndl liebt Blumen und Thiere über alles. Es kennt keine größere Seligkeit, als in Wald und Flur von Blume zu Blume zu eilen und ihre Schönheit zu bewundern und Sträuße zu pflücken. Es schont aber die noch nicht aufgeblüten Knospen, möchte jedoch alle ihre Namen wissen, und da kommt der Onkel mit seinen sehr mangelhaften Kenntnissen oft in Verlegenheit.

Und wie die Kleine jeglich Thierlein liebt! Letzthin sagte sie: „Gelt, Onkel, die Thiere muss man gern haben ... hat sich der liebe Gott ja auch gar so geplagt, bis er die fertig gekriegt hat?!"

Einst fand das Kind im Grase ein buntes Federchen.

„Tante", fragte es meine Frau, „darf ich das Federlein behalten?"

„Wie du willst, mein Kind."

Da denkt die Pipi etwas nach, legt die Feder wieder ins Gras und sagt:

„Ich will's doch lieber liegen lassen, dass das arme Vogerl sei' Schwanzerl wieder find't!"

Auf einem Spaziergange längs der Donau gelangten wir in die Nähe des Dorfes Hundsheim, als die Aveglocke zu läuten anfieng:

„Nicht wahr", fragte das Kind, „jetzt gehen da die Hunden in die Kirche?"

Hie und da trifft die Kleine in dem Bestreben, den Thieren jeden Schmerz zu ersparen, freilich nicht das Richtige. So ertappte ich sie einmal, wie sie gerade einen schädlichen Maikäfer langsam ... langsam zertrat, nur ein schwaches Trittlein jeweils. Als ich sie zur Rede stellte, weshalb sie das Thier nicht schnell tödte, meinte sie:

„Weißt, dass es dem armen Käferl nicht gar so wehe thut!"

Als sie zum erstenmale einen Dachshund erblickte, rief sie:

„O, das arme Hunderl mit den abgedrehten Haxerln ... wie das schmerzen muss!"

Aber nicht nur mit den Thieren, auch mit den leidenden Menschen, vorab mit den Armen und Gebrechlichen, hat die Kleine, wie wohl die meisten Kinder, herzinniges Mitleid. In der Schule sitzt sie neben einem geistig blöden Mädel, das von den unverständigen Schulfreundinnen viel gehänselt wird. Entrüstet kommt die Pipi eines Tages heim und klagt:

„Die garstigen Mädeln! Die Toni kann ja nichts dafür, dass sie dumm ist . . . sie ist krank im Kopfe . . . da darf man nicht lachen!"

Einmal sah sie ein ganz kleines, buckeltes, bereits ergrautes Männlein. Dass ein Greis so klein sein sollte, war ihr unbegreiflich; da ich ihr aber, um sie vor geistigen Getränken zu schrecken, gesagt hatte, dass selbe dem Wachsthume schaden, so reimte sie die beiden Dinge schnell zusammen und rief:

„Da schaut, der arme Mann ist auf- und abg'wachsen!"

„Wieso denn?"

„Ja . . . zuerst ist er groß gewachsen, dann hat er Schnaps getrunken und dann ist er wieder zurückgewachsen."

Sich selber liebt das Kind natürlich auch und zwar am allermeisten; Kinder, die alles bedürfen, müssen ja Egoisten sein, und manch ein Erwachsener ist's bis zum letzten Athemzuge.

Die Pipi glaubt, dass alles ihretwegen da sei, sie verlangt, dass alles ihretwegen laufe und springe, sie ist eine Prinzessin, die ihren Hofstaat haben will.

Nun . . . wir hoffen, den Handschuh nach und nach umzukehren und das Kind nicht nur auf eigene Füße zu stellen, sondern es auch dahin zu bringen, dass es im Dienen, in unermüdlicher Arbeit für andere sein Glück finde.

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret!"

sagt Dorothea in Goethes herrlicher Dichtung.

Auch von ihrer körperlichen und geistigen Vollendung ist die Pipi völlig überzeugt. Unlängst brachte sie bunte Reclamebildchen:

„Die hat mir der Kaufmann gegeben, weil ich so schön und so brav bin!"

Der Leser sieht, wie die Kinder von allen Seiten . . . verzogen werden.

Dass die Pipi ein Leckermäulchen und Süßgoscherl ist, will ich ihr nicht allzusehr verargen; erinnere ich mich ja, dass ich als Junge den einen höchsten Wunsch hegte, es möchten am jüngsten Tage alle Leute vor mir sterben, dass ich noch die Zuckerbäckereien plündern könnte.

Auch die Pipi hegt ähnliche Wünsche. Als ihr unlängst eine süße Mehlspeise ganz besonders mundete, seufzte sie:

„Ach, wenn ich doch eine Giraffe wäre!"

„Ja, warum denn?“

„Weil's bei ihr gar so lange gut durch den Hals hinabgeht!“

Nachdem ich ihr jüngst das bekannte Märchen von den drei Wünschen erzählt hatte, fragte ich sie, was sie sich denn wünschen würde. Die verblüffende Antwort lautete:

„Eine Büchse Sardinen und die ewige Seligkeit.“

Wie jedes Kind die drolligsten Sprachformen bildet, so auch die Pipi, die nunmehr in der Schule bereits bis zur Kenntnis des Hauptwortes vorgerückt ist. Ich bezweifle aber, ob sie in der Schule große und kleine Hauptwörter unterscheiden gelernt haben. Die Pipi macht diese feinen Unterschiede. Als ich ihr nach meiner Osterfahrt über die Adria die Größe des Meeres schilderte, fragte sie plötzlich:

„Nicht wahr, das Meer ist ein Hauptwort . . . ein gar großes, großes Hauptwort?!“

Letzthin kam sie, mit Schleier und Blumen geschmückt, in mein Arbeitszimmer:

„Onkel . . . schau einmal . . . ich bin die Braut . . . willst du nicht der Brautling sein?“

Einst wollte sie zu mir neckisch „Spitzbube“ sagen, merkte aber, da ihr das Wort schon übers Zünglein glitt, dass sich das nicht schicke. Da sagte sie, sich verbessernd:

„Du Spitz . . . du spitziger Herr!“

„Mädel“, sprach ich jüngst, „du bist urdumm!“

Darauf die verwunderte Frage:

„Ist denn die Uhr dumm?“

Als ich sie etwas zu kräftig an mein Herz drückte, sprach sie, sich sträubend:

„Onkel, das ist eine zu große Liebigkeit!“

Sie verwechselt auch unverstandene Wörter. So war vom Luftballon die Rede, den sie ja in der kleinsten Form vom Jahrmarkt her ganz gut kennt. Da meinte sie wichtig:

„Der Luftballon ist schon recht, aber das Luftschiff ist noch nicht entbunden.“

Sie hatte sagen wollen, es sei das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden worden.

Zu meiner Frau, die sich über ein Geräusch ängstigte, dessen Ursache nicht gleich zu entdecken war, sagte sie:

„Tante, du bist fürchterlich!“

Mit welcher Innigkeit die Kleine an ihrer Lehrerin hängt, das ist geradezu rührend und für die Lehrerin gewiss eine ideale Genugthuung für all die großen Mühen ihres verantwortungsvollen und schlecht entlohnten Amtes. Gegen ihre Autorität muss die unsere zurückweichen.

Wenn das Kind mit wichtiger Betonung erwähnt: „Das hat unser Fräulein gesagt“, da darf es keinen Widerspruch geben; denn das Fräulein ist beinahe soviel wie der liebe Gott.“

Aber nicht mindere Verehrung genießt ihr Religionslehrer. Auch jedes seiner Worte ist dem Kinde ein Evangelium . . . ach, wer sich den unschuldsvollen Glauben des Kindes bewahren könnte, wie glücklich wäre der!

„Nicht wahr“, fragte mich die Pipi letzthin, „das Jesukinderl ist der liebe Gott?“

„Gewiss, mein Kind.“

Nach einigem Nachdenken:

„Aber . . . freilich nur der kleine liebe Gott . . . wird aber schon größer werden!“

Es ist kein Wunder, dass ein Kind, das in der Schule und daheim so viel von den lieben Engerln sprechen hört, die Engerln oft leibhaftig zu sehen vermeint. Ein rosiges Wölkchen am Himmel ist ihm ein Engelsangesicht; die bösen Hornissen dürfen aber nicht in den Himmel hinein, weil . . . sie ja die Engerln in die Fußln stechen thäten.

Eine geradezu poetische Naturauffassung zeigte das Kind während eines Abendspazierganges, da ein Stern nach dem anderen aufblitzte. Es stellte sich die zahllosen Sterne offenbar als Lämpchen dar, die abends ebenso angezündet werden, wie die Gasbrenner der Straßenbeleuchtung.

„Da schau“, sagte es, „wie das Engerl mit dem Kerzerl ans Sterndl hinzündelt . . . hat's halt nicht gleich getroffen!“

Als Laie habe ich kein Recht, mich über den Religionsunterricht zu äußern (?), aber das wage ich doch zu bemerken, dass die Erlernung der zehn Gebote Gottes auf der ersten Stufe verfrüht ist. Sie werden entweder nicht verstanden — unsere Pipi sagt, sie lerne „die Zähn der Muttergottes“ — oder sie legen den Keim jenes Wissens, aus dem die Sünde emporwächst.

Das aber, dass unser Kind seinen Religionslehrer letzthin trotz aller sonstigen Hochachtung nicht für besonders gescheit hielt, wage ich kaum mitzutheilen.

„Nun, was erzählt euch denn jetzt euer Katechet in der Schule?“ fragte ich, und die Antwort lautete:

„Ach, jetzt weiß er selber nichts . . . seit drei Wochen thut er allweil nur fragen!“

Selber thut die kleine Hexe freilich auch allweil fragen, und die Antwort ist, ach, oft so schwer! Nur ein Beispiel!

Die Eltern des Kindes haben eine Landwirtschaft, und da sieht denn die kleine Thierfreundin in den Ferien die lieben Kälblein, die auf einmal da sind, man weiß nicht wie. Dass sie der Storch gebracht

habe, kann man dem Kinde nicht mehr aufbinden . . . so ein Kalb wäre denn doch für den guten Vogel viel zu schwer. Daher auf einmal die Frage:

„Du, Tante, wo nehmen denn die Kühe die Kalberln her? Sie fressen doch nicht kleine Kalberln?!“

Was soll man da antworten?

Meine Frau sagte: „Siehst du, mein Kind, das ist alles, alles vom lieben Gott. Der schickt sie in der Nacht, dass die Kuhmütter auch Kindlein haben!“

Die Kleine war befriedigt, und also mag die Antwort wohl richtig gewesen sein.

Ganz vortrefflich versteht es die Pipi, kleinen Wortgefechten, wie sie in der besten Ehe vorkommen sollen, ein Ende und sich so als Friedensstifterin geltend zu machen.

Unlängst — es war während des Mittagmahles — waren wir über irgend eine Sache verschiedener Meinung, und ich verfocht meine Ansicht nach Art nervöser Schulmeister nicht nur mit Worten, sondern auch mit lebhafter Handbewegung. Plötzlich rief die Kleine im Tone des strengen Befehles:

„Hände auf die Bank!“ Aus war's! Das Geplänkel war durch ein herzliches Auflachen erstickt.

Mich selber hat das Dirndl lange Zeit auch nur für einen Schüler gehalten. Darum oft die Frage: „Onkel, hast du deine Aufgabe gemacht?“ Oder das Bedauern: „Ach, der arme Onkel muss den ganzen Tag sitzen und Aufgaben machen!“

Später dämmerte es dem Mädel auf, ich sei ein Lehrer an einer gar hohen Schule, und nun prahlte es den Freundinnen gegenüber: „O, der Onkel, der ist Lehrer an einer Schule, da lernen sie schon bis Hundert!“

Noch später gelang es meiner Frau, ihr beizubringen, dass ich schöne Geschichten mache, ja, dass ich ein Dichter sei. Da nun in meinem Arbeitszimmer zwei Schreibtische stehen, nahm sie sogleich den einen für sich in Beschlag und sagte:

„Da thu' ich dichten, wenn ich einmal groß bin, und die Tante muss uns dann das Essen bringen und . . . still sein!“

Ja, das Stillsein, das ist etwas, was sie wohl noch lange nicht zuwege bringt!

Der Freund Heimgärtner hat es gut, der hat sich in seinem Krieglach ein Blockhaus gebaut, wo er ungestört den Besuch der Musen empfangen kann.[1]) Manchmal, wenn der Lärm gar zu arg ist, wünsche ich mir auch so ein Blockhaus; mei' Dirndl aber gebe ich nimmer her,

[1]) Aber das neue Blockhaus ist auch schon wieder voll Kinder! Der Heimgärtner.

bis . . . nun, bis die Eltern ihre Rechte geltend machen und das Kind von unserm Herzen reißen!

Mir bangt vor dem Augenblicke . . . ich hätt's nicht gedacht, dass so ein kleines Ding völlig anwachsen kann!

Ich bin zwar in den Dichter Heine nicht verliebt . . . weiß man ja nie, ob sein Herz singt, oder ein Spottvogel; aber mei' Dirndl segne ich doch mit Heines Worten:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold!"

Die schlaue Almerin.

Ein Jägergeschichtlein von R.

„Jetzt möcht' ich schon wissen, ob dieser Jager denn nit zum derwischen ist!" sagte die schöne Heidel zu sich. Sie redete nämlich immer laut mit sich selber, wenn sie allein war, sonst wird es schon immereinmal zu langweilig, wenn der Mensch nicht sein Discurserl führen kann so unterwegs auf die Alm. Die Heidel hatte aufgepackt, sie war um und um voll Milchreinen, die an den Henkeln zusammengebunden über ihren Achseln hiengen, so dass man sie wundershalber mit einem Tonplutzer vergleichen konnte, der einen hohlklingenden Ton gibt, wenn man mit dem eingebogenen Finger an ihm klöpfelt. Oder sie hätte zur Noth auch eine aufrechtstehende Schildkröte — eine sehr große — vorstellen können, bei welcher aber das Köpflein aus den Schalen frei hervorstand, was ein großes Glück war. Gelb und roth steht ums Himmelswillen ja doch nicht zusammen! Na, das wollen wir erst einmal sehen, ob dieses Haar, das so gelb ist, wie die reife Weizenähre im Schnitt, und dieses Rundgesicht, das so roth ist, wie eine Mohnblume im Korn, nicht zusammenstimmt! Ganz curios! Und wenn man noch die Kornblumen ihrer Augen dazuthut, so hat man das ganze Kornfeld beisammen und es fehlt nur der Schnitter.

„Das muss doch derlogen sein, dass dieser Jager nit zum derwischen ist!" sagte die Heidel zu sich, und der Schreiber muss schon närrisch in das Ding verliebt sein, dass die Beschreibung so gespreizt und confus ausfällt. Ein frisches Dirndl, das mit Milchreinen beladen auf die Alm geht — punktum, das ist deutlich genug.

Der Jäger vorne, der zwischen jungen Kiefern und Lärchen mit seinen nackten Knien so gelenkig ansteigt, scheint wirklich nicht die Absicht zu haben, von einer jungen Almerin sich derwischen zu lassen, auch wenn sie mit den Thonschüsseln klappert. So wie sie Geselligkeit suchte, schien es ihm gerade einmal um Einsamkeit zu thun zu sein im grünen Wald. Endlich hatte sie ihn aber doch, und als er auf ihren Anruf: „Stad, Jager, stad, dass dich der Wind nit draht!" stehen blieb und zurückschaute, rief sie wie jauchzend aus: „Uh Jesseles! Na, das hat sich jetzt einmal ausgezahlt, dass ich mir schier die Lungel abgelaufen bin!" Denn der Jäger war durchaus nicht so jung, als es nach seinem frischen, geschmeidigen Ansteigen zu vermuthen gewesen wäre, er hatte einen grauen Schnurrbart und das verwitterte Gesicht konnte durch die Schatten des breitkrämpigen Älplerhutes nicht mehr mit Belang verdeckt werden.

Der Jäger blickte dieser angehenden Weggenossin lächelnd zu und fragte: „Nun sage doch einmal, was hat sich denn ausgezahlt?"

„Weil ich glaubt hab', es wär' ein Jüngerer!" rief sie hell aus, und setzte lachend, dass es nicht so schlimm gemeint sei, dazu: „Ich bin die jungen Jäger halt gewohnt."

„So! Ich glaube dir's gern."

„Wenn das Hirschel schon derschossen sein muss, so steht's alleweil nur den Jungen an. Die Alten sollen froh sein, dass sie selber leben."

„Sind nicht auch die Jungen froh, dass sie leben?"

„Na, ich denk' wohl, dass sie froh sind", sagte das Dirndl. „Dass sie halt mit dem eigenen Leben frei nit zufrieden sein mögen."

„Aha. ich verstehe dich schon", sagte der Jäger. „Sie wollen nebenbei auch noch Hirscheln erschießen und saubere Mädeln lieben."

„Derrathen hat Er's!"

„Du scheinst es aus Erfahrung zu wissen", sagte er und klopfte mit dem eingebogenen Finger an eine der Milchreinen.

„Gelt, einen hellen Klang hat sie?" versetzte das Dirndl. „Hat auch einen Zwanziger gekostet, und wenn Er einmal in meine Hütten kommt, kann Er Milch daraus löffeln. Die Jager thun's eh gern."

„Und bist wohl selbst im Besitz eines jungen Jägers?"

„Wer kunnt mir's verdenken!"

„Ich gewiss nicht."

„Wenn sie mir ihn nit weggenommen hätten!"

„Weggenommen? Dir deinen Jäger? Die Weibsleute etwa?"

„Geh', die Weibsleut'! Vor denen möcht' ich mich wohl derwehrt haben, denk' ich! Von den Weibsleuten lass ich mir keinen Jäger wegnehmen!"

„Von wem denn sonst?"

„Von einem, der ein bissel stärker ist, als unsereins!"

„Na, da wäre ich schon begierig, wer das einem so feinen Mädel zu leid thun könnte!“

„Das kann Er sich denken! Wer wird's denn sein, der allen armen Dirndln ihre schönen kernfrischen Burschen wegnimmt! Der Kaiser halt!“

„Ach ja so. Beim Militär ist dein Liebster! Na, ich gratuliere dir!“

„Ja, und ich bedank' mich schön!“

„Soldat sein für Kaiser und Vaterland ist jedem eine Ehre!“

„Ja, und 's Derschossenwerden? He? Wenn ich einen Schatz hab', so will ich ihn heiraten und nit, dass ihn die Bosniaken derschießen!“

„Pah, jeder Soldat wird nicht erschossen. Und schon mitten in der Friedenszeit!“

„So möcht' ich doch wissen, zu was der Kaiser mitten in der Friedenszeit Soldaten braucht!“

„Das ist einmal so eingerichtet, liebes Kind. Leider. Niemand kann's ändern. Ich bin auch Soldat.“

„Na, gute Nacht!“ rief das Dirndl lachend aus. „Da muss Er schon schön lang dienen!“

„Länger jedenfalls, als dein Dreijähriger.“

„Was hat Er denn lauter angestellt, dass sie Ihm den Abschied nit wollen geben!“

„Es scheint, sie brauchen mich immer noch“, sagte der Jäger, der sich auf einen Baumstock niedergesetzt hatte und an den Antworten der Almerin sein Wohlgefallen fand.

„Nachher wird Er halt so ein Öberster sein“, meinte sie, „so ein Offizierer, oder wie sie heißen, gelt?“

„Es mag schon sein, mein Kind.“

„Und geht so im Jagern um?“

„Bisweilen.“

„Gelt, geschossen muss sein. Weil just kein Feind ist, geht's aufs Wildbret.“

„Nicht jeder Jäger geht des Schießens wegen umher. Es gibt auch andere Annehmlichkeiten dabei.“

„Mein Jager sagt's auch. Alßer lebendiger, sagt er, schaut man die Hirschlein und Rehlein lieber an, als dass man sie gleich allemal niederpufft. Thät' auch nit dürfen, ist nit dazu da, dass er schießt, es müsst ihm nur *ein* Wildschütz zu nah' kommen. Ist angestellt, dass er das Wild *thut hegen* und halten, bis die großen Jachten sind und der Kaiser selber *kommt*. Der Kaiser thut so viel gern jagen.“

„So kommt der Kaiser also mitunter selbst in diese Gegend?“ fragte der fremde Jäger.

„Oh, oft!“ rief das Dirndl aus. „Schier alle Jahr einmal, sagen die Leut'.“

„So hast du ihn wohl auch schon einmal gesehen?"

„Ich? Den Kaiser? Da müsst' ich lügen, wenn ich sagen wollt', wie der ausschaut. Bin erst im vorigen Jahr vom Voigthal herüber. Dort kommt er nit. Mein Franzl sagt, ein recht kommodter Herr. Und schießen! Wie der gut schießen kann!"

„So! Wirklich?"

„Freilich ist's keine Kunst, im Tag a Stuck a dreißig Hochwild strecken, wenn von der ganzen Gegend die Leut' da sind, die ihm's in den Schuss treiben."

„Würde es der Kaiser nicht manchmal vorziehen, für sich zu pürschen, anstatt dass ein ganzes Heer von Jägern und Treibern aufgeboten wird?

„Das wird er sich eh einrichten, wie er will. Und soll ihn der Herr Jager nur selber fragen, wenn er kommt zu den Jachten. Jesses, die heben ja schon in dieser Wochen an. Im vorigen Jahr ist der Franzl noch dabei gewesen, da hat's allemal ein gutes Trinkgeld gesetzt. Heut' steht der arme Kerl beim Regiment und hat er geschrieben, nix thät ihm so leid, als dass er bei den kaiserlichen Jachten nit kann dabei sein. — Wenn ich nur wen thät wissen, der sich für ihn möcht' verwenden."

„Wie heißt denn dein Jäger?"

„Ich bitt', Franz Kaltenbacher. Beim siebenundzwanzigsten Infanterieregiment. Wird sich's der Herr merken?"

„Hoffentlich."

„Thät's nit doch sicherer sein, wenn es der Herr wollt' aufschreiben? Hat Er nix kein Papierl bei sich?"

Der Jäger zog ein Notizbuch hervor und schrieb Namen und Regiment hinein. Das Dirndl klatschte in die Hände. „Jetzt krieg ich meinen Jager wieder!" jauchzte sie.

„Versprechen kann ich nichts, mein Kind!"

„Ich weiß schon, Herr Jager. Er ist ja selber ein Ofizierer und leicht mit dem Kaiser auch noch bekannt, leicht gehört Er gar zur kaiserlichen Jacht. Es braucht nur ein Wörtl."

„Versprechen kann ich trotzdem nichts."

„Aufs Versprechen steh' ich auch nit an, wenn Er's nur thut halten, dass der Franzl heimkommt. Vergelt's Gott. Und nix für übel, dass ich so keck hab' dahergeredt, wir grobe Bauersleut' versteh'ns halt nit besser. Und jetzt wünsch' ich guten Anblick und dass dem Herrn Jager kein altes Weib begegnet!"

„Es ist schon gut! Es ist schon gut!" Mit diesen Worten winkte der fremde Jäger ab und schlug seinen Weg seitslings ein durch die Lärchen.

Das Dirndl kam mit den klappernden Reinen ganz glühend auf die Alm und vertraute es den Genossinnen, was sie für eine Begegnung

gehabt habe. Mit einem Jager von den kaiserlichen Jachten sei sie zusammengekommen, der aber ganz wer anderer ist, als ein Jager, ganz wer anderer! Mehr will sie nicht sagen! Sie hat ihn wohl erkannt, wer wird ihn nicht kennen, wo ihn jedes im Geldtaschel hat! Aber sie hat sich recht einfältig gestellt und so gethan, als thäte sie ihn nicht kennen, gerade wie es in den Kalendergeschichten vom Kaiser Josef zu lesen steht. Und sie hat ihm gleich vom Franzl derzählt und dass sie ihn gern daheim hätt', tausend Gottsfreuden gern daheim! Und er hat ihn in sein Büchel geschrieben. Glück muss man haben und schlau muss man sein! —

Wie es mit dem Glücke und der Schlauheit ausgesehen hat? — Sie erwartete den Franzl schon in der ersten Wochn mit Sicherheit. Es wird ja gleich der Befehl ergangen sein: den Franz Kaltenbacher heimgehen lassen, der Kaiser braucht ihn zum Jagern und sein Dirndl zum Gernhaben! — Aber der Franzl kam in der zweiten Woche noch nicht, und er kam in der dritten nicht. Und er ist bis heute nicht gekommen. Schlau war das Dirndl freilich, aber der fremde Jager war auch kein heuriger Has.

Schon dreißig Jahre bin ich alt!

Schon dreißig Jahre bin ich alt,
Und noch allein geblieben.
Und seh' die Knaben mannigfalt
Wohl ihre Schätzlein lieben.

Ich seh', wie sie sich froh einand
Die Hochzeitskränze winden;
Ich wand're durch das weite Land
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Ich such' ihn, wo bei Herdesglanz
Die holden Mädlein blühen,
Ich such' ihn, wo bei Kirmesstanz
Die Dirnen alle glühen.

Ich seh' die Jahre rascher zieh'n,
Und fühl' die Jugend schwinden,
Und suche ihn und rufe ihn,
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Und sie, die mir bestimmt muss sein
Für meine Lebensfahrten,
Wird irgendwo allein, allein
Mit Bangen auf mich warten.

Der Alte hier, die Alte dort
Wird einsam einst begraben,
Zwei, die sich treu und heiß geliebt
Und nie gesehen haben.

Rosegger.

Andreas Rauber, der Langbärtige.

Ein Sittenbild aus Steiermarks Vergangenheit von **Franz Jos. Fridrich.**

War da ein gar lustiges Leben am Hofe des Erzherzogs Karl von Steiermark, und über Langeweile hatten sich die Herren des Hofstaates wahrscheinlich nicht zu beklagen. — Ritterliche Übungen und darauffolgender Becherlupf wechselten mit fröhlichem Jagen, und bannten die Unbilden der Witterung die Herren in die Zimmer, so fand sich auch hier außer Tafeln, Karten- und Würfelspiel noch manche ergötzliche Unterhaltung: wozu wäre denn ein lustiger Rath vorhanden gewesen?! Freilich, nach unseren heutigen Begriffen gieng es dabei nicht immer zierlich und fein zu, umsomehr, als Erzherzog Karl zu der Zeit, da diese Geschichte spielt, noch einer Gattin entbehrte, aber man war noch nicht gewohnt, alles mit Glacéhandschuhen anzufassen, sintemal Handschuhe, wenn nicht aus mehrpfündigem gutem Eisen bestehend, damals noch als große Absonderlichkeit betrachtet wurden. Berichtet doch ein Chronist jener Zeit über Heinrich, König von Polen, als dieser Kaiser Maximilian II. einen Besuch abstattete:

„Weil der König aufgebrochene Händ vnd deßhalben beim essen und tanzen Handschuh angehabt, hat das Frauenzimmer gefragt, obs ein Pollnisch oder französische Höflichkeit sey.“ —

Die Derbheit lag eben im Charakter jener Zeit; übrigens konnte auch der Körperbau der damaligen Zeitgenossen manch' derben Puff ertragen und man stand, Gott sei Dank, nicht auf schwachen Füßen, außer etwa nach einem Becherturnier. Übrigens trug der Minnedienst, dessen man immer noch pflog, viel dazu bei, die rauhen Sitten wenigstens etwas zu mildern und war da am erzherzoglichen Hofe, trotzdem derselbe noch einer Fürstin entbehrte, durchaus kein Mangel an edlen, schönen, zur Begeisterung entflammenden Frauen, auf deren Wohl auch so manches Kleeblättlein, ein jedes aus drei, je in einem Zuge zu leerenden Humpen bestehend, gepflückt wurde, bis sich die hochedlen Herren schließlich stets aus Eifersucht in die Haare geriethen, falls sie dieselben nicht schon, der spanischen Sitte folgend, abgeschoren hatten. Aus der Schar holdseliger Frauengestalten ragte aber besonders ein Fräulein hervor, das ob seiner körperlichen und geistigen Vollkommenheit nur die schöne

Helena genannt wurde. Ward auch wohl um keine so viel gestritten, sei es beim klaren Osterwein, sei es mit dem Schwerte in der Hand, als um sie. — Das hatte seine besondere Ursache: Denn nicht allein verdiente das Fräulein den ihr gegebenen Beinamen in vollstem Maße, sondern sie hatte auch noch den großen Vorzug, die natürliche Tochter ihres Vaters zu sein, und dieser Vater war niemand geringerer als — des heiligen Reiches Beherrscher, Kaiser Maximilian II. — Indes auch ihre Mutter hatte edlem Geschlechte angehört und war dieselbe Hoffräulein bei des Kaisers Mutter, Anna von Ungarn gewesen, wo sie der damalige Erzherzog kennen und lieben lernte. Hat auch der Prinz gar manche Thräne vergossen, als das Fräulein jähen Todes verstarb, und mit väterlicher Liebe wachte er über die Frucht ihrer Verbindung, die schöne Helena, die, ein Ebenbild ihrer Mutter, dem Vater durch ihre holdselige Erscheinung so manche süße Stunde der schönen Jugendzeit ins Gedächtnis zurückzauberte. Doch nicht körperliche Schönheit allein war es, die Helena zierte, es gesellten sich dazu noch ein warmes, tiefes Gemüth, ein sprudelnder, witziger Geist und eine für die damalige Zeit außerordentlich hohe Bildung, welche Eigenschaften die Kaiserstochter als eine wahre Perle unter den Frauen erscheinen ließen. Umso schwerer drückte ihren Vater daher die Pflicht, ihr, da sie nun zur Jungfrau erblüht war, einen in jeder Beziehung würdigen Gatten zu finden. Wohl war an Bewerbern um ihre Hand, wie bereits erwähnt, durchaus kein Mangel; es fühlten sich nur zu viele berufen, Eidam des Kaisers zu werden, aber nur wenige waren würdig, bei der Wahl in Berücksichtigung gezogen zu werden, denn Eigennutz verräth sich leicht. — Vielleicht wären dem kaiserlichen Vater alle quälenden Wahlsorgen erspart geblieben, wenn er deswegen seinem hübschen Töchterlein etwas auf den Zahn gefühlt hätte; wahrscheinlich war er aber davon überzeugt, dass er wohl selbst zu beurtheilen verstünde, welche Eigenschaften am Manne ein Weib glücklich zu machen imstande seien, anderseits vertraut sich auch ein Mädchen viel leichter der Mutter, als dem eigenen Geschlechte zugehörig, an, denn dem immer streng erscheinenden Vater, welchem gegenüber ein derartiges Geständnis oft nur mit fast übermenschlicher Anstrengung zu machen ist. —

Als sich nun der Kaiser einst wieder bei seinem Bruder Karl in Graz auf Besuch befand, da eröffnete er seinem lieben Töchterlein, dass er von allen Freiern nur zwei für würdig erachte, ihre Hand zu erhalten, und diese zwei seien: Don Fernando Lopez de Mello und Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck; nachdem jedoch beide einander ebenwert wären und er nicht durch willkürliche Bevorzugung des einen den anderen kränken möchte, so wolle er die endgiltige Entscheidung einem unblutigen Kampfspiele überlassen, dessen Siegespreis sie selber sei.

Das Mägdelein war todtenbleich, als sie des Vaters Rede vernahm, aber bei Nennung des zweiten Freiers färbten sich ihre Wangen jählings mit Purpur, und ihre Hand legte sich beschwichtigend auf das hochpochende Herz. Doch ihre Aufregung entgieng dem Kaiser, und es wurde nichts mehr über diese Angelegenheit gesprochen. Während der nächsten Tage ließ Maximilian die auserwählten Freier zu sich entbieten; mit freudiger Erwartung folgten sie dem Rufe und wurden zusammen vom Kaiser empfangen. Don Fernando Lopez de Mello, aus einem der vornehmsten hispanischen Adelsgeschlechter entstammend, war ein tapferer Kriegsmann, welcher dem Kaiser schon gar manchen Dienst geleistet hatte. — Von Statur aus untersetzt, zeigte er jene Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen, welche dem Südländer eigen ist, und das mit einem pechschwarzen Knebelbart gezierte Antlitz verrieth unverkennbar die romanische Abkunft. — Sein Rivale, Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck, stand in keiner Beziehung hinter ihm zurück. Gleichfalls aus edlem Stamme entsprossend, hatte er seine Tapferkeit und Klugheit in so manchem Treffen bewiesen und ein guldenes Kettlein mit einem Ehrenpfenning daran, das an seiner Brust prangte, ließ erkennen, wie hoch ihn sein kaiserlicher Herr schätzte. Von Gestalt war er schier ein kleiner Riese, und sein hübsches Gesicht, aus dem zwei blaue Augen gar treuherzig in die Welt lugten, umrahmte ein hellblonder Bart, der nach Bericht des Chronisten vier Fuß lang herabwallte. — War der Hispanier ein Vorbild wälscher Schönheit, so war der Reinecker dasselbe ins Deutsche übertragen; schien aber ein gewisses Fräulein gar wohl zu wissen, auf was mehr Verlass sei, auf hispanische Hitze oder deutsche Stetigkeit! —

Der Kaiser verkündete ihnen seinen Entschluss und gerne erklärten sich die beiden bereit, den Kampf zu unternehmen; hätten sie sich doch auch freudig dazu verstanden, mit dem blanken Schwerte in der Hand um den Besitz der geliebten Maid zu streiten. —

Der vom Kaiser bestimmte und von drei Herzen mit Ungeduld erwartete Tag der Entscheidung war angebrochen. Schon am frühesten Morgen hatte sich eine zahlreiche Menge von Bauern und „ehrsamben" Bürgern der Stadt nach dem außerhalb der Stadtmauer gelegenen Turnierplatze, dem Schauorte des Kampfes, begeben. Auch die Ritterschaft fand sich nach und nach ein, darunter die meisten der abgewiesenen Freier, die sich schadenfroh über die Niederlage des einen der auserwählten Bewerber freuen wollten. — Ein reges Leben herrschte auf dem sonst ziemlich öden Platze. Fahrende Leute hatten sich eingefunden und vertrieben durch ihre Schwänke den Wartenden die Zeit. Auch hatte man fliegende Schenken aufgerichtet, allwo man durch ein Schlücklein Wein oder Bier Kraft zum Ausharren erwerben konnte. Dabei summte

die Menge wie ein Bienenschwarm; ein jeder wollte das Räthsel der nächsten Zukunft lösen, denn welcher Art der Kampf sein werde, das wusste man nicht, nur so viel war verlautbart worden, dass etwas sehr Ergötzliches stattfinden sollte. — Immer höher ward die Spannung, immer größer die Aufregung des Volkes, und lautes, jubelndes Rufen ertönte, als gegen neun Uhr das hohe Brüderpaar in Begleitung der schönen Helena und des gesammten Hofstaates erschien. Galt der schreiende Ausdruck der Freude in erster Linie wohl den allseits geliebten Herrschern, so hatte doch auch Helena großen Antheil daran, was die reichlichen Blumenspenden, welche man der schönen, ob dieser Ehrung hoch erröthenden Kaiserstochter überreichte, deutlich zum Ausdrucke brachten. — In der Mitte der einen Langseite des festlich mit Blumen, Tannenreisig und Schilden geschmückten Turnierplatzes befand sich eine von einem kostbaren Zelte überdeckte Plattform, zu der mehrere teppichbelegte Stufen emporführten. Der Kaiser, Erzherzog Karl und Helena, welch letztere, in griechischer Tracht gekleidet, ihre berühmte Namensschwester schier übertraf, ließen sich auf die kostbaren Stühle unter dem Zelte nieder, während sich das Gefolge um sie scharte. Maximilian gab nun das Zeichen zum Beginne, worauf zwei in den kaiserlichen Farben gekleidete Herolde vortraten und unter allgemeinem Jubel die Kampfbedingungen verkündeten, nach welchen derjenige als Sieger zu betrachten sei, dem es gelingen werde, seinen Gegner in — einen großen Mehlsack zu stecken. —

Sodann erschienen die beiden Rivalen, jeder mit einem riesigen Sacke versehen, sonst aber unbewaffnet, auf dem Platze, wo sie der Wärtel an je einer der Schmalseiten des Rechteckes Aufstellung nehmen ließ. Lautes Horngeschmetter erschallte. Langsam, Schritt für Schritt, näherten sich die Kämpfer, bis sie einander gegenüber standen. — Während nun der Reinecker gerade auf seinen Gegner losstürzte, um ihm ohne weiteres den Sack über die Ohren zu ziehen, suchte dieser durch behende Seitensprünge zu entkommen und den steierischen Ritter womöglich von rückwärts zu fassen, was den Zusehern um so lustiger erschien, als beide Kämpen den Sack geöffnet hielten, damit ja die Einsackung des Rivalen ohne weiteren Zeitverlust vorgenommen werden könne. — So sprangen sie etwa eine halbe Stunde lang herum, ohne dass irgend ein Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre. — Endlich, als eben wieder der Hispanier wie ein gehetzter Hase einen Haken schlagen wollte, gelang es dem Reinecker, seinen Nebenbuhler bei einem Arme zu fassen; der aber, da ihm jede Flucht unmöglich gemacht worden war, packte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit den Steirer, und nun begann ein gewaltiges Stoßen, Knuffen, Zerren, Puffen, Zwicken und Zwacken, dass den Kämpfern der helle Schweiß von der Stirne lief und ihnen schier die Sinne vergiengen, die Zuseher aber sich die Bäuche vor Lachen halten

mussten und vor Freuden wieherten; war aber auch solch eine ergötzliche Lustbarkeit noch nie geschaut worden. — Und immer schneller drehten sich die Ringenden, bis schließlich der eine im Fallen auch den anderen zu Boden zog. Aber auch hier wurde der Kampf fortgesetzt, und der aufgewirbelte Staub entzog sie oft durch längere Zeit den neugierigen Blicken. Die Erschöpfung zwang sie endlich, den Kampf zu unterbrechen, nachdem jedoch keiner die etwa errungenen Vortheile dabei verlieren wollte, so hielten sie sich fest umschlungen. — Sobald sie wieder zu Kräften gekommen waren, erhoben sie sich vorsichtig, unter steter Wahrnehmung ihrer Vortheile, vom Boden und setzten das Ringen von neuem fort, welches, in Anbetracht ihrer ziemlich gleichen Körperkräfte, kein Ende zu nehmen versprach. Und immer hitziger rang der Hispanier und immer verzweifelter griff der Steirer an, galt es doch ihr Lebensglück: die schöne Helena! — Diese aber sah pochenden Herzens dem Kampfe zu, und jeder missglückte Griff des Reineckers ließ sie erbleichen.

Da endlich, durch des Gegners mannhaften Widerstand in wahre Berserkerwuth versetzt, presste der steierische Ritter in einer kräftigen Umarmung, welche einem Bären Achtung abgewonnen hätte, die Arme des Spaniers an dessen Leib, während er ihm gleichzeitig mit der freien Linken den Sack über den Kopf streifte. Noch ein Ruck, und der Hidalgo war verschwunden. Wohl zappelte und zuckte der Don ohnmächtigen Grimmes in dem Sacke, den des Steirers Faust gleich einer Eisenklammer verschlossen hielt. Da aber half kein Sträuben mehr. Mit leichtem Schwunge warf der Reinecker den Sack über seinen breiten Rücken und trug ihn auf die Plattform, wo er die Bürde zu des Kaisers Füßen legte.

Maximilian küsste und umarmte den Sieger; soll aber diese Umarmung etwas anderer Art gewesen sein als jene, so der Reinecker dem Don Mello zukommen ließ. — Sodann führte ihm der kaiserliche Vater selbst die erglühende Jungfrau zu, deren freudestrahlende Augen nur zu deutlich verriethen, dass gerade nicht der Unrechte den Sieg davongetragen hatte. Und als der glückliche Ritter seiner Braut den Verlobungskuss auf ihre Kirschenlippen drückte, da schien der Himmel von den tausendstimmigen Heilrufen erzittern zu wollen, in welche sogar mancher der verschmähten Freier einstimmte, denn es war nicht zu leugnen, dass wohl die ganze grüne Steiermark kein zweites Paar von solcher Schönheit aufzuweisen vermochte.

Aber gar bald verdrängte die Heilrufe ein herzliches Lachen, denn nach und nach hatte sich Don Fernando Lopez de Mello aus des Sackes Innerem wieder ans Tageslicht gearbeitet, und war, da ihm der Schweiß vom nutzlosen Zappeln noch in Strömen herabfloss, auch der gerade nicht zu reine Sack sein wuthverzerrtes Gesicht mit einiger Malerei versehen hatte, der neuerliche Heiterkeitsausbruch wohl zu entschuldigen. — Wären

des Hispaniers Blicke Pfeile gewesen, der biedere Reinecker hätte stracks den irdischen Turnierplatz mit einem, etwa in der vierten Dimension gelegenen, vertauschen müssen. So aber ward abends mit großem Prunke die Vermählung gefeiert, bei der Kaiser Maximilian einer der Vergnügtesten war; strahlte doch sein geliebtes Töchterlein und nicht minder deren nunmehriger Gatte vor eitel Glückseligkeit, und soll diese bekanntlich ansteckend sein. —

Die schöne Helena aber erhielt fortan den Beinamen „die Scharsäckerin" und wird von ihr erzählt, dass sie ihren lieben lieben „Anderl" zwar nicht in einen Sack, wohl aber unter ihren zierlichen Pantoffel gebracht habe, wobei sich übrigens der Reinecker sehr wohl befunden haben soll. — Kein so gutes Schicksal ward dessen langem, schönem Barte zutheil. Zerzauste ihn während der Flitterwochen oft weidlich die Scharsäckerin, so spielten ihm später noch ärger die kleinen Reinecker und Scharsäckerinnen mit, die sich allmählich eingefunden hatten, bis endlich einmal, als es gar ernsten Kampf galt, ein Gegner dem steierischen Ritter in den Bart griff und mit jähem Rucke einen Theil davon ausriss, so dass auch ein tüchtiges Stück der Wangen und Kinnhaut dabei mitgieng; hat es aber der Reinecker wacker vergolten, indem er dem groben Bartscherer mit wuchtigem Schwerthiebe die Haare abschnitt, wobei allerdings auch der obere Theil von dessen Hirnschale in Mitleidenschaft gezogen wurde.

War dies eine seiner letzten kriegerischen Thaten gewesen. Und als anno domini 1575 Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck im sechzigsten Lebensjahre eines sanften Todes verblich, da segnete er noch sterbend seine treue Scharsäckerin, die ihm nach wenigen Jahren nachfolgte.

Von Don Fernando Lopez de Mello hörte man nur mehr, dass er seine sonnige Heimat wieder aufgesucht habe, wo er in einem Dominicanerkloster durch ernste Bußübungen die schöne Helena vergessen lernen wollte. Ob es ihm gelungen ist, das verschweigt uns die Chronik. —

Das Volk der Vereine.

Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutschen stets bereit,
Nur für eines gründen sie keinen,
Für — deutsche Einigkeit.

R.

Briefe Franz Nissels

an seine Braut

Serafine, Reichsfreiin Binder von Kriegelstein, verwitwete Konrad.

Brief Nr. 1 an seine Braut im Frühjahre 1863 nach ihrer Abreise nach St. Georgen.

Wien, den 9. März 1863.

Theuerste Marguerite!

Beim Abschied war mir heute recht schwer ums Herz; ich bin in einer Art von Betäubung und weiß selbst nicht recht, in welcher Stimmung ich mich befinde. Aber da ich Dir einmal versprochen habe, nicht zu „desparat“ zu sein, so will ich Wort halten und die Dinge, wie sie nun einmal stehen, von der heitersten Seite zu nehmen suchen. Jetzt heißt es, nicht viel mehr grübeln, sondern muthig durchführen, was Du allerdings ein wenig rasch unternommen hast; ich werde zu ertragen wissen, was sein muss. Gibt es doch eigentlich nichts, was uns erschrecken sollte, solange wir uns unsere Liebe, Gesundheit und Leben erhalten! Alles andere ist ja nur eine Frage der Zeit! Nun, was unsere Liebe betrifft, halte ich sie für unzerstörbar, auch ich betrachte Dich bereits als mein holdes Weib, als meine traute Lebensgefährtin und glaube, glaube zweifellos an Deine Treue; „die trübe Falte auf meiner Stirn“ bezeichnete auch keine Schwankung in dieser Richtung, es sind eben der Sorgen noch andere, als der Zweifel an Liebe, den ich wahrhaftig niemals genährt. — Wenn Du dies lesen wirst, bist Du bereits in St. Georgen, und die ersten Eindrücke, die Du vom Wiedersehen empfangen hast, sind vorüber. Werden die Götter gelächelt haben, als Du das Vaterhaus betratest? so frage ich mich selbst und harre mit Spannung der Antwort darauf, die mir Dein Brief wohl geben wird. Der Gedanke, dass peinliche Stimmungen die Herrschaft über Dich gewinnen könnten, macht mich bekümmert. — Doch nein, vielleicht lächelst Du über diese Besorgnis, ja vielleicht hast Du selbst den halb herben, vorwurfsvollen Gruß, der Dir entgegenkam, mit einem milden Lächeln in ein volles herzliches Willkommen verwandelt? Könnte Dich mein Geist jetzt umschweben, der Geist der Liebe, des Friedens, der Versöhnung, der jeden Groll entwaffnet, oder, wenn er dies nicht vermag, in sich befriedigt, leicht erträgt. Übe sie, jene seltene Tugend, die Tugend der Selbstüberwindung und Demuth, es ist die schwerste, aber auch die herrlichste! Missverstehe mich nicht! Diese Worte gibt mir der innige Wunsch ein, Du möchtest diese Tage heiter und in Eintracht mit den Deinigen zubringen, heiter und mit Dir zufrieden wiederkehren, weil ich weiß, dass die Erinnerung daran Dir einst noch unendlich wohlthun wird. Wer weiß, wann Du die Eltern wiedersiehst? Vermeide daher alles, was sie kränken kann. Wenn sie Dich einen oder zwei Tage länger halten wollen — natürlich nur, wenn es aus herzlicher Neigung — brich Deinen Aufenthalt nicht meinethalben früher ab — ach, mein Herz protestiert gegen das, was ich da schreibe; nur allzu kostbar ist mir die Zeit, die ich jetzt noch in Deiner Nähe werde verweilen dürfen. Ich hätte Dir noch so vieles zu sagen, aber der Brief muss fort. Ich fürchte, Du wirst nicht zufrieden sein mit ihm; ich bin es

selbst nicht; denn er gibt nichts wieder von dem unendlichen Gefühl der Sehnsucht nach Dir, das mich bewegt. Aber die Bewegung selbst läſst mich nicht recht zu Worte kommen. Auch habe ich wenig Zeit und keine äußere Ruhe. Leb' wohl! Leb' wohl! Du vielgeliebtes, theures Wesen! Weine mir nicht zu viel um die Todten, so würdig sie auch der Thränen sind, hörst Du — nicht zu viel — Du versündigst Dich sonst an dem Lebenden. Deine Lebensfreudigkeit ist die seine, erhalte sie ihm und sei tausendmal geküſst von Deinem Dich über alles liebenden, ewig getreuen

Franz.

Brief Nr. 2 nach St. Georgen.

Wien, den 11. März 1863.

Theuerste Marguerite!

Es hat mir recht wohl gethan, zu vernehmen, daſs Du liebreich aufgenommen wurdest und folglich ohne Zweifel diese Zeit mit den Deinen in freundlicher Eintracht verlebst. Du hast recht gehabt, Deiner Mutter kein Geheimnis aus unserer Liebe zu machen; ich billige alles, was Du gethan, Du konntest im vorhinein dessen versichert sein, denn Du weißt ja, wie gern ich jeden Augenblick bereit bin, Dich vor aller Welt meine Braut zu nennen, wenn auch die gegenwärtige Situation uns jetzt noch nicht gestattet, vor den Altar selbst zu treten. Unsere Neigung ist von ihrem Entstehen bis auf diese Stunde so rein, von beiden Seiten so edel und uneigennützig, daſs wir uns ihrer wahrlich vor keinem Menschen zu schämen brauchen. Daſs die Vergangenheit, die Dich jetzt mit tausend Erinnerungen umgibt, erschütternd an Dich herantreten würde, habe ich wohl gefürchtet. Wie konnte es denn auch anders sein? Aber traurig würde es mich wohl machen, wenn der Gedanke an mich nicht Deinem erneuten Schmerze um die geliebten Todten den herbsten Stachel wenigstens benehmen würde. Wie sehr ich Deine Empfindungen in dieser Beziehung achte, davon habe ich Dir wohl schon mehr als einen Beweis gegeben. Aber denke stets, daſs Du jetzt mir gehörst, daſs ich jetzt Deine Seele und Dein Herz in jenem Zauberringe gefangen halte, den Du selbst mir gegeben hast, den ich wie ein heiliges Vermächtnis betrachte, ja, wie er mir jetzt so von meiner Hand entgegen glänzt, ist mir, als ob des Abgeschiedenen Geist mir jetzt näher wäre als Dir, und der Gedanke meines Gedichtes an Dich zieht wieder wie eine von oben bekräftigte Wahrheit durch meine Seele. Wohl hast Du recht, Du Ärmste, Du hast das schwerste Leid erfahren, das Liebste auf der Welt auf immer verlieren zu müssen. Aber denke, daſs es Dir jetzt nicht mehr das Liebste sein darf, sonst müſste der Lebende noch den Todten beneiden. Ja, mehr noch, weil Du das herbste Leid erfahren, so denke daran, gegen alles zu kämpfen, was zerstörend auf Dich selbst wirken könnte, denn alles, was Dich erdrückt, erdrückt auch mich; Du bist jetzt verantwortlich für all meine Hoffnungen. Verfalle mir ja nicht wieder in jene Selbstvernichtungswuth, mit der Du beinahe frevelhaft prahltest, als ich Dich zuerst kennen lernte. Schone Dich, theure Freundin! Traure, wenn Dich die Trauer unwillkürlich überkommt, aber reize Dich nicht selbst auf! Nicht wahr, Du versprichst es mir, denn Du glaubst, daſs aus all meinen Worten nicht etwa verletzte Eigenliebe, sondern nur die unendliche Sorge um Dich spricht. Leb' wohl! Ich befinde mich wohl und arbeite fleißig. Auf freudiges Wiedersehen! Viele Grüße von Deinem Franz.

Brief Nr. 3 nach Siebenbürgen.

Wien, den 1. April 1863.

Theure vielgeliebte Freundin!

Du glaubst nicht, welch brennender Schmerz mich gestern erfaſst hat, als ich mich kaum von Dir getrennt hatte. Solang ich noch in Dein liebes Gesicht schauen

konnte, verließ mich die Fassung nicht; aber als der Zug, der Dich mir entführte, weit in die Ferne meinem Auge entschwand, da übermannte es mich allgewaltig. Es mag Dir wohl auch so ergangen sein. In tiefer Melancholie wandelte ich über die Felder nach Wagram, das weite Schlachtfeld lag vor mir, der Wind fuhr schneidend kalt und heftig über die Ebene, drüben über dem Kahlengebirge bildeten sich Wölkchen, hinter denen die Sonne sich verbarg und, als wollte sie schon untergehen, nur ein fahles Licht auf die Erde herabwarf. Es war ein düster schönes Bild, das völlig mit meiner trüben Stimmung harmonierte. Endlich zwang mich die rauhe Luft doch, mich in ein ärmliches Wirtshaus zurückzuziehen, wo ich an einem niedrigen Fenster saß und bald auf Dein liebes Bild sah, das ich, wie Du weißt, bei mir trug, bald in die Gegend hinausstarrte, bis nach etwa einer Stunde das erste Zeichen vom nahen Bahnhofe her ertönte und mich an die Heimkehr mahnte. Zurückgekehrt schreibe ich eilig diesen Brief an Dich, um ihn heute noch fortzubringen, da ich weiß, wie wohl es Dir in der Ferne thun wird, ein Lebenszeichen von dem so schnell als möglich zu erhalten, der, wie Du überzeugt sein darfst, Dich mehr als irgend jemand auf der Welt liebt, auf dessen Treue in Noth und Tod Du unbedingt zählen darfst. Ach, während ich dies schreibe, ja noch während dieser Brief schon unterwegs ist, bist Du noch immer den Gefahren und Unannehmlichkeiten einer so weiten und beschwerlichen Reise ausgesetzt. Ich werde wohl keine Ruhe finden, bis ich erfahren werde, dass Du wohlbehalten angekommen bist. Schreibe mir nur über alles aus-ausführlich, jetzt und in der Folge; sprich immer zu mir aufrichtig, wie Du zu Gott sprechen würdest, wenn Du glaubtest, dass er sich mit so kleinen Wesen, wie wir sind, abgibt; verhehle mir nie etwas, was Dich drückt oder beunruhigt, aus falscher Schonung. Sei heiter und hoffnungsvoll, aber auch auf alles gefasst, damit Dich nichts niederbeuge, nichts Deinen Muth breche. Du wirst gewiss die Verhältnisse unten kleinlich finden, sie werden Dich in mancher Beziehung vielleicht anwidern; lass Dich dadurch nicht verstimmen, es ist ja nur eine kurze Übergangsperiode, auf welche ein frohes Wiedersehen und — ich hoffe es fast zuversichtlich — eine schöne Zukunft folgt. Sorgen wir nur für unsere eigene Erhaltung und seien wir in jeder Richtung vernünftig und tapfer, ein Ziel beständig vor Augen, das unseres Glückes durch unsere Vereinigung. Leb' wohl und bleibe mir immer so gesinnt, wie Du es in den letzten Tagen warst, die mir ewig unvergesslich sein werden. Nicht wahr, die Aufwallung meiner Sinne, die mich noch in der letzten Stunde, die wir allein zusammen zubrachten, überkam, hat keine Verstimmung in Dir zurückgelassen? Denk' nur, welch harten Kampf es mich gekostet hat, so oft dem Augenblicke des höchsten Glückes nah', das mir bis jetzt stets versagt war, ihn an mir vorübergehen zu lassen, am vollen Becher der Seligkeit mit verschmachtenden Lippen nur nippen — ihn nicht mit vollen Zügen leeren zu dürfen. Leb' wohl! Leb' wohl und denk', denk' oft und innig an Deinen getreuesten und wahrsten Freund, an Deinen Franz.

Brief Nr. 4 nach Siebenbürgen.

Wien, Ostermontag 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Ich möchte so gerne fortleben vor Deinen Augen, gleichsam als wäre ich nicht getrennt von Dir, als lägen nicht mehr als hundert Meilen zwischen uns; ich möchte, dass keiner von meinen Gedanken, keine Regung meines Gefühls, keine Stimmung meiner Seele Dir verborgen bliebe, dass Du fort und fort schautest in meine tiefste Brust. Es sollen deshalb meine Briefe an Dich wie Tagebücher sein, die Dir mein inneres und äußeres Leben in ununterbrochener Folge schildern. Hielt ich es doch einst so mit meinen ersten und liebsten Freunden in jener frischen Jugend-

stimmung, die so mittheilsam macht! — Sollte ich jetzt weniger aufrichtig und vertrauensvoll sein Dir gegenüber, die Du mir mehr, viel mehr, als die liebste, treueste Freundin fürs ganze Leben, die Du mein Leben selbst, die Freude meines Lebens, ja meines Lebens lichter Genius bist, der sich nicht von mir wenden könnte, ohne dass auch meine schönste, letzte Hoffnung verloren gienge, ohne dass es völlige Nacht würde um mich her! Ach nein! Du wirst Dich niemals von mir wenden, wenn es auch schwer werden sollte, mit mir auszuharren. Ich bin tief ernst gestimmt; ich muss und soll es sein, die Zeit des süßen Liebesspiels ist vorbei, die Zeit des mannhaften Ringens, der unermüdlichen Thätigkeit ist gekommen. Je mehr ich mich wieder in meine Arbeit hineinlebe, was in den ersten Tagen nach den Qualen der Trennung mir sehr schwer fiel, desto deutlicher wird es mir, welch harte, harte Mühe noch meiner harrt, aber ich verzage nicht mehr am Gelingen. Heute Abend machte ich einen kleinen Spaziergang, ach — denselben, den ich noch unlängst mit Dir gemacht — durch die Alleen des äußeren Burghofes! Mir ward recht traurig zumuthe, denn ich dachte, dass Du im selben Augenblicke weit, weit von mir in den Gefilden Ungarns dahinfuhrst, ich sah zum halben Monde auf, der prächtig am tiefblauen Himmel stand, ich hätte ihm gerne einen Gruß an Dich aufgegeben, denn Du sahst gewiss auch öfter auf zu ihm, d. h. wenn Du nicht vielleicht aus Ermüdung schliefst. — Erinnerungen aus den jüngst vergangenen Tagen verfolgen mich überhaupt, wo ich gehe und stehe. Bei uns zu Hause mahnt mich auch alles an Dich, der Stuhl vor dem Clavier und jener am Fenster — mir ist es oft, als müsste ich davor hinsinken und mit meinen Thränen benetzen. Es ist mir oft, als sei das alles nur ein seliger Traum gewesen, und nun die alte Zeit wieder gekommen, in der ich freudlos, ungeliebt mit meinem Schicksal grollte, weil es mir, mir allein das höchste, das einzig wahre Glück versagt! Dann aber nehme ich Dein theures Bild zur Hand und sage mir: Nein, nein, es ist kein Traum; ich bin geliebt, heiß, wahr und treu! An diesem Gedanken richte ich mich immer wieder auf, wenn ich sinken will. Nicht wahr, Du wirst mir diesen Gedanken nie zerstören? Wenn Du es thätest, ich fürchte, dann würde es mein letzter Gedanke gewesen sein. Vergib, wenn diese Worte Dich kränken, glaube mir, sie sollen keinen Zweifel ausdrücken, nein — nur die ungeheure Leidenschaft, die mich für Dich erfüllt, die ich jetzt mehr als jemals erkenne und gerne ein wenig dämpfen möchte, aber nicht kann, obwohl es um meiner Ruhe willen gut wäre. Ich gestehe Dir, dass das Versprechen, das ich Deiner Mutter gegeben habe, an Deinen Vater zu schreiben, mich drückt; es widerstrebt mir, mich an ihn gleichsam wie einer zu wenden, der sich vor ihm zu rechtfertigen und verantwortlich zu machen schuldig ist. Denn wahrlich, verantwortlich betrachte ich mich nur *Dir* gegenüber, mir selbst und Gott, das ist dem ewigen Gesetze der Liebe und Treue, das ich anerkenne. — All diese Betrachtungen nützten aber nichts; was ich versprochen, musste ich halten, und so schrieb ich denn in der That gestern an Deinen Vater, im ganzen zwar herzlich, aber doch ein wenig stolz; ich *wollte* ihm zu verstehen geben, dass ich das Bündnis zwischen uns als schon fest geschlossen betrachte, dass Dich Dein Wort, das Du als freie, selbständige, großjährige Witwe mir gabst, Dich ebenso verpflichtet, als *mich das meine*, dass es mir weniger darum zu thun, seine Einwilligung zu erbitten, deren es nicht mehr bedarf, als ihn selbst darüber zu beruhigen, dass Du Dich einem Manne von durchaus edlen Grundsätzen anvertraut hast, der es mit Dir wahrhaftig ehrlich meint. Du darfst mir glauben, dass der Ton, in dem ich sprach, in keiner Weise verletzend wurde, aber entschieden und etwas stolz war er — ich fühlte, dass ich die Ehre des freien Künstlerthums und, was mehr ist, des freien Menschenthums zu wahren hatte. Ich hoffe zuversichtlich, Du wirst mit mir ganz einverstanden sein; denn die

Würde des Mannes, den Du erwählt, kann Dir ja nicht gleichgiltig sein. O bleibe mir immer, immer in gleicher Liebe zugethan! Heute geht mir den ganzen Tag eine Melodie nicht aus dem Kopf: „Dass ich im Frühling scheiden soll 2c." O dass ich Deine theure Stimme bald wieder hören könnte. Unverbrüchlich der Deine.

Franz.

Brief Nr. 5 nach Siebenbürgen.

Wien.

Meine liebe, theure Freundin!

Sieh auf das Datum meines letzten Briefes und Du wirst finden, dass ich kaum einige Stunden, nachdem ich ihn abgeschickt, schon wieder das Bedürfnis fühlte, mit Dir zu plaudern; ach, ich möchte es täglich, stündlich thun, ja es kostet mich viel Selbstüberwindung, wenn ich nicht all meine Zeit darauf verwende, Dir zu schreiben und Dir nicht ganze Folianten als Billets-doux zu senden. Ich bin in diesem Augenblicke so selig, so selig, und nur durch den Gedanken an Dich! Einen solchen Moment muss ich benützen, damit Du nicht lauter Lamentationen von mir hörst und Dich überzeugst, dass ich nicht der eingefleischte Melancholiker à tout prix bin und die Dinge auch in einem heiteren Lichte betrachten kann. In mancher Beziehung bin ich mir übrigens jetzt selber ganz neu. Das erfuhr ich heute im Prater. Ja, staune — ich war im Prater. Ich wollte anfangs nicht mit, aber meine Mutter sprach im mildesten, sanftesten, ja fast traurigen Tone zu mir: „Geh' doch mit, wir werden ja nicht gar so oft mehr zusammen spazieren gehen." Diese Worte thaten mir wohl, weil sie mir andeuteten, dass sie anfange, unser Bündnis fürs Leben als ein fait accompli zu betrachten und sich damit abzufinden. So gieng ich mit. Die Wahrheit ist, dass es eigentlich in dem Gewühl ungeheuer öde war, dass mich aber sehr angenehme Reflexionen heimsuchten. Ich dachte nämlich an vergangene Zeiten und wie ich sonst peinlich bewegt und einen nagenden Wurm am Herzen unter den fröhlichen Menschen wie ein Verstoßener, mit dem Banne Belegter mich fühlte, wie ich schmerzlich lächelte, so oft ein liebendes Paar an mir vorüber kam und mir die Brust zerspringen wollte vor Sehnsucht, wenn ich um mich her liebliche, blühende Mädchen und edle Frauengestalten sah. Wie war das heute ganz, so ganz anders! Mit welcher Seelenruhe gieng ich im Gewühle, wie gönnte ich von Herzen jedem Galan sein Liebchen, ja, wie blickte ich stolzen Auges hin über die hübschen Wiener Soubretten, wie über die vornehmen Schönheiten in den offenen Carossen. Ihr alle, sprach ich bei mir, wiegt meine Marguerite nicht auf. Ja, mein Herz jauchzte auf, mein ganzes Wesen lachte, ich war selig, ich bin es noch jetzt. Das dank' ich Dir — Dir, meine theure, theure Marguerite. Die Arbeit war mir auch heute vormittags sehr gelungen, so war dies mir ein wahrhaft schöner Tag.

Heute vormittags war ich auch bei Deiner „Godl". Da kam es denn bei allem herzlichen Wohlwollen, das sie wirklich für Dich hat, doch zu allerhand kritischen Bemerkungen über Dein Wesen und Deinen Charakter, die zwar recht gut gemeint waren, aber nichtsdestoweniger einem Tadel sehr ähnlich sahen. Allzu großer Eifer, Dich zu vertheidigen, hätte mich wohl selbst verrathen. Vor allem nannte sie Deine Heirat mit Heinrich, einem Bürgerlichen, als die größte Thorheit Deines Lebens und kam immer wieder darauf, was Du alles dadurch verscherzt habest. Ich lauschte mit Lust ihren Worten. Alles hattest Du verscherzt (wie sie es nannte) aus Liebe! Mit wahrem Enthusiasmus gedachte ich Deiner; lass' Du nur Deine Feinde oder Tadler zu mir sprechen, wahrlich, durch sie erringst Du Deine schönsten Siege in meinem Herzen! Ich liebe Dich niemals mehr, als wenn sie Dich angreifen. All diese sogenannten guten Menschen haben doch keine Ahnung von

wahrer Seelenhoheit, wahrer Güte, wie könnten sie sonst Geld und Gut über alles setzen? Nein, nein, wir taugen nicht unter sie, und lass uns frohlocken, dass es so ist. Ich bin auch kein blinder Schwärmer, sehe die Welt nicht mehr im rosigen Schimmer einer Jünglingsphantasie, weiß leider auch, dass „eine Hütte und ein Herz“ im Sturm des Lebens nicht allein genügen, aber ich weiß auch, dass ein Palast ohne das Herz, das dem Herzen verwandt ist, nur ein weites, ödes, prächtiges Grab des Lebens ist; denn Glück — Glück ist doch nur allein in wahrer Liebe, und diese den Gütern der Erde zu opfern, heißt diese Güter selbst entwerten; denn was sollen sie uns, wenn sie uns nicht glücklich machen? Mir fällt dabei das banale Sprichwort ein: „Der Mensch lebt nicht, um zu essen, er isst, um zu leben.“ Im höheren Sinne genommen, passt es vortrefflich auf unseren Fall. Da plagen und mühen sich die Leute ab ihr Leben lang um Erwerb und Gewinn, opfern dem alles — alles — jede echte Freude und jede Regung des Herzens — und wenn sie sich am Ende der Laufbahn aufs Gewissen fragen, was sie von dem, was sie erreicht, dem sie alles geopfert, gehabt haben? — Da lautet wohl die Antwort meistens: Nichts! Da ist gewissermaßen selbst der Lump noch weiser, welcher den Augenblick nützt und genießt, wie er sich bietet, ohne nur im entferntesten an die Zukunft zu denken. Gewiss, ich wäre gern sehr reich, um Dich durch das Leben zu führen, wie durch ein irdisches Paradies, Dir jeden Deiner Wünsche aus den lieben Augen zu lesen, Dich zu pflegen und zu hegen, damit Du blühest in ungetrübter Freude, damit Du wahrhaft seligen Frieden findest nach so viel Leiden und Stürmen. Aber müßte ich Dich verlieren und würde reich wie ein Krösus — o dann würde ich wohl laut auflachen vor Bitterkeit über den Hohn meines Schicksals! Eines steht fest bei mir als unerschütterliche Überzeugung: Wohl können wir vielleicht nicht völlig glücklich zusammen werden, wenn Noth und Entbehrung uns heimsucht, immer aber werden wir noch manchen schönen, beseligenden Augenblick haben — aber gewiss recht unglücklich werden wir, wenn wir das Band zerreißen, das uns verknüpft. Nein, das wird niemals, niemals geschehen! Nicht wahr, Du fühlst wie ich, das dies unmöglich ist? O sag' es mir, sag' es mir tausendmal, es wird mir wohlthun, obwohl ich auch weiß und glaube, dass Du fühlst wie ich. Ganz so wie ich? — Wer weiß? Vielleicht ist das gar nicht möglich, denn meine Liebe ist ungeheuer, unermesslich! Ja, ich muss es Dir sagen: ich bin nicht nur niemals geliebt worden, ich fühle auch, dass ich nie geliebt habe.

Was sind all meine Neigungen mit all ihren furchtbaren Qualen gewesen? Nichts als die Regungen und Zeichen der unendlichen Sehnsucht nach jenem Wesen, das mich allein mit meinem Lose versöhnen kann, das allein meiner würdig und mir ähnlich. Du bist dies eine Wesen, und meine Liebe zu Dir muss deshalb auch fortan mein ganzes Sein umschließen bis ans Ende. Verlier' ich Dich, dann — ich fühl' es — dann hab' ich alles verloren. Darum erhalte mir Deine Liebe, erhalte mir Dich selbst! Ja, Du bist es mir schuldig, denn ich darf wohl auch dies noch behaupten: Du wurdest noch niemals geliebt wie von mir. Der theure Schatten, den Du verehrst, zürnt nicht bei diesen Worten, sie rauben ihm nichts; die Verehrung für ihn, in welcher wir uns beide begegnen, ist ja ein Band mehr, das uns fest umschlingt — — doch — doch wiederhole ich: Du wurdest noch niemals geliebt wie von mir; denn, um zu fühlen, was ich jetzt fühle, muss man wohl dreißig Jahre alt geworden sein und gelitten haben, was ich gelitten, man muss, wie ich, eine ganze Welt, muss die Menschheit gleich einem Christus heiß liebend in der Brust getragen haben und muss sie so, genöthigt dazu durch Enttäuschungen, hinausgeworfen haben, um einem, einem Wesen Platz zu machen. Ja, ich liebe

Dich wie Christus die Menschheit, und würde gern für Dich am Kreuze sterben. Aber ich muss für Dich leben, Dich zu erlösen von langer Pein — und ich will für Dich leben mit jedem Athemzug, mit jedem Gedanken. Nicht wahr, Du glaubst es mir, dass Dich noch niemand so wie ich geliebt hat? Meine Zeit ist jetzt kostbar; sie gehört ganz dem Verkehre mit Dir und meiner Arbeit. Leb' wohl für heute, meine theure Marguerite!

Dein Franz.

Brief Nr. 6 nach Siebenbürgen.

Wien, 12. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Mit ein paar angenehmen Dingen will ich dies Schreiben beginnen, hoffentlich nicht, um es mit unangenehmen zu schließen. Ich sprach Fräulein Janauschek und überzeugte mich, dass es ihr mit meiner „Dido" wirklich ernst ist; sie interessiert sich außerordentlich für die Rolle und ist sehr eingenommen für das Stück überhaupt. Sie hat mir erzählt, dass dasselbe in Dresden schon sehr bekannt ist, da sie es vielen ihrer Gönner und Freunde mitgetheilt, ja es in mehreren Kreisen, z. B. bei dem bekannten Literarhistoriker Wolffsohn, selbst vorgelesen hat. Sie sagt, es sei kein Zweifel, dass „Dido" im Herbste in Dresden aufgeführt wird. Also um eine Hoffnung mehr für meine Zukunft in dichterischer Beziehung, somit auch für das Glück unserer Liebe. Ich sehe alles in der Welt fast nur mehr von dem Standpunkte meines Verhältnisses zu Dir an; ich fühle, dass mir ohne Dich alles gleichgiltig sein würde, selbst der höchste dichterische Ruhm und die Unsterblichkeit meines Namens. Sei Du denn auch meine holde, freundliche Muse, wolle es sein, damit der kastalische Quell mir nicht völlig versiege.

Wenn meine Hoffnungen auf die „Zauberin" sich erfüllen und Du zur Zeit unserer Vermählung oder nach derselben kein vortheilhaftes Engagement haben solltest, die Wahl unseres Aufenthaltes also ganz von mir abhängen sollte, so wäre es wohl möglich, dass meine Wahl auf Dresden fiele; denn wir müssten uns dann eine Stadt aussuchen, die gesund, nicht zu groß ist und eine freundliche Gegend in unmittelbarer Nähe hat. Das alles trifft bei Dresden zu, das wahrhaft anmuthig an beiden Ufern der Elbe liegt. Außerdem ist dort ein sehr regsames künstlerisches Leben. Mir ist das leider nöthig, obwohl ich, wie Du weißt, recht gern auf alles, was sogenannter Kunstgenuss heißt, verzichten würde; Dich aber berührt es ohne Zweifel angenehm. In keinem Falle dürfte ich Dich auf längere Zeit in irgend ein stilles Landstädtchen mit mir verbannen; obwohl Du sagst, dass du die Einsamkeit liebst, obwohl ich glücklich wäre, die tiefste mit Dir zu theilen, Du hieltest es bei all Deiner innigen Neigung zu mir nicht aus, Dein Temperament ist zu lebhaft, in dieser Beziehung ist Dein Wesen dem meinen völlig entgegengesetzt, vergebens würdest Du es ganz zu verleugnen suchen, so wenig als ich meine Natur umkehren könnte. Da müssen wir schon in der Mitte zusammenkommen; ich werde sicher für Dich stets alle mögliche Rücksicht haben, wie ich auf Dich vertraue, dass Du mir niemals etwas wirst auferlegen wollen, was mir durchaus zuwider ist. Wohl würdest du, das glaube ich, in einem kleinen Kreis von wahren Freunden Dich behaglich fühlen und nach der großen Gesellschaft keine große Sehnsucht haben. Aber z. B. die Musik wird Dir wohl immer ein Bedürfnis sein, in dieser Richtung wirst Du Anregungen nicht leicht entbehren können. In Dresden ist es auch billiger als in Wien; auch habe ich außerdem noch dort einige Bekannte, die mir recht gut sind. Wenn mich nun ein Erfolg meiner „Dido" dort noch mehr geehrt macht, so könnte dort der Aufenthalt recht angenehm für uns werden. Kurz, die Idee — so fern und von vielen Dingen abhängig ihre Ausführung auch noch ist — hat mich eine Zeitlang sehr exaltiert

und froh gestimmt. Ich fieng schon Luftschlösser zu bauen an. Ich sah mich schon, mein liebes, holdes Weibchen am Arme über die Brühl'sche Terrasse hinwandeln, ich soupierte mit Dir bei „Helbig" an der Brücke im Freien, ich machte mit Dir einen reizenden Ausflug auf einem der hübschen Dampfschiffe, die auf der Elbe stromauf- und stromabwärts sich kreuzen, ich führte Dich hinaus in das „Waldschlösschen", da saßen wir traulich beisammen auf der Plattform und ließen die Blicke über das schöne Bild hinschweifen, nördlich über die Thürme und Giebel der Stadt, südlich über die Berge der sächsischen Schweiz, und waren so seelenfroh und drückten uns schweigend die Hände! — Ach Gott! welche seligen Stunden könnten uns noch erwarten, wenn uns das Glück nur ein klein wenig begünstigt. An all die freundlichen Orte, die ich Dir eben genannt, knüpft sich für mich die Erinnerung an die höchste Melancholie, die mich jemals beherrschte; ich war dort einsam und allein und fühlte mich recht, recht verlassen. Könnte ich sie doch wiedersehen, heiter, beglückt — an Deiner Seite! — Ich sehe, dass ich mich sehr lange bei den „Luftschlössern" aufgehalten und ganz vergessen habe, Dir das zweite Angenehme zu erzählen. Sonnenthal hat aus Berlin ein Schreiben von Kossak erhalten, in welchem ihm derselbe unter anderm sagt, dass „Perseus" einen großen Eindruck auf ihn gemacht und dass er außerordentlich bedauere, dass die Intendanz das Stück zurückgeschickt hat, dass er sich für den Dichter sehr interessiere und des Schmeichelhaften noch mehr. Das ist insofern nicht ganz ohne Bedeutung für mich, als Kossak in Berlin eine journalistische Macht ist und eine ähnliche Stellung einnimmt, wie etwa vormals Saphir in Wien. An Anerkennung fehlt es mir jetzt überhaupt nicht mehr, wenn nur der materielle Erfolg auch mit der Ehre gleichen Schritt halten möchte. Nun, vielleicht kommt das auch!

Montag, den 13. April.

Dein Brief, den ich eben erhalte, versetzt mich mit einemmale in die größte Bestürzung und Betrübnis. So ist, was ich gefürchtet, doch eingetroffen; Du bist mir krank geworden. Zwar schreibst Du: „meine Krankheit ist nichts als ein furchtbarer Katarrh", aber das ist für Dich gar keine Kleinigkeit. Thu mir jetzt wenigstens zu Liebe, dass Du die Vorsicht eher übertreibst als vernachlässigst. Lass Dich durch nichts bestimmen, eh Du völlig wieder gesund bist, Dich einer Anstrengung auszusetzen, und gienge darüber das Engagement auch verloren, besser das, als dass es zum großen, nicht mehr gut zu machenden Unglück für mich und Dich werde, besser als dass jene furchtbare Stimmung, die mich am Tage des Abschlusses überfiel, zur traurigen Ahnung gestempelt werde. Ich mache mir ohnehin schon Vorwürfe, dass ich Dich fortließ, Dich nicht mit all jener Gewalt, die meine Liebe zu Dir mir hätte geben können, zurückhielt. Gib mir nur gleich Nachricht, wenn auch ganz kurz. Ich will Dich gewiss nicht entmuthigen; Du sollst so heiter und muthig sein, als es möglich ist, sollst Dich nicht so trüben Gedanken hingeben, wie jener, da Du schreibst: „ich fürchte gleich sterben zu müssen". Nur beschwöre ich Dich, mir nichts zu verhehlen aus falscher Schonung; denn wenn Dir Gefahr droht, bedenke ich nichts mehr und komme, komme zu Dir, und wär's durch Sturm und Wetter und eigene Gefahr! Leb' wohl und werde mir gesund, Du meine theure, theure Braut, und glaub' an die Unveränderlichkeit meiner Liebe und Treue. So musste dieses Schreiben richtig mit etwas Traurigem schließen. Dein besorgter und tiefbetrübter Franz.

Brief Nr. 7 nach Siebenbürgen.

Wien, den 14. April 1863.

Theure, vielgeliebte Marguerite!

Ich sende meinem gestrigen Schreiben gleich heute ein zweites nach, nicht nur, weil es mich dazu drängt, Dir meine ruhelose, liebende Sorge für Dich zu beweisen,

sondern auch weil ich hoffe, dass es Dir jetzt doppelt wohlthun wird, wenn Du die Stimme des besten Freundes, den Du auf der Welt hast, wenn auch aus der Ferne, jetzt recht oft hörest, damit Du Dich nicht so verlassen fühlest, wie es in manchem Momente der Fall gewesen zu sein scheint. Ja, es ist keine Kleinigkeit, in der Fremde krank zu liegen; ich bedaure Dich recht von Herzen, du Arme, und meine Seele ist tief betrübt, wenn ich Deiner gedenke, und ich denke ja immer Deiner; urtheile, welches nun meine Stimmung sein muss. Mein einziger Trost ist jetzt noch Frl. Winter, die sich so warm Deiner annimmt und ein wahrhaft gütiges Wesen zu sein scheint. Wenn sie nicht wäre, ich weiß nicht, ob ich mich zurückhalten könnte, ob ich nicht gleich zu Dir eilte! Ja, selbst so bestürmt mich oft der Gedanke, es zu thun — aber ich muss — muss ihn noch bekämpfen — darf ihn nicht übereilt zur Ausführung bringen, eh' es heilige Pflicht wird. Und das, wie gern ich auch einen Vorwand vor mir selbst hätte, der bittern Trennung jetzt schon ein Ende zu machen, das darf ich ja nicht wünschen, davor muss ich ja zittern, denn dann stünde es nicht gut um Dich, und unser Zukunftglück wäre arg bedroht! Denk' an meine Vergangenheit und ihre Leiden, wenn meine große Angst um Dich Dir übertrieben scheint. Ich muss Dich wieder an Edgars Worte (in den „Jacobiten“) mahnen, die ich Dir schon einmal zurief: „Wer ist's, der nicht vor jedem Windhauch zittert, wann ihm das letzte grüne Blatt am Baum des Lebens hängt?“ Sobald mein Glück nicht mehr bedroht sein wird, sobald ich es festhalten werde im sicheren Besitz, sobald wird mein schwankendes Sein auch wieder Boden gewinnen und alle Mannheit wieder in mir erwachen, wenn es auch nie ein wildes Aufbrausen und starre Härte, wenn es auch immer nur eine stille, ruhige, milde Festigkeit sein wird, was meinen Charakter bezeichnen soll. Leb' wohl, Du mein Leben, mein Alles! ich drücke Dich im Geiste an mein Herz und küsse Dich! Erhalte Dich Deinem Franz.

Brief Nr. 8 nach Siebenbürgen.

Wien, 16. April 1863.

Theuerste Marguerite!

Dein Brief ist nun doch da, etwas verspätet ausgetragen. Leider kann ich Dir einen großen Vorwurf nicht ersparen. Was Du mir mittheilst, hat den niederdrückendsten Eindruck auf mich gemacht. Drei Tage hieltest Du Dich wohl im Bette, der Husten bessert sich, aber doch ohne völlig hergestellt zu sein, noch fiebernd — so raffst Du Dich auf, schleppst Dich ins Theater und auf die Bühne, singst und spielst — Du hättest Dir den Tod holen können mit solchem Experimente, wer weiß, wie schädlich es sich noch erweiset. Du hättest das nicht thun dürfen, Du hättest darauf bestehen müssen, dass man Dir Zeit zur Erholung gönnt. Ich sehe, dass meine Worte verhallen, dass ich nichts, nichts über Dich vermag, dass der Gedanke an mich und meine Zukunft nicht das Höchste ist, dass Du mich nicht so liebst, wie ich Dich liebe, nicht so, wie ich es verdiene. Sonst würdest Du es nicht so leicht darauf ankommen lassen, mir das furchtbarste Schicksal zu bereiten, ein Schicksal, dessen Schmerz Du kennst, weil Du es selbst erfahren hast. Soll denn nichts Böses, das ich ahne und fürchte, unerfüllt bleiben? Glaubst Du so jenen furchtbaren Tag gut zu machen, den Du mir mit dem übereilten Abschluss dieses Engagement's bereitet hast? Die tiefe Wunde, die Du mir damals geschlagen hast, war schon zugeheilt, jetzt bricht sie wieder auf und blutet aufs neue. Soll denn kein Kelch an mir vorübergehen? Will Deine liebe, liebe Hand selbst mich ans Kreuz der Leiden schlagen? Sei es darum! ich bin entschlossen, mit Dir zu gehen, auch auf diese Bedingung hin; es gibt keinen Weg für mich mehr als jenen, welchen Du wandelst, auch wenn darüber fortwährend ein schwarzes Gewitter schwebte, Blitz auf Blitz

heruntersendend mit ewiger Drohung Dich, mein Glück und mich selbst zu vernichten. Es schmerzt mich, schmerzt mich tief, dass ich Dir weh thun muss. Ungerecht bin ich doch nicht — gegen wen möchte ich es denn weniger sein, als gegen Dich, die ich ja gegen eine Welt der Ungerechtigkeit, des Hasses vertheidigen würde? Ich habe Dich ja so lieb, so lieb, ich dürfte Dir auch schon etwas Unangenehmes sagen. Mir geht nur eines über meine Neigung zu Dir, die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Freiheit meiner Meinung. Was hätte denn auch meine Bewunderung Deiner vielen schönen Eigenschaften für einen Wert für Dich, wenn ich nicht eben so offen es sagte, wenn mir etwas an Dir tadelnswert scheint. Verdunkle nicht die Hoheit Deines Wesens durch diesen einen Fehler der Unbesonnenheit in einer so wichtigen Lebensfrage, der Verachtung so liebevollen, wohlgemeinten Rathes. Eben weil ich Dich so über alles schätze, möchte ich so gern, dass Du Dich völlig erhebest zur einfachen Größe, in sie die Genialität Deiner Natur zusammenfassteſt. O dass Du Dich lenken ließest durch mich diese Bahn!

Heute morgens träumte ich von Dir; Du warst so schön und sahst mich innig an und sprachst: Hab' Muth! hab' Muth! — Ich habe Muth, ich für mich, aber sorge Du, dass ich ihn auch erhalten kann; denn was nützt er mir, wenn ich Dich verliere. Lebe wohl! Ich küsse Dich so heiß wie niemals. Meine Sehnsucht nach Dir ist unaussprechlich. Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 9 nach Siebenbürgen.

Wien, den 17. April 1863, abends.

Liebe, theure Marguerite!

Fürchte nicht, dass ich das alte Lied wieder anstimme, das ich in meinem gestrigen Briefe in etwas stürmischer Weise sang, es soll verstummen auf lange, auf lange — Gott gebe nur, dass es nicht einst als düstere Trauermelodie wieder erwache! Ich war sehr sehr aufgeregt und habe großen Schmerz gehabt. Gib mir die Hand und lass mich sie küssen; ich küsse sie, wohin sie mich auch führe, sei es in Nacht und Tod. Doch nein! nein! nein! Ich will nicht streng sein gegen Dein rasches Temperament und nachsichtig gegen das eigene, allzutief sentimentale. Weg, weg mit dieser Virtuosität in trüben Ahnungen: ich will sie bannen, und hätten sie auch noch so guten Grund, sie sollen mir die eigene Kraft nicht lähmen. So lange nicht Alles verloren ist, will ich nicht feige verzagen. Lass unsre Herzen sich immer der Hoffnung erschließen, kleidet sich doch jetzt die ganze Erde in ihr Gewand, in das lachende Frühlingsgrün. Wohl trübt auch hier wieder der Gedanke, dass ich es nicht mit Dir kann sprossen sehen, aber lass uns doch danken, dass sich die Natur jetzt schon zu schmücken eile für das frohe Fest unseres Wiedersehens, damit die Hügel, auf denen wir zusammen ruhen sollen, reicher und üppiger den Teppich breiten, die Haine, in denen wir wandeln, sich dichter belauben, um zu schützen vor dem Sonnenstrahl der Sommerzeit. Ja, lass uns lieber Luftschlösser bauen, als trüben Ahnungen nachhängen. Doch muss ich Dir gestehen: trotz all der schönen Vorsätze entringt sich meiner Seele wie ein Gebet der Aufschrei: „Gott! Gott! so grausam wirst Du nicht sein, dass Du es mir versagt, noch oft, recht oft, ja noch in manchem fernen Jahr so mit ihr hinzuwandeln, beseligt durch sie!“ O ruf' sie alle, all jene Stunden in Dein Gedächtnis zurück, die Dir in diesem Winter die schönsten erschienen — ruf' sie alle in Dein Gedächtnis zurück, damit Du deinen Franz so liebest, wie er geliebt zu werden verdient, und ihm nicht zürnest, wenn Du ihm vielleicht doch gezürnt hast. Wir müssen ja Leid wie Freude theilen. Morgen soll mich die Arbeit zerstreuen. Leb' wohl, und Segen, Segen über Dich! Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 10 nach Siebenbürgen.

Wien, den 18. 1863.

Liebe, theure Freundin!

Ich will nicht mehr hadern mit dem Lose, das mir zutheil wird, wie es auch fallen mag. Hab' ich so viele Leiden schon ertragen, fast ohne Hoffnung und Trost, so will ich jetzt nicht klagen, da mir ja doch geworden ist, was ich als höchstes Glück so lang ersehnt: geliebt zu sein von einem Wesen, für das ich mich wahrhaft begeistern kann. Ausharren heißt es denn die drei Monate muthig, vertrauensvoll, dann aber, wenn wir uns wiedersehen, dann lass ich Dich wohl so leicht, so bald nicht wieder los und fort von mir. Ich sehe ja, was ich schon wage bei dieser einen kurzen Trennung, die mir schon jetzt ewig lang erscheint! Ausharren — heißt jetzt meine Devise. Ich muss nun endlich lernen, auch in trauriger und aufgeregter Stimmung zu arbeiten. Wie schwer es mir auch wird, ich muss hier bleiben, bis die „Zauberin" fertig ist und eingerichtet ꝛc. Glaube mir, dass mich die Trennung nicht erkalten läßt. Was ich auch sagte, ich besorge es auch von Dir nicht. In diesem Augenblicke durchströmt mich plötzlich wie heiliger Friede das Vertrauen auf Deine Liebe. Leb' wohl, Geliebte meiner Seele, ich werde ruhig sein, wenn auch nicht heiter.

Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 11 nach Siebenbürgen.

Wien, den 19. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

„Ob sie Dir wohl vergeben wird?" ja — vergeben — alles, was ich bisher gesagt zu Dir, den schlimmen Eindruck meiner heftigen, finsteren, ja theilweise bitteren Worte zu vernichten, war viel zu schwach; ich muss sagen: Vergib mir, denn ich fühle, dass ich Dir allzu weh gethan. Missversteh mich nicht; nenne dies kein unmännliches „zu Kreuze kriechen". Eins halte ich aufrecht, in Einem hatte ich sicher recht, in Einem wanke und weiche ich nicht: dass die Rücksicht für Deine Gesundheit jetzt die höchste für Dich sein, Deine eigene Erhaltung, Deine höchste Pflicht sein muss. Aber wie ich es sagte, ist nur zu entschuldigen durch den Sturm, der in mir tobte; dass ich Dir jetzt, wo Du leidend und traurig bist, harte Worte zu sagen fähig war, Dir schwarze Bilder malte und Schrecken vor der Zukunft einflößte, das vergib mir, da ich es mir selbst kaum vergeben kann. Wenn Du mir Gleiches mit Gleichem vergelten wolltest, wenn Du mir jeden Vorwurf, den ich verdiene, machen wolltest, was könntest Du mir alles sagen! Du sprächest zu mir: „Mich tadelst Du so streng? Ist's meine Schuld, dass Du mir noch kein anderes Los bereitet hast? Ist's meine Schuld, wenn Du in feiger Entmuthigung, ewiger Sehnsuchtsqual und unfruchtbarer Träumerei Deine Jahre versäumt hast, statt zu handeln, zu streben? Ist's meine Schuld, wenn Du selbst jetzt noch zur Thatkraft Dich erst mühsam emporraffen musst? Kann ich für die Zartheit und Schonungsbedürftigkeit Deines Wesens? Mir wirfst Du so bitter den Fehler der Raschheit, der Übereilung vor, Du hast den schlimmeren der Verzagtheit, der Unentschlossenheit. Ich habe Dich geliebt trotz Deiner Armut, trotz Deiner Zagheit, trotz Deiner Melancholie Dich heiß geliebt — und so vergiltst Du mir! Warum verdenkst Du mir die Lust am Theaterleben, wenn Du es mir doch nicht ersparen kannst?" — Du siehst wohl, dass ich nicht zu jenen gehöre, die wohl den Splitter im fremden Auge, nicht aber den Balken im eigenen sehen. Du siehst, dass ich Dir selbst unaufgefordert Genugthuung gebe. Du aber, ich bin's gewiss, Du wirst mir oft und viel zuliebe thun. So hoffe ich, ich gestehe es Dir, Dich oft zu lenken die Bahnen des Glücks; denn einer Lenkung, glaube ich, bedarfst Du doch. Sieh' jeder Mensch,

der beste selbst kann sich bisweilen ohne Schmach lenken lassen, wenn sich die rechte Hand nur findet, die würdig und dazu bestimmt ist. Glaub mir, wie sehr der Schein dagegen sprechen mag, in meiner Brust ist kaum etwas mächtiger als der Unabhängigkeitssinn — die Liebe zur Freiheit; es ist ein großer Triumph für Dich, dass meine Liebe zu Dir ebenso mächtig ist, aber mächtiger ist auch sie nicht. Dennoch würde ich mich ohne Bedenken einem in jeder Beziehung größeren, edleren Manne in vielen Dingen unterordnen; denn selbstbewusste Hingebung ist kein Verzicht auf die persönliche Freiheit, Aufopferung ist oft der Freiheitsliebe herrlichster Triumph. Auch Milde kann Stärke des Charakters sein, wenn sie die niedrigeren Leidenschaften, die Wallung des Zorns, der Eifersucht, die Verletzung des Stolzes, der Eitelkeit, Selbstsucht und Herrschbegierde im Dienste der ewigen Liebe bezwingt. Ich weiß es wohl, dass Ergebung und Sanftmuth zum strafbaren Frevel werden können, wenn sich das edlere Princip dem gemeinen beugt, dass Kampf meist besser ist als Märtyrerthum. Das gilt aber mehr von den allgemeinen Verhältnissen als von den Privatbeziehungen, obwohl es auch auf diese nicht selten Anwendung findet. Wäre ich von Haus aus kräftiger organisiert — nicht nur moralisch, denn wie gesagt, moralische Kraft liegt auch in der Milde, sondern vorzüglich physisch, fühlte ich in mir den mächtigen Trotz, die unbeugsame Härte, besäß' ich die eiserne Stirne, dann wüsste ich wohl, wohin ich mich zu stellen hätte, dann wäre es gewiss eine andere Größe, vielleicht eine ersprießlichere, nach welcher ich zu ringen hätte. Dann wäre mein Platz auf dem Schlachtfelde, wo für die Freiheit gekämpft wird gegen Tyrannei auf der Rednerbühne, mit einer Stimme wie Donner Wahrheit zu lehren, Tugend und Unschuld zu vertheidigen, Zorn gegen Frevel zu wecken und der Unterdrückten Rechte zu wahren. So aber, wie ich nun einmal angelegt bin, muss ein bescheidenerer Ruhm mir genügen. Für mich gibt es nur Einen Weg zur Größe wie zum Glücke. In stillem Frieden, in freundlicher Häuslichkeit, an der Seite eines Wesens, das mich versteht und liebt, mich gleichsam statt der ganzen Menschheit belohnt, muss ich für diese gleichsam am Schreibpult wirken, indem ich die weltbewegenden Ideen in dichterische und philosophische Werke fasse. Aber Dich brauche ich sicher dazu. Hättest Du an einem der vergangenen Tage in meine Brust schauen können, was da vorgieng, Du würdest, müsstest mich trotz meiner Fehler wahrhaft verehren, so verehren, wie ich verehrt sein möchte von Einem, von dem mir liebsten Wesen.

Dein Franz.

Brief Nr. 12 nach Siebenbürgen.

Wien, den 21. April 1863.

Theure, vielgeliebte Freundin!

Die Wogen meiner Aufregung haben sich endlich besänftigt, nachdem es gestern abends noch einmal zu guterletzt tüchtig gestürmt und geblitzt hat. Ich sehe, dass ich wieder in einen falschen Zirkel hineingerathen bin. Erst mache ich Dir heftige Vorwürfe, dann zürne ich mir selbst, dass ich's gethan, dann finde ich wieder, dass ich mich selbst zu hart tadle, was abermals wie ein Vorwurf gegen Dich aussieht, worüber ich mich wieder gräme, und so gienge es fort ohne Ende, wenn ich nicht abschließe mit einem kräftigen Entschlusse. Im Grunde steht die Sache einfach so: ist meine Angst übertrieben, so hast Du recht, ist sie völlig begründet, so habe ich Recht. Diese unselige Trennung! Die ist an allem schuld! Wäre ich bei Dir, ich wäre sicher viel ruhiger, selbst wenn Du sehr leidend bist. Auch andere „Scrupel“ und „Grillen“, wenn Du sie so nennen willst, fänden ihre Erledigung schnell in einem Blicke, in einem Worte. Der todte, geschriebene Buchstabe macht oft bei der besten Absicht einen ganz anderen Eindruck, als seine Bestimmung ist. So mag es mir bisweilen mit Deinen Briefen gegangen sein; je öfter ich sie bei kaltem Blute

durchlese, desto mehr fliehen die Wolken vom Horizonte unserer Liebe. Sieh, es ist eigentlich manchmal ein Unglück, wenn man ein Wesen zu leidenschaftlich liebt, ich erfahre dies an mir selbst. Wenn der Vulcan in unserer eigenen Brust zu heftig tobt, zu glühende Lava wälzt, dann erscheint uns leicht alles zu kalt, was erwidert wird, die Liebe zu klein, die wir finden. Auch das wird durch die Trennung nur auf solche Höhe der Überreiztheit getrieben, in Deiner Nähe ist auch meine Liebe eine stillere, ruhigere, ohne deshalb minder wahr, minder groß zu sein. Alles wird sich in unserer Vereinigung harmonisch und glücklich lösen, wenn uns das Schicksal nur nicht völlig feind ist. Gott sei mit Dir! Ich grüße und küsse Dich tausendmal, Du mein höchstes Gut auf Erden! Dein Franz.

Brief Nr. 13 nach Siebenbürgen.

Wien, den 24. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Das Gute hat der Sturm, der jetzt vorübergegangen ist, doch gehabt, dass ich Deinen Wert mehr und mehr erkenne. Von nun an sollst Du mich heiter und entschlossen finden. Zwar sagt ein lateinisches Sprichwort (Du wirst schon noch lateinisch lernen, wenn Du lange mit mir correspondierst —) also besagtes Sprichwort heißt: Naturam expellas furca, tamen usque redibit, zu deutsch beiläufig: „Man mag einem Menschen seine Natur mit der Heugabel austreiben, sie kommt doch wieder." Ich hoffe auch diesem Sprichwort Trotz zu bieten. Ja, ja, ich muss mich würdig machen, an der Seite eines so muthigen Wesens wie Du bist, durchs Leben zu gehen. Du siehst, ich fange selbst zu merken an, dass Deine Energie doch keine so unechte excentrische ist, sondern gar viel Ähnlichkeit mit der wahren hat. O es thut wohl, unendlich wohl, die Dinge von der lichteren Seite zu nehmen und ich will mich fleißig üben in dieser Kunst. Warum nur immer das, was trübe ist, in unserer Lage sehen, nicht lieber das Schöne, Erhebende, Vielverheißende? Ist es nicht an und für sich ein ungeheures Glück, dass wir uns fanden und liebten? Gesegnet tausendmal sei die Stunde, in welcher ich Dich zum erstenmale sah! gesegnet jede andere, die unsern Herzensbund reifte, befestigte! Wenn es auch böse Zeiten gab, freuen wir uns auch darüber, denn so erprobten wir unsere Treue und lernten besser kennen, wie innig und fest wir an einander hängen, als es möglich gewesen wäre, wenn wir nur Lichtmomente gehabt hätten. Ein neues Leben will ich nun beginnen mit Hoffnung und Muth. Nichts will ich aus der Vergangenheit herübernehmen, als die Güte meines Herzens und den Adel meiner Gesinnungen und die dankbare Neigung für jene Menschen, die ich bewährt gefunden habe. Und jetzt frisch an die Arbeit. Sie stockte auch ein wenig, nun aber wird es wieder prächtig gehen. Der dritte Act der Zauberin ist fast fertig, der vierte und letzte, von welchem schon Fragmente vorhanden sind, ist der leichteste von allen; so wird das Stück, wenn auch nicht, wie ich gehofft, im April, so doch im Mai fertig. Wenn ich dann meinen Bescheid von der Direction erhalten habe, schlage ich mir nur noch schnell den Plan zu einer Sommerarbeit zu Faden, dann zu Dir ohne Säumen. Es grüßt und küsst Dich innig Dein getreuer Franz.

Nr. 14.

Dienstag, den 28. April 1863.

Liebste, theuerste Marguerite!

Diesmal bekommst Du von mir nur ein ganz kurzes Briefchen; heute bin ich nämlich sehr in Anspruch genommen. Mit der Arbeit geht es jetzt wirklich prächtig, ich war den ganzen Vormittag damit beschäftigt. Ohne dass irgend etwas Merk-

würdiges vorgefallen ist, hätte ich Dir natürlich doch vieles zu sagen, denn was fällt einem nicht alles ein, wenn man verliebt ist? Aber ich will mich heute in nichts einlassen, was bloß angeklungen leicht nicht den rechten Ton geben könnte. Nun lebe wohl und denke, wie gesagt, dass dieser Brief nichts weiter ist, als ein Lebenszeichen, eine flüchtige Mahnung an mich, ein fliegender Gruß an Dich und das Siegel darauf, ein heißer Kuss auf die schönen Lippen.

Dein getreuer Franz.

Nr. 15.

Mittwoch, den 29. April 1863.

Theure, vielgeliebte Freundin!

Ich weiß nicht, was ich Dir jetzt schreiben werde; in meinem Kopfe ist heute ein wahres Chaos von frohen und trüben Gedanken. Die letzteren sollten zwar verbannt sein; aber das verwünschte lateinische Sprichwort von des Menschen Natur behält doch wenigstens auf Momente recht, weil ihm die Sehnsucht, die immer schweigende Sehnsucht nach Dir zu Hilfe kommt. Ruhig bin ich zwar, auch fast heiter, aber froh kann ich doch nicht ohne Dich sein. Nicht dass die Stimmung, die meine letzten Briefe durchweht, forciert war. Jetzt aber hat Dein süßes Wort: „Komm bald, recht bald zu Deiner Marguerite!" ein lebendiges Echo in meiner Brust geweckt, gern möcht' es rufen: „Ich komme, komme schon!" aber ich muss es betäuben, denn früher will ich nicht kommen, als ich versprach, will ausharren, wenn ich's vermag — und ich werde es wohl vermögen — zu dulden und zu harren bin ich ja so gewohnt; sonst musste ich es ohne jede Hoffnung. — Freilich ist's eine Wahrheit, dass sich der Mensch in das, was er muss, weit besser findet, als in das, was er ändern könnte; möglich wäre es sogar, dass ich nicht nur dem inneren Drange folgen, nein, auch viel weiser handeln würde, wenn ich die Lage änderte, in welcher ich mich jetzt befinde, da sie ja doch der alten, düsteren, schädlichen, wie sehr auch die Hoffnung sie mildere, factisch in vielen Stücken so ähnlich ist. Aber kurze Zeit muss ich sie doch noch ertragen, weil Gründe ernster Art mein Verweilen noch fordern, nämlich die laufende Arbeit und ihre Verwerthung. Im Mai reich' ich die „Zauberin" wohl jedenfalls ein, aber ich muss darauf gefasst sein, dass die Frist bis zu Laubes Bescheid, Änderungsvorschläge 2c. den ganzen Juni noch in Anspruch nehmen. Länger kann es nicht währen, weil er dann selbst Wien verlässt. Noch also muss ich stark sein, stark im Ertragen, Dir fern zu sein. Aber Glück auf! der dritte Theil der bitteren Trennungsfrist ist schon vorüber. Tausend Küsse von Deinem Franz.

Nr. 16.

Samstag, den 2. Mai 1863.

Liebe, gute Marguerite!

Gestern abends war ich in einer jener Stimmungen, die Du an mir schon kennen gelernt hast; ich war so tief bewegt, ich möchte sagen von heiliger Sehnsucht ergriffen, so selig zugleich und so unendlich bang. Ich hätte zu Deinen Füßen liegen mögen und langsam, langsam sterben vor Deinen Augen. Ach, wenn man da wirklich niedersinken kann vor dem geliebten Wesen und das vom Rausche enthusiastischer Ideen betäubte, schwere Haupt ausruhen lassen kann am Herzen, das freundlich entgegenschlägt, da ist es wie ein süßer, süßer Tod. Aber wenn man allein ist, fern und getrennt, dann überwiegt doch das Quälende, Beängstigende in solchen Empfindungen. Ich glaube, dass diese Stimmung hervorgebracht wurde durch die abermalige Durchsicht Deines letzten Briefes. Ich hatte Dich also doch gekränkt, Du konntest mir doch einen Augenblick zürnen! Ich wollte Dir wieder schreiben, aber ich fand keine Worte, ich fühlte mich bewegt und fürchtete, Dich abermals zu kränken. Darf ich denn nicht auch traurige Gedanken und Gefühle Dir mittheilen, darf ich

denn nicht mein ganzes Herz, ob es nun Freude, ob Leid es erfülle, ausgießen in das Deine? Es thut mir so wohl, Dir keine seiner Regungen zu verbergen, auch solche nicht, die Dich verletzen könnten. Absichtlich verletze ich Dich ja niemals, will niemals Dir weh' thun. Du weißt es ja, wie groß ich von Dir denke, aber eben deswegen, weil Du mir eine so herrliche Erscheinung bist, sage ich es Dir, wenn ich auch nur den Schatten eines Wölkchens darüber hinschweben sehe. Du musst mir das Recht schon einräumen, der treue Wächter Deiner selbst zu sein. Eines weiß ich, dass ich niemals nach Vorurtheilen selbst urtheile, sondern immer den Maßstab des rein menschlichen Ideals anlege. Und bin doch selbst so unvollkommen, so unvollkommen! strebe selbst so vergebens nach jenem Ideale, das ich in mir selbst zu verwirklichen dachte. Fürchte übrigens nichts von meiner Manie, veredeln zu wollen, was mit mir in Berührung kommt. Sie hat ohnehin stark abgenommen und ist nur mehr der schwache Überrest von meinem Weltreformationsgedanken, der aber doch in all seinen Grundzügen richtig war, wie es auch wirklich und gewiss die Bestimmung der Menschen ist, sich in jedem Verhältnisse zu einander gegenseitig zu erheben und zu veredeln. Ja, ja, Du hast Dir einen rechten Prediger erwählt, musst schon Geduld mit ihm haben; wenigstens wird er nie seinen Text auf die heilige Bibel, die Traditionen der Kirche, noch auf die Satzungen und künstlichen Sitten der Gesellschaft basieren, sondern immer nur auf die erhabene Natur und die Stimme des Herzens. Aber ich schweife ab und lasse Dich am Ende wieder in leichter Erregung über die vielen „Schatten und Wölkchen", die über Deine Erscheinung schweben sollen. Freilich bemerke ich sie, liebes, liebes Herz! Du bist kein gewöhnliches Wesen, deshalb geniert mich so leicht was an Dir. Solchen Tadel kannst Du übrigens als Lob gelten lassen und Dich desselben umso mehr freuen, als Du Dich überzeugen kannst, dass ich kein Schmeichler bin, selbst nicht in der Liebe. Da ich fühle, wie mein eigenes Wesen oft von vielen schwereren Wolken überschattet wird, sehe ich es sogar als ein unverdientes Glück an, dass Du so innig, so treu an mir hängst. Herz meines Herzens! Denn das bist Du mir, bist der innerste Pulsschlag meines Lebens! Lächle mir freundlich zu! Heute ist der Alp weg von meiner Brust, ich fühle mich leicht und freier. Auch habe ich niemals, niemals an Dir gezweifelt; ich zweifle nur noch ein wenig an meinem Schicksale. Es ist immer die Geschichte von dem letzten grünen Blatt am Lebensbaume. Aber auch das wird vorübergehen, sobald ich wieder bei Dir bin. Zum Schluss noch die gute Nachricht, dass ich jetzt bis über die Ohren in meiner Arbeit stecke. Lebe wohl, meine liebe, theure Marguerite!

Dein Franz.

Nr. 17. Wien, den 3. Mai 1863.

Theure Marguerite!

Ich wollte den heutigen Tag vorübergehen lassen, ohne Dir zu schreiben, und doch sitze ich schon wieder am Schreibtisch, die Feder in der Hand, und theile Dir meine Gedanken mit. Sie von Dir abziehen wollen? Vergebliches Bemühen! Sie sind immer und immer bei Dir, ja selbst während der Arbeit. Es ist Aprilwetter bei mir, bald Sonnenschein, bald Wolken und Sturm. Das kommt daher, weil meine Sonne mir zu entfernt ist, mein Frühling ist erst da, wenn ich wieder bei Dir bin. Dann sollen schöne, schöne Tage kommen. Lass' es bis dahin immerhin ein wenig Schauer und manchen nassen Niederschlag geben, das Stück blauen Himmels, das Deine Liebe mir schon gegeben hat, wird sich doch immer vergrößern, bis es der ganze Himmel ist. Glaube nicht etwa, dass Deine Liebe so wenig mildernde und erheiternde Wirkung auf mich ausübt; dann ahntest Du eben nicht, wie arg die Zerrüttung meines Gemüthes war, als Du erschienst. Ich bin wie ein Kranker,

dessen Heilung, die Du mit zärtlicher Hand schon begonnen hast, zwar langsam fortschreitet, aber doch fortschreitet. Halte Dir gegenwärtig, dass mein „Edgar" nur einen Theil des Leidens zur Anschauung bringt, dem mein ganzes bisheriges Leben zum Opfer fiel. Ich habe nicht nur unendliche Sehnsucht getragen und den Schmerz gefühlt, nie geliebt zu werden, nicht nur mein Herz musste bluten, weil es kein Herz fand, nicht nur meine Sinne empörten sich, weil ich sie bändigen musste, ich hab' auch um größere Dinge gelitten — um das Elend der Menschheit, die Vernichtung der Freiheit, um die Zertretung von ganzen Nationen, um den moralischen Tod meiner eigenen, um die Verachtung des Heiligsten, um die Herrschaft des Vorurtheils und der Thorheit, um die Verfolgung der Edelsten meiner Zeit. Schaffotte, auf denen die Besten der Sterblichen bluteten — das waren die Eindrücke meiner Jugend, für die mich keine Freude entschädigte. Noch mehr, ich musste auch die größten eigenen Gedanken in mir ersticken (ich meine hier nicht die reformatorischen, die waren insoferne Irrthümer, als ich moralisch und physisch nicht der rechte Mann für sie war), nein, auch als Dichter musste ich gewaltsam selbst mein ganzes Wesen herunterdrücken. Das alles zu tragen in ununterbrochener Eintönigkeit bei früher Entwicklung, durch volle fünfzehn Jahre, und doch nicht ganz untergehen, doch noch die Kraft und Möglichkeit der neuen Erhebung, ja selbst des Glückes zu bewahren — das musst Du anerkennen, wenn Du mich auch manchmal wanken siehst. Spuren müssen wohl bleiben von solcher Jugend!

Aber jene Kraft zu Ruhe und Glück habe ich doch bewahrt, ich fühle es und will versuchen, es auch zu beweisen. Aber ein Wesen muss sich mir völlig weihen, mich begreifen und mir anschmiegen ganz und gar; denn eine Grenze hat jede Kraft, meine Grenze ist die, dass ich nicht mehr allein meine Bahn gehen kann und auch nicht mehr, ohne sie mir selbst zu bestimmen mit schöpferischem Willen; ich werde die äußeren, mir feindlich entgegenstehenden Elemente nur dann überwinden, wenn was in meiner Nähe weilt und was ich liebe, sich mir unbedingt fügt, ohne dass ich deshalb ein Tyrann zu sein brauche; aus Liebe muss sich mir das Wesen, das sich mir weiht, unterordnen. Ich muss von nun an Herr meines Schicksals sein.

Die Passivität hat mich beinahe an den Rand des Abgrundes gebracht, die Activität muss und wird mich retten. Sieh', das ist nun mein und Dein Verhängnis, fügen wir uns ihm nicht beide, so sind wir beide verloren; benützen wir es weise, so winkt uns das schönste Glück. Ich spreche das alles ruhig, heiter, ja fröhlich aus, ich bin mir in diesem Augenblicke völlig bewusst und klar, es ist, als ob ein helles Licht mich umstrahlte, ich fühle mein eigenstes Selbst, wie lange nicht mehr, mit unendlicher Liebe für Dich ist mein Herz erfüllt, aber auch mit unendlichem Vertrauen auf Dich. Doch fürchte ich auch nicht das Verderben, das uns ereilen würde, wenn ich — wenn Du Dich gegen jenes Verhängnis sträubtest, ich gehe auch lächelnd in den Tod an Deiner Hand; aber alles, alles sagt mir, dass uns ein neues Leben beginnt, und dieser heilige Enthusiasmus, der mich jetzt durchströmt, sagt mir deutlich, dass meine Geschicke noch nicht erfüllt sind. Ich fühle mich gleichsam wiedergeboren, jetzt erst völlig. Das ist Dein Werk, die Wirkung Deiner Liebe! Ich bin so voll Zuversicht, mein Geist regt sich mächtiger als je und ich glaube, dass er noch lange nicht erlöschen kann, nicht eh' er alles geleistet, was er soll, und dass er noch viel und Großes leisten soll; ich glaube, dass Du mir wie von der ewigen Vorsicht gespendet wardst, mich aus dem Labyrinthe zu führen, in das ich gerathen war. Ich trete schon hinaus, ich bin im Freien. Aber Du, holde Ariadne, ich lasse Dich nicht und verlasse Dich nicht, wie Theseus die seine auf Naxos, ich hebe Dich mit mir auf meinen Dichterthron, meine Königin, meine Muse! Dein Franz.

(Schluss folgt.)

Eine Glocknerwanderung.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

I.

Ein Alpenmensch im Zeitalter der Touristik muss doch auch den Großglockner in sich haben. Der weiße Riese ist zwar etwas schwer hereinzukriegen und unterzubringen, um so fester bleibt er dann im Menschengehirne eingeprägt — der Große als unveräußerliches Eigenthum des Kleinen.

Weitere Bergpartien beginnt man bei schlechtem Wetter, damit man bei gutem ans Ziel kommt. Als ich in Begleitung meines jüngeren Sohnes abreiste, war das Wetter schwül, dunstig; über der Veitsch sanken Gewitterwolken nieder. In Leoben begann es bereits zu tröpfeln; bei Friesach kam die Metnitz schon als wilde Gieß daher und überschwemmte die Wiesen. Bei Villach war es wieder so licht, dass der Mittagskogel und der Mangart klar in den weißen Himmel aufragten. Auf dem Dobratsch lag ein plumper Wolkenbalken, der sich sachte an den Schründen nieder auszufransen begann. Bei Spital peitschte ein heftiger Regen die Waggonfenster, aber nur auf der einen Seite. Über dem Möllthale braute bleigrau, trostlos unendlicher Regen, hier vorne aber guckte durch Wolkenlöcher ein winziges Goldscheibchen hernieder, lichtes Gewölk aus höheren Regionen, wo die Sonne schien. Bei Sachsenburg regenloser Nebel und lebhafter Luftzug. Bei Greifenburg hatten sich die bereits abendlichen Wolken gehoben über die höchsten Bergspitzen und zeigten eine so lichtrothe Färbung, dass die spiegelnde Drau wie flüssiges Gold war. — Man denke sich, wie durch solche Erscheinungen die zwei Glocknertouristen hin- und hergeworfen wurden zwischen Hoffen und Zagen. Das letztere gewann in Dölsach Oberhand, denn dort gieng der „schlechte Wind" aus Süden. Trotzdem ließen wir uns in dem Gasthause zum Eder bei prächtigem Braten und köstlichem Tirolerwein recht wohlgeschehen. In Dölsach spricht der Fremde natürlich nur von Franz Defregger, der dort geboren ist, hoch oben am Berghang im Ederhofe, als Bauernsohn. Der berühmte Künstler kommt jedes Jahr einmal in sein Heimatsdorf, das er sehr liebt, für das er viel Gutes thut, und wo er angebetet wird. Vor Jahren hatte er sich auf der Alm seines

Vaterhauses, dem Ederplan, ein Sommerhaus gebaut, wo er mit seinen ältesten Söhnen jährlich einige Wochen zubrachte und von einem Bauernburschen sich stets die Lieblingsgerichte seiner Jugend kochen ließ. War er doch schon zwanzig und etliche Jahre alt gewesen, als er den Pflug mit dem Pinsel vertauscht hatte. Aber man ließ dem Meister keine Ruh' und Rast auf dem Ederplan; die Besuche der Einheimischen wären ihm schon recht gewesen, mit den Bauern, Hirten und Holzern unterhielt er sich prächtig, aus ihnen zog er Kraft und Stoff für seine genialen Volksgestalten. Aber die Fremden, die Fremden! Besonders Damen von weit her. Als sie vernahmen, der Maler Defregger wäre da oben auf der Alm zu sehen, stiegen sie hinauf, umlauerten, umschwärmten das Haus, sprachen zu und überhäuften ihn so lange mit Lob und Complimenten, bis sie ihn glücklich hinauscomplimentiert hatten. Er schenkte das Haus dem österreichischen Touristen-Club, der es als Touristenheim verwenden konnte, und suchte eine andere, entlegene Stätte im schönen Land Tirol, wo er unbelästigt seine Sommer verleben kann. Wo es ist, das sage ich nicht! —

Wisset ihr wie das ist, wenn man nicht schlafen kann, weil man nicht Zeit hat dazu, weil man daliegen und warten muss auf das Einschlafen? Es ist sehr närrisch, und es ist doch richtig. Man sehnt sich nach Schlaf, um morgen frisch zu sein, man arbeitet mit allen Mitteln, um einzuschlafen, und erlebt trotzdem offenen Auges das erste Tagen. Ich gieng ans Fenster. Zeit genug, um zu schlafen den ganzen Tag, denn der Himmel ist verschmiert, an den Bergen hängen schmutzige Nebel, es regnet. Ergeben kroch ich ins Bett zurück und werde nun ein wenig geschlummert haben. Etwa nach einer Stunde schlug mir greller Schein ins Auge, hoch an den gegenüberstehenden Felsbergen leuchtete Sonnenschein.

„Hans! Hans! Auf! Schön Wetter!“

Eine Viertelstunde später waren wir reisefertig. Während der Ederwirt Ross und Wagen bereit stellte, giengen wir hinauf zur Kirche. Vor uns die Steintreppe hinan stiegen Männer in kurzen Lederhosen und Weiber in altweltischen Spitzhüten; von der Kirche herab tönte sanfter Orgelklang; die hohen Berge, die Unholden geheißen, standen voller Alpenleuchten in den blauen Himmel hinein — es war ein Sonntagsmorgen, wie man ihn stimmungsvoller nicht denken kann. In der neu und geschmackvoll eingerichteten Kirche das interessanteste Stück ist der linke Seitenaltar mit dem Bilde „die heilige Familie“. Ich glaube, dass dieses Bild den Dölsachern besonders gnadenreich sein wird. Denn einer der Ihrigen, ein gläubiger, treuer Alpensohn, hat es geschaffen — Franz Defregger.

Nach der Kirche einen guten Kaffee, und dann in der Morgenfrische auf dem Wagen davon. Die Straße steigt in Windungen den Berg

hinan; immer hat man die lichten Dolomitwände der Unholden gegenüber und unter sich das grüne Thal, das gegen Kärnten hin in eine Schlucht ausmündet, und dort oben bei dem freundlich hingelagerten Lienz sich zweigt in das Iselthal und in das Pusterthal. Zwischen diesen Thälern liegt ein grüner, vielkuppiger Alpenzug mit der Weißen Spitze, die 2960 Meter hoch in die Lüfte steigt.

Wir kamen zu unserem Bergpass, die Wacht, wo ein Wirtshaus steht. Hier haben Tiroler Bauern einst das Vaterland vertheidigt gegen die anstürmenden Franzosen. Und hier haben sie später mit Fünfziggulden-scheinen ihre Tabakspfeifen angezündet. Darob von der Polizei zur Verantwortung gezogen, haben sie einbekennen müssen, dass die verbrannten Geldscheine nicht echt, sondern falsche gewesen waren. Wer sie gemacht, haben sie allerdings nicht gesagt, da trat der Eder Franzl vor und stellte sich als den Schuldigen. Er habe es „nur wissen wollen, ob die Saggra nachzumachen wären“, und dass man sie nachher als Fidibus benutzt, sei wohl ein Beweis, dass keine schlimmen Absichten obwaltet hätten. Außer einigen Laufereien zu den Behörden nach Lienz hatte das weiter keine Folgen. Wie traurig, wenn Defregger anstatt Bildermaler ein Banknotenmacher geworden wäre!

Hinter dem Wirtshause auf der Wacht, auf dem höchsten Punkt der Straße, steht ein alter, absonderlich geformter Lärchbaum, der sein Geäst weit über die Straße hereinbreitet, und auf diesem Geäste junge Lärchenstämme trägt, gleichsam als halte er seine ganze Familie auf den Armen. Diesen Baum hat Defregger gekauft, er darf nicht geschlagen werden. Sollte der kleine Franzl von dieser Lärche nicht einst die Rinden genommen haben, aus denen er so gerne Hirschen und Gemsen geschnitzt hat?

Nun hinab ins Möllthal, dessen unterer Theil sich östlich zwischen hohen Bergen viele Stunden lang hinauszieht bis zur Drau, während der obere Theil gegen Norden geht, im Hintergrunde schon einen Gletscher zeigend — den auf dem Sonnblick, wo in der meteorologischen Anstalt „das Wetter gebraut wird“, wie ein Tiroler Bäuerlein versicherte. Aus den paar lichten sonnberandeten Wölklein, die zur Stunde darüber schwebten, schlossen wir auf ein gutes Gebräu. Wo das Möllthal sein Knie macht, dort kamen wir zu Thal, dort liegt Winklern, das sich hübsch für Sommerfrischler geschmückt hat. Unser Wagen rollte rasch weiter zur gletscheriggrauen, tobenden Möll hinab, und dann derselben stundenlang entgegen. Diese Möll! Von hunderten von Sturzbächen und Wasserfällen gespeist, wallt sie wie ein wildlebendiges Gebirge heran, mit raschen schweren Wogen, die Steinkolosse ihres Bettes überflutend. Bald hinter Winklern links von der hohen Bohn herab ein großer Wasserfall. Wir bestaunten ihn, doch unser Fuhrmann meinte, wir möchten unsere Bewunderung für Wasserfälle aufsparen.

Zu Mörtschach, einem Hirtendörfchen an der Ausmündung des schluchtartigen Aftenthales, traten wir ins Wirtshaus ein. Alles öde und leer. Nach einer Weile fand sich ein hausknechtartiger Mensch, der uns mittheilte, dass alles in der Kirche oben sei, auch die Wirtin, dass er aber nach den Keller- und Vorrathskammerschlüsseln suchen werde, um uns einen Imbiss zu verschaffen. Sofort trat er auch seine Forschungsreise an durch das weitläufige Haus und war sehr von Glück begünstigt. Er brachte Milch, Butter, Käse, Wein, Brot, Salami, Speck, Eier und lud uns ein, nach Belieben auszuwählen. Auch gutes Bier habe er im Fass, sollten wir aber Gegner des Bauchgrimmens sein, so rathe er uns davon ab, denn es laufe schon seit länger denn eine Woche vom Zapfen und seien bereits ein paar Holzknechte davon wimmernd geworden; er glaube nicht, dass Touristenmägen abgehärteter wären. Wir stimmten sehr bei, verzichteten auf sein gutes Bier und atzten uns an Rothwein und Brot. Nachher stellte es sich heraus, dass wir es mit dem Herrn Wirt selbst zu thun hatten; der Mann war nachgerade gehobener Stimmung über das Gelingen der Gasterei ohne Hausfrau mit den Schlüsseln. Ich laufe übrigens Gefahr zu vermuthen, dass er die Sachen vom Nachbarswirtshaus her geholt hat.

Weiter hin bei Döllach und Putschall wird das Thal immer enger, das Gebirge immer höher, das aus allen Schluchten hervorbrechende Gewässer immer rasender. Kein Wunder, dass die Drau bei Marburg unten so groß und müde dahin liegt — es ist das Grab der wilden, zerschmetterten Wasserfälle. Aber nicht ans Unterland wollen wir jetzt denken, inmitten des hohen Birgs. Rechts und links leuchten Schneefelder nieder — das Gradenkees, das Klammerkees wird sichtbar und das Eis des Alteck und des hohen Sonnblicks. Von der Langtolspitze herab ist der schneeweiße Faden eines Baches, der sich dann aus einer Klamme in riesigem Wasserfall entladet. Wie er so aus dem Gestein in gewaltigem Bogen, unter welchem ganze Häuser stehen könnten und trocken bleiben würden, hervorbricht, da ist er zu sehen wie ein ins Ungeheuerliche vergrößerter Bergquell, durch eine Rinne in die Lüfte geleitet. Der Jungfrauenfall. Eine jungfräuliche Almerin soll sich einst da oben, vor einem begehrlichen Jäger flüchtend, über den Wasserfall herabgestürzt haben und unversehrt geblieben sein. Trotzdem scheint es seither keine mehr nachgemacht zu haben, denn die Almerinnen sind noch oben und die Jäger auch, und am Riesenbrunnen wäscht sich keine.

Nach fünfstündiger Fahrt waren wir endlich dort, wo die neue Straße in guter Art hügelan steigt. Dann stand es da vor uns, das weltbekannte Bild: Rechts an der Lehne das Dörfchen im Tirolerstil, das hohe Kirchlein mit dem spitzen Thurm, und im Hintergrunde zwischen dunklen hohen Bergen alles überragend die scharfe lanzenartige Gletscher-

spitze. Heiligenblut mit dem Großglockner. — Dem Recken ist kaum beizukommen, sei es im Süden oder im Norden oder im Osten, stets sieht man den Glocknerzug, aber die höchste Spitze „ist allemal noch weiter hinten". Nun hatte ich sie, nun entrann sie mir nicht, und die leichten Wölklein, die sie umgaukelten, verflüchtigten sich bald im Himmelsäther. Aber eins hat mich höchlich überrascht: da Heiligenblut doch im Süden der Hohentauernkette liegt, so denkt man, von hier aus den südlichen Abhang des Glockners zu sehen. Und nun hat man den nördlichen vor sich! Denn der Großglockner steht nicht eigentlich in der Reihe der Tauernkette, sondern südlich derselben, von ihr getrennt durch die Möllschluchten, an denen wir hinaufkommen, und das Gletscherthal der Pasterze. Es geziemt sich auch, dass der General nicht in Reih und Glied steht, sondern der Mannschaft gegenüber. — Heiligenblut selbst liegt gar tief herunten, nur 1280 Meter hoch, liegt auf grüner Alm viel sonniger da, als es die Bilder zeigen. An den Lehnen und Höhen, auf blühenden Matten malerische Bauernhäuser und Halterhütten. Wo von den Bergen Sturzbäche niederfahren, den Hang hinan ganze Reihen von Wassermühlen. Im Orte selbst Touristenhäuser und ein paar Sommerfrischvillen anmuthig aus Holz gebaut. Wir verabschiedeten uns hier von Herrn Eder aus Döllsach und seinen braven Rösslein, in der Zuversicht, nicht das letztemal mit ihnen gefahren zu sein. Im Rubertihaus kehrten wir ein, das feinste und vornehmste Touristenheim, das ich je gesehen. Die Innenräume mit Zirmholz und kostbarem Gemöbel prächtig ausgestattet, mit Büchern, Bergkarten, Zeitungen versehen, mit aufmerksamer Bedienung munterer Kellnerinnen versorgt. Vorderhand interessierten wir uns am meisten für das Mittagsmahl, und das war — ganz abgesehen von gutem Touristenappetit — so, dass es bei Sacher in Wien nicht besser hätte sein können. Als es zum Zahlen kam, bangte ich ein wenig um die Gemüthlichkeit, der Preis aber war ein äußerst mäßiger, und ein Zimmer zum Ausruhen bekamen wir als Draufgabe. Von meinem Ruhebette aus sah ich gerade vor dem Fenster ein schönes Wasser niedergischten, so dass die Hochgebirgsstimmung auch im feinen Obdache vollkommen blieb.

Südlich von Heiligenblut erhebt sich grausig steil der 2490 Meter hohe Kreuzkofel. Am nächsten Tage sollten wir nicht mehr zu demselben hinauf, sondern hinab blicken!

Über die Kirche zu Heiligenblut wäre ein Buch zu schreiben. Das soll ein anderer besorgen. Ich registriere nur ein paar Gebirgsweiblein, die zu jener Mittagsstunde vor dem uralten Hochaltare gemeinsam ein lautes Gebet sprachen, um einen gedeihsamen Viehstand und um Genesung der Schweine von der Seuche. Ihr lacht? Ist das nicht dieselbe Gefahr um ihr ganzes Eigenthum, als wenn bei einer Feuersbrunst die lodernden Schindeln

über euer noch unversehrtes Haus fliegen? So rührend andächtig haben die alten Mütterlein gebetet, dass auch ich mich einen Augenblick darein mischte mit einer Gedankenbitte: Herrgott, erhöre sie! — Ob der Herrgott mir nicht den Gedankenbescheid gab: Bete du für dich selber, Stadtchrist, diese Frauen will ich schon trösten. — Vor der Kirche auf dem Friedhofe ruht manches Opfer des Hochgebirges, besonders fällt das Grabmal jenes Grafen Pallavicini auf, der vor eilf Jahren hoch an der Glocknerwand verunglückt ist. Auf sein Grab nieder leuchtet der Gletscherschild des Unbändigen.

Um halb vier Uhr machten wir uns auf nach dem Glocknerhause. Es war ein heißes Wandern in der Hochsommersonne. Zuerst stiegen wir hinab zur grauen brandenden Möll, die wir ein paarmal auf schlechten Brücken überschritten. Dann, im Winkel, gieng's rechts bergan den rohgepflasterten Weg, zwischen Holzzäunen, an Gehöften vorüber, an steilen Wiesen quer an. Nachher führte der Weg, immer an geweihten Wegsäulen und Martertaferln vorüber, in den Wald und in Windungen empor bis zur Anhöhe, wo es eben über die Alm hinein geht und wo naive Neulinge das Glocknerhaus zu finden glauben. Es ist aber durchaus nicht dort. Eine Sennhütte stand da, vor derselben schüttete die Almerin einen Zuber köstlicher Milch in den Schweinstrog, von den grunzenden Thieren lebhaft umworben. Auch ich ließ mir einen Becher geben und schaute wärend der Labung der fleißigen Sennin zu, wie sie die Milchzuber mit heißem Wasser brühte, dann mit einem Besen ausscheuerte und schließlich wie Mehlnocken in den großen Kessel warf, der über dem prasselnden Herdfeuer kochte und gewiss auch den letzten Rest von Unrath an den Holzgefäßen verzehrte. Bei einer, die es mit der Reinlichkeit so ernst nimmt, ist es gut Milch zu trinken.

Wir wanderten weiter den Saumweg, immer höher hinan, sachte immer höher. Die Glocknerspitze war uns längst aus den Augen gekommen, die Vorberge gaben zu schaffen. — Dort am grünen Hang steht eine gemauerte Kapelle. Da ist in alten Zeiten aus dem Morgenlande ein Rittersmann gereist gegen Norden, seine Heimat. Und hatte ein Fläschchen des Blutes bei sich, das wunderbar aus dem Bildnisse des gekreuzigten Christus geflossen war. Aber als er über die Alpen reiste, verließ ihn die Kraft, an dieser Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, brach er im Schneesturm zusammen und wurde todt gefunden. Auf einem Ochsenkarren wollte man den Leichnam hinausschaffen ins Möllthal, aber als sie zwei Stunden lang gefahren waren, brachten die Thiere den Karren nicht weiter. Nun fand man bei dem Todten auch das heilige Fläschchen und die Urkunde, die sich bestätigte. So hat man nachher an der Stelle eine Kirche gebaut und in derselben das heilige Blut beigesetzt. Das war der selige Briccius, und so lautet die Sage von Heiligenblut.

Gegenüber der Bricciuskapelle, jenseits der tiefen Schlucht, in welcher die Möll wüthet, ist der Leiterfall. Das Wasser geht oben hinter dem Berge herum und kommt hoch und weit vom südlichen Glocknergletscher herab. In seinen schweren weißen Tüchern fällt es in mehrfacher Thurmhöhe langsam nieder am schwarzen Gewände. Sein ewiges Tosen erfüllt die Schlucht, vom Beben der Luft zittern die Blätter der Sträucher.

Unser Weg ist schon schmal geworden wie ein Ziegensteig und nun kommt er zu einer Stelle, die einmal recht ungemüthlich gewesen sein muss. Von dem wildschründigen Wasserradkofel herab bis tief in die Schlucht geht eine Felsplatte, die man in mehreren hundert Schritten durchqueren muss. Sie ist glatt und steil wie eine Kirchendach und ein breites Wasser schießt an ihr nieder, wie eine Wolkenbruchflut über das Dach. Aber unser Fußsteig ist gut eingemeißelt und das Wasser mehrfach überbrückt. Es wäre aber doch eine hübsche Rutschpartie in die Ewigkeit, da hinab mit dem Wasser in die Schlucht zur schäumenden Möll!

Wir haben — dass ich's nur endlich sage — Drahtstangen bei uns, eine Telephonleitung, die in das Hochgebirge hinaufführt zu den Gletschern! Diese Stangen steigen nun ganz übermüthig empor an den kahlen Hängen der Albitzen, und wir müssen ihnen nach, obschon die drei Stunden, die man uns zum Glocknerhause prophezeit hatte, längst überschritten sind. Wir blicken nach dem Glockner aus, aber die Sonne, die gerade dort niedergeht, will das vorwitzige Gucken nicht leiden, sie sticht uns so sehr in die Augen, dass alle Farben spielen und ich mir denken muss: Wenn einer in diesen Hochwildnissen plötzlich erblindete!

Wir überschritten einen Rücken, die Sonne war hinter das Gebirge gesunken und nun war alles da — schrecklich, herrlich nahe. Die gewaltige Glocknerpyramide in unversehrtem Weiß, der Pasterzengletscher mit seinen grünlichen Schrammen und Brüchen, und gleich daneben in der grünen Thalmulde das Glocknerhaus. Wir mussten sogar ein wenig zu ihm niedersteigen, wir mussten zum Gletscher hinabgehen, statt hinauf. Der Himmel war heiter, die Luft lind und leicht, der Wind, welcher von den nördlichen Höhen herblies, kühl, so dass wir endlich — jetzt erst — unsere Mäntel anzogen. Von einem Führer, der vor dem Hause herumstand, ließen wir uns den Weg erklären bis zur rund 3800 Meter hohen Spitze des Einzigen. Vom Glocknerhause noch neun Stunden bis zu jener alles überragenden Nadel, die „nahe wie zum Greifen“ dasteht, und deretwegen man, um sie anzusehen, den Kopf hübsch weit in den Nacken zurücklegen muss! — Den Führer Bernhard haben wir gleich aufgenommen für den nächsten Tag, zur Gletscherwanderung.

Und zur Abenddämmer, als das enge Bergrund mit seinen Schneefeldern und Wänden und Spitzen, die matte Farbe der Nacht angenommen hatte, und über dem Kreuzkofel bei Heiligenblut der Vollmond aufstieg, traten wir in das Schutzhaus, um 2143 Meter über dem Meere zu übernachten. — Das Weitere im nächsten Hefte.

Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert.

Nach **F. Bettex.**

Die Keime der Zukunft liegen in der Gegenwart. Betrachten wir die logisch voraussichtliche Entwicklung dieser Keime und sehen wir von allen socialen Fragen, ihrem Einfluss und ihrer Lösung ab, so lässt sich unschwer ein annäherndes Bild von der materiellen Entwickelung der Welt im nächsten Jahrhundert entwerfen.

Vor allem wird der Verkehr eine von uns nicht geahnte Größe erreichen. Breitspurige elektrische Bahnen werden entstehen, auf denen nicht mehr rasselnde Züge mit Rauch, Ruß und Geräusch sich bewegen, sondern einzelne, palastartige Wagen alle zehn Minuten sanft und geräuschlos abgehen werden, die bei Geschwindigkeiten von hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer per Stunde, dank fünfzig Centimeter hoher mittlerer Führung und breiterer Spur, doch unentgleisbar sein werden, mit einem Zonentarif verbunden, der, wie Dr. Perrot projectiert, gestatten wird, um eine Mark durch ganz Deutschland zu reisen. Von Schottland nach Ceylon, von London nach Peking, von Petersburg nach der Capstadt werden anstatt der kleinen, schmalen jetzigen Eisenbahnen, auf denen, in Kistchen verpackt, wir bequem zu reisen wähnen, Weltlinien entstehen mit Spurweiten von zehn Meter und mehrfachen Schienen, die jede Entgleisung unmöglich machen und kolossale Geschwindigkeit ermöglichen. Darauf werden sich mit allem Comfort eingerichtete Hotels bewegen, und dazwischen oder hinten angehängt die fahrende Zukunftsvilla. Aus Aluminiumbronze oder Yrium oder auch aus Papiermaché aufgebaut, mit wärme- und kältedichter Celluloidwandfüllung, mit reizendem Gärtchen und Laube auf dem terrassenförmigen Dach, inwendig luxuriös eingerichtet, natürlich elektrisch beleuchtet und geheizt, aber auch mit Kälteröhren gegen die tropische Hitze versehen, auf Bestellung innerhalb acht Tagen um drei- bis viertausend Thaler von berühmten Firmen lieferbar, wird sie dem Privatmann, dem Ingenieur, dem reisenden Geschäftsmann gestatten, sich mit Familie auf irgend einen Punkt der Erdkugel zu versetzen, ohne dass die Frau von ihrem Sitz im bow-window, noch der

Mann von seinem Bureau aufzustehen braucht. In mittlerer Höhe des Kilimandscharo oder an der Meeresküste Ceylons angelangt, wird die Villa ausrangiert, an hübsche Lage geschoben und kehrt nach beliebigem Aufenhalt für die Saison nach Berlin oder Paris zurück. Daß sie auch sammt Inhalt auf transatlantischem Dampfer zu kurzem Sommeraufenthalt unter den Eisbergen des Nordpols oder zum Walfischereisport am Südpol Passage nehmen kann, versteht sich von selbst.

Und daneben werden noch andre massivere Linien mit haushohen Magazinen und Reservoirs, mit Behältern von tausend Cubikmeter Inhalt, für Korn, Öl, Wein, Petroleum u. s. w., den Welthandel besorgen, wobei die nicht pressanten Producte, wie Eisenerze, Bauhölzer aus Sibirien, Granit- und Porphyrblöcke sich auf manchen Linien, so von Polen nach Peking (mit Ausnahme des Urals) der billigsten Kraft, der regelmäßigen Winde, bedienen werden. Wie auf dem Land, werden auch auf dem Meer die Hauptverkehrswege sich immer mehr accentuieren, und es werden Hauptmeerstraßen entstehen, so zwischen London und der Capstadt, Bordeaux und Panama, New-York und Liverpool, von je fünfzig Seemeilen entfernten, festverankerten, schwimmenden Leuchtthürmen aus Stahl oder besser Tobinbronze beleuchtet, die durch weiße Strahlen auf einer Seite und rothe auf der anderen den hin- und herfahrenden großen Seefahrern den Weg weisen werden, während kleinere sich auf den See-Trottoirs zu halten haben, das einzige Mittel, um Zusammenstöße zu vermeiden. Zugleich werden diese Thürme als Reservemagazine, Nachrichtenbureaux und Rettungsstationen dienen. Neben fahrenden Palästen und riesigen Magazinschiffen, die sturmsicher regelmäßig die Producte eines Continents dem anderen bringen, werden die Oceane auch immer mehr von eleganten Jachten befahren, die, den Schwimmkäfer nachahmend, bald leicht auf den Gewässern tanzen, bald bei Annäherung des Sturmes oder um die Wunder der Tiefe zu erforschen, Segel und Masten einziehen und wasserdicht verschlossen auf den Boden sich senken werden und weiter krabbeln; die aber auch, vermöge ihres Dynamos, ans Land steigen können, sich den Stahlbahnen anpassend, um vermittelst des Windes oder der Elektricität die Länder zu durcheilen, und endlich auf den Eisbankisen des Nord- und Südpols hitzige Wettrennen einzugehen.

Dazu auf alle hohen Berge Elevaturen, wobei man sanft an elektrischem Kabel in bequemstem Luftcar hinaufschwebt; in die Tiefe aber, in das dreitausend Fuß tiefe Eisenbergwerk von Falun und in Wielizkas Salzberg, in den Krater des Mauna Loa und des Kilimandscharo werden eben solche Tiefcars mit Asbestanzügen hinabsteigen, ein Höhen- und Tiefensport.

Auch für die Touristen wird bestens gesorgt. Nicht nur werden ihnen Touristenkarten, je für die alte oder neue Welt auf ein Jahr für

alle Verkehrsmittel giltig und auf der anderen Seite mit Hotelmarken für je vierundzwanzigstündige volle Verpflegung (davon drei Classen: I blau, II roth, III gelb), das Reisen sehr erleichtern, sondern die Hotelbesitzer der Zukunft werden sich in lockenden Plakaten überbieten:

Großes Spitzbergpolarhotel. — Von den ersten Architekten im riesigen Eisberg kunstvoll gehauen. Alles blaugrünes und krystallhelles Eis. — Kältecur nach Prof. Pictet. Für Brust- und Magenkranke sehr zu empfehlen. — Junge, gezähmte Eisbären besorgen die Bedienung unter sorgfältiger Aufsicht.

Luftcurort Dawalaghirispitze: Durch Kehrtunnel absolut sicher zu erreichen. — Comprimierte Luft, schönste Aussicht der Welt. — Bei günstiger Witterung täglich Luftschiff nach Kalkutta.

Panzerjagdhotel in den Dschunggeln! Für Sportsmen. — Beweglich mit sechstausendpferdigem Motor. — Filialhaus am Tschadsee. — Selbst Kinder und Frauen können jederzeit gefahrlos daraus Tiger, wilde Büffel und Rhinoceros schießen. — Jagdexcursionen im Gitterkäfig mit Dynamopropeller.

Großes unterseeisches Meerhotel mitten in der durch ihre Korallen- und Spongienbildung so berühmten Adria. — Aus den aus Glas gegossenen Eckthürmchen wundervolle Aussicht auf Algenwälder und Madreporenbauten. Taucheranzüge mit unterseeischem Gewehr für Gäste stets vorräthig. Stete Verbindung mit der Oberfläche vermittelst Patent-taucherglocke. — — Und so weiter!

Hoffentlich wird auch nach und nach bei dieser riesigen Entwicklung des an sich unproductiven Weltverkehres ein regelrechter Anbau der Erde platzgreifen in Erfüllung des göttlichen Gebots: Bebauet die Erde! Denn alle nationalökonomischen Theorien und Systeme können an der Thatsache nichts ändern, dass der Mensch schließlich nicht lebt und noch nie gelebt hat von Steinkohlen, Gussstahl, noch geschliffenem Glas, nicht von Erwerb, noch Kunst, noch Industrie, sondern dass er Korn, Wein, Öl, Milch und Fleisch zu seiner Nahrung, Wolle und Baumwolle, Flachs, Hanf und Leder zu seiner Kleidung bedarf, dass also Ackerbau, Viehzucht und auch Fischfang den eisernen Bestand der Menschheit beschaffen müssen. Da wäre es gar schön, wenn die Völker auch nur anstatt des ewigen einen fünfzigjährigen Frieden schwören würden. Es könnten dann die Millionen von kräftigen Jünglingen, die jahraus, jahrein sich in der edlen und kostspieligen Kriegskunst üben, sich nützlich beschäftigen, wie früher, theil-weise wenigstens, die römischen Soldaten; könnten ganz Mesopotamien zuerst durch Anpflanzung von ein paar Millionen Eukalypten entfiebern, dann nach altem und bewährtem Plan canalisieren, endlich ein paar Weltstädte und einige Dutzend andere darauf bauen und das Land wieder zu dem machen, was es einst war, eine Kornkammer und ein Garten

der Welt; worauf man auf Staatskosten in diesen internationalen Staat die Hunderttausende von unthätigen, unproductiven und vielfach versauerten Menschen verpflanzen könnte, die unsere Länder überfüllen, und darin keinen Platz an der Sonne mehr finden. Ist das geschehen, so könnten diese Regimenter ebenso an den Wiederaufbau Karthagos und Colonisation des einst so fruchtbaren Nordafrikas gehen. Auch hier könnten einige Millionen Menschen sich niederlassen. Darauf gienge es an die Bewässerung der Sahara durch artesische Brunnen und Bepflanzung mit Dattelpalmen (die Franzosen haben mit fünfhundert Brunnen und einer halben Million Palmen den Anfang gemacht); so dass ein Sack von dieser nahrhaften und gesunden Frucht und Gemüse billiger würde als ein Sack Kartoffeln. Endlich bliebe die Urbarmachung von so ziemlich ganz Südamerika, Anlegung von Wasserstraßen und Eisenbahnen in den unübersehbaren Wäldern zwischen Orinoko und Amazonenstrom und Bebauung der Pampas vermittelst elektrischer Pflug-, Säe- und Erntemaschinen. Dann hätte man Übervölkerung auf einige Jahrhunderte nicht mehr zu befürchten; hat man ja berechnet, dass die Erde, wenn anständig bebaut, Platz und Brot für vierzigmal mehr Menschen böte, als sie jetzt beherbergt. Und zur Zierde der Welt und zum Nutzen der Menschheit ließen sich schließlich einige tausend Millionen Obstbäume verschiedenster Gattung, von der Kokospalme und Banane bis zur Mostbirne, auf Inseln und auf Heiden, in Prärien und Steppen und an Bergabhängen anpflanzen! — Diese Krieger könnten daraufhin verschiedene nützliche Canäle graben. Vor allem den von Panama, worauf der größte Stapelplatz der Welt an diesem Kreuzungspunkte für sämmtliche Producte von vier Welttheilen, Süd- und Nordamerika einerseits und Asien und Europa andrerseits, entstehen wird, eine Stadt der Speculation und des Mammons, der Habgier und des materiellen Gewinns, auch geistig ein Antipode des wahren Mittelpunkts der Welt, Jerusalem. Aber auch von Bordeaux nach Marseille, von Triest und Venedig nach Genua, von Leith nach Glasgow wären abkürzende Wasserstraßen wohlthätige Unternehmungen; ebenso zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer, zwischen diesem und dem Kaspischen; und auch zwischen dem Schwarzen Meer und dem Persischen Meerbusen. Paris, Berlin, Rom werden, wie schon London, riesige Seehäfen, gegen feindliche Landung durch Stahlpanzerung geschützt. Endlich ließen sich verschiedene gigantische Brücken aus Yrium (dem Metall der Zukunft) zweckmäßig ausführen. Zuerst, wie schon projectiert, eine über den Canal von Frankreich nach England, in zehn je zehntausend Meter spannenden Bogen mit fünfhundert Fuß hohen Pfeilern, also wie die Thürme des Kölner Doms, wobei Stahlkabel, durch Löcher der Stahlblöcke gezogen, Mörtel und Cement ersetzten. Dann von Italien nach Sicilien, sodann eine schöne und kühne, etwa aus einem Bogen,

über den Bosporus, und ebenso von Indien nach Ceylon und auch von Gibraltar nach Marocco hinüber. — Wird alles das auch schwerlich auf diesem Wege geschehen, so könnte immerhin einiges davon durch Actiengesellschaften zustande kommen, die ihren Actionären schöne Dividenden versprächen.

Nach der Entwickelung des Verkehrs wird es das Associationsprincip sein, das erstaunliche Früchte zeitigen wird; denn wir haben kaum angefangen zu realisieren, was es heißt, das Geld, den Einfluss, den Willen von zehntausend Menschen auf ein Ziel zu concentrieren. Auch im Privatleben wird die Stadt der Zukunft dieses Princip durchführen. Sie wird sich immer mehr uniformieren und nach einheitlichem Bauplan und polizeilichen und hygienischen Verordnungen zu einem stattlichen Häuserblock werden. Bis zu fünfundzwanzig und dreißig Etagen hoch werden gleichmäßige Bauten durch elegante Brücken und fire escape verbunden sein, und auf ihren terrassenförmigen Dächern werden prächtige Gärten sammt Lauben und Springbrunnen entstehen, in denen es Sitte wird, sich gegenseitig zu besuchen in zweihundertfünfzig bis dreihundert Fuß Höhe über der dem geschäftlichen Verkehr überlassenen, ganz mit Glas gegen Regen und Schnee bedeckten Straße. Ja, vielleicht werden einzelne Städte der Zukunft, etwa an der Euphratsbahn, aus einem einzigen fünfhundert Fuß hohen und dreitausend Fuß langen Hausblock bestehen, unter riesigem domartigem Glasdach stehen, mit vergoldeten Kupferspitzen funkelnd, die die Elektricität der Luft und der Gewitter zum ungeheuren Centralaccumulator von hunderttausend Pferdekraft leiten werden, das Herz, aus dem Licht, Wärme, Kraft in den ganzen Bau fließen wird. Und dieser massiven Stadt des Geschäfts entgegen wird sich die zierliche, unter Laub und Blumen versteckte, aus Bronze und Glas aufgebaute Villastadt als Stadt des Vergnügens entgegenstellen, wie beide Typen schon in Chicago und Arcachon entstehen. Immer mehr nähert sich jetzt schon die moderne Stadt mit ihrer Abzugscanalisation, dem Kreislauf in ihren Wasser- und Gasröhren, und ihrem nervenähnlichen, elektrischen, von einem Centralpunkt aus Kraft überallhin verbreitenden Netz dem Bau des menschlichen Körpers als ihrem Ideal. — Alle diese Vermuthungen wird die Zukunft noch weit übertreffen. Wie wurde noch vor nicht hundert Jahren über die ersten Eisenbahnen gespottet: eine abenteuerliche, verrückte Idee! nie ernstlich zu verwerten; dazu gefährlich, auch für die Feldfrüchte; man sollte diese Bahnen durch hohe Bretterverschläge gesetzlich einschließen! Und ebenso über die ersten Dampfschiffe; noch vor fünfzig Jahren hieß es: brauchbar allenfalls auf Flüssen und Seen; aber nicht auf dem Ocean; zwischen Europa und Amerika stets unmöglich! — Der Mensch ist nicht nur im Göttlichen, sondern immer und überall ein Kleingläubiger.

Auch im täglichen Leben und im Hause werden die Resultate der Association sich fühlbar machen. So in der Abschaffung der Privatküchen. Man wird es im Jahr 2000 nicht begreifen, dass in einer Stadt von hunderttausend Bewohnern einst täglich in zehntausend Küchen zehntausend Mägde mindestens viermal des Tages zehntausend Zündhölzchen, also vierzigtausend verbrauchten, um mit Mühe und Noth vierzigtausend Feuerlein in zehntausend Herden anzuzünden, wobei ein ungeheures Capital an Küchenbau und Küchenraum, Küchenherden und Küchengeschirr, Brennmaterial und auch an Köchinnenunterhalt und Lohn verloren gieng, um mit Lärm, Ruß, üblen Gerüchen, Spülicht, Asche und Abfällen aller Art, unvollkommen und langsam das zu kochen, was eine große Centralkochanstalt, besonders mit elektrischen Schnellkochern, mit höchstens zweihundert Köchen zweckmäßiger, schneller, besser und vor allem weit billiger für die ganze Stadt besorgen könnte, wie jetzt schon auf einem Kriegsschiff mit siebenhundert Mann Besatzung, oder in großen Volksküchen zu sehen. So kann in der Küche des neuen Reichstagsgebäudes in durchaus sauberem Raum, am blanken, fünf Meter langen Herd, mit zwei Bouillonkesseln à je dreihundertzwanzig Liter und sonstigem Zubehör, von wenigen Köchen ein Festessen für dreitausend Theilnehmer mit Gas, ohne Rauch noch Ruß, bereitet werden. Bedenkt man, dass diese Leistung im bürgerlichen Leben von dreihundert Küchen mit dreihundert Herden und Feuern und dreihundert Köchinnen kaum, und jedenfalls weder so schnell, noch so gut, noch so billig zu erzielen wäre, so sind hier die Vortheile der Association einleuchtend!

Vielleicht interessiert's eine Hausfrau, sich diese Zukunftshaushaltung vorzustellen. Um sieben Uhr morgens erscheint im Rähmchen an der Wand in Teloschrift die Speisekarte, je nach Abonnement I, II und III, fünfzig Speisen à zehn Pfennig die Portion enthaltend. Die Frau wählt und tupft elektrisch daraus die Zahl der Speisen an, die ihr abonnementsmäßig gestattet sind. Um fünf Uhr abends (um zwölf Uhr kalter Lunch) läutet's im eleganten Speisekasten; da steht, durch elektrischen Elevator befördert, das ausgezeichnete Essen. Nach der Mahlzeit wird das Geschirr in den Kasten gestellt und ebenso geheimnisvoll wieder abgeführt. — Wie einfach! Dabei weiß die Zukunftsfrau stets genau, wieviel sie für die tägliche Nahrung ausgibt, der Herr kann sich nicht mehr über schlechtes noch verspätetes Kochen beklagen; die Wohnung bleibt sauber, und auch darein, dass die Köchin abgeschafft ist, wird sich die Frau schicken. — Ja! was sollen wir Frauen dann mit unserer Zeit anfangen? rufen vielleicht einige. Nun, unsre Großmütter meinten auch einst, wenn sie nicht die ganze Leib-, Tisch- und Bettwäsche selber spännen, dazu ein- oder zweimal die Woche Brot buken und ebenso große Wäsche und Bügelei hielten, so sei ihr Leben leer und zwecklos! Frauen wissen

schließlich immer sich mit vielem oder mit wenigem zu beschäftigen. — Dass von Ungeheuerlichkeiten, wie Wäsche und Bügelei im Zukunftshaus, nicht die Rede sein kann, ist klar, schon wegen der Papierwäsche; vielmehr wird ein echter Waschzuber oder ein Bügeleisen vom Antiquitätshändler oder Curiositätensammler theuer bezahlt.

Auch betreffs der Heizung stehen wir mit unseren so unvollkommenen, rauchenden, rußigen und riechenden, Asche und Schlacken hinterlassenden Öfen nach am Abc der Heizkunst. Große, prächtige Opakglasgloben, wahre Sonnen der Wohnung, in denen, wie oben bemerkt, durch Elektricität zersetztes Wasser brennt, diese absolut reinliche, mit bloßem Druck einzuleitende und regulierbare Heizung wird nicht mehr lang auf sich warten lassen, und Kamine und Kaminfeger werden bald in Bilderbüchern von unserer Nachkommenschaft mit einiger Scheu als unheimliche Anhängsel „eines finstern neunzehnten Jahrhunderts" betrachtet werden.

Der Zukunftsschule wird es nicht einfallen, ihre Schüler gründlich von allem, was je in der Welt Merkwürdiges passiert ist, noch von allem, was alle weisen und klugen Menschen zu allen Zeiten darüber gedacht und gesagt haben, zu unterrichten, und ebensowenig von wissenschaftlich gebildeten Lehrern ihnen deren geistreiche Ansichten über Welt und Mensch und bewährte Denk-, Rede- und Schreibformen und Formeln zur Ausbildung, Ausschmückung und Ausdruck ihres Gemüths- und Seelenlebens beibringen zu lassen. Sondern der zwölfjährige, schon selbständige, wahl- und gesellschaftsfähige Zukunftsschüler wird zu seinen Lehrern sagen: „Sie haben mir um Geld praktische und handliche Waffen für den Kampf ums Dasein zu liefern; also Facta, Data und Zahlen; zuerst die Gesetze der Mathematik, dann die der Natur, daneben ein paar Weltsprachen, und drittens etwas Sociologie. Und das kurz und klar beisammen, am besten in Fragen und Antworten, deren ich mir täglich ein bestimmtes Quantum einprägen kann; zehn verwertbare Data per Stunde, à fünf Stunden täglich; macht jährlich fünfzehntausend. Und nur nicht geistreich! Das Leben, die Welt ist nicht geistreich. Mit Ihrem Geist kann ich nichts anfangen, und habe ich selber welchen, so bedarf ich des Ihrigen nicht. Auch für Theorien und Systeme, Ansichten und Anschauungen, Consequenzen und Folgerungen danke ich; kann mir selber welche machen; und ebenso für Ihre Aufsätze und Stilübungen; habe ich einmal einen Gedanken, so will ich schon das Wort dafür finden. Was Griechen, Römer, Scythen und Chinesen je über Gott und die Welt dachten, und wie es ihnen dabei ergieng, ist mir unendlich gleichgiltiger, als was ich darüber denke und wie es mir dabei geht; also weg mit dem. Ich will in kürzester Frist, je nach Umständen und Belieben, eine Eisenbahn, eine Festung, ein Haus bauen können, eine Maschine oder einen brauchbaren Apparat erfinden oder verbessern, oder ein Schiff, ein Regiment, eine Schule

commandieren, oder eine Fabrik, ein Bank- oder Geschäftshaus leiten, oder auch Land colonisieren, Schafzucht en gros oder Seefischerei treiben. Dazu brauche ich keine Ideale und keine philosophische Weltanschauung, sondern Energie, praktische Gewandtheit und positive Kenntnisse. Die muss ich mir mit fünfstündiger Arbeit täglich, alles in allem, aneignen; denn meinen Sport will ich haben. Die Pflege meines Gemüths- und Herzenslebens aber ist meine Sache." —

So viel der heiteren Ironie aus dem Werke „Naturstudium und Christenthum" von F. Vetter. (Siehe „Heimgarten", Seite 76.)

Die Mutter.

O wer nicht liebt des Himmels Blau, erträgt getrost der Wolken Flor!
Und wer nicht weiß, was er besaß, der weiß auch nicht, was er verlor.
Ich kannte meine Mutter nicht. Sie starb, als ich vier Monde kaum.
Man pflanzt' ein Bäumchen ihr aufs Grab. Das ist jetzt schon ein großer Baum.

Dort schläft sie schon so lange Zeit! Am Grabe steht ein Leichenstein,
Der sagt mir: Die da unten ruht, das ist die todte Mutter dein.
O hätt' ich trauern nur gekonnt, da ich an ihrem Grabe stand!
Doch nicht beweinen kann mein Herz ein Wesen, das es nie gekannt.

Wie oft wohl einst ihr blasser Mund an meinen jungen Lippen hieng!
Wie oft für mich aus ihrem Aug' der Segen einer Thräne gieng!
Wie oft gelehnt mein junges Haupt an ihrem fiebernden Gesicht!
Doch keine Thräne fällt für sie, denn ach, ich kannte sie ja nicht!

So wie der Blindgebor'ne fragt: O sag', wie ist der Sonne Schein?
So fragt mein blindgebornes Herz: Was mag die Mutterliebe sein?
Und eine Ahnung sagt in mir, sie sei ein namenloses Glück,
Das Höchste sei's, was ich verlor und das mir niemand bringt zurück.

Doch wenn nach Tages Müh' zur Ruh die mattgeword'ne Seele geht,
Ein blasses Weib mit blondem Haar des Nachts an meinem Lager steht.
Sie schaut mich wie ein Märchen an und schaut mir bis ins Herz hinein.
Sie winkt mir traurig mit der Hand. — Soll das die todte Mutter sein?

Heinrich Hege.

Kleine Laube.

Wia d Liserl in Vettern sei Lehr befulgg.

'ſ Duſel-Dirndl kunt heint noh a friſch Röſerl ſein, wans ihrn Vettern — in Zenzl-Vettern — nit unrecht vaſtondn hät. Weil ſ n ober unrecht vaſtondn und ſei Lehr gor zguat gholtn hot, ſo iſ ſ a wurmſtichigi Hetſchn.

Wia long mogs dan aus ſein? Über a drei a vier Jahrl, daſs n hoamgſuacht hot, 's Dirndl in Vettern, ſchön d Hond bußt und nahm mit ihri braun Guggerln treuherzig in d Augn gſchaut. Er hot ihr an Wein auftrogn, a Germbrod und Nuſſn zan dazuaknuſpeln, aſt hot er ihr noh an Thola gſchenkt an oltn und hot gſogg: „So, Liſerl, däs ghört dein, gholt da 's auf, ſei ſchön brav, thua deina Bäurin fleißi fulgn, wans da wos ſchofft, und pfüat dih Goud!"

Aftn, wia ſ obi geht übern Onger in ihrn rothn Kiderl und mit der weißn Kreſerlpfoad, de ſ noh va da Firmung her hot, do denkt er ihr noch, da Vetta: Wan hiaz dei Muada, mei ſeligi Schweſter, aus ihrn Grob guggn kunt af dih, wiaſt groß biſt worn und ſauba! Mudlſauba biſt worn — a ſaggariſch Dirndl! — Und wiar er ihr a ſo noch denkt, do ſteht er gor auf und lafft ihr noch. „Liſerl!" ſchreit er, „du Liſerl, geh wort a wenk. Seh, ich gib da nöh a Scherzl Germbrod mit, daſs d wos zan Kieſeln hoſt intawegn. Wickl da ſ in dei blows Hondtüachl ein, ſou! Hoſt eh dei Soch ſauber in Urdnung, ſa weit. — Wos ih da noh ſogn möcht, Liſerl. Glab in Monsbildern nix. Ih denk, du vaſtehſt mih ſcha. Loß dih nit onſeiſn (anplauſchen). Wan ah imer oana nouh ſa liab thuat, daſs oan zimbb, wunda wia guat daß er da ſ moant — glab eahm nix! Afn Kirchweg ſchau Koan on und jo nit eppa, daſs d dih von a ſo an Buabn mit in a Wirtshaus lockn liaßaſt! Hüat dih, Dirndl! Und ba da Nocht, ſpür dei Komathürl ollamol guat zua, vagiſs nit drauf. Dein Unglück kunts ſei. Bitt dih *gor* ſchön, liabs Schweſtakind, vagiſs nit, wos ih da ſog und glab koan Monsbild nix."

'ſ Dirndl hot n oltn Vettern zuerſt groß ongſchaut, nochha hots 's Köpferl gnoagg, ſie wullt ihr's ſcha mirkn. Aftn iſ ſ fuat gloffn owi über d Wieſn.

Steht nit go zlong on, hört ma: 's Duſel-Dirndl hät ſih ah veranert, ober nit grod zan Guatn. Afn Kirchweg ſtellt ſa ſih broad auf und gofft in Buama

noch und imeramol geht s mit oan ins Wirtshaus, eh dass ers mithoaßt. Und wer's nit glaubn will, der sul nochschaun — 's Thürl is offn Tog und Nocht.

Wia de in Vettern sei Lehr befulgg, do kon sa sih nit fahln! — Steht ah richti nit go zlong on, kimbb s Dirndl zan Vettern. A Gwondbinggerl bringgs mit und in Schwitz muaß s ihr ohwischn, wias auffa steigg übern Onga. Hasn schwar und vazogg steiggs daher und wia s n Vettern siacht, hebbs gleih ihr Schürzerl auf und flent.

„D Liserl!“ ruast da Vetter aus, „is dos nit d Liserl? Wos is s dan mit dir? Hörst dan du nouh nit bold auf zan worn?“

„Vetta“, stugazts durchs Schürzerl aussa, „ih woaß ma hiaz amol nit z helfn. Ih hon koan Ploz. Se wölln mih ninaschta gholtn. Weils holt a wenk wos ontrogn hot ba mir . . .“

In Vettern stößt däs Wort urndlih zrugg, er schreckt sih frei ztodt.

„A — a sou wars mit dir?!“ sogg er aft nochha gonz dumpa, „und a sou host du mein Lehr befulgg!“

Sie zupfelt ba da Foltn um, schaut aufn grean Wosn owi und moant: „Befulgg hät ihs eh saweit.“

„Hon ih nit gsogg, du sulst koan Monsbild nix glabn?“

„Ih hon dei Lehr holt a wenk gor z guat gholtn“, sogg sie, s Wasser in Augnan, muaß s noh lochn dabei. „Dos is jo mei Vaderbn, mei liaba Vetta, dass ih dir nix glabb hon.“

Eine poetische Geschichte vor Gericht.

Es sind Berufungsverhandlungen vor dem Landesgerichte. Etwa ein Dutzend oder mehr, für einen Vormittag. Aufgerufen wird die Strafsache gegen Friedrich Niederhofer ob Übertretung des § 491 Strafgesetz, begangen dadurch, dass er wiederholt gegen Christine Helmer die Zunge ausgestreckt und ihr die lange Nase gezeigt, sie somit dem öffentlichen Spotte ausgesetzt hat, wofür er zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurtheilt wurde. Erschienen ist Friedrich Niederhofer, die Klägerin ist abwesend.

Der Präsident sagt zum Verklagten: „Sie haben gegen dieses Urtheil berufen — was haben Sie vorzubringen?“ „Gethan hab' ich's, ich möchte nur um eine Geldstrafe bitten“, sagte der Verklagte, ein bildhübscher Bursche. „Das geht leider nicht“, erwidert der Präsident, das Bezirksgericht hat ohnehin das außerordentliche Milderungsrecht angewendet, es ist also eine Umwandlung nach dem Gesetze unmöglich.“ Sohin wird das Urtheil bestätigt, und die Verhandlung ist aus.

Das ist aber keine poetische Geschichte! Allerdings nicht, aber es steckt doch was dahinter, wie hinter so vielem, was ernst und trocken im Gerichtssaal verhandelt wird. Einer, der die Sache gehört hatte, sah sich diese genauer an, fragte dann einiges, und schließlich kam eine kleine Geschichte zum Vorschein.

Es war einmal ein kleiner, schwarzer Schlosserbub, dessen Eltern weit draußen, neben dem Bahnhofe einer Stadt wohnten. Nicht weit vom Bahnhofe war das erste Wächterhaus, und der Bahnwächter hatte ein kleines Mädl, das hieß Christl und spielte oft mit dem schwarzen Schlosserbuben, der hieß Hans und war um fünf Jahre älter als die kleine Christl. Einmal saßen die Kinder Sonntags beisammen, Hans erzählte eine Geschichte, die Christl hörte aber nicht recht zu und sagte plötzlich: „Du Hans, wenn ich dich aber heiraten soll, musst du was anders werden, ein rußiger Schlossergesell ist mir zu wenig.“ Hans erzählte seine Geschichte fertig, gieng

heim und schlief die nächste Nacht sehr wenig. Dann ließ er sich in die Gewerbeschule aufnehmen, lernte fleißig, und als er seine Schlosserlehrjahre fertig hatte, wurde er Locomotivheizer. Mit Christl war er viel beisammen, es waren seine schönsten Stunden, wenn er mit der Christl sein konnte, aber einmal, als sie etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt war, machte sie ihn sehr traurig, als sie wieder plötzlich sagte: „Hans, unser Bahnwächterhaus ist so enge, und ich möchte höher hinaus!“

So oft er mit der Locomotive am Wächterhaus vorbeifuhr, war die Christl da und er warf ihr eine Blume zu; einmal war sie aber nicht da, und als Hans endlich aus dem Dienste kam und fragte, so hieß es, die Christl sei Schülerin beim Ballett. Er war trostlos, bat und flehte, die Christl solle ihm das nicht thun, es war vergebens. Jetzt sah er erst, wie wunderschön die Christl sei, sie schüttelte den Kopf und sagte: „Hans, verzeih' mir, ich will, ich muss höher hinaus.“ „Wenn du Tänzerin wirst, dann heirate ich dich aber nicht“, rief Hans im größten Schmerz, und die Christl sagte: „Ich kann nicht anders.“

Bald darauf wurde Hans Locomotivführer, er genoss die Achtung aller, die ihn kannten, er war aber immer ernst und traurig, und die Christl war schon lange fort.

Hans lernte dann eine wohlhabende Witwe kennen, er musste für seine geliebten, alten Elten sorgen und beschloss, die Witwe zu heiraten. Am Tage seiner Hochzeit bekam er einen großen Brief aus St. Petersburg; drinnen war eine große Photographie mit dem süßen Gesichtchen der Christl, und rückwärts stand: „Lieber Hans! Zu Deiner Vermählung sende ich Dir die heißesten Glückwünsche, und wenn ich es könnte, gäbe ich Dir den größten Theil von Heil und Segen, den mir vielleicht der Himmel bestimmt hat. Hätte ich Dir gefolgt! Deine tief traurige Christl.“

Wieder vergieng einige Zeit, Hans war wohlhabend geworden, aber braver Locomotivführer geblieben, und als er einst beim ersten Wächterhaus vorbeifuhr, stand eine schöne, elegante Erscheinung vor dem niedrigen Wächterhaus, seine Christl. Die berühmte Tänzerin war auf Urlaub und wohnte bei den Eltern im Wächterhause, das ihr einst zu enge war.

Hans hatte damals einen jungen Heizer, einen bildhübschen und kreuzbraven Burschen, der hieß Fritz, und Hans ließ sich seine Ausbildung zum Locomotivführer besonders angelegen sein, wofür der junge Heizer seinen Führer wie einen Abgott verehrte. So oft sie nun aus der Station fuhren, übergab Hans dem Fritz den Hebel und ließ ihn die Locomotive führen, bis sie weit über dem Wächterhause waren; Hans lehnte aber traurig auf der anderen Seite und sah zu den fernen Bergen, nie aber zum Wächterhause.

Nach einigen Tagen fragte Fritz einmal schüchtern: „Herr Führer, hat Ihnen die schöne Bahnwächterchristl was angethan?“ „Ja“, sagte der Hans, „die hat mir einmal etwas angethan.“

„Na wart“, brummte Fritz vor sich hin, „dir werd ich helfen“; und von da an streckte er die Zunge heraus und zeigte die lange Nase, so oft sie bei der Bahnwächterchristl vorbeifuhren. Die Christl schrieb und bat, er solle sie nicht so verächtlich machen, es half nichts, und endlich musste sie klagen. Und so wurde Friedrich Niederhofer ob Übertretung des § 491 Strafgesetz zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurtheilt. „Von Rechtswegen“ haben die Alten gesagt.

Die Brautnacht.

Von Adolf Pichler.[1])

Um alle persönlichen Deutungen zum vorhinein abzuschneiden, unterlasse ich es, die Namen, den Ort und die Zeit dieser Geschichte anzugeben, und beschränke mich überhaupt darauf, sie mit den einfachsten Umrissen zu zeichnen, weil jeder Schmuck ihre Wirkung stören könnte.

Der Tod hatte einen Professor von einer unglücklichen Ehe befreit, und obschon er die vierzig überschritten, war er gar wohl noch für eine zweite Heirat geeignet, aber nicht dazu geneigt. Da ist eine Nichte seiner Frau; erst noch zwischen Kind und Jungfrau, wächst sie allmählich in seine Liebe hinein, ohne dass er es ahnt. Er wird sich derselben bewusst, als ein Freier auftritt, aber einen Korb erhält. Das schlichte Mädchen gewinnt auch ihn lieb; er erfährt es, als er sich vor einer kleinen Reise verabschiedet und ihr, wie es bei den Verwandten Sitte, einen Kuss gibt, der nicht mehr von dem Kinde, sondern von der Jungfrau erwidert wird. Rasch entschlossen von Natur sagte er: „Du sollst mich begleiten, in drei Tagen ist Hochzeit.“ Die Mutter, eine Witwe, war erst verwundert, stimmte aber sogleich freudig zu, denn vor dem Professor wären die Thüren der besten Häuser aufgeflogen, wenn er als Werber angeklopft hätte. Das Mädchen erschrak zwar anfangs, aber der Mund widersprach dem Herzen nicht. Der Professor, ein Feind jeden Gepränges, wollte, dass die Feier so schlicht als möglich abgethan werde, und so vereinigte abends nach der Trauung ein kleines Mahl die Verwandten. Auch einen Vetter konnte man nicht umgehen, der, nachdem ihm der Trunk zu Kopf gestiegen, eine Glocke zu ziehen begann, die man nicht bei der Messe zu läuten pflegt, und dadurch der jungen Frau die Röthe bis zur Stirn emportrieb. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, verfiel eine Base auf das Brautstehlen. Da ich nicht weiß, ob dieser Brauch überall besteht, will ich ihn hier schildern, wie er in manchen Gegenden Süddeutschlands geübt wird. Man versucht, die Braut hinter dem Rücken des Bräutigams zu entführen und er muss sie dann einzuholen trachten. Hat er sie endlich gefunden, so geht die lustige Gesellschaft in ein nahes Wirtshaus und beginnt dort aufs neue zu trinken und zu schwärmen. Das war nun hier allerdings nicht beabsichtigt. Die Base gieng in die Küche und ließ durch eine Magd die junge Braut unbemerkt hinausrufen. Es gelang ihr leicht, sie zu bereden, auf den Spass einzugehen, den sie von den Hochzeiten ihrer Freundinnen gar wohl kannte, sie führte dieselbe aber nicht in die eigene Wohnung, wo man sie bald erwischt hätte, sondern zu einer Freundin.

So war die Zeit des Aufbruches der geladenen Gäste gekommen; als man nach der jungen Frau rief, erschien sie nicht, und man zerstreute sich unter allgemeinem Gelächter. Der Gatte suchte sie nun in den Zimmern und setzte sich, als er sie nicht fand, noch einmal zur Mutter an den Tisch, über deren Antlitz bereits eine Wolke leisen Unmuthes flog. Da schlug es zehn Uhr; er stand auf: „Das Haus bleibt nicht mehr lang offen; ich muss hinüber, sonst werden wir hinausgesperrt und das wäre doch zu komisch; geleite sie, wenn sie kommt, alsogleich zu mir. Sind das alberne Spässe, soll ich erst bei allen Verwandten anklopfen?“ — Er wünschte gute Nacht. Erst wartete er auf dem Flur seines Hauses, dann wurde er nach und nach aufgeregt und trat auf die Gasse, um nach allen Richtungen auszuschauen, aber niemand kam. Elf Uhr! — Er hörte die Pantoffeln des Hausmeisters über den Gang schlürfen; um jeder Frage auszuweichen, eilte er die Treppe hinauf, wo ihn die Magd mit dem Licht erwartete. Er hieß sie, das Schloss in die Klinke zu legen und schlafen

[1]) Aus „Jochrauten“. Neue Geschichten aus Tirol von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

zu gehen. Die Hausthüre schlug dröhnend zu, seine Finger schlossen sich krampfhaft. Eine Weile gieng er auf und ab, dann öffnete er die Thür seines Schlafgemaches angelweit, um ja das Schellen der Hausglocke sogleich zu hören — zwölf Uhr! sie läutete, er sprang hinaus, ein Officier kam aus dem Kaffeehause, er verwunderte sich sehr, den neuvermählten Professor in vollem Anzug auf der Schwelle zu treffen, und bot ihm lächelnd: Gute Nacht!

Die Base, um ihren Spaſs zu haben, suchte die Frau durch allerhand Reden hintanzuhalten, und diese zögerte auch, vielleicht aus Schalkhaftigkeit, oder weil sie das, was sie erwartete, mit banger Ahnung erfüllte. Endlich drang die junge Frau darauf, fortgeführt zu werden. Sie hoffte ihren Gatten noch bei der Mutter zu finden und wurde sehr betroffen, als sie diese mit heftigen Vorwürfen empfieng: Jetzt möge sie die Base zu ihrem Mann geleiten. —

Sie kamen an die geschlossene Thür, schon wollte die junge Frau läuten, die Base hielt sie zurück. „Weil er dich nicht erwartet, soll er dich heute gar nicht haben. Du übernachtest bei mir!“ Die Frau wagt aus Schamgefühl nicht zu widersprechen, zögert zwar, geht aber dennoch mit.

Eins, zwei! Der Professor steht beim offenen Fenster, weit vorgebeugt schaut er die Straße auf und ab, alles schweigt; er hört den Schlag jeder Viertelstunde, zur Unruhe gesellt sich endlich der Zorn. Um fünf Uhr morgens, als es schon zu dämmern beginnt, schlägt er klirrend das Fenster zu, bricht die Bettstatt seiner Frau ab, ruft die Magd und befiehlt ihr, alles in die Dachkammer zu tragen. Diese gehorcht verwundert, getraut sich aber nicht zu fragen. Dann sperrt er die Zimmer, steckt die Schlüssel ein und ertheilt den gemessensten Auftrag, daſs niemand die Wohnung zu betreten habe. Nachdem er noch einiges angeordnet, nimmt er seinen Handkoffer und geht auf den Bahnhof, von wo er unmittelbar nach Italien fährt.

Aber auch die junge Frau hatte kein Auge geschlossen. Kaum war es licht, erhob sie sich und weckte die Base. Diese meinte: „Jetzt kannst du ihn beim Frühstück überraschen!“ Nachdem sie endlich jede Masche angenadelt, gieng sie mit Anna, denn so viel dürfen wir vom Namen nachträglich verrathen, auf die Straße. Obwohl ihr der Boden unter den Füßen brannte, folgte sie doch der Base, die den Professor noch aufziehen wollte, nicht in das Haus desselben, sondern eilte beklommenen Herzens zur Mutter. Als diese beide eintreten sah, erschrak sie auf das heftigste, schob die Base, ohne auf ihre abgeschmackten Witzeleien zu hören, heftig beiseite, warf einen Shawl über den halben Morgenanzug und führte die Tochter alsogleich am Arm zur Wohnung des Gatten. — Sie läutete. Nun erzählte die Magd alles, was geschehen. — Anna erblaſste, die Mutter rief: „Recht geschieht dir, da hast du es, diese dumme Gans von einer Base, ich könnte sie zerreißen! Nun sieh' zu, wie diese Sache noch in Ordnung kommt.“ — Sie kannte ihren Schwager, sie wuſste, wie ihn manchmal die Aufwallung hinreiße und daſs er kaum je zu bewegen war, einen Schritt, den er so gethan, zurückzuthun.

Nun folgten sehr traurige Tage: die beiden Frauen konnten nicht ausgehen, ohne zwischen den bösen Zungen Spießruthen zu laufen, man munkelte allerlei Ehrenrühriges; da müsse es einen Haken ganz eigener Art gehabt haben, und die Schadenfreude, daſs eine so gute Partie gescheitert, labte sich am gemeinsten Klatsch. Besonders leisteten die edlen Frauen hier das Erdenklichste, wie es denn überhaupt nichts Ungroßmüthigeres, nichts Grausameres gibt, als das Weib gegen das Weib.

So vergiengen etliche Wochen. Die Mutter erwartete, daſs schließlich doch die wahre und aufrichtige Liebe zu ihrer Tochter siegen werde, sie erwartete einen Brief mit den gereiztesten Vorwürfen, wie der Landmann ein Donnerwetter nach langer Trockenheit. Entschuldigungen konnten ihn, wie es bei solchen Temperamenten nicht

selten der Fall ist, noch mehr aufregen; sie bedachte nicht, dass es Wunden gibt, die stumm schwären und so den ganzen Leib unheilbar vergiften. Die junge Frau, so sehr sie ihr Unrecht einsah, konnte doch ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, dass er sie auf so brüske Weise sitzen gelassen, und es steigerte sich noch, als ihr wohlwollende Freundinnen all das Geschwätz zutrugen, das in der Stadt umlief. Die Base durfte sich nicht mehr blicken lassen; ihre Pflicht wäre es eigentlich gewesen, den Sachverhalt aufzuklären und Verzeihung zu erbitten; sie trotzte aber, wie dumme Weiber stets zu thun pflegen, wenn sie unrecht haben.

Wohl gieng der Professor zu Florenz nie aus, ohne auf den Briefträger gewartet zu haben; er war ja der Gekränkte, der tief Beleidigte, und hatte daher das Recht, zu fordern, dass man sich ihm nähere, ihn versöhne, ja er wollte bereits schreiben, da hielt ihn die Erinnerung an die Erlebnisse seiner ersten unglücklichen Ehe ab; er sagte sich, wenn du den ersten Schritt thust, dann bist du für immer geschlagen! — Seine Phantasie malte ihm allerlei Spuk vor, er erinnerte sich an Äußerungen von Freunden: „Das kleine Ännchen kann froh sein, dass du sie nimmst, wo dürfte sie je Anspruch auf eine solche Partie machen?" — Er schüttelte zwar den Kopf und meinte: „Das gleicht sich aus, weil sie mich, den älteren Mann, liebt, und — redet, was ihr wollt — sie ist ein prächtiges Mädel, wie es keiner von euch verdient." — Da fiel ihm nun leider ein, es drängte sich in den Vordergrund des Gedankens, und endlich gewann es der böse Dämon über ihn: „Sie hat nicht dich, sondern die glänzende Partie angenommen!"

Es war gerade ein Monat verflossen. Die Frauen saßen traurig beisammen und überlegten, dass endlich doch etwas geschehen müsse. Da klopfte es, der Geschäftsfreund des Professors trat ein, mit pochendem Herzen erwarteten sie, was er zu eröffnen habe. Aus seiner Förmlichkeit konnten sie schließen, dass es etwas Wichtiges sei. Er zog aus der Brusttasche ein Schriftstück: „Sein Client habe ihn angewiesen, der Frau Anna, geborenen Meyer — der Name lautete anders! — monatlich eine Summe auszuzahlen, wie sie eine solche als Witwe zu standesgemäßem Unterhalt bekäme."

Die junge Frau ließ die Hände in den Schoß sinken und sagte tonlos: „Also ist er todt für mich!" Die Mutter schrie auf: „Diese namenlose Beleidigung haben wir nicht verdient, jetzt ist es aus für immer!"

Beide lehnten das Anerbieten kurz ab. Der Geschäftsfreund, trocken und kühl wie immer, erwiderte, er habe das wohl vorausgesehen, den Verzicht von seinem Kanzlisten gleich aufsetzen lassen, und erlaube sich, denselben hiermit zur Fertigung zu überreichen. Anna unterschrieb, wenn auch zitternd, doch trockenen Auges, und zwar nicht den Namen ihres Gatten, sondern den angeborenen ihres Vaters. Sie lebte von nun an zurückgezogen wie eine anständige Witwe; er ließ seine Professur an eine andere Universität übertragen, man trifft von ihm hier und da in juridischen Fachschriften einen gelehrten Aufsatz, so dass sein Ruf allmählich sich überall verbreitete. Den Namen seiner Frau hörte niemand von ihm, wie er auch keinen Trauring trug. Später einmal versuchten Freunde einen Ausgleich herbeizuführen, er schnitt ihnen bitter lächelnd das Wort ab: „Ich habe das fünfzigste Jahr überschritten und brauche jetzt überhaupt keine Frau mehr."

Ich besitze die Photographien des unglücklichen Paares, wie sie zwei oder drei Tage vor der Hochzeit angefertigt wurden. Welche Ruhe, welche Befriedigung schimmert in dem dunklen, cholerischen Auge des Professors, welche Süßigkeit schwebt auf ihren bräutlichen Lippen! Arm in Arm! — Jetzt wandeln sie einsam, und kein Gruß fliegt mehr von einem zum andern. Das ist das Elend des Lebens.

Ohne Zweifel wird diese Geschichte Widerspruch erfahren. Nicht wegen ihrer Glaubwürdigkeit, sondern wegen des Verhalten des Ehepaares, indem die einen

für den Mann, die anderen für die Frau Partei nehmen: — die Männer und die Frauen!

Ein Freund, der für die Katastrophe leider zu spät kam, meinte unwillig: Wär' ich dabei gewesen, so hätt' ich beide beim Schopf genommen und zusammengestoßen, bis sie sich geküsst hätten."

Den Beifall der Leser werde ich mir wohl kaum erworben haben, denn ich schließe mit einem Misklang. Mir kann das gleichgiltig sein, indem Gefühle dieser Art jenseits der künstlerischen Aufgabe liegen. Die moralische Rechnung zu ziehen verbietet ohnedem die moderne Ästhetik, und so könnte man höchstens noch die Legende des heiligen Alexius, dessen Fest wir am 17. Juli feiern, zum Vergleich herbeiziehen. Auch dieser verließ die Braut vor dem Hochzeitsbette, ohne sie zu berühren; er wanderte durch die Welt, um dann als Bettler unter der Stiege des väterlichen Hauses zu sterben und als Leiche den Geruch eines Heiligen zu verbreiten. Das Mittelalter ist jedoch allen Concordaten und dem Culturkampf zum Trotz so ziemlich vorüber; für den modernen Menschen ist eine solche Askese unverständlich und bleibt als Grund des Handelns ausgeschlossen; so lassen wir den Knoten, welchen Schuld, Dummheit und Bosheit der Menschen und des Schicksals geschlungen, ungelöst; möge jeder die Sache deuten, wie es ihm beliebt.

Das Hamerlingdenkmal in Mürzzuschlag.

Mürzzuschlag voran — Graz hinten dran! Beim Hamerlingdenkmal nämlich. Durch kräftige und werkthätige Anregung eines verdienten Mürzzuschlager Bürgers — Toni Schruss, Besitzers des Hotels „Post" — ist in der Au bei Mürzzuschlag ein Hamerlingdenkmal entstanden. Eine überlebensgroße Büste in Medaillenform, vom heimischen Bildhauer Josef Einspinner meisterhaft ausgeführt, zwischen mächtigen Bergen in Waldesdunkel an einer hohen Felswand angebracht, zu Füßen die rauschenden Wellen der klaren Mürz — wohl das eigenartigste und stimmungsvollste Monument, das die Steiermark besitzt.

Die Enthüllung hat stattgefunden am 15. August dieses Jahres unter Beisein einer großen, herzgehobenen Volksmenge. Gelegentlich dieses schönen Dichterfestes hat der Hamerlingforscher Professor M. M. Rabenlechner eine Festschrift herausgegeben, die an vornehmer Ausstattung und an poetischem Inhalt wertvoll ist. Dieselbe enthält das Bild des Denkmals, ferner eine bildliche Darstellung, wie der Dichter auf seinem Besuche des Ortes Mürzzuschlag im Jahre 1867 sinnend an einem Baumstamm lehnend die herrliche Gegend betrachtet, und andere dem Text sich anschließende Illustrationen. Der Festschrift, die auch Originalbeiträge von Hamerling selbst enthält, sind die folgenden Huldigungsgedichte entnommen.

Manenopfer!

Wo du schauend einst gewandelt, zwischen Fels und Wiesenplan,
Zünden treue Enkelscharen dankend dir das Opfer an.

Nordlichtgleich die Flamme züngelt; als Fanale, goldig-rein
Über Thal und Bergeshöhen schweift der mächt'ge Widerschein;

Schweift bis an des Dachsteins Zinne, weckt im Horst den Steireraar:
Stolz das Aug' — entrauscht der Adler her zum heiligen Altar!...

Betend flüstert die Gemeine, die auf ihren Knien ruht:
„Kind und Kindeskinder streuen Weihrauch noch in diese Glut."

Michael Maria Rabenlechner.

* * *

An Robert Hamerling.

Heil dir, mein Robert Hamerling,
Du kostbar edler gold'ner Ring
In deutscher Dichtung Kette:
Gelobt wirst und geliebt du sein,
Solange Donau noch und Rhein
Stolz zieh'n in ihrem Bette.

Solange nicht das Häßliche,
Das Ekliche und Gräßliche
Als Kunst gilt Deutschlands Söhnen:
Solange Schillers, Goethes Geist
Die schöne Wahrheit leuchtend weist
Als Ziel des wahrhaft Schönen.

Felix Dahn.

* * *

An Robert Hamerling.

(Zum 24. März 1880.)

Ein halb' Jahrhundert ist verrollt
Dir Priester der ewigen Schöne,
Heut' möcht' ich dem klingenden Saitengold
Entlocken die reichsten Töne.
Ein hohes Lied zu deinem Preis
Voll Andacht möcht' ich singen,
Ein immergrünes Lorbeerreis
Um deine Locken schlingen.

Es werden and're mit Lorbeerzier
Dir Stirn und Schläfe schmücken;
Nur wilde Blumen blühen mir,
Die will ich für dich pflücken.
Es werden and're mit Hochgesang
Dich Sängerhelden preisen. —
Das Lied, das meiner Brust entsprang,
Du wirst's nicht von dir weisen.

Du dienst der Muse am Hochaltar,
Ich nur in der Seitenkapelle.
Darf reichen dir die Rechte dar
Ein fahrender Geselle?
Es haben an deinem Ehrentag
Auch Stimme die kleinen Geister. —
D'rum lass ich's schallen wie Finkenschlag:
Heil dir, du wack'rer Meister!

Adolf Baumbach.

* * *

An Robert Hamerling.

Lang wollt' ich es, doch stets geschah es nicht
Und ward dem nächsten Tage übertragen,
Dank sagen wollt' ich dir für manch Gedicht
Du Edler, Großer; eine Brücke schlagen
Vom Meer zum Fels, vom Strand zum Alpenthal:
Denn uns erwärmt derselben Sonne Strahl,
Denn uns erfreut derselben Sterne Schein,
In unser'm Becher perlt derselbe Wein,
Der hoch im Norden mich, wie dich im Süd
Mit süßer Sangestrunkenheit durchglüht.

Nicht d'rum zur Seite will ich mich dir stellen;
Dich ehr' ich unter Deutschlands Dichtern allen,
Du ragst ein Felsen aus dem Spiel der Wellen,
In das zurück die meisten klanglos fallen.
Ein Ahasver, wird auch Deine Name schreiten
Und nicht erlöschen auf der Bahn der Zeiten,
Der Nachwelt, die da sichtet Wert und Schein,
Wird er ein König einst in Zion sein.

Doch mir verstatte, dir die Hand zu reichen,
Als der Verehrung, als der Liebe Zeichen.
Mich treibt's. Dem Einsamen, der seinen Fuß
Nicht in den Lärm der Tageswirren setzt,
Der mehr die Kunst, als Gunst der Menge schätzt,
Entbiete, einsam selbst, ich meinen Gruß.
Die karge Gabe, die ich heut' dir sende,
Nimm freundlich d'rum. Wie einst auf Jovis Knie
Der Menschen Schicksal, lege still ich sie,
Gleichwie ein Dankgeschenk, in deine Hände.

Flensburg, 25./5. 1870. Wilhelm Jensen.

* * *

Musenheim.

Sei mir, Stille, gegrüßt, musenbesuchtes Heim,
Wo von Pappeln ein Paar winkt aus der Ferne schon,
Hier am friedlichen Waldthal,
Dem nur selten ein Mensch sich naht.

Sei mir doppelt gegrüßt, Herrlicher, welcher hier
Manch ein leuchtendes Bild wieder dem Grab entreißt, —
Siehst du öfter die Schatten
Dir nicht dankenden Fußes nah'n?

Einsam singest du wohl, wie die Cicade singt,
Auf still lauschigem Plan, nimmer geseh'n und doch
Fernklingendes Tones,
Mehr als einem zu höchster Lust.

Kühn durchschweifen die Welt, wie es Odysseus that,
Mühsal bringt es so viel, nur der Erinn'rung schön;
Doch wir sehnen uns immer
Nach dem Rauche des heim'schen Herds.

Ach, und was wir in Noth rangen dem Schicksal ab,
Lohnt sich's aller der Müh'n, lohnt es der Thränen sich? —
Längst schon kannte die Menschen,
Wen zum Priester die Muse rief.

Wer den Himmel erstrebt, Stille der Einsamkeit
Bleibt sein irdisches Los. — Hätt' ich doch erst mein Boot,
Nachtumdunkelt, gesteuert
In so friedliche Schattenbucht!

Oskar Linke.

* * *

Robert Hamerling.

Was von den Wundern hehrer Zeit
Fortblühte, schwand, vernichtet,
Zu ew'ger Pracht und Herrlichkeit
Hast du es neu erdichtet.

Georg Ebers.

* * *

Hamerling an der Mürz.

Tannen und Fichten, hochragende Wä de,
Ein rauschender Waldbach von grünlichter Helle,
Vom Waldberg herab die springende Quelle;
Hinziehend, unten, ein lieblich Gelände.
Darüber die Kuppen der Berge ragen,
Die Felsen und grüne Matten tragen.

Da wandeltest du vor dreißig Jahren,
Hast Heil und Erquickung da gefunden;
Du priesest in jenen glückli ten Stunden
Den Erdenflecken, den wunderbaren,
Und hauchtest dein Lieben, Sehnen und Dichten
Hinein in die heiligen Schatten der Fichten.

So sei auch dein Bildnis da festgehalten! —
Die Dichterweihe kein Sturm verweht,
Der ragende Denkstein nimmer vergeht,
Nimmer — gleich deiner Dichtung Gestalten. —
Und Wellen eilen und Volk und Zeit
Vorbei an deiner Unsterblichkeit.

Toni Schruf.

Der Fremde, der über den Semmering zu uns hereinkommt, wird nun gleich an der Schwelle der Steiermark ein Scheffeldenkmal und ein Hamerlingdenkmal finden, und er wird eine gute Meinung gewinnen vom Nationalgefühl der deutschen Steirer, die so innig und stolz ihre deutschen Dichter ehren.

Bücher.

Naturstudien und Christenthum. Von F. Bettex. Dritte Auflage. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1896.)

Dieses merkwürdige Buch unternimmt nichts Geringeres, als das Christenthum — und zwar das dogmatische — mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen! Mit warmer Freude an jedem Fortschritt, der die Menschen glücklicher macht, mit redlicher Begeisterung für die Wissenschaften, die uns ein tiefes und weites Licht aufgethan haben über Erd' und Himmel, mit kindlichem Glauben an die Gottheit Christi und die Unsterblichkeit unserer Seelen im evangelischen Sinne führt er den Leser dort hin, wo ihm wohl ist. Wohl ist ihm, wo der Zwiespalt aufhört und der Einklang anhebt. Nicht die glücklichsten Stellen sind jene, wo er Dogmen wissenschaftlich begründet, darum eilt der Verfasser ziemlich flüchtig darüber hinweg und begnügt sich mit dem negativen Beweis. Den Materialisten setzt er hart und erbarmungslos zu. Er behauptet, der Materialismus im Sinne eines Vogt, Häckel und anderen sei gar nicht wissen-

schaftlich, sei nur ein Glauben. Denn beweisen lasse es sich nicht, dass kein Gott sei, dass der Mensch nach seinem leiblichen Tode ganz aufhöre zu sein. Die wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit spreche vielmehr für die christliche Annahme und endlich sei ja jedes menschliche Wissen irgendwo zu Ende, wohinter das Reich des Glaubens beginnt. Er sagt, dass die naturgemäße Wissenschaft der Bibel nicht widerspreche und er sagt weiter: Wenn ich zwar nicht in gewöhnlichem Sinne beweisen kann, dass Gott und ein ewiges Leben ist, so könnt ihr Materialisten ebensowenig beweisen, dass er nicht ist. Über einen einzigen bösen Punkt, über den keiner hinauskommt, ist allerdings auch unser glühender Bekenner der Gottheit und ewigen Gerechtigkeit nicht hinausgekommen. Sein Dreieck, mit dem er schließlich Welten und Ewigkeit misst, heißt Glaube, Liebe und Hoffnung.

Nach diesen Bemerkungen glaubt der Leser am Ende, dass wir es mit einem zelotischen Kirchenwerke zu thun haben. Dann beschwöre ich ihn, dass er es lese, damit er zu seiner Freude überzeugt wird, dass dem nicht so ist. Es ist ein weltfroher, lebenslustiger, himmelaufjauchzender Geist, der uns hier begegnet. Seine Vertrautheit mit allen Wissenszweigen ist bewunderungswürdig, noch bewunderungswürdiger aber seine Art, wichtige und schwierige Dinge der Wissenschaft auf eine so herrlich einfache Weise zu sagen, mit so viel Humor und heiterem Glanze auszustatten, dass auch für jeden Laien das Lesen ein wahrer Genuss ist. Dieses Heft enthält an anderer Stelle aus dem Capitel „Evolution und moderne Weltanschauung" einen Auszug unter dem Titel „Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert", in welchem mit prächtiger, liebenswürdiger Ironie die Ideale der modernen Menschheit gegeißelt werden. Übrigens bietet das Werk viele und große Partien, in welchen unseren Wissenschaften und Entdeckungen ein ehrliches Loblied gesungen wird, und zwar mit der Wärme eines Deutschen und mit dem Esprit eines Franzosen. Diese Ausflüge in die Naturgeschichte — gehen sie nun ins unendlich Große der Astronomie, oder ins unendlich Kleine der Chemie, in den Geist der Sprache oder in das Getriebe des Socialismus ein — dürften für viele die wertvollsten Partien des Buches sein. Nicht nachstehen jene, wo der Verfasser zum Sittenschilderer und Bußprediger wird. Aber menschlich und poetisch sind die Capitel am wertvollsten, in welchen dem Guten und Schönen und der Gottheit ein hohes Lied gesungen wird. Bei der Flut von religionsphilosophischen Schriften verwirrten und verwirrenden Sinnes, die in unseren Tagen wieder auftauchen, betrachte ich es für mich nachgerade als ein Glück, dass mir dieses Werk „Naturstudium und Christenthum" von F. Vetter in die Hand gekommen ist. Es war mir ein Licht und eine Labe zugleich. Und damit es das auch anderen werde von solchen, die guten Willens nach dem Wahren und Seligmachenden ringen, darum, mein Leser, sei dir das Buch aufs angelegentlichste empfohlen. R.

Steierische Geschichten. Von Hans Grasberger. (Leipzig. Verlag von G. H. Meyer. 1897.)

Hans Grasberger ist fruchtbar geworden, und ein Buch nach dem anderen legt er uns auf den Büchertisch.

Diesmal sind es drei steierische Geschichten, die einen stattlichen Band füllen. Sie tragen im großen Ganzen alle drei das Gepräge von Grasbergers Eigenart an sich: eine empfindsame Einfachheit, die allem unnöthigen Aufputz ängstlich aus dem Wege geht und mit ruhigen, wohlüberlegten Strichen und feinen, gutangebrachten Schnörkeln den erfassten Stoff zierlich darstellt.

Sie tritt umso günstiger hervor, je besser der gewählte Stoff sich zu dieser Behandlung eignet — und da muss ich sagen, dass Grasberger mir doch noch mehr als berufener Schilderer des Altmodischen erscheint, während er den modernen Menschen und Kämpfen weniger siegreich gegenüber steht.

Rococo, Barock, Biedermeierzeit — das sind ergiebige Quellen für seine feingegliederte, decente und dennoch schalkhafte Muse.

Der feuchte, steirische Waldboden hat zu viel derben Erdgeruch für ihr zartes Näschen, ist zu ungeebnet für ihren schlanken Fuß.

Und so kommt es, dass sie oft spielend über Dinge hinwegtrippelt, wo ein fester Bundschuh sich schonungslos einhacken würde.

Sie geht überhaupt tieftragischen Conflicten gern aus dem Wege und wo sie dennoch eine packende Lösung herbeiführen muss, wie in der Erzählung: „Die schöne Castellanin", da thut sie es mit einer geheimen Scheu, mit einer gewissen Zurückhaltung, als wenn es ihr im Innersten widerstrebte.

Die junge, eitle, nach Schönheit dürstende Frau, die furchtlos in die alte Schlossgruft niedersteigt, um sich von der längst verstorbenen Comtesse den Schmuck für eine kleine Abendgesellschaft auszuborgen, und dann, als nach Tagen der Verdacht der Leichenschändung auf sie fällt, sich am Fenster erhängt — das wäre eine ergreifende, großartige Gestalt geworden, wenn sie ihr Schöpfer mit noch kühnerem Pinsel gemalt hätte.

Vor allem hätte die Liebe, die leidenschaftliche Sehnsucht, einem Einzigen zu gefallen, sie zu dieser Unthat mitverleiten müssen. Aber Grasberger gibt der Liebe selten die führende Rolle in seinen Büchern, und wo es der Fall ist, wie in der „Frau mit der weißen Leber", da spielt doch ein gut Stück Bauernklugheit mit und macht ihr den Rang streitig. Übrigens

eine muntere, lehrhafte Geschichte, — die „weiße Leber", die als Symbol der Männersüchtigkeit gilt, verwandelt sich zur rechten Zeit in ein braves, verliebtes Weiberherz und der bäuerliche Aberglaube hat wieder einmal unrecht gehabt.

„Der Strohwisch" hält die Mitte zwischen den beiden anderen Erzählungen. Da gibt's weder Gruseln, noch rechnende Klugheit, — sondern ein ehrlich „normales Zusammenkommen" von zwei netten Liebesleuten. Eine ruhige Bauerngeschichte in fröhlicher Beleuchtung.

Gewidmet ist das Buch dem Freunde des Verfassers: Peter Rosegger, und der Verleger hat auch sein Verdienst an diesem neuen Werke Grasbergers: es ist reizend ausgestattet.

S. v. K.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Dritte Sammlung. (A. Edlinger. 1897.)

Dorfgeschichten gelten sonst als Hausmannskost. Die Karl Wolf'schen gucken mich an wie Leckerbissen. Ich pflege auf einmal nicht viel davon zu nehmen, denn in den meisten einzelnen Stückchen ist schon alles enthalten, was unserem literarischen Gaumen wohlthut. Eine zumeist originelle Thatsache, die erzählt wird, ein Bauerndialect, so würzig wie Wildkirschen und ein köstlicher Humor, wie er eben so aus der Sache herauswächst. Auch in dieser dritten Sammlung seiner „Geschichten aus Tirol", welche eine Menge kleiner, vorwiegend heiterer Stücke enthält, finden sich alle Vorzüge des Meraner Erzählers und Schilderers wieder, ja mich dünkt, seine Urfrische hat nicht ab-, seine Meisterschaft aber noch zugenommen.

R.

Berthold Sigismunds Kind und Welt. Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Chr. Ufer. Zweite vermehrte Auflage. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1897.)

Ein kleines, aber bedeutsames Büchlein, längst anerkannt als einzig und bahnbrechend in der Literatur über die Kinderwelt. Das Büchlein schildert die Entwickelung des Kindes von der Geburt bis zum Lächelnlernen, Sitzenlernen, Laufenlernen, Sprechenlernen. Die Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers erweitern den Gehalt des Werkchens wesentlich. Doch wünschten wir einen zweiten Theil: die geistige Entwickelung des Kindes etwa bis zum fünften Jahre fein beobachtet, mit warmem Humor, reich mit Beispielen aus dem Kindesleben versehen. Wer schreibt es?

M.

Stephan Milow. Eine literarische Skizze von Max Morold. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Die mit dem Bildnisse Milows geschmückte Schrift enthält in wärmsten Worten eine eingehende Würdigung des Dichters und seiner Werke. Wir hätten dieser philosophischen Seite der Schrift gerne auch eine eingehendere Biographie Milows beigefügt gesehen. M.

Allerhand Volk und Land. Guckkastenbilder von Floridus Blümlinger. Mit dem Porträt des Verfassers und vielen anderen Bildern von Bertrand Zallinger. (Urfahr-Linz.)

Hübsche, zumeist humoristisch gefärbte Genrebildchen aus dem Volksleben, denen Josef Wichner, zu dessen Schule sie gehören, ein empfehlendes Vorwort geschrieben hat. Der schlichte muntere Stil Blümlingers, sowie seine leichtfasslichen, stets sittlichen Stoffe dürften dem Büchlein viele Freunde verschaffen, besonders in katholischen Kreisen. Der Verfasser ist ein oberösterreichischer Ordenspriester, aus dem Volke hervorgegangen, das er gründlich versteht, in seinen Alltagsgestalten prächtig schildert und dadurch für dasselbe ein richtiger Schriftsteller geworden ist. Das Büchlein bringt ein Bild des Verfassers und sonst noch manches zum Angucken.

M.

Das „edle Weidwerk" und der Lustmord. Von Magnus Schwantje. (München. August Schupp. 1897.)

Wer ohne Rücksicht auf die heutigen Sitten und Vorurtheile darüber nachdenkt, worin die Freude am Jagen bestehen mag, der muss erkennen, dass es nur die Lust zum Tödten, also die Grausamkeit ist, welche die Jagd zum Vergnügen macht. Der Einwand, dass der Aufenthalt in der schönen freien Natur, die Körperübung, die Gefahren u. s. w. die Ursache der Freude wären, ist windig, all diese Vergnügungen sind auf andere Art besser und reiner zu erreichen, und die Nothwendigkeit zum Jagen hört auf, sobald die Hegung der Thiere aufhört. Das Jagdvergnügen, wie alle Grausamkeit, ist mit dem Geschlechtstrieb in engem Zusammenhang. Den Auerhahn gerade in seiner geschlechtlichen Obliegenheit zu schießen, ist für den Jäger die höchste Lust. In ähnlichen Gedanken bewegt sich das ausgezeichnete Schriftchen Schwentjes, dann schildert es die Abscheulichkeiten der Parforcejagden, z. B. wie das Wildschwein vorher eingefangen wird, um ihm den Stoßzahn auszubrechen, und wie man das Thier dann wieder frei lässt, um es von Hunden bis zur Ohnmacht hetzen zu lassen; nachher wird es von einem Jäger noch am Hinterlauf gehalten, damit sich die Hunde dran sattbeißen können. Aber Hubertus war ein Heiliger und doch auch ein Jäger. Ja wohl, Hubertus war ein grausamer Jäger, bis er durch die Erscheinung eines Crucifixes zwischen den Hirschgeweihen sich bekehrte und den abscheulichen Sport aufgab. Sehen die Herren Jäger nicht den Widersinn, dass sie sich einen Gegner der Jagd, einen Bekehrten, zum Schutzpatron ihrer schmählichen Lust gemacht haben? —

Dieses Büchlein „Das ‚edle Weidwerk‘ und der Lustmord“ sollte sehr verbreitet werden, damit es endlich dem Volke klar werde, welch einen schändlichen, wenn auch wohl zumeist unbewussten Urgrund das Jagdvergnügen hat! Und dass es Zeit wäre, die Ausübung dieser rohen und wilden Leidenschaft gebürend zu bestrafen.“ R.

Allerlei Hobelspäne aus meiner Werkstatt. Gesammelte Aufsätze allgemein pädagogischen, sowie didaktischen Inhalts, geschrieben für Lehrer und Erzieher. Von Franz Mohaupt. Mit einer Vorrede von Dr. Otto Willmann. (Böhm.-Leipa. 1897.)

Man wird wohl wenige Bücher finden, die für Lehrer und Erzieher so überaus empfehlenswert sind, als dieses. In einer warmen, oft heiteren Weise sagt hier ein tüchtiger und wackerer Schulmann so viel Wahres und Wichtiges, dass ich besonders jungen Lehrern die Anschaffung des Buches nicht genug ans Herz legen kann. M.

Das Liebesleben Napoleons I. Nach Äußerungen der Zeitgenossen von Josef Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther 1897.)

Dem deutschen Publicum liegt hier ein Werk vor, welches als eine wertvolle Ergänzung von Friedrich Massons vielgelesenem „Napoleon und die Frauen“ aufzufassen ist. Was Herr Masson verschwiegen hat, oder in ein wohlthuendes Halbdunkel rückt, um seinen Helden nicht zu verunglimpfen, das erzählt Josef Turquan ohne Rückhalt: was an Poesie verloren geht, gewinnt die historische Wahrheit!

Gewalthätig im Frieden wie im Kriege, als Herrscher wie als Schlachtenheld, war Napoleon auch den Frauen gegenüber, war er auch als Liebhaber ein gewaltthätiger Mensch. Bezeichnet wird dies durch die Worte, welche er an eine Pariser Schauspielerin richtete, und die er zu einem Besuch in sein Garçonlogis nach den Tuilerien hatte auffordern lassen — es sind die brutalen Worte: „Déshabillez-vous!“

Das Werk liest sich wie der spannendste Roman. V.

Die Rixdorfs. Von Hermann Heiberg. (Leipzig. Gustav Fock.)

Unter obigem Titel ein Roman, der zunächst in ergreifender Weise schildert, wie Habsucht, Gier und Herrschsucht, von Jugend auf sich selbst überlassen, die Seele eines bedauernswerten Menschen zerreißen. V.

Unter dem Titel **„Unserer Vöglein Noth“** (Berliner Thierschutzverein) hat die bekannte Münchener Schriftstellerin Anna Maier-Bergwald eine Frage, die in den weitesten Kreisen Besorgnis erregt, die Vertilgung unserer Vögel, in einem Cyclus von Gedichten behandelt.

Niemand wird ohne Ergriffenheit die warmen Klänge vernehmen, und wer sie zu seinem Herzen sprechen lässt, wird gewiss bestrebt sein, mitzuhelfen, dass unseren, mit völliger Vernichtung bedrohten Vögeln Rettung gebracht werde — in letzter Stunde. V.

In dem dritten Heft der bei Karl Fromme in Wien unter der Leitung von Dr. J. W. Nagl und Professor J. Zeidler erscheinenden **„Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“** wird der interessante Beweis geliefert, dass die alte Nibelungenstrophe in den heutigen sogenannten Doppeltänzen der oberösterreichischen Bauern erhalten ist. An Ländlermelodien wird gezeigt, dass es heute noch möglich ist, die alte Strophenform nach der volksthümlichen Weise zu singen. V.

Der Markt Hopfgarten im Brixenthal und seine Umgebung, mit besonderer Berücksichtigung der Hohen Salve von Josef Steiner. (Fremdenverkehrs-Comité Hopfgarten. 1897.)

Das Werkchen ist in seiner übersichtlichen Eintheilung und knappen Beschreibung des dem Fremden Wichtigen musterhaft, mit guten Bildern, einer Karte und einem vortrefflich gezeichneten Panorama versehen. M.

Büchereinlauf.

Ostseemärchen von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Phantastische Geschichten. Drei Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geschichten von Max Kretzer. (Leipzig. A. Schumann.)

Chiemsee-Novellen von Emma Merk. (Leipzig. A. Schumann.)

Aus dem Verlage E. Pierson in Dresden:

Singvogel — sing! Gedichte von Paul Albers.

In den Tag hinein. Novellen von Balduin Groller.

Ritter, Tod und Teufel. Komödie in einem Act von Rudolf Lothar.

Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar.

Moderne Menschen. Skizzen von T. Sybrand.

Kynast. Ein Sang aus Rübezahls Bergen von Karl Schwell.

Primula veris. Gedichte von Gotthold A. Neeff.

Sophrosyne. Neue Gedichte von Paul Lanzky.

Vergangenheit. Gedichte und Skizzen von Paul Rüthming.

Friedhofsblüten. Gedichte von Arthur von Erlenfels.

König Saul. Drama in vier Aufzügen von Dr. Adalbert von Hanstein. (Leipzig. Gg. Freund. 1897.)

D' Einweicht. Drama in einem Aufzug mit Verwandlung von Maria Ronneck. (Brünn. W. Burkart.)

Sie schreiben?! Bilder und Erzählungen von Willibald Böhm. Mit einem Vorwort von F. X. Reitterer. (Budweis. 1897.)

Idyllen aus Kärntens Gauen. Poetische Schilderungen von Adolf Hagen. (Verlag der „Kärntner Allgemeinen Volkszeitung". 1898.)

Gedichte von Julius Jakob Strauß. (Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.)

Halt! Wer da? Lieder aus dem deutschösterreichischen Feldlager. Von Karl Pröll. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Verse von Hugo Terberg. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Balladen und Lieder von Georg Edward. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Aus der Hoamat. Niederbayerische Gedichte von Elise Beck. (Leipzig. Walther Fiedler.)

Das festliche Jahr. Vierte bis sechste Lieferung. (Leipzig. H. Barsdorf. 1897.)

Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Georg Brandes.

Die romantische Schule in Deutschland. Übersetzt von Adolf Strodmann.

Die Reaction in Frankreich. Übersetzt von Adolf Strodmann.

Der Naturalismus in England. Übersetzt von Adolf Strodmann.

Die romantische Schule in Frankreich. Übersetzt von W. Rudow.

Das junge Deutschland. Übersetzt von A. v. d. Linden. (Leipzig. H. Barsdorf. 1897.)

Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Julius Hart. Erscheint in vierzig Lieferungen. (Neudamm. Neumann.) 1897.)

Postkarten des „Heimgarten".

Kühnhaupt. Thäten es recht gern, aber es ist halt keine Aussicht. Jeder halbwegs Gebildete kann Verse machen und muss es können. Aber ein Dichter ist etwas anderes, bei dem ist es im Grunde gar nicht nöthig, dass er gerade Verse machen kann.

M. H., Wien: Der Aufsatz „Religionsunterricht" in Nummer 30 bis 32 der „Grenzboten" 1897 hat gewiss viel Bemerkenswertes und Wahres, kann aber auch leicht missverstanden werden. Dass die Lehre des neuen Testamentes den Staaten und Kirchen gerade entgegen ist und deshalb vielfach unterdrückt wird, muss nur erst einmal offen eingestanden werden.

P. W., Linz. Den erwähnten, ausgezeichneten Aufsatz „Aus dem neuen und alten Paris" von Paul Lindenberg finden Sie in „Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften", Juli- und Augustheft 1897. Durch nichts können Sie sich so kurz und gut über Frankreichs Hauptstadt und ihre Geschichte unterrichten, als durch diese mit Bildern reichgezierte Beschreibung.

M. H., Oldenberg. Die Geschichte im „Stoansteirisch", „Wia der Irzdechant der Gschlosslieserl Ohbitt leistet", ist eine Bearbeitung aus „Hockewanzel" (Warnsdorf. Strache), dessen Verfasser sich nicht genannt hat.

W. Z., Wien: Natürlich „zahlen" wir auch für Gedichte. Fast jedes Gedicht, das wir abdrucken, kostet uns mindestens ein halb Dutzend Abonnenten.

J. P., Horn: Gelegentlich mit Dank abdrucken.

K. K., Weißenbach: Recht gerne. Doch auf einmal nicht zu viel des Guten. Hübsch allmählich.

„Pages littéraires et musicales". Dem unbekannten Dresdener Freund tausend Dank.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

2. Heft. November 1897. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am sechsten Sonntage 1897.

Beim Mädel, nicht wahr, bin ich stehen geblieben, das vorigemal.

Vergegenwärtigst Du Dir die „Sixtinische“, mein Freund? Nichts fehlt der Barbel dazu, als das Kind. Bei Euch in N., oder in einem sonstigen Sündennest wäre dieses Wesen nicht möglich. Nicht möglich, sage ich Dir! Die begehrenden Augen der Männer hätten diesen Hauch der Wangen, diesen Schmelz der Augen längst versengt. Sie hätten diese Lippenknospen längst versehrt und diese reine, herbe Seele längst zu einem koketten Damengeistlein gemacht. Ich gönne das Mädel keiner Stadt und keinem Palaste, ich gönne es niemandem, auch Dir nicht — auch mir nicht. Ich stehe abseits und betrachte es voller Ehrfurcht, das dumme Ding, das seit zwei Wochen kaum dreißig Worte zu mir gesprochen hat. So ernsthaft und verschlossen sein, wenn man so lachend aufgeblüht ist! Nur mit dem Rocherl scherzt und herzt sie, mit dem durchschossenen Bruder. Wenn das Mädel bei ihm ist, thut ihm kein Blei weh in der

Hand, da lacht er und schalkt und schaut ihr so treuherzig ins Gesichtlein, dass ich alle Wand- und Thürfugen preise, trotzdem manchmal der Wind durchzieht. Ich für meinen Geschmack wüsste keinen feineren Guckkasten.

Kniete sie gestern vor dem Bette, streichelte seinen verbundenen Arm und sagte voller Zärtlichkeit: „Armes Handerl, du! Geh', sei gescheit, und thu nit weh! Ich will dir nachher zu Lohn was Schönes schenken."

„Wenn das Kügerl nicht heraus will!" meinte der Bursch.

„So soll's drinnen bleiben. Hat der Mensch so viele Knochen im Leib, wird er wohl auch bissel ein Blei vertragen mögen."

„Was halt nit hineingehört, das thut kein gut", sagte er traurig.

„Musst nit verzagt sein, Rocherl", tröstete sie. „Immer eins hat was in sich, was nit dazugehört. Darf auch nit verzagen . . ."

Und das hat sie plötzlich mit einer so großen Traurigkeit gesagt, dass mir ganz kalt worden ist über den Rücken. —

Am Tage vor Lichtmess war aus Hoisendorf herauf ein alter Mann gekommen, der hatte an der Hausthür einen Spruch aufgesagt, den ich zur Hälfte nicht verstanden, zur anderen Hälfte wieder vergessen habe. Ich glaube, von der Mutter Gottes hat er gehandelt und die Pointe war — Geld. Der Alte gieng zu den Häusern umher, um Geld zu sammeln für die Altarkerzen im Hoisendorfer Kirchlein, damit dort bei allen Gottesdiensten des Jahres die Lichter brennen können. Zuerst gieng er zum Hausvater und hielt ihm ein blauangestrichenes Trühlein vor: „Unsere liebe Frau schickt mich in Euere ehrengeachtete Hütten und lasst um ein frommes Lichtmessopfer bitten!"

Der Hausvater holte von der Wandleiste ein altes Lederbeutlein herab, nestelte eine Münze heraus, küsste sie ehrerbietig und legte sie in das Trühlein. Der Alte kläubelte es wieder heraus, beguckte es von beiden Seite und sagte: „Adam, du hast sonst allemal ein Zwanzigerl gegeben."

„Ist eh eins, ist eh eins." So der Bauer.

„Sein thut's eins, aber was für eins! Sonst waren's zwanzig Kreuzer, heut' sind's zwanzig Heller. Du hörst, Bauer, Nickel nimmt keine Weih' an."

„Und Silber haben wir keins mehr", antwortete mein Hausvater bedächtig. „Bei den schlechten Zeiten wird wohl auch die Himmelmutter in der Mess mit ein paar Kerzen weniger zufrieden sein müssen."

„Paar Kerzen weniger? Das thät's nit. Gelt, Bäuerin, ehrengeachtete, in deiner Hütten! Auch dich lasst unsere liebe Frau um ein frommes Lichtmessopfer bitten." Damit wandte er sich an die Hausmutter.

Diese gab einen Nickelzehner, unter besonderer Bedingung, dass in der Kirche beim Schutzengelbild eine Kerze gestiftet werde.

„Eine Kerze gestiftet? Für das da? Du bist spassig, Bäuerin."

Nach dieser geringschätzigen Rede trat der Mann in die Kammer an den Rocherl, der auf seinem Bette saß, und sagte denselben Spruch.

Der Bursch wurde ganz roth im Gesicht, so blass er sonst war, schaute hilflos um sich und blieb stumm. Denn, wie mir schien, er besaß nichts.

Da mischte sich die Barbel ein: „Wartet ein wenig. Ich hab' sein Geld in Verwahrung." Aus ihrem blumigen Gewandkasten holte sie ein Münzlein hervor. Der Alte sah's, schnalzte mit der Zunge: „Hau! da ist ja noch eins! Adamshauser, zu deinem schönen Töchterl sind sie gelaufen, die Silbernen. Ich glaub's. Ich thät's auch. — Vergelt dir's Gott, Jungfrauelein, viel Glück und Segen! Einen sauberen Mann! Und viel Kinder daneben!"

Das Mädel wandte sich rasch seitab.

„Schau, da ist ja noch einer, den die Mutter Gottes grüßen lasst!" Damit wendete sich der Sammler an den Schulknaben, den Franzerl, der in seinen weißen Hemdärmlingen so lange unvorsichtig herumgestanden war und sich an dem possierlichen Bettler ergötzt hatte, bis das Schicksal nun auch ihn antrat. Er machte aber nicht viel Umstände, griff in den Sack und gab zwei Heller. Das that er mit solcher Sicherheit, als ob der ganze Hosensack voller Schätze wäre. Es war aber das einzige Geldstück gewesen, das er wahrscheinlich je besessen, er hatte es tagsvorher vom Schullehrer erhalten, als Botenlohn für ein ausgerichtetes Brieflein.

Endlich, als alle übrigen abgeschabt waren, stand der alte Kracher auch vor mir fest und sagte: „Gibt der nichts?"

Ich reichte ihm einen Zwanziger: „Auf ein kleines Trinkgeld, Alter!"

Nun, Freund, da kam ich aber an!

Er hielt die Münze in der flachen Hand: „Auf ein Trinkgeld? Wieso? Glaubst du, ich geh' Trinkgelder betteln wie ein Hausknecht im Einkehrhaus? Du Racker, du! Was bist denn für einer, dass du kein Licht brauchst beim Herrgott! Du Dusterer-Mannl, du! — Heb's weg, das Zwanzigerl!"

„Na, na, so schlimm ist es ja nicht gemeint gewesen", wollte ich begütigen.

„Heb's weg, sag' ich!"

„Soll auch von mir als christliche Gabe der Kirche vermeint sein!"

„Wir brauchen's nit!" schrie er und schleuderte das Geldstück zu Boden, dass es ein paarmal ganz entrüstet aufhüpfte.

Und hat mich jetzt der Hausvater in Schutz genommen: „Musst nit, Schragerer, 's ist der neue Knecht. Ein Zugereister. Weiß nichts vom heiligen Brauch. Beten thut er eh fleißig."

Hat der Mann den Zwanziger doch aufgehoben, ins blaue Trühlein gethan, hat wieder einen gereimten Spruch halb gesagt, halb gesungen, und ist endlich fortgegangen.

Als letzte Post ist es mir übrigens gar rührend vorgekommen, dass die armen Leute Geld zusammenschießen für das Licht am Altare. Und am Lichtmesstag, als ich mit dem Hausvater nach Hoisendorf hinabgegangen, ist die ganze, bescheidene und doch so würdige Feierlichkeit zu sehen gewesen, wie bei vielen brennenden Lichtern vom Curaten die neuen Kerzen geweiht wurden, wobei auch der junge Lehrer, ein Licht in der Hand, laut lateinische Sprüche sagend, behilflich sein musste.

Was nun aber mein Hausvater über mein „fleißiges Beten" sagt, das unterschreibe ich nicht bedingungslos. Ein Mensch, der zur Abendstunde, wo er gewohnt ist, im Bierhause bei Pilsner und Rostbraten zu sitzen, im Kreise ausgelassener Gesellen, der, sage ich, nun zur selben Abendstunde täglich auf dem Schemel knien, die Ellbogen an die Tischkante stützen und gemeinsam mit den Hausgenossen das Rosenkranzgebet murmeln muss! Du kannst Dir's vorstellen. Es dauert mit allem Drum und Dran eine halbe Stunde lang. Mein sackvoll Stadtsünden, die ich mitgebracht — sie sind alle verbüßt. Nicht durch das Beten, denn das meinige dürfte nicht viel gelten, auch nicht durch das Hocken auf dem Brett, wobei Knie und Ellbogen die vier Ständer sind, auf denen der ganze Kerl basiert, als vielmehr durch das Ankämpfen gegen den abscheulichen Lachreiz. Wie Bauersleute beten, hast Du das schon einmal gehört? Ernstlich betrachtet ist ja gewiss nichts Komisches dran, aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz gesehen, womit sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beteten, diese bekümmerten Menschen! Immereinmal geschieht's wohl auch, dass sie den geistlichen Rath „Bete und arbeite" gleichzeitig zur Anwendung bringen; thut während des Rosenkranzes der Hausvater Späne klieben, die Hausmutter kochen, die Barbel spinnen, der Rocherl und der Franzel auf dem Tische Bohnen klauben und säubern, die wir am nächsten Tage zu essen bekommen. Und ich? Ich hocke halb sitzend und halb kniend auf der Bank, murmele mit und trachte es zu vertuschen, dass mir weder das Vaterunser noch das Avemaria wörtlich bekannt ist. Diese Unwissenheit könnte mir den Dienst kosten.

Meine Aufführung hat mir ohnehin schon einige Rügen eingetragen. Die Ungeschicklichkeit in der Arbeit, die ich Dir nächstens beschreiben will, wird mir bis jetzt nicht schwer aufgemessen, aber dass der „zugereiste" Knecht weder vor noch nach dem Essen ein Kreuz macht über Stirn, Mund und Brust, dass er beim Nockenessen die Gabel mit der linken Hand zum Mund führt, dass er die Suppe nicht aus der gemeinsamen

Schüssel essen will, sondern sich auf einen Teller herausschöpft, dass er sich täglich mit Seife wäscht und sogar mit einer kleinen Bürste die Zähne scheuert, dass er sonntags wie werktags das gleiche Gewand am Leibe hat, dass er seine Bartwildnisse stehen lässt, anstatt sich allsamstägig säuberlich zu rasieren, und andere Unarten — das hat mir der Hausvater schon ein paarmal in aller Güte vorgehalten, die Hausmutter mit schärferen Worten verwiesen.

„Hansel", sagte sie vor zwei Tagen, „mit deiner Hoffart wirst du uns noch die Kinder verderben! Wo die jungen Leut' jetzund eh allerhand Dummheiten im Kopf haben, fehlt so ein schlechtes Beispiel just noch. Du, ich sag' dir's, Hansel, sobald mir der Schulbub so ein grausliches Zahnbürstel heimbringt, nachher kannst dir um einen anderen Platz schauen. Ich leid's nit."

Ja, mein Guter, bei den Bauern braucht man nicht erst die „Fliegenden Blätter" zu lesen, da gibt's auch so blutigen Humor genug.

Statt einer Zahnbürste scheuert sich der Hausvater hierorts den Mund mit einem Hanflappen, denn er dann allemal wegwirft. Statt des Kammes strählt er sich das Haar mit den fünf Fingern. Als Trinkgefäß am Brunnen benützt er die aufgebogene Hutkrempe. Nichts Nothwendiges entbehren diese Leute und wissen sich in allem zu helfen. Unsereiner sieht überall den Mangel. — Zweimal ist der Mensch bedürfnislos, im Naturzustande und im höchsten Grade der Bildung. Was dazwischen liegt — dass Gott erbarm'! Jeder Wunsch gebärt im Augenblicke der Erfüllung sieben neue, und vor lauter Wünschen kommen die Leute zu keinem Genießen. — In voriger Woche war so ein Agent für alles da, der Hausmutter wollte er ein rothgepolstertes Sofa anschwatzen, sie gab zur Antwort, auf der Bäuerei brauche man kein Lotterbett, er solle sich selber drauf legen! — Hierauf beklagte sich der Handelsmann über den Mangel an Bildung bei diesen Leuten, kam mit mir in ein Gespräch und behauptete, Bedürfnislosigkeit sei ein Zeichen der Lebensroheit, je höher die Cultur, desto mehr Bedürfnisse. Ich wäre am liebsten so ungebildet gewesen, ihn zur Thür hinauszujagen. Ist nicht das die höchste Cultur, in der der Mensch genießt, anstatt vermisst, in der er möglichst einfach im richtigen Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur seine Fähigkeiten bethätigt, seine Sinne sättigt? Die Schaffung künstlicher Bedürfnisse ist die Schaffung von Unzufriedenheit; ein Ablenken vom ursprünglichen harmlosen Natur- und Lebensgenießen, der daraus hervorgehende Zustand ist ein ödes Übersättigtsein und Ungesättigtsein zugleich. Wenn das Cultur ist, dann schützet mir die Wilden. Diese Cultur erzeugt alle denkbaren Dinge und dem Menschen tausend Organe, um sie zu fassen, aber nicht tausend Herzen, um sie zu genießen. Ein Herz soll mit all dem möglichen und unmöglichen Tande fertig werden — und

dann wundert man sich über die Verflachung, Unbeständigkeit, Treulosigkeit, Blasiertheit und den Lebensüberdruss des modernen Menschen. Bedürfnislosigkeit ist Reichthum und Unabhängigkeit. Der vollkommene Mensch besitzt nichts und genießt alles. Wer auf jedem Holzbalken und Steinboden so gut ruht, wie auf einem rothgepolsterten Sofa, dem ist die ganze Welt voll Sofas. Wem ein Trunk Wasser an der Quelle so gut schmeckt wie feine Johannisberger Auslese, dem sprudelt aus jedem Berg- und Waldbrunnen edelster Rheinwein. Wer sich an seiner schlichten Berufsarbeit und ihrer Hervorbringung erfreuen kann, der hat Tag für Tag mehr Freude und Genuss, als — alle Wetter! Doctor! Professor! Philosoph, ich werde moralisch! Aber man kann sich nicht helfen, solche Gedanken kommen einem. Allerdings nur vorübergehend, denn zeitweilig, ich sage es Dir im tiefsten Vertrauen, Freund, zeitweilig leide ich den schrecklichsten Hunger nach Welt, nach Dingen, die man hier nicht haben kann. Das heißt, ich leide an den Segnungen der Cultur, ich habe Bedürfnisse, womit ich bin

Dein unseliger Hansel.

* * *

Am siebenten Sonntag.

Lieber Freund und Philosoph!

Ich weiß nicht genau, kann ich Dir dienen mit dieser Ware, oder solltest Du mir jetzt beistehen mit etwas Philosophie! Es ist doch kein Spass, diese Bauernknechtschaft!

Was treibst Du um drei Uhr morgens? Vielleicht kehrst Du jetzt um solche Stunde von einem Balle heim, oder stoßest in einem Kaffeehause die Billardkugeln hin und wieder. Oder liegst Du doch schon in den Federn und bereitest Dich durch das Werk eines modernen Philosophen und durch eine wohlabgelegene Cigarre auf ein sanftes Einschlafen vor? Bei mir im Adamshause macht sich diese späte Abendstunde dadurch bemerkbar, dass mein Dienstgeber mit einem Holzscheit an die Kammerwand pocht: Zum Aufstehen wär's! Anfangs habe ich dieses Scheit furchtbar tragisch genommen und bin aus dem Stroh gesprungen, als wäre eine Feuersbrunst vorhanden. Jetzt lass ich den guten Adam schon zweimal pochen, gestern sogar ein drittesmal, bis er auch noch ausruft: „Hansel! Ich denk', jetzt wär's nimmer zu früh!" Meine Taschenuhr zeigte thatsächlich schon ein Viertel auf vier! — Von der Kälte spricht man im Bauernhofe nicht viel, hat auch keinen Barometer. Nach der warmen Milchsuppe spitzt sich ein lebhaftes Verlangen, vorher heißt's aber auf der Tenne drei Stunden lang Hafer dreschen. Der Kerzenleuchter hängt am Wandnagel, der Boden ist vollbelegt mit Hafergarben; unser vier: der Hausvater, die Hausmutter, die Barbel und ich, haben jedes einen Dreschflegel in der mit wollenen Fäustlingen bekleideten Hand und hauen rhythmisch wie eine Klopstock'sche Ode auf das Gestrohe los.

Die Erlernung der Kunst, Stroh zu dreschen, hat dem alten Journalisten verhältnismäßig wenig Anstrengung gekostet, ich bin bereits Meister drin. Weil bei dieser tiefsinnigen Arbeit alles sehr schweigsam ist, so habe ich in meinem Innern sogar schon ein Gedicht gemacht im Dreschflegeltakte. Ich habe darin meinem Ärger Ausdruck verliehen, weil die Barbel immer noch gar so stolz thut. Freilich bin ich ein armer Knecht, ein zugereister, aber ich würde ihr, des könnte sie versichert sein, nicht sofort eine Liebeserklärung machen, wenn sie den Namen Hansel einmal über die Lippen brächte. Übrigens spricht sie auch mit den anderen sehr wenig, was nicht immer so gewesen sein muss, weil es die Mutter wunder nimmt. Am Ende, trotz alledem, wer kann's denn wissen? Am Ende ist das Mädel verliebt! Etwa gar in einen niedrigen Knecht, in einen zugelaufenen — die einzige Tochter des Hauses! Im Gebirge ist die Romantik noch nicht ausgestorben. Wenn aus der Thorheit ein Roman entstünde! Doctor! Doctor!

Um sechs Uhr pfeift der Rocherl zum Frühstück. Weil er nicht dreschen kann, so hat er das Suppenkochen besorgt. Herrgott, wenn es Kaffee wäre! Schon den Namen möchte ich hinabschlucken. Aber es ist hoffnungslos. Vor vielen Jahren soll eine Nähterin einmal Kaffee gekocht haben in diesem Hause. Eine Art Zeitrechnung datiert davon. „Dazumal, wie wir den Kaffee gegessen haben!" „Im selbigen Jahr, wie der Kaffee ist gewesen!" — Vorlauter Weise habe ich einmal bei Tische erzählt, dass es in großen Städten Kaffeehäuser gibt, wo jahraus jahrein nichts gekocht wird als Kaffee. Darauf antwortete mir der Hausvater, aber dabei gutmüthig lächelnd, dass es nicht weh thun möchte, ich hätte doch ein Fleischhauer werden sollen, weil mir das Aufschneiden so gut von statten gienge. — So weit, mein Freund, sind wir hier entfernt vom Kaffee! Du denkst, dass frische Milch ihn vollauf ersetzen wird? Die Buttermilch steht seit Wochen in großen Kellerkübeln aufbewahrt; denn im Winter bei dürrem Futter hat nicht jede Kuh Lust, das weiße Brünnlein zu geben. Nun mit Mehl eingekocht, wohl gesalzen und mit Brotschnitten bebrockt, ist die Milch noch gewürzt damit, dass „der Fuchs den Schweif in die Suppen hat gelegt", das will heißen: sie ist angebrannt und rauchelt. Der Rocherl ist immer froh, wenn wir beim Suppenessen vom Raucheln sprechen, dann hat eben diese flüssige Nahrung keinen anderen Fehler. — Pfui, ich bespöttele da die Kost, und beim Löffelabwischen — wir wischen sie am Tischtuch ab! — sage ich doch allemal „Vergelt's Gott!" — Nach dem Frühstück gehe ich zu den Ochsen, Barbel zu den Kühen, Rocherl zu den Schafen, um sie zu füttern und an die Tränke zu treiben zum Brunnen, der zwischen Haus und Stallung steht und den der Hausvater mittlerweile mit einer Hacke von der nächtigen Vereisung befreit hat. Denn wir haben kalte Tage.

Die Hausmutter trachtet den kleinen Franzel flügge zu machen für den Schulweg. Dann kommt wieder das Dreschen, um eilf Uhr das Mittagessen — sauere Milchsuppe, gespecktes Kohlkraut, Roggenklöße und Rauchfleisch. Das geht an. Die Lebensmittel sind an Gehalt ungleich besser, wie in der Stadt, wo sie durch die Zwischenhändler die gewagtesten Änderungen erfahren; wenn auch ein wenig Kochkunst dazukäme, so würde der Bauer einen weitaus vornehmeren, nahrhafteren Tisch führen, als der Baron in seinem Stadtpalais. Nachmittags wieder Haferstroh dreschen, wir wollen mit dem Vorrath noch in diesem Monat fertig werden. Die Körner werden dann durch Siebe und Windmühle von Spreu gereinigt, hernach entweder in der Mühle zu Mehl gemacht, oder an den Händler verkauft, oder dem Mastvieh gefüttert oder als Feldsamen aufbewahrt für das Frühjahr. Ums Dunkeln stiehlt sich die Barbel von der Tenne fort und in den Stall, um die Kühe zu melken, soweit sie jetzt nicht spröde sind. Wenn ich am Thore lausche, höre ich das Brünnlein ruckweise in den Zuber sprühen. Dann versammeln wir uns drinnen um das Herdfeuer, jedes mit kleinen Arbeiten beschäftigt. Magst dir wohl denken, wie froh ich bin, wenn ich was angreifen, wo aushelfen kann. In den Stuhl einen Fuß machen, in die Leiter eine Sprossel treiben, Hausmesser wetzen, Werkzeug schleifen, beim Jochriemzeug was ausbessern, rostige Thürklinken einfetten — und was eben so Basteleien sind, da trachte ich mich nützlich zu machen. Wenn alles andere arbeitet und ich weiß nichts zu thun, als ihnen im Weg umstehen — das ist zum Todschämen! Ich habe mich nirgends noch geschämt auf der Welt, nicht wenn der Feldwebel mich mit den üppigsten Kasernblüten besang, nicht wenn der Chefredacteur plötzlich sagte: „Erlauben Sie, Herr Trauttentorffer, da in Ihrer Arbeit finde ich eine Laus!“ und mir einen unzweideutigen Schreibfehler vorhielt. Ich war ganz entzückend verstockt. Hier aber — hier schäme ich mich. — Stund sieben ist's zum Nachtmahlen — Milchsuppe mit Kartoffeln und Mehlbrei, oder an geraden Wochentagen Sterz. — Da hättest Du unser Wintertagwerk. An Sonntagen fallen außer den Stallfütterungen für die Mannsbilder alle Arbeiten weg. Ich gehe im Freien umher oder schreibe meinem Alfred. Um acht Uhr suchen wir unsere Lagerstätten, das ist zur Zeit, da bei Euch Stadtmenschen der Tag eigentlich erst recht anhebt. So rufe ich Dir auch jetzt vor meinem Einschlafen „Guten Morgen!“ zu.

Dein Hansel.

* * *

Am achten Sonntag.

Mein Lieber und Getreuer! Mein Beichtiger und Tröster!

Diese vergangene Woche hatte einen ganz besonderen Freitag. Es war Holzarbeit im Walde, denn der Winter hat die Brennholzstöße gelichtet ums Haus herum. Der Hausvater hatte in der Mühle zu thun, so sollten

die Barbel und ich hinaus in den Wald. Ob nicht der Rocherl mitgehen könnte? Ganz beklommen fragte ich es. Aber der Elefant ist in diesen Bergen ein unbekanntes Thier.

„Zu was Ihr nur den Rocherl brauchen thätet, möcht' ich wissen!" rief die Hausmutter scharf, „Ihr werdet doch mit den paar Bäumlein Holz allein fertig werden!" So giengen wir, ich mit der breiten Baumsäge, das Mädel mit Axt und Keil. Der Schnee war hoch, wir sanken bis an die Knie ein; die Barbel gieng schweigend hinter mir und wand sich mit großer Geschicklichkeit durch den Schnee zwischen Struppwerk, über Gestocke. Ein so zartes Wesen mitten in dieser Rauheit! „Wir hätten auch zu einer besseren Zeit können holzschneiden gehen", sagte ich. „Es ist heute auch gut", sagte sie, dann schwiegen wir uns wieder vorwärts. Wir kommen zu den kahlen Baumstämmen, die im vorigen Jahre entästet und entwipfelt worden waren, damit sie sich gut ausdörren konnten. Wir setzen die Säge an den Stamm, ich hüben, sie drüben das Heft fassend, und jetzt stelle Dir vor, Doctor, es geht nicht. Sie unterweist mich, wie die Säge zu halten, anzusetzen, zu führen sei, aber es ist ganz verdammt. Die gezähnte Stahlplatte sperrt sich; ziehe ich an, so geht's nicht vorwärts, schiebe ich zurück, so baucht sich das platte Ungethüm und gurgelt höhnische Laute, wie ich sie nie gehört. Die Bärbel erklärt mir nochmals in aller Güte und Geduld, wie die Sache zu machen sei. „Kunst ist's wohl keine", sagte sie, „mit dem kleinen Franzel habe ich schon die größten Bäume gefällt. Du bist halt ein bissel ungeschickt, Hansel, aber es wird schon besser werden." — O Professor, was ich mich da geschämt habe! — „Ei was!" rief ich in künstlicher Entrüstung über ein äußeres Missgeschick, „wir brauchen die dumme Säge überhaupt nicht. Ich fälle den Baum mit der Axt!" Und begann wie ein alter Germane zur Zeit der Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde mit hochschwingendem Beile zu hauen an dem Stamme, dass die Barbel weit weggehen musste, um von den fliegenden Spänen nicht angesprüht zu werden. Sie sollte nur einmal sehen, welch ein Urmensch in mir steckt, der das neumodische Zeug, wie Säge, Keile und dergleichen gar nicht bedarf. Eiserne Zähne sollen sich die Greise anschaffen, unsereiner hat noch Mark und Schneid in den Armen. — Jetzt hub mir aber dieses Ding von einem Mädel zu kichern an. Es war nicht ohne, dieses Kichern, ich hätte es gleich in Musiknoten fixieren mögen, weil's ja gar so selten vorkam. „Wenn wir mit dem Ofenheizen warten müssen, bis du diesen Baum mit der Hack' niederbringst, dann mag's schon sein, dass an der Suppenpfann' das Wasser friert und an der Nase die Eiszapfen wachsen." Diese Rede kam mir überaus bösartig vor und rasch gab ich drauf: „Meinetwegen! Ich bin die Kälte schon gewohnt. Es gibt Leute, die mitten in den Tropen stehen mögen, und es fällt Reif,

so oft sie einen Athemhauch thun." — Da schaut sie mich an, hat sicherlich nicht gewusst, was aus meiner Bemerkung zu drechseln wäre. Und ich mache die Erfahrung, dass so ein alter Fichtenbaum immer härter wird, je tiefer man hinter den Splint kommt. Wir sollten noch einmal probieren mit der Säge, schlägt sie vor, aber auch jetzt zeigt es sich: Holzschneiden kann ich nicht, und ich kann es nicht.

„Du, Hansel", sagt sie plötzlich, „ich denk', es ist das Gescheiteste, wir gehen heim."

Daheim schalt ich über die schlechte Säge. Die Barbel sah mich an, schweigend — und sehr mitleidig.

Doctor, ich bitte Dich, diesen Brief zu verbrennen. Dein unglücklicher

Hansel.

* *
*

Am neunten Sonntag.

Mein Doctor!

Gestern mittags, just nach Tisch, als ich soweit gesättigt war, stellte mir die Hausmutter in einer unzweideutigen Sprache das Davonjagen in Aussicht. Aber nicht etwa, weil ich nicht holzschneiden kann, sondern weil ich einen so abscheulich langen Bart hätte. Wenn ich mich nicht ordentlich tragen wolle, wie es eines Christenmenschen anständig sei, so solle ich halt in Gottesnamen sagen, was ich glaube, dass sie mir für die etlichen Wochen auszuzahlen hätten. Jetzt sei das Frühjahr bald in Anzug, da brächte ich mich schon weiter.

Demüthig hat der Knecht entgegnet, er besäße keine Haarscheere und kein Rasiermesser, und er könne sich selber weder scheeren, noch rasieren. Wenn der Hausmutter mein langes Haar schon gar so zuwider sei, so müsse sie mich halt rupfen. Darüber hat sie aufgelacht: „He, he, 's ist wahr, man kann ihm nit feind sein. Geh', Vater, nimm den Hansel zwischen die Knie und schneid' ihm den Pelz herab. Da hast die Schafscheer."

Der Hausvater kauerte im Lehnstuhl, hatte eben seinen „Lungendampf", aber als er wieder Hexenkrautrauch eingeathmet, ward ihm wohl und er gieng an die Arbeit. Mein schönes, nussbraunes Mähnenhaar! Es ist noch dasselbe, das Du, ich glaube, in der Secunda war's, mit einem tadellosen Distichon besungen hast — es ist dahin. Unter den Füßen der Barbaren lagen die herrlichen Locken herum, bis die Hausmutter dieselben mit kecklichem Griff zusammenraffte, um sie draußen unter den Dachtraufen zu begraben. Das kannst Du Dir bei dieser Gelegenheit auch merken, denn in Deinen hochweisen Büchern steht das Wichtigste doch nicht enthalten: Wer vor Kopfschmerz sicher sein will, der soll sein Haar unter Dachtraufen begraben. — Dann aber gieng es an meinen Teutonenbart. Die rostige Scheere biss und raufte und quiekste um Backen

und Kinn, dieweilen der Kopf eingeschraubt war zwischen den spießigen Knien meines vielgeliebten Hausvaters.

„Hansel", sagte er auf einmal, während seine Finger die eine Schnurrbartspitze festhielten, „wirst du brav sein? Wirst du uns auch im Sommer bleiben, wenn's zum Heuen und zum Enten ist? Wirst, Hansel?" Auf seinen komischen Ernst meine Antwort: „Ich gelobe es!" — „Gut, so lass ich dir den Schnauzbart stehen. Sonst hätt' ich ihn weggezwickt." — Jetzt weißt es. Jetzt ist's bei meinem Barte geschworen.

Als wir fertig waren, machte ich eines der Stubenfenster nach innen auf, so dass hinten die schwarze Wand war. Das ist in den alten Bauernhäusern der Spiegel. — Freund, ich erschrak wirklich. Erstens hätte ich meiner Tage nie gedacht, dass man hinter dem Barte so hässlich werden kann. Mein Jugendantlitz, soviel ich mich erinnere, war leidlich. Und jetzt ist das Ungethüm fertig.

„Vater, Ihr habt mich ganz unglücklich gemacht!" rief ich aus, die Hände faltend. Das musste sehr kläglich gesagt sein. Denn der Hausvater wurde starr vor Schreck. Der Rocherl lachte. Das war wenigstens ein Erfolg meiner Verstümmelung, denn er lachte recht selten mit seiner wehen Hand. Dann sagte er: „Die Wildnis ist ausgerottet, jetzt muss halt der Boden glatt gemacht werden, dann wird er schön sein, der Hansel." Die Sache war, dass der Hausvater mich noch einmal in Arbeit nahm. Er seifte mich mit grober Unschlittseife ein, er schliff sein Rasiermesser am ledernen Beinkleid und er kratzte mir die Stoppelfelder glatt im Gesicht. Dabei stellte es sich heraus, dass der Schnurrbart ungleich war, rechts hatte er das Schöpflein, links hatte er keins, also weg mit dem Besen. Und nun war vollends die Sträflingsfrisur fertig. Mit einer neuen Kette war ich festgeschmiedet an den ländlichen Beruf, denn mit dieser Visage in die Stadt zurückzukehren, wäre undenkbar gewesen. Ob der alte Schlaukopf, der allfort gar so harmlos that — ob er mich nicht mit heimlicher Absicht so hergerichtet hatte!

„Jetzt schaut er aus wie ein Pfarrer!" meinte der Rocherl. Das etwa auch noch! Dass mit dem Haar und Bart die Maske gefallen wäre! Dass sie an mir nun den studierten Stadtmenschen durchschauten, was meine Stellung aufs äußerste erschüttern müsste!!

Was war denn heute morgens? An Sonntagen kommt das Klopfscheit nicht, aber der Hausvater kam heute in meine Kammer.

„Hast recht, Hansel", sagte er, „dass du dir's noch gut geschehen lassest im Bett. Unser Herrgott will es, dass der Arbeitsmensch sich am Sonntag ausrastet. Aber in die Kirchen gehen sollst du nachher! Ich bin verantwortlich für meine Leut', dass sie die christlichen Gebote halten. Wir sind auf der Welt bei einander und wollen auch im Himmel bei einander sein. Gelt, Hansel!"

Das hat mich geärgert und gefreut. Das erstere, weil er mich in der Sittlichkeit bevormunden will, was einem Cavalier natürlich ganz unmittelbar gegen die Ehre geht; das letztere, weil mich diese Leute doch ein wenig lieb haben müssen, wenn sie auch im Himmel mit mir beisammen sein wollen. Es kann ja sein, dass er im Namen seiner ganzen Familie spricht . . . Ich könnte mir den Himmel zur Noth ohne Adamshaus denken, allein, wenn das Mädel auch fehlen sollte, dann hätte er ein Loch.

„Was hast denn da für Papierwerk?" fragte der Adam plötzlich, weil er unter dem Kopfkissen mehrere Nummern der „Continental-Post" entdeckte, in denen ich abends bei der Kerze zu lesen pflege und auch gestern gelesen hatte. „Geh', Hansel, auf so was liegt man ja schlecht. Es werden doch nit Zeitungen sein!" —

Fortsetzung folgt von Deinem Hans.

* * *

Am zehnten Sonntag.

Lieber Freund!

Habe ich dir nicht das vorigemal geschrieben, dass der Alte mich bei der Zeitung erwischt hat?

„Soll's doch wahr sein!" sagte er. „Es ist mir schon lang nit recht vorgekommen. Nachher glaub' ich's freilich, dass in deinen Kopf kein ordentlicher Verstand hineingeht, wenn du ihn mit so Zeugs anfüllst. Das darf wohl nit sein, Hansel. Hab' weiters keine Klag' gegen dich, bist kamodt und willig, bist genügsam, gleichwohl es bei uns immereinmal recht gefrettig hergeht, und im Sommer, verhoff' ich, wird dir auch die Arbeit besser von statten gehen. Im Sommer ist's lustig bei uns da heroben. Aber wenn du mir mit Zeitungen umthätest! Einen Knecht, der Zeitung liest, kunnt' ich wohl nit brauchen. Sind eh lauter Heiden, die Zeitungsschreiber. Sei froh, dass der lieb' Herrgott dir einen ehrengeachteten Stand gegeben hat und dass unsereins mit den lumpigen Faxen nichts zu thun hat. Wenn du lesen willst, so findest du in der Stuben drin das Leben Christi-Buch, die Legend' der Heiligen und die Hausgebeter."

Darauf der Knecht, der zugereiste, ganz bescheidentlich: „Möchte ich doch fragen, Vater, warum Euch die Zeitungen so zuwider sind?"

„Weil sie Gift sind fürs Bauernhaus!" rief er, und härter, als es sonst seine Gewohnheit ist, war's gesagt.

„Weil sie Gift sind! Hast gleich ein Beispiel beim Nansen in Hoisendorf. Der nichts als alleweil Zeitung lesen. Wahr ist's, er hat fortweg mehr gewusst, als wie andere, wie's in Preußen hergeht, und in Frankreich, und was die Herren im Reichsrath einander für Grobheiten sagen und sonst allerlei Geschichten. Aber wie er seine Wirtschaft

betreiben soll, das hat er bald nimmer gewusst. Allerhand neue Sachen, wie sie in den Zeitungen angelobt werden, hat er gekauft, ums theure Geld gar eine Kornsäemaschin', obschon er nichts mehr zum Aussäen gehabt hat. Und zuletzt kauft er Dir sogar Kunstdünger! Denk Dir's, ein Bauer, der um Bargeld Mist kauft! — Richtig, jetzt ist er fertig, der Nans, das Gut steht unter dem Hammer."

Du siehst, Doctor, dass mein Hausvater ein ganzer Kerl ist. Ob er recht hat oder nicht, das steht aus, aber er gründet auf etwas, und das freut mich. Er hat nicht bloß Hände zur Arbeit und einen Magen zum Verdauen — er hat auch einen Kopf. Natürlich habe ich es ihm gehorsam zugesagt, dass er bei mir keine Zeitung mehr finden soll. Das war dem geradsinnigen Bauer genug, und dem abgefeimten Culturkinde auch. Finden soll er keine mehr bei mir, ich werde mich hinter den Hoisendorfer Schullehrer stecken, dass er die „Continentale" heimlich vermittelt. Denn auf die Zeitung verzichten! Nicht um die Welt. Ich muss Dir's ja gestehen, Freund, dass mir von meinem jetzigen Standpunkte aus die Journalistik von Tag zu Tag windiger vorkommt. So wie ich mit meinen Collegen eine regelmäßige Correspondenz nicht mehr führe, weil mir das schofle Gewitzel manchmal zuwider wird, so missfällt mir auch an der Zeitung bald dies, bald das, worauf ich vor drei Monaten noch selbst geschworen habe. Und der volkswirtschaftliche Theil! Du lieber Himmel! — Trotzdem aber entbehren mag ich die Zeitung so wenig, wie der Raucher die Cigarre, obschon ihm manchmal davon übel wird.

Als folgsamer Knecht habe ich also heute die alten Zeitungen in den Ofen werfen wollen. Die Hausmutter wehrte ab: „Nit Hansel, es thät' stinken!"

Dann bin ich in die Kirche gegangen nach Hoisendorf und habe mich dort in die Bank des Adamshauses gesetzt, weil jedes Haus seine besondere Bank hat. Aber es muss für den Platz jährlich neun Kreuzer bezahlt werden. Meine Herren von der „Continentalen" würden über dieses Logenabonnement wieder sehr feine Witze machen. — Die Kirche ist jetzt in Trauer; die Altarbilder sind mit blauen Tüchern verhüllt. Wir sind in der Fastenzeit. Vom Carneval ist gar keine Rede gewesen im Adamshaus. Früher soll um diese Zeit viel geprasst worden sein, es soll auch hier Bälle und Maskeraden gegeben haben. Dies Jahr hätte — erzählt der Schullehrer — im Hoisendorfer Wirtshaus nur ein sogenannter Holzknechtball stattgefunden, wobei ein paar Theilnehmer zu Krüppel geschlagen wurden. Aber nicht um Weibsbilder ist gerauft worden. Was meinst Du, Philosoph, wofür die Holzknechtschlacht entbrannt hat? Für Gott und Vaterland! Die Agrarier, Socialdemokraten und die Christlichsocialen! Die Agrarier, das sind die Holzleute und Jäger der kaiserlichen Waldungen, und die Socialdemokraten Arbeiter der Montan-Union, die aus dem Untergai heraufkamen. Die Christlichsocialen bestehen aus

Kleingütlern und Bauernknechten, an deren Spitze der Curat steht. Am vorigen Mittwoch hat er ihnen Asche auf die Stirn gerieben: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!“ Ganz freimüthig materialistisch bekennt die Kirche den Kreislauf der Natur, trotzdem prügeln sich diese Aschenkinder und Aschenväter mit ungebrannter Asche. Es ist die Natur, die nicht immer Asche, sondern auch einmal Stecken sein will.

Dreihundert Meter höher als dieses Hoisendorfer Wirtshaus mit seinen socialpolitischen Kämpfen liegt die uralte, patriarchalische Ansiedelung des Adamshauses. Ob er nicht doch recht hat, mein Hausvater, wenn er die Zeitung verbannt? Es ist in seinem Hause ja die große Bedürfnislosigkeit vorhanden, aber auch ein großer Frieden. Glaubst Du es mir, dass ich fast mit Vergnügen wieder heraufgestiegen bin?

Dir ist — wie Du schreibst — das „Odeur“ meiner Briefe aufgefallen. Das wird in der linderen Jahreszeit anders werden. Jetzt muss, der Kammerwärme wegen, die Thüre offen bleiben in den Stall hinaus zu meinen braven Öchslein. Es stehen unser fünfe, die mit ihrer thierischen Wärme auf einander angewiesen sind.

Du fragtest mich das vorigemal nach dem Hausgeschirr, aus dem ich jetzt esse, und nach der Reinlichkeit. Darüber kann ich Dir zum Glücke nichts Besonderes sagen. Die Holzschüssel und Holzlöffel sind jetzt hier größtentheils ein überwundener Standpunkt, auch die von Bauern selbst aus Rindshörnern hergestellten Beinlöffel und Gabeln, obschon der Hausvater deren noch etliche Paare aufbewahrt, von den Vorfahren her. Am Herdfeuer stehen die Blechpfannen und glasierten Thontöpfe. Der Adam soll seinem Weibe schon seit langem die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches versprochen haben, den Ankauf eines eisernen Suppentopfes; einstweilen sind hiefür die Vermögensverhältnisse nicht günstig genug. Jährlich ein paarmal geht die Hausmutter mit einem Buckelkorb nach Ruppertstein zum Töpfer um Häfen und Schüsseln und Milchreinen, bringt auch Blechlöffel, Tischmesser, Eisengabeln und dergleichen mit heim. Wenn durch Unvorsichtigkeit irgend einmal etwas zerbricht, dann gibt's Sturm. Hat die Hausmutter sich ausgewettert, dann wirft sie die Scherben auf den Dunghaufen, und alles ist wieder gut. Was aber ganz bleibt, das wird reinlich gehalten. Abends, wenn wir alle schon zur Rast gegangen sind, ist die Hausmutter noch stundenlang beschäftigt mit Waschen und Reiben. Der Esstisch wird wöchentlich einmal gescheuert. Löffel und Gabeln erfahren diese Huldigung allerdings nicht, für sie ist das Tischtuch bestimmt, in das jeder nach dem Essen sein Zeug abwischt, bevor er es in seinen Wandhenkel steckt. Hemden und Betten, wenn sie einmal in die Wäsche kommen, werden gebacken und gesotten und dann mit Holzklappen gründlich durchgebläut. Solltest Du den tiefen Sinn dieser Urkunde nicht vollends erfassen, so zweifle wenigstens nicht, dass sie einen solchen besitzt.

Und zum Schlusse heut' noch ein bisschen Politik. Der kretensische Krieg? Nein, den überlasse ich den Zeitungen, die haben ihn nothwendiger, als wir im Almgai. Vom Adamvater ein Wort, der heute so politisch heimkam von der Kirche. Als am ersten Fastensonntage war er bei der Beichte gewesen. Der Curat soll sonst nicht so sein, diesmal hat ihn aber doch der Teufel mit dem Schwanze gekitzelt. Soll er meinen Hausvater plötzlich gefragt haben: „Adam, wie hältst du es mit den Wahlen, die vor der Thür' sind? Wirst doch keinen Socialdemokraten wählen, keinen solchen Gottesleugner, Umstürzler, Hurer und Lumpenkerl!“ Sagt darauf mein Hausvater: „Ehrwürden, ich denk' halt, das gehört nit in den Beichtstuhl.“

Nachher daheim hat er mich gefragt, wie es der Herr Pfarrer gemeint haben könnte. Darauf spreche ich weise wie ein Leitartikel, wer die Socialdemokraten sind, was sie wollen, und dass ihnen der Kaiser das Wahlrecht zugeschrieben hätte. Diese Leute wären deshalb so giftig auf die anderen, weil man sie bisher nicht hatte aufkommen lassen, obschon sie auch was leisten. Haben sie erst, was ihnen gebürt, dann werden sie auch in Ordnung kommen. Diese Leute machen fortwährend Revolution, solange sie politisch rechtlos sind, haben aber das Zeug in sich, im Lande vieles zu verbessern, sobald sie mit allen anderen gleichgestellt sind. Von dieser Gleichheit sprechen sie gerne, und das wird von ihren Feinden so verdreht, als wollten sie in allen Ständen Gütergleichheit, Ranggleichheit, Weibergemeinschaft und was weiß ich, einführen. Heute ist ein großes Gesindel mit darunter, bei den Socialdemokraten, aber gerade darum muss man sie in die Gesittung und Bildung einführen. Wir können diese Tausende von Verwahrlosten doch nicht aufgeben und verlassen, da ja Christus selbst lieber mit den Armen und Sündern verkehrt hat, als mit den Protzen und Pharisäern. Es ist in diesen Leuten ein weit größerer Durst nach dem Göttlichen, als sie selber wissen. Sie kommen von unten herauf, vom dunklen, fruchtbaren Erdboden, sie haben noch viel Erdsegen in sich; ihr Geist ist noch naturfrisch, noch nicht verbraucht. Hinter der Roheit steckt recht oft ein feiner Menschenkern. Sie mögen weniger empfindsam sein, weniger Rücksicht haben, als Höherstehende, aber ein großes Gerechtigkeitsgefühl haben sie, ein festes Zusammenhalten, und damit kommen sie empor, heute oder morgen, dagegen hilft keine Kanone und kein Beichtstuhl. Und gut, dass es so sein wird, denn es sind ja Menschen aus unserem Volk, aus unseren Häusern, sind unsere leiblichen Schwestern und Brüder, haben, wie wir alle, dieselben Freuden und Leiden, dasselbe Arbeiten und dasselbe Streiten, dieselben Größen und dieselben Laster. Genossen nennen sie sich — sie sind auch unsere. —

Sollte ich das alles so meinem Adam gesagt haben? Pflügen auf diesem Felde seine Gedanken? Um ihm zum Beispiel einen leibhaftigen Socialdemo-

kraten zu zeigen, müsste man jetzt eine halbe Tagreise machen. Geworben wird freilich auch unter den bäuerlichen Wählern stark für die Partei. Mein Hausvater hat mir ziemlich hilflos zugehört und dann recht ruhig gesagt: „Mag eh sein, mag eh sein. Ich versteh's nit. Wählen thun wir halt einen Bauern. 's ist mir nur zuwider gewesen, dass er's im Beichtstuhl hat gesagt."

Abgesehen vom Beichtstuhle — kommt Dir die Beeinflussung bei Wahlen überhaupt richtig vor? Mir nicht. Proselyterei taugt nicht. Warum einer gerade bei der Wahl — nicht die Wahl haben soll, das ist eine jener Chinesereien, woran unser Abendland jetzt schon bald reicher ist, als das Reich der Mitte. — „Muh!" sagt mein Nachbar, der Ochs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Heiligen.

Von **Emil Ertl.**

Die Mittagsonne braunte auf die Landstraße, da bewegte sich ein kleiner Zug aus dem Thore des Städtchens und tauchte in die Glut. Wie ein länglicher dunkler Käfer kroch er durch den Staub, langsam und missmuthig. Es waren Mönche in braunen Kutten, die einen beladenen Esel mit sich führten.

Als einer der letzten trottete Bruder Elias. Müde, aufgelöst durch die Hitze, keuchte er unter der Last seines Körpers, das rothe, fleischige Gesicht in grimme Falten gelegt. „Was zum Kuckuck hat er vor?" murrte er. „Will er uns todtjagen? Schön kühl wär' es gewesen zwischen den Mauern. Und behaglich zu verweilen, denn die Leute sitzen im Wohlstand, das konnte man merken. Er aber — zu einem Thor hinein, zum anderen wieder heraus! Rein als ob ihn der Teufel reitet! Ist da Vernunft darin? Sag es selbst, Bruder Ruffinus, ist da Vernunft darin?"

Bruder Ruffinus, der etwas schwer von Zunge war, machte nur begütigend: „No, no, no! . . ." Erst in einer Weile, nachdem er sich in seinem langsam arbeitenden Gehirn die Sache zurechtgelegt hatte, sagte er, ohne den demüthigen Blick vom Boden zu heben: „Bruder Elias, mein Verstand ist kurz. Er wird schon wissen, was er thut!"

Er, den sie meinten, blieb in diesem Augenblicke stehen. Die hohe, hagere Jünglingsgestalt wendete sich und ließ das Auge auf der kleinen

Schar ruhen, das tiefe dunkle Auge eines Schwärmers, aus dem zugleich eine himmlische Milde leuchtete.

„Hier wollen wir bleiben", sagte er und zeigte auf ein verstaubtes Pinienwäldchen knapp an der Straße. „Bruder Esel wird müde sein. Schwer hat er zu tragen, während wir frei gehen gleich Herren. Nehmt ihm die Körbe ab!"

Sie gehorchten und lagerten sich in dem spärlichen Schatten, nachdem sie das Thier von seiner Bürde befreit. Still saßen sie da in Gedanken an Gott. Nur Elias hatte weltliche Anfechtungen zu bestehen. Der Groll in seiner Brust wollte sich nicht sänftigen, so hart er auch mit ihm rang. Schon ein paarmal hatte er ihn niedergekämpft, aber immer wieder erhob der böse Feind, mit dem schwachen Fleische verbündet, das struppige Haupt.

Und so fuhr er auf einmal los: „Nicht einmal ein Quell ist in der Nähe! Sind wir Hunde? Warum sind wir nicht in der Stadt geblieben, Franciscus?"

Der Angeredete erhob den Arm und streckte ihn nach der Stadt aus. „Geh!" sagte er ruhig. „Geh! . . ."

Elias machte keine Miene zu gehorchen. Er rührte sich nicht vom Fleck, fuhr aber fort zu murren. „Es ist nicht für mich, dass ich rede", sagte er. „Ich habe noch was zum Zusetzen. Aber andere, die sind rein am Auslöschen! Ruffinus und Ägidius und du selbst! Ganz hohläugig schaut ihr, verhungert, verdürstet, erschöpft. Zum Auslöschen mit einem Wort, wie ein Licht, wenn der Talg verzehrt ist. Und wozu? Wären wir in der Stadt geblieben, so könnten wir's gut haben."

Der heilige Franz warf ihm einen strafenden Blick zu. „Sind wir gesendet, dass es uns gut gehe?"

„Je — man hat doch auch sein Leibliches an sich!" sagte Elias. „Wenn wir jetzt in der Herberge säßen bei einem kühlen Trunk — wär' das gerade eine Sünde?"

„Diebstahl wäre es an den Armen", sagte Sanct Franciscus sanft... „Und unter einem Dach mit solchen Sündern? Habt ihr nicht bemerkt, wie sie in prunkenden Gewändern gehen? Wie sie buhlerisch die Augen werfen, Männer und Weiblein? Wie sie den Cult der Sinne pflegen und ihres Seelenheils vergessen? Ach, der einzige kurze Gang durch die Straßen hat mich belehrt, dass diese Stadt die schlimmste ist, die Gottes Erde drückt, und dass es nur der Langmuth des Allerbarmers zu danken ist, wenn sie bis jetzt vom Lose Sodoms und Gomorrhas bewahrt geblieben ist. Aber wird diese Langmuth sich nicht endlich erschöpfen? Morgen schon kann das furchtbare Gericht hereinbrechen, das sie in der Blüte ihrer Sünden hinrafft. Und niemand ist imstande, sie zu retten, wenn wir es nicht thun. Bedenkt, stellt euch nur vor, in unsere

Hand ist das Seelenheil all dieser Menschen gelegt! Wenn sie sterben, ohne Buße gethan zu haben — und heute Nacht noch können sie sterben — wir haben sie der ewigen Marter überliefert, weil wir das süße Wort nicht fanden, das sich in ihre Seele einschmeichelt, das Licht der Wahrheit und des Heils darin zu entzünden! Seht, darum suche ich die Einsamkeit und versage unsern Leibern Speise und Trank, damit der Geist Gottes, wenn er in einem von uns stark werden will, keine Hemmnis am Fleische finde! Denn unser Leib ist wie Bruder Esel: Geißeln muss man ihn, dass er nicht störrisch werde. Und nun bitt' ich euch, Brüder im Herrn, versenkt eure Gedanken in die allerheiligsten Wundmale und lasst uns in Gottergebenheit harren, ob über keinen die Kraft komme, dass er hingeht und das Wort verkündet!"

Die Worte des heiligen Jünglings rührten alles Gute auf, das in Elias war. Er seufzte demüthig und dachte: „Richtig wird schon sein, was er sagt. Aber doppelt leicht haben es die andern, den Geist in sich stark werden zu lassen, weil sie kaum die Hälfte meines Leibesumfangs messen. Dreifach leicht dieser Ruffinus, der der Hagerste ist unter allen und immer seinen Strick noch enger schnürt! Wollte Gott, dass das Verdienst jedes einzelnen nach der Schwierigkeit des Kampfes, und nicht nach der Größe des Sieges abgeschätzt wird! Sonst könnt' es mir geschehen, dass ich ins höllische Feuer geworfen würde — trotz aller Buße."

Und mit dem inbrünstigen Willen eines folgsamen Kindes saß er zwischen Bruder Bernhard und Bruder Massäus von Marignano, redlich bemüht, Hunger und Durst und Müdigkeit zu vergessen und nur an die allerheiligsten Wundmale zu denken.

Mittlerweile waren Bettler herausgekommen, zerlumptes Volk, das das Lager der Mönche erspäht hatte. Sie näherten sich um Almosen flehend und schalten den Geiz und die Härte der Reichen in der Stadt. Franciscus befahl ihnen auszutheilen, was in den Körben war, Brot und Gewänder, und entließ sie unter Umarmungen und Küssen, nachdem sie gekleidet und gesättigt waren. Aber es bekümmerte ihn tief, dass sein hartes Urtheil über diese Stadt aus dem Munde der Armen, die er für bevorzugte Kinder Gottes hielt, Bestätigung gefunden hatte.

Während er so mit gramerfüllter Seele dasaß und vom Himmel Rath und Erleuchtung erflehte für das schwierige Werk der Bekehrung, gewahrte er den Bruder Ruffinus, der nicht mit den andern im Schatten lagerte, sondern preisgegeben den glühenden Strahlen der Sonne in einiger Entfernung auf und nieder schritt, seinen Leib zu züchtigen. Da wendete der gute Sanct Franciscus sich zu den Genossen und frug sie: „Sagt mir, welche, glaubt ihr, sei die heiligste Seele, so Gott der Herr in der Welt habe?" Und jene entgegneten und sagten, sie vermeinten es wäre die seinige.

„Allerliebste Brüder", sprach da Franciscus, „ich für mein Theil bin der unwürdigste und geringste Mensch, so Gott in der Welt hat; aber seht ihr den Bruder Ruffinus, der in der Glut des Tages wandelt und seinem Leibe keine Ruhe gönnt? Gott der Herr hat mir geoffenbart, dass seine Seele die heiligste der Welt ist. Und ich sage euch, dass ich kein Bedenken trüge, ihn heiliger Ruffinus zu nennen in seinem Leben, denn seine Seele ist in der Gnade gefestigt und im Himmel angeschrieben von unserem Herrn Jesus Christus."

Dieses Lob hörte auch Bruder Elias, da konnte er nicht länger an sich halten. Schon eine ganze Zeit lang hatte es wiederum in ihm gekocht, seit er mit angesehen, wie die Armen allen Mundvorrath aufzehrten, während er selbst und seine Mitbrüder Hunger litten. Jetzt wuchs ihm der Ärger zum Halse heraus, und er sagte: „Im Kasteien ist Ruffinus groß, das wissen wir alle. Aber macht das allein einen Heiligen aus? Mir ist es nicht entgangen, dass er durch stete Beschauung so sehr in Gott versenkt ist, dass er schier gefühllos und stumm geworden ist und nur viel selten redet. Auch hat er bei seiner schweren Zunge zu predigen nicht Gnade, noch Kühnheit, noch Wohlredenheit, und nützt uns gar Geringes in unserem Werke."

„Auf die Zunge kommt es nicht an!" entgegnete der heilige Franz. „Das sollst du noch heute klar erkennen!"

Und darnach rief er sogleich den Ruffinus und befahl ihm, dass er in die Stadt hineingienge und predige dem Volke dasjenige, so Gott der Herr ihm eingäbe.

Sprach dagegen Bruder Ruffinus ganz erschrocken: „Ehrwürdiger, ich bitte dich, mir zu verzeihen und mich nicht zu senden, anerwogen ich, wie du weißt, der Einfältigste und Unwissendste bin von allen, und nicht Gnade habe zu predigen."

Da sagte Sanct Franciscus: „Dieweil du nicht hurtig hast gehorcht, befehl' ich dir durch den heiligen Gehorsam, dass du nackend ohne Kutten und bloß mit den Lumpen angethan, so jene Bettler zurückgelassen haben, hinein gehest und also in eine Kirche tretest und predigest dem Volke."

Auf dieses Geheiß zog Bruder Ruffinus sogleich die Kutte aus, hüllte sich nothdürftig in die elenden Lumpen und gieng von dannen. Als er in die Stadt kam, trat er in die erste Kirche, die er fand, und nachdem er vor dem Altar sich niedergeworfen, gieng er auf die Kanzel und hub an zu predigen. Da fiengen alle, die da waren, jung und alt, zu lachen an und verbreiteten schnell durch die ganze Stadt, dass ein halbnackter Bettler auf der Kanzel stehe und predige. Und alles strömte nach der Kirche, das seltene Schauspiel zu sehen, geputzte Weiber mit ihren Cavalieren und viele vornehme Müßiggänger, von Neugier getrieben, und Handelsherren und Gewerbsleute und sogar die

Spitzen der Stadt in ihrer Würde, also dass ein gewaltiges Drängen entstand und die geräumige Halle schier zu eng wurde.

Und Ruffinus predigte, so gut er es konnte, aber der Anblick der vielen vornehmen Menschen, die ihm zuhörten, machte ihn noch schüchterner und zaghafter, als er sonst war, so dass er in ein verwirrtes Stammeln und Stottern verfiel und keinen vernünftigen Satz mehr hervorbrachte. Da begannen die Leute ungeduldig zu werden und sich über ihn lustig zu machen, und als er um des heiligen Gehorsams willen fortfuhr zu sagen, was ihm gerade auf die Zunge kam, weil er hoffte, Gott würde ihm schon das Rechte eingeben, da kümmerten sie sich nicht weiter um ihn, sondern fiengen an, in der Kirche ganz laut zu plaudern und sich mit einander zu unterhalten, als befänden sie sich an irgend einem unheiligen Vergnügungsort.

Mittlerweile fiel es dem guten Sanct Franciscus schwer aufs Herz, wie willig Bruder Ruffinus gehorcht und sich gedemüthigt hatte, der doch aus den edelsten Leuten von Assisi war. Und er fieng an sich selbst zu tadeln und sagte: „Von wannen kommt dir also große Vermessenheit, o Sohn des Pietro Bernardone, du elendes Menschlein, und befiehlst Bruder Ruffinus, dem Nachkommen vornehmer Geschlechter, dass er gehe dem Volke zu predigen in schmutzigen Lumpen, wie ein unweiser Narr? Bei Gott, so sollst du an dir selbst erfahren, was du andere heißest thun!"

Und alsogleich im Eifer des Geistes legte auch er seine Kutte ab und eilte, in noch schlechtere Lumpen gehüllt, desselben Weges in die Stadt. Als er in die Kirche kam, wo Bruder Ruffinus predigte, fiengen die Leute an ihn zu höhnen und sagten: „Seht, da ist noch so einer, der unweise geworden und von Sinnen gekommen ist durch allzugroße Buße!"

Da stieg Franciscus auf die Kanzel und begann zu predigen von der Verachtung der Welt und der heiligen Buße, von der willentlichen Armut und von den unsichtbaren Fallen des Teufels, Ehrgeiz, Liebe zum Besitz und fleischlichen Begierden. Und wie die Welt Gott entgegen sei und Gott der Welt, und beide nichts mit einander gemein hätten, denn Armut, Niedrigkeit, Verhöhnung, Durst und Hunger habe Gottes Sohn sich erwählt, die Welt aber Ehre, Reichthum und Lüste. Und er predigte von dem Lobe der Enthaltsamkeit und Keuschheit, von der Sehnsucht nach dem Tode und nach dem himmlischen Reich, von der Blöße und Schmach und Pein unseres Herrn Jesu Christi. Und alles, was er sagte, war so wunderbar und eindringlich, dass sämmtliche Menschen, die anwesend waren, beide, Männer und Frauen, in großer Menge anhuben gar laut zu weinen in Andacht und Zerknirschung des Herzens. Und nicht nur in der Kirche selbst, sondern in der ganzen

Stadt geschah am selbigen Tage großes Weinen ob Christi Leiden, und so sehr waren alle Bewohner erbaut und erschüttert, dass sie sich die prunkenden Gewänder vom Leibe rissen und heilig gelobten, Buße zu thun in Sack und Asche und aller Weltlust hinfür zu entsagen.

Sanct Franciscus aber gieng in seinen Bettlerlumpen still und bescheiden aus der Kirche, Gott lobend und preisend, dass er ihm Gnade gegeben, sich obzusiegen und durch Verachtung seiner selbst die Herzen der verlorenen Schäflein zu rühren und dem göttlichen Worte aufzuschließen. Und die Ergebenheit des Volkes gegen ihn war so groß, dass sich für glücklich erachtete, wer seine elenden Kleider berühren durfte. Er aber kümmerte sich nicht darum, sondern kehrte mit Ruffinus demüthigen Herzens vor die Stadt zurück, wo die übrigen Brüder seiner harrten.

Auf der Landstraße begegneten sie einem Knaben, der mehrere Turteltauben gefangen hatte und zu Markte tragen wollte. Franciscus, der immer absonderliche Zärtlichkeit gegen Thiere hegte, betrachtete sie mit mitleidigem Auge und sagte: „Guter Knabe, ich bitte dich, mir diese Tauben zu geben, dass also sanftmüthige Vöglein nicht in die Hände der Grausamen kommen, so sie zu tödten gedenken."

Als der Knabe den heiligen Mann also reden hörte, willfahrte er ihm sogleich und gab ihm, angetrieben von Gott, alle Turteltauben, die er hatte. Darauf segnete ihn Sanct Franciscus, dankte und trug sie erfreut zu dem Ruheplatz unter den Bäumen. Dort nahm er sie in seinen Schoß und hub an, viel traut mit ihnen zu reden. „O Schwesterchen mein", sagte er, „ihr einfältigen und unschuldigen und keuschen Täubchen, warum lasst ihr euch greifen? Nun will ich euch retten vor dem Tode und euch Nester machen unter diesen Bäumen, dass ihr euch des Lebens erfreuet nach dem Geheiß eures Schöpfers."

Und er baute ihnen Nester und siedelte sie an in dem Wäldchen, das den Brüdern zum Aufenthalt diente, und die Turteltauben verharrten zutraulich und blieben bei ihm und den andern, gleich als wären es Hühner.

Früh am nächsten Morgen erwachte Sanct Franciscus von dem ängstlichen Gurren und Flügelschlagen der Tauben, und als er sich aufrichtete, sah er den Bruder Elias, wie er ihnen nachstellte und sie haschen wollte.

„Elias, was thust du?" rief er ganz erschrocken.

Elias aber sagte: „Ehrwürdiger, es ist Zeit, dass wir unsern Hunger stillen. Wir halten's nicht länger aus. Und dieweilen du gestern den Armen all unsern Vorrath aufgetheilt hast, so bleiben uns nur die Turteltauben, die du mitgebracht."

Da erzürnte sich Franciscus und rief: „Meinst du, ich hätte den Tauben das Leben gerettet, damit wir selbst sie verspeisen? Sogleich

steigst du vom Baume herunter und lässest die guten Thierchen in Frieden! Sodann legst du dem Esel die Körbe über und gehst mit ihm nach der Stadt, einzusammeln, was dir an milden Gaben gereicht wird."

Bald nachdem Elias sich entfernt hatte, kam ein alter Mann von der Stadt heraus, der begehrte Sanct Franciscum zu sprechen. Er schleppte sich mühsam auf Krücken und wischte sich den Schweiß von der Stirn, seufzte gottsjämmerlich und schüttelte den Kopf wie einer, der an einen schweren Schicksalsschlag noch nicht glauben kann. Ihm zur Seite schritt ein blasser Jüngling, schön und kräftig, aber düster blickend und im Büßerhemde. Und als die beiden dem Heiligen gegenüber standen, da hub der Greis zu sprechen an und sagte: „Frommer Bruder, was hast du angerichtet! Sieh' hier meinen Sohn, die Stütze meines Alters! Er war es, der mich kleidete und nährte durch seiner Hände Arbeit; nun will er mich verlassen, dem Hunger und Elend preisgeben, weil er sagt, es sei der Geist über ihn gekommen."

„Welch ein Geist?" versetzte Sanct Franciscus strenge. „Der Geist des Aufruhrs? Lass dich nicht blenden von Dämonen, Jüngling! Kennst du das oberste der Gebote nicht: Ehre Vater und Mutter, auf dass du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden?"

„Heiliger Mann", sagte der Jüngling bescheiden und demüthig, „es ist nicht der Geist des Aufruhrs! Es ist der Geist Gottes, der mich ruft. Und steht nicht geschrieben im Evangelium: So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein?"

„Wie ein Fieber kam es über ihn!" jammerte der Alte. „Verwirrt durch deine Predigt gieng er hin und schenkte alles Hab und Gut den Armen. Und als ich mit Bitten und Vorstellungen in ihn drang, da rief er aus: „Ich habe keinen Vater als meinen Vater im Himmel, und wer mich hindern will, mein Seelenheil zu erlangen, der ist mein schlimmster Feind!"

Während der letzten Worte des Greises, und noch ehe Sanct Franciscus antworten konnte, hatte sich ein Häuflein von Männern genähert, die ebenfalls aus der Stadt gekommen waren. Diese Leute, die die Tracht der Soldaten, aber keine Waffen trugen, warfen sich dem Heiligen zu Füßen und küssten den Saum seines Kleides.

„O leih' uns deinen Beistand, heiliger Mann!" flehten sie. „Wir können nicht länger Waffen tragen gegen unsere Brüder um der Liebe Christi willen! Aber die Behörde, die uns gedungen hat, versagt uns unsere Entlassung und will uns zwingen, dieses kurzen und nichtigen Lebens wegen den Himmel zu verlieren. Darum haben wir uns zu dir geflüchtet, dass du uns in deinen Schutz nehmest."

Und während Sanct Franciscus noch überlegte, was er sagen sollte, da näherten sich viele Vornehme und Reiche, die brachten gestickte Kleider und Juwelen und Geschmeide und andere Kostbarkeiten und baten, ob sie es ihm zum Geschenk anbieten dürften?

„Was soll mir der irdische Tand und Flitter?“ rief Franciscus erzürnt. „Geh't hin und schenkt es den Armen!“

Da nahm der Vornehmste unter ihnen das Wort und sprach: „Herr, es sind keine Armen mehr, die etwas nehmen. Sie höhnen unsere Gaben und weisen sie verächtlich von sich. Sie hätten einen Schatz im Himmel, sagen sie, da kein Dieb zukommt, und den keine Motten fressen. Wollt ihr uns reich machen, riefen sie uns zu, damit auch von uns gilt, es gehe eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, eh' dass wir das Himmelreich erlangen? Wir können nicht zweien Herren dienen, Gott und dem Mammon. Behaltet nur euer teuflisches Gut und sehet zu, wie ihr euch helft! Wir aber wollen arm bleiben, denn den Armen ist das Evangelium gepredigt. So sprachen sie und nahmen nichts von unserm Überfluss. Aber auch wir, o heiliger Mann, wollen das Himmelreich erlangen. Darum möchten wir hingeben alles, was wir haben, wie Jesus Christus den reichen Jüngling thun hieß. Denn wir erkennen, seit du uns das Wort gepredigt, wie sehr die Sorge um irdische Dinge den Menschen von seinem wahren Seelenheil ablenkt.“

Sanct Franciscus stand verwirrt und rathlos, als er solches hörte. Er wusste nicht, wem er zuerst antworten, noch was er antworten sollte. Zu viele Dinge stürmten auf ihn ein.

„Lasst mich meine Gedanken sammeln, Brüder im Herrn“, sagte er, „und still im Verkehre mit Gott eure Anliegen prüfen, auf dass ich euch recht berathe. Einstweilen aber kehrt ruhig nach der Stadt zurück, wie ihr gekommen, und harret meines Bescheides. Denn ich bin ein allzu schwacher und sündiger Mensch, als dass der Herr meinen Geist sogleich wie durch einen Blitz erleuchte.“

Da giengen sie murrend von dannen, enttäuscht und unzufrieden, und ließen ihn mit seinen Brüdern allein.

Spät am Nachmittag kam Bruder Elias zurück, den Esel vor sich hertreibend. Er begann sogleich zu fluchen und rief ärgerlich: „Diese Stadt ist des Teufels! Wär' sie doch vom Erdboden vertilgt worden wie Sodom und Gomorrha! Denn wahrlich, sie verdient kein besseres Los! Denkt euch, Brüder, nichts als altbacken Brot! Hartes, gestriges Brot, um sich die Zähne dran auszubeißen.“

Verwundert horchte Franciscus auf und sagte: „So heucheln sie nur Bekehrung und verschließen ihre Herzen gegen die Armut nach wie vor?“

„Nein“, sagte Elias. „Wenn's nur das wäre! Weit schlimmer! Selbst haben sie nichts, das ist die Sache. Die Bäcker haben kein Brot

gebacken, die Krämer und Metzger ihre Laden gar nicht aufgethan. Als ich einen zur Rede stellte, antwortete er mir mit den Worten der Schrift: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater nährt sie doch! Und ein anderer, den ich sprach, sagte mir: Wer wird fürder noch ein Gewerbe betreiben um des Erwerbes willen, seit wir erkannt haben, dass das Ziel alles Erwerbs, der Besitz irdischer Güter, vom Übel ist und nur allzu leicht das Seelenheil gefährdet!?"

„Bah", sagte Bruder Massäus, „das werden so einige Schwärmer sein!"

„Nein", versetzte Elias, „so denken sie alle, alle, soweit ich herumgehorcht habe. Männer sind aufgestanden aus ihrer Mitte, die ziehen von Kirche zu Kirche, von Straße zu Straße, schreien wie die Zaunbrecher, predigen Umkehr und Buße und malen die Hölle in grelleren Farben, als es je einem von uns geglückt. Und es ist niemand, der seine Ohren vor ihnen verschließt. Alle schwören sie, der Welt zu entsagen, einen großen Scheiterhaufen haben sie aufgerichtet inmitten des Marktplatzes, da schleppen sie zusammen, was Wert hat, Einrichtungsstücke und Bilder und Gewänder, alles was sie besitzen. Denn die Armen weisen jede Gabe zurück, und die Wohlhabenden und Reichen wissen nicht, wie sie sich sonst ihres Gutes entledigen sollen. Und wenn alles beisammen ist, dann soll der Scheiterhaufen angezündet und alles verbrannt werden."

„Recht so!" rief Bruder Ägidius; „der Mammon mag umkommen! Wenn sie nur auch die Demuth des Herzens hätten!"

„O, demüthig sind sie", entgegnete Elias, „so demüthig, dass ich es nicht glauben könnte, hätt' ich's nicht mit eigenen Augen gesehen! Niemand will mehr befehlen, alle wollen sie gehorchen, jeder möchte der Geringste sein und späht emsig nach einer Gelegenheit, sich vor den andern zu erniedrigen. Auf der Straße sah ich zwei der reichsten Leute sich begrüßen, die früher einander spinnefeind gewesen waren, weil jeder den andern an Prunk und Aufwand überbot. Jetzt trachteten sie sich an Demuth zu übertrumpfen, der eine verneigte sich höflich vor dem andern, geschwind verneigte sich der andere ein wenig tiefer, da machte der erste einen krummen Rücken, dass er fast den Boden berührte, und als der zweite sogleich auf die Knie fiel, legte sich der erste gar auf den Bauch, um jenem die Füße zu küssen, bis schließlich beide sich im Staube wälzten, jeder ebenso emsig bestrebt, den andern auf irgend einen demüthigenden Körpertheil zu küssen, als eifrig bemüht, den Kuss des Gegners abzuwehren. Ich sag' euch, Brüder, es war zum Kranklachen!"

„Demüthig sein ist viel", sagte Bruder Leo von Perugia; „aber das Verdienstlichste ist die Keuschheit. Sprich, Elias, wie halten sie's in diesem Punkte?"

„O, mit der Keuschheit“, fuhr Elias fort, „da nehmen sie's besonders streng! Züchtig blicken sie zur Seite, wenn sie ein Weib nur von weitem kommen sehen und schwören, lieber zugrunde gehen zu wollen, als jemals wieder ein Ehebett zu beschreiten, von sonstiger Unzucht ganz zu schweigen. Viele scheiden sich von ihren Frauen und nennen die heiligste Jungfrau Maria ihre Braut, die rosiger als die Rose, weißer als die Lilie sei. Einige behaupten, jedesmal den Kuss ihrer Verlobten zu spüren, wenn sie fünfzig Ave Maria hintereinander gebetet haben, und unter den Frauen sind welche, die zu sterben wünschen, weil Christus sie im himmlischen Brautgemach erwarte. Alle aber, die Kinder besitzen, empfinden Scham und Reue darüber, und sie bitten Gott deswegen um Verzeihung und versprechen, dass dergleichen nie wieder vorkommen soll. Mit einem Wort, Franciscus, Heilige sind sie geworden über Nacht, alle miteinander und jeder für sich, Heilige genau so wie wir selbst, einfach eine ganze Stadt von Heiligen!“

So berichtete Bruder Elias, und die Mönche hörten ihm zu und schüttelten verwundert die Köpfe. Nicht einmal Franciscus selbst konnte rechte Freude gewinnen über eine so wunderbare und gründliche Bekehrung, denn die bange Frage, was nun weiter werden sollte, quälte ihn sehr. Den ganzen Abend saß er still für sich und bat Gott um Erleuchtung, wie er sich zu dem allen zu verhalten habe, und in der Nacht konnte er kein Auge schließen in Sorgen und Gedanken.

Am andern Morgen riefen ihn einige Brüder an, er möge kommen und schauen. Alle standen auf einem kleinen Hügel neben dem Wäldchen und schauten nach der Stadt hinüber. Und als Franciscus zu ihnen trat, da sah er eine mächtige Rauchsäule aufsteigen über den Dächern, breit und hoch wie ein Kirchthurm. Unten war der schwarze Qualm vom Schein des flackernden Feuers angeglüht, dass es aussah, wie wenn düstere Blitze in Gewitterwolken zucken. Und bis zum klaren Morgenhimmel ragte die gewaltige Säule empor, als müsste sie ihn stützen, dass er nicht zusammenfalle.

„Seht, wie sie den Mammon verbrennen!“ frohlockte Bruder Ägidius.

„Eine kostspielige Fackel!“ bemerkte Elias trocken.

Stumm und nachdenklich betrachtete der heilige Franz das düstere Schauspiel. Endlich sagte er: „Sie übertreiben im Guten, wie früher im Bösen. Ich bin irre geworden an mir selbst und weiß nicht, ob Gott an solchen Dingen Freude haben kann.“

Am Nachmittag sahen sie auf der Straße von der Stadt einen Zug von Kindern herankommen, wohl an die hundert, Knaben und Mädchen, Blond- und Schwarzköpfe. Ein langer dürrer Mensch, der ein Kreuz an einer Stange trug, schritt ihnen voraus und wendete sich von

Zeit zu Zeit mit bellender Stimme zu den Kleinen zurück, wenn sie das Vaterunser, das er ihnen vorsagte, nicht fleißig nachbeteten. Die Kinder aber sahen betrübt aus, und viele von ihnen weinten, so dass sie den eintönigen Text nur mit schluchzender Stimme wiederholen konnten. Als die seltsame Procession an dem Lager der Mönche vorüberzog, pflanzte sich Elias in seiner ganzen Breite am Saum des Wäldchens auf, und beide Hände in den Taschen seiner Kutte, rief er in herausforderndem Tone den dürren Vorbeter an.

„He, was ist denn da wieder los?“ fragte er.

„Kinder, die ins Nonnenkloster gebracht werden!“ schnarrte der Dürre.

„Und wo sind denn die Eltern, wenn man fragen darf?“

„Die fasten und beten und thun Buße wegen ihrer Unkeuschheit.“

„Recht habt ihr, dass ihr die Kinder austreibt!“ sagte Elias; „denn viel Gutes konnten sie von euch nicht lernen!“

Darauf der Dürre: „Je, wir wollen die Folgen unserer Sünde nicht immer vor Augen haben!“

„Da sieht man“, rief Elias ärgerlich, „dass ihr von unserm Herrn verlassen seid; denn Christus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

Der Dürre warf ihm einen bösen Blick zu, und im Weiterziehen fuhr er sogleich wieder fort, sein Paternoster zu leiern und herrschte die Kinder an, sie sollten mitthun. Und wie sie sich langsam entfernten, hörte man schwächer und schwächer den Chorus der zarten und traurigen Stimmchen, bis er allmählich in der stillen Schwüle des Tages verhallte.

Dem heiligen Franciscus liefen die Thränen aus den Augen. Er rang die Hände und sagte: „Das war der unglücklichste Tag meines Lebens, an dem wir in diese Stadt gekommen sind. Rathet mir, Brüder, helft mir, was ist da zu thun?“

Da sie aber stumm blieben, fuhr er fort: „Ich kann es nicht länger mitansehen, wie sie das Wort Gottes missdeuten! Es muss einer in die Stadt gehen und ihnen Mäßigung predigen. Einer, der fest im Glauben ist, aber auch die Forderungen des Lebens kennt!“

Als er darauf schwieg und fragend in die Runde blickte, wen er auswählen möchte, da prickelte es den Bruder Elias auf der Zunge, so dass er sagen musste: „Vielleicht der heilige Ruffinus?“

„Nein, kein Heiliger!“ versetzte Sanct Franciscus sanft. „Wie wäre es, wenn du selbst es übernähmst, Elias? Du kennst nun die Leute schon, und Gott wird dir das Rechte eingeben. Ich bitte dich, geh' und predige!“

„Mit tausend Freuden!“ rief Elias, sprang in die Höhe und begann sogleich sich zu rüsten. „Der Aufgabe fühle ich mich gewachsen! Du sollst sehen, wie ich ihnen die Köpfe zurechtsetze! Es wird mir eine wahre Erleichterung sein, einmal frisch von der Leber weg zu sprechen.“

Und damit wanderte er vergnügt von dannen und begab sich in die Stadt. Es war aber kaum eine Stunde vergangen, so kam er zurück, mehr gerannt als gegangen, erschöpft und in einem jämmerlichen Zustand. Sein Gesicht war zerkratzt und zerschunden, und die Kutte hieng ihm in Fetzen vom Leibe. Keuchend erzählte er, auf dem Hauptplatz, wo der Scheiterhaufen noch rauchte, habe er alles Volk versammelt gefunden und sofort zu predigen begonnen. Es hätten sich auch alle herangedrängt, begierig seinen Worten zu lauschen. Aber schon nach den ersten Sätzen, die er gesprochen, habe ein wilder Tumult sich erhoben, er sei von der Plattform der Kirche, von wo aus er gepredigt, herabgezerrt und mit Schlägen und Steinwürfen zur Stadt hinausgejagt worden.

„Daraus werde klug wer kann!" rief Sanct Franciscus bekümmert. „So wollen sie das Wort des Herrn nicht mehr hören?"

„O doch!" entgegnete Elias. „Wettern und fluchen mögen sie gerne hören von der Kanzel, nur meine Rede war ihnen nicht genehm. Ich sagte, jeder Verständige wisse, dass der Mensch aus Leib und Seele zusammengesetzt sei, und dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammen halte. Darum müsse man vor allem an gute Speise und einen kräftigen Trunk denken, um nicht zu sterben und die schöne Gemeinschaft zwischen dem Geistigen und Körperlichen, wie Gott sie eingesetzt habe, nicht zu stören. Schon gegen diese einfachen Wahrheiten erhob sich ihr Widerspruch. Als ich aber muthig fortfuhr und erklärte, dass Gott die Menschen erschaffen habe, um die Erde zu bevölkern, und dass es bald keine Menschen mehr geben würde, wenn alle der Keuschheit fröhnen wollten, da brach ein Ungewitter los, wie ich es kein zweitesmal erleben möchte. Johlend drangen sie auf mich ein und riefen, der Teufel habe mich gesandt, sie zu verführen. Schlagt ihn todt, den Antichrist! schrien die Wildesten und packten mich mit rohen Fäusten, dass ich meinte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Aber mitten in der Todesangst fühlte ich mich leicht und frei, weil ich ihnen gesagt hatte, was mir schon längst auf dem Herzen lag, und ich empfand, wie beseligend es sein muss, für seine Überzeugung den Märtyrertod zu erleiden. Nun, zum Glück kam es nicht so weit, sie ließen mich laufen, nachdem sie mich ordentlich zerzaust hatten. Jetzt aber bin ich fertig mit ihnen. Mögen sie treiben, was sie wollen, ich habe das Meinige gethan, sie zur Vernunft zurückzuführen, die auch eine christliche Tugend ist. Hat es nichts genützt, so ist es meine Schuld nicht gewesen. Wenn du aber, Franciscus, wieder einmal etwas auszurichten hast in dieser Stadt, dann sende gefälligst einen andern. Ich bin es satt, mich mit solchen Narren herumzuschlagen!"

Als Bruder Elias geendet hatte, nahm Ägidius das Wort und sagte finster: „Gleich einem Zöllner hast du gepredigt, Elias, und nicht als ein Diener des Herrn! Wie der Wolf im Schafspelz kommst du mir vor in deiner Kutte."

Bruder Leo von Perugia und Bruder Massäus nickten zustimmend, und Ruffinus, der Schweigsame, that sogar den Mund auf, um etwas zu sagen. Aber dann blieb er doch stumm und neigte nur mit einem schmerzlichen Ausdruck das Haupt, indem er vorwurfsvoll auf Elias blickte.

Der aber kümmerte sich wenig um die Missbilligung der Brüder, sondern streckte sich gemächlich in den Schatten eines Baumes, um sich von seiner Mühsal zu erholen.

Auch Sanct Franciscus hatte schweigend mitangehört, was Elias zu berichten wusste. Eine Weile saß er still, das Antlitz in den Händen verborgen. Dann stand er auf und begab sich in einen nahen Wald, wo er in völliger Abgeschiedenheit sieben Tage und sieben Nächte verweilte, durch Fasten und Beten seine Seele zu stärken. Denn bange Zweifel lasteten auf ihm und drückten ihn schier zu Boden.

Während dieser Zeit hörten die Mönche nur wenig von der bekehrten Stadt, außer dass von früh bis spät die Glocken geläutet wurden, und dass hie und da ein Trupp von Auswanderern, die mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden waren, die Straße entlang zog und in der Ferne entschwand. Auch allerhand Gesindel aus der Umgegend kam stadtwärts vorüber, das erzählte, es gehe der Ruf, dass man jetzt durch Betteln in einem Tage mehr verdienen könne, als sonst durch Arbeit in vielen Jahren. Es seien noch immer Leute genug, die etwas übrig hätten, und man müsse sich sputen, ihnen so viel wie möglich abzunehmen, solang die neue Mode vorhalte und jeder sich seines Besitzes schäme. Und wirklich sahen die Mönche sie des Abends mit Beute beladen wieder heimwärts ziehen, johlend und angetrunken, denn der Wein sei jetzt wohlfeiler als Wasser, berichteten sie, und jeder Wirt froh, wenn man ihm helfe seine Fässer leeren, damit er selbst nicht in Versuchung falle.

Am siebenten Tage, seit Franciscus in der Einsamkeit weilte, wurde ein mächtiges Gewühl von Menschen sichtbar, das aus dem Stadtthor hervorwirbelte und sich langsam auf der Landstraße näherte. Gleich einer finstern Gewitterwolke wälzte es sich heran, und schon von ferne konnte man ein dumpfes Murren und Grollen hören wie die gedämpfte Stimme des Donners, also dass den Mönchen angst und bang wurde und sie den Bruder Ägidius nach dem Heiligen sandten, er möge um Gottes willen zu ihnen kommen, sie fürchteten sich.

Und wirklich machte die Menge, als sie unter immer lauter anschwellendem Gewirr von Stimmen herangekommen war, vor dem Ruheplatz der Mönche halt und erhob sogleich ein wüstes Geschrei nach Sanct Franciscus. Zum Glück erschien dieser soeben mit Ägidius am Saume des Waldes und näherte sich eilends dem Orte, erfreut, dass die Leute ihn suchten, und voll Hoffnung, dass er sie auf dem rechten Wege finden

würde. Denn in der Weltflucht und Entsagung seiner letzten Tage hatte er's über sich kommen gefühlt wie eine tröstliche Mahnung, sich aller Sorgen zu entschlagen und die Zukunft dieser Menschen, die eines so guten Willens waren, getrost Gott anheimzustellen.

Als er aber auf eine kleine Bodenwelle vor dem Pinienwäldchen trat, um die Menge zu überblicken, da erschrak er heftig, denn aus tausend abgemagerten Gesichtern grinsten ihm Hunger und Elend entgegen. Wie der verlorene Sohn bei den Säuen, so sahen sie aus, herabgekommen, schmutzig und zerlumpt. Und wie sie ihre hageren Arme, Männer und Frauen, gegen ihn ausstreckten und mit ausgetrockneten Kehlen um Brot flehten, da hätte man glauben können, eine Horde von Straßengesindel vor sich zu sehen, das in Ausschweifungen und Sünden jeden sittlichen Halt und alle Selbstachtung eingebüßt hätte.

Sanct Franciscus war durch den Anblick aufs tiefste erschüttert und erkannte, dass das Gute ebenso vom Übel sein kann wie das Böse, wenn es mit Übertreibung und Unverstand geübt wird. Betrübt erklärte er, dass weder er noch seine Brüder Brot hätten, es ihnen zu geben. Da ballten sich plötzlich die Hände, die eben noch flehend ausgestreckt waren, und in entfesselter Wut schrien alle durcheinander, er habe sie beredet, des Irdischen zu vergessen, er müsse jetzt ein Wunder wirken und Brot aus Steinen schaffen. Er habe ihre Männer zum Müßiggang verführt! kreischten die Weiber; er habe sie zu Mönchen gemacht, die die Ehe missachteten und ihre Familien der Noth und dem Hunger preisgäben! Er habe Erwerb und Besitz zur Schmach gestempelt, riefen die Männer, und das blühende Gemeinwesen zugrunde gerichtet. Alle habe er gleich gemacht, schrien wieder andere, alle zu Bettlern, das Ansehen der Obrigkeiten untergraben und eine Willkürherrschaft des Pöbels herbeigeführt! Nein, riefen wieder andere, das sei schon recht gewesen, dass er die Reichen und Vornehmen gedemüthigt hätte, aber den Armen hätte er gerecht vertheilten Besitz nicht verleiden sollen. Jetzt habe niemand etwas, alles sei verbrannt oder verschleppt! Noch andere fragten, wo jetzt der Gott sei, der die Vögel nähre und die Lilien kleide? Und die Erbittertsten schrien, man solle ihm die Kutte vom Leibe reißen und mit dem Strick, den er um die Mitte trage, seinen Rücken stäupen!

Gleich heulenden Wölfen stürzten sie sich auf den Heiligen und wollten sich an ihm vergreifen. Aber die mehr Besonnenen legten sich ins Mittel, um Gewaltthaten zu verhindern. Da entstand ein heftiges Drängen und Balgen, erbittert prallten die Parteien gegen einander, und ohne dass er es wehren konnte, entwickelte sich vor den Augen des Heiligen ein wüthiges Handgemenge. Wie wilde Katzen bissen und kratzten die Weiber um sich, die Männer hieben mit Stöcken und Fäusten auf einander ein, und während ihnen Thränen des Jammers und der Qual

über die Backen liefen, suchten sie ihrer Unzufriedenheit, ihrem Grimm und ihrem Hunger durch Knüffe und Schläge Luft zu machen, die jeder blindlings an diejenigen seiner Mitbürger austheilte, die ihm gerade am nächsten standen. Wie ein Hagelschauer im Sommer niederrauscht, so prasselten Püffe und Prügel von allen Seiten auf die Köpfe und Rücken der bedauernswerten Menschen nieder, ein jeder hieb und ein jeder wurde gehauen, und der allgemeine Zustand der Nothwehr zwang selbst die friedlichsten, sich ihrer Haut zu wehren und mit Armen und Beinen um sich zu schlagen wie toll. Und je mehr geschwollene Nasen, zerkratzte Wangen, Beulen und blutrünstige Augen es setzte, umsomehr erhitzten sich die Gemüther, ein taumelnder Rausch bemächtigte sich der durch Entbehrungen und religiöse Extasen gereizten Sinne, so dass das Prügeln allmählich zu einer Art von Wollust wurde und alle mit derselben wilden Verzückung dreinschlugen, als gäben sie sich einem zügellos ausschweifenden Tanze hin.

Machtlos stand Sanct Franciscus diesem Schauspiel gegenüber. Seine Worte verhallten in dem ohrenbetäubenden Wuth- und Schmerzgeschrei, das sich mit jauchzenden Lauten rasender Lust vermischte. Es blieb ihm nichts übrig als abzuwarten, bis diese wehevolle Orgie sich erschöpft hätte. Wie hilfesuchend blickte er um sich, da gewahrte er eine von den Turteltauben, die er unter den Bäumen angesiedelt hatte, und als er in seiner Seelenangst die Hand nach dem unschuldigen Geschöpfe Gottes ausstreckte, flog sie sogleich herzu und setzte sich zutraulich auf seinem Haupte nieder. Wie die Leute das sahen, ließen sie nach und nach von einander und starrten verwundert auf Sanct Franciscus, denn sie meinten nicht anders, als dass der heilige Geist in Gestalt einer Taube über ihn gekommen sei. Die müden Arme sanken ihnen nieder, und zugleich mit ihrer Wuth und Raserei verließen sie auch die letzten Kräfte, also dass sie beschämt und zerknirscht in eine dumpfe und thränenreiche Stimmung versanken, wie wenn ein tobender Orkan sich plötzlich legt und ein trostloser, eintöniger Landregen an seine Stelle tritt.

Mittlerweile waren noch mehr Turteltauben herzugeflogen, die sich auf die Schultern und Arme des heiligen Franz niederließen, und also, umgeben von dem Sinnbild der Unschuld und Sanftmuth, erhob er in der großen Stille, die jetzt eingetreten war, seine Stimme und sagte erfüllt vom Geiste: „Wollet mir, geliebte Brüder im Herrn, Aufmerksamkeit schenken, dass ich euch ein Gleichnis erzähle. Es war einmal ein Mann, der Besitzer eines ausgedehnten Ölberges, der besaß auch eine Anzahl Esel, die ihm die reiche Ölfrucht zu Thale trugen. Dabei hatte er oft die Erfahrung gemacht, dass die Esel von Natur störrische Thiere sind, denn wenn er einem eine Last auflud, die ihn zu schwer dünkte, so warf er sie zur Erde oder schlug mit den Hufen nach seinem Herrn

oder legte sich selbst auf den Boden und weigerte sich, den Sack zu tragen. Einmal nun bekam er einen neuen Esel, dem lud er eine gewaltige Bürde auf den Rücken und dachte: Wenn es ihm zu schwer ist, so wird er sich dagegen wehren, wie es Brauch ist bei diesen Thieren! Der neue Esel aber war eifriger und williger als die andern und gab durch kein Zeichen zu erkennen, dass ihm der Sack zu schwer war, sondern schleppte ihn eine gute Strecke, bis er unter der Last, die weit über seine Kräfte gieng, zusammenbrach. Da erkannte der Herr zu spät, dass er ihm zu viel zugemuthet hatte. Sehet, Brüder, so ist es mir ergangen mit euch. Wie oft musste ich erfahren, dass die Menschen nur einen geringen Theil von dem erfüllten, was ich zu ihrem Seelenheil von ihnen forderte, und dass sie abschüttelten, was ihnen zu schwer schien. Ihr aber hattet den guten Willen, alles zu erfüllen, was ich euch zugemuthet habe, und jetzt erst, da sich zeigt, dass die Bürde der Entsagung für eure Schultern zu schwer gewesen ist, erkenne ich mit Reue, dass ich allzu viel von euch gefordert habe. Denn nur wenige Menschen sind gestärkt und also gefestigt in ihrem Glauben, ein Leben der Entsagung und Buße zu führen, wie wir es thun, die Gott der Herr, so unwürdig wir auch sind, berufen hat, die Sünden ihrer Mitmenschen auf sich zu nehmen und zu sühnen, wie Jesus Christus einst die Sünden der Menschen auf sich genommen und am Stamme des Kreuzes gebüßt hat. Ihr andern aber gehört dem Leben, nach dem unerforschlichen Rathschluss der Vorsehung. Jedoch soll es kein Leben sein, wie ihr es vordem geführt in Sünde und Lüsten, sondern wie diese Turteltauben sollt ihr leben, die ich unter den Bäumen angesiedelt habe. Emsig bauen sie an ihren Wohnungen in den Zweigen und fliegen aus, Futter zu suchen und bringen, was sie finden, heim in ihre Nester, allwo sie Frucht tragen und sich mehren nach dem Geheiß ihres Schöpfers. Und sind doch die unschuldigsten unter allen Thieren, mit welchen in der Schrift die keuschen und sanftmüthigen und gläubigen Seelen verglichen werden. So sollt auch ihr mit Fleiß und ohne Habsucht euren Geschäften nachgehen und eure irdische Pflichten erfüllen, dabei aber Gott im Herzen tragen und eurer ewigen Pflichten nicht vergessen. So sollt ihr Güter der Welt sammeln, ohne eure Herzen allzusehr daran zu hängen. So sollt ihr Herr sein, jeder in seinem Neste, und doch in brüderlicher Eintracht und Liebe mit einander leben. So sollt ihr Nachkommen zeugen ohne Unkeuschheit und euch eurer Frauen und Kinder erfreuen in Sanftmuth und Einfalt des Herzens. Also hat Gott es mir geoffenbart und verkündet es durch meinen Mund. Darum gehet hin, jeder zu den Seinigen und in sein Haus und an seine Arbeit, und trachtet in Gottesfurcht den Platz auszufüllen, auf den ihr in diesem Leben gestellt seid."

Nachdem der heilige Franz also gesprochen, verharrte die Menge einige Augenblicke in Schweigen. Dann aber erhob sich die Stimme eines der ärgsten Schreier aus dem Volke, desselben, der früher zu Thätlichkeiten gegen den Heiligen angeeifert hatte, und der rief: „Wir wollen nicht arbeiten, wir wollen Brot! Wir sind Diener Gottes so gut wie andere und wollen von Almosen leben, und nicht von Arbeit."

Aber der allgemeine Unwille, der sich sogleich gegen ihn erhob und ihn zwang zu schweigen, zeigte, dass er nur im eigenen Namen gesprochen und niemanden auf seiner Seite hatte. Vielmehr bekundeten gar viele laut und fest ihre Zustimmung zu den Worten des Heiligen und forderten ihre Mitbürger auf, heimzukehren und wieder ein geregeltes Leben zu beginnen. Auch war beinahe keiner, der nicht mit Freuden dazu bereit gewesen wäre; jedoch die Sorge, wie sie die augenblickliche Noth überwinden und für eine so große Menge von Menschen die nöthigsten Nahrungsmittel rasch herbeischaffen sollten, bekümmerte alle. Und wie in einer gemeinsamen Eingebung knieten sie nieder und gelobten in heißem brünstigem Gebete, in aller Zukunft den Weg zu wandeln, den Sanct Franciscus ihnen gewiesen, wenn Gott nur diesmal noch sich ihrer erbarmen und ihnen aus der gegenwärtigen Schwierigkeit heraushelfen wollte.

Wie eine wunderbare Erhörung ihres Gebetes musste es demnach allen vorkommen, als plötzlich einer aus ihrer Mitte sich erhob, der weitaus nicht so verhungert aussah als die andern, auf einen Steinhaufen an der Straße stieg und also zu reden begann: „Liebe Mitbürger, seid getrost, denn Gott der Allmächtige hat die erflehte Hilfe schon in Bereitschaft, und ich schwacher, unwürdiger Mann bin zum Werkzeug seiner Weisheit und Güte ausersehen. Ihr werdet euch vielleicht daran erinnern, dass ich, als der Taumel der Weltflucht und Entsagung über die ganze Stadt kam, zu den wenigen gehörte, die ihre warnende Stimme zu erheben wagten, und dass ich damals, was jetzt eingetroffen ist, ungefähr voraussagte, wenn ich mir's auch nicht ganz so schlimm erwartet habe, als es in Wirklichkeit gekommen ist. Als ich allmählich einzusehen begann, dass alles, was ich sagte, in den Wind gesprochen war, und dass ich nicht nur mein Ansehen, sondern sogar mein Leben gefährdete, wenn ich mich der allgemeinen Strömung widersetzte, so gieng ich scheinbar auf eure Absichten ein, und meine angebliche Bekehrung wurde mit großem Jubel von euch begrüßt. Ihr wisst, dass ich meines Standes Kaufmann bin, und dass Gott meinen Fleiß und meine Redlichkeit durch reiche Glücksgüter gesegnet hat. Jetzt schenkte ich, wie es im Rausche jener Tage gefordert wurde, mein Hab und Gut, das ich in jahrelanger Arbeit gesammelt hatte, den Armen oder verbrannte es auf dem Scheiterhaufen. Oder vielmehr, um aufrichtig zu sein, zum Glück that ich es nicht wirklich, sondern gab nur vor, es zu thun, um euch

zu gefallen. In Wahrheit behielt ich das meiste und wertvollste zurück und versteckte es in meinen Kellern. Auch die Lebensmittel und Vorräthe, die in meinen Magazinen aufgespeichert waren, wanderten zum größten Theil in einen geheimen Keller meines Hauses, und ebendort befindet sich auch der Inhalt meiner Kornkammern, die ihr noch jüngst durchsucht und leer gefunden habt. All diese reichen Güter will ich nun, da ihr mit Gottes Hilfe wieder Vernunft angenommen habt, von Herzen gerne mit euch theilen, unter der Voraussetzung natürlich, dass ihr später, wenn ihr durch Fleiß und Arbeit wieder zu Besitz gekommen seid, den Wert getreulich vergütet. Einstweilen mag der Magistrat der Stadt, den wir doch wohl wieder einsetzen und anerkennen werden, die Bürgschaft übernehmen und jeden Sack Getreides und alles, was sonst verzehrt wird, auf einer richtigen Urkunde ordnungsmäßig vermerken. Sollten aber die besagten Vorräthe, die ich in richtiger Voraussicht der kommenden Dinge für diese böse Zeiten zurückgelegt habe, nicht für alle reichen, die jetzt hungrig sind und darben, so kann ich euch verrathen, dass mir noch wenigstens ein Dutzend wohlhabender Bürger bekannt ist, die es genau ebenso gemacht haben wie ich, und dass, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, auch unter den andern, von denen ich es nicht gerade weiß, sich noch mancher finden wird, der sich auf ähnliche Weise geholfen hat. Denn wer im Schweiße seines Angesichts sich ein Wohlständchen errungen hat, der schwärmt für Entsagung und Gleichmacherei nicht leicht mit derselben Begeisterung, wie der Besitzlose. Im Namen aller dieser glaube ich nun euch das Versprechen geben zu können, dass sie jetzt nach eingetretenem Wandel der Dinge ihre Mitbürger ebensowenig im Stiche lassen werden als ich. Und nun lasst uns heimkehren und unsern Hunger stillen!"

Ein unbeschreiblicher Jubel folgte diesen Worten. Einmüthig priesen alle die Klugheit des Mannes, und mit neu erwachten Kräften hoben ihn einige auf ihre Schultern und trugen ihn unter dem Volke umher, das sich begierig herandrängte, seine Hände, seine Kleider zu küssen. Stürmisch verlangten sie, er solle die Zügel der Stadt ergreifen, es gäbe keinen besseren, keinen, der umsichtiger die Interessen der Allgemeinheit wahrzunehmen wüsste. Und als er nicht nein sagte, da riefen sie ihn sogleich zum Bürgermeister aus und brachten ihm ein donnerndes „Hoch" ums andere. Dann löste sich die dichtgedrängte Menschenmasse auf und zog in freudig bewegten Gruppen eilends nach der Stadt zurück.

In Gedanken versunken stand Sanct Franciskus und schaute der Volksmenge nach, die, in eine große Staubwolke gehüllt, sich entfernte. Die untergehende Sonne durchglühte den aufgewirbelten Staub der Straße, dass es aussah, als zögen rauchende Feuersäulen dahin.

Als die letzten Menschen hinter dem Stadtthor verschwunden waren, wendete sich der Heilige zu seinen Brüdern und befahl, dem Esel die

en Körbe aufzulegen und zum Aufbruch zu rüsten. Und noch ehe die
nne ganz hinter den Bergen verschwunden war, bewegte sich das
ne Häuflein brauner Kutten über die staubige Landstraße fort und
fernte sich langsam von der Stadt, die ihnen so viel zu schaffen
nacht hatte, erst durch das Übermaß der Sünde, dann durch das
rmaß der Tugend.

Ernst und traurig schritt Franciscus fürbaſs. Elias, der neben
wandelte, beobachtete ihn von der Seite. Nach einer Weile fragte
liebevoll: „Ehrwürdiger, warum bist du so traurig?"

„Ach, Elias", sagte Franciscus weich, „mir ist so unsagbar weh
s Herz; denn ich habe neuerdings erkannt, wie sehr die Seele der
nschen an die Erde gekettet ist, also daſs sie die Heiligung nicht er-
gen kann, solange sie im Leibe wohnt."

Und gutmüthig, wie man zu einem kranken Kinde spricht, versetzte
ıs: „Gräme dich nicht zu sehr darüber, Bruder Franz! Sieh, die
t ist nun einmal nicht anders. Und das hast du doch jetzt selbst
hen: Wenn alle Menschen Heilige wären, dann hätten wir die Hölle
Erden!"

Gestalten aus dem Armenhause.

Von **Karl Wolf.**[1])

I. Der Danstützel.

Wenn ich auf meinen Studienreisen, welche ich mit Schnerfsack, Stock
und auf des Schusters vortrefflichen Rappen von Zeit zu Zeit zu
hen pflegte, hinaus in ein Dorf komme, so mache ich ganz bestimmt
Besuche: Der erste gilt der Kirche — ich will mich durchaus nicht
dem Glorienschein der Frömmigkeit umgeben, aber so eine Dorfkirche
auf mich von je her schon einen ungemein heimelnden Eindruck
acht; der zweite dem Friedhof und der dritte der „Lotterhütt'".

Die „Lotterhütt'" ist im südlichen Tirol, was man in der Stadt
Pfründner- oder Armenhaus nennt. Da werden die Ärmsten der
nen untergebracht. Leute, welche wegen Alter oder allerlei Gebrechen
t mehr betteln können; Leute, denen die Faulheit schon fast zur zweiten
ur geworden ist und welche lieber auf dem harten Lager und bei
schlechten Kost der „Lotterhütt'" fortduseln, als sich ihre Lage durch
eit zu verbessern, und oft auch verarmte Bauern, welche die „Gmuan
Schand' halber" erhalten will, oder besser gesagt, erhalten muſs.

---

[1]) Aus „Geschichten aus Tirol" von Karl Wolf. Dritte Sammlung. Innsbruck.
dlinger. 1897.

Unter den Bewohnern der Lotterhütt' fand ich so mannigfaltige Gestalten, dass ich mir vorgenommen habe, eine kleine „Sammlung" derselben anzulegen, welche vielleicht manche Lücke in den so mannigfachen Beschreibungen der „Tiroler Leut'" ausfüllen dürfte.

Die Lotterhütt' hat, wie alle anderen Gesellschaftskreise der Welt, auch ihre Haute-volée, welche mit einem gewissen Achselzucken auf die anderen Einwohner des Hauses niederschaut, ja sogar die Engel des Elends, die barmherzigen Schwestern, welche zumeist in diesen Häusern die Wirtschaft führen, ungefähr so behandeln, wie eine heruntergekommene Gräfin ihr früheres Kammermädchen, das, nun eine angesehene, vermögende Bürgersfrau, zu ihr noch immer „Küss' d' Hand" sagt. Eines Tages betrat ich wieder einmal eine „Lotterhütt'" und fand im Hofe den „Oanstützler" sitzend auf einer Bank mit seinem Pfeiflein. Er wurde so genannt, weil er im Feldzuge 1859 sein rechtes Bein verloren hatte. Das dankbare Vaterland überließ die Ehrenpflicht der Gemeinde, für den armen Krüppel zu sorgen, und er bekam eine Stelle in der Lotterhütt'.

„Grüß' Gott, Oanharl", so grüßte ich und setzte mich zum Alten.

„Jetzt, wenn sie mir lei mein' rechtschaff'nen Namen verschandeln, zelm enten hat der Zimmermann 's Loch g'lassen. Der Zimmermann halt freili nit g'rad, weil 's Thor eigentli lei a Loch in der Mauer ist. Aber die narrische Welt hat halt a mal den Spruch aufgebracht, und i bin nit berufen, an neuen zu erfinden."

„Bist ja völli' grantig heut'", entgegnete ich lachend.

„I wissen's, sell muss ma sein, wenn man a so wichtig's Amt hat, wie i. Thorwart'l in der Lotterhütt'! Wie i z'sammeng'schossen hoam kemmen bin von der Walsch, hat der Gmoanausschuß einstimmig b'schlossen, zum Thorwart'l machen's mi in der Lotterhütt', und der erste Ausschuss, der Bruggenschneider hat g'meint, 's G'wand'l müss' a mit einbezogen werden. 's käm nit so hoch, weil i lei ein' Hosenschlotter brauchen thu. Aber mit'n G'wand'l bin i durchgefallen, sell muss i bettelweis' aufbringen, und mit 'n Thorwart'l ist's a lei so a Sach'. Kein Thor haben mir nit in der Lotterhütt'."

„Ja was seid's denn früher g'west, ehvor 's habt einrucken müssen", begann ich nun auf den Busch zu klopfen.

Da schaute der Krüppel lange vor sich nieder. Endlich sagte er: „Ehvor? Ja zelm bin i a Lump g'west, a nichtsnutziger, und ins Zuchthaus hat i taugt, rein ins Zuchthaus."

Verwundert schaute ich auf den Alten. Sein Gesicht hatte einen so grundehrlichen und rechtschaffenen Ausdruck, dass ich nicht glauben konnte, er sei in seiner Jugend auf unrechten Pfaden gewandert.

„Sell werd schon so sein", sagte er, ohne auf mich zu achten. „Wenn a Knechtl seine Augen auf die erste, die schönste und reichste

Bauerntochter wirft, sell kann man ihm nit verwehren, 's G'schau und Herz hat der liebe Herrgott an jeden Menschen gleich eingerichtet, sei er zum Bettler bestimmt oder zum reichen Bauer. Da kannst nichts machen. Wenn aber so a Knecht, so a niedriger, nichtsnutziger und tauglicher Mensch, so a reiche hochgeborne Dirn a dazubringt, dass 's Fensterriegerl mit Schmalz g'schmierbt ist, dass 's nit ochezt, wenn man's aufschiebt, dass selb' Diandl der Hausdirn sagt, 's Holz soll sie von der andern Seit' nehmen, weil sonst der Stoß zu nieder wurd' unter ihrem Fensterl und der Schatz nit aufireichet auf a rechtschaff'nes Bussel, vom Einischlüpfen gar nit zu reden, und wenn er das Diandl gar dazu bringt, dass 's frischweg „Na“ sagt, wie der reiche Müller vom Sand kummt und mit die Elternleut' schon alles ausgemacht und ausgehandelt gehabt hat und z'letzt halt a so nebenher, Brauch's halber, das Mad'l fragt, ob sie a mag, na dös ist lei a Mensch, der von Rechtswegen ins Zuchthaus gehört.“

Der alte Mann war erregt geworden und hatte seinen schlappigen Hut vor sich in den Sand geworfen, dass der kahle Schädel der Sonne ausgesetzt war. Da humpelte ein altes, eingeschrumpftes Weiblein, mit rothen, entzündeten Augen herbei, nahm den Hut und setzte ihn dem Alten wieder auf.

„Bist schon wieder narrisch“, keifte sie, „du nichtsnutziger Mensch. In d' Sunna sitzen und Schädelweh bekummen, gelt sell kannst, Esel oanhaxeter. Und mi schickt die barmherzige Schwester nachher wieder Umschläg z'machen, stundenlang, wenn d' wieder die kopfhitzige Krankheit bekummst. Und dass d' einem a Budele Brantwein dafür zahlest? An Schmarrn, du, du, oanhaxeter Ochs, du!“

Verdrossen kauerte sich die Alte hinter ihm in den Schatten.

Der Oanstützel nahm keine Notiz von der Keiferei; wie in Erinnerung schwelgend sagte er, mehr für sich, als für mich erzählend:

„Und das Lenerl war so a sauber's, so a grundbraves Diandl. Wie haben sie die Leut' schlecht gemacht, weil's an armen Knecht ihre Lieb' geschenkt hat, und wie haben die Leut' mi schlecht gemacht, weil i zu ihr aufgeschaut hab', wie zu einem Engel im Himmel. Aber in Schmutz und Dreck haben sie unsere Lieb' herumgezerrt, weil sie nit wissen, dass die reine Lieb' ist, wie a bethaut's Röserl, das ma verdirbt, wenn ma's angreift. Mein Bauer hat mi verjagt, und im ganzen Dorf hab' i kein Platz finden können, denn der Vater vom Lenerl war mächti' und ang'seh'n. Der Müller am Sand hat g'lacht über die Abfertigung vom Lenerl und hat g'sagt: „Hab nit g'meint, dass dein Diandl in der Sach' a was d'rein zu reden hätt', Bauer. Aber, dös macht nix. Über den dalketen Knecht druck i a Aug' zu und du legst no a fünfhundert Gulden zu, oder a Paarl masttaugliche Ochsen. Oder

ist dir der Knecht a so zu theuer?" — Mir ist die Red' hinterbracht worden am Sonntag und alle haben auf mi eing'föppelt. Grad kummt der Müller am Sand bei der Gaststubenthür' einer, wie's mi so aufzieh'n. I steh' auf, geh' hin und schlag 'n nieder, so mit der Faust auf ein Schlag. „Dös ist für 'n Ochs, Mensch", sag' i. 's muß 'n fein brummt haben im Grind, dem Müller, weil die Stadtdoctor außertüpfelt haben, so auf drei Monat Kerker reichet der Schlag. An an Sonntag früh bin i wieder frei geworden im Kreisgericht, und wie i heim kumm, ist g'rad die Predig' aus. I stell mi vor der Kirch' ans Guckfenster, und da fangt der Curat g'rad mit 'n Verkündnen an. „Zum heiligen Sacrament der Ehe haben sich entschlossen" — 's Lenerl und Müller am Sand verlest er. I hab' g'wartet bis nach 'n Hochamt, und wie die Leut' alle außerkommen, geht mitten d'rein der Müller mit 'n Lenerls Vater. I geh' d'rauf zu und schlag'n Müller wieder nieder, wie zelm in der Wirtsstuben. Schön ist er z'sammenpurzelt, sag i Ihnen. Diesmal hat's sechs Monat kostet. Wie i dann wieder außerkummen bin, ist g'rad Kriegszeit an'gangen g'west in der Walsch d'rein. I hab mi anwerben lassen, — hat mi g'wundert, dass so an Hauptlumpen g'mögt haben, — und am 24. Juni, g'rad so um der Marendzeit, hat mir einer unversehens die Hax abg'schossen. Solferino hat die Ortschaft geheißen. Mei, lange Zeit hab' i mi in die Spitäler ummerzogen, und nachher bin i mit a Ziehorgel g'reist. Aufmachen hab' i nit können, d' Leut' haben mir für 's Aufhör'n alleweil was zahlt. Hie und da bin i a auf 'n Schub heim kommen und wie sell der Gmein endli' zu theuer kummen ist, hab' i den Ehrenposten da erhalten."

Der Alte schwieg. Ich dachte mir, die Liebe zu dem ehemaligen Knechte wird im Herzen der Müllerin doch nicht ganz erloschen sein, und sie wird ihres Freundes im Armenhause doch auch manchesmal mit einer Gabe gedenken.

„Und 's Lenerl?" So wagte ich die Frage.

„Wie ihr Vater g'storben ist, hat sich's 'zeigt, dass auf 'm Anwesen mehr Schulden sein, als Schindeln auf 'm Dach, und dem Müller am Sand, dem war die Mühl' zu trocken. Der hat sie versoffen, rein ganz versoffen."

„Und 's Lenerl?"

„O, der thut's gut geh'n, sie ist gut aufgehoben. Lei ein' Ärger hat sie, dass sie mir kalte Umschläge machen muss, wenn i die kopfhitzige Krankheit bekumm."

Erschrocken deutete ich auf die keifende Alte.

„Ja, ja, freili', freili'", lachte er, „dös ist mein Engerl, 's Lenerl! Gelt Schatzl?"

II. Der Kaiser.

In der Lotterhütt' von M. da kannte ich ein Mämmlein, das
annte man den Kaiser. Nicht etwa, dass er ein Aussehen gehabt hätte,
elches einen solchen Namen rechtfertigte. O nein! Er war ein kleiner,
agerer Mann mit einer mächtigen Hackennase, vorstehenden Backenknochen,
nter welchen die Wangen wie zwei leere, lederne Beutel hiengen, denn
e Zähne waren ihm schon längst ausgefallen. Seine Haltung war
ebückt, und mitten auf dem Rücken hatte im Sommer die Weste, im
Winter der Rock eine scharf mitgenommene Stelle, weil es seine Gewohnheit
ar, immer an den Mauern und Wänden herumzulehnen. Den Kaiser
annte man ihn, weil er den Spruch hatte: „Ja halt der Kaiser, wenn
sein thät'!"

Eines Tages kam ich nach M. und machte pflichtschuldigst meine
ufwartung in der Lotterhütt'. Der Schwester Oberin war ich schon
ekannt und mit liebenswürdiger Freundlichkeit stellte sie ein Wasserschaff
on einem Stuhl auf den Boden, wischte mit ihrer blauen Schürze den
itz ab und lud mich ein, in der Küche platzzunehmen. Die Küche ist
der Lotterhütt' zumeist der Conversationssalon, der neutrale Boden,
nd da versammeln sich die Insassen des Hauses gerne zu einem Plausch.
in mächtiger Herd mit offenem Feuer, darüber ein Rauchmantel, einige
lte Schränke, an der Wand Pfannen, Kochgeschirr auf einer Stellage
nd, als sehr beliebter Sitz auf dem Herde an der Wand, eine Hühnersteige.

Da saß auch der Kaiser und nickte mir vergnügt zu. Die Wärme
ebte er ungemein.

„Grüß' Gott", sagte er, „a wieder a mal des Weges? Fein ist's
eunt, schun saggerisch fein. Der Kaiser wenn i sein thät', a Kuchel
ät' i mir auf mein G'schloss bauen, mit an Herd und a Hennen-
eigen mit an polsterten Dach drauf, weil's für so an durren Mensch,
ie i einer bin, z'wider ist, a sou auf 'n Brett zu hucken und da auf
Herd; eig'ne Leut' müsset'n da sein und alleweil a Feuer erhalten
us trucknen Fichtenholz, dass 's nit racht", dann dachte er eine Weile
ach und sagte: „Halt polstert braucht die Hennensteige nit zu sein, weil
ei so a Kost, wie i 's als Kaiser hätt', würd' ma schon rund und
ett und ersitzet's leicht auf 'n blecketen Brett."

„Ja, wenn du der Kaiser wärst", sagte ich, „du thätest dir's fein
nrichten?"

„Fein? Fürnehm thät' i mir's richten", sagte der Kaiser mit
unkelnden Augen. „Z' Morget Knödelsupp' und Würst', auf Halbmittag
Würstlen, auf Mittag Knödel und a Ing'macht's und auf z' Nacht a
schweinernes Bratl und derzwischen ini Kaffee mit Brezidebrezeln und
eben mir müsset a Panzele Wein stehen mit der Pipp dran und a

Krug drunter. So richtet i mir's, wenn i halt der Kaiser sein thät'." Wieder folgte eine Pause, und der alte Mann stopfte sich sein Pfeifchen, langte einen Span aus dem Feuer und zündete den Tabak an, wobei seine faltigen Wangen beim Einziehen des Rauches förmliche Gruben bildeten. „Und zwei Federbetten. Eins unten eini, eins über", sagte er nach einer Weile, dann dachte er lange nach, was es vielleicht noch geben würde auf dieser Welt, tauglich für einen Kaiser. „Im Winter Patschen", brummte er und nickte dann auf seiner Hühnersteige ein, so dass ihm das Pfeifchen wie ein welker Zweig aus dem Munde hieng.

Die Schwester Oberin lächelte und warf auf den alten Mann einen freundlichen Blick. „Es wäre kein Unglück, wenn der Mann ein Kaiser geworden", sagte sie, „denn er hat ein Herz, so gut und erfüllt von Nächstenliebe, wie kaum ein zweites zu finden ist. Arm, wie eine Kirchenmaus, findet er doch immer Mittel und Wege, seinen Mitmenschen Gutes zu thun. Jeder ‚Lotterhüttler' bekommt von der Gemeinde aus im Winter ein paar Schuhe. Da haben wir im Hause einen rohen, gewaltthätigen Menschen, der viel herumstrolcht auf Bettelei oder sonst noch Schlimmerem. Der reichte mit den Schuhen nie aus, und ich sah schon immer mit Sorgen der Zeit entgegen, wo der Mann zu Hause bleiben musste, weil ihm das Schuhzeug fehlte. Was thut der Kaiser? Er geht zu unserem Schuster und klagt, die Schuhe würden ihm immer zu klein gemacht und drücken ihn fürchterlich. Und als dieselben abgeliefert wurden, verwahrte er sie sorgfältig in seiner alten Truhe. Sowie nun der Strolch mit seinen Schuhen zu Ende war, steckte er ihm die seinigen zu, und, um mit einem Paar zwei Jahre auszukommen, lief er den ganzen Sommer auf des lieben Herrgotts Sohlen."

„Und wie ist denn der arme Teufel in die Lotterhütte gekommen?" frug ich die Oberin.

Da blinzelte mir der Alte freundlich zu und schmunzelte: „Herentgegen, mei' Lieber, bin i nit bettelweis' da. O baleib; mit meine eig'nen Groschen inkafter bin i, Freunderl, mit meine eig'nen Groschen. I bin a Saxlgüter Sohn und sell halt der Jüngere. Und zur Zeit, wenn's einem unter der Nas' gitzlt, weil die Haarlen durchistechen und a Bart werden will, schaut der Mensch um, ob nit a Goscherl zu finden wär zum Bartriebeln. Und i hab' eins g'funden, dös hätt' mir taugt. Aber mei' Vater hat g'sagt: ‚Bist rein narrisch, dös Diandl ist nit für di, dös ist für'n Bruader. Bist ja der Jüngere.' Un nachher der Hof, da hat's geheißen: ‚Mei, muckſ' di nit, der Hof, der ist ja für'n Bruder, bist ja der Jüngere.' Und mei Bruader hat 'n Hof übernommen, und mei' Diandl hat er übernommen, und an Knecht hat er fortg'schickt und hat g'sagt: ‚Kannst schon bleiben, hat er g'sagt, weil i an Knecht fortschick'', hat er g'sagt. Und da bin i blieben. Und wie mei' Bruader

II. Der Kaiser.

In der Lotterhütt' von M. da kannte ich ein Männlein, das nannte man den Kaiser. Nicht etwa, dass er ein Aussehen gehabt hätte, welches einen solchen Namen rechtfertigte. O nein! Er war ein kleiner, magerer Mann mit einer mächtigen Hackennase, vorstehenden Backenknochen, unter welchen die Wangen wie zwei leere, lederne Beutel hiengen, denn die Zähne waren ihm schon längst ausgefallen. Seine Haltung war gebückt, und mitten auf dem Rücken hatte im Sommer die Weste, im Winter der Rock eine scharf mitgenommene Stelle, weil es seine Gewohnheit war, immer an den Mauern und Wänden herumzulehnen. Den Kaiser nannte man ihn, weil er den Spruch hatte: „Ja halt der Kaiser, wenn i sein thät'!"

Eines Tages kam ich nach M. und machte pflichtschuldigst meine Aufwartung in der Lotterhütt'. Der Schwester Oberin war ich schon bekannt und mit liebenswürdiger Freundlichkeit stellte sie ein Wasserschaff von einem Stuhl auf den Boden, wischte mit ihrer blauen Schürze den Sitz ab und lud mich ein, in der Küche platzzunehmen. Die Küche ist in der Lotterhütt' zumeist der Conversationssalon, der neutrale Boden, und da versammeln sich die Insassen des Hauses gerne zu einem Plausch. Ein mächtiger Herd mit offenem Feuer, darüber ein Rauchmantel, einige alte Schränke, an der Wand Pfannen, Kochgeschirr auf einer Stellage und, als sehr beliebter Sitz auf dem Herde an der Wand, eine Hühnersteige.

Da saß auch der Kaiser und nickte mir vergnügt zu. Die Wärme liebte er ungemein.

„Grüß' Gott", sagte er, „a wieder a mal des Weges? Fein ist's heunt, schun saggerisch fein. Der Kaiser wenn i sein thät', a Kuchel thät' i mir auf mein G'schloss bauen, mit an Herd und a Hennensteigen mit an polsterten Dach drauf, weil's für so an durren Mensch, wie i einer bin, z'wider ist, a sou auf 'n Brett zu hucken und da auf 'n Herd; eig'ne Leut' müsset'n da sein und alleweil a Feuer erhalten aus trucknen Fichtenholz, dass 's nit racht", dann dachte er eine Weile nach und sagte: „Halt polstert braucht die Hennensteige nit zu sein, weil bei so a Kost, wie i 's als Kaiser hätt', würd' ma schon rund und fett und ersitzet's leicht auf 'n blecketen Brett."

„Ja, wenn du der Kaiser wärst", sagte ich, „du thätest dir's fein einrichten?"

„Fein? Fürnehm thät' i mir's richten", sagte der Kaiser mit funkelnden Augen. „Z' Morget Knödelsupp' und Würst', auf Halbmittag Würstlen, auf Mittag Knödel und a Ing'macht's und auf z' Nacht a a schweinernes Bratl und derzwischen ini Kaffee mit Brezidebrezeln und neben mir müsset a Panzele Wein stehen mit der Pipp dran und a

Krug drunter. So richtet i mir's, wenn i halt der Kaiser sein thät'." Wieder folgte eine Pause, und der alte Mann stopfte sich sein Pfeifchen, langte einen Span aus dem Feuer und zündete den Tabak an, wobei seine faltigen Wangen beim Einziehen des Rauches förmliche Gruben bildeten. „Und zwei Federbetten. Eins unten eini, eins über", sagte er nach einer Weile, dann dachte er lange nach, was es vielleicht noch geben würde auf dieser Welt, tauglich für einen Kaiser. „Im Winter Patschen", brummte er und nickte dann auf seiner Hühnersteige ein, so dass ihm das Pfeifchen wie ein welker Zweig aus dem Munde hieng.

Die Schwester Oberin lächelte und warf auf den alten Mann einen freundlichen Blick. „Es wäre kein Unglück, wenn der Mann ein Kaiser geworden", sagte sie, „denn er hat ein Herz, so gut und erfüllt von Nächstenliebe, wie kaum ein zweites zu finden ist. Arm, wie eine Kirchenmaus, findet er doch immer Mittel und Wege, seinen Mitmenschen Gutes zu thun. Jeder ‚Lotterhüttler' bekommt von der Gemeinde aus im Winter ein paar Schuhe. Da haben wir im Hause einen rohen, gewaltthätigen Menschen, der viel herumstrolcht auf Bettelei oder sonst noch Schlimmerem. Der reichte mit den Schuhen nie aus, und ich sah schon immer mit Sorgen der Zeit entgegen, wo der Mann zu Hause bleiben musste, weil ihm das Schuhzeug fehlte. Was thut der Kaiser? Er geht zu unserem Schuster und klagt, die Schuhe würden ihm immer zu klein gemacht und drücken ihn fürchterlich. Und als dieselben abgeliefert wurden, verwahrte er sie sorgfältig in seiner alten Truhe. Sowie nun der Strolch mit seinen Schuhen zu Ende war, steckte er ihm die seinigen zu, und, um mit einem Paar zwei Jahre auszukommen, lief er den ganzen Sommer auf des lieben Herrgotts Sohlen."

„Und wie ist denn der arme Teufel in die Lotterhütte gekommen?" frug ich die Oberin.

Da blinzelte mir der Alte freundlich zu und schmunzelte: „Herentgegen, mei' Lieber, bin i nit bettelweis' da. O baleib; mit meine eig'nen Groschen inkafter bin i, Freunderl, mit meine eig'nen Groschen. I bin a Saxlgüter Sohn und sell halt der Jüngere. Und zur Zeit, wenn's einem unter der Nas' gitzlt, weil die Haarlen durchistechen und a Bart werden will, schaut der Mensch um, ob nit a Goscherl zu finden war zum Bartriebeln. Und i hab' eins g'funden, dös hätt' mir taugt. Aber mei' Vater hat g'sagt: ‚Bist rein narrisch, dös Diandl ist nit für di, dös ist für'n Bruader. Bist ja der Jüngere.' Un nachher der Hof, da hat's geheißen: ‚Mei, mucks' di nit, der Hof, der ist ja für'n Bruder, bist ja der Jüngere.' Und mei Bruader hat 'n Hof übernommen, und mei' Diandl hat er übernommen, und an Knecht hat er fortg'schickt und hat g'sagt: ‚Kannst schon bleiben, hat er g'sagt, weil i an Knecht fortschick'', hat er g'sagt. Und da bin i blieben. Und wie mei' Bruader

alleweit schlechter gehaust hat und alleweil schlechter gewirtschaftet, da hat er g'sagt: ‚Du', hat er g'sagt, ‚du musst mit dem ang'schriebenen Geld z'ruckfteh'n', hat er g'sagt, ‚dass ia a Capital aufnehmen kann', hat er g'sagt, ‚bist der Jüngere'. Und mit dem Z'ruckfteh'n ist's so a dreimal kummen, und da hat si die Gmoan d'reingemischt; i kummet um mei' ganze Sach', hat die Gmoan g'meint. Und mir haben sie an Gerhab aufg'stellt und auf 'n gach ist der Hof versteigert worden. Da hat mei' Gerhab aus der Sach' mein' zweihundertdrei Gulden außerg'würgt, und i hab' mi da einkauft. Bin alsdann nit lei so bettelweis' da, in der Lotterhütt'. O baleib, bin a privatweiser Mensch, und mei' Bruader muass tagwerken, der Häuter."

Lange schaute der Alte sinnend in das Feuer. Es mochte ihm vielleicht das Bild seiner Jugendliebe und das seiner verlorenen Heimat vorschweben.

„Die jüngeren Buaben, wenn i halt der Kaiser sein thät', schaffet i ab", brummte er.

III. Die Weihbrunnspritzerin.

Diese Geschichte habe ich von einem alten Weiblein auf einem Friedhofe zu hören bekommen. Wo, das werde ich nicht sagen, denn sonst könnte der eine oder andere Neugierige hingehen, um dasselbe „auszufratscheln" und am Ende doch nichts verstehen.

Also es war an einem Sonntag, da stand ich vor der Dorfkirche und lauschte auf den wunderlichen Gesang, der vom Chor auf die Straße klang. Ein Tenor und ein Bass wechselten ab und sangen zum Schluss ein Duett, ganz nach Art der Volkssänger in einer Restauration. Doch es musste schon so üblich sein in dem Orte, denn die Leute, welche der heiligen Messe vor der Kirchenthüre anwohnten, machten keine besonderen Gesichter. Sie sahen aus, dass man merkte, sie denken an alles eher, als an den lieben Herrgott.

Als sich das Kirchlein leerte und ich noch sinnend zwischen den Grabkreuzen herumstieg, bemerkte ich ein altes Weiblein, welches Gebete murmelnd den kleinen Friedhof durchwanderte und mit der gebogenen Hand, wo sich nur Gelegenheit bot, Weihbrunnen schöpfte und links und rechts über die Gräber sprengte. Sie versah dieses fromme Liebeswerk mit einem solchen Eifer, dass sie gar nicht merkte, dass ich ihr folgte, um sie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Dabei hörte ich, dass sie immerwährend vor sich hinmurmelte, gerade als wollte sie mit der stillen Gesellschaft da unten allerlei Zwiegespräche pflegen. Sie hatte schon lange die Runde gemacht auf dem kleinen Gottesacker und fast kein Grab wurde übersehen.

Sie schritt dem Ausgange zu, und wie ein schelmisches Lächeln huschte es über ihr runzeliges Gesicht und gar vergnügt funkelten die Äuglein. Da wendete sie sich noch einmal um und schaute auf ein Grab hin, welches ein eisernes altes Kreuz schmückte.

„Mei, hast glaubt, vergessen thu' i auf di, Gruaber? O mei na, o weitaus na! Lei a weng tratz'n thua i di, woaßt, a weng tratz'n." Dann humpelte sie noch einmal zurück, nahm eine tüchtige Handvoll Weihbrunnen aus der Marmorschale neben der Thüre der Kirche und besprengte damit das erst absichtlich übersehene Grab. „Da hast dein' Sach', Gruaber, da hast sie. Gott g'seng's dir und lass dir's als Trost zukemmen."

„Aber Muatterl", stellte ich nun die Alte, „zwegn was thuast denn in Gruaber so tratz'n, mit 'n Weichbrunnen?"

Da sah sie mich erst von oben bis unten groß an, wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand ein Nasentröpflein ab, wendete sich um und gieng, mich keiner Antwort würdigend, von dannen. Schüchternheit steht jedoch nicht in meinem Programm, und so ließ ich mich nicht auf diese Weise abspeisen. Mit ruhigen Schritten folgte ich der Alten und sagte: „Zwegn dem, dass d' grantig werst, nimm i von meiner Red' koan Silb' z'ruck. A arme Seel' tratzt ma nit."

„Und zu ar ehrbar'n Jungfer sagt ma nit Muatterl", entgegnete die Alte giftig, „und sein Nasen steckt ma nit in ander Leut' Angelegenheiten, und nachher, a Ruah will i haben."

„Die Ruah lass i dir schon, wenn d' miar sagst: zwegn was tratzt 'n denn, in Gruaber? Gott hab 'n selig."

Eine solche Zudringlichkeit wurde denn der Alten doch zu viel. Entrüstet setzte sie sich auf eine lange Bank, die am Eingange des Friedhofes angebracht war, und eiferte: „Jetzt geh' i schun stark auf die neunzig los, aber so a zudringliche Wanz'n ist mir no nia unterkemmen."

„Mei", lachte ich und setzte mich an ihre Seite, „zelm ist's die höchste Zeit, dass d' mi g'funden hast, sonstern hättest's gar nimmer darlebt. Aber jetzt sein mir fein mit einander und g'wundrig bin i schun amal, und jetzt erzählst miar, zwegn was thuast 'n Gruber mit 'n Weichbrunnen tratz'n?"

„Nit nachgeben thuat er, der Mensch, rein nit nachgeben. Die G'schicht hab' i selber schiar vergessen, und wenn i mi dran b'sinn, grabbelt's miar heutigstags nou im Herzen ummer. Alsdann, i bin a Diandl g'west wie halt hundert andere a. Mei, schau an Marschanzger Apf'l an. Wenn d'n in Herbst brockst, zelm hat er Wängerln wie a nuier Dachziegel und in Langes ist er runz'lig und trucken. A sou ist's bei den Diandlen a. Meine Wangen san amal g'farbelt g'west, gar nit schlecht, und sist bin i a sauber g'west. Die Zöpf, zwoamol haben sie

ummerglangt um mein Kopf. Wie die Vögerln in Wald und Feld paar'n, wenn im Langes alles blüht und duftet, a sou haben's die Leut' a, wenn ihr Langes da ist. An mei'm Fensterl hat oft z' Nachtzeit a Vögerl gesungen gar fein und kluag:

„Steig' i aufi ans Fensterl,
Klopf' an mit mein' Ring:
Mei herzigs schian's Diandl
War i bei dir drin."

Mei Antwort in der Sach' war aber alleweil:

„Bua, moch dir koa Müah,
's tragt dir's nit aus,
Steig' obi beim Loatal,
Sinst kugelst obaus."

Und so hat's halt a G'red geben: mei, dös ist a G'schnappige, dös ist a Stolze. Dererweil ist aber die Sach' anderst g'west. An Schatz hab' i schon an g'funden, aber a sou stillverschwiegen sein miar g'west, dass kuan Mensch was derfragt hat. Und a sou ist 's Lieben fein, sag' i dir. Mei Schatz war gor a sauberer, und wenn wir einand am Weg begegnet sein, kuan Blinzler haben mir g'macht. Desto feiner ist's g'west, wenn miar ins im Wald troffen haben, auf an Platzl, das kuan Mensch g'wusst hat sonstern. Aber alles in Eahrn. Zwegn dem hab' i mi a sou gift, wia's mi mit Muatterl ung'red't hab't. Und a sou ist a glückliche Zeit verrunnen. Um die ganze Welt hab' i mi nit kümmert, weil mein' Welt mein' Liab' g'west ist, und der Gedanken, andere Zeiten könnten kummen, mei, gar nia ist er mir aufg'stiegen. Und derweil! Mei Schatz ist der oanzige Suhn g'west und sei Huamath a wolten arg verschuldet. Dös, muan i, haben die Bauern von die hoachgebor'nen Leut' abg'schaut. Wenn sie verschuldet sein, dass sie kuan Hund mehr unbellt, werd die Famil' mit ar Heirath wieder ang'frischt. Auf die Braut werd nit g'schaut, lei auf 'n Geldbeut'l. A sou ist's beim Gruaber g'west. A Kropfete haben sie ihm ausg'sucht. Aber so groß wie der Kropf is a der Geldbeutel g'west. Und der dumme Zoch, verkaft hat er sich mit Leib und Seal. Er hat nit die Kuraschi g'habt, dass er g'sagt hätt': Nehmt's enkere Grütz'n, i brauch' sie nit. Meine Arm und mein Schatz seine Arm sein besser als a verschuldeter Hof mit an giftigen, kropfeten Weib."

Die Alte schwieg. Sinnend schaute sie hinüber zum Friedhofe und machte mit ihrer Hand die Bewegung, als wollte sie Weihbrunnen aussprengen. Dann fuhr sie mit dem Rücken der Hand zum Gesicht empor, es galt diesmal zwei salzigen Thränen, die über ihre runzeligen Wangen rollten.

„Und nachher?" So ermunterte ich die Alte.

„Nachher? Nachher ist die G'schicht aus. Hochzeit ist g'west und i bin erkrankt, schwar und hart, so dass i heut' nou nit g'sund bin.

Manichsmal däucht mir, 's Herz sei brochen. Der Gruaber ist g'storben und a schön's Kreuz haben's ihm g'setzt. Und weil er mi mit da Liab' traʒt hat, traʒ i ihn mit 'n Weichbrunnen."

„Ja, wenn er aber den Weichbrunnen nimmer brauchet? Wenn er schon im Himmel wär'?"

„O baleib", lachte die Alte. „O baleib, sell ist er nit! Die Höll' hat er schon auf der Welt g'nossen, zelm kann er nach 'n Absterben nit sein. In Himmel ist er net kemmen, weil er sell um mi nit verdiant hat, und a so muan i halt, bratet er im Fegfeuer, bis i stirb'."

Wieder rollten ihr die salzigen Tropfen über die Wangen, langsam auf die gefalteten Hände nieder.

„Und dass mi da liabe Herrgott a sou alt werden lasst, muass es schun a groaße Sünd' sein, a Diandl betrüag'n. I, o mei, i hab' 'n längst schon verziehen."

Nach diesen Worten humpelte sie wieder zum Friedhofe hin, nahm eine tüchtige Handvoll Weihbrunnen und segnete das Grab, in welchem der Mann schlummerte, der ihr ganzes Leben vergiftet hatte.

Aus der Gesellschaft.

Diamanten in den Ohren,
An den zarten Handgelenken
Und im reichen Haarschmuck blitzend,
Strahlend in Brocat und Spitzen,
Mit fast königlicher Haltung
Stieg herab die breite Treppe
Ihres Ringstraßenpalastes
Stolz des reichen Kaufherrn Gattin.
Eine Hand hob auf die Schleppe,
Und der ries'ge Straußenfächer
Ruhte lässig in der andern
Auf dem rothen Sammt des Mantels,
Des mit Blaufuchs reich verbrämten,
Der die nackten Schultern deckte.
Schweigend folgte nach der Gatte,
Wohlbeleibt und selbstzufrieden
Mit dem Air des biedern Wieners,
Das er gar zu gern zur Schau trug,
Seit die Taufe er empfangen
Und der Allerfrömmsten einer
Saß im Rath des Consistoriums.
Unten, an des Hauses Schwelle
Dienstbeflissen, tief sich neigend
Stand Frau Fink, ein junges Weib noch,
Das die Arbeit that, die grobe,
Und zugleich den Dienst des Pförtners.
„Küss' die Hand", knixt sie voll Demuth,
Fassend nach der Hand der Gnädigen.
Halb entrüstet, halb mit Ekel
Zieht die Dame rasch zurück noch
Ihre Hand, die fein gantierte,
Dass des niedern Weibes Lippen
Nicht besudelnd sie berührten.
Freundlich nickend grüßt der Hausherr.
Beide steigen in den Wagen,
Dessen leicht behufte Braune
Funken aus dem Pflaster stäubend
Auf den Zungenschlag des Kutschers
Nicht mehr länger warten wollen.
Nun beginnt der Dame Unmuth
Sich in Worten zu entladen:
„Ich begreif's nicht", sagt sie zürnend,
„Wie so freundlich du dem Gruße
Der Person noch danken konntest.

Eine Schande ist's und sträflich,
Dass wir sie im Hause dulden.
Heißt's nicht Thor und Thüren öffnen
Gastlich frei der Unmoral noch,
Wenn wir dies Geschöpf behalten,
Das — ich schäme mich's zu sagen —
Offen lebt mit einem Manne,
Dessen Namen sie nicht führet?"
„Allzu streng hältst du Gericht ab,
Liebes Kind, will mich bedünken",
Wagt der Gatte einzuwenden.
„Niemals hatten wir im Hause
Noch so tücht'ge stille Menschen,
Die's mit ihrer Pflichterfüllung
Also ernst und eifrig nahmen,
Niemals waren Flur und Treppe
So gefegt und rein gehalten." —
„Nein, ich will's nicht länger dulden",
Unterbricht ihn streng die Gattin,
„Die Person muss aus dem Hause,
Diese schlechte, sittenlose,
Eh' sie uns in üblen Ruf bringt
Bei den Freunden und Bekannten,
Die, wie dir doch wohl bewusst ist,
Gern die schärfste Kritik üben.
Und ich selbst find' es horribel." —
„Nun, ich muss es schon gestehen",
Tönt des Kaufherrn Gegenrede,
„Ich verarg's der jungen Frau nicht,
Dass sie ihrem Mann nicht treu blieb,
Der ein Säufer war und Raufbold,
Der sie gröblich hat misshandelt,
Elend ließ und Hunger leiden,
Um sie schließlich zu verlassen.
Ist ihr Leben mit dem andern
Nicht das Muster eines Haushalts?
Dieser Mann, von früh bis abends
Schafft er emsig, unermüdlich
Für das Weib und für die Kinder,
Die nicht einmal seine eig'nen.
Und sie liebt ihn, hält ihm Treue,
Scheut nicht Arbeit, Müh' noch Plage
Und verschafft ein trautes Heim ihm.
Ach, es könnten manche Ehen
Sich daran ein Beispiel nehmen." —
Spöttisch lächelnd meint die Gnädige:
„Wahrlich, einen wärmeren Anwalt
Könnte das Geschöpf nicht finden;
Sah dich selten so begeistert,
Beinah' werd' ich eifersüchtig."
Und sie lachte schrill und schneidend.
Er, im ärgerlichen Tone
Wagt noch einen letzten Einwand.
„Soll ich diese braven Leute
Plötzlich auf die Straße werfen,
Ohne dass sie was verschuldet?
Ich, als reicher Mann und Christ jetzt
Muss vor allem auch human sein." —
Wieder klingt ihr spöttisch Lachen,
Während auf den Gummirädern
Ohne Stoß, nur sanft sich wiegend
Das Coupé blitzschnell dahinflog.
„Lass, ich bitte dich", so spricht sie,
„Die Ideen von Socialismus,
Denen einst du zugeäugelt,
Nun als reicher Mann beiseite.
Du wärst wahrlich doch der letzte,
Der, wenn es zur Theilung käme,
Sich von seinem Gelde trennte.
Und wie reimt sich das zusammen —
Armenrath und Kirchenvorstand
Und in seinem eig'nen Hause
Schützer dann der freien Liebe?" —
Arg betreten schwieg der Kaufherr,
Blickte eifrig aus dem Fenster
Ins Getümmel auf der Straße,
Wo, vom Opernhaus genüber
Wagen sich an Wagen drängte,
Und ein dichter Strom von Menschen
Unaufhörlich schier dahinfloss.
„Nein, das Weib muss aus dem Hause",
Wiederholte sie noch einmal,
„Länger duld' ich den Scandal nicht,
Morgen gleich musst du ihr künd'gen." —
„Meinetwegen", gab zur Antwort
Endlich der Gemahl ihr kleinlaut
Und erstickte rasch im Keime
Einen abgrundtiefen Seufzer. —

— — — — — — — — —

War die Laune uns'rer Dame
Just nicht rosig bei der Hinfahrt,
War sie es doch später doppelt,
Als sie wieder heimwärts fuhren.
Ach — es war doch gar zu reizend!
Und die Gräfin war entzückend!
Wie sie's glänzend doch verstanden,
Diesen Thee zu inscenieren,
Wo zu wohlthätigem Zwecke
Man sich glänzend amüsierte!
„Sahst du's wohl", so sprach die Gnäd'ge,

„Wie sie mich heut' ausgezeichnet!
Denke dir, höchst eigenhändig
Hat sie lächelnd am Buffet mir
Eine Tasse Thee credenzet.
Und zuletzt schritt Arm im Arme
Sie mit mir gar durch den Saal noch.
Oh — die andern Damen alle,
Die zerplatzten auch vor Neid fast.
Und ich freute mich darüber,
Wenn sie mich mit Blicken spießten,
Mich die heute Auserkor'ne,
Der die Ehre sie nicht gönnten,
Und doch kamen sie und drängten
Sich um mich dann doppelt freundlich,
Da der Gräfin Gnadensonne
Mich so strahlend hell beschienen.
O, ich kann es gar nicht schildern,
Wie ich hoch beglückt mich fühle!
Nun erstreb' ich nur noch eines —
Den Empfang in ihrem Hause —
Und ich hoffe, es gelingt mir."
Schweigend in der Wagenecke
Lehnt der Hochbeglückten Gatte.
„Nun, so sprich doch", drängt sie,
„nicht wahr,
Sie ist reizend, diese Gräfin?"
„Ja, 's ist eine schöne Dame",
Gibt gelassen er zur Antwort,
„Doch ich meine, du just solltest
Ihre Gunst so hoch nicht schätzen,
Die du deine Nebenmenschen
Sonst so strenge doch beurtheilst." —
„Ich versteh' dich nicht, was meinst
du?" —
„Nun so will ich aus dem Leben
Dieser vielumworb'nen Dame
Dir ein paar Details erzählen,
Die ein öffentlich Geheimnis.
Ihrer schönen Stimme Wohlklang,
Den in Liedern edler Meister
Oft begeistert du bewundert.
Stellte einst sich in die Dienste
Einer minder hohen Muse:
Auf dem „Brettel", das so manchem
Auch schon eine Welt bedeutet,
Sang die Gräfin einst mit Verve
Keck Couplets und Chansonnetten.
Sie errang das Wohlgefallen
Eines hohen Herrn vom Hofe,
Eines Herzogs oder Fürsten,
Trug bald theure Toiletten,
Echten Schmuck und fuhr in eig'ner
Eleganter Equipage.
Alles, was ihr Herz begehrte,
Kaufte gern der hohe Freund ihr,
Ja, er kaufte — möcht' man's glauben —
Nach ein paar vergnügten Jährchen
Ihr sogar auch noch den Grafen,
Dem das reich dotierte Weibchen
Zur Vergoldung seines Wappens,
Das die Würmer schon zernagten,
Wirklich äußerst à propos kam.
Alles dies geschah vor Jahren
Weit von uns'rer Residenzstadt
Irgendwo im deutschen Reiche,
Und man thut, als wär's vergessen.
Dass Baron von X. ihr Freund jetzt,
Kann wohl jedermann errathen,
Doch nimmt keiner daran Anstoß.
Wenn ich so nun den Vergleich zieh'
Zwischen Dame der Gesellschaft
Und dem Weibe aus dem Volke,
Das du früher so verurtheilt: —
Doch — du bist so still geworden?" —
Schweigend in der Wagenecke
Lehnte jetzt des Kaufherrn Gattin.
„Deinem Wunsche", spricht er weiter,
„Werde ich natürlich folgen,
Morgen zeitig soll Frau Fink schon
Ihre Kündigung erhalten."
Schweigend hört ihn an die Dame,
Schweigend steigt man aus dem Wagen.
Als Frau Fink, die stets bereite,
Flugs geöffnet hat die Hausthür
Und die Treppe man emporsteigt,
Sagt die Hausfrau leis' zum Gatten:
„Ich — hab' anders mich besonnen,
Mag die Frau im Hause bleiben!"
Um des Kaufherrn Lippen legt sich
Ein ironisch feines Lächeln — —

Jenny v. Reuß.

Briefe Franz Nissels

an seine Braut

Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad.

(Fortsetzung statt Schluss.)

Nr. 18.

Wien, 12. Mai 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Es ist eigentlich recht gut, dass ich, in Anspruch genommen durch die Arbeit, erschöpft von derselben und gedrängt durch die Geschäftsangelegenheiten, auf Deinen letzten Brief bis jetzt nicht ausführlich antworten konnte, es wäre sonst unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben von meiner Seite vielleicht wieder eines von jenen stürmischen Schreiben entstanden, die auch in Deiner Seele größeren Sturm anzufachen nicht verfehlen. Jene nervöse Aufregung nämlich, die sich Deiner bemächtigt hat, jener dringende Ruf nach mir — mag er mich noch so beglücken, weil er mir spricht von deiner heißen Sehnsucht — er hat doch auch was Beängstigendes, weil er gar so verwandt einem Nothschrei ist. Die Unruhe in Deinem Wesen, jene bitteren, erneuten Klagen über die Menschen, jenes Auftauchen düsterer Erinnerungen an jene Gefahren, die Dir die Trennung einst schon bereitet hat — das alles war wohl geeignet, meine Stimmung zu trüben. Aber das hielt nicht an; ich fühle mich jetzt im Ganzen zu erhoben, zu geistig gekräftigt und vertrauensvoll, als dass ich mich so leicht zu Boden werfen ließe. Aber ich kann doch nicht umhin, in Deiner Haltung etwas Räthselhaftes, Geheimnisvolles zu finden. Was ist es, das diese ungeheure Beängstigung erzeugt? Ist es die Sehnsucht allein? Oder bist Du vielleicht doch leidender, als Du mir eingestehen willst? Oder ist Dir sonst Schlimmes begegnet? Aber das kann nicht sein, weil Du mir ja selbst sagst, dass Du mir nichts verhehlen willst und einer Unwahrheit bist Du nicht fähig — obwohl man nicht jede Zurückhaltung Unwahrheit zu nennen berechtigt ist. Oder zweifelst Du an Dir selbst? — zweifelst Du gar an mir? Jetzt ist es an mir, Dir zuzurufen: „Hab' Muth! hab' Muth!" Ich glaube jetzt an den Sieg im Kampfe mit dem Geschicke, weil ich die unverwüstliche Kraft meines Geistes nie so lebendig fühle wie jetzt, nie mit solcher Klarheit, ja, nenne es Stolz, aber es ist mir manchmal, als ob ein Gott in mir waltete, trotzdem ich mich physisch oft sehr ermüdet fühle, die Willensstärke hält mich völlig aufrecht und wie gesagt, ein fester Glaube an den Sieg erfüllt mich. Und er wird mich nicht täuschen, wenn Du ihn nur von ganzen Herzen theilst, mir vertraust und Dich ganz von mir lenken zu lassen entschlossen bist. O Theure! vertraue mir, liebe mich, fasse Dich in Geduld und lass den Frieden Deiner Seele durch nichts zerstören. In einer Richtung thut mir Deine Erregung und jene quälende Sehnsucht nach mir unendlich wohl; denn sie macht alles, alles wieder gut, was mich einmal verletzte — ich meine jene Leichtigkeit, mit welcher Du die Trennung anfangs auffasstest, als Du noch nicht einmal wusstest, dass ich darauf bedacht sein würde, sie so viel als möglich zu kürzen. Jetzt fühlst Du selbst und ebenso lebendig wie ich, dass sie recht, recht schwer zu ertragen ist. Doch sollst

Du von jetzt an jene „Ruhe“, die Dich zuerst an mir anzog und die allerdings etwas trügerisch war, nicht mehr so leicht vermissen; ich brauche sie, ich darf die Besonnenheit nicht einen Augenblick mehr ganz verlieren, denn ich muss wie ein treuer verlässlicher Pilote das Schiff unseres Glücks nicht nur, wenn Sturm entstehen sollte, lenken, ich muss es auch mit Geschicklichkeit zwischen den kleineren Klippen und Sandbänken hindurch führen, bis es im Hafen ist; denn völlig im Hafen und ganz geborgen wird es noch einige Zeit nicht sein, auch dann, wenn unsere Verbindung selbst vor der Welt schon vollzogen ist. Leider muss ich schon schließen, sonst kommt am Ende wieder das Paket mit meinen Bilde nicht fort. Halte mir aber auch die kleinen Photographien in Ehren, denn ich finde sie beinahe besser; erhalte also wenigstens das eine, das andere mag meinetwegen, da Du schon so tolle Ideen hast, an Deinem Herzen den Feuertod und Kreuzestod sterben (eigentlich Nadeltod). Weißt Du, Du liebe Hexe Du, dass einstens die Zauberer, wenn sie jemandem an Leib und Seele schaden wollten, sein Bild mit Nadeln zerstachen? Ich will hoffen, dass Du mir nicht in Kronstadt Stiche versetzest, die ich in Wien spüren müsste. Aber Spaß à part, Du bist ein recht liebes, ungezogenes Mädchen! Du gefällst mir als solches recht wohl — dennoch möchte ich nicht, dass Du die edle, ernste, höchst interessante junge Frau ablegtest, als die Du mir zuerst entgegentratest. Leb' wohl, nun ist auch schon die halbe Zeit der Trennung um.

Dein getreuer Franz.

Nr. 19.

Wien, den 15. Mai 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Könnte man doch alles erdenkliche Liebe und Herzliche in ein einziges unendlich zärtliches Wort zusammenfassen, ich würde mich heute darauf beschränken, Dir dies eine Wort aus voller ganzer Seele zuzurufen, denn ich kann nicht viel schreiben; ich fühle mich nämlich seit gestern physisch sehr erschöpft von dem fortwährenden Schreiben, welches mir jetzt obliegt, nachdem die geistige Arbeit zu Ende ist; in einigen Tagen wird auch die Abschrift der „Zauberin“ beendigt sein, dann habe ich wieder Luft und gehöre ganz dem Gedanken an Dich. Ist doch auch meine Arbeit im Grunde genommen Dir geweiht. Küsse und Grüße, so viel Du nur haben willst von Deinem immer getreuen Franz.

Nr. 20.

Wien, den 19. Mai 1863.

Liebste, theuerste Marguerite!

Bald werde ich mich selbst überzeugen können, wie es mit Deiner Gesundheit steht, vorderhand will ich hoffen, dass Dein Unwohlsein recht bald vorübergehen wird; denn ich will mir die schöne Stimmung, in der ich jetzt bin, durch nichts zerstören lassen, was nicht ein absolutes Unglück ist. Du liebst mich ja mit aller Glut Deiner Seele! welcher Gedanke hat denn Raum neben diesem? Wie wir das Glück, das uns winkt, am besten sichern werden, das sei die Sorge der Zukunft. Die Abschrift und Verbesserung der „Zauberin“ fesselt mich immer noch; doch mit dieser Woche wird es abgethan sein. Dann muss ich noch zwei bis drei Tage damit zubringen, einige Änderungen und Kürzungen an der „Dido“ vorzunehmen, da ich sie bis Ende Mai der Janauschek versprochen habe. Im Juni will ich dann gleich wieder an eine neue Arbeit gehen und einige Studien über Siebenbürgen machen; in den ersten Tagen des Juli hoffe ich dann bei Dir zu sein. Ich sollte eigentlich gar nicht kommen, da Du mir sagst, dass Deine Liebe durch die Trennung sich so ins Unendliche steigert. Vielleicht verliere ich, wenn ich bei Dir bin! Ich freue mich

oft wie ein Kind auf unser Wiedersehen, wenn ich auch manchesmal mit einem gewissen Ernst an diese große Wendung meines Schicksals denke, wie es dem Manne, der schwere Pflichten auf sich nimmt, wohl auch geziemt. Eins dank ich Dir schon jetzt, dass ich, was auch kommen mag, nicht mehr mit meinem Schicksal hadern darf; denn es hat mir zwar spät, aber doch endlich in aller Fülle das Höchste gewährt, was Sterblichen an Freude gegönnt ist — die echte Liebe eines edlen Weibes.

Donnerstag war ich mit meinem Freunde B. und G. im Schwarzenberggarten und wir sprachen natrülich auch von Dir. Chemisch und anatomisch annalysiert wirst Du bei solchen Gelegenheiten allerdings, es geht prächtig. G. ist Chemiker — B. weiß das Seciermesser zu handhaben; aber glaube nur ja nicht, dass mein Urtheil über Dich nicht völlig selbständig sei. Was ich von Dir zu denken habe, weiß ich schon selbst: ein Drittheil Kobold, ein Drittheil Dido, ein Drittheil Julia! liebenswürdig in jeder dieser Gestalten, aber beisetzen muss ich boshafter Weise — gar kein Gretchen! Nun regt sich manchesmal der Wunsch in mir, diese Gestalten nicht so sehr abwechseln zu sehen, sondern in glücklicher Liebe zur einfachen Größe heiteren Ernstes und ernster Heiterkeit zu vereinigen, weil ich glaube, dass Du Dich dann weit wohler fühlen wirst. Leb' wohl, es währt nicht lange, so werd' ich sagen dürfen: Auf baldiges Wiedersehen! Dein getreuer Franz.

Nr. 21. Wien, 23. Mai 1863.

Liebste, theuerste Marguerite!

Ich habe jetzt wirklich viel zu thun, ich bin mehr Abschreiber als Mensch. Frl. Janauschek hat mir auch von Königsberg geschrieben und drängt mich wegen den Änderungen an der „Dido", außerdem muss ich mit ihr und Dawison darüber correspondiren; das wird fortdauern, so lange der Monat Mai währt. Dann wird eine ruhigere, geregeltere und angenehmere Thätigkeit eintreten, die ich dann auch, wenn ich bei Dir bin, fortsetzen will und muss. Freilich muss ich in nächster Zeit auch auf Quälereien von Seite Laubes gefasst sein. Und so dürfte ich erst in Deinen Armen völlig aufathmen. Du hast unrecht, aus jenem Briefe von mir, der über materielle Dinge und künftigen Haushalt handelte, auf eine Entmuthigung zu schließen. Es ist recht gut die Dinge nicht gar zu rosig zu sehen, sondern sich auf Kämpfe gefasst zu machen oder vielmehr auf ein sehr, sehr bescheidenes Loos. Unser Muth muss darin bestehen, was auch da kommen möge, an einander festzuhalten und am Glück nie zu verzweifeln. Der schlimmste Fehler ist der, den ich hatte, den ich aber schon fast so gut wie abgelegt habe: alles immer gar zu schwarz zu sehen. Wäre ich noch der unverbesserliche Pessimist, ich hätte ja gar nicht den Muth, in ein so ernstes Verhältnis zu treten, wie es das unsere ist und sein soll.

25. Mai.

Es ist kein Brief von Dir gekommen! Da sehe ich nun wohl, wie trügerisch die heitere Ruhe meiner Seele ist, ein Windhauch darüber hinstreichend, verwandelt ihren glatten Spiegel in einen sturmbewegten See. O diese unselige Trennung, es regte sich wieder etwas in meinem Herzen wie ein schmerzlicher Vorwurf. O dass wir von der Spanne Jugendzeit, die uns noch bleibt, von der Spanne Zeit, die das Leben des Sterblichen überhaupt ist, noch einen so kostbaren Theil wie dieser schöne Frühling opfern müssen. Doch Du bist ja mein für immer, trotz Trennung und Entfernung, mein durch den allmächtigen Zug des Herzens! Ich darf mir das sagen. Die glühend zärtlichen Worte, die Du mir jetzt unaufhörlich zurufst, berechtigen mich ja dazu, wenn ich nicht ohnehin schon lang dazu berechtigt wäre. Ja schon lang! denn seit dem Tage, an dem Du mir nach dem Geständnis meiner Liebe die liebe

Hand reichtest und mir erlaubtest, Dich mit dem süßen „Du“ zu begrüßen, seit jenem Tage warst Du mein durch jedes göttliche Recht und durftest Dich nimmermehr von meinem Herzen losreißen; denn Du hättest es mit in Stücke gerissen und wärest selbst in einen Abgrund gestürzt, aus dem Dich Niemand mehr gerettet hätte, denn das Bewusstsein, mich vernichtet zu haben, hätte Dir keine Ruhe mehr gegönnt. Und Du hättest mich vernichtet, wie Du mich jetzt vernichten würdest, wolltest Du mich einer Erinnerung opfern. Und doch, Du böses Weibchen, sagtest Du mir in einem Deiner Briefe: „die Trennung war mir nothwendig, wer weiß, hätte ich Dich je so geliebt, wenn ich immer um Dich geblieben wäre. Vielleicht hätte jenes Gefühl (nämlich die Erinnerung an das Verlorene) doch die Oberhand behalten und ehe ich zum Erkennen Deines Wertes gekommen, hätte ich Dich meinen Phantasien geopfert.“ Sei froh, dass ich diese Deine Worte nicht immer mehr ganz buchstäblich nehme, sonst würde meine Seele bei diesen aus tausend Wunden geblutet haben und der Gedanke, dass ich in so großer Gefahr geschwebt, würde mich auch vor der Zukunft zittern machen; ich würde glauben, Du seist in der Liebe wie die Welt ist gegenüber dem Dichter, dem sie erst Monumente baut, wenn er nach namenlosem Leid und unbelohntem Ringen hinübergegangen ist. Nein, Du darfst nicht sein wie sie, Du musst den Dichter entschädigen für alles, was sie an ihm sündigt und sündigen wird. Nein, Du darfst mir nichts dergleichen mehr sagen, sondern musst mich versichern, dass jene Worte nur ein vorübergehender toller Gedanke waren; denn sonst verlieren auch Deine glühend zärtlichen Worte die Kraft über mich, wenn jene Küsse, die Du mir täglich gabst, *nicht* bedeuteten, dass Du schon mein seist ganz und ohne Umkehr. Wohl mir, dass Du mich gar nicht opfern *kannst*, weil Du wohl fühlst, dass Du mich stießest in ewige Nacht, von der kein Rückweg mehr zum Licht wäre. Ich glaube fast, Du ahnst nicht die Raserei der Leidenschaft, deren ich fähig bin. Fienge ich je zu zweifeln und zu verzweifeln an Dir an, dann würden in mir alle Dämonen erwachen, dann wärest auch Du mit mir verloren, denn Du ertrügest es nicht, was Du verschuldet hast. Doch ich weiß ja, dass es thöricht von mir wäre, zu fürchten, es könne etwas, den Tod ausgenommen, Dich und Deine Liebe mir rauben. O Du denkst gewiss wie ich mit süßer Rührung all der Stunden, die wir zusammen hier verlebt, bald selig, bald wehmüthig bewegt; wenn auch manches in der Entwickelung unserer jungen Liebe nicht recht gewesen ist, so ist doch ihr ungeheures Wachsthum unläugbar, sie hatte sich in unser Leben schon fest eingewurzelt, bevor wir schieden, glaube mir, sonst hätte sie die Trennung nicht gekräftigt und noch vermehrt. Du bist eben ein wunderlich eigenthümliches Wesen voll von Widersprüchen, wie Du selbst sagst, aber Du musst darnach streben sie auszugleichen, denn wahres Glück ist nur in der Einfachheit, in der geläuterten, schönen, wie sie in der bewussten Hingabe an die als Höchstes erkannte Natürlichkeit besteht. Ich meine nicht spießbürgerliche Beschränktheit, noch bewusstloses Naturleben, denn über dieses sind wir geistig hinaus; jenes widerstrebt unserem Wesen in jeder Beziehung. Vor Einem müssen sich hochangelegte Menschen besonders hüten: vor *falscher* Genialität, die von der Welt freilich meist für die wahre genommen wird, aber fast immer dem Frieden der Seele gefährlich wird; *dieser* findet sich nur in steter Harmonie mit der Natur, die ja die Offenbarung Gottes ist. Es ist heut' zu Tage schwer und verdienstlich genug, sie zu bewahren.

Ich bitte Dich schließlich, Geduld und Ruhe des Gemüthes zu bewahren und mir Deine Liebe ungemindert zu erhalten. Ich liebe Dich so unnennbar, so unaussprechlich, dass mir beinahe bange vor mir selbst und meinen eigenen Gefühlen wird.

Die Abschrift der „Zauberin“ ist nunmehr vollendet, die Einreichung erfolgt übermorgen.

Dein *Franz*.

Nr. 22.

Wien, 31. Mai 1863.

Theure Marguerite!

Wäre die Entfernung nicht eine Entschuldigung für Deine falsche Auffassung meiner jetzigen Lage und Stimmung, so könnte es mich leicht kränken, oder gar verletzen, dass Du mich oft so missverstehst. Du bist zu rasch in Deinem Urtheil über mich und nennst auch gleich alles „Schwarzseherei", wenn man auch mit dem ruhigsten Gemüthe und der größten Fassung von ernsten Dingen doch im ernsten Tone spricht und nicht den ganzen Himmel voller Geigen sieht und bist doch selbst so leicht verzagt, so zugänglich düsteren Ahnungen und Verstimmungen! Weil ich Dir schrieb, dass in meiner Umgebung jetzt alles traurig und finster ist, schließest Du gleich daraus, dass ich mich davon anstecken lasse und in meinen alten Zustand zurück gerathe. Dass ich herzloser Weise nicht gleichgiltig dabei bleiben kann, wenn ich ein junges Mädchen, welches meine Schwester ist, einer traurigen Zukunft entgegen gehen sehe, das kannst Du mir doch nicht verdenken. Ich möchte Dich warnen vor einer Dir und mir gleich gefährlichen Täuschung. Du sagst mir unter anderm: „Die große Güte Deines Herzens lässt Dich die Schwächen der Menschen, umsomehr die Deiner Umgebung übersehen." Das ist der Satz, der mich mit Besorgnis erfüllt, dass Du Dich einer Täuschung über mich hingeben könntest. Ich übersehe gewiss nichts — im Gegentheil, das Ideal des wahren Menschen, welches immer vor mir steht, lässt mich sehr leicht Fehler und Schwächen an anderen wie an mir selbst entdecken, davon hast Du Dich selbst schon überzeugt, ich übersehe nichts, aber ich kann viel, unendlich viel entschuldigen und verzeihen. Wozu denn hätte ich Jahre lang über die Natur des menschlichen Wesens nachgedacht, wie wäre es möglich, dass ich zum Dramatiker geboren bin, wenn ich so schwach in der Seelenkunde wäre, mich in meinem Urtheile über Charaktere so leicht verblenden ließe. Im großen Ganzen theilen sich die Menschen in zwei Gattungen ein, bei den einen dominiert der Verstand, bei den andern das Herz; jene beurtheilen schärfer und fühlen kälter, die andern fühlen warm und lassen daher ihr Urtheil durch Neigung und Abneigung stark beeinflussen. Bei mir ist das ganz anders, mein Herz ist des höchsten Enthusiasmus der Liebe fähig, und doch bleibt mein Urtheil selbst da noch klar, wo mich die rasendste Leidenschaft erfüllt. Ich verhimmliche selbst das Wesen nicht, das mir das Liebste auf der Welt ist, ich verhimmliche nicht einmal Dich, aber aus eben diesem Grunde brauchst Du niemals zu zittern, es könnte gleich meiner unendlichen Liebe Abbruch thun, wenn ich diesen oder jenen Fehler an Dir entdecke oder Dir sage, dass mir dieses oder jenes an Dir nicht gefällt. Du kannst mich deshalb nicht der Blindheit aus Güte des Herzens beschuldigen. Aber es ist noch etwas in Deinen Worten, was so aussieht, als besorgtest Du, die Meinen könnten einen Dir schädlichen Einfluss auf mich gewinnen. Wenn Du das glaubtest, würdest Du mir sehr wehe thun; denn das wäre, als ob das Sprichwort Les absents ont tort auf mich besonders anwendbar wäre. Nein, nein, so wenig Vertrauen hätte ich nicht um Dich verdient. Mein Herz ist weich und leicht gerührt, aber mein Geist lässt sich nie, nie unterjochen. Er ist es, der von mir begehrt: „Sei nicht zufrieden, wenn sie Dich von ganzem Herzen und mit allen ihren Sinnen liebt, sei nicht zufrieden, wenn sie Dir nicht auch die ganze Seele hingibt! nicht auch den Willen Dir zu eigen gibt." Ein Weib nicht ganz besitzen, heißt, sie nicht besitzen, und ich will Dich besitzen. Du missverstehst mich wohl nicht und bist nicht beleidigt von alledem, was ich Dir sage? Du willst auch mein werden völlig mit Deiner Seele und Deinem Willen, nicht wahr?

Dein ewig treuer Franz.

Nr. 23.

Wien, 2. Juni 1863.

Theure, geliebte Marguerite!

Mit welcher Zärtlichkeit ich heute Deiner gedenke, können Worte Dir gar nicht sagen. Ja lass mich immer nur unter der Eingebung heiliger Liebe mild und freundlich zu Dir sprechen, meine arme Marguerite! Nichts von Vorwürfen, nichts von Unzufriedenheit. Wo ist der Mensch, der sich in seinem Leben nie übereilt, geirrt, selbst geschadet hat? Ach, wir sind doch alle nur schwache ohnmächtige Spielzeuge des Schicksals, wir hören es nur dann zu sein auf und werden groß, wenn wir dem Schicksal nimmermehr uns beugen, lächelnd die härteste Prüfung ertragen und nur dann weinen, wenn alles verloren ist, weil wir den Muth nicht bis zur Herzlosigkeit treiben wollen. So weit sind wir, Gott sei Dank, noch nicht, aber die traurige Thatsache müssen wir uns leider eingestehen, dass man selbst lenken nicht allzuviel von seinem Schicksal kann. Ausharren und fest bleiben, das ist die ganze Kunst des Lebens, damit die günstige Chance, wenn sie doch endlich einmal kommt, uns nicht gebrochen finde. Vor allem müssen wir klug sein, damit wir uns nicht selbst Unheil bereiten. Der Monat Juni hat für mich einen schlimmen Anfang gehabt; gestern fielen die Schläge wieder hageldicht auf mein so oft gequältes, etwas müdes Haupt, aber ich hielt es doch aufrecht. Morgens kamen die Vorwehen; mein letzter Brief an Dich that mir recht leid, denn ich dachte, er wird Dich betrüben, obwohl ich nichts geschrieben habe, was ich wirklich bereuen müsste. Aber es war doch ein leichter Vorwurf drin und ich sagte mir, dass arme Pechvögel, wie wir es sind, sich eigentlich nie gegenseitig auszanken sollen, weil ihnen die andern Menschen ohnehin weh genug thun! In dieser Stimmung wollte ich Dir gleich wieder schreiben, da kam von Dir ein Brief, der mich aus derselben heraus in eine weit schlimmere hineinwarf. Der ganz zerrüttete Zustand Deiner Gesundheit war mir nun enthüllt. Es ist nun meine heilige Pflicht, Dir zuzurufen: Mach dem Leben, wie Du es jetzt führst, ein Ende! Ich hatte Recht zu glauben, dass Du in diesem Sommer nur ein ganz ruhiges, stilles Leben führen darfst, um Dich ganz zu erholen. Und es wäre möglich gewesen, Dir ein solches zu verschaffen. Welk' mir nicht hin, Du meine holde Blume, mein einziges Gut, wenn Du es hindern kannst, welk' mir nicht hin, ich habe mich doch noch gar so wenig an Dir erfreut und bin der Freude so bedürftig. Vor allem opf're mich ja nicht der Theaterlust! Ich will Dir ja die einzige Freude, die Du jetzt hast, nicht vergällen, ich gönne sie Dir ja, so lang sie sich mit Deiner Gesundheit und meinem Glück verträgt, aber ich fürchte, fürchte doch oft, dass Du ihr alles opfern wirst, alles, Dich selbst und mich. Das aber wäre bitter, sehr bitter für mich, wenn mein Herz Dir völlig weiche und Deines theilen müsste mit eitlem Tand. Freilich ist es ja eigentlich gut, wenn es mir auch peinlich ist, wenn Dir die Nothwendigkeit zum Vergnügen wird, ich muss es eben büßen, dass ich ein armer, armer Dichter bin und so wenig für Dich thun kann. Aber wenn Du Dich selbst und Deine Arbeitskraft zerstörst, dann ist's keine Nothwendigkeit, die Dich ans Theater fesselt, dann ist's eine Thorheit. Thu, was Du verantworten kannst. Möge ein freundlicher Genius Deine Entschließungen lenken, dass Gutes aus ihnen entspringt!

Auf mein Kommen baust Du alles. Wenn mich nicht tausend Sehnsuchtsqualen ohnehin zu Dir zögen, so würde dieses Wort schon alle heißen Wünsche meiner Seele auf unser baldiges Wiedersehen richten. Desto schmerzlicher ist es, dass ich nicht nur nicht gleich zu Dir eilen kann, sondern dass sich mein Kommen überhaupt über Gebür zu verzögern droht, ja dass jetzt wie mit einem Male all meine Pläne verwirrt sind. Das kommt von dem zweiten großen Schlag, der mich

gestern getroffen hat. Die angestrengte Arbeit mehrerer Monate, besonders anstrengend in den letzten sechs Wochen, hat doch ein trauriges Resultat gehabt, ich muss sie fast als völlig fruchtlos betrachten; die Unternehmung auf die ich das meiste, auf die ich die nahe Möglichkeit unserer Verbindung baute, ist beinahe schon wie gescheitert. Laube hat meine „Zauberin" zwar sehr schnell gelesen, aber sogleich zurückgewiesen mit der Bemerkung, dass sie in dieser Form hoffnungslos sei, dass sie umgearbeitet werden müsste, und zwar unter Bedingungen, die geradezu Unmöglichkeiten sind. So erliege ich wieder wie früher schon so oft der Tyrannei des Unverstandes und Vorurtheils. Dadurch aber ist die Aussicht auf einen ausgiebigen Cassenerfolg im nächsten Winter so gut als zerstört, wenn ich nicht neue, außerordentliche Thätigkeit entfalte. Ich muss nun meine Ideen erst ordnen, eh ich weiß, was zunächst geschehen soll. Wie aber meine Reise nach Siebenbürgen sich mit alledem vertragen soll, weiß ich nicht und muss, obwohl ich darüber in Verzweiflung gerathen könnte, sogar darauf gefasst sein, dass sie am Ende zur Unmöglichkeit wird. Für jetzt bin ich jedenfalls festgehalten. Auch deshalb, um meinetwillen wäre es im höchsten Grade wünschenswert, wenn Du herauf kommen könntest, denn das würde mir erst die volle Ruhe geben, deren ich jetzt bedarf, so dringend bedarf. Setze ich mich aber leidenschaftlich über alles hinweg und eile zu Dir, so wird, fürchte ich, neues Unheil daraus entstehen. Es gilt jetzt mehr als jemals besonnen zu handeln, nicht leidenschaftlich im Seelensturm. Ein Dichter von meinem Temperament ist so leicht aus der Arbeit herausgerissen. Möglich, dass ich doch alles überwinde und komme; denn in Verzweiflung lasse ich Dich nicht allein! Wüsste ich nur, dass Du Fassung und Ruhe gewinnen wirst, ich würde sie gewiss auch bewahren. Thu' mir nur das nicht an, dass Du etwa glaubst, meine Liebe zu Dir sei vermindert geworden, weil mein Kommen jetzt so in Frage steht. Ich würde es nicht ertragen, so verkannt zu sein, und am Ende so übereilte, unüberlegte Schritte thun, dass sie sich gewiss bitter an uns beiden rächen würden. Ich darf jetzt aber einige Wochen an nichts als an erneute Arbeit denken, Die, wenn ich ihr allein lebe und sie mir gehörig eintheilen kann, mich nicht zugrunde richten wird, sondern erheben. Erst wenn sie wieder eine Weile glücklich in Gang gebracht ist, kann ich weiter daran denken, wie unser Wiedersehen möglich ist. Versprechen kann ich jetzt noch nichts, ehe ich die Lage völlig überblicke. Muss ich nicht alles dran setzen, unsere Liebe an ein glückliches Endziel zu führen? Dass unsere Verbindung nicht ins Nebelhafte hinausgeschoben werde? Und ich glaube, glaube noch an den schönsten Sieg, wenn Du Dich mir erhältst und wenn ich Zeit gewinne, nach ihm zu ringen. Es wird ja doch auch uns noch ein Glücksstern aufgehen!

Dein getreuer Franz.

Nr. 24.

Wien, 6. Juni.

Liebe, theure Marguerite!

Mein letzter Brief mit seinen bösen Nachrichten wird Dich tief betrübt haben. Und ich möchte Dir so gerne nur Freude bereiten! Wenn ich es nicht kann, so ist es nicht meine Schuld! Gestern wollte ich Dir schon schreiben, aber die Stimmung, in der ich mich an den Schreibtisch setzte, gefiel mir nicht. Ich will, dass sich der Sturm in Dir erst lege, will selber erst ruhiger werden, nicht Aufregung auf Aufregung häufen. Sei nicht verzagt, in einigen Wochen zerstreuen sich vielleicht die schwarzen Wolken wieder, die jetzt den Horizont ganz verdunkeln. Der Schlag, der mich als Dichter getroffen hat, war wohl ein harter, aber er hat mich doch nicht zu Boden geworfen. Solang ich mich selbst nicht verliere, ist noch nicht alles verloren. Viel schwerer erhol' ich mich von der Angst, die Du mir machst, obwohl ich auch in dieser Hinsicht jetzt gefasster sein muss, weil Du mich nun einmal dazu

zwingst. Aber ich bleibe dabei, Dir dringender als jemals zur Lösung Deines Engagements zu rathen. Auch Deine Mutter beschwört mich, ich soll Dich an Deine Pflicht gegen mich mahnen, da Du mir Dein Leben schuldest. Wahrlich, es brauchte der Aufforderung nicht, ich habe gethan, was mir möglich war; nun muss Dein eigenes Gefühl. Deine Liebe Dir den rechten Entschluss eingeben. Versprachst Du nicht Dein Leben mir zu weihen? Darf ich nicht fordern, dass Du die üblen Folgen des Schrittes, den Du gethan, abzuwenden, ihn — wenn es irgend möglich ist — zurück zu thun den Muth habest. Thust Du das nicht, opferst Du lieber Dich dem Theater, als dieses mir, muss ich nicht fürchten, dass Du an ihm mehr als an mir hängst? Und könnte ich dies ertragen? Du selbst musst sagen: Nein! Selbst eine gemeine Natur würde es nicht ertragen. Wenn jeder Mann von dem Weibe, das er liebt und das ihm angehört, begehrt, dass er demselben alles sei, soll der edlere darauf verzichten? Und zu den Edlen, ja Edelsten zähl' ich mich und bin mir tief bewusst, dass ich damit keine Anmaßung begehe, weil ich ja doch dabei fühle, wie weit entfernt vom Ideal ich bin und welcher Wurm vor der Gottheit. Aber unter den Menschen darf ich mein Haupt stolz erheben, welches auch meine Fehler sind. Dich aber habe ich erwählt, mein Weib zu sein — ich kann wohl sagen: erwählt, obgleich wir uns wie unwillkürlich zusammenfanden — ich sag' doch: erwählt, weil ich Dich nicht allein mit dem Herzen, weil ich Dich auch mit vollem Willen, weil ich Dich auch mit meinem Geiste liebe. Dass wir uns so fanden, ist mir fast wie die Bürgschaft unseres Glückes und unserer Zukunft; denn es liegt darin beinahe etwas, das wie Vorsehung aussieht. Lächle nicht bei diesen Worten. Dies ist nicht ganz Aberglaube. Du freilich hast Anlage zur Atheistin, die Menschen und Deine Schicksale haben Dich zu sehr verwirrt, fast jeden Glauben in Dir zerstört. Aber denke an unsere Liebe! Ist nicht in ihr etwas Göttliches? Wäre sie denn nicht lächerlich? läge nicht in der Gemeinheit die einzige Vernunft, wenn alles nur im Materialismus läge? Aber das führt mich zu weit. Mir ist nur, als ob ich nicht untergehen könnte, ohne noch Großes geschaffen zu haben, mir ist, als könnte eine Natur wie die meinige nicht so umsonst in die Welt geworfen sein, bloß um sich elendiglich selbst zu verzehren. Da ich nun aber fühle, dass Dein Verlust ganz sicher meine Vernichtung wäre, so glaube ich auch nicht an Deinen Verlust, glaube an unsern dauernden Bund, sobald Du selbst nicht seine Bedingungen zerstörst, indem Du nicht der Einen Sendung: mein guter Engel zu sein, alles opferst. Aufjubeln würde ich, und eine Felsenlast wäre von meiner Brust genommen, wenn Du jetzt in meine Arme eiltest zum Beweise, dass ich der einzige Magnet bin, der Dich anzieht. Das alles sieht recht träumerisch und schwärmerisch aus und dennoch ist es auch praktisch, weil es Dich zur Erholung, mich zum Glücke, zur Kraft führt, durch welche ich alles besiegen werde.

Nachmittags.

Dein Brief von Sonntag ist nun auch gekommen, ein sehr verzweifelter Brief, welchen Du unter dem Eindruck meiner schlimmen Nachrichten schriebst. Gib Dich nicht düsteren Ahnungen hin, alles wird sich noch zum Guten wenden. Der Ausspruch des Arztes, dass Deine Lunge ganz gesund sei, tröstet mich sehr, denn damit wäre wenigstens die unmittelbare Gefahr beseitigt. Aber ich glaube doch, dass auch ein Nervenleiden durch die fortwährenden Erregungen des Theaterlebens gereizt und vermehrt wird und dass Du einige Zeit der Schonung sehr bedürftest. Wenn ich nur diesem Briefe Flügel geben könnte, dass meine Zärtlichkeit schnell, schnell Deine finsteren Gedanken verscheuchte! Sage nicht mehr, dass es besser wäre, Du wärst nicht geboren, oder wenn uns beide ein Blitzstrahl erschlüge. Lass uns gescheit sein und uns, komme später was kommen will, nicht die Gegenwart selbst vergällen.

Ich gedenke dem Schicksal noch manches hartnäckige Treffen zu liefern und will doch sehen, ob ich nicht Sieger bleibe. Erhalte mir in Dir nur meinen Siegespreis, deshalb sei heiter, denn Heiterkeit heilt. Ich fasse jetzt Hoffnung für die „Jacobiten“. Vertraue nur immer auf meine Liebe und Treue, nie, nie wirst Du Dich täuschen in

Deinem Franz.

Nr. 25. Wien, den 12. Juni 1863.

Meine liebe, theure Marguerite!

Ich habe Dich doch wirklich recht gequält in der letzten Zeit. Sei mir nicht böse. Da haben wir's! Schon wieder diese drei Worte, die so oft in unseren Briefen vorkommen. Ist es nicht eigentlich komisch? Wir fürchten uns völlig vor einander und rufen einander unaufhörlich zu: „Sei nicht böse“, während wir uns so innig lieb haben, dass wir uns eigentlich gar nicht im Ernst böse sein können. Es wäre wirklich an der Zeit, dass wir uns ein wenig selbst auslachten. Du wirst mich glücklich machen und zum Beweise, dass Du es vermagst, machst Du mich jetzt schon glücklich. Ja, ja — ich bin doch ein ganz anderer durch Dich. Meinst Du, dass etwas anderes als meine Liebe zu Dir es macht, dass ich doch so schnell wieder moralisch auf die Beine gekommen bin? Sonst, wenn ein Schlag wie der letzte mich traf, gieng ich wochenlang finster umher, fluchte dem Dichterlos und wollte die Feder von mir werfen. Ja ich schrieb wirklich aus Unmuth ein paar Jahre nichts, wofür ich jetzt die gerechte Strafe erleide. Diesmal aber bin ich schon wieder guten Muths, trage mich schon wieder mit neuen Arbeitsplänen, obwohl ich eigentlich viel niedergeschlagener sein sollte als sonst, weil ich jetzt den Erfolg noch viel nöthiger brauche. Aber aus Liebe zu Dir, durch den Gedanken an Deine Liebe zu mir, raffe ich mich gleich wieder auf. Ja meine Pflicht, Dich zu erheitern, erfüllt mich mit Riesenmuth. O lass es mir doch gelingen, dann werde ich recht froh sein; denn die erfüllte Pflicht beseligt doch. Wie unangenehm war mir die Stipendiumsgeschichte; Du weißt, wie ich kämpfte, und in der That — obwohl mir alle Leute gratulieren, als ob ich ein Millionär geworden wäre — ist es doch eine Demüthigung für mich, dass ich eine „Unterstützung“ brauche. Aber jetzt freu' ich mich selbst dieser Demüthigung, weil ich mich ihr aus den reinsten Motiven unterzog. Und seinen Stolz mit Willen aus höheren Rücksichten beugen, ist doch die größte That der Kraft. Fast hätte ich es versäumt, mich so zu überwinden. Alle Überredung hätte wohl schwerlich geholfen, wenn eine inn're Stimme nicht in mir geflüstert hätte: „Thu's, gedenk' der ernsten Pflichten, die Du nun übernommen hast, denk, dass Du jetzt für das Geschick eines zweiten Wesens, das sich Dir anvertraut hat, mit verantwortlich bist; verschmähe die Unterstützung nicht — wie leicht kann ein Unglück geschehen, schmiede die Waffen gegen das Unglück — es könnten ja von Deinen Unternehmungen doch welche scheitern“ u. s. w. Und wirklich scheiterte die wichtigste. Irgend ein Stück von mir wird doch übrigens in der nächsten Saison gegeben werden. Und trägt es auch nicht gleich Tausende, so dass ich z. B. das Dresdner Luftschloss, welches freilich schön war, realisieren könnte, so kommen doch Hunderte ein, was zum Stipendium geschlagen, mich doch in den Stand setzt, bis zum Frühjahr längstens Dich zum Altar zu führen; ich hoffe aber doch noch, dass es schon früher, etwa zu Weihnachten geht. Bis dahin ist es ja doch schon so, als ob wir verbunden wären, wir sind's ja auch; was liegt uns daran, ob eine leere Formel früher oder etwas später dazu tritt, unauflöslich verbunden sind wir schon und glaube mir, seien wir froh, dass es so ist, denn innerlich muss der heilige Zwang, sich anzugehören, bestehen — die äußere Formel wäre weder für mich, noch für Dich eine Fessel, wenn wir uns nicht so liebten. Nur die Liebe ist eine Fessel, und was ihr entspringt. Folglich sind wir mit

tausend Ketten aneinander geschlossen, mit Ketten, die wir gern und freudig tragen. Also recht heiter sein und keine trüben Gedanken mehr; es steht gar nicht schlimm genug. Neulich erzählte mir Förster, dass er längere Zeit mit Weib und Kind zusammen von zwanzig Thalern monatlich lebte und dass ihm dies doch eine glückliche Zeit war. Würden wir uns beschämen lassen? Nein, nein, wir sind tapfer wie irgendwo und können im schlimmsten Falle zusammen alles ertragen. Also Muth und vorwärts! Vielleicht gehört uns noch die ganze Welt. Glück auf, mein Herz!

Dein getreuer Franz.

Nr. 26. Wien, 15. Juni 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Du wirst Dich inzwischen hoffentlich beruhigt und überzeugt haben, dass hinter jenem „räthselhaften" Briefe, der Dich erschreckt und geängstigt hat, nichts gar so Arges zu suchen war. Ich meinte nur, dass ich nicht wieder in jene heftigen Vorwürfe ausbrechen wollte, die ich Dir ja schon öfter gemacht, wenn mich die Angst um Dich erfasste, heftige Vorwürfe, weil Du nicht vor allem auf Deine Erhaltung für mich denkst. Sie entspringen aber der unendlichen Tiefe meines Gefühls für Dich. Kalte Menschen haben es leicht, ruhig und folglich stark zu sein. Und was die ernsten Betrachtungen betrifft, mit welchen ich Dich bedrohte — denn fast für eine Drohung scheinst Du es in Deiner Bestürzung genommen zu haben — habe ich kaum mehr recht Lust, sie anzustellen. Nur damit Du Dir nicht etwa Scrupel in falscher Richtung machst, sage ich Dir, dass sie sich hauptsächlich auf jenen Zweifel beziehen sollten, den Du wohl auch schon längst bei mir herausgefühlt hast — den Zweifel, ob nicht vielleicht Deinem Wesen, so edel es durch und durch, so leidenschaftlich zärtlich es in der Liebe ist, doch jene höhere Hingebung fehle, auf die kein Mann von bedeutender Anlage jemals ohne Schmerz verzichten kann, ob nicht in deinem Naturell, ohne dass Du es ahnest, das „Selbst" so scharf markiert sei, dass es die Fügsamkeit in ein anderes Wesen ausschließt, jene Fügsamkeit, deren gerade ich so unendlich bedürfte, eben weil ich eine so reiche Natur bin, die eben deshalb die höchste und zarteste Rücksicht fordert, weil sie es opfermuthig verschmäht, sich gewaltsam zur Geltung zu bringen und wenn sie nicht völlig gewürdigt wird, hineingeräth — niemals in Sclaverei, denn eine edle Seele trägt keine Ketten! — wohl aber in ein freiwilliges Märtyrthum, welchem sie bald erliegt. Ein solches aber wäre eine noch viel größere Gefahr für Dich als für mich. Aber ich glaube, Du hast das jetzt schon selbst aufgefasst und tief eingesehen, dass du nur dann ganz glücklich werden und wahren Frieden finden wirst, wenn Du Dich mir ganz anschmiegst in jeder Beziehung und jener Zweifel, der einem unseligen Tage, nicht entsprang, wohl aber sein Wachsthum verdankte, ist nun glücklich beseitigt, da Du mir sagst, dass meine liebe Marguerite mir alles zu Liebe thun wird, was ich von ihr begehre und noch mehr dadurch, dass ich sehe, wie sehr Dich der Gedanke, ich sei gekränkt oder zürne Dir, mit Angst erfüllt. Wahrhaft gerührt ergreife ich Deine Hand und drücke sie innig zum Danke. Ich glaube Dir, glaube an meine Macht über Dich, will daran glauben bis zu jener Zeit — die ja doch früher oder später kommen wird — wo wir wieder zusammen sein werden und Du Gelegenheit finden wirst, mir durch die That zu beweisen, dass ich mich nicht getäuscht in diesem Glauben. Also jetzt weg mit dem Zweifel meinerseits, weg mit der Angst Deinerseits. Mit allen Sinnen, mit allen Gedanken, mit Leib und Seele gehört Dir auf ewig

Dein Franz.

(Schluss folgt.)

Eine Glocknerwanderung.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

II.

Die erste Stimmung, als wir ins stattliche Glocknerhaus eintraten, war nicht eigentlich die behaglicher Gemüthlichkeit. Der Speisesaal war überfüllt von biertrinkenden, rauchenden, lärmenden und renommierenden Touristen. Wir zogen uns in ein ruhigeres Nebenzimmer, das düster und etwas frostig war. Dort saß nur ein alter Holländer in feierlichem schwarzem Tuchanzug, die großen Brillen auf der Nasenspitze waren in den Bädeker vertieft. Später verhandelte er unter misstrauischer Vorsicht mit mehreren Führern über die Partie nach Kals, nahm thatsächlich für den nächsten Tag deren ein paar auf, verbot ihnen aber, an diesem Abende Bier zu trinken, damit sie morgen helle wären. Dann feilschte er mit der kleinen, umsichtigen Hausmutter um den Preis des Schlafzimmers, der mit dem in seinem Bädeker nicht stimmen wollte. Im Ganzen war er wohlgemuth und erzählte uns seine Eindrücke aus Steiermark, das er bereist hatte; besonders entzückt war er von Graz, das weit schöner sei, als er nach Bädeker erwartet hatte. — Mancher Reisende würde die Welt viel unbefangener genießen, wenn er kein Reisebuch mit sich führte.

Das Glocknerhaus, eines der vornehmsten Hochalpenasyle, steht in dem, was es bietet, auf der Stufe eines vortrefflichen Landgasthofes, man speist gut, stattliche Portionen bei mäßigen Preisen. Ein Bett im gemeinsamen Schlafsaal kostet allerdings 1 fl. 60 kr., ein Zimmer mit zwei Betten 6 fl., aber die Betten sind ganz vorzüglich, und ihren hohen Preis entschuldigt der hohe Berg. Weitaus lieber, als im Speisesaal bei den Salontirolern, war es mir in der Führerstube, wo die prächtigsten Gestalten und Charakterköpfe zur Auswahl standen, wohl ausgerüstet mit Pickel, Seil und Steigeisen für Hochtouren. Die Touristen pflegen hier nach oben und unten auszugehen, auf die Almen, auf die Felsspitzen, auf die Gletscher — am Großglockner selbst aber drücken sie sich gern sachte vorbei. Zur Zeit waren trotz des schönen Sommers im selben Jahre erst drei Partien auf der Glocknerspitze gewesen. Hoch oben, auf der östlichen Kante der Glocknerpyramide, die Adlersruhe genannt, steht aus rohen Steinen fast ins Eis hineingebaut, platt an den Felsen geschmiegt, die Erzherzog Johann-Hütte. Dort pflegen die Glocknerbesteiger zu über-

nachten. Die höchste Spitze mit dem scharfen Grat des Großglockners ist für gewöhnliche Menschenkinder nicht geschaffen. Bestiegen wurde sie das erstemal im Jahre 1800, veranlasst durch Cardinal Salm. Seither ist sie manchem zum Schrecken und manchem zur Wonne geworden. Die Fernsicht von der schlanken Nadel des Großglockners, die selbst an Schönheit ihresgleichen sucht, ist unermesslich. Die ganze Ostalpenwelt, vom Hochschwab bis zum Ortler, von der Oistriza bis zur Zugspitze — sie liegt in ihren tausenden von Kuppen und Zinnen zu deinen Füßen.

Der beliebteste Ausflug vom Glocknerhause ist die eine Stunde entfernte Franz-Josefshöhe. Das ist der abfallende Bergrücken des Freiwandecks, der zwischen dem Glocknerhause und der oberen Pasterze vorgeschoben steht. Von dort aus freier Blick in die Gletscherwelt bis hin zum blendend weißen Johannisberge und den weiten Eisfeldern der hohen Riffel. Gerade gegenüber hat man, hier schründig und zerrissen, dort weiß und glatt wie Elfenbein, den eigentlichen Glocknerstock mit dem Hohenwart, dem Glocknerkar, der Glocknerwand, der Hofmannsspitze und der Glocknerspitze. — Man ist starr vor Staunen über den Anblick — es ist wie eine Offenbarung der Ewigkeit.

Im Glocknerhause habe ich recht gut geruht. Um Mitternacht wurde ich wach und horchte dem Rauschen der hinter dem Hause niedergießenden jungen Möll. Auf meinem Bette lag ein weißer, seltsamer Schein; dem kam ich auf den Grund, als ich durchs Fenster zur Glocknerspitze emporblickte, deren Schneefeld im Vollmonde wie ein ungeheuerer, weißleuchtender Gottvatershut in den dunklen Himmel aufstand. Dieses Licht brachte den Widerschein in die dunkle Kammer. Vier Stunden später lag auf meinem Bette Rosenhauch. Die Glocknerspitze glühte in der Morgensonne!

Es war ein Morgen, wie er nach den Aussagen der Glocknerhausleute seit langem nicht gewesen. Der Himmel tiefblau, ganz wolkenlos, die Umrisse der Berge, die Wände und Eisfelder überaus scharf und klar gezeichnet, die Luft ruhig und angenehm kühl. Es war zum jauchzen, so selig. Alle Wonnen des Bergrausches waren über mich gekommen. — Der Kaffee dampfte, das Wasserglas schwitzte, der Führer Bernhard that Fleisch, Brot, Käse, Wein und Cognak in den Rucksack und um fünf Uhr begannen wir den Anstieg zur Pfandelscharte, um von Kärnten über den Hochtauern ins Salzburgische zu wandern.

Mir zitterten anfangs doch wohl ein wenig die Beine, denn drei Stunden Schlaf nach früheren schlaflosen Nächten und nach angestrengtem Marsche ist etwas wenig Erholung. Der Führer meinte, es würde bis Ferleiten im Fuscherthal zwar eine sechsstündige Tour geben, mit einer größeren Gletscherwanderung verbunden, aber er fürchte nichts. Ob ich ausgeschlafen hätte oder nicht, der Strapazen gewohnt wäre oder nicht,

Hauptsache sei das lebhafte Verlangen hinüber zu kommen. Und es
e sich bald, dass dieses freudige Verlangen einen Fonds von Kraft
ch trug. Je höher wir an dem Schlangensteige emporkamen, desto
er fühlte ich mich. Das kümmerliche Gräslein, das hie und da noch
, war bereift. Die Wässerlein hatten dünne Eiskrusten. Das Glock-
aus war längst in der Tiefe verschwunden. Die Glocknerspitze hatte
allmählich hinter der Freiwandspitze versteckt, es gieng in ein anderes
ich. Auf einmal standen wir vor der Moräne eines Eisfeldes. Es
das Pfandelscharten-Kees. Dasselbe lehnt rechts an den Schründen
hohen Spielmann und senkt sich in einer mäßig steilen Mulde nieder.
Eis war bedeckt mit gefrorenem Schnee, auf dem es sich gut gieng.
an steilen Stellen mussten wir mit Vorsicht unsere unbeschlagenen
he in die Fußtapfen früherer Wanderer setzen. Stellenweise hieb uns
Führer treppenartige Ansätze aus. Auf meine Frage, wo wir denn
Gletscher sehen könnten, schaute er mich verwundert an und sagte,
giengen ja eben auf Gletscher schon seit einer halben Stunde. „Das
ich, aber man sieht keinen." — „Weil er überall mit Schnee bedeckt
der in den letzten Jahren nicht mehr schmilzt, sondern sich auch
etschert." — „Wie mächtig kann dieses Pfandelscharten-Kees sein?"
„Wenigstens hundert Meter tief."

Zu beiden Seiten ragen die dunklen Massen des Bärenecks und
Spielmanns, die eine 2872, die andere 3028 Meter hoch. Zwischen
Bergen senkt sich eine tiefe Scharte mit scharfem Gletscherrücken
die 2665 Meter hohe Pfandelscharte. Da hinan gieng unser Weg.
wurde steiler, der Gletscher fiel stärker ab, unsere Vorsicht verdop-
wir. Ich bin steile Schneelehnen allerdings aus früheren Zeiten
gewohnt; meinem Hans war das etwas Neues, aber er schwieg und
sich wacker. Oben auf der Schneide tauchten von der anderen Seite
Männer auf, mit ihren in das Firmament hineinragenden Conturen
Riesen anzusehen. Sie jauchzten, als das Hochthal mit dem Glockner-
plötzlich vor ihnen dalag. Es waren ihrer zehn oder zwölf Personen,
Frauen darunter, mit Steigeisen und Schneebrillen ausgerüstet. Einige
rten in armseliger Stellung, mit sehr jämmerlichen Geberden nieder-
s, so dass unser Führer zu mir sagte: „Herr, gegen die da sind
ein Mont-Blanc-Besteiger!" Ich hinwiederum beneidete die Touristen,
deutsche waren es, nicht um ihren Führer, einen alten, mürrischen
on, der aber plötzlich der unsere wurde. Denn die beiden Führer
indigten sich, die Partien gegenseitig umzuwechseln, so dass unser
hard mit den Norddeutschen wieder zu seinem Standquartier, dem
nerhause, der von der Fuscherseite mit uns wieder nach Ferleiten
sollte. Natürlich mit Einwilligung von uns Touristen. Nicht sehr
e, aber den wesentlichen Vortheil der beiden Führer ermessend, habe

ich eingewilligt, den Bernhard mit den bedungenen 4 fl. 50 kr. entlohnt, sowie auch der andere von seiner Seite abgefertigt wurde und beide nachher von ihren neuen Partien nichts mehr zu fordern hatten. Dieses Führerwechseln bei sich begegnenden Touristen soll häufig vorkommen, ist aber für die Reisenden nicht recht zu empfehlen, weil sie an unbekannte Personen ausgeliefert werden, mit denen sie sich nicht vorher in allem selbst verständigt haben.

Ich hatte mich während des Handels nur mit Mühe vermittelst Bergstocks auf dem Gletscher festgestemmt und als wir dann den letzten steilen Hang auf Eisstufen hinanstiegen, rechts die Schneewand, links den Abgrund, hat sich unser neuer Führer verdammt wenig um uns gekümmert. — Aber wir waren auch schon oben. Mit einem Schritte überstiegen wir den scharfen Gletschergrat, der die Grenze bildet zwischen den zwei Kronländern. Einen kurzen Augenblick standen wir still auf diesem höchsten Punkt der ganzen Glocknerwanderung, der sich um fast 400 Meter über das Haupt unseres Hochschwab erhebt. Einen kurzen Blick noch auf die Franz-Josefshöhe und den schon halb versteckten Glocknerstock, dann fliegt das Auge jenseits hinab in das tiefe schattendämmernde Fuscherthal, durch dessen ferne Scharte herein die Lofererberge und das Steinerne Meer blauen. An diesen Bergen hiengen weiße, wagrechte Nebelstreifen, und Nebelflocken umflatterten lustig auch das große Wiesbachhorn, das mit seinen weiten Schneeflächen herüberleuchtete. Vom Glocknerhause bis zur Passhöhe waren wir nicht ganz zwei Stunden gegangen. Nun mussten wir über den langen Spielmanngletscher, der stellenweise eine wesentliche Neigung hat, gegen die Tiefe hinab. Anfangs gieng das schwer, denn unsere glatten Sohlen glitten fortwährend aus. Sehr bald verstanden wir's aber, diese Eigenschaft uns zunutzen zu machen, indem wir mit angestemmten Bergstöcken sausend abfuhren. Das war sehr lustig, und der Führer wollte mit seinen genagelten Schuhen zurückbleiben, bei dem gieng die Rutschpartie nicht von statten.

Mitten auf dem Kees ragte, von einem Eissockel getragen, eine viereckige Steinplatte wagerecht, wie ein Tisch. Dieser Tisch war von der Sonne ganz warm, ich fand, dass wir uns drauflegen und frühstücken sollten, was denn auch geschah. — Dieses Tafeln auf dem Gletscher, mitten im großartigsten Hochgebirge, in einsamer Stille, nur von fernen Wasserfällen durchtönt, war vielleicht der Glanzpunkt der Partie. Wir sprachen nicht, jeder empfand schweigend für sich die Göttlichkeit der Stunde, und wenn mein Sohn Hans einst achtzig Jahre alt sein wird, dieser Gletschertisch aus fernen, lichten Jugendzeiten wird noch wunderbar in seinem Gedächtnisse stehen.

Wir ergriffen wieder die Stöcke und fuhren rasch hinab, bis das Kees ans rauhe Gestein stieß. Nun sahen wir, dass innerhalb unseres

Gletschers ein vielarmiges Wasser niedergeflossen, welches hier am unteren Rande rauschend zum Vorscheine kam. — der Pfandelbach. „Wir hätten ja können durchbrechen", sagte ich zum Führer. „Man bricht nicht durch", antwortete er. „Wenn man aber doch einmal durchbricht!" — „Nachher bricht man halt durch." Ganz nah am Eisesrand blühten weiße und rothe Blümlein, wovon wir uns einige an den Hut steckten. Ich weiß ihre Namen nicht; heute ruhen sie als dünne Pflanzenmumien zwischen zwei Papierblättern und die Grabschrift dabei: „Leise, leise! Sie träumen von seliger Jugend am ewigen Eise!"

An den felsigen Hängen der Schwarzen Leiten stiegen wir nieder, der Pfad zwischen dem Gestein war mit schwarzer Erde weich gebettet. Aber unser Führer setzte sich zusammenkauernd auf einen Steinblock und bekannte, dass er Leibgrimmen habe. „Da wird zu helfen sein, Vetter, wir haben Cognac bei uns." Jedoch, als er den Rucksack danach durchsuchte, stellte es sich heraus, dass unser Cognac im Sacke des Führers Bernhard vergessen worden war. Dann gieng es auch ohne.

Nach einer Stunde kamen wir hinab auf die Almen des Pfandelbodens und bald hernach zum Traunerhause, einem schön gelegenen Touristenhaus am Fuße des Maßfeldes. Hier ist der hinterste Winkel des Fuscherthales und gegenüber dem Alpenhause der Hochgebirgskessel, genannt das Käferthal, mit seinen starren Wänden und den gewaltigen Fernern des Fuscher Eiskares und des Wiesbachhornes. Und dort an der blauenden senkrechten Wand sinkt wie eine ewige Schneelawine ein über zweihundert Meter hoher Wasserfall nieder, ich meine, der größte und schönste der ganzen Gegend. Es ist die Fuscherache, die vom Eiskar, immerwährend stürzend und springend, herabkommt, bis sie hier in einem gewaltigen Bogen über die letzte Wand niederdonnert. Auf dem Söller des Traunerhauses habe ich die Wasserfälle gezählt, die man von diesem Punkte aus sieht. Es sind deren zwölf, die kleineren Rieseln nicht mitgerechnet, die in weißen Fäden von allen Höhen niederstreifen. — Auf einmal erschien an der Thür unser Führer mit der Meldung, er bleibe im Traunerhaus, er habe uns einem andern Mann übergeben und dieser Mann werde jetzt gehen. In der That stand ein junger, etwas blödsinnig dreinglotzender Mensch da, mit unseren Mänteln bepackt. Nun musste ich aber diese Herren, die Einen so leichthin von Hand zu Hand gehen lassen, doch daran erinnern, dass wir bis Ferleiten einen ordentlichen Führer aufgenommen und bezahlt hätten und dass der Führer sich nach uns zu richten hätte, nicht wir uns nach ihm. Das ließ unser neuer Pionnier schweigend gelten, trotzdem behielt er unsere Mäntel auf seinem Buckel und so kamen wir bis Mittag nach Ferleiten, ohne unterwegs weiteres Tauschobject zu werden.

Ferleiten, das früher nur von einigen Almhütten gebildet wurde, besteht heute aus zwei Touristenhotels, dem Tauernhaus und dem Gasthof

des Lukas Hansel. In letzterem kehrten wir ein und fanden die urwüchsigste und schneidigste Wirtin, die wohl im ganzen Salzburgerlande aufzutreiben ist. Das rührige Frauchen mit der Adlernase und den Schnurrbartanflügen schüttelte uns gleich die Hand wie alten Bekannten und als sie das geringe Gepäck sah, das wir mit uns hatten, versicherte sie lebhaft, wir wären die gescheitesten Touristen, die ihr je untergekommen, dafür sollten wir ein pikfeines Zimmer haben, denn wer von der Scharte herüberkomme, der stehe lieber auf dem Buckel, als auf den Beinen. Wir sollten es uns nur bequem machen, bei ihr wäre es gut, aber theuer. Der Mensch reise nicht, um Geld zu ersparen, sondern um Geld auszugeben. Einen Wagen bis Zell am See könnten wir auch haben, aber der koste das Vermögen eines alten Kohlenbrenners, hingegen würden wir fahren wie Grafen. Es ließ sich derb warteln mit ihr, aber die Preise waren nicht ganz so schlimm, als ihr Ruf. — Diese Wirtin ist unter dem Namen „die schwarze Marie“ bekannt im weiten Lande. Wir haben uns heimlich gefühlt im Hause.

Bevor wir am Nachmittage von Ferleiten abreisten, gab es noch einen fast betrübten Abschiedsblick hinein in das Hochthalwinkel, wo die Berge aus tiefer Niederung buchstäblich himmelhoch aufstiegen, wo die weiten Schneefelder herabhiengen zwischen den Kuppen, und wo in mächtiger Höhe die vergletscherte Scharte war, auf der wir acht Stunden zuvor gestanden. Und dann durch das stundenlange Thal hinab der Salzach zu und der Eisenbahn, um heimwärts zu fahren und die zwei herrlichen Tage mit der Gier eines Geizhalses zu dem Schatze der Erinnerungen zu legen.

Liebeshochamt.

Hand in Hand geht man im Walde,
Du mein blondes Sommerkind;
Danken wir dem blauen Tage,
Dass wir so voll Sehnsucht sind.

Sommerhochamt: Lichterfunkeln,
Wälderweihrauch, Klängeweh'n,
Und den Kelch erhebt die Liebe,
Gnadenspendend ungeseh'n!

Lass dich küssen und dir schauen
Tiefbeseligt ins Gesicht:
Und der Wald mit Orgeltönen
Heilig, heilig, heilig spricht.

Anton Renk.

Kleine Laube.

Die Zionisten.

Eine der Ursachen, warum man jetzt, in der nationalen Strömung, die Juden wieder so hasst, besteht darin, dass die Juden international sind. Nun gibt es aber viele Juden, die so denken: Wir sind ja nicht gern international, wir sind's nur, weil wir kein eigenes Land haben, um in demselben als Nation leben zu können, wir sind's, weil wir unter allen Völkern zerstreut leben müssen, keine Einigung und keine Heimat haben. Wir sind überall fremde Knechte, die man heute braucht und morgen verstößt. Es ist ja unser größtes Unglück, dass wir so international sein müssen.

Solche Juden nun, die so denken und sicherlich auch so empfinden, haben sich vor kurzem in Basel zusammengefunden zu einem nationalen „Zionistencongress“. Mit diesem Congress ist eine neue, verwunderliche Bewegung eingeleitet worden mit der Hauptaufgabe, die Juden sollen der Türkei das alte, sehr schwach bevölkerte Palästina abkaufen, dasselbe wieder zu einem Judenreiche einrichten, in dem sich alle Juden der Welt, die sich nach der Väter Heimat und Nationalität sehnen, versammeln könnten.

Bei diesem Baseler Congress ist auch schon das Programm ausgearbeitet worden, wie die ganze Sache zu bewerkstelligen wäre. Von dem bisher gebräuchlichsten Mittel, ein Land zu gewinnen, nämlich von der kriegerischen Eroberung, sehen die Juden ab, weil sie ja kein geschlossenes, wehrhaftes Volk sind; sie wollen das Land nicht mit Gewalt nehmen, sie wollen es kaufen. Dazu müsste ihnen freilich die europäische Diplomatie als ehrliche Maklerin beistehen, dafür aber gienge den Völkern ein heißgeäußerter Wunsch in Erfüllung — sie brächten die Juden los.

Die Sache ist so klug ausgedacht und die Verhältnisse sind so zugespitzt, dass die Realisierung des merkwürdigen Planes als nicht ganz unmöglich scheint. Nur einen Haken hat's, und das einen großen: die Juden wollen selber nicht.

Die vornehmeren, idealeren wollen allerdings, diese sind der babylonischen Gefangenschaft unter fremden Völkern und der unendlichen Demüthigungen satt, sie

möchten wieder pflügen und ernten auf dem heiligen Boden ihrer Väter, um den sie einst so unselig gekommen sind. Aber jene Juden, welche in anderen Ländern eine „große Culturarbeit“ machen zu sollen wähnen, wollen nicht. Und am allerwenigsten die Geld- und Handelsjuden, die trotz alles Antisemitismus behaglich in der europäischen Wolle sitzen. Diese wollen nicht. „Es sind das“, sagen die nationalen Juden, Zionisten genannt, „die niedrigsten unter uns, die vor keinem unserer Propheten bestehen können, die auch unter den Juden als Schmach und Unheil empfunden werden.“ Diese wollen nicht fort von ihren egyptischen Fleischtöpfen, um dort, wo es nicht viel zu holen gibt, einfache Landwirte oder Gewerbsleute zu werden. Diese Schacher- und Börsen- und Zeitungsjuden sind's, die sich beeilen, den Auswanderungsbeflissenen, sowie der ihnen sehr zuwideren Idee die größten Hindernisse unter die Füße zu werfen. Hohn, Spott und Geifer haben sie für die Zionisten und stellen ihren Vorschlag als das Tollste und Hirnverbrannteste hin, was in einem phantastischen Judenhaupte je geboren wurde.

Das wundert mich nicht. Aber etwas anderes wundert mich. Nämlich, dass es auch Antisemitenblätter gibt, die ganz erbost sich den Zionisten entgegenstellen und ihnen das Beste an jeder jungen Bewegung, den Optimismus zu zerstören suchen. Hamerling hat in seinem „Homunkel“ gesagt, dass Europa die Juden wohl nach Palästina verjagen werde, um sie dann wieder zurückzurufen. Nun zeigen aber jene gewissen Antisemitenblätter, dass man die Juden gar nicht einmal ziehen lassen will!

Wenn es sich so verhält, wie sie sagen, dass ein gutes Zusammenleben von Christen und Juden gegen die Natur ist, dann haben wir's hier ja mit etwas Elementarem zu thun. Und ich glaube wirklich, dass die Judenfrage bis zu einem Grade gediehen ist, wo man alle Schimpfereien und geflissentlichen Feindseligkeiten sein lassen soll und nur mit gegenseitigem Ernste und Wohlwollen trachten, möglichst anständig auseinander zu kommen. Wenn es schon ganz unmöglich ist, dass sie sich vertragen, so sollen doch insoferne Christen und Juden, Völker und Fürsten zusammenhalten, um die Scheidung zu vollführen. Theodor Herzl hat in seiner Schrift „Der Judenstaat“ die seinerzeit im „Heimgarten“ besprochen wurde, den Plan nach allen Seiten hin erörtert. Wenn die Juden, mit Ausnahme der reichen, die in Europa sitzen bleiben, so viel Geld aufbringen, um der Türkei die Staatsschulden zu zahlen, wenn die Türkei um diesen Preis ihnen Palästina überläßt, wenn die alten Bewohner des Landes zusammenrücken und für eine Million Einwanderer Platz machen können, wenn der Boden imstande ist, eine so zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, wenn es den Juden ernst ist mit ihrer Staatbildung und aller dazugehörigen Arbeit, und wenn die europäischen Cabinette ihre Mitwirkung und ihren Segen dazu geben — dann kann's ja möglich sein. Es wäre aber etwas in der Geschichte noch nicht Dagewesenes, es wäre ein Wunder im Stile der Bibel, etwa, wie Manna vom Himmel fällt, oder wie durch Posaunenschall die Mauern von Jericho stürzen, oder wie die Sonne still steht, so lange, bis Josue gesiegt hat. — Und das wäre auch im Stile der Juden, wenn sie sich ein Vaterland fürs Geld kauften — das schönste Geschäft, das sie je gemacht!

In dem Augenblicke, als es ihnen gelungen sein wird, eine Nation zu sein, ein Vaterland zu haben, ein Königreich mit der Hauptstadt Jerusalem-Zion aufzustellen, werden sie das umworbenste Volk Europas bilden. Mancher Staat, der nicht selber Pfeffer baut, wird sich dann sehnen nach diesem „Salz der Erde“. R.

Poetenwinkel.

Der Dachstein im Vollmond.

Auf den Dachstein streut wie eine
Riesenlampe breit der Vollmond
Seine weißen Strahlengarben,
Und die beiden Felsenzinken
Greifen wie zwei Geisterarme
In den Himmel hoch hinauf.

Einsamkeit und tiefe Stille!

Ringsumher die hohen Berge
Nehmen aus sich wie Vasallen,
Die dem großen Alpenkönig
Neidlos ihre Huld'gung bringen:
Und der steht in ihrer Mitte
Da mit hoch erhob'nem Haupte
Wie ein Patriarch der Urzeit
Unter jüngeren Geschlechtern,
Die voll Andacht seiner grauen,
Hunderttausendjähr'gen Weisheit
Lauschen und in tiefer Demuth
Schweigend beugen ihre Knie
Vor dem greisen Bergmonarchen.

Bergmonarch! Ja! Denn soeben
Hat er angelegt die lichte
Hermelinumwund'ne Krone
Und den weiten Sternenmantel,
Wie er so ins Luftmeer aufstrebt
Und die weichen Mondlichtfluten
Lind an ihm herniederrinnen.

Wunderbares, hehres Bild!

Stille kommt mir in die Seele,
Da ich dir, Natur, ins hohe
Antlitz wieder durfte schauen —
Du bist streng und mild zugleich!

Dort der steingefügte Riese,
Tausendjähr'ger Stürme Zeuge,
In dem Glanz der vollen, runden,
Silberhellen Mondesscheibe
Scheint er fast ein menschgeword'ner
Warmdurchströmter Urgesteinblock,
Der geformt ins Ungeheure
Aufragt wie ein Stammverwandter
Uns'res eigenen Geschlechtes,
Und ich möcht' ihm fühlend sinken
An die harte Felsenbrust!

Da mit einemmal vom Grunde
Flattert auf ein großer Vogel,
Fliegt noch spät verirrt zum Neste
Und dann wieder schweigt die Nacht.

Einsamkeit und tiefe Stille!

S. A. Weiß.

* * *

Im Herzen des Waldes.

Das Bächlein plaudert mir Märchen vor,
Die Vöglein zwitschern dazu im Chor.
Hier waltet der Friede, so stille und sacht,
Die Fichten, die halten getreue Wacht —
Ich bin im Herzen des Waldes.

Weltferne ruh' ich im Moose aus,
Die Freundin Sorge, die eilt nach Haus.
Sie hat für die Märchen des Baches nicht Zeit,
Und läßt mich allein in der Einsamkeit,
Allein im Herzen des Waldes.

Franz Floth.

* * *

Lied.

Aus dem Ungarischen des Alexander v. Endrödi übersetzt von Frusine v. Szalay.

Aus der fernen Wüste
Kam ich her zu dir:
Tiefer blauer Himmel,
Leuchte über mir!
Kommet nun gezogen,
Wieget mich in Traum:
Leuchtend blaue Wogen!
Glänzend weißer Schaum!

Keine laute Weise!
Singet sachte heut'!
Mich begleitet leise
Die Vergangenheit!
Rauschet Wogen, Schäume —
Bin so trüb, so bleich,
Alte, süße Träume
Wie bewein' ich euch!

* * *

Der Pfannenflicker.

Nichts zu flicken, gute Leute?
Pfannen, Töpfe — meiner Treu,
Alles mach' ich wieder neu!
Schiebt auf morgen nicht das Heute!
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

Alles gut? Ei seht, ans Sterben
Muss ja glauben alt und jung —
Kaum zu sehen war der Sprung,
Doch das Krüglein brach in Scherben.
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

Jeder Topf, den ich erbeute,
Hält für mich ein Stücklein Brot,
Wehrt von Weib und Kind die Noth — —
Nichts zu flicken, gute Leute?
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

B. Del-Pero.

Was wollen eigentlich die emancipationslustigen Frauen?

In seinem Werke „Natur und Gesetz“ kommt F. Bettex bei dem glänzenden Abschnitte „Mann und Weib“ näher und gründlich auf die Feministen zu sprechen, auf die Verfechter der Frauenemancipation. Und da heißt es unter anderem:

Es wird behauptet, dass das Weib von jeher und überall bisher eine vom Mann ausgebeutete, von ihm absichtlich in Unwissenheit gehaltene Sclavin war. Hören wir den schweizerischen Frauenemancipator Charles Secretan, von G. Gerok citiert (Frauenabende, Seite 104): „Die Thätigkeit der Frau, indem sie sich vergrößert, würde eine gesündere werden, während bis jetzt der weibliche Einfluss, wo er zutage tritt, eher schädlich erscheint, als der eines eitlen, von Vorurtheilen strotzenden, von Gerechtigkeit absolut nichts wissenden Geschöpfs, Gebrechen, die der Männer eigenes Werk sind, und ohne welche die Frau nicht einen Tag lang das Leben ertragen könnte, das ihr die Männer geschaffen haben.“ Welche unerträgliche Übertreibungen! — Und dazu welche unwürdige Schmähung der Frau! — Man braucht aber nur die biblische und die Weltgeschichte zu durchblättern, um zu sehen wie unwahr. — Beide zeigen uns von jeher Tausende von hochgeehrten und selbständigen Frauen und hunderte von Königinnen und Kaiserinnen, denen schon im grauen Alterthum und selbst bei wilden Völkern tausende von Kriegern aufs Wort gehorchten, wie noch in neuer Zeit in China die Kaiserin-Mutter, in Madagaskar eine Königin, in Tahiti die Pomare, und ebenso im britischen Reich Frauen die Krone tragen. Die Geschichte zeigt uns schon am Anfang die Helena, um deretwillen Troja zehn Jahre belagert wurde, die Andromache, Iphigenie und Elektra, die Penelope, die keiner der Freier durch Wort oder Blick zu beleidigen wagte, die Fürstin Dido in Karthago, die Königin Ägyptens, der ihr Gemahl Amenemha III. als Nadelgeld die dreitausenddreihundert Thaler täglich betragenden Fleischeinkünfte des Meromsees schenkte; ein wahrhaft königliches Geschenk! Sie zeigt uns die stolzen Frauen Spartas und Persiens, wo selbst Kambyses beim Eintritt seiner Mutter vom Thron aufstand, sich tief verbeugte, um sie dann zu einem höheren Thron als dem seinen zu führen (siehe auch Salomo, 1. König 2, 19), und so viele andere prächtige, edle Frauengestalten und Königinnen des Hauses zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wie in der Bibel die Sarah und die Mirjam, und die Prophetin Deborah, die von Lemuels Mutter geschilderte Frau, und die Königin von Saba: dazu die keltischen Priesterinnen, die Velleda, die germanischen Thusnelden, Kriemhild und Brunhild und Gudrun und so viele andere Heldinnen der deutschen Sage bis auf Luthers „Herr Käthe“, Königin Luise und die Fürstin von Bismarck, von der ihr Mann, auf sie weisend, öffentlich sprach: „Ohne diese Frau wäre ich nicht geworden, was ich bin.“ — Sind das lauter arme, unwürdig be- und misshandelte Sclavinnen? — Und so gab es von jeher und heute noch auf der weiten Erde Millionen von Frauen, die von ihren Männern geliebt, von ihren Kindern verehrt sind, und deren Wort etwas gilt; und auch, und selbst unter Negerstämmen und wilden Völkern, wie im Deutschen Reich eine nicht unbeträchtliche

Anzahl, die ihre Männer unter sanfter Pantoffelherrschaft halten und sie durch energische und wiederholte Gardinenpredigten zu allem Guten leiten.

Überhaupt kennt das Reich des Geistes keine Entschuldigungen. Man ist, was man ist, man kann, was man kann, man wird zu dem, wozu man taugt, und erntet gerade so viel Erfolg, Anerkennung, Ansehen und Freiheit, als man verdient. Nur feige und schwache, durch eigene Schuld missrathene Menschen klagen die Umstände und ihre Mitmenschen, ihre Erziehung und ihre Eltern, die Welt- und Gottesordnung, die Gesellschaft und die verrotteten Zustände ihrer eigenen Erbärmlichkeit an. Der rechte Mensch nimmt voll und ganz auf sich die Verantwortlichkeit seines Seins und Thuns und spricht dann: Gott sei mir Sünder gnädig! — Das gilt auch von der Frau. Nicht Gesetze, nicht die Umstände, nicht der Mann hat sie unterjocht, sondern sie selber hat sich von jeher ihre Stellung geschaffen, hat hohe Ehre oder Verachtung, liebreiche Behandlung oder Rücksichtslosigkeit sich verdient. Auch sie hat stets geerntet, was sie gesäet. So in Rom und Sparta, Mexiko und China, Ägypten und Assyrien. Die Liebenswürdige wird geliebt, die Achtbare wird geachtet, die Edle bewundert, der Guten weiß man Dank, und die Reine tastet auch der Unreine nicht an. Auch das ist Gesetz und Recht im Reich des Geistes.

Feministen behaupten ferner, dass noch heutzutage das Gesetz die geistige Entwicklung der Frau hindert und brachlegt. — Die Geschichte lehrt, dass, wie die stärksten Völker sich von jeher die härtesten Gesetze gaben, so auch die Frauen den größten und besten Einfluss dort ausübten, wo sie unter strengster Zucht standen, so in Sparta und in der römischen Republik. Und das ohne Wahlrecht, noch wissenschaftliche Ausbildung. Denn das ganze Wirken der Frau ist ein so directes und persönliches, wir möchten sagen ein so magnetisches, dass es durch alle Gesetze durchdringt. So konnte die Frau bei den alten Germanen allerdings gesetzlich verkauft und verspielt werden, so selten es auch wirklich geschah, und doch übte sie dort den bekannten großen und heilsamen, sittlichen und socialen Einfluss aus, den Tacitus rühmt und bewundert.

Wird aber jetzt das deutsche Weib nicht gesetzlich und polizeilich ebenso geschützt wie wir? — Darf sie nicht über jedes Unrecht ebenso Klage führen? — Gilt ihr Zeugnis nicht vor Gericht? — So schreibt Rechtsanwalt Mainzer (Schwäbischer Merkur, 1896): „Seit 1828 gilt der Satz, dass die Frau privatrechtlich dem Manne gleichsteht und jedes Rechtsgeschäft giltig abschließen kann. Auf keinem Gebiete schließt das Recht die Frauen von der Concurrenz gegen den Mann aus. Die Frau gilt als voll privatrechtsfähig, ob verheiratet oder nicht. Sie genießt sogar Sonderrechte. So wird der Mann erst mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre volljährig, die Frau in Württemberg mit der Eheschließung, die ihr vom sechzehnten Jahre an erlaubt ist." — So bestimmt allerdings und mit Recht das bürgerliche Gesetzbuch, dass der Mann, dem es wiederholt die Pflicht auferlegt, „seiner Frau Unterhalt zu gewähren" (§ 1360), dafür das Recht hat, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu regeln und den Wohnort zu bestimmen; aber selbst diesen Entscheidungen des Mannes „ist die Frau nicht verpflichtet, Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Missbrauch seines Rechts darstellt" (§ 1354). — So heißt es im allgemeinen, das Vermögen der Frau wird der Verwaltung und Nutznießung des Mannes, „der den ehelichen Aufwand zu tragen hat (§ 1389) — unterworfen" (§ 1363). (Über diese ordnungsmäßig zu führende Verwaltung muss er auf Verlangen der Frau Auskunft ertheilen [§ 1374].) — Aber sofort wird festgestellt (§§ 1364—1371), dass das Vorbehaltsgut ihm nicht untersteht. Und zwar ist Vorbehaltsgut, was durch Ehevertrag als solches erklärt (§ 1368); ferner, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch Erwerbsgeschäft erwirbt (§ 1367); was sie erbt oder was ihr vermacht

wird als solches (§ 1369); was zu ihrem persönlichen Gebrauch dient (§ 1366). Über das alles der Frau voll und ganz, Capital und Zins, angehörige Vorbehaltsgut steht dem Manne weder Verwaltungs-, noch Nutznießungsrecht zu! — Überhaupt geht das Gesetzbuch, wie es § 1359 sagt, die Ehegatten haben bei den gegenseitigen Verpflichtungen mit derjenigen Sorgfalt einzustehen, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegen, und dem Manne die Verpflichtung auferlegt, die Kosten der Vertheidigung der Frau in einem gegen sie gerichteten Strafverfahren zu tragen (§ 1387), von der humanen und gerechten Annahme aus, dass der von der Frau frei erwählte Mann ihr natürlicher Freund und Beschützer ist, und nicht, wie eine verhetzende und verbitterte Schar von meist ledigen Feministinnen es in die Welt schreit, ihr geborener Feind und Unterdrücker.

Was Vormundschaft betrifft, so ist auch die uneheliche Mutter als Vormund vor den Großvätern wählbar (§ 1900), ja, „eine Ehefrau darf zum Vormund ihres Mannes auch ohne dessen Zustimmung bestellt werden!" (§ 1900, S. 409). Ebenso erkennt das Gesetzbuch die volle Geschäft- und Processfähigkeit der handeltreibenden Frau.

Aber wir können, anstatt in stets unerquickliche Rechtsdiscussionen zu gerathen, die Sachlage mit offenem Sinn und gesundem Menschenverstand übersehen und fragen: Wo ist heutzutage ein Gesetz, das dem Weibe verbietet, ihren Mann zu lieben, ihre Kinder in Gottesfurcht zu erziehen, ihre Haushaltung treu zu verwalten, wohlthätig und gastfreundlich zu sein, für das Haus, in Freundeskreis und in Gesellschaft einen wahrhaft guten und feinen Ton anzugeben, ihre Wohnung zu schmücken, dazu ihren Geist und ihr Gemüth auszubilden, ja Kunst und Wissenschaft zu treiben, kurz, alles zu sein, was vor Gott und den Menschen wohlgefällig ist? — Oder will sie das nicht, so darf sie ja, das verbietet ihr leider kein Gesetz, ebenso schlecht und liederlich sein, als irgend ein Mann. Sie darf ihren Mann durch ihren Aufwand oder schlechtes Haushalten ruinieren, oder durch ihren Eigensinn oder ihre Wunderlichkeit, ihren Leichtsinn und ihre Koketterie das Leben verbittern, davor schützt ihn kein Gesetz! darf ihren Kindern das Elternhaus verleiden und auch selber davonlaufen; sie darf unsittliche Romane und fade und dumme Novellen schreiben, öffentliche Vorträge, wie A. Besant, oder Brandreden halten und drucken, wie Madame Severine, Luise Michel u. a., oder sich im Theater oder Circus producieren, oder an der Börse und in Monte Carlo spielen, und sich, wie sie nur mag, feilbieten! — Wer oder was hindert die Frau, zu heiraten oder ledig zu bleiben, oder auszuwandern, oder, so sie Geld hat, und das können wir Männer auch nicht, sich, wie manche es thun, wo sie will, in Nizza oder in Neapel, oder Maideira, die schönste Villa mit Park und Gärten anzulegen oder zu kaufen, oder wie Fräulein A. Tinne mit großem Gefolge durch Afrika zu reisen, oder wie einzelne Engländerinnen, ihre Yacht selbst zu befehligen und damit auf allen Meeren der Welt herumzusegeln. — Kann man noch freier sein? — Oder sie darf, wie Elisabeth Frey, die Gefängnisse besuchen, wie Kathe Marsden die Aussätzigen in Sibirien pflegen und durch öffentliche Vorträge dafür Geld sammeln, oder, wie eine andere, auf eigene Faust in Tibet missionieren. — Wer verbietet dem Weibe, Salons zu eröffnen und darin so exclusiv sie will zu regieren, oder jeden Sport oder Kunst zu treiben, zu malen wie Rosa Bonheur oder Frau Parlaghi, und goldene Medaillen und Orden einzuernten, oder zu singen wie eine Patti oder Lucca, und an einem Abende mehr zu verdienen, als tausend Männer und Familienväter im ganzen Tag; oder Schulen und Spitäler zu gründen, oder jedes beliebige Geschäft oder Gewerbe zu treiben und sich dadurch oder durch Handel, wie die Gründerin des Bon Marché in Paris und andere Französinnen, Millionen zu verdienen und sie nach Belieben auszugeben? — Wo bleibt da noch

die arme Sclavin, die tyrannisierte! rechtlose! depossedierte Frau, die phrasenhafte und confuse Feministen und sentimentale Feministinnen uns vormalen?

Glauben denn diese, dass wir Männer frei sind zu thun und zu lassen, was uns nur einfällt, und dass wir nur so spielend und nach Gutdünken unser und unserer Familie Brot verdienen? — Nein, sondern Millionen von unter der unerbittlichen Militärzucht Tag und Nacht stehenden Soldaten und Matrosen in Europa und ebenso von Civil-, Eisenbahn-, Post- und Staatsbeamten, durch Eid und Pflicht, Disciplin und Hierarchie gebunden, von Arbeitern in Berg- und Eisenwerken, dem Reglement und der Arbeitsordnung Tag für Tag unterworfen, sind weit weniger frei, als die zu Hause über Kind und Magd, in Kammer und Küche ziemlich nach Belieben schaltende Frau. Und tausende von Frauen würden, wenn sie heute mit uns Männern tauschten, sich sehr bald aus der einförmigen Arbeit des Comptoirs und des Bureaus, der Werkstatt und des Arbeitszimmers in ihre frühere und freiere Thätigkeit zurücksehnen.

Die Blumen, die blühen im Garten.

Im „Heimgarten“ einundzwanzigster Jahrgang, Seite 944, sind Bruchstücke eines steirischen Volksliedes „Die Blumen, die blühen im Garten“ abgedruckt worden. — Nun theilt uns ein Freund des Blattes mit, dass dieses Lied auch in Westfalen nach einer schönen Arie gesungen werde und er es dort in seiner Jugend sehr oft gehört habe. Der westfälische Text lautet so:

Die Rosen blühen im Thale,
Soldaten ziehen ins Feld;
Ade nun, mein Liebchen, du Feine
Ja, ja, du Feine,
Von Herzen gefällst du mir.

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinliebchen stand hinter der Thür,
Gott grüß dich, du meine, du Feine,
Ja, ja, du Feine
Von Herzen gefällst du mir.

Was brauch' ich dir zu gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann
Der ist viel schöner, viel feiner,
Ja, ja, viel feiner,
Der mich ernähren kann.

Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer war's, blank und spitz,
Das stieß er Feinsliebchen ins Herze,
Ja, ja ins Herze,
Das rothe Blut neben ihm spritzt.

Und als er wieder heraus es zog,
Das Messer war blutig und roth,
O Herrgott im siebenten Himmel,
Ja, ja, im Himmel,
Feinliebchen und das war todt.

So geht's, wenn zwei Knaben ein Mädchen lieb haben,
Das thuet ja selten ein gut,
Mir beiden, wir haben's erfahren,
Ja, ja erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Solche Volkslieder, im Osten wie im Westen deutschen Bodens gleich daheim, sind beredte Zeugen unserer Zusammengehörigkeit.

Die Stiefmutter.

Von Koloman Mikszáth. Deutsch von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski.[1])

Eines Tages verstarb im Kindbette die junge, schöne Frau eines Compossessors[2]) Namens Lörincz von Gáthy.

Die Frau wurde beweint und begraben; der Säugling, ein schöner, gesunder Knabe, verblieb am Leben.

Da war eine ältliche Base des jungen Witwers, die nahm den verwaisten Säugling auf den Arm, und so viel sie beim Leichenbegängnisse an Thränen erübrigt hatte, das vergoss sie nun über dessen Wiege: „Du arme verlassene Waise! Was soll aus dir werden? Ohne mütterliche Pflege musst du ja zugrunde gehen."

Warum sie wohl so gesprochen hat? Denn ohne Grund hält heutzutage niemand Discurse, nicht einmal mit einem dreitägigen Säugling.

„Was aus ihm werden soll? Ein braver Mann", sprach der Vater und küsste zärtlich die rosigen Wangen des Kleinen. „Sei ohne Angst, mein Sohn, deine Mutter ist fort, aber sie wird wiederkommen. Ich lasse dich nicht ohne Mutter."

„Nur wird es nicht die rechte sein, Vetter Lörincz."

„Ich verschaffe ihm die rechte."

„Die liegt dort draußen für alle Zeiten", stöhnte die Base; „die, die du bringen kannst, wird doch nur eine Fremde sein, — eine Stiefmutter."

Nach dem Leichenbegängnisse fuhr Herr Gáthy nach Pest, nahm den Knaben mit sich und ließ ihn dort. Er war ein strenger, verschlossener Mann, der darüber weiter nicht sprach und den auch niemand darum befragte. Die Leute zuckten nur die Achseln: „Er hat es in Pflege gegeben."

Nach zwei Wochen kehrte er zurück, und nach weiteren drei Wochen heiratete er die Schwester des herrschaftlichen Directors, die Frau Barbara Zehernye. Das war damaliger Zeit die schönste Witwe der Gegend.

Auch diesmal zuckten die Leute die Achseln: „Seht, seht! Er hat den Rangen aus dem Wege geschafft. Er ist doch ein schlechter Mensch."

Bald darauf, vielleicht etwas zu bald darauf (ich habe eben keinen Kalender bei der Hand) beschenkte ihn seine zweite Frau ebenfalls mit einem Knaben.

Frau Barbara hatte ihr Wochenbett noch nicht verlassen, so brachte Herr Lörincz auch diesen zweiten Knaben nach Pest.

Die Leute machten große Augen: „Was soll das heißen? Kaum, dass der Storch sie bringt, trägt sie der Vater fort!"

Geheimnisvolle Redereien entstanden, es wurde hin- und hergerathen: „Was er mit seinen Kindern nur anfängt? Wem er sie wohl in Pest anvertraut und weshalb? Er wird doch nicht etwa die armen unschuldigen Würmer — Gott verzeih uns die Sünde — — dort bei den Engelmachern —?"

Und während so hinter dem Rücken des jungen Ehepaares ein ganzer Legendenkreis von Tratschereien die Runde machte, widerhallten die sonst so stillen, freundlichen Mauern des alten Castells von lauten Klagen und Jammerrufen. Die junge Mutter war in Verzweiflung, forderte ungestüm ihr Kind, sprach von Trennung, Scheidung, bald drohte, bald flehte, bald fluchte sie an dem Bildnis des Gekreuzigten, um gleich darauf wieder auf den Knien rutschend ihm abzubitten!

Aber Herr Gáthy, dieser Sonderling blieb unerbittlich.

---

[1]) Aus „Intimes aus dem Menschenleben". Leipzig. Georg Heinrich Meyer 1897.
[2]) Theilbesitzer eines Herrengutes.

„Der Knabe ist gut aufgehoben, eines Tages erhältst du ihn wieder zurück. An der Leiche meiner ersten Frau habe ich ein Gelübde gethan, ich werde dasselbe nicht brechen."

So vergiengen fünf Jahre, während welcher das mütterliche Herz vor bitterem Weh oft zu brechen drohte.

Sie hatte alle Mittel und Wege versucht, doch ohne den geringsten Erfolg. Der „grausame Vater" fuhr wohl häufig nach Pest „nach den Kindern zu sehen"; doch er theilte der Frau nicht viel mehr mit, als dass sie sich eben „wohlbefinden".

Im fünften Jahre endlich — es war die Woche vor dem Tage Barbara — trat Lörincz Gáthy vor seine Frau hin: „Also Frau, koche und siede und brate, bereite ein Festmahl zu deinem Namenstage vor, ich fahre nach Pest und bringe dir die Kinder."

Mit einem lauten Freudenschrei stürzte sie an seine Brust, dieses eine Wort verwehte alles, alle Leiden und Qualen von fünf langen Jahren. Und wie süß wären doch eben diese ersten fünf Jahre dem zärtlichen Mutterherzen gewesen. — Fünf Jahre! Das ist die schöne Zeit vom ersten Lallen, vom ersten Schmollen bis zum ersten rothen Gilet. — Welche Freude, zu beobachten, wie es die ersten Gegenstände erkennt, wie sich seine Begriffe entwickeln, und wie diese wunderbare Maschinerie, Geist genannt, in Bewegung geräth: zuerst rührt sich eine Feder, dann dreht sich ein Rädchen und dann noch eins, — und wenn sie alle los sind, — was das für ein Gepolter abgibt!

Da war ein Knabe in der Gegend, dessen erster Busenfreund ein Thier war, eine Katze. Ihr Name war es, den er zuerst stammelnd lallte: „Czicza, Czicza!" War das ein Ereignis im Hause! An jenem denkwürdigen Tage erhielt auch die Katze eine Tasse Kaffee.

Als er dann in der Wanne gebadet wurde, war ihm der Schwamm, weil er sich weich wie Pelzwerk anfühlte, auch „Czicza". Und als man ihm einen Löffel Suppe, worin sich ein Nudel befand, aufnöthigte, erkannte er in der Nudel, die — gleich dem Schwamme in der Wanne — im Löffel herumschwamm, auch eine „Czicza".

Dann kam der Winter und die ersten Schneeflocken wirbelten im weiten Raume wie zarter Flaum umher, — da rief er freudig auch: „Czicza, Czicza!"

Einmal fiel er hin und beschmutzte sich sein Kleidchen, da rief er: „Mama, ein anderes Kleid!" Und als er wieder einmal hinfiel und sich das Ohr aufschlug, schrie er auf: „Mama, ein anderes Ohr!" Und diese Begebenheit wurde während dreier Monate in der ganzen Verwandtschaft colportiert, wurde jedermann mündlich erzählt, in Briefen schriftlich mitgetheilt, — ja, sie steht sogar gedruckt in dieser Geschichte.

Wenn er lächelt, lacht das ganze Zimmer und ein rosiger Schimmer scheint durchs Fenster hereinzudringen. Und gar erst, wenn er laut auflacht! Das ist Musik, gleich Sphärenklängen in den Lüften, als ob eine Schar von Vögeln im grünen Laube zwitscherte und tausende von Zigeunern dazu aufspielten!

So hat jedes Kind seine süße, kleine Geschichte, reich an mannigfaltiger Abwechslung. Ist das Kind klug, dann bildet seine Klugheit die Wonne der Familie; ist es nicht klug, dann ergötzt man sich an seiner Dummheit.

Und eben dieser ersten fünf Jahre hatte Lörincz Gáthy seine Frau und sich beraubt.

Aber alles war vergessen in der Stunde, als am Tage der heiligen Barbara eine Chaise in den Hof rumpelte und der Vater zwei rothbackige, lebensfrische Knaben aus einem großen Wolfspelze herauswickelte.

Freudestrahlend, hochklopfenden Herzens stürzte ihnen die Mutter mit offenen Armen entgegen. Blitzartig streifte ihr Blick prüfend die beiden Knaben, ihre Gestalt, ihre Züge.

„Mama!" schrie der eine, und flog ihr an den Hals.

„Mama!" schrie der andere und umarmte sie.

Wessen Kuss war der süßere? Frau Barbara wurde nachdenklich, sie konnte sich darüber keine Rechenschaft geben.

Der Vater nannte den einen Laczi, den anderen Pali. Die Gestalt war die gleiche, die Züge ähnlich, beide schienen gleichmäßig entwickelt, war doch der Altersunterschied ein gar geringer.

Die Frau zog ihren Gatten hastig beiseite und frug ihn hastig: „Welcher ist der meine?"

„Welch kindische Frage", lächelte der Gatte, „ich habe doch die beiden Knaben nur deshalb heimlich taufen und in der Fremde aufwachsen lassen, damit du nicht erfährst, welcher der deine ist und dass du den beiden die gleiche Liebe zuwendest."

„Mann, bedenke, was du thust!"

„Ich habe es wohl bedacht. Gedulde dich. Wenn sie das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben werden, wo sie der mütterlichen Liebe schon leichter entrathen können, sollst du es erfahren."

Es blieb ihr nichts übrig, als beide Knaben in gleichem Maße zu lieben und zu pflegen.

Aber das Mutterherz ruht nimmer, es forscht und spürt und — waffnet sich. Sie beobachtete die Knaben in wachem und schlafendem Zustande, stellte sie vor den Spiegel, bald den einen, bald den anderen, sie selbst stellte sich auch davor und suchte irgend eine Ähnlichkeit zu finden. Hie und da war ein Blick, ein Zug, ein Wort, eine Geberde, die in ihr den Gedanken aufblitzen ließen „dieser ist es!" Aber dabei war nur der Umstand, dass es das einemal der Laczi, das anderemal der Pali war.

Und das Mutterherz, von dessen magnetischer Spürkraft empfindsame Poeten so viel zu faseln wissen, sagte es ihr denn gar nichts? Nein, wirklich nicht; es offenbarte ihr ebensowenig als den Knaben, die schon erfahren hatten, dass einer von ihnen eine Stiefmutter besitze, aber jeder in ihr seine erste Mutter sah.

Beide waren brave, liebe Burschen, wuchsen und studierten und befanden sich dabei ganz wohl.

Eines Tages erkrankte Herr Gáthy. Gleich war die Frau dabei, diesen Umstand auszunützen; wenn der Körper schwach ist, wird es vielleicht auch der Geist. Sie umschmeichelte ihn mit katzenartiger Geschmeidigkeit und wurde nicht müde, ihn durch unausgesetztes Bitten und Flehen zu ermüden.

„Zeige mir meinen Sohn, — sei gut, sei barmherzig, mein süßer Mann. Ich schwöre es dir beim lebendigen Gott, beim Andenken meiner Mutter, nur ich allein werde davon wissen, nie soll es mein Stiefsohn erfahren. Ich will sie beide auch fortan gleichmäßig lieben."

„Nun gut denn", sprach der Gatte, „da du es geschworen, so will ich — —"

In diesem Augenblicke betrat Pali die Stube.

„Dieser ist es", flüsterte Gáthy. Die Mutter lief auf ihn zu, umarmte, küsste ihn, legte sein Haupt in ihren Schoß und streichelte und ordnete sein blondes Seidenhaar.

Zu Mittag war Palis Apfel der schönere, und abends drang das Messer tiefer in den Kuchen ein, als sie das Stück für Pali abschnitt. Und als man im Gartenhause, in dessen Nähe die Knaben Ball spielten, eine zerbrochene Fensterscheibe entdeckte und die Knaben sagten: das habe „niemand" gethan, — da errieth die Mama sogleich, dass „gewiss Laczi dieser niemand gewesen", — und eigentlich war es Pali.

Das gieng so von Tag zu Tag.

Der Vater bemerkte es. „Ei, ei, liebe Frau!"

„Was meinst du, Lörincz?"

„Du machst mich lachen, Frau; aber so seid ihr alle. Ich habe nur eine Saite deines Herzens berührt und schon wird die Stimme der Stiefmutter vernehmbar. Du hast die Probe nicht gut bestanden."

„Welche Probe?"

„Die Probe mit den Kindern. Ich hatte mir damals vorgenommen, dir denjenigen als deinen Sohn zu bezeichnen, der zuerst das Zimmer betreten würde."

„Ungeheuer!" schrie die Frau erzürnt auf; „du hast mich betrogen."

„Vielleicht. Aber du, thatst du nicht dasselbe? Du hast seither Laczi vernachlässigt und Pali auffallend begünstigt. Du bist eine schlechte Mutter."

Barbara sank erschöpft auf das Sofa; sie war vernichtet. Und seither getraute sie sich nicht mehr, ihren Gatten zu befragen, — es wäre auch vergebliche Mühe gewesen. Sie klammerte sich an die verheißungsvolle Zukunft, — das zwanzigste Jahr; dann wird sie es ja erfahren.

Und dieses Jahr rückte immer näher heran.

Die Linden im Hofe begannen ihre Blätter abzuwerfen; zu solcher Zeit wurden die Knaben zur Schule geschickt. Und wenn die Linden wieder dicht belaubt in voller Blüte standen, kamen sie wieder heim. Das gieng so fort durch mehrere Jahre.

Aber einmal kam ein Jahr, wo die Linden im Hof vergeblich ihre Blütenkelche öffneten. Die Knaben kehrten nicht zurück. Sie waren von der Schulbank weg dahingezogen, wo rothe Rosen, — Blutrosen aufs grüne Gras fallen.

Ihr Professor trat eines Tages wie gewöhnlich in die Schule, nur war seine Miene ungewöhnlich feierlich; und der Pedell, der gewöhnlich die Bücher hinter ihm hertrug, keuchte unter der Last einer großen, schweren Flinte.

„Kinder", hub der hochwürdige Herr vom Katheder an, „legt eure Bücher beiseite. Das ist alles nur Dummheit. Wir leben schwere Zeiten. Sehen wir einmal, welcher von euch imstande wäre, dieses Gewehr zu tragen?"

In schweren Zeiten wird das Gewehr leicht. Alle konnten sie's tragen.

Die ganze Classe zog ins Feld, auch die Gebrüder Gáthy. Ihr Professor führte sie an.

Im Kriege fiel der eine; nur Laczi kehrte heim ins väterliche Castell.

Das war damals nichts Besonderes, wenn einer fiel, man machte nicht viel Aufhebens davon. Das Merkwürdige war, wenn einer nicht fiel; er schämte sich fast dessen und entschuldigte sich beinahe.

Zuhause freute man sich des heimgekehrten jungen Helden, wenigstens ist der verblieben. Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn genommen, den anderen. Auch die Mutter fieng an, sich nach und nach zu beruhigen. „Und wenn eben dieser ihr Sohn wäre? Aber wie, wenn der andere — ?"

Gáthy hatte bisher geschwiegen, und es war doch schon das zwanzigste Jahr.

Endlich eines Tages betrat er mit ernster Miene das Zimmer seiner Frau.

„Barbara, heute ist ein denkwürdiger Tag."

„Was für ein Tag?" fragte sie mit gleichgiltiger Miene, ohne von ihrer Stickerei aufzublicken.

„Heute ist der zwanzigste Geburtstag unseres jüngeren Sohnes."

Ihr Herzschlag stockte, glühende Hitze stieg ihr in die Wangen, welche gleich darauf erbleichten.

„Was willst du damit — — ?" fragte sie wie erstarrt mit dumpfer, erstickter Stimme.

„Mein Versprechen will ich einlösen; du hast ein Recht dazu. Du sollst endlich erfahren, welcher dein Sohn ist." Und er zog einige Documente aus der Tasche.

Wie der Blitz sprang sie auf, stürmte auf ihn ein, verschloss ihm den Mund mit der Hand: „Still, still! Kein Wort mehr!" schrie sie, „ich will nicht, ich will

es nie erfahren.“ Tieftraurig strich sie sich über die Stirne: „So bleibt doch die Hälfte des Knaben mein.“

Gáthy sann einige Zeit nach: „Du hast vielleicht recht, Barbara; aber was machen wir nun mit diesen Documenten?“

„Ins Feuer mit ihnen, — ich beschwöre dich.“

Es brannte eben im Kamin; Gáthy warf die Documente hinein: die Glut flammte auf und verzehrte die Papiere.

Die auflodernden Flammen beleuchteten das Antlitz der Mutter, als ob ein Glorienschein darüber hinwegzöge.

Deutscher Kirchengesang.

Eine Zuschrift.

Sehr geehrte Redaction!

In seinem Aufsatz „Kirchenmusik auf dem Dorfe“ [1]) hat der Heimgärtner seinem heimatlichen Volke wohl aus der Seele gesprochen. Ja gewiss, wir lieben das deutsche Kirchenlied und begrüßen es mit Herzensfreude, wo wir es zu hören kriegen.

Sehr gut weiß ich mich zu erinnern, mit welcher Erbitterung insbesonders die Bauersleute in den Wirtshäusern und auf den Wegen kritisierten, als plötzlich das deutsche Meslied, der Volksgesang in der Kirche verboten wurde.

„Gar nit eini geh i mehr in die Pfarrkirchn“, sagte man erbittert, „geh' halt ins Kloster zu der „halberachti Mess“.

Und noch mehr sagten sie, viel mehr, aber ob weiter, höheren Ortes eine Beschwerde einlief, weiß ich nicht, doch ist es gewiss, dass noch heute zu der „Halb acht Uhr-Messe“ in der Kapuzinerkirche alles mit Freuden hindrängt, weil dabei vom Volke das deutsche Meslied, hauptsächlich: „Hier liegt vor deiner Majestät“, gesungen wird. Und kann man nun sagen, was man will, wahr ist es, dass dieser schlichte Volksgesang zu Herzen geht, und einem, wenn man ihn lange Zeit nicht gehört hat, die Augen übergehen. Es ist eben eine unvergängliche Erinnerung an vergangene Zeiten, und es liegt in diesem gemeinschaftlichen, gläubigen Gesange ein heiliger Gedanke, ein weihevoller Hauch der Verbrüderung, der Zusammengehörigkeit aller, die zugleich im Liede, singend oder lauschend ihr Herz zu Gott erheben.

Mir kommt immer ein so sonderbares Gefühl, wenn ich, was nur selten möglich ist, sonntags in die Klosterkirche zur Segenmesse gehe. Schon wenn beim Glockenzeichen plötzlich die plaudernden Menschen herunten in der Allee kehrt machen und freudig die Stiegen hinansteigen, und dann, wenn sie Schulter an Schulter in der Kirche stehen und alle zusammen das traute, alte Meslied singen im hundertstimmigen mächtigen Chor, da scheint es mir immer, als sei ich lange Zeit fremd gewesen und als halte ein enges Band gläubiger Andacht, Eintracht und Zusammengehörigkeit diese katholische Gemeinde zusammen umschlungen.

Nicht nur in Dorfkirchen, wo der lateinische Gesang bei schwachen Kräften eben auch nur schwache Leistungen aufweisen kann, auch in städtischen Kirchen, wo ja gewiss lateinische Messen aufgeführt werden, die auch der Nichtmusikkenner als wunderbar kunstreiche und schwierige Werke schätzen muss, auch da hat das Volk, das Menschenherz nichts davon.

Was hilft es, wenn der Geist auch die Bedeutung einzelner Worte kennt, in das Herz dringen sie nicht, so wie sie nicht aus dem Herzen der Sänger kommen. Ja, wenn es deutsche Worte wären, deutsche Jubelgesänge, die bei einem so besonders feierlichen Festgottesdienste durch die Kirche hallen und zum Himmel jauchzen!

---

[1]) „Heimgarten“, 21. Jahrgang, Seite 853.

Zwar, beten kann ich mehr und andächtiger, wenn lateinisch gesungen wird, denn das geht schließlich ungehört am Geiste vorüber, während ich beim deutschen Liede immer und immer wieder zuhören muss und all mein Bitten und Flehen sich nur in stummer Andacht, oft im jauchzenden Glückgefühl zu Gott erhebt, was wohl das richtigste Gebet sein wird.

Hartberg. R. F.

Wia da Kaffer-Michel Ohbitt leistet.

Is a guata Lopp, da Kluiba-Hiasl, a herznsguata Lopp. Oba schrecklih begriffsstützi. Ma kon nouh sa gmüatlih mit eahm redn und in Güatn plaudern und rothn — gwiss fosst er's foisch auf, legg er's schlecht aus und da Vadruss is fiati.

Zan Beispiel in da nahst Wochn. Van Grobnwirt, wia mar in schworzn Schuasta hobn ghaut. Steht da Hiasl gleim hintameina, und af jo und na hot er oani in da Pappn, dass n die roth Suppn owa rint.

„Off, ungschickta!" red ihn on, in Hiasl, „siachst as dan nit, dass ih grod zbest in der Orbat bin! Wos stehst ma dan umer afn Weg! Is s dar eppa nit recht!" sog ih in olla Güatn, weil da Hiasl mei besta Kamerod is gwen, sid er von Militar is zruggkema. Er will aufbegehrn. — „Holts Maul", red ih n freundschoftlih zua, „oder ih reiß da dei Harn aus und schmeiß s in Bodn eini, dass as aussastema müassn!"

Af de guatgmoant Red — na jo, ih hon eahms doh sogn müassn, dass er sih zrichtn woaß, an ondersmol — geht er mih klogn, da Toust! Klogn geht er mih und hobn ollzwen d Lafferein zan Gricht. A so a Richta vasteht notürler ah koan Gspoaß und hoaßts hiaz, ih hät in Hiasl bileidingg!

„Beleidingg!" frog ih gonz daschoussn, „ih? wen? in Hiasl?"

„Drohung gegen die körperliche Sicherheit!" sogg da Richta.

Do muaß ih hell auflochn. „Däs hoassns a Drohung! wo ih n gmüatlih zuagredt hon, wia ma's in oagnen Bruadan nit bessa moan' kunt.

Ja, sogg da Richta, kunt ma nit helfn, müassad mih af a por Wouchn in Kotta steckn, s Gsetz valongads. Aussaloan, ih bittad eahms oh, in Hiasl, und er nahms on.

„Ohbittn", sog ih, „drum is er mar ah noh nit foal, weil ih gern in Friedn und Goanigkeit leb mit mein Kamerodn und in selchtn Sochn is s ollamol zan gscheidern, ma vaständigg sih guat mitanond. Gleih stell ih mih hin vorn Hiasl, holtn d Hond für und sog: „Hiasl!" sog ih, „Hiasl, du bist a Rindviech und bleibst a Rindviech, ober ih vazeich dir's!"

D Augn sein 'an noss worn, in Hiasl, um an Hols hot er mih gnoman und guat is s gwen.

Bücher.

Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte der Seele von Karl Reisser. (Wien. Konegen. 1897.)

Der Gedankengang dieses nur hundert Seiten starken seltsamen Buches ist folgender. Leidenschaften und Triebe, wie die Neigung zum Genuss von Tabak, Coca oder Morphium sind erworben, von außen angeeignet. Die Heftigkeit einer Begierde steigert sich in demselben Maße, in dem man sie befriedigt. Das Verlangen, zu genießen, ist ein Kind des Genusses. Bei den ererbten Trieben, wie Hunger, Ath-

men, Bedürfnis sich zu bewegen, scheint die Sache anders zu stehen. Allein auch diese Triebe zeigen wesentlich dieselben Eigenschaften wie die erworbenen. Professor Luciani hat durch Beobachtungen an dem Hungerkünstler Succi nachgewiesen, dass vollständiges Fasten schon nach kurzer Zeit das Hungergefühl gänzlich beseitigt. Freilich geht der Fastende schließlich an Kräfteverfall zugrunde, aber auch der Morphinist, der durch eine gewisse Reihe von Jahren an ausgiebige Gaben des Giftes gewöhnt war, geht zugrunde, wenn man ihm das Morphium plötzlich entzieht. Erst durch das Essen wird in dem längere Zeit Fastenden das Hungergefühl wieder erweckt oder neu geschaffen. Auch die Art der Nahrung wird durch Gewöhnung beeinflusst, und ein Wolf, der mit Kartoffeln aufgezogen ist, zieht es vor zu hungern, bevor er Fleisch anrührt. Auch das Bedürfnis nach Körperbewegung und das Bedürfnis zum Athmen werden durch Bethätigung gesteigert (Turnen, Touristik, Lungengymnastik). Vererbte Neigungen lassen sich also ändern wie anerzogene, und zwischen angeborenen und erworbenen Trieben bestehen keine Verschiedenheiten anderer Art, als zwischen den einzelnen erworbenen, weshalb die Annahme gerechtfertigt erscheint, dass beide auf einen gleichen Ursprung zurückzuführen sind. Alle ererbten Triebe, also auch die Geschlechtsliebe, haben ebenso wie die erworbenen Triebe ihren Grund in Gewohnheiten, aber in Gewohnheiten der Voreltern. Die besonderen individuellen Neigungen in der Liebe sind durch Besonderheit der Abstammung zu erklären. Eines Mannes Liebe wird am leichtesten und heftigsten von demjenigen Weibe erregt, das am deutlichsten die Züge der Geliebten und Gattinen seiner Väter zeigt. Eine solche Ähnlichkeit ist aber nach naturwissenschaftlicher (entwicklungstheoretischer) Erfahrung nur möglich durch gleiche Abstammung, durch Blutsverwandtschaft — wenn auch im tausendsten Glied. Mann und Weib vergangener Jahrhunderte treten einander in ihren jugendlichen Nachkommen wieder gegenüber, und aus dem unbewussten Dunkel verschollener Menschenschicksale springt der Funke der Leidenschaft. Kurz und schön bemerkt der jeder schwungvollen Redensart sonst abgeneigte Verfasser hiezu: „Es ist ein weltgeschichtliches Leben, das jedes echte Liebespaar gelebt hat, und durch die Liebe fällt in die Seele ein Abglanz der Anfangslosigkeit alles Daseins." Nun ist doch die Menschheit in steter Entwicklung und Umwandlung begriffen, und es könnte befremden, dass der Geschmack des Mannes bei der Wahl einer Gattin instinctiv dem Geschmack vergangener Generationen Rechnung trägt. Neisser leugnet auch keineswegs eine stetige Umwandlung dieses Geschmacks, sucht vielmehr die Richtung, in der diese Veränderung erfolgt, klarzustellen. Wie er diese Erklärung auf ein psychologisches Experiment stützt, das gehört zu den klügsten und überraschendsten Wendungen des Buches. „Wenn man hintereinander eine größere Anzahl von Gewichten hebt, von denen jedes etwas schwerer ist als das vorherige, und mitten in der Reihe befindet sich ein Gewicht, das genau so schwer ist wie das vorhergegangene, so hält man es nicht für gleich schwer, sondern für leichter als das vorhergegangene." In der Reihe von Veränderungen, die im Menschengeschlecht vor sich gehen, mache sich nun das gleiche Verhalten der Seele bemerkbar. „Um den Wünschen eines Mannes volle Erfüllung zu verheißen und seinem Ideal weiblicher Schönheit ganz zu entsprechen, muss deshalb ein Weib nicht nur vom Schlage der weiblichen Vorfahren des Mannes sein, ihre Eigenschaften müssen außerdem dasjenige Mehr oder Weniger aufweisen, das das Gattungsgedächtnis des Mannes auf Grund der bisher in der Körperbildung seiner Ahnen eingetretenen Veränderungen erwartet." Das Ergebnis der Untersuchung, die Neisser noch durch zahlreiche gut gewählte Einzelheiten aus der Seelen-, Körper- und Völkerkunde zu stützen weiß, ist also im Wesentlichen die wissenschaftliche Begründung der Thatsache, die Goethe, vom Seelenwanderungsgedanken ausgehend, in einem Liebesgedicht an Frau v. Stein angedeutet hat:

„Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Eine solche Auffassung der Liebe hat manches für sich. Neisser verfällt aber in den Fehler, den Begriff „Liebe" nicht immer in demselben Sinne zu gebrauchen, und scheint gelegentlich sagen zu wollen, dass die Bethätigung des Geschlechtstriebes mit all seinem physiologischen Umundauf auf ererbter Gewohnheit beruhe. Dies scheint theils paradox bei einem Triebe, ohne den man sich Leben überhaupt nicht denken kann, theils ein Gemeinplatz, wenn es nichts anderes heißen soll, als: Die Menschen sind heute so, wie sie sind, weil sie Söhne ihrer Väter und Glieder in der Kette organischer Wesen sind. Wertvoll ist nur der Nachweis, dass der große Complex aller jener gröberen und feineren Triebe, Gefühle, Sehnsuchts- und Wehmuthsräusche, die der Dichter „Liebe" nennt, auf ursprüngliche körperliche Zusammengehörigkeit zurückzuführen sei, also eine ernsthafte materielle Begründung der platonischen Zweiseelenlehre. Und das ist, ohne ein müßiges Paradoxon zu sein, auch neu. Es ist aber auch schwer zu fassen und hätte eine beiweitem breitere und bestrickendere Ausführung vertragen. Die Kürze und Prägnanz des Ausdrucks, die der Verfasser beliebt, ist selten und vornehm, aber wenn uns unerwartete Gedanken wie Felsblöcke an den Kopf fliegen, so drücken sie uns allzuleicht zu

Boden. Reissers Hauptgedanke, wenn er richtig ist, nähert sich an Bedeutung und Tragweite beinahe mancher jener Darwin'schen Ideen, die Säulen neuer Anschauungen auf vielen Lebensgebieten geworden sind. Material läſst sich bei so einem Unternehmen gar nicht genug herbeischleppen, und ein dickes Buch, das zu schreiben für den Verfasser nicht schwieriger, sondern leichter gewesen wäre, hätte uns milder und allmählicher überredet. Die Beschränkung, die sich der Autor auferlegt hat, läſst ihn in der dritten Abtheilung des Buches sogar sein eigentliches Thema, die Liebe, verlassen und auf das Gebiet der Gewöhnung überhaupt eingehen. Mit Interesse lesen wird man auch dieses Capitel, zumal es, wie das ganze kleine Werk in einer von Fremdwörtern reinen, klaren und wohlerwogenen Sprache geschrieben ist, die sich vom landläufigen Philosophenjargon vortheilhaft unterscheidet. Dasselbe gilt vom letzten Capitel, das eigentlich ein Anhang ist und aus Aphorismen besteht, von denen zum Schluſs einige mitgetheilt seien, da wir in einer Zeit leben, in der Literatur und Weltweisheit sich mit Vorliebe in Gedankensplittern ausleben.

„Wenn sich zwei Liebende jahrhundertelang nicht gesehen haben, können sie einander völlig vergessen haben. Sie finden sich überhaupt nicht wieder, man kann sich auf der weiten Welt auf ewig verlieren."

„Die Venus von Milo, dieses wunderbar edle Werk, bildet noch immer eine ideale Verkörperung weiblicher Schönheit. In fünfzigtausend Jahren dürfte diese Venus kaum mehr als das Zerrbild eines Weibes sein. Übrigens ist ihr Schädel im Verhältnis zum Rumpf schon jetzt etwas zu klein. Es ist fast zu bedauern, daſs ihr nicht auch noch der Kopf fehlt."

„Wenn die Ameisen nicht weiser sind, als die Menschen, so theilen sie die lebenden Wesen ein in Ameisen und Thiere."

„Die meisten Probleme in der Geschichte der Wissenschaften sind nicht dadurch aus der Welt geschafft worden, daſs sie gelöst, sondern dadurch, daſs sie fallen gelassen wurden."

Man sieht, daſs diese Aphorismen — Reisser vermeidet übrigens auch dieses Fremdwort und wählt in seiner einfachen Art die Überschrift „Allerhand Bemerkungen" — mit dem Gegenstand des Buches nur lose oder gar nicht mehr zusammenhängen, daſs sie aber oft treffend und gescheit sind. Dr. E.

Martin Greifs „Gesammelte Werke". Mit dem vor kurzem erschienenen dritten Bande ist nun die Gesammtausgabe[1]) der Werke Martin Greifs vollendet. Der letzte Band enthält die Hohenstaufen-Dramen („Heinrich der Löwe", „die Pfalz im Rhein", „Konradin"), ferner das vaterländische Schauspiel „Ludwig der Bayer", das Trauerspiel „Agnes Bernauer" und endlich das als Festspiel gedachte Schauspiel „Hans Sachs". Wenn wir von dem letztgenannten Stücke absehen, das eine Jugendarbeit des Dichters ist, die dieser zur vierhundertjährigen Festfeier des wackeren Meistersingers aus dem Schreibtisch-Verliese hervorholte, so sind in diesem Bande alle jene Dramen Greifs vereinigt, deren Stoffe der deutschen, zum Theile speciell der bayrischen Geschichte entnommen sind. Er nähert sich in der Ausführung seiner Stoffe, wie ich dies schon zu wiederholtenmalen betonte, jener Art der dramatischen Schöpfungen, welche die Engländer unter histories verstehen, wobei dem Dichter in Betreff des Aufbaues der Handlung und der Charakterzeichnung der Personen ein ziemlich freier Spielraum gegönnt ist. Über die einzelnen Stücke habe ich mich im „Heimgarten" zur Zeit ihres Erscheinens ausführlich geäußert, heute bleibt mir nur weniges hinzuzufügen. Martin Greif gehört nicht zu den Glücklichen, die sich mit einemmale Publicum und Bühne erobern; es dauerte lange, ehe der Lyriker, ehe der Dramatiker Greif weitere Beachtung errang. Dann kam wohl eine Zeit — das war, als er sich zum dauernden Aufenthalte in Wien niederließ — da schien sich ihm eine helle, wolkenlose Zukunft zu eröffnen, seine Stücke wurden häufig gespielt, sie fanden Anerkennung, und jedes neue Werk wurde mit Spannung erwartet, bei jedem erschlossen sich neue schöne Seiten seines Talentes. Aber der Umschwung blieb nicht aus, seine Stücke verschwanden, wenigstens von den österreichischen Bühnen, und doch ist der „Prinz Eugen" ein Schauspiel, von dem Ludwig Speidel schrieb, „wann immer Österreich sein Selbstgefühl auf eigenem Boden bewirten will, wird es Greifs ‚Prinz Eugen' herbeirufen". Greif war eben gezwungen, Ibsen und den „Jungen" zu weichen. Nun, seine Zeit wird wieder kommen.

Trotz dieser Zurücksetzung hat sich der Dichter den ihm gebürenden Platz erobert; Otto Lyon und S. M. Prem haben in gehaltreichen Schriften auf den bedeutenden Wert seiner Dichtungen hingewiesen, und wenn auch die gegnerischen Stimmen nicht vollends verstummten, so mag eben in dem Umstande, daſs die Ansichten über den dichterischen Gehalt von Greifs Werken so weit auseinandergehen, die Versicherung liegen, daſs diese Poesien etwas mehr als Mittelgut bedeuten, denn nur über das Alltägliche und Gewöhnliche stimmen die Meinungen überein. Was jedoch trotz des leidigen Streites von allen Freunden Greifs mit Freuden zu begrüßen ist, bleibt die Thatsache, daſs der Dichter nicht den Muth verlor; mag ihm vielleicht zu Zeiten der Mangel an Anerkennung ans Herz gegriffen, mag ihm der Kampf gegen offene und versteckte Gegner bittere Stunden bereitet haben, er wich und

[1]) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

wankte nicht. Bewunderungswert ist es, dass sein Talent nicht verkümmerte, sondern immer neue, frische Blüten trieb. Eben in den letzten Jahren schuf er eine Anzahl bühnenwirksamer Dramen — es sind die im dritten Bande enthaltenen – sie zeigen, dass sein Talent den höchsten Aufgaben gewachsen ist. Martin Greif gehört seinem poetischen Bildungsgange, seiner Anschauung und seiner Empfindungsweise nach der älteren Schule an, aber durch alle seine Gedichte und Dramen pulsiert frische Ursprünglichkeit, aus jedem Verse tönt uns der volle Ton echter Jugendkraft entgegen, um den ihn mancher „Moderne" beneiden kann. Nicht vergessen sei schließlich das wahrhaft Volksthümliche, das uns an seinen Dichtungen bald rührend, bald schalkhaft anspricht und das Greif zu einem wahren Volksdichter adelt.

Die neue Gesammtausgabe, die es, nebenbei bemerkt, durch ihre Billigkeit ermöglicht, dass Greifs Dichtungen in die weitesten Kreise dringen, gewährt ein volles Bild von des Dichters Thätigkeit; sie wird gewiss dazu beitragen, dass seine Schöpfungen die größte Verbreitung finden, dass seiner Muse neue Freunde und Anhänger erwachsen und dass der Kranz, welcher dem Dichter als einem ehrlich Kämpfenden gebührt, ihm dauernd um die Stirn gewunden bleibe.

Noch eines! Die Gesammtausgabe bezeichnet selbstverständlich nur einen Ruhepunkt, und keinen Abschluss in Greifs dichterischer Thätigkeit. Womit er uns zunächst erfreuen wird? Vor Jahr und Tag wies ich ihn auf das Feld des historischen Lustspiels, und er versprach, sich an ein solches zu machen, aber das Versprechen ist noch heute nicht eingelöst. Nun, Freund Greif, ich poche auf meinen Schein — heraus mit dem historischen Lustspiel! Emil Soffé.

Anzengruber. Von Anton Bettelheim. Zweite, vermehrte Auflage. Vierter Band der „Geisteshelden", herausgegeben von A. Bettelheim. (Berlin. Ernst Hofmann & Co.)

Seitdem wir seinerzeit dieses Werk zu würdigen Gelegenheit hatten, ist es in einer sehr vermehrten Auflage wieder erschienen. Doch macht es noch immer nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sein besonderer Wert und Reiz liegt in der Intimität, in der der Verfasser zum Dichter steht und durch die er eben wieder auch Intimstes discret zu bringen vermag. Anzengruber war als Mensch und Dichter eine Charaktergestalt ersten Ranges, und als solche bringt sie der Biograph den Lesern. Aus der Menge von Einzelnheiten baut sich einheitlich das Bild auf, das nicht bloß den Literaturfreund, sondern auch jeden einfacher Leser zu fesseln geeignet ist. M.

Natur und Gesetz. Von F. Vetter. (Bielefeld. Velhagen und Klasing. 1897.)

Jemand hat den Stuttgarter Schriftsteller F. Vetter den deutschen Mantegazza genannt, jedenfalls dazu verleitet von der Vielseitigkeit und dem glänzenden Stil; im übrigen würde mit diesem Vergleich dem gründlichen, hochidealen Vetter das größte Unrecht geschehen. Das vorliegende Werk behandelt die weltlichsten Dinge unbefangen im Geiste des Christenthums. Ist schon nicht für jeden modernen Leser die Bibel, auf die der Verfasser sich stets beruft, maßgebend, so gründet dieser seine treffenden Anschauungen und Urtheile auch auf Natur und Geschichte, und es ist eine Freude, hierin dem Mann zu folgen durch hochinteressante Fragen der Gegenwart. Ich habe über den Gegenstand „Mann und Weib" bisher noch nichts Gründlicheres, Beweisenderes, Feineres und Anziehenderes gelesen, als den gleichnamigen Abschnitt in dem neuen Buche von Vetter.[1]) Was werden die emancipierten Weiber dazu sagen? Sie müssten rasend werden über eine solche Zurechtweisung — oder entzückt sein über die Würde, zu der unser Autor das Weib erhebt. R.

Bauernbibel. Von Rudolf Greinz. (Berlin. Schuster und Löffler. 1897.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat bekanntlich Theile des alten Testamentes humoristisch in steirischer Mundart behandelt. „Der Ähndl Noah", der „Abraham", der „Alt Moises" sind davon die bekanntesten. Darob ist ein Theil der clericalen Kritik sehr böse geworden und hat eine Profanierung und Gotteslästerung erblicken wollen in dem Umstande, dass die biblischen Helden und selbst der Gottvater in Bauernmundart sprechen und sich mitunter drolliger und nicht sehr gewählter Ausdrücke bedienen. Und nun kommt ein Mann, der besonders als Verfasser des „Krippenspiels von der glorreichen Geburt unseres Heilandes" selbst bei den Clericalen als ein durchaus christlicher Schriftsteller gilt, und bringt eine „Bauernbibel" daher, in welcher er das alte Testament in lustiger Tiroler Bauernsprache umgedichtet hat, voll von komischen Anachronismen, drolligen Anspielungen und kecken Spässen — ein Buch zum Todtlachen! Wir hoffen, man wird dem lustigen Buche nichts in den Weg legen, man wird sich erinnern, dass der Herrgott einen Spass versteht, besonders wenn es ein gutmüthiger Bauernspass ist, der übrigens auch recht derb sein mag. Den alten Jörg läßt Greinz die Bibel so gewiss aus Langeweil in seiner entlegenen Alpenhütte schreiben, von der Erschaffung der Welt an bis zur Geburt Christi. Dass der alte Jörg vorher die

[1]) „Mann und Weib" ist seither als selbständiges Buch erschienen im Verlage von Velhagen & Klasing.

Roseggerische Bearbeitung gelesen hat, ist ihm nicht zu verdenken, dass er aber stellenweise ein bischen vorsichtiger gewesen ist, als der wildbäuerliche Steirer, dient ihm zur Empfehlung. In welcher Art die Greinz'sche „Bauernbibel" gehalten ist, zeigen wir nächstens durch einen kleinen, recht gemüthlichen Auszug. M.

Literarisches Scherbengericht von A. Breitner und H. Bergmeister. (G. W. Fleischmann. Nürnberg. 1897.)

Diese eigenartige Sammlung von kleinen satirischen Zeitgedichten ist kein Buch, sondern eine Urne mit Scherben, auf welchen die Sprüchlein von fünfundvierzig deutschen Dichtern stehen. Die eine Seite der Scherben enthält den Spruch, die andere das Porträt des betreffenden Dichters in Umrissen. Scherben, wie Urne sind aus Papiermaché verfertigt, ganz nach antikem Muster. Die Idee ist köstlich und die Urne ein wunderlich schöner Schmuck für das Zimmer. In den Epigrammen urtheilen die literarischen Richter über unsere Zeit. Zum Beispiel:

Was sagst du zu der Künstlerschaft
Von neuster Art und ihren Sachen? —
Weil ihr zum Kunstwerk fehlt die Kraft,
Verlegt sie sich aufs Kunststück machen.
Rittershaus.

Symbolisten.

Kein Blumenkohl, kein Rosenkohl
Ist solch ein Kohl, wie dein Symbol,
Versteh' mich wohl,
Ich meine Kohl
Als das Symbol von dem Symbol.
Etinde.

Musik entbehrt der süßen Melodei,
Den holden Duft verlor die Malerei,
Die Dichtung ihren reinen Klang,
Um diese Künste wird mir angst und bang.
Mertens.

Halt, stachelt nicht den Schwarm zu sehr,
Was könntet ihr damit bezwecken?
Das nenn' ich keinen Fortschritt mehr,
Die Bestie im Menschen wecken. Milow.

Die Zeit, die soll ich runderbutzen
Und diesen Vasendopp benutzen?
Urnee,
Herchee,
Denn, wenn ich mal im Schimpfen bin,
Reecht so ä Deppchen längst nich hin!
Bormann.

Eine Cadettengeschichte. Von L. v. Ploetz. (F. Fontane & Co. Berlin.)

Dieser kleine Roman aus dem Leben eines Cadetten bietet Einblicke in das Seelenleben eines Knaben, dessen Befähigung und weiches Wesen nicht geeignet waren, die militärische Familien-Tradition aufrecht zu halten. Im Kampf zwischen Pflicht und Neigung unterliegt er. V.

Der Ehe Ring. Novellen. Von Ernst Clausen. (F. Fontane & Co. Berlin.)

In orgineller Weise behandeln die Novellen Clausens Eheprobleme und dürften in Kreisen, die sich für die Frauenfrage im allgemeinen und die „moderne Frau" im besonderen interessieren, besonderen Anklang finden. V.

Erlebnisse eines reisenden Handwerksburschen. Wanderung durch Deutschland und Dänemark vor fünfunddreißig Jahren von Julius Pfeiffer. (Stuttgart. Robert Lutz. 1897.)

Einfach und schlicht zwar ist das Buch geschrieben, die Sprache ist diejenige eines Mannes aus dem Volke, aber so umwoben ist sie vom Hauche echter Bescheidenheit, so durchtränkt von einem ungekünstelten Humor, dass der Dichter, der in der Sprache der gebildeten Laien zu reden wünschte, sich an ihr ein Beispiel nehmen könnte. Am höchsten aber in diesem Buche steht die Beobachtungsgabe des Verfassers, die einzelne Capitel zu Culturbildern von Wert macht. Namentlich sind seine Schilderungen aus dem alten Stuttgart, der Reichsstadt Frankfurt, den Hansastädten Hamburg und Lübeck vor der Zeit der heutigen Freizügigkeit vorzüglich gelungen. Auch ohne die Kenntnis der Schicksale des Verfassers würde man dem Buche nachhaltigen Genuss abgewinnen und gestehen müssen, dass an sich gewöhnliche Verhältnisse hier in außergewöhnlich reizvoller Weise erzählt sind und dass das Werk unter allen Umständen als ein originelles und die Lectüre lohnendes bezeichnet werden muss. H. F.

Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich von Adolf Hagen. (Verlag von Dr. Adolf Harpf, Leoben.)

Der Verfasser hat offene Augen für Vorzüge sowohl, wie für Schwächen der fremden Nation, deren nicht immer gern gewährte Gastfreundschaft er auf seinem im Ganzen elf Tagwanderungen umfassenden Spaziergange in Anspruch nahm. Aus der oft auffallend burschikosen Wanderbeschreibung geht hervor, dass Adolf Hagen und die Franzosen an einander keinen besonderen Geschmack gefunden haben. Überrascht hat uns an dem Büchlein, dass der Verfasser darin mehr als einmal ein gewisses Interesse und Verständnis für deutsche Dialecte äußert. . .
M

Aus der Hoamat. Niederbairische Gedichte von Elise Beck. (Leipzig. Walther Fiedler.)

Anekdotenhaftes nach der Schule Stielers in recht guterhaltener Mundart, für Freunde eines harmlosen Humors. M.

Karten und Skizzen aus der Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit von Professor Dr. Eduard Rothert. (Düsseldorf. A. Bagel.)

Von den vielen höchst anerkennenden Stimmen über dieses Werk heben wir die folgende hervor: Die zeichnende Darstellung

erobert ein Gebiet nach dem andern; mit dem vorliegenden Werke aber wird ein ganz bedeutender Schritt nach vorwärts gethan. Man besitzt allerdings schon längst eine Reihe historischer Atlanten für den Schulgebrauch, die dem Geschichtsunterrichte wesentlich zur Erleichterung dienen.

Dasjenige aber, was bisher fehlte, ist die Veranschaulichung der Feldzüge und der Kriegslage für besonders wichtige Zeitpunkte und eine ausreichende Anzahl von Schlachtplänen.

Solche „Diagramme“ werden im vorliegenden Werke in höchst übersichtlicher Ausführung geboten, und zwar ist alles in ausreichender Weise mit den nöthigen Erläuterungen versehen.

Man mag die Karten über den dreißigjährigen Krieg, über die Raubkriege Ludwigs XIV. und den spanischen Erbfolgekrieg, über den nordischen Krieg, über die Kriege Friedrichs des Großen oder Napoleons betrachten, überall wird die Situation mit einem Schlage klargelegt.

Abgesehen davon, dass der Geschichtsvortrag durch diese Zeichnungen erst zum richtigen Verständnis und zur vollen Klarheit gelangt, liegt in diesen Veranschaulichungen zugleich ein wirksames mnemotechnisches Hilfsmittel. Der Lehrer braucht nur zu fragen, und das entsprechende Kartenbild steht sofort vor dem geistigen Auge des Schülers, der jetzt nur abzulesen braucht, was er vor sich sieht. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, dass das Gedächtnis ganz außerordentlich durch räumliche Beziehungen unterstützt wird. Was man so mit Hilfe der Karte dem Gedächtnis eingeprägt hat, ist gerade das Wesentlichste und bedeutet weit mehr, als auswendig gelernte Jahreszahlen und Regententabellen.

Das von Herrn Rothert dargebotene Hilfsmittel ist etwas ganz Vortreffliches. Möge ihm die verdiente Verbreitung beschieden sein. Holzmüller.

Von dem **Hausschatz moderner Kunst**, den die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgibt, sind vor kurzem die Lieferungen zwei und drei erschienen. Wir nennen Schindlers sonnige, träumerische Landschaft „Aus dem Süden“, die in einer Radierung von W. Unger erscheint; das ergreifende Tendenzbild von Gabriel Max „Der Vivisector“; Kuehls „Lübecker Waisenmädchen“, ein Bild, dessen coloristische Eigenart die Stichradierung von Krüger vortrefflich wiedergibt; Rottmanns „Griechische Meeresküste“ und Schwinds phantastischen „Rübezahl“. Dankenswert ist es, dass der Hausschatz nicht nur Reproductionen von Bildern, sondern auch Originalradierungen bringt. V.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen **Finger- und Handfertigkeit** von Dr. A. Kupferschmid. (Berlin. Max Richter.)

Für alle, die eine kräftige, zu künstlerischen und gewerblichen manuellen Thätigkeiten ausgebildete Hand benöthigen, oder überhaupt mit Handarbeit jeder Art ihr Brot sich verdienen müssen; für alle an Bewegungsstörungen der Hände und Finger Leidende (Neurosen, [Schreibkrampf] nervöses Zittern, Muskelschwäche, Lähmungen 2c.).

Auf Grundlage einer reichen Erfahrung und selbständiger Anschauungen behandelt dieses Buch in streng wissenschaftlicher und origineller Weise den vorliegenden Arbeitsstoff. V.

Büchereinlauf.

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. E. Daberkow):

Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling.

Die Braut des Gelehrten. Von Ferdinand Kürnberger.

Maria Magdalena. Von Friedrich Hebbel.

Nach uns die Sündflut. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. (Wien. Rudolf Lechner & Sohn. 1897.)

Die Exclusiven. Von Edith Gräfin Salburg Erster Band der Roman-Trilogie: Die österreichische Gesellschaft. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte.)

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Übersetzung von Hugo Blümner. (Leipzig. B. G. Teubner. 1897.)

Ein Buch von deutscher Art. Von Heinrich Wastian. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Die Alldeutsche Bewegung und die Niederlande. Von Fritz Bley. (Der Kampf um das Deutschthum. Elftes Heft.) (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Berthold Sigismunds **Kind und Welt.** Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1897.)

Aus dem Verlage Georg Weiß, Heidelberg. 1897:

Novellen aus Österreich. Von Ferdinand Saar. Erster und zweiter Band.

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Neueste, verbesserte und erweiterte Auflage.

Aus kranken Tagen. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zweite, verbesserte Auflage.

Dürre Blätter. Zweiter Band. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Auflage.

Der Petrusglaube und die Kirche. Von C. Ecke. (Halle a. d. S. J. Fricke. 1897.)

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective. Von Otto Julius Bierbaum. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Verse. Von Karl Maria. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Mirabeau. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1897.)

Mann und Weib. Von F. Better. Erweiterter Abdruck aus des Verfassers Natur und Gesetz. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1897.)

Aus Weimars schönen Tagen. Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild von Gustav Kröner. (Leipzig. Gust. Kröner.)

Stundenrufe und Lieder deutscher Nachtwächter. Gesammelt von Josef Wichner. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Heimatschutz. Von Ernst Rudorf. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1897.)

Karo und der Blinde. Von Julius Zähler. Mit zehn Illustrationen von Siegwald Dahl. (Berliner Thierschutzverein.)

Da Franzel in da Fremd. Ein Gedicht in modern österreichischer Mundart. Von Koloman Kaiser. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Das Testament eines Dichters. Von Dr. G. Harbler. (Dresden. E. Pierson.)

Die Tanzlection auf der Alm. Dramatischer Scherz in zwei Acten, mit Gesang. Von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Die friedliche sociale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. (München. August Schupp.)

Österreichs deutsche Jugend. Geleitet von Franz Rudolf, Bürgerschullehrer in Reichenberg. Vierzehnter Jahrgang. (Reinholds Erben. Reichenberg.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1898. Mit Illustrationen. 114. Jahrgang. (Graz. „Leykam“.)

Postkarten des „Heimgarten“.

* Der deutsche Kaiser hat in Budapest eine die Ungarn verhimmelnde Tischrede gehalten. Diese Tischrede kritisierte die Berliner „Zukunft“ (2. October 1897) mit entzückendem Freimuth. Sie kommt zu dem Schluss, dass von des deutschen Kaisers Wilhelm II. „schwungvoller Rhapsodie kaum ein einziger Satz im grellen Licht der Geschichte haltbar sei“. — Der menschliche Irrthum des Kaisers wird aber reichlich aufgewogen durch die Großmuth des Herrschers, der den Artikel der „Zukunft“ nicht confiscieren ließ.

M. Q., Wien: „Der Abgeordnete Wolf hat den Grafen Badeni schwer beleidigt, zur Strafe dafür hat Badeni sich die Hand durchschießen lassen.“ Mit diesen knappen Worten des „Arbeiterwille“ ist der Duell-Unsinn klar genug bezeichnet.

K. R., Graz: Ihr Aufsatz über die Socialdemokraten ist für den „Heimgarten“ nicht zu brauchen. Auch ich bin mit mancher Forderung der Arbeiter nicht einverstanden, doch sie als Räuber und Mörder zu behandeln? Sie, die unseres Volkes, unseres Blutes sind, die wie wir die gleichen Fähigkeiten, Wünsche und Ansprüche haben, den gleichen Rechtssinn und das gleiche Recht! Dass sie sich bisher international gaben, kommt davon, weil sie in der eigenen Nation ihr Recht nicht fanden. Werden sie dieses bei ihrem Volke in dem Maße, wie andere Staatsbürger, gefunden haben, dann werden sie es auch mit ihrem Volke halten, und gerade aus dem Arbeiterstande werden der Nation die frischesten und patriotischesten Kräfte hervorgehen. Was Sie heute „umstürzlerisch“ nennen, wird nach etwa fünfzig Jahren das erhaltende Element sein. — Es nimmt den Verlauf wie bei allen geschichtlichen Bewegungen. R.

Spatz: Selbstverständlich. Ist ja Ihr Eigenthum. — Die Jugendschriften erschienen bei Hartleben in Wien. Das neue Buch für junge Leser von fünfzehn bis siebzig Jahren betitelt sich „Waldjugend“ und erscheint demnächst bei L. Staackmann in Leipzig.

W. R., Hettlingen: Ganghofers Werke sind aller Beachtung wert und geben passenden Stoff für einen volksthümlichen Vortrag.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

3. Heft. December 1897. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am eilften Sonntage.

Lieber Freund!

An einem dieser Wochentage saßen wir, der junge Rocherl und ich, beisammen in meiner Kammer und thaten wollzupfen. Was das ist? Die Wolle, die am vorigen Herbst den Schafen vom Leibe geschoren und dann fleißig gewaschen worden ist, hat verfilzte Strähne und muss lockergezupft werden, dann kommt sie unter die Kraue, oder Krampel, wie man hier sagt, hernach erst auf den Spinnrocken. Der Weg vom Schaf bis zum Webstuhl ist länger, als mancher weiß, der in seinem Tuchrock fürnehm daherſteigt, und der Weg vom Webstuhl bis zum Schneider ist kaum viel kürzer. — Wollzupfen nun, das kann jedes Kind. Ich habe es erst lernen müssen; anfangs hatte ich gemeint, es handle sich ums Zerkleinern und Kürzen der Strähnlein und habe sie mitten entzweireißen wollen. „Du bist aber schon gar gescheit“, sagte der Rocherl und zupfte eins meiner ureigenen Wollsträhnchen. Darauf habe ich mich besonnen.

Der Rocherl zupft mit Mühe. Die eine Hand hat er auf dem Truhenrande liegen, sie ist wulstig umwickelt bis auf die Finger, in denen er die Wolle festhält, um sie mit der andern Hand zu bearbeiten. Als ich den schönen blassen Menschen so von der Seite ansehe, wie er arm und betrübt dasitzt — ein Krüppel für sein Lebtag lang — da stelle ich die Frage, wieso es denn gekommen sei, das Unglück?

Der Bursche schlägt sein seelenwarmes Auge zu mir auf und sagt, gleich als wäre er in einem schwermüthigen Traum: „Ein Reh ist schuld dran gewesen.“ Dann kommt er zu sich, lacht auf und setzt bei: „Ein Reh! Hab' ich gesagt, ein Reh? Siehst du, Hansel, wie schlecht ich bin! Was kann das Reh dafür, dass ich's hab' schießen wollen!“

Dann ich: „Es ist die alte Geschichte. Ihr Bauern wisset euer kümmerlich gepflegtes Getreide und Kraut vor dem Wilde nicht zu schützen. Natürlich kein anderes Mittel, als den Hirschen, das Reh, den Hasen niederzubrennen. Und nachher schießt so ein gottverdammter Jäger auf den armen Bauern, der sich nur seines Eigenthums wehrt.“

Sagt der Rocherl: „Nein, Hansel, so war es nicht. Mir ist ganz recht geschehen. Mitten im Winter frisst das Reh kein Korn und kein Kraut. Gelustet hat's mich. Und wenn mich einmal was lustet, nachher nix denken, wild drein. Eine ganze Woche lang bin ich die halben Nächte gestanden, oben hinter dem Schachen mit der alten Flinte. Das einemal wär' ich gut zu Schuss gekommen, da hat's das Kapsel abgeschlagen, iste nit losgegangen. Das zweitemal, wie ich hinziel aufs schöne Thier, du Hansel, da geht's los, aber nit bei mir. In der Hand hab' ich's gehabt, dem Jäger sein Blei, da drinnen, wo's heut noch steckt. Ich hab' dazumal weiter nix gesehen. Wie ich wieder munter bin, lieg' ich im Bett, steht der Pfarrer neben mir und ist vom Sterben die Red'. Ist mir auch alles eins, hab' ich mir gedacht und bin wieder eingeschlafen. 's Kugerl hat's schon gmacht, dass ich nit verschlafen hab.“

„Jetzt, wer hat denn eigentlich geschossen?“ So ich.

„Der Jäger Konrad hat halt geschossen, dieser höllverfluchte Menschkerl!“

„Du hast doch eben gesagt, dass dir recht geschehen ist.“

„Recht geschehen ist mir freilich“, drauf der Rocherl, „weil ich gewildert hab'. Aber der Jager hat nit recht gethan, weil er geschossen hat. Der hätt' mir die Büchsen können wegnehmen, das hätt' er können. Wenn ich mich wehr', hätt' er auch schießen dürfen. Aber so nit! So nit! So ist's ein Mörderschuss gewesen. Weil er mir feind ist gewesen. Das soll er sich merken! Der Kulmbock-Bauer sagt, ich hätt' ihn klagen gehen können! Na, für ein paar Wochen Einsperrenlassen ist mir meine Hand nit feil. Die verkauf' ich theurer, mein Lieber! Theurer oder ganz schenken! Er hat eh gleich Angst bekommen, der Jäger. Ist noch am

selben Tag nachfragen gekommen, wie's mir geht. Hat gesagt, er hätt' mir nur den Flintenlauf wollen aus der Hand schießen und hätt' unglücklicher Weise meine Hand getroffen. Es wär' nit so schlimm vermeint gewesen, hat er gesagt, und ich sollt' weiter auf ihn nit bös sein. Bin auch weiter nit bös auf dich, hab' ich gesagt. Es wird schon wieder heilen. Das Pech zieht's schon heraus."

Wie mich dieser Bursch erbarmt! Sprießt erst auf zum Leben, soll hart den Daseinsstreit ringen mit der gefräßigen Welt und ist ohnmächtig zur Arbeit und zur Wehr. Und schaut so treuherzig, hoffnungsfroh in die trüben Nebel seiner Zukunft. Was übrigens sein Verzeihen anbelangt, das hat er noch nicht los. Es ist nur ein auswendiges Verzeihen, „weil's der Pfarrer bei der Beicht verlangt hätt?" Inwendig juckt's noch, das merke ich wohl.

„Rocherl", habe ich an diesem Tage noch zu ihm gesagt, „ich möchte dich nicht unruhig machen, deine Hand wird schon heil werden. Aber nach meiner Meinung ist das Schusterpech kein Pfropfenzieher. Da muss ein Arzt dazu."

Antwortet er: „Wir haben eh die alte Marenzel gefragt, die was die Salbensiederin ist. Die hat gesagt, nur keinen Doctor, so Leut thäten gleich die ganze Hand wegschneiden. Da ist mir eine luckete Hand doch alleweil noch lieber, wie gar keine. Und die Kugel kommt schon herfür, sagt sie. Dreimal der Vollmond muss halt drauf scheinen." — Da ist's mir auch deutlich geworden, weshalb vor drei Wochen der Junge des Abends immer vor der Hausthür gestanden ist und sein armes Pfötlein dem aufgehenden Mond entgegengehalten hat.

„Es wird wohl eh so für mich am besten sein", fuhr der Rocherl noch fort zu sprechen. „Ein Wielddieb, das heißt nichts. Und bändigen hätt' ich mich nit können. Du glaubst es nit, Hansel, wie das ist, wenn einer so im Dickert was kreispeln hört, was laufen sieht. Das fahrt in die Hand. Und wenn du eine Heugabel bei dir hast — an die Wang' fahrst damit!"

„Und das unschuldige Thier erbarmt dir nicht? Das gerade so gerne lebt wie du? Denkst denn nicht dran?"

„Denkt der Jäger dran, der schlechte Lump?" frägt er auf. „Oh na, zum Denken ist keine Zeit, sonst lauft's dir davon. Man ist halt rein wie verhext, anders kunnt ich's nit sagen. Ich weiß halt nix auf der Welt, was so lustig wär', wie 's Reherlschießen!" Die letzten Worte hatte er im singenden Ton gesagt, wie ein Volkslied.

Und während er so sprach, zupfte er mühevoll die Wollschüppchen auseinander, dabei zog er manchmal das Gesicht schief, wenn bei der leisesten unrechten Handbewegung die Wunde schmerzte. — Dabei ist er voller Sorgfalt für die Thiere, kümmert sich um die richtige Fütterung

der Ochsen, ob die Schafe stets ihre gute Streu haben, füttert die Hühner mit Brosamen und streut sogar den Spatzen Haferkörner auf das Dachbrett. Nur um den zweiten Stall sorgt er sich nicht, dort sind die Kühe, und die werden von der Schwester Barbel betraut. Die Barbel macht's schon recht. Was die Barbel thut, das erscheint dem Rocherl als vollkommen. Auch er fühlt sich in ihrer Nähe geborgen. Vor einigen Tagen hatten wir ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel. Es war wie in einer Hochsommernacht. Noch nie so um diese Jahreszeit, sagen sie. Ich wurde ins Haus gerufen, um vor der geweihten Kerze den Wettersegen mit beten zu helfen. Es knatterte und schmetterte ganz grauenhaft. Ich hätte das jetzt, da noch der Schnee auf dem Anger liegt, nicht für möglich gehalten. Der Rocherl kauerte zitternd in bloßem Hemde am Herd, hielt sich Ohren und Augen zu und begehrte nach der Schwester. Sie wurde geweckt, kam in die Stube, da war er ruhig. Sie sagte kein Trosteswort, sie sagte gar nichts, schaute nur traumhaft drein, wie immer. Draußen rollte der Donner — aber alle Gefahr war vorüber. Es war, als hätte sie dem Sturme geboten. Nächstens mehr. Dein treuer Knecht.

Notabene: Du fragst, was das für ein Sprachstil wäre, dessen ich mich in meinen Briefen befleißige? Möge Dein ästhetisches Urtheil mir gnädig sein! Wenn man müde ist und doch so manches denkt und so viel zu sagen hätte, da schlägt man nicht die schönen gewundenen Spaziergänge durch den Rosengarten der deutschen Kunstsprache ein, da nimmt man den kürzesten Weg durch Strauch und Strupp. Wenn einer tagsüber den Dreschflegelstiel schwingen muss, da wird's ihm am Feierabend etwas schwer, den Goethestil zu handhaben.

* * *

Adamshaus, am zwölften Sonntage.

Ich hätte nicht geglaubt, lieber Freund, dass in einem Bauernhause so viel von der gepriesenen Ware zu finden ist, die auf den Marktplätzen der Städte, in den glänzenden Auslagkästen und Bazars so vergeblich gesucht werden. Herzenstakt und Seelengröße. Mit Ausnahme der reschen Hausmutter, die bisweilen Salz in die Butte streut, ist in diesem Hause alles voller Sanftmuth und Rücksicht gegeneinander. Wird der Vater von seinem Asthma geplagt, so ist alles um ihn bestrebt, Erleichterung zu schaffen. Freilich vermag alle Sorgfalt und Wartung der ganzen Hausbewohnerschaft in dieser Sache nicht so viel, als ein Quentchen Hexenkraut. Aber letztens war das ausgegangen, die alte Marenzel, die sonst das Haus mit allerhand Gekräute und Gewurzel versorgt, war auf Bettel aus und der Rocherl musste sie suchen gehen und hat die Nothhelferin auch glücklich zuwege gebracht. „Die Athemnoth ist freilich nit leicht",

sagte der Vater, „dank dir's Gott, Rocherl! Wenn mir nur deine Hand nit so weh thät!" Die durchschossene Hand des Burschen ist der wunde Punkt der ganzen Familie, aus dem gleichsam alle bluten. Valentin, der Soldat in der weiten Welt, ist ihre Sehnsucht. Seit Wochen erwarten sie von ihm Nachricht, dass er auf Urlaub kommen wird. Zu Weihnachten hat er von sich eine kleine Photographie heimgeschickt, die hat der Rocherl zu den Bildern des Hausaltars hinaufgehängt und der Vater hat sie wieder herabgenommen. „Man denkt beim Beten so schon zu viel an den Buben; wenn das Bildl auch noch vor Augen hängt, nachher ist's gar aus. Heiliger ist er derweil doch noch keiner." Der kleine Franzel ist des Hauses Stolz. Der Schullehrer hält nämlich große Dinge von dem Knaben und es ist die Rede davon, dass er nächstes Jahr in ein Seminar soll. Der heimliche Augapfel, ja das Herzblatt dieser Leute ist —. Sagen thut's keines aber anmerken thut man's jedem. Wenn die Barbel nicht da ist — wo ist sie denn? Wenn sie im Stalle Streu fasst oder vor dem Hause Holz schichtet — wird's ihr wohl nit zu hart? Wenn sie bei Tisch den Löffel weglegt — was hast denn, Kind, dass du nit isst? Und hast wohl warm bei der Nacht, Barbel? Und thut dir wohl nichts fehlen, Barbel? — Am Josefitage, während die Barbel in der Kirche war, habe ich die Mutter gehört sagen zum Mann: „Ich weiß nit, Adam, mir ist immereinmal so hart, und weiß nit warum."

„Du thust halt zu wenig greinen, Weibel", versetzte er. „Musst dich besser ausbrummen, wenn dich was druckt."

„Das kannst sein lassen, Alter. Fürs Foppen bin ich jetzt nit aufgelegt. Ich hab' dich nur einmal fragen wollen, ob 's dir nit auch schon aufgefallen ist. So viel traurig kommt sie mir vor."

„Wer kommt dir traurig vor?"

„Lachen will sie nimmer, die Barbel."

„Die Barbel? Nit lachen? Du, das fallt mir jetzt auch auf. Sonst haben wir ja alleweil gesagt, sie ist das Glöckerl im Haus."

„Gelt? Und jetzt nimmer. Jetzt schon lang nimmer", stieß sie hervor. „Himmlische Mutter Gottes, wenn's mit dem Kind was hätt'! Wenn ihm was thät sein!"

„Weib", sagte er, „ich kann mir's schon denken, was ihr weh thut. Halt auch dem Rocherl seine Hand."

„Mein Gott, freilich legt sie sich's so schwer, wegen seiner. Und sagt nichts. Und mir geht's nit besser. Und der arme Hascher selber stellt sich lustig. Und ist nit sein Ernst, so wenig wie dir. Dass uns das hat müssen treffen!"

„Mein Gott, Traudel, wir sind halt auf der Welt. Wo du hinschaust, Kreuz und Elend. Wollen denn wir allein den Himmel schon im Almgai haben? Narrl, da thät ja das Absterben zu hart sein! Freilich

wohl, der arme Bub! Aber danken wir unserem Herrgott, dass die anderen Kinder frisch und gesund sind!"

So haben sie am Vormittag mit einander gesprochen, beim Herd. Und zu Mittag, wie die anderen von Hoisendorf heimkommen, bringen sie den Brief mit. Vom Soldaten. Vom Valentin. Die Hausmntter hat uns für denselben Mittag Leinölkrapfen bereitet gehabt. Sie haben uns nicht geschmeckt. Der Valentin liegt krank im Spital zu Laibach im Krainerland. Was ihm fehlt, das schreibt er nicht, immer an Heim muss er denken. Immer an Heim. — Der zuerst anhebt zu brüllen, das ist der Franzel. Den Rocherl stoßt's an der Brust. Die Mutter lehnt sich au die Ofenwand und schluchzt in die Schürze hinein. Der Vater hat rothe Augenlider bekommen. Nur die Barbel steht ganz ruhig am Winkelkasten, sie ist nur noch blasser als sonst, und ihre Augen sind noch größer. Die Hände hält sie vor sich über den Körper gefaltet.

Jetzt, Knecht, mache dich einmal nützlich! denke ich und fange an zu trösten. „Spital! Was ist's weiter? Bin ich zweimal im Militärspital gewesen, einmal vier, einmal sechs Wochen lang. Da fehlt einem gar nichts, als das Bissel Gesundheit, hat sein warmes Bett, sein Stückel Fleisch, seinen Doctor, seine Medicin. Braucht nicht Wacht zu stehen, nicht zu exercieren, und die Dienstzeit vergeht doch! Oft geht's im Spital recht lustig zu, karteln, Tabak rauchen, feinsten Commisstabak, billigen. Geschichtenerzählen zum Todtlachen. Ich kann das sagen: manchem ist gar nicht gut, wenn ihm wieder gut ist, dass er heraus muss!"

Ich glaube, Philosoph, diesmal habe ich mir mein Mittagsmahl redlich verdient, denn die Gesichter heitern sich ein wenig auf. „Ich denk' ja auch, dass es nit so schlimm wird sein", meint der Vater.

„Dass er nit doch recht nothleiden muss!" gab die Mutter zu bedenken. „So einen armen Soldaten lassen sie ja immer einmal schier verhungern."

„Wenn er nur Hunger hat im Spital, nachher bin ich schon zufrieden", sagte der Vater.

„Schreibt er um Geld?" fragte die Mutter. Der Rocherl, der den Brief gelesen, verleugnete die kleine Zeile ganz unten am Rand, denn der Vater hatte ihm ein trauriges Zeichen gegeben, dieselbe der Mutter nicht mitzutheilen.

„Noch nit einmal hat er um Geld geschrieben?" so die Mutter.

Die verleugnete Zeile aber hieß: „Nur um zwei Gulden, wenn ich bitten dürfte, liebe Eltern!" — Der Vater wollte sich erst mit seinen Kindern besprechen, wo sie jetzt diese Summe auftreiben würden, bevor sie der Mutter die Bitte mittheilen konnten.

Gestern war der Steuerbote dagewesen, schon das drittemal seit sechs Wochen, der hatte den Rest des Sparpfennigs mitgenommen und

gedroht, dass er **nicht** wieder komme! Wenn bis Ostern die letzte Quote nicht bezahlt wäre, kämen andere um eine Kuh oder ein paar Kalben, oder was eben da sei. Dieser fürsorgliche Besuch des Herrn Staates hatte meinem guten Hausvater einen Asthmaanfall gebracht. Nun war das alles vergessen, und wenn der Steuerbrief die Lunge angriff, so gieng nun der Soldatenbrief ans Herz.

Jetzt merkte ich aber, dass die Barbel anhub, ein frohes Gesicht zu machen.

„Braucht der Valentin Geld?“ fragte sie mit ihrer milden Stimme.

„Na freilich wird ein Soldat nie zu viel Geld haben“, sagte der Vater einlenkend.

„Geld genug!“ rief das Mädel und eilte ins Kämmerlein.

Nach wenigen Minuten brachte sie ein zierlich mit bunter Wolle besticktes Mapplein. „Da kann er gleich heimreisen, wenn er mag“, sagte sie. Acht oder zehn glatt zusammengefaltete Papiergulden that sie hervor.

„Dirn!“ schrie die Mutter, „wo hast du das Geld her!“

„Geh Närrisch, als ob sie's gestohlen hätt'!“ beschwichtigte der Vater. „Ihr Kresengeld wirds halt sein.“ Das Taufpathengeld, meinte er, aber das war's nicht.

„Habt Ihr denn auf die Hetschen-Muhm schon ganz vergessen?“ fragte die Barbel, und jetzt war ihr länglich rundes Muttergottesgesichtlein fast ein wenig schalkhaft. „Die Muhm' hat mir ja was vererbt, ihr wisset es doch, Mutter.“

„Und dass du's in die Ruppertsteiner Sparcasse solltest legen. Jetzt denk' ich dran, die Hetschen-Muhm', Gott tröst' ihre Seel'! Die hat dir für die Sparcasse was vermacht. Ja, Dirn, hast es nit hinausgeschickt?“

„Was will ich denn die Ruppertsteiner Sparcasse, wenn ich selber eine hab', eine so schöne!“ Damit that sie den letzten Schein aus der Mappe hervor.

Ich werfe auf das Geld einen Blick und erschrecke ganz abscheulich. Sind es lauter Papiergulden, die schon seit zwei Jahren keine Giltigkeit mehr haben. Und dieses Geld wollen sie jetzt dem Valentin schicken. Da habe ich mir wohl gedacht: O Adám! Adam! Bisweilen wäre doch auch im Bauernhause eine Zeitung gut.

Jetzt aber frage ich Dich, Alfred! Du bist zwar ein tapferer Mann, schon auch darum, weil Du so treu zu dem zugereisten Bauernknechte stehst, aber die Hand aufs Herz! Hättest Du den Muth, es diesem Wesen zu sagen, dass es wertlose Fetzen in der Hand hat! Während sie selig ist im Glauben, mit ihrem Ersparten den kranken Valentin gesund und glücklich zu machen, reißt man ihr mit einem einzigen Worte das Geld aus der Hand wie ein Erzräuber, ein gottverfluchter. — Na, so rücke ich mich auf meiner Bank einmal ein wenig gegen die Tischecke hin. —

„Du Bärbel", sage ich, „lass einmal sehen. Acht Gulden hast du da. Papiergeld. Hörst du, das werden sie dir auf der Post schwer annehmen. Geld kann man neuzeit nur mehr durch Postanweisungen schicken, und da muss man Silbergeld einzahlen. Ja, Dirndel, du glaubst es nicht, was so eine kaiserkönigliche Post für Caprizen hat. Ist aber leicht geholfen. Ich wechsle dir die Papiergulden gegen Silberlinge um. Hab' ihrer einen ganzen Teuxel im Hosensack, da genieren sie. Mir ist Papier lieber und der Post das Silber, und so ist uns beiden geholfen."

Gelogen wie gedruckt, aber ich hoffe, der Herrgott, wenn er sich überhaupt um einen so durchtriebenen Strick noch kümmert, wird mir manche Zeitungsschwindelei dieser einen Unredlichkeit wegen gnädig nachlassen.

Und so haben wir heute dem hinkenden Bandelkrämer zu Hoisendorf die Geldsendung übergeben und einen schönen Brief dazu, dass die Heimatberge noch felsenfest stehen, dass Eltern und Geschwister frisch und gesund sind und alle Tage beten für den Valentin auf eine baldige, glückliche Heimkehr. Die durchschossene Hand ist ihm verschwiegen worden. Wenn er ohnehin selber im Spitale krank liegt, da kann er keine durchschossene Hand brauchen.

Dieser einundzwanzigste März! Heuer stehen wir gar nicht an auf ihn, die Veilchen, die Primeln, die Schwalben sind schon da! Und doch ist's ein besonderer Tag. Hast Du nie gehört oder gelesen, dass der einundzwanzigste März ein besonderer Tag ist? Tag- und Nachtgleiche, wie mich dünkt. Frühlingsanfang! Professor, das stimmt! Frühlingsanfang! Frühlingsanfang! Dein Hans.

* * *

Adamshaus, am dreizehnten Sonntag.

An die Redaction der „Continental-Post".

Lasset es gut sein, meine Herren. Ich bin für Eure privaten Geistesentladungen nicht mehr aufgelegt. Der Spass ist Ernst geworden. Ihr verzeihet schon. Ich fange an zu ahnen, was Menschenleben heißt. Wenn Ihr mir das Blatt noch weiter zugehen lassen wollet, so geschehe es nur durch die Adresse des Herrn Guido Winter, Schullehrer zu Hoisendorf, ob Ruppertstein. Da, bei mir daheim, wird keine Zeitung geduldet, weil sie beim Verbrennen zu viel Gestank macht, sagt meine Hausmutter. Hier hebt jetzt Erdgeruch an aus dem Boden zu steigen. Weihrauch, Pulver und Druckerschwärze habe ich schon in die Nase bekommen seit meinen Tagen. Erdgeruch ist besser.

Machet Euch um mich weiter keine Sorgen. Ich finde mein Auskommen, und wenn das Jahr um ist, werde ich mich schon melden.

Mit vielen Grüßen Hans Trauttentorffer.

* * *

Am vierzehnten Sonntag.

An Dr. A. Simruck, Professor.

Lieber Freund!

Nie habe ich eigentlich gewusst, was das heißt: Fastenzeit. Und habe auch nie darüber nachgedacht. Jetzt bin ich mitten drinnen. Die Erbsenwoche ist vorüber. Da hat uns die Hausmutter fast nichts anderes aufgetischt als Erbsen. Nun sind die Wasserwochen, da gibt's des Morgens, Mittags und Abends Wassersuppen, mit dem Unterschiede, dass sie an Montagen, Dienstagen und Donnerstagen mit Rindsfett geschmälzt sind, an Mittwochen, Freitagen und Samstagen nicht. An Sonntagen hatten wir bisher noch Klöße mit Speck, das soll sich in der Palm- und Charwoche auch aufhören. Die Barbel kann schneidern und hat mir schon Jacke und Weste enger machen müssen; was aber die Körperkraft anbelangt, so merke ich kein Sinken, eher ein Steigen. Es ist merkwürdig, die gute Luft und die Mäßigkeit und die körperliche Übung ist doch kein leerer Wahn. Die Schwielen meiner Hände thun mir schon lange nicht mehr weh. Das Schuhwerk war schlecht, der Hausvater hat mir gleich gesagt: „Ja, ja, Hansel, lass sie nur wieder einmal wichsen, deine Kalbshäutenen, oder was sie sind, sie verdienen nichts besseres. Du wirst dir in ihnen die Zehen erfrören!" Heute trage ich ein Paar vom Valentin; die bestrümpften Füße werden noch mit Stroh umwunden, dass sie die Räume auch nur halbwegs ausfüllen. Auch andere Kleider trage ich von meinen Hausleuten, mein Touristenanzug muss geschont werden, falls ich mit ihm je wieder einmal in die Stadt einreiten will. Das heißt f a l l s. Es ist noch nicht ausgemacht.

In dieser Zeit erst, mein lieber Philosoph, habe ich die Weihe des Bauernstandes empfangen. Bin durch mancherlei Arbeiten und Obliegenheiten endlich avanciert bis zum Dunghaufen. Wir führen den Stalldung auf die Felder, das geht dies Jahr schwerer, sagen sie, weil wir keinen Schnee für Schlitten haben. Man macht die Fuhrwerke so viel als möglich zu Schlitten, da geht's ungleich leichter, als zu Karren. Und wenn der Stadtmensch meint, der Schnee müsse auf dem Lande ein Verkehrshindernis sein, dann irrt er auch hier, wie sonst so oft, und so grob. — Anfangs hatte ich vor genannter Arbeit keine geringe Angst; nichts fürchtete ich sosehr, als den Dunghaufen. Als ich mit der dreispießigen Gabel das erstemal hineinstechen musste, werde ich ein ähnliches Gefühl gehabt haben, wie der Soldat, wenn er das erstemal ins Feuer muss. Ich habe übrigens während meiner Militärzeit das Glück nicht gehabt, es zu erproben. Es muss doch die Baronin Suttner dahinterstecken, dass es zu so gar keinem ordentlichen Krieg mehr kommen will. Für die Zeitungen wird dieser Zustand schon zu einer Calamität. Meine Hausmutter betet freilich jeden und jeden Abend vor dem Einschlafen ein

Vaterunser, daſs Gott den lieben Frieden wenigstens so lange erhalten möge, bis der Valentin seinen Abschied bekommt. In dieser Sache findet man bei den Bauern nicht um einen Groschen Patriotismus.

Nun aber zurück zur Goldgrube. Sie riecht, das wird niemand leugnen. Aber lange nicht so schlimm, als ich gefürchtet. Wenn man will, sogar würzig! Da ist meine Nase in den Stadtsalons manchem Dufte begegnet, der ihr für die Länge übler bekommt, als diese gährende und dampfende Schichte von Abfällen und feuchter Streu. Weißt Du, woran das gemahnt? An Dessert nach feinen Mahlzeiten, wenn die Käse kommen. Übrigens —.

Hast Du die Geschichte gelesen, die sich vor ein paar Jahren irgendwo im Lande zugetragen? Vom Reserveofficier, der während seiner Urlaubszeit daheim auf seinem Angute Landwirtschaft trieb und auch Dünger ausführte? Der ist deswegen gerichtet worden. Nicht just standrechtlich erschossen, aber ähnlich. Moralisch hingerichtet. Er ist degradiert worden vom Oberlieutenant zum — Gemeinen. O Freund! Bist Du nicht betrübt, wenn Du betrachtest, auf welchen Abwegen Dein Hans wandelt?

Mein Hausvater schmunzelt. Das Zeug ist heuer hübsch fett, das kann ein gutes Kornjahr werden, wenn uns die Wetter verschonen. Bislang siehst Du die grauen Felder nur schwarz punktiert von den abgeladenen Häuflein, dann kommt die Barbel mit der Gabel und streut die Sachen flach auseinander — und dabei ist sie immer gleich schön. Ein Dichter älterer Schule könnte sagen: Alles, was sie berührt, blüht in Blumen! Sie streut Rosen aus! — In der That streut sie Früchte aus, so Gott will! — Ja, wenn Gottes Willen! Das Wort wird einem hier geläufig. Es ist so eigen, eigentlich ganz zum Verrücktwerden eigen, wie der Bauer inmitten von lauter Wundern steht. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage, und was geht vor in dieser kurzen Zeit! Das Ungeheuerste geschieht. Eine sechzehn Stunden lange Nacht, und in wenigen Monden ein sechzehn Stunden langer Tag. Und in diesem Ringe ein Keimen, ein Blühen, ein Reifen, ein Sinken, ein Starren. Welch lange Zeit des lachenden Grüns, welch lange Zeit des kalten Schnees, und doch alles innerhalb eines *kurzen* Jahres.

Wenn ich am Feierabende draußen vor dem Wetterkreuz stehe, ist es zu hören jetzt, wie in den Bergen die Lawinen donnern. Hoch oben sammeln sich überall unterhalb der Schneedecke die Wässerlein und gießen unten in trüben Fluten dahin. Die Berge stehen klar und scharf, die fernen wie die nahen, und der Himmel hat eine dunkelgraue Decke. Ein lauer Hauch weht über die Höhen her, und mein Hausvater leidet mehr als sonst an Athemnoth.

Der Fernblick von unserem Hause ist weit, aber lauter schneebedeckte Gipfel. In den Thälern werden schon die jungen Gräser sprossen und

die Weiden ihre Kätzlein treiben — wir sehen nicht hinab. Bei Euch werden jetzt die Concerte sein mit den blädernden Fächern und den gelangweilten Gesichtern dahinter. Die Gärtner werden den Parkrasen säubern, die trockenen Winde werden den Straßenstaub darüber wehen, die Schneider werden mit irgend einer Modethorheit die Saison einleiten, und der verwunschene Bauernknecht in der Hütte kann das lächerliche Treiben noch immer nicht ganz vergessen.

Du schreibst, mein guter Alter, deine Verwunderung darüber, dass der Bauernknecht trotz seines „Heugabelstiles" so viele Fremdwörter braucht. Freund, das sind die Schlacken. Bis das Fegefeuer mich erst ganz gereinigt hat, werden sie hoffentlich wegfallen, und aus einem deutschen Leben der Einfachheit und der Arbeit wird eine deutsche Sprache hervorgehen. In den Mundartwörtern meiner jetzigen Lebensgenossen läge ja der reichste Ersatz für die Fremdwörter, aber die Gewohnheit, Freund! Diese vermaledeite Knechterin der Einsicht! Doch Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden, und aus einem Großstadtbewohner kann wohl erst allmählich ein natürlicher Mensch werden. Glaube nur, dass sich redlich Mühe gibt

Dein Hans.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenfresser.

Eine Jugenderinnerung von **Josef Wichner.**

War das eines Tages ein Auflauf im „Studierstädtlein", allwo ich mich eben ins Meer der unregelmäßigen lateinischen Zeitwörter gestürzt hatte und, ein schlechter Schwimmer, des öftern unter Wasser gerieth, ja . . . das war ein Auflauf!

Auf einmal hieß es: Ein Menschenfresser ist da, aus dem kohlrabenschwarzen Afrika hat man ihn gebracht, in der Neustadt am Fuße der Schattenburg wird er die Ehre haben, sich zu producieren.

Ein landsfremder Mann mit struppigem Barte und stechenden Augen, mit rothem Rocke und rother Kappe, von der eine schwarze Troddel herabbaumelte, gieng mit lärmender Trommel gemessenen Schrittes durch die wenigen Straßen des Städtleins und schrie die Geschichte vom Menschenfresser, den er dem Negerkönig Kalkilqualquil um schweres Geld abgekauft und mit eigener Lebensgefahr nach Europa gebracht habe, mit weithinhallender Stimme in alle Fenster:

Da liefen Krämer und Kunden, Wirte und Gäste, auf die Straßen und Plätze, um das Schrecknis zu besprechen, da lief alles, was Kind hieß,

dem fremden Manne nach, als sei er der Rattenfänger von Hameln, da lief alles, was Mutter hieß, den Kindern nach, um sie dem Negermagengrabe zu entreißen.

Die guten Leutlein logen aber damals, das ist vor etwa einem Vierteljahrhundert, höchstens alle heiligen Zeiten einmal, und also glaubten sie auch zumeist alles, was man ihnen mit gebürendem Ernste vortrug, und also hielten sie auch die Märe vom Menschenfresser für bare Münze.

Auf dem Kirchenplatze sammelten sich die entrüsteten oder geängstigten oder neugierigen Leute, und die gar Gescheiten, die mit ihrem Maul alles besser machten, als der tüchtigste Minister und der erprobteste Gemeindevorsteher, die führten das große Wort.

Da war zum Beispiel der alte Dobler, ein Original, das wir Studenten weitaus lieber studierten, als den alten Cicero. Der alte Dobler, ein ehrsamer Kleinbauer, war fromm und jähzornig in einem, und so pflegte er Gebete und Flüche gar wundersam ineinander zu mischen. Ein Tischgebet von ihm anzuhören, wobei er seine Kinder zur Andacht ermahnte, war einfach gräulich: auf jede Bitte des Vaterunsers oder jeden Absatz des englischen Grußes folgte ein ellenlanger pädagogischer Fluch, vor dem Kinder und Fenster erzitterten. In der Kirche freilich bezähmte er seinen Jähzorn und fuhr höchstens mit etlichen klatschenden Ohrfeigen unter uns Studentlein, die wir nun einmal kichern mussten, wenn er in der allgemeinen Stille mit dem Ministranten plötzlich überlaut Amen schrie, oder wenn er als Vorbeter der lauretanischen Litanei die Mutter Gottes eigenmächtig als „Königin der Engländer“ bezeichnete.

Dieser alte Dobler nun begehrte auf:

„A Spott und a Schand ist's, dass der da (er deutete verächtlich mit dem Daumen zu einem Fenster des großen Rathhauses hinauf) das da zulassen thut! Himmelsacra ... heilige Maria, verzeih' mir den Fluch! ... meint denn der da, ich hab' die da (er zeigte auf vier Rangen, die in Hose und Hemd barfuß vor ihm standen und der Näslein Überfluss über die Unterlippen hängen ließen), dass sie der dort (er wies gegen die Neustadt hin) nur so zusammenfrisst?!“

„Recht hat der Dobler“, mischte sich da eine krächzende Stimme ein, die dem todtmageren Tabaktrafikanten und Lottocollectanten Stäble gehörte; „was braucht sich der Kerl gerade bei uns zu producieren? Unsere Kinder sind uns zu lieb, als dass sich so ein schwarzer Heide an ihnen sollt' anmästen! Aber warum sich der da droben (er reckte den unendslangen rechten Arm gegen den bischöflichen Palast aus) nicht drein legt, das ... das ...“

Da kam der alte Grass, das goldgestickte Hauskappel auf dem ergrauenden Haupte, die Hände in den Hosentaschen, gemüthlich durchs Bregenzerthor hereingeschlendert. Der alte Grass war Bärenwirt und

Bierbrauer, und was er für ein Bier braute ... o mein Gott ... wenn er's drüben eine Ewigkeit lang trinken muſs, iſt er fürchterlich geſtraft! Er begriff's oft ſelber nicht, wie die Leute ſo ein „G'ſchlader" trinken konnten, und er ſchlug gar oft die Hände vor Verwunderung überm Kopf zuſammen, wenn nach irgend einem Feſte fünfzig leere Fäſslein im Hofe herumkollerten. Viele hielten den alten Graſs für einen Freimaurer. Darum erfaſste uns Studenten bei ſeinem Anblicke ein Gruſeln; aber die Monatgelder, die er als Studentenfreund reichlich ſprendete, verſchmähten wir doch nicht ... nur ein gar frommer Kamerad tauchte das erhaltene Silberſtücklein jedesmal gewiſſenhaft in den Weihbrunnkeſſel der nahen Kapuzinerkirche, bevor er's zu den ehrlichen Münzen ſeines Ledertäſchleins legte. Sonſt aber war der alte Graſs ein Mann voll trefflichen Witzes, der die aufgeregten Gemüther wiederholt durch einen hineingeworfenen Spaſs beruhigte.

Auch jetzt trat er in aller Seelenruhe zu der erregten Gruppe, maß den langen Stäble mit ſpöttiſchen Blicken und ſagte ſchmunzelnd:

„Hab' nur keine Angſt, alte Lotterieſchweſter, Knochen friſst er nicht, und Stadtkinder darf er auch keine verſchnabulieren, das iſt ihm polizeilich unterſagt worden. Drum hat er allweil eine Hühnerſteige voll kleiner Möhrlein bei ſich ... die iſt er g'wohnt ... na ... mir iſt a G'ſelcht's auch lieber als ein fader Weißfiſch. Na ... Leutle ... ſo ſollten wir halt die G'ſchicht anſchauen ... es ſind ſo wie ſo nur Heiden, die er zuſammenbeißt."

Nur wenige merkten die Ironie des humanen Mannes; in den meiſten erwachte die Neugierde, und es gieng das Gefrage los:

„Ja, wo thut er's denn freſſen und wo thut er denn ſein? Was thut es denn koſten und iſt es nicht g'fährlich?"

Natürlich ... wenn er nur Heiden fraß, da konnte man ſich den Genuſs des Gruſelns ſchon gönnen!

Da wuſsten nun wir Studioſi Beſcheid:

„Im leeren Laden des Mehlblers (Mehlhändlers) Körnle, dem ſie alles verſteigert haben, thut er ſein, und an die Mauer iſt er geſchmiedet mit einer Kette, und koſten thut's ein Zehnerlein."

Alſo pilgerte alles, was Füße hatte, in die Neuſtadt und in den leeren Verkaufsladen des Körnle, der abgehauſt hatte, und der Mohrenherr machte ein glänzendes Geſchäft.

Die Schau brachte allerdings eine nicht geringe Enttäuſchung: mit den Möhrlein war's ... leider ... nichts! Dafür war eine Steige voll ſchöngefiederter, fetter Tauben zu ſehen. Die Mohrenſendung aus Afrika ſei ausgeblieben und vor vier Wochen kaum zu erwarten, erklärte der Rothrock; darum müſſe ſich der Wilde einſtweilen mit lebenden Tauben begnügen, und gleich werde er eine verſpeiſen.

Na . . . so schlecht gieng's ihm allweil noch nicht, wie dem Teufel, er bekanntlich in der Noth Fliegen frisst, indes hier wenigstens genug Tauben waren!

Eisenstein, der Schmied, verwahrte sich übrigens gegen die Unterschiebung; er sei des Mohrenfraßes halber gekommen, er verlange sein Zehnerlein zurück. Die meisten jedoch gaben sich schließlich auch mit der weniger schauerlichen Leistung zufrieden und gafften das Ungeheuer ebenso erblüfft an, wie etwa ein Kalb dreinschauen mag, das zum erstenmale en Mond in einem Wasserschaffe erblickt.

Der Wilde, ein Kerl, so schwarz, als sei er kopfüber in einen Tintensee oder in ein Hollermus gesprungen, stand, nur mit einer Schwimmhose bekleidet, an der Mauer und trug um den Leib einen Eisengurt. Drei Schritte vor ihm war der Raum durch eine Schutzwehr bgegrenzt, auf dass er ja nicht ein sich vordrängendes Bürgerlein haschen nd im Handumdrehen abtödten möge. Der Mann hatte schrecklich große Goldringe in den Ohren und einen noch größeren in der Nase, den er ufstülpen musste, wenn die Mahlzeit herankam. Er fletschte allweil die Zähne und verdrehte die Augen, dass man nur das Weiße sah, und er rampelte mit den Füßen und langte mit den Händen nach uns aus, dass er Herr sich genöthigt sah, ihm mit einem merkwürdigerweise mehrfach espaltenen Stocke wiederholt auf die Arme zu schlagen, dass es nur so klatschte.

Und nun . . . nun holte der Herr eine ahnungslose Taube aus dem Käfig, nun . . . fuhr der Afrikaner wie ein Buhi (Uhu) drauf los, nd . . . schwupps . . . hatte er den Kopf auch schon abgebissen und unter ie aufkreischende Menge gespuckt, und nun . . . sog er mit gierigen Zügen as Blut aus dem warmen Körper und riss, nachdem er das Thier gerupft atte, das dampfende Fleisch mit gierigen Zähnen von den Knochen.

Einigen Weibern wurde „ungut" bei dem grauslichen Anblicke, einige hlossen die Augen, einige murrten darüber, dass man auch Kinder uschauen lasse . . . die naturalistische Kunstrichtung war eben dazumal och nicht erfunden; wer aber heute ein paar naturalistische Romane oder Dramen im Leibe hat, dem sind Grausen und Ekel unbekannte Dinge!

Doch . . . wie's im Menschenleben schon geht, nach acht Tagen waren uch die Leute im Studierstädtlein abgestumpft, und der Mohrenbesitzer musste eine Finte anwenden, um seine Bude wieder zu füllen.

Ich weiß nicht, wie es kam . . . wahrscheinlich war der Menschenfresser er ewigen Tauben überdrüssig geworden, er hatte sich „abgegessen", und lso riss er sich eines Tages mit übermenschlicher Anstrengung von der Mauer los und rannte, von allem, was Muth und Füße hatte, verfolgt, nter lautem Gebrülle durch die Neustadt und über den Kirchenplatz in ie Herrengasse und in die Marktgasse, bis er endlich „aufm Saumarkt" ber einen Sandhaufen purzelte und wieder eingefangen wurde.

Jetzt ließ sich wieder mancher das Zehnerlein nicht gereuen, nur, um zu sehen, ob er auch gut angekettet sei, und richtig, der Schwarze trug jetzt auch Ketten an den Füßen, und der Unternehmer . . . rieb sich die Hände, und das gieng fort, bis sich die Obrigkeit eines Besseren besann und den Rothrock mit seinem Aschanti über den Arlberg ins Tirolerland verwies.

Das machte damals die gute Nachbarschaft: die Tiroler schickten uns ihre Dörcher oder Karrenzieher, wir schickten ihnen alles landfahrende Gesindel übern Hals.

Nun trug sich gerade damals das Angenehme zu, dass die Vacanz, bekanntlich der schönste Theil des Schuljahres, herbeikam, und weil mein Vormund im Klosterthale zwei Geißen zu kaufen gedachte, gab ich ihm, in der Hoffnung auf ein Glas Apfelmost, die drei Stunden Weges bis Dalaas das Geleite. Richtig verstand der Vormund deutsch und lenkte seine Schritte, nachdem er zwei gute Milchgeißen erworben hatte, dem Postwirtshause zu, vor dem der Tiroler Stellwagen seiner Insassen harrte, die in der kühlen Stube das Mittagessen einnahmen.

Bald stand ein Krüglein des grüngelben erfrischenden Trankes vor mir, und indes ich die Nase ins Glas steckte, ließ ich die Blicke durch das getäfelte Gemach schweifen, bis sie auf zwei Männern hafteten, die eine Maß Wein um die andere tranken und eine gehäufte Schüssel voll lieblich duftenden Kalbsbratens dazu aßen und demnach gar sehr guter Dinge waren.

Wo sollte ich die beiden Männer nur hinthun? Ei, der eine hatte zwar keinen Bart mehr, aber er hatte den stechenden Blick und die Stimme des Mohrenherren, und, ei, der andere mit der Stumpfnase und den geschwollenen Ohrläppchen, der war heilig niemand anderer, als . . . der Mohr, der sich gewaschen hatte!

Da ich meinem Vormunde auf dem langen Marsche die erschreckliche Geschichte ausführlich erzählt hatte, genügte ein sanftes Anstoßen mit dem Ellenbogen und ein geflüstertes Wort vollständig, um ihn über meine Vermuthung aufzuklären, und als entschlossener Mann der That machte er wenig Umstände.

Er nahm sein Glas, gieng auf die Männer zu und sagte:

„Zum Wohl, ihr Herren, und schmeckt dem Menschenfresser der Kalbsbraten?“

Da fuhren die Männer erschreckt auf; sie fassten sich aber bald, stießen mit meinem Vormunde auf gute Freundschaft an, und der Mohrenherr sagte lachend:

„Na freili', Herr Vetter, schmeckt er meinem Spezi! Lassen Sö Ihna amol a Wochen in Schwimmhosen und in aner Ketten angaffen und fressen Sö amal a Wochen lang jeden Tag vier Tauben, nachher

werden S' alle zehn Finger a'schlecken nach an urndlichen Kalbsbraten, der sei' warme Röhren g'sehen hat!"

„Aber ... aber", sagte der Vetter Vormund, „da seid ihr ja ganz verflixte Schwindler!"

„Schwindler hin, Schwindler her ... das Volk will ang'schmiert sein! 's Handwerk hat'n goldenen Boden verloren, und alsdann..."

„Ja, und was seid ihr denn eigentlich außer der Menschenfresserei, wenn's erlaubt ist, zu fragen?"

„I bin a Schneiderg'söll aus Hernals", sagte der „Impresario".

„Und ich bin a Suste aus Tabor, wos ise glei' bei Wien", sagte der Wilde, der noch nicht vollkommen deutsch konnte.

„So ... entgegnete der Vetter Vormund und nickte bedenklich, „und jetzt will ich euch auch etwas sagen: wie wir vor einer halben Stunde über die Alvensbrücke sind gangen, haben wir zwei Gendarmen eing'holt ... was nur die da herin wollen?"

Da traf uns wieder der stechende Blick des Schneiders; er sagte lachend:

„Gengen 's z' Fuß? Nachher können S' uns ... wir fahren mit'm Stellwagen und in Stuben nehmen wir a Extrafuhrwerk ... 's hat si' scho' aus'zahlt im Landl!"

Also fuhren die zwei Gauner über den Berg, und die Nemesis hinkte schwerfällig nach, und ... wir trieben die Geißen heimwärts ... hü, Weiße, gehst weiter, Schwarze!

Nach drei Wochen aber sind sie doch erwischt worden in Schwaz oder Kufstein, wie die Zeitungen gemeldet haben.

Heimständigkeit.

Nur Bäume, die sich mit mächtigen Wurzeln an die Scholle klammern, erheben ihre Häupter hoch gegen Himmel. Nur ein Volk, das sich tief in seinen Heimatboden gründet, kann sich zur höchsten Vollendung entwickeln.

R.

Zu Straßburg auf der Schanz....

Ein steierisches Volksbild von **Peter Rosegger.**

Schon zur Sommerszeit war die Hütte kaum zu finden. Von der Hochsandalm aus sah man über das Gewände eine scharfe Runse niedergehen, als ob der Berg dort einen Sprung hätte. Wer die Schroffen hinanstieg, der sah, dass in dieser Runse ein kleiner grüner Grasboden lag, fast eben, mit einigen alten, sturmzerzausten Fichten bestanden. Und unter diesen Fichten lag halb in den Boden eingesunken die Halterhütte. Man nennt die Gegend das Hundsthor.

Nun im Winter war zudem noch alles eingehüllt in Schnee und Nebel. Und zur Stunde auch in Nacht. Da durften sich die beiden Gesellen schon auseinanderthun in der Hütte und das Herdfeuer anmachen. Jetzt konnte sie der aufsteigende Rauch nicht verrathen. Der Kleine, ein rothbärtiger Glatzkopf, weidete eine Gemse aus; der andere, ein schlanker hagerer Mensch mit langem, schütterem Schwarzbartanflug im blassen Gesicht, warf Schnee in einen Holzzuber und stellte ihn auf den Herd, damit Wasser werde. Die beiden Männer sahen an Gewand und Körper so verkommen und bedenklich aus, dass man ihnen die Wahl dieses unwirtlichen Aufenthaltes gern glaubte. Der Rothbärtige hatte eine lange, verschlissene Lodenkutte über die vergilbten Leinwandlappen gehüllt. Der hagere Schwarze hatte einen Mantel um, aus grauem Tuch, mit schwarzen Aufschlägen und großen Messingknöpfen. Und auf dem Kopfe eine graue Holzmütze. Die Aufschläge waren ursprünglich gelb gewesen, aber mit Kohlenruss schwarz gemacht worden. Die Knöpfe waren schon so sehr verblindet, dass man ihnen die militärische Herkunft nicht mehr ansah.

„Du, Fölzl", sagte der Rothe mit einer schier zarten Fistelstimme, „nächst Jahr kommt die Fastenzeit früher!"

„So!" sagte der andere, dieweilen er Zirmäste in das Feuer warf, dass die Funken bis ins Gebälk aufsprangen.

„Ja, Fölzl, wir müssen sparsam sein. Das ist die letzte." Er meinte die Gemse. „Der Widl kommt nicht mehr, weil er kein Geld kriegt, das Pulver ist verpufft und ich soll des Hungers sterben, deinetweg, Geizhals du, verdächtiger! Oder willst mich lebendig braten, weil du das Feuer so ins Dach jagst?"

„Die Hütten soll niederbrennen", sagte der Fölzl missmuthig. „Mir wär' es schon am liebsten, meiner Seel'. Todt möcht' ich sein. Oder — wieder einmal Leut' sehen."

„Da steht einer!" so der andere und stellte sich mit ausgespreiteten Beinen vor ihn hin.

„Ist noch eine Frage, ob du wirklich ein Mensch bist."

„Bis da herauf kann ich dafür gutstehen", sagte der Rothe und legte die Hände an die Knie.

„Hörst, Rückli, wenn du weiter hinauf ein Vieh bist . . ."

„Sprich dich aus, sprich dich aus. Wird schon richtig sein, was du dir denkst."

„Ich mag dich nicht mehr. Jetzt, wenn Weihnachten kommen, gehe ich hinab ins Thal. Will doch endlich wieder einmal — weißt Rückli — mich plangt's immer einmal nach einer Kirchenglocke."

„Und mir nach einem Wirtshaus. Ja, Fölzl, wir gehen miteinand. Aber nimm deinen Geldsack mit, dass man dich unterwegs berauben kann."

„Deine Späße sind ranzig", sagte der Schwarze im Soldatenmantel. „Du weißt, dass ich den letzten Thaler nicht hergebe. Er ist meiner Mutter Taufthaler."

Der Rückli hielt die baumrindenfarbigen Hände über den Bauch zusammen und sagte zärtlich: „Der Taufthaler, der von Muttern! Eine Freude, was du für ein frommes Kind bist! Und unschuldig wie die Engel! Nur dass du dich vor den Gendarmen fürchtest, macht dich noch liebenswürdig."

„Fürchtest du sie nicht, Schweizer?" sagte der Fölzl und goss den aufgelösten Schnee in eine rostige Pfanne, die er ans Feuer that.

Der andere zerstückte mit einem Taschenfeitel das Wild und warf die Stücke vor die Thür auf Eis.

„Ich mich fürchten! Lächerlich! Wegen Verheimlichung gefundener Sachen. Wenn man auf dem freien Feld Kartoffeln und Kohlköpfe findet, hetzen sie gleich die Polizei wie auf einen Dieb!"

„Du hast mir doch erzählt, dass du vom Bahnhof den Postbeutel gestohlen hättest!"

„Gestohlen hättest —! Grober Flegel! Weil ich gemeint hab', es könnt' ein Brief für mich dabei sein. Nichts Ordentliches drin gefunden, habe ich den Beutel redlicherweise auf die Straße geworfen, wo ihn jeder Postknecht aufheben kann."

„Besser bist dran wie ich", bemerkte der Fölzl, während er getrocknete Pilze in das Wasser warf. „Mich, wenn sie derwischen, bringen sie bloß ein bissel um."

„Geh', Prahler!"

„In allem Ernst. Weil es schon das drittemal ist."

„Das drittemal, sagst?“

„Dass ich ihnen durchgegangen bin.“

„Also hast dich schon ein paarmal einfangen lassen? Dummer Kerl!“

Der Schwarze schwieg und rührte mit einem Aststrunk die Schwämme um im kochenden Wasser. Der andere stutzte ein wenig, dann sprach er in betrübtem Tone: „Jetzt bist schon wieder beleidigt. Dummer Kerl, das sagt man doch nur zu seinem besten Freund. Ich kann ja auch Euer Wohlgeboren sagen. Bin ja ein verbindlicher Mensch — ein gelernter Seiler. Und du musst nicht vergessen, wie christlich ich dich liebe seit Allerheiligen, wo ich dich in dieses mein Schloss aufgenommen und an meine Tafel gezogen habe.“

„Weil du selber nicht kochen kannst.“

„Kochen kannst, ich bitt' dich! Mach' dich jetzt nicht noch wichtig. Mit deiner Hausfrauenwürde! Die Pilze primseln ja doch schon wieder, weil du zu wenig Wasser in der Pfanne hast. Na doch, wir wollen keinen ehelichen Zwist aufführen. Geh', Fölzl, sei wieder gut und erzähle mir, wieso du zweimal ein dummer Kerl gewesen bist, Euere Excellenz!“

Nun theilte der Schwarze einiges mit. „Das erstemal zu Graz, wie ich heim will, da haben sie mich nach ein paar Stunden schon erwischt, unterwegs bei Köflach. Eine Woche Stockhaus. Das zweitemal voriges Jahr im Krieg. Auf dem Rückzug von Königgrätz denke ich mir: Die schönste Gelegenheit — ohne Urlaub heimzu, ins Gebirg. Kein Hahn kräht danach. Glücklich über Linz her. Da hat mich ein Weibsbild verrathen. Ja, ein Weibsbild. Weil ich mir von einer anderen das Essen hab' in die Höhle tragen lassen. Dazumal, Freund, haben sie mich auf der Stell' wollen erschießen. Fahnenflucht. Als ob damals nicht — pfui Teufel, das primselt! — Das Salz ist auch aus.“

„Schnupftabak in die Suppen! — Gelt, Herr, kaiserlicher! Fürstlich geht's her bei mir im Vergleich zur Soldatenmenasch!“

„Wie gut ist es mir ergangen gegen jetzt!“ seufzte der Schwarze auf. „Und doch, doch hat's wieder müssen sein. — Wenn du noch einmal desertierst, hat er damals gesagt, der Hauptmann, dann wirst du erschossen ohne Pardon! — Ein halbes Jahr später bin ich halt wieder fort.“

„Gelt, Fölzl, weil's lustiger ist in der Wildnis — ein Raubthier — wie bei den Kaiserlichen in der Kaserne, das gute Gewand, die Herrenkost all' Tag! Muss ganz abscheulich sein.“

„Nicht! das nicht!“

„Also wesweg laufst denn allemal davon?“

„Rückli, das verstehst du nicht.“

„Hätt' ich meinen Leibschaden nicht, mein Lieber!“ zog der Rothe jetzt auf. „Freiwillig zur Armee! Oberst könnt' ich sein! Anstatt Tage=dieb. — Tagedieb, auf Ehre! Damit du siehst, ich kann eine Wahrheit

vertragen. Bin überhaupt ein großartiger Charakter, muss ich dir gestehen. Bloß schade, schätzbarster Freund, dass du ein so schäbiger Filz bist."

„Das Nachtmahl ist fertig!" verkündete der Fölzl und nahm aus der Wandritze ein paar breite Holzlöffel hervor. Sie kauerten sich an den Steinhaufen, Herd genannt, und verzehrten den Sud.

Draußen in den Felsen pfiff der Wind.

Am nächsten Tage war der Weihnachtsabend. Die beiden Flüchtlinge verhandelten miteinander. Sie wollten nach Oberklausen hinabgehen, ins Dorf. Der Fölzl war bereit, dem Rückli seinen Silberzehner zu geben, das einzige Geldstück, das er nebst dem Taufthaler noch besaß. Dafür musste der Rothe Mantel tauschen, so dass er den Soldatenrock, und der Soldat den Lodenrock anzog. Zur größeren Sicherheit. Weiter bedingte der Fölzl sich aus, dass der andere sich nicht an seine Fersen hänge, sondern ihn allein gehen lasse. Für diesen Dienst wollte der Rothe noch einen Zehner haben, der Schwarze zeigt ihm den leeren Lederbeutel.

„Pfui", rief der Rückli, „den Thaler in den Hosensäckel, und den leeren Beutel aufzeigen! Na, gib ihn her! Höhlerei, miserable! Sonst bleib' ich unterwegs bei dir, denn ich hab' dich viel zu gern, als dass ich dich allein gehen lassen mag ohne Vergütung! — Dann wirst mir morgen oder übermorgen doch wieder die Ehre erweisen da heroben in meiner Residenz. Ja, das ist schön von dir. Jetzo aber, Bruder, wollen wir uns zwei beide auf den Glanz zusammenrichten zur heiligen Weihnachtszeit."

Der Hirt hatte im Herbste wohl die Schafscheere vergessen, die auf der Wandleiste lag. Mit dieser Scheere schnitten sie nun einander die Bärte weg. Dann kam ein großes Waschen mit Schnee. Nach dieser Verschönerung hatte der Rückli unter dem breiten Glatzschädel ein lächerlich kleines, krebsrothes Gesichtlein, eine winzige Stumpfnase drin und zwei Luchsaugen, die unerhört nahe aneinander standen. Der Fölzl hatte ein fast schönes, jugendliches Antlitz, nur eingefallen, die Wangen waren beim Scheuern mit Schnee rosig geworden. Die runden Augen aber blieben in ihrer Schwermuth.

Dann sind sie hinabgegangen stundenweit ins Thal. Der Fölzl für sich allein, der hielt sich stets an die Wälder, und als er Oberklausen vor sich liegen sah, wartete er die Abenddämmerung ab, ehe er hinschlich zur Kirchhofsmauer.

Unterwegs hatte er die Gegend angesehen, daraufhin, ob es sich dann verlohne, so sehr Heimweh zu haben nach ihr. Draußen in der fremden Welt alleweil weh . . . alleweil weh nach daheim. Und ist man da, so ist's auch nichts. Keine Verwandten, keine Freunde mehr, nur das enge Thal und die hohen Berge, die nichts haben für unsereinen als die größte Entbehrung. Baum und Stein, alles so fühllos, mitleidslos, nicht anders wie draußen in der weiten Welt. Und doch anders! — Was ist es denn?

Du heiliger Gott, was ist es denn, dass ich euch so lieben muss, ihr finsteren, ihr harten, wilden Berge! Dass ich sterben muss, wenn ich euch nicht sehe! Und sehe ich euch, so seid ihr nichts als wüste Massen und habt weiter keinen Sinn. Und muss euch doch lieben, mehr als je einen Menschen, und muss euretwegen Ehr' und Leben verscherzen! . . .

So sind es seelenversengende Gedanken gewesen, die den armen Burschen gepeinigt haben, auf diesem Wege zur Christmette.

Aber die Kirche, in der er als Knabe an seiner Eltern Seite so oft gesessen! Die mitternächtige Weihnachtsfeier, die er in seligem Glauben an den eingebornen Gottessohn einst mitgenossen! — Er sehnt sich, diese Kirche wiederzusehen. Das Marienbild über dem Altare hatte immer Ähnlichkeit mit den Zügen seiner Mutter gehabt. . . .

Er möchte doch wieder einmal in Gemeinschaft gläubiger Menschen sein. Es ist so kalt, so öde — ausgestoßen zu sein. Ist es denn wirklich ein Verbrechen! Alles von sich zu schieben, nichts zu thun und nichts zu verlangen von Kaiser und Reich, als ein armes, kummervolles Leben im Gebirge! Und deswegen verfolgt, geächtet! —

Im blätterlosen Gestrüpp an der Mauer kauerte er. Das war nicht weit von der Stelle, wo seine Eltern ruhten. Die Füße grub er tief in den Schnee, dass sie nicht erfrieren konnten. — Friedsam war die Nacht. Die Sterne waren wie silberner Sand an den Himmel hingestreut. An den Berghängen die Lichter der Häuser, in denen heute niemand schlief, und solche Lichter auch glitten thalwärts und wieder bergwärts, der Kirche zu, die über dem Dorfe auf dem Hügel stand. Nahe an ihm giengen sie vorüber, und die hohen schmalen Kirchenfenster bekamen allmählich den rosigen Schein, der sich zu einer lichten Glut steigerte, weil drinnen schon die Hunderte von Kerzen brannten. Leise und in hoher Feier begann das Tönen der Orgel.

Dem armen Flüchtling wurde warm in der Brust. Fast fühlte er es wie eine Sättigung in der Heimatsuche. Es war nicht so, wie oben in der verlassenen Hütte. Hier schien es sich wirklich zu lohnen, dass er da war. Nur hätte er sich nicht fragen dürfen, warum? Denn eigentlich zitterte er vor Frost. Denn eigentlich war er nichts als ein Wicht, der kein Anrecht hat an Heimat und Gemeinde. — Und doch will er jetzt hineingehen, ganz hinten im dunklen Thurmgewölbe. — Da drinnen, wo der Vater einst georgelt, die Mutter gesungen hat, ist er so recht ganz daheim. . . .

Jetzt siffelt etwas über den Schneeboden heran, an der Mauer hin und zischelte beständig: „Fölzl-Bruder!“ Das war der Rückli. Der Flüchtling hüstelte.

„Ah, da bist ja“, sagte der Rothe, „aber dass du dir nichts einbildest! Es ist schon wieder Nachfrage nach dir. In aller Wahrheit, die

Einhörner sind unten im Wirtshaus. Nur zwei. Mich haben sie wollen beehren, weil ihnen der Rock bekannt vorkam. Nur hat ihnen der alte Lump nicht gefallen, der drin steckt. Dich wollen sie haben und meinen, herfürgegangen könntest du sein, auf die Weihnachten. Solche Nasen! Sie kommen zur Kirche her, das hab' ich dir stecken wollen. Guten Abend!"

In die Kirche also nicht, das wäre heute ein zu gefährlicher Ort. — Da trachtete der Flüchtling nach einem besseren Versteck. In einem Winkel des Kirchhofes war das Beinhaus. Es war halb verschüttet, verschneit und mit Struppwerk umgeben. Zwischen dem Wust guckte das schwarze Loch einer Wölbung hervor. Da hinein kroch der Fölzl, aber es war ein ungutes Kauern auf den harten Knochen und Todtenschädeln und fiel es ihm noch ein, wenn die Häscher kämen, mit diesen Sachen könnte er sie bombardieren.

Nein. Auf Todtenschädeln kann sich der Mensch doch wohl im Frieden niederlassen. Das ist auch ein Daheim, ein sicheres. Und von solcher Schädelstätte aus sah er durchs Kirchenfenster gerade die vergoldete Statue des heiligen Apostels Paulus, die er als Knabe so oft betrachtet und von der ihm sein Vater, der Schullehrer, gesagt hatte, es wäre das Bild des großen Weltapostels. Der hatte das Schwert und stützte sich darauf. Als ob das Christenthum mit dem Schwerte ausgebreitet werden müsste. Das ist ja nicht, das darf ja nicht sein! Vielmehr ist es, dass die Apostel des Heiles durch das Schwert umkommen. Wunderliche Welt! —

Aus solchem Brüten weckte ihn der Festgesang: „Stil — le — Nacht! — Hei — li — ge Nacht!" . . . Mit zarter Violinbegleitung sang es auf dem Chor eine Frauenstimme. Eine Stimme, die —. Was ist denn das? Diese traute, süße Stimme? — Das ist die Mutter! Das ist die Mutter! — In glühender Erregung aufsprang der Bursche, dass die Knochen kollerten, und mit wenigen Sätzen war er am Kirchenthor.

Dort standen sie. Der eine fasste ihn am Arm, der andere leuchtete ihm mit einem Streichholz ins Gesicht.

„Ich glaube er ist es", sagte der Gendarm.

„Wollen Sie uns Ihren Namen sagen?"

„Der Rechte wird's schon sein", antwortete der Flüchtling in trüber Gelassenheit.

Jetzt haben sie ihn mit dem Stahlkettlein geschlossen. Er hatte die Hände gleich selbst dazu gekreuzt, er war ja schon Sachverständiger darin.

„Meine Herren!" sagte er, „machet euch die Mühe kurz. Ihr wisst, was mit mir jetzt geschehen wird. Mir ist es recht, nur daheim — daheim machen wir's ab. Da gleich hinter der Mauer. Ich bitte drum! Ich bitte drum!"

„Was wollen Sie? Keine Umstände jetzt. Wir marschieren ab."

Da hub der arme Bursche an, gar sonderbar zu reden.

„Nicht wahr, ihr guten Herren", sagte er, dieweilen sie selbander schon hinabschritten die Kirchtreppe, in kalter Sternennacht, „aus diesen schönen Gewehren habt ihr schon immer einmal einen Schuss gethan, der dem nicht gut ist gewesen, den er getroffen? Habt ihr keinen barmherzigen im Rohr? Schenket mir ihn! Seid gut, seid gut. Schenket mir ihn! Nur dass ich — daheim kann schlafen. — Ihr dürft nicht?"

„Lassen Sie derlei Späße. Marsch!"

„Ihr dürft nicht? — Na gut. Dann weiß ich ein Mittel, dass ihr dürft."

Kaum die letzten Worte gesprochen, machte er einen weiten Sprung die letzten Stufen hinab, und in großen Sätzen über das blinkende Schneefeld dahin.

„Halt! — Halt! — Halt!"

Er hielt nicht, da knallte der Schuss.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Gendarm hatte sich schwer zu rechtfertigen. Er hatte schlecht getroffen. Nach dem Bein hatte er gezielt, den Hals hatte er durchbohrt.

Im halb verfallenen Gewölbe, auf den Knochen, von da aus er vorhin in Erinnerung an seine selige Kindheit die Christmette mitbegangen hatte, lag jetzt sein kalter Leib.

In der Morgendämmerung des Christtages stand der Strolch sinnend davor und erwog, in welcher der Taschen wohl der Taufthaler stecken mochte. Endlich wendete er sich ab, schüttelte den Kopf und girte bei sich: „Nein, dieses Geschäft wär' mir denn doch zu schmutzig."

Neue Gedichte

von **Sophie von Khuenberg.**

Lerchentrost.

Und hab' ich verscherzt mir so manche Gunst,
Viel Glück zu Grabe getragen,
Bleibst du mir nur treu, du liebe Kunst,
Dann hat es nicht viel zu sagen!

So steigt wohl zwischen den Gräbern hervor
Die Lerche der Sonne entgegen
Und trägt in ihren Liedern empor
Vergangenen Liebessegen!

Im Bett der Mürz.

Im Bett der Mürz ein großer grauer Stein,
Daran sich schäumend jede Welle bricht.
Er mahnt mich, ach, an meiner Seele Pein,
Die lastend ruht im wilden Drang der Pflicht.

In Kampf und Arbeit schäumt das Leben hin,
Es überstürzt sich unruhvoll die Zeit,
Doch unbeweglich, wie der Stein da drin,
Ragt aus der Flut empor mein graues Leid.

* * *

Moderne Ehe.

Anonymes Briefgeschreibe,
Hier und dort ein Stelldichein,
Immer träumt er nur vom Weibe,
Und fällt immer wieder 'rein.

Rothe Locken, blasse Wangen,
Schlanke Taille, enggeschnürt,
Ach, im Reiche solcher Schlangen
Bleibt kein Edler unverführt.

Wenn er endlich satt von Festen,
Seine Seele grau in grau,
Nimmt er mit blasierten Gesten
Eine unschuldsvolle Frau!

Briefe Franz Nissels

an seine Braut

Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad.

(Schluss.)

Nr. 27.

Wien, 16. Juni 1863.

Theure Marguerite!

Von nun an möchte ich wünschen, dass eine frischere Strömung in unsere Correspondenz käme, damit sie uns stärkt und erhebt, statt uns zu drücken und zu entmuthigen. Ich meinerseits will daher auch weniger mit Betrachtungen, die sich auf längst oder jüngst vergangene Zeit bezieht, sondern mehr mit dem beschäftigen, was der Augenblick bringt oder erfordert. — Die drei Tage, die ich jetzt draußen in Baden bei Schlesinger zubrachte, vergiengen mir unter wechselnden Eindrücken. Zuerst fühlte ich mich sehr unwohl; ein halbstündiger Gang vom Bahnhof bis in die Karlsgasse hatte mich so erschöpft, dass ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Es verstimmte mich, weil ich sah, dass ich der körperlichen Ruhe und Schonung noch immer und wahrscheinlich mein ganzes Leben bedürftig sein werde. Was aber wird mein theures Weibchen dazu sagen? Wird sie nicht physisches mit geistigem Wesen verwechseln? Nein, nein, gab ich mir selbst zur Antwort. Aber es kränkt mich doch, dass sie um meinetwillen ihrem überaus lebendigen Temperament manche Zügel wird anlegen müssen, statt dass ich sie auf starken Armen jubelnd durchs Leben tragen könnte! — Ich hatte mit Schlesinger viel zu besprechen. Er las nämlich meine „Zauberin“ und ich berieth mich mit ihm über die Möglichkeit einer Umarbeitung im Sinne Laubes, obwohl mein eigenes Gefühl dieselbe negierte. Aber auch Schlesinger war meiner Meinung, dass, was man von mir begehrt, beinahe einem literarischen Selbstmorde gleichkommt, indem gerade das Beste am Werke, das, was ihm eigentlichen Wert verleiht, vernichtet werden müsste. Somit ist jede Hoffnung, das Stück auf die Bretter des Hofburgtheaters zu bringen, als verloren zu betrachten. Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, denn Du darfst mir glauben, dass es mir sehr gelungen ist. Du weißt, wie klar ich mir selbst und wie weit entfernt ich von Arroganz bin. Dann besprachen wir andere Projecte. Ich will nämlich lieber die „Jakobiten“ theilweise umarbeiten und verbessern, namentlich in die letzten zwei Acte, denen es noth thut, noch mehr bühnlichen Effect bringen. Ich hoffe, dann führt sie Laube auf, da Lanscoronsky, der sich ihnen widersetzte, todt ist. Das wird eine Arbeit von höchstens vier Wochen sein. Hilft auch das nicht, so versuche ich die Wolter für „Dido“ zu interessieren, gehe aber dann zugleich an ein neues historisches Schauspiel, dessen Plan ich schon theilweise entwickelt habe;

damit kann ich auch bis Ende November fertig werden. So müsste es also doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht doch im Laufe der Wintersaison eine Novität von mir in die Öffentlichkeit käme. Dann aber ist der Schaden doch größtentheils ersetzt und alles wieder in Ordnung. Untergehen kann ich doch nicht mehr als Dichter, so viel Ruhm hat mir mein „Perseus" doch eingebracht. Seien wir also nicht zu verzagt — alles kommt nur auf die Erhaltung unserer Gesundheit und auf die Ausdauer unserer Liebe an. — Ein einsamer Spaziergang allein am Ufer des Baches hinauf, versetzte mich in ungeheure Wehmuth. Weißt Du, welche Erinnerungen da auftauchten? Die ganze Kindheit meiner Schwester zog an mir vorüber, mir ward so weh ums Herz. — Ich kehrte in Schlesingers Wohnung zurück; sie waren in heiterer Stimmung durch die Freude an ihrem Kinde, das sie herzen und küssen den ganzen lieben Tag. Der Anblick dieses Familienglückes that mir wohl und Hoffnung zog in mein Gemüth ein, dass ich es vielleicht auch noch einmal erleben werde. Mit diesem Lichtbild will ich diesmal schließen. Sei mir gegrüßt, gegrüßt und gesegnet, du mein Lebenslicht! Es strahlt mir aus der Ferne — ach — aus gar weiter Ferne! Dein Franz.

Nr. 28.

Dienstag, den 16. Juni, abends.

Meine liebe gute Marguerite!

Eine angenehme Nachricht kann ich Dir nicht früh genug mittheilen; ich thue es daher, kaum dass sie mir selbst zugekommen ist. Der berühmte Professor der Ästhetik in Berlin Dr. Hote hat an meinen Agenten Kratz geschrieben und ihn aufgefordert, mein Trauerspiel „Perseus" der Commission, die gegenwärtig in Berlin tagt, zur Prüfung der jüngst erschienenen Dramen einzusenden, damit es in die Preisbewerbung mit einbezogen werden kann, da es leider auf der Hofbühne nicht zur Darstellung gekommen sei; man habe so viel Gutes von meinem Werke gehört, dass man es kennen zu lernen wünsche. Nun musst Du wissen, dass der König von Preußen bei Gelegenheit der Schillerfeier einen Preis von 4000 Gulden gestiftet hat, welcher alle drei Jahre dem während dieser Zeit erschienenen besten dramatischen Werke zuerkannt werden soll. Nun will ich mich zwar nicht der allzu kühnen Hoffnung hingeben, den Preis selbst davon zu tragen, denn das wäre ein so ungeheures Glück, dass ich gar nicht daran glauben kann; aber wenn mein „Perseus" auch nur unter jenen Werken genannt wird, die der Preiszuerkennung zunächst standen — und das glaube ich hoffen zu dürfen, so ist das eine so große Auszeichnung für mich, als einen der jüngsten Dichter, dass gewiss alle Bühnen von Deutschland sich beeilen werden, mein Werk und auch später folgende Arbeiten aufzuführen; selbst Laube wird mehr Respect vor mir haben und „Perseus" auch wieder ins Repertoire aufnehmen. Jedenfalls zeigt mir der Vorfall, dass die Anerkennung meines Talents sich doch in immer weiteren Kreisen geltend macht. Freue Dich recht mit mir und denke recht an Deine Erhaltung für mich, damit ich ja den schönsten Preis nicht verliere. Heute überfiel mich wieder die Sehnsucht nach Dir so gewaltig, dass ich glaubte, mein Herz müsse brechen; da kam zum Glück jene Nachricht und erhob mich aus meiner Wehmuth. Ich weiß gar nicht, wie mir war; es überströmte mein Gefühl für Dich. Ich bin ein Narr gewesen, wenn ich oft an meiner Macht über Dich zweifelte. Einer Liebe, wie die meinige, könntest Du gar nicht widerstehen, auch wenn Du wolltest — o sie ist unermesslich, unermesslich. Lass ihre heilige Flamme Dir leuchten zum Glück, sei nicht traurig, nein, juble, juble! Dir gehört das größte Herz, nein, klage nicht, Du bist doch auserwählt unter vielen, auch ich will nicht klagen, was auch kommen mag, denn auch ich habe in Dir eine Perle gefunden,

so kostbar, wie sie nur selten einem Manne zutheil wird. Was wollen wir neben dieser schönen Thatsache bedauern, die Schwäche der physischen Natur, die fehlenden Glücksumstände? Nein, so klein sind wir nicht! Diese Sachen können sich bessern und werden es hoffentlich; was aber nicht so leicht wieder zu finden ist, das ist eine Liebe, wie die unsere, ein Bund zweier Wesen, wie wir es sind. Wenn ich nur jetzt mit dem Sturmwinde zu Dir fliegen und einen Kuss auf Deine theure Stirn drücken könnte! Wenn Du heraufkommen könntest — Du würdest einen, vielleicht dummen Streich oder Unheil verhindern. Denn wie ich zu Dir kommen soll, ohne meine Angelegenheiten gründlich zu vernachlässigen, weiß ich wahrlich nicht und wie ich die Trennung ertragen werde ohne tiefen moralischen und vielleicht auch physischen Schaden, weiß ich auch nicht, obwohl ich Dir, wenn es sein muss, verspreche, all' meine Kraft zusammen zu nehmen und auch Dich bitte, meinetwegen nicht zu sehr in Angst zu sein. Entmuthigt bin ich zwar gar nicht, was die Zukunft betrifft, aber die Gegenwart ist recht bitter und freudenlos. Wenn Du heraufkommen könntest! Nun ich vertraue Dir ja jetzt! Durch mein Vertrauen zu Dir will ich Dich lenken, so lenkt man edle Seelen! und Du wirst mein Vertrauen nie, niemals täuschen! Darauf bau' ich ja all mein Glück; denn sieh', was ich auch oft sagen mag, wenn es in mir gährt und tobt, ich habe doch ebensowenig Talent zum Tyrannen als zum Sclaven und werde nur dann zufrieden sein, wenn Du Dich mir freiwillig ganz hingibst, auch mit dem Willen. Doch ist nur diese Prüfungszeit vorüber, so wird alles hell und heiter werden. Ich sollte eigentlich zufriedener sein, als ich bin, weil sich mein Schicksal doch im Grunde, so peinlich, misslich und gefährlich manches in meiner Lage auch ist, dennoch seit dem letzten Herbste entschieden zum Bessern gewendet hat. Der Erfolg meines „Perseus“ hat mir doch wieder Lebensmuth und den Boden gewonnen, auf dem ich wieder, wenn auch unter neuen Kämpfen, fortbauen kann; ein edles Frauenherz hat sich mir geöffnet und hingegeben, auch jener Fluch, nie geliebt zu werden, ist von mir genommen. Wohl hat sich dann des Bitt'ren viel ereignet, aber die Tendenz zum Besseren ist mir doch geblieben; ich habe mich aufgerafft und wieder ein Werk vollendet, zwar habe ich jetzt wenig Lohn dafür, aber ich zweifle nicht mehr an meiner Kraft, die fast schon am Erlöschen war. Kurz, ich bin doch aus moralischem Tode zum Leben erwacht. Das ist viel, sehr viel! Man muss nicht alles auf einmal verlangen. Muth, Hoffnung, Lebenslust! das sei uns're neue Devise!

Dein Franz.

Nr. 29.

Wien, 20. Juni 1863.

Meine liebe, theure Marguerite!

Es ist zweifellos, dass ich nur dann wahrhaft glücklich sein kann, wenn ich in möglichster Zurückgezogenheit, in stillem Frieden lebe und großer physischer Ruhe genieße; auch manchmal zu träumen ist mir Bedürfnis. Da wächst mein Geist und entfaltet sich mächtig, da wird mein Herz gesund (besonders wenn ein liebes Wesen mir zur Seite steht, denn ohne dieses ist ja alles öde und traurig). So wie man mich aber herausdrängen will zur äußeren Beweglichkeit, ins Weltgetümmel, in die große Gesellschaft, in die körperliche Anstrengung, da fange ich zu schwanken an, mein Geist umdüstert sich, mein Herz, allzu weich, blutet bei allzu vielem, ich werde grämlich und klein. So ist mein Wesen, das sich entweder nie ändert, oder nur allmählich unter dem Einflusse lang dauernden Glückes;/ wahrscheinlich aber nie — und es ist auch gar nicht nothwendig. Das Ideal, welches ich mir von unserer Zukunft mache, sieht doch immer den Dresdner Luftschlössern ähnlich. Ja, beginnen wir jetzt, uns statt Pechvögeln für Glückskinder zu halten, das ist sehr, sehr vortheilhaft, die feste Einbildung hat sicher Zauberkraft, besonders über die Nerven

und auf die Gesundheit. Wenn wir einmal vereinigt sind, wenn ich Dir in das liebe Auge sehen kann, dann werde ich kaum je mehr in die Höhe fahren und heftig werden, wenn mir auch was nicht recht ist. Dann wird der Sturm, wenn einer entstehen sollte, innerlich bleiben. Aber „mit der Feder", da ist's was and'res, da ist's gefährlicher, weil da das Innere herauskommt und jedes Wetterleuchten sichtbar wird. In Deiner Nähe wird wohl nie ein ganzer Sturm mit aller Gewalt hervorbrechen, denn dann müsste es schlimm stehen, so schlimm, wie es bei Deiner zärtlichen Liebe zu mir gar niemals stehen kann und wird. Mit mir ist gut leben, wie mit keinem and'ren Menschen. Glaubst Du nicht? Du wirst schon sehen. Nur die „Federn" räume mir aus den Weg, wenn ich anfange, die Stirn zu falten. Dann bist Du sicher. Dich zärtlich küssend Dein getreuer Franz.

Nr. 30.

Pest, den 16. Juli, abends.

Theuerste Marguerite!

Du siehst, dass ich auf dem Wege zu Dir bin. Endlich! wirst Du sagen — aber wirst Du auch beseligt lächeln, wird es Dich glücklich machen, wenn ich komme? Ich glaube es; denn wäre es nicht so, ich würde lieber gleich wieder umkehren. Vergib mir, wenn mich ein melancholischer Gedanke überkommt, während ich mich Dir nähere. Ich habe so lang nichts von Dir hören können, das beängstigt ungeheuer, es ist mir manchesmal, als steuerte ich ziellos hinein in die Wüste, als wärst Du gar nicht dort, wo ich Dich suche, als fände ich Dich auf der ganzen Welt nicht und müsste umherirren endlos. Ich weiß wohl, das sind Kindereien. In wenig Tagen werde ich Dich umarmen O der Gedanke macht mich fast trunken. Wär' ich doch schon bei Dir! Aber wir müssen uns fassen, damit die Freude uns nicht von Sinnen bringt. Ich küsse Dich diesmal noch bildlich, bald in Wirklichkeit. Auf freudiges Wiedersehen! Dein Franz.

* * *

Briefe nach Ischl im Herbste 1863.

Nr. 31.

Wien, den 30. September.

Meine theuerste Marguerite!

Kaum nach Hause zurückgekehrt, zwingt es mir völlig die Feder in die Hand, Dir zu schreiben, denn sicher wird es Dir wie im Frühlinge eine wohlthuende Empfindung bereiten, gleich bei der Ankunft in Ischl schon einen Liebesgruß von Deinem Franz zu finden. Es ist mir ein lieber Gedanke, dass diese Zeilen Dich einholen und so, ohne dass Du es ahnst, mit Dir reisen werden. Lange sah ich in die Richtung, in welche Dich der Zug entführt hatte. Vom Bahnhof heimgehend, passierte ich natürlich die Mariahilfer Straße. Dein Geburtshaus grüßte ich mit einem zärtlichen Blicke. Doch, mich schon jetzt an den eigentlichen Zweck meines Zurückbleibens und der immerhin doch empfindlichen Trennung erinnernd, gieng ich mehrere meiner dramatischen Pläne im Kopfe durch und war zufrieden damit, dass ich mich für die Gestalten meiner Phantasie wieder wie einstens in meiner begeisterten Jugendzeit erwärmen konnte. Ich glaube, dass ich das Dir verdanke und erwarte mir jetzt eine fruchtbare Zeit, die mich geistig stärken und unser nicht gar fernes Wiedersehen noch freudiger machen wird.

Nachmittags.

Ich las in Deinem Tagebuch. Da ich mich so viel mit Dir beschäftigte, wurde mir denn doch sehr weh zu Muth, wenn ich Dich fern von mir dachte. Aber

weg mit solchen Stimmungen, sie schaden der Thatkraft, deren wir bedürfen. Leb' wohl, sei muthig und überzeugt, dass Dein Franz mit unzerstörbarer Liebe und Treue an Dir hängt. Dich tausenmal küssend Franz.

Nr. 32. Baden, den 2. October 1863.

Theuerste Marguerite!

Ich bin in Baden, wie Du siehst. Gestern kam Moriz Löwy und bestimmte mich, ihn hinauszubegleiten, da auch er nicht mehr lange bleibt und ich ihn wahrscheinlich sehr lange nicht wiedersehen würde. Hier ist es noch sehr lieblich, ein mildes Frühlingswetter begünstigt mich, alles ist heiter und strahlend, ich möchte auch recht fröhlich sein — aber Du bist nicht bei mir. Gott sei Dank, steht die Zeit nicht still und bringt mich jede Secunde Dir näher. Du kannst Dir gar nicht denken, wie Du mir abgehst. Es ist noch viel ärger als im Frühjahr. Oft möcht' ich aufspringen und fort zu Dir! Aber die Liebe, die mich erfüllt, ist auch ungeheuer, ich möchte den letzten Tropfen Blut für Dich hingeben. Was daraus werden soll, weiß ich nicht. Wir verbrennen noch alle beide in dieser Glut. Wie schwach auch meine Kräfte sind, ich will doch für Dich kämpfen gegen eine Welt, wenn es sein muss. Grüße mir meine Berge. Was mag der Traunsee Dir gesagt haben? Sprach er nicht von Deinem Franz? Leb' wohl, Du mein Leben, mein Alles! Nie waren diese Worte weniger Phrase. Dein getreuer Franz.

Könnten wir fern von dem Theatertreiben beide dort in schöner beseligender Zurückgezogenheit leben! Aber das neidische Schicksal gönnt mir kein vollkommenes Glück, der arme Dichter muss zufrieden sein, wenn er, ein Spielball der Launen des Schicksals, doch ein Wesen gefunden hat, das liebend an ihm hängt! Du liebes Herz, wisse, dass ich selbst die Sorgen liebe, die meine glühende Leidenschaft für Dich mir zuweilen bereitet.

Zwei Tage bleibe ich noch hier in Baden bei Löwy, in welchem ich noch immer den alten, echten Freund besitze, der er mir stets gewesen ist. Jawohl, ich darf doch nicht klagen, ich darf stolz sein auf die Menschen, die an mir hängen; mir schlagen die treuesten Herzen! Im großen ganzen müssen wir uns ja jetzt glücklich fühlen; nur darfst Du es mir nicht verübeln, wenn es mir manchmal im Kopfe herumgeht, dass ich Dich nicht aller Mühen und Sorgen entheben, Dir jene friedliche, stille, zurückgezogene Häuslichkeit verschaffen kann, die mir so wohlthätig wäre und die auch Dir jene ungetrübte Heiterkeit geben würde, die ich Dir so sehr wünsche. Das Streben nach diesem schönen Ziele werde ich niemals aufgeben!

Nr. 33. Wien, den 7. Oktober 1863.

Meine vielgeliebte Marguerite!

Gestern beschäftigte ich mich fast in einem fort mit — Marcus Pemflinger. Verschiedene Ideen tauchten nämlich in mir auf, welche diesem schon fast aufgegebenen Stoffe wahrhaft dramatisches Leben verleihen, ihn mit romantischer Handlung bereichern und mich für denselben ganz im Ernste begeistern. Namentlich entwickelte sich in meinem Kopfe der Charakter seines Freundes, der endlich auch von ihm abfällt, sehr schön, so wie jener eines Mädchens, das Pemflingers Tochter werden soll. Kurz, ich halte es jetzt wirklich für angezeigt, an diese Arbeit zu gehen. Mein Geist war in den letzten Jahren so thätig in der Gestaltung dramatischer Pläne, dass ich jetzt eigentlich an einem embarras de richesse leide. Marcus Pemflinger, der Troubadour, Rudolf von Erlach, das persische Drama und Mahomet ziehen mich gleichmäßig an, alle sind in meiner Phantasie wieder lebendig geworden.

Aber eine Wahl muss getroffen werden, und ich entscheide mich zunächst für Pemflinger — dann kommen die andern der Reihe nach daran. Ich bin jetzt recht vertrauensvoll und animiert, ich fühle, wie meine ganze Schöpferkraft wieder in mir erwacht und keine kränkliche ungestillte Sehnsuchtsqual wird sie mir mehr zerstören. Lass uns hoffen, dass mein Genius durch eigene Kraft sich herrlich entfalte zu hohem Flug des Ruhmes und des Glückes, dass ich, in Wahrheit Dein Schutzgeist, Dich mit mir erheben könne und Dich lehren, nur in mir allein zu leben. Ich bin nun einmal ein unverbesserlicher Idealist und mache der Wirklichkeit nur schwer Concessionen, kann mich nur schwer daran gewöhnen, dass nicht alles so sein kann, wie es sollte. In der Ordnung wär's freilich, wenn ich Dein Schicksal ganz auf meine Schultern nehmen könnte und Du nur in mir zu leben brauchtest — aber wie die Situation nun einmal ist, segne ich Deine Talente, glaub' mir, ich segne sie und verkenne nicht das Verdienst Deines Ringens. Aber der Fehler, dass ich ein unverbesserlicher Idealist bin, darf Dich nicht zu sehr ärgern, denn er wird mich auch stets verhindern, so weit herab zu sinken wie die meisten Menschen — und mein höheres Wesen, mein edleres Selbst ganz zu verlieren an die Wirklichkeit. Ich bin auch Idealist in der Liebe und liebe Dich daher mit aller Schwärmerei, die Du nur wünschen kannst. Meine Gedanken weilen bei Dir und den Erinnerungen dieses Sommers. Das herrliche Bild von Kronstadt tritt vor meinen Geist; es ergriff mich beinahe etwas wie Heimweh. Es war doch eine zaub'rische Zeit, die wir dort zusammen zugebracht, nun sie vorüber ist, erkenne ich erst ihren ganzen Reiz. Wo bist du, nied're walachische Hütte, in welcher sich zum erstenmal der Himmel der Liebe mir erschloss! O möge unter Deinem heiligen Dache fortan nur Glück und Frieden wohnen! Alle freundlichen Bilder, die noch auf Elöpatak folgten, ziehen an mir vorbei. Der Bund, den wir dort schlossen in seliger Glut, ist ewig, und gleich schöne Stunden winken uns wohl noch in Zukunft. Wir haben uns gefunden, gehören einander ganz an. Wo haben wir denn noch ein Recht zur Klage? Mein Dank kennt keine Grenzen — keine! Früher war ich ein bescheidener, recht verzagter Kumpan — jetzt bin ich kein Edgar mehr, jetzt zitt're ich nicht mehr vor jedem Windeshauch und fürchte, dass er mir das letzte grüne Blatt vom Baum des Lebens reißt, o nein, jetzt seh' ich noch ein ganzes Paradies von Hoffnungsgrün vor mir liegen. Und selbst wenn ein Gewitter uns drohte — ja wenn an Deiner Seite mich ein Blitz zerschmetterte, ich würde aufjubelnd mit dem Gedanken zugrunde gehen, dass mir das schönste Los geworden ist, das ich mit keinem andern tauschen möchte. In diesen Tagen hatte ich die Freude, den ersten Druckbogen von meiner „Dido" zu sehen und die Nachricht zu erhalten, dass sie in dieser Woche fertig wird. Kratz, mein Agent, ist ganz „bezaubert" von der „Zauberin"; er lässt sie gleich auf seine Kosten drucken. Er sprach seine Entrüstung über Laube aus und prophezeit den Erfolg des Stückes in Norddeutschland. Gott gebe es! Gar so vertrauensselig bin ich nicht, glaube aber doch, dass es gut gehen wird. — Lies doch „Nimrod" von Kinkel; es ist ein vielbedeutendes Werk. In dieser Dichtung weht mein Geist, wahrlich, sie könnte von mir sein, sie ist mir aus der Seele geschaffen. — Meine „Dido" kann erst im December in Dresden gegeben werden, weil die Janauschek erst Ende November eintrifft. Nun gute Nacht, mein süßes Herz! Dein Franz.

Nr. 34. Wien, 17. October 1863.

Liebe theure Margarethe!

Gestern war ich eigenthümlich weh gestimmt des wunderschönen Wetters wegen; der gold'ne Sonnenschein, der tiefblaue Himmel, die laue Luft mahnte mich so an die herrlichen Stunden des Sommers; dann stand das Bild von Ischl vor mir und ich

dachte mit einer Art von Bitterkeit, dass diese Zeit — die letzte, die im Jahre freundlich zum Genusse winkt, von Dir entfernt mir verloren ist und dass des Menschen Leben doch so kurz ist, dass ihm kein seliger Augenblick verloren gehen sollte. Doch kann ich ja doch nicht zu Dir eilen. So lange „Dido" und die „Zauberin" nicht in Druck erschienen sind und in die Öffentlichkeit durch die Zeitungen eingeführt, bin ich leider an Wien gefesselt und muss mich mit dem Gedanken trösten, dass der rauhe Winter an Deiner Seite mir auch manche Stunde seliger Gemüthlichkeit an traulichen Abenden im gastlichen, warmen Stübchen gewähren wird. Heute hatte ich die Befriedigung, dass im Plan des „Marcus Pemflinger" der dritte Act sich mir durch einige Gedanken lebendiger gestaltete, als ich dachte. Ich habe jetzt nur noch den vierten und fünften zu entwerfen. Dann kann ich an die Ausarbeitung gehen.

18. October.

Heute empfieng ich Deinen Brief. Mein armes, gutes Gretchen! mit welchen thörichten Sorgen quälst Du Dich! Ich sollte Dich eigentlich recht ausschelten, aber ich bin von tiefer Rührung ergriffen und danke Dir für Deine Worte, für diese Angst, mit welcher Du die Zeichen meiner Liebe beobachtest und zitterst, wenn der Ton meiner Rede einmal minder warm ist als das and'remal, ja, ich danke Dir dafür, denn ich sehe daraus, wie unendlich Du mich liebst. Vor wenigen Tagen vielleicht hätten mich solche Beweise davon peinlich berührt, heute aber haben sie mir unendlich wohlgethan; denn ich war seit gestern in einer fast desparaten Stimmung und von ähnlichen Zweifeln gefoltert wie Du. Daran war die Lectüre Deines Tagebuches schuld — nemlich der letzten Briefe. Der herzzereißende Ausdruck Deines Gefühls darin warf mich zu Boden und machte einen ähnlichen namenlosen Schmerz mich durchzucken, wie damals auf dem Friedhofe zu Sanct Georgen, wo ich mich plötzlich im Angesichte eines Grabes in Nichts versinken sah und mir sagte, dass ich durch einige Minuten nicht für Dich existierte, während ich gehofft hatte, Du würdest Dich an meiner Brust ausweinen und unsere gemeinsame Klage um den edlen Todten ein neues Band werden würde, das sich um unsere Seelen schlingt. Ich trat, Deinen Schmerz ehrend, mit verzweifelter Resignation zur Seite. So schlimme Eindrücke empfieng ich auch gestern; Entsetzen erfasste mich bei Lesung Deiner Briefe. Ich rief: So lieben kann man nur einmal — sie liebt mich also nicht mit aller ursprünglichen Kraft ihrer Seele! Dank Dir, Du hast mich aus so tollen Grübeleien herausgerissen durch Deine angstvollen, fast vorwurfsvollen, aber doch von Liebesinnigkeit überströmenden Worte. Ja, ja, ich glaube Dir — ja, Du kannst noch einmal so lieben, wie Du einst geliebt. Du liebst mich mit allem Enthusiasmus Deiner Seele und ich verliere nichts dabei, dass ich der Zweite bin, den Du liebst. Nein — Du hast recht — ich kann stolz sein, da ich aus dieser Asche noch so viel himmlische Glut schlagen konnte. Ja, ja, Dein Vater soll wahr gesprochen haben — ich will, ich muss Dein Schutzengel sein und will, wenn es sein muss, mit flammendem Schwerte die Dämonen bannen, die aus der Vergangenheit Dich bedrohen. O lächle! lächle! sei froh! sei glücklich! ich will diese Zauberkraft haben, dass Du bei diesen Worten von seliger Freude — mehr noch von stillem, himmlischem Frieden erfüllt werdest. Stern meines Lebens — denn Du bist es! — Ja auch wenn ein göttlicher Wille mich noch zu Größerem bestimmt hätte, als ganz in Liebe mich einem edlen Weibe zu weihen — selbst dann wärst Du der Stern, den er erwählen müsste, mir zu leuchten, mir die Wege zu weisen zum Ruhme — denn fielest Du von meinem Himmel, dann umfienge mich ewige Nacht, aus der mich keines Gottes Hand mehr retten könnte. Also blinke mir hell und freundlich, mein lieblicher Stern!

Unrecht ist's doch eigentlich von uns beiden, dass wir uns von düsterer Leidenschaftlichkeit beherrschen lassen. Du besonders solltest Dich freuen, wenn heitere Ruhe und stiller Frieden mich erfüllt (und das ist doch jetzt im Durchschnitt der Fall), denn sie sind ja eben die wahren Zeichen des Glücks und ich verdanke sie Deiner Liebe — Du solltest sie mir von Herzen wünschen und gönnen, nicht Ruhe als Kälte auslegen. Ruhe der Seele ist ja der höchste Triumph wahrer Liebe. Wir sollten beide darnach ringen, denn wir brauchen sie beide; aus ihr entspringt echte Energie und dauernde Lebenskraft. Soll es denn jetzt auch sein wie im Frühling, wo wir uns gegenseitig quälten? Wo wären dann die Errungenschaften dieses herrlichen Sommers? Meine liebe Marguerite muss vernünftig sein und an mich glauben. Und doch — alles erklärt sich durch ein einziges Wort: Trennung! Ohne Qualen geht's eben nicht ab, wenn man sich lieb hat und von einander entfernt ist. Doch wie wunderlich Du auch in Deiner Liebe sein magst, ich sehe immer nur die Liebe, nicht die Wunderlichkeit, und schlage meinerseits auch an die Brust und bekenne meine Sünden. Doch musst auch Du bei mir in allem nur die Liebe sehen. Also weg mit den Falten auf Deiner lieben Stirn!

Du solltest doch schon wissen, dass ich nicht immer so lebhaft äußere wie Du, was ich fühle, und dass oft der Sturm am heftigsten in mir tobt, wenn ich recht ruhig scheine — so ist's bei mir im Schmerz wie in der Freude — das Höchste macht mich gewöhnlich verstummen. — Was die Photographie betrifft, danke ich Dir von Herzen, aber wenn Deine Züge nicht in dieses eingegraben wären, der Ischler Photograph hätte nicht die Macht, sie mir ganz zu vergegenwärtigen, denn das ist ja nur kaum ein Schatten von Dir — aber ich liebe auch Deinen Schatten.

Auf immer Dein getreuer Franz.

Nr. 35. Wien, den 21. October 1863.

Meine geliebte Marguerite!

Soeben kamen zwei Briefe zu gleicher Zeit, einer erfreulicher als der andere. Der eine von der Mutter enthält die Nachricht, dass Lina in München engagiert ist, nachdem sie ein Probesingen bei Orchester glücklich überstanden hat. Du kannst Dir denken, welch eine Centnerlast von Sorgen damit von meiner Brust gewälzt ist. Aber nicht genug dieser Freude — der zweite Brief von der Janauschek an mich ist so herzlich, so voll Verehrung, so voll der Versicherung, dass ich auf sie jetzt und in Zukunft immer zählen könne, dass ich über diesen edlen Ausdruck von Anerkennung aus dem Munde einer echten Künstlerin laut aufjubeln möchte. Wärst Du nur hier, wie würde ich Dir jetzt um den Hals fallen, mein angebetetes, herzliebstes Gretchen! Ich bin ganz außer mir vor Entzücken, möchte tanzen und springen — aber vor allem Dich herzen, herzen, bis nichts mehr ganz von Dir bliebe. Lebe wohl und juble mit Deinem Franz.

Nr. 36. Wien, den 25. October.

Meine theuerste Marguerite!

Ich will Dir versprechen, heiter und sorgenlos zu sein — durch Geistes- und Willenskraft hab' ich schon manches erreicht in Bezug auf die Stimmung; denn von Haus aus, mein liebes Herz, bin ich gar nicht ruhig, sondern ebenso heftigen, leidenschaftlichen Gemüthes wie Du. Auch Dein Lob meiner Selbstbeherrschung verdiene ich gar nicht, sondern bekenne mich reumüthig ganz als den Sünder, der ich doch manchmal war. Bis jetzt war ich nur immer der Entsagende, wenn ich nicht anders konnte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch sind. Ich bin in fast gar nichts besser wie Du — vielleicht sogar das Gegentheil. Meine Praxis

heißt auch nichts — nur mein Geist ist klarer und macht sich selbst niemals ein X für ein U vor. Darin und in meiner Güte besteht mein ganzer Wert, obwohl diese mir selbst und anderen oft mehr schadet als nützt. Aber ich bin auch nur ein armes Menschenkind, das selbst durch seine Vergangenheit etwas verstört und überreizt worden ist; mit mir auch treiben die Nerven oft ein wunderliches Spiel — dann seh' ich überall Gespenster wie Du. Sieh, die allgemeine Idee hat auch eine furchtbare Macht, die Du vielleicht nicht begreifst und abgesehen von der verzehrenden Sehnsucht, war es der große Dichterschmerz, der noch größere Weltschmerz, der seine Geierkrallen so oft in mein Herz schlug. Eins gibt mir Hoffnung und Muth, trotz aller meiner Schwächen und Wunderlichkeiten, dass ich doch glaube, unter allen Menschen derjenige zu sein, der für Dein krankes Herz am meisten taugt; denn wenn ich Dich auch einmal kränke, so hat das immer nur die Folge, dass ich mir vornehme, mit mehr und immer noch mehr Liebe Dir zu begegnen und auch die letzte selbstische Regung aus meiner Seele zu reißen. Ich weiß schon, was uns beide heilen könnte: eine stille, abgeschiedene, aber angenehme und stabile Häuslichkeit. Aber ein solches Dasein hat uns das Schicksal einmal versagt, und wir müssen uns unterwerfen. Sei tausendmal gegrüßt von Deinem getreuen Franz.

* * *

Brief nach Salzburg.

Nr. 37.

Wien, den 31. October 1863.

Liebe theure Margarethe!

Wie Du es hoffst und wünschest, soll Dich in Deiner neuen Heimat gleich ein Wort von mir begrüßen, Dein Franz soll Dich in ihr willkommen heißen, wie Du in nicht ferner Zeit ihn willkommen heißen wirst. Also willkommen, mein liebes Herz, willkommen in Salzburg! Möchtest Du dort viele — unzählige schöne Stunden erleben und ich mit Dir — denn anders kann es ja gar nicht mehr sein; wir sind so eng verbunden, dass nichts unser Schicksal mehr zu trennen vermag; das Eine kann nicht mehr froh sein, ohne dass das Andere lächelt, das Eine kann nicht mehr trauern, ohne dass das Andere mitleidet. Also Glück, viel Glück uns beiden in Salzburg! Hier ist alles recht unerquicklich! Meine Situation, Laube gegenüber, ist eine unglückselige und das Burgtheater mir vielleicht auf einige Zeit verschlossen, mithin meine wichtigste Erwerbsquelle verstopft. Auf diese Weise wird ein Dichterlos verbittert. Übrigens habe ich denn doch einige von den Zwecken erreicht, um deren willen ich mich abermals auf einige Wochen von Dir trennte und in Wien zurückblieb. Meine beiden Stücke sind der Herausgabe nahe, die Correctur bis auf zwei Bogen besorgt, der Plan meines Trauerspiels „Marcus Pemflinger" entworfen, ein Theil des ersten Actes schon fertig, mithin alles so geordnet, dass ich nun auch entfernt von Wien werde weiter schaffen können. Nur noch eine Anzahl von Gängen sind zu machen, die vielleicht der Vorbereitung und dem Erfolge meiner zwei Stücke nützlich sein können. Den 19. November muss ich jedenfalls mit Dir zubringen, vielleicht aber komme ich noch früher, denn ich sehne mich so nach Dir wie ein müder, erschöpfter Wanderer nach dem freundlichen Obdach.

1. November.

Übermorgen reise ich, abends bin ich bei Dir. Sei tausendmal geküsst — zum letztenmal im Geiste. Dein getreuer Franz.

* * *

Brief nach Salzburg 1866.[1])

Nr. 38.

Wien, den 17. November 1866.

Theuerste Marguerite!

Ich will Dich doch wieder so nennen; der Name ist mir theuer, denn er erinnert mich an die erste schöne Zeit uns'rer Liebe, deren Gedächtnistage jetzt wieder kommen — leider schon zum zweitenmale, ohne dass wir sie zusammen feiern können. Es waren merkwürdige, inhaltschwere vier Jahre seit jenem verhängnisvollen 19. November, da Du zum erstenmale in der Dämmerung unsere Wohnung betratest. Sie enthält auch sehr traurige Momente, diese Zeit — aber ich möchte doch nicht, sie nicht durchlebt haben, mich doch nicht zurückversetzen vor dieselbe. Liebliche Kindergesichtchen lächeln mich freundlich an, Wesen, die damals noch im dunklen Schoße des Nichts schlummerten und für welche doch die bedeutungsvolle Stunde schlug, als wir uns sahen. Das Leben ist ein Räthsel und voll von Wundern, voll schönen Wundern, wenn auch zugleich voll von Leid. Ich will im Geiste sie feierlich begehen jene Stunde, und wenn es Montag dunkeln wird, Dein Bild vor meine Phantasie heraufbeschwören und es mit heiliger Inbrunst küssen. Denk auch Du um diese Zeit an Deinen armen Franz.

Der deutsche Nachtwächter.

Schier wäre er übersehen und überhört worden, trotzdem er seit Jahrhunderten mit der Laterne und lautem Ruf durch die Gassen schreitet. Erst unserem wackeren Josef Wichner ist diese geschichtliche Persönlichkeit aufgefallen und er hat gefunden, dass sich über den deutschen Nachtwächter ein erbaulicheres und ergötzlicheres Buch schreiben lässt, als über manchen berühmten Schlachtenlöwen, der weiter nichts für die Welt gethan hat, als — nun, man weiß es ja. Unser Nachtwächter ist ein wahrer Menschenschützer und Städteerhalter.

Aber er ist mehr als eine bloße Nachtwache gegen Feuer, Diebe u. s. w., als die er wohl ursprünglich eingesetzt worden sein mag, er ist auch Sänger und Prediger, ein Rufer in der Wüste und Spottrichter. Wo sonst ist im deutschen Dichterwald der Sänger, der in stiller Stunde der Nacht seine Gesänge ausruft, der Hirt, der zu jeglicher Stunde der gefahrträchtigen Nacht seinen Mahnruf erschallen lässt, allen, die da in Kummer oder Sünde Wachenden, zu Trost oder Warnung. Wo ist der Schalksnarr, der es um Mitternacht im Spotte geißelnd durch die Gassen schreien mag, wenn irgendwo ein öffentliches Ärgernis geschehen? Der Nachtwächter thut's oder hat's gethan. Wenn es Ortschaften gibt, in welchen die Nachtwächterwürde in einer Familie vom Vater auf Sohn und Enkel über-

[1]) Nr. 38 wurde im dritten Jahre nach der Vermählung des Dichters geschrieben.

geht, so ist das eine Art erblichen Hirten- oder Priesteramtes. Wenn es Orte gibt, wo in jeder Nacht ein anderes Haus den Wächter zu stellen hat, so dass Horn und Hellebarde immer von Haus zu Haus wandert, so ist die Gleichheit der Bürger schon durch den Nachtwächter bestätigt, aber freilich auch die Ungleichheit der Rufer und Sänger in jeder Nacht documentiert. Und haben ja zwar alle denselben Spruch: „Ihr Herr'n und Frauen lasst euch sagen, der Hammer hat schon zehne gschlagen, bewahrt das Feuer und das Licht, dass kein Unglück gschiecht!" so weiß doch der Eine oder Andere ein besonderes Schwänzlein anzuhängen. In Steiermark ist häufig das Todtengräberamt mit dem Nachtwächterdienste verbunden und da kann es sein, dass nächtig ein Grab zu bestellen ist, also die Frau Todtengräberin mit Laterne und Spieß gehen muss. Auf den Dörfern pflegt der Nachtwächter auch die Polizeistunde zu melden, indem er in die Wirtshäuser ruft: „Meine Herren, heimgehen heißt's! Eilfi hat's g'schlagen!" Zu rechter Zeit ein Gläschen kann aber bewirken, dass die Zeit still steht.

Nun derlei und vieles andere hat Josef Wichner in seinem neuen Buche: „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897) zusammengestellt und vor allem eine große Menge verschiedener Sprüche, Lieder und Stundenrufe aus allen Gegenden Deutschlands, Deutschösterreichs und der Schweiz mitgetheilt. Etliche davon sollen auch im „Heimgarten" ausgerufen sein; wer sich bei der Nacht nicht von ihnen wecken lassen will, der kann sie ja bei Tage lesen.

Im Badischen draußen ist ein Nachtwächterruf, der mir besonders gefällt, er lautet:

Hört, ihr Herrn, und lasst euch sagen:
Unsere Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn sind der heiligen Gebot',
Die uns gab der liebe Gott.

:|: Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird schützen,
Er durch seine große Macht
Geb' uns eine gute Nacht! :|:

Elf Jünger folgten Jesu nach,
Litten mit ihm alle Schmach.

Zwölf ist der Apostel Zahl,
Die da lehrten überall.

Eins ist allein der ewige Gott,
Der uns trägt aus aller Noth.

Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Mensch, den besten wähl' für dich!

Dreifach ist, was heilig heißt,
Vater, Sohn und heiliger Geist.

Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Ortweise wechseln die Sprüche je nach den Jahreszeiten und haben besonders Weihnachten, Neujahr, Ostern, Frauenfeste, Erntetage u. s. w. ihre besonderen Rufe. Manchmal geräth das allerdings etwas weltlich, so wie der des Bischofheimer Nachtwächters:

Ich wünsche euch zum neuen Jahr:
So viel Stern am Himmel steh'n,
So viel Reh im Walde geh'n,
So viel Tröpflein Regen:
So viel Glück und Segen!
Drauf braucht ihr euch nicht lang zu bedenken,
Ihr könnt mir gleich etwas zum neuen Jahr schenken.

Zumeist endet der Ruf mit „Gelobt sei Jesus Christus" oder „Lobet Gott den Herrn." In Mainz rief zur Zeit der französischen Revolution der Nachtwächter zum Schlusse: „Lobet Gott den Bürger!"

In Oldenburg sang der Nachtwächter zur Zeit der französischen Fremdherrschaft auch ein politisch Lied:

Hört, ihr Deutschen, und lásst euch sagen:
Die Russen haben die Franzosen geschlagen,
Sie haben sie geschlagen in Moskau fein,
Dies lasset euch gesaget seyn,
Und lobet Gott den Herrn!

Einhunderttausend Mann sechs oder sieben,
Die sind durch die Kälte aufgerieben,
Der Prinz Vice-König ist auch dahin,
Das macht der tapfere Rostopschin
Und die gerechte Sache.

Napoleon ist nun der Kopf geschoren,
Seitdem er die große Armee verloren.
Der Tag vertreibt die finstre Nacht,
Ihr lieben Deutschen, seyd munter und wacht,
Vivat der russische Kayser!

Wer's mit den Russen nicht redlich wird halten,
Dem muss das Herze im Leibe erkalten,
Der Deutsche müsste ein Esel seyn,
Der's mit den Russen nicht redlich meynt,
Der T . . . . . hol' die Franzosen!

Ein wunderlicher Brauch herrscht in Geislingen, da werden nach dem Hochzeitstag die Neuvermählten vom Nachtwächter in ihr Haus begleitet und dabei singt er:

Zur guten Nacht, ihr Hochzeitsleute,
Wir wünschen euch beiden eine glückliche Zeit!
Wenn schon kein Aug' mehr auf euch siehet,
So sieht doch der Himmel beständig auf euch.
Wir wünschen euch Glück und da Frieda!

Man nennt das: Die Brautleute niedersingen.

In Döllstadt (Thüringen) holt sich nach einer Brautnacht der Nachtwächter vom jungen Paare den Quäksgroschen oder Jammergroschen. Zu Asperg ruft der Nachtwächter um zwei Uhr:

Zwei Personen schlafen in ei'm Bett,
Das Weible will's Männle net.

Einen recht sonderbaren Nachtwächter hatten sie vor kurzem noch in Endingen. Man hieß ihn den „Ludehannes". Der machte es nicht nach, wenn andere um ein Uhr singen: „Die Geisterstunde ist vorbei, wer glaubt jetzt no die Narrethei!" Der fürchtete sich die ganze Nacht vor Geistern. Als er einst einen Schneemann erblickte, den die muntere Jugend gebaut hatte, hielt er den harmlosen Burschen für ein Gespenst, sprang heim und kroch, in Angstschweiß gebadet und am ganzen Leibe zitternd, zu seiner Frau ins Bett. Vor einem Hause, in dem ein Todter lag, getraute er sich nie zu singen. Auch sang er öfters, wenn ihn die

Angst meisterte oder wenn es ihm daheim in der warmen Stube besser behagte, bloß zum Fenster hinaus. — Ebenso originell ist der gegenwärtige Nachtwächter daselbst, der im Volksmund „Schützabiable" heißt. Auch er sieht Gespenster. So begegnet ihm in der Nähe der Kirche des öftern eine Maus, die ist viel größer als eine gewöhnliche Maus und röthlich gefärbt und so behende, dass sie ihm immer wieder entwischt, wenn er schon vermeint, er könne sie zertreten. Das ist die berüchtigte Kirchenmaus. Ebenso kommt bisweilen ein gewaltig großer Hund mit feurigen Telleraugen hinter einem Reisighaufen hervor und läuft neben dem Wächter her, um plötzlich wieder zu verschwinden. Das „Schützabiable" bezieht für die Nacht vierzehn Pfennige und denkt sich: „Wie der Lohn, so die Arbeit!" Er singt also nach Laune oder höchstens, bei schlechtem Wetter wenigstens, vor seiner Hausthüre, damit es der gegenüber wohnende Herr Schultheiß höre. Unbequeme Mahner weiß er sich mit Humor vom Halse zu schaffen. Sagt einer, weshalb er denn nie singe, so meint er, er singe wohl, aber bloß für die Wachenden; ein Schlafender könne ihn natürlich nicht hören. Läßt ihm einer noch keine Ruhe, so brüllt er in der folgenden Nacht so lange vor dessen Hause, bis ihm der Gequälte einen Versöhnungsschnaps zum Fenster herausreicht, oder er weckt auch die Schlafenden mit heftigem Gepolter auf und fragt mit feierlichem Ernste, ob sie wohl seinen Gesang gehört hätten. Den geistigen Getränken ist er so wenig abhold, dass er, wo's nichts kostet, gern des Guten zuviel thut und dann bereits um ein Uhr den Tag ansingt. Also . . . ein Till Eulenspiegel unter den Nachtwächtern.

Der zweiundsiebzigjährige Franz Franzl, Nachtwächter, Gemeindediener und Armenhaus-Hausknecht zu Paudorf, kam selbst zum Verfasser, von dem er wusste, dass er ein Buch über die Nachtwächter schreibe, und sang ihm seine Lieder mit einer gar kräftigen und wohllautenden Stimme und dramatisch belebtem Vortrage vor. Über verschiedene Fragen, die Ausführung seines Amtes betreffend, antwortete er ungefähr folgendermaßen:

„Jetzt . . . das Nachtwachterg'setz ist so, dass i' vom Iringtag (Georgi, 24. April) bis Allerheiligen (1. November) von zehn bis zwei Uhr, von Allerheiligen bis wieder zum Iringtag von neun bis drei Uhr nachtwachten muss. Und da muss i' allweil draußen sein, und wenn's Kroten that' hageln; denn mein Amt ist a wichtig's Amt, ist mir ja Hab und Gut anvertraut von allen Leuten im Dorf, und wie könnt' i's dann verantworten vor Gott und der Welt, wenn i' a Feuer that' verpassen? Auch der Standar (Gendarm) muss drauf schauen, dass i' draußen bin; aber wir sind zu einander wie Brüder, und wenn wir uns in der Nacht treffen, so geben wir uns d' Händ . . . Mein . . .

muss halt er seine Pflicht thun und i' auch! Und singen thue i' zuerst den Neunespruch und nachher 's „Feuereinspirren" (Verwarnung des Feuers wegen), und um zwei oder drei Uhr, da sing' i' den Tag an. Und i' sing' so laut, dass mi' die Leut' mehr als eine Stunde weit hören und jedes Wörtl verstehen ... schon oft haben s' g'sagt: „Franzl", haben s' g'sagt, „du hast a Brust, die muss ma' suchen!" Na ... und Hellebarden haben wir noch zwei von die alten Nachtwachter; aber i' brauch' nix als mein' Stock, auf dass i' im Dunkeln kann tasten, und dass i' in ka' Gruben nit fall'. Mein ... z'wegen den Dieben ist's nit nötig, die laufen schon fort, wenn s' mi' platzen (schreien) hören, und gar a hautschlechter Kerl, der an Revolver in Sack hat, der hätt' mi' schon hundertmal todtg'schossen, bis i' mei' Hellebarden hätt' auf'pflanzt ... g'wiß a noch! Man muss halt auf den lieben Gott a vertrauen! Und ... kriegen (bekommen) thue i' für mei' Amtl halt so a vierzig Gulden im Jahrl und 's Quartier ... mein ... was kann man denn verlangen ... die Leutlen haben selber nix ... sind lauter blutarme Bauern!"

Wahrlich, der Franz Franzl ist auch noch ein Ideal eines Nachtwächters aus der guten alten Zeit!

In der Gegend um Aspern singen die Nachtwächter nach dem Stundenrufe folgendes Lied:

Wenn niemand ist mehr auf der Straßen,
So ist der Wachter auf der Gassen,
Er muss singen und muss schrei'n
Und ist immer ganz allein.
Er hat an' Hunger und an Durst
Und aßet gern Brot und Wurst
Und tranket gern Bier und Wein,
Dass er kann fest singen und schrei'n.

Wenn thut alles schlafen,
So thut der alte Mann noch wachen.
Er muss stehen
Und auch gehen
Und schauen, dass nichts g'schicht
Mit dem Feuer und dem Licht.

Wenn alles hört und alles schaut,
So muss ich sagen, was mir Gott hat anvertraut.
Alle meine Herrn, um was ich euch bitt',
Vergesst's auf die armen Seelen im Fegfeuer nit,
Und rufet an den heiligen Florian,
Dass er uns beschütz' vor Feuer und vor Flamm',
Und rufet an die heilige Maria rein,
Dass sie mag unsere Beschützerin sein!
Denn wir müssen alle sterben ... arm und reich,
Wenn wir gestorben sind, sind wir alle gleich;
Wir müssen alle sterben ... jung und alt,
Und dann liegen wir da ganz starr und kalt:
Wenn einer alles hat auf dieser Erd',
So nimmt er nichts mit, als die guten Werk' ...
Auf dieser Welt dauert's eine kurze Zeit,
In der andern eine Ewigkeit ... Amen.

Und ein anderes, an vielen Orten gesungen:

Dirndl, steh' auf, es ist schon Zeit ...
Die Vögerln singen auf grüner Heid'.
Dirndl, steh' auf und rig'l (rühr) di',
Sonst kommt der Herr und prügelt di',
Sonst kommt die Frau mit'n Ochsenzên ...
Wart, fauler Beank, kannst noch nit gehn?!

Der Gewährsmann aus Stein an der Donau weiß zu erzählen, der Thurmwächter auf dem „Frauenberge" habe jede Viertelstunde in der Nacht gerufen:

Wart', wart', ich sieh' dich schon!

Dadurch seien nicht nur des öfteren Diebe und ähnliches Gelichter verscheucht, sondern einmal sogar ein Mann vom Selbstmorde abgeschreckt

worden. Der Unglückliche hatte sich bereits auf das Geländer der einsamen Holzbrücke zwischen Stein und Mautern (1894 durch eine moderne Eisenbrücke ersetzt) geschwungen, um sich in die Donau zu stürzen, da ertönte wie aus den Wolken der warnende Ruf und der Mann stieg wieder vom Geländer herunter.

Nach dem Berichte eines alten Steiner Bürgers soll ein Nachtwächter die Gewohnheit gehabt haben, die nach Mitternacht aus dem Gasthause kommenden „schwankenden Gestalten" kurzweg mit den Worten: „Es Säumog'n!", d. h. „Ihr Schweinehunde", zu begrüßen.

Über den moralischen Erfolg dieser drastischen Begrüßungsart konnte ich leider nichts erfahren. Er ist wohl sehr gering anzuschlagen; denn der Nachtwächter ist verschwunden, die „Säumog'n" aber sind geblieben.

Zumeist sind die Nachtwächter selbst die Dichter ihrer besonderen Liedeln und Variationen. So singt der zu Hof in Baiern:

Hört, ihr Herrn, und lasst euch sog'n:
Ich hab' mei Hemd heut nass an'zog'n;
Drum lasst es euch zur Warnung sein:
Wer nur eins hat, der weich's nicht ein!

Und ein anderer in Steiermark:

Ihr Herr'n und Frau'n, lasst euch sag'n;
Der Nachbar hat sein Weib beim Krag'n;
Schaut's aufs Feuer und aufs Liacht,
Dass er's nit gar derwürgt!

Die Thurmuhr zu Dingsda war einmal nicht aufgezogen. Da sang der wackere schwäbische Wächter:

Hört, ihr Leut', und lasst euch sage:
Unser Glock' hat gor nix g'schlage!
's woiß koi Sau, wie d' Zeit dass ischt,
Standet uf, wenn's Tag ischt!

In einem Orte Steiermarks sang der „Nachtwächterstellvertreter":

Alle meine lieben Herrn und Frauen, lass t's enk sag'n:
Der Hammer, der hat zwölf Uhr g'schlag'n;
Der eigene Wachter ist nicht zu Haus,
Er sticht beim Bräuer die Göbel (Krautköpfe) aus.

In einem anderen Orte Steiermarks pflegte der Wächter, wenn die Bürger in vorgerückter Nachtstunde heimgiengen, zu rufen:

Es kommen schon zu Haus die großen Herrn,
Die Frauen haben schon das Bett ang'wärmt!

Ein Nachtwächter wurde einst gefragt, weshalb er seinen Ruf immer nur an die „Herren" richte: „Ihr Herren, lasst euch sagen!"

„Weil sich die Frauen überhaupt nichts sagen lassen!" war die treffende Antwort.

Was nach tausend Jahren die Gelehrten über Goethe und Bismarck docieren werden.

(Ein Scherz aus F. Vetter' „Naturstudium und Christenthum." Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Ach! wie wird einst die kritische Forschung mit uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts umgehen, wenn sie sich überhaupt mit uns beschäftigt. Wie wird sie uns zu bloßen Schatten und Schemen, zu Mythen und Allegorien verflüchtigen! Wie wird im Jahr 3000, sollte die Welt noch stehen, der bekannte Macaulay'sche Neuseeländer oder irgend ein Australier oder Japaner, nachdem er die Ruinen Londons und Berlins in sein Sketchbook eingetragen und in sein nunmehr an der Spitze der Civilisation stehendes Vaterland zurückgekehrt, einen interessanten Vortrag über den Goethemythus halten und glänzend nachweisen, dass von vornherein ein Goethe unmöglich zu der angegebenen Zeit existiert habe, da von dem nachweislich damals tobenden Weltkampf zwischen seinem Volk und dem Erbfeind, den Galliern, keine Spur in seinen Schriften zu finden sei. „Dieser angebliche Nationaldichter", wird er ausrufen, „erwähnt mit keiner Silbe seine für das Vaterland kämpfenden und sterbenden Compatrioten; er hat kein Wort der Begeisterung für die Erhebung seines Volkes gegen den Tyrannen; ja, dieser Mann weiß nicht einmal, dass es einen Napoleon gibt! und soll doch zu dessen Zeit gelebt haben oder gar Staatsminister bei einem am Krieg betheiligten Fürsten gewesen sein! Man sieht, diese Annahme kann nicht vor einer ernsten Kritik bestehen! — Überhaupt, meine Herren", wird er fortfahren, „wenn Sie mir gestatten, Ihnen in Kürze die Ergebnisse langjähriger Forschung darzuthun, werden Sie mit mir zur Einsicht gelangen, dass wir uns unter diesem Namen keineswegs eine historische Persönlichkeit denken dürfen. Schon sein Name, richtiger Gothe, entpuppt sich bei näherer Forschung als ein alter Volksname der Germanen. Sodann zeigen die diesem Manne zugeschriebenen „Gesammtwerke von Goethe", nach neuerer Lesart aber „Werke, gesammelt von Gothen", solche Unterschiede der Anschauung und des geistigen Standpunkts, und auch, trotz successiver späterer Verarbeitungen, der Sprache und des Stils, dass wir uns unter diesem „Gothen" nur den Genius der als Denkervolk berühmten

Germanen in den verschiedenen Phasen, die jener Stamm jahrhunderte-lang durchmachte, zu denken haben."

„Sehen wir uns die noch erhaltenen Bruchstücke, die diesem mythischen Verfasser zugeschrieben werden, an. — In der Volksdichtung „Erlkönig" irrt noch der Urmensch durch die Nacht in steter Angst vor dunklen und verderblichen Naturkräften umher, die er sich persönlich denkt, und ist nur um Erhaltung seines materiellen Lebens und um Propagation der durch das Kind dargestellten Species besorgt. Nur Vater und Kind haben wir hier, also die Familie in einfachster Form; der Staat existiert noch nicht, wie auch die völlige Ignorierung der Mutter klar auf die damalige untergeordnete Stellung der Frau hinweist. Auch wird in Übereinstimmung mit den ältesten historischen Quellen als einziges Haus-thier das Pferd erwähnt. Mit dem Schlusswort aber: „das Kind war todt", ist die Behauptung einiger Idealisten glänzend widerlegt, wonach die Unsterblichkeit der Seele eine der Menschheit angeborene Idee wäre; dieser Urmensch, meine Herren, wusste noch gar nicht, dass er eine „Seele" habe, und es mögen ungezählte Jahrtausende vergangen sein, bis er sich diesen metaphysischen Begriff aneignete."

„Wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir das Entstehen dieser Dichtung in die Uranfänge dieses Volkes verlegen, und uns den unbekannten Verfasser als einen sich von Eicheln und Pferdefleisch nährenden, vor elementaren Naturgewalten stets bangenden Höhlenmenschen vorstellen."

„Doch schon lichter gestaltet sich das nächste Bild. Das einer späteren Epoche angehörende, ursprünglich von Priestern verfasste, aber unleugbare Spuren einer, beziehungsweise mehrerer späteren Verarbeitungen aufweisende, von früheren Sittensprüchen durchwobene allegorische Gedicht von „Hermann" oder „German" und „Dorothea", nach neuer und richtiger Lesart „Dothea" oder „Gothea" (die Göthin oder Gothin), schildert die friedliche Vereinigung nach hundertjährigen Kämpfen der beiden Völker „Germanen" und „Gothen", wobei es nicht an behaglichen Bildern einer schon ansässigen und des Gewerbes und des Landbaues kundigen Menschen fehlt."

„Ganz anders das nur kleine noch erhaltene Bruchstück von „Götz". Hier wird, wie es scheint, von einem Zeitgenossen ein stolzer und grau-samer Tyrann geschildert, dessen Härte durch seine, von einigen naiven Commentatoren buchstäblich (!) aufgefasste, nachweislich aber dem damaligen Sprachgebrauch ihren Ursprung verdankende „eiserne Hand" symbolisch dargestellt wird. Mehr wissen wir nicht, weder von dem unbekannten Verfasser, noch von dieser übrigens zweifellos nicht geschichtlichen Persön-lichkeit!"

„Das letzte und merkwürdigste endlich, was uns von diesem Goethe oder Gothe oder Gott erhalten, — denn wie ethymologisch die Worte,

scheinen auch die Begriffe sich auseinander entwickelt zu haben, und es lassen sich Spuren von einem „Goethecultus" geschichtlich nachweisen — ist ein zweitheiliges Werk, wovon der jedenfalls Jahrhunderte später entstandene zweite Theil von der neueren Forschung fast einstimmig als eine Fortsetzung des ersten angesehen wird. — Aus dem ersten Theil, dessen Held schon durch seinen Namen „Faust" (bedeutet Kraft oder Gewalt, wie aus dem damaligen Wort Faustrecht zu ersehen) den rein mythischen Ursprung verräth, ist ein entschiedener Rückschritt in die Barbarei ersichtlich. Finsterer Aberglauben wechselt mit Verachtung der Wissenschaft; der Teufel erscheint persönlich, man glaubt noch an Magie und Hexerei; die Sprache ist derb und oft geradezu roh. — Bisher wurde deshalb die Entstehung dieses Werkes zwar nach A und B, jedoch nicht vor C gesetzt; seitdem aber die neueste Forschung uns Kenntnis eines sogenannten „finstern Mittelalters" verschafft hat, mit dessen Eigenthümlichkeiten der erste Theil auffallend harmoniert, nimmt die Kritik an, diese zwar zum Theil historische, aber vielfach entstellte Dichtung sei annähernd ums Ende des Jahres 913 entstanden. Von dem unbekannten Verfasser dieses früher fälschlich dem „Gothen" zugeschriebenen Werkes wissen wir leider nichts."

„Im zweiten Theil haben sich die kindischen und rohen Begriffe und Bilder zu philosophischen Allegorien geläutert und vergeistigt; die Sprache ist eine viel wissenschaftlichere und deshalb schwerer zu fassende geworden; kurz das Ganze zeugt von vorgeschrittener Intelligenz und geistiger Aufklärung. Auch dürfte gegenüber des doch mehr mythischen ersten Theils dem zweiten, wenigstens was die Figuren des Kaisers und der Hofleute betrifft, eine, wenn auch begrenzte, historische Berechtigung nicht gänzlich abzusprechen sein. — Ob nun zu diesem gewaltigen Klärungsproceß ein Jahrhundert genügte, ob dazu mehrere nöthig wurden, ist eine von der Wissenschaft noch nicht endgiltig beantwortete Frage."

„Und so, meine Herren!" wird der verehrte Professor seinen ebenso interessanten wie lehrreichen Vortrag schließen, „ist es auch hier der Fackel der kritischen Forschung gelungen, das Dunkel zu lichten, in das sich im Lauf der Zeiten diese mythische Figur des „Gothen" gehüllt hatte, und sie als die Personification des Dichtergeistes dieses einst so mächtigen, nunmehr untergegangenen Volkes zu erkennen!" (Anhaltender Beifall!)

Und ebenso wird irgend ein ehrgeiziger Jüngling damit promovieren, dass er nachweist, wie die Riesenfigur Bismarcks mit seinem nachweislich einem älteren „Odin" oder „Wuotan" entlehnten „Schlapphut" und „großen Hund" ursprünglich nichts anderes ist, als der grimmige nördliche Winter. Er wird ihn zeigen in stetem Kampf mit einem Napollo oder Apollo (das N bedeutete damals stets Negation oder Niederlage), einem

vor uralter Zeit schon verehrten, im Osten aus einer Meerinsel auftauchenden, im Westen ebenso in den Ocean versinkenden Sonnengott des Südens, dessen zwölf „Marschälle“ offenbar die Monate darstellen, und dessen symbolische Statuetten mit Stern oder Sonne auf der Brust und der mystischen, den Sonnenlauf darstellenden, halbrunden Kopfbedeckung, hie und da noch gefunden werden. Er wird beschreiben, wie nach langem Kampf dieser Nordmann oder Wintergott seinen Feind, den Sonnengott, gefangen heimführt, was durch ein Volksfest am Anfang des Winters (2. September) gefeiert wurde. Zugleich wird er auf die zahlreichen Widersprüche in den wenig zuverlässigen Quellen hinweisen, und wie dieselbe Figur, bald im Gewand eines unbedeutenden nordischen Junkers, bald als Weltbeherrscher, einmal als der allgemein Gehaßte, ein anderesmal als das Ideal seiner Zeit, einmal als Freund und Gast des Apollos, ein anderesmal als sein grimmigster Feind, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten dargestellt wird; ja, wie sie bald als Freund und Rathgeber, bald als erbitterter Gegner eines zuerst als weißbärtiger Greis (Winter), sodann als feuriger Jüngling (der darauf folgende Frühling) geschilderten Kaisers „Wilhelm“ auftritt, und diese scheinbaren, weil buchstäblich aufgefaßten, Widersprüche wird er allegorisch und geistreich zur vollen Befriedigung seiner Zuhörer deuten und lösen. Endlich wird er zeigen, wie diese ursprünglich den Winter darstellende Figur Bismarcks später allmählich eine andere Bedeutung gewann, indem sie im Volksbewußtsein zum Träger des den Erbfeind besiegenden Helden- und Nationalgeistes wurde. „Dieser mythische, zum Weltbeherrscher gewordene angeblich preußische Junker wird später zum Bild des früher kleinen, damals unbegreiflich rasch zur Weltmacht sich entwickelnden Preußens; und von der Volksphantasie wird dieser Typus des Germanen nach und nach mit allerlei Attributen germanischen Ursprungs versehen, wie der große Hunger und der noch größere Durst, der angeblich eineinhalb Fuß lange Riesenbleistift, die lange Pfeife und der Bierhumpen, doch mit Beibehaltung des obigen, dem Odin entlehnten Schlapphutes und Hundes u. s. w.!“

Und mit dieser so befriedigenden, auf ernsten geschichtlichen Forschungen beruhenden Darstellung wird dieser Jüngling doctorieren, hoffentlich: summa cum laude!

Auf dem Schneeberge.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Den alten Schneeberg in Nieder-Österreich wollte ich noch einmal besuchen, bevor er ein hochfahrender Herr wird. Er war sicherlich einst das erste Ziel der Wiener Hochtouristen gewesen, aber man hatte dazumal das Testament gemacht, bevor die Reise auf den Schneeberg unternommen wurde, die zu Fuß mindestens fünf Tage lang in Anspruch nahm. Und was die Heimgekehrten jener Zeit dann zu erzählen wussten, wär voll von Wundern. Trotzdem war er bis heute der schlichte Alte geblieben, während seine niedrigeren Nachbarsberge, die Rax, der Sonnwendstein, der Semmering, als die leichter zu erreichenden, an Ruhm und Zuspruch ihn weit überholt hatten. Aber endlich nahte der Erfolg oder das Geschick auch dem Schneeberg.

Als von Wiener-Neustadt bis Puchberg die Eisenbahn eröffnet wurde, begann ein Theil der alten Berggeister den Schneeberg zu verlassen, der andere glaubte, sich in den Wänden, Schluchten und Schneekaren noch behaupten zu können — ein eitler Wahn. Die Eisenschienen klammerten sich an den Berg selbst und heute beißt sich das Zahnrad der Maschine bis zur halben Höhe des Berges empor und das Krachen der Sprengschüsse hoch oben über dem Gewände schreit es prahlend hinaus, dass nach wenigen Wochen die Dampfmaschine ihre hochfahrenden Wünsche erreicht haben wird.

Vor Jahren, als ich in Puchberg eine Vorlesung gehalten und nachher die Veranstalter sich lebhaft herumstritten, wer von ihnen das Deficit derselben decken sollte, kreischte ein altes Bergmännlein, das draußen kegelte, zum Fenster herein: „Tröstet euch, ihr werdet noch genug Geld sehen in Puchberg!“ — Die Zeit ist schon da. Puchberg, das bisher so stille Alpendörfchen, zieht bereits das Festgewand an, um die Gäste zu empfangen. Wege werden angelegt, Villen werden gebaut. Ein neues stattliches Hotel im Schweizerstil prangt schon da, und weitere Unternehmungen werden geplant. Denn dort am Rande des Dörfchens steht der Bahnhof. Der Pfiff des Locomotivs hallt in den Wäldern und die Bahn greift nach zwei Seiten über grüne Alpenmatten aus — hin gegen Neustadt und gegen die Hänge des Schneeberges, dessen gewaltige Massen den

südlichen Himmel vermauern. Puchberg ist für Sommerfrische und Touristenstation wie geschaffen und wird als solche bald das bedeuten, was Payerbach und Reichenau auf der anderen Bergseite sind. Der 28 Kilometer langen Thalbahn von Neustadt her hat sich die 15 Kilometer lange Zahnradbahn angeschlossen, und auf dieser fuhr ich eines schönen Julitages hinauf, um oben von der Idylle Abschied zu nehmen, ehe die Strecke vollendet ist. Aber unangenehm für einen etwas müden Erdenpilger ist es in der That nicht, sich so auf bequemem Sitze in der großen Laterne hinanschieben zu lassen von der rückwärts pustenden Maschine. Die Steigung ist zuerst sanft, wird bald wesentlicher, bis sie endlich hoch oben 200 per 1000 Meter erreicht. Diesen technischen Bescheid habe ich von einem Ingenieur der Schneebergbahn aufgeschnappt, der in derselben Laterne saß und jungen Technikern aus Wien die neue Bahn erklärte. Die Anlage geht östlich eines Waldberges, genannt der Hengst, hinan und bietet außer ein paar hübschen Ausblicken links ins Thal und die Ebene von Neunkirchen landschaftlich nichts Besonderes. Oben am Sattel wird auch rechts ein Blick frei hinab in das Puchbergthal und hinüber in das Gewände des Schneeberges. Bald hernach hört der Wald auf, es ist das Knieholz da, die Aussicht wird frei nach beiden Seiten, der Berg wird steil und felsig und — wir müssen aussteigen. Das ist die vorläufige Endstation Baumgartnerhaus. Hoch oben an den lichten Hängen des Schneeberges sehen wir die rothen Schrammen der Baulinie und ein ganzes Dorf von Arbeiterhütten. Sprengschüsse donnern dumpf in den dünneren Lüften. Ein ebener, zwanzig Minuten langer Weg führt uns an der südöstlichen Lehne hinüber bis zum Baumgartnerhaus, vielleicht das älteste der Touristenhäuser in Österreich. Es klebt am steilen Berge, von einzeln ragenden Fichten umstanden. Tief unten ist ein Pass, über welchen ein Steig vom Rohrbachthal in das Höllenthal führt. Gerade gegenüber steht die scharfe Spitze des Mitterkogels. Gegen Süden hin sieht man dem ausgedehnten Raxgebirge auf den Buckel. Der Baumgartnerwirt, bei dem man gut aufgehoben ist, hört es recht gerne, das Pfeifen des Dampfrosses, das in diesem Sommer ihm noch Touristenmassen ins Haus schickte; aber er hört sie nicht gerne, die Sprengschüsse höher oben, mit denen man binnen kurzem eine Bahn vollendet, welche alles Volk an dem gemüthlichen Baumgartnerhause vorüberführen wird, dem größeren Hotel zu, das sie oben am Waxriegel bauen.

Von Puchberg herauf sind wir ungefähr 800 Meter gestiegen oder vielmehr geschoben worden; wollen wir auf der Spitze des Schneebergerges stehen, so müssen wir noch über 600 Meter steigen, und zwar heute noch mit den bluteigenen Füßen nach gutem alten Brauch.

Es war fünf Uhr nachmittags, das Wetter sonnig, heiß und so dunstig, dass die nahe Rax in blaue Ferne gerückt schien. Einen Schluck

Wein in die Gurgel, ein Stück Brot in den Sack, den Plaid über die Achsel, das Regenschirmlein als Bergstock zur Hand, und nun frisch an!

Ein Herr wollte sich mir anschließen, weil es zu zweien kurzweiliger wäre. „Bedaure! Leider darf ich während des Steigens meiner Brust wegen kein Wort sprechen und muss deshalb immer allein gehen." — Eine solche Ablehnung mochte ihm noch nicht vorgekommen sein, er kehrte rasch um und überließ mir den Schneeberg allein.

Nach modern touristischen Anforderungen ist der Weg vom Baumgartnerhause hinauf ein ganz abscheulicher, denn er steigt in sachten Serpentinen schrecklich zahm auf, ist breit und glatt wie ein Bürgersteig. Habe ich Knieholz um mich, dann ist mir wohl ums Herz. Aber als ich empor kam auf den Rücken, wo man in die Gutensteinergegend und auf den Wienerboden hinaussehen kann, gab mir eine dort angebrachte Holztafel den Rath, ich solle mich nicht erschießen lassen. Also musste, um den Sprenggeschossen auszuweichen, eine andere Richtung eingeschlagen werden.

Ich hatte so halb und halb vor, zur höchsten Spitze, dem 2075 Meter hohen Klosterwappen, zu gelangen, wollte mich aber von der Höhe des Waxriegels aus orientieren, ob es zu machen wäre. Als ich nach einer Stunde auf diesen steinigen Riegel kam, der sich den von unten Nahenden am liebsten für den Culminationspunkt des Berges ausgeben möchte, tauchte hinten in grauer Ferne ein hohes Gebirge auf, mit einer östlichen und einer scharf abfallenden westlichen Spitze, die durch einen langgezogenen scharfen Sattel verbunden waren. In den Mulden lagen riesige Schneefelder, anzusehen wie Gletscher. Zwischen mir und diesem imposanten Berge lag ein weites Hochthal, mit Knieholz bestanden und grünen Matten, auf welchen Ochsenherden weideten und eine verfallende Hütte stand. Und endlich wurde es mir klar, dass dieses graue Gebirge kein anderes war, als mein eigentlicher Schneeberg mit dem Kaiserstein und dem Klosterwappen. Bei dem nahenden Abend war doch nicht daran zu denken, den Berg zu besteigen. Vorderhand gieng ich in das Hochthal hinab, das der Ochsenboden heißt, und schritt an den Markstangen so dahin auf dem weichen Rasen mit dem kurzen Grase und den zarten Alpenblümlein, rothen, blauen, gelben und weißen. Die Sonne sank hinter der Bergmasse hinab, und von diesem Augenblick an war mir die Bergwand ganz nahegerückt und das Gebirge zusammengesunken zu einem langgestreckten Felsenhügel. Die Gletscher waren zu kleinen Schneefeldern geworden. So großsprecherisch hatte vorher der dunstige Sonnenäther gemalt. Und so gering war nach dessen Verschwinden die wirkliche Entfernung, dass ich nach einer zweiten Stunde auf der Spitze des Schneeberges stand.

Aber der Spuk dauerte, solange die Sonne überhaupt noch schien, fort. Südlich in der äußersten Ferne, in kaum sichtbaren Conturen,

stand ein ungeheures Hochgebirge, es konnte, mit dem einfältigen Auge gemessen, der Dachstein sein. In Wirklichkeit waren es die wenige Kilometer entfernten Neuberger Alpen, an denen man bei klarer Luft von hier aus die Wändlein zählen kann. Nicht anders spielten die nördlichen und östlichen Berge; der Sonnwendstein und das Stuhleck, sowie die Kuppen der Rax waren eingehüllt von Wetterwolken. Und erst an der plumpen Größe dieser weißbefransten Wolkenballen ermaß ich die Nähe der Berge. Alles weitere Bergrund, sowie die Ebene von Neustadt und Wien, geschweige das Leithagebirge und der Wechsel, waren gar nicht vorhanden.

Der Waxriegel, auf dem ich eine Stunde vorher gestanden, schien als sehr hoher Berg eine halbe Tagreise entfernt zu sein. Dieses optische Spiel hatte ich nie noch so gesehen, es war ein besonderer Beweis, dass im Gebirge auf das freie Augenmaß kein Verlass ist. Die Semmeringgegend lag in Dämmerung, durch welche kaum eines der vielen Gebäude zu blinken vermochte. Von wilder Größe war der Niederblick in die Abstürze des Höllenthales, da bauten sich aus dunstigen Schatten die Wände und Zacken ganz ungeheuerlich empor. Aus den Karen stieg Nebel auf, wie der Rauch aus dem Meiler steigt; rasch flog er, sich ausdehnend, in die Höhe, und als er in den Sonnenschein kam, spielten in ihm die Regenbogenfarben. Dieser Nebel, der hier so lebhaft wallt und fliegt, entsteht und verzieht, nimmt sich, im Thale gesehen, so aus, dass die Leute sagen: der Schneeberg hat eine Haube. Mein Standpunkt war über den tanzenden Nebeln in der Sonne. Ich hatte mich zum Schutz vor dem Winde unter einen Felsen gesetzt, verzehrte mein Stück Brot und blickte hinab auf den Ochsenboden. Hieher war noch keine Eisenbahnschiene gedrungen und wird auch keine dringen. Nicht einmal die Sprengschüsse, die fern unten am Hange knallen, können heraufhallen in diese hohe Einsamkeit, wo ich zur Stunde das einzige menschliche Wesen war. Dieser obere Theil des Schneeberges ist heute noch so, wie vor zwanzig Jahren, als ich ihn das letztemal bestiegen hatte. Kein Hotel, kein Schutzhaus. Nur Hirtenfrieden. Anstatt der Damböckhütte, die schon vor zwanzig Jahren auf dem Ochsenboden stand und heute verfällt, steht auf dem Kaiserstein die Fischerhütte zu nothdürftigem Dach in Wetter und Sturm. Ein wahres Wunder, dass die Wiener diesen höchsten Berg des Landes so verhältnismäßig in Ruhe gelassen, während die Rax von den Stadt-Schiangen-Schuhen fast zu schanden gewetzt wird. Das soll nun anders werden.

Dort hinter dem Waxriegel wird der Bahnhof stehen und von diesem werden mehrmals des Tages Scharen von Herren, Frauen und Kindern voller Ulkigkeit hereinfluten in das Hochthal und heraneilen zu den Spitzen des Kaisersteins und des Klosterwappens. Dem großen Hotel

bei dem Bahnhofe werden weitere Wirtschaften folgen auf dem Waxriegel, dem Ochsenboden und dem Hochschneeberg, und es wird eine fidele Sommerfrische sein zwischen vereisten Schneefeldern.

Als die Sonne untergieng, verließ ich die Spitze, um nun — wie ich glaubte — bequem hinabzuwandern zum Baumgartnerhause. Am Waxriegel angekommen, finde ich es überflüssig, den dort bergansteigenden Weg zu verfolgen, sondern biege rechts über die Matten hin, den Markstangen entlang, die den Krummholzsteig andeuten. Am Rande des Gewändes ein schöner Blick hinab in das Steingewühle des Saugrabens, in ein schauerliches Gewirre von Schründen, Zacken und Zinken. Mein gewählter Weg aber ist einer der Gattung für jene Touristen, denen der gute Steig ein Gräuel ist und die gerade an den „interessantesten“ Stellen klettern müssen. Zwischen Knieholz und Gerölle führte er mich sachte nieder ins Gewände zwischen die Zacken und Riffe. Am steilen Hang kein sicherer Schritt mehr im Gerölle, jeden Augenblick ein Abgrund. In der Abenddämmerung sah ich noch die scharfen Umrisse des hohen Gewändes über mir, unter mir Dunkelheit, und ich wusste nicht, wohin mein Abstieg mich führen würde. Wahrscheinlich in die Tiefen des Höllenthales, wenn er sich nicht schon früher im wilden Gewände verlieren sollte. Der Fachtourist wird mich auslachen und meinen, was man da für Wesen mache, der Krummholzsteig sei kein Touristenweg, sondern nur ein Spielzeug für große Wienerkinder. Ich aber fühlte, wie meine erschöpften Glieder zitterten; keine andere Stütze und Wehr, als das Sonnenschirmlein, kein Labnis, als ein Stückchen Zucker, das ich beim Kaffee in Puchberg in den Sack gesteckt hatte für alle Fälle. Durch die Haare wallten die Nebel herab, scharfe Regentropfen mir ins Gesicht schleudernd unter dem Flackern einzelner Blitze. Ein schlechter Fußtritt warf mich zu Boden, ich rollte über den Schutt eine Strecke niederwärts, und blieb mit dem Rocke hängen an der Kante eines Steines. Der Fußsteig war verloren, was unter mir war, konnte ich nicht mehr sehen. — Ich saß da und überlegte, was nun zu machen sei. — Umkehren! Kein anderer Ausweg. Den steilen Berg noch einmal hinanklettern in Nacht und Nebel. Bei dem langsamen Anwärtssteigen dachte ich nach, was zu geschehen habe, wenn die Kräfte mich verließen. Ich würde mich in den Plaid wickeln und unter einen Felsen hinkauern. Nach einer fünf Stunden langen Rast hebt es wieder zu tagen an, dann würde ich zum Frühstück Regenwasser trinken oder Thau schlürfen, die Bergwanderung neu beginnen, und alles wäre gut. — Soweit aber kam es nicht. Der Wille, im Baumgartnerhause schlafen zu wollen, stachelte alle Kräfte auf. Durch den zerrissenen Nebel schien der Halbmond, ich kam in das Bereich des Knieholzes, endlich auf Almboden, und eine Stunde später taumelte ich dem Baugartnerwirte zur Thür hinein.

Hier gab's noch heitere Gesellschaft der Wiener Techniker, die mich freundlich in ihren Kreis zogen. Aber endlich zitterte das Haus von dem Schnarchen der jungen Touristen. Ich allein schloss kein Auge die ganze Nacht, denn die Eindrücke wirkten zu lebhaft nach und ich war zu glücklich darüber, wieder einmal die Herrlichkeit des Hochgebirges geschaut zu haben.

Am nächsten Frühmorgen, der voller Klarheit und Frische war, wanderte ich durch die schönen Waldungen und langgestreckten Felsschluchten hinab gegen Payerbach, während die jungen Touristen lustig hinanstiegen, um von der Spitze des Schneeberges aus in reinem Morgenlichte die Fernsicht zu genießen, die mir blasser Sonnendunst so neckisch verhüllt hatte. Doch dieser dichte Höhenäther hatte andere Schönheiten gezeigt, deren ich mir bisher nicht bewusst gewesen war.

Die kranken Töchter.

Eins von den biederen Landsleuten.

Der Werksarzt zu Treffelwang und der alte Steinklopfer Hagerl sind miteinander gut Freund geworden. Der Werksarzt hat dem Hagerl nämlich das Weib gefesselt, was freilich nur sinnbildlich zu nehmen ist. Dem Hagerl sein Weib war nämlich so, dass der Hagerl an dem höllischen Drachen, den auf dem Altarbilde zu Treffelwang der heilige Georg mit dem Spieße durchbohrt, nichts Schreckliches fand. Alle Treffelwanger bekamen das Grauen, wenn sie dieses scheußliche Ungeheuer betrachteten, der Hagerl bekam es nicht. Er war von Haus aus abgehärtet. Aber gewohnt wurde er sie doch nicht, seine Auserlesene, obgleich er seit dreißig Jahren mit ihr vermählt war. Seit neuer Zeit aber ist sie gefesselt, und wie das hat sein können, soll folgende Geschichte darthun.

Das Steinklopfer-Ehepaar hatte zwei Töchter, wovon die jüngere, Jula geheißen, an einen Eisenwerksarbeiter verheiratet war, die ältere, Brigitte mit Namen, einstweilen noch unerlöst den häuslichen Pflichten oblag. Jetzt muss hier noch eingefügt werden, dass die Eisenwerksarbeiter und ihre Familien im Falle von Krankheiten freien Arzt und freie Medicin haben, maßen die Arbeiter ja dafür ihre Procente in die Lade zahlten. Und muss noch beigefügt werden, dass die Steinklopferin nicht bloß ein drachenböses, sondern auch ein schlangenkluges Weib war.

Nun ereignete es sich, dass die Brigittl eines Tages erkrankt. Kopfweh, Magenkrampf, Sengen (Sodbrennen), Seitenstechen, Fieber.

Na, gute Nacht! Wenn der Doctor alle diese Schmerzen heilen soll, da kann eine Kuh drauf gehen. Und wenn das Mädel stirbt, so kostet das ihrer zwei, denn der Tod ist noch theurer wie der Arzt — natürlich, weil er's gründlicher macht.

Was that nun also die Steinklopferin? Sie sagte zur jüngeren Tochter, die an den Werksarbeiter verheiratet war, doch aber bei den Eltern ihre Stube hatte: „Jula! Rühr' dich! Ins Bett leg dich! Die Brigittl liegt oben in der Dachkammer, du leg' dich da in dein Nest. Es wird der Doctor kommen. Für dich kostet er nichts. Weißt ja, was die Brigittl klagt. Verstehst? Kannst ja eh so gut Komödie spielen, wie neulings, bald du mir das Zwanzigerl hast herausgelogen für einen Gichtgeist, den der Deinige nachher ausgesoffen hat. Na, wird's?"

Und gleichzeitig erhielt der Werksarzt Nachricht, er möchte doch geschwind ins Steinklopferhäusel kommen, das Arbeiterweib, die Juliana Windlerin, wäre schwer erkrankt.

Der Werksarzt, just beim Mittagsessen, läſst Knödel und Sauerkraut Knödel und Sauerkraut sein und eilt zur Kranken. Fieber merkt er gleich auf den ersten Blick, die Wangen sind ganz geröthet. Der Puls schlägt übrigens normal.

„Wo fehlt's denn, Windlerin?" fragt er freundlich.

„Jesses, Herr Doctor, zum Versterben, so schlecht!" stöhnt die Kranke. „So viel Kopfweh, und so viel Magenkrampf, schon die ganze Nacht. Und so viel Seitenstechen, und so viel Sengen im Hals!"

Der Arzt läſst sich die Zunge zeigen, auf der ist gar nichts Interessantes zu sehen, denn die Gedanken, die ihr auf der Zunge gelegen, hat sie hinabgeschluckt. Er befühlt den Leib, sie zuckt heftig und wimmert vor Schmerz, aber er kann kein Symptom erkennen. Den Kopf schüttelt er.

Darob erschrickt die alte Steinklopferin sehr, denn das Kopfschütteln gilt ja der andern, die oben in der Dachkammer liegt.

„Ich kann nichts finden", sagt der Arzt.

„Die Heiligen Gottes mögen's wissen, was das ist!" jammert die Alte, „ich kenn' mich ja auch frei nit aus. Die heimliche Krankheit wird's doch nit sein!"

„Von Bedeutung ist es sicher nicht", sagt der Arzt.

„Na freilich!" begehrt die Alte auf. „Bei den Werksarbeitsleuten ist es halt allemal leicht gut, weil nix bezahlt wird. Gelt! Thät' nur unsereins so arg darniederliegen, das wollt' gleich ein Wichtigmachen sein, bei den Herren. Da kennt man sich schon aus, Gott sei Dank!"

Wenn der Werksarzt nicht ein sehr gutmüthiger Mann gewesen wäre, so hätte er jetzt müssen ein dreidoppeltes Donnerwetter losschnalzen wegen der Verdächtigung. Er dachte sich aber, solche Leute verständen es

nicht besser und er wolle sich dem messerscharfen Mundwerk dieser Person nicht weiter aussetzen. Um sich nicht Eigennutz nachsagen zu lassen, verordnete er der Kranken Tropfen für den Magen und eine Schmiersalbe für die Seite. Dann gieng er heim. Kaum der Doctor bei der Thür draußen war, sprang die Jula aus dem Bette, und die Medicin, als sie kam, trug die Alte sofort zur Brigittl hinauf in die Dachkammer, wo sie hoffentlich auch gleich ihre Wirkung thun wird, ohne dass sie einen Kreuzer kostet. — Ja, die Herren sind zwar hoch studiert, aber ein bissel gescheiter ist immer einmal unsereins! — So lobte sich die Alte selbst.

Am nächsten Tage meinte der Doctor, er wolle doch nachsehen gehen, wie sich die Nacht über der Zustand seiner Patientin Windlerin entwickelt habe. Als er zur Thür eintrat, muss er über seine medicinische Cur wohl hoch erfreut gewesen sein, denn die Patientin saß pumperlgesund vor einer großen Schüssel Gurkensalat und ließ sich ihn schmecken.

Die Alte sah sofort, dass hier etwas schief gehe, sie fiel über die Jula her: „Was sag ich denn, du Balg! Kaum zu Nöthen aus dem Bett, schlampest schon wieder Salat, bis dir nachher die Blader platzt. Ungerathener Bangert! folgt nicht einmal dem Herrn Doctor, der eh so gut ist, geschweigens der bekümmerten Mutter! Hast eh just vor einem Vaterunserlang wieder so viel seitenstechen gehabt, dass ich gemeint hab', zum Herrn Docter laufen muss ich auf der Stell'! Mein Eid, ich sag's, Herr Doctor, mit den Kindern ist's ein Kreuz! Sie folgen halt nit und sie folgen nit!"

Wie hoch erzürnt schoss sie umher, fasste den Besenstiel aus dem Winkel und schlug einen alten Topf in Scherben, der ohnehin schon vorher ein faustgroßes Loch gehabt hatte.

„Lasset es gut sein!" sagte der Arzt gelassen, „derlei Stückeln ist man bei euch schon gewohnt. Weil euch der Werksarzt nichts kostet, so belästigt ihr ihn bei jeder Kleinigkeit und wäret imstand, die Medicin flaschenweise zum Frühstück zu saufen, damit ja der Ladgroschen eingebracht wird. Na, na, Alte, schont nur die Stimme, ich meine die Frau Tochter."

„Und wir bedanken uns schön für die Belehrung!" versetzte die Alte mit einem giftigen Knix.

Das wäre nun soweit glatt abgegangen, wenn der Arzt, als er ins Freie treten wollte, von der Dachkammer her nicht ein klägliches Wimmern gehört hätte. Er stieg die enge Treppe hinan und fand hier die wirkliche Kranke, die an einer Rippenfellentzündung darniederlag. Neben ihr auf dem Fensterbrett stand das Salbentöpfchen und das Tropfenfläschchen, die er dem Arbeiterweib geschickt hatte. Nun kam es erst noch allmählich: Anfangs die Ahnung, dann die Vermuthung, endlich die

Gewissheit von der List der biederen Landleute. Er stieg in die Stube hinab, wo jetzt auch der alte Steinklopfer herfürgegangen war. Dem war sein schmales Gesicht überflüssigerweise noch in die Länge gegangen, nahe am Ofenwinkel stand er und lauerte, was es nun geben werde. Der Doctor trat unerschrocken ganz nahe an die Alte hin und sagte: „Hagerlin, Ihr habt mich betakelt. Weil Eure ledige Tochter krank war, hat die verheiratete, die Arbeitersfrau, dieselbe Krankheit heucheln müssen, damit Ihr für die andere umsonst Medicin bekommt. Das ist ein Betrug. Ich werde Euch einsperren lassen."

Der Steinklopfer stieß einen grellen Laut aus, aber es ist nicht ganz klar, ob es ein Schreckruf war oder ein Freudenschrei; die Alte aber war unheimlich anzusehen. Die Spitzen ihres Runzelgesichtes waren noch zackiger geworden, ihre Äuglein verschlossen sich ganz hinter die Knochen, ihre kantenscharfen Lippen klapperten ununterbrochen aneinander, aber es war verworrenes Zeug, das sie herausbrachte — halb Vertheidigung, halb Schimpf und Trutz. — Was sie denn Schlechtes gethan hätte? Als die Jula gesund geworden, habe sie den Rest der Medicin halt der Brigittl gegeben, die an derselben Krankheit ins Bett gekommen, weil es eine Buis (Seuche) sein müsse, eine reine Buis! —

Der Arzt ergötzte sich insgeheim an den Winkelzügen der Alten, dann machte er ein wichtiges Gesicht und sagte: „Werd' mir's noch überlegen, was ich mit Euch anfange. Geschenkt bleibt's Euch nicht. Zeugenschaft für meine Sache wird sich nicht schwer finden lassen. Wird doch die Keichen (der Arrest) am besten sein, für etliche Wochen — gelt? Na, werden halt sehen."

Damit hat er die alte Steinklopferin in Todesängsten zurückgelassen, denn die Keichen, die fürchtete sie wie höllisches Feuer. Dann hub sie an, aus Zorn die Hausgeräthe durcheinanderzuwerfen, so dass der Bartwisch der Jula ins Gesicht und der Brotkorb dem Alten an den Bauch flog. In Anbetracht der Umstände fasste aber der Alte heute seinen ganzen Muth zusammen und sagte in sehr bescheidenem Tone: „Weibel, liebestes! Ich an deiner Stell' thät' jetzt nit so umwettern. Ich thät' schön still sein und Fried' geben, es kunnt mich sonst wer verrathen."

„Untersteh' dich!" fuhr sie auf, „fort jag' ich dich!"

„Kunnt' mich ganz leicht unterstehen", sagte er, sich mehr an die Ausgangsthür haltend, „ist gar nit gefährlich. Brauch' nur zum Herrn Doctor zu gehen und ihm sagen: 's ist nit wahr, dass die Jula krank gewesen, meine Alte hat's nur angestiftet, hat dem Herrn Doctor mit aller Absicht die Medicin für die Brigittl herausgelogen. Sie hat's selbst gesagt und ich will drauf ein Jurament ablegen. — Nachher brauch' ich ja nimmer heimzugehen, eh' die Schandarn mein liebestes Weibel abgeholt haben. . . ."

Jetzt flog ihm auch schon die Salatschüssel an die Beine, so dass die schlüpferigen Gurkenschnitten nach allen Seiten übers Beinkleid hinabglitten.

„Wenn's so ist, kann ich ja gleich gehen", sagte der Alte. Als er jedoch mit seinen Beinen, an denen wenig Fleisch, aber viel Salat war, über den Anger stiefelte, rief sie ihm nach: „Mannerl!"

Mannerl? So hatte sie ihn vor dreißig Jahren gerufen. Er blieb stehen.

„Sei g'scheit, Mannerl, bleib' da. Musst nit so geschwind auf sein, wenn ich immer einmal greinen thu'! Sind ja eh auch deine Töchter, all zwei, und hab's doch dir zu Lieb' gethan, wenn ich das Medicingeld für die Brigittl hab' ersparen wollen. Schau, wir müssen zusamm'halten, allbeid'. Geh' her, ich koch' dir was Gutes."

Da saß er schon wieder im Garn. Aber das Garn war hübsch weich, diesmal. Es vergiengen wonnige Tage für ihn. Die Brigittl war auch wieder besser geworden und die Alte that nicht greinen, weder mit dem Maul, noch mit der Salatschüssel oder dem Besenstiel. Aber am vierten oder fünften Tage schien sie rückfällig zu werden, hub ein gräuliches Schlagermentieren an und drohte dem Alten mit dem Davonjagen. Da nahm er seinen Stecken und sagte: „Will ich halt jetzt zum Doctor gehen. Er ist schon so gut und lasst dir beim Bezirksgericht ein Stübel aufmachen. Ich sag', was ich weiß."

Darauf hin wurde sie wieder zahm und blieb es eine gute Weile. Als nachher der Werksarzt einmal des Weges kam, wo der alte Hagerl auf einem Klotze saß und Steine klopfte, sprang dieser eilends auf, tastete nach seiner Hand, um sie zu küssen.

„Was ist denn, Alter, was ist denn?"

„Tausendmal bedank' ich mich, Herr Doctor, für mein liebes gutes Weibel. Seit sie das Eingesperrtwerden fürchtet, ist sie ganz lieb und gut und sagt gar nichts mehr vom Fortjagen. Bei ihr bleiben darf ich! Sollt's wieder einmal nachlassen, so thät' ich halt bitten, und dass der Herr Doctor wieder vom Einsperren was merken lassen wollt'."

„Soll geschehen, Alter!"

Nach einigen Wochen war's allerdings an der Zeit, dass der Herr Doctor ins Steinklopferhäuschen kam und sich bei der Alten barsch nach ihrem Mann erkundigte: Er wolle endlich ernst machen und brauche einen Zeugen. — Weiter sagte er nichts, es war das einstweilen genug. Die Alte behandelte ihren Alten wieder ganz zärtlich und meinte, Eheleute müssten zusammenhalten.

Seitdem ist fast ein halbes Jahr vergangen, und über dem Steinklopferpaare schwebt segnend noch immer — die Keichen.

Also sprach der Jodel.

In einem weitberufenen Alpencurorte, wo ein großes, vornehmes, aus allerlei Städtern zusammengewürfeltes Curpublicum sich des Lebens freute, so schlecht und recht das eben bei solchen Leuten gehen will, gieng ein absonderlicher Mensch umher. Er war in der Tracht eines Hirten, hatte an der Seite auch den großen Brotsack, hatte seinen großen, verschlissenen Filzhut mit einem wulstigen Kranz von gelben und blauen Alpenblumen umwunden. Er hatte langes, graues Haar, das strahlenartig über Nacken und Achseln niederhieng, er hatte ein kleines, braunes, altes Gesicht, in welchem zwei hellblaue, sehr schalkhafte Äuglein lebten. Er hatte eine Art Laute bei sich, auf welcher er zur Belustigung der vornehmen Gesellschaft manchmal spielte und mit gurgelnder Stimme überaus ergötzliche Liedlein dazu sang. Auch wusste er allerhand spassige Redensarten und Sprüche und andere Schelmereien, so dass ihm die Leute zuliefen auf dem Curplatz, auf der Wandelbahn, auf den Promenaden, und wo er sich zeigte.

Es hieß, der Alte sei nicht immer im Gebirge gewesen, sondern weit in der Welt umhergekommen und habe vieles erfahren. Einmal bei Gelegenheit ließ der Mann verlauten, dass er auch eine Predigt wisse. Alsogleich bestürmten sie ihn lustig, er solle auf eine Bank steigen und predigen. Da zwinkerte er mit den Augen, so ohne weiteres geschehe das nicht, denn es sei etwas ganz Besonderes. Fürs Armenhaus des nächsten Dorfes, wenn sie was geben wollten, dann predige er. — „Der Jodel predigt, der Jodel predigt!" hieß es, und alles bereitete sich vor auf einen mächtigen Spass.

Am nächsten Abende war die Brunnenwiese voller Menschen, die feingeputzt, witzelnd und heiter gespannt auf den „Almjodel" warteten, der von einem erhöhten Tische aus seine vertrackte Predigt halten würde.

Dieser erschien, schaute sich schmunzelnd die Menschenmenge an, lugte mit schelmischen, vielverheißenden Blicken auf die Herren, warf etliche Bergblumen auf die Damen hinab und begann dann ohne Umständlichkeit seine Predigt. Er sprach in der Mundart der Gegend, wobei er aber manchmal Ausdrücke gebrauchte und in Bereiche sprang, die nicht des Gebirgshirten sind. Seine Stimme war rauh, aber er predigte herzhaft

drauf los. Anfangs lachten die Leute,. wie man zu Narretheien lacht. Im Laufe der „Predigt“ änderte sich das. Und also sprach der Jodel:

„Meini liabn Leut!

Won a Mensch üba funfzg Johr olt wird und umawolgn hat müassn unter ollahond Leutn: ban Hirtn af der Olm, bam Hulzknecht in Wold, ban Baurn afn Feld, ban Gewerbsmon in da Werkstott, ban Professer in Lehrsool, ban ruaßign Orbater in da Fabrik und ban reichn Hern in Gschloss, ban Betler und ban Fürstn, ban Künstler und ban Gelehrtn, wan er an Heuwogn vul Büacha hot glesn und schier selba sa viel Büacha hot ausdenkt, as wos an olter Esel aufn Bugl kon trogn — nau kuaschamadeana! Der muass wos dalebb und dafohrn hobn, der kon was wissn! Ih bin a selchter und ih woaß ah wos. Ih woaß gonz klor und sicha, dass mir ollmitanonda n i x wissn.

Do kunt ih jo gleih wieder owisteign va mein Tischl und die vieln bravn Leut hät ih umsunst hergfopt, na grod dass mar eahna s Geld aus n Säckl lockt und die Zeit stiehlt, as wia da heilige Crispin s Leder für die Ormen.

Na — a sou is s nit gmoant. Ih hon ma holt denkt: Wan d Leut heint scha nit umsunst in die Predi gehn wolln, leicht gehns liaba, wans wos kostt. On gehts eh nur de, — de nit do sein. Ih hon in mein oltn Koupf nämla douh a kloans Stückl Wohrheit ongfundn, däs ollamol übabliebn is in der Aschn, sar ouft olls ondri Wissn in Rauch aufgongen is. Ees seids heint zu mir kema, valeicht wegn an Himel, und ih muass enk d Höll zoagn. Bis mar erst d Höll verobscheun lerna, wird sih da Himel scha selber einfindn.

Ih kon enks sogn, meini liabn Leut', wegn wos mir oll mitanond sa tief in Elend steckn. Sou tiaf, dass — wan mar an glücklichn Menschn wult suachn und findn — olli Eisenbohnen da Welt — die dompfendn und die elektrischn — nit glongadn. — Hiaz, wou steckt dan oba da Teuxl? Seins die schlechtn Zeitn, Miaßwochs, Überschwemmungen, Pest und Kronkheit, is s da Grugl vorn Oltwern, da Schmerz um an liabn Gstorbnen, oda die Ongst vorn Sterbn? — Es wird schon ah Leut gebn, de zeitweis bitterhort an sölchtn Lostn trogn, oba s größti Unglück is däs ollmitanond nit. — — s größti Elend und Load, was da Mensch auf dera Welt ausholtn muass, kimbt eahm — v o n s e i n e s g l e i c h e n. — Sul nar a jeder amol nochdenkn, wer eahm sein Lebta in größtn Schmerz, die tiaftsti Kränkung gmocht hot. Gwiss war's a Mensch. Und nit amol a ganz fremda; leicht a guata Nochbar, a Freund, a Gschwister, a liabs Kind! — Und wer scha die Kronkheitn sa schwar wägt — die wenigstn schickt die Natur; mehr als die Hälfti olla Kronkheitn züglt und jocht eahm da Mensch selber auf, imeramol mit oller Onstrengung, johrlong muass er sich plogn, Tog und Nocht, bis er sein Leck endla

hot. Nochha, wan er sih nit mehr rührn kon, gibt er Ruah. Ehenter hot er ka Glück und kan Friedn ghobt — nochher is s n erst gor nit recht.

Im Lond gibts ka Hütn und ka Gschloss, ka Kellerwohnung und kan Polost, wo nit unzufriedni oder gor unglücklichi Leut lebn. Und douh gibts nouh Sölchti, denen die Unzfriednen und Unglücklichn ollaweil nouh zwenk sein. Do orbatns, denkns und schreibns im Schweiß des Ongesichts drauf lous, um zu beweisn, dass d Welt und d Leut zan Unglück do sein, dass s nit onderst sein kon und sein därf, dass s Lebn nix as wiar a Raffn is, wia d Schuastabuabn af da Gossn raffn, nur nouh viel wilda — bis afs Messa. Da Stiakeri hot s Recht, da Schlechteri kimt obenauf, da Schwächeri, Guatmüatigeri, Gewissenhofteri wird vanichtet und a sou is s in Urdnung. Däs is eahna sauberi Lehr. „Kampf ums Dasein" hoaßns däs höllischi Gspiel. — In früaherer Zeit hobn d Leut jo ah glebt, Orbeitsamkeit, Sporsamkeit, Treu, Redlihkeit und Vertraglihkeit hots domols ghoassn, oba vom „Kampf ums Dasein" hot ma nix ghört. „Wir suchen die Wahrheit!" ruafn die gscheitn Hern hiaz aus, „der Mensch ist ein Thier, das ist die Wahrheit! Seele, Unsterblichkeit, Gott ist Schwindel, der Mensch ist ein Product zufälliger Kräfte jenseits von Gut und Böse, und das ist die Wahrheit! Der Mensch ist nicht da, um glücklich zu werden, sondern um die Wahrheit zu suchen, und wenn er auch daran zugrunde geht!" So sogn sie. — Jo, er geht dron zgrund. Und wos imer oana für a hautschlechta Lump wern muass, bis er zu sein elendn Lebn in Schlusspunkt mocht — mit da Bleikugl — dos is ah die Wohrheit! —

Ih möcht nar oans wissn. Wou die Ganzgscheitn, denen eahna Hirn douh ah nur a „Product zufälliger Kräfte" ohni Seel und selbständign Geist is, wou de eahner ewigi, unfehlbori Wohrheit hernehma! A Wohrheit, de eahne mehra gilt, wia Glück, Gott und Unsterblihkeit und vor der olli Leut niedaknian sulln und betn: „Mir wölln gern elendi Kanaillen sein, wou ma nur die Wohrheit hobn!" —

A sou is in Leutn däs, wos an unzerstörbors Glück gebn kunt, die Religion, vadorbn worn. Gonz vazogt hobn sie sih hiaz zur Kunst gflüchtet, und zur Dichtung. In Theater, in Bildersol hobns Trost und Lobnuß und Auferbauung gsuacht und weil die Kunst a rechti Schwester der Religion wor, sa seins nit umsunst gonga. Siachst as, hast as nit gsechn, wia s hiaz renen, die neumodischn Dichter und Künstler! Olles Schlechti und Abscheulichi trogns zsom af oan Haufn und nennens a Kunstwerk. Wos — Schönheit? Wos geht uns die Schönheit on! Wahrheit wölln ma! — Dass de Wahrheit a Lug is, erstens weil eahna gmalter Dunghaufn nit stinkt, zweitns weil drauf ka Bloam und ka Kornholm worn kon, daweil da wirklichi Dunghaufn a Keim vuler Lebn und Schönheit is, das sechn die Hern nit, va lauta Wohrheit. —

Die Elendmocher in Wissenschoft und Kunst thoan olser eahna Möglichstes, dass d Leut recht vazogt und trostlos wern sultn, kemen oba nit überoll hin. Die großi Menge hot wieder an onders Vorbild. — In Wirtshaus und af da Gossn is s Überlisten und s Schimpfn und s Ehrobschneidn vabotn, as kunts die Kotz hörn. In Palament is olls valaubt, do kimts af die groß Glockn, de mar in gonzn Lond hört und da Radlschmierer und da Schuastabua lesns in da Zeitung, wia's zuageht da obn, wou die gscheitestn und ongsechestn Mana von Lond banonda sitzn. Saxndih! Do möcht da Schuastabua Obgeordneter sein, dass er ah a sou schimpfn nnd raffn derfad. Noch an sölchtn Vorbild mog ma's den Zeitungen nit amol sar irg vadenkn, wan ah de an Ton onschlogn und Gschichtn dazähln und Sochn redn, de überall ehanta hinghörn, as wiar in die Öffentlichkeit. — Da Pforer af da Konzl und da Lehrer in da Schulstubn kinen sich d Lungl außaredn und s Herz z todt kränkn, so werns nix ausrichtn, oder es wird olls wieda valorn sein, wan von den öffentlichn Führerschaftn a sölchta Geist ausgeht. — Nochha hoaßts: es liegt amol a sou in da Zeit, es liegt in da Luft! Nix — in Leutn liegts, d Leut mochn in Zeitgeist, d Leut mochn schlechti Zeitn und a schlechts Vulk, d Leut mochn s Elend!

Früaha hot ma die rohestn Leut in da Wildnus gsuacht, wous aufworn wia die Bam in Wold. Heint muass ma's scha bold durt suachn, wou die Gselligkeit, Bildung und Sittsamkeit hinghört — in Städtn! Wan ma heint va da Roheit der Jugend redt, sa denkt ma neamer af die Gossnjungen, de oanonder s Gwond in Fetzn reissn, neamer af die Bauernbuabn, de ban Dirndlfenster eahneri dickn Köpf noh dicker milln — ma denkt af Sölchti, de wegn an iadn Kletzn mit Sabl und Pistuln afoanonda lousgehn und mit olln Vorsotz in Kamerodn tiafi Löcher haun oda gor todtschiassn möchtn. Die ormen Hascher! Eahner Ehr is ollaweil in Gfohr, ehrlos und feig warn's, wons nit olli Augnblick mit n lonkn Messer thatn beweisn, dass außer eahna Glehrsamkeit ah nouh glernti Fleischhocker sein. Wer an Muath hot, der kuntn zwor ah onders zoagn, Feuer und Wosser, Menschndeanst und Nächstnliab gabadn Glegenheit gnua dazua — oba na, Hass und Rachgier gegn die Mitmenschn muass sein und obhärten müassn sa sih, dass s jo nit epa zu bormherzi und wormherzi wern. Trochtn müassns, dass jo in an iadn jungen Menschn d Feindseligkeit recht groß aufzücht und Hass und Rachgier af da Welt ollaweil noh größer wird.

Und wan oaner amol an ormen Menschn in Schutz nehma möcht oder a hilfloses Thier, däs af da helln Stroßn quält oder afn Sezziertisch schreckbor herzlos z todtgmartert wird — da kunt er selba wos fonga! —

Und es is jo wohr, dass d Leut scha va Jugend auf herzlos und wild gmocht wern müassn, wan s späta z brauchn sein sultn zan massen-

mordn afn Schlochtfeld! Do ghört viel dazua, dass tausend und tausend von Menschn mit n furchtborstn Worfn gegn eahnersgleichn gehn, de eahna nix thon hobn, de, wia se selba, dahoam Eltern, Gschwister, Weib und Kind hobn und a Hoamatlond, dos die lebendign Londskinder besser brauchn kunt, wia die Todtn. As gehört viel dazua, aus n Menschn a Bestie z mochn, oba zsombringa thoan mas. — Nur derf ma sih nochha nit wundern drüber, wou der Loster von Schlechtigkeit, Elend und Jommer herkimt auf dera liabn Welt. Ma derf sih ah nit wundern drüber, dass oan d Leut ins Gsicht lochn, wan mar eahna sogt: Schön guatmüathi sein af oanonda, nit betrüagn, nit stehln oda gor mit Gwolt wen onfolln — wou olli zehn oder zwoanzg Johr gwiss in Kriag und Schlochtn das denkbor schlechtesti Vorbild gebn wird. Wos mar in Oanzelnen vabiatn will, das is in Massn dalaubt, wos ma sunst für Schlechtigkeit, Raub und Mord ausgebn hot, däs hoaßt in Großn Tugend, Topferkeit und Heldenmuath. — Dass ma wihrhoft sein muass, wan da Feind ins Lond folln will, sa gscheit bin ih wul selba; däs war a schlechter Wicht, der sei Vodalond, sei Volk und sein Fürstn in da Noth in Stich lossn kunt! Ober es gibt nit bloß Naturkriag, es gibt ah gmochti Kriag, de von a por hochn Herrn wegn a Strafl Lond oder wegn Würdn und Titel austipfelt wern. Sölchti Kriag, meini liabn Leut, sein das höllvamalideiti Teufelsgspiel, däs nit und tausendmal nit mögla war, wan sih d Leut nit selba dazua scha früazeitn roh, wild und schlecht mochn thatn.

Ih moan, unseri Nochkomen nach tausend Johrn wern sih wos Saubers von uns denkn — hoaßt dos, wan nochha nouh wer do is. Wia's hiaz wieder ausschaut überoll, af der oan Seitn Todschlog und Selbstmord, af der ondern Seitn Schlemerei, Unzucht, Verweichlichung und Verkümerung, sa kons jo ah sein, dass noch tausend Johrn s menschlichi Elend af dera Welt gonz und gor — an End hot. Olls ausglöscht — zuagspirt.

That ma load. Is d Welt douh sou schön und s Lebn sou süaß und da Mensch kunt sou groß und glückla sein, wan er wult. Es wa nit amol nothwendi, dass d Leut oanonda gor sa viel Guats thoan müassadn, nur Schlechts suln s oanonda nix onthoan, nochha wa d Höll scha vabrunen. Wan ma da guatn, gsundn Menschnnotur freien Lauf lossad, wan da Mensch nit künstli vadorben wurd an Leib und Seel, sa wurd koana sa leicht z grund gehn in da Schlechtigkeit oder aus Noth, oana holdat den ondern. Die heintigi Zeit hot für vieli den Fahler, dass s wirtschäftlih viel z leicht lebn is. In oan Tog vadeant sih heint oana sa viel, wia früher in a Wochn, und weil d Maschinen olls für eahm thoan, so wird da Mensch faul und will af d leßt gor nix mehr orbatn. Früaher in a gwöhnlicha Leutstubn an Ofn, a Bett, a Tisch,

a Kostn, a por Hulzstüahl, a Kirznleuchter, a por Heiligenbilder af da Wond. Wos muaſs heint olls sein? Sopha, Spiagl, Spitznvorhäng, Uhrn, Purzlan und Solban, an Unmenge von Trödel und Sochn, de gor nit zan beschreibn sein. Und notürla s elektrischi Liacht dazua, daſs olles schön funkelt, as wia wans echt Seidn, Guld und Edelstoan war. A Kostn is ah nouh do, aber in Kostn is s finsta. Wos da Tog einbringt, däs gibt da Tog aus, und nouh a wirtschäftlichi Familie, de nit mehr ausgibt. Gstott daſs d Leut ba den leichtn Leben kreuzlusti thatn sei, wern's ollaweil nou kritischer, unzfriedner, onspruchsvuler und af oanonda zwiderer.

Kunts dan nit onderst sein? — Schau, mei Mensch, denk amol noch. Wos hilft olli Wissenschoft, wos helfn olli Entdeckungen und olli Erfindungen, wan d Leut ollaweil mehr ghetzt, friedloser und vazogt wern! Derawegn sein ma jo douh um Gotteswilln nit af da Welt! Mir sein af da Welt, daſs mar uns auslebn noch unserer Natur, daſs mar unser Lebn mit Moß und Ziel bethätign, daſs mar uns gfreun an olln Guatn und Schönen, wos da liabi Gott um uns her erschoffn hot, daſs mir uns besinnen af uns selber und daſs ma nit va heint af morgn existiern, sundern für ewigi Zeitn. De schöni Welt is nur a Staffel zan Himel — oder ah zu da Höll.

Schau, mei Mensch, wanst oanfoch lebn thatst, nur dos onschoffast, was ma wirkla braucht zan a nohrhofta Kost, zan an onständign Gwond, zan a gsundn, gmüatlichn Wohnung, zur Herzns- und Geistesbildung, wanst olls ondri Graffl vaschmachast, wos schlecht und thuer is; wanst zfriedn warst mit dein hergstomtn Beruaf und nit ollaweil oubn aussi wultst, wiar a Her ban Nachsonk; wanst die körperlich Orbeit thatst ochtn, weil grod die körperlich Orbat gsund und zfriedn mocht; wanst dein Kindern nit olln nutzlosn Plunder ongwöhnast, nit ollahond übaflüssigs Zeug lerna lossast — schau, sa wurdn long nit sa viel gebildeti Betelleut gmocht, und du brauchast in Gschäft long nit a sou zu hostn und zu jogn, es gang ah ohni Hetzn und Toschnkünst, wia ma sein Gschäftsfreund übervortheilt, sein Nochbarn überlistet. Du hätst olli Tog Zeit zu deiner Erholung, für die Natur, für die Kunst, wanst drauf vaschossn bist, es trogat gwiß ah nou häufti a Glasl Wein oder a por Kriagl Bier, a guti Zigarn und für d Frau imeramol an neugn Huat mit an Aufputz — ober ohni Vogleich. Die liabn Vögerln fliagadn wieda lebendi über unser Hausdoch hin und her und thatn lusti singa. — Freilich derfads dih nit aus n Häusl bringa, wan dei Nochbar imeramol a Roß vorspont, daweil du z Fuaß gehn muaßt, oda wan sei Frau a Seidnmascherl mehr af ihrn Huat hot, wia deini. Die Missgunst und da Neid sein die ollafolschestn Teufel, zwickn und reissn den Neider mit glüahendn Zongen und da Beneidete locht sih ins Fäustl. Wan sih d Leut nur de höllischi Missgunst ohgwöhnen kuntn. Wan sie s

nur sa weit brachtn, dass sih a Jeder gfreun kunt über an ondern sei Glück — ih sog enks, Leut, mir hätn in Himel af da Welt. — Herentgegn gibts heint Wesn (ober nit eper in Thierreich), de sein durch und durch sauer und verschimelt, de hobn nur an oanzigi Freud, und zwar darüber, wans an ondern schlecht geht. Dass sou oana sei Möglichsts beitrogn wird, dass er af sei Freud kimt, kon mar sih denkn.

Nochha wissad ih nou an guatn Rath. Er is guat und nit theuer: Wan mar unta Leutn lebn will, sa muass ma nit über an iadn Kletzn beleidigt sei. Ouft imer is dos, wos du für a schwari Beleidigung holtst, a Missverständnus va dir, oder an Ungschicklichkeit von ondern. Der ondri hot gor ka Beleidigung in Sinn ghobt. Du oba gleih auf: Feindschoft! Rachgier! — Und hot er dih beleidign wölln, so bist erst recht da Nor, wanst dih von an iadn, dens grod onsteht, gleih ausn Häferl bringa losst. Is s a wirklicha Feind, so thuast eahm den Gfolln nit, dass d aufsitzt und mit eahm an Hondl onhebst. Und is s koa wirklicha Feind, sa wirst morgn selba froh sein, wanst eahm heint sei Beleidigung nit gleih zruckgschmissn host. Wer eahm nix gfolln losst, den gfollt a nix. Und wer eahm viel gfolln losst, den gfollt viel. den gfolln d Leut, gfollt s Lebn, weil er nit vabittert is. — Der eahm nix draus mocht, wan an d Leut wos onthoan wölln, den lossns af d letzt in Rua, se hobn gsechn, dass s n nit on kinen — er is der Stirkeri.

Bis s oana sou weit bringt, do ghört freilih viel Menschnliab dazua, oder — viel Menschnverochtung.

Die Menschnverochtung is scha destwegn unongenehm, weil ma sih onständiga Weis selber mitverochtn muass. Die Menschnliab oba gibt dir s Recht, ah dih selber gern zhobn. — Findst an ondern monchmol an Fahla, der sa groß is, dass ma moant, er war nit zan vazeichn — sa moch amol dein Brustfleck auf und suach noch, leicht findst in gleichn Fahler tief vasteckt sogor in dir selber, oda wenigstns gonz a kloans Keimerl dazua. — Wanst in da Menschnliab amol sa weit bist, dass d in Leutn nix Schlechts thuast, nochha bin ih daweil scha zfriedn. — Wia mar in Leutn Guats thuat, däs war a bsunders Kapitel. Da guati Willn alloan is zwenk, es muass glernt wern wiar a Hondwerch. Ih ken Personen, dena mar ausweicht in Haus und af da Gossn, weil mar Ongst hot, se kuntn oan wos Guats thoan wölln. Wos se für Guats holtn, is in ondern imeramol an Übel, a Belästigung. A sou kann s besti Herz in schlechtestn Donk erfohrn, weils d Leut nit kennt, weils an iadn ondern nur noch eahm selber messt. — Mit aner Ohrfeign beleidigst an jadn, drauf konst dih valossn. Wanst ober in Erstbestn a foasts Bachhendl in Säckel schiabst, sa konst nit wissn, obs n recht is. — Van Wuhlthätigsein muass ma sih dron erinnern,

dass s nit hoaßt: Jedem das Meine! — Es hoaßt vielmehr: Jedem das Seine!

Na saggra! Olli Tog lest ma hiaz, dass wos Neugs entdeckt oder erfundn wird. Ober afn Radl dajogt ma koa Zufriedenheit, mitn elektrischn Liacht findt ma ka Glück und mitn Röntgenischn Strohln kon mar in Leutn nit ins Herz schaun, wias gsint sein. Wan nar oanmol a gscheiter Kopf kam, der chemisch oder elektrisch, oder wiar er wult, d Leut guatmüati, deamüati und vertragli mochn kunt! Ma valongt hinter da Menschnhaut jo koani Engl, wans na wenigstns einwendi nit schlechter warn, wias auswendi ausschaun. Wans na nit folsch und boßhoft warn, wan sie sih oanonda nur herzlih guat sein möchtn! Se brauchadn oanonda jo koani groſzn Opfer zbringen, wan nur koana den ondern unrecht thuat, und wan oana, der schon selber amol Unrecht erfohrt, groß und stulz vazeichn kon — nochha sein mar aus n Schlimstn draußn. — Ih ken heint scha Leut, de af dera schönen Welt sa viel wia seli sein, ober nit epa Reichi, Großi, Berühmti, na, gonz oanfochi Menschen seins, de a zufriedenes, wohlwollendes Herz hobn. Won Bildung und Fortschritt mit da Zeit uns olln sölchti Herzn einhenkn kinen, nochha hobns eahna Schuldigkeit thon und mir hobn, trotz Müahsol und Beschwernus, den Himel auf Erdn. — Wohr is s und gor is s!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So hatte der Jodel gesprochen. Und als er nach dem letzten Worte mit einem fast jugendlichen Sprunge vom Tische abgetreten und in der Menge verschwunden war, schüttelten die Leute sehr enttäuscht ihre Köpfe. Na, das war ein schlechter Spass gewesen. „Idealistisch bis zur Thorheit!" damit hatte man die Predigt des alten Älplers bezeichnet. Nur einer war dabei, der dieselbe nicht bekrittelte, sondern befolgte. Derselbe ist heute in recht bescheidenen Verhältnissen, aber ein gesunder, froher, glücklicher Mensch.

Kleine Laube.

Was ist Bildung?

An die deutschen Literaten ergeht die neueste Rundfrage: Was ist Bildung? Über diese Sache kann und wird sehr viel und sehr Unterschiedliches gesprochen werden, denn sie ist keine concrete, sondern eine idealistische, bei welcher persönliche Meinungen den größten Spielraum haben. Vor allem wird diese Frage der Autodidakt ganz anders beantworten, als der normal Geschulte. Der letztere wird geneigt sein, das viele allgemeine Wissen, wie man es in den Schulen holt, als Bildung zu erklären, während ersterer Schulung, Drill und theoretisches Wissen am liebsten links liegen, dafür aber den Reichthum an Lebenserfahrung und dessen Einfluss auf den Menschen maßgebend sein lassen wird. Es dürfte aber auch nicht an Stimmen fehlen, die in den feinen Umgangsformen des Salons oder auch in der Schöngeisterei das Wesen der Bildung finden. Vielfach aber wird man übersehen, dass es verschiedene Arten von Bildung gibt, als da ist die Körperbildung, die Schulbildung, die gesellschaftliche Bildung, die Standes- und Berufsbildung u. s. w. Ein oder der andere wird den Begriff Bildung sich nicht klar genug vor Augen halten. Er musste ja erwägen, dass der Mensch ursprünglich als ein roher, ungefüger und schlackiger Stoff gedacht wird, der zu läutern und in eine bestimmte Form zu bilden ist. Da kommt es nun darauf an, welcher Art der Rohstoff ist. Geläutertes Eisen ist natürlich etwas anderes, als geläutertes Gold. Wenn man das Eisen zu einem Schmuckgegenstand, das Gold zu einer Pflugschar formen wollte, so wäre das eine verfehlte Bildung, und wer aus Lehm Stahl machen wollte, weil man ja auch aus Roheisen Stahl macht, der wäre ebenso lächerlich, wie ein Erzieher, welcher ein mechanisches Talent für die Musik ausbilden wollte, weil ja doch auch andere Leute für Musik ausgebildet werden können.

Eine allgemeine Bildung, die für alle ist, kann ja nicht geleugnet werden. Lesen, schreiben, rechnen, sich dem Gemeinsamen beiordnen, muss ja jedermann können, sei er nun Lehm, Eisen oder Gold. Darüber hinaus hebt aber die Bildung im engeren Sinne an. Diese Bildung muss eine persönliche sein, sie hat der natürlichen

Artung der Person und ihrem Berufe zu entsprechen. Ein mathematisches Talent bedarf einer ganz anderen Ausbildung, als ein künstlerisches, der Hufschmied einer anderen als der Schullehrer. Wäre der Hufschmied des Dorfes belesen wie ein Professor und in den schönen Künsten bewandert, wie eine „höhere Tochter“, wüsste aber die Pferde nicht recht zu beschlagen, so würde ich ihn einen ganz ungebildeten Schmied nennen. Wenn man hingegen einen tüchtigen, fleißigen Bauer für ungebildet hält, weil er ja nicht höhere Mathematik treibt, über Kunst und Literatur nicht mitsprechen kann, so irrt man sich. Ein Bauer, der sich viel mit Büchern und schöngeistigen Sachen abgibt, ist gewöhnlich verbildet, und nicht gebildet. Nach meiner Meinung ist es für den Gebildeten im obigen Sinne nicht nöthig, dass er viel theoretisches Wissen habe und sich mit schöngeistigen Dingen befasse, außer sein Beruf verlangte es. Als gebildet darf vielleicht jeder gelten, der seine sittlichen Eigenschaften entwickelt hat, seinem Stande und Berufe gerecht wird, indem er das Seinige leistet, der sich in seine Verhältnisse zu fügen weiß, den Mitmenschen zum Wohlgefallen und sich selbst zur Befriedigung ist. Kurz, dass er zu anderen und zu sich selbst in einem harmonischen Verhältnisse steht. Schließlich kommt es doch nur darauf an, dass im Menschen das edel Menschliche ausgebildet werde, dass aus dem Individuum gemacht werde, was nach den vorhandenen Umständen zu machen ist. Das Wissen ist ja gut, aber das Können ist besser. Und ein gutes Herz steht der Vollendung näher, als ein schöner Geist.

Für die beste Beantwortung der Frage: „Was ist Bildung?“ ist vom Verlage der „Umschau“ in Frankfurt ein Preis ausgeschrieben. Ich bewerbe mich nicht um denselben, habe auch nicht die Absicht gehabt, die Frage zu beantworten, sondern in diesen Zeilen nur einige lose Gedanken hingeworfen und einen Gesichtspunkt aufgestellt, auf dem ich wahrscheinlich nicht allein stehen bleiben werde. R.

Des Oheims Weihnachtsgabe.

Und der liebe heilige Weihnachtsabend war wiedergekommen mit seinen märchenhaften Freuden. Zu keiner Stunde des Jahres ist's so licht in der großen Stube, als wenn der Weihnachtsbaum strahlt. Die drei Kinder jubelten, denn das Christkind war wieder so gnadenreich gewesen. Lebkuchen, Puppen, Bleisoldaten, Bilderbücher, Handschuhe, Halsbrochen und sonst der bunten, glitzernden Dingelchen übergenug. Jedes hatte seine Wünsche, und jeder Wunsch fand Erfüllung. Für den Studenten guckte unter dem Tische sogar das wahre Glücksrad hervor in Gestalt eines Bicykels. — Fast zitterten die Fenster vor hellem Freudenlärm.

Im Ofenwinkel aber hockte ein missmuthiger Mann, der zwar noch nicht alt, doch mit dem Leben schon abgeschlossen zu haben schien. Er setzte das spitze Kinn aufs spitze Knie, so dass ihn das fürwitzig Mägdlein den „Kniebeiß“ nannte. Auch ihm waren zwei Filzschuhe und eine seidene Schlafhaube vom Himmel gefallen, allein unter dem Herbste des grauenden Haares werden die Herzen kalt, und er freute sich nicht. Er ärgerte sich vielmehr über den Trödel unterm Baum und dass die modernen Eltern ihren Kindern schon gar nichts mehr versagen können, dass kein Haushalten und kein Sparen mehr ist, dass man ordentlich wetteifert darin, in der Jugend allerlei überflüssige Bedürfnisse groszuziehen, Ansprüche zu wecken, sie zu verwöhnen und blasiert zu machen, ohne dass für später die Mittel vorhanden sind, die Angewohnheiten zu befriedigen. Nein, da thut der Oheim nicht mit. Das naseweise Mädel dort mag vom „geizigen Goldonkel“ munkeln wie sie will, nur zu, es wird noch offenbar werden an diesem Abend, wer der Klügere ist in der Stube.

Im Nebenzimmerchen war auch noch jemand, war die Mutter, die an diesem glückseligen Abend mehr Wehe empfand, als Freude. Ihr Mann war auf einer beschwerlichen Berufsreise, und so verscheuchte ihr niemand die ernsten Gedanken, die sich einstellten, als sie durch die offene Thür den jauchzenden Christbaumreigen betrachtete. Sie weinte still vor sich hin, sie weinte vor Liebe. Diese Kinder, so harmlos froh, so leichtsinnig glücklich! In goldener Jugend ist ja das ganze Jahr ein einziger, üppiger Weihnachtsbaum! Sie tändeln und spielen, sie scherzen und lachen und ahnen nichts von dem Kampfe ums Dasein, der ihrer harrt. Sie tanzen auf dürrem Boden der Armut und wissen nichts davon. Heute ist noch der Vater, der fast muthlos zur Noth für ihren Lebensunterhalt sorgt; ist noch die Mutter, die nach Möglichkeit ihnen alle Dornen aus den Rosen bricht. Aber wenn wir alt und mühselig sein werden, wenn wir schlafen gegangen sein werden, dann stehen sie verlassen da in der fremden, harten Welt. In unseren Truhen finden sie kein Erspartes, und bange werden sie fragen: Ist denn nichts mehr da von der Fürsorge unserer Eltern? Haben sie denn alle Liebe mit sich genommen? — Im heiligen Buche heißt es: Die Liebe höret nimmer auf! Und ich weiß mir nichts und nichts, um übers Grab hinaus meine Liebe und Fürsorge zu retten für die Kinder! — In solch schweren Gedanken quälte sich die Mutter und machte sich Vorwürfe darüber, dass sie bei dem munteren Andrange der täglichen Kinderwünsche nicht sparen konnte. Da hob der Student plötzlich ein Päckchen empor, das er tief im Geäste des Christbaums gefunden hatte und rief: „Was ist denn das?" Aller Augen hiengen an dem Päckchen, woran der Junge mit ungeduldiger Hand sofort die grüne Schnur zerschnitt und den Umschlag aufriss. O je, ein Buch! O je, Schriften! — Was, Schriften?

Wenige Minuten später sind sie zum Kniebeiß gelaufen, haben ihn umarmt, geküsst und geherzt, und die Mutter hat vor Schluchzen kein Wort des Dankes sagen können.

Hatte nämlich der Oheim zu Gunsten der Neffen sein Leben versichert und extra noch für das Mädel eine Aussteuer-Versicherung fundiert!

„Na, na", knurrte er bei ihrem stürmischen Andrängen, „esset mich doch nicht auf, lasset doch auch noch für nächstes Jahr ein Stückel Oheim übrig, damit er wenigstens noch einmal die Prämien zahlen kann. Es wäre doch gar nicht artig gegen die Versicherungsgesellschaft, wenn man gleich nach der ersten Prämienzahlung aufgezehrt würde! Ich habe unbescheidenerweise mein Leben hübsch hoch gewertet, so dass auf jedes von euch seinerzeit ein gut Stück kommt. Ihr junges Gesindel und die Alten auch nicht ausgenommen, ihr könnt ja nimmer so haushalten, wie wir's ehevor gethan haben und werdet es in der leichtsinnigen Neuzeit auch nie lernen. Da müssen dann freilich die Versicherungsgesellschaften für euch sorgen und die alten geizigen Kniebeißer — he! — Na, ist schon gut, ist schon gut, Kinder. Und wenn einst die Banknoten kommen werden, dann denket, ihr vertrackten Mädels und Buben, es wären Liebesbriefeln an euch aus der besseren Welt vom brummigen Oheim. Und jetzt marsch, gut aufheben das Zeug!"

Von diesem Tage an hatte die Familie in der Sicherstellung einen Rückhalt, der ihr Muth, Kraft und sittliche Freiheit gab, also, dass der Weihnachtsbaum Frucht und Segen in die ferne Zukunft trug. — Derlei könnten nicht bloß brummige Oheime, sondern auch liebende Eltern nachmachen. R.

Poetenwinkel.

Gesicht des Dichters.

Hei, wie das dampft und stampft und stöhnt! – –
Von Schlünden dräut es und von Waffen,
Der Riesengeist der Zeit verhöhnt
Den Erdenwicht, der ihn geschaffen.
Die Menschheit an die Zukunft fleht,
Dass endlich ihr sich Heil geselle,
Ein Seher, stehet der Poet
An des Jahrhunderts gold'ner Schwelle.
Den Blick voraus, weilt er in Ruh'
Umdrängt, umhaftet von Gestalten
Und alles schreit: Was schauest du?
Und zerrt an seines Mantels Falten.
Die Besten drücken ihm die Hand,
Die kalten Seelen ihn verhöhnen,
Er aber schaut betrübt ins Land
Und seufzt: „Dahin das Reich des Schönen! —
Der Himmel rauchgeschwärzt und grau,
Darunter wälzen sich die Massen, —
Gesichter wild und roh und schlau
Und auf den meisten glühend Hassen.
Gold! — Brot! — so schreit es immerzu,
Nur hie und da ein brünstig Beten. —"
„Sag' an, Poet, was schauest du? —
Gib uns kein Lied, gib uns Moneten!"
Der läßt den gramesdüstren Blick
Weit über alle Häupter schweifen
Und sinnt, wie er des Volks Geschick,
Der Zukunft Walten mag begreifen.
„Ich seh'", so spricht er, „endlos weit
Die Menschheit Kopf an Kopf sich dehnen; —
Nach unerfüllten Wünschen schreit
Rings alles auf in Wuth und Thränen.
Der neu'sten Kunst sagt man: Leb' wohl! —
Denn jeder Tag bringt frischen Wandel;
Ehrliche Forschung dringt zum Pol,
Doch niederliegt der brave Handel.
Vom Weber- und vom Klöppelstuhl
Die Noth schreit auf: Nur Arbeit geben! —
„Genuss!" der Großstadt Sündenpfuhl.
Nur billig weben, — theuer leben! —
Der Jugend Lehrer blicken ernst
Und traurig in der Zukunft Dunkel,
Spricht doch der Vater: Wenn du lernst
Zu schätzen nur des Golds Gefunkel! —
Und weiter dort ein wilder Knäuel,
Zerfetzte, alte Banner schweben;
Ein mächtig Dröhnen, wild Geheul, —
O furchtbar mäht der Tod das Leben! —
Die wack're Schar, die unverzagt
Des Friedens Fähnlein schwang, zerstoben,
Verlacht, verhöhnet und verjagt,
Die Blutschuld auf den Schild gehoben. —
Des edlen Handwerks mark'ger Sohn
Trägt, halb verführt und halb voll Jammer
Um wen'ger Arbeit, höhern Lohn,
Dort in den Kampf den wucht'gen Hammer.
Der bied're Landmann läßt den Pflug
Im Feld in Sturm und Regen rosten,
Er kann erschwingen nicht genug, —
Zu viel des Lebens Dränger kosten.
Lang bei den alten Bannern steh'n
Sah ich ihn; mit dem Feind gerungen
Hat er voll Kraft, — nun ist's geschehn,
Nun hat auch ihn der Knäul verschlungen.
Und weiter dort mein Auge schaut
Sie alle dunkle Bahren tragen,
Mit flücht'gen Schritten. Jedem graut,
Voll Angst sind alle, nicht zu sagen.
Die Mutterlieb' das Kind verläßt,
Das todte, ohn' es zu bestatten;
Das ist der Fluch, — das ist die Pest! —
Weit öffnet sich das Reich der Schatten.
Es lichtet furchtbar sich im Thal
Der Menschen Schwarm. Nun muss ich schauen
Sie wandeln mit Gesichtern schmal
Und Einzle neu das Feld bebauen
Und einen Schemen dort voll Hohn
Sie jagen in des Waldes Dunkel —
Auf sonn'ger Höh' steigt auf ein Thron,
Glänzt es wie einer Kron' Gefunkel.
Am grünen Bergeshange weit
Weit hinten seh ich's luftig schweben,
Dort, — ferner Jubel weit und breit!
Sie eine weiße Fahne heben.
Ich kann nicht schauen, wer sie hält,
Doch scheint er deutschem Stamm entsprossen;
Das Tuch, vom Frühlingswind geschwellt,
Trägt sinnig Hand in Hand geschlossen.
Und rüstig schreitet nach dem Thron,
Gereckt die jugendlichen Glieder,
Der Kaiser hin, setzt auf die Kron',
Beugt freundlich sich und läßt sich nieder.
Die Erde grünt, der Himmel lacht
Und alles laut den Frieden segnet
Und jeder drückt die Hände sacht
Dem andern, wo er ihm begegnet;
Man ist so froh, das Herz so weit,
Freut sich der Schönen Künste Walten,
Kniet nieder, wie in alter Zeit,
Vor sittig — schönen Fraungestalten." –
„Hör' auf!" so schallt es laut zur Stund, —
„Fort mit dem Schwärmer, dem verweg'nen!"
Der Nebel braut, es schwankt der Grund —
Gott woll' des Reiches Zukunft segnen! —

Edmund Stubenrauch.

* * *

Helle Nacht.

Bewölkter Himmel — Vollmondnacht —
Grauweiße milde Helle —
Ein mattes Leuchten im See entfacht,
Fortzitternd von Well' zu Welle.

Die Felsenberge spannen sich ein
In schimmernde Dunstgebilde,
Gespenstisch gleißen im Mondenschein
Die ewigen Schneegefilde.

Wie Geisterzüge entsteigen dicht
Die Nebel den Wassertiefen,
Als ob der Mond gezogen ans Licht
Die Todten, die unten schliefen.

Elsa Hruschka

* * *

Weihnacht.

Es war schon spät Abend,
Der Wind gieng kalt,
Pfiff eisige Töne
Im Tannenwald.

Kein Reh und kein Füchslein
Auf weiter Flur,
Und mitten im Walde
Ein Wanderer nur.

Ganz schmal war der Pfad
Und dicht verschneit,
Kein Licht am Himmel,
's ist Weihnachtszeit.

Es ist kein Verirrter,
Er kennt den Weg,
Er eilet zur Hütte
Am Waldbachsteg.

Kein Licht in dem Zimmer,
's ist still und leer,
Kein Herz auf der Welt, das
Theuer ihm wär'!

* * *

Im Thale drunten ein Kirchlein steht,
Viel Betende knien darein,
Um bei der Mette der Weihenacht
Des Heilands Geburt sich zu freu'n.

Es klingt die Orgel, es tönt das Lied:
„Ihr Brüder erwachet, erwacht!
Es nahet das ewige Heil sich uns,
O gnadenbringende Nacht!"

Es hört der Wand'rer im stillen Forst
Der frommen Gemeinde Gebet,
Er blickt zur glitzernden Tanne auf
An deren Stamme er steht.

„O Tanne, Tanne, so lieblich schön,
Du Kön'gin der heutigen Nacht,
Wie oft erstaunte als Knabe ich
Ob deiner schimmernden Pracht."

„Dich schmückte Mutter mit Silber und Gold,
Am Wipfel erglänzte ein Stern,
Da war ich noch gottergeben und fromm
Und dankte dem Schöpfer so gern."

„Heut gibt's für mich keinen Christbaum mehr,
Kein liebendes Herz auf der Welt!"
Und sieh! des einsamen Mannes Aug'
Die Thräne zitternd entfällt.

Da reißen die Wolken! Ober dem Baum
Erglänzt eines Sternes Schein,
Das Auge bleibt feucht, doch es zieht ins Herz
Ein heiliger Friede ein!

* * *

Es war schon spät Abend,
Der Wind gieng kalt,
Pfiff eisige Töne
Im Tannenwald.

Ganz schmal war der Pfad
Und dicht verschneit
Ein Stern am Himmel
's ist Weihnachtszeit.

Kein Thier in dem Walde,
Die Hütte leer,
Und drunten im Kirchlein
Ein Betender mehr!

Margarethe P.

* * *

Spruch.

Sich an der Guten Beifall freu'n,
Der Bösen und Dummen Spott nicht scheu'n,
Humor und Selbstvertraun allzeit,
Gefühl der äußersten Wurstigkeit,
Viel Arbeit, ein Gebet daneben,
So kommt man glücklich durch das Leben.

Otto Michaeli.

Gelehrte Idioten.

Erklären wir zunächst den Titel, der etwas seltsam erscheinen mag. Man nennt „gelehrte Idioten" die idiotischen, blödsinnigen oder auch nur geistesschwachen Individuen, die für irgend etwas eine ganz besondere Fähigkeit zeigen, welche zu ihrer geistigen Entwickelung vollständig im Gegensatz steht. Diese Fähigkeiten erscheinen sogar bedeutend, wenn man sie mit dem normalen Können der geistig völlig gesunden Individuen vergleicht. Das Wort „gelehrt" wird hier auch nur in der Bedeutung angewendet, die man ihm beilegt, wenn es sich um gelehrte Thiere, Hunde, Pferde, Vögel und dergleichen handelt, die Domino spielen, sich todt stellen, Kanonen oder Pistolen abschießen u. s. w. Bis auf den heutigen Tag hat man sich begnügt, diese Erscheinungen festzustellen, ohne dass der Versuch gemacht worden wäre, sie wissenschaftlich zu studieren. Diese Lücke bemüht sich nun Dr. Fr. Peterson in der amerikanischen Revue „Popular Science Monthly" auszufüllen.

Man muss vor allem feststellen, dass die zur Entwicklung ganz besonders neigenden Fähigkeiten bei den geistig untergeordneten Individuen sich auf folgende beschränken: musikalische und arithmetische Veranlagung, hervorragendes Gedächtnis, Nachahmungstalent, Fähigkeit zu modellieren, zu zeichnen, Talent im Spiel (besonders im Schachspiel) und eine ganz außerordentliche Veranlagung zur Satire, die allerdings ins Clownthum hinüberspielt. Man sehe hierin nicht etwa einen Versuch zu classificieren, es ist eine einfache Aufzählung der zu citierenden Beispiele. Übrigens treten zu einzelnen dieser Fähigkeiten noch andere. So vereinigt sich zum Beispiel mit dem außerordentlichen Gedächtnis das musikalische Talent, während das Nachahmungstalent oft von einer Veranlagung, Musikpiècen zu wiederholen, Gegenstände zu zeichnen oder zu modellieren, und sogar Gesten und Sprache zu copieren, begleitet wird. Ebenso darf man unter der arithmetischen Fähigkeit gewöhnlich nur die Veranlagung zum Kopfrechnen verstehen.

Betrachten wir nunmehr einige ganz besonders bedeutungsvolle Fälle gelehrter Idioten.

Man hat bei den Idioten häufig eine geradezu verblüffende Frühreife und Fähigkeit im Kopfrechnen constatiert. Dr. Howe erzählt von einem Idioten, der kaum sprechen konnte, aber mit geradezu überraschender Schnelligkeit rechnete. Wenn man ihm das Alter einer Person nannte, so gab er fast augenblicklich die Zahl der von dieser Person durchlebten Minuten an. Guggenbühl studierte in Salzburg einen Blödsinnigen, der die schwierigsten Exempel mit überraschender Schnelligkeit löste. Man versuchte, ihm Mathematik beizubringen, doch er begriff nichts, selbst nicht die Aufgaben, die er selber löste, und so musste man den Plan aufgeben. Atkinson erzählt von einer blödsinnigen Frau, deren einzige Freude darin bestand, im Kopfe schwierige Rechenaufgaben zu lösen, während Ireland von einem Kinde in Earlswood berichtet, das mit Blitzesschnelle drei Zahlen mit drei Zahlen multiplicierte.

In einer hochbedeutenden Studie über die arithmetischen Wunder, welche das „Journal american of Psychology“ im April 1891 veröffentlichte, führt E. W. Screphire dreizehn Beispiele diese Fähigkeit auf. Von diesen dreizehn waren sechs Männer von Genie oder wenigstens doch hervorragende Geister: Ampère, Gauß, der Erzbischof Whately, George Bidder, Safford und Wallis. Die anderen gehörten zu der Kategorie, mit der wir uns in diesem Augenblick beschäftigen.

Tom Fuller, der berühmte virginische Rechenkünstler, war ein Neger aus Afrika, der weder schreiben noch lesen konnte, doch besaß er ein phänomenales Talent im Rechnen. Als man ihn fragte, wieviel Secunden in eineinhalb Jahren verstrichen, antwortete er in zwei Minuten: 47,304.000. Man fragte ihn dann, wieviel Secunden ein Mann von 70 Jahren, 17 Tagen und 12 Stunden gelebt hätte, und er erwiderte in eineinhalb Minuten: 2210,500.800.

Jdediah Buxton, ein im Jahre 1702 geborener Engländer, war in seiner Kindheit vollständig stupid, so dass er nie seinen Namen schreiben konnte; zu keiner Zeit seines Lebens überstieg seine Intelligenz die eines zehnjährigen Kindes, und doch war er ein bedeutender Kopfrechner.

Zerah Colburn, geboren im Jahre 1804, wurde schon im Alter von sechs Jahren als mathematisches Wunder öffentlich gezeigt. Doch nie konnte man ihm das Geringste beibringen. Er hatte sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an den Füßen und wies alle Charakteristika des Idiotismus auf.

Der Deutsche Dahn, geboren im Jahre 1824, war vollständig blödsinnig, und doch rechnete er im Kopfe in 54 Secunden 79,532.853 mal 93,758.479; eine geradezu beispiellose Leistung.

Mondeux, ein Franzose, Sohn eines Holzhauers, geboren im Jahre 1826, war noch bedeutender. Er konnte weder lesen, noch Buchstaben oder Zahlen schreiben, war außer Stande, sich an einen Namen oder eine Adresse zu erinnern, und löste in einigen Secunden folgende Aufgabe: „Wieviel Liter Wasser sind in einem Brunnen, aus dem mehrere Personen in folgender Weise schöpfen: Die erste nimmt 100 Liter und ein dreizehntel des Restes; die zweite 200 Liter und ein dreizehntel des Restes, und so fort, bis der Brunnen leer ist?

Es ist möglich, aus diesen drei Beispielen einige Schlussfolgerungen zu ziehen. Erstens ist die mathematische Veranlagung bei den Idioten niemals höheren Ranges. Diese Fähigkeit beschränkt sich auf eine außerordentliche Stärke im Kopfrechnen. In zweiter Linie ist dieses Können instinctiv nur angeboren, und man beobachtet es fast nur bei den verschiedenen Abarten der Idioten, Imbecilen und Blödsinnigen. In dritter Linie verdankt man dies Talent einer riesigen Vermehrung des Sehvermögens, einer außerordentlichen Entwicklung der Sehcentren. Fast alle arbeiten wir beim Kopfrechnen vermittelst sichtbarer Bilder. Da wir gewöhnt sind, Zahlen zu schreiben, so sehen wir dieselben beim Rechnen vor uns. Die psychologische Analyse der beim Rechnen erforderlichen geistigen Arbeit ist ein äußerst schwieriges Problem, dessen Lösung man nicht allzu eifrig wünschen sollte. Seraphim erklärt in seiner Studie der arithmetischen Wunder, diese Fähigkeit des Kopfrechnens habe zur Basis: 1. ein außerordentlich treues Gedächtnis, das allerdings nur eine bestimmte Zeit auf der Höhe bleibt; 2. die Schnelligkeit des Gedächtnisses; 3. die Gewissheit, lange Reihen arithmetischer Verbindungen miteinander verknüpfen zu können; 4. die mathematische Veranlagung; 5. das Talent der Version oder Visualisation. Man bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass Nr. 4, die mathematische Veranlagung der Hauptfactor ist, zu dem die vier anderen nur die Hilfsmittel bilden. Die Erklärung Seraphims erklärt also gar nichts.

Verschiedene Autoren haben die Empfänglichkeit gewisser Classen von Idioten für Geräusche oder rhythmische Töne oft behandelt. Die Musik ist von allen Künsten die am meisten mit den Sinnen wahrzunehmende und die am wenigsten intellectuelle.

Das musikalische Talent bei den Idioten ist also nicht erstaunlicher, als die mathematische Fähigkeit.

Eines der merkwürdigsten Beispiele bildet der Fall eines gewissen Tom Blind, eines in Georgia im Jahre 1840 geborenen Vollblutnegers. Von Geburt blind, zeigte er nur für Töne Verständnis. Er wiederholte die Worte zwar leicht, doch dieselben hatten für ihn keinerlei Bedeutung. Man ließ ihn manchmal ganze Unterhaltungen aufsagen, von denen er nicht eine Silbe verstand. Seine eigene Sprache war unarticuliert; doch er gab die Töne wieder, die er hörte. Mit Leichtigkeit recitierte er einen griechischen, lateinischen, französischen oder deutschen Text, den er eben gehört, spielte aus dem Gedächtnis auf dem Clavier jedes Musikstück, es mochte so schwer sein, wie es wollte, das man ihm einmal vorgespielt hatte. Man behauptet, er wüsste über 5000 Musikstücke auswendig. Séguin beschreibt in seinem Werke „Idiotismus“ einen ähnlichen Fall. Frélat spricht in seinem Werke „Wahnsinn und Gelehrsamkeit“ von einer blödsinnigen Frau, die mit einem großen musikalischen Talent begabt war. Ihre Stimme war sehr schön, und wenn sie ein Lied nur einmal hatte singen hören, so behielt sie die Worte und die Musik. Diese seltsame Frau erregte ein so großes Aufsehen, dass Liszt, Géraldy und Meyerbeer sie besuchten.

Morel erzählt in seinen „Klinischen Studien“ von einem jugendlichen Idioten, der, in den Besitz einer Trommel gelangt, auf diesem Instrumente so schnell Fortschritte machte, dass er nach drei bis vier Versuchen die Stelle eines Trommlers in dem Etablissement bekleidete, in dem er interniert war. Sein Vater und sein Großvater waren Trommler in der Arme gewesen, und er hatte einen geistig vollständig gesunden Bruder, der stets den Wunsch bezeigt hatte, dieselbe Laufbahn zu ergreifen.

Es ist bei dieser Classe „gelehrter Idioten“ zu bemerken, dass der Idiotismus angeboren ist. Ebenso wie die Fähigkeit im Kopfrechnen, ist das musikalische Talent nie höheren Ranges. Es beschränkt sich auf eine hervorragende Veranlagung zu hören, und auf eine Fähigkeit im Reproducieren, doch ist ein spontaner musikalischer Ausdruck oder ein Erfindungstalent nie vorhanden. Das Merkwürdigste aber ist der erbliche Charakter dieses Talents.

Winslow citiert den Fall eines Idioten, der nicht bis zwanzig zählen konnte, aber die Kalenderheiligen mit dem Datum ihrer Feste nannte. Fairot erwähnt einen anderen Idioten, der augenblicklich die Geburtstage und Todesdaten, sowie die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben aller berühmten Personen hersagte, die man in seinem Beisein erwähnte.

Man könnte die Beispiele der hervorragenden Gedächtnisse bei Fällen vollständigen Mangels anderer Fähigkeiten verhundertfachen. Alle diese Kranken sind degenerierte.

Unter die Rubrik der Copier- und Nachahmungstalente könnte man zweifellos eine bestimmte Anzahl der vorerwähnten Fälle einrechnen; bei den Idioten, wie bei den normalen Personen ist die Nachahmung ein Instinct. Manchmal gibt sich derselbe in einfacher Form kund, aber manchmal auch in so hervorragendem Maße, dass er ein wirkliches Talent bildet. Man erwähnt den Fall eines jungen Menschen, der von Geburt Idiot, aber eine erstaunliche Fähigkeit, Töne nachzuahmen besaß. Die verschiedenen Noten, der Gesang der Vögel, der Schrei der Hausthiere, das Geräusch der Säge und des Hobels, das Knirschen der Schere wurden von ihm so vollendet wiedergegeben, dass man ihn bei Aufführungen oft um seine Mitwirkung bat. Dieses

Nachahmungstalent zeigt sich auch in einer anderen Form. Es befand sich unter anderen im Asyl zu Earlswood ein Idiot, der ein vollendetes Schiffsmodell, mit jedem Tau und jedem Rädchen an der richtigen Stelle, herstellte. Er brauchte dazu nur vier Tage. Sprechen hatte er nie lernen können, doch er copierte eine Zeichnung oder ein Bild mit einer solchen Treue, dass man in dem Asyl Muster seines Könnens aufbewahrt hat. Das Merkwürdigste ist, dass er nie ein Schiff oder einen Fluss gesehen hatte. Das einzige Modell, das er besaß, war eine auf ein Taschentuch gedruckte Zeichnung eines Schiffes.

Gottfried Mind, der im Jahre 1841 starb, war ein armer Blödsinniger. Er malte und zeichnete die Katzen mit einer solchen Treue, dass er sich schließlich einen ganz bedeutenden Ruf erwarb. Die Museen Europas besitzen eine große Anzahl seiner Werke, die ihm den Namen „der Katzenraphael“ eintrugen.

Séguin spricht von einem Idioten, der im Schachspiel ganz Bedeutendes leistete, und man kennt mehrere Beispiele dieses Genres. Wahrscheinlich liegt auch dieser Eigenthümlichkeit ein außerordentliches Sehvermögen zu Grunde, welches ein Erkennen der Schwächen des Gegners und die nothwendig werdenden Stellungen der Figuren in hervorragendem Maße ermöglicht.

Was die Fähigkeit der Spassmacherei betrifft, die man bei den Idioten constatiert hat, so ist sie seit langer Zeit bekannt. Alle Könige der Renaissance hatten an ihrem Hofe, außer den Spassmachern von Profession, richtige Idioten, deren oft sehr geistreiche Scherze die düstere Laune des Monarchen verscheuchten. Der Ursprung dieser Sitte scheint in der gesetzlichen Bestimmung gelegen zu haben, welche die Person und das Vermögen der Idioten in die Hände des Fürsten gab.

Im allgemeinen sind die verschiedenen Fähigkeiten, welche wir beschrieben haben, fast alle untergeordneten Ranges. Man findet sie nur bei den Individuen, die von angeborener Degenerescenz befallen sind, und alle Charakteristika dieser Degenerescenz aufweisen. Dieselben bestehen in der Regel in einer Erhöhung des Seh- und Hörvermögens und dem Talente der Nachahmung. Doch nirgends findet sich eine Spur ursprünglichen Erfindungssinnes. Die gelehrten Idioten sind einfache Copisten, sowohl in der Musik wie im Modellieren, als auch im Zeichnen und in der Malerei. Im allgemeinen entwickeln sich ihre Fähigkeiten mit außerordentlicher Frühreife, doch sie verschwinden manchmal vor dem zwanzigsten Jahre. Ihr physischer Verstand muss in einer vorzeitigen Vollkommenheit gewisser Cerebralzonen bestehen, die von einer durchgehenden Vernachlässigung der übrigen begleitet wird.

„Die Kritik“, Berlin. Wilhelm Thal.

Des „Ewigen Lichtes“ zweiter Theil.

Wenn der Leser mit einem Buche nicht zufrieden ist, so pflegt er darüber bloß ein bisschen zu schimpfen. Es besser zu machen, das fällt ihm nicht ein, er meint, es gienge nicht, das Werk eines anderen, wenn es ja schon fertig ist, zu vervollkommnen. Dem Herrn Pastor Grundemann in Mörz bei Belzig ist es aber doch eingefallen, es besser zu machen und weil ihm mein Roman „Das ewige Licht“ seines Schlusses wegen nicht behagte, so hat er dieses Werk vervollständigt und einen zweiten Theil dazu geschrieben. Der nennt sich „Das ewige Licht“, der Erzählung zweiter Theil (Fortsetzung der gleichnamigen Erzählung von P. Rosegger) und ist erschienen im Verlage C. Brauns in Leipzig. In diesem Buche, zu dessen Erscheinen meine Erlaubnis freundlich eingeholt wurde, ist niedergelegt, wie Pastor Grundemann

denkt, dass mein Roman hätte ausgehen sollen. Besonders der Lucian Stelzenbacher, der verkrachte Student und Socialdemokrat, ist ihm ans Herz gewachsen. Den rettet er. Diesen Stelzenbacher lässt er in seinem „zweiten Theil“ meines „Ewigen Lichtes“ nach Norddeutschland kommen, wo ein Graf und ein Pastor in der Gegend ein wahres sociales Idyll gegründet haben. Dort wird der Stelzenbacher Protestant und kommt dann als Pastor auf eine evangelische Gemeinde nach Kärnten. — Verstehe ich den Verfasser dieses zweiten Theiles recht, so meint er, das Unglück in meinem Torwald bestehe darin, dass der Pfarrer Wieser — nicht protestantisch ist. Mein Roman kann nichts weniger sein, als eine confessionelle Tendenzschrift. Er sollte nur ein wahres Zeitbild sein und zeigen, wie die modernen Zustände auf ein christliches Priesterherz wirken. Ich glaube, anderswo geht es evangelischen Pastoren nicht besser, als es im Torwald meinem armen Wieser ergieng. Ob katholisch oder protestantisch, darum handelt es sich in dieser geschäfts- und genusslebigen Zeit wahrlich nicht. Es handelt sich nicht um kirchliche Begehungen, nicht um biblische Redeformen, so anheimelnd sie auch klingen mögen. Es handelt sich um den Streit zwischen Materialismus und Idealismus schlechtweg. Werkthätige Liebe oder werkthätige Brutalität! Mein Pfarrer Wieser hatte im Herzen die rechte Liebe wohl, die das ewige Licht ist, aber zu milde und zu schwach war er in der gewaltigen Zeit. Das sage ich, weil der Autor in Mörz zu verstehen gibt, bei einem katholischen Seelsorger sei „der Abglanz der ewigen Liebe in Christo“ nicht zu suchen.

Übrigens hat Grundemanns fortgesetzte Erzählung viel Gutes an sich, und Mögliches. Gerade einem Lucian Stelzenbacher ist es zuzutrauen, dass er das Bekenntnis seiner Väter verläst, so wie er ihren Rauhgraben verlassen hat und später die theologische Laufbahn. Seine Kreise in Norddeutschland haben viel Belehrendes, die Verflechtung der Erzählung mit der meinen ist sehr geschickt durchgeführt. Und so steht zu hoffen, dass meinem geehrten geistlichen Compagnon im Norden „Das ewige Licht“ nun gefallen wird. R.

Mundartliche Sprüche aus Steiermark.

Gesammelt von Karl Reiterer.

Eine eigenartige Gattung Volkspoesie sind die manigfachen mundartlichen Sprüche, die in den Alpen zu treffen sind. Zumal jene in Versen erregen unsere Aufmerksamkeit. Sie charakterisieren nicht nur den Sohn der Berge, sondern geben auch dem Sprachforscher ein interessantes Material, weshalb wir kürzlich in St. Martin bei Gröbming und im Donnersbachthale, wo noch ein urfrisches Volksthum zu treffen ist, eine neue Serie solcher Sprüche sammelten und sie an dieser Stelle im Anschlusse an bereits Gebrachtes publicieren wollen. Manches bezieht sich auf das Wetter, anderes lehnt sich an alte Volksbräuche, so auch die sogenannten Zutrinksprüche, von denen die erste Verszeile die Anrede, die zweite die Antwort enthalten, wie der Leser bald sehen wird. Selbstverständlich sind diese Zutrinksprüche, wie schon der originelle Inhalt zeigt, witziger Natur, wenigstens witzig nach bäuerlichen Begriffen.

Die Dorfmaid schäkert:

Ih bring' dir's übern Söllerbodn!
Was du sagst, ist all's derlog'n!

Nun antwortet der Bursche und „bringts“ der Schönen auch zu, mit den Worten:

Ih bring dir's über d Kniascheib'n!
G'segn Gott, kannst heut bei mir bleib'n!

So manches witzelt:

Ih bring dir's über 's Fensterreibl!

Und das andere ergänzt:

Geh, gib mir ah a Eidl!

„Das Eidl" ist bekanntlich eine Liebkosung durch gegenseitige Berührung der Wangen, wie es in Gebirgsgegenden noch zu treffen ist.

Zwei Verliebte schäkern:

Ich bring dir's über 's Sechteröhr!
Bei uns zwoa kommt's eh noch zur Eh'!

Auf die Witterung beziehen sich die netten Verse:

Wenn d Mucken tanzen auf und nieda,
So regnet 's nit wieda.
Tanzen s' aber hin und her (horizontal),
So wird 's wieder sperr (schlechtes Wetter).

Ebenso eigenartig klingt:

Wenn 's regnet und scheint d' Sonn,
So is s' guat Howerboaßen
Und hiaz hot mir der Nochbor
Sein Tochter ghoaßen.

Auch glaubt man:

Häufti Wes(p)en, häufti z'essen!

Und:

Häufti Hummeln, häufti Hummer! (Hunger.)

Wenn demnach viele Wespen sind, so trifft dem Volksglauben nach ein gesegnetes Jahr ein, während viele Hummeln ein Missjahr mit sich bringen sollen.

Ergötzlich sind die beiden Verse:

Zu Barthlmä
Thut der Apfel dem Bauch nit mehr weh!

Und:

Zu Lucas Evangelist
Da Esel koane Distel mehr frisst.

Weil zwischen den Frauentagen (15. August bis 8. September) die Pflanzen sehr heilsam sein sollen, so heißt es:

Zwischen die Frauntog
Dich auf jedes Wandel (Steinwand) wog'.

Auf eintretendes Regenwetter bezieht sich:

Abendroth
Am nächsten Morg'n paschts ins Koth.

Und:

Morgenroth,
Am Abend die Sonn ins Gschrott.

Weitere locale Wetterregeln, die man in keinem Kalender trifft, sind:

Wenn die Sonn' scheint und es thut re(g)na,
So streicht der Teufel sei Lena (Großmutter).

Eine Volksmeinung im Donnersbachthale lautet:

Donnerstag schön,
Mag'n Freitag nit übersteh'n.

Oder:

Wenn heut' um zwölfi die Sonn scheint,
So is 's morgen ah a so wie heint.

Wenn jemandem etwas befohlen wird, so entgegnet er oft bissig:

Morg'n, wenn d' Sonn' scheint,
Weil's regnet heint.

Originell ist's auch:

Heut is 's klingelhoater und tangelgfror'n,
Und die N. N. Knecht hab'n die Schneid verlor'n.

Sehr verbreitet ist der vielsagende Spruch:

Kloane Mannl — große Wunder!

Scherzhaft soll sein:

Hois — nimm a Büchsen und schoiß!

Oder:

O Götter,
Schneid's Bretter
Und für mih ah 'n Lod'n.

Eine Volksmeinung in Versen ist:

Schöne Wiagnkinder,
Schiache Gassenschinder!

Recht niedlich ist:

Die Rührmilch vom Kübel
Vertreibt alle Übel.

Nicht unwahr ist:

Jeder Jager lobt sein Hund,
Jeder Reiter sein Ross bis er geht mit eahm z'grund.

Anstatt zu sagen: Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz, sagt der Älpler: die kloan Kinder treten einem auf die Zehen und die großen aufs Herz.

Recht beifällig aufgenommen werden muss:

Mancher schreit erst dann, wia auf 'n Spieß,
Wenn die Kuah schon amol aus 'n Stoll is.

Andere Sprüchlein sind:

A rar's Ding:
A schön's Häferl und nix d'rin!

Oder:

Neidkrog'n,
Hilfft 'n Tuifl sein Kreuz trog'n.

Ist irgendwo eine Feuersbrunst ausgebrochen, so kann man hören:

Bei 'n Brond geit's drei Gotting Leut':
Die oan' löschen, die ander'n schau'n,
Und a thoal stehl'n wia nit gscheit.

Allgemeiner Natur ist:

Wer Freitags lacht, woant Sonntags.

Von den armen Hausierern meint man sie seien

Halbs Krammer, halbs Sammler.

Von den kleinen Leuten heißt es sehr niedlich:

Was kloan is, is woala (herzig),
Was groß is, is ung'schickt.

Derbkomisch muss man nennen:

„A Sorg is guat beim Haus!"
Hat der Bauer gsogt, wie er sein Weib erschlag'n hat.

Neckisch ist der fragende Spruch:

Bist so witzig und gscheit,
So sag', was für Vogel bei der Nacht Milch geit?

Die Antwort soll lauten:

Fledermaus und Hawergoas,
's is a leichter Bettel, wenn man's woaß.

Man glaubt, die Fledermaus und Hafergeis seien vogelartige Thiere.

Eine ländliche Ansprache lautet:

So, seid's nur nit gor z'fleißig!

Und die Antwort ist:

Na, mir san na gor zrissen, nit glei schleißig!

Beim Fragen, wie viel Uhr es sei, wird schelmisch geantwortet:

Dreiviertel auf 'n Zaunstecken,
Wannst 's willst wissen, geh's obalecken.

Oder man kann in Untersteiermark hören:

Dreiviertel auf 'n Essigkrua(g),
Wennst's willst wissen, geh' schmeck' dazua.

Ist eine Bäuerliche in hoffenden Umständen, und sie gähnt, so sagt man:

Aha, der Goan
Is nit alloan!

Mancher behauptet, dies oder das

Thät ihm so noth,
Wia a Stückl Brot.

Zu einem, der beim Öffnen der Thür hintennach geht, äußert man sich:

Hinterbua
Mach's Thürl zua!

Wird jemandem ein Geschenk gegeben, so fällt die Bemerkung:

Da hast ah a Trümmel
Vom Aubauernschimmel.

Nicht unwahr ist:

Wo Hönig ist, san Lecker
Und da holt'n sie sih on, wie die Zecker!

Unschön muss genannt werden:

's Ghoaßen und Gschoaßen is zwoarerlei.

Zu einem, der sich viel auf seine Schönheit einbildet, spöttelt man:

Geg'n deiner is eh a Engel a Hoderlump,
Was war's denn um so a Glump?

Die Jugend meint, dass eine

Mit 'n roth'n Janggerl
Ist ein Schergenganggerl.

Einem Tauben äfft man unzart nach:

Grüaß dih Gott, Stöffl!
„Jo, ih steig am Bam und brock' Äpfel!"
Stöffl, ih hon dih jo grüaßt!
„Ih woaß nit, san's sauer oder süaß!"

Beim Stadl des Großgrundbesitzers Johann Zoitler in Donnersbachau steht am Wege der Hausspruch:

G. Z. Wer bei dem Weg will bauen lassen,
Muss die Leut' reden und plaudern lassen. 1821.

Bei einem Wirtshause im Donnersbachthale steht der verbreitete Spruch:

Komm herein, mein lieber Gast,
Wenn du Geld im Beutel hast.
Hast du eins, so setz' dich nieder,
Hast du keins, so geh bald wieder.

Ein Gasselspruch beginnt:

Ha, Dirndl, pli plo,
Hiaz bin ih holt ah wieder amol do!
Ha, Dirndl, 'n schön Gruaß,
Dass ih woaß, wia ih onfensterln muass.

Ein sehr langer Zimmererspruch beginnt:

Muass schon schaun, wia 's Enk geht,
Wo a jeder hot a grechens Schrett (gerade Schrottwage)
Wenn's neamd that verdriaßen,
That ih mih zerst oan anschliaßen:
Muass 'n Hochegger Hons frog'n,
Ob er viel mog vertrog'n?

Dem Weidmann gilt:

Zu Simon und Judä
Geht der Gamsbock in Stude!

Derb ist:

Unserer is a rarer Monn,
Hot a schworze Kutten on.
Schaut gestern beim Fenster 'raus,
Kraht als wia a Hohn im Haus.
Feiten hot er dreimol kraht
Und heuer kraht er nimmer,
Hot eahm d' Köchin 's Maul verstopft,
Hiaz is 's a wenkerl frimmer.

Grün und Blau gefällt dem Älpler am Leibe nicht. Er spottet:

Blau und grün
Tragn die Narrn in Wien.

Und:

Grean und roth
Is der Tauplitzer Tod.

Bemerkt sei, dass Tauplitz ein Dorf im Aussee-Landl ist.

Schäkernd zeigt sich:

Mein Gott und dein Gott
Is ah nit ollas oans,
Deiner hot a Hörndl
Und meiner hot koans.

Den Langschläfer neckt man:

Anerl, steh auf,
Abends magst nit lieg'n, morgens nit auf.

Donnerstags soll man nicht spinnen. Erlaubte sich einst ein Bauernbub den Scherz und bestrich die zehn Finger seiner Hände mit Phosphor, sie so zum Fenster einer Stube hineinzeigend, wo die Bäuerin mit den Mägden spann. Dabei brüllte er:

Thats Pfingstags z'lang spinna,
Aft krigts ah so fuirige Fin(g)a.

Andererseits heißt es im oberen Ennsthale:

Hätts Pfingstags nit so lang gspunna,
Wärn mir meine zehn Finger nit brunna.

Spöttelnd gemeint ist:

Mannerl, steh grod,
Aft wirst a Suldot,
Aft wirst a Officier
Bei der Aborttһür!

Bücher.

Faustulus. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1898.)

Dem Medicindoctor Arno ist der Goethe'sche Faust nicht recht. Der ist ihm zu inconsequent, zu sentimental, zu schwächlich. Er schreibt selbst einen „Faustinus", dem sein Ich alles ist, der seinem Ich mit der größten Gelassenheit alles opfert, ohne Schwärmerei sich alle Wünsche befriedigt, ohne Gefühlsduselei jede fremde Existenz vernichtet, wenn sie seinen Zielen im Wege steht. Ein ganz moderner Faust, bei dem von Gott und Teufel weiter keine Rede ist. Dieses Gedicht sollte dem Dichter Arno eine Rechtfertigung seines Lebens werden, denn Arno will einen solchen Faust nicht bloß dichten, als vielmehr noch leben. Arno ist selbst ein Faust, ein moderner, und wie dieser ausfällt, wie er dem Urfaust zur verabscheuenswerten Travestie wird und wie der Selbstling endet, bevor das eigentliche Faustischgroße in ihm den Anfang nimmt — das ist der Vorwurf, den der Meister des deutschen Romans sich diesmal gewählt hat. — In der Ausführung hat Spielhagen sich selbst übertroffen. Die Natur- und Situationsbeschreibung, die Charakterschilderung der zahlreichen Gestalten, wovon eine interessanter ist als die andere, die großartige Darstellung des Helden selbst und seiner seelischen Vorgänge — es ist bewundernswert. Lebenswahr sind die Personen bis ins kleinste, aus verschiedenen Menschenclassen — ob sympatisch oder abstoßend — für sich plastisch, consequent, fesselnd vom Anfang bis zum Ende. Der Spielhagen'sche Stil kommt in dem neuesten Werke zur feinsten Vollendung, die Zweigespräche sind von einer Schärfe und Klarheit, wie sie nur bei einem Spielhagen nicht mehr überrascht. Literarhistoriker werden sich mit diesem Werke wohl eingehender zu befassen haben und es, denke ich, zu den wenigen Musterromanen unserer Tage stellen. Wir haben hier nur die Aufgabe, die Erscheinung anzuzeigen. Wir thun es um so begeisterter, als über diesem tragischen Zeitbild doch die Magnetnadel des ernsten Dichters zitternd dorthin weist, wo in der ewigen Gloriole des Nordlichtscheins die Treue und die Unschuld steht. R.

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Schrankenlose Souverainität! Das ist die Marke dieses merkwürdigen Buches. Alle Regeln, alle Rücksichten verschmäht. Es ist die Geschichte eines genial angelegten, verbummelten, versoffenen und versumpften deutschen Studenten. Versumpft! Deshalb Froschperspective. Der erste Theil des Buches, so bis an Seite 162 herum, bis dort, wo das Bürschlein nach Griechenland durchbrennen will, ist für Alle, wird jeden interessieren, es ist eine allgemein menschliche Entwicklung und der tragische Beginn des Sinkens. Es ist von großer Spannung. Der zweite Theil ist ausgesprochene Satyre auf gewisse literarische Richtungen und Literaten, wovon mehrere so deutlich gezeichnet sind, dass man mit Fingern auf sie zeigen könnte. Gewidmet ist das Werk Hermann Bahr in Verehrung. Der Held ist der personificierte Cynismus und endet tragisch. Wenig versöhnendes Herzleuchten liegt über ihm. — Der Stil des Romanes ist einzig. Alles Herkömmliche vermieden, und doch natürlich! — Bierbaum ist unter den Jüngeren entschieden das hervorragendste Erzählertalent. Wahrheit und Weisheit auf jeder Seite. Nur für erfahrene Leser, man versteht mich doch? — Während des Lesens kriegt man Verlangen, dem Verfasser ins Antlitz zu schauen. Dafür hat Felix Vallotton gesorgt, der ein Porträt in Schattenrissen dem Buche beigegeben hat. Die ganze Ausstattung des Buches ist altweltisch, und der Inhalt so modern! So modern! R.

Ostseemärchen von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Der Dichter der köstlichen „Bozener Märchen" hat uns für das nahende Weihnachtsfest einen stattlichen Band „Ostseemärchen" beschert. Nicht allein, daß die Eigenschaften dieses deutschen Märchenerzählers sich hier wiederholen, tauchen auch noch neue Vorzüge auf. Die Phantasie überflügelt jene von „Tausend und eine Nacht" insofern, als es durchwegs ganz originelle Stoffe sind, funkelnagelneue Märchenstoffe, die hier in glänzendem Stile geprägt, zumeist im Dienst einer sittlichen Tendenz stehen, wie es dem Märchen für kleine und große Kinder ansteht. Aber die Tendenz thut der Ergötzlichkeit nicht den mindesten Eintrag, im Gegentheil hat es auf mich eine ganz besondere künstlerische Wirkung, wenn zum Ästhetischen das Ethische sich in Harmonie eint. — Welche Gegenstände! Da ist der Weinpantscher, der mit seinem Gebräu die Meergeister besoffen macht und dadurch die erste Seekrankheit erzeugt. — Da ist ein plaudersames Weibchen, welches mit seinem

Manne reich sein will und welches durch Gunst einer dankbaren Nixe mit jedem gesprochenen Satz einen Silberling aushaucht; aber das geht nicht, das ewige Geplauder hält der Mann nicht aus, er erkrankt, muss in ein Bad, wo er von ihr gesondert sich bald erholt. Nun macht die Nixe, dass das Paar in Zukunft für jeden Satz, den das Frauchen verschweigt, ein Goldstück bekommt, auch das geht nicht, denn nun wird sie krank und beide ersuchen die Nixe um ein anderes Mittel, reich zu werden. Von nun an fällt für jeden klugen Satz, den die Frau ausspricht, ein kleiner Nickel, und für jeden dummen Satz, den sie glücklich verschluckt, ein großer Nickel. Jetzt weiß sie sich in Zaum zu halten, spricht wenig und nur Vernünftiges, kommt in den Geruch einer weisen Frau, und der Nickel setzt es so viele, dass das Ehepaar davon anständig leben kann. — Da ist die Prinzessin Meinetwegen, die in einem so tiefem Zauberschlafe liegt, dass es ihrem Bräutigam mit nichten gelingt, sie zu wecken. Ein Wort, das ihr an's Herz dringt allein nur kann sie wach machen, verräth ein Kobold. Aber welches ist dieses Wort? Ich liebe dich! ruft ihr der Bräutigam zu; sie schläft. Ich nehme eine andere! ruft er und küsst mit schallendem Schmatz — die Kammerzofe. Auch das geht ihr nicht ans Herz genug, sie zuckt zwar und reckt sich, aber schläft weiter. Da fällt der Kammerzofe das richtige Wort ein. Gnädige Prinzessin! ruft sie zur Thür herein, der Schneider ist da! Augenblicklich springt sie auf, um eine neue Toilette zu besorgen. — Dann die Geschichte der zwei Liebenden, die immer miteinander streiten und sich immer küssen. Als sie aufhören zu streiten, hören sie auch auf zu küssen — sind alt geworden. Oder die wundersame und vielsagende Geschichte von dem hässlichen Nixchen . . . .

Ja, geht aber das, die Sachen so auszuplaudern? Das geht weiter nicht, es wäre ein Verrath an dem Buche und an dem Leser. Letzterer könnte glauben, in der kurz angedeuteten Fabel die Hauptsache zu haben und könnte das Buch selbst links liegen lassen. Nein, in der Form und Behandlung liegt's nicht minder, Hoffmanns Art ist ein Muster, wie man für Erwachsene, für Weltleute Märchen erzählt. Von den elf Märchen, die der Band enthält, ist eines reizender als das andere. Ich für meinen Theil reiche die Palme dem letzten: „Der Todten Sehnsucht." Ein tiefsinniger, rührender Weihnachtsgruß, wie er nur aus einer gottgeweihten Dichterseele kommen kann.

R.

Tanne und Rebe. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und niederösterreichischen Weinlande von Joh. Peter. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.)

Der Dorfgeschichtenmann aus dem Böhmerwalde ist wieder da. Diesmal weiß er auch mancherlei aus dem Weinlande. Wer sich für das Volksthum interessiert, der mag nach diesem Büchlein greifen, das gerade dort am wertvollsten ist, wo es schildert und Charaktereigenschaften deutschen Bauernthums darstellt. Solcher Sachen können heutzutage, wo das Volksthum in Auflösung begriffen ist, nicht genug geschrieben werden. Die Zeit wird bald dafür vorüber sein.

M.

Da Franzel in da Fremd. Ein Gedicht in niederösterreichischer Mundart in fünf Gesängen von Koloman Kaiser. (Wien. Carl Gerold's Sohn. 1898.)

Trotz der zahllosen Dialectsächelchen, die jährlich herauskommen, sind doch größere mundartliche Gedichte ein Ereignis. Hier ist ein solches ernst zu nehmendes und erfreuliches Gedicht. Die maßgebende wissenschaftliche Autorität im Volksdialect, Dr. J. W. Nagl, der selbst die österreichische Mundartdichtung durch seinen classischen „Fuchs Roaner" gekrönt hat, Nagl hat zu Kaisers Buch ein Vorwort geschrieben, in welchem er den „Franzel in da Fremd" als gleichwertig erklärt den älteren Meisterwerken gleicher Gattung. Wer den „Franzel in da Fremd" liest, der wird der Anerkennung Nagls beistimmen. Der volksthümliche Leser möge sich durch den gelehrten Hexameter nicht abschrecken lassen. Dieser „gelehrte Hexameter" ist unserer Volkssprache am passendsten, in demselben geben sich die mundartlichen Sätze und Redewendungen am natürlichsten, was schon Misson, Stelzhamer und andere gewusst und Goethe in seinem volksthümlichen Gedichte „Hermann und Dorothea" klar gezeigt hat. Koloman Kaisers Mundart und Form liest sich spielend leicht, auch sind überall die nöthigen Erklärungen dabei. Die Fabel des reizenden Gedichtes verrathe ich nicht, dass diese der Leser selbst liest, dafür werden solche Bücher ja geschrieben.

R.

Berühmte Österreicher. Lebensbilder hervorragender Männer aus dem Volke. Für die Jugend bearbeitet von Josef Voit. Drei Bände. (Zwettl. Otto Steigebauer. 1896.)

Das Werk enthält die Lebensgeschichten Ferd. Raimunds, Peter Roseggers, Josef Hayns, Anton Bruckners. Ferner kommen vor Hans Makart, Franz Defregger, Kaspar Ritter von Zumbusch, Dr. Emil Holub, v. Felbniger, Vincenz Milde, Baumeister Schmidt, Freiherr von Hasenauer, Wilhelm von Tegetthoff, Freiherr von Liebig. Jedem der gut geschriebenen Lebensbilder ist ein getroffenes Porträt beigegeben. Aus der Lebensgeschichte dieser Männer ist deutlich zu ersehen, dass Fleiß und Ausdauer, Selbstvertrauen und muthiges Vorwärtsschreiten auf der einmal betretenen Bahn auch die schwersten Hinder=

nisse beseitigen helfen, das angestrebte Ziel zu erreichen. Solche Vorbilder haben für die Jugend einen großen Wert. M

Südmark-Kalender auf das Jahr 1898. Geleitet von K. W. Gawalowski und Aurel Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Das ist doch wieder einmal ein Volkskalender, und zwar ein deutscher, mit gediegenem Texte vaterländischer Schriftsteller und vornehmer Ausstattung. Eine Fülle von patriotischen, poetischen und praktischen Dingen; ein Erbauungs-, Unterhaltungs- und Nachschlagebuch, das ich jedem sehr empfehle. Man wird sich daran freuen. R.

„Für die Jugend." Monatsschrift mit Bildern. Herausgegeben vom Wiener Lehrervereine, geleitet von Hans Fraungruber. (Wien. A. Reimann.)

Diese vom hohen Unterrichtsministerium mit Recht ausgezeichnete allerliebste Jugendzeitschrift hat im October ihren siebenten Jahrgang begonnen. Menschen- und thierfreundliche Geschichten, Gedichte und Schilderungen, geschichtliche Aufsätze und Wanderbilder bezeugen die ideale Richtung der Monatsschrift. Dass dieselbe auch das Interesse literarischer Größen eroberte, beweist ein herrlicher Beitrag des Meisters Ferd. v. Saar. Belehrendes im richtigen Maße, Unterhaltliches mit Rücksicht auf das Kindergemüth und künstlerischer Bilderschmuck in Fülle — gegen solche Eintheilung kann selbst der strengste Gegner der Überbürdung des kindlichen Geistes nichts einwenden.

Eltern, lasset eure Kleinen aus dieser Jugendschrift vorlesen! Es ist dies empfehlenswerter als irgend ein politisches Tagblatt in Kinderhänden, und ihr theilet überdies mit euren Kindern ein vergnügtes Stündlein. — V.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Es liegen schon die Lieferungen 20—26, enthaltend den zweiten Theil der „Dorfgänge" und „Großstädtisches und Gefabeltes", vor. Je weiter der Leser in Anzengrubers Schriften vorschreitet, desto mehr wird er sich an dem großen Reichthum dieser echten Dichternatur erfreuen, deren Kennzeichnung sich nicht mit einem kurzen Schlagwort erledigen läßt. V.

Steyerische Schlösser. Roman von Karl Baron Torresani. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Der Held des Romanes, ein armer Adeliger, der viele Ideale, viel guten Willen und doch so wenig praktischen Sinn hat, ist mit besonderer Liebe gezeichnet. Er ist gewissermaßen ein Typus des echten Edelmanns von alter Art, der nicht Schritt halten kann mit der neuen Zeit und den der Geist derselben, der Geist der Speculation, des Scheins, des Protzenthums übermannt. Als Contrast hiezu ist der Vertreter dieser Richtung mit unbarmherziger Schärfe herausgearbeitet. Neben diesen beiden Hauptträgern der spannenden und verzweigten Handlung begegnen wir Figuren und Typen aus allen Ständen und Berufsclassen. Nicht zum wenigsten gelungen sind die bäuerlichen Gestalten. Dass bei Torresani, diesem genauen Frauenkenner und liebenswürdigen Frauenschilderer, die Heldinnen nicht zu kurz gekommen sind, ist selbstverständlich. V.

Im Waldwinkel. Skizzen und Geschichten von Nikolaus Krauß. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Der Waldwinkel, das ist das spitzige Dreieck zwischen dem nördlichen Böhmerwald und den Ausläufern des Fichtelgebirges. Zur Sommerszeit führt uns der Autor durch den Forst und auch um Weihnacht, wenn unter Schneedruck und Sturmessausen die Stämme stürzen und die Stangen prasseln. Den gesunden, behüteten Wald sehen wir vor uns, den von der „Nonne" vernichteten und den von unkluger Habgier ausgeschundenen. Und sie ziehen vor unserem Auge vorbei, alle, die in diesem Waldwinkel hausen: die Förster und Heger, die Holzhauer, Beerensammler und Pilzesucher. An ihren Kämpfen und Sorgen ums tägliche Brot, an ihren kargen Freuden nehmen wir theil. V.

Pygmalion. Novellen von Wilhelm Hegeler. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Wilhelm Hegeler ist ein gleichstrebender Genosse der modernen realistischen Dichter von bekannterem Namen. Das Buch enthält fünf an Stoff und Umfang verschiedene Arbeiten, aus denen neben tiefer Menschenkenntnis und nicht gewöhnlicher Kraft der Charakterisierung ein liebenswürdiger Sinn und ein feiner satirischer Humor spricht. V.

Das nervöse Weib. Von Albert Moll. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Es ist wohl das erstemal, dass überhaupt eine genauere Analyse dessen, was man als nervös bezeichnet, gegeben wird. Wie der Verfasser, besonders im zweiten Capitel, ausführt, entspricht der populäre Ausdruck ‚nervös' überhaupt nicht, wie man so häufig annimmt, einer bestimmten Krankheit, auch nicht der Neurasthenie, mit der man sehr häufig die Nervosität identificiert.

Im ersten Capitel schildert der Verfasser fünf Typen von weiblicher Nervosität, die ohne weiters erkennen lassen, wie grundver-

schieden die Zustände sind, die man als Nervosität bezeichnet. Die Typen stellen eine Aristokratin, eine Bankiersfrau, eine Künstlerin, eine ältere unverheiratete Dame und eine Schülerin dar, von denen jede eine besondere Art des nervösen Typus zeigt. Es wird wohl jeder in seinem Bekanntenkreise mit Leichtigkeit ähnliche Typen wiedererkennen. Die körperlichen Symptome und das Seelenleben des nervösen Weibes sind in dem vierten und fünften Capitel eingehend erörtert. Hierbei sind besonders die das nervöse Weib charakterisierenden Affecte, unter ihnen die Abweichungen in den Liebesempfindungen, ausführlich besprochen.

Dass Moll nur die Nervosität beim weiblichen Geschlecht schildert, hat seinen Grund darin, dass nach der Meinung des Verfassers die Nervosität infolge der Geschlechtsunterschiede beim Weibe mannigfache Besonderheiten zeigt, die sich beim Manne gar nicht oder nur in geringem Grade finden.

Es treten in dem Buch überall die selbständigen Erfahrungen des Verfassers und sein eigenes Urtheil auf das Deutlichste hervor, und gerade darin dürfte der Hauptwert des Buches liegen. V.

Die neueste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes** ist soeben im Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. erschienen. Das erste Bändchen bringt unter dem Titel „Die Thaten des Kaisers Augustus, von ihm selbst erzählt", das merkwürdige Honumartum Ansyranum in vortrefflicher Übersetzung. Die folgende Nummer enthält Schillers „Turandot", dann die herrlichen „Essays" von Ralph Waldo Emerson, dessen Aufsätze denkenden Lesern eine Quelle höchsten Genusses sind. Von dem greisen Henrik Ibsen das berühmte Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft". Hernach ein beliebter Erzähler aus dem sonnigen Italien, Edmondo De Amicis „Skizzen aus dem Soldatenleben". Und endlich der allseitig begehrte Roman Gabriel Ferrys „Der Waldläufer", eine interessante, fesselnde Lectüre. V.

Nachgelassene Novellen. Von Alexander Baron von Roberts. (F. Fontane & Co. Berlin.)

In zwangloser Folge sind die letzten novellistischen Arbeiten Roberts zusammengereiht: graziöse Causerien wechseln mit feinhumoristischen Erzählungen, ergreifende Novellen folgen flotten Schilderungen aus militärischem Leben, und es fehlt nicht ein rührendes Kindergeschichtchen, — ein Genre, in dem Roberts seinen ersten Triumph fand. Aus allen Arbeiten aber spricht neben den anerkannten und geschätzten künstlerischen Vorzügen des Autors gleichmäßig der Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit. V.

Ein heimisches Unternehmen, welches sich seit einer Reihe von Jahren der ungetheilten Gunst des Publicums zu erfreuen hat, ist das **„Steierische Tanzalbum"**, dessen dreizehnter Jahrgang unserer Redaction seitens des Verlegers Franz Pechel (vorm. Ferstl) in Graz eingeliefert wurde. Auf sechsunddreißig Notenseiten bringt die Verlagshandlung sechzehn Originalcompositionen: eine Polonaise, ein Steirerlied, vier Steirische, drei Walzer, eine Polka française, drei Mazur, zwei Märsche, ein Schottisch, eine Polka schnell, eine Quadrille, wahrlich eine reiche Auswahl. Vertreten sind die Componisten: Otto Große, Josef Eizenberger, Josef Spary, Franz Zeilinger, Oswald Stoppacher, Franz Henhapel, Franz Ambrožič, Franz Blaschke, Josef Horaček, Eugen Graf Aichelburg, Karl J. Böhmer, Namen, welche ohnehin Bürgschaft für den gediegenen Inhalt der Sammlung bieten. V.

Kalender. Sie sind bereits alle wieder erschienen, die Boten des Jahreswechsels — die Kalender für das Jahr 1898. Wie in früheren Jahren, so können wir auch heuer wieder auf die große Auswahl der bei der Verlagshandlung „Leykam" in Graz erscheinenden Kalender aller Art, welche dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise Rechnung tragen und durch billige Preise sich vortheilhaft auszeichnen, empfehlend hinweisen. Zunächst und zuerst sei der altehrwürdige und jederzeit sehr willkommene „Grazer Schreibkalender" (114. Jahrgang) mit seinem reichen, alle praktischen Bedürfnisse vollbefriedigenden Inhalte genannt, ihm folgen dann die weiteren Bekannten, wie: Der „Tages-Blockkalender", der „Wochennotiz-Blockkalender", der „große und kleine Wandkalender", der bequeme „Stehkalender" für den Schreibtisch, der „Elegante Taschenkalender" und seine weniger vornehmen Vettern „Grazer Taschenkalender" mit und ohne Schuberl, dann die niedlichen „Portemonnaie-Kalender" in Leder. Metall oder brochiert, der praktische „Brieftaschenkalender" und das steirische Unicum, der „Neue Bauernkalender" ꝛc. V.

Büchereinlauf.

Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder von V. Chiavacci. Zweite, vermehrte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp 1898.)

Gleich und ungleich. Roman von Schulte von Brühl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Studenten-Beichten. Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Frauen-Novellen. Von M. Herbert. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Drei Losungsworte. Erzählung von M. v. Ruth. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Strandgut. Roman von Siegmund Tauber. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Kridavanat. Eine socialpolitische Dichtung von Schwarz von Rambach. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Die kleine Kastellanin. Von Lord Desart. Autorisierte Übersetzung von A. S. Zwei Bände. (Leipzig. Dietrich'sche Verlagshandlung. 1897.)

Kleine Erzählungen von J. Heimfelsen. (Zürich. Sterns literarisches Bulletin der „Schweiz". 1897.)

Die drei Verschollenen vom „Sirius". Von Georges Price. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Rothes Blut und andere Geschichten aus Süditalien von Woldemar Kaden. Illustriert von F. Matania. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Vom Verlage Otto Hendel, Halle a. d. S. Bibliothek der Gesammtliteratur:

Armin und Tusnelda. Heldenlieder von Kurt von Rohrscheidt.

Die Schwanjungfrau. Aus den Hochlandbildern von Maximilian Schmidt.

Zwei dänische Dorfgeschichten von Hans S. Kaasberg.

Polnisches Novellenbuch in deutschem Gewande von Albert Weiß.

Das Theater im Salon. Eine Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Bearbeitet von Demetrius Schrutz. Drei Bände.

A. Ch. Jessens Volks- und Jugendbibliothek. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Verschollen. Erzählung von F. Müller.

Andreas und Peter, die Savoyardenbrüder. Von Alois Scholz.

Allerlei Schwank. Heitere Erzählungen, Schwänke, Märchen, Fabeln von Josef Gertler.

Deutsche Volksbücher. Bearbeitet von Ferdinand Frank.

Getrennt—Vereint. Erzählung von Wenzel Böhm.

Blumen und Blüten. Erzählungen von Oskar Staudigl.

Aus der Wandermappe. Erzählungen und Gedichte von Hans Fraungruber.

Gnadenbrot. Schauspiel von J. S. Turgenieff, zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Marion Lorm. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Dritte Auflage. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1896.)

Moderne Dichtung. Gesammelt von Alfred Guth und Josef Adolf Bondy. (Prag 1897.)

Unsere Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter von Gustav Weck. Zweite, sehr vermehrte Auflage. (Leipzig. Th. Knaur. 1897.)

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von Josef Victor von Scheffel. Mit Illustrationen von Anton von Werner. Zweite, vermehrte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Arnold Böcklin. Gewidmet von Karl Henckell. (Zürich. K. Henckell.)

Hermann von Gilm. Von Hugo Greinz. (Linz. „Linzer Montagspost." 1897.)

Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet von Fr. Fr. (Berlin. 1897.)

Was das Christenthum ursprünglich war und was man daraus gemacht hat. Von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

O, du mein Österreich! Von Michel Deutsch. (Berlin. Paul Hüttig.)

Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1898.)

Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres. Von Dr. S. Taussig. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

Einträglicher Obstbau in Verbindung mit rationellem Grasbau. In Wort und Bild von Prof. Dr. Franz Müller. (Graz. Herausgegeben vom steiermärkischen Volksbildungsverein. 1897.)

Frühehe und Heiratsconsens. Eine neue Lösung der Übervölkerungsfrage von Karl Theodor Schulz (Dresden.) (Berlin. Kritik-Verlag. 1897.)

Die Verkürzung der Arbeitszeit. Von Paul Pflüger. (Zürich. 1897.)

Kirche und Proletariat. Wie soll die Kirche unter den heutigen Verhältnissen den Armen das Evangelium verkünden? Von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

Das Wesen der socialen Frage von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

Die Heimarbeit in Österreich. Von Jakob Reumann. (Wien. Ignaz Brand. 1897.)

Hausschatz moderner Kunst. Bis zum fünften Hefte vorangeschritten. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.)

Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen für 1897. Herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt a. M. H. Keller.)

Im obersten Innthal Tirols. Von Anton Renk. (Innsbruck. Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Pax vobiscum! Von Karl Neweſely und Anton Renk. (München. August Schupp.)

Geschichte der schwäbischen Dialectdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten culturgeschichtlich beleuchtet von August Holder. (Heilbronn. Max Kielmann.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1898.)

Verhandlungen des sechsten österreichischen socialdemokratischen Parteitages, abgehalten zu Wien vom 6. bis einschließlich 12. Juni 1897. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Sonnenblumen. Zweiter Jahrgang. „Anzeiger." Erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats. (Karl Henckell & Co. Zürich und Leipzig.)

Steirische Walzer. Für Pianoforte componiert von Franz Behr. (Leipzig. Gebrüder Hug & Co.)

Österreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1898. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. **K. L., Wien**: Niemals! Sehen Sie doch zu, was vorgeht! Allerdings wäre es für die Menschen an und für sich und ihre friedliche sittliche Entwickelung besser, wenn der Nationalismus nicht ins Blut gekommen wäre. Da er nun eben einmal vorhanden ist, so muss mit ihm gerechnet werden, wie mit einer Naturmacht. Wehe dem, der in der Zeit nationalen Kampfes nicht zu seinem Volke steht! Es ist der Selbsterhaltungskrieg, der alle philosophischen Erwägungen unterbricht, der Krieg, in dem es nur eine Tugend gibt, die der unbegrenzten Treue zum eigenen Volke.

* Aus Wien kam uns folgendes Epigramm zu:

An Dr. Lecher.

Ich muss an Ruhm und Ehr'
Vor dir zurücke bleiben.
Zwölf Stunden sprechen macht mehr,
Als vierzig Jahre schreiben.

Und wir setzen bei:

Man kann in einer Rede
Ja freilich oft mehr sagen,
Als mancher, der mit Schreiben
Sein Lebtag sich thut plagen.

* Die drei Todfeinde des Gewerbestandes heißen Großindustrie, Socialdemokratie und — Schlendrian. Die Principien der Socialdemokratie sind für die Verhältnisse der Großindustrie berechnet, für die des Kleingewerbes passen sie nicht. Der Kleingewerbestand steht im Zeichen des Patriarchalismus, einer organischen, familiären Gliederung zwischen Meister, Gesellen und Lehrling. Der Kampf mit der Großindustrie und anderes hat das Kleingewerbe verdorben, so dass der Erbfehler des Gewerbestandes, die Unverlässlichkeit, sich häufig bis zur ausgemachten Gewissenlosigkeit gesteigert hat. Es gibt noch Ausnahmen, und wir schlagen vor, für tüchtige und zuverlässige Handwerker in Zeitungsblättern öffentliche Ehrentafeln zu errichten. Jeder Kunde soll den Namen des Handwerkers, mit dem er zufrieden ist, in die Ehrentafel setzen lassen.

O. W., Graz: Jener bewusste Wicht, den ich früher für einen anständigen Mann gehalten, weicht mir seit einiger Zeit persönlich aus, treibt aber unter meinem Namen allerhand Allotria. Weil er selber ein Gauch ist, beschimpft er andere, weil er selber nicht deutsch kann, höhnt er andere ob ihrer deutschen Art, weil er selber nur mit schweren Nöthen dem Kotter entkommt, denunciert er andere unter dem Schutze eines fremden Namens. Und damit glaubt dieser Ärmste ein — „Patriot" zu sein! Ich werfe seine anonymen oder pseudonymen Zuschriften nunmehr ungelesen in den Ofen, und wenn mir seine weiteren Schelmenstücklein zu bunt werden, dann hänge ich ihn auf — an einen Zaunpfahl des „Heimgarten". R.

F. Sch., Neunkirchen: Viel schönen Dank für den Rückertspruch. Aber wir können uns doch selber keine Huldigung darbringen!

* Eine große Anzahl neuer Bücher für das Weihnachtsheft zu spät eingetroffen. Besprechung später.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten
Jänner 1898.
4. Heft.
22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am fünfzehnten Sonntag.

Lieber Philosoph!

In einer der vergangenen Wochen hat's bei uns Zank gegeben und zwar zwischen Vater und Mutter. Das soll selten vorkommen, denn es ist, wie der Rocherl sagt: „Die Mutter thut, wie's der Vater anschafft, und der Vater schafft an, wie's die Mutter haben will.“ Diesmal hat aber das Männchen recht behalten, das heißt — recht behalten hat jedenfalls die Frau, er hat nur einmal zufällig seinen Willen durchgesetzt.

Die Sache hat sich so begeben. Aus dem Breitengaithal sind zwei Bauern gekommen, denen sich auch unsere Nachbarn Schragerer und Kulmbock beigesellt hatten. Sie traten um die Mittagstunde so feierlich ins Haus, dass wir alle miteinander erschraken. Sie kamen mit einer Zumuthung, mit der kaum noch einer die Schwelle dieser alten Hütte überschritten hat. Man wolle den Adam Weiler, insgemein Adamshauser im Almgai, zum Landtagsabgeordneten wählen und er möchte die Wahl annehmen.

Eine Weile verstand sie mein Hausvater gar nicht, dann aber legte er seine flache Hand aufs Knie, wie er gerne that, wenn er etwas mit Nachdruck sagen wollte, und sagte sehr leise: „Manner, was fallt euch denn ein? Ich ein Landbote? Ich, der alte Almbauer, der nichts weiß, der nit weiter kommt, als nach Hoisendorf hinab, der sich bei nichts auskennt, was sie in der Neuzeit machen auf der lieben Welt. Das thät' doch hell zum Lachen sein!"

„Just deswegen, Adam!" antworteten sie. „Just weil du dich nit kümmerst, was die andern thun, just, weil du so heimständig bist, brauchen wir dich. Wir wollen keinen, der in der großen Politik mitredet, die ändern wir Bauern so wie so nit. Wir wollen auch keinen Herrn-Bauern, der sich gern mit dem Großgrundbesitz zusammmenthut. Wir brauchen einen, der ein altgesessener Bauer ist, der alten Brauch und alte Wirtschaft haben will, weil unsere Äcker und Wiesen auch die alten bleiben und weil wir uns nach *unserem* Sommer und Winter richten müssen und nit nach dem, wie anderswo Sonnenschein und Regen ist. Du bist einer, der selber arbeiten muss wie ein Knecht, der die Nothigkeit des Bauernstandes an sich selber spürt. Dem Mittelbauernstand geht's jetzt schon auch darum so schlecht, weil er allweil Großbauern in den Landtag geschickt hat. Das muss eine Veränderung nehmen. Einer, der sich um nichts bekümmert, als um die Wirtschaft, der ist uns der liebste. Der wird als Landbote auch nichts anderes sein. Wir wollen nur einen Schutz für unseren Bergbauernstand, das andere geht uns nichts an. Und da haben wir halt an dich gedacht, Adam Weiler."

Dieser saß da, schlug die Hand hastig auf den Oberschenkel. Sagen that er jetzt gar nichts.

„Du wirst meinen, dass es nicht geht, weil du wochenlang vom Haus fort sein musst", redeten sie weiter. „Du weißt aber doch, dass der Abgeordnete eine Entschädigung kriegt. Davan kannst du dir derweil einen tüchtigen Wirtschafter halten und bleibt noch was übrig. Schau, dir und uns allen thust was Gutes, wenn du annimmst. Du hast einmal unser Vertrauen. Im ganzen Gai heißt es: Kein Besserer als der Adamhauser. Deine Wahl ist so viel als sicher. Geh, Weiler, nimm's an!"

Stand jetzt mein Hausvater schwerfällig auf, wendete sich schräg gegen die Wand hin und brummte: „Gar nichts sag' ich drauf."

„Also, du nimmst an?"

„Aber saggra — *nein*!" brummte der Hausvater auf.

„Du wirst doch nit bös auch noch sein, Nachbar?" sprach der Bauer Kulmbock.

„Bös! Was soll ich denn bös sein?" rief wieder der meinige und warf seine Arme auseinander. „Kann mich ja g'freuen! Kann mich ja g'freuen! Aber thun thu' ich's nit. Mein Lebtag' nit!"

Er setzte sich auf den Holzblock im Herdwinkel und hub an, schwer zu athmen.

„Mein Gott, er hat ihn halt schon wieder!“ jammerte die Hausmutter. „Wenn er halt in die Hitz’ kommt, da hat er gleich den Lungeldampf! Es ist wohl ein heiliges Elend!“ Dann sagte sie zu den Abgesandten: „’s wird ja eh nit auf der Stell’ sein müssen, dass er zusagt. Lasst’s nur Zeit ein par Tag’. Er wird’s überlegen. Gelt, Vater, du wirst es überlegen?“

Der aber hatte jetzt ausschließlich mit dem Athmen zu thun. Die Männer wünschten ihm baldige Besserung und sie wollten in zwei Tagen wieder kommen.

Als sie fort waren, bereitete die Hausmutter dem Leidenden seinen Hexenkrautrauch. Und als hierauf das Asthma nachgelassen hatte, begann sie ihn zu bearbeiten. Weil er selber nichts aus sich zu machen weiß, so muss sie halt wieder einmal eingreifen. Man hat ihnen gerade gern zugehört.

„Müsstest wohl ein Lapp sein, wenn du so was ausschlagen thätest“, sagte sie zum Hausvater.

„Ja“, entgegnete er, „das kunnt sauber werden. Kunntest du gleich alleweil hinter mir stehen mit dem Hexenkraut, im Landtag, wenn mir im Reden der Lungeldampf kommt.“

„Wirst dich doch nit allemal gleich in die Hitz’ reden! Werden’s die anderen auch nit thun.“

„Na freilich, wird der Mensch ruhig bleiben, wenn er hört, dass alles gegen seiner ist. Dass sie nichts als neue Sachen, alleweil nur neue Sachen aufbringen wollen, dabei der alt’ Bauernstand zugrund’ gehen muss. Da verschlagt’s gar einem andern oft die Red’, der gut auf der Brust ist.“

„Nau, so red’ gar nichts!“ rieth sie. „Ist’s auch nicht schlechter, als so. Dein Geld kriegst doch.“

Jetzt schaute er sie an. Das war stark. Der Blick war stark. So einen hatte ich bislang an meinem Hausvater nicht gesehen. Sie machte Kehrt und sagte: „Wenn man Kinder hat, soll man die Bekanntschaften nicht verschmähen. Denk’ an den Valentin. Wer weiß, ob du nit für ihn was thun kannst, wenn du Landbot’ bist. Denk’ an den Franzel. Wird auch nit alleweil im Almgai bleiben wollen. —“

„Bleiben soll er!“ rief der Hausvater heftig. „Und mit deinem dummen Reden kannst mir aufhören. Mit deinem schlechten Reden! Sich wählen und zahlen lassen dafür, dass man dabei seinen eigenen Vortheil sucht!“

„Uh, du lieber Gott, den werden andere wohl auch suchen. Deswegen sitzen sie ja drinnen, dass sie ihren Vortheil suchen.“

„Bieg' mir die Wort nit um, Weib! Ob einer den Vortheil für seinen Stand oder für sein Haus sucht, das wird wohl ein Unterschied sein. Nit?"

Vor Aufregung zitterte er. Dann hoben sich seine Achseln, es hob sich seine Brust. Wieder die schreckliche Athemnoth, und zwar heftiger als je.

Die gute Hausmutter mochte denken: Er soll jetzt nur ein bissel zappeln, warum giftet er sich so in die Hitz hinein! — Und machte gar langsam mit allerlei Umständlichkeit den Rauch. Er hielt seinen Mund über die grauen Wölklein des knisternden Krautes, aber der Krampf wollte diesmal nicht nachlassen. Der Arme rang erbärmlich mit der Noth, die Stirnadern, die Halsadern schwollen an, die offenen Lippen zuckten, die Augen traten hervor.

„Jesus Maria! — Rocherl!" schrie die Hausmutter. Der erschrockene Bursche langte von der Wandstelle die Weihkerze, um sie anzuzünden. Die Barbel lief hinaus zum Brunnen um frisches Wasser, mit dem labte sie ihn und schaute ihn dabei mit einer unbeschreiblich rührenden Innigkeit an. Er tastete nach ihrer Hand: „Du — mein liebes Kind!" Ich sah, wie an seiner Wimper ein Tropfen hieng. — Dann ist ihm leichter geworden.

Von dieser Zeit an sagte die Hausmutter nichts mehr, dass er sich in den Landtag wählen lassen soll. Nach zwei Tagen kam der Kulmbock nachfragen, ob der Adam es sich überlegt hätte. Sie antwortete: „Es ist gescheiter, du redest gar nit mehr mit ihm. Schad' um jedes Wort." „So soll er's sein lassen. Mir ist's recht." Das entgegnete der Kulmbock und schlürfelte davon.

Heute ist Palmsonntag. In der Schule haben wir ja gelernt, dass Christus, den Palmzweig in der Hand, auf einem Esel in Jerusalem eingeritten ist. Das hat weitere Folgen, denn heute bin ich mit einem großen Buschen von Katzelweiden über der Achsel in Hoisendorf eingezogen. Das heißt man hierzulande Palmesel sein. Von jedem Hause der ganzen Gegend haben Knechte solche Buschen herbeigetragen, und der Curat hat sie in der Kirche geweiht. Dabei hatte sich eine Art dramatischer Scene abgespielt zwischen dem Priester und dem Lehrer. Sie giengen mit der Procession um die Kirche, der Lehrer voran, der Geistliche hinten drein. Als sie zum Kirchenthore kamen, schritt der Lehrer rasch hinein und schlug das Thor dem Priester vor der Nase zu. Dieser stand davor und rief lateinische Sprüche. Der Lehrer antwortete mit solchen von innen. Es war wie ein Einlassheischen und Einlassverweigern. Endlich war das Thor wieder offen und alle zogen hinein in die Kirche, die mit tiefer Passionstrauer angethan ist in diesen Tagen. In den Städten sind solche kirchliche Feste ein Schaugepränge, oft nur zur Ergötzung der

Müßigen. Man muss es sehen, wie **hier** das Volk sich mit allem Sinnen und Sehnen dem Eindruck der heiligen Geheimnisse hingibt.

Als das Passionsamt zu Ende war, schritt der Lehrer, bescheiden und würdig wie immer, von Bank zu Bank und theilte an die Leute Palmzweige aus. Warum der Tollpatsch meine Barbel übersehen hat? Jeder und jede bekamen ihren Zweig mit den weichen Kätzlein, die Barbel drückte sich zu demüthig hinter den Pfeiler und gieng leer aus. Dafür bekam sie daheim den ganzen Buschen, den ich getragen hatte, damit sie ihn auf dem Dachboden verwahre. Im Sommer, wenn die Wetter blitzen, soll man davon in die Herdglut legen, der aufsteigende Rauch von Palmzweigen nimmt der Wolken böse Macht. O Barbel, was wird das werden, im Sommer, wenn die Wetter blitzen!

* * *

Am Ostersonntag, das ist der sechzehnte des Jahres.

Mein lieber treuer Freund!

Ich füge mich ja gerne Deinem Willen, Deine Briefe, so lieb und beantwortenswert sie auch sind, nicht weiter zu berühren in meinen Berichten. Du willst einheitliche Stimmung haben in diesen Land- und Bauernbriefen, und ich bin Dir gar dankbar, dass ich mein vertrauliches Tagebuch an Dich richten darf.

In dieser vergangenen Charwoche hätte ich gewünscht, ein paar feingebildete Städter, zum Beispiel die Redacteure der „Continental-Post“, bei mir zu haben. Nein, um des Himmels willen, nein, diese Herren hätten alles verdorben, aus den so merkwürdigen Vorgängen eine Komödie gemacht. Nur Du, dessen tiefe Weltauffassung alles begreift und achtet, hättest da sein sollen. Die Charwoche ist in der Bauernschaft dieser Berge oder wenigstens in meinem alten Adamshause ein einziges Weihefest. Alle weltliche Tendenz der Arbeit tritt zurück, allen häuslichen Verrichtungen wohnt eine wunderbare Stimmung inne, von der sie dort unten nichts ahnen.

Wäre ich in meiner Jugend nicht selbst religiös gewesen, ich würde es nicht begriffen, nicht bewundert, nicht begrüßt haben wie eine mit der Kindheit versunkene Welt, die wieder aufersteht und die Vergangenheit mit zum Leben erweckt. — Schon am Montag hatte der Rocherl mit seiner einzigen gesunden Hand das hölzerne Crucifix vom Wandwinkel gehoben und auf den Tisch gestellt, zum Gedächtnisse an die Leidenswoche. Vater und Mutter fasteten jeden Tag bis die Sonne untergieng. Am Abend musste der Rocherl stets Theile aus der heiligen Passionsgeschichte lesen. Es ist doch keine Mär. Die guten Leute scheinen in diesem Sich-voraugenhalten des Leidens Christi wirklich Trost und Frieden in ihren eigenen Widerwärtigkeiten zu finden. Am Gründonnerstag abends hatten

wir ein Mahl, das zwar nur aus geschmälzten Bretzen bestand, aber sehr feierlich genossen wurde. Nach demselben wuschen wir uns am Brunnen die Füße. Die Hausmutter, die Barbel und der Franzel giengen barfuß hinaus auf den Rasen, der überall schon grünt. Ich dachte, das geschähe zur Erinnerung an Christi Gang auf den Ölberg, weil ja die ganze Woche gleichsam ein einziger ununterbrochener Gottesdienst ist. Der Franzel jedoch verrieth mir, dass dieser Rasengang am Gründonnerstag das ganze Jahr hindurch vor einem jähen Tod bewahre. Am Freitage und Samstage saßen wir die längste Zeit in der Kirche bei den Dir vielleicht bekannten Osterceremonien. Anstatt des Läutens auf dem Thürmlein knatterte eine mächtige Charfreitagsklapper so heftig, dass der ärarische Jäger den Messner um sofortige Abstellung angieng, weil sie aus dem ganzen Thale das Wild verscheuche. Zum Glücke kamen schon am Samstage die Glocken wieder aus Rom zurück, diese waren den Rehen und Hirschen vertraut, so dass es, Gott sei Dank, zu keiner Auswanderung kam!

Die unzähligen Ostersitten schreibe ich Dir nicht, es gäbe ein Buch. Nur davon sollst Du wissen, dass in dieser heutigen Nacht ein großes Osterfeuer angezündet worden ist auf der freien Höhe oben hinter dem Schachen. Die Burschen der Nachbarschaft hatten schon tagelang gebaut an dem Holzstoß, und als die Auferstehungsfeier vorüber war und der Ernst der Fastenzeit, die Trauer der Charwoche sich ganz plötzlich in Freude und ausgelassene Lustbarkeit verwandelt hatte, gieng von weit und breit alles zusammen auf diese Höhe. Es war eine schöne, laue Vollmondnacht, der Boden war schneefrei und aus Hoisendorf waren die Musikanten da. Der Rocherl, der Franzel und ich waren natürlich auch hinaufgegangen, doch bekümmerte es mich, dass der arme Bursche mit der durchschossenen Hand, die er in der Binde trägt, recht traurig war. Alles Jauchzen und Pöllerknallen hat's nicht vermocht, dass er so heiter gewesen wäre, als die anderen jungen Leute, Männer und Mädchen, die sich dort zu allerlei Schabernack versammelt hatten. Besonders war's ein junger, ungehobelter und etwas verwahrloster Bursche — den Spitzelbuben heißen sie ihn — der sich nicht genugthun konnte an derben Reden und rohen Späßen, zur Ergötzung der einen, zum Ärgernis der anderen. Besonders die Dirnlein flohen ihn mit Abscheu, während er sich immer um sie zu schaffen machte und nach dieser oder jener haschte. Das große Feuer loderte voll grauenhafter Pracht in den dunklen Nachthimmel auf. Dabei wurden Schüsse abgefeuert, Osterlieder gesungen, die zum Theil einen so weltlichen Sinn hatten, dass manches Mägdlein sich die Ohren zuhielt. Die Burschen übten sich mit hellem Geschrei im Springen und Ringen. Mehrere kleine Feuer waren angezündet worden, über die sie sprangen. Einer trachtete dem andern kleine Hindernisse zu bereiten und die Unterliegenden wurden mit Kohle gezeichnet, indem man

ihnen die Nasen anschwärzte. Auch mein Rocherl mischte sich, von mehreren Seiten gereizt, endlich unter die Heiteren, und der Spitzelbub eiferte ihn an, über ein Feuer zu springen. Dieweilen der Rocherl ausholte, zog der andere unbemerkt eine schwarze Schnur. Der Rocherl sprang, stolperte darüber und wäre mitten in die Flammen gefallen, wenn ich nicht zufällig daneben stehe und ihn auffange. Der Spitzelbub schlug ein grelles Gelächter an, über den großen Witz, aber wir dachten einigermaßen anders darüber.

„Es ist zwar die heilige Osternacht", sagte ich, „aber etwas knechtliche Arbeit wird mir doch erlaubt sein." Darauf habe ich den Spitzelbuben hergenommen. — Es sei ja nur ein Spass gewesen, versicherte er flehend. „Es ist ja auch das nur ein Spass!" sagte ich und waltete scharf. Die Racheengel waren zu Dutzenden da. Besonders weibliche. Anfangs hielt ich es für eine mildere Entwicklung, als der Missethäter den Dirnen überlassen wurde, bald aber mussten Männer schlichtend eingreifen, um ihm das Leben zu retten. Zerreißen, erdrosseln wollten sie ihn. „Den lieben Adamshauser Rocherl, der eh die kranke Hand hat, den wollt' er ins Feuer haspeln! Werft ihn selber hinein, den Unhold! das Schandmaul!"

Endlich haben die jungen Furien, wovon einige sehr reizend waren, sich damit begnügt, dem Spitzelbuben die Hände auf den Rücken zu binden, die fetzigen Haare zu versengen und das Gesicht zu schwärzen. So haben sie ihn dann über die Höhe hinausgejagt und hinab in die Steinschlucht.

Mein Rocherl war nun der Gegenstand wärmster Theilnahme und da habe ich bemerkt, wie dieser Junge, dessen sanfte Trauer um die verlorene Hand einen weichen Verklärungsschein um seine classische Schönheit legt, der Abgott aller Mädchenherzen ist. Doch scheint er das gar nicht zu wissen oder es ist ihm einerlei — er hat sich den Huldigungen bald entzogen. Als wir zusammen nach Hause gehen und die weite, mondbeschienene Berglandschaft so friedlich vor uns daliegt, sagt er plötzlich: „Wie schön ist doch die Welt!" — In einem so tieftraurigen Tone hat er das gesagt, dass ich stehen bleiben musste und ihm ins Gesicht schauen. — Als wir weiter giengen, war mir, als wolle er noch etwas sagen, that es aber nicht.

„Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit", sagte ich. Er schüttelte fast unmerklich das Haupt. Endlich lehnte er sich an einen Baum.

„Ist dir etwas, Rocherl?"

„Hansel", sagte er leise, stockend: „die Barbel hat geweint ..."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Barbel hat geweint.

Die mit sieben Schlössern zugeschlossene Barbel! Die so lustig gewesen sein soll in früherer Zeit! Und gesagt haben soll, für traurige Leut' wär' der Himmel nit eingerichtet! — Die hat geweint? Wann? Warum? Der Bursche hat weiter nichts gesagt.

Wir kamen zum Hause. Er reichte mir die Hand, was er sonst nie gethan hatte. Es war, als wäre ich jetzt sein Freund geworden, dem er ein gar tiefes Geheimnis anvertraut hat.

„Gute Nacht, Hansel!"

Ich habe freilich keinen Augenblick geschlafen in dieser Osternacht. — Die Barbel hat geweint ...

* * *

Am siebzehnten Sonntage.

Ich nenne Dich nicht mehr. Du bist es ja. Ich erzähle. — Der Osterjubel ist verstummt. Es war ein wahrer Jubel, wie ein klingender, knallender Springbrunnen aus den Herzen. Christ ist erstanden, und das Frühjahr ist da! Freilich Grund genug zu einem tausendstimmigen Freudenschrei gegen Himmel.

In den Thälern, auf die wir niedersehen, grünen die Wiesen, zwischen hin gießen die braunen Bäche, in denen der weiße Winter zu Thale fährt, seit Wochen. Im Hochgebirge, das hinter den Almen und Waldrücken in freier Ferne steht, will sich noch nichts rühren. Alles starr. Und wenn über unserem Gai die warme Aprilsonne leuchtet, steht über jenen Höhen ein graues Schneegestöber, in das sich die Kuppen und Spitzen verlieren.

In dieser Woche, wenn wir beim Tische beisammen saßen oder in der Arbeit nebeneinander zu thun hatten, habe ich manchmal verstohlen der Barbel an die Augen geguckt. Es sind die schönen, sanften, großen Kinderaugen, wie immer. Ein feuchter Glanz ist in ihnen. Vielleicht hat der besorgte Rocherl das für ein Weinen gehalten.

Am Ostermontag ist der Jäger Konrad, der auf den Rocherl geschossen hat, in unser Haus gekommen. Er trat sehr höflich ein, ohne Gewehr, ohne Gemsbart oder andere Jägerhoffart, aber die Hausmutter begrüßte ihn mit den Worten, ihr wäre es lieber, wenn sie seiner von hinten ansichtig würde.

Ob der Rocherl daheim wäre, fragte er demüthig.

„Der Wildschütz?" darauf die Hausmutter giftig, „der wird wohl mit der Büchsen im Wald sein! Wo denn sonst?"

„Er ist von der Kirchen noch nit heim", berichtigte der Hausvater gutmüthig.

Der Jäger gieng hinaus und setzte sich im Hof auf den Kopf des Brunnentroges. Wir beguckten ihn durch das Fenster und ergiengen uns in Muthmaßungen, was das zu bedeuten habe. Ob er nicht etwa

dienstlos geworden war? Vielleicht hatte ihn der Jagdherr abgesetzt, weil er auf Menschen schießt.

In diesen Gegenden wird am Ostersonntag von jedem Hause aus ein Korb mit Rauchfleisch, hartgekochten Eiern, Osterbrot und geschnittenem Meerrettig in die Kirche getragen, wo die guten Sachen, wie eine Woche vorher die „Palmen", ihre Weihe empfangen. Von diesen geweihten Speisen genießen alle beim Ostermahl, und wenn während der Osterzeit fremde Besucher ins Haus kommen, so wird ihnen ein Teller mit solchem Aufgeschnittenen vorgesetzt. Nun sagte der Hausvater zu seinem Weibe: „Mutter, gib dem Jager ein paar Schnitteln Osterfleisch hinaus!"

Sie hatte für diesen Wunsch nichts, als einen Blick der Entrüstung. Aber dann mochte es ihr vorkommen: Über geweihte Sachen soll der Christenmensch seinen Hass nicht spinnen. Sie holte aus dem Kasten den Fleischkorb hervor, aus einem andern einen blumigen Teller, und begann aufzuschneiden. Das war gar nicht karg, die braunen Spalten, die Scheiben der Eier, die gelblichen Brotschnitten, die lockeren Späne des Krens darüber füllten beinahe den Teller. Sie wollte ihn schon heben und hinaustragen, da zuckte ihr die Hand zurück. „Zum Unfallen ist mir, so schlecht!" schrie sie grell auf. „Nein, so was kann unser Herrgott nit verlangen!"

Sie hat den gefüllten Teller in den Kasten gestellt, diesen abgesperrt und den Schlüssel in den Kittelsack gesteckt. — Recht hast, Mutter, musste ich ihr zudenken, das ist noch Rückgrat.

Der Jäger saß immer noch draußen und wartete. Einmal stand er auf, hielt seinen Mund vor das Brunnenrohr und trank. Dann setzte er sich wieder hin und wartete. Endlich kam der Rocherl daher in seinem grauen, grünverbrämten Feiertagsgewand. Im grünen Hutbande stak ein Sträußchen frischer Primeln, die er im Thale gepflückt haben mochte. Vielleicht auch ließ er sich's von jemandem schenken. Den rechten Arm trug er in einer hellrothen Tuchbinde.

Der Jäger gieng ihm bis zur Hofplanke entgegen.

„Ich wart' schon auf dich", sagte er.

„So!" antwortete der Rocherl, ohne weiter stehen zu bleiben.

„Wenn du dich ein wenig hersetzen wolltest, Rocherl. Ins Haus mag ich nit hinein gehen. Ich möcht' halt was reden mit dir."

Der Bursche setzte sich einigermaßen widerwillig auf den Brunnentrog.

„Ich hab' dich fragen wollen, wie geht's dir denn mit der Hand?" so fieng der Jäger ganz gelassen an.

„Wie soll's mir denn gehen? Ein Loch hat sie halt," antwortete der Rocherl.

„Ist die Kugel heraußen?"

„Wahrscheinlich. Weil's jetzt zuheilen thut."

„Kannst die Hand brauchen?"

„Nit abbiegen laſst ſie ſich.“

„Thut's noch weh'?“

„Oft. Bei der Nacht.“

„Wenn nur einmal das Blei heraußen iſt!“ meinte der Jäger. Dann ſchwieg er und ſchien, wie es mir, dem Lauſcher, vorkam, nach gutem Ausdruck zu ſuchen. Und nach einer Weile: „'s iſt wohl ſau-dumm, daſs es ſo hat ſein müſſen. Ich hab' am vorigen Samstag für drei Monate meine Löhnung bekommen.“

„Iſt eh recht“, ſagte der Rocherl, „zu den Feiertagen braucht der Menſch immer Geld.“

„Ja, aber — Rocherl, ich hab dich' um etwas bitten wollen. Weißt, im Wirtshaus g'freut's mich jetzt nimmer. Das Kartenſpielen auch nit. Für den Tabak langt's ohnehin noch aus.“

„Haſt recht“, ſagte der Rocherl.

„Schau, du ſollteſt deine Hand halt doch von einem Doctor unter-ſuchen laſſen, ob das Ding wohl auch richtig heraußen iſt. Daſs du kein Krüppel bleibſt. Und da — hab' ich mir gedacht — iſt es meine Schuldigkeit, daſs ich — gelt, Rocherl, du biſt mir nit bös deswegen.“ Er wickelte langſam den Ballen ſeines blauen Sacktuches auseinander, und da iſt ein Geldtäſchlein zum Vorſchein gekommen.

Der Rocherl ſtand ſchnell und zornig auf. „Mein lieber Konrad! Was ich ſchon gelitten hab' um dieſe Hand, das iſt nit zu zahlen. Und was ich noch werd' leiden müſſen! Glaub's ſchon, daſs es dich jetzt ſtiert! Mein ganzes Leben iſt verſpielt! — Steck du dein Geld nur wieder ein.“ — Er ließ den Jäger ſitzen und gieng raſch ins Haus.

Jener hat noch eine Weile auf dieſes Haus hergeblickt, iſt dann durch die Hoflucke hinaus und über die Matte davongegangen.

Alſo habe ich geſehen, daſs dieſer Rocherl der Sohn ſeiner Mutter iſt. — Wenn die Herren vom Walde glauben, hinterher mit Geld alles gutmachen zu können — bei dieſen Leuten im Adamshaus kommen ſie ſchlecht damit an. Hier gilt nicht jedes Geld.

Habe ich Dir ſchon geſchrieben, daſs ſtatt meines ſpröden Adams der Kulmbock zum Landboten gewählt worden iſt? Seine Antrittsrede beim Kirchenwirt war: „Na, die ſollen ſich g'freuen! An mir kommt keiner vorbei! Wenn ſie glauben, die Herrſchaften, daſs ſie mich mit dem Viehſalz abfüttern werden! Na, gute Nacht! Mit mir werden ſie nix z'lachen haben! Bei mir kommen ſie an den Unrechten! Schuhnägel friſs ich nit!“

Das iſt der derbe, klobige Kulmbock. Wir werden uns auf Groß-artiges gefaſst zu machen haben bei dieſem Manne. Schuhnägel friſst er nit! Der geht auf keine Compromiſſe ein. (Fortſetzung folgt.)

Der fliegende Weinhändler.

Von **Hans Hoffmann.** [1])

Es gab eine Zeit, da die Menschen noch keine Seekrankheit kannten, sondern ungekränkt über das Meer fuhren. In dieser glücklichen Zeit ereignete sich Folgendes.

Ein frommer Weinhändler in Lübeck nahm sich den Schaden zu Herzen, der vielen Leuten durch starke Getränke an Leib und Seele geschieht, indem es sie trunken und dann verliebt oder rauffüchtig macht, und er beschloss, diesem Übel dadurch zu steuern, dass er die Stärke seiner Weine um ein Beträchtliches verminderte. Er nahm klares, gesundes, erquickliches Brunnenwasser und goss dieses mit Geschicklichkeit unter großen Mühen mittels eines Schlauches in seine Fässer, also dass es mit dem feurigen Weine sich auf das anmuthigste mischte und seine Gefährlichkeit milderte, ähnlich wie ein sanft geartetes Eheweib den Sinn ihres wüthigen Gemahls zu sittigen vermag. Und er verkaufte den so gereinigten Wein um nichts theurer als den früheren, obgleich er doch um vieles nützlicher zu trinken war, und trotz der großen Arbeit, die er ihm gemacht hatte.

Es geschah aber, wie es oft geht, dass die Leute in seiner Stadt nicht erkennen wollten, was ihnen Gutes widerfuhr, sondern hämisch unter einander zischelten und hochmüthig sprachen: „Pfui Teufel, schmeckt das Zeug dünne!“ Und sie wurden unlustig und lässig bei ihm zu kaufen.

Das gieng ihm wiederum zu Herzen, denn er fürchtete, sie möchten ihr Geld zu schlimmen Gesellen tragen und möchten so das Gemeinwohl schädigen, und er beschloss abzuhelfen. Er kaufte in fremden Städten allerhand köstliche Säfte und Spezereien und spendete viel Geld dafür, als da sind unvermischter, trefflicher Spiritus, gute Schwefelsäure und mannigfache andere gewürzige Säuren und Kräuter; und alle diese Dinge that er mit Freuden seinem Weine hinzu und vermengte sie damit emsig.

Und sein Fleiß ward gesegnet, denn der Wein ward nunmehr noch viel feuriger als am ersten Anfang und von viel lockenderem Wohlgeschmack, und sein Duft stieg angenehm in die Nase wie der Duft einer Blume.

[1]) Aus dem neuen Buche: „Ostseemärchen“ von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.) Siehe Seite 235.

Und die Käufer kamen wieder reichlicher noch als vordem und tranken vergnüglich und sprachen zu einander: „Es hat einen feinen Jahrgang gegeben dahinten am Rhein und in Welschland, und unser Meister hat Glück und Verstand gehabt bei dem neuen Einkauf."

Das gieng so eine Zeit lang; da erhoben sich Schnüffler und Afterredner, die spitzten die Mäuler und schnalzten mit den Zungen und verbreiteten das Gerücht, dieser Wein schmecke verdächtig und mache gräsliche Kopfschmerzen und andere Beschwerden, so man genug davon trinke. Und das wolle man doch; es stehe niemand gerne auf, ehe er redlich betrunken sei; das aber bekomme hier übel.

Solches Gerücht gieng wandern, und es währte nicht lange, so begannen die Käufer zum anderenmale sich merklich zu mindern. Da ergrimmte der fromme Weinhändler über die Herzenshärtigkeit seiner Mitbürger und fasste den ernsten Entschluss, ihnen von diesem Jahrgange gar nichts mehr zu verzapfen, sondern die noch vollen Fässer über die Ostsee zu fahren zu treuherzigeren Völkern, die an scharfe Sachen gewöhnt wären und nachher ihren Katzenjammer geduldig dahin nähmen als eine göttliche Schickung. Er wusste aber, dass solche Völker in Pommern wohnten und weiter in Preußen, ingleichen auch bei den Nordmännern über dem großen Wasser.

Also rüstete er ein Schiff und stach fröhlich in See und hoffte wieder heimzukehren mit leeren Tonnen und vollem Beutel.

In solcher Vorfreude seines Herzens und weil der Wind günstig war, gab er am dritten Tage dem Schiffsvolke ein Fässlein preis, dass sie tapferen Muthes blieben. Ein rechter Schiffer aber macht ganze Arbeit im Trinken; und sie soffen den Wein, als wäre es Dünnbier. Davon widerfuhr ihnen das Übel, dass sie gänzlich betrunken wurden, und trieben gräslichen Unfug. Zu guterletzt nahmen sie ein sehr großes Fass, schlugen ihm den Boden aus und ließen den Wein in gewaltigem Strome ins Wasser laufen. „Denn", sprachen sie fröhlich, „die Meermänner unten müssen auch etwas haben, sonst werden sie uns feindlich und thun uns einen Schabernack. Und dem bitteren Seewasser kann's auch nicht schaden, wenn es etwas Geschmack bekommt, denn am letzten Ende kriegen wir's doch alle 'mal zu schlucken."

Der fromme Weinhändler ward sehr betrübt über die Sünde solcher Vergeudung; denn er selbst war nüchtern, weil er es nicht für recht hielt, von seinem eigenen Weine zu trinken. Doch er konnte nichts ausrichten wider die wilden Gesellen.

Diese Leute aber hatten allerdings recht gehabt: die Meermänner kamen wirklich in dichten Schwärmen, denn der Würzgeruch lockte sie, und fingen das Getränk in riesigen Muscheln auf und tranken so viel davon, wie das nur solche Unmenschen können, noch viel mehr sogar als Schiffer.

Darauf wurden sie auch betrunken, und zwar über alle Menschenbegriffe, und huben nun an in dem Wasser umherzutollen wie gekitzelte Walfische. Sie kollerten sich auf den Wellen, schnellten jäh in die Höhe, schossen kopfüber in die Tiefe mit einem rasenden Purzelbaum und plätscherten im Kreise umher wie flatternde Erpel. Dazu vollführten sie ein Getöse mit Schnarren, Schnauben, Fauchen und Prusten, als ob sieben Sturmwinde wider einander schlügen.

Von so grenzenlosem Unfug kam das Meer in Aufruhr, wie wenn der Sturm es peitscht; die Wogen schlugen mächtige Schaumkämme und klatschten wider das Schiff mit donnerndem Anprall. Und je gewaltiger sie sich wälzten, desto vergnügter ward das Nixenvolk, das sich jauchzend auf ihnen schaukelte.

Aber das Schiff schaukelte nun auch, und zwar ganz erschrecklich, als ob es gleichfalls betrunken wäre, und dem frommen Weinhändler ward angst und bange, denn er merkte, dass es längst keinem Steuer mehr gehorchte, sondern verworren umhertrieb, weil die Schiffer in ihrem Rausch sich nicht darum kümmerten. Und obendrein fielen diese mit der Zeit einer nach dem andern um und kamen zum Einschlafen. Die Meermänner aber hielten es länger aus und trieben's immer noch toller; und das arme Schiff flog umher wie ein angeschossenes Wasserhuhn.

Der fromme Weinhändler versuchte in Todesangst mit Schreien und Rütteln die Berauschten zu wecken, aber das half ihm zu gar nichts; denn wie jeder erwachte, fieng er schrecklich an zu stöhnen und sich vor unsäglichem Elend zu krümmen. Sie hatten alle miteinander einen Katzenjammer so scheußlicher Art, wie ihn keiner jemals zuvor gekannt hatte. Ja so kläglich war dieser Zustand, dass sie allesammt liegen blieben, wo jeglicher lag, und ächzend schwuren, es sei ihnen ganz gleich, ob das Schiff untergehe oder nicht; zum wenigsten würden sie mit dem bisschen Leben auch dies Elend los sein. Und so viel der Unselige auch flehte und schalt, er konnte nichts ausrichten; sie stöhnten und fluchten und blieben ganz unthätig.

Er wusste aber nicht, dass ihm selbst das nichts mehr geholfen hätte, wären sie auch nüchtern und munter gewesen wie redliche Knaben; denn das Nixenvolk hatte es nunmehr ernstlich auf das Schiff abgesehen, weil sie noch mehr von dem wundervollen Wein darinnen witterten und den gerne haben wollten. Auch fanden sich jetzt immer noch andere ein, die noch gar nichts bekommen hatten und von schrecklichem Durste gequält wurden.

Also stemmten diese alle ihre starken Schultern von unten gegen das Schiff und schoben es vorwärts mit furchtbarer Geschwindigkeit, bis wo sie die nächste Steinklippe wussten, daran sie es zerschellen könnten. Das war ein Felsen einsam mitten im Wasser und hoch aufragend.

Als nun der fromme Weinhändler sah, dass sein Schiff hilflos darauf zuschoss und nicht mehr zu retten war, kroch er vor Verzweiflung in ein leeres Weinfass und erwartete da den Tod, vermeinend solcher Art gleichsam in seinem Berufe zu sterben. Allein wie nun das Schiff gegen den Stein prallte und knatternd zersplitterte, ward er mit seinem Fasse in gewaltigem Bogen hinausgeschleudert und fuhr in eine Spalte des rissigen Gesteins und blieb eingeklemmt darin hängen. Zwar dröhnte ihm der Kopf und alle Glieder von dem Aufprall, und er fürchtete zu zerbröckeln; jedoch hatte das Holzwerk den Stoß gemildert und seine Knochen erhalten.

Das andere Schiffsvolk aber versank zusammt dem Fahrzeug in die weiche Tiefe und ward damit des Katzenjammers ledig für ewige Zeiten. Und die Wassermänner packten die vollen Weinfässer mit wuchtigen Armen und zerschlugen sie an den Felsen und soffen das Getränk im Herabfließen aus, ehe es das Wasser noch erreichte. Und sie wurden so betrunken, wie wir armen Landmenschen es gar niemals zu werden imstande sind. Sie umarmten einander mit brüllendem Jubel und trieben ungeheure Kurzweil viele Stunden hinter einander.

Und der arme Weinhändler saß nüchtern und frostig oben in seiner Tonne und sah die Trümmer seines Gutes den Felsen umspielen. Er weinte und rang die Hände als ein verlorener Mann. Doch da kam die Nacht, und trotz alles Brüllens und Tobens umher sank er vor Mattigkeit endlich in Schlummer.

Und da kam der Morgen, und die Sonne stieg herauf mit gewaltigem Lichte. Es war nun ganz still geworden ringsum und das wüste Lärmen verhallt, aber die See gieng noch hohl, und langrollende Wellen wälzten sich schwerfällig klatschend gegen die nackten, grauen Steinplatten. Und die Sonne gieng hinter Wolken, und ein grau schleichender Dunst quoll über das Wasser trübselig und öde. Und über dem Rücken der Wogen hin kroch ein zitteriges Kräuseln wie ein jämmerliches Frösteln.

Und alsbald auch vernahm er ein dunkles Tönen ringsum, das ihm durch Mark und Bein gieng, so schauerlich war's zu hören. Ein Stöhnen war es und ein Ächzen und Wimmern, und ein Gurgeln und Röcheln, wie wenn ein stürzender Meerstrom sich zwischen engen Felswindungen hindurchdrängt, oder wie wenn unter dem Eise in der Winternacht ein klagendes Glucksen dahin hallt, gespenstisch und grausig.

Da kroch er schaudernd aus seiner Tonne und sah rund um den Fuß seines Felsens her den großen Schwarm der Meermänner gelagert in einem trostlosen Zustande. Die einen lagen platt an den Stein geschmiegt und krallten mit den Tatzen zuckend an seinen Zacken oder hielten sich den Dickkopf mit pressenden Händen, als ob sie befürchteten, er möchte ihnen zerplatzen. Andere streckten sich bäuchlings im Wasser, krümmten und wanden sich mit jammervollen Grimassen und drückten mit wirrem Augenverdrehen

die Hände auf ihren Magen. Das Ganze sah aus wie ein Heer von Verwundeten auf verlassenem Schlachtfelde.

Der fromme Weinhändler erkannte an allen Zeichen sogleich, welcher Art solches Leiden sei; doch ein grauses Elend von so erschütternder Erscheinung hatte er auf dem festen Lande noch niemals gesehen und auch nicht bei seinen Schiffern.

Auf einmal that einer aus jenem trostlosen Volke der Jammergeschlagenen einen schauerlichen Aufschrei und wies mit einer starren Geberde auf den unseligen Mann, der ihnen so nahe saß und doch keiner von den Ihren war. Und ein dunkel anschwellendes Murren und Murmeln erscholl ringsum: „Der ist es! Der ist es!“ aus hundert heiseren, dumpf krächzenden Kehlen.

Und dann kletterten sie aufwärts in wirr wimmelndem Schwarm, immer näher mit keuchendem Drohen, und es gab kein Entrinnen, und sie glotzten ihn an mit ihren scheußlichen Fischaugen und klatschten mit den Schuppenschwänzen zappelnd auf den Stein. Dazu rochen sie abscheulich nach Thran und faulem Seetang oder auch nach Schwefelsäure und anderen Greueln.

Dem umringten Manne ward bei solchem Anblick unsagbar übel bis in die Abgründe des Magens, und er meinte zu fühlen, wie all seine Eingeweide sich zerrend verrenkten und in gräſslichen Schraubenwindungen sich zur Kehle hinauf drängten.

„Der ist es! Der ist es!“ hub sich jetzt eine einzelne tiefe, grobe Stimme aus dem dumpfen Haufen hervor, und dicht vor ihm reckte sich ein Ungethüm auf mit fletschenden Zähnen, gleich einem Haifischgebiſs und mit einem langem Barte wie aus schleimigen Schlingpflanzen gewachsen, die von Krebsen und Krabben und anderem Geziefer widerlich wimmelten.

Aber so groß der Schreck und der Abscheu des armen Mannes auch war, sein Mitleid ward noch größer: ein so abgrundtiefes Elend stand in dem aschfahlen, grüngestreiften Antlitz des trostlosen Ungeheuers geschrieben. Allein solch Mitleid zergieng ihm wieder in Grausen, als jenes anhub zu sprechen:

„Verflucht sollst du sein, armseliger du und doch frevelhafter Landwurm! Gleichwie du heute unaussprechlichen Jammer über das Meervolk gelegt hast, so sollst du verdammt sein, bis ans Ende aller Tage die See zu durchkreuzen und gleichen Jammer zu bringen über alle deinesgleichen. Für ewige Zeit sollst du haltlos schaukeln auf den rollenden Wogen, für ewig behaftet mit dem schauervollen Siechthum, das uns heute durchwühlt, sollst ewig so schweben zwischen Leben und Sterben, sollst in endlosem Katzenjammer qualvoll dahinfahren. Und jedes Auge eines Landmenschen, das dich vorübersegeln sieht, wird geschlagen werden mit Entsetzen; sein Antlitz wird zucken und jäh verbleichen, wird nach kurzem Ringen dem

nämlichen Elend kläglich unterliegen. Wehe dann dir und wehe dem Geschlechte, aus dem du geboren bist! Nicht ungestraft mehr soll es hinfort über die Wogen wandern im schwankenden Schiffe, nicht unerreicht, nicht ungewürgt von der schauervollen Krankheit! Das sei euch der dauernde Fluch unserer Rache."

Er sprach's, und ein hunderstimmig markerschütterndes Stöhnen, dem Stoße eines Sturmwindes gleichend, bekräftigte seine Rede.

Und alsogleich fühlte der schiffbrüchige Mann, wie sein Fels sich bewegte und vorwärts glitt und schaukelnd gewaltsam schlingerte und stampfte. Und er sah, dass der Stein jetzt länglich geformt war, gerade wie ein Schiff, und eine Fläche trug, auf der standen drei kahle Bäume mit gespreizten Ästen, die wagrecht abstanden, und siehe, jetzt waren es Mastbäume. Und eine weiße Wolke senkte sich nieder und blieb hangen an einem Maste, und noch eine Wolke, und noch eine, und die festigten sich alle zu weißgeblähten Segeln.

Und so segelte das neue Schiff in schreckhaft eiliger Fahrt immer weiter und weiter und segelt noch heute nach vielen hundert Jahren immer kreuz und quer über die große See, bei Tag und bei Nacht, und findet keine Ruhe und erreicht niemals ein Land. Und der einsame Schiffer steht ewig am Steuerruder mit seinem Jammergesicht und mit schlotternden Knien; nur bei Windstille darf er die Segel reffen und sich schlafen legen; und dann wird er auch ganz unsichtbar, und man merkt sonst nichts von ihm. Sobald aber wieder Seegang ist, muss er aufstehen und segeln, immer die Kreuz und die Quer, und muss andere Schiffe suchen und an denen vorüberstreifen. Und mancher auf solchem Schiffe sieht ihn dann und mancher sieht ihn nicht; die meisten aber sehen ihn, nämlich wie einen Nebel vorbeihuschend bei Tage und wie einen leichten Glühschein bei Nacht, 'mal so geformt und 'mal so, ganz wie manchmal die Wolken allerlei Gestalt annehmen, 'mal wie ein Berg aussehen und 'mal wie ein Baum und 'mal wie ein Thier und so auch 'mal wie ein Schiff: gerade so wechselnd ist auch dies anzusehen als ein richtiges Gespensterschiff, was es eben ist. Und noch verwischter und verwaschener sieht man den Mann am Ruder; bloß, dass ein grünlicher Schein von seinen Augen glimmert; aber wer ihn so gesehen hat, dem gnade Gott! Für so lange kann der getrost einpacken, bis er ans Land kommt oder die See wieder ganz ruhig ist: so lange hat ihn die Krankheit. Und die Schiffer nennen diesen gespenstigen Segler den fliegenden Weinhändler.

Der Rübensaft.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

„Herr Doctor! Herr Doctor! Ein Patient ist da!“ mit dieser Nachricht stürzte die alte Haushälterin Justina zur Thür herein.

Der junge Doctor warf das Buch weg und riss die Meerschaumpfeife aus dem Mund, um sie sogleich wieder hineinzustecken. Dann sagte er würdevoll: „Er soll warten.“

Nach einiger Zeit ließ er ihn eintreten. Ein älteres, aufgeregtes Männlein war's, hastig und hinkend zur Thür herein, den Doctor mit angstvollen Augen anblickend. Hilfe!

„Was fehlt Ihnen.“

„Gott, Herr Doctor! Am Fuß. Schon seit einiger Zeit an der Zehe. Es wird schlimmer. Retten Sie mich, Herr, ich fürchte eine Blutvergiftung.“

„Oho! Na, ziehen Sie mal den Stiefel aus!“

„Schmerzen! Schmerzen!“ wimmerte der Mann, dieweilen er sich mit vieler Vorsicht und Umständlichkeit des Stiefels entledigte.

„Verdammt enges Schuhwerk!“ sagte der Doctor.

Der Patient wand einen um die Zehen gewundenen Fetzen los. Der Doctor untersuchte die kranke Stelle. Ein kleines, entzündetes Ding, als er dran tippte, rief der Kranke: „Weh, auweh!“

„Thut's denn weh?“

„Abscheulich, Herr Doctor!“

Starr richtete er sein Auge auf das Gesicht des Doctors, auf die bedenkliche Miene, die sich dort gebildet hatte.

„Leider“, sagte der Doctor, „ich kann da nichts machen.“

„Soll das — ein Todesurtheil sein?“ stöhnte der Patient.

„Sie müssen zu einem Hühneraugen-Operateur gehen.“

„Und eine Blutvergiftung?“

„Ei wo! Unsinn.“

„Ich hatte einen Vetter. Der hat auch so was gehabt, und zwar an der Hand. Gerade so hat's anfangs ausgesehen. Und ist nachher an Blutvergiftung gestorben.“

„Ziehen Sie nur an.“

„Und wirklich sonst nichts? Wirklich keine Gefahr?“

„Na, machen Sie doch. Ich habe meine Zeit auch nicht gestohlen.“

„Gott sei Dank. Nur ein Hühneraug'. Ich lebe ordentlich auf. — Was ich schuldig bin!“

„Na, ist schon gut. Gehen Sie nur.“

Mit vielen Dankesausdrücken, strahlend vor Glück, huschte das Männlein zur Thür hinaus. Der Doctor schritt durch das Zimmer und dachte nach, warum er so großmütig gewesen sei. Diagnose zwei Gulden, Verordnung ein Gulden. Wenn man die Dummen nicht besteuert, die Klugen kommen ohnehin nicht.

Sein lebtag hatte Doctor Sponsard nicht so viele überflüssige Zeit gehabt als jetzt. Seit er einige Wochen zuvor seine Praxis eröffnet hatte, litt er so sehr an langer Weile, dass er sich sogar der Literatur in die Arme warf und die jung-deutschen Dichter las. Wovon ihn mancher, wie Julius Bierbaum und Hermann Bahr, zu fesseln begann. Dabei — damit doch die Zeit, in der er sich mit Bücherlesen abgab, eine nicht ganz verlorene war — rauchte er Meerschaumköpfe braun. So hielt er tapfer aus in der schauerlichen Einsamkeit seiner Ordinationsstunden. Heute jedoch geschahen Wunder — es klingelte schon das zweitemal. Die alte Magd erschien mit freudebrennendem Gesicht: 's geht an, Herr Doctor, 's geht an! 's ist schon wieder einer da!“

„Antichambrieren lassen! Sage Sie ihm, er soll warten, bis die Reihe an ihn kommt!“

„Haben der Herr Doctor — ?“

„Gehen Sie nur!“

Aber die zehn Minuten Ehrenpause erschien dem Doctor länger, als dem Patienten, der das Warten bei den Ärzten gewohnt war. Wie doch der Zeiger schleicht! Sieben — acht Minuten. — Man könnte ihm ja ein paar schenken. — Nein, 's ist der Ordnung wegen. Endlich! Der Mann wurde vorgelassen. Gott, wie der aussah! Ein noch junger Mensch. Die gelblich grüne Haut straff um einen Todtenschädel gespannt. Gebückt, schlotternd, sich mit zitternder Hand an der Klinke stützend während des Eintrittes.

„Du kennst mich“, schnaufte kurzathmig der Eingetretene, „wohl nicht mehr, Sponsard! — Wenn man noch — du sagen darf!“

„Kennen? Wüsste nicht. — Am Ende doch nicht? Nein, doch nicht der — der Blusinger!“

Der stand nur so da wie ein Sack voll Jammer und ließ dem Doctor Zeit, zu sich zu kommen.

„Nicht wahr, Freund —“ stieß er dann mühsam hervor, „mich — hat's hergerichtet . . .“

„Also wirklich, Blusinger! Alter College von — ich glaube, in der Achten war's — ?“

„Zwei Jahre lang — nebeneinander — auf der Bank."

„Wird stimmen. Na!" Er reichte ihm die Hand — einem festeren Angriff hätte die schwankende Gestalt wohl kaum standgehalten. Husten, Tasten nach dem Taschentuch.

„Du bist leidend, Blusinger!"

„Und du bist — Arzt. Du — musst mich — noch einmal — gesund machen. Von Simstadt bin ich gar hergefahren. Die anderen — bin schon bei — vielen gewesen — können nichts. Bringen den ver — verdammten Katarrh nicht weg, oder fehlt's — im Magen. Sie sagen — langwierig. Langwierig — sagen sie."

„Na, setze dich einmal. Ich werde dich untersuchen."

Der Doctor half ihm beim Ausziehen. Den Rock, die Weste, das Hemd — So!

„Lehne dich nur sachte an das Sofa. Kalt? Thut nichts."

Er legte an die weiße, eingefallene Brust ein Scheibchen und klopfte mit dem Mittelfinger dran, als wollte er Depeschieren. Er klopfte links und rechts, dann auch am Rücken, wobei der Kranke nach vorne ganz einknickte. Dabei spähte dieser gespannt auf die Miene des Arztes. Der Doctor blieb vollkommen gelassen. Nun setzte er das Rohr an und horchte. Horchte vorn und am Rücken, unter den Schultern.

„Ich danke", sagte er endlich ruhig. Dann half er ihm beim Anziehen.

„Nun, Doctor, was — was ist's?" Die Frage war ein wahres Flehen, gleichsam: Sprich mir's nicht ab. Das Leben ist so schön. —

„Das Ding ist chronisch geworden", sagte der Doctor, das Hörrohr mit einem Lappen abwischend. „Hat sich auch etwas in die Lunge gefressen."

„Gefährlich — doch nicht?"

„I wo! Das heißt, es kann gefährlich werden. Im guten Falle braucht's Zeit."

„Sagen alle. — Wüsst' nur gern — wie lang etwa . . . dass . . . Geduld hab ich. Du siehst, dieser — dieser gräßliche — "

„Husten, jawohl. Erleichtert doch manchmal ein wenig, nicht? Bitte, hier der Napf. Thut nichts. Einige Monate im besten Fall."

Der Kranke faltete die wachsfahlen Hände: Gelt, du — du hilfst mir!"

„Ich werde dir eine Medicin mitgeben."

Der Arzt gieng in das Nebencabinet, die Apotheke genannt. Verschiedene Salze, Säuren und Farbstoffe — 's ist schade drum. Lungenschwindsucht im vorletzten Stadium. Einige Monate! lächerlich! In etlichen Tagen. Ein bisschen Trost aber. Das einzige, was man dem armen Teufel thun kann. —

Er gieng in die Küche und fragte die Alte: „Hat Sie kochendes Wasser?"

„Einen ganzen Topf voll, Herr Doctor, aber Rüben kochen drin."

„Ist gut. Schöpf Sie mir ein Pfannlein voll heraus."

In der Apotheke goss er solchen Sud in eine Medicinflasche, that Gerstenzucker dazu und ein Gramm gestoßenen Zimmtes. Den Stoppel drauf, das rothe Papierköpfchen darüber, den Flügel angebunden: dreimal des Tages einen Löffel voll.

„So, lieber Freund. Zum Einnehmen. Eine große Phiole, wie du siehst. Damit es auslangt. Und allemal gut aufschütteln. Sonst hast du am Ende den Bodensatz und der ist unangenehm."

„Der Diät wegen?" fragte der Kranke.

„Essen und Trinken, was dir schmeckt. Schlafen so viel als möglich. Schlaf ist das allerbeste."

„Ich danke dir. Danke dir. Und jetzt — die Schuldigkeit?"

„Sei nicht kindisch."

Mit Rührung und erneuter Hoffnung hat der Kranke den Arzt verlassen. Dieser dachte noch: Armer Kerl! Und ahnt nicht, dass er in vierzehn Tagen unter dem Rasen liegt. — Dann steckte er sich eine Meerschaumene an.

Wenn ein Arzt sentimental wäre! Na, prost Mahlzeit! Das stumpft sich bei Zeiten ab. Ein blöder Idealist hat zwar einmal die müßige Bemerkung gethan, weshalb sich just beim Arzt das Mitleid so bald abstumpfen soll, und von allen anderen Leuten wird's verlangt bis an ihr Lebensende! Und ist der ganze Lebensweg nichts anderes, als ein Waten im Leide. Wo kein Leid ist, braucht's kein Mitleid. Wenn es dort nicht vorkommt, wo das Elend ist, wo denn soll es sonst vorkommen? — Sonderbarer Schwärmer! Was geht mich der Kranke an! Aber sein Fall kann interessant sein und sich für die Wissenschaft verwerten lassen. — Doctor Sponsard war nämlich Mitarbeiter mehrerer medicinischer Blätter und correspondierendes Mitglied des Collegiums. Man will ja doch auch vorwärts, wenigstens so rasch als möglich über die Landpraxis hinaus. Die wirklich interessanten Fälle kommen in den Stadtspitälern vor.

Nun ereignete sich aber ein Fall, der doch nur wieder auf dem Lande möglich ist. Der Herr des Jagdreviers wollte bei einer großen Jagd auf Rehe schießen. Das war ihm recht. Statt dessen wurde er von einem unvorsichtigen Collegen selbst angeschossen. Das war ihm nicht recht. Aber für den Landarzt gab das einen guten Brocken. Denn der Schuss durch die Schulter hatte den Transport unmöglich gemacht und der reiche Mann lag ein paar Wochen lang bei Doctor Sponsard, unter dessen Obhut er heil ward. Das gab guten Wind, es kamen der

Patienten so viele, dass die alte Justina manchen abweisen musste: „Heut' ist's nichts mehr, heute kommt ihr nicht vor, wir sind sehr beschäftigt!" Zum Glücke war kaum einer darunter, dem es so schlecht gieng wie dem armen Blusinger, dem mittlerweile wohl schon kühle Erde geschaufelt wurde auf den defecten Blasebalg.

Im Spätherbst um Martini war's, dass die Justina hereinkam: „Es sind zwei draußen, Herr Doctor!"

„In Ruhe lassen! Zur Ordinationsstunde kommen!"

„Aber Gott, es sind ja keine Patienten!"

„Bekannte?"

„Aber da muss ich lachen, rief die Alte und setzte geheimnisvoll bei: „Der Herr Doctor sollens doch empfangen. Recht appetitlich. Besonders sie."

Und kam ein junger, rothwangiger Mann herein, einen großen Korb bei sich, aus dessen Umhüllung der langbekragte Kopf einer schnatternden Gans guckte. Die alte Justina hätte schon hinausgehen sollen, konnte aber das Auge von der Erscheinung im Korbe nicht wenden, während der Doctor sprachlos dem Eingetretenen ins Gesicht starrte. Er griff sich mit beiden Händen an die Stirn, er trat einige Schritte zurück. „Bin — ich denn verrückt geworden?" fuhr es ihm heraus. — „Der Blusinger!" —

Der weidete sich an der Überraschung des Doctors.

„Nicht wahr, jetzt geht's wieder mit mir?" sagte er endlich mit frischer Stimme. „Mein Doctor", fuhr er fort, „das hätte ich nie geglaubt. Du hast ein Wunder an mir gewirkt — dir verdanke ich mein Leben, dafür sollst du dir die da, diese Martinigans schlachten lassen."

„Na, hörst du!" rief der Doctor. „Du bist? du bist wirklich wieder?"

„Gelt! Und meinem Erwerb kann ich nachgehen. Bin vor kurzem beim hiesigen Notar als Schreiber eingestanden, weil ich ja meine Stelle in Simstadt damals wegen der Krankheit verloren hatte. Jetzt Diurnist! Und was für einer! Ein gesunder, ein glücklicher!"

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu!"

„Dass ein Diurnist fette Gänse zum Dankopfer darbringt?"

„Zum Teufel noch einmal, wie bist du geheilt worden?" schrie der Doctor.

Da schaute der andere etwas unsicher drein.

„Aber Doctor, du erinnerst dich doch!"

„Du bist sehr schwer krank gewesen!"

„Du allein hast die Krankheit erkannt. Bei deiner Medicin — zur Erinnerung bewahre ich mir die Flasche auf wie eine Reliquie — ist mir von Tag zu Tag besser geworden. Mir war nicht mehr so kalt,

konnte wieder im Freien sitzen, mehr Nahrung zu mir nehmen, und nicht sechs Wochen, so war's weg. — Hexenmeister du! So gestatte doch." Die Hand wollte er ihm küssen. Der Doctor wehrte heftig ab, eilte ins Nebenzimmer, um den Regungen seines Staunens freien Lauf lassen zu können.

Dieweilen hatte Justina die Umsichtige dem Blusinger den Korb abgenommen und angefangen, die Gans mit zärtlichen Worten auf das nahe Martinsfest vorzubereiten.

Der Doctor trat endlich wieder heraus zum Wartenden und sagte sehr ruhig: „Blusinger, ich gratuliere dir! Du kannst von Glück sagen —"

„Dich gefunden zu haben. Mensch, wer das leistet! Du wirst doch nicht leugnen?"

„Gut, ich gebe ja zu, dass auch der Arzt sein Verdienst hat. Aber wenn du gestatten wolltest. Ich wäre doch begierig zu sehen, ob die Heilung denn wirklich ohne jeden Rest von —. Dein Aussehen ist das eines vollkommen Gesunden. Ich möchte dich untersuchen . . . .

Die Untersuchung war womöglich noch sorgfältiger, als das erstemal. Als der Doctor sich erhob, war ein stummes Kopfschütteln alles, was er sagte.

Die nächstfolgenden Nächte fand er keinen Schlaf. — Ein unerhörter Fall! Diese Lunge ist unbegreiflich. Nichts Ausgeprägtes. Nur leichte Anzeichen von Emphysem. Man könnte glauben, zwei verschiedene Individuen, jener schwer Lungenkranke und dieser frische Mensch! Aber wie? Der eine gibt die Gans für den andern? Was ist da für ein Miraculum geschehen? Von der Flasche gekochten Rübensaftes! Es ist zum Tollwerden! — Oder . . . Könnte am Ende nicht gerade Rübensaft? Weiß man's? Die Natur birgt noch geheime Heilkräfte!

„Justina! Kann Sie sich noch erinnern, wie Sie mir vor einiger Zeit, vor vier Monaten — oder ist es schon fünfe her! — kochendes Wasser aus dem Topf gegeben hat? Es geschah nur das einemal."

„Wie jener Lungensüchtige da war. Ei freilich, Herr Doctor! Hab' mir beim Ausschöpfen noch den Finger verbrüht. Weil's der Herr Doctor so eilig gehabt haben."

„Was war das für ein Wasser?"

„Rüben haben gekocht. Alte Rüben vom Vorjahre, bamstige Dinger für das Schwein."

„Also gekochtes Rübenwasser. Und weiß Sie das gewiss?"

„Mein Gott, es ist ja dieser Topf gewesen, just dieser da, und kein anderer. Da drin werden nur Rüben oder Kraut gesotten. Kraut war's nicht, das ist schon in der Fastenzeit alle worden. Rüben waren's."

Er gieng auf sein Zimmer.

— Rüben waren's! Und von diesem Rübenwasser, in das ich etwas Würze gethan, ordinären Zimmt, ist ihm von Tag zu Tag besser geworden.

Unfassbar! — Diesen Brustkasten, wenn ich aufmachen könnte! Das gäbe einen Fall für die „Mediciniſche!" Und wenn Rübensaft die Lungensucht heilen sollte! Und ich hätte diese Entdeckung gemacht! Verdammt, das wäre groß! Pasteur und Koch — was wären sie gegen mich! Wenn ich ihm nur in die Brust schauen könnte! Wo damals der Tod nistete. Der handgreifliche Tod. Im Interesse der Wissenschaft geschehen täglich ja tausend Eingriffe. Und das ist in Ordnung. Das Individuum für die Gattung — es ist einmal so ....

Da er nicht mehr schlafen und nicht mehr essen konnte, da das Interesse für alles andere erloschen war und er nur nach lungensüchtigen Patienten ausblickte, wovon aber doch keiner kam, so sehr auch jeden Tag Rüben kochen mussten auf dem Herde, gieng er eines Tages hinauf in das Notariat und sprach lange mit dem Schreiber.

Der war heute ein wenig asthmatisch. „Nein, mein Freund, rückfällig darfst du nicht wieder werden. Diese Gefahr wollen wir gründlich beseitigen. Ich schicke dir zur vollständigen Heilung noch einmal die Medicin ..."

„Wie du gut bist, Doctor!" sagte Blusinger ein wenig hustend. „Und was du für einen herrlichen Beruf hast. Den Menschen ein so großer uneigennütziger Wohlthäter zu sein!"

„Bitte, bitte! Ist unsere Schuldigkeit. Werde dir diesmal eine etwas kleinere Portion und verdünnt ... Dafür gleich am ersten Abend zwei Esslöffel voll rasch nach einander. — Ich werde dir die Medicin selber bringen, noch heute."

Am ersten Tage darauf nicht, am zweiten erst, dass ein Bote kam: „Der Notariatsschreiber Blusinger ist plötzlich gestorben. Über Nacht. In seinem Zimmer todt gefunden worden!"

Der Doctor verfügte sich sogleich zur Todtenschau und war der Ansicht, dass im vorliegenden Fall eine Section angezeigt sei, die er gleich übernehmen wolle, weil die Behörden in solchen Dingen doch zu lässig sind. Er ließ die Leiche in sein Laboratorium bringen, schloss sich nach den Vorbereitungen in dasselbe ein und waltete dort seines Amtes. Nur nach den Geheimnissen des Brustkastens stand sein Sinn. — Und was war der Befund?

Die Lunge normal, ohne Verkalkung, ohne Spur von Tuberkeln. Lungensüchtig war der Mann also nicht gewesen, folglich hatte der Rübensaft keine Lungensucht geheilt, und Doctor Sponsard war ein gewissenloser Thor.

So der Befund.

Mit der „Medicinischen" war's also nichts, und der Todte grinste seinen Freund mit den verkalkten halboffenen Augen höhnisch an.

Jetzt kam eine andere Zeit für Doctor Sponsard. Der begrabene Blusinger gieng ihm nach. Und wie dieser Mensch früher in lebendigem

Zustande ihm nur ein Object gewesen, so ward er ihm jetzt als Cadaver — zum Menschen. Zum Menschen, der ihm nachgieng auf Tritt und Schritt — immer leise zischelnd: Du hast mich gemordet, du hast mich gemordet. . . .

Und dann wird man dummerweise sensitiv, wird abergläubisch. Die fixe Idee — Moralisten nennen es Gewissen — wird immer stärker, mächtiger. Es vergeht ein Jahr, es vergehen deren zwei, vielleicht noch mehr — Der hinter ihm zischelt immerfort und immerfort . . . .

Endlich knallt der Revolver.

Mann und Weib.

Eine Waldgeschichte aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Von **Peter Rosegger.**

Etwas Heiteres wünschen die Leser von mir, doch wieder einmal etwas Heiteres! — Von Herzen gern, meine lieben Frauen und Herren! Aber woher nehmen und nicht — dichten? Lebet mir doch etwas Anmuthiges, Frisches, Lustiges vor, und ich werde es gerne nacherzählen, so fein ich kann. Lasset es mich doch erfahren, dass es noch glückliche, wie Kinder lachende Leute gibt, und ich werde selber am hellsten mitlachen. — Ich sehe nichts, ich höre nichts, als Missmuth und Streit. Sonst habe ich die grünen Plane der Dörfer aufgeschlagen und Zufriedenheit gefunden. Seit aber dort die Eisenbahnen und die Fabriken und die Fremden und die Geldgier eingezogen sind, ist die Zufriedenheit weg. Sonst habe ich die Falten der Berge, die kühlen Fächer der Wälder aufgemacht und dort Lebenslust und göttlichen Humor gefunden. Heute findet sich in jenen Falten und Fächern fast nichts mehr, als Rehe und Hirsche. Bis auch noch der Wolf und der Bär dazukommen werden, hernach die verkrachten Weltflüchtlinge, die Raubschützen, Räuberbanden und waldfrischen Liebesleute, dann mag aus den Wildnissen vielleicht wieder manch keckes Abenteuer, manch drollige Schelmengeschichte zu holen sein.

Oder sollen wir, da die Vergangenheit aufgebraucht worden, jetzt aber schon großer Bedarf nach wilden Rosen vorhanden ist, bei der Zukunft einen Vorschuss aufnehmen? Wenn wir Credit haben. Credit und Stierhautstiefel. Denn der Pfad durch den Waldsumpf ist weder für zarte Kalblederne, noch für Radfahrer eingerichtet. Am besten wären Beil und Feuer, wie die Alten mit den Ochsenhörnern einst ihre Straßen geschlagen haben. Denn wir haben gleichzeitig zwei wilde Wälder zu bezwingen, einen liegenden und einen stehenden. Der liegende ist in modernden Urwald-

stämmen, die mit sammtartigem Moose oder graubartartigen Flechten bewachsen sind. Das Holz liegt theils in den schwarzen, feuchten Erdboden verwachsen, theils in luftighängenden gebrochenen Stämmen, an denen wie auf fliegenden Gärten wildes Kraut und Geschwämme wuchert. Die knochigen, bleichen, die kahlen Astgerüppe ragen spießig auf oder sind im Fallen tief ins Erdreich gesteckt worden. Zwischen und auf solchem Moder stehen junge, kräftige Bäume in wirrem Durcheinander und flechten hoch oben mit ihrem üppigen Ast- und Kronenwerk ein finsteres Dach. Aus dem Boden steigt feuchtkühler Duft von üppig wuchernden und verwesenden Pflanzen. In Erdhöhlen lauert das Wiesel und der Fuchs, in hohlen Stämmen nisten Raubvögel, welche flatternd und kreischend gegeneinander den Kampf eröffnet haben, da die zartere Thierwelt der Wildnis verzehrt ist. Dem Wiesel und dem Fuchs scheint auch nicht ganz geheuer zu sein, ihr Lauern ist ein schier beklommenes, denn es gilt weniger den Waldkätzlein, Kröten und Nattern, als dem Wolf, dessen Fußspuren der moorige Grund aufweist. Es ist selbst für den Fuchs nicht mehr recht sicher in dieser Wildnis, wir wollen uns eilends durchschlagen. Schwarze Tümpel, deren Tiefe von allerhand plumpköpfigen und langschwänzigen Wasserthieren wimmelt, müssen wir auf darüberliegenden gefallenen Baumstämmen übersetzen, bis der Urwald sich endlich lichtet.

Eine Waldwiese liegt vor uns, umstanden von hohen Fichten und Tannen. Vom blauen Himmel scheint die Sonne nieder auf das feuchte Grün. Fast blendet das helle Licht nach unseren dunklen Pfaden. Im Anger steht eine Ahorngruppe. Die Wiese ist frisch gemäht, das Gras in Haufen geschichtet. In einer dieser Schichten, die bei den Ahornen ragt, liegt ein junger, schlanker Mensch. Er ist so tief in das weiche Gras eingesunken, dass wir es nicht wissen könnten, welch ein Wesen es ist, wenn wir ihn nicht mit den Beinen strampeln sähen, wenn wir ihn nicht trillern hörten. Auf einmal liegt er ganz ruhig und ist still, dann schwingt er sich plötzlich mit dem Körper in die Höhe, wie ein Bergwasserfisch, der auf trockenen Rasen gerathen ist und macht einen klingenden Jauchzer. Dann wirft er Beine, Arme und Haupt wieder aufs Gras hin und liegt da.

Hinter der Waldböschung sind in frischer Rodung junge Anwesen; über einigen der Hütten steigt Herdrauch auf. Von dieser Rodung her kommt jemand mit einem Spaten, bleibt hinter dem Grashaufen stehen und schaut dem Jungen zu. Und dieser Jemand ist ein junges, dralles Weib, das gar stark und gut gerathen und prächtig anzuschauen ist, weswegen man es als ein wahres Glück erkennen muss, dass nur ein einziger Mann zur Stelle liegt, denn wären ihrer mehr, sie müssten sich nach unserer Meinung unverzüglich gegenseitig todtschlagen um den Schatz. Ihrer Barfüße und ihres etwas hochgeschürzten blauen Kleides wegen wollen wir der Waldmode keinen Vorwurf machen; die Maid trägt sich

nicht so, um schön zu sein, sondern um flinker arbeiten zu können. Dass sie so braune Glieder, so flammenrothe Wangen hat und so unternehmende Augen, das verursacht nicht etwa der schlanke Knab' im Grase, als vielmehr der Spaten, den sie noch über der Achsel gelegt in der Hand hält und mit dem sie vorhin drüben an der Lehne den zähen, wurzelfaserigen Rasen umgegraben hat.

Derb, feststellig und doch hübsch rundlich stand sie nun da unter ihrem breitkrämpigen Binsenhute. Als sie den vor lauter Lust wie toll hin- und herschlagenden, trillernden Burschen eine Weile beobachtet hatte, fasste sie von hinten einen armvoll Gras und warf es ihm über den Kopf. Jetzt war er auf den Beinen — hochgewachsen, eine schwarze Haarwildnis über dem zarten Rundgesicht. Als er sah, wer ihn lebendig hatte begraben wollen, ließ er sich wieder hinfallen wie ein Stück Holz.

Sie rief ihn an: „Augin!"

„Willst du mich wecken, so musst du lauter rufen", antwortete er mit einer fast weichen, gemüthlichen Stimme. „Denke dir, Woda, ich schlafe sehr fest und wenn die Erdäpfel nicht schon gebraten sind, werde ich überhaupt nicht wach."

„Wenn du gebratene Erdäpfel essen willst, mein schöner Augin, so musst du —"

„— auch graben helfen", unterbrach er sie. „Weißt du aber denn nicht, dass Graben eine Sünde ist? Weil es dem Boden weh thut. Und dem auch, der gräbt. Da will ich auf die gebratenen Erdäpfel verzichten und lieber Kuhmilch trinken."

„Wenn du Kuhmilch trinken willst, so musst du vorher der Kuh das Gras in den Stall schaffen, anstatt darauf die Beine herumzuwerfen. Wisse, das Gras ist ohnehin weich, das braucht nicht gedroschen zu werden. Und hast du nicht am Morgen gesagt, dass du der Kuh Futter geben werdest?"

„Das habe ich vergessen, Woda."

„Und du hast es mir ganz sicher versprochen!"

„Und ich habe es doch vergessen."

„So wirst du dich jetzt an die Arbeit machen!" rief sie strenge.

Da entgegnete der Bursche fast mit Unmuth: „Gestern, wie ich schläfrig war, hast du gesagt, ich solle lustig sein. Heute, weil ich lustig bin, sagst du, ich solle arbeiten."

„Vom Lustigsein wird keine Kuh satt."

„Also was soll ich denn eigentlich?"

„Arbeiten sollst du!"

Er setzte sich auf und schaute sie traurig an.

„Woda", sprach er in kläglichem Tone. „Du bist mein größter Feind. Du bringst mir keine Erdäpfel, bevor ich grabe, du gibst mir keine Milch, bevor ich haue! Wie du mich angenommen hast, hatte ich gemeint, ich würde dein Kleinod sein. Du hast mir dazumal so schön das

Haar gekraut. Und jetzt, Dirndl, willst du meine Jugendzeit verderben und verlangest, dass ich arbeiten soll wie du!"

Sie hatte sich zu ihm gesetzt und streichelte ihm das Gesicht. Da schlug er wieder mit den Beinen aus und jauchzte. Er war sicherlich um ein paar Jahre älter als sie, doch streichelte sie ihn wie ein Kind und sagte: „Augin, ich werd' dich sicherlich noch heiraten. Aber das muss ich dir sagen, ganz ohne Plag' kannst du nicht sein. Ich muss den Grund meines Vaters bauen, die Hütte größer machen und den Viehstand vermehren. Das kann ich nicht alles allein thun, dazu brauche ich ihrer etliche Mägde. Aber ganz ohne was zu schaffen, wird auch mein schöner Mann nicht dasein wollen. Wenigstens wirst du lernen können, den Hausgarten und die Hühner zu pflegen und später, wenn einmal Kinder kommen sollten — das Mädel brach ab, denn der Knab' erröthete.

„Ich sage dir was", versetzte er dann mit züchtigem Zögern. „Ich hätte dir schon lange gern geholfen beim Graben, wenn das Liegen auf dem Gras nicht gar so gut wäre!"

Sie getröstete ihn: „Ich will ja auch gar nicht verlangen, dass du mir helfen sollst beim Graben. Wenn du nur das Heu machen wolltest auf der Wiese. Die Kuh braucht Futter, sonst gibt sie keine Milch. Gemäht habe ich die Wiese gestern, und du sollst jetzt das Futter eintragen."

Er richtete sich höher auf und fragte: „Woda, ist das wirklich dein Ernst? Ich soll Futter tragen? Ich soll Heu machen? Ist das deine Liebe zu mir?" Er verdeckte mit den Händen sein Gesicht: „Ach, dass ich nie geboren wäre!"

Sie suchte ihm sanft die Hände vom Gesichte zu lösen: „Mein Kindchen, du quälest dich selber. Denke daran, dass es vielen anderen auch nicht besser geht, als dir. Manchem noch weit schlimmer. Und denke, wie das anders war in früheren Zeiten. Da haben die Männer müssen arbeiten und das Haus beschützen, während die Frauen es sich wohlsein ließen. —"

Er machte eine ungeduldige Handbewegung: „Höre mir auf mit diesen Kindermärchen! Die habt ihr Weiber nur erdichtet, um uns arme, hilflose Geschöpfe zu beunruhigen, zur Plage hinzulocken und unsere Kräfte zu missbrauchen."

Etwas wie Zorn zuckte jetzt durch ihre Nerven, doch sie bezähmte sich und sagte gelassen: „Ich will dir einmal ein Buch zeigen, Augin, da steht es drin, wie es früher eingerichtet war auf der Welt, bevor der Trumpf gekommen ist. Du sollst es nur einmal lesen."

„Ich kann nicht lesen, Woda, ich habe dir das schon gesagt!" begehrte er auf.

Sie zuckte die Achseln: „Du kannst nicht lesen. Und dein Großvater ist Präsident der Akademie der Wissenschaften gewesen!"

Er sprang heftig auf: „Jetzt ist's genug! Meine Voreltern lasse ich nicht beschimpfen!"

„Beruhige dich, Närrchen", zärtelte sie und suchte ihn niederzuziehen auf ihr Knie.

„Meine Voreltern sind brave Hirtenleute gewesen. Meine Mutter war Jäger im gräflichen Walde!" So seine Antwort.

„Es ist ja sehr schön von dir, dass du für die Ehre deiner Vorfahren eintreten willst", sagte die Woda, „obschon sie diesmal gar nicht in Gefahr ist. Mit deiner Mutter stimmt es auch. Dein Urgroßvater war, was ich gesagt habe, dein Großvater aber war wilder Schütze. Er war in jungen Jahren während des großen Trumpfes als Flüchtling in diese Gegend gekommen und hatte wie ein Thier müssen graben und auf Raubfang ausgehen, bis die befreiten Frauen kamen und anhuben, die Wälder urbar zu machen. Dieweilen sehr wenige Männer da waren, so haben die Weiber mit eckigen Steinchen um sie gewürfelt oder mit kräftigen Gliedern mit einander um sie gerungen, und so sind die Männer das Eigenthum der Stärkeren geworden. Und haben es sich gerne gut sein lassen. Es wird auch erzählt, dass in diesen Gegenden, wo jetzt stellenweise noch der wilde Wald steht und stellenweise schon die Hütten mit den kleinen Wirtschaften, ein schönes, fruchtbares Land gewesen sein soll. Weite Kornfelder, blühende Obstgärten, stattliche Höfe, so stolz wie Schlösser der Königinnen, und Menschen, viele Menschen, so viele, dass sie die großen Kirchen nicht fassen konnten, in die sie an ihren Feiertagen zusammengekommen waren. Wenn wir, mein lieber Augin, miteinander einmal in den Moorgrund hinabgehen, wo heute nur Wildfarren, Germen und Erlenstrüppe wuchern, will ich dir eine halbversunkene Mauer zeigen. Die soll noch von der Kirche herstammen. Steinhaufen, die von Feuerherden der Häuser herrühren, kannst du im Wald noch manche finden. Die Molchtümpel, über deren einen ich dich vor wenigen Wochen getragen habe, sollen früher ein rinnender Bach gewesen sein, der große Radwerke getrieben hat. Hörst du, Augin?"

Der Bursche Augin fragte, was das wären, Radwerke?

„Das müsstest du freilich alles aus jenem Buche lesen können, welches aus vergangenen Zeiten erzählt", belehrte das junge Weib. „Die Menschen von damals sind sehr schlau gewesen und haben das Wasser, den Wind, den heißen Dampf und derlei Dinge für sich arbeiten lassen, das ist durch Räderwerke geschehen und sind durch solche alle möglichen Sachen gemacht worden."

„Wenn die Leute nur auch heute noch so klug wären", meinte der Augin mit einiger Bitterkeit, „dass sie mit den Radwerken die Erdäpfel und die Milch machen könnten und unsereiner seinen Frieden hätte im Gras!"

„Augin", sagte die Woda geduldig, „sie haben in den Radwerken das Erstaunlichste machen können, Dinge, die ich dir gar nicht nennen könnte, die du nicht verstehen würdest und die man einst doch bedurft hat jeden Tag und in jedem Hause. Aber siehe, Erdäpfel und Milch haben sie im Radwerk nicht machen können, auch kein anderes Nahrungsmittel, nicht ein Brotkrümlein, nicht ein einziges. Sie haben große Reichthümer erzeugt, aber sie hätten bei diesen Reichthümern verhungern müssen, wie Spatzen auf der Winterhaide verhungern und niederfallen in den starren Schnee. Verstehst du das? Sie haben den Pflug gemacht, aber sie haben nicht geackert. Sie haben die Sichel gemacht, aber nicht geerntet. Sie haben kunstvolle Gefäße gemacht, aber die Früchte dazu in fremden Ländern gekauft. Fassest du es auf, Augin?"

Ausweichend antwortete er: „Ich höre dich so gerne sprechen, Woda."

„Nun also denke dir, die Rädwerke sind Tag und Nacht gegangen, die Leute sind zusammengelaufen, um die vielen und schönen Sachen zu machen, sind dabei aber sehr unzufrieden geworden. Derweil ist draußen das fruchtbare Land verwildert, es sind Wälder und Sümpfe geworden, wo niemand mehr hat wohnen können, als etwa nur Räuber wie der Habakel. — Und nachher ist der große Trumpf gekommen."

„Was ist denn das, der große Trumpf?" fragte nun der schöne Augin.

Das Weib betrachtete ihn mit Rührung.

„Du heiliges Kind!" sagte sie endlich, „du bist zu gut und zu schön und — zu dumm, um das wissen zu dürfen. Der große Trumpf ist etwas, wovor unsere Urgroßeltern in die Wildnis geflohen sind. Dein Urgroßvater war, wie ich schon gesagt, ein hoher Herr, er hat zu sorgen gehabt dafür, dass die Leute sehr viel lernen und alles wissen. Und wie die Leute sehr viel gelernt und fast alles gewusst haben, da haben sie auch etwas gethan. Sie haben den Trumpf gemacht. Meinen Urgroßvater haben sie auch verjagt, der hat so viel Geld gehabt, dass vorher die Könige zu ihm gekommen sind und ausgeborgt haben, wie du von mir die Schuhe ausborgst, wenn du in die Beerenstrüppe gehst."

„Deine Schuhe sind mir immer zu groß, sie wetzen mich an den Fersen", beklagte sich der Augin.

„Das ist auch nicht immer so gewesen", sprach die Woda. „In alten Zeiten sind die Weiberschuhe den Männern zu klein gewesen. Manche Männer haben so große Füße gehabt, wie der Habakel. Aber seitdem die Weiber fest auftreten müssen in der Welt, haben sie auch größere Füße bekommen, und stärkere Hände von der Arbeit und einen ernsthafteren Kopf vom Nachdenken. Die Männer sind aber sehr zart und schön geworden und der Augin ist mein liebes Kätzlein!" — Bei diesen Worten schoss

dem jungen Weibe eine so mächtige Glutwelle auf, dass sie ihn mit beiden Armen packte und an ihren Busen riss. — Er vergieng fast dabei und blickte sie schmachtend an.

— Da ist es noch feiner ruhen, als auf dem Grase! wird er sich gedacht haben, aber er schwieg vor Schamhaftigkeit.

Sie lehnte ihn jedoch plötzlich ab und sagte: „Pfui, Augin! — Es ist doch sehr hässlich, dass du nicht bist, wie die Männer der alten Zeit! Die haben Bären getödtet, Feinde besiegt und Weiber beherrscht."

„Weiber beherrscht?" fragte der Jüngling erstaunt auf. „Waren sie denn so Riesen?"

„Eselein, du!" lachte sie ihn aus. „Größer waren sie nicht viel, als die heutigen, aber —"

„— aber was? Sage es mir, Woda, was sie waren? sage es doch."

„Kind, du würdest es nicht glauben. Ich weiß auch nicht, wie ich es sagen soll. Sie waren — sie waren — na, sie waren einfach Männer."

„Das sind die jetzigen aber auch?" sprach der Augin, unsicher fragend.

Da zog sie seinen kleinen Kopf an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Die jetzigen sind Männchen."

Er schüttelte ein wenig das Haupt, wusste aus dem Unterschiede nichts zu machen.

Dieweilen sie sein Haupt streichelte, fuhr sie murmelnd fort zu sprechen: „Daran schuld sind auch wir, die Weiber. In jenen Zeiten ist es über die Weiber gekommen, dass sie Männer sein wollten. Darauf sind die Männer ganz gemüthlich Weiber geworden. Die Neigung war da. Wie du liegst auf dem Grashaufen, so sind einst die kräftigen Kerle gelegen auf Polsterbänken und haben ihr Haar gesalbt und ihre Wangen mit feinem Röthel angestrichen und in den Spiegel geguckt. Und sich blöde gesoffen. Auch hat sie die Angst vor der Arbeit und Kindersorge ganz dumblich gemacht. Voreinst in jedem Hause ein Dutzend Kinder, frisch wie die Hirschlein. Nachher höchstens ein paar blutarme Bälglein mit Wasserköpfen und englischen Gliedern. — Hörest du mir zu, Augin? Sei doch klug und spiele nicht immer. Endlich wirst du doch etwas lernen müssen. Denke dir, das Schlimmste war noch, dass sie ihre Mannheit gebrochen haben. Verstehst du?"

„Ich weiß es nicht, Woda."

„Ich will dir's sagen", belehrte das Weib. „In alten Zeiten hat es geheißen: ein Mann, ein Wort. Was einer versprochen, das hat er gehalten, daraus hat man gesehen, dass er Mann ist. Auf einmal haben sie ihr Wort nicht mehr gehalten, haben es gegeben und gebrochen. Darum hab' ich gesagt, sie haben ihre Mannheit gebrochen. Damit sind sie auch fertig gewesen. Kannst du mir folgen? Was habe ich eben gesagt?"

„Sie sind schon fertig gewesen." Nach dieser Antwort ließ sich der schlanke Knabe wieder zurücksinken in das Gras.

— Einmal, so träumte die Woda in Gedanken weiter, haben es die Weiber nicht ertragen wollen, wenn die Männer einen starken Willen zeigten. Heute wären sie froh, wenn sie solch einen Mann fänden.

„Schläfst du schon, Augin?" fragte sie den Burschen. „Wenn du noch wachest, so will ich dir etwas sagen."

„Ich höre dich ja gerne sprechen", antwortete er weichmüthig.

„Hast du den Habakel schon einmal gesehen?"

Der Augin schnellte empor. Er war sehr erschrocken bei diesem Namen.

„Du Woda, du liebe Woda!" stotterte er, „der Haba — der Haba — — Was redest du denn immer vom Ha — vom Ha — ha — ha? Ist das nicht der schreckliche Räuber, der aus den Hütten die Kalben und die Schweine davonführt und gegen den du erst gestern das schwere Fenstergitter angeschlagen hast?"

„Ganz richtig, es ist derselbe Habakel."

„Ist es nicht der zottige Bärenmann, der die drei schönen Söhne der Schmiedin bei den Füßen auf den Lärchbaum gehangen hat?"

„Es ist genau derselbe Habakel. Er ist aus der Fremde in unsere Gegend eingebrochen und wird uns alle zugrunde richten, wenn wir ihn nicht tödten."

Der Augin faltete die Hände: „Ich bitte dich, Woda, gute, brave Woda, tödte ihn!"

Sie streichelte ihn wieder und sprach ganz kalt und ruhig: „Du bist ein großer junger Mann. Ich habe dich sehr lieb und werde dich ganz gewiss einmal heiraten. Wir werden schöne, starke Kinder kriegen, nicht wahr? Nicht wahr, Augin? — Aber du musst mir vorher einen Gefallen thun. Du musst mir den Habakel erschlagen."

Der Augin erstarrte. So besorgt blickte er auf die Woda, als bange er, sie sei nicht bei Troste.

„Du wirst dich mit anderen Burschen der Hütten gesellen", fuhr sie fort, „ihr werdet ausgehen mit den schweren eisernen Beilen und werdet den zottigen Bärenmann Habakel erschlagen! — Siehst du, ihr werdet nicht lange nach ihm suchen müssen, dort geht er!"

Bebend und wimmernd vor Angst grub der junge Mann sich ins Gras. Das Weib duckte sich hinter den Ahornstamm und lugte auf die wuchtige und wüste Gestalt, die dort am Waldesrande schwerfällig dahinsiffelte. Ein langer, zottiger Pelz und darüber eine röthlich gelbe Filzkugel war alles, was man von ihm sah. Die Filzkugel war das wildbehaarte und bebartete Haupt. Im Pelze staken Messer und kurze Schießrohre und andere Eisenwerkzeuge; über der Achsel hatte er einen Bund von Stricken, mit denen er vielleicht wieder ausgieng, um Schmiedbuben an Lärchbäume

zu hängen. Vor einer jungen Fichte stand er still, streckte die große rothe Hand nach ihr aus, brach sie ab, pflückte von derselben das getrocknete Harz und steckte es in den Mund, so wie man von einem gebrochenen Zweige die Kirschen ißt. Dann trottete er wieder in die Tiefe des Waldes hinein.

„Augin", sagte nun das Weib mit sehr artiger Stimme, „krieche nur hervor. Er ist schon dahin." Der Bursche richtete sich ein wenig auf, hielt aber vorsichtigerweise die schöne schlanke Hand vor die Augen, falls das Ungethüm doch noch dort stünde.

„Die Augen kannst du dir zuhalten, wenn du willst, aber die Ohren mache jetzt auf. Ziemlich weit — so weit du kannst, denn ich will dir noch was sagen, mein schöner Augin."

Da war er wieder so glücklich, weil sie seine Schönheit lobte.

Sie aber sprach: „Wenn du diesen wilden, zottigen Bärenmann, den Habakel, nicht erschlägst, so heirate ich ihn."

Da lachte er fein wie ein Silberglöcklein, denn gute Spässe belacht man.

Sie sagte es noch einmal, aber diesmal langsamer, feierlicher: „Ein Weib, ein Wort, mein lieber Augin! Wenn du diesen Habakel nicht erschlägst, so heirate ich ihn. Wenn du ihn erschlägst, so heirate ich dich."

Er lachte wieder, und diesmal gerieth es noch dünner, fast weinerlich. Endlich verkroch er sich schluchzend noch tiefer ins Gras.

Das Weib steckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Der schlug fast hart an die alten Stämme des Waldrandes. Bald darauf zeigte sich die wilde Gestalt und trat weitschrittig, langsam gegen die Ahorne heran, er hatte noch das Fichtenstämmchen in der Hand und aß Harz. An seinem Pelze klirrten die Messer. Er erblickte das Weib und schritt noch weiter aus. Jetzt sah man in der filzigen Kugel auch Nase und Augen; den Mund sah man nicht, aber hörte ihn. Der Mann gröhlte ein wenig. Als er herankam bis auf etwa zehn Schritte, blieb er stehen und es war nicht klar, ob das aus Achtung geschah oder etwa, weil er sich zu einem Sprunge auf sie rüstete.

„Nur noch näher!" sagte sie.

Da verschwand der stöhnende Augin ganz im Futter und der zottige Bärenmann trat näher.

„Habakel!" sagte das Weib.

„Wodaka!" antwortete er. Es war wie ein heiseres Schnoben.

„Habakel!" sagte sie.

„Wodaka!" wiederholte er.

Sie trat aus dem Ahornschatten ganz nahe zu ihm und sprach leise: „Habakel!"

„Wodaka!" gurgelte er.

Da begann sie zu reden: „Als du vor einigen Tagen in meiner Hütte gewesen warst und eine Frage an mich gestellt hast, habe ich dir einen großen Korb gegeben."

„Wodaka!" sagte er heiser.

„Gut. Diesen Korb könntest du jetzt nehmen, den Grashaufen, den du vor dir siehst, hineinthun und in den Kuhstall meiner Hütte tragen."

„Wodaka!" sagte er bereitwillig.

„Du sollst aber auch das Häselein, das drin liegt, mittragen, aber darauf achten, dass du ihm nichts zuleide thuest."

„Wodaka!"

„Und wenn du das gethan hast, Habakel, dann kannst du wieder jene Frage an mich stellen, wenn du noch willst."

„Wodaka, Wodaka, Wodaka, Wodaka!" gröhlte er, fuhr auf sie zu und umarmte sie, wie ein Bär den Baumstamm, an dem er emporklettern will.

Sie stand ihm sonder Trutz.

Eins von der Schulmeisterei.

Von **Franz Mohaupt.**[1])

Jeder Lehramtszögling bekommt eine methodische Anleitung mit auf seinen Lebensweg. Nur zu bald aber wird er merken, dass er damit sein Auslangen nicht findet. Ist er ein Mietling, so wird er sich kein graues Haar wachsen lassen, wird schlecht und recht Schablonenarbeit verrichten und — sich möglichst bald ein Liebchen[2]), ein Stammglas und eine Tabakspfeife anschaffen — dann adje, Fortbildung, adje, Weiterstreben! Ist er kein Mietling, so wird er alle methodischen Werke, deren er habhaft werden kann, verschlingen, um sich weiteres Rüstzeug zu verschaffen; er wird studieren und probieren, und endlich wird er doch die Wege wandeln, die er allein — er selber — für gut findet! Deshalb sage ich: Die beste Methode ist der Lehrer selbst! Ich gehe rasch noch einen Schritt weiter und frage: Wer soll denn überhaupt Lehrer werden?

---

[1]) Aus dessen Prachtbüchlein: „Allerlei Hobelspäne." Leipa i. B. Johann Künstner. 1897.

[2]) Wenn er sich ein solches nicht schon früher beigebogen hat! Die Lehrerbildner sollten es nicht außeracht lassen, diese Thorheit bei jeder passenden Gelegenheit als geistigen Selbstmord anzunageln, denn viele tüchtige Kräfte verscherzen dadurch das bisschen Carrière, das ihnen im Lehrstande geboten ist. Die Ringe sind leicht gewechselt, dann kommt Vetter Langbein, dann kommt die Sorge ums tägliche Brot und kommen noch viele andere Sorgen; der voreilige Familienvater bleibt an der Scholle kleben, er verbauert und versauert, um dann ein verfehltes Leben in langer Reue zu vertrauern! Nur weiße Raben sind es, die sich aus solchen Verhältnissen emporarbeiten. Ihr angehenden Lehrer, nehmt euch das zu Herzen! Mohaupt. —

Zum Lehramte sollten nur zugelassen werden:

1. Leute von kernfester Gesundheit;
2. Leute von mehr als bloß mittelmäßiger Begabung;
3. Leute von glücklicher Mischung des Temperamentes.

Zu 1: Der Lehrberuf erfordert einen ganzen Mann[1]), keinen leiblichen Schwächling, denn die physischen Anforderungen sind groß, und ein hinfälliger Mann wird kaum jemals eine frohe Jugend erziehen können.

Zu 2: Mittelmäßig begabte Lehrer werden nur in Ausnahmsfällen in ihrem Berufe Befriedigendes leisten; sie bringen es in der Regel über eine gewisse Handwerksmäßigkeit nicht hinaus.

Zu 3: Diesen Punkt halte ich für den wichtigsten! Das Temperament des Lehrers ist es, welches die schlummernde Menschenknospe wachküsst und sie zur vollen Schöne erblühen läßt; es kann sich aber auch wie ein kalter „Reif in der Frühlingsnacht" auf sie legen und sie schwer schädigen! Hängt es ja doch in erster Linie von dem Temperamente des Lehrers ab, wie er seine Schüler behandelt! Und gerade das macht ja eben den Lehrer! Man horche nur einmal hin, wie und wornach das Volk seine Lehrer beurtheilt. Wenn es heißt: „Der X ist ein tüchtiger Lehrer", so ist damit gesagt, dass die Kinder wohl etwas Ordentliches bei ihm lernen; aber im Hintergrunde lauert ein hinkender Nachsatz; entweder heißt es: „er ist grob gegen die Kinder", oder: er ist „gar so finster und stolz!" u. ä. m. Wenn es aber heißt: „Der Y, das ist ein wackerer Lehrer!", so ist das wohl das höchste Lob, welches einem Lehrer zutheil werden kann, denn so sagt man nur von einem, der nicht bloß die Geister zu erleuchten, sondern auch die Herzen zu erwärmen versteht, kurz: ein Lehrer, der Menschen zu bilden, zu erziehen vermag! Ich sage es noch einmal: Das richtige Temperament macht den Lehrer!

Es werde mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt, wenn ich ein Weilchen von mir rede. Während man aus dem Munde manches Lehrers stets nur in allerlei Varianten hören kann, was ein alter lateinischer Spruch sagt: „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Lehrer", preise ich mich glücklich, gerade nichts anderes geworden zu sein, als eben so ein armseliger Schulmeister. Wäre ich Selcher geworden, so wäre ich vielleicht schon mehrfacher vierstöckiger Hausherr; auch die Brauerei, die Schankwirtschaft, die Höcklerei und andere Erwerbszweige mehr sollen ihren Mann

[1]) Die schönere Hälfte unserer Amtsgenossenschaft darf, wenn sie dies liest, nicht etwa glauben, ich sei ein Feind der Lehrerinnen. Ich habe eine große Anzahl hochverdienter Colleginnen kennen gelernt, die in unserem schweren Berufe einen ganzen Mann stellen; aber was ich in obigen drei Punkten sage, gilt doch auch für sie. Oder bin ich etwa ungalant, wenn ich feststelle, was jedermann sieht: dass, wie viele Lehrer, so noch mehr Lehrerinnen, im Laufe der Jahre zufolge der großen Anstrengungen des Berufes leiblich und geistig herunterkommen oder sich etwa gar gänzlich aufreiben?

besser ernähren, als die Schulmeisterei. Und doch tauschte ich nicht mit dem fettesten Selcher, nicht mit dem dicksten Bräuer! Dem lieben Herrgott, der in meinen seligen Eltern zwei harmonisch gestimmte, glückliche Naturen zusammengeführt hat, ihm danke ich mein glückliches Temperament, und das ist mein Reichthum! Wie es ja überhaupt nur sehr selten vorkommt, dass ein Mensch ein ausgesprochenes der vier Temperamente besitzt, so freue ich mich jederzeit, dass ich in mir vereinige vom cholerischen Temperamente das rasche Zugreifen, die Thatkraft; vom sanguinischen die leichte Erregbarkeit und Empfänglichkeit, ich möchte es anders nennen: die geistige Elasticität; vom phlegmatischen die zähe, unentwegte Ausdauer in allem, was ich einmal angepackt habe. Nur vom Melancholiker habe ich nichts. Ich bin eine Frohnatur, ein Mensch, dem der Himmel immer voller Geigen hängt, der die Heiterkeit seines Gemüthes auch in schweren Lebenslagen nicht verliert. Solche Leute liefern wohl das beste Holz, aus welchem Schulmeister geschnitzt werden. Der Pessimist als Lehrer ist ein Widerspruch in sich selbst. „Der Mensch ist eine Bestie!" Dieser Satz ist das Fundament, auf welchem er baut. Wie weit kann er da kommen? Jeder Lehrer muss Idealist und Optimist sein, soll er anders gedeihlich wirken! „Der Mensch ist von Natur aus gut." Das muss sein Glaubensbekenntnis sein und muss es auch bleiben, sollten selbst noch so traurige Lebenserfahrungen ihn in ihre Schule nehmen, sollte er auch von noch so viel Hallunken verfolgt, gedrückt und betrogen werden! Der rechte Lehrer ist ein Künstler, der mit dem edelsten Materiale arbeitet! Das sollte sich jeder Pestalozzi-Jünger immer wieder vorsagen.

Und nun kehre ich wieder zu dem eigentlichen Gegenstande — zur „Methode" zurück. Unter diesem Worte könnte man ganz allgemein die Art und Weise begreifen, in welcher der Lehrer zum Kinde herabsteigt, um es zu sich hinaufzuziehen, also das gesammte erziehliche und unterrichtliche Gebaren und Verfahren des Lehrers. Man wird aber auseinanderhalten müssen die Methode, soweit sie sich bezieht auf den Unterrichtsgegenstand und seine Eigenart, und jene Methode, welche bedingt wird durch die persönliche Eigenart des Lehrenden und des Lernenden. Bekanntlich wird das Wort „Methode" schlechtweg immer nur in ersterem Sinne gebraucht, und nur in diesem Sinne will auch ich den Gegenstand weiter behandeln, während ich mir die Beleuchtung nach der andern Seite hin für ein anderesmal vorbehalte. Wie eignet sich der Lehrer eine gute Methode an?

Manche meinen: Ei nun, die besten Methoden sollen eben schon dem Lehramtszögling beigebracht werden, und dann braucht er ja nur nachzumachen, was ihm vorgemacht worden ist. Gewiss wäre es gefehlt, wollte die Lehrerbildungsanstalt ihren Zöglingen bloß eine Methode als die

alleinseligmachende hinstellen; anderseits ist es ganz unmöglich, den jungen Leuten alle gangbaren Methoden vorzuführen, abgesehen davon, dass man damit eine heillose Verwirrung in den jungen Köpfen anrichtete! Also nur wenige, aber diese so, dass die Zöglinge hiebei schon angeleitet werden, die schwachen wie die starken Seiten, die Mängel wie die Vorzüge derselben prüfend gegeneinander abzuwägen. Wenn die angehenden Lehrer angehalten werden zur Befolgung des Apostelwortes: „Prüfet alles, und das Beste behaltet!", so werden sie damit in der Praxis gewiss nicht schlecht fahren. Die Lehrerbildungsanstalt kann keine fertigen Methodiker aus ihren Hallen entlassen; sie hat ihre Pflicht genugsam erfüllt, wenn sie den jungen Leuten gezeigt hat, wie man es anstellen muss, um ein guter Methodiker zu werden.

Jedenfalls kann dem angehenden Lehrer zunächst nichts Besseres gerathen werden, als: „Bilde dich an guten Mustern!" Glücklich diejenigen Candidaten, welche ihre fachliche Ausbildung von solchen Musterlehrern erhalten! Aber auch an schlechten Mustern (man verzeihe, dass ich diese einander gegenseitig aufessenden Begriffe dennoch verbinde!) kann man lernen, nämlich, wie man es nicht machen darf. Als kleines Studentlein zum Beispiel hatte ich einen Mathematikprofessor, der uns manche Geheimnisse der Rechenkunst so gut erklärte, dass wir keiner etwas davon verstanden. Sonst war er ein sehr lieber Herr, aber von dem habe ich in diesem negativen Sinne viel gelernt! Dagegen segne ich — ohne meinen vielen anderen wackeren Lehrern und Professoren etwa den Zoll aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit schuldig zu bleiben — vor allem das Andenken eines Mannes, der mich unendlich gefördert hat, indem er mich auf mich selbst gestellt hat. Das war ein „Musterlehrerbildner" im wahrsten Sinne des Wortes!

Dass man nicht bloß nach lebendigen, sondern auch nach gedruckten Mustern, also aus guten methodischen Schriften sehr vieles lernen kann, brauche ich nicht weiter zu erörtern. Aber mit den Mustern allein ist's nicht abgethan. Jetzt muss beginnen die Selbstschulung, die ich den „höheren Cursus" in der Ausbildung zum tüchtigen Methodiker nennen möchte.

Du habest dir als junger Lehrer mehrfache gute Methoden angeeignet, habest auch lange Zeit hindurch stets noch damit dein Auslangen gefunden. Endlich tritt einmal der Fall ein, dass alle diese Methoden versagen und du mit deinem Latein zu Ende bist. Was nun? „Jetzt rühre dich, methodisches Ingenium, das in mir schlummert, und gebäre ein Zaubermittel, welches mich über diesen schwierigen Fall hinweghebt! Wie stünde ich sonst vor mir selber als methodischer Bettelmann da?!" Und wie ein Blitz durchzuckte es dein dunkles Gehirn, in tagheller Beleuchtung sahest du den Weg vor dir, den du einzuschlagen hattest, und siehe — du kamst hinüber! Wie der Indianer jeden Scalp, der „civilisierte" Krieger jede erbeutete Waffe

als Trophäe aufhebt, so hütest nun auch du den ersten erfochtenen Sieg wie einen Schatz. Und bald heißt es ein zweites-, ein drittesmal: „Vertheidige deine methodische Waffenehre! Schon schiebt sich wieder ein neuer Lindwurm daher, der dich angehen will! Und wieder bist du so glücklich, das Unthier zu erlegen, und so wächst deine Schatzkammer und damit auch dein Muth, dein Selbstvertrauen; tratest du früher mit bangen Zweifeln auf den Plan, so freust du dich nunmehr wie ein tapferer Soldat jedes neuen, künftigen Straußes im voraus.

Und wer verschafft dir diese Lindwürmer, diese Siege? Antwort: Die Armen im Geiste! Ein gescheites Kind erfolgreich zu unterrichten, ist eine gar wohlfeile Kunst; ein begriffstütziges aber vorwärtszubringen — das ist verdienstlich und ehrenvoll! Darin zeigt sich der Meister der Methode! An solchen Kindern übe deine Kunst, und du wirst staunen, wie viel du in einem einzigen Jahre zulernst. Da hilft kein Buch, da heißt es nur: „Hilf dir selbst!" Man lernt darin auch nie aus. Mir kommen jedes Jahr neue Probleme unter, aber mit der Übung wächst auch die Fertigkeit im Erfinden neuer methodischer Mittel. Wende dich also, junger Freund, in erster Linie immer an den Theil deiner Schutzbefohlenen, der kürzeren Verstand hat als der andere, und deshalb gewöhnlich hintennachtrottet! Weiche der Schwierigkeit nicht aus, sondern suche sie auf![1]) Ich kannte einen Lehrer, der besiegte solche Lindwürmer spielend: „Setz' dich, du bist ein Esel und bleibst ein Esel! Skolaude, rechne du weiter!" Sollte dieser wackere Mann heute auch noch Gesinnungsgenossen haben???

Auf noch etwas will ich dich aufmerksam machen: Fast jedes Schulkind hat eine Abneigung gegen gewisse Unterrichtsgegenstände. Diese Abneigung concentriert sich mit besonderer Vorliebe auf Sprachlehre oder Rechnen. Es gibt aber auch Kinder, denen etwas anderes nicht schmeckt. Meist glaubt das Kind — und auch seine Eltern glauben es — dass ihm eben das besondere Talent für diesen Gegenstand von Mutter Natur versagt worden sei.[2]) Es ist besonders interessant, wenn eine ganze, eben von einem anderen Lehrer aufgestiegene Classe zufällig sich in dieser Abneigung gegen einen und denselben Unterrichtsgegenstand vereinigt. Da hat's denn doch ein Häkchen. Ich behaupte, da lag's am Unterrichtenden; er hat es eben nicht verstanden, das Interesse der Kinder für diesen Gegenstand zu erwecken. Vielleicht interessiert er sich für diesen Gegenstand selbst zu wenig! Ich habe in Gesprächen von Collegen schon Äußerungen vernommen ähnlich dieser: „Die ..... Schön-

---

[1]) Es ist ganz selbstverständlich, dass man sich nicht wieder nur mit den Schwachköpfen der Classe abgeben darf! Was thäten indessen die Gescheiten? Darüber gienge alle Disciplin aus dem Leime!

[2]) Beim Zeichnen, Singen, Turnen kann das in der That der Fall sein; meist mangelt es aber nur an der Übung.

schreibstunden sind doch das Fadeste, was man sich denken kann!“ Als kleiner Student dachte ich genau so. Seit ich mich selbst für diesen Gegenstand erwärmt habe, wird sich auch keiner meiner Schüler mehr bemüssigt gesehen haben, die Schönschreibstunden zu hassen. Ich behaupte: *Ein tüchtiger Lehrer ist imstande, die als langweilig verrufensten Unterrichtsstoffe so interessant zu behandeln, dass auch der Kenner seine helle Freude daran haben kann.*[1]) Solche Sachen aber lernt man eben nicht aus Büchern — kurz: ich glaube, zur Genüge dargethan zu haben, *dass der Lehrer selbst die beste Methode sei.*

Zwei Folgerungen, die aus diesem Satze gezogen werden können, kann ich an dieser Stelle nicht übergehen; die eine ist richtig, die andere ist falsch.

Schon bei den alten Römern hieß es: „*Wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe.*“ So widersinnig dieser Spruch klingt, so wahr erscheint er uns im Lichte vorstehender Darlegungen. Deshalb brauche ich auch nicht viele Worte zu verlieren über das hie und da beliebte Streben, *die Methode zu uniformieren.* Es verurtheilt sich im allgemeinen von selbst. Doch gibt es Fälle, wo eine solche Uniformierung eine Wohlthat ist für Lehrer, wie für Schüler. Sagen wir zum Beispiel, es handelt sich um eine Regel, die viele Classen hindurch wiederkehrt. Heuer müssen sie die Kinder in *der* Stilisierung einprägen, nächstes Jahr — bei einem anderen Lehrer — wieder ganz *anders*; das dritte Jahr muss natürlich dieselbe Regel neuerdings umgekrempelt werden, und wenn's gut geht, passiert es ihr noch einigemale — und das alles an einer und derselben Schule!!! Das ist doch — entschuldigen Sie das harte Wort — die reinste Thierquälerei, und vom Lehrer, der dies etwa nicht einsehen will, *Bockbeinigkeit!*

Mancher Leser denkt vielleicht in diesem Augenblicke unwillkürlich an seinen Oberlehrer oder Director und nimmt sich vor, bei der nächsten methodischen Anordnung desselben einfach abzuprotzen und sich hinter den Ausspruch zu verschanzen: „Die beste Methode bin — ich *selber!*“ Der Gründe kann er mehrere haben, sei es, dass er wirklich ein besserer Methodiker wäre als der Herr Oberlehrer, oder sei es, dass er bloße Oppositionsmeierei triebe; auch wäre es ja nicht ausgeschlossen, dass ihm dies Wort als Faulbett passend erschiene, weil die neue Anordnung eine größere Anstrengung von Seite des Lehrers erheischte. Genug — dies veranlasst mich, zum Schlusse noch die *Faustzeichnung eines idealen Lehrkörpers* hieherzusetzen. Der Schulleiter ist ein Mann, der seine Stellung weder seiner Vettern- und Basenschaft verdankt, noch der außer-

[1]) Manche Lehrer verstehen das *Interessantmachen* des **Unterrichtes** so, dass sie meinen, selber so eine Art „Kaschperl“ abgeben und unausgesetzt krampfhaft Witze reißen zu sollen. Das ist läppisch und nicht genug zu verdammen.

ordentlichen Fähigkeit des Rückgrates, gegebenen Falles zu recht spitzem Winkel zusammenzuschnappen. Man hat ihn auf diesen Posten gestellt, weil er unter allen Bewerbern der würdigste war. So soll's ja sein, denn damit ist auch dem Interesse der betreffenden Schule am besten gedient. Er hat die Macht, amtliche Anordnungen zu treffen, und die ihm untergeordneten Lehrer haben die Pflicht, ihm zu gehorchen. Er behält Recht, auch wenn seine Anordnung nicht gerade unanfechtbar wäre. Aber er wird solche Anordnungen nicht treffen, denn er steht auf höherem Standpunkte, als dass er bloß anordnete, um eben diese Macht zu bethätigen, als wollte er etwa sagen: „Wart't, ich werde euch zeigen, wer hier der Herr ist!" Er wird seine thatsächliche geistige Überlegenheit nicht ohne entsprechende Veranlassung auf den Leuchter stecken und nicht auch im Schlafrocke ex kathedra sprechen; er wird vielmehr in taktvoller Weise seinen Lehrkörper nach dem Rechten zu ziehen suchen, ohne dass dieser den Eindruck gewinnt, als werde er geschulmeistert. Der Schulleiter weiß eben, dass er allein das Kraut auch nicht fettmachen kann; er wird vielmehr in seinen Lehrern seine Mitarbeiter achten und darauf hintrachten, dass sie mit ihm freudig an demselben Stricke ziehen. Denn nur im harmonischen Zusammenwirken aller Lehrkräfte liegt das Heil der ganzen Schule!

Diese Binsenwahrheit wird sich aber auch jedes Mitglied des idealen Lehrkörpers vor Augen halten. Der ideale Lehrer wird sich vielleicht manchmal denken: „Das würde ich als Schulleiter anders machen!" Aber er hat ja den Marschallstab in seinem Tornister und sagt sich: „Das hebe ich mir auf, bis ich selber mal Schulleiter bin! Indessen thue ich dem „Alten" gerne den kleinen Gefallen und mache es halt so, wie er es haben will." Dem Lehrer, wie er sein soll, wird es gewiss nicht einfallen, dass er seinen Schülern dociert: „Ich halte das zwar für einen Unsinn, aber ich muss es so machen, weil es der Herr Oberlehrer so haben will!" Solche Äußerungen rapportieren die Kinder zu Hause ganz getreulich, dann laufen sie von Mund zu Mund, und wer hat den Schaden davon? Der ganze Lehrkörper! Am schärfsten hätte sich aber der betreffende Lehrer selber gerichtet, denn er hätte damit bewiesen, dass er weder Takt, noch Corpsgeist besitze. Und ein richtiger Lehrer hält Disciplin. Denn er weiß ja, dass er etwaige Bedenken dem Schulleiter in höflicher Weise direct vortragen kann (der wird ihn ganz gewiss nicht auffessen!); oder wenn er das nicht wollte, obzwar es der männlichste Weg wäre,[1])

[1]) So wenigstens habe ich es gehalten. Wie oft bin ich mit meinem ehemaligen Director K. in seiner Kanzlei stundenlang hin- und hergelaufen — vom Fenster zum Ofen, vom Ofen wieder zum Fenster und so fort, dabei lebhaft straußierend, und doch verband uns herzinnige Freundschaft! So oft ich auf den Friedhof komme, wo er unter dichtem Rosengebüsch ruht, fühle ich mich gedrungen, seinen Grabhügel aufzusuchen und der edlen, großen Seele zu gedenken, die im gebrechlichen Leibe gewohnt.

dann bliebe ihm ja noch die Localconferenz, wo er sein pädagogisches Gewissen erleichtern kann.

Kurzum: in einem Lehrkörper, wie er sein soll, kann es zwar manchmal eine Dissonanz geben, aber zufolge richtiger Einsicht von beiden Seiten wird sich dieselbe immer in Wohlgefallen auflösen lassen, denn ernste Männer bleiben immer sachlich — nie werden sie persönlich! Und damit Punctum.

In den Bergen von Tirol.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Mir wird so warm, mir wird so wohl
In den Bergen von Tirol. Volkslied.

Wieder einmal nach den Gletscherwassern. Meine Frau packte den Koffer und ich die Frau, und dann sind wir fröhlich in den Augustsonnentag hineingefahren.

Die erste Station war Friesach, die alte, aus der Asche erstandene Stadt, glücklich zu preisen in Vergleich zur furchtbaren Brandstätte, die wir später, am Fuße des Venedigers, sehen sollten. Die zweite Nacht haben wir schon im tirolischen Dorfe Dölsach zugebracht, beim „Ederwirt", wo es immer so heimlich ist. Ich mag die Hotels nicht, wo nur automatische Kellnergestalten den Gast wie eine numerierte Sache behandeln, wo der Chef des Hauses nur manchmal durch die Säle schreitet, sich gnädig verneigend nach allen Seiten, kundigen Auges das Ergebnis der selbtägigen Schafschur erwägend. Ich liebe die Gasthäuser, wo der Wirt, und wäre er gleich in Hemdärmeln, sich manchmal zum Tische setzt und mit den Gästen über deren Reiseangelegenheiten weisend und berathend plaudert, wo man mit der Frau Wirtin des Leibes Wohl gemüthlich besprechen kann, wo mit der flinken, frischen Kellnerin manch ein Scherzwort gewechselt werden darf, zu angenehmer Würze beim Essen und Trinken; wo man endlich auch einheimische Sassen findet und durch solche in das richtige Verhältnisse zu Land und Volk tritt. In Tirol ist noch eine starke Dorfschaft, so sind auch die Dorfwirtshäuser noch stattliche, festgegründete Hospize — von abhängiger, unverläßlicher Pächterwirtschaft noch nicht gelockert. Der Besitzer ein altständiger Bauernaristokrat. Die Wirte Tirols waren Feldherren in jenen denkwürdigen Befreiungskämpfen, die das Land mit einer unvergänglichen Gloriole umgeben. In Tirol lasse ich also die neuen Hotels mit ihrem windigen Gethue rechts liegen, oder links, und heime mich im alten, dickwändigen und vielfenstrigen Dorfwirtshause ein, wo man noch behandelt wird „wie ein Kind vom Hause".

Zu Dölsach im Tirolerhof, vor den Fenstern das lachende Lienzerthal und die finsteren Unholde, sind wir halt gesessen der Tage zehn, haben Bekanntschaft gemacht mit den Einwohnern bis zum Lehrer und Pfarrer hinauf — fast lauter Defreggergestalten, die der hier geborene Meister gerade nur zusammenzustellen und abzuzeichnen braucht, um die prächtigsten Genrebilder zu haben. Alle Jugendstätten des berühmten Künstlers haben wir besucht, das Geburtshaus, wo er die ersten Figuren geschnitzt, die Almhütten, wo er Hirtenjunge gewesen, die steilen Felder, auf denen er geackert, die grünen Matten, auf denen er Futter gemäht, die Wirtshäuser, wo er die Clarinette geblasen, die Tanzböden, wo er mit den unterschiedlichen Moideles im lustigen Kreise sich gedreht, die Kirche endlich, die er mit dem unvergleichlichen Altarbilde herrlich geschmückt hat. Meine liebe Genossin ist stundenlang in der Kirche gesessen vor Defreggers „Heiliger Familie“, und hat sich nicht satt sehen können an dem Muttergottesantlitze. Dann sind wir auf dem Friedhofe herumgegangen, wo so viele Defregger ruhen, wo der Maler auch dem braven Bauern Obersteiner ein Denkmal gesetzt hat, der ihn voreinst von einem langwierigen Fußleiden geheilt. Die Ärzte hatten nichts mehr gewusst. Der junge Künstler war ein aufgegebener Krüppel, da hatte er noch eine letzte Zuflucht zum Bauernarzt Obersteiner, genannt der Wasler, genommen und ward von dem in kurzer Zeit geheilt. Im Dölsacher Volke geht eine schlimme Sage. Dem Wasler hätten die gelehrten Doctoren ein Fest gegeben und kurz nach demselben sei der kräftige Mann gestorben. — Der studierte Arzt spielt auf den Tiroler Dörfern überhaupt keine erfreuliche Rolle, nirgends habe ich mehr Spottanekdoten über die Ärzte gehört, als dort, nirgends blühen die Hausmittel, die unglaublichsten Sympathiemittel, die Winkelärzte noch üppiger als dort, und die Leute sterben in jungen Jahren, und werden alt, wie überall. Der Kindersegen ist in Tirol noch ein großer, Mütter mit zwölf Kindern sind nicht gar selten, in Dölsach hörte ich von einem Weibe mit achtzehn lebenden Kindern. Freilich findet man auf Friedhöfen verbucht auch ganze Familien in jungen Jahren dahingerafft und gleich daneben etwa steckt die Schollenschaufel auf dem frischen Grabe eines Neunzigjährigen. Das neueste Grab ist immer gemerkt, auf dasselbe pflegt nämlich das eiserne Schäuflein gesteckt zu werden, mit dem die Leidtragenden Schollen auf den Sarg geworfen.

Die lieben Kindlein kommen in Tirol aber nicht so eigentlich kärntnerisch an (auch die steirische Statistik über „natürliche Kinder“ steigt von Jahr zu Jahr höher). Dort ist es zumeist noch reiner Ehesegen. Als ich einen Bauer im Iselthale befragte, ob es in seiner Gegend auch gebrochene Ehen gäbe, starrte er mir mit einer Miene ins Gesicht, als hätte ich die ungeheuerlichste Frage gethan. Die Tiroler Bauernweiber und Mädchen, auch die jungen, gehen fast klösterlich gekleidet umher, nichts

Buntes, ein lichtes Blau der breiten Schürze ist das einzige Helle an ihnen. Bei barfüßigen Mädchen sind die Waden fürsorglich mit Wollstutzen bedeckt. Die Ärmlinge gehen stets bis zu den Handknöcheln. Das Kleid ist bis hoch an den Hals geschlossen. Der Busen wird vertuscht. Das hat mir einzig nicht gefallen an den Tirolerinnen, dass sie ihre Brust derart mit Werg ausgleichen und mit Fischbeinspangen einzwängen, dass es zu sehen ist, als hätten sie den Busen mit einem Brette plattgedrückt. Verführerisch ist diese Tracht allerdings nicht, und wenn sie thatsächlich der Jungfräulichkeit zu statten kommt, na, dann mag's halt hingehen. Es ist nur schade um die Schönheit. Bei dem Dellacher Moidele hat allerdings auch das Fischbein nichts genützt. Kam sie eines Tages zu ihrer verheirateten Schwester und brachte ein kleines Kind mit. Die verheiratete Schwester hatte auch ein Kind, ein einziges, liebes, aber der Himmel nahm Partei für das des Moidele. Das hatte die Blattern mitgebracht, genas aber. Das Kind der Eheleute, die das verstoßene Mädchen liebreich aufgenommen hatten, bekam von jenem auch die Krankheit und starb daran. Die Mutter dieses letzteren, eine arme Kleinhäuslerin, hat es meiner Frau mitgetheilt, aber ohne Bitterkeit beigesetzt: „Der Herrgott wird's schon wissen, warum es so hat sein müssen.“ Das Charakteristische der Tracht des Osttirolers sind noch die spitzen Filzhüte, sie werden aber nur von älteren Leuten getragen. Keinem steht die alte Tirolertracht so gut, als dem Patriarchen von Lienz, dem siebenundsiebzigjährigen Großbauern Rohracher. Als dieser Mann in seiner schlanken stattlichen Gestalt, die Heugabel über der Achsel und den Brotstritzel im Sack, flink wie ein Bursche über seine Wiesen heranschritt, dem Ederwirtshause zu, meinte ich schier, die Gestalt sei aus Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot“ herausgesprungen. Dieser Mann ist der Urtypus der Tiroler, in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Klugheit, in seiner treuen Altständigkeit wie in seiner klaren, sicheren Weltanschauung, die auch das Neue versteht und zu nützen weiß. Seine zahlreichen Söhne gehören zu den tüchtigsten, unternehmendsten und geachtetsten Männern des Pusterthales.

Wer heute noch die Herrschaft des Krummstabes kennen lernen will, der gehe nach Tirol, dort wird ihm auch einfallen, dass es unter dem Krummstabe gut wohnen ist. Für das Altbauernthum ist der Krummstab gewiss der sicherste Halt, und wenn die Tiroler daran festhalten, so geschieht es weniger aus Religiösität, denn aus Klugheit. Sie wissen, wenn sie diesen Stecken wegwerfen, dann sind sie haltlos im Sturme der Zeiten. Der Pfarrer, selbst ein Kind des Dorfes, ist Herr desselben — der Vertraute aller Familien, keinem ein Fremder. Im Tiroler Dorfwirtshause wird kein Ball abgehalten, wenn es der Pfarrer nicht will; ein einziges Wort auf der Kanzel genügt, und bei der vorbereiteten

Tanzmusik bleibt der Wirt allein mit den Spielleuten. Dort aber, wo der Pfarrer der Gemeinde einmal gegen den Strich geht, wissen sie sich recht gut auf eigene Füße zu stellen und trotz aller Kirchlichkeit stehen sie dann nicht an, ihn mit den derbsten Namen und Ausdrücken zu belegen, worunter Bezeichnungen, wie „Der grob' Hansel", „der schwarz' Saggra" und ähnliche noch die harmlosesten sind. Zeitungen liegen beim Wirte zumeist nur solche auf, die dem Pfarrer recht sind. So ist es kein Wunder, dass der Tiroler die Welt in der Regel anders sieht, als wir „Kinder der Zeit". Anders sicher, ob richtiger oder unrichtiger — ich mag es nicht entscheiden. Ich finde nur, dass diese geschlossene Weltanschauung noch Charaktere zeitigt.

Auffallend im Tirolerlande sind die vielen und stattlichen Kirchen, zumeist im lichten Rundbogenstil mit reicher, geschmackvoller Ausstattung. Von der Gothik scheinen die Tiroler keine Freunde zu sein, die mag ihnen zu düster vorkommen, ihr Katholicismus ist bei aller Strenge ein lachender, durch reiche Kunst, von den Kindern des Landes ausgeübt, schön und heiter verklärt. Manches Dorf mit fünf- bis sechshundert Einwohnern hat eine von den Bauern selbst erbaute Kirche, die als Dom zu besitzen mancher ungarische Bischof stolz sein würde. In der Dölsachergegend ist ein Punkt, der Ederplan, von dem aus man in der näheren Umgebung 72 Kirchthürme zählen kann. An Festtagen, wenn gleichzeitig alle Glocken läuten, ist das eine Musik wie leises Harfenspiel. — Ich glaube es gerne, dass demnach der Himmel am Tirolerland seine besondere Freude hat — Unsereinem geht es auch nicht viel anders.

Unser erster Ausflug von Dölsach gieng hinauf zum Bade Iselberg mit seinen drei verschiedenen Quellen, eines der kleinen Bauernbadeln, wie es deren in dem an Italien grenzenden Tirol so viele giebt. Wissen wir doch, dass dort selbst der Bauernknecht sich etliche Sommerwochen Urlaub ausbedingt, um in ein Badel gehen zu können. Es wäre mir, aus einem andern Alpenlande kommend, eine wahre Sehenswürdigkeit gewesen, wie Bauern baden, allein im Iselbergbade saßen herrische Sommerfrischler, und so kehrten wir ein zum Wirtshause auf der Wacht, das auf dem Passe steht. Dort heimten wir uns für die Nacht und ergötzten uns an dem Treiben der Bauernburschen, die den Samstagabend mit Trinken, Kartenspielen, Rangeln, Fingerhäkeln und Nasenstiebern feierten. Zum Theile waren es Tiroler, zum Theile Kärntner und zum Theile war es Spass, zum Theile Ernst, wenn sie sich gegenseitig über den Tisch die Finger ausrenkten, dass es knackte, wenn sie sich ringend auf den Boden warfen, dass die Schädel krachten, wenn sie sich die Nasen an einanderstießen, daraufhin, welche eher blutet. Ein herlebiger Kärntner trat zu meiner Frau und sagte: „Magst mich, Dirndle, so heiraten wir in acht Tagen!" Darauf der Wirt zu ihm:

„Du bist ein Ochs!“ Darauf zu diesem der Kärntner höflich: „Und du mein Bruder!“ — „Gehts, werd's warteln!“ rief ein Tiroler drein, „wartele thun die alten Weiberle.“ Hierauf thaten die Männer etwas anderes, sie begannen so wild zu ringen, dass im Zimmer die Stühle und Tische umfielen, sie warfen sich so derb aufs Fletz, dass die Körper dröhnten und als es schien, es wäre wenigstens ein Todschlag begangen worden, standen sie auf und lachten. — Draußen hatte es heftig geregnet, als wir schlafen giengen, standen die Schroffen der Unholde wieder klar und die Burschen, die eben so rasend miteinander gerungen hatten, beteten gemeinsam und laut den „Englischen Gruß“, denn aus den Thälern herauf klangen die Abendglocken. Nur einer stand draußen unter den Dachtraufen und wischte sich das Blut vom Gesicht, vom Nasenstiebern her, aber auch dem machte die Sache Spass.

Am nächsten Frühmorgen rüsteten wir uns zu einer Partie auf den Ederplan. Der Führer, den wir gedungen hatten, war schon von der Frühmesse zurück, es war ein junger Dölsacher, der auch Defreggers Bote gewesen, als der Meister einmal etliche Sommer hindurch in seiner Hütte auf dem Ederplan gehaust hatte. Nun begann ein dreistündiges Wandern durch Bauernwälder. Diese haben in Osttirol ein sonderbares Aussehen. Die langen Baumäste werden ein paar Fuß weit vom Stamme abgeschnitten zu Streu, und so steht der Baum da wie ein schlanker, buschiger Stab, was dem Walde ein zerzaustes, ruppiges Aussehen gibt. Unterwegs sahen wir den Schrund eines Bergsturzes, an dem vor Jahren Wald- und Almboden niedergebrochen war, um unten im Thale Häuser und Menschen zu begraben. Die senkrechte Schuttwand droht heute neuerdings, allein die Menschen leben unten in ihren auf Schutt erbauten Häusern ruhig dahin und vertrauen dem Herrn. In den Bäumen hieng der Nebel. Wir strebten den steilen Hängen zu und den Almen, die über der hohen Bergkuppe hingebreitet liegen. Wir kamen zu den drei Brunnen, da hoben die Nebel an zu verdunsten, und unten weithin blauten die Thäler wie ein Meer, denn die Einzelnheiten waren nicht zu erkennen. Wir kamen zum Defreggerhause, genannt „Anna-Schutzhaus“. Dasselbe liegt achtzig Meter unterhalb der Spitze des Ederplans, an der südlichen Seite. Es hat nur ein paar Kammern, ist einfach wie eine Sennerei. Defregger hatte sie 1882 erbaut und in derselben ein Atelier eingerichtet. Da hinauf hatte er die Charaktergestalten der Gegend eingeladen, um sie zu malen, zu verewigen in den Genrebildern und in den historischen Gemälden, die man heute überall kennt. Gegenwärtig gehört die Hütte bekanntlich dem österreichischen Touristenclub. Zur Sommerszeit haust in derselben eine alte gute Frau, die den Touristen mit Milch, Kaffee, Eiern, Kaiserschmarn und Wein atzt und im Nothfalle mit trockenen Decken und trautsamer Raststatt bemuttert. Man

nennt die Frau die fünfzehnte Nothhelferin von Dölsach, weil sie in allen Nöthen, die das Volk der Gegend treffen mögen, Rath und Hilfe weiß. Zur Zeit waren drei muntere Mägdlein aus Lienz in der Alpenhütte, um dort etliche Wochen Sommerfrische zu halten; sie wirkten alle zusammen, um uns ein Mittagsmahl zu bereiten, wie es köstlicher und kräftiger nirgends zu finden ist. Allerdings half auch unser Hunger, als bekanntlich der beste Koch, getreulich mit zum Gelingen der Mahlzeit.

Der Ederplan ist an 2000 Meter hoch und hängt zusammen mit dem höheren Zithenkopf, der sich ostwärts zieht. Die Aussicht soll von besonderer Großartigkeit sein über die Tauern und die Dolomiten, in die Glockner- und Venedigergruppe hin und in die Thäler der Drau und der Möll. Wir hatten Sonnenschein, aber wenig Aussicht. Die Thäler lagen rein, doch das übrige war ein wüster Brei von weißen Nebeln, grauen Wölklein und blauen Bergspitzen. Nur die gegenüberstehenden Unholden ragten in ihrer finsteren Größe klar empor, stellenweise mit einer weißen Nebelfahne behangen. Fern im Westen, über den Gebirgen des Deffreggerthales, stockten sich die Wolken zu einer glatten, grauen Wand, das hieß so viel als, wir sollten trachten, zu Thale zu kommen. So setzte ich mir aus den Scherben der Gegend in der inneren Vorstellung rasch ein einheitliches Bild zusammen, das von den Karawanken bis zu den Zillerthalalpen reichte. Hernach stieg ich befriedigt niederwärts, meine wesentlich bessere Hälfte unterwegs versichernd, dass die Aussicht einfach wunderbar gewesen sei.

Unterwegs war es sehr heiß geworden, wir suchten in der Mulde der Almmatte eine schattige Stelle zum Rasten. Der Führer öffnete das Thor einer Heuhütte und da drinnen im kühlen, duftenden Grase haben wir köstlich geruht. In der Erwägung: „Raum ist in der kleinsten Hütten für zwei Liebste und einen dritten“ wollte ich auch den Führer unter's Dach laden, er blieb aber bescheidentlich draußen sitzen und schmauchte ein Pfeiflein, während ich drinnen im Halbschlummer dem Wässerlein lauschte, das an der Hütte vorbeirann und des Bauers gedachte, der plötzlich mit dem Stecken kommen konnte, um uns aus seinem köstlichen Heu in den schwülen Sonnentag hinauszujagen. Statt des Bauers drohte der Regen, und so mussten wir die heimliche Rast verlassen, um noch vor dem Unwetter zu den Höfen hinab zu gelangen. — Wir kamen zu Defreggers Geburtshaus.

Das ist ein alter stattlicher Bauernhof, der aber in fremden Händen sich befindet. Die Besitzer sind stolz auf den, der ihr Haus so berühmt gemacht hat, sie zeigten uns die Kammer, in welcher Defregger am 30. April 1835 geboren ist, sie zeigten Porträts ihrer Kinder, die der Meister ihnen gemalt hatte, und endlich bewirteten sie uns mit Brot und Butter und erzählten des Schönen viel vom alten „Eder Franzel“.

Vom Ederhofe zu Thale steigend begegnete uns ein Kreuzträger. Ein junger, hübscher Bursche schleppte auf der Achsel ein großes, eisernes Kreuz den Berg hinan. Oben in Stronach hatten sie nämlich ein Kirchlein gebaut und so wollte sich der junge Tiroler den Sonntag wählen, um das Thurmkreuz hinaufzutragen. Man büscht dabei, meinte er, auf bequemschte Art ein paar Sünden ab.

Diese Besteigung des Ederplans war auf unserer Tirolerfahrt die einzige Bergpartie, die mir gegönnt gewesen. Ein hartnäckiges Asthma ließ mich nicht zur Höhe steigen, kaum dass ich zeitweilig die Gasthaustreppen zu überwinden vermochte. Umso fleißiger fuhren wir thalaus und ein. Nach einem halben Regentage lag auf den Berghäuptern Neuschnee. Wir ließen unsern Wirt die Pferde einspannen und fuhren quer durch das Thal über Eisenbahn und Drau nach dem Dorfe Lavant, das hart am Fuß der Unholden liegt, „im Winter keine Sonne und im Sommer keinen Mond hat". Unter den Unholden versteht man eine überaus wilde und schroffe Felsengruppe, die aus dem Hochstadl, der Sandspitze, der Kreuzspitze und dem Spitzkofel besteht.[1]) All diese Spitzen sind über dritthalbtausend Meter hoch und mancher hat in seinen Schründen ewiges Eis. Von Lavant aus genießt man einen schönen Hinblick auf die sonnseitigen Berge: Schleinitz, Zithenkopf und Reiskofel (letzterer schon in Kärnten). Auf dem Berglein zu Lavant, das wie ein grünes Fußkissen der Unholde daliegt, ragen zwei Kirchen, eine davon, die vielbesuchte Wallfahrtskirche, steht hart an einem Abgrund. Beim Bau der Kirche soll ein Dachdecker in diesen Abgrund gestürzt, von der Muttergottes aber eigenhändig aufgefangen worden sein, so dass er unversehrt wieder zu seiner Arbeit gehen konnte. Vor nicht allzulanger Zeit, als die Lavanter noch keine Kirchenglocken hatten, sollen sie mit einem Horn die Andächtigen zum Gebete gerufen haben. Da kamen sogar die Leute aus dem fernen Virgenthale herab und opferten lebendige Widder. Übrigens sollen die Lavanter nicht ganz von jener heiteren Gemüthsart sein, als die sonnseitigen Dölsacher; ihr Daseinskampf in dem Schatten der Unholde ist auch ein ernsterer. — Wir fuhren am Fuß des Hochgebirges den Waldrand entlang bis zum Dorfe Tristach und hinan zum Tristachsee, der oben zwischen einem bewaldeten Vorbühel und den Wänden des Rauchkofels eingeklemmt liegt. Wenngleich nur eine Stunde von Lienz entfernt, macht die Stelle den Eindruck tiefer und düsterer Einsamkeit und es soll selbst in der „Saison" manchen Tag geben, da der Wirt, der am Seerand eine Schenke gebaut hat, sich als Einsiedler fühlt. Westlich vom See ragt die „hale Wand", wo sich einst ein Jäger verstieg, so dass er weder nach vorne noch nach rückwärts konnte. Die Leute von

[1]) Für die Richtigkeit der Bergbenennungen kann ich nicht gutstehen, der Volksmund und die Karten sind nicht immer einig.

unten sahen ihn in seiner Noth und brachten das heiligste Sacrament herbei. Das war ihm gnädig, aber nicht so weltlich, wie dem Kaiser Max auf der Martinswand. Aus dem Kelch schwebte die Hostie empor durch die Lüfte bis zum Jäger auf hoher Wand, sie flog zu seinem Munde, er genoss sie in gläubiger Andacht und fiel dann herab in die Tiefe. Wo der Kelch gestanden, wird heute noch der Eindruck gezeigt, den er auf der Steinplatte hinterließ. Das sich darin ansammelnde Regenwasser trinken die Almer, es soll gut sein gegen — den Schwindel.

Am nächsten Tage fuhren wir, durch die Schluchten und über die Matten des Hochpusterthales fast 600 Meter ansteigend, auf der Eisenbahn bis Toblach. Das steht schon in der Almregion und hat eine leichtere, kühlere Luft, obschon das nur wenige Stunden entfernte Italien seinen warmen Hauch aus dem Höllensteinthal herausblasen kann. Im Hotel Rohracher, dessen Besitzer ein Sohn des prächtigen „Patriarchen von Lienz“ ist, kehrten wir ein und ist uns in demselben recht behaglich worden. Der Himmel war so blau, die Bergspitzen des Pfannhorns, des Helms, des Sarkofels und der Toblacher Kämme waren so rein, dass es kein Weilen gab. Um zwei Uhr mittags fuhren wir davon ins fabelhafte Reich der Dolomiten. — Man hört oft von den Touren nach Schluderbach und ins Ampezzothal, es ist leerer Schall; einer, der's nicht kennt, denkt sich nichts dabei, als einen Schock langweiliger weißer Berge. — Wie diese Gegenden im Sommersonnenschein, gibt es nichts Schöneres auf Erden. Ich war die ganze Zeit unserer Dolomitenfahrt berauscht, als hätte ich Champagner getrunken.

Die Fahrt gieng über Landro, Schluderbach nach Italien zum Misurinasee und von dort um den Monte Cristallo herum über Tre Croci wieder nach Österreich herein bis Cortina, wo wir nächtigten. Am nächsten Tage über die Felicionschlucht und Ospitale nach Schluderbach und Toblach zurück. Nun will ich's näher beschreiben. Zu Schluderbach muss bei der Hinfahrt in einer welschen Kanzlei die Genehmigung geholt werden für den paarstündigen Aufenthalt in Italien. Sonst Ross, Wagen und Inhalt confisciert. Der italienische Gendarm, der um den Misurinasee wachsam herumstrich, sah aber selber stark „confiscabel“ aus. — Die Fahrt von Toblach bis Schluderbach, wo man vor dem Monte Cristallo steht, und die angedeutete Runde um denselben dauert etwa neun Stunden. Wenn man bedenkt, dass sich unterwegs alle zehn Minuten ein neues Landschaftsbild gibt, so ist zu ermessen, wie viel neue Eindrücke man empfängt. Hinter Toblach auf denkbar schönster Straße der lebhaften Rienz entgegen. Es kommt das braune Auge des Toblachsees mit den Brauen des ihn umgebenden Fichtenwaldes. Rechts der theilweise noch begrünte Sarnkofel, bald über den Vorbergen aufleuchtend der weiße Zackenkamm des Dürrensteins. Links in blauen Schatten

die nasse Wand, darüber das Hochgeschroffe des Birkenkofels. Das sind die auffallendsten dieser Strecke, von den zahllosen Felsgebilden zweiter Güte nicht zu reden. Nach einer Stunde haben wir die Festungswälle von Landro vor uns, in welchen der Österreicher dem Italiener die Faust zeigt. Hoch oben auf dem Peutelstein ist eine zweite Festung, gleichsam schon die gehobene Faust: „Nicht mucksen, Welschland!" Aber es muckst ja nicht. Hinter der Thalfestung steht das Hotel. Hier heißt es Landro oder Höllenstein, so wie das ganze Thal hinaus bis Toblach eigentlich Höllensteinthal zu nennen ist. Der Punkt ist von großartigster Schönheit. Wer schlafend hierhergebracht würde und in Landro plötzlich die Augen aufmachte — bei dem möchte ich für den Verstand fürchten. Der Eindruck könnte ihn wahnsinnig machen. Nach links hinein zwischen den finsteren Riesen des Riedel und des Monte Piano die Engschlucht der schwarzen Rienz, die im Hintergrund durch eine hohe karstige Querbank abgeschnitten wird. Und hinter dieser Querbank ragen zwei rechteckige Felsblöcke auf, und daneben eine scharfe Spitze, schier symmetrisch wie von Riesensteinmetzen gemeißelt, sie glühen in einem goldigen Roth, als sei ein Alpenglühen mitversteinert worden. Diese Felskolosse, deren höchster Gipfel fast 3000 Meter zählt, sind die berühmten drei Zinnen, in ihrer Art ein einziges Gebilde der Alpenwelt. — Das ist in Landro das eine. Gerade vor uns, so dass das Engthal gerade drauf stößt, erheben sich wuchtig und wüst die Zacken des Monte Cristallo. Sein zwischen schründigen Wänden tief in den Kessel herabliegender Gletscher ist uns zugewendet. Die bewaldeten Hänge der Vorberge und die lichten Wände dieser Hochfelsen, die am Nachmittage duftig blauen, sind von unbeschreiblich berückender Wirkung. Der Monte Cristallo ist auch geziemend eitel auf seine Schönheit und hat einen Spiegel. In dem Dürrensee, an welchem unsere Straße nun vorbeiführt, spiegelt sich der vielköpfige weiße Riese mit einer Klarheit, dass man kaum weiß, steht der Berg über der Seelinie aufwärts, oder unter derselben abwärts. —

In Landro steht an der Straße eine Kapelle. Vor derselben hielten wir ein wenig Umschau über die Weitläufigkeiten des Hotels und beobachteten die resche Wirtin, die wie ein General das große Hauswesen leitete, das Personal commandierte und noch Zeit fand, mit den zahlreichen anwesenden Fremden zu plaudern und die beständig heranfahrenden Wägen zu begrüßen. Sie war Wirt und Wirtin in einer Person, an ihren Fingern, an ihren Augen gleichsam hiengen die Schnürchen, durch die sie die Wirtschaft scheinbar spielend leitete. Man konnte sie um ihre Thatkraft und Würde beneiden.

In Schluderbach zweigt sich das Thal. Die Reichsstraße — stets glatt wie der Bürgersteig einer modernen Stadt — führt am Monte

Cristallo rechterhand in die Gründe, über denen die hohe Gaisel, mit der Rothen Wand und der Monte Casale herüberragen. Links am Krystallberge führt eine minder vollendete, immerhin aber noch gute Straße über ein mit Bäumen bewachsenes Schutthal, auf das die Rinnen des 3231 Meter hohen Bergstockes niedergehen. Diesen Weg schlagen wir ein: er führt uns wenige Minuten hinter Schluderbach an der italienischen Grenzsäule vorbei, sachte den bewaldeten Sockel des Monte Piano hinan und über eine Almhöhe hinaus ins Hochthal zum Mosrainsee, oder wie die Italiener dies ihr Eigenthum benennen, zum Misurinasee. Der See ist umgeben von hügeligem, sonnigem Almboden, auf dem weiß- und braunscheckige Rinder weiden. Hie und da stehen verkümmerte Fichtenbäume mit grauen Bärten. Aber dort drüben erheben sich die weißen Wände des Geisterberges Monte Cadin. Im Hintergrunde des Sees senkt sich ein tiefes, langes Thal den fernen Gärten Italiens zu, doch gegenüber diesem Thal erhebt sich gewaltig und langgestreckt der blauende Hochgebirgszug des Marmarole. Ein ganz neues, ungeahntes Bild, bereits in der Farbenstimmung des sonnigen Südens. — Wer hier, an diesem See, vergäße, sich umzuwenden, der würde das Wunderbarste nicht sehen. Das Gesicht nach Norden gewendet, erblicken wir hinter den steinigen Höhen ein ungeheures, röthliches Gebäude aufragen. Es ist eine Art Pyramide, mit wagrechten weißen Linien durchzogen, die sich wie Terrassen spielen. In Bilderbibeln findet man den babylonischen Thurm ähnlich abgebildet. Diese Erscheinung ist ganz anders, wie alles Umliegende, sie ist exotisch, sie ist zauberhaft. Ein Maler dürfte seine ideale Landschaft so nicht malen, ohne in den Geruch unnatürlicher Effecthascherei zu kommen. Die Natur darf sich dergleichen schon eher gestatten. Wir haben in diesem Bilde wieder die drei Zinnen vor uns mit ihrem ewigen Alpenglühen.

In der Osteria am See haben wir natürlich italienischen Wein getrunken und dabei neapolitanischen Volkssängern zugehört, die mit ihrem heißen Sang und weichen Lautenklang unsere augenblicklich italische Stimmung bis zum Entzücken steigerten. An der südlichen Seite des Misurinasees wird eben ein großes Hotel gebaut, dort wird bald das internationale charakterlose Gethue sein, während wir in der alten Osteria noch echtes Italien fanden.

Von dem 1800 Meter hoch liegenden Misurinasee abwärts wird unser Weg zu einer Waldstraße, die am breiten Sockel des Monte Cristallo hinführt, links stets die Abhänge und den Ausblick durch die ferne Felsscharte ins Auronzothal, aus dem uns schon der warme orangegelbe Himmel des Südens heraufgrüßt. Doch kaum unsere Phantasie noch recht zu nagen beginnt an den hesperischen Früchten, sind wir schon wieder in Tirol, und zwar dort, wo die Leute zwischen zwei

Sprachen auf dem Kauderwelsch sitzen Das ändert aber nichts an der landschaftlichen Pracht des Punktes, zu dem wir nun wieder kommen. Der Weg hat sich westlich und dann etwas nördlich gewendet und ist angestiegen zu einem Bergjoche, das zwischen den beiden Felsriesen des Krystallberges und des Sorapiss liegt. Hier steht ein großes italienisches Wirtshaus und nebenher über den Pass blaut die Tofana und anderes Hochgebirge herüber, und fern, fern von Westen her schimmert das blendende Gletscherschild, der Dolomiten Königin, die erhabene Marmolata. Ihre Höhe misst über 3400 Meter. — Vor uns liegt das fremdvolkliche Ampezzothal mit Cortina. Seine tiefen Gründe dämmern in den abendlichen Schatten, seine Berghäupter glimmern in blassen Lichtern, und das Gewände des Monte Cristallo, das gerade neben uns aufsteigt, loht in rosenrother Glut, wie eine versteinerte Opferflamme dem, der diese wundervolle Welt in seinen Händen trägt. — Auf der Höhe unseres Weges neben dem Hospiz stehen drei hölzerne Kreuze, weshalb dieser Punkt unter dem Namen Tre Croci bekannt ist.

Als wir den ziemlich steilen Weg niederwärts fuhren in das Thal Ampezzo, in früherer Zeit genannt „Die Heide“, grüßte uns vom hohen Campanile zu Cortina die Aveglocke entgegen. Über der lanzenscharfen Spitze des Anteloa stieg der Vollmond auf, und im Alpenthale träumte die Sommernacht, in ihrem Silberschimmer ewig besungen von dem Rieseln und Rauschen der Bergwässer.

(Schluss folgt.)

Volksglaube über die Vergeltung im Jenseits.

Von **Rosa Fischer** (Hartberg, Steiermark).

„Wer g'schimpft werden will, muss heirat'n, — wer g'lobt werd'n will, muss sterb'n“, sagt ein altes Sprichwort, und es hat recht. Wer wäre ungetadelt in den heiligen Ehestand getreten, und wessen Gegner wären nicht nachgiebig geworden, sobald er statt jeder Widerrede die Lippen auf ewig schloss?!

Vor der Wehrlosigkeit des Todten verstummt wohl jeder, wenn nicht grundverdorbene Mensch, und vor der Majestät des Todes beugt sich unwillkürlich, was noch frisch und froh auf Erden weilt. Leise geht und spricht man, wenn in einem Hause ein Todter liegt, um nicht den tiefen Frieden des Schläfers zu stören, und wo ein Leichenzug vorübergeht, da stehen die Vorbeieilenden und die Arbeiter auf dem Felde ein wenig still, entblößen das Haupt und machen das Kreuz.

Der Todte ist größer, als die Überlebenden, — er weiß schon, wie's „drent'n" aussieht.

„Er hat's überstand'n, wir hab'ns bevor", sagt man wohl und hütet sich vor jeder üblen Nachrede, und sollte man auch zu Lebzeiten des Verblichenen zuweilen gesagt haben: „Der und die werden noch Rechenschaft geben müss'n über dies und das."

Glaubt man doch, einem Verstorbenen etwas nacherzählen zu müssen, was ihm nicht zur Ehre gereicht, so sagt man begütigend: „Gott tröst'n, — ich red' ihm nix Schlechts nit nach, — soll ihm weg'n mein' Red'n nix härter g'scheg'n, aber so und so is er g'wes'n."

Das Volk hat seinen gewissen Glauben über die Vergeltung im Jenseits, und zuweilen hört man bange sagen: „Wisset der Mensch, was in der andern Welt einmal sein wird, kein' laut'n Lacher möcht' er mach'n."

Wenn schon der Glaube an ein natürlich brennendes Fegfeuer fast unfassbar ist fürs Menschenherz, so gibt es doch auch furchtbare Seelenqualen, die brennen und martern wie helle Flammen. Und wenn eine Seligkeit, die keines Menschen Aug' gesehen und keines Menschen Ohr gehört hat, denen versprochen ist, die Gott lieben und seine Gebote halten, so ist eben auch für jede böswillige Sünde die Strafe bestimmt.

Sonntag vormittag soll man nicht auf den Dachboden oder auf einen Baum steigen, da verlässt einen der Schutzengel.

Wer Sonntags Gras mäht, dem wird einmal das Gras auf den Fingern abgebrannt. Auch so ähnlich wird's mit anderen unnöthigen groben Sonntagsarbeiten sein.

Es heißt, keiner wird selig, ehe nicht der letzte Heller bezahlt ist. Voll Scham und Qual muss die arme Seele auf Erden umherirren, an den Orten, wo sie im Leben sündigte, und wo das unrechte Gut verwahrt wird.

Wer gestohlen und nichts zurückgegeben und die Sünde vor dem Tode nicht bitter bereuet hat, muss als Geist all die sündigen Wege in bitterer Qual und Furcht, trostlos oft und oft wiedergehen, beladen mit dem fremden Gut. —

Ein Bauer, der seinem Grundnachbar immerwährend vom Raine wegbaute, also seiner Scholle beraubte, musste nach seinem Tode immerwährend sein Feld durchwandern. Die Leute hörten zur Nachtzeit oft ein qualvolles Ächzen und einmal vernahm ein Vorübergehender den verzweiflungsvollen Ruf: „Wo soll ich's denn hinthun?!"

„Thu's hin, wo du's g'nommen hast", erwiderte der Zuhörer, und im nächsten Augenblick hörte er etwas auf den Acker fallen, — eine unsichtbare Hand erfasste die seine, und die Stimme des Verstorbenen rief: „Vergelt dir's Gott, du hast mich erlöst". Die Hand aber war glühend heiß gewesen, so schwer hatte sie tragen müssen an der gestohlenen Erde.

Über Grundstörer, Rainschänder, Bauernschinder weiß man gar vieles zu erzählen; oftmals hat man Lichter zwischen den nächtlich einsamen Feldern auf- und niederwandeln sehen.

Auch wo Geld vergraben ist, brennt ein eigenthümliches Feuer, denn Geister halten Wacht, und wer den Muth findet, nachzugraben, der wird den größten Anfechtungen von den bewachenden Geistern ausgesetzt sein.

Ein Halterdirndel sah einmal in später Dämmerstunde auf der Wiese ein bläuliches Feuer. Sie gieng hin und stellte eine „Felberstaude" (Weidenzweig) als Merkzeichen auf, und andern Tages führte sie zwei Männer zu dem Ort. Diese fiengen abends zu graben an mit dem feierlichen Versprechen, kein Wort zu reden, weil dadurch der Schatz wieder verloren gehen müsste. Und wie sie schweigend lange gruben und immer tiefer kamen und die Nacht vorrückte, da fieng es an, ihnen allerlei Spuk vorzugaukeln. Es kamen Reiter, hoch zu Ross, und setzten über die Grube, und es kamen prachtvolle Kutschen mit herrlichen Pferden und stolzen Damen und Herren und fuhren über die Grube, — und es kamen die schrecklichsten Gestalten, die die Schatzgräber bedrohten, aber sie fürchteten sich nicht und schwiegen. Als aber schon der Schatz sichtbar wurde, da kam ein gar komisches Männlein, das hüpfte immer auf einem Fuß um die Grube herum, und das war so seltsam, dass der eine Schatzgräber plötzlich lachend sagte: „Wie der hupf'n kann." Im selben Augenblick versank der Schatz, und Ross und Reiter sammt dem Männlein, aber ein furchtbares Klagegeheul drang aus der Tiefe.

In einem steirischen Städtchen stand einmal ein Haus, und da wohnte in Gestalt einer Schlange ein verstorbenes, nicht erlöstes Fräulein. Die Leute wussten, dass diese Schlange einen Bund goldener Schlüssel zu einem verborgenen Schatzkasten besaß, und dass derjenige die Schlüssel und den Schatz bekommen und die arme Seele erlösen würde, der um Mitternacht allein in das Haus gienge und zu der Schlange dreimal in „einem Athem" sagte: „Alle gut'n Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehr'n?!"

Sobald sich der Muthige aber schreckte und stockte, brach die Schlange in ein furchtbares Schmerzgeheul aus und verfolgte den Unglücklichen, und wenn er nicht rechtzeitig aus dem Hause kam, wurde er zerrissen. Einmal soll einer die Erlösung vollbracht und die Schlange sich in eine wunderbare weiße Jungfrau verwandelt haben. Aber vom goldenen Schlüssel und Schatz hat niemand was gehört.

Wenn das Feuer im Herd oder Ofen recht winselt, sagt man wohl: „Die armen Seel'n jammern", und es gibt Frauen, die beim Kochen etwas Mehl oder Schmalz ins Feuer geben: „Für die armen Seel'n." Auch soll keine Thür heftig zugeschlagen werden, weil dadurch eine „arme Seel' eingezwickt" wird.

Wenn in einem Zimmer hauptsächlich nachts ein Kasten kracht, erschrickt man wohl auch und fragt sich bange, ob ein aus dem Haus Verstorbenes noch etwas zu ordnen hat.

Auch größere Geistergeschichten werden erzählt, vom „Ohniweignan". Insbesonders, wenn jemand weggestorben ist im Streit und Zorn, ohne Versöhnung mit den Hinterbliebenen, so kann er nicht eher Frieden finden, bis ihm vergeben ist. Und so „ohniweigt" es dort, wo er gelebt hat, das heißt, „es geistert", spukt.

Da war einmal einer Bäuerin der Mann gestorben und unversöhnt waren sie auseinander gegangen, — das Weib gönnte ihm alles, nur nichts Gutes. Ja, sie sagte, wenn sie ihn mit einem Vaterunser erlösen könnte, thäte sie's nicht.

Aber bald war es in jenem Hause nicht mehr zu bleiben. In stiller Nacht hörten die Dienstboten etwas sachte durch die Zimmer gehen, über die Betten hin- und hersteigen, oder es tanzten kleinwinzige Männchen über Tische und Bänke. Dann krachte es wieder in dem Kasten, und im Fußboden und es rüttelte an Thüren und Fenstern. Und einmal sah eine Magd auf dem Heuboden am hellichten Tage eine Mannsgestalt ohne Kopf.

In dem zum Bauerngut gehörigen, vollkommen leerstehenden Weingarthaus sahen die Leute oft ein unheimliches Licht, so dass viele zur Nachtzeit sich nicht mehr vorübertrauten. Und als einmal eine lustige Gesellschaft in dem Kellerhause zechte, da flog durchs geschlossene und vollkommen unbeschädigte Fenster ein großer Stein mitten auf den Tisch.

Erst als die verwitwete Bäuerin gestorben war, hörten die unheimlichen Erscheinungen auf. —

Einmal hat man auch zwei Geister raufen gesehen. Leute, die aus einer „Maiandacht" nach Gebetläutzeit heimgiengen, sahen vom Berg herab bei einem gemauerten Feldkreuz zwei großmächtige Lichter gegen einander kämpfen. Lange Zeit schlugen sie wüthend auf einander los und plötzlich waren sie verschwunden.

Überhaupt umspinnt der Volksglaube gerade die einsamen Wegkreuze mit geisterhaften Geschichten.

Von einem sogenannten „Galgenkreuz", das unweit des vor Zeiten bestandenen „Hochgerichtes" im freien Felde stand, erzählte man, dass noch vor wenigen Jahren oft ein banges Seufzen und Stöhnen gehört und zuweilen über den Weg ein unheimlich „schwarzer Wuzel" gesehen wurde, bis das Holzkreuz stürzte und nicht mehr aufgestellt wurde.

Das Weib eines verarmten Bauers erzählte, dass sie sich bei einem gewissen gemauerten Wegkreuze zur Nachtzeit nicht vorbei getraue. Ihr Mann könne zur Nachtzeit, nach „Betläuten" nicht mehr vorbeikommen; er könnte nicht, — eine unsichtbare Macht hielte ihn zurück, und er müsse auf einem Umwege heimgehen. Dieselbe alte verarmte Bäuerin erzählte,

dass ihr eine „gescheite Weibati", die „Armenseelen-Nandl", gesagt habe, ihre Mutter sei schon im Himmel, aber wo die verstorbene Schwiegermutter sei, könne sie nicht sagen.

Und dieselbe alte Bäuerin sagte auch, dass die großen, hässlichen Kröten, „Tatschger" oder „Broatling", auch „Aufen" genannt, verwunschene „arme Seelen" seien, die man nicht beleidigen dürfe. Und ein anderes älteres Weib erzählte, wie einmal ein muthwilliger Mensch solch eine Kröte auf ein Brett legte und in die Höhe schnellte, wie aber das Thier statt in die Luft, ihm ins Gesicht flog und wie angewachsen kleben blieb, bis sie durch eine schmerzhafte Operation losgelöst wurde.

Dieser Aberglaube, der das arme hässliche Thier schont, hat gewiss sein Gutes gegenüber der Roheit mancher Leute, die diese Kröten, wenn sie dieselben auf dem Felde treffen, aus Abscheu auf allerlei Art quälen und tödten.

Ein einsames Kreuz steht hoch oben auf dem Berg im Wald, und auch da geistert es.

Da ist einmal auf der höchsten Bergzinne vor vielen hundert Jahren eine stolze Burg gestanden, — das Ringschloss. Noch heute gibt es eine „Ringstraße" oben und eine „Spielstatt", aber das Schloss ist nicht mehr, ist untergangen mit Mann und Maus und Mauern.

Denn einmal hielten die gottvergessenen Schlossbewohner in der Christnacht einen „nackten Ball", aber Gott strafte sie, — das Schloss versank in den Bergesgrund, und die Ritter und Frauen versanken auch. Aber ihre Geister leben noch und umirren die Stätte ihrer Sünde und Schande. Oftmals haben arme Frauen und Dirndln, die oben im „Ringwald" Klaubholz suchten, im Gehölz ein unheimliches Rauschen nnd Krachen gehört, und manche hat in größter Angst ihr Grastuch und ihr Holz versetzt und die Flucht ergriffen.

Einmal gieng abends ein Geistlicher vom Gebirg herab, von einem Versehgang zurück. Aber beim „Spielstattkreuz" erhob sich ein so unheimliches Getöse und Rascheln und Knacken, wie von vielen unsichtbaren, auf ihn eindringenden Wesen, so dass der Priester, der das heilige Abendmahl nicht mehr bei sich trug, in banger Angst fortstürzte, dabei fiel und sich die Kniescheibe zerschlug.

Eine junge, gewiss nicht abergläubische Frau erzählte, dass sie in der Stunde, da in einer fremden Stadt ihre Mutter starb, daheim leise Schritte über die Treppe gehen hörte.

Das sind so alte Volksgeschichten, und man kann's gewiss niemand verübeln, wenn er sie nicht wörtlich glaubt, aber was sagt man zu einer „Anmeldungsgeschichte" aus neuester Zeit, die einem ein glaubwürdiger, lebensfroher und guter Mann für wahr und gewiss erzählt, sich dabei zu einem Lächeln zwingend, aber mit übergehenden Augen und unwillkürlich aufschluchzend?!

Sein Vater, ein friedlicher Mann, war in einem fremden Hause, unter fremden Leuten, vom Schlage getroffen, jäh gestorben, ohne vorherige Versöhnung mit Gott und den Menschen, wie sie sonst ein Sterbender wohl wünscht. Die Hinterbliebenen weinten um ihn, beteten für ihn und glaubten ihn glücklich.

Da, nach zwei Jahren wurde in der Pfarre eine Mission gehalten. Wie alle gläubigen Pfarrkinder, machte auch der junge Bauer dieselbe mit und opferte die Gebete und guten Werke für seinen verstorbenen Vater auf, insbesondere, da es ihm zuvor öfters von ihm geträumt hatte, dass er so traurig im Hause herumgegangen sei.

Und da sagte einmal die nahe verwandte Magd, die des alten Vaters Stube bewohnte, dass ihr schon zweimal nacheinander jemand, vielleicht die Kinder, mit Fleiß das Spinnrad und den Stuhl vom Vater seinem Kasten weg in einen Winkel gestellt habe, abends „unter Lichtzeit" (Dämmerung). Die Kinder aber, vom Vater zur Rede gestellt, sagten unschuldig, dass sie's nicht gethan hätten.

Und siehe, am nächsten Abend, da das Spinnrad und der Stuhl nicht zurückgestellt worden war, wurde ein Kinderwagen vom Kasten weg in den Winkel geschoben und ein Schemel hingestellt.

Der junge Bauer, dem es bei diesen Vorgängen angst und bange wurde, ließ die Kinder beten, betete selbst und stellte sich am vierten Abend zur bewussten Dämmerstunde an die offene Stubenthür. Nur einen Augenblick trat er weg, um sich die Pfeife anzuzünden, und als er wiederkehrte, war ein Oleanderstrauch sammt dem untergestellten Kistl vom Kasten weg in den bestimmten Winkel gerückt.

Der entsetzte Mann stammelte ein Stoßgebet für die arme Seele, ein dreimaliges: „Erlöse sie, o Jesu!"

Aber am andern Tage waren die gleichen Gegenstände wieder fortgerückt und am sechsten Abend, als sich nichts mehr in der Nähe befand, wurde ein Bund Kleider, der am Kasten hieng, in den Winkel gelegt.

Darauf war alles gut, aber an diesen Tagen hatte die Familie ungemein gelitten. Sie haben sich's dann so ausgelegt, dass der Vater erst jetzt nach zwei Jahren zur Missionszeit die Macht erhielt, sich den Seinen zu nähern, und dass ihr Gebet, die guten Werke, die Ablässe, die sie für ihn aufopferten, seine Erlösung beschleunigten und mit Gottes Barmherzigkeit vollbrachten.

Und sie mögen ja recht haben. Warum sollte solch ein kindlich frommer Glaube nicht Gutes stiften! Wie viel Gutes wird gethan und um ein „Vergelt's Gott" für die verstorbenen Lieben aufgeopfert. Wie manche Feindschaft wird vermieden oder wieder gutgemacht bei dem Gedanken, dass nur der Verzeihung findet, der selbst vergibt. Und nur dem Barmherzigen ist Barmherzigkeit verheißen.

Ein Schauder überkommt beim Gedanken an das Ende wohl manchmal den nicht gerade blind in die Welt Lebenden, und so manches sagt dann nachdenklich: „Ei ja, sein thut schon was!“

Und andächtiger als sonst betet man wohl das Vaterunser „für alle armen Seelen im Fegfeuer!“

Von der Lässigkeit unserer Bauern.

Der Viehhändler Stümmling hatte nach vielem Herumfragen erfahren, dass der Lackenleitner eine Kuh verkaufen wolle. Er schickte sich sofort an, zu dem Bergbauern hinaufzusteigen, allein es wurde ihm bedeutet, er werde umsonst gehen, der Bauer dürfte wieder besoffen sein. So wurde Lackenleitners Schulmädchen befragt: „Ist dein Vater heut' daheim?“

„Wuhl, wuhl.“

„Ist er gesund?“

„Wuhl. Der Rausch is schon gestern nochmittag aus worden.“

Na, so hat der Stümmling den Lackenleitner glücklich angefunden.

„Ihr habt eine feile Kuh, höre ich.“

Der Bauer hatte just an seiner Tabakspfeife zu thun und überhörte die Frage.

„Eine Kuh, Lackenleitner, nicht?“

„A Kua? Woaß's nit ja.“

„Ist es eine junge, eine Melkkuh?“

„Ih woaß's haftn nit. Kunnt eh sein.“ Und schraubte das Rohr in die Pfeife.

„Wollt mir sie nicht zeigen?“

„Onschaun kunt ma 's eh. s Onschaun kost't nix.“ Er führte den Viehhändler durch die Ställe.

„Die welche wär' es also?“

„s se müaßad ih ma selber erst ausroatn. D Melchkua wiar ih holt doh nit recht derfn hergebn. Wurd mein Weib hasn nit passn.“

„Also die Trächtige!“

Der Bauer stochert in der Pfeife herum, stochert ein Häuflein Asche auf die hohle Hand heraus und streut es dann bedächtig zu Boden.

„Ich nehme auch die mit dem Kalb, wie?“

Jetzt löst er das Rohr wieder los von der Pfeife, setzt diese sachte an die Lippen und bläst hinein.

„De mitn Kalbl. Ah, de wiar ih doh lacht nit derfn hergebn.“

So bleibt nur noch die Mastkuh.“

„Is holt just a so a Sochn. Weil's nit gonz foast is noh. Vakaffn, freilih, vakaffn wern mas eh amol müassn.“

„Was kostet sie?“

Der Bauer steckt die Pfeife wieder zusammen, steckt sie in den Mund, pfaucht ein paarmal durch. Der Zug wäre soweit hergestellt.

„Wie viel Banknoten soll ich Euch auf die Hand legen fürs Vieh?“

„Mei Nochbar hot nahst Wochn oani um hundertfuchzg vakafft.“

„Die war sicherlich zweimal so schwer, als die Eure!“

„A wenkerl kon's sein, a wenkerl. Viel nit, viel.“

„Einen kugelrunden Hunderter, wenn Ihr wollt!“

Der Bauer hebt mit der Tabaksblase an. Langsam hat er sie aus dem Gürtel hervorgezogen, hat sie zuhalb umgestülpt und schiebt nun mit zwei Fingern Tabak in die Pfeife.

„Hört Ihr, Lackenleitner — hundert Gulden für dieses Thier. Es sollt' noch etliche Wochen in der Mast stehen, aber weil ich just gut aufgelegt bin, nehm ich's heut' mit.“

Die Pfeife ist gestopft, nun hat der Bauer Zeit zu sagen: „s se wird's doh nit thoan.“

„Überlegt nicht lang, Bauer. Das Glück klopft nur einmal an, dann geht's vorbei. Wenn ich hundertundfünf sag', so bin ich leichtsinnig. Aber damit wir doch wieder einmal was handeln miteinand.“

Der Bauer wendet sein Aug nicht von der Pfeife und schüttelt fast unmerklich den Kopf. „Selm wiar ih's doh lacht daweil noh gholtn.“

„Also, wie viel wollt Ihr?“

Nun kommt Schwamm und Feuerstein dran. Es gibt ein paar Funken, aber das Ding will nicht glosen. Nun endlich macht er den Mund auf, aber nicht, um einen Preis auszusprechen, sondern um den Zunder anzublasen.

„Hundertfünf und einen guten Leihkauf fürs Weib. Aber geschwind ja sagen, Lackenleitner, es könnt' mich g'reuen.“ Der Händler tastet an der Kuh herum, ob die Haut locker ist, ob das Fleisch federt. „Ein zähes Luder. Redet schon ab. Aber halten thu' ich's noch, mein Wort. Also . . .!“

Der Bauer raucht endlich an. Und wie das im guten Zug ist, sagt er, das erstemal recht vernehmlich: „Ih moan, ih wiar hiazta go koani vakaffn.“ —

Dieser Handel hat drei Stadien. Im ersten weiß der Bauer nicht, welche Kuh er weggeben soll, im zweiten weiß er nicht, wie hoch er die eine schätzen soll, im dritten endlich kommt er darauf, dass er überhaupt keine verkaufen will. — Und um auf das zu kommen, bedurfte es länger als einer Stunde.

Das ist jener gewisse Typus der Unentschlossenheit und Gleichgiltigkeit des Alpenbauers, der in unserer Zeit des energischen Geschäftskampfes so

verhängnisvoll wird. Wie ist ein Zweck zu erreichen, wenn man selbst nicht weiß, was man will? — Der Lackenleitner geht sicherlich in den nächsten Tagen schon den Viehhändler Stümmling suchen, denn er braucht Geld. Er wüsste das nicht einmal so genau, aber sein Weib weiß es, sie braucht vom Kaufmann Gewand, Kaffee, Zucker; der Mann wird wild, wenn kein Schnaps daheim ist, denn da weiß er recht genau, was er will. Er sucht also den Stümmler auf und gibt ihm die Kuh um hundert Gulden.

Dieses Hin- und Hersuchen zwischen Käufer und Verkäufer ist auch ländlich sittlich. Einmal fiel es jemandem ein, ich glaube der Schullehrer des Ortes war's, den Bauern vorzuschlagen, dass sie vor der Gemeindekanzlei eine Tafel aufrichten lassen sollten, auf welche jeder sein Angebot von Vieh, Holz, Hafer, Milch u. s. w. mit Adresse schreiben könnte. Der andere seine Nachfrage, damit sie einander nicht so lange zu suchen brauchten. Einige Bauern waren einverstanden, dass der Schullehrer von ihnen ein paar Ochsen und etliche Metzen Hafer aufschrieb, aber als trotzdem nächster Tage die Käufer nicht geflogen kamen, meinten sie, das wäre auch für die Katz' und ließen es wieder stehen. — Es mangelt das zielbewusste Zusammenwirken, der Gemeinsinn. Wie sollen solche Leute erst für Bauerngenossenschaften zu haben sein!

Vor einigen Monaten hat der Heimgärtner den Bauern das Genossenschaftswesen vorgeschlagen. Doch bei der häufig vorkommenden Gleichgiltigkeit und dem Misstrauen war bisher wenig zu machen. So indifferent wie der Lackenleitner im Viehhandel, ist er und seinesgleichen in allen anderen Stücken. Man hat den Gebirgsbauer wohlmeinend gelehrt, dass er weniger Korn bauen und mehr Viehzucht treiben solle. Man hat ihm Fingerzeige gegeben wegen der Rinderrasse, der Viehpflege, der Futter- und Milchwirtschaft, der Dungsammlung u. s. w. Es ist nichts. Sie haben ihre Ausreden. Die einen bauen hauptsächlich Korn, weil sie Stroh für Streu brauchen. Anstatt durch entsprechende Stallböden die Streu belangloser zu machen, halten sie eine größere Anzahl Dienstboten, um Kornstroh zu bauen. Und was etwa durch eine solche Streu- und Dungwirtschaft gewonnen werden könnte, verzehren die Dienstboten. Andere bauen Korn, um die Dienstleute verköstigen, und halten Dienstleute, um Korn bauen zu können! Wieder andere bauen Korn, damit auf dem gedüngten Felde dann wieder Futter wachse, als ob man nicht auch die Wiesen und Weiden als solche düngen könnte. Endlich bauen sie Korn, weil sie für ihre Familie Brot brauchen, im Grunde ein ganz natürlicher Gedanke, der Bauerngedanke zu aller Zeit, nur für die Gegenwart nicht passend. Die herrlichsten Verkehrsmittel sind erfunden, der Handel ist Trumpf. Wer nicht von dem leben will und kann, was auf seinem eigenen Boden wächst, obschon es das Natürlichste und Beste wäre, der muss sich auf Tausch

einlassen. Im Flachlande geräth das Korn, in den Alpen das Vieh u. s. w. Da heißt es, nach Bedarf durch Geldmittel umtauschen, aber nicht so, dass gerade nur die Zwischenhändler reich werden. Wenn schließlich bei dem leichten Weltverkehr aus Amerika Korn, Holz, Fleisch billiger eingeführt werden, als wir's daheim erzeugen können, so wird sich dagegen endlich auch einmal ein Riegel finden lassen, denn es wollen auch bei uns herüben die Leute leben und schaffen. Was nützt uns die größte Billigkeit der amerikanischen Producte, wenn wir einmal gar kein Geld mehr haben! Der Wandel wird sich schon einstellen. Der heutige Bauer aber hat mit den heutigen Zuständen zu rechnen. Die Klugheit, Strebsamkeit, Einigkeit wird er freilich zu allen Zeiten brauchen können. — Unser Bauer muss die Rasenpflege lernen. Heute glaubt er, wenn Wiese und Weide jährlich im Frühjahr reichlich bewässert werden, so ist's gethan. Der Bauer hat zwar recht viel Durst, aber schließlich will er doch auch etwas essen. Seiner Wiese geht es nicht anders, sie hat auch mit dem Wasser allein nicht genug, sie hat auch Hunger nach kräftigem Dunge, sie muss ernährt werden, wenn sie etwas leisten soll. Wenn nun aber der Bauer über Düngermangel klagt, so zeige ich ihm, was in seinem Hof die Jauche macht. Sie sickert zum Stall hinaus, rinnt breit und abscheulich über den Weg und hinab in die Felsschlucht. Weißt du es, Bauer, wie's die Schweizer machen? Da gehen Dunghändler von Haus zu Haus, kaufen, wo sie zu bekommen sind, die Abfälle von Stall und Haus zusammen und führen jenes Zeug, das dir so zuwider oder gleichgiltig ist, davon als eine kostbare Ware. Der Schweizer Bauer baut große Behälter für die Jauche, leitet sie mit Sorgfalt hinein, deckt die Behälter mit schweren Fallthüren zu, die er außerdem noch versperrt, damit nächtig nicht jemand mit dem Zuber kommt und vom flüssigen Golde davonträgt! Der Schweizer ist immer praktisch.

Wenn das Baumwollgezeug und anderes Getrödel, das der Bauer für theueres Geld beim Krämer kauft, auch Mist ist, als Dünger ist es doch nicht zu brauchen. Hingegen gäbe es mancherlei Mittel zur Erzeugung und Mehrung von Dünger, die man sogar aus Bücheln lesen kann. Wenn sich auch nicht überall alles anwenden läßt in der Landwirtschaft, was die gelehrten Herren predigen, gewisse Dinge passen doch unter allen Umständen. Und die Schlamperei und das Gehenlassen, wie es bei uns in so vielen Bauernhöfen vorkommt, müsste nicht sein, ist mit keiner schlechten Zeit und hohen Steuer zu entschuldigen!

Der Lässigkeit entspricht auch die Unreinlichkeit, die man in unseren Bauernhöfen vielfach noch antrifft. Wenn's in den Bauernhäusern des Ennsthales, im Ausseerlandel und anderswo sauber hergeht in der Stube, am Herd, im Gewand u. s. w., warum soll denn das nicht auch in Ost- und Südsteiermark und anderswo möglich sein? Die Reinlichkeit ist im Hause nicht bloß die schönste und billigste Magd, sondern auch die

beste: sie schmückt die Wohnung, sie bewahrt die Sachen, sie erhält die Leute gesund, sie lockt freundlichen Besuch ins Haus, der sonst bei ihrer Abwesenheit rasch um die Ecke biegt. Ich weiß wohl, dass in holzarmen Gegenden die Häuser nicht so malerisch gebaut werden können, als in waldreichen, dass auf lehmigen Gründen der Schmutz schwerer fernzuhalten ist, als auf steinigen, aber gerade umso nothwendiger ist da die größte Sorgfalt. Der Bauer wohnt heutzutage in seinen stattlichen Häusern schon fast so gut und behaglich, als der „Herr", besonders, wenn er's an Reinlichkeit nicht fehlen lässt. Luft, Wasser ist bei ihm sogar besser, die Nahrungsmittel sind echter wie beim Stadtherrn. Es gehört nur die richtige Freude zum Stande dazu, die stets wachsame Findigkeit und der nöthige Fleiß, dann lässt sich auch als Bauer noch immer leben.

Bequemen wird sich unser Bauer müssen, obige und ähnliche Rathschläge zu beachten. Wenn er das nicht thut, wenn er in seiner Gleichgiltigkeit und Lässigkeit nach dem alten Trott dahinlebt, dann wird's wohl richtig sein, was jener hohe Ministerialbeamte in Wien geantwortet, als eines Tages eine bittliche Abordnung wegen Berücksichtigung des Bauernstandes bei ihm vorsprach. Der unterbrach den Redner und rief: „Geht mir weg mit diesen Bauern! Wir müssen warten, bis das alte Bauernwesen ganz und gar zugrunde gegangen sein wird, dann erst können wir an die Gründung eines neuen und besseren gehen."

Ein Stück aus der Bauernbibel.

Von **Rudolf Greinz.**[1])

Es hat nit lang dauert, so war auf der Welt wieder dieselbe Wirtschaft los, wia vor der Sündfluat. Die Leut' haben halt soviel a kurzes Gedächtnis.

An den richtigen Herrgott hat wiederum völlig koa Mensch mehr glaubt. Dafür hat si dös dumme Volk selber a Masse Götzen g'macht. Die Holzschnitzler, Stoanhauer und Tuifelemaler haben dabei das beste G'schäft g'macht.

So dumm sein schließlich die Menschen worden, daß sie z'letzt sogar no die Viecher als Götter anbetet hab'n. Schön muaß si's ausg'nommen hab'n, wenn so oa Ochs vor 'm andern niederkniat is. Denn beim klaren menschlichen Verstand kann do oaner nimmer sein, wenn er a Viech für an Gott halt't. Da müaßt's ja nachher in an solchen Himmel droben ausschauen wia in an Stall.

---

[1]) Aus der „Bauernbibel" von Rudolf Greinz. (Berlin. Schuster & Loeffler.) Siehe „Heimgarten", Seite 157.

Sein wir froh, dass wir aus dö Zeiten draußen sein. Sonst könnt's mir zum Beispiel amal passiar'n, dass i statt in d' Kirchen in mein Goasstall beten geh'n müaßt! Wia die Leut' amal so dumm haben sein können, dös hab i nia begriffen und werd's auch nia begreifen.

Das si bei solche Zuaständ' koa Mensch mehr mit 'm andern vertragen hat, dös hat wohl nit anders sein können. Denn wenn auf der ganzen Welt oaner no den größern Leibschaden im Hirn hat, als der andere, nachher kann unmöglich mehr was G'scheutes außer wachsen.

Bevor alles in Fransen gangen is und die Leut' allesamt zerstritten nach alle vier Weltgegenden auseinander sein, haben si no früher die ärgsten und vernageltsten Quadratschädel z'sammen than und haben g'moant: A Denkmal müass'n wir do z'ruck lassen, damit die Nachwelt amal sieht, was wir für Kerl' g'wesen sein!

Oaner hat den Vorschlag g'macht, um die ganze Welt a Mauer aufz'führen — der andere a paar Berg' abz'tragen und anderswo aufz'stellen — a dritter, alles auf der Welt viereckig z'machen, was rund sei, und umgekehrt.

Z'letzt sein's drüber einig worden, mitsammen an riesenhohen Thurm z'bauen, der mit seiner Spitzen bis in Himmel eini reichet!

Sein auch bald drauf alle Zimmerleut', Maurer, Polierer, Baumeister, Mörtelbuab'n, Ziagelbrenner und Stanklopfer, dö man auf der ganzen Welt hat auftreiben können, z'sammen trommelt worden. A G'hetz und a G'jag war's Tag und Nacht, weil nix denen Großschädeln, dö die ganze G'schicht' in d' Hand g'nommen haben, schnell g'nuag vorwärts gangen is.

Endlich hat a Baumeister den ganzen Thurmbau übernommen und hat si verpflichtet, die Spitzen no a bisserl höher in Himmel eini z' bauen, als man z'erst g'moant hat.

Der Gottvater hat denen kloanverdrahten Narren die längste Zeit geduldig zuag'schaut, hat si sein Thoal dabei denkt und hat g'lacht.

„Bevor ös mir da in Himmel an Thurm einer baut's, hab' i do auch no a Wörterl drein z' reden!" hat er g'moant, hat si aber weiter nix anmerken lassen, sondern dö verruckten Leut' ganz ruhig weiter hammern, zimmern und mörteln lassen.

Auf oamal in der Fruah, wia der Baumeister aufsteht und den Palirern anschaffen will, was sie den ganzen Tag z' thuan hab'n, versteht er selber gar nimmer, was er red't. Die Palirer hab'n ihn natürlich auch nit verstanden. So seins die längste Zeit dag'standen und haben auf einander losg'schriern wia die Jochgeier.

Jeder hat glaubt, der andere halt' ihn für an Veitel.[1] Z'letzt sein's unter einander raufet worden. Der Baumeister hat schreckliche

[1] Narren.

Prügel kriagt, weil 's den schon gar nimmer verstanden haben; denn der hat, ohne dass er 's selber g'wusst hat, wia oder warum, auf oamal chinesisch z' reden ang'fangt.

Beim ganzen Turmbau is bald drauf der gleiche Krawall losgangen. Jeder hat auf oamal a andre Sprach' g'redt' — und koaner ih aus dem deutsch worden, was sein Nachbar von ihm wollen hat. Die Mörtelbuab'n hab'n a Kauderwälsch z'sammenpappelt, dass 's ganz zum Davonlaufen war. Die Zimmerleut' haben a Sprach' g'red't, dö ihnen selber ganz spanisch vorkommen is. Die Stoanklopfer haben ananđer böhmische Ohrfeigen austheilt. Die Ziegelbrenner sein mit oan Schlag Stockschlowaken g'wesen, und die Maurer waren nit weit von der russischen Grenz' dahoam.

Aus dö großen Köpf', dö den ganzen Thurmbau ang'schafft haben, is über Nacht alles Mögliche worden, nur nix g'scheut's. Der erste is als a wälscher Salamikramer aufg'wacht, der zwoat' als a polnischer Jud', der dritt' als a krawatischer Bärentreiber, a vierter als französischer Bajazzerl, und wieder oaner als türkischer Kameelreiter.

Der unter der Thurmbau-Sippschaft der Allerg'scheuteste hat sein wollen, is gar als a Grödner[1]) aufg'wacht. Wie der mit seiner Sprach' ang'fangt hat, haben si die andern die Ohren zuag'halten und sein auf und davon g'laufen.

Auf dö Weis' is natürlich der ganze babylonische Thurm tschari gangen.[2]) Wenn man ananđer nimmer versteht, kann man auch nix mehr anschaffen. Die Leut' haben den Thurm steh'n lassen müass'n, wia er war, und haben schauen können, wia sie si mit ihrer verzwickten Sprach' durch die Welt g'schlagen haben.

Und der Gottvater im Himmel oben hat g'lacht. „Seht's es, da hat's es mit enkern Thurm!“ hat er g'sagt. „Jatz kann si a jeder von enk a Sprachlehr und a Wörterbuach kaufen, wenn er vom andern nur a Stückerl Brot verlangen will! Grad' z'sammschlagen könnt's no wia früher. Da braucht oaner nix z'reden dabei! Dö Sprach versteht oaner so auch! Und wenn er 's nit versteht, spürt er 's! Und iatz könnt's mi gern haben alle mitananđer!“ —

Zum Glück hat damals wenigstens auch no a oanziger ordentlicher Mensch g'lebt. Döš warder Abraham. Sonst hätt' der Gottvater ja rein allen Umgang mit die Leut' aufgeben müass'n, dö ihm eh' von allem Anfang an nix als Verdruß g'macht haben.

Den Abraham hat er öfter hoamg'suacht und hat 'n zu an Patriarchen g'macht.

Wia 's aber schon an weißen Raben unter lauter schwarzen geht, is dem Abraham auch das Leben von Tag zu Tag saurer worden, bis

[1]) Ladinisches Idiom. [2]) zu nichts worden.

ihm der Gottvater endlich g'rathen hat, er soll frisch sei' Bündel schnüren und auswandern. Er woll' ihm schon a Land zeigen, wo er ganz guat fortkommen könnt'. Auf dö Weis' is der Abraham mit seiner Familli und mit sei'm Vetter Lot nach Kanaan kommen, wo 's ihnen bis auf a paar Streitereien, dö nit viel z' bedeuten g'habt haben, ganz guat paßt hat — bis endlich die Fretterei von neuem wieder losgangen is. Die Leut können amal koa Ruah' nit geben — und wenn's der Herrgott auch no so guat mit ihnen moant.

Dö zwoa Städt' Sodoma und Gomorrha, wo der Lot dahoam g'wesen is, haben 's von Tag zu Tag ärger trieben. Wia 's dort zuagangen is, kannst dir leicht denken. Es wird ja heut' no davon g'redt. Also muaß es arg g'nuag g'wesen sein.

Da hat der Gottvater halt wieder eines schönen Tags zum Abraham sagen müass'n: „Mein liaber Patriach Abraham, so geht's nimmer weiter! I muaß schon wieder amal ordentlich drein fahren. Sonst glauben die Leut', i schlaf' oder es sei mir alle Spitzbüaberei recht, dö sie da herunten anstellen.“

Der Abraham is ganz g'waltig erschrocken; denn so arg hat er si die Sach' no gar nit denkt g'habt.

„Ja“, hat er g'moant, „dös is do a bisserl a g'wagte G'schicht', glei mit Donner und Blitz und Feuer und Schwefel drein fahren! Es können do no etliche ordentliche Leut' drunter sein, dö so was nit verdianen!“

„Dös möcht' i wissen, wia viel unter der Schwefelbande no ordentliche Leut' sein!“ hat der Gottvater g'sagt.

„Wenn halt do no so a Stuck a fünfzig drunter wär'n!“ hat der Abraham g'mont.

„Nachher will i 's no bleiben lassen!“ verspricht ihm der Gottvater.

Dem Abraham sein aber glei' drauf die Grausbirn[1]) aufg'stieg'n, dass er a bisserl z' hoch griffen hätt, und er is g'schwind um zehne aberg'fahren.

„Thäten's vierzig nit auch?“ hat er g'fragt.

„Meinetwegen! Wenn d' vierzig auftreibst, will i auch no nix sagen!“ moant der Gottvater.

Alleweil ängstlicher is dem Abraham worden, und er hat mit 'm Gottvater 'z handeln ang'fangt, bis sie auf die Zehne herunten waren.

„Weißt du“, sagt der Gottvater, „handeln lass' i eigentlich nit mit mir. Dös bin i nit g'wöhnt, und dös hab' i mir seiner Zeit schon beim Adam verbeten. Aber weil du 's bist, will i dir den G'fallen thuan. Wenn i in dö boaden Städt' mitanander auch nur soviel brave Leut' find', als i an die zehn Finger aberzählen kann, nachher g'schieht nix! Is aber nur a oanziger weniger, so geht's los!“

[1]) Ängsten.

Glei drauf is der Gottvater nach Sodoma und Gomorrha gangen und hat zu zählen ang'fangt. Beim besten Willen und bei der größten Nachsicht hat er aber dö Zehne nit z'sammbracht; denn es war koa oanziger anständiger Mensch mehr da, als der Lot mit sein'm Weib und seine boaden Töchter. Und dö haben mitander alleweil nur vier ausg'macht.

Der Gottvater hat nachher zum Lot zwoa Engel g'schickt, damit sie ihm die Botschaft ausrichten, dass 's in Sodoma nimmer ganz sicher z' bleiben sei.

„Schau', dass d' schleunig z'sammenpackst und weiter kommst!" haben die Engel zum Lot g'sagt. „Es geht heut' no los! Der Gottvater lasst Feuer und Schwefel vom Himmel regnen, damit amal a Fried' wird mit dem ewigen Sündigen! Wenn d' also nit bei Haut und Haar lebendig verbrennen willst, nachher nimm die Füass' über d' Achsel und schau', dass d' außi kommst! Je eher du di fertig richtest, desto besser. Wir warten derweil vor der Thür und begleiten di nachher."

Da hat der Lot freilich in aller Eil' z' packen ang'fangt und is schon a Viertelstund' später mit seiner Familli auf der Straßen g'wesen.

„So! Und iatz nur schleunig vorwärts!" haben die Engel g'sagt. „Und dass si koans untersteht, auf'm Weg umz'schauen!"

In oan Saus sein sie bei der Stadt außen g'wesen. Glei' drauf hat's schon ang'fangen, Feuer und Schwefel regnen, dass 's a wahrer Graus war. Da hat in Sodoma und Gomorrha freilich die ganze Feuerwehr nix mehr g'nutzt. Bald's an oan' End' löschen haben wollen, hat's am andern End' erst recht sakrisch z'brennen ang'fangt. Hat auch all's verbrennen und ersticken müass'n, was in dö boaden Städt' g'lebt hat. Von der ganzen Herrlichkeit is nix mehr übrig blieben, als zwoa Aschenhaufen, dö der Wind bald g'nuag vertragen hat. Und aus war's mit'm Schmaus!

Wia die Engel mit'm Lot, seine zwoa Töchter und sei'm Weib schon a tüchtig's Stuck von der Stadt weg war'n, hat die Lotin halt do so lang die Neugier bissen, dass sie's z'letzt nimmer lassen hat können. Umschauen hat sie müass'n! Es hat sie halt soviel g'wundert, wia si Sodoma und Gomorrha in dem Schwefelregen ausnehmen.

Sie hat's aber bald drauf g'spürt, was dös hoaßt: nit folgen, wenn oan a Engel etwas anschafft. Eh' sie's entraut[1]) hat, is sie a Salzsäulen worden und hat auf demselbigen Fleck steh'n bleiben müass'n in alle Ewigkeit.

Wia i amal in an alten Buach g'lesen hab', soll dö eing'salzne Lotin no heutig'n Tag's dort stehn. Wenn dös wirklich wahr is und i mehr Geld hätt', als i wirklich hab', nachher machet i was.

I lasset über dö Salzsäulen a Dach bauen, damit ja nix wegkommt. Alle neugierigen Weiber müaßten mir dorthin wallfahrten geh'n.

[1]) geahnt.

A jede dürfet oamal mit dem Zungenspitzel an der Säulen schlecken, grad' wia die Goas, dö ja ganz narrisch sein auf's Salz.

I geh' a jede Wett' ein: koa Jahr thät's dauern, so wär' die ganze Säulen sauber aufg'schleckt, und die Lotin wär' erlöst. Regen dürft freilich koaner mehr dazua kommen. Daher 's Dach. Nur die neugierigen Weiber alloan müaßten mit der Lotin aufraumen.

Den Einfall will i glei' dem Pfarrer erzählen, wenn i'n 's nächste Mal triff'. Vielleicht lasst si a Sammlung machen und dös Ding ausfüahr'n. A List'n von dö Weiber, dö wir von unserm Dorf auf d' Wallfahrt schicken, is bald g'macht.

Dass i's nit vergiß! Auf der Stell', wo vor alten Zeiten dö zwoa Städt' g'standen sein, is iatz das todte Meer. Dös hat so a spottschlecht's Wasser, dass's nit amal die Fisch drein aushalten. A jeder wird am gleichen Tag, als er auf d' Welt kommt, a schon hin. —

Dass i wieder zum Abraham komm'! Der hat no in späten Jahren, wia's schon niamand mehr für möglich g'halten hat, von sei'm Weib an Buab'n kriagt, den er Isaak g'hoaßen hat.

Weil er den Buab'n gar soviel gern g'habt hat — wia's bei an Nestgackerl schon amal nit anders is — hat'n der Gottvater auf die Prob' stellen wollen und hat von ihm verlangt, dass er ihm den Buab'n opfern soll. Der Abraham hat si auch nit lang schaffen lassen und is glei' an's Werk gangen, so hart's ihm auch ankommen is.

Er hat schon 's Messer außer zogen g'habt und sein' eignen Buab'n abstechen wollen wia a Kalbl. Da is no glücklicherweis' rechtzeitig a Engel daher kommen.

„Abraham, steck' dei' Messer nur wieder ein!" hat der Engel g'sagt. „Der Gottvater hat dein guat'n Willen schon g'sehn! Wär' do schad' um den tollen[1]) Buab'n!"

Den Gottvater hat's aber g'waltig g'freut, weil der Abraham so treu an ihm g'hangen is — und er hat ihm versprochen, dass er für alle Zukunft auf sei' Familli schauen werd'.

Dass der Isaak wieder zwoa Buab'n g'habt hat, den haarigen Esau und den Jakob, dös wisst's eh! Grad' hab' i nia begreifen können, wia der Esau hat um a dalketes Linsenmuas sei' Erstgeburt verkaufen können. Was a Mensch an so an G'fraß finden kann, dös woaß i nit. I amal gebet koan Neukreuzer drum! Wenn's wenigstens a Schüssel voll Speckknödel g'wesen wär'! Da ließ' i mir's eher g'fallen. Aber a Linsenmuas! Pfui Teufel!

---

[1]) kräftigen.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Eine Erinnerung.

Auf den 26. Jänner dieses Jahres fällt sein siebzigster Geburtstag. An jenem 1. September 1864 stand vor dem erschrockenen Bergburschen ein jugendlicher Mann. Das runde Gesichtlein hübsch geröthet, blonder Schnurr- und Spitzbart, blonde Haarlocken, nach rückwärts gekämmt und auf den breiten Achseln sich ringelnd. Vor dem lebhaften Aug' funkelnde Brillen. Ein feiner, schwarzer Schlussrock, sich vorn herab ein wenig rundend — so stand er da. Der Bergbursche war darum erschrocken, weil der fremde vornehme Herr ihn so rasch ansprach und so bewegsam die Hand schüttelte. Ich wette fast, der Bub war um einen ganzen Zoll schlanker gewachsen, als der Herr; dieser schaute mit etwas nach rückwärts gelegtem Haupte forschend in das blasse Gesicht des Gebirgsjungen, der in seinem kümmerlichen Handwerkeranzug sehr beklommen zur Thür hereingestolpert war.

„Also Sie sind der Mann, der mir den korbvoll Handschriften geschickt hat?" Das die erste Frage, dann sachtes Niedertauchen in den Polsterstuhl. „Hie und da haben Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe genommen?"

„Bücher habe ich gar nit viel", antwortete der Junge etwas beherzter, „und deswegen will ich mir ihrer ja machen."

„Ach ja so, diesen Gedanken haben Sie sogar irgendwo niedergeschrieben. Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie dann auch noch dichten?"

„Weiß nit. Immereinmal kann ich halt abends gar nit einschlafen, wenn ich vorher nit was zusammengedichtet und aufs Papier geschrieben hab'."

„In welche Schule sind Sie gegangen?"

„Nun, halt so bei uns daheim. Ein alter Schulmeister."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Vater und Mutter."

„Sind Bauersleute?"

„Nothige."

„Geschwister?"

„Zwei Brüder und zwei Schwestern."

„Dichten die am Ende auch?"

„Nein, die lachen mich bloß aus.“

„Ich habe in Ihren Schriften auch Liebesgedichte gefunden“, sagte der Herr.

Jetzt wusste der Bursche nicht, wohin mit seinem Gesicht.

„Wenn Sie solche Liebesgedichte machen, denken Sie dabei an jemand? — Na, nur heraus mit der Farbe.“

Der Junge krebsroth und stumm.

„Na, das ist ja keine Schande in Ihrem Alter, einundzwanzig, nicht wahr? Ein Mädel zu lieben. Ist sie blond?“

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Also braun!“

Hauchte der Junge: „Weiß nit.“

„Ein hübsches, liebes Mädel, wie?“

Der Junge neigte den Kopf auf Ja. Im Augenblick ärgerte es ihn unbändig, ein Geheimnis, das er noch niemandem anvertraut, auch ihr selber nicht, diesem Mann so urplötzlich eingestanden zu haben. Er ahnte damals nicht, dass dieser fremde Herr ein Freund sei, dem er noch alle Geheimnisse seines Lebens, Freud und Leid, mittheilen würde.

Der Bergbursche war — ihr wisset es schon. Und der blonde Herr war Doctor Adalbert Svoboda, Hauptredacteur der „Tagespost“ in Graz.

Ich habe Lust, das Gespräch jener ersten Stunde noch ein bisschen weiter zu verfolgen.

„Wie Sie mir schrieben, sind Sie bei einem Bauernschneider in der Lehre. Gefällt es Ihnen dort?“

„Oh, ganz gut. Aber können thu' ich noch nit viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt hereinkommen? Da ließe sich vielleicht eine passende Stelle für Sie auffinden, dass Sie Gelegenheit hätten, etwas zu lernen.“

„Am liebsten wär's mir halt“, sagte nun der Junge, brachte aber das Wort nicht zu Ende.

„Wenn Sie studieren könnten?“

„Wenn — wenn etwas von meinem Gedichteten in die Zeitung hineingedruckt werden thät'.“

Der Doctor zuckte mit dem Kopf zurück, dass seine Brillen einen scharfen Blitzer gaben. Dieser eitle Herzenswunsch des Gebirgskindes schien ihm nicht zu gefallen. Es war ein Fehler, den das Naturkind mit dem Stadtschöngeist gemein hatte, und das that ihm wahrscheinlich leid.

„Lieber junger Petrus“, sagte er dann, „bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Ich finde Talent in Ihren zahlreichen Versuchen, aber Ihre Orthographie — das heißt Rechtschreibung — ist haarsträubend. Auch die Gedanken noch unreif, obgleich

mancher darunter ist, der — hm, der sich in richtiger Form schon einmal ans Licht wagen könnte. Die Bilder in Ihren Schriften haben Sie wohl auch selbst gemacht? Vielleicht hätten Sie näher zum Maler, als zum Dichter. Das soll sich erst zeigen. Ich will etwas für Sie thun, Petrus, für Sie wohlhabende Leute suchen, die Ihnen den Aufenthalt in der Stadt und eine Ausbildung möglich machen. Sie sind gestern zu Fuß nach Graz gekommen. Sechzehn Stunden lang. Sie wollen morgen wieder nach Hause? Da werden Sie auf der Eisenbahn fahren."

Der Bursche schüttelte den Kopf, auf der Eisenbahn, das würde er nicht thun.

„Sie werden es schon thun", lachte der Doctor und klopfte ihm auf die Achsel. „Ihre Handschriften behalte ich aber noch, verstehen Sie? Will darüber einen Artikel, das heißt, einen Aufsatz schreiben, der Ihnen nützlich sein soll. So, jetzt sehen Sie sich einmal die Grazerstadt an. Und mittags ein Uhr kommen Sie wieder, da wollen wir mitsammen speisen."

Das war dem Burschen ganz traumhaft! Es war ein unerhörter Fest-tag. Als ob seinetwegen die schneeweißen Linnen und das Silberbesteck, und die Extrateller, und der Braten und der Kuchen und die schönen, überaus gütigen Menschen da wären. Eine herzensfreundliche sanfte Frau, zwei weißberockte blondköpfige Mädlein mit großen Rundaugen wie Engel in der Kirche. Und „Er" dazu, der immer Fragen that, ernsthafte und heitere, und dabei manchmal ein wenig Wein in das Glas goss, bis das Zünglein des Bergknaben lustig klapperte und dem Doctor das ganze Menschlein von außen und innen offen dalag.

Dann kam auch schon das Abschiednehmen.

„Sie können deshalb nicht zu Fuß nach Hause gehen", sagte der Doctor, „weil Sie ein großes Bündel zu tragen haben. Ich gebe Ihnen hier Bücher mit und merken Sie jetzt auf. Diese da mit dem rothen Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen hier lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen muss." Die ersteren bestanden nämlich in neuen Schundromanen, die letzteren waren Classiker. „Na, aber nachschreiben dürfen Sie auch diese da, die Gebundenen, nicht", setzte er bei. „Nur von der Form und dem Geschmack sollen Sie lernen, die Erfindung und die Gedanken müssen Sie selber dazugeben. Lesen sollen Sie so viel als möglich, Ihr Geist muss reifen. Und beim Dichten denken Sie mehr ans Leben, das rings um Sie ist, als an die Bücher. — Dann noch etwas, Petrus. Ihr Röcklein, das Sie anhaben, ist zwar ganz sauber, aber an den Schultern zu eng, däucht mich, und die Ärmlinge zu kurz. Sie sehen, dass auch ich vom Handwerk etwas verstehe. Sie können das Röckchen daheim ja Ihrem jüngeren Bruder schenken, und Sie ziehen diesen da an. Sie erlauben

schon!" Damit zog er seinen schwarzen feinen Rock mit dem rothen Seidenfutter aus, so dass er einen Augenblick in schneeweißen Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den schwarzen Rock aber musste der Bergbub an den Leib nehmen.

„So, lieber Petrus, haben Sie gut aufgepackt? Nun leben Sie wohl. Wenn Sie ein Anliegen haben, so schreiben Sie mir nur ganz offenherzig. Sobald sich für Sie etwas findet, werde ich sofort benachrichtigen. Geben Sie acht, aus Ihrem Rock nichts zu verlieren. In der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille. Halten Sie sich gut. Auf Wiedersehen!"

Als der Junge auf der Gasse war, zwickte ihn die Neugierde, was das denn wohl sein möchte — ein Portefeuille! Und war's ein Geldtäschchen mit Inhalt.

Dann auf der Eisenbahn nach Hause. —

Das also ist die erste Begegnung gewesen mit dem Manne, der mir alles geworden ist, was ein unerfahrener Wanderer auf seinen ersten Weltwegen braucht — Stab, Handhabe, Wegweiser. Der mir nicht Freund, das ist zu wenig gesagt, nein, der mir Lehrer, Vater und Bruder geworden ist. — Wie es dann kam, ist schon bekannt. An zwanzig Jahre lebten wir zusammen in Graz, während Svoboda in seiner einflussreichen Stellung nicht bloß mir, sondern noch hundert anderen jungen Leuten unermüdlich Gutes that, vielen armen braven Studenten Freund und Berather gewesen ist. Mancher der heute im Lande Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke besonders der Auffindung, Unterstützung und Ausbildung literarischer und künstlerischer Talente; er hatte dafür nicht bloß das warme Herz, sondern auch das scharfe Auge und die glückliche Führerhand.

Als Svoboda — ein geborener Prager — im Jahre 1862 seine Professur in Marburg niedergelegt hatte, um die Redaction der „Tagespost" zu übernehmen, zählte dieses Blatt nur wenige tausend Abnehmer, unter seiner Leitung ward es bald das maßgebende publicistische Organ Innerösterreichs. Nicht bloß politisch, auch gesellschaftlich und literarisch war es ein Hauptfactor der Cultur in den Alpenländern geworden. Ein selbständiger Geist, der andere Richtungen nicht immer brauchen konnte, pflegte er sich seine Mitarbeiter aus jungen Kreisen selbst zu erziehen. Seine Schule war strenge aber fruchtbar. Von den Correspondenzen aus der Provinz wurde nie eine in ihrer ursprünglichen dilettantischen und geschwätzigen Form abgedruckt, jede concentriert und stilisiert, so dass mancher Mitarbeiter bei Svoboda in einer guten Schule für Geschmack und Stilistik war, ohne Lehrgeld zu zahlen. Er war ein geborener Lehrer und blieb es auch als Journalist. Seinen vornehmen Ton und Zartsinn haben in höchstem Grade jene erfahren, die mit Svoboda persönlich verkehrten. Eine fein-

besaitete Natur voll lebhafter Empfindung, abhold aller Roheit, leicht verletzbar und ebenso leicht wieder vergessend und immer bereit, jedem, der sich an ihn wandte, zu nützen.

Svoboda machte zurzeit große Reisen in den Alpen, deren Natur und Bewohner er sehr liebte, und noch größere Reisen nach dem Süden und nach dem Norden, unermüdlich und verständnisvoll in sich aufnehmend, was Natur, Volksthum und Kunst an Wissenswertem und Anregung boten.

Sein Hang zu Wissenschaft und Kunst steigerte sich in dem Maße, als das politische, demnach auch das journalistische Leben unruhiger und gemeiner wurde. So zog er sich 1882 von der Publicistik zurück, um ganz seinen Studien zu leben. Später übersiedelte er nach München. Dieser und der folgenden Zeit verdanken wir drei populär-philosophische Werke Svobodas: „Kritische Geschichte der Ideale", „Neue Musikgeschichte" und „Gestalten des Glaubens". Besonders letzteres Werk erfreut sich einer großen Würdigung in den gebildeten Kreisen des deutschen Volkes. Vorurtheilslos und mit edlem Freimuthe prüft der Gelehrte in diesem Werke die Religionen der Völker, und sein Erstes und Letztes ist das Gute an sich, das Wohlwollen zu allen Wesen.

So zählt dieser Mann zu den wenigen Auserwählten, deren Worte und Leben eins sind, die ihr Leben lehren und ihre Lehre leben.

Von München wurde er Ende der Achtzigerjahre nach Stuttgart berufen, als Chefredacteur der „Neuen Musikzeitung", deren ästhetischer Wirkungskreis dem feinbeseelten Manne besser zusagt, als früher die wilde Arena für Politik und Parteikämpfe. Seine Familie wohlversorgt, eine edle, ihn verstehende Lebensgenossin zur Seite, körperlich gesund und geistig frisch, so begeht er in dieser Zeit seinen siebzigsten Geburtstag. — Das Gute, das Adalbert Svoboda den Menschen gethan hat, es komme ihm zurück und verkläre den Nachsommer seines Lebens!

Peter Rosegger.

Kleine Laube.

Ein Blick auf die Novemberereignisse in Graz.

Ich bin auch dabei gewesen. Als zu den Fenstern herein, die nächtliche Ruhe immer wieder unterbrechend, der wilde Lärm dröhnte, als — die Zimmerwände wie mit niederzuckenden Blitzen beleuchtend — die Raketen aufstiegen und ein Knattern zu vernehmen war, das vielleicht nicht von den Raketen allein herrührte, — stieg ich aus dem Bette und eilte ins Freie, ich der Revolutionär!

Man hatte zwar gelegentlich gemeint, mein fortwährendes Predigen altbewährter Sitte lasse eher auf einen Reactionär schließen. Und thatsächlich, wenn mir so Vieles in der Gegenwart nicht recht war, dachte ich manchmal sehnsüchtiger der Vergangenheit, als der Zukunft. Aber die Polizei traut mir nicht. Manches Heft des „Heimgarten" ist ihrer Wachsamkeit zum Opfer gefallen, und die Censur meiner Heimatstadt sieht sich seit jeher veranlasst, in meinen steirischen Vorlesungen jedes Wort mit größter Sorgfalt zu überwachen, um Unheil zu verhüten. Also muss wohl was dran sein. Als Reactionär hätte ich im warmen Bette liegen bleiben können. Als Revolutionär musste ich dabei sein.

Also trat ich hinaus in die stürmische Nacht. Obschon über Graz der klare Sternenhimmel ruhte, nahm ich doch einen Regenschirm mit. Um für alle Fälle wehrhaft zu sein! Tausende und tausende von Menschen wogten durch die Straßen, schrien, thaten schrille Pfiffe, Studenten sangen deutsche Lieder. — Erregte Arbeiterscharen fluteten hin und her. Im Sonntagsgewand waren die meisten, den grünen Steirerhut hoch schwingend in der Luft. Von dem berüchtigten „Gesindel" und „Mob", so sich bei derartigen Anlässen ja zu zeigen pflegt, bemerkte ich wenig. Und wären sie auch da gewesen, diese Schatten des Elendes und des Lasters — heute hätten sie einen Festtag gehabt. Die Anarchie und die Willkür, so hieß es, war sanctioniert worden! — Eine große Erhebung war in den Leuten. Eine unbeschreibliche Entrüstung war in ihnen.

Die Revolution im österreichischen Parlamente ist bekannt. Das Duell Badeni-Wolf war ein grelles Vorgewitter gewesen. Dann kamen schlimme Dünste, grause Stürme, die mit dem Gewaltstreich des Falkenhayn'chen Antrages ihren Höhepunkt erreichten. Deutsche Abgeordnete, die, bis aufs Äußerste gereizt, mit den schärfsten ihnen zu Gebote stehenden, aber noch immer nicht ungesetzlichen Mitteln für ihr Volksthum kämpften, wurden von der Polizei gewaltsam aus dem Hause geführt, der schneidigste darunter sogar in den Arrest. Was war

das? — — Jetzt erhob sich aber das Volk, das ganze deutsche Volk in Österreich, soweit es für die natürliche und culturelle Zusammengehörigkeit von Stammesgenossen Empfindung hat. Ein Schrei der Entrüstung gieng durch das alte Reich. Ich machte in jenen Tagen eine Reise durch unsere Alpenländer. Etwa um zu demonstrieren? Die Demonstrationen des alten Revolutionärs bestanden darin, dass er zu Gunsten des deutschen Schulvereines heitere Vorlesungen aus dem deutschen Volksthume der Steiermark hielt. Die Censur hatte sich in den Städten da westlich drüben gar nicht nach mir umgesehen, ich war also schrankenlos, fessellos frei! — Aber es ist zu nichts gekommen, als zum Lachen, und das — versicherten die Leute — hätte sie beruhigt, hätte ihnen wohl gethan in ernster Zeit. — Auf dieser Reise hatte ich denn gesehen, wie entschlossen und kampfesfroh die Leute waren, welch ein Abscheu und Zorn selbst in den harmlosesten, ruheliebendsten Menschen wüthete gegen die unerhörte Vergewaltigung des deutschen Volkes im österreichischen Parlament. Es war zum Jauchzen über die Einigkeit der Deutschen in den Tagen der Gefahr!

Mit solchem Hochgefühle bin ich denn auch durch die Straßen gezogen in jener Nacht zu Graz. Zuerst sah ich am Kaiser-Josef-Denkmal die Begeisterung sich entladen. Sie finden ihn wieder, den zeitweilig vergessenen Volkskaiser mit dem deutschen Feuerherzen. — Unsere Studenten! Oft habe ich studentische Thorheiten gerügt, weil es mir leid that um diese Jugend, die unsere Liebe, unser Stolz, unsere Hoffnung ist. In diesen Tagen aber — ich jubelte darüber wie eine Lerche über goldig wogendem, blumigem Kornfeld! — hat sich das deutsche Studententhum wieder in seiner idealen Größe gezeigt. Diese heilige Begeisterung! Diese reine, zum Himmel lodernde Flamme für Nation und Vaterland. — Aber sie waren auch sehr schlimm, die Herren Studenten! Sie haben vor dem Kaiser-Josef-Denkmal die „Wacht am Rhein“ gesungen und dieselbe Ehre auch anderen, noch lebenden Personen zugedacht, woran sie jedoch durch Soldaten verhindert worden sind. Dann haben die Studenten auf öffentlichem Platz ein deutsch geschriebenes Grazer Zeitungsblatt verbrannt, das sich seit jeher nicht genugthun konnte, deutsch-nationales Volksthum zu schmähen und zu verdächtigen, aber auch die berechtigten politischen Forderungen der Arbeiter auf das Roheste zu beschimpfen. Ferner haben die Studenten eine Musikbande bosnischer Soldaten lebhaft vom Platz gebeten. Endlich haben die bösen Studenten auf der Gasse noch manch andere Volksbelustigung ausgeführt. Das, was die Revolution sonst mit brutalster Faust zu thun pflegt, haben die Studenten fröhlichen Humors mit Hilfe heiterer Gestaltungskunst bloß versinnbildlicht. In der That aber niemandem auch nur ein Haar gekrümmt.

Bedenklicher war die Bewegung der Arbeiter, die vom Donnerstag an, als der Gewaltstreich im Parlamente bekannt wurde, stündlich mächtiger und unheimlicher wurde. In den Massen, die sich in dieser Samstagnacht durch die Straßen wälzte, wurde allerdings manch wilder Drohruf laut. Aber kein Waffenzeug hatten sie bei sich, Steine schleuderten sie in einige Fenster. Einen braunen Gesellen, der seine Faust gegen Himmel ballte, hörte ich die Worte rufen: „Jetzt ist alles erlaubt! Alles! Gewalt geht vor Recht! Vorwärts!“

Zur Stunde ist es mir neuerdings klar geworden, was das böse Beispiel bedeutet. Besonders, wenn's von weithinschauender Stelle kommt, wo das gute Vorbild stehen sollte! Dieser Handstreich des Präsidenten Abrahamowitsch ist verhängnisvoll geworden nicht für das hohe Haus allein . . . . Und eine solche Entwürdigung unseres geliebten alten Österreichs hätten sich die Deutschen, die es gegründet, die es zu hoher Cultur gebracht, ruhig gefallen lassen sollen?

An finster drohenden Bosniern vorüber durchschritt ich die innere Stadt. Da war es unheimlich. Die Hauptstraßen und Plätze fast menschenleer, in den Seiten-

gassen staute sich, laut lärmend oder dumpf grollend, die Menge, von den Einfassungen der Bosnier zurückgedämmt. Diese Türken in ihren weiten Pumphosen und rothen Fessen standen, das Gewehr gesenkt, schuss- und stichbereit da. Ihr Ausrücken und Gerüchte, dass schon geschossen worden sei, waren eine Hauptursache der Erbitterung im Volke. Hie und da sah man Wachleute widerstrebende Gestalten dahinschleifen. Dazwischen immer vereinzelte Ausrufe: Ein „Nieder!" diesem, ein „Heil!" jenem. Plötzlich helles Geschrei: „Die Arbeiter! Die Arbeiter kommen!" Jetzt war die Menge entfesselt und wogte durch die breiten Straßen, diese ganz füllend. Ich wurde eine Strecke mitgerissen und dachte halb im Spass, halb im Ernst: Jetzt könnte man den Regenschirm aufspannen. Denn es hagelte Steine. Nun stürmten die Bosnier heran, die ersten Schüsse knallten. Furchtbare Panik. Alles drängte den Murbrücken zu, die Söldner in schäumender Wuth nach, schießend, schlagend, stechend. Einzelne Personen, die harmlos des Weges gegangen, anfallend, auch Greise und Frauen verwundend. Eine Gruppe von Männern stand dort und sang die Volkshymne, diese Gruppe wurde auseinandergesprengt und einige der Sänger durch die Hausthore bis in den ersten und zweiten Stock verfolgt. Es war wieder ein Türkenkrieg in Steiermark, wie in alten Zeiten.

Als der Kampfsplatz menschenleer geworden, schleppten sich Verwundete mühsam fort. Ein Todter lag auf dem Pflaster, in dessen Blutlache Arbeiter stumm und finster ihre Sacktücher tauchten.

Im Ganzen waren zwei Menschen erschossen und einer — acht Tage vorher bei dem Aufruhr einer öffentlichen Versammlung — erstochen worden.

Das eine hat sich bei diesem Theil der Tragödie gezeigt, wenn's um die Freiheit geht, steht das Volk wieder so stramm und einig wie vor fünfzig Jahren. In dieser Sache hat sich nichts geändert. Voller Opferwilligkeit ist das Volk für das alte Reich. Aber wenn's um jene sittliche Freiheit geht, die dem Menschen von Gott und Natur gegeben und von der Geschichte verbürgt worden ist, dann vereinen sich die Parteien gegen den gemeinsamen Feind!

Wie überaus gutmüthig und versöhnlich die deutsche Bevölkerung aber ist, das bewies sich am nächsten Tage. Als die Bosnier zurückgezogen wurden und heimische Soldaten die Stadt besetzten, da jauchzten die Leute diesen Soldaten zu und setzten sich mit ihnen in ein gemüthliches Verhältnis. Und als der Fall des polnischen Ministeriums und die Enthaftung des Abgeordneten Wolf bekannt wurde, da verwandelte sich die dumpfe Entrüstung sofort in namenlosen Jubel und durch die spontan beleuchtete Stadt zogen tausende froher, friedlicher Menschen. Und es war doch die Sprachenverordnung noch nicht zurückgenommen, und noch nicht der unglückselige Paragraph Falkenhayns.

Die Czechen in Prag haben einige Tage später eine weit größere Leistungsfähigkeit bewiesen, als die Deutschen in Graz, die ihren Protest mit mehreren Menschenleben zu bezahlen hatten!

Was thaten denn die Deutschen in Österreich so Schlimmes? — Sie protestierten gegen die Entdeutschung des altehrwürdigen Habsburgerreiches. Sie vertheidigten ihr historisches Recht. R.

Ein Ausspruch Kaiser Josefs II. über den Zweikampf.

Mitgetheilt von Franz Goldhann.

Manchmal kommen mir alte Aufschreibungen, vergilbte Briefe und dergleichen unter, welche Kunde geben von längstvergangenen Zeiten und Menschen. Und ich lese mit doppeltem Interesse darin, wenn die Schriftstücke der Hand mir lieber,

nahestehender Personen entstammen; weht aus solch vergilbten Blättern doch zumeist der Hauch jener „guten, alten Zeit“, die — und das lasse ich mir nicht nehmen — Besseres, Tieferes gezeigt hat, denn unsere raschlebige, gemüthsleere Gegenwart.

So stieß ich auch jüngst auf ein Blatt aus der Mappe meines Großvaters, dessen Inhalt für die heutigen Tage und Menschen nicht ohne Interesse sein dürfte, weshalb die vielleicht wenig gekannte, oder schon vergessene Ansicht eines großen deutschen Fürsten über Ehre hier Platz finden mag.

Kaiser Josef spricht sich folgendermaßen gegen den Zweikampf aus: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, welche den Zweikampf vertheidigen und zu rechtfertigen suchen. Wenn ich Officiere habe, die mit Entschlossenheit sich jeder feindlichen Gefahr aussetzen, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth und Tapferkeit im Angriffe, sowie in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgiltigkeit, welche sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als für einen römischen Fechter. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte Tamerlans und Bajazets angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben. Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter voll Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur der sein, welcher die Staatsgesetze verehrt.“

Das klingt beinahe wie Zukunftsmusik und wurde doch vor — so langer Zeit gesprochen. . . . . .

Über die Verwendbarkeit des Dialectes in der Literatur.

Der Dialect ist der natürliche Vater der hochdeutschen Sprache, oder — ihr verkommener Sohn. Im ersteren Falle heißt er Volksmundart, im letzteren — Jargon. Ländliche Volksmundart ist stets gesunder Jungstock zur Cultursprache, Jargon ist Entartung derselben. Im Walde und auf dem Dorfe, wo die Menschheit im Aufsteigen ist, spricht man die Mundart, in den Großstädten, wo sie im Niedergang ist, spricht man Jargon. Jargon kann in der Literatursprache nur zur Charakteristik einzelner Persönlichkeiten, oder für einen komischen Zweck verwendet werden. Mundart kann die Sprache eines ganzen Volksstammes sein, wie die oberbairische, die allemannische, die plattdeutsche. Sie genügt den sprachlichen Bedürfnissen eines Naturvolkes, sie fügt sich allmählich in Regeln und formt sich zu poetischen Schönheiten, sie klärt sich zur Schriftsprache und entfaltet sich allmählich zur großen Cultursprache des Volkes. Sprachen können nicht gemacht werden, wie Kirchtagspfeifen, sie müssen wachsen wie Menschenzungen. Und in dem Maße, als ihnen frisches Leben aus dem Urkörper des Volkes zuströmt, haben sie die Kraft, künstliche Bestandtheile, als: Fremdwörter undeutsche Satzformen, unnatürliche Wortbilder, schwulstige oder leere Redensarten u. s. w. auszustoßen.

Ein deutscher Schriftsteller, der es nicht verschmäht, von ihm aufgefundene und wohlverstandene mundartliche Ausdrücke und volksthümliche Wendungen zu gebrauchen, führt der hochdeutschen Sprache frisches Erdreich zu. Eine Cultursprache bleibt nur so lange lebendig und entwickelungsfähig, als sie von den immer neu aufwuchernden Volksmundarten befruchtet wird. Wenn pedantische Schulmeisterei die mundartlichen Einflüsse auf die hochdeutsche Sprache unterbindet, dann ist's aus

mit der letzteren, sie verknöchert und vertrocknet, wird ein blutleeres Gespinst von Begriffen, ein Rattenkönig von Sätzen ohne alle sinnliche Anschaulichkeit, ohne Leben. Die Gelehrtensprache — Gott steh' uns bei!

Warum ringen wir Deutsche in Österreich so heiß um unsere Sprache? Weil sie das größte gemeinsame Gut des deutschen Volkes ist, nicht bloß die edle Form für einen edlen Gehalt, nein, vielmehr der Gehalt, die Verkörperung der deutschen Volksseele selbst, immer neu hervorquellend aus Natur und Leben. R.

Weihnachtstannen.

Wenn Winter die Berge verschleiert hat,
Dann kommen die Wälder wohl in die Stadt;
Viel tausende grüner Tannen. —
Sie schauen zwischen den Häusern vor,
Sie warten am Markt und vor dem Thor,
Dass man sie hole von dannen.

Ob so viel grünende Lebenskraft,
Die langsam heranwächst, wohl Gott erschafft,
Zu ihrem frühen Verderben? —
Die Bäumchen, von Frühling und Sommer gehegt,
Und Jahre um Jahre vom Förster gepflegt,
Damit in der Christnacht sie sterben?

Ja freilich! — Für solch einen Himmelsschein,
Wie ihn die Tannen der Weihnacht verleih'n,
Wenn sie im Kerzenlicht strahlen; —
Für solch ein beglückendes, heiliges Ziel
Sind tausend Bäume doch nicht zu viel,
Es mit ihrem Leben zu zahlen!

Nur selten thut sich der Himmel auf
Uns Menschen im irdischen Tageslauf,
Mit allem Sorgen und Hasten. —
Jedoch der Anblick vom Tannenbaum,
Der gönnt uns Vergessen in seligem Traum,
Befreit von des Lebens Lasten.

So kommt ihr Tannen nun groß und klein,
Zu arm und reich in die Häuser hinein,
Erscheinet im festlichen Kleide,
Von Kindern umjubelt, mit Wehmuth geschaut
Vom Alter, — und die Betrübten erbaut
Mit rührender Augenweide!

In Licht gehet auf! — und dann sterbet hin,
Und lehrt uns der Weihnacht tief innersten Sinn,
Dass Lieben bedeutet: „sich geben!" —
Die Liebe, die alles Dunkel durchbricht,
Sie kam in die Welt und sie wurde Licht!
Von Gott kam das Licht und das Leben!

Elisabeth Messerschmiedt.

Bücher.

Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. (Leipzig. Dunker & Humblot. 1897.)

Kein Geschichtswerk im gewöhnlichen Sinne; vielmehr setzt es beim Leser die Kenntnis der Geschichte voraus. Er weist Wilhelm dem Ersten seinen Platz in der Geschichte. Maßvollste Anerkennung, wärmste Bewunderung, aber nicht überschwängliches Lob. Neben Wilhelm steht ein Größerer, Bismarck. Uns ganz besonders interessieren die folgenden Charakterzüge. Zum Kriege 1866 war König Wilhelm kaum zu bestimmen, es bedurfte aller Drängnisse Bismarcks. Nach Königgrätz aber war es Wilhelm, der den Sieg rücksichtslos ausnützen und in Wien einziehen wollte, und war es Bismarck, der ihn davor zurückhielt und Österreich die denkbar mildesten Bedingungen machte. Zu entscheidendem Handeln schwer entschlossen, aber nach dem Entschlusse unentwegt die äußersten Folgen suchend. „Wenn schon, denn schon." Nur nach Sedan war Wilhelm nicht zu bewegen zum Natürlichsten, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen und den Titel „Deutscher Kaiser" anzunehmen. Bismarck und der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatten den schwersten Stand, bis sie es durchsetzten. Wilhelms Ideal war die Größe Preußens, aber die Idee von dem geeinigten Deutschen Reiche war ihm zu fremdartig, zu großartig, um sie sofort fassen zu können. Sein Wesen war die Schlichtheit selbst, je größer der Sieg, desto inniger seine Demuth. — Marcks' Werk ist ein bedeutungsvoller Commentar zur deutschen Geschichte. M.

Ein kritisches Werk von Spielhagen.

Einen wertvollen Beitrag gewinnt die deutsche Ästhetik durch Spielhagens neuestes Werk: „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. (Leipzig. L. Staack-

mann. 1898.) Nach einer gedankentiefen Einleitung „Hanta Pei“ spricht der Verfasser von der epischen Poesie als Zeichen des Verkehrs, von der epischen Poesie im Verhältnis zu Goethe, gibt lichtvolle Streifblicke über den heutigen deutschen Roman, öffnet einen Blick in die amerikanische Romanliteratur und macht dann intime Bekenntnisse, wie seine „Problematischen Naturen“ entstanden und wie er zu dem Helden der „Sturmflut“ kam. Den zweiten Theil des Buches bilden überaus lichtvolle Abhandlungen über das moderne Drama und seine Hauptvertreter. M.

Sicilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen von J. V. Widmann. (Frauenfeld. J. Huber. 1898.)

Mit einem hochgebildeten, munteren und geistreichen Mann eine Reise zu machen, steigert das Reisevergnügen zu einem doppelten und selbst wenn eine solche Reise auch nur im Buche gemacht wird. Auf diese Weise kann man bequem, billig, äußerst angenehm mit dem schweizerischen Dichter J. V. Widmann Reisen über die Alpen nach dem Süden machen, nach Oberitalien, in italienische Städte und Badeorte, sogar nach Sizilien. Man mag ja über diese Gegenden schon vielfach unterrichtet sein, aber sie durch das Prisma eines eigenartigen Menschen zu betrachten, bleibt immer ein hoher Genuss. Die Reise nach Sicilien hat Widmann mit seinem Freund Johannes Brahms gemacht, von dem einige rührende Charakterzüge mitgetheilt werden, besonders zu gedenken, wie Brahms an seinem siebzigsten Geburtstage, während ihm alle Welt im Norden glänzende Ehren brachte, in einem stillen, dunklen Zimmer Neapels saß, um den Reisefreund, der sich den Fuß verstaucht hatte, zu pflegen und zu erheitern. Widmanns Auge für volksthümliche Eigenthümlichkeiten, für landschaftliche Besonderheiten findet uns herrliche Stoffe auf, die seine Feder auf das anmuthigste darstellt. M.

Die Seele. Ein Menschenleben in Gedichten. Von Edith Gräfin Salburg. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Bei derlei Erscheinungen thut es dem Heimgartenmanne nur leid, in seinem Blatte für Bücher nicht mehr Raum zur Verfügung zu haben, um sie nach Gebür würdigen zu können. Wir müssen uns, wenigstens einstweilen, darauf beschränken, das Erscheinen des neuen Buches der talentierten steirischen Dichterin kurz anzuzeigen. Verrathen nur noch, dass ein wohlgetroffenes, selten fein ausgeführtes Bildnis der Verfasserin das Büchlein ziert. M.

Tempi passati. Dichtungen von Jenny von Reuß. (Graz. Wagner. 1898.)

Ein deutscher Literaturhistoriker bezeichnet bei der Besprechung der Heine'schen Lyrik dessen Gedichte manchmal als „Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen“. — Dieses Wort fällt mir ein, wenn ich das vorliegende Buch nach Anfang, Mitte und Ende beurtheilen soll. Es sind zwar nicht durchaus Engelsköpfe, die in diesen Dichtungen umherflattern, aber doch mitunter recht anmuthige und leichtbeschwingte poetische Genien, die uns viel Schönes und Interessantes zuflüstern von einer reichgestimmten Menschenseele, die in schöner Form und mit verblüffender Wahrheit die Leiden und Freuden ihres Herzens ausspricht und daneben manch kluges und gemüthswarmes Wort über Welt und Leben fällt. Auch hat dieses echt lyrische Talent den nicht gerade häufigen Vorzug einer stets energischen und wirksamen lyrischen Pointe. Das Buch läuft zwar nicht in eine „Fratze“, aber doch in ein recht bedenkliches Anhängsel aus. Es ist dies das letzte Stück „Fragment einer Novelle in Terzinen“. Wenn die Dichterin besser berathen wäre und statt des Fragmentes uns eine in sich abgeschlossene Künstlernovelle mit Anfang und erdichtetem Schlusse geboten hätte, so wäre ihr noch Gelegenheit genug geblieben, der heißblütigen Apotheose ihres geliebten „braungelockten“ Künstlers — denn darauf läuft das ganze Stück und auch ein gut Theil der voranstehenden Dichtungen, wie beispielsweise der vierte Abschnitt „Liebe“ hinaus — dichterischen Ausdruck zu leihen und der Dichtung selbst einen gewissen objectiven Charakter zu wahren. Aber als bloßes Fragment tragen diese Terzinen doch zu sehr das Merkmal persönlicher Herzensergießungen und verrathen sich durch das ungeschminkt Thatsächliche des Inhaltes als eigenes Erlebnis. Es ist nun nicht das stark erotische Element, das uns dabei befremdet, auch nicht die seltene Unbefangenheit, womit hier sonst gern verschwiegene Alkovengeheimnisse ans Tageslicht gezogen werden — die neueste Lyrik hat uns an viel Ärgeres gewöhnt. Aber die reich begabte Dichterin darf sich nicht wundern, wenn einfache und philiströse Leser. die nun einmal für sogenannte „Künstlermoral“ kein Verständnis haben, auf den Wunsch gerathen, dass die Stimmung, welche die Verfasserin in dem schönen Gedichte „Selbsttäuschung“ so wahr ausspricht, auch diesem Fragmente gegenüber Herr geworden wäre, und wenn nicht für das Ganze, doch wenigstens für einzelne Abschnitte desselben zu dem Ergebnisse geführt hätte, das die Schlussstrophe des erwähnten Gedichtes enthält:

> Doch auf Papier zur Sprache dann gekommen
> Erscheint, was für bedeutend wir gehalten,
> Als kindisch Lallen nur und schambeklommen.
> Ins Feuer schleudern wir des Wahns Gestalten.

Dr. Heiter.

Deutsche Götter- und Heldensagen. Für die Jugend erzählt von Hermine Möbius. (Dresden. Alexander Köhler.)

Knapp vor Abschluss des Heftes kommt uns dieses Buch zu, das für Weihnachten

anzuzeigen mir im Interesse der deutschen Jugend als Pflicht erscheint. In schöner, schlichter Sprache erzählt die Verfasserin die großen Urberichte aus dem religiösen Glauben und Fühlen der alten Germanen, sowie die halb mythischen Heldengestalten aus den Kampfzeiten unseres Volkes. Auch die Nibelungensage hat in diesem Buche eine so gedrängte, anmuthige und gesittete Form erhalten, dass niemand sie für langweilig oder der Jugend ungeeignet halten wird. Das Buch ist mit künstlerischen Bildern von E. H. Walther und Th. Arldt geschmückt, auch sonst hübsch ausgestattet, und so kann es in jeder Beziehung für den Weihnachtstisch wärmstens empfohlen werden. R.

„Adieu Papa und andere kleine Geschichten" von C. Karlweis. (Wien. Robert Mohr. 1898.) Vom Verfasser der Volksstücke: „Der kleine Mann", „Goldene Herzen", „Das grobe Hemd" liegt hier eine Sammlung Wiener Schilderungen und Charakterskizzen vor. Man kann nicht leicht einfachere Stoffe wählen, aber just in der feinen Wiedergabe solcher zeigt sich der Meister. Man lese die kleinen Sachen „Adieu Papa", „Adam und Eva", „Zwei Stunden Ehe und das köstliche „Die Schand". Das Büchlein will durchaus nicht schwerwiegend in die Literatur fallen, aber es ergötzt auf etliche Stunden, und das ist auch nicht ohne. R.

Studien und Phantasien nennt sich eine Bildermappe von C. C. von Rappard. (München. F. Bruckmann. 1897). Es sind sechzehn Bilder in Radierung (Steindruck und Lichtdruck) in der Manier der bekannten „Jugend-Illustrationen". In solche Manier muss der Beschauer wohl erst nach und nach hineinwachsen, bis er zum Bewunderer wird. Stoff und Auffassung dieser Rappard-Bilder müssen großartig genannt werden. Die Phantasien, z. B. „Die Schuld", „Die französische Revolution" sind von großartig schauerlicher Wirkung. Dass die Dinge allegorisch sind, versteht sich bei einem modernen Künstler von selbst. M.

Freunde edler Volksliteratur müssen wir aufmerksam machen auf die Schriften von **Heinrich Hansjakob.** Der Mann ist Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, wo sein schneidiger College Alban Stolz gewohnt. Aber Hansjakob ist kein Zelot, seine Erzählungen sind voll warmer Menschlichkeit. Er ist ein großer Kenner der deutschen Bauernseele und hat eine überaus angenehme Art, sie uns vorzuführen. Vielleicht können wir uns einmal des Näheren mit diesem Schriftsteller befassen, heut' sei nur auf seine neueren Werke: „Bauernblut", „Aus kranken Tagen", „Der Lieutenant von Hasle" und besonders auf das eben erst bei Adolf Bonz in Stuttgart erschienene Buch „Waldleute" hingewiesen. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. (Wien. St. Norbertus. 1898.)

Hermine Proschkos reich und prächtig ausgestattete „Jugendheimat" steht in der Reihe der wertvollsten und vornehmsten Geschenkbücher und ist längst bekannt als das bevorzugte Lieblingsbuch der heranwachsenden Jugend Österreichs. V.

Fromme's Kalender. Da haben wir zunächst Vogls Volkskalender, redigiert von August Silberstein, ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes. Dann folgt der Wiener Auskunfts-Kalender, unerreicht an Vielseitigkeit und praktischer Brauchbarkeit seines Inhaltes, ein fast unentbehrlicher Behelf für Kanzlei, Comptoir und Haus, „Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender", „Einschreib-Kalender", Frommes „Schreibtisch-Unterlage-Kalender", Frommes Fachkalender. Es sind dann Frommes Kalender für den katholischen Clerus, für Handels-Akademiker, ferner der Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmaceuten-, Professoren- und Studenten-Kalender, u. s. w. V.

Kleines Commersbuch für den deutschen Studenten. Herausgegeben von Franz Ewald Thiele. (Leipzig. B. G. Teubner, 1897.)

Das vorliegende Commersbuch enthält in alphabetischer Reihenfolge, die das Aufschlagen der gesuchten Lieder ungemein vereinfacht, hundertachtzig Gesänge von Vaterland, Heimat und Fremde, Natur und Zeit, Schicksal, Liebe, Trinken, Singen und Geselligkeit und vom Studentenleben: Ernst und Scherz in buntem Wechsel und neben dem wohlbewährten Alten nicht wenig wertvolles Neues.

Kein Lied ist ohne Singweise, und jede ist in einer für hohe und tiefe Stimmen gleich bequem liegenden Tonart aufgezeichnet. V.

Büchereinlauf.

Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Novellen von Emil Mariot. Zweite Auflage. (Berlin. Freund & Jeckel. 1897.)

Freie Liebe. Von Karl Bleibtreu. (Berlin. Hugo Storm.)

Über Bord. Roman von Stanislaw Przybyszewski. (Berlin. Hugo Storm.)

Daswina. Roman aus dem fünften Jahrhundert von Wilhelm Schriefer. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.)

Die Gloriahose. Von Ernst v. Wolzogen. Illustriert von Fritz Reiß. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

's Burgele. Erzählung aus den Alpen von Paul Oskar Höcker. Illustriert von Fritz Reiß. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Agricola. Bauerngeschichten, erzählt von Dr. Ludwig Thoma. Mit Zeichnungen von Adolf Hoelzel & Bruno Paul. (Passau. Waldbauer. 1897.)

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. (Berlin. Hermann Walther. 1897.)

Kathe, ich und die andern. Neue Erfahrungen und Erlebnisse aus junger Ehe von Manuel Schnitzer. (Berlin. Friedrich Schirmer. 1898.)

Quitt. Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1898).

„Arbeiter." Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. (Zürich. Karl Henckell & Co.)

Waldesrauschen. Geschichten aus dem Volke von Otto Schaching. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Was Blumen erzählen. — Was mein einst war. Von Lothar Volkmann. (Düsseldorf. Ewald Blasius. 1898.) Märchenbüchlein für die Jugend.

Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild von Karl Gleitz. (Berlin. W. Groscurth. 1897.)

Der Steffelhofbauer. Volksdichtung von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus Vermehrte dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Gemischte Gesellschaft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Wollt ihr's hören? Erzählungen für junge Mädchen von Adelheid Wildermuth. (Stuttgart, Karl Krabbe.)

Ambros' Bücherei. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Bauernblut. Der Drahtbinder. Zwei Erzählungen von Ferd Reidhardt.

Des Kaisers Empfang und andere Erzählungen von Wilhelm Appelt.

Alpenrosel und andere Erzählungen von Eveline Petrovits.

Die Christbescherung und andere Erzählungen von Helene Stöckl.

Ein Liederfürst. Erzählungen aus dem Leben Franz Schuberts von Ferd. Reidhardt.

Aus dem Verlage von Gustav Körner, Leipzig:

Aus eigener Kraft. Anthologie aller Schriftsteller und Schriftstellerinen unserer Zeiten. Herausgegeben von Gustav Körner. Erster Theil. (Leipzig. G. Körner.)

Aus Kampf und Frieden. Gedichte von Ulrich Prusse.

Mein Strauß. Von Eugen Graf Aichelburg.

Greift nur hinein! Ernste und heitere Erzählungen von J. Agrander.

Dramatische Werke von Bohrmann-Riegen.

Liederborn. Gedichte von Emma E. Wagner. Dritte Auflage.

Im Kampf ums Dasein. Ein Schauspiel von Alphons Langer.

Aus Weimars schönen Tagen. Genrebild von Gustav Körner.

Das grüne Gewerbe. Jägerfahrten und andere Arten von Theodor Kölling.

Aus treuem Herzen. Wünsche und Gedanken von Sophie Sachs.

Klar und wahr. Humoristika, Lebensbilder und Gedichte von Hermann Beyer.

Abseits. Neue Gedichte von A. Stanislaus.

Hochsommer. Dämmerungsgesänge eines Einsamen von Engelbert Albrecht.

Knallerbsen und Brennesseln. Humoristisches Quodlibet von Engelbert Albrecht.

Gedichte von Josef Tollhammer. (Wien. Karl Gerolds Sohn.)

Musikantengeschichten. Von Karl Söhle. (Florenz und Leipzig. Eugen Diedrichs.)

Jagd-Humoresken. Von Adolf Schimann. (Commissions-Verlag Johann Küstner, B.-Leipa.)

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Aus alten Tagen. Ein Bild aus Georg Frundsbergs Zeit und Leben. Von Franz Born. (Mindelheim. Adolf Hundegger.)

Adalbert Stifter. Ausgewählte Werke in fünf Bänden. Studien, bunte Steine, Erzählungen. (Leipzig. C. E. Amelang.)

Die Clericalen. Von Michael Huber. (Znaim. Tournier & Haberler.)

Adel und Kirche in Österreich. Von T. W. Teifen. (Wien. Ignaz Brand.)

Kalender 1898. Von Prof. Langenscheidt. (Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.)

Unser Heiland. Evangelische Dichtung von Engelbert Albrecht. (Baden-Baden. Peter Weber. 1898.)

Du schönes grünes Alpenland! Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder. Von Cölestin Zocher. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1898.)

Die Salig-Fräulein. Ein Tiroler-Märchen in Versen. Von Angelika von Hörmann. Zweite umgearbeitete Auflage. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.

Arnulf von Kärnten. Epische Dichtung von Ludwig Jahne. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Gestalten und Töne. Gedichte von Georg Bachmann. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt „Concordia". 1897.)

Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Von Fred Lich. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

In stiller Klause. Gedicht von Karl Wilhelm. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Junges Grün. Von Maria de Luhs. (Dresden. E. Pierson.)

Einsiedelkunst aus der Kieferheide von Bruno Wille. (Berlin. Schuster und Loeffler. 1897.)

Liebesfrühling. Von Fr. Rückert. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Gedichte von Uhland. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Allgemeine Culturgeschichte. Von Dr. Reinhold Günther. (Zürich. Th. Schröter.)

Deutsche Literaturgeschichte für das deutsche Haus. Bearbeitet von Dr. Karl Storck. (Stuttgart. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1898.)

Der Kampf um das Deutschthum. Böhmen, Mähren und Schlesien. Von Karl Türk. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

365 Bilder aus Österreich-Ungarn mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Lauterburgs illustrierter Blockkalender für Österreich-Ungarn. 1898. Vierter Jahrgang. (Hannover. J. C. König & Ebhardt.)

365 Illustrations 1898. Lauterburgs illustrierter Abreißkalender.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit vielen Illustrationen. Zweiter Jahrgang (Berlin. Ch. Schoenfeldt. 1897.)

Katechismus des Haushaltes von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Wie gratuliere ich? Kinder-Glückwünsche, Vorträge und Erstaufführungen zu allen festlichen Gelegenheiten. Herausgegeben von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constanze von Franken. Siebente Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus der weiblichen Erwerbs- und Berufsarten von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Denkschrift des steiermärkischen Lehrerbundes aus Anlass seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes. Im Auftrage der Bundesleitung unter Mitwirkung des Herrn Bundesobmannes Gottlieb Stopper, zusammengestellt von Clement Pröll. (Graz. Verlag des steiermärkischen Lehrerbundes. 1897.)

Der Wiener-Bote für das Jahr 1898. (Wien. R. v. Waldheim.)

Der Jahresbote für Österreich-Ungarn 1898. (Wien. R. v. Waldheim.)

Trewendts Volkskalender für 1898. Vierundfünfzigster Jahrgang. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Anleitung zur Stopfmethode. Von Virginia Brunner. Mit zwölf Abbildungen. (Wien. Sallmayer'sche Buchhandlung. 1897.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. Y., Meran: Zwischen Benennung Schriftsteller und Dichter pflegt ein Unterschied gemacht zu werden, der oft nicht haltbar ist. Leute, die in Prosa schreiben, wenn auch Romane, Novellen, Märchen u. s. w., nennt man lieber Schriftsteller als Dichter. Der in metrischer Form Arbeitende hat den unbestrittenen Titel „Dichter" für sich. Wohl auch der Dramatiker. Demzufolge wäre Goethe als Verfasser von „Wilhelm Meister", den „Wahlverwandtschaften" u. s. w. nur Schriftsteller. Man sieht also, dass die Methode falsch ist. Nach meiner Meinung ist jeder ein Schriftsteller, der seine Schrift in die Druckerei stellt, um sie zu veröffentlichen. Ob diese Schrift nun ein Gelehrtenwerk oder ein Leitartikel oder ein Roman oder ein Gedicht ist. Die allgemeine Bezeichnung „Schriftsteller" fasst alle Publicisten zu-

sammen, ob sie nun Fachschreiber, Gelehrte, Journalisten oder Dichter sind. Wie es Schriftsteller gibt, die keine Dichter sind, so gibt es natürlich auch Dichter, die nicht Schriftsteller sind, das sind solche, die ihre Dichtungen vielleicht gar nicht aufschreiben, jedenfalls aber nicht drucken lassen. Insoferne ist der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller wirklich da. Ob man aber in Prosa oder in gebundener Sprache dichtet, das entscheidet nichts.

* Eine Berliner literarische Zeitschrift begann jüngst ihren Leitartikel also: „Ein seltenes Ereignis haben wir in diesen Tagen erlebt. In Deutschland hat wieder einmal ein Buch Erfolg.“ Nach diesen einleitenden Worten hat derselbe Aufsatz nichts Nothwendigeres zu thun, als das erfolgreiche Buch, von dem die Rede ist, als gänzlich unbedeutend tüchtig zu verreißen. — Das einzige Buch, das in Deutschland seit langem wieder einmal Erfolg hat, trachten die deutschen Schriftsteller — selber umzubringen.

P. A., Graz: Es wundert uns, dass das Wortungeheuer „beschlagnahmt“ auch von solchen Blättern gebraucht wird, die dem deutschen Sprachvereine nahestehen. Wäre von einer behördlich eingezogenen Zeitungsnummer nicht besser zu sagen: „Eingezogen“, „gesperrt“ „verboten“? Und wollte man für die böse Sache schon nicht ein gutes altes Wort verschwenden, so könnte man anstatt „beschlagnahmt“ ja ein neues Wort machen, z. B. „behördelt“ oder so etwas.

G. W., Graz: Sie wünschen bei den „Rosegger-Vorlesungen“ in Graz neue Stücke, nicht immer die alten. Sehr gerechtfertigt. Aber während der Vorleser in anderen Städten ein Vortragsprogramm von etwa siebzig Stücken hat, kann er in Graz kaum zwanzig davon öffentlich lesen. Sie errathen es, weshalb.

Ludwig v. B.: Der Bärenmarder nächstens. Ein interessantes Vieh.

W. J., Bruck a. d. L.: Gehören Sie auch zu jenem verrotteten und vernagelten Philisterium, welches sich einen Festtag draus macht, die Philanthropin von Harmannsdorf mit Hohn und Spott zu übergießen? Ahnen Sie denn nicht, dass Sie durch Beschimpfung dieser seltenen Frau Millionen von Menschen beleidigen, die eine gleiche große Weltanschauung hegen?!

Langjährige Abonnentin: In der deutschen Steiermark heißt es volksthümlich nur statt Dienstag: Irtag, statt Donnerstag: Pfingstag. Die Monate haben hier keine besonderen Namen, man sagt wohl Eismonat, Faschingmonat, Brachmonat u. s. w., wie das auch in anderen Gegenden der Brauch ist.

J. T., Trautenau: Die an Gesinnung ehrenswerten Verse mögen ihr gutes Plätzchen finden:

Sylvester-Trinkspruch.

Der Wanderer, der die Höh' ersteiget,
Der liebt es, ab und zu einmal,
Wenn sich ein schicklich Plätzchen zeiget,
Den Blick zu werfen in das Thal.

Er lässt im Geist die ganze Reise
Mit allen ihren Schwierigkeiten,
Die ihn gehemmt auf manche Weise,
Noch einmal rasch vorübergleiten.

Die Freude, sie besiegt zu haben
An jedem Ort aus eig'ner Kraft,
Ihm eine von den besten Gaben,
Den frischen Muth, den Eifer schafft.

Ist nicht des Menschen ganzes Dasein
Der Reise gleich, von der ich sprach?
Ist nicht der heut'ge Tag ein Grenzstein
Des Jahres, das zusammenbrach?

Doch nicht nach Meilen, sondern Jahren
Bemessen wir des Lebens Lust,
Berechnen wir der Sorge Scharen,
Die heimgesucht schon uns're Brust.

Noch steh'n wir fest und schauen rückwärts,
Es fasst uns die Erinnerung,
Das Rad der Zeit, es treibt uns vorwärts,
Doch sie, sie hält uns ewig jung.

Erinn'rung facht der Thatkraft Flamme
Zu immer neuem Brande an,
Erfahrung wird dabei zum Damme,
Der uns vor Übeln schützen kann.

Erweitert wird mit jedem Jahre
Des Geistes vormals enger Kreis,
Und nähern wir uns auch der Bahre,
Wir bleiben jugendfrisch als Greis.

So mag's denn schwinden, 's Jahr, das alte,
Gesellen sich zur Ewigkeit,
Wir zagen nicht — o Gott, das walte —
Begrüßen froh die neue Zeit.

Wir bleiben treu den eig'nen Pflichten,
Dem Volke treu und seinem Land,
Das and're wird der Herr verrichten,
Der uns erschuf mit seiner Hand.

So lasst uns denn die Gläser heben
Und leeren dann auf einen Zug:
Im neuen Jahr ein nützlich Streben,
Und reinen Glückes auch genug!

* Wir caprizieren uns durchaus nicht auf Einsendung literarischer Neuheiten. Dieselben sind oft so zweifelhaften Wertes, dass sie uns nur belasten, nicht bereichern. Bedeutendere Erscheinungen, die wir uns von den betreffenden Verlagshandlungen schon selbst erbitten werden, erfahren im „Heimgarten“ nähere Würdigung.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

5. Heft. Februar 1898. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am achtzehnten Sonntag.

Der Mai! Jetzt, Alter, kann ich meine Einladung machen. Jetzt steht der Empfangssalon bereit. Auch mein kleines Gemach ist anständig geworden.

Der Mai! Nicht mehr brauche ich die Stallthür zu meinen Öchselein hinaus offen zu lassen, wenn ich lese oder schreibe. Kann vielmehr die milde Frühlingsluft hereinlassen zum Fenster, und die Sonne scheint gerade auf die Truhe, dass dort sogar die gemalten Blumen anfangen, hell zu blühen. — Jetzt ist es eigentlich zu unrechter Zeit, wenn der Herausgeber der „Continental-Post“ Versuche macht, mich in die Stadt zu locken. Und er macht sie! Vor wenigen Tagen schrieb er mir einen entzückend liebenswürdigen Brief. Es bedürfe einer weiteren Probe nicht mehr, schrieb er, den Beweis, dass ich ein Charakter bin, der Wort zu halten versteht, hätte ich glänzend erbracht. Ich möchte nur zurückkehren in die Stadt, die jetzt mitten in ihren blühenden Gärten wie in einem Paradiese liege. Ein Mann werde der „Continentalen“ doppelt wert sein,

der mit so tapferer Selbstverleugnung für sein Fach praktische Studien gemacht habe. Ich könne eine entsprechende Gehaltserhöhung mit vollem Rechte beanspruchen, und er würde nicht ermangeln, meinen etwaigen „diesbezüglichen“ Wünschen gerecht zu werden. — Wie schön doch dieser Vogel jetzt singt! Er hat nicht immer so schön gesungen. Meine Antwort, dass ich für das gütige Interesse an meiner Person bestens danke, dass ich aber meinem Dienstherrn versprochen hätte, das volle Jahr bei ihm zu bleiben. Übrigens gienge es mir nicht schlecht, ich hätte meiner Tage nirgends so viel gelernt, als hier, und auch nirgends so viel verdient! — Es wird ihm unendlich leid sein! Natürlich um die zwanzigtausend Kronen.

Mein Verhältnis zu diesem Berghofe hat nun endlich auch eine Art bekommen. Ich bin verwendbar. Seit Mitte April ackern wir. Als zuerst die Pflugtheile: der Arling, das Sech, dann auch die Egge in Ordnung zu bringen waren, entdeckte ich in mir einen ganz brauchbaren Gesellen: den Schmied. Man lernt nichts umsonst! Ich habe den Arling geschärft, den Pfluggründel mit Ringen beschlagen und an die Räder die abgesprungenen Reifen geschmiedet. Das gelang so gut, dass meinem Hausvater fast angst und bang wurde, ich könnte nun mit Sonderansprüchen auftreten. Wenn der wüsste, wie gut mir das Jahr bei ihm gelohnt wird!

Meine Schmiedleistungen waren wohl doppelt am Platz, denn sonst hätte mir der erste Tag beim Pfluge leicht den Dienst kosten können. Das musst Du Dir vorstellen, Philosoph. Vorn an den Pflug sind zwei Ochsen gespannt, die vom Rocherl bei den Hörnern geführt werden. Hinten gehe ich drein, halte den Pflug bei den Hörnern und habe ihn so zu leiten, dass er den Rasenstreifen, etwa ein Schuh breit und ein halb Schuh tief, ausschneidet und umlegt. Wird die Furche zu schmal genommen, so richtet man nichts aus, wird sie zu breit genommen, so hebt es den Pflug heraus und der Arling kratzt seicht über den Rasen hin. Und das Festhalten in gleicher Breite, das Niedergründen, wenn der Boden seicht und sandig oder steinig ist, greift höllisch an. Zuerst hat's mich so hin und her geschleudert, dass der Rocherl lachend ausruft: „He, Hansel, bist zu gering beim Steißel?“ — Ganz hintendrein geht die Barbel mit der Haue, um die schlecht gelegten Furchen zu gleichen und vom Arling übersprungene Rasentheile umzuhauen. Je schlechter ich's mache, desto mehr hat das gute Mädel zu thun. Du kannst Dir denken, wie mich das spornt zur äußersten Anstrengung meiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Und so ist es mir durch Fleiß und Übung gelungen — ich kann nun ackern. Und dieser köstliche Erdgeruch! Das haucht einem so frisch kühl, so erdharzig ins Gesicht. Als ob man vom Rheinwein leicht berauscht wäre, so herzhaft wird einem zumuthe, wenn Erdsegen aufsteigt. Auf unebenen Feldern ackert man mit dem angedeuteten

Hinundherfurchen natürlich von unten nach oben. Und während wir mit dem Pflug auf die Anhöhe kommen, rückt unten schon der Hausvater mit dem Säetuch dran. Und wie der ältliche Mann unbedeckten Hauptes in Demuth und Würde zugleich über die braunen Schollen dahinschreitet, und das Korn der Erde opfert — so kommt mir das ganz weihevoll priesterlich vor. — Obschon müde an den Gliedern und voller Erdstaub die Hände, ist mir getragen zumuth, wenn ich dem Vater beim Säen zuschaue. Und dünkt es mich: Das ist der vornehmste Stand auf Erden; gleich nach dem Gottschöpfer kommt der Bauer. Er ist der erste Handlanger des Schöpfers. — Wer es mit eigenen Augen sieht, der muss glauben dran.

Nach dem Säen muss erst mit der Egge, oder wie sie hier sagen, mit der „Aren" der Same ins Erdreich gekämmt werden. Dann lassen wir's und beten um Regen und Sonnenschein. — Kein Mensch sieht sich mit seinem Thun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen, als der Landmann. Ackern und Düngen und Säen und Eggen, ja das kann und thut er. Damit aber ist noch nichts gethan. Das Korn, das er in die Erde geworfen, verwest, und er ist ärmer, als vorher. Was nun aber geschieht, es geschieht ohne sein Zuthun. Er kann nicht fördern und nicht hemmen, ganz ohnmächtig muss er zusehen, was da wird oder nicht wird unter den Sonnen und träumenden Wolken des Himmels. Es ist wohl sein Anlass, aber es ist nicht sein Werk. Und weil der rechte Bauer schon einmal nicht müßig sein mag und doch zur Förderung seiner Sache auch nicht weiter Hand anlegen kann, so faltet er diese Hände: „Vater unser! Gib uns unser tägliches Brot!"

Ich werde es übrigens erfahren müssen, dass wir doch auch sonst noch etwas beitragen können, um zum Gedeihen mitzuhelfen. Wir werden mit der Haue über das junge Feld gehen und die größeren Erdklumpen kleinschlagen; wir werden das Unkraut jäten, wir werden den grünenden, reifenden Acker vor den Hausthieren und vor den Waldthieren schützen, bis zu dem Tage, da mit klingender Sichel die Frucht darf in Empfang genommen werden.

Ich trage jetzt ein grobes, ungebleichtes Rupfengewand vom Valentin und sehe drin aus wie ein Sträfling. Aber es ist luftig, und auch die anderen Mannsbilder tragen hier ähnliches Sommergewand. Die Hoffärtigeren haben es sich beim Färber in Rupertstein blau färben lassen. Rock brauchen wir schon keinen mehr. Ihr Städter thut geringschätzig über die Hemdärmel. Ihr wisset es nicht, glaubet es nicht, was das für ein herrliches Tragen ist! Wie sich's frei athmet, wie sich's kühl arbeitet und frisch ungebunden drin lebt! — Wenn die vornehmen Leute wüssten, was für ein Unglück ihr Gewand ist! Wenn sie diese unglaublichen, diese tragikomischen Fesseln inne würden! —

Die Barbel trägt noch gern ihre lange, wulstige Winterjoppe, aber die kann am Leibe haben, was sie will, ihre Anmuth ist nicht umzubringen. Der Hausmutter, die sie zur Rede gestellt, warum sie jetzt in der warmen Zeit ihre blaue kurze Sommerjacke noch nicht anziehe, hat sie gestanden, sie hätte das Jackel der armen Lucknerin geschenkt, dass dieselbe ihrem kleinen Kinde eine Wiegendecke daraus machen könne. Die Armen, wenn sie betteln kommen, richten es gerne so ein, dass sie die Barbel im Hause treffen, da fällt allemal am meisten ab. Das Mädel hört mit aller Freundlichkeit zu, wenn sie ihre Noth klagen, und ein solches liebevolles Zuhören allein ist schon ein Almosen. Und wenn sie dazu noch ein gutes Wort sagt, ein theilnehmendes, trostreiches, so ist das ein zweites Almosen. Es wird wohl so sein, wie mein Hausvater einmal gesagt hat: Das Theilgeben ist schon gut, aber das Theilnehmen ist noch besser.

Du siehst, mein Freund, es geht ein warmer Wind in diesen Maientagen.

Man kann davon kaum genug bekommen. Noch am Abende, während die Zugochsen im Stall ihr Heu fressen — jetzt als Arbeiter bekommen sie auch besseres Futter, denn im Winter als Faulenzer — sitze ich gerne im Freien auf der Wandbank und betrachte es, wie am Firmamente die Sternlein sich allmählich anzünden und wie vom Graben herauf das Rauschen des Wassers lauter wird. Und da habe ich mehrmals gesehen, wie der Rocherl aus jungen Zweigen und Blumenknospen Sträußlein bindet, mit großer Mühe seiner linken Hand, wie er damit hinschleicht an das Hausfenster, hinter welchem die Barbel ihr Kämmerlein hat, und den Strauß ans Gitter steckt. Am nächsten Tage sind die Liebesopfer allemal welk, da bringt er frische. Einmal sogar ein Hagedornkränzlein. Es ist auch welk geworden.

Und als der Junge derlei auf einmal nicht mehr thut, sondern wie rath- und thatlos ums Haus schleicht, frage ich ihn, warum er nicht mehr Büschlein binde. — „Weil sie's nit will!“ sagt er, und mich dünkt, er hat dabei innerlich etwas wie Zorn zu bändigen.

„Das ist ja so gut von dir, dass du deine Schwester ehrest.“

Als ich das gesprochen hatte, stieß er sich die Faust vor die Stirn und zischend stieß er hervor: „Ich geh' zugrund'!“

Nun muss ich doch näher hinspähen, was das bedeutet. Da stürzt er mir auch schon an die Brust, stöhnt, gröhlt und bringt endlich mit krampfiger Mühe die Worte hervor: „Weil ich sie gern hab'! Weil ich sie so gern hab'! — Umbringen muss ich mich. . .“

O mein Freund Alfred! In meinem Leben nie bin ich so sehr erschrocken, als jetzt. Wenn es wäre, dass dieser junge heiße Mensch eine Leidenschaft trüge zu seiner Schwester! —

So furchtbar der Augenblick war, ich habe ihn ins Gemüthliche zu zerren versucht und glaube fast, es war das Beste.

„Am Ende, Rocherl!“ sage ich mit komisch gespielter Entrüstung, „am Ende hast du eine Liebschaft mit dem Mädel! Nachher wird gerauft! Das Mädel gehört mir. Sie mag mich zwar nicht und dich mag sie auch nicht, aber gerauft wird doch! Haderlump! Prügel kriegst, weil sie dich nicht mag. Und ich krieg' ihrer auch, deswegen. Und auf meinem breiteren Buckel haben mehr Platz, als auf deinem Forellenrücken. Nachher kann uns das Mädel Schusterpech auflegen, das die Prügel wieder herauszieht!“

Mitten aus seinem Schluchzen hat er aufgelacht. Dann ist er in sein Bett gegangen und die Wasser haben gerauscht im Thale.

* * *

Am neunzehnten Sonntag.

An diesem Briefe, mein Freund, werde ich wohl zwei Sonntage lang schreiben müssen. Erstens geht's nicht mehr ganz so von der Hand, seit die Finger sich für die Axt und den Pflug zu krümmen haben, zweitens streife ich lieber im Freien herum, als gebückt an der Truhe zu sitzen, und drittens ist das, was ich Dir mittheilen möchte, nicht so leichthin loszukriegen. — Wenn's ein Roman wäre, und ich ein Romanschreiber, Gott wie nett! Aber es ist ein Schicksal, und ich bin ein armer Mensch.

Der Schullehrer Guido Winter in Hoisendorf ist hier mein ältester Bekannter. Er war der erste, dem ich im Januar auf meiner Dienststellensuche nähertrat und der mich ins Adamshaus wies. Ein Mann, etwa zehn Jahre jünger als ich. Nicht der Hübscheste, so blatternarbig, dass der Rocherl sagt, er müsse mit dem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen sein. Auch ist er linkisch und ungelenk wie ein rechter Dorfschulmeister. Aber sonst ein frischer Kerl. Er besitzt Bücher und vermittelt mir die Zeitung, in deren Diensten ich eigentlich noch immer stehe, die ich aber heimlich lesen muss, wie Du weißt. Nun so komme ich am Sonntag häufig ins Schulhaus und wir plaudern. Manchmal stutzt mein Herr Winter und wird dann zurückhaltend. Er kennt sich an mir natürlich nicht aus und ich habe bislang Bedenken getragen, ihm meine Geschichte mitzutheilen. Nun kommen aber nach und nach mehr solcher Geschichten zusammen, eine hängt an der andern, schon bald wie in Tausend und einer Nacht, und sind im Ganzen doch nur zweiundfünfzig Sonntage, in denen ich schlimmsten Falls fertig zu werden habe. Was das für ein Ende geben wird — Gott weiß es!

An diesem schönen Frühlingstage, als ich nach Hause will, hat mich der Lehrer begleitet. Wir gehen nach dem Wasser hinein, wir gehen aber

nicht den Berg hinauf, sondern steigen in die Klamm und durch das Hochthal weiter bis in die Almen, wo jetzt neben den Resten der Schneelawinen aus dem grauen Gefilze des Vorjahres endlich auch das feine junge Gras hervorsticht, gelbliche Primeln stehen, die Lärchen grünen und in rothen, weichen Zäpflein blühen. Zuerst, glaube ich, haben wir von unserem Franzel gesprochen, dem Schulknaben. Der Lehrer sagt, das sei ein gar aufgewecktes Köpfl. Nicht, als ob er in den Schulgegenständen gerade der erste wäre, aber voll Aufmerksamkeit für Naturgegenstände, als Thiere, Pflanzen, Steine, und überraschend gescheit über die Dinge urtheilend. „Den müssen wir wohl in die Stadt zu bringen trachten", setzte der Lehrer seiner Schilderung bei.

„Ich bitte Sie, die Stadt!" rief ich, „was soll er denn in der Stadt? Dort gibt's ohnehin schon gescheite Leute genug. Lasset doch auch ein paar kluge Köpfe bei den Bauern daheim. Da haben sie schon auch ihre Nussen zu knacken. Wenn alle talentierten Leute fortziehen, dann ist es wohl kein Wunder, dass geschieht, was geschieht."

„Es geschieht auch, wenn sie dableiben", darauf der Lehrer, „es geschieht, weil es geschehen muss. Und da möchte man doch die intelligenteren Kräfte möglichst auf einen besseren Boden retten, ehe sie in den Einöden verkommen und zugrunde gehen."

„Ich habe selbst einmal ähnlich geschrieben", sagte ich übereilt, „das heißt, wie man so Freunden schreibt. Aber jetzt denke ich anders. Das Geheimnis der Scholle! Der Heimatserde! — Sagen Sie, um was dreht sich denn eigentlich die Nationalitätenfrage, die heute alle Welt erschüttert? Sie ist eine geographische. Sie dreht sich nicht so sehr um die Nationen, als um die Scholle. Würde es sich um die Vereinigung der zusammengehörigen Völker handeln, so könnte man die Landkarte hernehmen und die Völkerfiguren einfach verschieben. Die Deutschen von Gottschee und Cilli zum Beispiel könnten je nach dem realen Schätzungswerte Platz tauschen mit slavischen Ansiedelungen, die in Böhmen und Mähren mitten in deutsches Gebiet eingesprengt sind."

„Es ist nicht möglich!" rief der Lehrer.

„Es ist so unmöglich, dass ein ähnlicher Vorschlag im Ernste kaum jemals gemacht worden ist", darauf ich. „An ihrer Erde kleben die Völkerfetzen. Soviel die Erfahrung zeigt, liegt dem Menschen die Scholle näher, unendlich näher, als sein Volk, von dem ihm jeder fremde Einzelne gleichgiltig ist."

„Ein Frevel, das auszusprechen!" rief der Lehrer entrüstet.

„Was kann ich dafür, dass es so ist? Culturvölker, wenn sie bestehen sollen, müssen an ihren Boden genagelt werden; sobald sie sich von der Scholle lösen, werden sie Nomaden, Horden. Und thatsächlich,

dass der Boden, der Heimatsboden ewiges Eigen desselben Volkes bleibe, darum handelt es sich vor allem bei diesem Wettkampfe."

„Und was wollen Sie damit sagen?" fragte der Lehrer.

„Ich will damit sagen, dass die Heimatserde das umstrittenste, also das theuerste Gut der Menschen ist. Und wenn es so ist, dann kann ich nicht verstehen, warum in unseren Tagen gerade der Bauer, sonst der festeste Schollenständling, seinen Boden verlassen soll und verläst! Und ich kann nicht verstehen, wie sogar der Dorfschullehrer dazu die Hand bietet. Der Bauernlehrer sollte es seinen Kindern Tag für Tag wie das „Gute Morgen!" sagen: Kinder, bleibet euerer Heimatserde treu. Aus ihr kommt euch der Erdsegen. Der festständige Bauer ist der natürliche Edelmann."

„Sind wir Lehrer dazu da, dass wir Bauern machen? Wir lehren die Kinder vielmehr, damit sie ein gutes Fortkommen finden sollen."

„Ich glaube fast, Herr, Sie wollen mich ärgern mit Ihrem Witz!"

„Aber Gott nein!" rief er, mich am Arme packend. „Ich bin nur voller Staunen! Ich weiß mir manchmal vor Verwunderung gar nicht zu helfen, wenn ich Sie so sprechen höre. Muss auch gestehen, dass Sie mir ganz verdächtig vorkommen. Wenn es daherum was auszukundschaften gäbe, so möchte ich Gift drauf nehmen, dass Sie ein Spion sind. Ein natürlicher Bauer, von dem Sie so groß sprechen, Sie sind keiner. Nein, nie! Da mögen Sie sagen, was Sie wollen!"

„Meinen Sie?"

„Würde mich auch gar nicht wundern, wenn in der Zeitung, die Sie so gerne lesen, eines Tages ein Steckbrief erschiene, der genau auf den Adamshauser Knecht passte."

„So. Und dann würden Sie mich einliefern?"

„Man kann's nicht wissen. Gern habe ich Sie von allem Anfang nicht gesehen, da oben in diesem Hause. Jetzt sagen Sie mir es just einmal offen, Hans Trauttentorffer, was suchen Sie da oben? Sie sind kein Bauer, Sie sind ein verkappter Stadtmensch und müssen Ihre Gründe haben, warum Sie sich in den Einöden aufhalten, und gerade da oben im Adamshause sitzen! — Mit Erlaubnis, was suchen Sie da?"

Sein rothes Gesicht war noch röther geworden, um seine Augen hatten sich Wulste gebildet, als wären sie verschwollen, aber dazwischen stachen die Blitzer ganz curios hervor. Ich blickte ihn ob solcher Heftigkeit befremdet an. Da stellte er sich stramm vor mich hin, stemmte seine Arme in die Hüften und sprach: „Werden Sie es sagen?"

Völlig sprachlos muss ich gewesen sein. Warum hätte ich mich ihm schließlich nicht anvertrauen sollen! Es ist ja keine Schande dabei. Allein bei solcher Art zu fragen siehst Du es selbst, dass ein freundschaftliches Geständnis rein unmöglich war.

„Also, Sie sagen es mir nicht, was Sie da oben festhält!" sprach er, nachgerade drohend.

„Aber natürlich nicht."

„Gut, so werde ich es Ihnen sagen. — Das Mädel gefällt Ihnen!"

Auf das hin selbstverständlich eine Kunstpause. Endlich habe ich ruhig den Mund aufgemacht: „Lehrer, was gienge denn das Sie an?"

„Das will ich Ihnen wohl sagen, mein lieber Knecht Hans. Das geht mich gar viel an. — Das Mädel gehört mir!"

Und jetzt, Philosoph, übe Dich eine Woche lang in Geduld. Fortsetzung folgt.

* * *

Am zwanzigsten Sonntag.

Guter Freund!

Am vorigen Sonntage hast Du mich im einsamen Alpenthale in der Gesellschaft eines eifersüchtigen Nebenbuhlers stehen gelassen. Oder vielmehr ich Dich. Der Knecht Hansel hat seither wieder eine Woche lang Korn eggen und Kartoffel pflanzen müssen. Ein untrügliches Zeichen, dass er lebendig davongekommen ist.

Aber es hätte nicht viel gefehlt. Verliebt bin ich ja in dieses Engelskind, das weißt Du und habe ich auch dem Lehrer nicht geleugnet. Aber Gottlob nicht viel anders, wie man in die sixtinische Madonna verliebt sein kann, zu der ihr thatsächlich nichts mangelt, als das Jesukind. Es hätten nur noch ein paar Hitzegrade gefehlt, und das Unheil wäre voll gewesen. Zum Glücke sind, fatale Nachzüge abgerechnet, meine wüthenden Jahre vorüber. Wer könnte aber doch wissen, was geschehen wäre, wenn mir nicht plötzlich der rasende Mensch gegenüberstünde mit seinem: Das Mädel gehört mir!

Von diesem Augenblicke an gewann die Sache ein ganz anderes Aussehen. Es kann ja nichts begreiflicher sein, als dass der Lehrer in die Barbel auf Leben und Sterben verliebt ist. Schon vor einem Jahre hat sie sich von dem die Augen küssen lassen, dieweil sie gegen alle anderen kalt wie ein Marmorbild ist.

„Herr Winter", habe ich nach seinem Geständnisse gesagt, „das Geviertheiltwerden verdienten Sie, wenn Sie dieses Wesen nicht lieb hätten. Und wenn Sie es nicht glücklich machen, dann steinige ich Sie, darauf können Sie sich verlassen!"

„Dann sollen Sie bei Nero, bei Diokletian, bei Iwan dem Grausamen Studien machen, wie Sie mich am qualvollsten zu Tode martern können."

„So ist dies einstweilen in Ordnung", sagte ich. „Nun, da wir aber so weit sind, bin ich Ihnen doch eine Erklärung schuldig geworden, mein Herr Lehrer! Sie mögen sich auf eine kleine Überraschung gefasst

machen, Sie werden bald zu entscheiden haben, was wunderbarer ist, dass ein fünfundzwanzigjähriger Prachtkerl verliebt ist, oder dass ein Zeitungsschreiber Bauernknecht wird."

Und hierauf habe ich ihm meine Geschichte erzählt. Auch meine Ahnen natürlich nicht verschwiegen, die ja den Bauernknecht schrecklich romantisch aufputzen würden, wenn sie nachweisbar wären. Ich habe ihm erzählt von meiner armen Jugend, von meiner Grobschmiedezeit, von meinen Studien und Militärjahren, und wie ich als einer, der zwischen all das durch glücklich seinen Beruf verfehlt, Zeitungsschreiber geworden bin. Ich habe ihm nicht verhehlt meine heimliche Unzufriedenheit mit mir und den Zwiespalt zwischen meiner eigentlich altmodischen Weltanschauung und der großstädtischen Journalistik, die sich über alles flott hinwegsetzt. Dann die Wette und wie plötzlich meine persönliche Ehre dran hieng, Bauernknecht zu werden!

Mit einigermaßen ungläubiger Miene hatte der Lehrer mir zugehört. Man darf einem Zeitungsschreiber ja nie recht trauen, solche Leute haben ihre Feder manchmal auch in der Zunge. So sagte ich denn: „Sie sind zu nichts verpflichtet, Herr Winter. Der Glaubenszwang ist abgeschafft. Ich vermeinte Ihnen Aufrichtigkeit schenken zu sollen, eine bessere habe ich nicht."

„Dann stimmt ja eigentlich alles", sprach er mit schwankender Stimme und gab mir die Hand. Hernach war es, als beginne er mit einer Unentschlossenheit zu kämpfen, gleichsam, als ob er etwas Besonderes sagen, oder verschweigen sollte. Endlich sagte er beiläufig: „Jedem wird's leider nicht so leicht, seine Wahrheit herauszusagen, obschon sie oft viel glaubhafter wäre."

Aha! dachte ich, der hat auch etwas! Wir bogen unseren Weg über die Matte hin, auf der noch Sonnenschein lag, dann zur Umkehr ein und Guido Winter erzählte mir die Geschichte, wie er in diese Alpen kam. Er ist, um kurz zu sein, kleinbürgerlicher Abkunft und hat seine Studien regelmäßig vollendet auf dem Wege zur Juristerei. Nun ist der Student ein Dickkopf, der sich nicht fügen will. Wohl den Lehrern, aber nicht den Studenten. Er hatte die Dreistigkeit, bei einem Commerse folgende Rede zu halten: „Commilitonen! Eure Mensurenremplereien sind nichts als studentisches Philisterium. Ich schlage mich nicht. Mein Antlitz ist entstellt von Blattern, doch aber noch immerhin zu gut, als dass ich mir's von dem erstbesten renommistischen Raufsimpel zerschlagen lassen möchte. Ich habe den Muth zu sagen, dass ich keinen habe." — Dieser Muth, keinen zu haben, war allerdings gefährlicher, als so ein paar Paukereien, er ward verhängnisvoll. Die Studentenschaft hatte den Guido Winter natürlich sofort „gesteckt". Als Ausgestoßener war er auch in der „guten Gesellschaft" der kleinen Universitätsstadt unmöglich, auf deren

Wohlwollen der mittellose Bursche sich angewiesen fand. Er musste die akademische Laufbahn aufgeben und sich ein anderes „Fortkommen“ suchen. Es gehörte noch Glück dazu, dass er's allmählich zu einer provisorischen Volksschullehrerstelle brachte, weit hinten, sehr weit hinten, in Hoisendorf, mit dreihundert Gulden Gehalt und ein bisschen „Naturalien“. Einen kleinen Bücherschatz hatte er sich gesammelt, der war sein Trost. Doch wäre es ihm, wenn er die frische Jugend nicht mitgebracht hätte in dieses weltverlorene Thal, schlimmer ergangen als mir; denn sein Sinn für das Ländliche und Volksthümliche erstreckte sich nicht viel weiter, als bis zu dem lieblichsten aller Bauerndirnlein. Als er nach Hoisendorf kam, saß die Barbara Weiler noch in der Schulbank. Ihre herzwarme Heiterkeit, ihre Anmuth und Sittigkeit war ihm bald aufgefallen. Sie hatte Freude am Lesen, er borgte ihr manches sinnige Buch. Nachdem sie halb erwachsen aus der Schule getreten war, dauerte der Verkehr zwischen Lehrer und Schülerin noch fort, erstens weil die Barbara ja ihren kleinen Bruder in der Bank sitzen hatte, zweitens, weil die Bücher so schön waren, und drittens, weil —. Langsam bereitete es sich vor und plötzlich war es da. Das Mädel, das sonst so lustig gewesen, hub an, befangener zu werden, und er wurde unruhig. Sie stellte sich nicht mehr ein um Bücher, er schaute nach ihr aus. Er fragte jeden Tag den kleinen Franzel, wie es zu Hause gehe, der Knabe erzählte ihm allerhand von der Mutter, die manchmal einen Eierkuchen backe, von den Schweinen, die Ferkel bekommen hätten, vom Rocherl, der Vogelstellen aufrichte, nur von der Barbel sagte er nichts. In der Kirche sah er sie, aber so oft er hinblickte, senkte sie die Augen und wurde roth. Und nun einmal im Mai — er stand gerade im Eingang zum Kirchhof, und zwar auf dem Eisengitter, das über einer Grube gelegt ist und dazu dient, um den Schafen, Schweinen und Ziegen des Dorfes den Eintritt in den Gottesacker zu vereiteln. Darauf stand er. Über ihm blühte der Hollunder und hauchte seinen süßbetäubenden Duft auf ihn nieder. Da bog plötzlich die Barbel um die Ecke und wollte rasch an ihm vorüber. Er packte sie mit beiden Händen am Haupt und küsste ihr die Augen. Das musste er schwer büßen. Sie war entlaufen durch die Dorfgasse hin, aber mit ihr gieng sein Frieden. Eine heftige Leidenschaft verfolgte ihn im Wachen wie im Träumen, ein unauslöschliches Mal hatte dieser leichtsinnige Kuss in seine Sinne geworfen. Und es waren doch nur die Augen gewesen. Es kamen Monate des Jauchzens und Monate der tödlichsten Betrübnis. Und es kam der dreißigste November. An diesem Montage, früh morgens, war das erste Engelamt des Adventes. Der Lehrer, der in der Kirche manchmal das Amt eines Diakons zu vertreten hat, gieng hinab zur Kirche. Es war noch ganz finster und das Wasser rauschte über das Floss der Dorfschmiede. Da hört er von der Wegbrücke her einen Schrei. Ein

Kirchengeher ist auf dem Glatteise ausgeglitten und ins Wasser gefallen. Der Lehrer eilt hin, zieht das, was hineingefallen ist, heraus, trägt es ins nahe Schulhaus, ins Trockene seines Bettes. Dann muss er schon in die Kirche. Wie er nach dem Gottesdienste zurückkehrt, sieht er seine Stube voll von Weibern, und im Bette liegt, sich schüttelnd in Frostschauer — natürlich die Barbara Weiler.

Sei gewogen, lieber Freund, Doctor und Philosoph, und halte nicht dafür, dass ich ein Novellenschreiber geworden wäre. In diesem Falle wüsste ich mir für das Erzeugnis bei der „Continentalen" eine bessere Verwertung, als bei Dir, den ich bitte, meine Briefe stets als rein vertrauliche Mittheilungen hinzunehmen. Ein Romanschreiber würde es gewiss zu verhindern suchen, dass das Mädel, von braven Frauen gepflegt, am Nachmittage schon wieder so weit ist, um in ihren mittlerweile getrockneten Kleidern fröhlich nach Hause gehen zu können. Ein paar Tage später hatte der Lehrer einen Gang über den Berg. Als er am Adamshause vorbeikam, trat er ein, um nachzusehen, ob die Barbel das kalte Bad vollends verwunden hätte. Er fand sie beim Spinnrad — allein in der Stube. Ganz mutterseelenallein, sage ich Dir. Die anderen waren im Stalle emsig beschäftigt bei der Viehstreu. So ganz wonnig allein mit ihr! — Und in dieser Stunde sollen sie sich halt sehr vertraut haben.

Jeder Schulmeister wünscht die Beförderung auf einen besseren Posten. Der Herr Guido Winter wünscht sie nicht. Er ist in Hoisendorf soweit zufrieden. —

Das also wäre es, was er mir mitgetheilt hat. Und ein anderer weiß nun, wie er dran ist. Aber wie es jemandem ohne Barbel im Almgai gefallen kann, das will der Lehrer nicht begreifen. Deshalb möchte er aus Liebe zum Hause auch dem kleinen Franzel ein gutes „Fortkommen" wünschen. Und ich vermuthe, sogar auch mir. Denn obschon wir zusammen nun so etwas wie gute Freunde geworden sind, so dürfte er sehr wenig dagegen haben, wenn ich im Adamshause den Dienst aufsagen und zu meiner „Continentalen" zurückkehren wollte, oder zu einer andern, ganz nach Belieben. Der gütige Mann! Er läßt mir die Wahl zwischen den Allerschönsten im ganzen Land. Nur das Adamshaus ist belegt. —

Die Schatten der gegenüberstehenden Berge waren schon hoch hinaufgestiegen über die Felder und Matten, als ich den Heimweg antrat. Auf demselben gesellte sich der Jäger Konrad zu mir, heute wieder mit Gewehr und Federbuschen.

Ich solle langsamer gehen, er möchte einen Kameraden haben. Ich hingegen wäre jetzt lieber allein gewesen. Mit Jägern weiß ein Mensch sonst nicht viel zu reden. Heute war's anders. Der Mann sprach merkwürdigerweise nicht von Hirschen und Hunden, sondern von Menschen.

Und zwar von meinem Rocherl. Es vergräme ihm das Leben, sein Unglück mit diesem Burschen! Er habe schon Schmerzensgeld geben wollen, der Rocherl nehme nichts. Die eigene Hand könne er sich nicht abhauen lassen und für die durchschossene geben. Wenn's möglich wäre, wer weiß, ob er's nicht thäte! Gotts aufrichtig, er habe ihm nur das Gewehr aus der Hand schießen wollen und nichts weiter. Und jetzt das Malheur! Es sei ihm abscheulich! —

„Da habt Ihr's wieder einmal, mit Eurem verdammten Schießen!" fahre ich ihn an. „Muss es denn allemal gleich geschossen sein! Und wenn auch so ein nothiger Hascher einmal auf ein Wildbret losgeht, was liegt denn dran! O nein, Jäger, da habe ich ein weites Gewissen. Ihrer Hochgeboren den Jagdherren schadet's nicht. Und wenn ihnen das Vergnügen zu theuer kommt, was wollen's denn? Sie müssen's ja nicht haben. Dass ich wegen eines dalketen Plaisiers Leut' einsperren oder gar zum Krüppel schießen lassen wollte, das wäre mir — ganz offen gesagt — zu lumpig.

Das wäre wohl wahr, meinte der Konrad, doch ein Jäger habe Vorschriften, er sei selber Bedienter, und so herrisch manch einer vor Bauern und armen Häuslern sich aufblähe, vor dem gnädigen Herrn biege er sich wie ein Fassreifen und würge die knotrigsten Brocken hinab. Er habe es auch satt. Das Ärgste sei ihm noch, dass er gehört habe, der Kulmbock wolle den Fall vor den Landtag bringen.

Na, jetzt ward mir erst helle, weshalb der Mann so demüthig ist. Den Landtag fürchtet er, und seine Herrschaft fürchtet ihn am Ende auch, und jetzt soll der Rocherl versöhnt werden, natürlich. — Es wäre brav vom neuen Abgeordneten, dass er endlich einmal diese Waldlumpereien aufdecken wolle! Mit diesem Troste habe ich den Armen allein gelassen.

Beim Hinaufgehen gegen unseren Hof fand ich auf der Wiese den Hausvater in einem feuchten Grashaufen sitzen und Athem holen. Die Kühe wollen sich ohne frisches Futter im Barren nicht melken lassen, so musste er mit der Sense dran, und dabei hat er wieder seine Athemnoth bekommen, bis das Werkzeug ihm aus der Hand und er selber aufs Gras sank.

„Das hätte ich ja gerne gethan, Vater!"

Darauf sagte er in kurzen Athemstößen: „Der Sonntag gehört dein, Hansel. Bist eh werktags hart geplagt."

Nachdem das Futter im Kuhbarren war, gieng ich in meine Kammer und sann wieder einmal nach über die dumme Welt. Da vertreiben sie sich übermüthig und herzlos die Zeit mit Mensuren, Duellen, Rennen und Wildjagden, halten eine halbe Million müßiger Soldaten — und der Bauer muss oft mit harter Mühsal den lieben Sonntag

zuhilfnehmen, um sein Dasein kümmerlich aufrecht zu halten. — Philosoph, Du kannst gelegentlich einen Deiner Weltweisen fragen, wie lange das noch dauern soll.

* * *

Am neunundzwanzigsten Sonntag.

Freund, in dieser Woche hat's gleich eine kleine Revolution gegeben. Es waren die Schuster da, ihrer drei, der Meister, der Geselle und der Lehrbub, um aus dem Leder, das im Hause selbst aus den Kuh- und Schweinshäuten gegerbt wird, uns die Schuhe fürs Jahr zu machen. Im Frühjahre sind die Herren von Drahtzug am wenigsten übermüthig, da haben sie keine Arbeit, da ist ihnen nicht jedes Leder zu spröd, nicht jedes Garn zu ruppig, nicht jedes Schmer zu ranzig und nicht jede Kost zu schlecht. Doch beherrschen sie das ganze Haus. Den Tisch haben sie an den Herd gerückt, den Kasten an den Ausgußtrog. In dem freigewordenen Raum sitzen sie nun mit ihren breiten Rundungen, jeder auf seinem Dreifuß. Der Meister mit der großen Glatze schneidet auf dem Kniebrett die Lederformen. Der Geselle mit dem schwarzen Haarschopf haspelt über den nackten Ellbogen und den ausgespreizten Fingern das Garn, hängt es dann an den Wandhaken, um weit über die Stube hinaus den Draht zu ziehen. Wenn er nachher mit seiner Pechsohle glättend dem von der einen Faust stramm gespannten Draht entlang fährt, so dröhnt davon das ganze Haus. Überall riecht's nach Leder und Pech und anderem Schusterduft. Der Lehrjunge hat weder Glatze noch Schopf, sondern einen kurzgesengten rothen Haarfilz. Das ist auch einer von solchen, denen alles zum Besten anschlägt. In der Osternacht haben sie ihm das Haar versengt und jetzt kann ihn der Meister nicht beim Schopf nehmen. Der Spitzelbub ist's, Du erinnerst Dich wohl noch, ich glaube Dir geschrieben zu haben. Der Junge kann jetzt seine ganze Ausgelassenheit an dem alten klingharten und mausgrauen Schuhwerk üben, das er mit Zange und Schnitzger abzutrennen hat, damit die noch brauchbaren Ledertheile an den neuen Schuhen verwendet werden können. — Das ist also am ersten Tage der Schusterherrlichkeit. Am zweiten wird schon tapfer ausgefahren nach links und rechts mit den aufgeärmelten Armen, der Draht röchelt wie ein Steckkropfiger und die Schuster fluchen. Das sind noch zwecklose Schuster, mein lieber Freund, die nageln noch nicht. Auch mir ist ein paar „Grobg'nahter“ angemessen worden. Als der Meister mit einem Papierstreifen das Maß nahm, spuckte er aus und sagte: „Das ist kein Bauernfuß!“

Bei Tisch schwimmt in dieser glorreichen Schusterzeit alles in Fett, das Kraut, die Klöße, der Sterz, das Fleisch. Und auch die salbungsvollen Reden, die der Meister hält. Einmal gieng's über den Nachbar

Kulmbock her. Der hat sich also anstatt des Adamshauser in den Landtag wählen lassen. Der Schustergeselle wusste alles aufzuzählen, was der Kulmbock, stets mit schweren Flüchen gespickt, versprochen hatte: Einführung des Dienstbotenzwangs, nöthigenfalls durch Gendarmen. Aufhebung der Schulpflicht. Untheilbarkeit der Bauerngründe. Der Besitzer eines Bauernhofes ist militärfrei. Das Jagdwesen wird abgeschafft. Alle Bauernsteuern werden verringert, alle übrigen erhöht. —

Bei jedem dieser Punkte that der Meister einen hellen Lacher, so dass ein leichter Sprühregen von Fall zu Fall über den Tisch gieng und der Rocherl in einer lustigen Anwandlung zur Mutter sagte, sie möge das rothe Paraplui hervorsuchen. Und als die erfreulichen Dinge aufgezählt waren, hub der Meister an zu sprudeln: „Freilich, natürlich! Großmaulig sein! Versprechen thut ein jeder, der sich hineinsetzen will! Aber halten! He! Korschamadiener! Wenn er so viel besser macht, der Kulmbock, was das Schwarze an meinem Fingernagel ist!"

„Man muss nicht so unbescheiden sein", habe ich Bosnickel dazugegeben.

„Der Kulmbock ist schon recht", redete jetzt auch die Hausmutter drein, „wenn's wahr ist, dass er den Jäger Konrad will anzeigen. Wegen dem Rocherl seiner Hand."

Machte der Hausvater mit der flachen Hand einen leichten Schlag in die Luft und sagte mit heiserer Stimme: „Was hilft das?"

Der Spitzelbub hatte bisher nur gegessen. Nun er satt war, regte sich auch in ihm der Zeitgeist. „Und für die Lehrbuben geschieht noch immer nix!" platzte er heraus.

Der Meister that ein bedeutsames Kopfnicken gegen den Jungen: „Wart nur, es wird gleich was geschehen!"

Der Spitzelbub duckte sich hinter dem Gesellen und streckte die Zunge heraus. —

Eines Abends, als wir schon Feierabend gemacht hatten, sprach ein fremder Mensch zu. Der gab sich für einen „gelernten" Schlosser aus. Der Hausvater meinte, die Schlösser wären im Adamshause so ziemlich überflüssig geworden, Arbeit also keine; wenn der Herr aber einen Löffel Suppe mitessen wolle, und nachher auf dem Stroh schlafen?

„Schlafen schon! Essen auch!" lachte der Schlosser sehr gemüthlich auf. „Von Arbeit habe ich nichts gesagt. Es ist ein viel wichtigerer Anlass, der mich herführt. Ich komme seit gestern von Rupertstein herauf. Dort thun sie alle mit. Der Hans in Hoisendorf, ein gescheiter Mann, der ist auch schon dabei. Ihr Handwerksleute wisset ohnehin schon, was es geschlagen hat, und den Bauern ist auch nicht mehr anders zu helfen. Die sollen froh sein, dass wir aufräumen mit dem alten Plunder. Da habe

ich Schriften. Sind schön zu lesen. Jeder soll sie lesen und die alten Schmöcker, die Leutverdumm-Bücher in den Ofen werfen."

Er begann gedruckte Hefte auszutheilen. Die es nicht mit den Händen nahmen, denen legte er es vorn hin. Und er war ein leibhaftiger Socialdemokrat.

Zuerst begann er zu werben bei den Schustern: „Ich will nicht zum tausendstenmal von der Nothwendigkeit sprechen, dass wir alle, alle zusammenhalten müssen gegen die Tyrannei. Es ist keine Nothwendigkeit mehr, es ist ein Muss. Wer nicht mit uns hält, der ist hin. Wenn wir zusammenhalten, erreichen wir alles. Wenn der ungeheuere Reichthum, den die Arbeiter geschaffen haben, vertheilt wird, dann gibt's keine Armen mehr. Und wenn alle die betheiligten Genossen solidarisch sind, dann geht's."

„Soldatisch? Da wird's nit viel besser sein, als in der alten Schlamperei!" bemerkte der Meister und spuckte aus.

„Solidarisch habe ich gesagt, Stockfisch! Das heißt gemeinsam, einer für alle, alle für einen, wenn's zum Herrenderschlagen kommt!"

„Das gefällt mir", sagte der Meister höhnisch, während die Augen des Gesellen leuchteten und die des Spitzelbuben gierig hervortraten.

Der Schlosser fuhr fort in der Erklärung des neuen Weltbaues. — Phantastische Dichtung, die wir alle kennen. Als er dazukam, dass kein Meister sein werde und kein Geselle und kein Lehrling — alle gleich, da schmetterte der Meister: „Gehst weg mit deinen Dummheiten!" Der Spitzelbub schwang seinen Lederfleck und kreischte: „Vivat!" — Schwups! hatte er den Knieriemen am Rücken.

Mein Hausvater hatte schon eine Weile am Tisch gekniet, den Daumen an der Stirn, in Bereitschaft, im Augenblick einer Gesprächspause das Kreuz zu machen und laut das Rosenkranzgebet zu beginnen. Die Schuster beteten laut mit, werkten aber dabei ruhig weiter mit Drahtziehen, Hämmern und Zängeln. Der Socialdemokrat wusste wohl nicht, wie ihm geschah, als er so — während zu den Fenstern das Abendroth hereinschien — mitten unter den Betern dastand. Er stand wie der Fels in der Brandung trutzig da und that nicht mit. Auf einmal brach der Hausvater das Gebet ab. Auch wir andern zuckten auf. Und er sprach zum Schlosser ganz leise, aber scharf: „Wer in ein fremdes Haus geht, der muss sich nach dem Hausbrauch richten. Wenn Er nicht mitbeten will, so soll Er hinausgehen!" Dann beteten wir weiter.

Nach diesem Abendsegen gieng der Schustermeister in sein Bett, das oben unter dem Dache stand; Geselle und Lehrling legten sich nur halb ausgezogen aufs Stroh, das ihnen die Hausmutter zwischen Tisch und Werkstatt ausgebreitet hatte. Vater und Mutter giengen in ihr Stübchen, der Rocherl in sein Gelass, das zu dieser Jahreszeit über dem Keller ist. Die Barbel nahm an der Stubenthür aus dem Gefäß mit den Fingern

ihren Weihwassertropfen und gieng still und ernst, wie sie immer ist, und voll rührender Magdlichkeit in ihre Kammer. Ich schreite über den Hof hin in mein Stallbereich. Am Brunnen steht noch der Socialdemokrat. Den grüße ich so: „Ganz recht ist Ihnen geschehen. Was Sie predigen, das ist zu dumm. Bitte, schenken Sie sich's, was Sie sagen wollen, ich bin kein heuriger Has. Ich habe was anderes auch gehört."

„Mein Lieber! Mein Lieber!" sagte er und eilte mir nach im Dunkeln über den Hof. „Bei diesen Leuten da im Gebirge herinnen muss man so reden, sonst macht man nichts."

„Wenn die Socialdemokratie sich mit Absicht und systematisch zu Grunde richten will, so kann sie keine geeigneteren Agenten schicken, als Sie einer sind. — Dort im Streuschoppen können Sie schlafen. Ein besseres Nachtquartier haben Sie nicht verdient. Ihre klügeren Genossen, deren ernste und tüchtige Grundsätze mir recht wohl bekannt sind, würden Ihnen höchstwahrscheinlich ein viel schlechteres zusprechen."

So habe ich ihn stehen gelassen und bin in mein Bett gegangen. —

Vorige Woche hat's ein ganz abscheuliches Wetter gegeben. Auf niemanden kann man sich so gut verlassen, sagt der Adam, als auf die Eismänner. Kirschbaumblüten, Schneeflocken und Schwalben durcheinander. Der Schnee ward so hoch, als der Blumenständer ist, vergieng aber fast so schnell, als er gekommen war. Da sind wir in der Stube gesessen und haben mal eins politisiert über den griechisch-türkischen Krieg. Alter Zeiten wegen ist der Türkenhass noch unter den Leuten, aber der Adam hält's jetzt mit den Türken. Schläge kriegen soll, wer anfängt! Das war — wie Heine sagen würde — ein Messerchen für einen anwesenden Holzknecht, der „Toifel" genannt. Aus dem Rudolf hatten sie einen Dolfel und aus diesem einen Toifel gemacht. Ein grober, jähzorniger Mensch, der überall, wo ein paar Mannsleute beieinander sind, eine Rauferei anhebt. Auf den münzte mein Adam die Schläge. Alsogleich sprang der Toifel auf, ballte die Fäuste und sprach: „Adam, wenn du niedergelegt sein willst? Thu's grad einmal sagen!" Der friedfertige Adam schwieg. Etliche Burschen sollen in der Gegend als Krüppel umhersteigen, die es dem Toifel „grad einmal gesagt" haben. Er selber hat eine Art Hornhaut bekommen bei den zahllosen Kämpfen. Und die Achillesferse? Ich will sie gelegentlich ein wenig suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Emporkömmling.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

Franz Müller war das Kind armer Eltern, hatte mehrere Jahre hindurch emsig und rastlos gearbeitet, und seine Mühen waren von außergewöhnlichem Erfolge gekrönt gewesen; er hatte ehrbar speculiert und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben.

Er war ein guter Mensch; dafür sprach schon der Umstand, dass er nie, selbst nicht in den Tagen seines höchsten Glückes, seiner schlichten Eltern vergaß. Seinen Prunk und Reichthum wollten sie nicht theilen; sie waren einfache Landleute, die dafür keinen Sinn hatten, aber regelmäßig giengen Geldsummen an sie ab, welche mehr als hinreichend waren, um ihnen in ihren Verhältnissen das Leben angenehm zu gestalten, und immer kam die Antwort leider in einer Form, die den guten Müller in keine geringe Verlegenheit versetzte.

Das grobe, mit einer rothen Oblate gesiegelte Papier, die ungeübte, große, kindische Schrift, und nun gar die Adresse: „An den Franz Müller", nicht Herr, nicht Hoch-, nicht Wohlgeboren.

Was mussten seine Domestiken denken, mit wem ihr reicher, angesehener Gebieter correspondiere?

Franz hatte gesunden Verstand, der aber mitunter durch ein nicht geringes Quantum Eitelkeit in den Schatten gestellt wurde; es war ihm gar zu demüthigend, nur ein Tropfen im Weltall sein zu sollen, er wollte ein hervorragendes Glied des großen Ganzen bilden, er wollte von sich reden machen.

Seine Eltern hatten mühsam um ihr tägliches Brot gearbeitet und sich nicht viel mit ihm befassen können, und so hatte er eigentlich nur eine Art Selbsterziehung genossen, die den Menschen den äußeren Schliff gibt, das innere Wesen aber gar zu oft nicht recht beachtet, weil das dem lieben „Ich" doch zu schwer wäre, wollte man erst an sich hofmeistern und tadeln.

„Ich bin einmal, wie ich bin; die Welt soll sich nach mir richten!" sagte Franz Müller.

Als er nun reich war, da begann seine Eitelkeit ihn erst recht zu plagen. Ein Punkt, der ihm oft störend vor die Seele trat, war, dass

er keinen Namen hatte, dass es Leute gab, die arm waren und ihn doch über die Achsel ansahen, weil sie das hatten, was ihm fehlte — einen hochadeligen Namen. Wie das ändern?

Es hätte sich zwar vielleicht nachweisen lassen, dass schon vor Christi Geburt ein Müller existiert habe, aber ob das ein Urahne unseres Franz, wäre doch noch sehr fraglich gewesen.

Ein Stammbaum war schwer herauszuschlagen, aber wenn er es erzielen könnte, dass die Sprossen uralter Adelsgeschlechter sich huldigend vor ihm neigen, dann will er zufrieden sein.

Er hatte superbe Pferde, glänzende Equipagen, fuhr viel herum, lernte reiten, um in fashionablen Kreisen doch mit Verständnis von den noblen Passionen der jungen Cavaliere reden zu können. An jeder Collecte für die Armen betheiligte er sich mit namhaften Summen. Bei jeder Theatervorstellung, jedem Concert, jedem Balle für wohlthätige Zwecke war sein Name einer der ersten. All das verschaffte ihm aber nicht den Eintritt in die Kreise der Aristokratie.

Franz Müller wurde täglich missmuthiger, wenn er sah, wie Summe auf Summe verschwand, ohne ihn dem angestrebten Ziele näher zu führen; er machte da und dort Besuche, sie wurden ihm nicht erwidert, und nur allzu häufig hörte er spöttische Bemerkungen; endlich griff er zu einem letzten Mittel, und siehe da — es gelang.

Er begann Haus zu machen. Er gab exquisite Soupers, feine Diners. Anfangs musste er sich freilich begnügen, wenn ein verarmter Edelmann, eine Tänzerin des Corps de ballet, ein brotloser Künstler seine Gäste waren, aber nach und nach folgte eine bekannte Schauspielerin, ein Löwe der Gesellschaft ihrem Beispiele, und so gelang es endlich, das mühevolle Werk. Die glänzenden Namen wurden immer häufiger unter seinen Gästen, und nach einiger Zeit war er accreditiert in der vornehmen Welt, es wurde ihm sogar auf die allerschmeichelhafteste Art hofiert, und er war eitel genug, es seinen vielen einnehmenden, anerkennenswerten Eigenschaften zuzuschreiben.

„Unser charmanter Müller, unser unvergleichlicher Müller, unser theuerer François“, so nannten sie ihn, sie kannten ja seine Eitelkeit und wussten sie großartig auszunützen.

Brauchte ein junger Cavalier Geld, so war sein „Freund Müller“ der erste, an den er sich wandte. „Du mit deiner edlen Gesinnung, du, der du in deinem Fühlen ein echter Cavalier“, hieß es, bis er das Geld hatte. Dann wurde die Freundschaft lauer und immer lauer, bis der edle Herr zuletzt ganz ausblieb und Ross und Reiter sah man niemals wieder, im Hause Müller wenigstens nicht, in anderen Kreisen erschien er wohl nicht minder häufig und verfehlte dann nie, seine spöttischen Bemerkungen über „den Müller, den Bauer als Millionär“ zu machen.

Im Sommer gehört es zum bon ton, zu reisen, und so beschloss denn Müller auch, zu reisen, und zwar wie ein echter Cavalier.

Da mussten Jäger und Bediente mit, eine endlose Zahl Koffer wurde mit allen nur denkbaren unnützen Dingen bepackt. François de Müller stand zierlich mit metallenen Buchstaben auf jedem einzelnen dieser Ungethüme; war das „de" einstweilen auch nur rosiger Traum, so konnte es ja werden, warum nicht — man hat Geld, man hat Connexionen, warum soll man diesen kleinen Wunsch nicht erreichen, ist doch Geld die Zauberformel, vor der sich hoch und niedrig krümmt, demüthig im Staube windet.

Er reiste in ein vielbesuchtes Bad, wo er immensen Aufwand trieb, bei den Damen Furore machte durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit, die er für jeden ihrer Wünsche zeigte; kaum deutete eine derselben nur im entferntesten etwas an, so war es auch schon ausgeführt.

Ja, da war sogar die schöne Gräfin Selma Ahlhof, die sich dann und wann zu einem verstohlenen Liebesblick herbeiließ, vor dem dann unser Müller in Wonne zerfloss.

Freilich wusste er nicht, dass die Casse der schönen Gräfin Selma an großer Ebbe litt, dass ihre stolze Mutter, mit der sie ins Bad gereist, weil es nun eben Mode war, wenn möglich noch weniger ihr eigen nannte als die Tochter, dass kein Wucherer in der Residenz ihres Vaterlandes sich mehr herbeiließ, ihnen auch nur einen Pfennig zu leihen, und dass Selma das Geld für die Badereise einer reichen Freundin abgebettelt hatte.

Wer konnte das aber auch ahnen, wer sollte hinter dieser klaren Stirne so prosaische Gedanken suchen, wie sie der Mangel an dem lieben Geld hervorzuzaubern vermag.

Das Elend sei das Grab der Liebe, sagt man, ach, bei wie vielen bedarf die Liebe des Grabes nicht, weil sie nie vorhanden war, weil an ihrerstatt die Berechnung einzog und zu Stein erstarrte, was noch weich und fühlend war.

Müller dachte nicht an derlei, er war selig! — Eine Gräfin liebte ihn, er konnte eine Gräfin heiraten — warum nicht?

Und so erschien er denn eines Morgens in vollster Gala, mit blendend weißer Cravate, schwarzem Frack, gelben Handschuhen, von denen er einen in der Hand trug, und dem obligaten, weithin glitzernden Brillantring, im Salon der Gräfin Ahlhof und warb um die Hand „Dero hochgräflichen Tochter".

Anfangs hörte ihm Mama Ahlhof ziemlich geringschätzig zu, doch als er das Liebesthema genugsam erörtert und auf den praktischen Theil übergieng, als er erzählte, wie er seiner künftigen Gattin achttausend Gulden als jährliches Nadelgeld auswerfe, wie er ihr Equipage und

Loge halten wolle, und sie im Falle seines Todes als Universalerbin seines ganzen, auf mehr denn eine Million sich belaufenden Vermögens einsetzen werde, da leuchteten die Augen der alten Gräfin in einem helleren Glanze, da rückte sie vergnüglich in ihrem Sessel hin und her und ihm auf die Schulter klopfend, sagte sie:

„Mutteraugen sehen scharf, mein Lieber, ich weiß es gewiss, meine Selma hat auch eine kleine Passion für Sie, doch warten Sie hier, ich will mit ihr reden, und sie dann zu Ihnen schicken."

Als nun kurz darauf Gräfin Selma in reizend weißem Gewande, mit niedergeschlagenen Augen, zur Thür hereinkam, und mit verschämtem Lächeln zu ihm aufschaute, wer konnte es ihm verdenken, dass er, alles um sich her vergessend, sie jubelnd in seine Arme schloss.

Franz Müller,
Selma Gräfin Ahlhof.
Verlobte.

O Wonne, Glück — o Seligkeit!

Hätte er am Abend desselben Tages seine Gattin und Schwiegermutter in spe sich besprechen hören, vielleicht wäre ihm das Glück doch zu theuer erkauft erschienen, eine Gräfin als Gattin heimzuführen.

„Der bäuerische Tölpel", hieß es da, „und doch wie froh können wir sein, keine Schulden mehr, keine Wucherer, die uns das Haus umlagern, aber wenn er nur nicht so vulgär erschiene."

Nach kurzer Zeit schon feierte Müller eine glänzende, superbe Hochzeit, die durch acht Tage den Gesprächsstoff bildete.

(Zehn Jahre später.)

Die Wintersonne schien trübe und spärlich in die ärmlichste Hütte wie in den glänzenden Palast des Vornehmen. Es war ein nebliger Tag gewesen, und erst gegen Mittag hatte das leuchtende Gestirn sich mühsam Bahn gebrochen und sandte matte Strahlen in die Straßen der Residenz.

Ganze Schneegebirge waren rechts und links von den Straßen aufgethürmt, und der eisige Wall war nur unterbrochen, wenn da und dort die Einfahrt in ein ansehnliches Haus frei bleiben sollte.

In einen kostbaren Pelz gehüllt, kam langsamen Schrittes ein einsamer Wanderer durch die Straße. Die Luft war kalt, und ein schneidender Wind peitschte eisige Schneeflocken in die Gesichter der einzelnen, die Lust oder Pflicht auf die Gasse trieb.

Immer langsamer wurden die Schritte des einsamen Wanderers, und auf seiner Stirne lagen schwere Wolken. Endlich machte er an einem der ansehnlichsten Häuser Halt und gleich darauf erscholl der kräftige Klang einer Glocke durch das imposante Gebäude.

Das Thor wurde von einem betreßten Diener aufgerissen, der sich tief vor dem Herrn verneigte.

„Die Gräfin zu Hause?"

„Zu Befehl, Excellenz, die Frau Gräfin sind eben erst aufgestanden."

Ein unmerkliches Zucken umspielte die Lippen des Herrn. Mit raschen Schritten eilte er vorwärts über eine teppichbedeckte Stiege hinauf und stand im Verlauf weniger Minuten in einem eleganten Boudoir, in dem auf einer Chaiselongue eine Dame in kostbarem Negligé mit halb geschlossenen Augen lag und an einer Tasse Chocolade nippte, die sie in der Hand hielt. Sie blickte nur flüchtig auf, als der Herr eintrat und frühstückte dann ungeniert weiter, ohne sich auch nur im geringsten um ihren Gesellschafter zu kümmern.

Er zog denn auch ruhig seinen Pelzrock aus und schob sich einen Fauteuil an den offenen Kamin, in den er sich seufzend niederließ.

„Du bist heute ungewöhnlich spät aufgestanden, Selma", sagte er.

„Nein, mein Lieber nicht später als sonst," ertönte eine gelangweilte Stimme vom Sofa her; „aber du occupierst dich jetzt mit allem eher als mit deiner Gemahlin; du hast es verlernt, zu beachten, was ich thue und wünsche, meine Gewohnheiten sind dir fremd geworden, und so erscheint dir neu, was doch nie anders war."

Ein tiefer Seufzer war seine einzige Erwiderung, und sie fuhr unbeirrt fort:

„Du, der du nicht wissen solltest, was aus Dankbarkeit gegen mich thun, wie aufmerksam jeden einzelnen meiner Wünsche belauschen, wie es mir lohnen, dass ich dich aus deinem Nichts emporgehoben, dass ich dir eine Stellung im Leben geschaffen, du behandelst mich mit Gleichgiltigkeit, ja mit Missachtung. Du vergisst, dass du ohne mich nichts wärest, als der simple Franz Müller, der Bauer als Millionär, den jedermann verlachte und verspottete. Wem hast du es zu danken, dass jetzt die vornehmsten Familien eng mit dir befreundet sind, dass du eine Stellung in der Gesellschaft hast, dass du eine Höhe erreicht, von der du in deinen kühnsten Hoffnungen nie zu träumen gewagt hättest, — wem — wem anders als mir?"

Sie hatte sich in die Leidenschaft hineingeredet, und sank nun erschöpft in die Kissen der Chaiselongue zurück, während ihr Gemahl mit einer Bewegung der Ungeduld von seinem Fauteuil in die Höhe schnellte und mit raschen Schritten das Gemach durchmaß.

Endlich blieb er vor seiner Frau stehen:

„Selma, ich bin es müde, dass du mir ewig vorwirfst, was ich dir alles schulde; kannst du es leugnen, dass mein Reichthum schwer in die Wagschale fiel, als du mich zum Manne gewählt, kannst du es

leugnen, dass er dir sehr dienlich war, all deine Bedürfnisse zu befriedigen? Ich würde mit Wonne all die Ehren und Würden, zu denen du mir verholfen, um deiner Eitelkeit zu fröhnen, von mir werfen, um ein friedlich stilles Leben an der Seite eines liebenden und geliebten Weibes führen zu können."

Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht.

„So thue es doch", sagte sie, „es würde ein schönes, interessantes Schlussbild zu deinem eigenthümlichen Leben geben, wenn du vor deinen Monarchen hintreten und sprechen würdest: „Herr, ich entsage allem, meinen Orden, meinen Titeln, meinem Vermögen und suche die stille Einsamkeit und die räucherigen Stuben meines Heimatsdorfes auf, denn lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden." Welches Aufsehen das erregen würde! Mich aber, mein Freund, lasse aus dem Spiele bei dieser Rührscene, eine Gräfin Ahlhof wird sich nie zu solchen Farcen hergeben!"

Er hatte sie ruhig angehört, und sagte jetzt bitter:

„Das weiß ich längst, Selma, dass einer Gräfin Ahlhof fern liegt, was man Herz, was man Gemüth nennt; doch fürchte dich nicht, ich werde, was du eine Rührscene zu nennen beliebtest, nicht herbeiführen, weil ich durchführe, was ich einmal begonnen, nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich es mir, meiner öffentlichen Stellung schulde. Was ich aus Eitelkeit begonnen, ich vollende es aus Pflichttreue. Keine bessere Schule hätte es für mich geben können, als den Einblick, den ich durch meine Verehelichung mit dir in jene Kreise erhalten habe, die ich einst so unendlich hoch geachtet habe. Ich verachte auch jetzt die Kaste nicht, aber ich verachte eine große Anzahl ihrer Vertreter, die glauben, sie müssen durch Dünkel ersetzen, was ihnen an Bildung fehlt. Ich bin dir ja zu Dank verpflichtet, denn nie hätte sich mein geistiges Auge geklärt von all den Schlacken, die es umfangen hielten, wenn ich nicht durch jahrelange Erfahrung kennen gelernt hätte, wie wenig reeller Wert in dem Tand und Flitter liegt, der uns die Augen blendet."

Sie hatte ihm nachlässig zugehört und sprach nun, sich erhebend:

„Wie wäre es denn, wenn wir diese Discussion als beendet betrachten, mein Lieber, wir werden beide nichts ändern an dem Lauf der Dinge, du bist nun einmal der allmächtige Minister und ich die schöne Frau, die durch ihren Reichthum, durch ihre Eleganz aller Augen blendet, und es ist uns ganz bequem, dass dem so ist; mich rufen die Pflichten der Gesellschaft, also Adieu!" Und damit rauschte sie zur Thüre hinaus.

Ernst blickte ihr Gatte ihr nach und kehrte endlich wieder zu dem Kamin zurück, in dessen hell prasselndes Feuer er nachdenklich blickte.

Viel hatte sich in den zehn Jahren geändert: nach seiner Verehelichung war Franz Müller eine Zeitlang mit seiner jungen Frau gereist,

dann waren sie in die Residenz zurückgekehrt, und nach und nach hatte Selma ihren Mann dahin gebracht, dass er sich dem Staatsdienste widmete.

Mehrere Jahre hatte er einen ziemlich beschränkten Wirkungskreis gehabt, der ihm aber lieb geworden war, weil er in der Arbeit den Frieden fand, der ihm im eigenen Hause fehlte. Dann war eine Zeit des politischen Umschwungs gekommen. Die Männer aus dem Volke kamen an die Tagesordnung, und ehe er sich dessen versah, hatte man Franz Müller ein Minister-Portefeuille angetragen, das er auch ohne Zögern annahm, denn es war ihm ein befriedigendes Gefühl, durch sein Wissen etwas zu können, warf ihm doch seine Frau täglich vor, wie er sein ganzes Ansehen, seine ganze Existenz nur ihr zu danken habe. Er war nun auf der Höhe seines irdischen Glückes, soweit Stellung und Geld uns Glück geben können. Wahres Glück aber fehlte ihm doch, denn seine Frau hatte ihm jeden Tag seines Lebens vergällt, mit Kleinlichkeiten, mit Hochmuth, Gefallsucht und Verschwendung; sein Vermögen hatte durch den Hang zu unzähligen nutzlosen Auslagen seiner Frau eine bedeutende Schlappe erlitten. Oft und oft hatte er ihr Vorstellungen gemacht, umsonst, gerade weil sie früher gedarbt, wollte sie jetzt genießen, das sprach sie ganz offen aus. Längst hatte er den Wahn aufgegeben, dass seine Frau ihn aus Liebe geheiratet, aber gerade, weil er ein guter Mensch war, hatte er schmerzlich unter dieser Entdeckung gelitten.

Seine Seele war durch mancherlei Trübsal geläutert werden, er hatte das Nichtige so vieler Äußerlichkeiten einsehen gelernt, und die Eitelkeit, die ihn in so vieles thöricht und blind hatte hineinrennen lassen, war von ihm gewichen.

Lange, lange stand er so im Boudoir seiner Frau, und trübe Gedanken mochten ihn verfolgen, denn seine Züge verfinsterten sich immer mehr und mehr.

„Wenn ich nur wüsste, wie es ihr sagen; wenn ich's nur wüsste!“ murmelte er vor sich hin. „Es ist wahr, ich liebe die Frau nicht mehr, aber es thut mir doch weh, dass der Schlag sie hart treffen wird, doch geschehen muss es, ich werde schreiben!“ Und zu ihrem Schreibtisch hineilend, warf er rasch Zeile um Zeile auf ein Blatt Papier, siegelte es, und verließ alsdann das Zimmer.

Einige Stunden später kehrte die Baronin Selma von Müller, geborene Gräfin von Ahlhof, mit einer Freundin, beide in eleganter Dinertoilette in das Zimmer zurück.

Sie plauderten lange von unbedeutenden Dingen, Ereignissen in der „großen Welt“ und derlei mehr, und als endlich der Kammerdiener meldete, es sei aufgetragen, verließen sie das Gemach, ohne dass Baronin Müller den Brief ihres Gemahls bemerkt hätte.

In den Speisesaal eintretend, war sie erstaunt, ihren Mann, der sonst nie auf sich warten ließ, nicht da zu finden, und der Bediente ihren verwunderten Blick bemerkend, beeilte sich, zu erklären, der Herr Baron sei leidend und nehme nicht an der Tafel theil.

Gleichgiltig hörte sie den Diener an, nun, wo sie wusste, die Abwesenheit ihres Gemahls habe einen Grund, war es ihr einerlei, welchen; sie lud ihre Freundin ein, platzzunehmen, und unter heiterem Gespräch verfloss die Tafelzeit; die Damen ließen sich die feinen Gerichte trefflich munden; endlich standen sie auf; es fiel Selma nicht ein, nach ihrem Manne zu sehen, oder sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. „Solche Leute haben immer robuste Naturen!“ war ihr Gedanke.

Die Freundin verweilte noch lange, und erst als sie sich am Abend in ihr Boudoir zurückzog, um noch ein Billet an ihre Schneiderin zu verfassen, gewahrte sie den Brief ihres Mannes.

Befremdet öffnete sie das Siegel, und ihr erstauntes Auge überflog folgende Zeilen:

„Ich war heute zu Dir gekommen, um Dir meinen Entschluss mitzutheilen, der schon lange in mir kämpft und der nun endlich zur vollen Klarheit geworden ist. Die Zeit meiner Popularität ist dahin, und ich will meine Demission einreichen, um einer etwaigen Entlassung vorzubeugen. In Unthätigkeit hier zu leben, vermag ich nicht, und so bin ich entschlossen, den Haushalt hier aufzulösen und in die Fremde zu ziehen; ich nehme an, dass Du denn noch so viel Anhänglichkeit an den Mann besitzest, dessen Namen Du seit zehn Jahren trägst, um ihn zu begleiten, selbst wenn er fortan ein stilleres Leben der glänzenden, geräuschvollen Laufbahn vorziehen sollte, die er bis nun geführt. Ich erwarte deinen Entschluss im Laufe des heutigen Tages und werde danach meine weiteren Schritte richten.

Franz Müller.“

Starr vor Staunen sank sie in die Kissen des Fauteuils zurück, während das Blatt ihren Händen entfiel; doch nur einen Moment verharrte sie in dieser Stellung; ingrimmig die Hände ballend, gieng sie gleich darauf zornig in dem kleinen Gemach auf und nieder.

Er hat es gewagt, selbständig zu handeln, dieses Nichts, das nur durch sie etwas geworden. Unfasslich, unerhört!

Und ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit gieng sie, heftig die Thüren hinter sich zuwerfend, rasch in die Zimmer ihres Gemahls. Ihr Gesicht war von der Leidenschaft verzerrt, jeder weiblichen Würde bar.

Vergebens sah sie sich in verschiedenen Gemächern um, weder ihr Mann, noch einer der zahlreichen Domestiken war sichtbar. Endlich stieß sie die letzte Thür auf, die in ein kleines unansehnliches Cabinet führte, welches nur als Garderobe zu dienen pflegte.

Da saß an einem Tische, das Haupt in den Händen vergraben, der Mann, dem sie durch eine Reihe von Jahren jede Stunde seines Daseins verbittert durch ihren Hochmuth, ihre Eitelkeit, ihre Putzsucht; er gewahrte sie gar nicht, und erst als sie ihn ungeduldig mehrmals beim Namen rief, hob er langsam den Kopf, und sie blickte in ein von Kummer und Verzweiflung verzerrtes Gesicht.

„Was soll denn diese ganze Komödie?“ herrschte sie ihn an.

„Sie soll heißen, dass ich dem Fall zuvorkommen wollte, und doch zu spät kam.“

„Ich verstehe dich nicht, François!“

„So höre: Ich war jahrelang der Liebling des Fürsten, ich hatte alles, was ich nur wünschte, nur mein Vermögen schmolz von Tag zu Tag, dank deiner Verschwendung. Ich liebte dich wahr und innig eine lange Zeit hindurch und war so schwach, dir nichts abzuschlagen. Als ich endlich von meiner grenzenlosen Blindheit geheilt wurde und sah, an welch berechnend herzloses Weib ich meine Liebe verschwendet, fehlte mir doch die Kraft, deinen Wünschen entgegenzutreten, ich gab und gab, wo ich hätte verweigern sollen.

Oft saß ich stundenlang vor meinem Schreibtisch und rechnete, bis mir der Kopf schwirrte vor Zahlen, und immer überschritt die Ausgabe die Einnahmen. Gar manche kostbare Liebhaberei, die ich mir im Laufe der Jahre angeschafft, wurde unter der Hand verkauft, nur um deine Wünsche befriedigen zu können! Meine Bitten, meine ernsten Vorstellungen halfen nichts bei dir, und so griff ich endlich zu einem verzweifelten Mittel, ich spielte auf der Börse, und dass ich anfangs Glück hatte, trieb mich immer weiter und weiter und ließ zuletzt in Leidenschaft ausarten, was anfangs nur der Trieb nach Erwerb war. Ich wusste, dass dem Fürsten nichts verhasster sei, als derlei waghalsige Unternehmungen, doch hoffte ich es ihm verheimlichen zu können. In letzter Zeit jedoch cursierten da und dort Gerüchte, die mich beunruhigten, und ich beschloss, um einer Enthebung von meinem Posten vorzubeugen, um meine Pensionierung zu bitten — das theilte ich dir brieflich mit.

„Vor einer Stunde erhielt ich ohne weiteres meine Entlassung aus dem Staatsdienst. Als Erläuterung schreibt mir ein Freund aus dem Ministerium, Seine Durchlaucht habe von gewissen commerciellen Speculationen meinerseits gehört und das sei genügend gewesen, mich vollkommen bei ihm in Misscredit zu bringen. Zu allem Überfluss hat sich heute morgens das Gerücht verbreitet, die Bank, bei der ich meine Gelder deponirt, durch die ich mein Spiel treiben ließ, habe den Concurs angesagt, und wie mir mein Secretär, den ich vor einer Stunde hingeschickt, mittheilt, ist die Richtigkeit des Gerüchtes erwiesen.

„Papiere, die vor zwei Tagen noch einen Wert repräsentierten, sind heute nicht einen Heller wert, ich habe aber bei der Bank eine bedeutende Differenz auszugleichen, und besitze kein Geld mehr, um es thun zu können, wenn du dich nicht dazu verstehst, das Haus, welches ich dir im Heiratscontract verschrieben, zu verkaufen und mir einen Theil der Summe zu übermitteln. So ist alles zugleich über mich hereingebrochen, und ich bin heute, was ich als Knabe war — ein Bettler!"

Die Apathie des Verzweifelten war nach und nach aus seinen Zügen gewichen, er hatte immer lebhafter gesprochen, und blickte nun gespannt auf seine Frau.

Selma hatte ihm stumm zugehört; sie sah lang vor sich hin.

„Nun, hast du kein Wort für mich, Selma?"

„Ich dachte nur darüber nach, wie merkwürdig es sei, dass nun alles zerronnen, worauf du dir doch so viel eingebildet! Wie gut ist es, dass du mir das Wenige, was mir noch bleibt, nicht nehmen kannst mit Fug und Recht; ich bin nicht die phantastische, hochherzige Thörin, die alles dahin gibt, damit der Mann es in den Löwenrachen schleudern kann, damit er es dem unersättlichen Dämon des Spieles opfere! Ist es *meine* Schuld, dass du dich dem Laster in die Arme geworfen?"

Aschfahle Blässe bedeckte sein Gesicht, als er nun zu seiner Frau aufblickte.

„Du willst also nichts für mich thun, Selma?"

„Unwiderruflich — nein!" war ihre feste Antwort.

„Gut denn, so verlasse mich, und lebe wohl!"

„Was hast du vor?"

„Ich weiß es noch nicht. Lass mir Zeit zum Denken."

Sie gieng und er blieb allein, mit seiner Verzweiflung, seinem Schmerz.

Das Resultat seines Brütens war, dass er bei eintretender Finsternis sich erhob, seiner Frau einige Zeilen schrieb, und dann ungesehen, in einen dunklen Mantel gehüllt, die Treppe hinab zur Hausthür hinausgieng; rastlos schritt er durch die Straßen, immer weiter, immer schneller. Endlich hatte er die Stadt im Rücken und eilte nun um so rascher vorwärts; über Berg und Thal schritt der einsame Wandersmann, den Mond als einzigen Begleiter.

Als die Sterne zu bleichen begannen, lag ein großes Dorf vor ihm, auch da gieng er durch, und machte erst an einem kleinen, netten Haus am Ende desselben halt.

Das kunstlose Schloss wich dem kraftvollen Druck der Hand und er trat ein. Im Flur brannte ein Licht, und aus der offenstehenden Thüre drang monotones Gemurmel. Näher eilend, gewahrte er auch von dort ausgehend einen Lichtstrahl.

Befremdet trat er nun ein, und ein erschütternder Anblick harrte seiner.

Auf reinem, aber schmucklosem Bette lag ein lebloser Mann in schlichtem Gewand, und davor kniete ein altes Mütterchen mit gefalteten Händen, Gebete murmelnd.

Bei dem Klang seiner Schritte wandte sie befremdet das Haupt und ein heller Freudenschein flog über das ehrwürdige Gesicht.

„Franz, mein Sohn!“ schluchzte sie an seinem Halse, „ich hab's gewusst, dass du kommst, dem Vater die letzte Ehre zu bezeugen, Gott vergelte es dir!“

Schrecken und Staunen drückten sich in den Zügen des Sohnes aus. Also man hatte um ihn gesandt, und er war, ahnungslos, dass er ersehnt wurde, gekommen, um zu sehen, wie man den Vater ins kühle Grab bettete, das er für sich selbst so heiß ersehnt.

Das Leichenbegängnis war vorüber und der Sohn war, wenn auch nur für einige Stunden, der schlichte Landmann von einst geworden.

Er saß neben der Mutter und barg das müde Haupt in ihrem Schoß und sagte ihr alles — alles, und der Instinct der Mutterliebe ersetzte, was ihr an Bildung fehlte. Die schlichte Frau verstand den Weltmann besser, als ihn seine hochgeborene Gemahlin je verstanden, denn sie hatte Herz für alle seine Leiden und Enttäuschungen, für die tausenderlei Gefühle, die seine Seele durchwogt.

Doch das Verständnis kam zu spät, es konnte nichts mehr heilen.

Als die Mutter des Morgens an das Bett des Sohnes trat, fand sie eine Leiche; das danebenstehende Fläschchen löste jeden Zweifel.

Verlassen von seinem Fürsten, von seiner Gattin, von denen, die er für Freunde gehalten, war er der Wucht seines Schicksals erlegen.

Ein altes, gebeugtes Weibchen war die einzige Leidtragende hinter dem Sarge des gewesenen allmächtigen Ministers. Wie nichtig erschien die salbungsvolle, heuchlerische Rede der schönen, reichen Witwe in der Residenz gegen die Thränen, die langsam über die abgehärmten Wangen seines verlassenen Mütterchens im fernen Dorfe herabrollten!

Adelmann und Edelmann.

Die Wörter adelig und edel mögen ursprünglich die gleiche Wurzel haben, in der That bedeuten sie ganz verschiedene Begriffe. Adelig ist der, welcher eine Reihe von Ahnen nachweisen kann, die edel oder unedel in die Geschichte eingegriffen haben. Edel ist der, welcher seine persönlichen rohen Naturtriebe zum Wohle der Mitmenschen und zur sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes zu zähmen vermag. Adel kann erworben werden, Edelmuth ist angeboren. Malser.

Eine Vorlesung im „Salon“ der kleinen Martha.

Von **Peter Rosegger.**

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Vorlesungen — basta!“ Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, sachte füllten sich diese Äuglein mit Wasser. Was hatte sie denn gethan, dass ich ihr so unwirsch ans kleine Herzel stieß? Mit leiser, einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweitemal gebeten, ihr zu erlauben, dass sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung: „Wie die Steirer reden“, besuchen dürfte, die an einem der nächsten Tage im landschaftlichen Rittersaale gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürl Betrübnis davonschleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was sagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdest du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts sehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da thäte mir mein Kindel zu leid. Da weiß ich was Gescheiteres. Am nächsten Sonntag ladest du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden.

Sei es in Schmerz oder Lust — die Kleine schreit nicht auf. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich's lesen. So auch jetzt, wie sie davonhuschte, um ihren Geschwistern das Heil mitzutheilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch wichtige Zeit! Sie musste ihre sieben kleinen Freunde einladen, die sie auf öffentlichen Spielplätzen sich erworben hatte, sie musste sorgen, dass sieben oder gar acht Stühle in der Stube stünden, sie musste sich darum kümmern, dass ein weißgedeckter Tisch mit zwei Lichtern bereitstünde, sie musste darauf bedacht sein, dass alle Thüren gut geschlossen wären und kein störender Lärm von außen eindringen könne. Obschon die ältere Schwester versicherte, das alles würde aufs allerbeste bestellt werden, wollte

die Kleine doch schon am Mittwoch den Tisch und die Stühle aufstellen, jedenfalls aber die Zuckerschächtelchen besorgen, mit denen die Gäste bewirtet werden sollten. Am Freitag war die Erwartung schon so hoch gespannt, dass mir allen Ernstes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entsprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Absage zweier geladener Freundinnen, sie hätten nicht Zeit zu erscheinen, sie müssten im Bette liegen. Es wären die Masern gekommen.

Die kleine Martha war über diese Botschaft fast todtgeschossen. Blass und sprachlos schaute sie rings auf die Gesichter, Rath und Hilfe suchend. Endlich wandte sie sich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelsteine, und sagte scheinbar gelassen: „Ich werde den Vater bitten, dass er die Vorlesung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Masern fort sind."

Erst bis ich sie versicherte, die Masernkinder seinerzeit mit einer Sondervorlesung zu entschädigen, blieb es bei dem ursprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäste nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jausenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick still sitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich gestehe redlich mein Lampenfieber zur selbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchst unüberlegt gewesen. Was liest man so Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geschichtlein für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in solchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeschossen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erste zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Cravate, weiße Handschuhe und einen hohen Cylinder. Für eine Kindervorlesung war mir dieser Aufzug gerade kindisch genug. — Für jede erwachsene Person, außer der meinigen, war der Eintritt strengstens verboten. Und als ich nun feierlich in den „Saal" trete, die Seidenröhre auf den Tisch stelle und die elegant von dem Finger gestreiften Handschuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publicum, so im Alter von vier bis zehn Jahren betrachte, das im Halbkreis um den Tisch versammelt ist, sehe ich mitten unter ihm eine Gestalt mit weißem Haar und mit rosigem Gesichte — und ist's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüstert, Großmama sei ihr unversehens zur Thür hereingeschlüpft, aber es mache nichts, sie sitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkisch zumuthe. Mit unsagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Tasche und begann langsam und getragen also zu sprechen:

„Hochgeehrte Versammlung!

Ihrem mich sehr ehrenden Wunsche folgend, bin ich erschienen, um Ihnen diese drei stattlichen Bücher vorzulesen von der ersten bis zur letzten Seite. Voraussichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere

Zeit Abschied genommen haben, denn vor Neujahr ist keine Rede, dass die Vorlesung zu Ende geht. . . .“

Diese Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Gesichtlein zogen sich in die Länge, eines der kleinen Mädchen starrte mich mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Mir selbst war während der obigen Worte schrecklich zumuthe gewesen ob der Enttäuschung und Verheerung, die sie in den hoffenden Gemüthern anrichten mussten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens just einfällt, dass das liebe Christkindfest nahe ist, so wird's doch gescheiter sein, ich lese euch nur etliche kleine Geschichtlein vor, damit ihr noch an diesem Abend bei Vater und Mutter zu Hause seid. Ist's recht so?“

„Ja! Ja!“ riefen sie freudig, und auf solche List glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerst erzählte ich gemüthlich, wie die Steirer reden, die Geschichte vom Tannenbaum. Der stand im Herbste ganz verlassen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für zwei arme Waisenkinder. So wurde der Unnutz auch verachtet und verspottet und vor Scham verdeckte er sich mit dem Wintertuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, dass ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen so gut sein wolle, sich umhacken zu lassen, in die Hütte der Waisenkinder zu gehen und ihnen Botschaft zu bringen, dass das göttliche Jesukind vom hohen Himmel herabgekommen sei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbst sich so sehr geprahlt hatten mit ihrem Wohlthun, erklärte sich bereit, den Botendienst zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum gab sich hin und ließ sich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geschmückt, schwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publicum während dieser Erzählung so ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß nicht, was es war; und der's gethan, hat's am Ende auch nicht gewusst.

Während dieser Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu schmettern. Glaubten sie im Walde zu sein, so war ja das für den Vorleser ein großer Erfolg. Martha konnte solches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rothes Tuch über die lustigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter“, was der thäte, wenn er Kaiser wäre! Lange rathschlagt er darüber mit einem Bauern. Dieser wüsste wohl, was er thäte. Wenn er Kaiser wäre, ließe er sich's gut sein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart ist der Sauhalter nicht, er ist ritterlicher Gesinnung. Er, wenn er Kaiser wäre: auf hohem Ross mit güldenem Sattel ritte er seinen Säuen nach, und sechs Grafen müssten hinten drein trappeln.

Jetzt erst sah ich, welch ein Glück, dass Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter" hell auf. Sonst lachte niemand. Die Kinder sahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiser wäre, den Säuen nicht auf hohem Ross nachreiten sollte!

Martha benützte eine kleine Pause, um Zuckerchen herumzureichen, die auch sehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch diese Sache eine Besserung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anschlagen.

Bei der Geschichte vom Bären, der mit seinem Schweif einen Handwerksburschen aus dem hohlen Baum herauszieht, gieng's entschieden schief. Schrie gählings ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geschichte ist erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht gesehen, letzthin in der Menagerie, dass der Bär keinen Schweif hat?!"

„Ja, ja, er hat gar keinen!" riefen sogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entstanden, wenn Martha nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre, es sei ja nur ein Spass vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einsehen, wo denn da der Spass sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist!

Es war sehr öde geworden, ich sehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regenschirm" retten. Ein Stück, das sich für den Vorleser schon manchmals als — Fallschirm erwiesen haben soll. Wer dabei hellauflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spass gefällt. Zwei kleine Franzosen waren unter meinen Zuhörern, es hiengen ihnen hinten noch die weißen, sehr sauberen Zipflein aus den Hosen. Denen war das Deutsche nicht Muttersprache, sondern Schulmeistersprache, in der sie mit langsamem Pathos und unendlicher Correctheit die drolligsten Dinge sagten. Sie waren sehr aufmerksame Zuhörer und wünschten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, gestanden sie, das so gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatschigem Mund" so zum Lachen dahersprächen. Denen entgegen war ein deutscher Knabe da, der — schon im Banne der Schule — die ganze Vorlesung sehr ernst nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, dessen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geschichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluss den bekannten „Kolumbas" las, der vom „Kini von Schbanien" ersucht wird, „er möicht sa guat sein und Amerika entdäikn" — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas" entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler" umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?" — „Jo freilih!" sagen die Schwarzen. „Und seids ees d'Neger?" — „Ah jo freilih sein ma's!" sagen sie, „und du bist gewiss der Kolumbas!" — „Stimmt!"

sagt er. „Saggra, saggra!“ sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!“ — Schluss. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das tolle Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müsse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel nnd begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer. als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, desto größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wussten zwar nicht, warum der Lärm, thaten aber tapfer mit, bis auch dieses commandierte Kleingewehrfeuer in kürzester Zeit verstummte. —

So ist diese Vorlesung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleser mehr von den Kindern gelernt hat, als sie von ihm. Wenn ich wieder einmal so eine Kindervorlesung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Respect vor ihnen haben. Fürs erste werde ich in einem anständigeren Anzug vor sie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht gestelzt an den feierlichen Tisch setzen, sondern mitten unter sie hinein auf einen Schemel, so dass sie sich auf meine Knie setzen, an meine Achseln lehnen können. Fürs dritte werde ich ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorlesen, wie sie die Erwachsenen so gerne hören, vielmehr kleine ernsthafte Geschichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter so großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluss mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muss man ernster nehmen, als die Erwachsenen, und immer ist keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasco aus dem gröbsten herauslacht.

Zweifacher Grund.

Vor Gott musst du niederknien, weil er so groß ist, vor dem Kinde, weil es so klein ist.

R.

Wenn über blauen Gletscherspalten...

Wenn über blauen Gletscherspalten
Am Himmel hoch die Sonne steht,
Will ich die beiden Hände falten
Und leise sprechen ein Gebet.

Und will es feierlich geloben,
Dass in der Wünsche Raserei
Trotz Sturm und Wetter doch nach oben
Mein Weg zum Licht gerichtet sei!

Anton Renk.

Ein steierischer und ein niederösterreichischer Bär.

Vor vielen Jahren habe ich in einem alten Anekdotenbuche den Schwank vom Bären gefunden. Ein reisender Handwerksbursche flüchtet sich im Walde vor wilden Thieren auf einen Baum. Dieser ist inwendig hohl, der Handwerksbursche fällt ungeschickterweise hinein und kann nicht heraus. Nun kommt ein Bär, der Honig suchend in den hohlen Baum hinabklettert. Wie der Bär wieder herauf will, fasst ihn der Bursche beim — Schweif, läßt sich so vom Thier ins Freie ziehen und ist gerettet. Das Geschichtlein war ganz kurz und trocken erzählt. Mich gelüstete es, das drollige Ding in steierischer Mundart zu bearbeiten, zu erweitern, zu gliedern, mehrere volksthümliche Gestalten hineinzustellen und dieselben aus Eigenem in Zwiegesprächen zu charakterisieren, kurz, aus dem alten Stoff ein neues, eigenartiges Stücklein zu schaffen. Dasselbe wurde unter dem Titel „Der Bär" in meinem „Stoansteirisch" (Graz 1885) veröffentlicht.

Nun hat ein „neucher Dichter", Karl Frim, dieselbe Geschichte in niederösterreichischer Mundart behandelt und in seinem Büchlein „Bloßfüaßat" (Wien. St. Norbertus-Verlag. 1898) unter dem Titel „Da Lugnschibl Toni" veröffentlicht. Frim hat nicht bloß den Stoff benützt, wozu er völlig berechtigt ist, er hat mit entzückender Naivetät meine ganze Anlage und Form beibehalten. Es gehört die größte Kunst dazu, ein Stück aus der Prosa in Hexameter *fast wörtlich* zu übersetzen. Damit dieses Kunststück gebürend gewürdigt werde, sollen die beiden Dichtungen hier nebeneinander platzfinden.

Da Bär.

In steierischer Mundart von Peter Rosegger.
(Aus „Stoansteirisch". 1885.)

„Geh, Toni, geh her a wenk zan uns, luig uns wieder amol wos für!"

„Jo freilih, freilih — woaß ma!" sogt auf de Red da Toni, „ih geh ins Wirtshaus, dass ih wos trink, und nit dass ih wos luig."

„Vasteht sih, Toni, vasteht sih", sogn die ondern, de ban Tisch banonda sitzn, „trinkn muass ma! Däs muass ma — trinkn. Bring da s! Guck a wenk in mein Krüagl! — In meins ah, Toni! Gunn da s! Ausschwoabn (ausschwemmen), die Gurgl, wan ma wos redn will."

Da viel groasti Sotlagsell, da Toni, thuat sih schöan broat hin af die Bonk, do ruckn s umi, die ondern, und bussn sih a wenk in d Rippn mitn Elbogen: „Heint gibts wieder an Gspoas, heint!"

„Luign!" sogt da Toni und wischt sih s Maul oh nochn erstn Trunk — is ah an unnöthigs Sochn, s Maulohwischn, wan mas olli Augnblick wieda muass netzn — „luign!" sogt er, „wans ees moants, ih war ländapossiern gonga, dass ih wos z luign hät, selm dabormts ma! Wer ban Ofn dahoam sitzn bleibt, der mog luign. Herentgegen, wer siebna-dreißg Manat und fünf Tog in da Fremd is gwest und gor tiaf in Ungarlond unten, der wird doh ah wos Wohrs probiert hobn. Nit?"

„Vasteht sih! Freilih, vasteht sih!"

„Na olssa! Af dos gib ih n a Bussl, in Schnobl von Kruag do." Und wiar er drauf wieda seini Leffzn (Lippen) ohwischt mitn Elbogn, do sogt er, da Toni: „Dass ih enk a pormol scha steign hon lossn, Leut, und hisch hoch ah noh — ih laugns nit. Oba heint, wos ih heint dazähln will, däs muass so gwiss wohr sein, as wias wohr is, dass ih hiaz den gonzn Kruag Wein austrink!"

Denkt eahm da Wirt: Do mog er recht hobn. Sei Wohrheit wird ah a so a Wein sein, der sei leppa ka Traubn nit gsechn hot. — Is a Schlaucherl, der Wirth!

Da Toni hebt on: „Wan da Mensch!" hebt er on, da Toni, „wan da Mensch von Ungarlond ins Goll — Gollizien einipossiern will, so muass er über an hochn Berg steign. Vadonkt hochi Berg, die Karabatschn hoassn s as. Af der ungarischn Seitn auffi, do sein noh die Pustasau: oba wia mar über d Höch überi kimmt und die gollizasch Wildnus onhebt, sein ah scha die pulnischn Wölf und Bärn do. Nau, und dass ih mei Sochn fürbring: Wiar ih selm mei Roas üba die Karabatschn gmocht hon, do bin ih untawegn einikeman in — nau, Hiasbaur, wo wiar ih sein einikema?"

„Ins Gollizaschi!" moant da Hiasbaur.

„Nit wohr is s! In d Nocht bin i einikema, in d stock-kuhl-robn-finster Nocht! Hon ka Hiaba (Herberge) gfundn, hon in Fuaßsteig valorn, hon mih verirrt in da Wildnus. Leut, do is ma höllasch Ongst worn. — Durch d Woldstäm — denkts enk — do hon ih fuat Liachtla funkazn sechn — sein oba koani Seeln von vawunschnan Prinzn oda Prinzessinnen gwesn, wia s ma dozamol früaher in böhmaschn Wald begegnet sein, sa häufti, sog ih enk, wia d Sunawendkäferln sein s umagflogn, die böhmaschen Prinznseeln, die vawunschnan. Däsmol ober in da gollizaschn Wildnus, seins lauta lebendigi Wulfaugn gwest — müassts wissn! — Heint, mei liaba Sotlagsell, heint kons da guat gehn! sog ih tröstweis zu mir selba. s Gscheitast derf sein, du krazlst af an Bam aufi und bleibst obn sitzn, bis s Tog wird."

(Siehe Seite 356.)

Da Lugnschibl Toni.

In niederösterreichischer Mundart von Karl Frim.

(Aus „Bloßfüaßat". 1898.)

Samsta-r af d' Nacht is 's. Draußt stöbert 's und schneibt 's, dass 's grad völli aus is.
D' Bursch'n, dö sunst ö-n an Samsta gern draußtn san af da Gass'n,
Sitz'n heunt drinat ön Wirtshaus rundumadum um a-n Ofa.
Geld hat koaner gar viel zun vatrinka, drum wird eah bald d' Zeit lang.
Möcht'n, dass oaner vo-n eah was dazählt; koa-n oanziga woaß nix.
Geh', sag'n s' zun Toni, thui du was dazähl'n . . . und woaßt nix, so loig halt!
„Freili, was denn", sagt da Toni, „a Mann, der viel g'roast is, wia 's ih bi,
Der ö da Welt was probiert hat, der braucht enk gar nit voll onz'loig'n!
Loig'n soll (sagt er ganz hari), wer allw'l dahoam sitzt bei-n Ofa.
Laugna[1]) kann ih 's grad nit, sagt er, dass ih enk dann und wann steig'n lass,
Hübsch hoch ah no dazui; aber was ih enk iazt sag', is d' Wohrat!
Also lasst 's enk dazähl'n! — Will oana vo-n Ungerland außi,
Ös Gollizische eini, der muiss über d' Beringa-r[2]) umi.
Warts ner, wia hoaß'n s' denn g'schwind? Si fallt ma schon ein! — D' Karabatschn.[3])
No, und dass ih ner onfang! — Wia-r ih als Handwerksg'sell g'roast bi,
Führt af da Roas' mei Wö mih halt ah amol über dö Bering.
Wia'r ih schon drob'n af da Höh' bi und grad so entaholb nosteig,
Kimm i enk eini . . . Was moanst denn, Seppl, wo-n ih do 'neinkimm? . . ."
„Wo wirst denn 'neinkemma sein? Ös Gollizischi halt!" moant da Seppl.
„Na, is nit wahr! . . . Do kimm ih ö d' kohlrab'nfinstre Nacht 'nein,
Rundumadum is all's mäuserlstill, ih hör' nix und siach nix.
Wia-r ih so furttapp' ön Finstern, vo-n oan Bam zun andern mih onhalt',
Siach ih (hörts, Leutl, denkts enk dö Angst!) siach ih Liachtln vo Weit'n,
Grad, wia wann um Johanni d' Sunnawendkäferln 'rumfloig'n.
Moants ner gleih, was denn dös gwest ist? — Lauter lebendigi Wolfsaug'n!
„No", sa-n ih[4]) tröstweis zu mir, „no, Toni, heunt kann 's dir guit geh'n!
's G'scheidaft wird sein: auf an Bam aufikraxln und drob'n bleib'n, bis 's Tag wird."
„Dös wird a bittere Nacht g'wes'n sein!" moant da Seppl und schneuzt sih.
„O grad vakehrt!" sagt da Toni, „dös is enk a pikfüaße Nacht worn!
Hörts ner gleih weiter! — Ih bin nit fál und steig' af an Bam 'nauf;
Suich ma-r a Platz'l und schlaf'; hab' aber nit g'sehg'n, dass er hohl is.
Bumsdi! af oanml mach' ih an Rutscher und lieg' ah schon drunten,
Mitt'n drin ön hohl'n Bam." — „Gottswill'n, iazt is 's aus!" schreit da Seppl. —

[1]) Leugnen.
[2]) über die Berge.
[3]) Karpathen.
[4]) sag' ich.
[5]) Honig.

(Siehe Seite 357.)

„Däs ko a bitteri Nocht sei worn!“ moant da Hiasbaur und beißt auf dos, dass er wos Bravs gsogt hot, schön fest in sei Pfeifnspitzl.

„Ah na“, sagt da Toni, „konträr in Gegentheil, a süassi Nocht is s worn. — Ih nit faul, steig af an oltn Bam. Is obn da Wipfl weckbrochn, so dass ih mih schön broat afn Stam setzn kon. Wa sa weit guat, gonz guat war's; hiaz is oba da Saggerer einweni huhl gwest, und wiar ih so sitz und noch und noch einschlof — woaß mar a so, müad bin ih gwest — bums foll ih in huhln Bam owi!“

„Jessas, aus is s!“ schreit da Hiasbaur.

„Lous na weita!“ sogt da Toni. „Untn in huhln Bam is a Humelnest gwest — und akrat bin ih mittn einpotscht ins Heni (Honig).“

D Händ schlogn s zsom: „Toni, wos host hiaz ongstellt?!“

„Wos wirst dan onstelln, wanst in Heni sitzt?“ sogt er, „leckn wirst. Sa long leckn wirst, as bis da d Augn übagehn und du za dir selba sogst: Wer hät eahm däs denkt, dass du a so an süaßn Tod sullst hobn! Schauts, afs Sterbn hon ih glei denkt; ka Menschnmiglihkeit is do, dass ih af d Höch kunt und aussi möcht ausn huhln Bam. 's erst is, dass ih Reu und Load moch, vasteht sih, und za da sewin Stund hon ih ma s heili fürgnoma: Won ih hiaz mit Gotshilf nohamol davonkim mitn Leben — s Luign loss ih sein. — Schauts Leut, und wiar ih däs Fürnehma hon gfosst, do is s mar, ih hörat draußn wos dahergehn. — Is da Schutzengel, denk ih ma. — Hiaz krotzt er, hiazt kraxlt er außt aussi afn Bam, hiazt is er obn — hiaz schaut er ober ins huhli Loch, und weils Monscha schöan scheint, sa siach ihs, dakenn ihs, wers s is: A großmächtiga Bär is s!“

„Uh Muada Gouttas!“ schreit d Wirtin auf, „und hot er dih gfressn?“

Moant da Toni: „Wirtin, gsechn hots neamt. Wan ih ausschneidn wult, ih kunt enk an Bärn aufbindn und sogn, er hot mih gfressn. — Oba den Bärn, den is ums Heni z thoan gwest. Mogs öfta scha hoamgsuacht hobn, s Humelnest; hots gonz brav in der Üabung ghobt, wiar er hiaz ruckwärts, mitn hintern Ort voran, owikrotzt in huhln Bam — za mir. In sewin Augnblick, wiar ih olli Heilign onruaf, do follts mar ein: Ban Schwoaf beißt ah da Bär nit! — Wiar er soweit owakimt, pock ih n mit boad Händn ban Schwoaf. Da Bär, in sein Schrockn nix vagessen, krotzt aufwärts und schaut, dass er wieder aussikimt aus n Loch — und hot mih mit aussizogn. — Ih sitz anfn Mias (Moos) unta frein Himel — ziachs Schneiztüachl aussa, wisch mar in Schwitz oh und denk: Du vaboanti Romsau, du! — Da Bär hot nix vagessn — is wia bsessn davongrent.“

Aso hat er dazählt, da vielgroasti Sotlagsell, da Toni.

Do sogt da Hiasbaur: „Däsmol is s nit nochn Sprichwort gonga, dass ma s Glück ban Schopf fossn sult.“

„Nit ollamol“, moant da Toni, „ma kons ah ban Schwoaf fossn.“

„Loosts ner no weiter! Ganz unten ön Bam ham d' Hummeln a Nest g'habt.
Wia-r ih so greif', hab' ih gspürt, dass ih mittn drin sitz' ön Heni.[5])"
„Toni, was hast denn iazt than?" frag'n s' 'n alli und schlag'n dabei d' Händ' z'samm.
„Wann oana drin sitzt ön Heni, was wird er denn thoan? Ih moan, schlecka!
G'schleckt hab' ih ah mit alli zehn Finger und sag' zu mir selber:
Toni, dass d' gar so süaß sterb'n wirst, dös hästa dei Löbta nit einbild't!
Schauts, afs Sterb'n hab' ih gleih denkt und hab's ah zebn heili vasprocha:
Wannst iazt nom'l davonkimmst — loig'n thuist dein Löbita nimmer!
Kam i dös Fürnehma g'fasst, kimmt 's ma für, als wann draußt oaner kemat,
Kimmt allw'l nachada[1]) her . . . iazt kratzt er am Bam . . . iazt krax'lt er aufi . . .
Iazt schaut er oba zu mir . . . und weil da Monschein schön g'scheint hat,
Hab' ih 's ah gleih dakennt, wer dös is. — A großmächtiger Bär is!"
Meingerl", schreit d' Wirtin, „Meingerl, o mein! und hat er dih g'fress'n?"
„Wann ih iazt loig'n wöllt", sagt drauf da Toni, „so kunnt ih enk onloig'n;
Hat 's ja neam g'sehg'n! Ih kunnt ganz ruiwi[2]) sag'n: Da Bär hat mih g'fress'n.
Aber den Kerl, den is nit um mih g'west, der suicht ner gleih 's Heni.
G'wiss hat er's öfter schon hoamg'suicht; er hat bei der G'schicht schon an Vorthel[3]) —
's hintere Ort voron krallt er langsam aschling zu mir ro.
Ih kriag a höllische Angst, ih woaß ma vor Schrocka nit z' helfa;
Aber zum Glück fallt 's ma-r ein: bein Schwoaf, do beißt jo da Bär nit!
Und wia-r er rokimmt zu mir, so halt ih mih fest ö seim Schwoaf an.
Der is dakema! Fahrt außi bein Loh, und mih hat er mitzaht.
Ih sitz' am Gras, nimm 's Schneuztüachl außa und wisch ma-a ön Schwitz o.
Aber da Bär, der is furtg'rennt, er hat sih gar nimmer umg'schaut.

* * *

Ja, der Bär, da Toni ö dera Nacht g'seg'n hat, is furtg'rennt!
's soll ah Bär'n geb'n, dö ma nit siacht, ma kann s' aber greifa;
Sölichi Bär'n, dö bindt da Toni ön Leut'n gern aufi.

---

[1]) näher.
[2]) ruhig.
[3]) Vortheil, hier: Geschicklichkeit.

Das nervöse Weib.

Typen und Beispiele von **Albert Moll.**

Der nervösen Frauen Arten giebt es viele.

Betrachten wir als ersten Typus eine nervöse Aristokratin. Die etwas mystisch veranlagte Dame ist fünfundzwanzig Jahre alt, verheiratet und leidet an der sogenannten Neurasthenie, als deren Hauptsymptom heftige Schmerzen des Rückens bestehen. Diese führen die Dame schließlich zum Morphinismus. Sie stammt aus einer adeligen Familie, in der sich eine ganze Reihe Nervenleiden feststellen lassen. Einige Verwandte sind in geistiger Umnachtung gestorben, andere befinden sich noch im Irrenhaus. Ihre Mutter ist eine hysterische Frau. Die ganze Familie ist mit Ausnahme einiger wenigen Zweifler zu mystischen Dingen geneigt, und wenn sich die meisten ihrer Verwandten auch nicht gerade zum Spiritismus bekennen, so werden doch Spukgeschichten gern gehört, geglaubt und weiter erzählt. So war bei unserer Patientin der Boden für ihr Nervenleiden durch Erblichkeit, Erziehungseinflüsse u. s. w. vorbereitet, während das Leiden selbst erst nach einem längeren Krankenlager zum Ausbruch kam.

Unsere Patientin selbst nimmt gern an spiritistischen Sitzungen theil. Sie glaubt an Hellsehen, Wahrträume u. s. w., behauptet indessen stets, dass sie nicht abergläubisch sei. In allerlei kleinen Dingen zeigt sich jedoch, wie tief ihr Aberglaube wurzelt. Sie spürt, wenn die Zahl der Tischgäste dreizehn ist, ein starkes Unbehagen. In der Neujahrsnacht nimmt sie an dem Bleigießen eifrig theil. Ganz im Geheimen geht sie sogar hie und da zur Kartenlegerin, und zwar in Begleitung einer Freundin, der gegenüber sie vorgibt, dass sie es natürlich nur zum Scherz thue. Fast täglich legt sie sich zu Hause eine oder mehrere Patiencen, wobei sie sich irgend einen Wunsch vorher ausdenkt, dessen Erfüllung von dem Ausgang der Patience abhängig gemacht wird. Dass sie an einen Geist glaubt, der in dem Schlosse eines ihrer Verwandten noch spuke, leugnet sie zwar, aber sie meint doch, dass die Sache bisher noch nicht aufgeklärt sei.

In ihrem sonstigen Wesen ist die Dame stets freundlich gegen andere, wenn auch sehr zurückhaltend; denn sie weiß genau, was sie ihrem „Stand" schuldig ist. Sie raucht zwar hie und da, doch begnügt

sie sich mit einer leichten Damencigarette, auf die sie übrigens, wenn es nöthig wäre, ohne weiteres verzichten könnte. Schon von frühester Kindheit an wurde unsere Patientin verzogen, da sie stets geistig geweckt war und sich körperlicher Vorzüge erfreute. Sie hat auch eine glänzende Partie gemacht, indem sie vor vier Jahren einen reichen Adeligen in angesehener Stellung heiratete. Er ist früher Officier gewesen, hat aber diesen Beruf aufgegeben, um die Ländereien, die er als Majoratsherr übernahm, selbst zu verwalten. Das Ehepaar bringt nur wenige Monate des Jahres auf dem Lande zu; meistens hält es sich in der Hauptstadt des Landes auf. Besonders der Winter wird hier zugebracht. Im Frühjahr begibt sich unsere Patientin für einige Wochen nach dem Süden, an den Genfer See, nach Italien oder an die Riviera. Die schwerste Zeit ist für sie der Winter, denn da muss sie zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen. Ihre Nerven leiden sehr darunter, und sie empfindet das selbst am meisten. Sie fühlt sich abgespannt und wie zerschlagen den Tag über, und nur das Morphium, das sie seit einigen Jahren nimmt, vermag das Gleichgewicht wiederherzustellen und ihr die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten möglich zu machen. Sie liebt ihren Mann, das heißt er ist ihr ganz sympathisch. Sie hatte als junges Mädchen einmal eine andere leidenschaftliche Neigung, der sie nicht folgen durfte, und die ihr auch heute noch oft in Erinnerung kommt, doch hat diese anscheinend keine ernsten Spuren hinterlassen. Ihr Mann ist sehr gut mit ihr, das empfindet sie; schon aus diesem Grunde bringt sie ihm, wenn auch keine leidenschaftliche Liebe, so doch aufrichtige Dankbarkeit und Verehrung entgegen.

Wer die Dame also nur außerhalb des Hauses sieht, hält sie für eine der glücklichsten Frauen; aber die Wirklichkeit zeigt uns ein bedauernswertes Geschöpf. Ihre Nerven setzen ihr seit Jahren viel zu. Sie ist schon als junges Mädchen bleichsüchtig gewesen, hat die verschiedensten Eisenpräparate gebraucht, besuchte auch Pyrmont, Schwalbach und andere Eisenbäder. Hie und da gieng die Bleichsucht etwas zurück, aber immer nur auf kurze Zeit. Heute hat die Dame nicht nur über Blutleere zu klagen, sondern auch über viele andere unangenehme Dinge. Die Hauptbeschwerden und besonders die Schmerzen traten zuerst auf, als sie wenige Monate nach der Verheiratung eine Fehlgeburt mit vielen Blutverlusten und langem Krankenlager durchmachte.

Sie leidet jetzt an Schwindelanfällen: es wird ihr bisweiles schwarz vor den Augen; Kopfschmerz, Schlaflosigkeit kommen hinzu. Auch über Schmerzen in verschiedenen Gelenken hat sie öfter zu klagen. Die einen meinten, die Schmerzen wären rheumatisch, andere hielten sie für nervös; schließlich einigte man sich dahin, sie als rheumatisch-nervös zu betrachten. Am heftigsten sind die Schmerzen am Rücken und an der linken Seite

des Oberkörpers. Sie scheinen von den Wirbeln auszugehen; ein leichter Druck auf die Haut der Wirbelsäule und auf der linken Brustseite ist so empfindlich, dass sich die Patientin vor Schmerzen krümmt. Mitunter kann sie sich, wenn diese Schmerzen besonders stark hervortreten, kaum bewegen, und der Schmerz nimmt sie dann vollständig in Anspruch. Sie leidet auch an Kopfdruck, und dieser zeigt gleichfalls mitunter eine bedeutende Steigerung, die jedoch nur selten eintritt.

Da diese Schmerzen mit hochgradigster Reizbarkeit einhergiengen, wurde vor ungefähr drei Jahren beschlossen, die Dame in ein Sanatorium zu schicken. Sie blieb dort zwei Monate, und zwar getrennt von ihrem Gatten. Die Schmerzen waren, als sie das Sanatorium verließ, wesentlich geringer geworden, und sie machte auch im großen und ganzen einen gesünderen Eindruck. Aber leider wurde der Nutzen reichlich durch den Schaden aufgewogen, den sie sich in anderer Beziehung dort zuzog.

Sie hatte sich in jenem Sanatorium enger an eine Standesgenossin angeschlossen. Diese empfand tiefes Mitleiden mit der armen, von Schmerzen geplagten Dame und entdeckte ihr bald, dass sie selbst in der Anstalt sei, um vom Morphium entwöhnt zu werden, dass das süße Gift aber jener sicher Linderung bringen werde, und dass die Sache nichts auf sich habe, da man sich ja leicht wieder davon entwöhnen könne. Sie schilderte unserer Patientin die Wirkung des Morphiums in so glühenden Farben, dass diese sich bald entschloss, einen Versuch zu machen. Und sie fand die Schilderungen ihrer neuen Freundin nicht übertrieben: die Schmerzen verschwanden, und der Schlaf stellte sich ein, sowie ein allgemeines Wohlbefinden, das sie seit Jahren nicht mehr kannte. Sie fühlte sich wie im Himmel.

Sie verstand bald, sich im Sanatorium selbst das Morphium zu verschaffen. Anfänglich wandte sie die Einspritzungen nur an, wenn ihr die Schmerzen keine Ruhe ließen, oder wenn die böse Schlaflosigkeit drohte. Aber nach und nach benützte sie es auch bloß dazu, sich die angenehme Empfindung von Wohlbehagen zu verschaffen, die das Morphium hervorruft. Die Morphinistin war fertig.

Als sie die Anstalt verließ, nahm sie eine gewisse Quantität des Giftes mit, die sie zu Hause aufbrauchte. Dann musste sie auf andere Mittel sinnen, sich neue Dosen zu verschaffen. Sie consultirte unter falschen Namen, und es gelang ihr einigemale, Ärzte zur Verschreibung von Morphium gegen ihre heftige Migräne zu bewegen. Aber die so erlangten Quantitäten waren zu klein, und die aufgewandte Mühe, um sie zu bekommen, stand in keinem Verhältnis zum Resultat. Nun versuchte sie einfach, Recepte zu fälschen, und sie that dies so lange, bis sie einen ungefährlicheren Weg kennen lernte, sich das nun unentbehrliche Mittel zu verschaffen.

Seit einigen Jahren haben wir in unserer Dame eine leidenschaftliche Morphinistin, bei der sich zwar noch nicht die ungünstigen moralischen Folgen des Morphinismus bemerkbar machen, die aber selbst sehr genau weiß, welcher Verfall ihr in sittlicher, geistiger und körperlicher Beziehung bevorsteht, wenn es ihr nicht rechtzeitig gelingt, von ihrer Morphiumsucht befreit zu werden. Der Kummer über ihre Zukunft ist es nicht am wenigsten, der ihr das Leben zerstört und das ohnehin schon geschwächte Nervensystem noch weiter zu schädigen geeignet ist.

Man hat, seitdem die Dame vor etwa drei Jahren aus dem Sanatorium als „geheilt“ entlassen wurde, viele neue Versuche gemacht, sie wieder herzustellen. Man fragte anerkannte ärztliche Autoritäten um Rath. Der eine empfahl Milchtrinken; aber sie kann angeblich Milch nicht vertragen, da sie den Magen angreife und den Appetit zerstöre; so wurde dieser Rath nicht befolgt. Dann gieng man zu Heilmagnetiseuren, Streichfrauen, Homöopathen und vielen Heilkünstlern. Auch in Wörishofen hat die Dame schon ihr Heil versucht. Aber nichts hat einen andauernden Nutzen gebracht, und es wurde höchstens einmal eine Besserung erzielt, die schnell wieder vorübergieng. Weder die Rückenschmerzen, noch die Schlaflosigkeit, noch das subjective Krankheitsgefühl sind gewichen, und nur das Morphium ist imstande, der Dame über ihre Beschwerden hinwegzuhelfen.

* * *

Der nächste Fall, den ich schildere, stellt eine verheiratete Frau aus Berlin vor. Während der erste Fall einen Typus von Nervenschwäche mit dem Schmerz als Hauptsymptom zeigt, finden wir bei den folgenden bereits den Übergang zum hysterischen Charakter. Die Reizbarkeit und Ängstlichkeit gehören zwar noch nicht zu diesem, jedoch schon eher die zeitweilig vorhandene Launenhaftigkeit. Es treten bei der Patientin zahlreiche körperliche Symptome auf, die theils in das Gebiet der Nervenschwäche, theils in das der Hysterie gehören.

Die Hauptbeschwerden zeigen sich nur in bestimmten Perioden, so dass sich die Dame zeitweise ganz wohl befindet. Die Krankheit entwickelte sich langsam; schon in früher Jugend zeigte sich die nervöse Anlage. Die Patientin stammt von einem sehr nervösen, jähzornigen Vater und einer hysterischen Mutter. Auch sonst gelten viele Blutsverwandte, zum Beispiel Geschwister, für nervös; ebenso lassen die älteren Kinder der Dame bereits ein nervöses Temperament erkennen. Der Mann ist Banquier und gilt für sehr reich. Die Dame, eine blasse, fünfunddreißigjährige Frau, hat einen Anflug von Schnurrbart, wie man ihn bei vielen nervösen Damen trifft. Sie leidet seit dem zwölften Lebensjahr an Migräneanfällen, die anfangs seltener auftraten, dann aber, besonders,

bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr, alle vierzehn Tage wiederkehrten. Sie war schon als Kind sehr schreckhaft, so dass sie nicht selten, wenn nur eine Thür geschlossen wurde, laut aufschrie. Wenn sie mit ihren Freundinnen spielte, war sie stets rechthaberisch und unverträglich. Sie musste immer gewinnen, und sehr häufig wurden die Kinderspiele durch dieses Benehmen gestört. Sie steht geistig auf dem Durchschnittsniveau, obwohl sie als junges Mädchen dieses bei weitem überragte. Aber man hat ihre trefflichen Anlagen nicht genügend zur Entfaltung gebracht, da frühzeitig die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens durch andere Dinge in Anspruch genommen wurde. Von Kindheit auf sah sie in dem Hause der Eltern den größten Luxus entfalten, und es wurde ihr zu sehr die Überzeugung eingeimpft, dass sie einmal „eine gute Partie" sein würde.

Ein gewisser Geldstolz besteht daher bei ihr noch heute. Sie freut sich, wenn ihre reichen Toiletten von anderen bewundert werden, und wenn man sie bei ihrer Ausfahrt in der eleganten Equipage genügend beachtet. Sie ist etwas launenhaft. Eben noch ruhig gegen ihren Mann und gegen andere, ist sie nach wenigen Secunden, wenn ihr dies oder jenes nicht passt, ein Muster von Unliebenswürdigkeit. Die Versagung eines Wunsches kann sie in den größten Zorn versetzen, Thränen hervorrufen und den ganzen Körper zittern machen. Meist ist sie zum Plaudern aufgelegt, doch kommt es vor, dass sie in Gesellschaft stundenlang dasitzt, ohne den Mund zu öffnen. Und doch möchte sie kaum jemals auf Gesellschaften verzichten. Einen Abend zu Hause zu sitzen oder am Tage ernstlich die Wirtschaft zu führen, wäre ihr das Unbehaglichste, was sie sich vorstellen kann. Mag es sich um Bälle, Maskenfeste oder Diners handeln, sie zieht alle derartigen Vereinigungen dem Aufenthalt in ihrem Hause vor. Man hält sie deshalb für vergnügungssüchtig. Aber nicht nur die Vergnügungssucht treibt sie aus dem eigenen Hause, sondern der Umstand, dass sie nur in großen Gesellschaften ihre „Nerven" etwas vergisst. Wenn sie allein ist, und besonders in schlaflosen Nächten, macht sie sich alle möglichen Befürchtungen über ihre Zukunft. Bald sieht sie sich im Irrenhaus, bald glaubt sie, dass sie durch Selbstmord ihr Leben binnen kurzem beschließen werde. Derartigen Beängstigungen entgeht sie am schnellsten in Gesellschaften oder auch im Theater. Und ebenso, wie die vorher geschilderte Dame scheint sie, außerhalb des Hauses gesehen, ein vom Glück begünstigtes Menschenkind zu sein, und nur wer sie genauer kennt und ihre Empfindungen berücksichtigt, wird wenig von der Zufriedenheit und Seelenruhe merken, die doch die Grundlage jedes Glückes bilden.

Geben wir ein kurzes Bild ihres Tages.

Heute zum Beispiel war es elf Uhr vorüber, als die Dame zum ersten Frühstück erschien; sie blieb so lange liegen, da sie in der Nacht erst um zwei Uhr aus einer Gesellschaft heimgekehrt war. Sie fühlt sich,

wie stets nach dem Erwachen, matt und abgespannt. Das ist seit Jahren so und hängt nicht etwa mit ihrer starken Migräne zusammen, die nur alle drei bis vier Wochen wiederkehrt. Es liegt auch nicht an schlechtem Schlaf, denn es tritt ebenso ein, wenn sie zeitig zu Bette geht und gut geschlafen hat; beim Erwachen fühlt sie statt der normalen Kräftigung eine Mattheit und Schlaffheit, die mitunter den ganzen Tag anhält und erst gegen Abend besser wird. Der Appetit ist schwach; ihre leichte Erregbarkeit und der Umstand, dass sie beim geringsten Geräusch erschrickt, lassen sie schon selbst empfinden, dass sie nervös ist. Heute ist ihr das besonders fühlbar, und bei jeder Gelegenheit werden Dienstmädchen und Diener angeschrien. Unmittelbar nachher erkennt sie, wie unrecht sie den Leuten gethan hat und bedauert es lebhaft. Von Zeit zu Zeit wird sie im Gesicht etwas roth; doch vergehen diese Flecke sehr bald wieder. Eine allgemeine Missstimmung und ein Gefühl des Nichtwohlseins lasten heute mehr als sonst auf ihr. Wir wollen nicht entscheiden, welcher Umstand hieran schuld ist. Vielleicht ist es die reichere Toilette einer anderen Dame, die an der Gesellschaft theil nahm, vielleicht ein Wunsch, den ihr Gatte der Patientin abschlug, vielleicht ist es auch eine Herzensangelegenheit. Jedenfalls sind solche Vorgänge imstande, einen ungünstigen Einfluss auf den Zustand der Dame herbeizuführen.

Im Laufe des Nachmittags erholt sie sich wieder; die Migräne und das Missbehagen lassen nach. Die reizbare Stimmung geht vorüber, der Appetit nimmt zu, so dass abends, wenn der Ehemann nach Hause kommt, die Esslust beim Einnehmen des reichlichen Diners wieder sehr gut ist. Ebensowenig, wie wir danach forschen wollen, was den heutigen Zustand verschlimmert hat, wollen wir enträthseln, was die Besserung bewirkte. Was dem dritten ein gleichgiltiger Vorgang scheint, kann sehr wohl die Ursache sein.

Manchmal fühlt sich die Dame einige Wochen ganz wohl. Solche Zeiten des Wohlbefindens kommen öfter vor, und während derselben weiß sie nichts davon, dass sie krank ist. Sie kann dann selbst nicht begreifen, dass sie zu anderen Zeiten von den verschiedensten Beschwerden so sehr in Anspruch genommen wird.

Sehen wir uns die Dame jedoch nach einer solchen schmerzfreien Pause an, so finden wir sie wiederum mit verschiedenen Klagen. Die Migräne hat zwar etwas nachgelassen, aber sie leidet jetzt von Zeit zu Zeit an Aufstoßen und schlechtem Appetit, sowie an Kribbeln in den Füßen; auch eine gewisse Schwäche der Beine ist gelegentlich fühlbar. Das Unwohlsein tritt nicht so regelmäßig auf wie bisher, und es machen sich Schmerzen im Unterleibe bemerkbar, wie sie auch bereits in früheren Jahren bestanden. Die Dame wird jetzt wegen ihres Leidens sehr ängstlich. Sie zeigt nicht gerade den hypochondrischen Zustand jener Personen, die,

von ihrer schweren Erkrankung überzeugt, von diesem Irrthum nicht abzubringen sind; wohl aber steht sie auf dem Standpunkt, dass es doch sicherer ist, möglichst viele Ärzte zu fragen, da „vier Augen eben mehr sehen als zwei". Da sie von dem Segen des ärztlichen Specialistenthums überzeugt ist, sucht sie Specialärzte auf, und zwar stets für jenes Organ, in das sie die Schmerzen verlegt. Sie ist sich natürlich nicht klar darüber, dass sie Schmerzen im Unterleibe empfinden kann, deren Ursache im Gehirn sitzt, und die psychisch bedingt sind. Sie bedauert es fast, dass es noch keinen Specialarzt für die vierte Zehe des rechten Fußes gibt, da sie einmal in dieser Zehe eine Art Krampf spürte.

Heute klagt die Dame besonders über Schmerzen in der Mitte und der linken Hälfte des Unterleibes, da, wo sich die Gebärmutter und der linke Eierstock befinden. Sie unterhält sich mit ihrem Mann ganz kurz darüber, bespricht es jedoch des längeren mit einigen anderen Frauen, und bei diesem Frauencollegium trägt die Annahme, dass sie unterleibskrank sei, den Sieg davon. Das beste, was sie nun thun kann, ist, dass sie zu einem Frauenarzt geht. Nach einigen Tagen Hin- und Herüberlegens entschließt sie sich endlich zu dem Schritt. Es wird auch irgend etwas festgestellt, eine Verlagerung der Gebärmutter oder ein Gebärmutterkatarrh oder eine ähnliche Sache; deswegen läßt sich die Dame jetzt Tag für Tag von dem Frauenarzt örtlich behandeln und setzt dies Wochen und Monate lang fort. Die Schmerzen scheinen auch in den ersten Tagen etwas nachzulassen, sie kehren aber bald mit der alten Heftigkeit wieder und sind dann auch nicht mehr am Unterleibe localisiert, sondern reichen höher hinauf. Im Zusammenhang mit der Thatsache, dass die Patientin gelegentlich an Aufstoßen litt, wird nun festgestellt — natürlich von ihr allein — dass sie gar nicht unterleibs-, sondern magenkrank sei. Sie begibt sich zu einem Magenarzt, der eine kleine Magenerweiterung feststellt, das heißt der Magen hat einige Kubikcentimeter zu viel Ausdehnung. Diese Magenerweiterung muss wiederum örtlich, und zwar am besten durch tägliche Ausspülungen — man kann sie auch unter Umständen zweimal täglich machen — behandelt werden. Aber trotzdem wollen die Beschwerden nicht weichen, und jetzt geht es zu einem anderen Specialarzt. Gelegentlich, so nebenher, wird auch mal ein Kehlkopfarzt, dann ein Nasenarzt consultiert, aber am liebsten geht die Dame doch sehr bald zu einem inneren Kliniker. Dieser ist ungemein liebenswürdig und weiß, was für jede kranke Dame nothwendig ist. Das Frühjahr beginnt bereits, die Gesellschaften, Bälle und so weiter werden seltener. Es muss also für andere Zerstreuung gesorgt werden. Der Kliniker drückt das so aus, dass er sagt, Bewegung sei nothwendig, und da die Örtelcur nicht mehr modern ist und ein früherer Versuch mit dem Reiten der Dame schlecht bekommen war, so empfiehlt ihr der

erfahrene Arzt das Radfahren. In der That befindet sich die Dame einige Wochen dabei recht wohl. Anfänglich meinte sie zwar, dass sie es nie lernen würde; sie lernt es aber dennoch wider Erwarten schnell, wenn sie auch etwas ängstlich bleibt. Dann kommt die Toilettenfrage, das endlose Für und Wider Pariser oder Londoner Modell, das Beobachten bekannter Radlerinnen. Das alles wirkt günstig auf das Wohlbefinden der Dame, da es ihr Interesse lebhaft in Anspruch nimmt. Doch weichen die Beschwerden und besonders das subjective Krankheitsgefühl nur wenige Wochen. Nach deren Verlauf klagt die Dame von neuem, bald über Kopfschmerz, bald über trübe Gedanken.

Da rückt zum Glück die Zeit der Badereisen näher. Die Dame überlegt wiederum, was sie thun soll. Unser Kliniker hat einen so guten Eindruck auf sie gemacht, dass sie sich entschließt, ihn zu fragen, wo sie diesmal am besten ihr Geld los werden kann. Da sie findet, dass sie etwas corpulenter wird, so wird ihr eine Cur in Marienbad empfohlen. Nachher geht sie wohl noch auf einige Wochen zur Nachcur an die See und kommt schließlich wieder nach der Großstadt zurück. Hier beginnen natürlich nach einigen Wochen wieder die alten Klagen; neue Specialärzte werden befragt, irgend eine neue Cur, die gerade Mode ist, wird begonnen. Die Dame ist und bleibt dauernd eine Patientin. Es handelt sich nur darum, in welchem Organ sie die meisten Beschwerden fühlt. Danach richtet sich die Entscheidung der Frage, welcher Specialarzt um Rath gefragt wird. Sie bleibt gewissermaßen das Versuchskaninchen für jede neue wissenschaftliche Therapie, während, wie wir sahen, die nervöse Aristokratin sich mit Vorliebe auch an die Vertreter „unwissenschaftlicher" Heilmethoden wendet.

Da keine von beiden Frauen ernstlich daran denkt, sich nach verständigen ärztlichen Vorschriften zu richten, und da keine von beiden irgend ein ernstes Opfer für ihre Gesundheit bringen will, indem sie ihre Lebensweise ändert, so wird mit der wissenschaftlichen Methode natürlich ebenso wenig erreicht wie mit der unwissenschaftlichen. Denn wenn auch gelegentlich eine bestehende Schlaflosigkeit durch ein gutes Schlafpulver gehoben wird, so kann natürlich von einer wirklichen Beseitigung oder ernsten Besserung der Nervosität dabei nicht die Rede sein. —

Das sind zwei Haupttypen, wie sie uns Albert Moll in seinem Werke „Das nervöse Weib" (Berlin. F. Fontane & Co. 1898) vorführt. Diesen glänzend gezeichneten Gestalten sind noch weitere beigefügt. Die nervöse Schauspielerin, die nervöse Hagestolzin, sogar das nervöse Schulmädchen u. s. w.

Anschließend spricht der Verfasser von Wesen und Bedeutung der weiblichen Nervosität. Er behandelt nervöse Frauen nicht etwa abfällig oder im kritischen Sinne, einzig und strenge nur als Patientinnen.

Er spricht stets milde und trostreich. So sagt er zum Beispiel:

Im allgemeinen braucht man nicht etwa zu fürchten, dass die gewöhnliche Nervosität in Geisteskrankheit übergeht, oder dass es sich um ein fortschreitendes, zum Tode führendes Leiden handelt. Die Patientinnen sind durch die Zahl ihrer Klagen und durch deren Bedeutung für ihr gesellschaftliches Leben oft schwer geschädigt. Sie haben selbst auf das allerdeutlichste ein Krankheitsgefühl und erklären sich ja selbst sehr häufig für nervös. Nur verhältnismäßig selten betrachten sich diese Frauen als ganz normal. Dann kann es wohl vorkommen, dass eine nervöse Frau bei jeder Gelegenheit wiederholt, dass sie nicht nervös sei, während ihr jeder das nervöse Temperament sofort anmerkt. Abgesehen von dem fast stets vorhandenen Krankheitsgefühl ist, wie schon angedeutet, die nervöse Frau in vielen ihrer Beziehungen zu den Mitmenschen durch ihre Nervosität geschädigt. Aber sie ist sich in dieser Beziehung nicht nur selbst, sondern auch vielen anderen eine Last. Nervöse Frauen sind für ihre Männer eine fortwährende Quelle des Ärgers. Die Rechthaberei vieler nervösen Frauen, die Rücksichtslosigkeit gegen die Umgebung zwingt den Mann, ihnen alle Wünsche zu erfüllen. Wenn dies nicht geschieht, so kommt es wohl vor, dass die Frau ihn durch Schreien einschüchtert, und da der Mann den Lärm im Hause und den öffentlichen Scandal fürchtet, gibt er schließlich nach. Die nervöse Frau hat häufig Streitigkeiten mit dritten Personen, und der Mann muss die Folgen wieder ordnen. Die nervöse Frau ist imstande, dem Arzt, der ihr gestern das Leben gerettet hat, heute die Thür zu weisen, und wenn sie bald darauf wieder erkrankt, muss der Mann den Arzt demüthig bitten, dass er seiner Frau die Hilfe nicht versage. Die nervöse Frau will heute in eine Gesellschaft gehen; plötzlich ist ihr irgend etwas nicht recht, und eine ganz unbegründete Absage ist die Folge. Oder sie will selbst zu Hause ein kleines Fest arrangieren, zu dem sie die Freunde des Mannes und deren Frauen geladen hat; plötzlich zerstört ein schwerer Migräneanfall alle Projecte. Nervöse Frauen sind oft jene Intriguantinnen, die eng befreundete Familien auseinander bringen. Unbedeutende Differenzen üben auf sie infolge ihrer Reizbarkeit einen übermächtigen Einfluss aus und können Jahrzehnte lange Freundschaften der Männer zerstören. Und nicht zum wenigsten sind es nervöse Frauen, die als die gefürchtetsten Herrinnen unserer Dienstboten gelten. Die Dienstboten sind für sie oft genug nur eine „freche, liederliche, genäschige, verlogene, verliebte, faule, schmutzige, unaccurate, vergessliche, obstinate, vergnügungssüchtige Classe“, wie Goltz eine Dame sagen lässt. Jedes Versehen des Dienstboten verwandelt sich in den Augen der nervösen Frau in eine gefährliche Staatsaction. Ein zerbrochenes Glas im Wert von zehn Pfennigen muss vom Lohne abgezogen werden, „da man sonst noch bankerott würde von dem vielen Zerbrechen“.

Sind in dieser Weise gerade nervöse Frauen für die Außenwelt recht unbequem, so darf man sie doch nicht ungerecht beurtheilen. —

In klarer, anregender Weise spricht Albert Moll ferner von den Ursachen, den körperlichen Symptomen der weiblichen Nervosität, natürlich auch von den seelischen Zuständen. Endlich auch von der Verhütung und Behandlung der Nervosität. Wir glauben, dass dieses Buch auf Nervenkranke und deren Umgebung beruhigend wirken müsse. Richtige Kenntnis des Zustandes kann bei diesen Krankheitserscheinungen selbst schon ein Heilmittel sein.

In den Bergen von Tirol.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

(Schluss.)

Am nächsten Morgen, als wir aus dem „fremdvolklichen" Hotel zu Cortina ganz unversehrt hervorgiengen, sahen wir im hellen Sonnenschein die Schönheit dieses Thales. Der Ort, eine Touristenstation, die in der ganzen touristischen Welt das höchste Ansehen genießt, liegt mit seinen großen, vielfensterigen Gebäuden und seinem schönen Kirchthurme, dem Stolze der Einwohner, gar stattlich da. Er liegt auf den Schutthügeln der niedergebrochenen Bergmassen, die weitum sich in grünende Almen breiten. Aber geheuer, sagen die Geologen, sei es nicht. Vom zackigen Cristallo, vom klüftigen Sorapiss, von der hängenden Tofana herab würden Nachschübe kommen und dieses neue Cortina gerade so begraben, wie sie das alte begraben hatten. Diese Möglichkeit raubt den heiteren Cortinensern nicht für einen Augenblick den Frohsinn. Die hohen weißen Berge sind ja ihre Freunde, sie leben doch von diesen Magneten, die ihnen Fremde heranziehen aus aller Welt. Wie wäre es denkbar, dass sie einmal durch diese Berge sollten sterben müssen? Wo wäre es denn überhaupt noch sicher im Gebirge? Alle Felsen werden einmal brechen, alle Gipfel stürzen. Geht es auch sachte, nach tausend Jahren wird keines unserer Alpenthäler wieder in seiner heutigen Gestalt zu erkennen sein.

Am Vormittage — als unsere Augen schier zitternd geworden waren in dem grellen südlichen Lichte, das so scharf herabgeworfen wird von den Kalkwänden in das waldlose Thal — begannen wir die Rückfahrt. Im Wagen waren uns der Insassen drei geworden. Am Tage zuvor hatten wir oben beim Misurinasee ein Studentlein aufgegriffen. Es war aus der steierischen Stadt Cilli, hatte eine Reise durchs große deutsche Vaterland gemacht, hatte auf der Heimreise den touristischen Abstecher ins

Ampezzo gewagt und nun auf den Almen die verknorrten Fichtenbäume und die verwitterten Steinblöcke um ihr — Moos beneidet. Dieser Bursche war unser Reisegenosse geworden und ergötzte uns durch seine jungfrische, heitere Seele. Es hörten sich seine Erzählungen gut, wie er in der Fremde, und er hatte schon ein gut Stück davon gesehen, sich überall zu helfen gewußt und auch in bedenklichen Lagen seinen Humor nicht verloren hatte. Man sah, der junge Mann war den Umständen gewachsen.

In der glücklichsten Stimmung rollten wir auf der tischglatten Reichsstraße dahin, der Boite entgegen, nordwärts. Die Landschaft ist auch hier unerschöpflich an mannigfaltiger Schönheit. Zur Rechten immer der gliederreiche Stock des Monte Cristallo, links die karstigen Hänge der Tofana und weiterhin die weißen klobigen Massen des Monte Bianco, des Monte Casale, der Lavarella, und wie sie alle heißen mögen, die sich durch die westlichen Seitenthäler hervorschieben. Kein Berg ist wie der andere, jeder hat seine besondere bizarre Form, und es gehört keine große Phantasie dazu, um in den Felsgestalten allerlei Thier- und Menschenbilder zu finden. Das Thal ist eng geworden, die Straße zieht stellenweise durch Wald, stellenweise in Bergschatten; sie setzt auf hoher Brücke über die grauenhafte Spalte der Feliconschlucht, in deren dunkler Tiefe das gischtende Wasser sich vielfach unter den kupferbraunen Felsüberhängen versteckt. Vor einiger Zeit — so erzählte unser Kutscher — soll ein am Rande blumenpflückender Hirtenknabe in den Abgrund gestürzt sein. Stückweise hatte ihn das Wasser hinausgeschwemmt auf die Sandbänke der Boite. — Hier kann man eine Abkürzung der Straße auf einem Fußsteige machen und auf solchen Seitenwegen im Gebirge nach der Leute Sagen den „wilden Pfarrer" predigen hören. In den Riffen pfeift der Wind, durch die Spalten brüllt er wie ein tiefgestimmtes Nebelhorn, von den Wänden rieseln unter sickerndem Wasser Steine nieder auf die breiten Schutthalden, manchmal rollt ein grauer Felsblock thalwärts und reißt eine ganze Schuttlawine mit sich donnernd in den Abgrund. Das ist die Predigt des wilden Pfarrers. Den gewaltigen Bergen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein scheinen, der „wilde Pfarrer" predigt ihnen Vergänglichkeit.

Wir kommen zur Wasserscheide zwischen dem Boitegebiet und der Rienz, und bald hernach zum ältesten Einkehrhause der Gegend, dem gegen 1500 Meter hoch gelegenen Ospitale. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, wie mag's hier ausgesehen haben! Die Wildnis war allerdings nicht größer, aber der Menschen waren sicherlich weniger. Am Saumweg für italische Kauffahrer, die vor der Reise das Testament machten und das Sacrament nahmen, ist dieses Hospiz gegründet worden. Wir kehrten auf ein gutes Glas Italienerwein zu und nahmen dann fröhlich Abschied vom welschen Boden. Über uns zur Linken steht wieder das rothe Gewände der hohen Gaisel, deren gezackte Zinnen dünn wie ein

Brett ins Firmament ragen. Durch ein viereckiges Loch, so groß, dass eine tirolische Dorfkirche drin stehen könnte, guckt der blaue Himmel herab. Überall kommen vom Gewände mächtige Schuttriesen nieder, die sich im Thale verflachen und sich zwischen den Zwergfichten und Knieholzbeständen verlieren. Manches dieser grauen Wasserbette hätte Raum für die Donau, wir aber sahen das knochenblasse Felsen- und Trümmerrinnsal starr und trocken liegen. Uns zur Rechten immer noch das abenteuerliche Gewände der Cristallogruppe, die wir nun rund umgangen haben. Denn wir sind wieder in Schluderbach. — Wir waren müde des Felsentanzes, der uns schon am zweiten Tag wild umreigte — rasch ließen wir thalwärts die Rösslein traben.

In Landro, wo wir gestern an der Kapelle gestanden, um dem Walten der Hotelswirtin zuzusehen, gab es etwas Neues. In der offenen Kapelle, von Lichtern umgeben, stand ein Sarg. Wer ist es? Die von uns bewunderte Wirtin von Landro ist es, die, am Abende zuvor vom Schlage getroffen, plötzlich hingesunken war. — Mit diesem Memento mori hatte unsere Partie ins Ampezzothal den Abschluss gefunden.

Am späten Mittag in Toblach angekommen, sahen wir erst, wie schön das Pusterthal ist. Dieses breite Hochthal mit seinen blühenden Ortschaften, seinen mäßigen, von Bauernhöfen besetzten Berglehnen, mit seinen rundlichen Almkuppen. Das ist das Schönheitsgeheimnis von Toblach — die wilde Größe des weißen Felsengebirges und die freundliche Idylle der grünen Almlandschaft. Der Contrast thut's, eines allein wäre nie so schön, und ein dritter Tag in den Dolomiten hätte mich vielleicht schon niedergedrückt. Je stärker der Effect, desto rascher stumpft er ab, desto eher wird er langweilig. Wir waren ordentlich froh, den die Sinne fast gewaltsam aufstachelnden Felsgestalten entkommen zu sein. Im heimlichen Zimmer des Hotels Rohracher streckte ich mich hin und schloss das Auge. Aber da waren sie wieder, die fabelhaften Thürme und Zacken; ich gieng doch lieber ans Fenster und blickte ins ruhige grüne Thal hinaus. — Unser junger Reisegenosse hatte wohl diese neuen Eindrücke zu seinen übrigen in den Ranzen gethan und war heimwärts geeilt nach Cilli, der deutschen Stadt in windischen Landen.

Wir sind am nächsten Tage auf der Eisenbahn nach Bruneck gefahren, der malerisch gelegenen Stadt an der Ausmündung des Tauferer-thales. Mit dem Gasthause Niederbachers — nächst dem Bahnhofe — hatten wir es auch hier wieder getroffen. Im Zimmer, wo einige Zeit zuvor König Milan von Serbien geruht, haben auch wir königlich geschlafen, nachdem uns abends zuvor die kluge Wirtin mit prächtigen Erzählungen ergötzt hatte.

In Bruneck machten wir einen Ausflug nach dem lieblich am Fuße des Kronplatzberges gelegenen Reischach und auf den Waldhügel zur Kaiserwarte. Der Rundblick von dieser hohen Warte in die Umgebung

von Bruneck wäre einer Tagreise wert, wir bedurften für diese Partie eine gute Stunde. Das weite Thal mit den Geländen der stürzenden Rienz, mit dem Einblick gegen Taufers und seinem Gletscherhintergrunde, die Hochebenen der Vorberge mit den zahlreichen Dörfern und Kirchen, die Schroffen des Ruthners und des Hochgall, das sind die ersichtlichsten Merkmale dieser Gegend, in deren Mittelpunkte, am Fuß eines langgezogenen waldigen Hügels, die alte Stadt so friedlich daliegt. Die wilde Hochgebirgsnatur winkt nur von ferne herab nach diesem milden, wohnlichen Thale. Am Waldhügel bei Bruneck fanden wir eine jener abscheulichen Vogelfangstellen, die ein so ungutes Licht auf die Bewohner Südtirols werfen. Durch einen bereits gefangenen Vogel werden vorüberfliegende Zugvogelkarawanen ins Netz gelockt und ermordet. In Bruneck soll dieses niederträchtige Treiben vor einiger Zeit verboten worden sein. Die Fanghütte steht in ihrem Walddickichte da, wie ein verfehmter, griesgrämiger Bösewicht. Von den vielen Kirchen, die wir diesmal in Tirol besichtigt, ist die Pfarrkirche von Bruneck die schönste und vornehmste. Sie hat mehr als eine halbe Million Gulden gekostet und ist der Stolz der Brunecker. Der breite Rundbogenbau, scheinbar von schönen Marmorsäulen getragen, die reichen Schnitzwerke, die Bilder, die Glasmalereien, die Gitter und Betstühle — alles zeugt von dem guten Geschmacke der Gemeinde. Auch hier, wie in vielen anderen Kirchen des Landes, war man zur Zeit unseres Besuches eben damit beschäftigt, zu scheuern, abzustauben, überall zu reinigen und alles in gute Ordnung zu stellen. So fleißig pflegen die steirischen Küster nicht zu sein, wie überhaupt der Sinn für die Schönheit des Gotteshauses kaum irgendwo so entwickelt ist, als bei den ästhetisch veranlagten Tirolern.

Die Statuen der zahlreichen Wegsäulen sind übrigens auch in Tirol nur für Strenggläubige berechnet. Die Kinder der Welt müssen sich zusammennehmen, um den von solchen Bildnissen, wie wir sie am nächsten Tage im Taufererthale sahen, herausgeforderten Spott nothdürftig zu unterdrücken. Was die Crucifixe anbelangt, fiel mir in manchen Kirchen Tirols ein Baumstamm auf, der mitten in der Kirche aus dem steinernen Fußboden hervorgewachsen ist. Der obere Theil des Stammes ist zu einem Kreuze geformt, an dem ein lebensgroßer Christus hängt. Ich mag es nicht gerne glauben, was mir ein Bauer im Ahrenthal sagte, nämlich, dass solche Baumstämme noch aus der Zeit *vor* Erbauung der Kirche stammten, wo sie schon an der nämlichen Stelle gestanden wären und ein Bildnis getragen hätten. Die Kirche wäre einfach darüber gebaut worden. Dass solche Kreuzsäulen in den Kirchen manchmal sogar mit einem Bretterdache versehen sind, möchte allerdings für diese Auslegung sprechen.

Die Fahrt in das Tauferertal, dem grauen Gletscherflusse der Ahren entgegen, bot wieder Genüsse anderer Art, als die in die Dolomiten.

Die Berge sind weit einförmiger, aber massiger, hoch hinauf mit Bauernhäusern bestanden, noch höher hinauf Wald und Almen, und erst das Haupt gekrönt mit den braunen Felsenzacken der Tauern. Deutsche Berge, deutsche Menschen. Die Schönheit ist nicht mehr so heftig, um nicht zu sagen rücksichtslos, sie wirkt weniger durch wundersame Formen, als durch monumentale Kraft. Die Dolomiten sind lebhaft verwitternde, verfallende Berge, die Tauern stehen noch festgebaut in ihren grünen Mänteln, trotz der ewigen nagenden Wässer in den Runsen.

Im Pusterthale, von Toblach westwärts, hatte ich an den Häusern die Tiroler Bauart der flachen steinbeschwerten Schindeldächer vermisst, im Taufererthal trat sie umso auffallender hervor; überaus malerische Höfe und Hütten, hoch oben stehend an den schwindelnd steilen Hängen, so dass von derselben ein Kirch- oder Geschäftsgang ins Thal und wieder zurück nicht weniger bedeutet, als etwa von der Prein aus eine Bergpartie auf unsere Rax. Nur sind die Tiroler Bauernwege viel steiler und wilder, als unsere meisten Touristensteige, die absichtlich verlassen werden müssen, um eine renommistische Beschwerde zu erreichen oder gar einen Absturz zu erzielen. Wenn die Tiroler Bäuerin da oben sich vom Hause entfernt, so pflegt sie derweil ihre Kinder in die Hühnersteige zu sperren, damit sie nicht abpurzeln können. Nach zwei Stunden langer Wagenfahrt zwischen hohen Bergen waren wir in Taufers vor der malerischen Ruine, die das vordere Thal abschließt und das hintere, das Arenthal, eröffnet. Hier hätte eine Fußpartie in das großartige Reinthal gemacht werden müssen, welches nach rechts aufsteigt in die Hochschluchten von Sanct Wolfgang und zu den Gletschern des Hochgall. Es hätten die Wasserfälle des Reinbaches, die den Krimmlerfällen kaum etwas nachgeben sollen, besucht werden müssen — allein ich litt an diesem Tage besonders heftig an Athemnoth, so dass es damit genug sein musste, was vom Wagen aus das fleißige Auge zu ernten vermochte. Und das war auch nicht wenig.

Es wird wohl nicht viele Punkte in den Alpen geben, die an landschaftlicher Größe den übertreffen, der hinter der Ruine Taufers sich unseren Augen aufthat. Die wuchtig und weiß wie eine unendliche Schneelawine uns entgegenbrandende Ahren war der richtige Vordergrund. Man glaubt, es bebten die Berglehnen vor dem wilden Brausen dieses Wassers. Wenn sie wirklich einmal beben und niederrutschen, dann ist Taufers verloren. Gott verhüte es! — Jetzt öffnet sich der grüne Halbkessel von Luttach und nun stehen sie da, der Reihe nach stehen sie da, blauend von unten, leuchtend von oben, die Gletscher der Zillerthaler Alpen. Durch felsige Vorberge unserem Auge unterbrochen, ziehen sich die Eisfelder stundenweit hin, nach rechts bis zur 3150 Meter hohen Napfspitze, nach links bis zum 3500 Meter hohen Hochpfeiler, dem Herrn und Gebieter dieser Fernerwelt. In glatten Kuppen und riffigen Mulden, hier glasblau-

schimmernd, dort schneeweiß leuchtend, so liegen sie ihre Ewigkeiten da oben ab; so ewig stürzen aus ihren Höhlungen die weißen Wässer zu Thale und ebenso ewig wächst das Eis nach und greift weiter und weiter herab über die Kare gegen die grünen Almen. Bei Luttach ist der schönste Punkt des Arenthales, hier werden Unternehmer nicht Hütten bauen, sondern Hotels. Wahrlich selten ein volkreiches Thal, von dem aus man einen so großartigen Einblick in die Gletscherwelt hat, als dieses. Aber das Eis oben lauert auf die Menschenansiedlungen unten und sagt: Weg mit euch, das ist mein Reich! Aus dem Spätsommer 1878 erzählen die Hirten, dass vom Pusterthal her und vom Hochfeiler ein warmer Wind gekommen sei, wie aus dem Ofen so warm; das Vieh wollte nicht aus den Ställen, wollte nicht fressen, die Pferde bekamen den Lungendampf. Das warme „Lacken“ dauerte fort, da hub das Eis an zu krachen, zu springen, zu fahren. Ins Thal kam es nicht, aber an der Rothbachschlucht giengen unter sündflutartigen Regenströmen Bergstürze nieder mit mehreren Bauernhöfen, und verschütteten das ganze breite Thal viele Meter hoch. Die Ahren staute sich, es entstand ein See, der Fluren und Häuser unter Wasser setzte und nach wenigen Stunden bis zum Dorfe St. Martin hinaufreichte. Dieser Ort stand wie ein kleines Venedig im neuen See, in der Kirche reichte das Wasser bis zur Kanzel; von außen ist dieselbe Höhe jetzt noch am Thurme markiert. Die Kupferschmelze Arzbach mitsammt den Arbeiterhäusern, der Kapelle wurde verschüttet. Die Ahren hatte dann freilich den Wall durchbrochen, die Gegend von Luttach gänzlich verheerend; der durch den Bergsturz entstandene See aber ist bis heute noch nicht ganz abgelaufen und von den verschütteten Häusern und Werken ragen aus dem Hügel zwischen Struppwerk einige Schornsteine hervor.

Solche Katastrophen ereignen sich in Alpenthälern, die für den Touristen gar so schön sind. Das ewige Drohen der Gewalten trägt gewiss zur erhabenen Stimmung bei, die uns in den Bergwildnissen schauernd durchweht. Die armen Bewohner solcher Gegenden jedoch sehen die Schönheit nicht, sehen nur Mühsal und Gefahr. Keinen Tag sind sie sicher vor ihren Wässern und vor ihren Bergen. Ist es Schwäche, ist es Heldenhaftigkeit, einer solchen Heimat treu zu bleiben?

Wir fuhren an dem noch versumpften Sanct Martin, an dem noch blühenden Sanct Johann vorbei bis Steinhaus, wo von dem großen Kupferbergwerke, das dort jahrhundertelang Segen gestiftet, nur mehr ein Herrenhaus, das Kirchlein und das Wirtshaus übrig geblieben ist. Dieses Wirtshaus ist eine Touristenherberge geworden, in der wir einkehrten. Im Herrenhause wohnte zur Zeit Graf Enzenberg, der Besitzer dieser Kupferwerke. Er hat zum ewigen Gedächtnisse auf die Wand des Hauses den folgenden Spruch setzen lassen:

„1470.

Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
Viel Menschen haben sich darum bemüht,
Die einen mit Fleiß und kräftiger Hand,
Die anderen mit Wissen und scharfem Verstand.
Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirg bis zur spanischen Küst!
Hat ins Thal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.
Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewannen es dort mit leichtem Spiel,
Das hat uns zugrund gericht' in kurzer Zeit,
Mir thut's um Menschen und Bergwerk leid.

1894."

So greift durch mancherlei Ursachen in diesem Thale die Verarmung und Verödung um sich. Während oben bei den starren Fernern die Touristen Hütte um Hütte bauen, verfällt im grünen Thalgrund Haus um Haus.

Das Ahrenthal zieht sich hinter Steinhaus noch weit hinein, abgeschlossen wird es von dem grauen Gewände der Krimmlertauern und von den Hochgletschern der Venedigergruppe. Zur Stunde unserer Ankunft gieng ein Gewitterregen nieder, der die Nebel, die am Vormittage an den Bergen umhergekrochen waren, auflöste, so dass nach dem Gewitter, vom Tauernwinde ausgefegt, alle Wände rein, alle Spitzen klar waren und die Eisfelder in der Sonne glänzten.

Wir hatten die Absicht gehabt, uns ein paar Tage im Ahrenthal aufzuhalten und womöglich zum „Kees" hinaufzuklettern. Mein Asthma aber hatte sich in dieser Gegend, wo südliche Sonne und nördliches Eis Wärme und Kälte nachgerade brockenweise durcheinanderwerfen, derart gesteigert, dass wir uns entschließen mussten, auf dem raschesten und kürzesten Weg in ein gemäßigteres Klima zu gelangen. So sind wir noch an demselben Tage mit dem Wagen nach Bruneck, und von da mit der Eisenbahn nach Dölsach gefahren in unser Standquartier.

Hier besserte sich mein Zustand in der Nacht soweit, dass wir am nächsten Tage bei Sonnenschein eine Fahrt ins Iselthal nach Windisch-Matrei machen konnten. Aus den lachenden Gefilden von Lienz wieder in die Schatten der Tauernwelt. Das erste Stück dieses Thales ähnelt dem Taufererthal, nur ist die Isel noch stattlicher als die Ahren. In Aineth kehrten wir beim Eggerwirte zu. Dieses alte Haus ist die Burg eines Helden. Zur Zeit der Befreiungskriege war Johann Oblasser Wirt auf diesem Hause, er war Führer der Iserthaler Bauern und lieferte den Franzosen im Thale eine Schlacht, so dass sie bis Lienz zurückweichen mussten. Durch Verrath wurde Oblasser gefangen, am 29. December 1809 erschossen und zum „abschreckenden Beispiel" vor seinem Hause aufgehängt. Noch heute zeigt ein Kreuzbild die Stelle, wo die Leiche drei Tage lang an einem

Baum gehangen hatte. So weist manches Thal in Tirol seinen Andreas Hofer auf. In den Lauben des Wirtshauses erzählt eine Tafel von diesem Johann Oblasser und drei anderen Männern, die wie er in diesem Thal den Heldentod erlitten haben.

Zur Zeit unseres Weilens herrschte in dem Hause eine gemüthlichere Stimmung. Die Wirtin buk Krapfen, echte, große, scheibenförmige, höchst aufregende Tiroler Bauernkrapfen, wovon sie mir auf der Rückfahrt ein paar herrlich gebaute Exemplare zum Geschenk machte, „aufs Wiederkommen". Ich werde mir's nicht zweimal sagen lassen, Frau Wirtin! Und zum Traurigsein ist trotz jener tragischen Ereignisse kein Grund vorhanden. Auf Schollen, wo Märtyrer für das Vaterland geblutet haben, muss man jauchzen! Und Krapfen essen, dass man auch so stark wird!

Links oben haben wir die Bergspitze, genannt das „böse Weibele". — Da ist einmal, so erzählte mir darüber ein Hirte von Ranach, ein böses Weibele gewest, und das hat ihren Mann halt alleweil getratzt und gepeinigt, wie die Juden einen Kreuz-Christi. Und so oft sie ihm was Schlimmes hat anthun mögen, hat sie's fleißig gethan. Da ist der Mann einmal arg krank worden und halt auch ein Eichtel ungeduldig gewest, und wie das Weibele sieht, dass er sich selber nicht helfen kann, hat sie gesagt: „Jetzt ischt's mir schon butteneins, bei dir halt ich's nimmer aus, du schlechte Haut, lieber will ich auf den hohen Berg hinauf und versterben. Und ischt fortgegangen just in der heiligen Christnacht und auf den Berg, aber nit willens oben zu bleiben, halt nur, um den kranken Mann recht jammerlich zu machen nach ihr. Und jetzt, wie sie oben ischt in der heiligen Nacht, kommt ein grünes Mandele daher mit einer krummen rothen Feder auf dem Hüttle, ischt der bös Höllteufel gewest und ischt was Schreckbares geschehen."

„Hat er sie geholt?" war meine Frage.

„Das ischt's ja!" antwortete der Hirt, „nit hat er sie geholt. Ängstlich ischt ihm worden, davongelaufen ischt er vor ihr und nimmer auf den Berg gekommen, der bis zum heutigen Tag das böse Weibele heißt." — So der Alte. Ob er mich mit seiner Mär ein bisschen angeplauscht hat, das weiß ich nicht — sein schalkhaftes Gesicht war darnach.

Wir kamen auf unserer Fahrt zur rostbraunen, zerfressenen Ruine Kienburg; diese dürfte auch eher spurlos vom Erdboden verschwinden, als ihr letzter Burgherr aus dem Fegefeuer erlöst wird. Was er angestellt hat, das weiß ich nicht, muss wohl etwas recht Arges gewesen sein. Auf der Ruine soll, sagen sie, erst eine Fichte wachsen, aus deren Brettern eine Wiege gezimmert werden muss. Das erste Kind dieser Wiege soll ein Knabe sein und Geistlicher werden, und der kann bei seiner ersten Messe den Schlossherrn erlösen. — Der Fichten stehen schon viele auf dem Mauerwerk, ist denn kein Iselthaler Bauer so findig, das übrige zu besorgen?

Vielleicht wäre der erlöste Kienburger freigiebig mit einem vergrabenen Schatz. Zu brauchen hätten ihn die braven Iselthaler heute mehr als je.

Bei Peischlach steigt zur Rechten das Kalserthal auf. Wir giengen nach dem Rathe einer Wegtafel zur Linken an die bewaldete Berglehne, etwa zehn Minuten lang. Dort am Hange zwischen Baumstämmen hindurch sieht man aus den hinteren Schluchten des Kalserthales die Gletscher des Großglockners mitsammt seiner Spitze aufragen. Wir sahen dort drinnen eine blassblaue Winterlandschaft dämmern, die Spitzen waren im Nebel.

Dann fuhren wir weiter, der Isel entlang. Aus einer Schlucht zur Linken kommt ein großer Bach herab vom Defereggerthal, zu dem eine Straße ansteigt. Ein langes, großartiges Gebirgsthal, das ebenfalls mit Gletschern abschließt — von unserer Straße aus ergibt sich kein Einblick. Zwei Weibsleute begegneten uns, die aus dem Defereggerthal kamen. Auffielen an denselben die napfartigen Filzhütlein mit den schmalen, aufgeringelten Krempen. Die eine hatte um den Hut eine grüne Schnur gewunden, die andere eine rothe. Und das ist das Bekenntnis. Die mit der grünen Schnur hat schon einen Mann, die mit der rothen ist noch Jungfrau. Ein boshafter Wegmacher deutelte: Bei uns schwört man wohl auf die grüne Schnur, auf die rothe niemals. — Von der Ortschaft Huben an wird das Iselthal sehr enge, das Wasser sehr wild, an beiden Berghängen steigt der Klausenwald an. Diese Gegend, sagen die Leute, ist schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen. In wenigen Worten ein gutes Bild von dem Wechsel zwischen Wildnis und Cultur des Landes und der Menschen. Dass sich hier im Hochgebirge die Cultur freilich nie lange behaupten kann, davon giengen wir an diesem Tage einem Beispiele entgegen.

Nachdem wir von Dölsach her an fünf Stunden gefahren waren, lichtete sich das Thal. In einem weiten Kessel stehen die hohen Berge da, die uns schon längst über den Waldschluchten entgegengeblaut hatten. Es sind Kegel, kahl bis herab zur Thalsohle und mit Felszacken gekrönt. Auf den grünen Anhöhen des Thales schmucke Bauernhäuser. Links hinein das lichte Virgenthal, in dessen Hintergrunde ganz herrlich die weiten Eisfelder des Todtenkars, der Rödtspitze, der Dreiherrenspitze und anderer Häupter der Venedigergruppe glänzen. Wir befinden uns zwischen den zwei höchsten Erhebungen der Tauern, zwischen den Eiswelten des Glockners und des Venedigers. — Windisch-Matrei! Dort am östlichen Berghange liegt es im Sonnenschein. Kein Baum und kein Strauch und kein Dach beschattet den menschenleeren Ort, die Sonne scheint ihm in alle Stuben und Kammern. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein."

Mein Lebtag habe ich eine so große und wüste Brandstätte nicht gesehen, als diesen am 10. Mai 1897 abgebrannten Marktflecken. Am

nördlichen Ende im Brauhause hatte sich das Feuer zur Mittagszeit erhoben, nach zwei Stunden war der stattliche Ort ein rauchender Schutthaufen; von hundert Häusern waren nur vierzehn Baulichkeiten am oberen Rande nächst der Kirche stehen geblieben. Von der Wucht des Nordwindes, der über alles das Feuer warf, kann man sich einen Begriff machen, wenn man der Erzählung des Bezirkshauptmannes von Lienz lauscht. Als dieser mit der Lienzer Feuerwehr hinein gegen das brennende Matrei fuhr, fiel im Klausenwald, anderthalb Stunden von der Brandstätte entfernt, aus den Lüften der Leinwandfetzen eines Heiligenbildes nieder zu seinen Füßen. Ehe es der Wind noch weiter wirbelte, erfasste er das Bild, welches, aus dem Rahmen geflogen, an den Enden gloste. Das war der erste Gruß, den ihm das unglückliche Matrei entgegensandte. —

Mitten im Ruinenmeere, an einem einzigen Hause, das nicht ganz verbrannt war, haben sie ein hölzernes Gelass angebaut und so ein Touristenwirtshaus hergestellt. Sonst überall wüst und öde, nur wenige Leute arbeiten verdrossen an ihren Brandstätten herum, krauen verbogene Eisentheile aus dem Schutt hervor oder suchen durch Einbretterung sich nöthigen Unterschlupf zu schaffen. Da hörte ich — zufällig an einer Fensterhöhle vorbeischreitend — aus dem Innern eines Mauerwerks auch etwas Erfreuliches. Ich hörte flüstern und schäkern, über dem Rande sah ich ein blondlockiges Haupt und den glattgetheilten Scheitel eines schwarzen Mädchenkopfes. Bursche und Dirndel, was anderes denke ich nicht. Sie machten nicht viel Worte. „Magst mi?“ — „Das ischt gewiss!“ — „Nimmst mi?“ — „Das ischt gewiss!“ — „Da hast mi.“ Eilig huschte ich davon in der Zuversicht, dass Matrei wieder aufstehen wird. — Das Unglück ist riesig, aber das Land wetteifert, dem Orte wieder aufzuhelfen. Und vielleicht noch größer als das Unglück ist das Glück, dass es so gekommen, denn Windisch-Matrei hat noch einen größeren Feind als das Feuer. Vom östlichen Berge, an dem es lehnt, vom Sanzkofel, aus hoher Schlucht kommt ein Wasser herab. Es läuft, jetzt allerdings sorgfältig eingerinnt, gleichsam auf der Schneide eines hohen Schuttwalls, zu dessen beiden Seiten tief gebettet der Ort liegt. Dieser Wall trennt Matrei in zwei Hälften, man sieht von der einen keinen Schornstein der andern, so hoch ragt die Muhre. Man kann sich eine Menschenansiedlung im Gebirge kaum ärger gefährdet denken. Bei Schneeschmelze oder Regenwetter ein Lahnengang oben im Gebirge, und Windisch-Matrei ist begraben mitsammt seinen Einwohnern. — Vielleicht wollte durch den Brand ein gütiges Geschick eine solche Katastrophe verhindern. Der Flecken dürfte kaum an derselben Stelle wieder erbaut werden. Weiter oben an der geschützteren Anhöhe nordwestlich wird Neu-Matrei entstehen.

Mit diesem hoffenden Aufblicke verließen wir nach dreistündigem Aufenthalte das großartige Alpenthal, in welchem es so schön zu weilen

und so schwer zu leben ist. Spät abends kamen wir in Dölsach an, um am nächsten Tage dort von den finsteren Unholden und von den freundlichen Wirtsleuten uns zu verabschieden und heimzukehren in das wohnlichere Waldland Steiermark.

Das ganze Land Tirol.

Vom Ortler bis zum Kahlenberg
Am lauten Donaustrand,
Ist uns'rer deutschen Ahnen altes,
Freies Heimatland.
Ob's Baiern od.r Steiern heißt,
Die Draue oder Traune fleußt,
Es ist das Land Tirol.

Es ist ein' ewige Felsenburg,
Macht Ost und Westen gleich,
Es ist ein einig Volkesherz
Im treuen Alpenreich.
Es hat in Fried und Streit und Noth
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott
Das ganze Land Tirol.

R.

Seume, der Spaziergänger in Steiermark.

Ein berühmtes, wenn auch nur wenig mehr gekanntes Werk der deutschen Literatur ist die Fußreise des deutschen Dichters J. G. Seume, die er im Jahre 1801 und 1802 von Sachsen aus nach Sicilien gemacht hatte und unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus“ bekannt ist.

Der Weg führte den Wanderer von Wien her durch die steierischen Alpen, und die heutigen Touristen mögen es gewiss gerne wissen, wie man vor hundert Jahren durch unser Bergland gewandert ist. Deshalb soll Seumes Reisebericht von Wien bis Krain in seiner naiven Unmittelbarkeit und mit seinen niedlichen Unrichtigkeiten hier wiedergegeben sein.

Schottwien.

Nun nahm ich von meinen alten und neuen Bekannten in der Kaiserstadt Wien Abschied, packte meine Siebensachen zusammen und wandelte mit meinem neuen kaiserlichen Documente Tages darauf fröhlichen Muthes die Straße nach Steyermark. Schnorr hatte als Hausvater billig Bedenken getragen, den Gang nach Hesperien weiter mit mir zu machen. Man hatte die Gefahr, die auch wohl ziemlich groß war, von allen Seiten noch mehr vergrößert; und was ich, als einzelnes isoliertes Menschenkind, ganz ruhig wagen konnte, wäre für einen Familienvater Tollkühnheit gewesen. Komme ich um, so ist die Rechnung geschlossen und es ist Feierabend: aber bei ihm wäre die Sache nicht so leicht abgethan. Er begleitete mich den zehnten Januar, an einem schönen, hellen, kalten Morgen, eine Stunde weit hinaus, bis an ein altes gothisches Monu-

ment, und übergab mich meinem guten Genius. Unsere Trennung war nicht ohne Schmerz, aber rasch und hoffnungsvoll, uns in Paris wieder zu finden.

Ich zog nun an den Bergen hin, die rechts immer größer wurden, dachte so wenig als möglich, denn viel denken ist, zumal in einer solchen Stimmung und bei einer solchen Unternehmung, sehr unbequem, und setzte gemächlich einen Fuß vor den andern immer weiter fort. Als die Nacht einbrach, blieb ich in einem Dorfe zwischen Günselsdorf und Neustadt. So wie ich in die große Wirtsstube trat, fand ich sie voll Soldaten, die ihre Bacchanalien hielten. Die Reminiscenzen der Wachstuben, wo ich ehemals von amtswegen eine zeitlang jede dritte Nacht unter Tabaksdampf und Kleinbierwitz leben musste, hielten mich, dass ich nicht sogleich zurückfuhr. Ich pflanzte mich in einen Winkel am Ofen, und ließ ungefähr dreißig Wildlinge ihr Wesen so toll um mich her treiben, dass mir die Ohren gelten. Einige spielten Karten, andere sangen, andere disputierten in allen Sprachen der Pfingstepistel mit Mund und Hand und Fuß. Bald entstand Steit im Ernst, und die Handfestesten schienen schon im Begriffe, sich einander die Argumenta ad hominem mit den Fäusten zu applicieren; da fing ein alter Kerl an, in der Ecke der großen gewölbten Stube auf einer Art von Sackpfeife zu blasen, und alles ward auf einmal friedlich und lachte. Bei dem dritten und vierten Takte ward es still, bei dem sechsten fassten ein Paar Grenadiere einander unter die Arme und fiengen an zu walzen. Der Ball vermehrte sich, als ob Hüons Horn geblasen würde, man ergriff die Mädchen und sogar die alte dicke Wirtin, und aller Zank war vergessen. Dann traten Solotänzer auf und tanzten steyrisch, dann kosakisch, und dann den ausgelassensten, ungezogensten Kordax, dass die Mädchen davonliefen und selbst der Sackpfeifer aufhörte. Dann gieng die Scene von vorn an. Man spielte und trank, und fluchte und zankte und drohte mit Schlägen, bis der Sackpfeifer wieder anfieng. Der Mann war hier mehr als Friedensrichter, er war ein wahrer Orpheus. Der Wein, den man aus großen Glaskrügen trank, that endlich seine Wirkung; alles ward ein volles, großes, furchtbar bacchantisches Chor. Hier nahm ich den Riemen meines Tornisters auf die linke Schulter, meinen Knotenstock in die rechte Hand und zog mich auf mein Schlafzimmer, wo ich ein herrliches Thronbette fand und gewiss wie ein Fuhrknecht geschlafen hätte, wäre ich nicht von den Grenadieren durch eine förmliche Bataille geweckt worden. Der ehrliche Wirt machte den Leidenden, überall das Sicherste bei militärischer Regierung, und hätte seinen kriegerischen Gästen wohl gern ihre Kreuzer geschenkt, wenn sie ihn nur in Ruhe gelassen hätten. Ein Officier, wie ich aus dem Tone vermuthete, mit dem er sprach, machte endlich um zwei Uhr Schicht, und es ward ruhig.

Den andern Morgen fand ich einen ehrsamen alten Mann bei seinem Weine sitzen, der den Kopf über die nächtliche Geschichte der Kriegsmänner schüttelte. Dieser erzählte mir denn einiges über die Einquartierung und klagte ganz leise, dass sie der Gegend sehr zur Last wäre. Die Soldaten waren auf Arbeit an dem Canale, über den ich gestern gegangen war, und der, wie mir der Alte bedeutend zweifelhaft sagte, bis nach Triest geführt werden solle. Vorderhand wird er nur die Steinkohlen von Neustadt nach Wien bringen. Das Wasser aus den Bergen bei Neustadt und Neukirchen war so schön und hell, dass ich mich im Januar hätte hineinwerfen mögen. Schönes Wasser ist eine meiner besten Liebschaften, und überall, wo nur Gelegenheit war, gieng ich hin und schöpfte und trank. Du musst wissen, dass ich noch nicht so ganz diogenisch einfach bin, aus der hohlen Hand zu trinken, sondern dazu auf meiner Wanderschaft eine Flasche von Resina gebrauche, die reinlich ist, fest hält und sich gefällig in alle Formen fügt. Eine Stunde von Schottwien fängt die Gegend an herrlich zu werden; vorzüglich macht ein Kloster rechts auf einer Anhöhe eine sehr romantische Partie. Das Ganze hat Ähnlichkeit mit den Schluchten zwischen Aussig und Lowositz; nur ist das Thal enger und der Fluss kleiner; doch sind die Berghöhen nicht unbeträchtlich und sehr malerisch gruppiert. Das Städtchen Schottwien liegt an dem kleinen Flüsschen Wien zwischen furchtbar hohen Bergen, und macht fast nur eine einzige Gasse. Vorzüglich schön sind die Felsenmassen am Eingange und Ausgange.

Es hatte zwei Tage ziemlich stark gefroren und fieng heute zu Mittag merklich an zu thauen; und jetzt schlagen Regengüsse an mein Fenster, und das Wasser schießt von den Bergen, und der kleine Fluss rauscht mächtig durch die Gasse hinab. Mir schmeckt Horaz und die gute Mahlzeit hinter dem warmen Ofen meines kleinen Zimmers vortrefflich.

Ein Felsenstück hängt drohend über das Haus her, in welchem ich übernachte. Hier fängt die Gegend an, die, wie ich mich erinnere, schon andere mit den schönsten in der Schweiz verglichen haben. Wie wird es aber auf den steyermärkischen Wegen werden, vor denen mir schon in Wien selbst Eingeborne bange machen wollten? Es kann nun nichts helfen; nur Muth, damit kommt man auch in der Hölle durch. Zwischen Neustadt und Neukirchen, einer langen, langen Ebene zwischen den Bergen, die sich hinter dem letzten Orte mehr und mehr zusammenschließen, begegnete mir ein starkes Commando mit Gefangenen. Der letzteren waren wohl einige Dutzend; eben keine sehr gute Aussicht. Einige waren schwer geschlossen und klirrten trotzig mit den Ketten. Die meisten waren Leute, welche die Straßen unsicher gemacht hatten. Aber desto besser, dachte ich, nun sind der Schurken weniger da, und diese werden gewiss nicht so bald wieder losgelassen. In Wien und hier auf dem Wege überall wurde erzählt, dass man die

Pressburger Post angefallen, ausgeplündert und den Postillon und den Schaffner erschlagen habe. Auch bei Pegau, nicht weit von Gräz, war das Nämliche geschehen. Das waren aber gewiss Leute, die vorher gehörig recognosciert hatten, dass die Post beträchtliche Summen führte, die sich auch wirklich zusammen über hundert und dreißig tausend Gulden belaufen haben sollen. Bei mir ist nicht viel zu recognoscieren; mein Homer und meine Gummiflasche werden wenig Räuber in Versuchung bringen.

Murzhofen.

Von Schottwien bis hieher war heute in der Mitte des Januars eine tüchtige Wandlung. Der Sömmering ist kein Maulwurfshügel; es hatte die zweite Hälfte der Nacht entsetzlich geschneit; der Schnee gieng mir bis hoch an die Waden; ich wusste keinen Schritt Weg, und es war durchaus keine Bahn. Einigemal lief ich den Morgen noch im Finstern unten im Thale zu weit links, und musste durch Verschläge in dem tiefen Schnee die große Straße wieder suchen. Nun gieng es bergan zwei Stunden, und nach und nach kamen einige Fuhrleute den Sömmering herab, und zeigten mir wenigstens, dass ich dorthin musste, wo sie herkamen. Links und rechts waren hohe Berge, mit Schwarzwald bewachsen, der mit Schnee behangen war; und man konnte vor dem Gestöber kaum zwanzig Schritte sehen. Oben auf den Bergabsätzen begegneten mir einige Reisewagen, die in dem schlechten Wege nicht fort konnten. Der Frost hielt noch nicht, und überdies waren die Geleise entsetzlich ausgeleiert. Herren und Bedienten waren abgestiegen und halfen fluchend dem Postillon das leere Fuhrwerk Schritt vor Schritt weiter hinaufwinden. Ich wechselte die Schluchten bergauf bergab, und trabte zum großen Neide der dick bepelzten Herren an dem englischen Wagen fürbass. Ein andermal rollten sie vor mir vorbei, wenn ich langsam fortzog. So geht's in der Welt: sie giengen schneller, ich gieng sicherer. Auf dieser Seite des Sömmerings kommt aus verschiedenen Schluchten die Wien herab; und auf der zweiten Hälfte der Station, nach Mürzzuschlag, nachdem man den Gipfel des Berges erstiegen hat, kommt ebenso die Mürz hervor, und ist in einer Stunde schon ein recht schöner Bach. Bei Mürzzuschlag treibt sie fast alle hundert Schritte Mühlen und Hammerwerke bis herab nach Krieglach, wo sie größer wird, nun schon einen ansehnlichen Fluss bildet, und nur mit Kosten gebraucht werden kann. Es ist angenehm, die Industrie zu sehen, mit welcher man das kleine Wässerchen zu seinen Behufen zu leiten und zu gebrauchen weiß; und die kleinen Thäler an dem Flusse herunter sind außerordentlich lieblich, und machen auch unter dem Schnee mit ihren fleißigen Gruppen ein schönes Winterbild.

Die Wörter Mürzzuschlag und Krieglach klangen mir nach den Wiener Mordgeschichten gar sehr wie nomina male ominata, deren Ethymologie ich mir gern hätte erklären lassen, wenn ich nicht zu faul gewesen

wäre, irgend einen Pastor aufzusuchen: und ich war herzlich froh, als ich gegen Abend so ziemlich aus der abenteuerlichen Gegend heraus war. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, dass man einem Gaste, wenn er die Zeche bezahlt hat und abzieht, glückliche Reise wünscht, und man denkt weiter nicht viel dabei: aber Du kannst nicht glauben, wie angenehm es ist, wenn in einer solchen Lage, im Januar, wenn der Sturm den Schnee gegen die Felsen jagt, mit Theilnahme von einem artigen, hübschen Mädchen geschieht, zumal wenn man den Kopf voll Räuber und Strauchdiebe hat..

Gräz.

Hier will ich einige Tage bleiben und ruhen: die Stadt und die Leute gefallen mir. Du weißt, dass der Ort zu beiden Seiten der Mur sehr angenehm liegt; und das Ganze hat hier überall einen Anblick von Bonhomie und Wohlhabenheit, der sehr behaglich ist. Von Schottwien aus machte ich den ersten Tag mit vieler Anstrengung nur fünf Meilen, und den zweiten mit vieler Leichtigkeit sieben: aber den ersten stieg ich in dem entsetzlichen Schneegestöber an der Wien bergauf, und den zweiten gieng ich bei ziemlich gutem Wetter an der Mürz bergab. Es ist ein eigenes Vergnügen, die Bäche an ihren Quellen zu sehen und ihnen zu folgen, bis sie Flüsse werden. Die Mürz ist ein herrliches Wasser und muss die erste Meile schöne Forellen haben. Man hat mich zwar gewarnt, nicht in der Nacht zu gehen, und mich däucht, ich habe es versprochen: aber ich habe bis jetzt doch schon zweimal dagegen gesündigt und bin über eine Stunde die Nacht gelaufen. Indessen wer wird gern in einer schlechten Kneipe übernachten, wenn man ihm sagt, dass er eine Meile davon ein gutes Wirtshaus findet.

An einem dieser Tage wurde ich zu Mittag in einem kleinen Städtchen gar köstlich bewirtet, und bezahlte nicht mehr als achtzehn Kreuzer. Das that meiner Philanthropie sehr wohl, denn Du weißt, dass ich mir aus den Kreuzern so wenig mache, wie aus den Kreuzen.

Ich lief immer an der Mürz hinunter, kam in Brüg an die Mur und pilgerte an dem Flusse hinab. Schon zu Neukirchen waren mir eine Menge Wagen begegnet, die leer zu sein schienen und doch außerordentlich schwer giengen. Auf dem Sömmering traf ich noch mehr, und entdeckte nun, dass sie Kanonen führten, die sie höchst wahrscheinlich von Gräz und noch weiter von der italienischen Armee brachten und deren Lafetten vermuthlich verbraucht waren. Vor einem Wagen zogen oft sechzehn Pferde, und der Wagen waren oft mehr als hundert. Für mich hatten sie den Vortheil, dass sie Bahn machten. Hier und da war auch Bedeckung; und Soldaten mit Gewehr sehe ich als Reisender jetzt immer gern: denn im allgemeinen darf man annehmen, diese sind ehrliche Leute: die Schlechten behält man in den Garnisonen, und läfst sie nicht mit Gewehr im Lande herumziehen.

Den zehnten um neun Uhr aus Wien und den vierzehnten zu Mittag in Gräz, heißt im Januar immer ehrlich zu Fuße gegangen. Die Thäler am Flusse hinunter sind fast alle romantisch schön, die Berge von beträchtlicher Höhe. Noch eine Meile von Brüg, gleich an dem Ufer der Mürz, steht ein schönes Landhaus; auf der einen Seite desselben siehst Du auf der Gartenmauer Pomona mit ihrem ganzen Gefolge in sehr grotesken Statüen abgebildet, und auf der andern die Musik mit den meisten Instrumenten nach der Reihe, noch grotesker und fast an Caricatur grenzend: Das Ganze ist schnakisch genug, und thut eine possierlich angenehme Wirkung. Der Trägerin des Füllhorns fehlte der Kopf, und da die ganze Gesellschaft ziemlich beschneit war, konnte man nicht entdecken, ob er abgeschlagen war, oder ob man sie absichtlich ohne Kopf hingestellt hatte. Die Örter in der Gegend haben alle das Ansehen der Wohlhabenheit.

Bei Röthelstein beschwerte sich ein Landmann, mit dem ich eine Meile gieng, über den Schaden, den die Wölfe und Luxe anrichten, die aus den Bergen herabkämen. Der Schnee ward hoch und die Kälte schneidend, und ich eilte nach Pegau, bloß weil der Ort für mich einen vaterländischen Namen hatte. Aber das Quartier war so traurig, als ich es kaum auf der ganzen Reise angetroffen hatte. Man sperrte mich mit einem Candidaten der Rechte zusammen, der aus der Provinz nach Gräz zum Examen gieng, und der mich durch seine drolligen Schilderungen der öffentlichen Verhältnisse in Steyermark für das schlechte Wirtshaus entschädigte. Er hatte viel Vorliebe für die Tyroler, ob er gleich ein Steyermärker war, und lobte Klagenfurt nach allen Prädicamenten. Mit ihm gieng ich vollends hierher.

Gräz ist eine der schönsten großen Gegenden, die ich bis jetzt gesehen habe; die Berge rund umher geben die herrlichsten Aussichten, und müssen in der schönen Jahreszeit eine vortreffliche Wirkung thun. Das Schloss, auf einem ziemlich hohen Berge, sieht man sehr weit; und von demselben hat man rund umher den Anblick der schön bebauten Landschaft, die durch Flüsse und Dörfer und eine Menge Berge herrlich gruppiert ist. Als ich oben in das Schlossthor trat, stand ein Corporal dort und pfiff mit großer Andacht eines der besten Stücke aus der Oper: „Die Krakauer", welche die letzte Veranlassung zum Ausbruch der Revolution in Warschau war. Da ich die Oper dort genossen und das darauffolgende Trauerspiel selbst mitgemacht hatte, so kannst Du denken, dass diese Musik hier in Gräz ganz eigen auf mich wirkte. Eben diese Melodie hatte mich oft so sehr beschäftigt, dass ich manchmal in Versuchung gewesen war, für mich selbst einen eigenen Text darauf zu machen, da ich das Polnische nicht sonderlich verstehe. Die Gefängnisse des Schlosses sind jetzt voll Verbrecher, die mir mit ihren Ketten entgegenklirrten. Das Spital, gleich unten am Schlossberge, ist von Joseph dem Zweiten, ein stattliches

Gebäude; und das neue, sehr geschmackvolle Schauspielhaus, mit einer kurzen, echt lateinischen Inschrift, von den Ständen. Herr Küttner spricht schon ziemlich gut von dem hiesigen Theater, und ich habe sein Urtheil völlig richtig gefunden. Man gab eine neue Bearbeitung des alten Stücks: „Der Teufel ist los“. Der Text hält freilich, wie in den meisten Opern, keine Kritik. Schade, dass man nicht in dem Tone fortgefahren ist, den Weiße angeschlagen hatte. Es hätte eine Menge zu niedriger Redensarten ausgemerzt werden sollen. Die Musik war eklektisch und gab Reminiscenzen, war aber sehr gefällig, und schon mehr italienisch als deutsch. Der Gesang war besser, als ich ihn seit Guardasonis schöner Periode irgendwo gehört habe. Das Personal ist ziemlich gut besetzt, und vorzüglich das weibliche nicht so ärmlich als in Dresden und Wien. Das einzige, was mir missfiel, waren die Furien und Teufel, welche durchaus aussahen wie die Kohlenbrenner vom Blocksberge.

In einer Prolepse muss ich Dir, nicht ganz zur Ehre unserer Mitbürger, sagen, dass ich auf meiner ganzen Wanderschaft kein so schlechtes Schauspielhaus getroffen habe, als bei uns in Leipzig. Hier in Oestreich und durch ganz Italien und auch in Frankreich sind überall gehörige bequeme Vorzimmer am Eingange, und die meisten haben Kaffeehäuser von mehreren Piecen, wo man Erfrischungen aller Art und gut haben kann. Bei uns wird das Publicum in einem schlechten Winkel ziemlich schlecht bedient, und für Bequemlichkeit und Vergnügen derjenigen, die nun gerade diese Scene oder diesen Act nicht sehen wollen, ist gar nicht gesorgt. An Feuersgefahr scheint man ebensowenig gedacht zu haben, und sperrt das Publicum auf Gnade und Ungnade ohne Rettung und Ausflucht zusammen.

Die Gräzer sind ein gutes, geselliges, joviales Völkchen; sie sprechen im Durchschnitt etwas besser deutsch als die Wiener. Der Adel soll viel alten Stolz haben. Das ist nun so überall sein Geist, etwas gröber oder feiner; ausgenommen vielleicht in großen Städten und größeren Residenzen, wo sich die Menschen etwas mehr an einander schleifen und abglätten. Längs der Mürz und der Mur hinunter gibt es links und rechts noch manche alte Schlösser, die aber, dem Himmel sei Dank, immer mehr und mehr in Ruinen sinken. Ihr Anblick erhöht nur noch das Romantische. Von Iffland, der voriges Jahr auch hier war, spricht man sowohl hier als in Wien noch mit Enthusiasmus. An der Wirtstafel erzählten einige Gäste vom Lande viel von der Bärenjagd und den Abenteuern, die es dabei gäbe. Ich glaubte immer, diese Art von Pelzwerk wäre jetzt nur noch in Polen und jenseits zu Hause; aber voriges Jahr wurden hier in der Gegend zwölfe geschossen, und auch diesen Jahrgang wieder mehrere. Vor einigen Jahren wurde eine Bärin erlegt, die Junge hatte, und auf den Hof geschafft. Kurze Zeit nachher folgten die Jungen der Fährte

der todten Mutter und setzten sich vor dem Hofe auf einen alten Lindenbaum, wo sie sich endlich ruhig fangen ließen. Die Gärten und der Lindenberg waren verschneit, so dass ich diese Vergnügungsörter nur von weitem sah.

Laybach.

Von Gräz aus war es sehr kalt und ward immer kälter. Die erste Nacht blieb ich in Ehrenhausen, einem ganz hübschen Städtchen, das seinem Namen Ehre macht, wo ich von meiner lieben Mur Abschied nahm. Der Ofen glühte, aber das Zimmer ward nicht warm. Der Weg von Ehrenhausen nach Mahrburg ist ein wahrer Garten links und rechts mit Obstpflanzungen und Weinbergen. Auch Mahrburg ist ein ganz hübscher Ort an der Drawa, und die Berge an dem Flusse hinauf und hinab sind voll der schönsten Weingärten. Eine herrliche, ökonomische Musik war es für mich, dass die Leute hier überall links und rechts auf Bohlentennen draschen. Man kann sich keinen traulicheren Lärm denken. Das Deutsche hörte nunmehr unter den gemeinen Leuten auf, und das Italienische fieng nicht an: dafür hörte ich das krainische Rothwelsch, von dem ich nur hie und da etwas aus der Analogie mit dem Russischen verstand. Die Russen thun sich etwas darauf zu gute, dass man sie so weit herab in ihrer Muttersprache versteht, und nennen sich deswegen die Slawen, die Berühmten, ungefähr so wie die heutigen Gallier sich die große Nation nennen. Bis nach Triest und Görz wurden sie hier überall verstanden. Die Polen sprechen sogleich leicht und verständlich mit ihnen, und die Böhmen finden keine große Schwierigkeit. Ich selbst erinnere mich, als ich vor mehreren Jahren aus Rußland zurückkam und einen alten russischen Grenadier als Bedienten mit mir hatte, dass er mir in der Lausitz in der Gegend von Lübben sagte: „Aber, mein Gott, wir sind ja hier noch ganz in Rußland; hier spricht man ja noch gut russisch.“ So viel Ähnlichkeit haben die slawischen Dialecte unter sich, von dem russischen bis zum wendischen und krainischen.

Von Gannewitz aus ist ein hoher, furchtbar steiler Berg, weit steiler als der Sömmering, so dass vierunddreißig Ochsen und sechs Pferde an einem Frachtwagen zogen, den die sechs Pferde auf gewöhnlichen Wegen allein fortbrachten. Die Berge sind hier meistens mit schönen Büchen bewachsen, da sie an der Mur fast durchaus mit Schwarzwald bedeckt sind.

In Cilly kam ich ziemlich spät an, und that mir gütlich in sehr gutem Bier, das nun ziemlich selten zu werden anfängt. Aus Verzweiflung muss ich Wein trinken, und zwar viel; denn sonst würde man mich ohne Barmherzigkeit auf ein Strohlager weisen, und wenn ich auch noch so sehr mit dem Gelde klingelte. Es wurde hier bei meiner späten Ankunft so stark geschossen und geschrien, dass ich glaubte, es wäre Revolution im Lande. Wie ich näher kam, hörte ich, dass es Schlittenfahrten waren.

In Cilly hätte ich auch bald meine irdische Laufbahn geschlossen: das gieng so zu. Ich aß gut und viel, wie gewöhnlich, in der Wirtsstube, und hatte bestellt, mir ein gutes Zimmer recht warm zu machen, weil es fürchterlich kalt war: denn die steyermärkischen und krainischen Winter halten sich in gutem Credit, und der jetzige ist vorzüglich strenge. Nach der Mahlzeit gieng ich auf das Zimmer, zog mich aus, stellte mich einige Minuten an den Ofen und legte mich zu Bette. Du weißt, dass ich ein gar gesunder Kerl bin, und jeden Tag gut esse, und jede Nacht gut schlafe. So auch hier. Aber es mochte vielleicht gegen vier Uhr des morgens sein, als ich durch eine furchtbare Angst geweckt wurde und den Kopf kaum heben konnte. So viel hatte ich noch Besinnung, dass ich errieth, ich schliefe in einem neu geweißten Zimmer, das man auf mein Verlangen gewaltig geheizt hatte. Als ich mich aufzurichten versuchte, um das Fenster zu öffnen, fiel ich kraftlos und dumpf auf den Pfühl zurück und verlor das Bewusstsein. Als es helle ward, erwachte ich wieder, sammelte nun so viel Kraft, das Fenster zu öffnen, mich anzuziehen, in der Eile das Zimmer zu verlassen, hinunter zu taumeln und unten etwas Wein und Brot zu bestellen. Hier kam der zweite Paroxismus; ich sank am Tische hin in einen namenlosen Zustand, wie in einen lichtleeren Abgrund, wo Finsternis hinter mir zuschloss. So viel erinnere ich mich noch: ich dachte, das ist der Tod, und war ruhig: sie werden mich schon gehörig begraben. Kurze Zeit darauf erwachte ich wieder unter dem entsetzlichsten Schweiße, der mich aber mit jedem Augenblicke leichter ins Leben zurückbrachte. Der ganze Körper war nass, die Haare waren wie getaucht, und auf den Händen standen große Tropfen bis vorn an die Nägel. Niemand war in dem Zimmer; der Schweiß brachte mir nach der Schwere des Todes ein Gefühl unaussprechlicher Behaglichkeit. Etwas Schwindel kam zurück; nun suchte ich mich zu ermannen und nahm etwas Wein und Brot. Die Luft, dachte ich, ist die beste Arznei, und auf alle Fälle stirbt man besser in dem freien Elemente, als in der engen Kajüte. So nahm ich meinen Tornister mit großer Anstrengung auf die Schulter und gieng oder wankte vielmehr fort; aber mit jedem Schritte ward ich leichter und stärker, und in einer halben Stunde fühlte ich nichts mehr, ob mir gleich Kleid, Hut, Haar und Bart und das ganze Gesicht schwer bereift war und der ganze Kerl wie schlechte verschossene Silberarbeit aussah; denn es fiel ein entsetzlich kalter Nebel. Nach zwei Stunden frühstückte ich wieder mit so gutem Appetit, als ich je gethan hatte. Siehst Du, lieber Freund, so hätte mich der verdammte Kalk beinahe etwas früher, als nöthig ist, aus der Welt gefördert. Doch vielleicht kam mir dieses auch nur so gefährlich vor, weil ich keiner solchen Phänomene von Krankheit, Ohnmacht und so weiter, gewohnt bin. Etwas gewitziget werde ich indes dadurch für die Zukunft, und ich visitierte nun

allemal erst die Wände eines geheizten Zimmers, ehe ich mich ruhig einquartierte.

Zwischen Franz und Sanct Oswald steht rechts am Berge eine Pyramide mit einem Postament von schwarzem Marmor, auf dem die Unterwerfungsacte der Krainer an Karl den Sechsten eingegraben ist: Se substraverunt heißt es mit classisch diplomatischer Demuth. Eine Viertelstunde weiter hin ist links ein anderes neueres Monument, wie es mir schien, zur Ehre eines Ministers, der den Weg hatte machen lassen. Es war sehr kalt; die Schrift war schon ganz unleserlich und der Weg war auch wieder in übeln Umständen, obgleich beides höchstens nur von Karl dem Sechsten.

Abends kam ich mit vieler Anstrengung in Sanct Oswald an, ob ich gleich recht gut zu Mittage gegessen hatte; denn der Zufall mochte mich doch etwas geschwächt haben. Der Wirt, zu dem man mich hier wies, war ein Muster von Grobheit und hat die Ehre, der einzige seiner Art auf meiner ganzen Reise zu sein: denn alle übrigen waren leidlich artig. Ich trat ein und legte meinen Tornister ab. Es war Zweidunkel, zwischen Hund und Wolf. „Was will der Herr?“ fragte mich ein ziemlich dicker, handfester Kerl, der bei dem Präsidenten der italienischen Kanzlei in Wien Kammerdiener gewesen zu sein schien, so ganz sprach er seine Sprache und seinen Dialect. Du weißt, dass sehr oft ein Minister das Talent hat, durch sein wirksames Beispiel die Grobheit durch die ganze Provinz zu verbreiten. „Was will der Herr?“ Ich trat ihm etwas näher und sagte: „Essen, trinken und schlafen.“ — „Das erstere kann er, das zweite nicht.“ — „Warum nicht? Ist hier nicht ein Wirtshaus?“ — „Nicht für Ihn.“ — „Für wen denn sonst?“ — „Für andere ehrliche Leute.“ — „Ich bin hoffentlich doch auch ein ehrlicher Mann.“ — „Geht mich nichts an.“ — „Aber es ist Abend, ich kann nicht weiter und werde also wohl hier bleiben müssen“, sagte ich etwas bestimmt. Hier gerieth der dicke Mann in Zorn, ballte seine Fäuste mit einer solchen Heftigkeit, als ob er mit jeder auf einmal ein halbes Dutzend solcher Knotenstöcke zerbrechen wollte, wie ich trug. „Mach' der Herr nur kein Federlesens, und pack' Er sich; oder ich rufe meine Knechte; da soll die Geschichte bald zu Ende sein.“ Er deutete grimmig auf die Thür, und gieng selbst hinaus. Ich wandte mich, als er hinaus war, an einen jungen Menschen, welcher der Sohn vom Hause zu sein schien, und fragte ihn ganz sanft um die Ursache einer solchen Behandlung. Er antwortete mir nicht. Ich sagte, wenn man mir nicht trauete, so möchte man meine Sachen in Verwahrung nehmen, und Börse und Uhr und Pass und Taschentuch dazu. Nun sagte er mir ängstlich, der Herr wäre aufgebracht, und es würd' wohl bei dem bleiben, was er gesagt hätte. Hier kam der dicke Herr selbst wieder. „Ist der Herr noch nicht fort?“

— „Aber, Lieber, es ist ja ganz Nacht; ich bin sehr müde, und es ist sehr kalt.“ — „Geht mich nichts an.“ — „Es ist kein anderes Wirtshaus in der Nähe.“ — „Wird schon eins finden.“ — „Auch wieder ein solches?“ — „Nur nicht räsonniert und marsch fort!“ — „Hier ist mein Pass aus der Wiener Staatskanzlei.“ — „Ei, was!“ rief er grimmig wüthend und ohne mit Respect zu sagen, „ich sch . . . auf den Quark!“ Was war zu thun? Zur Bataille dürfte ich es nicht wohl kommen lassen; denn da hätte ich, trotz meinem schwerbezwingten Knotenstock, Schläge bekommen für die Humanität, quantum satis, und noch etwas mehr. Der Mensch schien Kaiser und Papst in Sanct Oswald in einer Person zu sein. Ich nahm ganz leise meinen Reisesack und gieng zur Thür hinaus. War das nicht ein erbaulicher, ästhetischer Dialog?

Nun ist in ganz Sanct Oswald, soviel ich sah, weiter nichts als dieses ziemlich ansehnliche Wirtshaus, die Post, ich glaube die Pfarre, und einige kleine Tagelöhnerhütten. Zu der Poststation habe ich durch ganz Deutschland nicht das beste Zutrauen in Rücksicht der Humanität und Höflichkeit: das ist ein Resultat meiner Erfahrung, als ich mit Extrapost reiste; nun denke Dir, wenn ein Kerl mit dem Habersack käme! Er möchte noch so viel Ducaten in der Tasche haben, und zehren wie ein reicher Erbe; das wäre wider Polizei und die Ehre des Hauses. Zu dem Pfarrer hätte ich wohl gehen sollen, wie ich nachher überlegte, um meine Schuldigkeit ganz gethan zu haben. Aber das Unwesen wurmte mich zu sehr; ich gab dem Heiligen im Geiste drei tüchtige Nasenstüber, dass er seine Leute so schlecht in der Zucht hielt, und schritt ganz trotzig an dem Berge durch die Schlucht hinunter in die Nacht hinein. Die tiefe Dämmerung, wo man aber doch im Zimmer noch nicht Licht hatte, und mein halb polnischer Anzug mochten mir auch wohl einen Streich gespielt haben: denn ich glaube fast, wenn wir einander hätten hell ins Gesicht sehen können, es wäre etwas glimpflicher gegangen. Die Gegend war nun voll Räuber und Wölfe, wie man mir erzählt hatte, ich marschierte also auf gutes Glück geradezu. Ungefähr eine halbe Stunde von dem Heiligen der schlechten Gastfreundschaft traf ich wieder ein Wirtshaus, das klein und erbärmlich genug im Mondenschein dort stand. Sehr ermüdet und etwas durchfroren trat ich wieder ein, und legte wieder ab. Da saßen drei Mädchen, von denen aber keine eine Silbe deutsch sprach, und sangen, bei einem kleinen Lichtchen, ihrer kleinen Schwester ein gar liebliches krainisches Wiegentrio vor, um sie einzuschläfern. Endlich kam der Wirt, der etwas deutsch radebrechte: dieser gab mir freundlich Brot, Wurst und Wein, und ein Kopfkissen auf das Stroh. Ich war sehr froh, dass man mir kein Bett anbot; denn mein Lager war unstreitig das beste im ganzen Hause. Es war mir lieb, bei dieser

Gelegenheit eine gewöhnliche krainische Wirtschaft zu sehen, die dem Ansehen nach noch nicht die schlechteste war, und die doch nicht viel besser schien, als man sie bei den Letten und Esthen in Kurland und Liefland findet. (Damit schließen wir die Aufzeichnungen.)

Ein Ruf an unsere Priester.

Während dieser Brief geschrieben wird, klingen die Weihnachtsglocken: Friede den Menschen! Aber in unserem stillen Lande werden Festklänge noch selten so schlecht gestimmte Ohren, so erregte Herzen gefunden haben, als diesmal.

Der Kampf unserer Zeit! Insofern hat er etwas Erhebendes, dass er nicht so sehr um Länder und Reichthümer entbrennt, denn um höhere Ideale. Es ist ein edler Kampf, aber nur wenn er reinen Sinnes sich auf die Vertheidigung beschränkt und in heißer Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Friede geführt wird.

Zwei große Ideale ringen um unser Herz: Nationalität! Menschheit! Letzteres muss das Endziel sein. Aber so weit sind wir noch nicht. Dieses Endziel ist nicht mit einem Hochsprung zu erreichen, sondern hübsch bescheidentlich von Stufe zu Stufe. Bevor wir die Liebe zur gesammten Menschheit praktisch üben können, müssen wir erst die Liebe — zum Nächsten gelernt haben. Wer steht uns am nächsten? Die Eltern, die Geschwister, die Blutsverwandten. Niemand wird das Naturgemäße und das Christliche der Liebe zur Familie leugnen wollen. Aus einer Familie stammen mehrere Familien, und alle Familien des Stammes zusammen machen ein Volk. Unser deutsches Volk ist nichts anderes als der große Kreis unserer Verwandtschaft. Es ist nun überaus natürlich, dass uns blutsverwandte Menschen näher stehen, als Fremde. Und es ist vollkommen im Sinne christlicher Nächstenliebe, wenn man sein räumlich und sittlich nahestehendes Volk mehr liebt, als ein fremdes. Selbst unter verschiedenen Völkern eines Staates ist diese Nächstenliebe geboten. Woraus freilich noch lange nicht hervorgeht, dass man die Rechte und Vorzüge anderer Völker geringschätzen, dass man angeblich aus Liebe zum eigenen Volk andere Völker hassen müsse. Wer sein Volk wirklich liebt, der soll ihm keine Feinde machen. — Wie also der Mensch selbst von Stufe zu Stufe durch Familie und Volk zur Menschheit aufwächst, so auch seine Liebe. Die Nächstenliebe fängt bei ihm selber an, und aufhört sie nicht einmal an den äußersten Grenzen der Menschheit. Die große Liebe umfasst alle Creatur.

Aber sie entwickelt sich zuerst in der Liebe zu unserer Familie, zu unserem Volke. In der Einheit mit seiner Nation wird der Mensch mächtig zu großen, der ganzen Menschheit dienenden Werken. Und ander-

seits, wenn nicht einmal ein Volk einig sein kann, wie soll es erst die Menschheit werden? —

Die nationale Entwickelung wird nun aber vielfach so missverstanden, als ob eine Nation nur darum groß werden müsste, um andere Nationen zu knechten oder zu vernichten. Diese von engherzigen Materialisten und gewissenlosen Politikern verbreitete Annahme ist der Grund des grenzenlosen Unheils, in dem wir zu versinken drohen. —

Wenn ich, ehrwürdige Priester, heute mit solcher Betrachtung an euch herantrete, so ist es nicht etwa, um euch belehren zu wollen. Ihr habt Ähnliches ja selbst gesagt, und das gibt mir Muth, in dieser großen Sache freimüthig an euch zu schreiben. In einer euerer Zeitungen („Grazer Volksblatt", 24. December 1897) las ich zu meiner Freude das Zugeständnis, dass die Nation auf natürlicher Entwickelung und auf göttlichem Rechte beruhe und dass deshalb jeder Mensch verpflichtet sei, das Nationalbewusstsein zu pflegen, die Rechte seiner Nation zu schützen und zu vertheidigen. — So werden wir uns verstehen.

Zwischen den Völkern des alten Habsburgerreiches ist — wir fühlen es alle zutiefst — ein schwerer Kampf entbrannt, bei dem wir Deutsche in gar seltsamem Nachtheile stehen. Wir besitzen zwar in diesem Reiche das ältere Heimatsrecht, wir haben ihm Gesittung, Geschichte und das Kaiserhaus gegeben. Wir waren die Gründer und Stützen seiner jahrhundertelangen Großmacht. Wir glaubten das Recht der Erstgeburt zu haben. Nun kamen Männer eines fremden Volkes, um uns zu regieren, sie wollten von uns nehmen, um es anderen zu geben, und haben dadurch Ereignisse entfacht, die wir alle kennen.

Da haben wir es endlich glauben müssen, wohin das zielt! Ich hatte ja auch gemeint, schon ein paar Stufen höher zu stehen. Die Novemberereignisse im Reichsrath haben mich eines andern belehrt. Unser Volk braucht jetzt keine Philosophen, es braucht Kameraden. Es braucht aber auch geistliche Tröster und Stärker, mit denen es sich eins fühlt. — Und hier fängt der Jammer an. Denn nicht allein die Regierung steht auf Seite unserer an Zahl weit überlegenen, grausam rücksichtslosen Gegenvölker. Mit Trauer und Scham müssen wir es erfahren, dass auch ihr, unsere dem deutschen Blut entstammten Priester (unter wenigen Ausnahmen), als Kampfgenossen bei — den Feinden stehet!

Und nun muss ich harte Worte sagen, die mir selbst in die Seele schneiden, die wohl aus Überzeugung, aber auch mit Beklommenheit gesprochen werden, und das umsomehr, als ich fürchte, dass meine Absicht — die, Gott weiß es! aufrichtig und ehrerbietig ist — wieder missdeutet werden wird. —

Der Clerus der slavischen Völker blieb im nationalen Natur- und Pflichtbewusstsein seiner Nation treu. Unsere deutsche Priesterschaft lässt

uns in der Noth allein. Sie ist nicht bloß nicht national, sie hält es offen mit den Gegnern. Sie scheint in „allgemeiner Christenliebe" der Nächstenliebe vergessen zu haben, ihrer Familie, ihrer ganzen Blutsverwandtschaft abtrünnig geworden zu sein! Durch diese Untreue hat sie ihr eigenes Volk geschädigt, zerrissen und geschwächt, ohne der Kirche, dem Christenthum, der Menschheit zu nützen. Ja sie hat dem Ganzen geschadet, weil sie die Gegner ermuthigt und weil sie nicht wenig zur Verwirrung, zur Zwietracht, zum Misstrauen, zur Erbitterung gegen die Geistlichkeit beigetragen hat. Kann denn das der Klugheit der katholischen Kirche entsprechen, wenn sie ein großes Culturvolk mit Füßen von sich stößt? Soll das ihrem Ideale allgemeiner Menschenumfassung gemäß sein, wenn sie in einzelnen Völkern eine Empörung züchtet, die verhängnisvoll werden kann? — Es wäre nicht das erstemal, dass aus nationalen Anlässen sich große religiöse Umwälzungen vollziehen.

Mit kindlicher Liebe hängt der größte Theil des deutschen Alpenvolkes heute noch an der katholischen Kirche. Aber die alten Geschlechter sterben aus, in den jungen wird immer mehr das nationale Bewusstsein maßgebend werden — was muss geschehen? — Die Bevölkerung steht unter der Nothwendigkeit einer elementaren Macht, die sich eben nun einmal voll entfalten wird, endlich auch hinaus bis zur letzten Hütte. — In dieser Sache kommt das Volk nicht zum Priester, so muss der Priester zum Volke kommen.

Der sogenannte „Liberalismus" vieler Deutschen ist kein Grund für den katholischen Priester, sich vom eigenem Volke ab- und einem fremden zuzuwenden. Dieser Liberalismus könnte für die Kirche nur als nationale Nothwehr gefährlich werden. Die Kirche aber wird ihm gefährlich in dem Augenblicke, als sie es der deutschen Geistlichkeit erlaubt, in nationalen Angelegenheiten mit dem deutschen Volke zu gehen. Die Kluft zwischen der Kirche und jenen Deutschen, die ihr die Liberalen nennt — warum ist sie denn so groß geworden? Weil ihr Gegner des Deutschthums und Freunde des Slaventhums seid, ganz vergessend, was das deutsche Volk für die christliche Religion geleistet hat und was es durch sie geworden ist. — Und wenn man gar glauben sollte, dass in der gegenwärtigen deutschen Bewegung staatsgefährliche Elemente sich bemerkbar machten, so wäre die Pflicht des patriotischen Clerus umso größer, sich zu den Deutschen Österreichs zu gesellen, um — selbst redlich national — jenen Mächten ein Gegengewicht zu bieten.

Wir wollen Österreicher sein. Aber nur deutsche Österreicher, und in dieser Forderung sind wir unerschütterlich einig. — Aber wir sind auch Christen und möchten Katholiken bleiben. Machet es uns nur möglich. Haltet mit uns Gemeinschaft in gemeinsamer Sache. Erinnert euch euerer Familien und Blutsverwandten, deren Herz jetzt von Widerpart zer-

rissen wird. Gedenket der Nation, die euch jene Sprache gab, in der die Mutter euch ihre Liebe, das Christenthum euch zuerst seine Verheißungen verkündet hat. Haltet zu uns in diesem Vertheidigungskampf um unsere deutsche Existenz in der Heimat. Im Osten die Polen, im Norden die Tschechen, im Süden die Slovenen — ringsum glühende Feinde unserer Nation. Wir erkennen diese Völker ja an, als in dem entsprechenden Verhältnis gleichberechtigte Staatsgenossen, wir gönnen ihnen ihre Entwickelung. Aber deren Ausbreitung auf Kosten der Deutschen, deren nationale Beeinflussung unseres deutschen Lebens, unserer Bildungsanstalten können wir nicht dulden. Das zu leiden wäre Verbrechen.

Man hat von euerer Seite immer noch sagen gehört, dass eine nationale Gefahr für die Deutschen in Österreich nicht vorhanden sei. Eine verhängnisvolle Täuschung! In Böhmen, Mähren, Schlesien, in Südtirol, in Kärnten, in Untersteiermark — überall werden die Deutschen zurückgedrängt. Ortschaften und Städte, die vor zwanzig Jahren noch urdeutsch gewesen, gehören heute anderen Nationen oder sind wenigstens halb verwelscht und slavisiert. Prag, Laibach sind verloren, Brünn und andere Städte sind in Gefahr, es zu werden. Einst durch und durch deutsche Städte, wie Wien, Graz, Klagenfurt u. s. w. weisen von Jahr zu Jahr mehr fremdnationale Elemente auf und zeigen ein Bedürfnis nach amtlicher Mehrsprachigkeit. Das geht schneller als man denkt. Nicht allein um unsere an den Grenzen verkommenden Stammesgenossen handelt es sich, obschon wir auch diese nicht verlassen dürfen. Die Gefahr wird eine allgemeine. Bei dem einheitlichen Zielbewusstsein der Gegner und bei der Lahmleidigkeit und Uneinigkeit der Deutschen müsste es auch in den heute noch kerndeutschen Gegenden dazukommen, dass unsere Enkel eine doppelzüngige „Muttersprache“ führen müßten und dass unsere Urenkel deutscher Schriftzeichen nur mehr begegnen würden — auf den verfallenden Grabsteinen ihrer Vorfahren! — — Glaubt es mir, ehrwürdige Männer, wer Kinder hat, dem dreht sich bei diesem Gedanken das Herz um.

Jede andere Nation würde ihre Priester bitten, mahnen, ihnen befehlen: Helfet uns! Wendet in schwerer Zeit eueren großen Einfluss unserem, euerem Volksthume zu! — Wir Deutsche haben gelernt bescheiden zu sein. Wir verlangen von unseren Priestern nicht einmal so viel, was andere Völker von den ihren ebenfalls katholischen Priestern unverlangt genießen: die nationale Gesinnung. Will und kann die deutsche Geistlichkeit schon nicht *für* uns sein, so möge sie wenigstens nicht *gegen* uns arbeiten. Unangefochten möge sie uns walten lassen, wenn wir unseren Nachkommen die deutsche Heimat bewahren und sichern wollen in dem geliebten Österreich.

Die Neutralität! Es ist sündhaft wenig verlangt. Und doch wird diese Zumuthung wahrscheinlich bei einigen Clerikern Entrüstung hervorrufen und sie werden fortfahren, in der Meinung, Völkerfrieden zu

vermitteln, gegen die Deutschen zu wirken. Die Mehrzahl der deutschen Priester aber wird endlich finden, dass die Treue zur Nation mit der Treue zur Kirche sich vereinigen läßt. Sie wird den Streitenden den inneren Frieden geben, ihr wird es dann leichter gelingen als heute, die Volksgenossen zu leiten, damit der Kampf ein gemäßigter und würdiger werde, und die Einheit des deutschen Volkes selbst wird dämpfend auf die Gegner wirken, bis es, so Gott will, endlich zur Lösung kommt, die unsern jetzigen Gegnern das ihre erhält, ohne uns etwas zu nehmen.

Freudig erstaunen werdet ihr dann, ehrwürdige Priester, über die Dankbarkeit eurer Stammesgenossen, über das wiedererwachte Vertrauen in euren Gemeinden. Unter solchen Verhältnissen wird es dann leichter möglich sein, die Menschen von Stufe zu Stufe höher zu führen, erkennend, dass das einige Volk die Grundbedingung zur einigen Menschheit ist.

Peter Rosegger.

Fasse Muth in deiner Noth!

Du kannst gebieten nicht dem Schmerz,
Er kommt, um dir ins Herz zu dringen,
Zu quälen dich wohl allerwärts
Und neuen Kummer dir zu bringen.

Du siehst, von Sorg' und Angst bedrückt,
Das Ungeheuerliche drohen,
Und siehst auch, wie heran es rückt,
Zum Brand den Funken zu entlohen.

Und da entringt sich gramumflort
Dein Hilferuf in düstern Stunden
Und zittert durch die Lüfte fort,
Um deinen Schmerz laut zu bekunden.

Du fühlst dich schwach in deinem Harm
Und siehst von allen dich verlassen,
An Trost und Hilfe bettelarm
Siehst du die Zukunft schon verblassen.

Doch fasse Muth in deiner Noth,
Der Seele Kraft wird nicht erliegen,
Und gleich des Frühlings Morgenroth
Wird sie nach hartem Kampfe siegen.

Es ist ja so des Schicksals Lauf,
Dass alles wiederkehrt im Leben,
Es schwirrt ein Schifflein ab und auf,
Für Menschen Leid und Glück zu weben.

Franz Tiefenbacher.

Kleine Laube.

Was sollen unsere Denkmäler darstellen?

Der liebe Personencultus! Der wird wohl selten noch so lächerlich arg grassiert haben, als heutzutage. Nicht mehr das Werk im Vordergrund, nur die Person. Was geschehen ist, hat weniger Wichtigkeit, als wer es gethan hat. Wenn einer bei einem Festbankett den siebenten Toast ausbringt und er wird am nächsten Tage im Zeitungsberichte nicht genannt, so ist ihm der Humor für den ganzen Tag verdorben, falls er nicht gar etwa eine radicale Natur ist und das Abonnement kündet! Wenn irgend ein Jubiläum gefeiert wird, so ist der Gefeierte oft nichts als ein Nagelrechen, an den die Veranstalter ihre Namen hängen wollen. Die Werke des Gefeierten werden aufgezählt, enthusiastisch besprochen, bleiben jedoch des weiteren im Hintergrunde.

Und wenn man einem verdienstlichen Mann für das nächste Jahrhundert ein Denkmal setzt! Natürlich ein Standbild des Mannes oder eine Büste, oder ein Medaillon — damit man wohl auch immer weiß, wie er ausgesehen hat. Darunter der Name, wer es sein soll (oft selbst für die Zeitgenossen nicht überflüssig). Seine Leistungen aber? Seine Werke? Nun, die sollen eben für sich selber sprechen. Nicht immer thun sie das. Während dem Erze, das die Person des Dichters vorstellen soll, gehuldigt wird, bleiben seine Werke unbeachtet im Staube der Magazine liegen. — Äußerlich gleichen sich die Menschen. Ein Kellner sieht „in Stein gehauen oder in Erz gegossen" nicht anders aus, als ein Staatsmann, ein Diurnist oft nicht anders wie ein Dichter. Aber die Werke unterscheiden sich. Wäre es also nicht besser, durch ein Denkmal weniger auf die Person, als auf die Werke hinzuweisen?

Unser Graf Auersperg-Denkmal ist sehr schön. Aber wer war dieser Graf Auersperg! Was hat er gethan? Ist es denn so wichtig, der Nachwelt zu überliefern, welchen Schnitt sein Rock, sein Beinkleid gehabt, welcher Mode seine Cravate angehörte? — Ein Jüngling, der eben die Fesseln zerbrochen die Fackel schwingt, und auf dem Sockel die Worte: „Dem Andenken Anastasius Grüns" würden mehr sagen.

Bald sollen wir in Graz ein Hamerlingdenkmal bekommen. Ich fürchte, man wird es sich zur Hauptaufgabe machen, darzustellen, wie des Dichters Körperhaltung gewesen, wie sein Haar gekämmt war, wie seine Nase ausgesehen hat. Leute, die sich die tiefere Bedeutung eines Denkmals vor Augen hielten, kämen vielleicht auf eine Idee. Sie stellten in zwei herrlichen Gestalten Amor und Psyche auf den Sockel. Nicht weil

der Dichter zufällig ein Werk gleichen Namens geschaffen, als vielmehr, weil diese Gestalten seine beiden Richtungen nach dem Schönen und nach dem Guten anzeigen würden.

Ein Morre-Denkmal steht in Aussicht. Auch dieses Dichters Büste oder Statue wird nichts Charakteristisches haben. Dass Morre ein stattlicher Mann gewesen und ein rundes, sympathisches Gesicht gehabt, war gar kein Verdienst für ihn. Und den folgenden Geschlechtern wird es auch völlig gleichgiltig sein, es wird hoffentlich selbst stattliche Männer mit freundlichen Gesichtern haben. Warum wollen wir dem Morre ein Denkmal setzen? Weil er in Wort, Schrift und Kunst ein Anwalt der Armen und Unmündigen des Volkes gewesen. — So wird es unsere Sache sein, ein Symbol zu finden, welches künstlerisch darstellbar ist und das Wirken des Mannes ausspricht. Ich hätte hierüber manchen Gedanken, möchte aber den erfindungsreichen Künstlern nicht vorgreifen. Wenn dann noch irgendwie ein Bildnis des Mannes selbst angebracht wird, so kann sich das ja hübsch machen, aber es soll nicht Hauptsache sein. Hauptsache bei geistig bedeutenden Menschen ist immer der Geist.

Und Dichter, die es im Leben gewohnt waren, uneigennützig ihre Person in den Hintergrund zu rücken und ihr Werk voranzustellen, werden es auch bei ihren Denkmalen am liebsten so gehalten wissen wollen. Rosegger.

Wie denken Sie über die „Moderne“ in der Malerei?

Lieber Herr!

Sie wollen plötzlich wissen, was ich von der „Modernen“ in der Malerei halte? — Sehen Sie, über die des Schriftthums möchte ich eher mitsprechen, doch hier ist nicht mehr viel zu sagen, weil die „Moderne“ im Schriftthum bereits naturgemäß verläuft. Die Nichtkönner finden wenig Beachtung, die Könner sind darüber hinausgewachsen und ähneln wieder den Meistern aller Zeiten. Nicht etwa im Sinne der Nachmacherei, sondern im Sinne souveräner Freiheit. Sie kümmern sich um keine Richtung und um keine Mode, sie schaffen aus ihrer Natur.

Die „Moderne“ in der Malerei fällt allerdings schärfer auf. Das Bild ist zudringlicher, als das Buch. Man braucht nur die Augen aufzumachen, und es springt hinein. Ich verstehe von Malerei nichts, und Ignoranz ist nach Auffassung der Alten immer noch kein Grund zum Mitsprechen. Aber ich weiß in der Malerei sehr genau, fast klarer als in der Literatur, was mir gefällt oder nicht gefällt.

Die moderne Malerei gefällt mir ganz außerordentlich. Das ist ein sehr guter Spaß, beiläufig so, wie ihn die lustigen Münchner oder Düsseldorfer Maler zu Carnevalsfesten machen. Die Imitation des Naiven ist immer drollig. Darin besteht auch die Aufgabe eines feinen Komikers. Die Schelme geben sich den Anschein, als könnten sie nicht besser malen, denn etwa die Martertaferlmaler im Gebirge, oder überhaupt ein Volk, das in der Kunst noch Kind ist. Diese Art hat so etwas reizend Chinesisches. So in der Ornamentik, in dem Ausdruck der Gesichter, im Fehlen der Perspective. Stets arisch jedoch Haar und Bau der Figuren, von einer Farbe, wie sie kein Menschenhaar hat — ziegelroth! Aber, bitte, es ist Stimmung in den Bildern! Na, und ob! Sogar eine sehr heitere. In unserer Kunstausstellung habe ich vor kurzem ein Gemälde gesehen, das den Titel „Die Kindesmörderin“ führt. Große Tragik! Aber den See mit seinen Wellen hat der Schalk genau in der Manier sorgfältig zeichnender Kinder gemacht. Dann war ein Bild: Der Teich. — Classisch! — Himmel, Büsche, Wasser, Schatten, alles so durcheinander, dass man wie bei einem Vexierbilde fragen musste: Wo ist der Teich? Ein anderes Bild war schwer verständlich,

weil es verkehrt hieng — die Landschaft oben, der Himmel unten. Als man's richtig aufgehangen, war es — gar nicht verständlich.

Pathetische Menschen sagen, das wäre eben noch ein Chaos, und aus dem Chaos würde eine neue Welt entstehen. Naivpoetische Leute legen ihre persönliche Stimmung, wovon man immer Vorrath mit sich trägt, in so ein Bild und behaupten dann, es wäre Stimmung drin.

Aber wenn der Spass der jungen Künstler doch am Ende ernst gemeint wäre! Sie behaupten ja mit dem aufrichtigsten Gesicht von der Welt, sie sähen es nicht anders, und sie malten genau so, wie ihnen die Natur vorkäme. Das glaube ich ihnen natürlich nicht. Ich halte es für möglich, dass plötzlich ein eigenartiges Genie entsteht, welches Natur und Welt mit ganz besonderen Sinnen erfasst und in einer nur ihm eigenthümlichen Weise wiedergibt. Aber dass innerhalb von fünf oder zehn Jahren alle jungen Maler, überhaupt das jüngere Geschlecht, ganz anders sehen sollten, als die Alten und eine Reihe unserer Vorfahren, das glaube ich platterdings nicht. Wenn sich derlei Änderungen vollziehen, so geht das nicht so über Nacht. Ich meine vielmehr, dass es so gewesen ist: Unsere alten Schulen haben sich erschöpft, sie scheinen nicht mehr entwicklungsfähig zu sein. Das Bedürfnis nach Fortschritt ist da. So hat sich eines Tages ein Künstler hingesetzt und in guter oder schlechter Laune ein Bild auf die Fläche geworfen, das einmal ganz etwas anderes sein sollte, als alles Bisherige. Was immer es sei, nur anders! Stellen wir uns einmal, als ob wir alles Angelernte vergessen hätten, als ob wir wie ein Kind den Pinsel das erstemal in die Palette tauchten, um die Natur recht kindlich, recht naiv, recht unmittelbar und scheinbar recht unbefangen darzustellen. — Das Bild macht Aufsehen! Zwar nicht im guten, als vielmehr im schlimmen Sinne. Von allen Seiten wird es mit Hohn und Spott übergossen, aber man spricht davon. Das merken andere Kunstjünger, die bisher vergeblich alles in Bewegung gesetzt, dass man von ihnen spreche. Auf einmal sehen auch sie so wie der eine, und malen so, und die „Moderne" ist fertig. Das Publicum ist entrüstet, aber das Absonderliche zieht an. Das Bedürfnis nach neuen Richtungen ist da, man vertraut sich mehr und mehr mit der Sache, man redet sich ein, dass solche Bilder interessant, dass sie schön seien, man empfindet sich Stimmungen an — mein Gott, was ist leichter sich zu suggerieren, als eine Stimmung, besonders bei etwas Ungewohntem. Und jetzt haben wir die neue Kunst.

Immer freue ich mich über den richtigen Namen, den man ihr gegeben hat. „Die Moderne!" Ich fasse hier aber das Wort nicht in dem Begriff: neuzeitig, sondern in dem von „Mode" auf. Die Moderne kam, so wie eine Kleidermode kommt, oder die einer bestimmten Frisur oder die des Händedrucks unter rechtwinkelig gebogenem Ellbogen. Die „Gigerlkunst" hat sie ein sehr bösartiger Mensch genannt.

„Wenn wir die Photographie nicht hätten, so könnte uns ein munterer Scholastiker vielleicht einreden, es gäbe gar kein objectives Bild in der Welt, jedes sei in der That so, wie es eine Person durch ihre Augen sehe. Nun kommt die Photographie. Sie ist gewiss nicht Kunst in künstlerischem Sinne, aber sie ist ihr Corrector. Sie gibt uns die natürlichen Grundelemente eines Bildes, die jeder wahre Künstler anerkennen muss.

Die moderne Darstellungskunst glaubt doch nicht ohne die reale Wahrheit auskommen zu wollen? Heute ist in ihr alles sinnbildlich, romantisch, subjectiv. Nein, subjectiv ist sie nicht. Subjectiv kann sie erst dann sein, wenn eigenartige Persönlichkeiten hinter ihr stehen. Sie ist schablonenhaft. Der Unterschied ist nur, dass die einen mystisch sein wollen, die andern aber nichts, als die physische Wirkung der Farben auf das Auge bezwecken. Sie sprechen auch schon von „Farbensymphonien". Die Malerei soll fürs Auge genau das sein, was die Musik fürs Ohr. Es ist ein Standpunkt.

Aber es ist nicht mehr die bildende Kunst, die nach meiner bäuerlichen Auffassung dazu da ist, um Ideales zu gestalten oder uns etwas Wirkliches, Sichtbares in möglichst schönem Lichte und vollendeter Composition wiederzugeben. Gut. Die Farbe an sich ist ja auch etwas Wirkliches, Sichtbares. Aber sie ist doch für die meisten Menschen nicht wichtig genug, um Selbstzweck zu sein. Sonst hat man die Muttergottes gemalt, oder eine Schlacht, oder eine Landschaft — heute malt man Farben!

Aber die Secession — oder wie die Richtung gegenwärtig heißt — scheint das Feld, wohin sie gehört, doch bereits gefunden zu haben. In Straßenplacaten, Reclambildern leistet sie Ausgezeichnetes. Die Kunst ist marktschreierisch auf Gassen und Straßen getreten und macht Reclame für Fahrräder, Damenroben und Feigenkaffee!

Wenn die Moderne in der Malerei wirklich ernst behandelt werden will, dann muss ich allen Ernstes sagen, dass sie mir nach ihrer heutigen Natur zuwider ist. Nicht weil sie existiert. Warum soll sie nicht existieren? Warum soll die Kunst sich nicht auch nach dieser Seite hin ausleben? Zuwider ist sie mir bloß, weil sie sich zu breit machen will, weil sie anderes verdrängt, was den Menschen bisher Freude und Glück gewährt hat. In den Ausstellungen, in den Gallerien, in den illustrierten Blättern, an den Straßenecken — überall die „Moderne". Um der Laune und dem Geschmack einer Minderzahl von Neuerern zu huldigen, müssen Tausende ihrer Genüsse beraubt und in Ärger versetzt werden.

Aber es ist wohl immer so gewesen, wenn eine neue Schule aufkam, das ist ja das Göttliche im Fortschritt, dass in den kleinen Keimen so viel Kraft steckt, um allmählich die Massen zu besiegen. — Es kommt nur darauf an, ob das Neue eine Laune, oder ob es das Bedürfnis und Resultat einer neuen Zeit ist.

Wenn ich behaupte, dass die Moderne in der Malerei eine Modesache ist, so kann das möglicherweise ein Irrthum sein. Sie kann immerhin der Beginn einer neuen großen Kunstrichtung sein. Wenn ich aber sage, dass mir diese neuen Bilder, wie wir sie heute sehen müssen, ganz und gar missfallen, so ist das die reine Wahrheit. R.

Die Angelegenheit Hartleben-Rosegger — geschlichtet.

Wir glauben unseren Lesern Mittheilung machen zu sollen über den Verlauf einer Streitsache zwischen dem Schriftsteller Rosegger und seinem früheren Verleger Hartleben in Wien, die vor drei Jahren als von allgemeinerem principiellen Interesse in den öffentlichen Blättern viel besprochen worden war. Es handelte sich um eine strittige „Volksausgabe" und um das Revisionsrecht. Die Angelegenheit wurde damals vor das Handelsgericht in Wien gebracht, welches ein Sachverständigen-Gutachten verlangte. Die drei von beiden Parteien gemeinsam gewählten Sachverständigen, die Herren Dr. Eugen von Philippovich, Universitätsprofessor; Markus Stein, Chef der k. k. Hofbuchhandlung Manz, und Alfred von Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien, sprachen sich in einem eingehenden Gutachten zu Gunsten Roseggers aus.

Dieses Sachverständigen-Gutachten wurde von Hartleben nicht anerkannt. Doch kam es zu einem Vergleiche. Dieser Vergleich ließ auf Vorschlag Roseggers die strittigen Punkte fallen und stellte für das geschäftliche Verhältnis der Zukunft eine ganz neue Basis auf, durch welche allen künftigen Differenzen vorgebeugt wird und auch der schwebende Conflict mit einemmale geschlichtet erscheint. — Hartleben bezahlt an Rosegger statt früher bestandener Tantièmen und zur Erwerbung aller geschäftlichen Rechte für sich und dessen Rechtsnachfolger eine endgiltige Abfindungssumme, womit er sich natürlich nun auch das Recht erwirbt,

die im Streite schwebende „Volksausgabe", sowie in Zukunft alle beliebigen Ausgaben zu machen. Hartleben unterbreitet bei jeder neuen Ausgabe und Auflage, ob sie nun durch Neusatz oder Plattendruck hergestellt wird, dem Verfasser die Revisionsbogen. Die Kosten für Druckfehlercorrecturen hat ersterer, die für allfällige Änderungen letzterer zu bestreiten.

Diese Vereinbarung wurde unter Aufhebung der Klage festgestellt. Sie bezieht sich auf alle älteren bei A. Hartleben in Wien erschienenen Schriften von Rosegger, welche in diesem Verlage unter der angenommenen Zeichnung „P. K. Rosegger" forterscheinen werden.

Alle neuen, seit 1894 entstandenen und entstehenden Werke dieses Autors erscheinen bei L. Staackmann in Leipzig unter dem ursprünglichen Namen des Verfassers.

Somit ist diese Angelegenheit im Sinne des Autors zu beiderseitigem Vortheile geschlichtet und geregelt worden.

Bücher.

Der neue Gott. Roman von Richard Voss. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Von den „Scherben" bis zum Kreuze ist ein langer umständlicher Weg — aber ein naturgemäßer. Der Dichter der „Scherben", vieler interessanter Romane und wirksamer Dramen, zeigt uns in seinem neuesten Werke eine ganz eigenthümliche, herrliche Lichtseite seines Könnens. „Der neue Gott" hat drei Helden: Kaiser Tiberius, den abgefallenen heidnischen Priesterkönig Velosianus und — Jesus Christus. Auf das gute historische Zusammenklappen legt der Dichter wenig Gewicht. Er meint Größeres. Die Götter der Gewalt, der Weltmacht und Weltlust unterliegen dem Gotte der Duldung, der Entsagung, der Menschenliebe — das ist der Grundgedanke des Romanes, der in seinem hier wohl angebrachten Pathos nachgerade dämonisch wirkt. Das Leiden, der Tod, die Auferstehung des Heilands werden in einem weiteren und realeren Umrisse erzählt, als die Evangelisten es gethan. Dadurch rücken viele Thatsachen dem Menschen näher. Von größter Spannung sind die Capitel, wie die Juden eine falsche Christusleiche aufzeigen, um dem erregten Volke zu beweisen, dass der Gekreuzigte nicht auferstanden sei; wie die Jünger und Apostel, selbst Maria Magdalena, in dieser Leiche ihren Meister zu erkennen glauben, bis die Mutter kommt und in dem Leichnam nicht ihren Sohn findet. Von unendlicher Rührung ist das Suchen Mariens, der Mutter, nach ihrem Auferstandenen. Aber auch zutiefst packend das Suchen des Pontius Pilatus und des Kaisers Tiberius nach dem neuen Gotte. Voll christlicher Größe die Abschnitte von der Veronika mit dem Schweißtuch, nach meiner Meinung das Kleinod aller religiösen Dichtung. Aus den gestaltenreichen Nebenhandlungen tritt hervor der Hass des römischen Hauptmannes zur jungen jüdischen Seherin, der anfangs zum Mitleide und endlich zur Liebe wird. — Nein, das soll man nicht auseinander reißen, das muß man in der Einheit des Kunstwerkes genießen. Und dazu lade ich alle ein, die für den Gegenstand ein Herz haben. Dieser Roman „Der neue Gott" wird ihnen wieder beweisen, wie mächtig die moderne Dichtung — zu dieser bekennt sich auch Voss' Werk in Form und Anlage — den christlichen Idealen zuzustreben beginnt. R.

Lachende Wahrheiten. Von Karl Spitteler. (Florenz u. Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.)

Unter obigem Titel, den wir schon seit länger an einem Frankl'schen Epigrammbüchlein kennen, hat der schweizerische Schriftsteller Karl Spitteler eine Sammlung von Feuilletons und kritischen Abhandlungen herausgegeben, wie sie sich amüsanter gar nicht denken lassen. Dieser Reichthum an eigenartigen Gedanken, diese frische, schneidige Sprache war für mich überaus fördernd. Ich führe zur Andeutung des Inhaltes nur einige Titel vor: „Dichter und Pharisäer". „Vom Ruhm". Vom „Alters- und vom „Datumsjubiläum." Vom „Literarischen Hader". „Von der Entrüstungsliteratur und ihrer Mache." „Von der Fremdwörterfrage." Über die „Zimperlichkeit der Druckerschwärze." Über „Großstadt und Groß-

städter", über das Drama und die dramatische Kunst, über Musik und Architektur und so fort. Den Glanzpunkt des Buches bilden die Aufsätze: „Das Epigonenthum" und vor allem der Vortrag: „Die Persönlichkeit des Dichters." Ich habe über den Dichter überhaupt kaum je etwas nach meiner Empfindung Treffenderes und Feineres gelesen, als diesen Essay. Wer die Persönlichkeit eines Schaffenden so klar und tief versteht, wie unser Verfasser, dem wird es freilich leicht sein, als Kritiker der Werke den richtigen und förderſamen Standpunkt einzunehmen, wie wir das bei Spitteler gewohnt sind. Auch dort, wo der Autor die Schwächen und Lächerlichkeiten der Leute scharf hernimmt, hat die elegante Form, der lachende Humor etwas so Liebenswürdiges, dass man den Schwächen und Lächerlichkeiten eigentlich gar nicht gram sein kann, die ein so lustiges Buch gezeitigt haben. R.

Kleine Erzählungen. Von J. Heimfelsen. (Zürich. „Steins literarisches Bulletin der Schweiz." 1897.)

Ein Dutzend Geschichten und Genrebildchen aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft. Der Verfasser weiß in all den Kreisen wohl Bescheid und hat eine frische Art zu erzählen. Heimfelsen ist als Dramatiker nicht mehr unbekannt und hat das Zeug, sich auch als Erzähler einen Namen zu machen. M.

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses. Die erziehliche Bedeutung Richters in seinem Lebensbilde und in seinen Werken. Von Johannes Erler. (Leipzig. Sigismund & Volkening.)

Im Angesichte unserer modernen Illustrationskunst muss man wohl manchmal Heimweh haben nach dem guten alten Holzschnitt und besonders nach den Bildern von Ludwig Richter. So deutsch gedacht, so volksthümlich ist nie wieder ein Zeichner erstanden und wenn man die Bilder heutiger „Prachtwerke" mit jenen alten „Kalenderbildern" vergleicht, dann kann man wohl nicht von einem Aufsteigen dieser Kunst sprechen. Aber Ludwig Richter hat nicht allein als Künstler und speciell als Maler des deutschen Volkscharakters, sondern auch als Mensch, als Kinderfreund, als Pädagog, als Christ eine Bedeutung, und diese findet in dem Vorstehenden beredten Ausdruck. M.

Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Herausgeber Ferdinand Avenarius. (München. D. W. Callwey.) Sie umfasst Dichtung, Musik und bildende Kunst, lässt nichts Wichtiges unberührt und hat nicht einen Schatten von Cliquewesen. Diese Zeitschrift, welche monatlich zweimal in sehr handlichen, reichhaltigen Heften erscheint, kann allen Freunden des Schönen auf das beste empfohlen werden. Frisches kritisches Leben ohne Zopf! M.

Im Herbste d. J. erschien in neuer wohlfeiler Volks-Ausgabe die bereits in Tausenden von Familien heimisch gewordenen **Ausgewählten Schriften von Adalbert Stifter.** (Leipzig. C. F. Amelang), enthaltend: Studien, Bunte Steine, Erzählungen.

Welch tiefer poetischer Schatz in den Werken Stifters verborgen liegt, hat die ursprünglich kleine, aber von Jahr zu Jahr stetig zunehmende Gemeinde dieses edlen und reinen Dichters längst erkannt. Diese wohlfeile Ausgabe soll nun den krystallklaren, lebendigen Bronnen, der aus diesen Dichtungen hervorquillt, zur inneren Reinigung und Erquickung des Lesers, dem ganzen deutschen Volke zugänglich machen, damit es sich, nach den Worten J. Weitbrechts, „durchdringen lasse von der geistig belebenden, sittlich erneuernden Kraft, die Stifters Werken innewohnt, damit es Freude und Anregung schöpfe aus der quellenden Fülle der Schönheit, wie sie in seinen Schilderungen des Natur- und Seelenlebens zum Ausdruck kommt".

. . . Mit Begeisterung hat ihn einst das deutsche Volk empfangen, den Interpreten reiner Natur und Menschlichkeit, es darf und wird ihn auch heute nicht vergessen. Der „Heimgarten" hat schon oft Gelegenheit gehabt, diesen einzigen Dichter zu würdigen und sich damit schon viele Leser zu Danke verpflichtet. Adalbert Stifter verstehen heißt für sich schon ein Glück. Heute soll die neue Ausgabe auf das angelegentlichste empfohlen sein. M.

Tannenzweige für den Weihnachtstisch des Lehrerhauses. Gedichte von Dietz. (Bad Ems. H. Chr. Sommer. 1897.)

Innige Lieder, wohl geschaffen zum Mitfühlen, zum Singen in Volksliedart. So recht fürs deutsche Haus. M.

Die jüngste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle a. S. Verlag Otto Hendel) bringt zunächst die Schlussbändchen der ersten Serie des Theaters im Salon. Herausgegeben vom Theaterdirector Demetrius Schrutz. Weiter bringt die Serie Alexander Dumas', des Älteren, berühmten Roman „Zwanzig Jahre später". Ferner Harriet Beecher-Stowes Negerroman „Onkel Toms Hütte". Und endlich Dante's „Neues Leben". V.

Büchereinlauf.

Mann und Weib. Novellen von G. v. Berlepsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Nitokris. Roman aus dem alten Ägypten. Von Alfred Hennig. (Weinheim. Fr. Ackermann.)

Marthas Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder!" von B. v. Suttner für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting. Zweite Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

Jeremias Gotthelfs Schriften. Berner Volksausgabe im Urtext. (Bern. Schmid & Francke.)

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Erlkönig. Nach einer Skizze von L. v. Beethoven. (Leipzig. J. Schubert & Co.)

Ungarisches Novellenbuch. Ernste und heitere Erzählungen. Aus dem Magyarischen ins Deutsche übersetzt und frei bearbeitet von Dr. Adolf Kohut. (Leipzig. R. Friese.)

Edelweiß. Märchen und Sagen aus den niederösterreichischen Bergen von Dr. Robert Weißenhofer. (Linz a. d. D. F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung.)

Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. (Berlin. Ulrich Kracht.)

C-Moll. Eine Künstlerlaufbahn von Felix Hübel. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Die Leute von Strandoog. Schauspiel in drei Aufzügen von Holger Drachmann. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Draußen im Leben. Von Alfred Guth. (Berlin Hugo Storm.)

Rolfs Maifahrten. Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1898.)

Himmelsrosen. Dichtungen von Julius Gersdorf. (Hetschburg. Gersdorf.)

Die Jugend. Ein Poem von Constantin Masurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann, mit illustrativem Schmuck von W. Leo Arndt. (Berlin. Otto Elsner.)

Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

Perlen deutscher Lyrik. Eine auserlesene Sammlung neuer lyrischer Gedichte. Nebst einem Anhang: Aus fremden Zungen. Herausgegeben von P. Bodeusch. (Langensalza. F. G. L. Gressler. 1898.)

Frühlingsbeichte. Gedichte von Emma Guttmann. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Auf einsamer Straße. Gedichte von Richard Dietrich. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Federstiel und Wanderstab. Gedichte von Josef Schweizer. (Graz. Leykam.)

Feder und Feile. Poesie und Satire von Leopold Wulff. (Baden-Baden. Wild.)

Reales und Ideales. Neue Gedichte von Paul Rathmann. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Wolken und Sterne. Neue Gedichte von Fr. Bopp. (Frauenfeld. J. Hubers Verlag.)

Blütenschnee. Neue Gedichte von Clara Forrer. (Zürich. Albert Raustein. 1895.)

Schneeglöckchen der Liebe. Ein Liedersträußchen von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1889.)

Der Pfarrer von Atzbach. Poetische Erzählung von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1891.)

Der Naturfreund. Belletristische Monatsschrift. Zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Alois v. Warnus. (Graz. Verlag des Herausgebers, Elisabethstraße 4.)

Der Selbstmordcandidat. Von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1896.)

Bloßfüaßat. Allerhand Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Karl Frim. (Wien. St. Norbertus-Verlag. 1898.)

Vo drheme! Gedichte und Erzählungen in grulicher Mundart. Von Wilhelm Öhl. Warnsdorf. Strache. 1897.)

Aller Gattig Lüt. Von Fanny Oschwald Ringier. (Aarau. H. R. Sauerländer & Co. 1897.)

Nüt för uguat. Gedichte in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann. (Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut. 1897.)

Neuheiten aus dem Verlage Georg Heinrich Meyer, Leipzig:

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte aus dem Hildesheimischen von Heinrich Sohnrey.

Neue Spreewaldgeschichten. Von Max Bittrich.

Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben von Helene Voigt.

Das todte Kätzchen. Roman von Gustav Pollak.

Satan lachte und andere Geschichten. Von Ludwig Jacobowski.

Eine. Historischer Schwank in zwei Aufzügen von Max Dreyer.

In Behandlung. Komödie in drei Aufzügen von Max Dreyer.

Blüten und Garben. Dichtungen von Christian Schneller.

Gedichte von Jeanne Bertha Semmig.

Hermann von Gilm. Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang, enthaltend Gilms Novelle. Von Adolf Wilhelm Ernst.

König Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Von Louise v. Kobell Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Vollständig in circa zwanzig Lieferungen. (München. Jos. Albert.)

Aristokratenausgabe. Roseggers Buch: „Als ich noch jung war" ist unter dem Titel „Quand j'étais j-une. Nouveaux récits de ma forêt" von E. Herrmann ins Französische übersetzt und in Paris vor kurzem herausgegeben worden.

Postkarten des „Heimgarten".

L. Sch., Wien: Wenn Sie eine Erzählung für eine Zeitung, Zeitschrift, für einen Kalender oder irgend ein Sammelwerk verkaufen, so darf der Käufer sie in demselben Organ immerwährend herausgeben. Das Recht, die Erzählung nebenbei noch als Buch herauszugeben, müsste er extra und ausdrücklich von Ihnen erwerben. Manche Zeitungsverleger haben auf dem Briefbogen ihrer Einladungsschreiben u. a. den Satz gedruckt: „Die von uns für die N. N.-Zeitung erworbenen Beiträge sind völliges Eigenthum des Verlages." Diese Formel ist nach unserer Meinung erst dann bindend und rechtskräftig, wenn sie vom Autor ausdrücklich anerkannt und unterschrieben wird.

L. v. H., Innsbruck: Was will denn eigentlich dieser Pp. in den clericalen „Neuen Tirolerstimmen"? Dass er mich umbringt, ist ein Privatvergnügen, welches man dem streitbaren Herrn gönnen kann; aber dass er in fanatischer Wuth auch den Mann einer herrlichen Volkstradition, den dichterisch viel verherrlichten Wahrheitshelden Peter Mayr, Wirt an der Mahr, stürzen will, wäre mir gerade von solcher Seite unbegreiflich, wenn man nicht wüsste, wie zuwider manchem die Ideale der Wahrheit sind. Ich hätte Peter Mayr, den Märtyrer der Wahrheit aufgelogen! — Dass ich in meiner Dichtung weder einen „historischen Roman", noch eine locale Volksschilderung liefern wollte, dürfte in der Einleitung meines Buches klar genug gesagt sein. Mir war es darum zu thun, die Stimmung und allgemeine Volksempfindung jenes Kampfes wiederzugeben. R.

P. Z., Graz: Gewiss nicht, dass Sie sich einer Pietätlosigkeit schuldig machen, wenn Sie einen besseren Don Carlos dichten als Schiller, von dem Sie „sonst profitiert". Jedermann hat das Recht, seinem Lehrer auf den Kopf zu steigen. Und nichts wird Ihnen das deutsche Volk lieber verzeihen, als wenn Sie seinen Lieblingsdichter — verdunkeln!

A. R., Polaun: Wacker gedacht, aber ohne Poesie gesagt. Ein in Verse gebrachter Leitartikel ist deshalb noch lange kein Gedicht.

J. K–z, Graz: Anonyme Zuschriften wirft man sonst ungelesen in den Ofen; bei den trauten Schriftzügen der Ihrigen bringe ich das nicht übers Herz. Ihre Ergießungen sind mir eine unentbehrlich gewordene Quelle der Heiterkeit; ich bitte Sie, mein Gönner, dieselben ja nicht einzustellen! R.

Dr. H., Graz: Sie glauben, dass der „Ruf an unsere Priester" — welchen Sie in diesem Hefte veröffentlicht finden — nach keiner Seite hin befriedigen, wohl aber von vielen Seiten verspottet werden wird. Das kann schon sein, ändert aber nichts an den Thatsachen.

J. L., Graz: Muth, Muth! Die Geschichte nimmt ein gutes Ende. — Übrigens sollten wir doch auch lernen, guten Muthes dem Tragischen ins Auge zu schauen. Wenn wir ihm zwar in der Kunst ausweichen können, im Leben bleibt es uns nicht erspart. Nur der kann sich eines souveränen Humors erfreuen, der sich auch vor bösem Geschick nicht fürchtet. — Die Barbel hat manchmal nichts zu lachen, aber es geht gut, sehr gut aus!

Ballfest Berlin:

Für ein Ballfest zur Feder greifen!
Was sind das für G'schichten?
Tanzenden muss man was pfeifen,
Aber nicht was dichten.

Dr. St., Weiz: Der betreffende Autor hat keinen Schwank übers „Kroteneffen" verfasst, erklärt sich aber, angefeuert durch Ihre zwei Bauern, um eine Kuh bereit, eine Kröte zu verspeisen, wenn dieselbe regelrecht geschlachtet und nach der „Süddeutschen Küche" zubereitet ist.

H. B., St. Barthlmä: Um den armen Franz thut's mir leid. Vielleicht kann ich doch einmal kommen. Nur so sehr überbürdet. R

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

6. Heft. März 1898. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am zweiundzwanzigsten Sonntag.

Mein Herausgeber der „Continentalen" hat mir wieder einmal ein Liebesbrieflein geschrieben. Es stünde mir ja selbstverständlich frei, schreibt er, meine Stellung und Zukunft einer Marotte zu opfern, er theile mir nur mit, dass vom ersten des nächsten Monats an mein Ressort bei dem Blatte neu besetzt werde. Dass ich später darauf nicht mehr zu reflectieren hätte, wäre „selbstredend."

Von den Collegen schreibt mir keiner. Sie scheinen sich ins Fäustchen zu lachen darüber, dass der alte Knauser die Wette verliert. Wenn mir Gott nur die drei Zeugen am Leben erhält! Einstweilen stelle ich mich todt und antworte dem Chef nicht.

Dass Du, lieber Freund und Philosoph, meinen Vorschlag, Deine diesjährige Sommerfrische im Algai zu wählen, rundweg abgelehnt hast, ist doch gut. Ich habe es nicht bedacht, dass es Schade wäre um die Erdreich-Märchenstimmung, die uns beide nahegeht, weil sie gar so einzig ist; dass die Sache leicht ins Bereich des

Lächerlichen gerückt werden könnte, wenn ein städtischer Freund in der Nähe wäre und am Sonntag allemal auf den frischgewaschenen Bauernknecht lauerte. Du hast recht, das Erdreichjahr muss in seinem ganzem Ernste durchgelebt, durchgelitten werden. Läuternd! Es mag wohl sein. Manchmal empfinde ich es hart genug. Die oft geradezu blutige Mühsal! Leid und Kummer der Hausgenossen, die mir umso weher ankrallen, je ergebener und geduldiger sie ertragen wurden. Endlich das Heimweh nach Geistesleben und die völlige Vereinsamung des Herzens! Manchmal ist es furchtbar, sage ich Dir! — Aber es ist auch ein gesundes Auslüften der staubigen Stadtseele! Du findest immer das rechte Wort. Ich muss Dir mein Lebenlang danken, dass Dein Zuspruch mir über diese manchmal unheimliche Verwandlung hinaushilft. Ich will den weichmüthigen Anklängen kein Gehör geben, will ausschauen in die große Natur und einschauen ins arme Leben dieser armen Menschen, denen eine willige Stütze zu sein der Himmel mich in einer seiner wunderlichsten Launen erwählt hat.

Aus diesem Blatte wirst Du Terpentin riechen. Das kommt so: In der vergangenen Woche sind wir beim „Zäunen" gewesen, das heißt, wir haben die Stangenzäune ausgebessert, so da Weide und Feld von einander scheiden und auch die Nachbarsgrenzen feststellen. Der Hausvater trieb zu paar und paar die Zaunstecken in den Erdboden, ich legte die Stangen dazwischen und er befestigte das Ganze mit Reisigbändern, die er um die Stecken wand. Damit solche Baumzweigbänder dazu die nöthige Zähigkeit gewannen, bäht sie vorerst der Rocherl an einem offenen Feuer. Das ist auch eine Arbeit, die der „Einhandel" verrichten kann. Er ist allemal so froh, wenn sich eine solche Arbeit findet und er ist zum Erbarmen betrübt, wenn er unnütz sein muss. Da kommt manchmal eine Verzagtheit über ihn, die zu jener leidenschaftlichen Verzweiflung ausarten kann, von der ich Dir schon einmal geschrieben habe.

Am Vorabende des Himmelfahrtsfestes verkündete der Hausvater um vier Uhr nachmittags den Feierabend.

„In Gottesnamen, lassen wir's gut sein", pflegte er dabei stets zu sagen, wobei mir allemal das Bibelwort von der Erschaffung der Welt einfällt: „Und er sah, dass es gut war." Ich aber sah diesmal am vorigen Mittwoch, dass es nicht gut war. Es blieb da eine Zaunlücke offen, durch die des Nachbars Rinder leicht auf unser so schön grünendes Haferfeld kommen konnten. Ich blieb also allein zurück, um die Lücke mit Stangen zu verrammeln, und dabei stieß ich mir einen scharfen Holzsplitter in den Ballen der rechten Hand. Der Hausvater hat mit dem Taschenfeitel wohl einen Theil herausbekommen, was aber drinnen blieb, das stach höllisch auf einen Nerv. Die Hausmutter kam mit ihrem schwarzglänzenden Pechöltopf, schmierte ein Pflaster und legte

es über meine Hand. „Das zieht den Spell schon heraus.“ Zwei Nächte lang habe ich wenig geschlafen und wollte mich zum Ärgernis des ganzen Hauses schon aufmachen nach dem Ruppertsteiner Doctor, da begann der Balken herauszuschwären. Er ist nicht größer, als ein Hagebuttdorn und man ärgert sich bass über den Nerv, der einer solchen Kleinigkeit wegen so aufgebracht ist. — Aber der „Spell“, der kann's!

Jetzt fällt mir unser Curat ein. Der weiß sich auch dort den Schein zu geben, als könne er es, wo er's eben nicht kann. Wir hatten wochenlange Trockenheit, die jungen Feldfrüchte verschmachteten fast. Die Bauern bestürmten den Curaten, eine Bittprocession um Regen abhalten zu lassen. Er sah es selbst, wie schwindelnd hoch der Barometer stand, lehnte aber die Bittprocession entschieden ab. Zur Zeit, so hat mir der Schullehrer erzählt, soll der Ruppertsteiner Pfarrer heraufgekommen sein. Das ist ein äußerst gutmüthiger Mensch — Du siehst, ich drücke es sehr schlicht aus — und der stellte unseren Curaten zur Rede, weshalb er denn nicht um Regen beten lassen wolle? Die Leute seien sehr bedrängt und er, der Ruppertsteiner, werde am nächsten Freitag processionieren lassen. Darauf zwinkerte der Unsere mit den feinen Äuglein, klopfte jenem auf die Achsel und sprach: „Amtsbruder, du blamierst dich! Schau den Barometer an!“ — Jetzt verstehe ich auch seine Predigt, es sei nicht genug, dass der Mensch überhaupt bete — er müsse zu rechter Zeit beten.

Mein Hausvater thut jetzt nicht mit bei den Feldarbeiten. Er hat sich in der Stube aus einem Wust von Balken, Rädern, Rollen und Geflechten einen Webstuhl aufgerichtet, in welchem er sitzt und aus gesponnenem, abgehaspeltem Garne die Leinwand webt. Den Haspel wie das Weberschützchen führt er mit derselben ihm so selbstverständlichen Fertigkeit, wie das Spulen und Einziehen. Du und ich, wir wunderten uns einmal über die einfache und sinnreiche Einrichtung in jener Leinwandfabrik, wenn Du Dich noch erinnerst. Wenn Du erst die classische Einfachheit dieses Bauernwebstuhles siehst, der mit dem primitivsten Mitteln die größte Zweckmäßigkeit verbindet! Und wenn man die Vielseitigkeit eines ungeschulten Mannes betrachtet, der nebst seiner reichgegliederten Bauernwirtschaft nicht allein Korn mahlen, Leinöl pressen, zimmern, Dach decken, Ofen setzen, Brunnen graben, Pechöl brennen, sondern auch webern, Loden walchen, Leder gerben und was weiß ich noch alles kann, so wird man hoffentlich das Sprichwort vom „dummen Bauern“ um ein weniges modificieren. Bisher steht der Gelehrte vor dem Bauern ja in zweifachem Nachtheile da, er kann es nicht bloß nicht, was der Bauer kann, er weiß es auch nicht, was der weiß.

In diesem Hause herrscht eine liebliche Sitte, die in der Bauernschaft sonst nicht häufig vorkommen soll. Am Abend, wenn die Eltern

und Kinder ihre Betten aufsuchen, reichen sie einander die Hand und sagen: „Behüt' dich Gott über Nacht!" Sie sagen es innig, wie beim Abschied vor einer Gefahr. Das hat mir's wieder einmal zum Bewusstsein gebracht, was das heißt: die Nacht! „Sie ist keines Menschen Freund." Was das heißt: der Schlaf! „Er ist des Todes Bruder." Liegt der Mensch dahin und weiß von nichts. Alles hat aufgehört, was sein Leben und Streben gewesen, es ist gerade so gut aus, als ob's gar nicht mehr anfienge. Und wenn es nicht mehr anfängt, so ist kein Schmerz und keine Klage darüber im ewig Schlafenden. Und wenn es wieder anfängt, so ist es eine neue Weltschöpfung, ein neues Geborenwerden und ein unendliches Wunder. Alles, was dem Einschlummernden lautlos und leidlos untergieng, ist wieder da, liebe Menschen finden sich wieder und sagen einander: Guten Morgen!

Freund Alfred, so sei auch unser Urständ. Behüt' Gott über Nacht!

* * *

Am dreiundzwanzigsten Sonntag.

Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen! — Nie, mein Freund, habe ich die schlichte Herrlichkeit dieser Worte so empfunden, als in diesem Jahre. Wenn ein derber Bauernknecht weinen dürfte, ich würde es mit Vergnügen thun. Das wäre doch wieder einmal etwas Neues, wenn Bauernlümmel vor Glückseligkeit flennen von wegen der blühenden Matten und der im Sonnenlicht strahlenden Berge und Wolken, und von wegen des unendlichen Jubelgesangs der Vöglein in Busch und Bäumen! Wenn das Lüftchen zieht, so schneit es über das Stalldach die Blüten nur so herüber von den Kirschbäumen. Die Hochmatte scheint beschneit zu sein bis zum Schachenrand hinauf; das sind die weißen Margeriten. Ein Meer von Blüten überall! Aber der Barbel sind sie noch zu wenig. Sie hockt im Hausgärtlein, auf das eine Knie stützt sie ihre Hand, mit dem andern kniet sie auf dem schwarzen Erdreich. Junges Nelkengestämm bindet sie mit weichem Faden locker an den Holzstab. Den Rosmarin sollt' sie betreuen, dass er schön und frisch sei zu Frohnleichnam! So hat ihr die Mutter aufgetragen. Aber sie betreut die Nelken, und diese blühen noch nicht einmal, haben nur ihre schmalen Knospenlanzen. Und dann nimmt sie ihr Tüchlein und trocknet sich auf der Stirn den Schweiß. Weil es schon so warm ist.

Verliebte Leute sollte man ja necken. Aber ich gehe mit Ehrerbietung leise an ihr vorbei. Die Liebe! Es ist keine Kleinigkeit.

An diesem Pfingstmorgen bin ich früh aufgestanden, bin hinaufgegangen durch das nasse Gras. Die Löwenzähne und die dünnen Stämme der Glockenblumen haben meine Beine weit herauf mit Thautropfen benetzt. Auf der Kulmplatte, wo vor sieben Wochen das Osterfeuer

gebrannt, bin ich gestanden und habe das weite, urgewaltige Bergland angestaunt, angebetet wie einen Pfingstaltar. Nach der einen Seite hin in großer Ferne die Felsenkette mit ihren rothglühenden Spitzen. Die dort haben schon Sonne. Nach der anderen Seite hin Ausblick aufs silberne Meer. Der Golf von Fiume, Du kennst ihn auch. Das dalmatinische Felsengebirge. Die Insel Cherso. Der Monte Maggiore. Und dazwischen hinaus gleitet ein Schiff. — Du lachest. Du würdest nicht lachen, wenn Du hier stündest, Du würdest erschrecken über die Ähnlichkeit des weißen Nebelbeckens, das im Niedergai liegt, mit dem Meerbusen von Fiume! Das dalmatinische Felsengebirge, das sind die Kofelwände. Die Insel Cherso, das ist der Rockenwald. Der Monte Maggiore, das ist der Hoch-Ruf. Und das Schiff auf den lichten Wassern, das ist ein Habicht, der über dem Nebellager schwebt. Und jetzt geht aus dem Hintergrunde dieses Meeres, dort wo es sich ins Unendliche weitet, die Sonne auf. Roth, plastisch rund wie ein Riesenballon, glanzlos. Nach dem einen Rande hin ist sie dunkler, als hätte sie einen leichten Strich ins Schattigdämmernde — die Sonne! Ist denn das dieselbe, die nach wenigen Stunden wie ein funkelnder Stern am hohen Himmel steht, jedes Auge siegreich zurückschlagend mit ihrem vernichtenden Blitz? — Nun hebt die Glutscheibe sich sachte empor, kein Spiegeln im Nebelmeer, die Berge werfen ihre Schatten hinein, dessen Ränder in Regenbogenfarben schillern. Und die Sonne nimmt ihren Schwung durch die ewigen Himmel.

Die armen Städter! Sie schlafen jetzt, dieselben Menschen, die vierzehn Stunden später sich mit schwerem Eintrittsgeld in die dunstige Bude drängen, um einen Theatersonnenaufgang zu sehen.

* * *

Am vierundzwanzigsten Sonntag.

Ich verherrliche den Spitzelbuben. Der hat sich am Pfingstmontag das Feiertagsvergnügen gemacht, draußen auf der Weide mit Schleudersteinen nach der Schafherde zu werfen. Und es ist ihm gelungen, einem trächtigen Mutterschaf das Vorderbein abzuschlagen. Das hielt er für einen guten Spaſs. Ich wuſste einen noch besseren, entledigte ihn des Kleides und habe mit der Rindspeitsche allerhand schöne Sachen auf seinen Rücken geschrieben. Darob will der Junge mich jetzt verklagen. Beim neuen Landboten, dem Kulmbock. Der Kulmbock macht alles recht, an dem kommt keiner vorbei, der läſst's nicht zu, daſs die Lehrjungen geschlagen werden! Nach dem neuen Gesetz dürfen keine Lehrbuben mehr geschlagen werden!

Der Kulmbock gibt's jetzt groß. An den Werktagen wandert er in der Bauernschaft umher und sammelt Unzukömmlichkeiten, Beschwerden, Wünsche und Forderungen, damit er Stoff hat, wenn's einrücken heißt

in den Landtagssaal! Er wird es ihnen schon sagen, „denen, die den Bauernstand alleweil niederdrucken möchten! Wir sind auch noch da, wir! Und Glasscherben fressen wir ihnen schon lang nit, wir! Spannen uns jetzt mit den Socialdemokraten zusammen, da wird ihnen die Hosen schon bledern!" — Am Sonntag nachmittag sitzt er im Wirtshaus zusammen mit dem Curaten, der meint, mit den Clericalen soll er's halten, die wären viel stärker, als die Socialdemokraten! — „Wir sind selber stark genug", sagt der Kulmbock. „An mir kommt keiner vorbei!"

Nun zurück zum armen Mutterschaf. Der Rocherl als Leidensgenosse hat besonderes Mitleid mit ihm und wollte es in einem guten Winkel des Stalles auf frischem Stroh hegen und pflegen. Da kam die Barbel und hub an so herzig zu betteln um das verwundete Thier, dass er keinen Augenblick säumte, es der geliebten Schwester abzutreten. Die nahm das schwere Schaf in ihre Schürze, trug es ins Haus und in ihre Kammer. Dort wusch sie die Wunde mit lauem Wasser, schnitt die Wolle weg, wand ein Pechpflaster um das Bein, verband es mit Lappen und legte das Thier in einen großen Korb auf weiches Haferstroh. So schmerzhaft das Schaf bei dieser Verrichtung auch gemeckert hatte, jetzt lag es ganz behaglich da und schaute mit dankbarem Blick auf die Wohlthäterin, die ihm noch frischen Klee und Milch zum Abendbrot bereitete. Wir waren alle herumgestanden, um beim Verbinden zu helfen, aber sie machte alles allein. Derweil blicke ich in der Kammer umher, da ist es so rein und fein, wie in dem bekannten Stüblein von Fausts Gretchen. Es ist der Spinnrocken da, die Wäschetruhe, der Nähtisch — sie versorgt mit solchen Dingen das ganze Haus.

Als das Schaf anfieng, neuerdings unruhig zu werden, sagte sie leise wie zu einem Kind: „'s thut halt schon wieder weh, gelt!" und hub an, den Korb sachte hinundherzugwaggen wie eine Wiege. Es war herzig und es war komisch, aber in ihrer Miene blieb der wehmüthige Ernst, wie immer.

„Dass sie denn gar nimmer lacht!" rief nachher die Mutter am Herde. „Sie hat's ja nit anders, wie vor und eh."

Nun stand aber die alte Marenzel daneben.

„Hast schon geschaut, ob ihr die Fingernägel blühen?" fragte diese an die Hausmutter hin.

„Die Fingernägel, meinst du?"

„Wenn ihr an der rechten Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein großes Glück bevor. Und wenn ihr an der linken Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein Unglück bevor. Und wenn ihr der Nagel vom Ringfinger blüht, so hat sie den Milzschwund. Und wenn der Mensch den Milzschwund hat, dann kann er nimmer lachen."

So hat es die Alte gesagt, und Du wirst jetzt gleich deine Nägel besehen, mein lieber Philosoph, so wie wir es beim nächsten Abendessen

gethan haben, heimlich an der Barbel. An der linken Hand hat sie nichts Auffälliges. An den rosigen Nägeln der rechten Hand hat sie ein paar weiße Punkte. Die Hausmutter warf dem Hausvater einen bedeutsamen Blick zu. Sie kannte es, das Blühen war's. — Also Glück, und kein Milzschwund! — Und lachen will sie doch nicht.

Am nächsten Tag in aller Früh soll die Barbel einen hellen Ruf der Überraschung ausgestoßen haben. Der Franzel hat ihn gehört. Das graue Schaf im Korb hatte ein schwarzes feuchtes Lämmlein bekommen. Es beleckte das Junge und die Barbel stand ganz erstarrt da und wusste allem Anscheine nicht, wie ihr geschah.

„Das ist recht!" flüsterte der Hausvater, „jetzt wird sie lustig werden. Jetzt hat sie was zum Gespiel."

Schon am Nachmittage kam der Rocherl zu ihr in die Kammer und brachte ein hellrothes Seidenbändlein: „Barbel, kannst es vielleicht brauchen, das?"

„Das Bändel?" fragte sie. „Wüsst' wohl nit zu was, Rocherl."

„Ich hab' nur gemeint, ob es nicht dem Lämmel um den Hals gut stünde?"

„Woher hast denn du's?"

„Weißt, im vorigen Jahr, die Kulmbock-Fronel, wie sie in Mariazell ist gewesen, die hat mir ein Amuletel mitgebracht, mit dem rothen Band da."

„Schau, Rocherl", entgegnete darauf das Mädel, während sie ihm die Hand streichelte, „das ist ein Andenken, und das musst du nicht hergeben."

Er wendete sich seitab und murmelte: „Hab's eh gedacht, dass du mir's verschmähst. Weil du nichts magst, was von mir ist . . ."

„Sei nit kindisch, Bruder!" beschwichtigte sie, denn er presste seine Faust an die Brust, kniff die Lippen und die Augen zu, als hätte er einen heftigen Schmerz. „Ich habe ja nur gemeint, Rocherl, so Sachen gibt man nit gern her. Wenn du mir's schon schenken willst, das schöne Band, es wird ihm freilich gut stehen dem Lämmel."

Als er so gesehen, dass sie es annahm, schlang er den Arm um ihren Nacken und küsste sie heftig auf die Wange. — Mir hat er's nachher vertraut. Aber er thut immer so absonderlich, wenn es sich ums Mädel dreht. — Mir fällt seit einiger Zeit nur Eins auf. Der Rocherl wird von Woche zu Woche blässer, und seine guten Augen gefallen mir nicht mehr so wie früher. Es ist so was Springendes in ihnen, wie ein wilder Funke, den der Wind jagt. Ob dem nicht die Nägel der linken Hand blühen! Der lieben Barbel hingegen scheint ihre stille Ernsthaftigkeit gar nicht einmal so schlecht anzuschlagen. Bei all ihrer Schwermuth gedeiht sie. Die Jugendfrische lässt sich halt nicht unterkriegen.

Die gegenwärtigen Arbeiten sind nicht ermüdend. Der Mai, heißt es, wenn die Anbauzeit vorüber ist, die Wiesen bewässert und gereinigt sind, sei für den Bauer der leichteste Monat. Es wird im Wald herumgethan, um Brennholz zu schlagen. Man bereitet die Rechen, Heugabeln, Sensen und Sicheln vor für die Erntezeit, und auch die Körbe und Karren. Man ackert den Krautgarten, macht mit der Eisenstange Löcher in die Erde, gießt Jauche hinein und setzt darauf die zarten Kohlpflanzen hinan. Zum Hüter dieser für uns wichtigen Pflanzung wird der Hasenschrecker aufgestellt. Na, da habe ich wieder einmal gezeigt, was ich kann! Mit einer alten Hose vom Rocherl, einer Joppe und einem löcherigen Filzhut vom Hausvater habe ich einen Bund Stroh bekleidet, denselben mit einem hölzernen Rückgrat versehen und auf den Krautgarten gestellt. Es ist eine wahre Charaktergestalt, und zwar von der Gattung, die da öffentliche Meinung macht. Die Arme breitet der Kerl weit aus, und an jedem derselben hat er mehrere Brettchen hängen, die bei Wind aneinanderklappern und die Hasen etwas meinen sollten. Die älteren, nämlich solche, die keine heurigen Hasen mehr sind, lassen sich nicht so leicht dupieren. Sie lassen den harmlosen Herrn mit dem Strohkopf stehen und klappern, wie er will, und fressen ruhig die Kohlpflanzen ab, ihre Lieblingsspeise, selbst im Sommer, wo sie auch sonst überall Freitisch hätten.

Weil man in den holden Frühsommernächten nicht immer schlafen will, so habe ich selbst schon ein paarmal das Hasenverscheuchamt übernommen. Neben dem Krautgarten stehen die Kirschbäume, darunter sitze ich auf der Bank und genieße die Nacht. Am Freitag ist's gewesen, da sitze ich wieder dort. Es ist lau, fast schwül, der Himmel umzogen. Drin über dem Hochgebirge Wetterleuchten. Im Hause schlafen sie alle. Auch die Kuhschellen im Stalle sind ruhig geworden. Kein Glanzkäferchen unten, kein Stern oben. Nur Wetterleuchten in allen vier Weltgegenden. Es ist fast, dass einem bange werden könnte. Ich wandle langsam am Rain gegen den Schachen hin. Ich horche, ob in der Ferne kein Murren zu hören ist. Nichts. Alles schweigt. Ich gehe wieder dem Hause zu. Und wie ich um die Ecke biegen will, ist einer vor dem Kammerfenster der Barbel. Das Fenster ist offen. Drinnen ein schweres Schluchzen. Der vor dem Fenster redet etwas hinein, ich verstehe es nicht, Worte der Beruhigung scheinen es zu sein. Und der Schullehrer ist's. „Kannst du mich denn noch lieb haben, jetzt?" — Er suchte sie zu beruhigen. — „Mein armer Vater! Mein armer Vater!" höre ich von drinnen heraus. Er tröstet wieder, und sie schluchzt ununterbrochen und ich glaube, er ist nicht weniger verzagt, als sie.

Ich gehe hinterwärts hinüber gegen meinen Stall und denke: Was ist das wieder? — Sollte er denn so schwer krank sein, der gute Hausvater? Mit Lungendampf kann einer doch alt werden, sagt man. —

Jetzt, als auf meinem Strohlager endlich der Schlaf kam, fiel es mir ein, ob das Fenster, an dem der Lehrer gelehnt war, ein Gitter habe? Es muss doch ein Gitter sein. Mir war keins erinnerlich. Aber es ist gewiss eins. Dann müsste ich's doch gesehen haben. Es springt ja das Lämmlein aus und ein, das schwarze. Und das Mutterschaf — hei, das hüpft wie ein Bock! Vom Fenster auf den Brunnenständer hin — aufs Stalldach — auf die Kirschbäume. Hoch auf dem Ahorn sitzt es, knattert mit den Fledermausflügeln und jauchzt wie eine Eule . . .

Dummer Traum.

* *
*

Am fünfundzwanzigsten Sonntag.

„Der Jungfrauentag", der „Kranzeltag" ist es, den wir am vorigen Donnerstag in Hoisendorf mit festlichem Umgange gefeiert haben. Das erstemal in meinem Leben, dass ich an einer Frohnleichnamsprocession theilgenommen habe, mit entblößtem Haupte, laut betend mit den anderen! — Die Herren von der „Continentalen" würden ausgerufen haben: Was thut der Mensch nicht alles um zwanzigtausend Kronen? Ich muss Dir aber sagen, Alfred, diese Frage tritt für mich völlig in den Hintergrund bei den vielen, seltsamen Erfahrungen und Eindrücken dieses Jahres. Die ländlichen Vergnügungen, als Rangeln, Hosenlüpfen, Kegeln und Karteln, Fensterln und Wildeln würden etwas länger gebraucht haben, mich in den Strudel des Bauernlebens hineinzuziehen, als es die Arbeit und das Leiden gethan. Ich habe schon oft gesehen, dass Lust und Vergnügen die Menschen entzweien, die Leiden sie einigen. Das letztere habe ich nun auch erfahren. Wenn Wesen zusammenwachsen sollen, sie können es nur an blutenden Wunden. Wo das Leid ist, da kommt leicht die Liebe und der Glaube. Freund, ich bin nicht der Sitte halber hinter dem Sacramente einhergegangen. Wer mit Schweiß das Feld beackert hat, der wandelt unter heißem Sommerhimmel bangend und betend einher in der Schar, die ein hundertstimmiges Rufen thut um Erhaltung der Erdfrüchte! Und wäre nichts vorhanden, als die harte Natur allein: wo so viele Wesen gemeinsam etwas wünschen und ersehnen, da muss es sich erfüllen. In einem Dichterbuche habe ich einmal gelesen: In dem Augenblicke, wo alle Creatur zu gleicher Zeit heiß wünschen würde, nicht zu leben, würde die Welt nicht mehr sein. Wenn auf allgemeines Verlangen die Welt verneint werden kann, so wird sie durch allgemeines Verlangen auch bejaht werden können. Ich halte was auf Einigkeit der Menschen in Lieben und Hassen und Hoffen, in ihr liegt jener Punkt, von dem aus die Geschicke lenkbar sind. — So ungefähr waren meine Gedanken, während wir gemeinsam betend über die Fluren streiften. Der Herrgott wird halt mit dieser Andacht fürlieb nehmen müssen, sie war ja nichts als eine Willenserklärung: Ich bin einverstanden mit Allem, um was sie dich bitten, o Herr!

Die Burschen, unter denen ich mich eingereiht hatte, dürften auch anderen Andachten gehuldigt haben, bei denen ich möglicher Weise wieder gleicher Willensmeinung war. Wenn der Weg sich bog, so sahen wir weit vor uns nicht bloß den rothen „Himmel" und die Laternen und die Fahnen und den Curaten im Ornat, sondern auch eine lange Reihe weißgekleideter und mit Rosmarinzweigen bekränzter Jungfrauen gehen. Der Rosmarinzweig auf dem Haupte gilt hier als das heilige Zeichen magdlicher Unversehrtheit. Gleichsam ein öffentliches Frohbekenntnis, das alljährlich abgelegt wird am Frohnleichnamstage. Da giengen Kleine und Große, Schöne und — andere, bei denen das Bekenntnis um so glaubhafter war. Etliche waren wohl zu arm, als dass sie sich ein weißes Kleid hätten anschaffen können, sie hatten ihr gewöhnliches buntes Sonntagsgewand an, aber den grünen Zweig trugen auch solche auf dem gescheitelten Haar. Die Burschen lassen natürlich ihre Augen fleißig spazieren gehen in diesen lieblichen Reihen, sie wissen, dass man sich auf den alten Brauch so ziemlich verlassen kann. Bei einer, die heute fehlt unter den Festjungfrauen, bleibt die Frage offen; aber eine, die freimüthig ihr bekränztes Haupt dahinträgt durch den heiligen Frohnleichnamstag, die steht nicht bloß hoch im Preise, nein, sie ist gar nicht zu haben. Warum es dem Burschen erlassen sei, ein öffentliches Bekenntnis abzulegen? so habe ich den Rocherl gefragt. Er gab mir zur Antwort, ich solle nicht so dumm fragen. Denke dir unter diesem Bescheide, was du willst.

Der Knecht des Schragerers gieng neben mir. Der wandte sich auf einmal gegen mich, hielt seinen Hut vors Gesicht und fragte flüsternd, weshalb die Barbel nicht dabei wäre? — Die Barbel? Ist sie nicht dabei? — Nein, er habe sich schon die Augen ausgekegelt nach ihr, sie sei nicht unter den Weißen und nicht unter den Schwarzen und nicht unter den Bunten, sie sei einfach nicht da!

Ich habe es ihm nicht auf die Nase binden mögen, dass das Mädel Malheur gehabt hat mit ihrem Rosmarin. Sie hatte das fußwunde Schaf in den Hausgarten hinausgetragen, damit es doch wieder einmal in die Sonne und in die frische Luft könne. Das Lämmlein ist munter hintendrein gehüpft. Die Barbel hebt an, den jungen Salat und die gelben Rüben zu jäten und wie sie sich umschaut, naschen die Schäflein, und der Rosmarinstamm ist ab. Ist ab bei Putz und Stingel! —

Darob, mein Freund, hat's aber einen großen Verdruss gegeben. Als zu Mittag der Hausvater heimkam von der Kirche, gieng er in die Kammer, wo die Barbel an Linnenzeug nähte.

„Bist krank, Barbel?" fragte er. „Sonst bleibt ein Mädel nit daheim am Kranzeltag!"

Die Barbel knüpfte eifrig an einem Zwirnsfaden und gestand, dass sie nichts aufzusetzen gehabt hätte. Das Schaf habe ihr den Rosmarin gefressen.

„Dass du aber nit besser achtgegeben hast, Kind!“ sagte der Vater und gieng gelassen in den Hof hinaus.

Bald darauf kam auch die Hausmutter in die Kammer. Bei aller Ruhe, die sie sich gab, merkte ich — der im Vorhause stand — doch, dass sie innerlich zitterte.

„Warum bist du nit in die Kirchen gegangen, Barbel?“ fragte sie scharf. „Das hab' ich doch meiner Tag' nit gesehen, so was! Bleibt der große Stock in der Hütten hocken, dieweil alle ordentlichen Dirnen mit dem Kranzel beim Umgang sind, wie sich's gehört! Gehst jetzt auch noch nit herfür? Wart, dir will ich noch zeigen, wo das Loch ist hinaus! Trutzen die längst' Zeit, und weiß nit warum!“

„Getrutzt hab ich nie, Mutter!“

„Nit! Also, was ist denn nachher das anders, dass du mit niemand nix mehr redest, dass du alleweil ein Gesicht machst wie ein Armenseelentagwetter! Ist dir was nit recht? Hat dir wer was gethan? Ich leid's einmal nit, die verdankte Mockerei!“

„Mocken thu' ich nit!“ sagte die Barbel und weinte nieder auf ihr Linnen.

„Die Leut' reden schon all!“ fuhr die Hausmutter fort. „Jedes hat mich gefragt auf dem Kirchweg, weswegen denn heut' die Barbel nit zu sehen wär'! Dass du Zahnweh hättest, hab' ich lügen müssen! Schand und Spott kunntst bringen über uns all miteinander, wenn's die Leut' nit Gottlob thäten wissen, dass du brav bist.“

Die Barbel ließ das Linnen aus der Hand sinken und wankte zur Thür hinaus. Und jetzt war es auf einmal, als gienge in der Hausmutter eine Veränderung vor. Wie in den Boden gewachsen blieb sie stehen und starrte in den dunklen Vorraum, wo das Mädel verschwunden war. Sie sagte kein Wort, kein einziges mehr. Die Arme hob sie, die Hände schlug sie zusammen.

Dann beim Mittagsmahl. Die Barbel war nicht bei Tische erschienen. Der Rocherl war nicht erschienen. Niemand fragte, wo sie wären. Wir andern saßen schweigend beisammen, aber es wollte nicht schmecken. Eins um das andere legte den Löffel frühzeitig weg, stand auf und gieng hinaus. Endlich bin nur ich allein noch dagesessen und habe nachgedacht, was all das bedeuten soll.

Ein Argwohn krallte mich an, aber Vater Adam zerstreute ihn, dieweilen er am Nachmittag auf die Weide hinausgieng, um Löffelkraut zu suchen. Er brauche es als Arznei für die Barbel. Löffelkraut ist das beste Mittel gegen den Milzschwund.

Den Milzschwund wird sie haben.

* * *

In der großen Hausstube, an den Herd angebaut, steht der Backofen. Die rückwärtige Wand mit den grünen Kacheln geht in das Nebenstübchen. Diese Wand hat Sprünge bekommen, und wenn Backzeit ist, kriecht durch dieselben den Weibsbildern Rauch hinaus in ihr Stübchen, der zwar zu einer guten Ausrede dient, wenn sie manchmal nasse Augen haben, der im übrigen aber als Übelstand empfunden wird. Der Ofen muss geflickt werden, auch der Herd hat seine Schäden. So sind wir, der Hausvater und ich, dieser Tage ausgezogen, um Lehm zu suchen. Moorgrund überall in den Niederungen, aber weißer Lehm ist selten. Drüben in der Brandsteinklause, einer buschigen Engschlucht, haben wir endlich einen gefunden. Es war nicht leicht, durch Strupp und Rasengefilze aufs Lehmfletz zu dringen, dann ist's aber auch reiner, käsegrauer Lehm, der vielleicht sogar für eine weiße Wandtünche zu brauchen ist. Also, da hat mein alter Adam sich mit dem Spaten in seinen feuchten Urstoff hineingewühlt und ich habe die hervorgegrabenen Schollen in Säcke gefasst.

Den ganzen Tag hat er gar so wenig gesprochen, immer nur gegraben und gegraben, so dass ich habe sagen müssen: „Vater, lasset doch mich dazu. Ihr werdet den Dampf wieder kriegen!“

Endlich hat er sich doch auf den Rasen niedersetzen müssen, um zu rasten. Er trocknet sich mit den Hemdärmeln das Angesicht und sagt: „Ja, mein lieber Hansel, so geht's! Wenn dir auch einmal hart wird auf der Welt, nur fest zum Arbeiten schauen.“ Da merke ich wohl, dass er ein besonderes Anliegen haben müsse, welches mit körperlicher Anstrengung gedämpft werden sollte.

„Mein Gott, Vater“, sage ich, „Ihr thut ja sonst gar nichts als arbeiten. Wenn's immer so fortgeht, werdet Ihr zu früh von Kräften kommen. Ihr habt ja doch andere Leute dazu.“

Er that ein großes Stück Brot hervor, das wir als Imbiss mitgebracht hatten, hielt mir's hin, auch den Taschenfeitel dazu. „Schneid' dir ab, Hansel. Schneid' dir nur recht ab. Wohl, wohl, bei meinem Aufwachsen hat's noch so willige Dienstleut' gegeben. Jetzt schon lang nimmer. Man 'traut sich den Leuten schier nichts mehr zu schaffen; und umgehn mit ihnen wie mit einem lehnen Ei, sonst laufen sie davon. Erst gestern sind dem Nachbar Gleimer wieder ein paar Knechte fortgegangen, wo jetzt die g'nöthige Zeit kommt. Deswegen —.“ Dieweilen steckte er sich eine Brotspalte in den Mund und redete nicht weiter.

„Ihr werdet doch nicht meinen, Euer Ochsenknecht könnte es auch so machen!“

„Hansel“, sagte er, „bei dir kenn' ich mich nit aus. Muss frei sagen, schon fünfunddreißig Jahr' bin ich Adamhauser, aber so einen wie dich, Hansel! — Mein Weib sagt's auch, nur dir mag sie's nit

sagen, sagt sie. Wenn du's erst thätest wissen, wie wir mit dir zufrieden sind, meint sie, meine Hausmutter, nachher möchtest mit nix mehr so fürlieb nehmen. Na, na, Mutter, hab' ich gesagt, so ist der Hansel nit. Den hat uns der liebe Herrgott geschickt."

Freund Alfred, Du findest es bedenklich, dass ich der Wette wegen keine Schrift in Händen habe. Ich brauche keine. Für alle Fälle habe ich schon meinen Lohn. Was indes diejenigen angeht, so wollen wir's noch sehen, ob drei lebendige Zeugen nicht mehr wert sind, als ein Wisch Papier. Weg damit.

Der Hausvater ist jetzt in der Lehmgrube ganz gesprächig geworden und hat mir von seiner Vergangenheit erzählt. Nichts als Arbeit, soweit er zurückschaut. Das Geschlecht scheint schon sehr lange auf dem Hofe zu sitzen. Keiner der Vorfahren war draußen, keiner Soldat, jeder hatte nur die eine Lebensaufgabe, das Bauerngut für seine Kinder zu bewahren.

„Und diese Kinder", fuhr er leiser sprechend fort, „machen einem — — machen einem. . . Er hob den Seufzer aus der Brust: „So viel Kummer machen sie einem! . . . Nimm noch Brot, Hansel!"

Auf mein Vorhalten, dass er ja so brave, gute Kinder habe, sprach er: „Freilich, freilich! Wenn sie nit so gut wären, thäten sie einem nit so derbarmen. Der eine ist ein Hascherl, mit der schlechten Hand. Der Gesunde in der Fremde. Kränkt sich zutodt, weil sie ihn nit heimlassen." Er suchte in den Säcken. In der Hosentasche fand er ihn ganz zerknittert, den Brief vom Valentin. Ich schreibe ihn Dir ab:

„Liebe Eltern!

Im Anfang meines Schreibens bedanke ich mich für das Geld und mache Euch zu wissen, dass ich aus dem Spital wohl heraus bin. Aber weiß sonst nicht, was mit mir ist, indem nicht auf Urlaub gehen darf und heißt es, ein Feldzug. Wenn das sollt sein, weiß nicht, was geschieht und möcht wohl am liebsten bei der Nacht davon und heim. Der Rochus derbarmt mir wohl hart und die Hand wird nicht billig verkauft, wenn ich den Jäger Konrad einmal derwisch! Sonst nichts Neues, aber die Übungsmärsche in der Hitz' sind wohl nicht leicht. Ich schließe mein Schreiben mit tausend Grüßen an Euch, liebe Eltern und Geschwister und verbleibe Euer dankschuldiger Valentin.

Laibach, am 24. Juni 1897."

Unterhalb ist vom Blatte ein Streifen weggerissen und habe ich es erst seither durch den Rocherl erfahren, warum. Der Valentin hat in einer Nachschrift seine Eltern gewarnt vor diesem fremden Knecht, der jetzt im Hause ist. „Sollt's ihm nicht trauen, wer weiß, was er im Sinn hat. Es gibt allerhand Leut auf der Welt." — Wahrlich, ich würde an seiner Stelle nicht anders geschrieben haben.

Nun, in der Brandstein-Klause sagte ich nach Durchsicht des Briefes: „Dem Valentin wollen wir heute abends noch schreiben, erstens, dass von einem Feldzug keine Rede ist, und zweitens, dass er sicherlich im Herbste beurlaubt wird. Das ‚Bei der Nacht davon und heim‘ soll er sich nur aus dem Kopfe schlagen!“

Der Hausvater flocht seine hageren Finger ineinander und sagte: „Du kannst mir's nit glauben, Hansel! So oft ich bei der Nacht wen an die Hausthür klopfen hör', kommt's mir vor: Das ist der Valentin! Jetzt ist er da. Und morgen fangen sie ihn ein und derschießen ihn.“

„Ihr denkt gleich immer das Allerschlimmste. Wem's ohnehin so hart zusetzt, der sollt' sich's nicht noch härter machen, der sollt' lieber ans Bessere denken. Habt Ihr denn gar keine Freude an dem Franz, was das für ein kluges, frisches Bübel ist!“

„Ja“, sagte er, „wie der andere heim will, so will der fort. 's ist einem wohl jeder ans Herz gewachsen — einer wie der andere. Alle miteinander. Wenn wir nur wüssten —“

Er stand auf, gieng ein paar Schritte über den Sand hin, gieng wieder zurück, riss am Erlbusch einen Zweig ab und ließ ihn wieder fallen.

„Wenn wir nur wüssten“, murmelte er seitab, „was — was es mit der Dirne hat. — Es — mein Gott, man redet sich hart. Mit der Barbel — — geht's nicht recht her. — Ich und mein Weib können nimmer schlafen, die halben Nächte nimmer. — Narr, sagt die Mutter gestern, es kommt ja nur auf eine gerade Frag' an. Wir thun ihr unrecht mit dem schlechten Gedanken, sie wird grob werden. Mein Gott, wenn sie's nur wird. Nachher können wir wieder schlafen. — Ich frag' sie nit, hab' ich gesagt. Wenn sie nit Red' stünd! — Da ist mir die Ungewissheit noch lieber. — Und mein Weib verschiebt's auch von einem Tag auf den andern. — 's wär' nit zum überleben, Hansel, 's wär' nit zum überleben. . . .“

Ich habe natürlich diese Reden nicht verstanden und es war mir weitaus am bequemsten so. Gegen Abend habe ich dann meinen Lehmsack auf die Achsel genommen und heimgetragen ins Adamshaus. Der Hausvater geht, am Stock gestützt, hinter mir her. Er hat keinen Lehmbündel auf dem Rücken — aber ich wollt's leicht errathen, wer von uns beiden schwerer trägt. —

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Acker-Gedichte

von **R. Burns**, übersetzt von **L. S.**

An eine Maus, die ich mit dem Pfluge aus ihrem Nest warf.

Du winziges, verzagtes Thierchen,
Wie zittert dir ein jedes Härchen!
Brauchst nicht so wegzuzappeln, Närrchen!
'S wär mir verhasst,
Zum Grab zu machen dein Quartierchen
Mit Mörderhast.

Mich kränkt's, dass Menschenherrschaft-Härte
Den Bund der Schöpfung arg verkehrte,
Und dir die schlechte Meinung nährte,
Die so dich schreckt,
Weil da ein Erdenlos-Gefährte
Dein Heim entdeckt.

Ein Mausen wird's wohl manchmal geben;
Wie sonst? Arm Schelmchen! Du musst leben.
Ein Ährchen von der Garb' ist eben
Ein leichter Zeh'nt;
Ich spür' es nicht, und hab' daneben
Gott's Lohn verdient.

Dein enges Häuschen in Ruinen!
Der Wind fährt drein und spielt mit ihnen;
Und gar nichts nah', was möchte dienen,
Ein neu's zu bau'n!
December naht, und seine Mienen
Erregen Grau'n.

Du sah'st der Felder Schmuck zerronnen,
Des Winters wüstes Werk begonnen,
Und dacht'st hier unterm Wind zu wohnen
Still, unversehrt;
Bis, krach! die Pflugschar ohne Schonen
Durchs Dach dir fährt.

Die kleine Laub- und Stoppel-Lage,
Sie kostete dich müde Tage;
Nun hat zum Lohn für so viele Plage
Mein Stoß geholt,
Was vor des Winters Schnee-Gejage
Dich schirmen sollt'.

Doch, Mäuschen! Du bist's nicht alleine,
Wen Vorsicht täuscht; mich täuscht auch meine.
Die besten Maus- und Menschenpläne
Geh'n oft verkehrt;
Und wo ich Lust zu ernten wähne,
Wird Last bescheert.

Du bist noch glücklich, mir verglichen:
Dein Leid ist mit dem Jetzt entwichen;
Mir zeichnet sich mit dunklen Strichen
Rückwärts die Bahn,
Und vorwärts dämmerts noch verblichen —
Ich fürcht' und ahn'.

* * *

An ein Ruckerl,[1]) das mir unter den Pflug kam.

(April 1786.)

Du herzig's Blümchen mit dem Purpurmund!
Du kommst mir in den Weg zu übler Stund!
Denn ich muss grausam in den Koth dich kneten;
So gern ich wollt',
Es ist zu spät, ich kann dich nicht mehr retten,
Du Knösplein hold!

Ach, es ist nicht der liebe Nachbar dein,
Die Lerche, das vertraute Vögelein,
Die mit des Brüstchens sprenkligem Gefieder
In Thau dich beugt,
Eh' sie, das Morgenroth zu grüßen, wieder
Gen Himmel steigt.

Kalt blies der bitter rauhe Hornung-Wind
Hin über deine Wiege, armes Kind!
Doch gucktest du mit fröhlicher Geberde
Ins Sturmgebraus,
Ragt' dein Gestaltchen von der Mutter Erde
Auch kaum heraus.

Die stolzen Blumen, uns'rer Gärten Putz,
Verlangen stattlicher Umhegung Schutz;
Doch dir dient etwa nur zum Wetterdache
Ein Kloß, ein Stein;
So schmückst du ungeseh'n die dürre Brache
Abseits allein.

---

[1]) So heißt bekanntlich in unserer Mundart das kleine „Maßliebchen" (**Bellis perennis**).

Da hobest du, ein ärmlich Kleidchen an,
Den weißen Busen sonnwärts aufgethan,
Dein anspruchsloses Köpfchen in die Höhe —
Gäh' neigt es sich,
Denn dich ergreift die Pflugschar, und — o wehe!
Zermalmet dich.

So ist des ungezierten Mädchens Los,
Die aufblüht in des Dorfgefildes Schoß,
Der Liebe arglosem Vertrau'n zum Raube
Das sie betrügt,
Bis sie wie du, geknickt, befleckt, im Staube
Darniederliegt.

So ist das Los des Dichters ohne „Welt“,
Dem auf des Lebens Meer der Glückstern fehlt,
Nicht mit dem Compass kluger Lehr' erzogen
Zu Brotgewinn;
Da stürmen Winde, und die kalten Wogen
Verschlingen ihn.

Ein Los, wie's mancher Biedermann erlebt,
Der müh'- und sorgvoll sich zu halten strebt;
Dem Abgrund zugehetzt im Weltgewimmel
Von Stolz und List,
Bis er, mit keiner Hilfe als vom Himmel,
In Elend ist.

Ja du, der da dem Blümchen Klage weiht!
Sein Los ist deines in nicht ferner Zeit:
Die Pflugschar, die das Unglück auf dein Blühen
Schon drohend hebt,
Wird bald verhängnisvoll die Furche ziehen,
Die dich begräbt. —

Unrecht Gut.

Der Rueppenzenzl hat heute seine Hauswiese gemäht und sitzt jetzt, so um zehn Vormittag, hinter dem Hause und tangelt seine Sense. Kommt ein Bursch daher, nicht recht im Sonntagsgewand und nicht recht in der Werktagskluft, an den Füßen hat er nicht mehr ganz gute Schuhe und auf der Achsel ein Paar fast neue Stiefel. Der Bursch bleibt stehen. „Thuts tangeln ein wenig?“ — „Ja i thu tangeln ein wenig.“ — „Ja, s' Futter steht schön, heuer.“ — „Ja, aber ein bissl Regen thät gut.“ — „Freili, Regen thät schon gut.“ — Der Rueppenzenzl tangelt weiter, der Bursch spuckt aus und meint: „Ja, was ich noch sagen möcht — ob Ihr mir nit die Stiefel da abkaufen wollt? Mir sind's ein wenig zu klein.“ — „So, zu klein sein's dir — ich meinet, dass dir die zu groß sind.“ — Ich wollt sagen, zu groß sind's mir ein wenig, und dann, einrucken muss i auch, und da brauchert i ein Geld.“ — „So einrucken musst? sagt der Ruppenzenzl, „jetzt im Sommer einrucken?“ — „Ja, ich bin krank gwesen, und so muss ich halt jetzt erst einrucken.“ Da denkt sich der Rueppenzenzl: „Der verfluchte Lump hat die Stiefel gewiss gestohlen, so schöne Stiefel, und ausschaun thun's, als ob's für mich gemacht wären.“ Er schaut aber doch um die Stiefel und fragt, was sie kosten. „No, weil's so nothig ist mit dem Geld halt vier Gulden.“ Denkt sich der Rueppenzenzl: „Jetzt sein's gewiss gestohlen, so schöne Stiefel, zehn Gulden habens gwiss gekost, und der Haderlump wills um vier Gulden hergeben.“ Aber so zum Spaß bietet er halt drei Gulden, der andere verlangt drei

Gulden achtzig Kreuzer, der Rueppenzenzl kommt in die Hitz und in's Handeln, und auf einmal sinds mit drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer gleich worden, — während des Handelns hat der Rueppenzenzl auch mit seinem Gewissen gehandelt und jetzt ist er fest überzeugt, dass die Stiefel nicht gestohlen sind. Er geht ins Haus und bringt einen Fünfer zum Vorschein, aber der Bursch kann nicht herausgeben. Sie reden eine Weil herum und kommen dann auf die Idee, dass der Wirt in der Nähe wechseln wird. Der Zenzl stellt die Stiefel ins Haus neben die Thür und jetzt gehen sie ins Wirtshaus. Der Wirt wechselt, der Bursch kriegt sein Geld und geht; der Zenzl meint aber, der Wirth war so gefällig, da muss man ihm was zu lösen geben, warm ist's auch, und ein so gutes Geschäft, wie das heutige mit den Stiefeln, das tragt schon ein Viertel Wein. Er trinkt also eins, und ein zweites auch, und dann geht er heim. Vor dem Hause steht ein Weib mit einem Besen in der Hand und schaut recht bösartig aus: „Wo kommst her, du Lump du elendiglicher, am hellen Vormittag geht er saufen, und mich, sein armes Weib, lasst er sich schinden und plagen und nichts vergunnt er ihr — no wart!“ — „Sei still, Alte, sagt der Zenzl, ich hab so viel ein gutes Geschäft gemacht“ — und jetzt erzählt er ihr den Kauf der Stiefel und setzt sofort bei, „daß sie gewiss nit gstohlen sein.“ — „Wo hast denn die schön' Stiefeln?“ fragt die Alte, und der Zenzl geht die Stiefel holen. „Hast mir's versteckt, Alte?“ fragt der Zenzl, aber die Alte fährt ihn an: „Lump, verfluchter, lügen auch noch? Du willst Stiefel kauft haben? A Lug und alles mit einander!“ Aber der Zenzl schwört, die Geschichte sei wahr, und offenbar hat der Vagabund die Stiefel noch einmal gestohlen, während der Zenzl im Wirtshaus sitzt. Dabei passiert ihm das Malheur, dass er immer von den „schon einmal gestohlenen“ Stiefeln redt. „Na wart, Rauberbua, verdammter“, schreit der Zenzl, nimmt einen rechtbeschaffenen Haslinger und lauft den Weg untenaus, dem doppelten Stiefeldieb nach. In jedem Haus fragt er, ob sie nicht einen gesehen haben, mit einem Paar gestohlene Stiefel? Die Leut schauen den Zenzl groß an und glauben, es wackelt bei ihm unterm Hut. Endlich sieht er einen Burschen mit einem Paar Stiefel über der Achsel, rennt was er kann, und wie er ihn hat, haut er zu, was er kann. Der andere wehrt sich was möglich ist, reißt dem Rueppenzenzl den Rock in Fetzen, gibt ihm ein paar Kleschen und jetzt sieht der Zenzl, dass es der Gefehlte ist, er hat dem Stegbäcken sein Gaischütz geprügelt, der seine Stiefel vom Schuster heimtragt. Er erzählt ihm seine traurige Geschichte, aber der kriechenblau geprügelte Gaischütz verlangt zehn Gulden Schmerzensgeld oder er geht klagen. Da kommt er dem Zenzl grad recht, der sagt ihm was, nicht grad einen Segensspruch, und lauft seinem Stiefeldieb weiter nach. Hübsch spät kommt er

bei einem Bahnwachter vorbei und fragt wieder. „Da kommst eben recht — vor einer Stund war der da, und ich hab' ihm die Stiefel abkauft um drei Gulden.“ Der Zenzl will seine Stiefel gleich nehmen, der Bahnwachter gibt's aber nicht her und will seine drei Gulden eher haben. Jetzt rechnet der Zenzl: „Drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer hab' ich 's erstemal zahlt, noch drei Gulden macht sechs Gulden fünfundvierzig Kreuzer — zehn Gulden sein's aber wert, und wenigstens glaubt mir die Alte dann die Geschichte“ — und so gibt er dem Bahnwachter drei Gulden, nimmt seine Stiefel und geht heim. Die Alte hat's ihm vielleicht wohl glaubt, hat ihn aber ein Rindvieh her und einen Esel hin geheißen, und ihren Besen hat sie den Abend nicht grad zum Auskehren verwendet. —

Am anderen Tag kommt der Gerichtsbot und bringt eine Vorladung zum Gerichte, und der Zenzl muss hinein zur Verhandlung, weil er dem Stegbäcken sein Gaischütz so geprügelt hat. Bei der Verhandlung kriegt er achtundvierzig Stunden Arrest wegen Körperbeschädigung, und außerdem muss er dem Gaischütz noch zehn Gulden Schmerzensgeld zahlen. Glücklicherweis kriegt er für die achtundvierzig Stunden noch einen Strafaufschub von vierzehn Tagen, so dass er heut noch heimgehen darf. Unterwegs trinkt er drei Viertel Wein auf den Zorn, und wie er heim kommt, steht die Alte schon wieder da mit dem Besen. Dann habens eine Weil sich unterhalten mit einander und dann sagt die Alte: „Und was ich noch sagen wollt, der Gendarm is da gwesen, deine verdammten Stiefel sind richtig gstohlen worden, in Bruderſegg drüben, und da hats der Gendarm gleich mitgenommen, die Stiefel, und du wirst eine neue Vorladung kriegen, wegen ‚Ankauf verdächtiger Waare‘, oder wie er schon gsagt hat — na wart, ich werd dir lernen, Stiefel kaufen — wo is mei Besen?“

Auf die Nacht, wie der Rueppenzenzl im Bett gelegen ist, hat er vor dem Einschlafen zusammengerechnet, was ihm das gute Geschäft getragen hat, und so hat er ganz still, dass es die Alte nit hört, gezählt: „Zuerst drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann drei Gulden macht sechs Gulden und fünfundvierzig Kreuzer, und den Rock, den der Gaischütz mir zerrissen hat, fünf Gulden, macht elf Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann zehn Gulden Schmerzensgeld, macht einundzwanzig Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann achtundvierzig Stunden Arrest macht auch was, nit um zehn Gulden thät ich's, macht einunddreißig Gulden fünfundvierzig Kreuzer, und zwei Viertl Wein, macht einunddreißig Gulden fünfundsechzig Kreuzer, und einen neuen Besen, und nachher noch eine Verhandlung wegen verdächtiger — verdächtiger und noch drei Viertl Wein, Viertl Wein, Viertl Wein, Viertl Wein — Wein — verdächtiger“ — dann hat der Zenzl eingeschlafen. —

F. G.

„Zum wunderbar geretteten Jäger."

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von **Peter Rosegger**.

Der Gemsjäger Bernhard steigt dem Gebirge zu. Die höchste Spitze steht kaum dreitausend Meter hoch, und er hätte Kraft für sechstausend in den Gliedern. Wenn er nur erst über den Wald hinaus wäre, da geht sich der Boden so kindisch flach und lind, wie in einer Krankenstube. Treppen will er haben unter den Füßen, der Bernhard, steinerne Treppen, wovon jede Stufe mit allen Vieren erklettert werden muss; der Gemsen Tanzboden ist sein Tummelplatz.

Weil er schon einmal im Walde ist, so will er nach den Schlingen sehen, die er gestern gestellt; hängt ein Hase drin, gut, hängt ein Fuchs, umso besser. Den Fuchs verzehrt man nicht. Der Mensch bildet sich's ein und isst nur Fleisch vom Thiere, das keines isst. Trotzdem bleibt der Fuchs das netteste Thier, es ist halt gescheiter wie die anderen. — So denkt sich der Bernhard, da sieht er im Dickicht etwas zucken. Hätte er nur den Hund mit, den wollte er einmal drauflassen. Aber, es ist ja ein Reh in der Schlinge! Rehe haben doch kein blaues Busentuch um! Ist's ein Mädel? Mädels wieder haben keine Hörnlein auf dem Kopf. — Als er das Astwerk auseinanderbog, sah der Jäger, es wäre ein Reh da und ein Dirndl. Dieses hielt das zuckende Thier beim Hinterfuss und war damit beschäftigt, es von der Schnellschlinge loszulösen. Der Jäger schaute ihr durch den Busch heimlich zu. Die kleine Ziegenhirtin aus dem Schramsbachgrund, ein trotziges Ding, mit dem nichts anzufangen war. Braun und herb wie eine Brombeere, aber den Holzknechten im Schramsbachgrund waren die rothen süßen Himbeeren lieber, und so blieb dem derben Naturkinde nur die Ziege und das Reh übrig, wenn es etwas gern haben wollte.

„Schau doch ein andersmal besser, worauf du trittst", sagte sie zum Thiere, „weißt ja eh, dass die Jäger so falsch sind. Aber so halt doch dein Fußerl still, dass ich's losmachen kann. Der verdammte Strick schneidet dir ja die Klaue weg, wenn du so anreißt. Den Jäger, wenn er da wär', wollt' ich mir gunnen!"

Das Reh war los und schoss durch den Jungwald davon. Der Bernhard aber tauchte das Astwerk und sagte geschmeidig zum Dirndel: „Der Jäger ist da, und jetzt kannst dir ihn gunnen."

Die Hirtin war gar erschrocken. Mit ihren runden braunen Augen schaute sie ihn finster an und antwortete: „Der Mensch weiß auch keine Stund', wo er nicht in eine Schlinge tappt; er sollt' schon nicht so grausam sein gegen das arme Gethier."

„Freilich tappt der Mensch auch hinein. Aber der Schlingen gibt es unterschiedliche, jede thut nicht weh. Die zum Beispiel." So der Jäger, und wollte sie mit den Armen umschlingen. Sie duckte rasch unter und huschte zwischen den jungen Fichtenbäumen davon.

Der Bernhard hatte ihr ein Weilchen nachgeblickt und dann den Kopf geschüttelt. — Eigentlich schade um das Windspiel, dass es so wild ist. Man muss sich's erst abrichten. Wenn es nur erst abliegt, wird das herbste Wildobst das beste. Morgen werde ich in den Schramsbachgrund gehen und sagen, dass sie eingesperrt wird. Wir wollen ihr das Rehauslassen abgewöhnen. Oder sie soll sich auskaufen. — Er spannte die Schlinge wieder stramm, schupfte sein Gewehr hinter die Achsel und gieng weiter. Als es steil wurde, stieg er trotz der jugendlich-elastischen Gestalt sehr gemächlich an. Stadtleute gehen auf die Berge erst langsam, wenn sie müde sind, Gebirgsleute schon vorher, und sie werden dann gar nicht müde. Im Knieholz begegnete er zweien Touristen, denen hätte er am liebsten mögen die Beine abschießen, weil sie zwischen den Wänden gejauchzt hatten. Die Gemsen verscheuchen! Dieses Umlaufergesindel. Die Thoren steigen hinauf, um Berge und Thäler anzuschauen. Der Gemsen achten sie nicht und versprengen sie doch. Dumme Kerle! — Wenigstens werden die Gerichte vernünftiger. — Mit letzterem meinte er zwei Gerichtsverhandlungen, die kurz vorher in dem Kreisbezirke stattgefunden und wobei ein Hasendieb auf dreizehn Monate, ein Menschentodtschläger auf acht Monate Arrest erhielt. Die Touristen boten dem Jäger einen fröhlichen guten Tag! — Hol' euch der Teufel! brummte er. Der Teufel blieb zum Glück an seinem Schnurrbart hängen. Höher oben stieg er an ein vorspringendes Wändlein hinaus und horchte nach beiden Seiten hin in die Kare. Kein Wind pfiff über die Riffe, kein Steinchen rieselte nieder, alles todt in den Wänden, und die verdammten Bergfexen, so die Gemsen verjagt hatten, soll doch der — derjenige holen! — Er gieng quer über ein Schneefeld; die Mittagssonne hatte den Schnee nicht so weit gebracht, dass die scharfbenagelten Schuhe Tapfen treten konnten. Wenn sich hier erst noch Gletscher bildeten! Was wäre das neuerdings für ein Gelaufe! Ist es doch schon bald, als hätte der Herrgott das Gebirge für die Touristen gebaut, und nicht für Gemsen und Jäger!

Der Bernhard setzte sich unter eine Felswand, zog aus seiner Weidtasche Brot und Speck und würzte das Mittagsmahl mit Ärger. Ein altes Weib könnte ihm begegnet sein, so überquer geht ihm heute alles wieder. Es sind übrigens die jungen auch nicht besser. Eher schlechter.

Der Oberförster Eustach habe immer gesagt: vor alten Weibern schützt jeder Weihbrunn, aber die jungen sind Hexen! Erst als er den Plutzer vornahm und Wacholdenen trank, wurde ihm anmuthiger ums Herz. Darauf legte er sich auf ein Kissen von Sand und Edelweiß, schlief ein und sah im Traume den Himmel offen. Und was für einen Himmel! Im grünen Fichtenwald wimmelte es vor Rehböcken und Hirschen, an den Wänden klebten so viele Gemsen, wie Fliegen am Fenster im August. Um die Bergspitzen kreisten Adler so zahlreich wie Krähen um die Kornschöber, und in der Fuchsschlinge saß ein schwarzbraunes Mägdelein gefangen.

Als der Bernhard erwachte, stand die Sonne schon hinter dem Gebirge und die Wände waren grau und feucht. Aus den Runsen krochen weiße Nebelchen herauf, über der Waldgegend unten lagen langgestreckte Nebelbänke. Geregnet hatte es, während er im Himmel war, seine Felswand hatte ihm Dach geboten. Hätte es von seinem Himmel nur auch die Gemsen herabgeregnet. Es waren immer noch keine zu sehen. Der Bernhard musste in die Trachöfen hinüber, die waren wohl etwas wüst, aber dort gab's ihrer gewiss. In den Trachöfen hatten die Gemsen ihre sichere Burg, und einmal musste der Bernhard, der noch nicht lange mit der Büchse gieng, doch diese Hochschule der Gemsjäger vornehmen, damit er mitsprechen könne, wenn im Forsthaus von den Wänden der Trachöfen erzählt werde. Sein Griesbeil klang hell im Gestein, als er an den Felsen hinstieg, immer höher hinaus. Da gab's kein Knieholz mehr, nur kurzes, zartes Gras auf schwarzer Erde zwischen den Steinen. Um ein Felsriff kletternd, sah er plötzlich hinab in das Öfenkar. Da unten gab's ihrer. Aber er war viel zu hoch, er konnte sie nicht zählen, noch weniger schießen. Das Gewehr hielt er krampfhaft zitternd in der Hand. Schießen? Darf er denn? Steigt er nicht als Heger umher? Er hat die Thiere nur auszuforschen, zu bewahren. — Er begann niederwärts zu klettern, es gieng prächtig, er sprang von Stein zu Stein, und in den Schuttrinnen ließ er sich hinabrutschen. Er gerieth an eine Wand, darüber kam er so hinab, dass er sich am Alpenrosengesträuch festhielt, welches aus den Spalten hervorwucherte. Gut, dass ich da nicht wieder empor muss, dachte er, das schroffe Gehänge betrachtend, das über ihm aufragte. — Hingegen vom Kar aus geht's lustig zu den Almen hinab. Aber zwischen ihm und dem Kar war jetzt ein hohe, kahle senkrechte Wand. Die Gemsen hoben, von rieselnden Steinen erschreckt, ihre scharfbehörnten Köpfe und setzten in Rudeln über Fels und Schnee davon. Bernhard musste sich einen Augenblick niederlassen und die Hand vor das Gesicht halten! Der Schwindel! Über sich die Wand, unter sich die Wand, so kauerte er auf einem schmalen Vorsprung, der sich nach rechts und links einige Klafter lang hinzog und dann in dem grausen Gewände verlief.

Bernhard sah, dass er sich verstiegen hatte. Sein erster Gedanke war: Jetzt den Kopf nicht verlieren. Aber der Kopf half ihm nicht viel. Mit Hilfe der Alpenrosensträucher versuchte er das Emporklettern, sie lockerten sich, rissen aus, und er stürzte auf seine Terrasse zurück, noch glücklich, dass er dort liegen blieb. Nach einer Weile hub er an zu rufen. Seine Stimme schlug grell in das umstehende Gewände, unten sah er niemand, der ihn hören könnte. Er ließ Schüsse los, sie verhallten ebenfalls. In die Öfenkare kam außer den Jägern und Wildheuern selten ein Mensch, es war ja auch verboten. Standen unten doch die Tafeln: Das Betreten der Trachöfenkare ist aus jagdlichen Gründen strengstens untersagt. — Nun kam der Abend. Für die seeblauen und violetten Schattendämmerungen in den Tiefen, für die tintenschwarz in den Himmel aufragenden Zinnen hinter ihm, für das Alpenglühen auf den gegenüberstehenden Gebirgen hatte er kein Auge. Eine große Angst überfiel ihn. Sein Gaumen war so trocken, dass die Zunge dran kleben blieb. Ein Brantweinschluck machte es nicht besser — nach Wasser lechzte er. Quer hin an dem Gewände war ein Felsblock niedergestürzt und zwischen Zacken hängen geblieben, unter sich eine Höhlung bildend. Da hinüber kletterte er mit Anstrengung und Gefahr, um sich die Nacht über unter dem hängenden Felsblock zu bergen. Feuer wollte er machen, denn die liebe Flamme tröstet in der Einsamkeit wunderbar; er hatte auch Zündzeug bei sich, aber kein Brennholz war zu erreichen; die wenigen Äste des Alpenrosenstrauchs waren in Lebenssäften, sie glosten ein wenig, verloschen bald und ließen den Jäger in der kalten öden Finsternis zurück. Vor Erschöpfung schlief er ein, die ganze Nacht kletterte er hinan und fiel hinab, an den Wänden reckten sich steinerne Gemsen, Hirsche und Rehköpfe hervor, sie meckerten und lachten ihn aus.

Als er unter seinem Steine wieder zu sich kam, standen die Berge im dämmernden Blass des anbrechenden Morgens. Ein Schüttelfrost rüttelte an ihm so heftig, dass die Zähne klapperten, er raffte sich auf und begann zu schreien. Anfangs war er heiser, er schrie so lange, bis die Stimme hell klang und er schrie fort, bis sie wieder heiser wurde. Aber in den Karen blieb es leblos und in den Wänden zeigte sich kein Retter. Neuerdings versuchte er es mit dem Klettern und fiel ohnmächtig zurück auf seinen Felsvorsprung. Dann lag er ruhig und dachte nach, ob er nicht eines seiner Kleidungsstücke zerschneiden und die Stücke zu einem Bande zusammenknüpfen sollte, um mit solcher Strickleiter das Hinabgleiten zu versuchen. Wenn er aber die Tiefe des Abgrundes betrachtete, ward ihm klar, dass derlei umsonst sei.

Vor einigen Monaten war sein Vater gestorben. Die Leichanlegerin hatte ihm den neuen Lodenrock angezogen. Da hatte sich der Bernhard gedacht, es wäre schade um das theure Gewandstück, dass es so vermodern

sollte. Die Mutter hatte auch gemeint, wie schwer man sich's verdiene, der Todte ruhe auch in bloßen Hemdärmeln gut. Und sie hatten den Lodenrock wieder zu sich genommen. Nun trug ihn der Bernhard am Leibe und da fiel ihm ein: 's ist der Todtenrock, mir ist's aufgesetzt. — Das Pulver hatte er gestern schon verschossen und nicht an das Äußerste gedacht. Es wäre schöner die Kugel, als der Sprung.... Nun fiel ihm noch was ein. Sein Vater, in dessen Todtenjoppe er stak, war Holzknechtmeister gewesen, der — bei den Bäumen des Waldes aufgewachsen — sich aus Himmel und Hölle sein Lebtag nicht viel gemacht hatte. Auf dem Sterbebett aber fragte er plötzlich, sich in der dunklen Kammer starr umsehend: Ist Gott nicht da? — Denselben Seelenschrei that nun auch Bernhard: Ist Gott nicht da? — In Christenlehren, erinnerte er sich gehört zu haben, dass Gott der starke Helfer in Noth und Gefahr sei, wenn man zu ihm bete. Aber der trotzige Mann schämte sich jetzt, zu dem zu beten, den er immer so sehr vernachlässigt hatte, ja, den er am liebsten kurzer Hand abgeleugnet hätte, wenn seine Mutter dem jungen selbstsüchtigen Sohn mit dem gerechten Richter drohte. — Als aber auch an diesem zweiten Tage die Sonne übergieng, als Durst und Fieber ihn verzehren wollten und kein Retter sich zeigte — da hub er an, die Hände gegen Himmel zu ringen und laut zu weinen. Und dieses wilde, erschütternde Weinen war eine Bitte zu Gott um sein junges Leben....

Der Abend dunkelte früher als sonst, denn der Himmel hatte sich schwer überzogen und an den Wänden sanken bleigraue Nebel herab. Die Kare lagen tief und finster unten, und wie aus den Vorbergen auch der frische lebendige Wald heraufblaute, es lag eine Ewigkeit dazwischen. Mechanisch tastete der Bernhard wieder einmal nach dem Gewehr, da rollte selbes über den Stein und fiel in die Tiefe, wo es lautlos zerschellte. — Bernhards Zustand war traumhaft geworden. Und als aus der Tiefe ein rother Stern heraufleuchtete, fasste er das nicht mehr, hielt es vielmehr gleichgiltig für den aufgehenden rothen Mond. Das Feuer wurde größer und röthete den wirbelnden Rauch.

Die Ziegenhirtin Rosel war in den unteren Trachöfenhängen wildheuen gewesen. Das war zwar auch nicht gestattet, aber sie meinte, wenn der arme Mensch alles meiden wolle, was „aus jagdlichen Gründen" verboten ist, so müsse er verhungern mitsammt den Ziegen. Zwischen Stein und Strupp schnitt sie emsig mit der Sichel das Gras und that es in den Korb. Bei dieser Arbeit hatte sie mehrmals rufen gehört. Anfangs beachtete sie das nicht, als es ihr doch auffiel, wusste sie erst nicht, woher die Stimme kam. Da mussten wohl Jäger in den Wänden sein, denn auch Schüsse fielen. Sie trachtete mit ihrem Futterkorbe weiter zu kommen. Am anderen Morgen war sie wieder da und schnitt wieder Gras und hörte wieder das Rufen. Jetzt erschrak sie. Das war

wie kläglicher Hilferuf. Sie wusste nur nicht, kam er aus den hinteren Karen oder aus den Felshängen. Von der senkrechten Wand schien er zu kommen, das war aber sicher nur der Wiederhall, denn dass da oben sich ein Mensch befinde, war unmöglich. Weil der Schall zeitweilig sich wiederholte, so kam der Rosa das Entsetzen und sie lief hinab in die Waldschläge und erzählte den Holzhauern, dass in den Trachöfen-wänden schon seit gestern jemand um Hilfe rufe. Darauf erinnerte sich einer, dass am Abende zuvor im Forsthause der Jäger Bernhard nicht gesehen worden sei. Der Vorarbeiter rief den Feierabend aus und verordnete, dass die Männer mit Steigeisen, Haken und langen Stricken ins Gemsgebirge hinauf sollten. Es ward finster. In den Karen zündeten sie fürs erste ein großes Feuer an, damit der Mensch, der sich etwa verstiegen hatte, das Zeichen sehe, es seien Leute zu seiner Rettung aus. — Als der Bernhard unten immer wieder das Feuer sah, erwachte er endlich aus seiner Betäubung und hub neuerdings an zu rufen. Die Holzhauer im Kar drehten aus Baumrinden ein Riesensprachrohr und riefen ins Gewände hinauf, wer oben sei, der solle aushalten, mit dem ersten Morgengrauen beginne das Rettungswerk. Der Jäger hörte die Stimme, ohne sie zu verstehen. Neuer Muth, neue Lebenskraft war in ihm, die bewölkte Nacht war nicht kalt gewesen, er fieberte wohl noch, aber vor Freude. Er kroch aus seiner Höhle, musste sich aber mit Fingern und Zehen an den Felskanten festklammern, um nicht etwa noch jetzt, im Freudentaumel, abzustürzen. Als es tagte, entdeckten sie von unten die Stelle, wo er klebte. Von unten hinauf ihm beizukommen, war undenkbar. Also von oben herab. Spät am Vormittage war's, dass von der Zinne der Wand ein Strick niederbaumelte, allein er war viel zu kurz. Nach mehreren Stunden konnte ein längeres Seil mit Knoten und einem Endringe herabgelassen werden, das war lang genug, gieng jedoch über den Felsvorsprung viel zu weit in die Lüfte hinaus, als dass der Jäger es mit den Händen fassen konnte. Als demnach das misslungen war, suchte ein angeseilter Holzknecht niederzugelangen. Derselbe hatte noch vorher zu den Kameraden gesagt: „Wenn mir was passiert, thuet auf meine zwei Kindelein nit vergessen!"

Mittlerweile war die Ziegenhirtin unten, wo der Fußsteig über den Pass geht, vor einem Lärchbaum gekniet. Da oben hieng ein Muttergottesbild, es war halb verwittert und bemoost, aber es war noch Gnade in ihm. „Jesu-Mutter Maria! Thu' ihm's nicht gedenken, dass er die Schlingen aufstellt nach den unschuldigen Thieren. Er ist Jäger, es ist seine Schuldigkeit, er muss leben davon. Er ist kein böser Mensch. Er ist ein junger Mensch und thut noch so viel gern leben. Hilf ihm herab von der schreckbaren Wand. Heut' ist ein heiliger Sonntag. Ich will fasten zu deiner Ehr, alle Sonntag, solang ich lebe. Hilf ihm herab." So betete sie und umspannte den Baumstamm mit beiden Armen. Sie drückte das

Holz krampfhaft fest an ihre Brust, sie küsste es, sie herzte es, sie meinte, es wäre die reine Liebe zur Mutter Gottes, sie wusste es noch nicht. . . .

Der Mann, den sie mit dem Seile hinabgelassen hatten in die Wand, kam leer zurück. Es sei vergebens, man könne nicht an die Stelle kommen, wo der Unglückliche in der Nische kauerte. Es sei unfassbar, wie er dorthin gelangt ist. Da meinte ein anderer Holzknecht, dorthin gelangt wäre er ja doch, und so weit der Jäger Bernhard komme, würde wohl auch der Holzknecht Kilian kommen können. — So wurde nun dieser hinabgelassen an dem starken langen Seile, das oben an eingetriebenen Blöcken befestigt war. Er blieb lange aus, das Seil wurde immer weiter hinabgezogen. Die Leute oben vergaßen fast des Athemholens — so gespannt waren sie in Angst und Hoffnung. Plötzlich warf das Seil von unten herauf drei Schlingungen, zum Zeichen, dass sie oben anziehen sollten.

„Sie kommen alle zwei!“ rief der Holzmeister mitanziehend, denn die Last war schwer. Endlich schleiften sie über die Felsausbauchung herauf, beide, der Kilian und der Bernhard, fest aneinander gebunden.

Als sie auf der Holzplatte losgelöst wurden, trocknete der Holzknecht sich den Schweiß am Haupte, der Jäger sank ohnmächtig auf die Knie.

Sie labten ihn mit Wacholdergeist, sie flößten ihm Milch ein, Ziegenmilch, die ihnen aus einer Thalhütte nachgeschickt worden war, sie legten ihn auf eine Bahre, die sie aus Zirmgeäste geflochten hatten und sie trugen ihn auf mühsamem Wege zu Thale ins Forsthaus. Er war gerettet.

Als der Bernhard zu sich kam, theilte er an die Männer alles aus, was er hatte: die Sackuhr, die Silberkette, das Taschenmesser, den Ring am Finger, er habe sich vorgenommen, sein Lebtag keinen Schmuck je mehr am Leibe zu tragen, sie möchten die Dinge nehmen zum Andenken.

„Bedanken kannst du dich auch noch bei jemand anderem“, sagte nun zu ihm der Holzmeister, „die Ziegenhirtin vom Schramsbachgraben, wenn sie uns nicht hätte verständigt! Dem schwarzbraunen Mädel bist du dein Leben schuldig worden.“

Die Leute wollten für dieses Leben vorläufig noch keinen Heller geben, denn der Jäger hatte ein schweres Nervenfieber durchzumachen. Da schlich manchmal in den Abenddämmerstunden jemand ans Försterhaus heran und guckte zum Fenster hinein. Seine Mutter war um ihn, somit huschte der Jemand beruhigt in seine Ziegenhütte zurück.

Nachdem der Wochen sechs verflossen, war es so weit, dass der Jäger ohne Stütze schlank aufrecht den Waldweg entlang gehen konnte, dem Schramsbachthale zu. Sein Gesicht war blasser und feiner als es früher gewesen, das Schnurrbärtchen und die Augenbrauen schatteten tiefer, sein Auge war größer und hatte einen feuchten, absonderlichen Glanz.

Vor der Ziegenhütte blieb er wie unentschlossen stehen. Das flache Dach war mit Steinen beschwert und stand weit vor über der bemoosten Holzwand, aber in den dunklen Fensterlein leuchteten flammenroth die Pellargonien. — Als er endlich mit fester Hand die hölzerne Thürklinke ergriff und über die morschende Schwelle trat, dachte er wohl nicht daran, mit welchen Absichten unter dieses arme Dach zu treten er einmal gesonnen gewesen war. — In der kleinen Stube kauerte ein alter, blinder Mann, der, des Eintretenden nicht weiter achtend, mit seinem Tabaktiegel beschäftigt war. Das Dirndel, welches wir schon kennen, stand an der Butterkübel und rührte eifrig mit dem Stabe.

„Ist das 'leicht dein Vater?" redete er sie an, auf den Alten weisend.

„Das ist mein Kind", antwortete sie. Sie sagte das schalkhafte Wort, um ihr inneres Zittern zu verbergen. Es war auch so weit richtig, als der hilflose und kindische Greis in ihrer Hut und Pflege stand. Die Eltern waren heimgegangen, des Vaters Bruder war noch geblieben von den Vorfahren dieser Hütte.

Der Jäger hielt ihr so leichtweg die Hand vor, falls sie dieselbe drücken wollte und sprach: „Wissen wirst es eh, Rosa, wegen was ich heut' zu dir komm'?"

„Denken kann ich mir's", antwortete sie ganz gelassen. „Will's auch nicht leugnen. Bin ja doch verrathen worden beim Wildheuen. Lass' mich halt einsperren, antragst schon lang genug damit."

Er stutzte einen Augenblick, dann sagte er sehr ernsthaft: „Sollst nicht so reden, Rosa. — Ohne deiner wär's nicht so gut ausgegangen mit mir. Mir hat's der Obere kurios heimgezahlt, wie ich gegen dich bin gewesen. Möcht' jetzt frei niederknien vor deiner — und abbitten . . ."

Als sie solche Worte vernahm von diesem Menschen, ließ sie den Rührstab stehen und gieng hinaus. Ganz ruhig ist sie hinausgegangen in den Ziegenstall. Und weil sie nicht mehr zurückkam, so schritt auch der Jäger nach und horchte. Und hörte hinter der Wand ein zitterndes Schluchzen. Er gieng in den Stall, riss sie an sich und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihren Mund mit glühenden Küssen. Sie entwand sich ihm heftig ringend; mit hochgeröthetem Gesichte, verworrenem Haar, das Busentuch aufgelockert, so stand sie vor ihm, verblüfft, zornig.

„Weißt du es jetzt?" sprach er in gedämpftem Tone. „Weißt du es noch nicht, dann will ich dir's deutlicher sagen."

In diesem Augenblicke hörte man aus der Stube die krächzende, jammernde Stimme des Alten: „Auweh, auweh, auweh!" Die Rosel eilte hinein. Er lag auf dem Boden und suchte mit tastenden Händen die ihm entfallene Pfeife, deren Rohr er noch im zahnlosen Munde stecken hatte. Dabei wimmerte er. Das Dirndel hob das Zeug auf,

ordnete es ihm und schlichtete seine Lage. Der Bernhard stand eine Weile unschlüssig an der Thür und gieng endlich davon.

Die Rosel blieb glühend im Gesichte den ganzen Tag. Das Herz war ihr still gestanden vor Schreck, als er so plötzlich vor ihr gestanden, durch Mark und Bein gieng's ihr wie ein brennender Strom, als er sie so wild gekost hatte. Wehrhaft war ihr zu Muthe gewesen. Sie stieß ihn zurück mit der Faust, da er doch erst so krank gewesen . . . Als sie am Abende die Ziegen molk, lastete sie ab, vertraute es den Thieren, wie glückselig sie sei. Jetzt erst, als sie es gesagt, wusste sie es auch selber — lieb hatte sie ihn. Lieb hatte sie ihn!

Zwei Tage hatte sie Zeit, sich zu verzittern, am dritten fand sie ihn im Heu. Im Heu auf der Waldwiese, das sie früher geschichtet und nun mit einem Korb in die Hütte schaffen wollte, lag er schlank hingestreckt, so dass das Futter stellenweise über ihn zusammenschlug. Er hatte die Augen geschlossen, sie stand ganz still da und schaute ihn an. — Was ist das für ein schöner, herziger Mensch! Aber wissen darf er's nicht, dass sie ihn so heimlich anschaut. Sie wollte davonhuschen, da that er plötzlich die Augen auf und lachte. Jetzt musste sie stehen bleiben und sogar etwas sagen. „Hast früh Feierabend gemacht!" war ihre Ansprache.

„Weil ich müde geworden bin vom Siedeln", antwortete er.

„Was hast du denn gesiedelt?"

„Meine Sachen. Vom Förstershaus zu meiner Mutter."

Dann fragte sie: „Wie ist denn das, Jager?"

„Ich bin kein Jager mehr", war seine Antwort, dieweil er sich halb aufrichtete. „Du denkst dir's wohl warum. In denselben Tagen hab' ich mir's vorgenommen auf der Wand. Ich strecke nichts mehr. Will mir das Brot anderswo suchen."

Sie blickte betroffen drein. Am Ende geht er fort aus der Gegend.

„Was willst denn thun, nachher?"

„Wie sich's halt schicken wird. Bretterschneiden kann ich. Vielleicht in der Eschau draußen. In Untersteinthal haben sie auch Holzsägen."

„Und magst deine Mutter allein lassen?"

„Gern thu' ich's nicht. Lieber wär's mir schon, wenn ich da bleiben kunnt. Im Wald oder im Schramsbachgrund, oder wo. So ein Häuserl, wenn ich halt hätt'! Wollt' schon wirtschaften, hätt' eine Freud' dazu."

Jetzt sagte sie nichts und fieng mit ihrem Rechen an, das im Umkreis verstreute Heu zusammenzukrauen. — Ein Häusel, wenn er hätt'! Sie hätt' eins. —

„Rosel", sagte er jäh, „lass' das Rechen sein."

Sie hörte es nicht und arbeitete.

Er noch einmal: „Du Rosel! Lass' das Rechen sein und geh' her."

Da sagte sie: „Rast' dich nur aus, mit dem Einfassen hat's Zeit", und fuhr fort, auf der Wiese umherzurechen.

„Beim Einfassen will ich dir schon helfen", sprach er, „aber du sollst mir jetzt rasten helfen."

Sie hörte es wieder nicht, sondern stellte den Korb und begann Heu einzufassen. Er sprang auf, nahm große Buschen Heu in die Arme und steckte sie in den Korb. Fest presste er das Futter hinein, immer noch mehr und mehr. Dann begann er den Korb zu gupfen, band die Schichten mit dem Stricke fest und gupfte immer noch drauf.

„Bernhard", sagte sie, „du wirst zu schwer aufladen. So viel kann ich halt nicht dertragen."

Als der Korb so vollgepackt war, dass er mit seinem Gupf wie ein Heuschober dastand, setzte sich der Bernhard davor hin, streifte die Tragbänder an seine Achseln, stand zuerst mit einem Knie auf, dann mit dem zweiten Fuß und trug die Last davon, hinab in den Schramsbachgrund. Die Rosel schämte sich, mit dem Rechen leer hinten nachzugehen, sie nahm noch ein Bündel Heu in ihre Schürze und so ernteten sie heimwärts. Er kam zur Hütte, sie ihm nach, er gieng in den kühlen Futterschoppen hinein, sie ihm nach . . . .

Der blinde Greis saß in der Stube und brummte ein altes Lied.

Die Wanderschaft, die der Bernhard nun in der Gegend antrat, um Arbeit zu suchen, wurde zu einer wahren Vergnügungsreise. Er hatte nicht gewusst, wie sehr verdienstlich es sei, sich ungeschickt im Gewände zu versteigen und von braven Leuten gerettet zu werden. Nun bewunderte und feierte man ihn darob, wohin er kam. Der Jäger Bernhard, der zwei Tage und zwei Nächte hoch in den Felsen der Trachöfen gestanden, wie einst Kaiser Max auf der Martinswand! — In den Wirtshäusern, wo er von selbst nicht erkannt wurde, gab er sich zu erkennen; da drängten sich die Leute an ihn, er musste erzählen, und trinken konnte er nach Belieben, er war Gast des ganzen Thales. Bei dem häufigen Erzählen war allmählich die Felswand, an welcher er sich verstiegen, doppelt und dreifach so hoch geworden, als sie von Natur gewesen. In den Nächten seines Aufenthaltes auf der Wand hatte es furchtbare Gewitter gegeben, die Blitze hatten links und rechts um ihn eingeschlagen, endlich waren Steinadler gekommen, vor denen er sich nur vermöge seiner Gewandtheit erwehren konnte. — Mit einem Handelsreisenden traf er zusammen, das war ein kluger Mann, der meinte, was solle sich der Mann noch mit körperlicher Arbeit plagen, trage er

sein Capital doch in seinem abenteuerlichen Geschicke. Er solle „Kunstreisen“ machen und als der „wunderbar Gerettete“ sich für Geld zeigen.

Wer weiß, ob der Bernhard diesem „besseren Lose“ nicht zugestrebt haben würde, es war im Ganzen sehr nach seinem Sinne, wenn er nicht eines Abends auf der Wanderschaft in Untersteinthal ein Glöcklein gehört hätte. Das kam nicht von dem spitzen Kirchthurme des Alpendorfes, das am Rande der Schlucht über dem Wasser lag, sondern von dem Dachreiterthürmchen eines stattlichen Wirtshauses, welches sein Gesinde und wohl auch müde Straßenwanderer zum Abendessen rief. Da kehrte er zu und wurde von zwei Holzknechten, die am Ofentisch ihre Schnäpse tranken, sogleich erkannt als der wunderbar gerettete Jäger. Im Laufe des Abends setzte sich auch die Traubenwirtin zum Tisch und hielt dem Bernhard die breite Hand hin, es gefreue sie recht, einen Menschen kennen zu lernen, den der Herrgott besonders gern haben müsse, da er ihn auf so unglaubliche Weise beschützt und von der Felswand herabholen hat lassen. Wer weiß, wozu er noch bestimmt sei auf dieser Welt. Bretter schneiden wolle er? Da solle er sich doch einmal ihre Holzsäge ansehen unten an der Ach. Die Baumblöcke lägen schon seit längerer Zeit aufgeschichtet wie die Krapfen. Wenn er die Arbeit übernehmen wolle? Lohns halber würden sie sich nicht streiten.

Der Bernhard blieb im Traubenwirtshause, die Traubenwirtin aber war eine junge, rundliche Witwe.

Am nächsten oder übernächsten Tage hub unten an der Ach die Brettersäge an zu scharren, dass die weißen Späne flogen und die weißen Läden federnd an den Balken hinabrutschten. Die Wirtin stand mit ihren verschränkten Armen manchmal wohlgefällig da und sah der Arbeit zu. Die Bretter waren so fein und glatt, dass der Wirtin muntere Augen an denselben allzurasch hinglitten bis zum Rande, wo schlank und stramm, die blaue Schürze um die Mitte gewunden, der Sägemeister stand. — Etwas später, als das Kirchweihfest nahte, war die Wirtin der Meinung, die Säge könne einstweilen stehen bleiben, der Bernhard solle ausgehen, um Kälber einzukaufen. Sie gab ihm leichtfasslichen Unterricht in der Beurtheilung der Eigenschaften des Rindfleisches und auf jeden Fall müsse man beim Einkaufen den Bauern sagen, wie das Fleisch unglaublich im Preise falle, wegen der großen Einfuhr aus Amerika. Der Bernhard brachte ein paar schwere Kälber heim und beim Kirchweihfest selbst musste er eine weiße Schürze umbinden, in den Wirtsstuben auftragen helfen und Zechgeld einstreichen. Machten die Bauern dabei ein unlustiges Gesicht, so müsse ihnen mitgetheilt werden, dass neuzeit die Fleischpreise so arg stiegen, weil die oberösterreichischen Viehhändler alles davonführten. Auch zum Einschenken war der Bernhard gut zu brauchen. Im Traubenwirtshaus

bekam man zwei Gattungen Wein, den „ordinari“ und den „guten“. Beide wurden aus demselben Fasse gezapft, nur dass der Bernhard beim „ordinari“ ein gewöhnliches, beim „guten“ ein geschliffenes Glas zu nehmen hatte. Zu all dem war der Sägemeister sehr gelehrig und er machte es mindestens so gut, als der Wirt selbst, der ein Jahr vorher selig verstorben war. Auch wusste er die Gäste mit Spässen und Erzählungen prächtig zu ergötzen und auf der Trachofenwand konnte er ein halbes Jahr oben gewesen sein, so viele Abenteuer hatte er dort erlebt. Je lebhafter er die Schauergeschichten erzählte, desto mehr Wasser konnte er in den „Ordinari“ gießen, ohne dass die Gäste davongiengen. — Für sothane Anstelligkeit hat er eines Abends von der Wirtin zu Lohn ein güldenes Ringlein bekommen. Der Selige hatte ihn am Mittelfinger getragen, dem Bernhard musste sie ihn an den kleinen Finger stecken; „um so viel bist du größer als er“, hatte sie dabei gesagt. — In der darauffolgenden Nacht war ihm das Gelöbnis auf der Felswand eingefallen, sein Lebtag keinen Schmuck mehr am Leibe zu tragen, er hatte sich aber damit beruhigt, dass man in diesem Falle wohl eine Ausnahme machen könne. Sonst fiel ihm nichts ein . . . .

Ei doch! Es fiel ihm ein, dass das Traubenwirtshaus in Zukunft das Schild führen solle: „Zum wunderbar geretteten Jäger.“

Um Weihnachten herum war es schon so weit, dass der Bernhard selbstmächtig mit den Bauern Holzkäufe abschloss. Auch hatte er um diese Zeit seine Wohnkammer unten an der Säge, ohne weiter zu fragen, mit einem Zimmer im Wirtshause umgetauscht. Der Wirtin war das anfangs etwas befremdlich, doch sie meinte nachher, beim Manne sei es besser, wenn er den eigenen Kopf habe, als gar keinen. Zur Zeit war im Traubenwirtshause einer jener Holzknechte zugekehrt, der bei der Rettung an der Trachofenwand dabei gewesen. Mit der Faust schlug er auf den Tisch vor Freude darüber, den Bernhard hier so wohl gesessen als angehenden Wirt zu finden. Sie setzten sich zusammen und frischten bei einem Glase „Guten“ die Erinnerungen auf, und wie das Hirtenmädel die Holzleute zu Hilfe gerufen hatte. — Diese Erinnerung des Holzknechtes hatte dem Bernhard, wenn auch nicht eine schlaflose Nacht, so doch eine unruhige Viertelstunde bereitet, bevor er einschlief. — Am Ende wäre es der Ziegenhirtin nicht recht, wenn er die Traubenwirtin heiratet? So Weibsbilder verstehen immer einmal keinen Spass. Wenn man ihnen einmal schönthut, wollen sie gleich geheiratet sein. Mein Gott, wenn man jede heiraten müsst', die einem das Leben rettet, da hätte die alte Kohlenbrenner-Wabel alle Männer vom Schramsbachgrund und Hüttau und Zirmleiten. Allen, die durch den Zirmleitwald zu gehen haben, hat die Wabel das Leben gerettet, wenn sie am Weg bei der Holzriesen stand und den Herannahenden zurief: Aufpassen! Es wird geholzt! — 's ist Pflicht und

Schuldigkeit. Erkenntlich ist man ja so, und die Rosel wird sich nicht zu beklagen haben. Und beklagt sich auch nicht, weil's ein gescheites Mädel ist. Und jetzt will ich in Gottesnamen schlafen. —

Die Ziegenhirtin Rosel hatte von diesen Vorgängen wohl keine Ahnung. Sie war den ganzen Winter über nicht aus ihrem Schramsbachgrunde hervorgekommen. Sie hieng dort fest an ihrer kleinen Wirtschaft; dazu war der alte, blinde Oheim bettlägerig gewesen und musste gewartet werden, wie ein Wickelkind. Die Rosel war geduldig und dachte, es wird schon einmal besser kommen. Wenn er zwar auch seit langem nichts mehr von sich hören lässt, auf einmal wird er da sein und sagen: Jetzt, Dirndel, bin ich gestellt. Etliche Gulden hab' ich im Sack, jetzt gehen wir's an.

Als der Schnee weggieng und über die junggrünen Wiesen die Wässerlein rieselten, war der Alte wieder auf den Füßen und nun verlangte es ihn nach der Pfarrkirche in Steinthal, um die Osterbeichte ablegen zu können. So führte ihn das Dirndel eines Morgens durch die Wälder hinaus. Mit kleinen Schrittlein siffelte der Alte neben ihr her, sich an ihren Arm schmiegend. Das weiße Köpflein hielt er aufrecht und immer geradeaus, so lieblich es an beiden Seiten des Weges grünte und blühte, so sonnig die Berge dastanden mit ihren Felsen — für ihn gab's nichts zu sehen. Heute wimmerte er nicht, summte auch kein altes Lied, that auch nicht mit Pfeifenzeug um, in sich gekehrt war er und erforschte seine Sünden.

„Sag' mir's, Rosel", so fragte sie der kindische Greis, „muss der Christenmensch die Traumsünden auch beichten? Weißt, wenn einem so was träumt."

„Du, Oheim, das wär' aus der Weis'!" rief das Dirndel fast lustig. „Das möcht' ein sauberes Bündel Sünden geben bei manichen Leuten."

„Bin ich doch so froh!" sagte er erleichtert. „Weißt, Rosel, im Traum da thu' ich so viel raufen! So schreckbar raufen! Hu, hu. Heut' bei der Nacht hab' ich den Baumer Lenz und den Flößer Michel und den Damian mit einem Holzprügel niedergeschlagen."

Das Dirndel lachte laut auf. Die drei stärksten Männer der Gegend, baumfeste Gesellen, hat das kleine, neben ihr einherzappelnde Alterlein niedergeschlagen. — Als er in der Kirche, neben dem Dirndel sitzend, den Orgelklang vernahm, da griff er mit den hageren Händen in der Luft umher, als ob er ihn fassen und festhalten wollte. Dann hub er an, vor Rührung in sich hineinzuwimmern. Als der Pfarrer nach der Predigt einige Brautpaare verkündete, schrie der Alte ganz plötzlich und laut mit dünnem Stimmlein auf: „Du verschwefelter Jager! Jetzt heiratet er die Traubenwirtin, und meiner Rosel hat er's versprochen!"

Das Dirndel erschrak unbändig. Jetzt ist er ganz narrisch worden! Oder wäre es? Lagen ihr nicht die zuerst kaum beachteten Worte selbst noch im Ohr, dass der Bernhard Anwardtner mit der Theresia Pustler, Traubenwirtin im Untersteinthal, in den Stand der heiligen Ehe trete?! — Das ist ja nicht! Das ist ja nicht! — Die Leute der ganzen Kirche schauten auf sie her, die hinteren stellten sich auf die Zehen, um über den Achseln der vorderen den unberufenen Sprecher und Unterbrecher zu sehen. Der Pfarrer auf der Kanzel winkte mit der Hand, dass man den Alten hinausführe; das war freilich überflüssig, denn die Rosel hatte ihn bereits an den Arm genommen. Die Leute, die Wände, die Altäre tanzten um sie herum, sie wusste nicht, wie sie hinauskam, sie wusste auch nicht, wie sie mit dem Alten in den Schramsbachgrund gerieth — es war ein Taumeln wie im Traume.

Am nächsten Frühmorgen, nachdem sie die Ziegen gefüttert und gemolken hatte, stellte sie dem Alten Brot und Milch an den Lehnstuhl, verschloss die Hütte und gieng davon. — Sie weiß es ja, dass es nicht wahr ist. Der Pfarrer ist auch ein fehlbarer Mensch, kann Namen verwechseln oder schlecht aussprechen. Jetzt will ich den Bernhard aufsuchen und aus seinem Munde die Beruhigung hören. — Sie wollte in das Untersteinthal hinüber, wo er Sägemeister sein soll. Aber als sie den Fußsteig über das Kreuzjoch einschlug, begegnete ihr der Gesuchte. Er hatte eine weiße Schürze um die Mitte gewunden und einen großen, schönen Hund bei sich. Im grauen Tuchgewande, die Weste voll großer Silberknöpfe, sah er gar stattlich und frisch aus. Sie lachte ihn von weitem an und sagte: „Bernhard, grüß' dich Gott! Du schaust ja aus, wie ein Fleischhacker?"

„Weil ich einer bin und Kälber kaufen geh'", antwortete er. Sie reichten sich die Hände und standen nebeneinander still.

„Jetzt muss ich dich aber doch gleich fragen", sagte sie stockenden Athems, „gelt, du hast gewiss eine recht große Freundschaft?"

„Dass ich viele Verwandte hätt', meinst? Wegen was fragst?"

„Es ist zum Lachen. In Steinthal hat der Pfarrer mit der Traubenwirtin einen Bernhard Anwardtner von der Kanzel herabgeworfen."

„Jetzt fasste er ihre beiden Hände und sprach ganz leise die Worte: „Du bist ja ein gescheites Dirndel."

„'s ist mir nur auf einmal so eine dumme Angst gekommen, dass du gemeint sein könntest. . . ." Ihre Augen wurden ganz starr, als sie ihm so ins Gesicht blickte.

„Wenn du's gut überlegst, Rosel, so wirst auch sagen, dass es so besser ist. Für dich und für mich. Wie gern' ich dich hab', das weißt. Aber sonst — ganz zusammentaugen thäten wir nicht. Ich bin ein zu unruhiger Mensch für den Schramsbachgrund. Und wer sich's besser machen kann — "

„Mach' dich nicht schlechter, als du bist!" rief sie heftig, „es ist nicht wahr, so schlecht bist du nicht!"

„Gewiss nicht, Rosel, und wird oft und oft Gelegenheit sein, dir von der großen Wirtschaft was zukommen zu lassen. Werd's nie vergessen, was ich dir danke, nein, so bin ich nicht. Sollst mir keine Noth leiden, Rosel. . ."

„Von wegen der Trachofenwand bist mir nichts schuldig", sagte sie. „Aber das andere, wenn du noch weißt. . . ."

„Noth sollst keine leiden, Rosel, ich sag' dir's!"

Aus seinen Händen hatte sie die ihren gezogen, ein paar Schritte war sie zurückgetreten. Der zottige Fleischerhund schaute mit klugem Auge einmal sie, einmal seinen Herrn an — was es zwischen diesen beiden wohl geben möchte. Dann sprach das Dirndel ganz gedämpft: „Sag' mir just das eine, Bernhard, hast du sie gern?"

„Du schau, wer da dahersteigt!" So unterbrach er das Gespräch, auf einen Mann weisend, der langsam den Fußsteig heraufkam.

„Hast du sie gern, Bernhard?"

„Der Steinlechner!" rief er diesem zu. „Sei's gegrüßt und gepfiffen! Hast kein feiles Kalbel?"

„Auch so viel!" antwortete der Bauer dem drolligen Gruß. „Wenn du gut zahlst, ist's Kalbel feil. Sonst spenn' ich's ab (ziehe es auf). Ist mir ein Ding."

Sofort war der Bernhard tief im Geschäftshandel und als er sich umwendete, um der Rosel „Behüt Gott" zu sagen, und dass er schon einmal zu ihr hinaufkommen werde in den Schramsbachgrund, war sie weg. — Ihm war einen Augenblick nicht wohlgemuth, doch als es mit dem Kalbel einen guten Abschluss fand, schritt er munter pfeifend fürbass.

Am nächsten Morgen war der Anstreicher da und begann ein großes Hausschild zu malen: „Zum wunderbar geretteten Jäger." Derweil, meinte die Traubenwirtin, könnten die letzten Blöcke aufgeschnitten werden „vor der Veränderung" und setzte ihm schalkhaft trällernd bei:

„Schneid Birnbaum, schneid Buxbaum,
Schneid birn-buxbaum'ne Lad'n,
's Weibel will a birnbuxbaumers
Bettstadl hab'n."

Schmunzelnd gieng der Bernhard hinab zur Ach, die Säge anzurichten. Sie wollte aber heute nicht recht in Gang kommen. Es war, als habe sich das Wasserrad in etwas verwickelt, und wie er nachsehen gieng, was das sei, da fand sich ein Wulst von Kleiderfetzen und langen Haaren in die Speichen geklemmt. Und aus diesem Wulst stand eingeklemmt eine Menschenhand hervor, die gleichsam den Gang des Sägerades hemmte. Sofort kamen Leute zusammen, um das Unglück zu sehen, wer der Todte

sei, und ihn aus dem Radwerke hervorzuschälen. Bei dieser Arbeit that der Bernhard plötzlich einen dumpfen Ausruf und taumelte seitab. Er hatte gesehen, wer es war. — — Die Traubenwirtin, des Entsetzens voll, dass ein junges Menschenwesen hier so schrecklich verunglückt war, verordnete, dass der Leichnam in einer Seitenkammer des Hauses aufgebahrt werde. Dagegen widersetzte sich der Bernhard: In diesem Hause nicht! Es graue ihm vor Leichen. Darüber huben sie an zu streiten, die Wirtin bestand erregt auf ihrem Vorhaben der christlichen Barmherzigkeit, der Bernhard, selbst leichenblass im Gesicht, wollte von einer Aufbahrung im Hause nichts wissen.

„Das glaub' ich schon, dass er ihr jetzt nimmer ins Gesicht schauen mag", sagte laut ein alter Knecht, „das ist ja die Ziegenhirtin, der er auf der Tachofenwand sein Leben schuldig ist worden — und später noch mehr. . . ."

Die Traubenwirtin blickte forschend auf: „Ist das wahr, Bernhard?"

Er antwortete etwas, aber so undeutlich, dass es nicht zu verstehen war. Sie trat zum Schildmaler hin, der vor dem Hause in zierlichen Riesenbuchstaben die Aufschrift: „Zum wunderbar geretteten Jäger" fast fertiggestellt hatte.

„Löschet es nur wieder aus, Meister! Ich bleibe bei meinem alten Schild."

Den Bernhard durchfuhr ein kurzes Zucken. Er hatte verstanden.

Ein vaterländisches Blatt vor fünfzig Jahren.

Vor mir liegt die Zeitschrift „Stiria, ein Blatt des Nützlichen und Schönen", Jahrgang 1848. Sie erschien in Graz bei Leykams Erben, und zwar wöchentlich dreimal. Mich interessiert der Inhalt unmittelbar vor und nach den Märztagen. Vor den Märztagen ein überaus harmloses Unterhaltungsblatt, das sich viel mit Kunst und Theater abgibt, auch Belehrendes bringt, aber beileibe nichts Politisches. Politische Zeitungen waren damals in Österreich nicht zu finden. Die Worte Nation, Freiheit, Aufklärung schienen für uns Österreicher in der deutschen Sprache gar nicht enthalten zu sein. Von einer Regierung hörte man auch nichts, nur hie und da einen halblahmen Hymnus an den guten Kaiser Ferdinand. Die Winternummern 1848 enthielten unter anderem „Ball-Reflexionen", Land und Leute beschreibende „Briefe aus Dalmatien", über das „Eisenbahnwesen" (damals natürlich ein neues Feld), über „christliches Kunstleben" und dergleichen. Die Nummer vom 4. März leistete sich in einer plaudersamen Concertnotiz folgendes Verslein:

Es kommt der März
Und bringt Concert's,
Da pocht das Herz
In Freud' und Schmerz
Nach den Concerts
Im März!

Aber gleich in derselben Notiz stehen Zeilen, die schon weniger harmlos scheinen, die wie von einer unwillkürlichen Ahnung dictiert sind, als ob für diesen März ein ganz anderes Concert auf dem Programm stünde:

„Wie vom dumpfen Traum befangen
Liegt die Welt in trüber Nacht,
Ohne Wonne, ohne Bangen,
Ohne Klang und Blütenpracht;
Horch', da tönt wild freudig schmetternd
Helle des Concertes Klang,
Gleich dem Blitze trifft er wetternd
Und durchzuckt die Erde bang,
Und sie fühlt die Brust sich wogen,
Fesselsprengend schlägt ihr Herz,
Durch die Lüfte kommt gezogen
Frühlingswonne, Frühlingsschmerz!"

Die Nummer der „Stiria" vom 14. März, die jedenfalls noch vor dem ersten Revolutionsausbruch zusammengestellt wurde, bringt einen Aufsatz: „Der Andrang zu den Sparcassen und der Nationalbank". Die Leute strömten in jenen Tagen, die sonst noch stille waren, wie die Luft vor dem Sturm, in die Sparcassen, um ihr Geld zu beheben, in die Bank, um sich gegen ihre Scheine Silbergeld auszahlen zu lassen. Man traute nicht mehr. Die „Stiria" beruhigt, es sei nicht so gefährlich. Mittlerweile war in Wien die Bombe geplatzt. Die nächste Nummer vom 16. März that noch ganz harmlos, ermannte sich aber zur Veröffentlichung eines nationalen Gedichtes:

Deutschland.

Deutschland! Deutschland! deine Eichen
Hielten Stand zu jeder Frist;
Endlich einmal soll sich's zeigen,
Ob du ähnlich ihnen bist.

Ob du selbst als eine Eiche
Jeden Sturm, gleichwie ein Damm,
Bietest neununddreißig Zweige
An dem Einen großen Stamm;

An dem Stamm, der, weitverschlungen,
Seine Wurzel ausgedehnt,
Der sich hoch emporgeschwungen,
Der so vielfach sich gekrönt.

Wie die Eiche ernstbedächtig
Bei des Frühlings Nahen lauscht,
Wie sie zürnend, wie sie mächtig
Bei des Herbstes Wettern rauscht!

Also auch in edler Haltung
Harre du, mein Deutschland, aus!
Also bei des Sturms Gestaltung
Lasse hören dein Gebraus'!

Deutschland! Deutschland! deine Eichen
Hielten Stand zu jeder Frist;
Endlich, endlich soll sich's zeigen,
Ob du ähnlich ihnen bist.

Aug. Dorff.

Am 18. März proclamierte der Redacteur Franz Ostfeller auch in der „Stiria" die Revolution:

Am 16. März 1848.

Deutschland, vivat hoch, die Ketten sind gesprungen,
Gold'nes Licht dringt in des Kerkers Nacht,
Was Jahrhunderten nicht war gelungen,
Wenig Tage hatten kräftig es vollbracht.
Könnt ihr's fühlen, Brüder, was wir jetzo haben,
Unser Geist ist seines Zwanges los,
Und er braucht nun nicht mehr zu vergraben
All sein Pfund in tiefer Stille Schoß.

Deutsche Brüder, ach, ihr könnt es noch nicht fühlen,
Sagen nicht, denn unser Wort ist schwach,
Doch die Zeit wird's fruchtbar euch enthüllen,
Was es heiße: „unser schönster Tag ist wach!"
Dieser laute Schrei, er drang hinan zu Thronen,
Denn er ward vom Lebensmark gestählt,
Dieser Schrei von hundert Millionen
Drang durchs tiefste Herzensblut der Welt.

Welchen Himmel fühlt der Lahme, wenn er wieder
Gehen, wieder sich bewegen kann,
Welche heißen, tief entrung'nen Lieder
Singt der plötzlich seiner Augen frohe Mann
Und wenn blitzschnell all die Leiden schwinden,
Die den Leib, den Erdenklotz, umzieh'n,
Sucht das Herz nicht schnell ein Herz zu finden,
Dem voll Theilnahm alle Pulse glüh'n?

Aber was sind Leiden, die den Leib umklammern,
Wenn der Geist aus seinem Dunkel bricht,
Wenn er losstürzt, jede Macht zu bannen,
Die ihm grausam vorenthielt das Licht?
Selbst der Schöpfer muss da freudig schauen
Auf die Wesen nieder, die er schuf,
Denn es galt ein tausendfach Vertrauen,
Denn es galt ja einen Weltenruf.

Aber soll dies Glück nun kräftig sich gestalten,
Dann braucht's doppelt Maß und Geist, und Herz,
Dann heißt's dauernd an einander halten
Hand in Hand im Jubel, wie im Schmerz.
Darum, deutsche Brüder, Gut und Blut und Leben
Für den neuen innigen Verband,
Der uns Selbstkraft, Freiheit, Licht gegeben, —
Alles nun für Fürst und Vaterland!

Ostfeller.

Man sieht, eine große Fertigkeit in der Freiheitsdichtung war noch nicht vorhanden. — Und gleich auf derselben Seite wendet sich Ostfeller

„An die verehrten Leser!

Neun Jahre sind es nun, seit dem Gefertigten die Redaction dieser Blätter anvertraut wurde. Es waren neun Jahre eines politischen Druckes, der jeden Aufschwung niederhielt und dem Gefertigten so oftmals ohne sein Verschulden die Unzufriedenheit seiner Leser an den Hals warf. Es war ein Druck, der denjenigen, den er traf, nicht selten zum lauten Hass gegen diejenigen aufreizte, die in ihrer despotischen Willkür vielleicht noch des armseligen Tropfes lachten, der seinen ohnmächtigen Grimm verbeißen musste. Weiß Gott, unser erhabenes Kaiserhaus war an diesem entehrenden Drucke schuldlos, und die jüngsten Tage beweisen es. Gebrochen ist die einpferchende Macht der Censur, diese Mörderin aller guten Gedanken, und frei darf der Mund äußern, was das Herz ihm eingibt. Möge dies uns gewordene heilige Recht einer ewig blühenden Lilie gleichen, vor deren reinem Bilde jeder gemeine Sinn, jede Rachsucht, jede Antastung der inneren bürgerlichen Freiheit zurückweicht.

Möchte der himmlische Augenblick, in welchem der k. k. Herr Gubernialrath Graf Hoyos uns gestern die gedruckten Zugeständnisse Sr. Majestät in fliegender Eile und unter dem Jubel von Tausenden überbrachte, möchte dieser himmlische Augenblick sich mit unverlöschlichen Zügen in unser Herz graben, dass noch unsere spätesten Nachkommen es als das schönste Blatt der Geschichte bewahren, wie tief der Eindruck dieser Seligkeit auf uns jetzt Lebende gewesen.

Vergessen sei die Vergangenheit, verziehen die Unbild, die mancher der Censoren durch die selbst sich genommene Willkürherrschaft, oft wohl auch durch eine übertriebene Ängstlichkeit, die nicht an ihrem Platze war, rücksichtslos an uns verübte; unsere geistigen Interessen haben keine Schranken mehr, frei trete der Gedanke künftig vor das Forum der Öffentlichkeit!

Möchten die herrlichen geistigen Kräfte unserer Steiermark harmonisch zusammengreifen, möglichste Aufklärung unter unsere guten biederen Landesbrüder zu bringen, damit sie zu würdigen lernen, was die Freiheit sei, wie sie nur auf die Gesetze der Vernunft und des Herzens basiert, jene goldenen Früchte bringen werde, die wir uns so lange ersehnten. Möchten diese herrlichen und geistigen Kräfte unseres Heimatlandes auch den Gefertigten in seiner nun so schweren Aufgabe gütigst unterstützen, und ihm die Mittel liefern, dem jetzigen Zeitgeiste angemessen, thätigst wirken zu können.

Gratz, am 17. März 1848. Ostfeller."

Die Nummer vom 21. März der „Stiria" hat eine außerordentliche Beilage mit den folgenden Gedichten:

An den Kaiser Ferdinand I. von Österreich.

Heil dir, mein Kaiser! In all der Lust,
Zu der dein Volk sich ermannt hat,
Sei dir vor allen ein Heil gebracht,
Den es immer als edel erkannt hat!

Heil dir, mein Kaiser! Denn an dem Tag,
Den mit Blut deine Treuen geweihet,
Da haben sie nicht sich selber allein,
Sie haben auch dich befreiet.

Wir haben seit Jahren mit Schmerz geseh'n
Unsern Kaiser, den edeln, gefangen,
Das ist denn uns'rer Treue zuletzt
Zu tief ins Herz gegangen.

Sie haben in jüngsten Tagen dein Haus,
In dem du gefangen gesessen,
Mit Flinten und Spießen gewaltig umstellt,
Und haben auf nichts vergessen.

Denn auf eines vergaßen sie darum nicht,
Weil sie davon nichts wissen:
Dass, will ein Volk seinen Kaiser frei,
So fragt's nichts nach Flinten und Spießen.

Wir trugen Flinten und Spieße nicht,
Doch trug uns ein kräftiges Wollen;
Wort wider Gewalt; ihr werdet seh'n,
Dass die Flinten ermatten sollen.

Und mein Kaiser, es hat dich das Wort befreit
Von den Schließern, trotz mörd'rischem Rasen:
Wo sind sie? Es hat sie des Volkes Hauch
Hinaus in die Lüfte geblasen.

Fort sind sie, und nehmen mit sich dahin
Ein unbrauchbares Jahrhundert;
Frei ist und offen zu dir der Weg,
Wir schaun's und sind selig verwundert!

Der Kaiser ist frei, d'rum sind wir frei,
Was wir sprechen, wird er vernehmen;
Mild wird der Kaiser sich seinem Volk,
Das Volk sich dem Kaiser bequemen.

Der Kaiser ist frei, d'rum sind wir frei;
Wir wissen dein Herz zu messen:
Dass wir Flinten und Spieße dazu nicht gebraucht,
Das wird er uns nimmer vergessen.

Wien, den 15. März 1848. Hermannsthal.

* * *

Lied der Nationalgarde.

Heraus! heraus! was jubeln nur kann,
Sei's jung, sei's alt, sei's Kind, sei's Mann,
Der Frühling ist kommen mit aller Macht,
Und hat uns die Rosen der Freiheit gebracht;
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehre richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Wer hat, wo alles mit Nacht umdeckt,
Den schönen Stern am Himmel erweckt,
Willkommen woher du Morgenroth,
In Farben gold, schwarz und roth?
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Sie drang mit unwiderstehlichem Schein
In die Brust des besten Kaisers hinein,
Der öffnet sein Herz dem Volke ganz,
Da brach sie hervor im vollsten Glanz;
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Das war, schon nahte die bange Nacht
Eintausend achthundert vierzig und acht,
Am fünfzehnten März, wo der Frühling beginnt,
Und das Licht entfesselt dem Dunkel entrinnt.
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Schulheim.

* * *

Stiria!

Es tagt! es tagt! seht ihr die Nacht entschweben?
Hört ihr des Volkes Jubel und die Freud'?
Wir leben nun ein neues, schönes Leben,
Der deutsche Geist, er ist erlöst, befreit.

Der deutsche Geist, der kräft'ge, muthbeseelte,
Der deutsche Geist: Europas Prachtpanier,
Der selten noch sein ernstes Ziel verfehlte,
Erreichte auch sein herrlich Streben hier.

D'rum schalle laut, du mächtig Festgeläute,
Und schmücket stolz den grünen Freiheitsbaum,
Das Volk führt heim die schönste aller Bräute;
Die Knechtschaft war ein schwergeträumter Traum.

Die Fesseln sind gesprengt — hört die Posaunen,
Sie wecken uns zum schönsten Aufersteh'n,
Zu uns'rer Nachbarländern Wundern — Staunen
Sollen wir das Licht der Freiheit wieder seh'n.

Der Bürger und Student — so wie der Ritter,
Sie zeigten jetzt — wie einst den deutschen Muth,
In Splitter sprengten sie die Eisengitter,
Und sie vergossen doch kein deutsches Blut.

Lasst Steirer d'rum die Silberglocken schallen,
Und betet laut ein innig Dankgebet
In eurer ernsten Dome mächt'gen Hallen,
Dass ihr erreicht — was ihr ersehnt — erfleht.

Wir durften frei nicht singen, frei nicht sprechen,
Man wollte unser starkes, edles Schild
Am Sarge uns'rer Freiheit ganz zerbrechen —
Doch Gott war Gott! für uns gerecht und mild.

Der einst'ge Muth hat sich in uns entfaltet,
Wir haben frei das Wort und Schwert geführt,
Und doch kein feindlich Gegnerherz gespaltet —
Wie es — zur Zeit — dem Tapferen frommt, gebürt.

So leuchtet nun der Friedens-Regenbogen
Auf uns'rem weiten, reinen Himmelszelt.
Die grauen, düstern Wolken sind verflogen —
Und unser Steirerland ist sonnerhellt.

Sind einst vereint die deutschen Herzensflammen,
Vereinigt ganz — so wird aus uns'rer Glut
Noch eine neue, schön're Sonn' entflammen.
Die Losung bleibt: Dem Fürsten unser Blut.

Theodor Bakody.

* * *

Das Wort ist frei.

Das Wort ist frei gegeben,
Was uns im Herzen glüht,
Erwacht zum neuen Leben
Die Rede und das Lied.

Das freie Wort, es schallet
Kühn in die Luft hinaus,
Und jubelnd wiederhallet
Die Straße und das Haus.

Was in des Herzens Grunde
Sonst tief verschlossen war,
Frei tönt es aus dem Munde
Und jedes Zwanges bar.

Im Reiche der Gedanken,
Dess' Grenzen einst gesperrt,
Geöffnet sind die Schranken,
Der Ausgang unverwehrt.

Jetzt wird es anders klingen,
Hat and're Melodei,
Man kann vom Herzen singen,
Das Wort — es ist ja frei.

Erben.

* * *

Freiheit!

Freiheit, süßer Himmelsklang,
Wie bezauberst du mein Ohr!
Hebst das Herz, so schwer und bang,
Mir in neuer Luft empor.

Ja! du bist das schöne Ziel
Angestrebt von Manneskraft,
Du eröffnest das Asyl,
Wo der Geist in Ruhe schafft.

Sei gegrüßt in unſ'rem Kreis,
Lang erſehnter hoher Gaſt!
Sieh', die Herzen ſchlagen heiß,
Die du hier gefunden haſt.

Bös und grauſam ſind wir nicht,
Wollen nur, was recht und gut,
Was man lange uns verſpricht,
Daſs man's endlich einmal thut.

Doch auch unreif ſind wir nicht,
Wie ſo mancher uns genannt,
Weil er ſcheu vor Wahrheitslicht
Dich noch länger hätt' gebannt.

Doch wir wollen frei beſteh'n
Andern großen Völkern gleich,
Keine Feſſeln fürder ſeh'n
In des Geiſtes freiem Reich.

Keine Ketten gibt es mehr,
Hoch ſchwingſt du nun dein Panier,
Und das Sclavenjoch, ſo ſchwer,
Fiel auf Einen Schlag von dir.

Hör' den Schwur aus unſerm Mund,
Er iſt wahr und ernſt gemeint:
„Ewig dau're dieſer Bund,
Der uns heute eng vereint."

„Niemand raubt uns mehr dein Gut,
Frei ſind wir und wollen's ſein,
Setzen gerne Gut und Blut
Auch im Kampfſpiel für dich ein."

J. Dragoni.

Am 23. März bringt das Blatt einen Herzenserguſs Oſtfellers:

Unſere Tage.

Wie ganz anders iſt es jetzt. — Wenn am Morgen die freundliche Sonne in unſere Zimmer lächelt, ſo kommt es uns vor, als ob auch mit ihr eine Veränderung vorgegangen ſein müſſe — und doch iſt ſie dieſelbe ſeit tauſend Jahren, nur für den Augenblick kräftiger geworden, weil der nahende Lenz ihrer Wirkſamkeit bedarf. Alſo der goldene Frühling, derſelbe Lenztag, der vor ſiebenunddreißig Jahren ſo unheilvoll über die Völker Öſterreichs hereinbrach, der 15. März des Jahres 1848 beſchwor die Ära unſeres Glückes herauf, und zertrümmerte mit einemmale die ehernen Ketten, die uns ſo ſchmachvoll darniederhielten. Freiheit und Gleichheit aller vor dem Forum des Geſetzes wie vor dem Auge unſeres erhabenen Monarchen iſt unſer Wahlſpruch geworden, und der böſe Dämon des Zwanges, hervorgerufen durch die Macht und das ſchlechte Gewiſſen einzelner Uſurpatoren, iſt für ewig in den Abgrund geſtürzt. Ein freies Wort des rechtlichen Mannes, Verantwortlichkeit der Miniſter, Einſicht in die öffentliche Rechnung, Verminderung der den Bürger und Landmann nun ſo überaus drückenden Auslagen, wenn nicht anfänglich gleich durch Verminderung der großen auf dem Staate ruhenden Ausgaben, doch ganz gewiſs bald durch Aufhebung des Wuchers und die dadurch erfolgende Verringerung der Satzungen unſerer Lebensmittel. Und dann eine Nationalgarde! — ein inniger Verband aller im Lande lebenden herzhaften Männer zu einer gemeinſchaftlichen Bewachung und Vertheidigung des Vaterlandes, zum Schutze unſerer Frauen und Kinder und unſerer Habe in den Tagen der Gefahr, alſo auch ein feſtes Bollwerk gegen den lauernden Dieb, gegen die Bosheit und Schadenfreude. Der Graf wie der Ritter, der Beamte wie der Particulier, der Student wie der Bürger, der Profeſſor wie der Schüler, alle in derſelben Fronte, in derſelben Uniform, alle von gleichem Sinne, von gleichem Gefühle beſeelt, alle voll Begeiſterung für denſelben Monarchen, dasſelbe gemeinſame Vaterland, für dasſelbe goldene Ziel der Freiheit und Einheit. Keine, die einzelnen Stände verletzende Kaſtenſcheidung mehr, Beamte und Bürger, Militär und Civil drücken ſich die Bruderhände, denn alle ſind eins in dem einen, in dem Höchſten, alle ſchwören den Eid auf dieſelbe Verfaſſung demſelben Monarchen.

Und doch herrſcht eine Beklommenheit in uns, der wir nicht mächtig werden können, und zwiſchen vier Mauern geſtehen wir einander, daſs wir fürchten und zagen. Dies macht der Blick in unſere Zukunft, dies verurſacht der traurige Gedanke,

dass es noch Tausende und Tausende gibt, die den Augenblick nicht begreifen, die in ihrem tollen Übermuthe, vielleicht wohl auch irregeführt durch die Außenseite des Geschehenen, und durch die Feinde des gemeinsamen Wohles, sich nun frei glauben von jeder Verpflichtung gegen den Staat und ihre Obern, von jeder Abgabe zur Erhaltung unseres innigen Verbandes, zur Deckung unserer Sicherheit von außen, zur Belehrung und Bildung des Volkes. Auch diese werden Männer finden, die, entflammt für unser wahres und heiliges Ziel, sie über das aufklären werden, was ihnen im jetzigen Augenblicke so noth thut und was sie zu erwarten haben, über die Pflichten des Christen und Bürgers, über die nothwendige Bescheidenheit und Ruhe, über das unumgänglich nöthige Vertrauen auf unseren so gütigen Monarchen und auf die Männer, die mit Geist und Herz gepanzert zu unserem dauernden Wohle das schwere Ruder ergreifen werden. Ihr Seelenhirten, ihr Lehrer auf dem Lande, ihr seid es, die mit dem mächtigen Griffel in das Herz des Unerfahrenen schreiben, ihr könnt euch in dem jetzigen Augenblicke das höchste Verdienst um die Menschheit erwerben, ihr könnt beispielloses Unglück verhüten; sagt dem Landmann, was er zu erwarten habe, klärt ihn auf über alle Zweifel, die sich seiner bemeistern, zeigt ihm in offenen, leicht fasslichen Worten, was geschehen ist, und warum? — wie es gerade jetzt ein allgemeines grenzenloses Verderben herbeiführen würde, wenn nicht die Gesetze, die strengen Pflichten beobachtet würden, die zur Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, dass Steuern und Abgaben unausweichlich sind, weil der Staat Beamte, Militär, und tausendfach anderes bedarf, was freilich jedes einsichtsvolle Auge gegründet findet, was aber nicht jeder Laie zu begreifen imstande ist. Noch einmal, ihr Seelenhirten, ihr Lehrer auf dem Lande, hört unseren Ruf, hört die Stimme unseres Vaterlandes, wirkt und belehret, denkt an das geheiligte Blut, das die Helden Wiens für uns vergossen, es sei euch ein Mahnbrief an unseren hohen Zweck, es sei euch die Leuchte, die euch und die Euren in unsere Arme führt.

Ostfeller.

An einem der nächsten Tage schrieb die „Stiria“:

Zum 15. März 1848.

Der 15. März ist ein heiliger, denkwürdiger Tag, ein Tag der Freude und des Glückes, ein Tag, der mit Flammenzügen in das Herz jedes Steiermärkers eingegraben werden, — ein Tag, der mit gold'nen Lettern in der Weltgeschichte prangen soll. — Vor 1892 Jahren am 15. März sank der römische Despot Cäsar aus dreiundzwanzig Wunden blutend in die Arme des Todes, und der Todestag dieses gigantischen Welttyrannen wird nach fast neunzehn Jahrhunderten der Geburtstag der Freiheit! Wer erkennt hierin nicht die waltende Hand der vergeltenden Vorsehung?

Ein betäubtes, niedergedrücktes edles Volk ist zum Bewusstsein gekommen, hat sich aufgerichtet und ist stark geworden durchs Erkennen seiner Kraft; die herrliche Sonne Freiheit hat den Nebel zerstreut, in dem es gefangen und eingeschlossen war, wie in einem trüben dunklen Gefängnisse, abgesperrt von der Welt, dass Freiheitssang und Freiheitsruf ungehört verhallten.

Die Freiheit ist ein Magnet, sie zieht das Eisen an sich, und seit der milde Odem der Freiheit uns umfächelt, klirrt an der Seite unserer begeisterten Jugend die treue Klinge den schmetternden Jubelruf: „Es lebe die Freiheit!“

Censoren waren die großartigen Löschhörner der Geistesflammen, die Augendiener der Blindheit, jeder ein mordender Heros den kaum gebornen göttlichen Gedankenkindern. —

Sie sind diejenigen, von denen es in der Bibel heißt, dass sie zu fürchten sind, weil sie den Geist tödten. Sie sind wie Nachteulen, die mit Zagen den Sonnenstrahl erblicken, und denen es nur wohl wird in der Dunkelheit.

Doch das Reich der Finsternis ist nun zu Ende, das Licht der Freiheit hat sich nicht verhängen, und der Sonnenaufgang nicht verdrängen lassen von Purpurmänteln oder dunkeln Kutten, wir haben nun Pressfreiheit, und frei wie der Adler zur Sonne, so fliegt der Gedanke zur Unsterblichkeit.

Und hinab bis zu den letzten Tagen, die der schwächste Laut erlebt, der von deutschen Lippen tönt, bleibt der schöne Gedanke und das freie Wort, auf den Schultern der Ewigkeit getragen, ein unzerstörbar Denkmal von Geisteskraft und Männerwürde.

Drum jauchzen wir aus schwellender Brust: „Es lebe die Pressfreiheit!"

Wir haben uns des Namens „Deutsche" würdig gezeigt. Fast zermalmt von der Wucht der ungerechten, unnöthigen Lasten, hat die moralische Kraft uns stark und kühn gemacht, Erleichterung und Rechenschaft von denen zu verlangen, die sie uns bisher vorenthalten.

Wir hatten viel geduldet! Wir konnten Böses mit Bösem vergelten, wir haben vergeben und werden vergessen — wir konnten fordern, wir haben um unser gutes Recht gebeten! Kein Blut ist geflossen, und schon darum ist diese Katastrophe einzig in der Weltgeschichte. Unsere Väter haben gegen Napoleon und dessen Scharen mit Heldenmuth gekämpft, haben dem schon entthronten Kaiser sein Land mit ihrem Blute zurückerkauft, und was war der Lohn? Sie hatten sich vom fremden Joche freigekämpft, um sich dafür eigenes drückenderes aufzuladen.

Die Verfassung Österreichs war ein Geschwür in dem sonst gesunden Staatskörper, nun ist es aufgebrochen, und der Körper auf dem Wege der Besserung, ja schon fast ganz genesen. Darum jubeln wir freudig auf: „Es lebe die Constitution."

Das Volk ist mündig, denn auf dem Schlachtfelde wird man schnell alt; — wen die Jahre nicht gereift haben, der ist es dem Geiste nach: das Volk hat als sonderbares Omen die Aufführung von Bauernfelds „Großjährig" verlangt, und diese Großjährigkeitserklärung hat der geistigen Mündigkeit die letzte Weihe gegeben.

Jetzt aber vor allem — Vertrauen! Steiermärker, Österreicher, vertraut auf euch und eure Kraft; vertraut eurem Kaiser und jenen seiner Diener, welche sich eures Vertrauens nicht unwert machten. Vertrauen bringt Segen und Gedeihen, und die Himmelspflanze Freiheit wird unterm belebenden Sonnenstrahle des Vertrauens zur sternenküssenden Riesenpalme werden, die edle Früchte trägt, vor Stürmen schützt, und in deren Schatten sich's behaglich ruht!

Misstrauen aber ist das schleichende Gift Aqua Toffana, welches am Lebensmarke zehrt, den Geist verdummt und den Körper allmählich vernichtet. Misstrauen ist der Mehlthau, der die Pflanzen noch in ihrem Keime zerstört und die Hoffnungen des Gärtners auf Blüten und Früchte in kurzer Zeit so bitter täuscht!

Friede sei mit euch, seid einig, einig, einig! Lasst in diesem großen Zeitpunkte jede Feindseligkeit unter euch fahren, lasst die kleinen Zornesfunken zerstäuben vor der heiligen Flamme der Freiheit; bindet und vereinet uns alle ja Ein großer Zweck, wärmt uns alle Eine Sonne, und leuchtet uns allen Ein Licht: die Freiheit! —

Früher hieß es: „Fürst und Vaterland", jetzt heißt es: „Vaterland und Fürst", — und das ist die rechte Wortfolge. Der Fürst kann das Vaterland nicht beschützen, wohl aber kann das Vaterland einen undurchdringlichen Wall um die Brust des Landesvaters bilden.

Unser guter Kaiser hat nun erkannt, was seinem Volke noth thut, und hat es uns gegeben. Die Binde ist ihm von den Augen gerissen worden, er sieht, was

gefehlt hat; jene falschen Dolmetscher, welche die Bitten des Volkes als Dank ihm ausgelegt haben, sind verjagt; — keine Schranke gibt es mehr zwischen Volk und Fürst, die Herzen des Volkes klopfen am Herzen des Kaisers, ihre Freudenthränen fließen zusammen in einen heiligen Weihebronnen, der die Vergangenheit rein wäscht und die Zukunft segnend bethaut, — und Millionen rufen wieder freudig aus vollem Herzen: Es lebe unser Kaiser Ferdinand!

F. Sartori.

Welch ein Freudenrausch war in den Gemüthern! Wie versöhnlich, wie optimistisch im ersten Glücke! — Man sieht, die Revolution hatte sich hier noch keine Männer erzogen. Es waren Kinder. M.

Der Reichshund.

Ein Reiseabenteuer.

Unsrer Väter heißes Sehnen,
Deutschlands Einheit ist erstritten.

Uns're Brüder haben freudig
Für das Reich den Tod erlitten.

Uns're Enkel mögen walten,
Lang Erstrebtes zu erhalten."

Auf dem alten Marktplatz zu Leipzig, dessen Häusergiebel die Völkerschlacht von 1813 gesehen haben, steht aus Erz geformt das herrliche Siegesdenkmal für das, was vor achtundzwanzig und siebenundzwanzig Jahren geschehen ist. An drei Seiten des Sockels, auf dem die Germania steht, ist die obige Inschrift eingegraben. Hier, im Herzen Deutschlands, auf heiligem Boden der Befreiung von Fremdherrschaft, im Angesichte der ehernen Heldengestalten, die das Reich neu und groß aufgerichtet haben, wird mir, so oft ich davor stehe, anders ums Herz! Ich liebe sie ja nie und niemals, jene Siege, die mit schuldlosem Menschenblut erkauft werden! Aber wenn ein großes, altes Volk sosehr erniedrigt war, wie es das deutsche gewesen, und es rafft sich endlich so heldenhaft aus fremdem Banne und macht sich frei und einig, da kann keiner, in dessen Adern ein deutscher Blutstropfen kreist, gleichgiltig bleiben. Die Einigkeit eines Volkes ist ja doch sonst selbstverständlich? Bei den Deutschen nicht — durchaus nicht! Bei den Deutschen ist es ein ungeheures Wunder, wenn sie eins sind! — Aufschreien möchte man, in heißer Wonne jauchzen darüber, dass unser Volk so herrlich geworden ist vor aller Welt. Weil aber die löbliche Leipziger Polizei wahrscheinlich dagegen ernstliche Verwahrung eingelegt haben würde, wenn ein Steirer dort auf dem alten Platz anfienge zu jodeln und zu jauchzen, so blieb mir an jenem Abende nichts anderes übrig, als schweigend, heißen Herzens und vielleicht feuchten Auges noch

einen Blick auf das Denkmal zu werfen und sachte hinweg zu gehen. Um aber doch deutsche Art irgendwie zu bethätigen, gieng ich in das Restaurant Felsche und trank Bier. Die Helden von den Jahren Siebzig und Einundsiebzig haben so viel gethan, dass unserer nationalen Thatenlust kaum etwas anderes mehr übrig bleibt, als — viel Bier zu trinken!

Nach drei oder vier Stunden, es mögen auch fünf gewesen sein, als ich an den Thürpfosten glücklich vorüber wieder ins Freie schwamm — in die kühle, stillegewordene Vollmondnacht hinaus — war mein nationales Empfinden nicht schläfriger geworden, vielmehr sehr leidenschaftlich und ein wenig kraus. Ich suchte wieder den alten Platz mit dem Denkmal, konnte ihn aber nicht finden. Die Könige von Preußen und Sachsen dort, Bismarck und besonders Moltke waren durchaus nicht immer so stille gewesen, als sie jetzt sind, nachdem sie selbst das Erz geworden, mit dem sie einst so vernehmlich geknallt hatten. Und so fand ich wohl die Pleißenburg, den Westplatz, den Johannapark, aber nicht den alten Marktplatz mit dem Denkmal. Die elektrische Bahn, die ganz Leipzig nach allen Richtungen hin durchstreift, lag mit ihren im Monde glänzenden Schienen in starrem Schlummer da. Die Häusermassen standen so still und öde, wie die der verwunschenen Stadt im Märchen. Eines verspäteten Fußgängers Schritte wiederhallten laut in den Straßen, bis sie in der Ferne verklangen. Nachdem ich lange traumhaft so dahingetrottet war, weitete sich um mich ein freier Raum, er war mit Baumgruppen bestanden, deren Schatten wie schwarze Tücher dalagen auf dem mondlichen Silberreife des Rasens. Plötzlich stand ich vor einer hoch gegen Himmel reichenden Masse. Es war kein Baum, kein Gebäude. Da oben auf dem Felsenriff stand ein ungeheurer Mensch.

Es war das Bismarckdenkmal. Am ehernen Riesenmann spielte das Mondlicht. Neben der Gestalt des Germanenherzogs saß, sich auf die Vorderfüße stemmend, der Reichshund. Der einzige Hund, dem die Deutschen mit ein Denkmal gesetzt. — Als ich länger vor dem seltsamen Monumente stand, traten allmählich alle Einzelnheiten desselben hervor. Aus dem Felskoloss, der dem ehernen Fürsten als Sockel dient, hob sich eine zweite Menschengestalt ab. Ein massiger Mann mit dem Schurzfell, das, obschon es ebenfalls aus Erz war, gleichsam in den Lüften flatterte. Mit leidenschaftlicher Geberde springt dieser Mann den Felsen an und streckt, wie hilfesuchend, seine Arme empor nach Bismarck. Was hält er in der geschwungenen Hand? Einen Eichenzweig? Einen Baumast? Wie trotzig das verwitterte Angesicht, das schreiende Auge — es schreit ja, dieses fast wild dem Helden zugewendete Auge! Die bärtigen Lippen scheinen im inneren Sturm zu zucken. — Wer ist dieser Mensch, der aus demselben Erze wie Bismarck gebildet, zu ihm wie aus gefahrdrohendem Abgrunde emporstrebt? — Es ist der Mann aus dem Volke, aus dem Arbeiterstande — es ist das verkörperte Volk selbst. Ich hörte aus ihm zur Stunde den heißen

Schrei der Angst, der Empörung. Wir gehen zugrunde unter den Lasten des Soldatenstaates! Wir verderben unter der Ungerechtigkeit der Mächtigen, wir, das Volk der Arbeit, wir, die Kraft der Nation! — Starr und ehern steht Bismarck auf seinem Granite und schweigt. — Ich blicke mir die Gestalt des Arbeiters näher an. Die Erscheinung ist berückend. Diese Gesichtszüge! Die kommen mir bekannt vor! So wundersam bekannt vor! In meiner Jugend lebte in meinem Österreich, im Alpendorfe Fischbach, ein Rohschmied, ein wahrer Recke an Gestalt und Tüchtigkeit. Die Hufeisen zerbrach er mit der Hand. Sein leidenschaftliches Herz war wie ein glühender Eisenklumpen, aus dem die Schlacken flogen, wenn das Schicksal hämmerte. In Büchern belesen, wurde er zum Landboten gewählt. Des wilden Wortes mächtig war er. Und als im Sechsundsechzigerjahre der Krieg ausbrach, war es der sturmwetternde Schmied, der sich dagegen aufbäumte. Aber er musste fort mit den übrigen, — und bei Königgrätz ist er gefallen.

Und nun, am Fuße Bismarcks, stand er da, der Dorfschmied, wie finster dem Grabe entstiegen, so stand er auf dem Sprunge nach oben. Ich sah, wie seine gespannten Beine anhuben zu zucken. Seine aufgereckten Hände begannen zu zittern — plötzlich bewegte sich das Haupt, und von den Lippen sprang wüst und grell der Schrei: „Bismarck!"

Ich trat ein paar Schritte zurück und dachte: Nun geht etwas vor!

Durch die Gestalt des Arbeiters schien ein großes Schauern gefahren zu sein, alle Geberden wurden lebendig, und aus dem Munde scholl es neuerdings — wie ein Kanonenschlund klang die Kehle —: „Bismarck! Bismarck! — Den Einiger der Deutschen nennen sie dich. Als Einiger der Deutschen hast du hundert Denkmäler im Reich. Ich habe keins, und habe doch mein Leben dafür gelassen. Du bist für einen Nationalhelden gehalten worden und warst nur ein Staatsmann. Dein König war dir mehr als dein Volk! — Wir im Osten wollten eins sein mit unseren Brüdern hier. Du hast uns auseinandergerissen. Du hast die Einigung der Deutschen damit begonnen, dass du sie getrennt hast! Bismarck! Ich steige aus dem Grabe und fordere Genugthuung! Die Deutschen in unserem Osten, sie müssen dich hassen, für sie hast du nichts gethan. Du hast sie heimatlos gemacht. Sie und ihre deutsche Dynastie fremden Völkern ausgeliefert!"

Es war grauenhaft, wie sie sprach, diese Gestalt, aus Erz gegossen. Bismarck hoch oben wusste sich seiner Situation besser anzupassen; auf seinen Stock gestützt, den Schlapphut in der Hand, blieb er bewegungslos und schwieg.

„Bismarck, du hast uns getrennt!" rief noch einmal der Schmied und strebte flehend und drohend zugleich gegen den Fürsten empor.

Dieser bewahrte seine eherne Ruhe. Hingegen begann zu seinen Füßen der Reichshund lebendig zu werden. Zuerst begannen die Ohrenspitzen zu zucken, dann hob sich der große eckige Kopf, dann fletschte er die Zähne und knurrte gegen den Schmied herab. Er knurrte fort und fort,

und sein Knurren ward wie ein menschlicher Laut. Und dieser Laut ward zur menschlichen Stimme, und der Reichshund sprach: „Schmied aus dem Osten! Grrr... Gestatte, dass ich dir eine kleine Geschichte erzähle aus meiner eigenen Familie. Unser waren viele Mitglieder, große und kleine, gutmüthige und bissige, und die Verträglichkeit im Hundekobel ließ sehr zu wünschen übrig — grrrr... Unserem Herrn wollte das nicht gefallen und er beschloss, einen neuen, besseren Kobel zu bauen, hoffend, dass die größere Geräumigkeit und Bequemlichkeit die Familienmitglieder zueinander verträglicher stimmen würde. Während er aber mit kundiger Hand den Kobel baute, war einer, der dabei fortwährend keifte und nach seiner Hand schnappte. Das trieb er so lange, bis der Herr den Ungeberdigen an der Rückhaut fasste und hinauswarf aufs freie Feld, um unbehelligt den Kobel fertig bauen zu können. Grrrr... Doch wird die Zeit... Grrrr... grrr..." Die Sprache des Reichshundes gieng wieder in ein Knurren über, das Knurren wurde schwächer und verstummte.

Es war auch höchste Zeit. Ich suchte schon nach einem Stein. — Da fasste mich plötzlich jemand am Rockkragen: „Herr! Was machen Sie denn da? Hier ist kein Platz, die Räusche auszuschlafen. Auf! Es kommt Militär, sehen Sie nicht? Gehen Sie nach Hause!"

Ein Polizeimann war's. Und nun stellte es sich heraus, dass ich die Straße vor dem Bismarckdenkmal zu meiner Schlafstätte erkoren gehabt hatte. Von der Stadtseite her rollten Trommeln, Soldaten marschierten im Morgengrauen aus zur Feldübung. Endlos waren die Reihen Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Waffenwägen, Menagewägen, Sanitätswägen. Auch die Nebenstraßen überfüllt von Soldaten, überall, so weit das Auge flog. Militär und Militär, als sollte bei Leipzig eine neue Völkerschlacht stattfinden. So sieht in diesem Reiche der Frieden aus....

Das arme Poetenherz besann sich auf seine Heimat in den stillen Bergen. Dort geht's im Kriege fast noch friedlicher her, als hier im Frieden. Kehre heim in dein schönes, altes Österreich. Hüte dort die deutsche Art in Gesittung und Treue. Deine deutsche Scholle und deinen deutschen Fürsten, schütze sie tapfer gegen den Übermuth fremder Völker. Dein Vaterland war seit alten Zeiten ein Bollwerk dem deutschen Volke gegen die Feinde in Ost und Süd, und das soll es bleiben. Das ist seine große Mission, ein Leben und Sterben auf dem Walle. So erwirbst du dir, du Deutscher in Österreich, größere Verdienste um dein Volk, als lebtest du unangefochten mitten unter ihm. So erwirbst du dir dreifach das heilige Recht auf die sittlichen und geistigen Güter deiner Nation, die deines Herzens Heimat ist. — — —

Das Bismarckdenkmal leuchtete im Morgenroth. Der Reichshund knurrte nicht mehr. Der Rohschmied blickte in thatbereiter Begeisterung zum Fürsten auf und Bismarcks Antlitz schaute zu mir herab mit einer Miene, gleichsam zustimmend: Kehre heim in dein Österreich! R

Eins im Andern.

Ich möchte das Eine nicht missen
Und lass mir das And're nicht rauben.
Den Alten war Glauben ein Wissen,
Uns ist das Wissen — ein Glauben.

R.

Literarischer Hader.[1]

In der Lesegesellschaft meines Wohnortes liegen auf einem besonderen Tische die Broschüren. Wochen vergehen zuweilen, ehe ich Muße finde, mich mit ihnen zu befassen; so oft das aber geschieht, treffe ich zu meinem Erstaunen regelmäßig eine Streitschrift gegen eine literarische Persönlichkeit von Namen. Heute muss Baumbach, Julius Wolff oder Ebers herhalten, morgen Blumenthal, übermorgen Lindau, ein anderesmal sogar Paul Heyse oder Wildenbruch; mitunter werden wohl auch die Schriftsteller rottenweise abgeschlachtet, den Musen zum Namenstag. Mein Register ist, wie der Leser bemerkt, weit entfernt davon, vollständig zu sein, indessen genügt mir dasselbe schon im Übermaß, um mich befremdet nach der Ursache dieser Bissigkeit zu fragen. Ich sehe gar wohl ein, dass die Herren Verfasser in guten Treuen, um der Sache willen, im Namen des Geschmackes und der Poesie sich ereifern, allein ich kann nicht begreifen, was Geschmack und Poesie dabei gewinnen, wenn ein Schriftsteller den andern in die Waden beißt. „Wir müssen den falschen Größen die Maske herunterreißen, damit das Publicum ihr wahres Angesicht sehe“, so lautet jedesmal die Entschuldigung. Allein abgesehen davon, dass es eine unmanierliche Art des Demaskierens ist, wenn man dem Nächsten die Haare mitausrauft, gestatte ich mir den streitbaren Herren Verfassern einfach nicht zu glauben, dass ein einziger unter unsern Schriftstellern eine Maske trägt. Sie schreiben und dichten vielmehr wie sie es können und vermögen, jeder nach seinem Talent, und zwar meistens mit einem Talent, das denn doch über dasjenige der geharnischten Heißsporne weit hinausragt, da die letzteren kaum über eine geziemende Sprache verfügen.

Mich dünkt, man sollte sich ein- für allemal darüber verständigen, ob ein Mensch dadurch, dass er ein Theaterstück aufführen läst oder ein

[1] Aus den „Lachenden Wahrheiten“ von Karl Spitteler.

Buch veröffentlicht, die Pflicht übernimmt, wenigstens zwanzig Jahrhunderte zu erleuchten. Wenn ja, gut, dann schließe man unsere literarischen Verkaufs- und Schaubuden und erlabe sich fortan einzig an der philologischen Textkritik der Classiker. Wenn aber nein, dann begreife ich nicht, was uns hindern sollte, an jedem Talent in seiner Art Freude zu empfinden und ihm seinen Erfolg zu gönnen, selbst wenn der letztere weit über das Verdienst hinausreichen würde. Das Publicum hat seine Launen und seine Lieblinge und wird dieses Vorrecht bis ans Ende der Tage behalten; ich gebe zu, dass es sich seine Lieblinge nicht durchaus nach ihrem literarischen Wert aussucht, ich gebe ferner zu, dass es besser wäre, wenn es anders wäre; allein ich vermag in diesem Übelstand keinen passenden Anlass zu unpassenden Streitschriften zu finden, welche oft einem Pamphlet verzweifelt ähnlich sehen; ja noch mehr, ich kann den Übelstand nicht einmal für wichtig halten. Indem ich das sage, wird mich schwerlich jemand der Parteilichkeit verdächtigen, da ich wahrlich nicht zu den Lieblingen des Publicums gehöre. „Aber die falschen Tagesgötzen versperren ja dem wahren Talent den Weg!“ Wohl uns Unbekannten, wenn uns nichts anderes im Wege stände, als die zwanzigste Auflage eines Baumbach oder die hundertste Aufführung eines Blumenthal! Aber selbst angenommen, dergleichen stände uns im Weg, so würde es sich immer noch fragen, ob es schön und wohlanständig sei, die Bahn mittelst literarischer Kesseltreiben frei zu machen.

Kurz, je länger ich den Eifer gegen die „falschen Tagesgötzen“ beobachtete, desto mehr befestigt sich meine Überzeugung, das Heilmittel sei schlimmer als die Krankheit. Den Geschmack des Publicums hat noch niemand durch Knüttel gebessert, sondern mittelst schöner Werke; übrigens wäre es ein Glück, wenn es keinen schlechteren Geschmack gäbe, als denjenigen des Publicums, ich wüsste schlimmere Geschmackssorten zu nennen. Hingegen thut der heftige Hader von Schriftstellern gegen Schriftsteller, selbst wenn er eine principielle Fahne schwingt, unfehlbar der Würde des Standes Abbruch. Wie können wir denn verlangen, dass uns jemand achte, wenn wir einander selber nicht achten, wenn es bald keinen einzigen lebenden Schriftsteller mehr gibt, dem nicht schon von irgend einem Landsknecht der Musen „die Maske heruntergerissen“ worden wäre? Es gibt ein altes bewährtes Mittel gegen den Ärger, welchen einem die angebliche Unzulänglichkeit eines andern verursacht: besser machen. Wem dieses Mittel zu theuer ist, der darf und soll zwar an den Lieblingen des Publicums Kritik üben, wie er es versteht, und wie er es für gerecht hält, allein im Tone der Höflichkeit, ja, ich wage sogar zu fordern, der Achtung.

Der Taschendrucker-Sepp.

Ein leuchtendes Beispiel der Sparsamkeit.

Das ist ein sonderbarer Kauz gewesen, dieser Taschendrucker-Sepp. Wer ihn gekannt hat, der vergisst ihn nicht mehr, hat sich entweder weidlich über ihn geärgert, oder derb über ihn gelacht. Beides mit Unrecht, der Sepp ist ein braver Mann gewesen, der hat niemand etwas in den Weg gelegt.

Der hat allweg seine Hände auf die Taschen gelegt, hat sie wohl sorglich zugedrückt, dass nichts hat herausfallen mögen.

In des Bettlers Hand hat er — aufrichtig gesagt — nichts gedrückt; die Bettler, das sind so Leut, die alles, was sie zu schenken kriegen, gleich wieder verzehren. Seinen eigenen Magen hat er schreien lassen und hätt' ihn am liebsten mit Baumwolle verstopft — Aber nicht ein einzig Pfündlein verschenkt der Kaufmann, dieser Geizhals. Sein Kleid ist voll Flicken gewesen und jeder Flicken hat eine andere Farbe gehabt; auf Gassen und Straßen hat er die Fetzen zusammengesucht und sich daraus einen Rock genäht; denn so ein Schneider — 's ist nicht zu glauben, was diese Leute eigennützig sind — will für jeden Faden und Stich bezahlt sein.

Man hat eine Weile gemeint, der Sepp sei demnach ein blutarmer Teufel, oder ein gewaltiger Geizfilz. Das war beides nicht richtig, denn als sie einst in der Dorfkirche einen Opferstock aufgerichtet hatten, da hat der Sepp — der Taschendrucker-Sepp — etwas gethan, was für alle Zeiten im Pfarrbuche aufgeschrieben bleiben wird: da hat der Sepp vier halbe Kreuzer in den Opferstock geworfen

Allfort ist es ja die Kirche gewesen, die von allen sündigen Menschen, selbst von den größten Geizhälsen, willig und duldsam Geld angenommen hat. Abgesehen von den zahllosen Pfenningen, die barfuß nach Rom wallfahren, setzt die Kirche eine kleine Steuer sogar auf das Sterben, um die Menschen von dieser höchst verderblichen Gewohnheit möglichst abzuhalten.

Und das Sterben, das war es ja besonders, was unserem Sepp sehr oft und arg Kopfzerbrechen machte.

Da besaß er, durch die vielen Jahre her redlich erworben, zwei Paar Strümpfe. Diese Strümpfe waren voll von harten Thalern. Und

auf derselben Welt, in welcher diese Strümpfe existierten, herrscht auch der grausame Tod, der noch dazu — nach Sepps Dafürhalten — ein Lump sein muss, weil er seit allem Anfange, da er mit der Sense hantiert, sich nicht einmal auf ein Beinkleid, geschweige für einen leeren Strumpf was erspart hat. Sepp hatte denn sehr wenig Sympathie für den Tod. Und sonst auch: da soll einer auf einmal seine Thalerstrümpfe verlassen, soll sich hinlegen, soll sich die Fäuste aufdrehen und die Taschen aussuchen lassen, auf dass sie einen dann in die Erde verscharren wie ein altes Silbergeld, das kein Mensch mehr findet. Und dabei verschwenden sie Wachskerzen und Weihrauch und schleifen den Glockenstrick ab, und das alles, weil — ja, man weiß gar nicht, warum.

Der Sepp war weislich auch sehr sparsam mit seinem Athem, dass dieser ihm ja nicht zu früh ausgienge; gar mit der Haut, dass sie sich nicht vor der Zeit abnützte; und fand er in seinen Locken ein graues Haar, so rupfte er sich's sogleich aus, damit der Tod, gieng er vorüber, nicht daran zupfen und zuletzt etwa gar ernstlich anfassen konnte.

Dem Arzte wich der Sepp sorgsamst aus; das ist auch so einer, der weniger auf seiner Patienten Gesundheit frägt, als nach ihrem Silbergeld.

Einmal aber, als der Bader des Weges vorbeischritt, gieng ihm der Sepp doch zu, zog höflich seine Lederhaube vom Kopf und sagte: „Der Herr Doctor ist ein kreuzbraver und gutherziger Mensch, man hört ihn überall loben, jetzt — eine Frage ist frei: ein guter Rath für mich, thut er was kosten?“

„Ein Rath kostet nichts“, antwortete der Bader.

„Nachher wohl, nachher wär's schon recht“, versetzte der Sepp erleichtert, „schau der Herr Doctor, jetzt weiß ich halt nit, was das ist: in meinem Magen gibt's mir keine Ruh bei Tag und Nacht, und so eine Mattigkeit verspür ich, und der Stuhl ist auch rechtschaffen schwach, und die Zähn' thun mir so schwitzen!“

„Wie steht's mit dem Appetit?“

„Der wär' schon recht passabel, recht passabel!“

„Was genießt denn der Sepp für eine Nahrung?“ frug der Bader weiter.

„Uh mein, das Essen ist häufig genug, häufig genug“, antwortete der Sepp, „der Herr Doctor weiß ja, bei unserem Wirt geht's verschwenderisch zu; aus den Knochen, die sie in den Hof vor den Hundskobel werfen, koch ich mir eine prächtig gute Suppen!“

„Jetzt weiß ich, was dem Sepp fehlt“, sagte der Bader, „dem Sepp fehlt jeden Tag ein gut Stück Braten und ein Glas Wein.“

Nach diesen Worten gieng er davon.

Der Sepp sah ihm knirschend nach: „da prahlt er, sein Rath thät nix kosten! Mit dem geizigen Wirt hält er's; ausziehen wollen sie unser-

einen, diese Blutsauger. Braten und Wein bei dieser Zeit! Lieber Gott, wie gerecht hast du den reichen Prasser bestraft!"

Aber Sepps Zustände wurden ärger, immer ärger. Hundertmal zählte er seine Thaler, es half nichts mehr. Und was er auch frisches, kräftiges Quellwasser trank — es half nichts — die Schwäche nahm zu.

Wankte er eines Tages am Friedhofe vorüber; da drinnen machte just der Todtengräber ein Grab.

„Ist eine recht lockere Erden", redete ihn der Sepp an.

„Jetzo passiert's", versetzte der Gräber, „aber im Winter!"

„Bei solchen Arbeiten müssen einem die Gedanken an eitel Weltgüter wohl rein vergehen", sagte der Sepp, schlau berechnend, „was nehmt Ihr für so eine Grube?"

„Sechs Zwanziger werden wohl nicht zu viel sein," antwortete der andere.

Da schwieg der Sepp und schüttelte traurig sein Haupt. Dann nahte er dem Todtengräber und zutraulich flüsterte er ihm ins Ohr: „Bin recht gesund, bei Kräften und noch in den besten Jahren; das heut ist nur so eine kleine Mattigkeit, bin viel herumgestiegen, hab' wenig geschlafen; Sorgen hat einer auch. Was meint Ihr aber, muss es für mich auch einmal sein, das da?" Er deutete auf die Grube.

„Kunnt ausbleiben —"

„Gelt!" rief der Sepp, „schau, das denk ich mir halt auch."

„Wenn's so eingerichtet wär'," fügte der Todtengräber bei, „aber der Herrgott hat's schon recht gemacht, unsereiner will doch auch leben."

„Ja, mein Gott", murmelte der Sepp schaudernd, „unsereiner halt auch. — — Glaubts mir's nit, wie ich das thu fürchten!"

„Nu, nu!" tröstete der andere. Aber dieser Trost war unserm Sepp schier zu gering.

„Sterben müssen wir alle", fügte der Todtengräber bei.

„Ist leicht gesagt," versetzte der Sepp und zog fiebernd die Schultern ein — „freilich wohl, sterben — sterben! Wenn's nichts thät kosten!"

Der Todtengräber schaufelte weiter.

Es gieng mit unserem guten, sparsamen Taschendrucker-Sepp noch eine Weile so hin — eines Tages aber strebte ihm des Wirts neuer Kettenhund nach dem Leben, der verweigerte ihm nämlich die Knochen.

Nicht lange darauf gieng der Sepp zur Nachbarin und sagte ihr, er habe einen recht guten, haltbaren Suppentopf, nur der Henkel sei ein wenig angesprungen, und deswegen gäbe er ihn billiger, als beim Hafner sonst ein neuer gekauft werde. Drei Groschen sei kein Geld, ob sie den Topf dafür nehme?

Sie gab ihm drei Groschen und ließ ihm den Topf: da gieng er mit diesem zur zweiten Nachbarin, die gab ihm auch drei Groschen, nahm den Topf und verschenkte ihn an ein Bettelweib.

Von derselben Zeit an war der Mann verschwunden. Nichts, gar nichts hatte er in seiner gemieteten Kammer zurückgelassen, als den leeren, zerwirrten Strohbund, auf dem er geschlafen. Vergebens suchte man in diesem Stroh nach der etwaigen Hinterlassenschaft. —

Nach Jahren fand man in einer unwirtlichen Felsenschlucht zufällig das Gerippe eines Menschen und daneben zwischen halbverwesten Wollenlappen einen Haufen Silbergeld.

Das Geld floss der Gemeinde zu, das Gerippe aber — wäre der Taschendrucker-Sepp dagewesen, er hätte es an einen Beinwaren-Drechsler verkauft.

Aber das Gerippe war ja das des Taschendrucker-Sepp, der in die Wildnis gieng, um die Todtenschaugebür und die Leichenkosten zu ersparen.

Er hat sie erspart, und seine dankbare Erbin, die Gemeinde, stellt ihn, den Taschendrucker-Sepp, ihren Kindern und Kindeskindern als abschreckendes Beispiel des — Geizes auf.

Almsagen und Almmärchen
aus dem bayrischen und steierischen Hochland.

Mitgetheilt von **Alfred Hofmann.**

1. Die drei steinernen Jungfrauen.

Bei Berchtesgaden auf dem Kirnberge kann der Wanderer drei steinerne Jungfrauen sehen; es sind gottlose Sennerinnen, die hier in Stein verwandelt wurden, weil sie, während unten in der Kirche des Thales zur Wandlung geläutet ward, dort oben in weltlicher Eitelkeit ihr Haar gekämmt hatten.

2. Die steinerne Agnes.

Ganz andere Bewandtnis hat es mit der steinernen Agnes auf dem Lattengebirge bei Reichenhall. Sie war eine ebenso fromme, als schöne Sennerin, welcher der Teufel nachstellte. Um sie vor diesen Nachstellungen zu schützen, ward sie auf ihr Gebet in den Himmel entrückt; dem Satan aber ließen die himmlischen Mächte eine steingewordene Sennerin.

3. Die Mordau-Alpe.

Von der Mordau-Alpe, die im Berchtesgadener Ländchen ostwärts unter dem Kamme des Lattengebirges gelegen ist, geht folgende

Sage. Im Jahre 1382 hauste da eine schöne Sennerin, die aber ungetreuen Herzens mehrere Liebhaber hatte. Damals war Herzog Friedrich von Bayern mit kriegerischer Macht ins Berchtesgadner Land gefallen; ein Schatz der Sennerin stieg hinauf zu ihrer Alm, um sie vor dem andringenden Kriegsvolke zu warnen, sie aber schickte den Getreuen fort, weil sie mit einem andern ein Stelldichein verabredet hatte. In der nächsten Nacht war die Treulose sammt ihrem neuen Buhlen von einem Haufen rohen Kriegsvolkes erschlagen — seitdem führt die Alpe den Namen Mordau.

4. Das Götzenbild.

Eine ganz merkwürdige Sage kann man auf den Almen in der Umgebung von Schleching vernehmen. Dort sollen übermüthige Sennerinnen einst ein Götzenbild aus einem Baumstamme geschnitzt und mit Milch und Butter gefüttert haben, bis der Götze in einer Nacht lebendig ward und seine Urheberinnen um das Dach der Sennhütte schlug, dass sie zerschmetterten.

5. Die wildernde Schafdirn' bei Partenkirchen.

Auf dem Weideplatz an der Angerhütte sollte einst eine Dirne Schafe hüten. Statt auf dieselben zu achten, gieng sie dem Wildern nach, hatte sich aber oben in den Schrofen „derfallen"; jetzt muss sie zur Strafe umgehen und zur Nachtzeit in und um die Hütte rumoren.

6. Der Wolf im Hochgebirge.

Einst hatte eine Sennerin im bayrischen Hochland einen bösen Traum. Es erschien ein Wolf im Hochgebirge, brach in ihre Herde, vertilgte Stück um Stück des Viehs und zerriss endlich auch sie. Mit einem lauten Schrei erwachte die Dirne und gelobte, zum Birkenstein wallfahrten zu gehen, um das Unglück, das ihr nach diesem Traume bevorstand, von sich und ihrer Herde abzuwenden. Sie übergab die Hütte der Obhut einer Nachbarsennerin und führte ihr Gelübde aus. Auf dem Wege begegnete ihr ein Holzknecht, der sie nach der Ursache ihrer Wallfahrt fragte. Als sie ihm den Grund nannte, verspottete er das Mädchen und gieng lachend seines Weges. Er war aber noch nicht lange gegangen, als plötzlich ein ungeheurer Wolf erschien, über ihn herfiel und ihn zerfleischte. Die Sennerin dagegen kam wohlbehalten und unangefochten nach Birkenstein, und, nachdem sie dort geopfert und gebetet, ebenso glücklich wieder nach ihrer Hütte zurück. Der Wolf ließ sich nie in der Nähe der Alm sehen.

7. „Die übergossene Alp" am Königsee.

Genau dieselbe Sage, welche sich an die Blümlisalp des Berner Oberlandes knüpft, wird auch von dieser Alm erzählt. Sennerinnen hatten durch den übergroßen Reichthum der gesegneten Alp zu frevlem Übermuth

sich verleiten lassen und namentlich die köstliche Gottesgabe, Butter und Käse, hatten sie in schnödester Weise missbraucht; da ward mit einemmale die ganze Alp verschüttet, und Schneefelder und wildes Gestein bedecken fortan die Gehänge, auf welchen vordem das Vieh seine üppige Grasung gefunden hatte.

8. Der Splitter im Fuß.

Eine Sennerin auf einer einsamen Alm vernahm nachts um zwölf Uhr eine ganz bezaubernde Musik über ihrer Hütte. Um dieselbe recht genau zu hören, verließ sie ihr Lager und stieg barfuß hinauf unter das Dach, damit sie kein Geräusch verursachte. Aus Furcht, das wilde Heer, das in der Mitternachtsstunde umherzieht, könnte sie mitnehmen, verkroch sie sich hinter einem Holzhaufen und horchte gierig auf die liebliche Musik, die immer näher kam. Als das wilde Heer aber an ihr vorüberzog, that sie unwillkürlich einen Schritt vorwärts und stieß sich in der Dunkelheit einen auf dem Boden liegenden starken Holzsplitter in den nackten Fuß. Dann hörte sie noch ein Krachen und Prasseln, und alles war vorüber, nur der Splitter blieb ihr im Fuße stecken. Mit aller Anstrengung konnte sie ihn nicht herausziehen. Da rieth ihr ein altes Weiblein, die Dirne solle sich übers Jahr, in derselben Nacht und zur selben Stunde, wieder barfüßig unter dem Dache einfinden und sich hinter dem Holzhaufen verstecken. Diese that es, vernahm alsbald, wie im vorigen Jahre, die wunderliebliche Musik, hörte das wilde Heer immer näher auf sie zukommen und bemerkte, wie einer aus dem Heere auf sie zutrat und ihr den Splitter aus dem Fuße zog. In der Folge blieb die Dirne immer fein still in ihrem Bette liegen, wenn das wilde Heer daherkam, und gieng — wenn sie Holz holte — stets in Pantoffeln auf den Boden, damit ihr Fuß nicht wieder verletzt würde. Es geschah ihr auch nie mehr ein Leid, weil sie sonst eine brave und fleißige Magd war.

9. Die Schmugglerin.

Einer andern Sennerin an der bayrisch-tirolischen Grenze ist es weit schlimmer ergangen. Diese hielt es mit den Schmugglern und nahm an deren nächtlichen Paschereien theil. Wie sie nun einst bei Nacht aus Tirol wieder nach Bayern hinübergehen wollte, hörte sie auf einmal einen ohrenzerreißenden Lärm. Sie legte sich augenblicklich mit kreuzweis vor die Brust geschlagenen Armen in einen Graben am Wege, wurde jedoch von dem wilden Heere mit fortgenommen, zwei Stunden weit durch die Lüfte, und fiel neben einem Wegkreuze herab, wo sie Holzknechte todt liegen fanden.

10. Die geizige Sennerin.

Auf eine Alm, auf der das üppigste Gras wuchs und die fettesten Kühe weideten, kam der Herr einmal als Armer und bat um ein Stück

Brot, doch die geizige Sennerin reichte ihm statt dessen einen Stein. Kaum hatte sich der Herr von der Alm entfernt, so fieng es an zu schneien, und alsbald war die ganze Alm mit Kühen und Sennerin eingeschneit, und alles musste erfrieren. Bis auf den heutigen Tag nennt man's die verwünschte Alp.

11. Die Grasmägde.

Christus wanderte einst durch das Hochland und besuchte auch die Almen. Da traf er eine grasende Sennerin und fragte sie, ob es heuer viel Gras gäbe. Die Dirne fluchte, dass es nicht regne und fügte bei: „Wenn nur der Teufel einmal regnen ließe!" Darauf gieng der Herr des Weges weiter und begegnete einer andern Sennerin, welche er mit denselben Worten anredete. Diese erwiderte: „Wenn nur unser Herrgott einmal einen Regen schickte!" Da fiel sofort Regen auf ihre Wiese; die fluchende Dirne aber ward in einen Stein verwandelt.

12. Der Teufel als Bräutigam.

Auf einer Alm war einst eine Sennerin, die liebte einen Jäger. Wenn die Dirne ins Gras gieng, kam er aus dem Walde heraus und gieng mit ihr auf die Alpenmatte. Wenn sie nun ans Sicheln wollte, sprach er: „Lass nur gut sein, liab's Dirndl!" zog sie nieder ins Gras, lachte und liebelte mit ihr, und wenn's dann Zeit zum Nachhausegehen war, hatte die Sennerin nichts mehr zu thun, als das Gras einzuraffen, geschnitten war's schon. Das trieb sie eine Zeit lang, dann erzählte sie's einmal ihrer Bäuerin, als sie mit Butter zu Thal stieg. Die dachte, es könnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und wendete sich an den Pfarrer. Dieser befahl der Dirne, sie sollte einmal wie zum Spass dem Jäger den linken Stiefel ausziehen. Das that sie und gewahrte mit Schrecken einen Bocksfuß. Der Jäger war der Teufel. Als dies der Pfarrer erfuhr, gab er ihr zwei Kräuter, die musste sie, so ihr das Leben lieb war, auf dem Herzen tragen. Der Jäger ließ sich nicht wieder sehen, wenn die Dirne zum Grasen gieng. Um Mitternacht aber sah man ihn oft um ihre Hütte streichen, wo er jammerte:

„Weireutla und Mireutla
Bringt mich um mei' schön's Bräutla!"

13. Geisterspuk auf der Alm.

Auf einer Alm sah man jedes Jahr im Herbst einen weiblichen Geist von der Ebene auf den Berg zu gehen. Er trieb ganz hastig eine Kuh und ein Kälblein vor sich her. Am Berge angelangt, stürzte das Kälblein hinunter, die Kuh stürzte nach. Kaum aber war dies geschehen, so erblickte man den Geist wieder auf der Ebene, dem Berge zueilend, und die Kuh

mit dem Kälblein vor sich her treibend. Am Berge angelangt, stürzte das Kälblein wieder herunter, und die Kuh stürzte nach. Der Geist war eine Sennerin, die früher auf dieser Alm gewirtschaftet und auf das Vieh nicht genügend Obacht gegeben hatte, so dass einst eine Kuh und ein Kälblein sich verstiegen und in eine Schlucht fielen. Zur Strafe muss die Dirne als Geist umgehen. —

Auf einer anderen Alm kann niemand wohnen, auch nicht übernachten vor lauter Unruhe. Man benützt sie nur als Heustadel. Einst wagten es sechs muthige Burschen, die Hütte zu besuchen. Sie lagerten sich oben auf dem Heustock. Nachts um zwölf Uhr kam ein Geist und fieng zu käsen an. Als er damit fertig war, gieng er in den Stall, um die Kühe auszutreiben. Wie die Burschen vorher das Feuer prasseln und das Milchgeschirr hin- und herlegen gehört hatten, so hörten sie jetzt die Ketten von den Hälsen der Kühe wegfallen und sämmtliches Vieh aus dem Stalle hinaustrappen. Auf einmal, als kaum der Tag graute, wurden alle sechs vom Heustock herab und vor die Hütte geworfen. Sie standen auf und erzählten sich gegenseitig, was sie während der Nacht gesehen und erfahren hatten. Und alle stimmten genau überein. In dieser Hütte war ehedem eine Sennerin, die durch zu langes „Fensterln" mit ihrem Geliebten stets ihre Arbeit versäumte, deshalb musste sie geistern. —

In einer dritten Sennhütte kam jedesmal am Abend, wenn die Sennerinnen sich ans Fenster setzten, ihre Abendkost bereiteten und verzehrten, ein Geist an den Herd hin, ganz so gekleidet, wie andere Sennerinnen, und setzte sich an seinen bestimmten Platz. Dieser Platz wurde immer offen gelassen. Der Geist that niemandem etwas zuleide, nur einmal, da eine kecke Dirne es wagte, sich an den Platz der Unbekannten zu setzen, behauptete der Geist sein Recht. Sie ward auf einmal von unsichtbarer Hand über den Stuhl hinab und gegen das Feuer hin geschlagen, so dass sie überpurzelte. Sogleich war auch der Geist an seinem Platze. Die Dirne hatte nie mehr Lust, dem Geist seinen Platz streitig zu machen.

14. Das weiße Brot.

Einst war auf einer Alm eine fromme Sennerin. Eines Tages verlief sich eine Kuh aus ihrer Herde, und sie konnte dieselbe nicht wieder finden. Emsig streifte sie durch Busch und Wald, erklomm manche Höhe und rief nach allen Seiten hin, umsonst, das Thier blieb verloren. Indes war der Tag zur Neige gegangen; die Sorge um das anvertraute Gut ängstigte sie, das lange Umherwandern hatte sie ermüdet. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen und bestieg in gläubigem Vertrauen einen Fels. Dort warf sie sich auf die Knie und flehte, der Herr möge ihr das Verlorene wieder finden lassen. Nach dem Gebete schlief sie ein und erblickte im

Traume den Ort, wo die Kuh sich befand. Die Freude erweckte sie, sie eilte nach dem bezeichneten Orte und — fand das Thier. Da erkannte sie die wunderbare Gnade, die ihr der Herr erwiesen, und ohne sich durch Speise zu kräftigen, eilte sie mit dankbarem Herzen auf den Fels zurück. Und sieh'! Auf dem Steine, wo sie zum Dankgebete kniet, liegt ein schönes weißes Brot; es war ihr zur Erquickung beschieden.

15. Das grüne Männchen.

Zwei Sennerinnen giengen einst, Gras zu holen. Da bemerkten sie vor sich etwas Lebendiges. In einer Entfernung von vier bis fünf Schritten saß ein grünes Männchen auf einem Steine und sah den beiden Mädchen zu. Es war von Angesicht hübsch und freundlich, die beiden Arme hatte es übereinander gelegt, den Oberleib vorwärts gebeugt. Staunend, doch ohne Furcht betrachteten die beiden das grüne Männlein, wagten jedoch nicht, es anzusprechen. Endlich sprach es selbst zu ihnen mit lieblich klingender Stimme:

„Erzähl' keinen Traum und bäh' kein Brot,
So hilft dir Gott aus jeder Noth." —

In derselben Gegend sah eine andere Sennerin, die sehr besorgt war, ein solches Männchen bei einer Quelle stehen und trinken; und es trank, ohne aufzuhören, fort, bis die Dirne, die auch zur Quelle wollte, des Wartens überdrüssig, den Berggeist mit scharfen Worten fortwies. Da sprach dieser zu ihr: „Wüsstest du, wer ich bin und was ich weiß." — „Was wirst du denn wissen, kleiner Knirps? Packe dich!" erwiderte sie. Darauf der Berggeist: „Durchsuche deine Taschen, darinnen wirst du drei Äpfel finden." Ungläubig den Kopf schüttelnd, sprach das Mädchen zu ihm: „Hätt' ich Äpfel bei mir, so hätt' ich sie längst gegessen. Auf dieser Höhe wachsen keine Äpfel!" Doch griff sie unwillkürlich in ihre Tasche und fand zu ihrem Erstaunen drei Äpfel. Da überfiel sie der Schreck, es schwanden ihr die Sinne, und sie glitt ohnmächtig zur Erde nieder. In diesem Zustande wurde sie von Holzknechten gefunden und nach ihrer Almhütte getragen.

(Schluss folgt.)

Billigkeit — Gerechtigkeit.

Jeder soll billig sein für sich; das ist menschlich, das ist schön: aber alle müssen gerecht sein gegen alle; das ist nothwendig, sonst kann das Ganze nicht bestehen. Der billige Richter ist ein schlechter Richter, oder seine Gesetze sind mehr als gewöhnlich mangelhaft. Die Billigkeit des Richters wäre ein Eingriff in die Gerechtigkeit. Zur Gerechtigkeit kann, muss der Mensch gezwungen werden; zur Billigkeit nicht: das ist in der Natur der Sache gegründet. Wo die Parteien billig sein wollen, handelt der Richter nicht als Richter, sondern als Schiedsmann. Die Gerechtigkeit ist die erste, große, göttliche Cardinaltugend, welche die Menschheit weiter bringen kann. Nicht die Gerechtigkeit, die in den zwölf Tafeln steht und die nachher Justinian lehren ließ. Wenn du Gerechtigkeit in den Gesetzen suchst, irrest du sehr; die Gesetze sollen erst aus der Gerechtigkeit hervorgehen, sind aber oft der Gegensatz derselben. Du kannst hier, wie in manchem unserer Institute, schließen: je mehr Gesetze, desto weniger Gerechtigkeit; je mehr Theologie, desto weniger Religion; je längere Predigten, desto weniger vernünftige Moral. Mit unserer bürgerlichen Gerechtigkeit geht es noch so ziemlich; denn die Gewalthaber begreifen wohl, dass ohne diese durchaus nichts bestehen kann, dass sie sich ohne dieselbe selbst auflösen: aber desto schlimmer sieht es mit der öffentlichen aus; und mich däucht, wir werden wohl noch einige platonische Jahre warten müssen, ehe es sich damit in der That bessert, so oft es sich auch ändern mag. Dazu ist die Erziehung des Menschengeschlechtes noch zu wenig gemacht, und diejenigen, die sie machen sollen, haben zuviel Interesse, sie nicht zu machen, oder sie verkehrt zu machen. Sobald Gerechtigkeit sein wird, wird Friede sein und Glück: sie ist die einzige Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Großmuth, Menschenliebe, Gnade und Erbarmung genug im einzelnen, bloß weil wir im allgemeinen keine Gerechtigkeit haben. Die Gnade verderbt alles, im Staate und in der Kirche. Wir wollen keine Gnade, wir wollen Gerechtigkeit; Gnade gehört bloß für Verbrecher, und meistens sind die Könige ungerecht, wo sie gnädig sind. Wer den Begriff der Gnade zuerst ins bürgerliche Leben und an die Stühle der Fürsten getragen hat, soll verdammt sein, von bloßer Gnade zu leben; vermuthlich war er ein Mensch, der mit Gerechtigkeit nichts fordern konnte. Aus Gnaden wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen.

Seume.

Wie's einem geht, wenn man kein Bier mehr trinkt.

Ehe ich dir, mein lieber Leser, mein Schicksal erzähle, will ich dir mittheilen, wie ich auf den seltsamen Einfall gekommen bin, dem Alkohol Valet zu sagen und an meiner eigenen Haut den Versuch zu machen, wie sich das Leben ohne Bier, ohne Wein und ohne Schnaps anläſst. Ich las einmal in einer Zeitungsnotiz, daſs Leute, von denen starke und ausdauernde Muskelarbeit verlangt wird, wie zum Beispiel berühmte Bergsteiger, Meisterschaftsfahrer, Wettruderer und derartige Sportsleute, die ihr Geschäft im groſsen betreiben, daſs solche Kraftmenschen, sage ich, keine oder fast keine geistigen Getränke genieſsen. In der englischen Armee, las ich dann, dienen viele Soldaten, die nur Wasser trinken, und diesen war nachgerühmt, daſs sie überall, in Feldzügen und auf Märschen, gröſsere Ausdauer, weniger Krankheitsfälle und geringere Sterblichkeit aufwiesen, als ihre Kameraden, die Alkohol in mäſsigen Gaben zu sich nahmen. Die Nordpolfahrer, hieſs es weiter, nehmen für ihre beschwerlichen Fahrten ins ewige Eis keinen Tropfen Alkohol mit, und die Walfischfänger, die ein äuſserst angestrengtes Leben führen, sind fast lauter Wassertrinker. Diese Thatsachen setzten mich in Staunen. Ich hatte nie anders gehört, als daſs geistige Getränke, mäſsig genossen, den Menschen bei Kraft und guter Gesundheit erhalten. Allerdings hatte ich früher auch schon verschiedene Aussprüche von Gelehrten gelesen, die dem Alkohol nicht günstig waren. Aber diese Aussprüche hatten mich weniger angegriffen. Ein Spruch ist ein Spruch, aber diese Thatsachen, die unleugbaren Thatsachen von den Nordpolfahrern und von den englischen Soldaten u. s. w. stachen mir gewaltig in die Augen und machten mich in meinem Glauben an die Kraft des Alkohols schwankend. Ich hatte zwar nicht im Sinn, nach dem Nordpol auszufahren oder Walfische zu fangen, aber, sagte ich mir, wenn diese Leute für ihre Riesenstrapazen mitten im Meere ohne Stärkungsmittel stark genug sind, dann wirst du für deine Arbeit auch ohne Kraftspender Alkohol auskommen können. Es leben ungefähr neun Millionen Menschen, die alle möglichen Berufsarten haben und keinerlei geistige Getränke genieſsen, fuhr ich weiter. Aber, fragte ich dann wieder: paſst denn das, was in den Schnapsländern gut ist, auch für das bayrische Bierland, und bringt den Schneider nicht um, was dem Schmied auf die Beine hilft? Um aus meinem Zweifel herauszukommen, beschloſs ich, einmal eine Zeit lang ganz alkoholfrei zu leben. Probieren, sagte ich mir, geht übers Studieren. Ich will einmal sehen, was hinter der neumodischen Mäſsigkeitsgeschichte steckt. Wenn es fehlt, kannst du immer wieder zum rettenden Maſskrug zurückkehren. Ich

pensionierte mein Bierglas unter Anerkennung seiner vieljährigen, treu geleisteten Dienste, und es ist nun ein halbes Jahr herumgegangen, ohne dass ich Bier oder sonst etwas Geistiges getrunken hätte. Wie ist es mir in diesem Halbjahr bei meinem Wasserkrügel gegangen?

Soll ich meine Erfahrungen in einem Satze zusammenfassen, so muss ich sagen: Das Ergebnis meiner halbjährigen Enthaltsamkeit von Alkohol war eine Reihe von Verlusten und Enttäuschungen.

Das erste, was ich auf mein Verlustconto zu setzen hatte, war mein Bäuchlein. Junge Leute wachsen bekanntlich in die Länge, ältere in die Breite. Die Jahre haben mich etwas gerundet, und ein kleines Fettbäuchlein, dieser Schmuck des reiferen Mannes, quoll anmuthig unter meiner Weste hervor. Ohne dass ich den Verlust eigentlich merkte, schwand das aufgespeicherte Fett zusammen und in wenigen Monaten war dahin, was ich in vielen Jahren und mit theuerem Geld gesammelt hatte. Einen Nachbar, der fast gleichzeitig mit mir unter die Wassertrinker gegangen war, ist es ebenso schlimm ergangen. Er war um ein Gutes beleibter als ich, aber ein Vierteljahr bei leerem Wasser hat seinen Fetthügel dermaßen abgeflacht, dass er sich seine Rockknöpfe zweimal handbreit musste zurücksetzen lassen und dass ihm ein Theil seines Rockes jetzt leer steht. Wir klagten einander unseren Verlust und fanden nur den mageren Trost, dass wir uns beide beweglicher, munterer und jünger fühlten, als ehedem, wo wir ein Übergewicht von zwölf oder zwanzig Pfund Fett auf unserer Lebensreise mitzutragen hatten. In der That ist es mir oft zumuthe, als ob ich ein Jahrzehnt von meinen Knochen geschüttelt hätte. Natürlich ist das eitel Täuschung, denn nach Ausweis des Kalenders bin ich durchs Wassertrinken um keinen Tag jünger geworden.

Der zweite Nachtheil, den mir das Wassertrinken brachte, war die Schlaflosigkeit. Man nennt das Bier nicht umsonst das „bayrische Morphium“, und in dem Worte von der „Bettschwere“ steckt eine tiefe Lebensweisheit. Seit ich meinen gewohnten Abendtrunk, drei Glas Bier, nicht mehr zu mir nahm, wollten sich meine Augen nicht mehr zur rechten Zeit schließen. Indes verlor sich dieser Zustand schon nach ein paar Monaten von selbst und ich schlafe jetzt ohne das gewohnte künstliche Betäubungsmittel ganz vortrefflich und besser als jemals. Würden Leistungen auf diesem Gebiete in Nürnberg ausgestellt, ich traute mir mehr als die Bronze-Medaille damit zu verdienen.

Schwerer fiel mir die dritte Enttäuschung, die ich erleben musste. Drei bis vier Glas Bier im Tage erspart, hatte ich gerechnet, macht monatlich so und so viel Ersparnisse. Es kam anders. Seitdem ich mich alkoholfrei gemacht hatte, wuchs mein Appetit, und was ich am Trinken ersparte, musste ich, wenigstens theilweise, an der Kost wieder zusetzen. Nicht ganz, aber theilweise; der Reingewinn war geringer, als ich gerechnet hatte. Die Ansicht, dass der Wassertrinker eine andere Kost brauche, als

der Biertrinker, ist nach meiner Erfahrung ein Irrthum. Ich esse alles und jedes, was ich früher auch gegessen habe. Süßes und Saures, Kaltes und Warmes, Fleisch- und Fastenspeisen, Rettige und Gurken und alles, was da kreucht und fleucht und zur altbayrischen Hausmannskost gehört. Nur die Portionen müssen größer sein als früher. Genau wie mir geht es auch meinem Nachbarn mit den zurückgenähten Knöpfen. Auch er klagt über den abscheulichen Hunger, den er jetzt zu jeder Mahlzeit mitbringt. Im Gegensatz zu mir aber behauptet er, dass das Wassertrinken billiger sei, als das Biertrinken, und dass er jetzt trotz der vermehrten Ausgaben für Kost immer überflüssiges Geld in den Taschen seines weiten Rockes finde. Der Widerspruch dürfte sich dadurch erklären, dass mein Nachbar um ein Gutes mehr für Bier ausgegeben hat, als ich, und durch die Thatsache, dass eine Kreuzersemmel billiger ist, als eine Maß Bier.

Als ich vor einem halben Jahre das Wasserkrüglein zur Hand nahm, tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass ich jederzeit wieder zum Bierglas zurückkehren könnte, wenn mein Versuch fehlschlagen sollte. Aber das war auch eine Täuschung, und nicht die geringste von allen, die ich erlebt habe. Das Verlangen nach geistigen Getränken hat sich nach kurzer Zeit schon gänzlich verloren, und als ich einmal aus besonderem Anlass ein Glas Bier trinken musste, habe ich daran nicht den mindesten Geschmack mehr gefunden. Mir wäre es heute eine Buße, wenn ich wieder zu meiner alten Ordnung zurückkehren müsste. Ich weiß nicht, ob dieser traurige Zustand immer so fortdauern wird, aber das weiß ich, dass ich für heute oder morgen aus der Grube nicht mehr heraus kann, in die ich hinuntergerutscht bin. Der Durst vermindert sich überhaupt, finde ich, wenn man keinen Alkohol mehr trinkt, und nichts wäre irriger als zu meinen, es müsste einer ebensoviel Wasser hinunterschütten, als er jetzt Bier trinkt. Nur anfangs, solange der Organismus noch an die großen Wassermengen gewöhnt ist, die er mit dem Bier verschluckt hat, verträgt er noch ziemlich viel Feuchtigkeit. Später mindert sich die Neigung, nnd wenn man einmal den künstlichen Durst aus den Gliedern hat, den der Alkohol macht, so genügt eine kleine Menge Wasser, um den natürlichen Durst zu befriedigen. Schon oft habe ich mir in halb verzweifelter Stimmung gedacht, dass ich mir mit der Zeit das Wassertrinken auch noch abgewöhnen werde, wenn es so fortgeht. Ich bin bereits auf ein Drittel meines früheren Bedarfs an Flüssigkeit herabgekommen.

Als ich noch unschlüssig zwischen dem Maßkrug und dem Wasserglas schwankte, da erschien mir die Entbehrung des Alkohols als ein großes Opfer, die einem alle Tage ins Fleisch schneide. Das Wasser kam mir so nass, so kalt und so leer vor, und ich summte den Vers vor mich hin, den Biertrinker vom Wasser singen:

Es ist halt so dünn, so dünn,
Es ist halt nix drin, nix drin.

Seitdem ich aber meinen Trunk vom Brunnen hole oder warmes Wasser mit Zitronensaft oder sonst einen Fruchtsaft trinke, vermisse ich das Bier oder das Alkoholwasser, wie ich es in meinem Vorurtheil nenne, nicht im geringsten, und wenn ich das hochpreisliche Nass aus der Tiefe des Brunnens an die Lippen setze, dann sing' ich stillvergnügt den Lobspruch aufs Wasser:

Im Durste schmeckt es wundersüß,
Schon Adam trank im Paradies.

So weit kann sich der Mensch verirren, wenn er sich einmal dem Laster des Wassertrinkens in die Arme geworfen hat: Ich wollt's nur probieren, und nun lässt's mich nimmer aus. Ich bin enttäuscht, aber ich kann nicht mehr umkehren. Mein Bäuchlein ist dahin, die erhofften Sparpfennige sind nicht alle gekommen, ich muss ganze Nächte hindurch fest schlafen, zu jeder Mahlzeit ordentlich essen, und bei all diesen Übeln, mit denen mich der Wasserkrug überflutet, fehlt mir der Muth, mich aus der Knechtschaft des Wassers loszureißen. Mitten in meinem Elend fühl' ich mich äußerst behaglich, und das ist ein sicheres Anzeichen, dass ich kaum mehr daraus gerettet werde. Meine Kappe ist verschnitten, und auch der einzige Trost in meinem Unglück, dass ich mir wie verjüngt und neugekräftigt vorkomme, ist leer und eitel; denn trotz meines Wassertrinkens bin ich nicht imstande, Walfische zu fangen oder beim nächsten Jahrmarkt als Herkules aufzutreten.

Möge der kluge Leser gewarnt sein! Wer einmal entschlossen ist, sein Bier in Ruhe zu trinken, der darf sich auf Experimente mit dem Wasser nicht einlassen. Man muss seine Nase nicht in alles stecken, und vor allem muss man den Thatsachen aus dem Wege gehen. Die lassen mit sich nicht spassen. Ich wollte die Thatsachen nur ein wenig prüfen, die von der Lebensweise der Bergsteiger und Nordpolfahrer erzählt werden. Aber kaum hatte ich sie ein wenig beim Schopf genommen, so fassen sie mich an der Kehle und lassen mich nicht mehr los. Ich hatte nur A sagen wollen, und jetzt nimmt's mich durchs ganze Alphabet. Mein Vorwitz ist bestraft. Was gehen die Himalayakraxler und die englischen Soldaten auch einen an, der in der Ebene von Feldmoching herumspaziert! Man muss die Thatsachen in Ruhe lassen, dann lassen sie einen auch in Ruhe. Hütet euch nur vor dem ersten Schritt, sonst geht es euch wie mir und meinem Nachbar, dem die närrische Geschichte seinen Bauch und bald auch seinen Rock gekostet hätte.

Ignaz Danzer.

Kleine Laube.

Der tückische Ring.

Ein Märchen von Hanna Schomacker.[1])

Er sah so harmlos aus, der kleine goldene Reif mit dem blauen Vergissmeinnicht und der weißen Perle, die den Kelch darin bildete, so harmlos und unschuldig, und war doch so voller Tücken.

„Die Perle ist echt", bemerkte der Goldschmied in der Hirschgasse, als Tante Malchen zwei Wochen vor Emmys Confirmation den Ring kaufen kam. Und Malchen glaubte es ihm aufs Wort.

Es hätte sich auch wirklich nicht gelohnt, eine unechte hineinzusetzen, die Perle war gar so winzig.

Nur von dem Preise hätte Tantchen gerne etwas abgedungen, wenn auch nur fünfzig Pfennige; aber da hatte der Goldschmied hinzugefügt: „Gnädige Frau werden sich selbst überzeugen, dass der Ring preiswürdig ist." — Und da konnte Tante Malchen es schon gar nicht übers Herz bringen, zu feilschen. „Gnädige Frau!" hatte er gesagt. Wie artig das klang! So hielt er sie also für verheiratet! — Und diese Anrede hätte ihr ja auch von rechtswegen gebürt, wenn der seelige Kriegsrath nicht anno 48 so plötzlich verstorben wäre!

So kaufte sie denn den Ring für sieben Mark. Eigentlich hatte sie nur sechs Mark dafür bestimmt — aber ihre schwarzen Handschuhe hielten wohl noch zur Confirmation vor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Fräulein Emmy!" sagte vierzehn Tage später auf der Gesellschaft bei Hofraths der junge Referendarius, der ihr Tischnachbar war. „Fräulein Emmy, wollen Sie mir zur Erinnerung an die unvergesslichen Stunden, die ich in Ihrer Nähe verbracht, den kleinen Ring schenken, den ich an Ihrer Hand sehe!"

Niemand achtete auf Emmy und ihn. Alle hatten genug mit sich selbst zu thun; aber er sprach doch in so gedämpftem Tone, als hienge sein und ihr Leben davon ab, dass niemand sonst diese Bitte hörte.

Und Emmy antwortete ebenso; aber sie erglühte heiß dabei. „Diesen Ring! — Aber der hat gar keinen Wert! Es ist ein ganz unscheinbarer kleiner Reif!" — (Sieben

[1]) Aus deren höchst anziehendem Büchlein: „Bunte Märchen." Leipzig. Gustav Fock.

Mark! — und keinen Wert! sieben Mark und unscheinbar! Wenn das Tante Malchen gehört hätte!)

„Für mich ist er kostbarer, als alle Schätze der Welt, Theuerste!“ flüsterte der Referendarius feurig, und dabei fasste er unter dem Tisch verstohlen nach Emmys zitternder Hand und drückte sie leise.

Da zog Emmy, von seinem bittenden Blicke gebannt, den goldenen Reif vom Finger und reichte ihn ihm.

„Bitte, meine Herrschaften!“ rief in diesem Augenblick die Frau Hofräthin, die Tafel aufhebend.

Und — — Oho! verschenken!“ sagte der kleine Ring boshaft, „da muss ich doch auch dabei sein!“ Und damit sprang er mit einem mächtigen Satze unter den Tisch, als der Referendar eben nach ihm greifen wollte, und dann kollerte und rollte er noch eine Weile auf dem Parquet hin und hielt erst an, als weder Emmy, noch der Referendar ihn mehr erblicken konnten.

„Was ist mir denn da vor die Füße gerollt?“ fragte ein junger strebsamer Musiker, den die Hausfrau in der Hoffnung eingeladen hatte, er werde nach dem Souper seine neue große Etude vortragen. „Sieh doch! ein Ring! Ein Vergissmeinnichtring! — Wer von den Damen hat diesen Ring verloren?!“ — und blitzschnell hatte er den Flüchtling vom Boden aufgenommen und hielt ihn nun hocherhoben in der Rechten.

Entsetzt sah Emmy den Referendar an, und der Referendar sah Emmy an; aber beide schwiegen. Ihr gehörte der Ring ja eigentlich nicht mehr, und er wagte ihn nicht öffentlich zurückzufordern.

Er hatte ja noch kein Gehalt, der arme Referendar! „Der Staat verkennt seine besten Männer!“ meinte Emmy, wenn das Gespräch je darauf kam.

An eine Verlobung war also vorläufig noch nicht zu denken. Wie dürfte man sich da zu einem Damenring bekennen!

Und über all dem Überlegen war der rechte Augenblick verpasst, denn es schien ihnen nun beiden, als müsse jedermann ihr Geheimnis errathen, wenn sie den Ring jetzt noch zurückverlangten.

„Also niemand meldet sich?“ fragte der junge Musiker übermüthig. „Meine Damen, ich biete den Ring nochmals aus! Zum ersten . . . zum zweiten . . . zum dritten! Niemand hat ihn reclamiert, also gehört er dem ehrlichen Finder! Wer weiß, vielleicht bringt er mir Glück!“ — Und damit steckte er den Ring an den Finger.

„Ja, Glück!“ spottete der tückische Vergissmeinnichtring. „Wirst dich wundern!“

Und dann giengen alle in den Musiksalon.

— —

„Darf man fragen, was denn das für ein kleiner Vergissmeinnichtring ist, den Sie am Finger tragen?“ sagte Fräulein Aurelie, die schöne, reiche Banquierstochter, plötzlich spitzig, als der junge Künstler ihr am nächsten Vormittag in der Musikstunde einen schweren Triller vorspielte.

„Dieser Ring? . . . Ja, das ist eine komische Geschichte! Den habe ich gefunden, und niemand hat ihn zurückverlangt“, sagte der junge Musiker lachend, indem er dabei sein langes dunkles Haar mit der wohlgepflegten Hand zurückstrich.

„Gefunden?! Das ist allerdings sehr merkwürdig. Ich hätte aber eher geglaubt, es sei vielleicht ein Geschenk irgend einer jungen Dame, die — — Aber ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen — ich dachte nur nach allem, was Sie früher — sagten —“

Und Aurelie hustete nervös und sah sehr aufgeregt und unglücklich aus.

„Aber Fräulein Aurelie! — Sie werden doch nicht glauben! — Sie denken doch nicht etwa — — Bitte, wollen Sie mir die Freude machen, den kleinen Ring als Geschenk von mir anzunehmen? Ich habe zwar eigentlich kein Recht, ihn zu verschenken, denn er gehört mir wirklich nicht; aber immerhin will ich's darauf wagen. Bitte!“ und er reichte ihr mit beschwörender Geberde den Ring hin.

„Also wirklich gefunden?“ rief Aurelie schnell besänftigt. „Aber ich darf ihn eigentlich nicht nehmen, wenn er Ihnen nicht einmal gehört. Nur —“ und nun nahm sie den Ring doch und steckte ihn tieferröthend unter seinen heißen Blicken an den Finger.

Der Ring hatte ja offenbar durchaus keinen Wert, so konnte sie ihn schon annehmen, schon weil er darum bat. Und vielleicht war es doch das Geschenk einer andern — dann liebte er sie jedenfalls mehr: weil er ihr den Ring fortgab.

„Nimm mich nur! Steck' mich nur an! Wirst deine helle Freude an mir haben!“ dachte der kleine boshafte Goldreif; aber er sagte es nur leise, denn die prächtige Banquierstochter imponierte ihm doch ein wenig — und das will bei solch einem frechen kleinen Ring schon etwas sagen.

— —

„Was hattest du denn vorhin so Wichtiges mit dem Musiklehrer zu verhandeln, dass ihr mich nicht einmal bemerktet, als ich in die Thür trat, fragte eine halbe Stunde später Aureliens Mutter, als das Töchterchen trällernd in ihr Boudoir hüpfte. „Und was trägst du denn da für einen herrlichen Ring am Finger?“ fügte sie spottend hinzu. „Das ist wohl ein Geschenk deines armseligen musikalischen Ritters? Recht des Gebers wert! Gib ihn einmal her!“ Und ehe Aurelie widerstreben konnte, hatte die hochmüthige Frau Banquier ihr den Ring vom Finger gezogen und reichte ihn hohnlachend dem eben eintretenden Gemahl.

„Sieh doch, Isidor! welch kostbare Geschenke deine Tochter von einem ebenbürtigen Verehrer erhält! . . . Geh auf dein Zimmer, Aurelie! Die Musikstunden bei dem Herrn Habenichts sind jetzt ein- für allemal zu Ende, dass du's nur weißt! Und unsere Reise ins Bad treten wir schon übermorgen an, anstatt in nächster Woche!“ schloss sie ergrimmt.

— —

„Ein Sträußchen frischer Maiglöckchen gefällig, gnädigster Herr?“ bat die kleine schwarzäugige Blumenhändlerin schmeichelnd, indem sie sich an den Herrn Banquier herandrängte, der soeben im Auftrage seiner gestrengen Frau Gemahlin einige Reisevorkehrungen getroffen hatte.

„Wieviel? Zwanzig Pfennige?“ und wohlwollend griff der Herr Banquier in die mit Kleingeld gefüllte Westentasche. Doch was kam ihm denn da zwischen die Finger? — Ach! der kleine, unglückselige Ring, der seiner Frau so viel Ärger verursacht hatte! Wie armselig er aussah! Der wäre hier eher am Platze, als an der Hand seiner Tochter! —

Dann — ein Blick in die erwartungsvoll lächelnden Augen der kleinen Blumenhändlerin, und gedacht — gethan! „Da, nimm!“ und die Hand der kleinen schwarzäugigen Hexe ergreifend, die das Zwanzigpfennigstück umschloss, steckte der behäbige Banquier ihr langsam, lächelnd den Vergissmeinnichtring an den schlanken Finger.

„Sieh da! Ein kleines Abenteuer!“ Und wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich die boshafte Frau Inspectionsräthin neben den beiden. „Wahrlich! ein artiger kleiner Ring! Und ein schmuckes Mädchen! — Noch etwas unreif zwar, aber das ist ja heutzutage der Geschmack der Männer!“

„Aber, verehrte Frau! Sie denken doch nicht etwa gar? — Ich trage den Ring rein zufällig — kenne das Mädchen gar nicht! —“ stotterte der Banquier, ganz verwirrt durch die plötzliche Störung.

„Gott bewahre! ich denke gar nichts! — Man kennt das ja! — So was kommt immer ganz zufällig!“ zischelte die Frau Inspectionsräthin. „Kann ich Ihrer werten Frau Gemahlin vielleicht einen Gruß von Ihnen ausrichten? Ich hatte zwar heute nicht die Absicht, sie zu besuchen, aber Ihnen zu Gefallen mache ich schon gerne diesen kleinen Umweg. Und ein paar gute Freundinnen haben sich ja auch immer etwas zu erzählen! — Auf Wiedersehen!“ und boshaft lächelnd eilte die Frau Inspectionsräthin von dannen.

„Na! aber die Gardinenpredigt von der Frau Gemahlin!“ jauchzte der Vergissmeinnichtring schadenfroh.

Aber der Banquier hörte nicht mehr. Er stürmte schon davon, um womöglich vor der Frau Inspectionsräthin zu Hause zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Herr Winkelmann! Herr Winkelmann! Bitte, sehen Sie doch, was für einen herrlichen Ring mir heute ein dicker alter Herr geschenkt hat! Wieviel mag er wohl wert sein? Er ist zwar sehr schön; ich möchte ihn aber doch lieber verkaufen und mir dafür ein Paar neue Schuhe anschaffen, wie die Therese sie hat.“

„Gib 'mal her!“ meinte Herr Winkelmann, der Hausbesitzer, phlegmatisch, als das kleine Blumenmädchen ihn im Flur anhielt. Und während er die Linke nach dem Ringe ausstreckte, fasste die Rechte nach Dorchens brauner, runder Wange und kneipte sie leicht hinein.

„Aber Herr Winkelmann!“ und erzürnt wich die Kleine zurück.

„Das ist der rechte Augenblick für mich!“ kicherte der kleine Ring schadenfroh. „Aufgepasst! Wer hält mich jetzt? Er halb und sie halb — und keiner ordentlich! Hetza! ho! ich gehe in die weite Welt!“ Und — klirr! — sprang er zu Boden und tanzte in Windeseile über die Steinfliesen hin, damit Dorchens flinke Finger ihn nicht am Ende noch erwischten.

„Versteck' dich hier!“ rief ihm der dunkle Spalt unter der Treppe zum oberen Stock zu, und der Ring ließ sich das nicht zweimal sagen, er war gleich dazu bereit.

Plumps! — Aber das gieng einmal tief hinunter! So tief hat sich der Ring den Spalt doch nicht gedacht. —

„Ach Herrje! mein Ring! . . . Herr Winkelmann! Sie haben meinen Ring verloren! Er ist in den tiefen Spalt gefallen! Gott! mein wunderschöner Ring!“ und Dorchen rang die Hände und begann bitterlich zu schluchzen.

„Ja, das ganze Haus wird man deines Ringes wegen nicht abreißen“, knurrte der Hausbesitzer erbost. „Hör' doch einmal auf zu flennen, Mädchen! Hier nimm, da hast du fünf Mark!“ und ärgerlich warf er ihr das Goldstück zu und stampfte die Treppe hinauf.

„Fünf Mark? — Ich bin doch sieben wert! — Unter dem Preise fortgegeben!“ schrie der kleine Ring aus der Spalte herauf; aber das Blumenmädchen achtete nicht auf ihn. Seelenvergnügt lief sie mit dem Geldstück davon. —

Und da lag er nun allein, der kleine Ring. Das gefiel ihm gar nicht.

Niemand mehr da, den man ärgern, niemand, dem man schaden konnte!

Es war recht langweilig.

Aber so geht es, wenn man zu boshaft ist!

„Warum soll das Haus nicht meinetwegen abgerissen werden?“ dachte der Ring missvergnügt. „Ist es denn mehr wert als sieben Mark? Ist es denn mehr wert als ich?! — Reißt das Haus ab! Ich liege hier unten!“ rief er den Leuten zu, die die Treppe hinanstiegen.

Aber die hatten alle so viel zu thun. Niemand achtete auf ihn. —

Und so liegt er noch heute in dem dunklen Spalt.

Das Haus aber steht in der Langgasse und ist das dritte zur rechten Hand. Jetzt ist es übrigens schon lange baufällig. —

Wer weiß, vielleicht findest du ihn noch, den kleinen tückischen Vergissmeinnichtring mit der Perle als Kelch in der Mitte. Und die Perle ist echt.

Deutschen Gesang!

(Eine Zuschrift. Wegen Raummangels verspätet.)

Lieber Heimgärtner!

Du hast einmal gesagt, dass jetzt die Leute noch weniger gern in die Kirche gehen, seit beim Hauptgottesdienst der deutsche Gesang ausgeschlossen ist. Wohl gewiss nicht aus Opposition oder Nationalsinn, als rein nur, weil man den Gesang nicht bloß hören, wohl auch verstehen will.

Heute bin ich zum Hochamte in die N=Kirche gegangen, wo sie seit jeher beim Offertorium so schön das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen haben. Ich freue mich immer auf dieses liebe Lied, es macht mir die Weihnachten erst ganz, und ich sehe das Jesukindel ordentlich vor mir in der Krippe liegen. Es scheint anderen auch so zu gehen. Die Kirche ist voller Leute gewesen und auf dem Chor haben sie eine lateinische Messe gesungen. Wie das Offertorium kommt, wo jenes Lied eingelegt zu werden pflegte, fangen sie da oben auf dem Chore wieder an und singen was Fremdes, Unverständliches. Und jetzt hättest du sehen sollen, wie die Leute, eine Menge, sich umgedreht haben und fortgegangen sind — mitten im Amt. Da habe ich an deinen Ausspruch gedacht.

Zum Frühgottesdienst, hat's geheißen, hätten wir kommen sollen, da würden deutsche Lieder gesungen. Sind wir halt wieder einmal zu spät aufgestanden. — Die Leute sind einmal so. Hineingehen sehr viele nur berufshalber, die Stimmung zur Andacht soll erst drinnen gemacht werden. Bilder, Lichter, Weihrauch, Musik sind bisher die Mittel dazu gewesen. Man liest, dass eine Musik, die den Leuten in die Sinne, also ins Gemüth geht, aus der Kirche jetzt verbannt sein soll, weil eine solche Musik von der Andacht abziehe. Als ob das keine Andacht wäre, wenn mich ein schönes religiöses Lied zu Thränen rührt! — Ja, Narr! Wenn die Musik nicht wirken soll, wozu sie überhaupt machen? Wozu dann der Lärm auf dem Chor? Er stört ja in der Andacht! Dann sollen sie lieber still sein da hinten oben! Dann sind aber auch die Bildnisse und andere Sachen Andachtstörer, dann kommt's heraus, als ob ein kahles, stilles Bethaus das Beste wäre. Ich fürchte immer, wir wirtschaften ab, wenn das Deutsch=Volksthümliche so nach und nach aus der Kirche gedrängt wird. Da ist's einem schon bald bei den Evangelischen lieber. Es ist ja ganz merkwürdig, wie die Leute heutzutage wieder Kirche, religiöse Stimmung und Himmelsbrot suchen, und wie man ihnen statt Brot — Steine reicht. Auch von der Kanzel. Na, ich will nicht weiter, da kommt mir allemal der Zorn. Bin oft ganz verzagt und traurig, dass sich die Kirche uns so fremd macht. Läfst sich da denn nichts thun, Heimgärtner?

Graz, am Christtage 1897. Ein Leser.

Keinen Stein auf sie.

Ein furchtbarer Sturm tobte und toste die ganze Nacht; wie undurchdringliche Nebelmassen wälzte er den frischgefallenen Schnee dahin, die Felder entblößend, Wege und Gräben verschüttend, — fast unmöglich schien es, am nächsten Morgen einen weiteren Gang zu machen.

Ob darum so wenig Leute an dem frischen Grabe standen, in das man den schlichten weißen Holzsarg senkte, oder darum, weil die stille Schläferin da unten so arm gewesen, weil kein Glockenton ihr Hinscheiden meldete und kein Grabgeläut zu ihrem Begräbnis rief, — oder wohl darum, weil so viel über ihren Lebenswandel gesprochen, geklagt und gelästert wurde?!

Ach ja, eine arme Sünderin liegt da drunten in dem hölzernen Kämmerlein, und ungeschmückt wie der Sarg mag auch der junge abgezehrte Körper sein, der drinnen ruht, höchstens, dass etwa die barmherzige Schwester, die die Kranke, Verlassene in den letzten Wochen pflegte, ihr doch noch zum letztenmale die weichen, dunkelblonden Zöpfe in Kranzform um das feine Köpfchen legte, — vielleicht, — vielleicht auch nicht.

Wer sollte sie schmücken, bekränzen? Hat sie's verdient, oder hinterläßt sie jemand, der mit ungetheiltem Schmerz an ihrem Grabe weint? — Nein, leider nicht.

Und doch war dieses Mädchen einmal unschuldig, geachtet, geschätzt, — jung und hübsch. Das treue Bestreben, sich eine Existenz zu gründen, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, beseelte sie, aber die Welt, die Verhältnisse, die Armut hatten ihr ihren guten Vorsatz oftmals schwer gemacht.

Wie oft wurde sie enttäuscht, wie manchmal musste sie eine schöne Hoffnung in Nichts zerrinnen seh'n und sich mit wundem Herzen wieder anderwärts eine Stelle suchen! Und als es ihr gelang, ein Ziel endlich zu erreichen, da war es wohl die höchste Zeit, denn da starb ihre Mutter, die bisher ihre einzige Zuflucht und Stütze gewesen.

„Gerad' so lang", sagt man, „hat die Frau gelebt, bis ihre Anna versorgt war."

Ja, versorgt war das Mädchen, da es ihm nach langem Lernen und Ringen gelungen war, eine Anstellung zu erlangen, eine Anstellung, wo es ein bescheidenes, fast karges Auskommen finden konnte — Postexpeditorin an einer kleinen Station; versorgt, ohne Vater, ohne Mutter, ohne treue Freunde, — ausgesetzt allen Unbilden, allen Versuchungen des Lebens, — jung, unerfahren, schutz- und haltlos, fremd unter fremden Menschen.

Weil sie hübsch war, richteten sich begehrende Augen auf sie, und weil sie arm war, wagte sich die herzlose Verleumdung an sie heran und zog ihren ehrlichen Namen in den Staub.

Ein Stein ward geworfen, — er war nicht verdient, aber er traf schwer, und um die Wunde zu kühlen, griff die Schutzlose nach der einzigen Hand, die sich ihr bot, da wurde sie die Geliebte eines Mannes, der der Gatte einer andern und Vater eines unschuldigen Kindes war.

Wohl mochte sie fühlen, dass jetzt die Welt das Recht hatte, sie zu verurtheilen, zu verachten und ein junges, selbst leichtsinniges und übel beleumundetes Weib das Recht, sie zu hassen, zu verdammen, aber sie hatte nicht mehr das Verständnis für diese Verachtung, sie wusste nur, dass eine betäubende Leidenschaft sie an den begehrenden und begehrenswerten Mann fesselte. Und sie war glücklich in dieser sündigen Liebe; man las es aus ihren glänzenden braunen Augen, aus ihrem sanften, ehedem so herb ernsten Gesicht.

Aber lang, lang dauerte es nicht.

Ob es das Mädchen mit Reue erfüllte, als das Ehepaar, dessen Lebensglück erschüttert, vernichtet war, sich scheiden ließ? Wohl kaum. Wusste sie, glaubte sie, wie groß ihre Mitschuld war?!

Spricht man nicht im Leben und in Büchern so viel von unglücklichen Ehen, von unbezähmbarer Liebe und Leidenschaft?!

Aber es kam ein anderer Kummer, — der Mann wurde in eine ferne Station versetzt und Anna stand allein vor der kalt verurtheilenden Welt, allein mit ihrem

bethörten Herzen und ihrem umflorten Sinn. Und zum seelischen Leiden gesellte sich körperliches. Anna hustete. Das Lungenleiden, das Vater und Mutter hingerafft, zehrte auch an ihr, und so, krank an Leib und Seele, nahm sie ihre Zuflucht ins Krankenhaus, wo sie unter barmherzigen Schwesterhänden Pflege fand.

Ach, es war ja ein so friedlich trautes Zimmer, in das sie kam, mit dem Ausblick auf den winterlich stillen Garten und hinüber auf den Friedhof mit seinen verschneiten Hügeln, und den Kreuzen und Steinen. Aber einsam, ach so einsam.

Es schneite so viel, Tage und Wochen lang, und als schon einmal Thauwetter war und das Frühjahr zu nahen schien, da kam wieder Nachwinter und es schneite und schneite.

Die wenigen Besucher trösteten auf die schöne Zeit, die bald kommen müsste, und wie dann Tag für Tag die Krankheit abnehmen, Kraft und Gesundheit wiederkommen werde.

Die Kranke hörte es so gern und schaute so sehnsüchtig aus nach dem ersten Sonnenstrahl, aber er wollte nicht kommen. Und die Kräfte der Verlassenen verfielen, ihre Hände waren so durchsichtig, der Körper so schmächtig, in den Augen brannten Sehnsucht, Unruhe und Seelenangst.

So kamen die letzten Faschingtage.

In der Kirche war das hochwürdigste Gut ausgesetzt, — weißgekleidete Jungfrauen und andächtige Gläubige bewachten es, Buße und Ablass wurde gepredigt; — in den Wirtshäusern bliesen die Musikanten zum Tanz.

Und die Menschen drunten auf der weißen Straße giengen dahin, — die einen zu ihrer Lust, die andern zu ihrem Heil, und über sie alle wirbelte das gleiche andächtige Schneegetriebe nieder.

Die Kranke in dem einsamen Stübchen hörte die Musikklänge und die Glockentöne, und das sang und klang so traurig in ihrem Herzen von einem jungen verfehlten Leben, und von der Schattengestalt, die einst jedes Lebenslichtlein auslöscht, wer weiß wie bald. — Und da dachte sie unablässig an eine Schuld, die sie auf sich geladen. Sie hatte unter der Bürgschaft zweier Verwandter und ihrer einzigen treu vertrauenden Freundin Geld aufgenommen, um ihre Lebensstellung verbessern zu können, hatte aber dieses Vertrauen missbraucht und das Geld in sündiger Verblendung dem geliebten, aber ehrlosen Manne anvertraut, der es nicht wiedergab. Nur ein klein weniges hatte sie noch zurückzahlen können, und wenn sie nun starb, wenn sie mit dieser ungetilgten Schuld aus dem Leben scheiden musste?

Ach, wie das quälte und marterte, bis sie in Todesängsten an ihre Freunde schrieb, ihre Schuld bekannte.

Darauf kam einer, und als er sah, dass die hinfällige Kranke nie und nimmer ihre Schuld gutmachen könne, da sagte er ihr schwere, bittere Vorwürfe, — wehrlos hat sie zugehört.

Dann lag sie wieder einsam und verlassen, allein mit ihrem gequälten Herzen und ihrem zermarterten Gehirn. Und es kam eine Nacht, in der sie sehr unruhig war und ein Morgen, an dem sie sich nicht mehr rührte. —

Und heute senkt man sie in die kalte Erde und der Wind stöhnt und summt, und leise schluchzt die einzige alte Tante, — ach nur leise. Es weckt dich niemand auf, Anna, zu einem Leben voll Enttäuschung und Schmach!

Von den Lippen der barmherzigen Schwestern kommt sachte das „Vaterunser“ und „Ave Maria“ mit dem stets wiederholten Zusatze: „Herr, lasse sie ruhen in Frieden“, und wie feiner Sprühregen weht das Weihwasser nieder auf die gefrorene Erde und den weißen Sarg.

„Wasch’ sie rein, o Herr, von aller Missethat“, denkt das Herz, flüstert die Lippe.

Ach, war sie nicht ein Kind ihrer Zeit, dieser Zeit, die an allen heiligen Gesetzen rüttelt, die Leidenschaft entschuldigt, die Sünde verschönt?! Und so jung, so schutzlos und arm!

Noch eine Hand voll Erde auf dein letztes Kämmerlein, Anna, aber keinen Stein, — nein, keinen Stein! Rosalia Fischer.

Poetenwinkel.

Vergebliche Mühe.

Ich bin ein armer Sängerknab'
Und fahr' den lust'gen Schustertrab;
Hab' nichts als meinen jungen Leib
Und Lied und Herz zum Zeitvertreib.
Wenn das die Mädchen wüssten,
Ob sie mich dann noch küssten?

D'rum sag' ich jeder, die mich kost,
Ich hätt' mir selt'nes Glück erlost.
Ich weiß ein' Schatz im hohlen Stein',
Und hebst du den, so bist du mein!
Weil das die Mädchen meinen,
So thut mir keine greinen.

Ihr glaubt mir nicht? Ich zeig' es euch!
Ich nenne mein ein Königreich.
Der Wald, der ist mein weites Schloss,
Die Vöglein drinnen mein bunter Tross,
Mein Himmelbett die Linde,
Das Ränzel meine Spinde.

Die Sonne ist mein Krongeschmeid',
Ihr lichter Schein mein Königskleid,
Mein Scepter ist der Wanderstab,
Den führ' ich bis zum kühlen Grab' —
Wenn das die Mädchen wüssten,
Ob sie mich dann noch grüßten?

D'rum sag' ich's keiner, wie ich's mein'
Und küsse alle Mägdelein!
Den Schatz, mein Lied, kriegt sie als Lohn,
Und wenn die fragt, bin ich davon,
Zu suchen, ob am Ende
Ich wohl die rechte fände.

* * *

Zwei Sonette.

I.

Ich seh' die Menschheit auf dem Todesnachen,
Den Sturm und Welle in die Tiefe reißt.
Und keine Hand, die ihr die Rettung weist!
Ich hör' der Angst wahnsinnig banges Lachen.

Verzweiflungsvolle Fahrt! Die Planken krachen!
– Kein inn'res Warnen, das euch Umkehr heißt,
Kein Lenker! Weh, das Steuer ist verwaist,
Und niemand rettet euch vom Todesrachen.

Oft hat der Mensch der Menschheit Los bejammert.
Wer kann die Welt in neue Bahnen leiten?
Vergeb'ne Müh', das Schicksalsrad zu stellen.

Wie ihr euch an den Strohhalm „Leben“ klammert,
Ihr müsst euch selbst den Untergang bereiten,
Und euer Schiff wird einst im Sturm zerschellen.

II.

Ich seh' die Menschheit auf des Wissens Höhen,
Im Denken stets, doch nie im Handeln dreist,
Wie jenen Jüngling, doch mit zagerem Geist
Und muthlos, vor dem Bild von Saïs stehen.

Wollt ihr die Wahrheit, die verwahrte sehen,
Und wagt den Kampf nicht, der sie euch verheißt?
Hofft ihr, dass der verbot'ne Schleier reißt,
Und euch erspart, den Frevel zu begehen?

Wollt ihr auf Zufall eure Rechnung gründen,
Auf planlos Ungefähr des Plans Gelingen?
Den letzten Schritt, ihr müsst ihn thun, nicht finden.

Die Zukunft baut man nicht aus Rauch und Dampf.
Wer schaffen will, der muss auch Opfer bringen,
Wer siegen will, der scheue nicht den Kampf. H.

* * *

Der Schlüssel.

Mein Herz, das war verschlossen,
Wo liegt das Schlüsselein?
Kein Mensch auf Erden weiß es,
Und keiner kann hinein. —

Da kam ein Bursche des Weges,
Es war wohl ein Schlossergesell',
Drum hat er den rechten Schlüssel
Geschmiedet auf der Stell'.

Oder war's nur sein feuriges Auge,
Das Riegel und Schlösser gesprengt?
Er hat mir das Herz erschlossen
Und hat mir die Liebe geschenkt.

Und als er wandern musste,
Der flinke Schlossergesell',
Vergaß er den Schlüssel im Schlosse —
Der Abschied kam gar zu schnell.

Und kommt er nimmer wieder,
So bin ich ganz allein,
Mein Herz, mein Herz steht offen,
Will niemand denn hinein?

H.

* * *

Die Linde.

Ich kann es nicht verwinden,
Dass schon der Sommer geht,
Zum Raub den kalten Winden
Nun bald mein Laub verweht.

Dass bald im Winterschauer
Ich werde schmucklos steh'n,
Und rings um mich in Trauer
Die Schönheit wird vergeh'n.

Mag Esche und Platane
Auch prangen frisch und grün,
Beglückt von einem Wahne:
Sie müssen doch verblüh'n.

Mir macht des Herbststurms Wehen
Die Blätter bleich und matt,
Ich möchte ganz vergehen
Und fühl' mich lebenssatt.

So sprach die schöne Linde
Mit tiefbetrübtem Sinn
Und warf dem bösen Winde
Dann all ihr Laubgold hin.

Elsa Hruschka.

* * *

Krank lag ich ...

Krank lag ich, und die Mutter saß bei mir,
Mir jeden Wunsch aus meinem Aug' zu lesen.
Mild klang die Mahnung von den Lippen ihr:
„Geduld, mein Kind, bald wirst du ja genesen!"
Ich aber murrte wider mein Geschick
Und führte laut und heftig harte Klage,
Dass ich nun leide endlos lange Tage.

Die Mutter sagte leis' mit feuchtem Blick:
„Mein Kind, o wär' ich doch statt deiner krank!"
Betroffen schwieg ich, und die Gute sank
Laut schluchzend auf des Krankenbettes Kissen.
Erschüttert fuhr ich auf, und mein Gewissen
Sah in der Mutterliebe heil'gen Born,
Und fühlte schmerzend tief der Reue Dorn.

Franz Floth.

* * *

Die ehernen Ritter.

Im stolzen Dom zu Innsbruck,
Da steht eine eherne Schar
Von Rittern in Panzern und Helmen
Schon manche hundert Jahr'.

Und heute ist es Sonntag,
Da weilt an ihrem Fuß
Die Eine, deren ich stündlich
In Liebe gedenken muss.

Sie hört die heilige Messe
In Andacht fromm und rein,
Die flieht wohl in Gedanken
Auch mich von fern hinein.

Weh euch, ihr ehernen Ritter,
An welche ihr Mäntlein streift,
Dass ihr im hohlen Busen
Das Leben nicht begreift.

An eurer Stelle belebte
Die Liebe mein starres Erz
Vom Postamente stieg' ich
Und sänke an ihr Herz.

So aber trennen, Geliebte,
Von dir mich, Berg und Strom,
Weiß nur, dass jetzt du betest
In Innsbrucks schönem Dom.

Gedenke ich solcher Ferne
Sinkt mir mein ganzer Muth —
Wie habt ihr, eherne Ritter,
Vor mir es doch so gut!

Georg Mühlbach.

Richard Wagner gefunden?

Des Öfteren habe ich gesagt, dass die Wagnerische Musik meinen Ohren weh thäte, was mir von den Wagnerianern allemal heftige Missbilligung eingebracht hat. Wenn ich da, schutzlos vor Clavieren, Platz- und Straßenmusiken, in Verzweiflung gerieth und den „aufdringlichen Wagnerlärm" verfluchte, war wohl noch keine Ahnung da, dass gerade durch Richard Wagners Musik mir einmal der höchste Genuss zutheil werden würde, den je mein irdisches Ohr empfunden hat. Das ist geschehen. In Graz werden zur Zeit die „Meistersinger von Nürnberg" aufgeführt, glänzend, musterhaft an Ausstattung, Besetzung und Inscenierung. — Leidlich ausgeruht, vorbereitet auf den Inhalt, wohnte ich gleich der zweiten Aufführung bei und wurde durch den urdeutschen Charakter dieses Werkes voller Humor und Gemüthsinnigkeit, durch die wundervolle Zusammenwirkung der Künste in eine Stimmung versetzt, wie sie im Theater mich noch selten so beseelte. In mir jubelte es auf, jauchzte es mit, weinte und lachte es ununterbrochen durch den ganzen Abend. Es war ein fünf Stunden langer Theaterabend voll gesättigter Schönheit. Wenn mir sonst bei Wagnerstücken schon in den ersten Acten das Gefühl der Abspannung und Langweile gekommen war, — diesmal konnte ich nicht genug Ohren und Augen haben für alles, was da schön und interessant war.

Jetzt, wie kommt das? Ist Wagner ein anderer geworden? Bin ich ein anderer geworden? Ersteres undenkbar, letzteres unwahrscheinlich. Es war in mir auch anfangs kein Vorurtheil gewesen; mit dem „Musikverständnis" hapert's heute noch so arg als je und mein Ohr ist heute noch so wehleidig gegen schrilles, wirres Getöne ohne Melodie. — In den „Meistersingern" fand ich diesmal nichts von all dem, was mich in Wagners Musik sonst missmuthig gemacht hatte. Liegt das in der vollendeten Aufführung? Liegt es in einer glücklichen Stimmung, die ich schon mitgebracht? Liegt es in einer gekräftigteren Gesundheit? Oder kann sich wirklich unser Kunstgeschmack so mächtig ändern? — Im letzteren Falle müsste man wohl vorsichtig sein mit dem Urtheil. Übrigens habe ich Wagner nie kritisiert, vielmehr nur meine Ohren. Und so darf ich nun wohl auch fröhlich gestehen, dass meine Ohren sich gebessert haben und dass ich glücklich bin, miteinstimmen zu können in die Begeisterung für den Genius, der uns die „Meistersinger" vom Himmel geholt hat. Rosegger.

Federstiel und Wanderstab.

Gedichte von Josef Schweizer. (Graz. Leykam.)

Diese Gedichte werden sehr gut bezeichnet durch ihre Einleitung: „Zueignung".

Zueignung.

Als Gott der Herr die Welt gemacht,
Die Menschen auch zustand gebracht,
Da sprach er: „Liebe Christen!
Für Sorge, Leid und Zwisten,
Für Hader, Schwermuth, Gries und Gram
Und derlei böse Sachen
Will ich ein Mittel wundersam
Euch lieben Kindern machen.
Zieht aus in Berg und Feld und Au,
Und freut euch an des Himmels Blau!"
Schnitt einen Stecken ab
Und schuf den Wanderstab.

Da sprang aus einem Tintenfass
Der böse Geist, der Satanas
Voll arger Tück und Listen:
„Weh euch, ihr frommen Christen,
Die Wanderlust, des Himmels Blau,
Ich will sie euch verderben.
Euch soll in düst'rer Wände Grau
Die Lebenslust ersterben!"
Schnitt rasch aus seinem Höllenkiel
An dreißig Tausend Federstiel,
Pfiff Gries und Gram herbei
Und schuf die — Kanzelei!

Das folgende Lied ist nicht minder staubflüchtig und thaufrisch.

Städter.

In dumpfen, engen Gassen,
Da lebt ihr eingeengt,
In dichte Häusermassen
Gar greulich eingezwängt.

Nicht über grüne Berge
Schweift weit und frei der Blick,
Er prallt an düstern Mauern
Verzagt, enttäuscht zurück.

Und niemals lacht der helle,
Der liebe Sonnenschein
In eure trüben Stuben,
Ins Winkelwerk hinein.

Nur schmale, enge Gassen
Und finst're Höfe nur
In hohen, düstern Mauern,
Sind euere Natur.

Des Nachbars Dach vorm Fenster
Ist euch der Bergeshang,
Der Gassenbuben Pfeifen
Ist euer Vogelsang.

Ein dürres Blumentöpfchen,
Das ist euch Flur und Feld,
Ein schmaler blauer Streifen
Ist euer Himmelszelt.

Der Rinnstein auf der Gasse
Muss euch das Bächlein sein,
Ein staubig Straßenpflaster
Ist euer Felsgestein.

Und öffnet ihr das Fenster,
Da weht nicht Bergesduft —
Nur dumpfe, feucht und trübe
Die Hof- und Kellerluft.

Drum kommet doch, ihr Städter,
Aus eurer Stadt heraus,
Und hier im freien Grünen
Erbaut euch Haus um Haus. —

Doch nein — doch nein — was sprech' ich?
Verbleibt nur, wo ihr seid,
Denn sonst verbaut ihr auch noch
Die grüne Herrlichkeit.

Naturfreude, andachtsvolle, überall. Aber auch tiefsinnige Heimwehklänge. Dieses Büchlein hat kein Schreiber geschrieben, hat ein Dichter gedichtet. Das kann man halt lange nicht von jedem „Gedichtebuch" sagen. M.

Kegelscheiben.

(Sprachlich.)

Wir nennen unser volksthümliches Kegelspiel Kegelscheiben; sollen wir dies gegen das norddeutsche und hochdeutsch gedruckte „Kegelschieben" aufgeben, als ob es nur eine mundartliche Ausartung von diesem letzteren wäre? Das ist es aber nicht; es ist ein eigenes Wort, um welches wir Älpler reicher sind. Wir haben das Zeitwort „schieben" ebenfalls in der bekannten allgemeinen Bedeutung; diese passt auf unser Kegelspiel schlecht. Wohl aber passt unser anderes Zeitwort „scheiben", das heißt rollend fortbewegen (auch v. n. sich so fortbewegen), offenbar vom Hauptwort „Scheibe" abhängig. Schieben hat im Mittelwort „geschoben": unser Scheiben hat da „geschieben", so wie die lautverwandten Zeitwörter: bleiben, geblieben, reiben, gerieben, schreiben, geschrieben, treiben, getrieben. (Hingegen wird wohl mitunter gefehlt und schiebt sich ein geschoben ein; bei beiden Zeitwörtern heißt die einzelne Handlung ein Schub. Von Scheiben abgeleitet ist „scheiblig", das heißt kugelrund oder fast so, also zum Scheiben geeignet.)

Fortgerollt werden zwar nicht die Kegel, sondern diese werden nur durch die hinausrollende Kugel umgeworfen, „umgeschieben", also Kegelscheiben hiefür ein verkürzter Ausdruck; wie ja auch beim Scheibenschießen nicht die Scheibe geschossen wird, sondern nur das Geschoss auf die Scheibe.

Unsere hochdeutschen Landsleute sind also zum Kegelscheiben eingeladen; das Zurechtschieben der Kegel, wo sie etwa ungenau stehen, verrichten bei uns die Kegelaufsetzer vulgo Kegelbuben.

Und Touristen, welche unsere Berge ersteigen, mögen achthaben, dass sie nicht irgendwo „abscheiben".

Über die Gefahren des „Zuges nach der Stadt“

äußerte sich neulich, wie der „Vogtländische Anzeiger“ meldet, in einem Vortrage der Strafanstaltsdirector Roßmy. In das ihm anvertraute Männergefängnis zu Hoheneck (Sachsen) wurden vom Juni 1887 bis Juni 1896 6508 Verurtheilte eingeliefert, unter denen nicht weniger als 926 Knechte waren. Das Leben auf dem Lande war ihnen zu eintönig geworden. Verwandte, Freunde, Bekannte hatten ihnen von dem Leben in der Großstadt verlockende Schilderungen entworfen, so dass sie dem Landleben den Rücken kehrten. Die hohen Zahlen in dem Hohenecker Anstaltsverzeichnis bekunden deutlich, was aus ihnen zum großen Theil in der verpesteten Großstadtluft geworden ist. Der Director Roßmy stellte aus den Fragen, die er an die seiner Obhut anvertrauten Sträflinge über ihren Lebensgang richtete, fest, dass fast in allen Fällen die Freude am Genusse die ehemaligen Landbewohner hatte straucheln lassen. All ihr Denken und Handeln war nur darauf gerichtet, die Mittel zu einem ausgiebigen Sinnengenuss zu erhalten. Anfangs versuchten sie es auf ehrliche Weise, durch redliche Arbeit. Aber der Genuss stumpft die Sinne ab und mindert die Lust zu anstrengender und ausdauernder Thätigkeit. Es war immer das alte Lied. Der redliche Arbeitsverdienst reichte nicht mehr aus, um allen Liebhabereien des Gaumens und Versuchungen des Sinnreizes zu genügen. Man warf sich daher auf die leichte Seite, lehnte sich auf gegen Ordnung und Gesetz, borgte, so lange der Credit ausreichte, und stahl oder betrog, wenn die Gelegenheit dazu sich bot. Das Ende vom Liede war Arbeitshaus oder Zuchthaus. Herr Roßmy theilte aus seinen Erfahrungen folgende interessante Einzelheiten mit: „Wir pflegen die Eingelieferten eingehend zu prüfen, nicht bloß auf ihren äußeren Lebensgang, sondern auch auf geistige Befähigung, auf Gemüths- und sittlichen Zustand, sowie auf Schulbildung. Beim Eingehen auf die letztere liegt die Frage nach Kenntnis der zehn Gebote nahe. Die Mehrzahl der Züchtlinge macht meistens ein sehr verdutztes Gesicht ob dieser Zumuthung; doch die meisten finden sich verhältnismäßig noch gut ab. Auffällig ist nur, dass von hundert Gefangenen achtzig versagen, wenn es sich um Aufsagen des dritten Gebotes handelt, während ihnen die übrigen Gebote ziemlich geläufig geblieben sind. Von dem Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“ haben sie kein Verständnis. Dem Volk ist eben die Gewohnheit, den Sonntag in Saus und Braus — mit Schlemmen und Prassen zu verleben, so in Fleisch und Blut übergegangen, dass es sich gar nicht mehr der Entheiligung desselben durch den maßlosen Genuss bewusst ist. Aus der Gleichgiltigkeit gegen das dritte Gebot folgt seine Missachtung. Somit ist es auch natürlich, dass tausende nicht mehr das Bedürfnis fühlen, nach der Last der Wochenarbeit an Sonn- und Feiertagen einmal ins Gotteshaus zu gehen. Aus der Verachtung der Feiertagsheiligung bildet sich aber auch schnell die Verachtung aller übrigen Gebote heraus, die ihren Ausdruck finden in der Vermehrung von allerlei Gesetzesübertretungen, Vergehen und Verbrechen, unter denen bezeichnenderweise die Fleischessünden, die gegen Leben, Gesundheit und Ehre der Mitmenschen, sowie die gegen die Staatsgewalt gerichteten Strafthaten eine so hervorragende Stelle einnehmen. Doch nicht nur in sittlicher, sondern auch in körperlicher Beziehung ist der Schaden leicht nachzuweisen, den diejenigen erleiden, die dem allgemeinen Zuge nach der Stadt folgten. Bei den meisten Sträflingen hatte die Arbeits- und Lebenskraft im Rausche gröbster Sinnenlust schwer gelitten. Genug, die Nachtheile des Wegzuges vom Lande sind außerordentlich, und jeder Landmann sollte es sich tausendmal überlegen, ehe er den Frieden des Landlebens auf nichtige Hoffnungen hin preisgibt.“

Für Schriftsteller.

In Wien hat sich eine „Deutsch-Österreichische Schriftsteller-Genossenschaft" gebildet. Der Verein bezweckt die Förderung der geistigen und materiellen Interessen seiner Mitglieder, mit Ausschluss jeder Politik.

In Österreich leben weit über tausend deutsche Schriftsteller und deutsche Journalisten. Es erscheinen hier zweihundertfünfzig politische Zeitungen und einige hundert Fachzeitschriften in deutscher Sprache. Die geistigen Arbeiter all dieser Blätter haben gemeinsame Interessen und sie dürften zum großen Theile gewonnen werden können für eine rein wirtschaftliche Vereinigung, wie die Genossenschaft eine sein soll.

Von diesem Vereine, dem ich mit Vergnügen als Mitglied beitrete, wäre zu wünschen, dass er auch das geistige Zusammenhalten der Berufsgenossen nicht außer Auge lasse. Was nützt es, dass wir in wirtschaftlichen Sachen zusammenstehen, wenn wir uns bei jedem Anlasse, oder auch ohne solchen, öffentlich zanken, einander bloßstellen, herabzuwürdigen suchen, wie das so oft geschieht! Es ist ja recht, dass wir selber die Censoren und Richter des Schriftthums sind, und nichts kann mir zuwiderer sein, als das Cliquewesen, dieser größte Krebsschaden der Literatur. Aber persönliche Gehässigkeiten zwischen Schriftstellern der Öffentlichkeit gegenüber sind unstatthaft und schaden uns moralisch und materiell weit mehr, als alle wirtschaftlichen Bestrebungen einer Schriftstellergenossenschaft nützen können. — Ich wünsche dem neuen Verein einen guten kameradschaftlichen Geist! R.

Bücher.

Hundstagszauber. Roman von Königsbrun-Schaup. (Pierson. Dresden. 1898.)

Der etwas befremdende Titel erklärt sich durch den Inhalt. Die Erzählung spielt sich in einer der zahlreichen Fremdenpensionen in Dresden während der schwülsten Sommerszeit ab. Alle Gäste haben die Stadt verlassen, nur ein Schriftsteller Baron Bremberg und ein polnischer Graf mit seiner Nichte, der schönen Gräfin Laja, sind durch zwingende Verhältnisse noch in der Pension verblieben. Bremberg und Laja hatten früher bei den vollbesetzten gemeinsamen Mahlzeiten kaum von einander Notiz genommen; erst jetzt, wo sie als die einzigen Gäste auf einander angewiesen sind, nähern sich beide, und aus dem schon lange in ihnen schlummernden unbewussten Interesse entwickelt sich eine gegenseitige Liebe, die indes mehr als „Flirt" behandelt wird und auch als solcher endet, ohne Abschluss und Zukunft, kaum mit der Hoffnung, sich wiederzusehen. Weder die handelnden Personen — in Bremberg hat sich der Verfasser augenscheinlich und nicht ohne Offenherzigkeit selbst gezeichnet — noch die Conflicte sind besonders neu und packend — auch fehlt die Leidenschaft und der heiße Puls in der Erzählung; aber über dem Ganzen schwebt wirklicher „Hundstagszauber": eine gewisse träumerische Schwüle, ein gedämpfter Flügelschlag der Phantasie, ein Hin- und Herwandern wie von Traumgestalten trotz aller realistischen Federstriche, womit der Dichter seine Gestalten gezeichnet hat. Vielleicht ist es gerade das, was die Erzählung zu einer angenehmen und fesselnden Lectüre macht; man fühlt das Auge und die Feder eines Dichters. In Gerhardt Hauptmanns „Einsame Menschen" sagt Anna Mahr: „Über den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch, das ist das Beste." Man kann dies auch von dem vorliegenden Roman behaupten, und das erhebt ihn über die Dutzendwerke dieser Gattung. Dr. Gnad.

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Lebens- und Leidensgeschichte aus dem Hildesheimischen von Heinrich Sohnrey. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Der deutsche Süden ist Eigenthum des deutschen Nordens geworden. Der deutsche

Süden hat den deutschen Norden erobert. Diese scheinbar schroffen Gegensätze bedeuten dasselbe. Die Schönheit der Alpen, die Vorzüge ihrer Bevölkerung haben die Norddeutschen zu uns gezogen. Süddeutsche Dichter und Schriftsteller haben den Norden mit dem Süden vertraut gemacht. Der Norddeutsche meistert den Süddeutschen gern, aber er liebt ihn.

Nicht genau so ist es umgekehrt. Wir im Süden kennen den Volkscharakter des Nordens noch zu wenig, um ihn lieben zu können. Auch hier vermittelt wieder die Literatur. Eine solche Vermittlung ist Sohnreys Erzählung „Der Bruderhof". Sohnrey, der Herausgeber des „Land",[1] einer Zeitschrift für bäuerliche und dörfliche Cultur und Sitte, der gründliche Kenner des norddeutschen Bauernthums, entrollt hier ein lebenswahres Bild aus dem Bauernstande Norddeutschlands, welches ebenso belehrend als unterhaltend wirkt. Eine gewisse Fremdartigkeit in der Sprechweise der handelnden Personen fällt uns auf, ein Zeichen der Naturwahrheit des Buches. Wir Süddeutschen werden um sehr viel reicher sein, wenn wir die Eigenart unserer nördlichen Brüder erkennen und verstehen gelernt haben. Der „Bruderhof" führt uns ja nicht so intim in das „Plattleben" ein, als etwa Fritz Reuters Schriften, er ist in Stoff und Stil landläufiger gehalten, hingegen für uns vom bairischen Stamme umso bequemer zu lesen.

R.

Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays von Karl Otto Erdmann. (Leipzig. E. Friedrichs. 1898.)

Nichts spricht mehr für die Gediegenheit einer Zeitschrift, als wenn ihre Aufsätze nachher als Buch erscheinen. In diesem Falle ist auch der „Kunstwart", herausgegeben von F. Avenarius, München. In ihm fanden und genossen wir schon eine Reihe der Essays, die hier zu einem wertvollen Buche versammelt sind. Aufsätze, wie „Die Zukunft der Höflichkeit", „Warum zieht man den Hut?", „Einbildung, Heuchelei nnd ihr Nutzen für die Kunst", „Das Wort ‚schön' und seine Unbrauchbarkeit", die hypnotische Suggestion und die Dichtung" u. s. w. sind Arbeiten, die ihrer Actualität wie ihrer geistvollen Art wegen den gebildeten Leser fesseln und fördern müssen. Sitte, Geschmack und Kunst bilden ja die Hauptgesprächsstoffe unseres Geisteslebens. Dieses Werk gibt darüber zu denken und zu sprechen, es sei lebhaft empfohlen. M.

Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Die meisten Stückchen dieser Sammlung scheinen ihrer Natur nach nur zeitliche oder örtliche Bedeutung zu haben. Was ein Dichter schafft, das quillt aber auch in diesem Falle über den Rand hinaus und wird zum Vergnügen für weitere Kreise. Also hat auch dieses neueste Singen unseres fahrenden Gesellen nur Lust gebracht. Für uns Österreicher von ganz besonderem Interesse sind die Gedichte an Kronprinz Rudolf, Robert Hamerling, Peter Rosegger, an die deutsche Schule in Triest, den Fremdenverkehrsverein in Trofaiach u. s. w. Auf die Alpenländer bezieht sich manches Lied, das den bleibenden Gesängen dieses köstlichen Poeten beigesellt werden wird. M.

[1] Berlin. Trowitzsch und Sohn.

Du schönes grünes Alpenland! Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder von Cölestin Zocher. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1898.)

Wer eine Sammlung von Büchern über Steiermark hat, der mag sich auch dieses Werklein anschaffen. Was es enthält, zeigt der Titel. Die Art der Wiedergabe ist eine ganz schlichte, und der Verfasser deutet im Vorworte bescheidentlich seine Stellung selbst an.

M.

Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben von Helene Voigt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Kein Geringerer, als der norddeutsche Dorfgeschichtenmeister Heinrich Sohnrey ist es, der diesem Büchlein eine gute Empfehlung mit in die Welt gibt. Sohnrey sagt in dem Vorworte: „Ich bin gewiss, dass die Schilderungen und Erzählungen, welche hier vereint sind, allesammt eine Verheißung in sich tragen, dass die stammkräftigen Triebe, die hier gewachsen sind, bei fortschreitender Entwickelung viele köstliche Früchte bringen müssen. — Was ich von Helene Voigt erhoffe, das ist eine ausgiebige, naturgetreue und dabei doch echt dichterische Verkörperung des gesammten Schleswig-Holsteiner Volksschlages." M.

Moloch. Von Vincenz Chiavacci. (Wien. Selbstverlag des Verfassers IX., Frankgasse 1.)

Das tiefernste Glaubensbekenntnis eines Mannes, den wir bisher vorwiegend als Humoristen kennen gelernt haben. — Die Frau Sopherl und Moloch! Wie reich ist die Claviatur eines ganzen Menschen!

Ein Prachtwerk. Ein solches ist der soeben in glänzender Ausstattung, in einer kostbaren Einbanddecke erschienene erste Band des von Julius Laurenčič herausgegebenen Kaiser-Jubiläums-Prachtwerkes **„Unsere Monarchie"** (G. Szelinski, Wien). Der Band „Unsere Monarchie" ist nicht nur ein hübscher Schmuck eines jeden Salontisches und jeder Bibliothek, er ist mit seinen hundertvierundvierzig pracht-

vollen photographischen Reproductionen hervorragendster Ansichten aus verschiedenen Kronländern in künstlerischer Vollendung eine wahre Augenweide und zugleich unterhaltend und belehrend für alt und jung, groß und klein.

Wie die praktische Erfahrung des Lebens zeigt, werden fast täglich Fragen im öffentlichen Leben berührt, die sich mit der Einrichtung und der Verwaltung der katholischen Kirche, in mehr oder minder einschneidender Weise, befassen. Deshalb war der Gedanke, eine systematische Darstellung des gesammten Betriebes curialer, wie kirchlicher Verwaltung zu bieten, ein berechtigter. — Wie diese Aufgabe gelöst wurde, zeigt uns Prospect und Heft 1 des Prachtbandes: **„Rom, das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesammtkirche“**, welche das Unternehmen: **„Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild“** einleitet.

In dieser Form und Vollständigkeit ist bisher noch kein Buch über die römische Curie erschienen. Was die Art der Darstellung anbetrifft, so ist es vermieden worden, ein schwer verdauliches Buch mit wissenschaftlichem Ballast zu bieten; eine vornehme, gemeinverständliche Sprache war die Richtschnur der Verfasser, so dass der Text und zahlreiche künstlerisch vollendete Illustrationen historischen und zeitgenössischen Wertes zusammenwirkend, das Werk zu einem in jeder Hinsicht erstclassigen gestalten.

Das Werk, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien, kündigt sich als ein starker Quartband von etwa 720 Seiten an, mit 60 Tafelbildern und 1100 vollseitigen und kleineren Illustrationen ausgestattet. V.

Isabella. Eine Erzählung aus der Bretagne. Von Marg. Levray. Mit Originalillustrationen von E. Vulliemin. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

In lebenswahrer Schilderung entrollt uns die Verfasserin ein Bild von der bestrickenden Macht, die blendende äußere Vorzüge leicht auf ein unschuldiges Gemüth ausüben können. Die ganze Erzählung ist in christlichem Geiste, rein und gemüthvoll gehalten. V.

Jubiläums-Ausgabe der Problematischen Naturen von Friedrich Spielhagen.

Nahezu vierzig Jahre sind verflossen, seitdem dieses Werk geschrieben wurde. Seither hat es als ein wahres Lieblingsbuch des deutschen Volkes unzählige Auflagen erlebt. Anlässlich des zu Beginn des nächsten Jahres fallenden siebzigsten Geburtstages des Dichters veranstaltet der Verlag L. Staackmann in Leipzig eine in vierundzwanzig Heften erscheinende illustrierte Ausgabe der Problematischen Naturen, zu welcher der Münchner Meister Richard Gutschmidt die Bilder liefert. Die bereits vorliegenden ersten Hefte sind nachgerade entzückend an künstlerischer Ausstattung — wahrhaft würdig der Dichtung und des Anlasses. M.

Gedichte von Josef Pollhammer. Neue Folge. (Wien Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Kennern intimerer Heimatspoesie ist der steirische Poet Josef Pollhammer nicht fremd. Diese neue Sammlung wird sie nicht enttäuschen, vielmehr überraschen, denn in ihrem Inhalte sind die Poesien jung und warm geblieben, in ihrer Form noch vollkommener geworden. M.

Die Wahrheit über die katholische Volkspartei. Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Otto Lecher in A. Edlingers Verlag in Innsbruck drei Reden, in denen an der Hand der Geschichte der letzten Jahre die Haltung der katholischen Volkspartei in nationaler und wirtschaftlicher Beziehung, sowie in der Schulfrage einer sehr eingehenden Kritik unterzogen wird. Das Schriftchen ist besonderer Beachtung wert; es gewährt einen klaren Einblick in die politische Parteiwelt Österreichs. V.

Die drei Verschollenen vom „Sirius“. Von G. Price. Mit Originalillustrationen von Ed. Zier. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Gleich der Beginn der Erzählung führt uns an Bord eines Admiralschiffes, das im Piräus vor Anker liegt. Mit hochgespannter Erwartung folgen wir dann dem Cours des nach Osten in See gehenden „Sirius“ bis zu dem schrecklichen Zusammenstoß mit der englischen Jacht. Jetzt concentriert sich unser ganzes Interesse auf die drei Helden der Erzählung. Es sind das der tapfere Commandant des Kanonenbootes, der wackere Schiffsarzt und der stets zu lustigen Streichen aufgelegte Matrose Jean Quosé, der selbst in den gefährlichsten, ja oft verzweifelten Situationen den Muth nicht verliert. Aber auch der englische Lord gewinnt unsere volle Sympathie dadurch, dass er kühn Gut und Blut einsetzt, um den in die egyptische Wunderwelt verschlagenen Seeleuten Rettung zu bringen.

Schöne Illustrationen, von Künstlerhand entworfen, veranschaulichen den Gang der Handlung. V.

Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Karl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Der geographische Abschnitt gibt ein Bild von Land und Leuten, von den Städten und

Heiligthümern in Griechenland und den griechischen Colonien, sowie eine etwas ausführlichere Beschreibung der wichtigsten Culturplätze, wie Mykenä, Delphi, Olympia, Athen, Milet, Samos, Syrakus, Agrigent. Hier kommen neben der geschichtlichen und topographischen Entwickelung jener Städte besonders ihre Bauten und Denkmäler in Betracht, die auf Grund der neueren Ausgrabungen und Funde beschrieben sind. In dem geschichtlichen Theil werden die Hauptereignisse der griechischen Geschichte erzählt, die großen Gesetzgeber, Staatsmänner und Feldherren in kurzen Charakterbildern vorgeführt, während nebensächliche Dinge beiseite gelassen sind. V.

Geneviève, von Madame de Pressensé. Deutsch von Hedwig Kahl. Autorisierte Übersetzung. (Reutlingen. Fleischhauer & Spohn. 1898.)

Die Geschichte spielt in Paris und seiner nächsten Umgebung und führt uns auf ihrem Höhepunkte in die Zeit des deutsch-französischen Krieges.

Geneviève ist früh Waise geworden. Die Witwe Marceau hat sie in Pflege genommen und das vierjährige anmuthige Kind ist Augapfel und Sonnenschein ihres braven ältesten Sohnes Jacques.

Aber Sorge und Schulden bedrücken die arme Witwe. Ohne Wissen ihres Sohnes hat sie eines Tages das Pflegekind um fünfhundert Francs einer fremden reichen Dame überlassen. Sie darf ihren Namen nicht wissen und von der Zukunft des Kindes nie mehr etwas erfahren. Jacques ist außer sich. Sein RosenknöspIein, das Gedicht seines Lebens, ist in der Weltstadt unwiederbringlich verloren. Suchen und Wiederfinden ist der ergreifende Inhalt unserer Erzählung. Jacques ist Arbeiter geblieben, aber er fühlt sich unglücklich in seiner Welt, abgestoßen von der Alltäglichkeit seiner Umgebung und trägt ein unstillbares Verlangen nach Höherem und Besserem in seiner Seele.

Geneviève ist die Adoptivtocher der vornehmen Frau von Préal geworden und ist im Glanze des Lebens erzogen, aber auch sie hat, erst in unklaren Empfindungen, dann in immer deutlicher gewordenen Vorstellungen, das Heimweh nach der Armseligkeit ihrer ersten Kinderjahre nicht verloren. V.

Ein Weltbuch. In der ganzen Weltliteratur gibt es nur wenige Bücher, die bei ihrem Erscheinen ein so allgemeines Aufsehen erregt haben, wie **„Onkel Toms Hütte“** von Harriet Beecher-Stowe. Die Sclavenfrage war damals zu einer Existenzfrage für die Vereinigten Staaten geworden. Der Süden wollte die für ihn so vortheilhafte Einrichtung mit allen Mitteln aufrecht erhalten wissen; der Norden hingegen brandmarkte sie um ihrer Unmenschlichkeit willen, denn die grausame Unterjochung der farbigen Bevölkerung schrie zum Himmel. Da überwältigten Entrüstung über den ehr- und rechtlosen Zustand der armen Schwarzen und innige Theilnahme für die leidenden Mitbrüder und Schwestern das edle Gemüth einer Frau Neuenglands. Harriet Beecher-Stowe, eine schlichte Lehrersfrau, allein von dem inneren Drange getrieben, das niederzuschreiben, was ihr das Herz bewegte, griff zur Feder und entrollte vor ihren Landsleuten Bilder aus dem amerikanischen Sclavenleben, die jedes empfindende Herz mit Abscheu erfüllen mussten. Die Wirkung dieser lebenswahren Schilderung war denn auch beispiellos. Innerhalb eines Jahres wurden 121 Auflagen in mehr als 300.000 Exemplaren gedruckt und verkauft, und als das Buch nach Europa kam und in alle Culturspachen übersetzt wurde, zählt der Absatz bald nach Millionen. Seitdem ist mehr als ein Menschenalter verflossen, die Zeiten und alle Verhältnisse haben sich völlig geändert; aber wunderbar: Onkel Toms Hütte übt noch immer den gleichen Zauber auf die Gemüther aus. Jedes neu heranwachsende Geschlecht übernimmt das Buch wie ein theures Vermächtnis: die Jugend begeistert sich daran für Menschenrecht und Menschenwohl, und die Alten freuen sich mit den Jungen, dass die Tage jener schändlichen Bedrückungen wenigstens in unseren civilisierten Ländern für immer vorüber sind. Das unvergängliche Werk erscheint gegenwärtig, trefflich übersetzt, in einer reich illustrierten Ausgabe in zwanzig Lieferungen in der deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart). V.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien hat ein neues Unternehmen begonnen, dessen erste Lieferung uns vorliegt. Das Unternehmen trägt den Titel: **„Bilderbogen für Schule und Haus“** und erscheint in Heften oder in losen Bogen, theils farbig, theils schwarz. Wo es erforderlich, sind die Bogen auf der Rückseite mit einem erklärenden Text versehen. Die Absicht des Unternehmens ist, zunächst der Schule alles bildlich Darstellbare aus dem gesammten Lehrstoff in leichtfasslicher, übersichtlicher Form und in sorgfältig gewählten, künstlerisch vollendeten Abbildungen zu bieten, und zwar zu einem so niedrigen Preise, dass selbst dem Unbemittelten die Anschaffung möglich ist.

Die erste Lieferung zeigt Abbildungen aus der biblischen und vaterländischen Geschichte, aus Geographie und Thierleben, sie bringt Märchen und Legenden, sowie Darstellungen aus dem Volksleben und aus dem Gebiete der technischen Erfindungen und Einrichtungen der Neuzeit. V.

„Für die Jugend.“ Monatsschrift mit Bildern. Herausgegeben vom Wiener Lehrerverein. Schriftleiter Hans Fraungruber. Verlag A. Neumann, Wien, I., Johannes-

gasse 25. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direct. Jährlich 1 fl. 20 kr.

Die Hefte des siebenten Jahrganges dieser populären Jugendzeitschrift tragen die Vermerke: „Das hohe k. k. Unterrichtsministerium hat mit Erlass vom September 1897 und Januar 1898 eine größere Anz hl früherer Jahrgänge dieser Jugendschrift angekauft."

Diese seltene Anerkennung seitens der höchsten Schulbehörde ist wohl die kräftigste Empfehlung eines Unternehmens, das sich nach Inhalt und Ausstattung dazu eignet, in jeder kinderfreundlichen Familie die beste Aufnahme zu finden. Der „Heimgarten" hat wiederholt das Abonnement der billigen Zeitschrift empfohlen und thut es hiemit abermals.

Büchereinlauf.

Künstlerlieben. Erzählung von Marie Reinhard. (Graz. Leykam. 1897.)

Böhmerland — deutsches Land! Kampflieder aus der Ostmark von Heinrich Gutberlet. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Kinderlieder und Reime. Komische Thiergeschichten und Abenteuer für die kleine Welt. Von Julius Lohmeyer. Mit vielen Illustrationen. (Leipzig. Th. Griebens Verlag.)

Bitt' schön a Sträußerl! Lustige Dorfgeschichten für 'n Abend von Joh. Jantsch. (Wien. Selbstverlag des Verfassers und Friedrich Schalk, Wien, Mariahilferstraße 97.)

Hianzische Veaschln. Gedichte in Kukmirner Mundart von Johannes Ebenspanger. (Oberwarth. L. Schodisch. 1897.)

Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. Herausgegeben von C. Regenhardt. Drei Bände: Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch. (Berlin. C. Regenhardt.)

Reisebilder aus dem Kaukasus. Von T. Waldvogel. (Schaffhausen. Karl Schoch. 1897.)

Weg zur Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von Jakob Fris. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.)

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Gegen das altehergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht von Arthur Schulz. (Berlin. Richard Heinrich. 1896.)

Mehr Kenntnisse! Weniger Zeit! Ein Vorschlag zur Neubildung unserer Schule. Von Arthur Schulz. (Berlin. Richard Heinreich. 1897.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Von Dr. Fr. Polle. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Von Nagl und Zeidler. Sechste Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Von A. v. d. Linden. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Neue Heine-Funde. Veröffentlicht von J. Nassen (Leipzig. H. Barsdorf.)

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Meyer-Markau. (Bonn.)

Das Kränzchen in der Küche. Von Marie Beeg. (München. Karl Haushalter.)

Zur Lösung der brennendsten Rassenfrage der heutigen europäischen Menschheit. Eine sociologische Studie mit einem Anhange zur Begründung der Socialethik von Dr. Adolf Harpf. (Wien. M. Breitenstein. 1898.)

Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik von Alex. Freiherrn v. Siebold. (Würzburg. Loerls Reisebücherverlag. 1897.)

Das Evangelium. Monatsschrift zur Wiederherstellung der Lehre Jesu. Von Gottfried Schwarz. (Dresden. Friedrich Jacobi.)

Licht. Wiener Zeitschrift für Kunst und Leben. Herausgegeben von Franz v. Borgias Schmid. (Wien. III. Hauptstr. 5.)

Willkommen! Illustrierte Unterhaltungsbibliothek. Erzählendes und Belehrendes von namhaften Schriftstellern. Erster Jahrgang. Siebenter Band. (Berlin. Mausser, Messer & Co.)

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. (Nürnberg. Joh. Bernh. Schrag. 1897.)

Religion und Schule. Ein Wort zum Antrag Ebenhochs von Adolf Mößler. (Wien. Moriz Band. 1898.)

Erdöl und Erdwachs. Ein Bild galizischer Industrie von Ignaz Leichner. (Wien. Ignaz Band. 1898.)

Was kann die Schule für die Mäßigkeitssache thun? Von Ernst Trull. (Wien. Karl Graeser. 1897.)

Der Wegweiser. Kalender des deutschen Protestantenvereines 1898. (Hamburg. Otto Meißner.)

Deutscher Frauenkalender für das Jahr 1898. Herausgegeben von Anna Bauer. (Elberfeld. Sam Lucas.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1898. (Brünn. Verlag Rohrer.)

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren,

nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis sämmtlicher Pseudonyme. Zwei Bände. Herausgegeben von Sophie Pataky. (Berlin. Karl Pataky.)

Die Personaleinkommen- und Rentensteuer. Soeben erschien in zweiter Auflage im Verlage von Rainer Hosch in Neutitschein ein Vortrag von Ernst Weiskirchner, eine leichtfassliche, allen Verhältnissen Rechnung tragende Anleitung zur Verfassung des Personaleinkommen-Steuerbekenntnisses.

Der Berliner Thierschutz-Verein versendet: **Illustrierter Kalender**, Jahrgänge 1895–1898; **Illustriertes Lesebüchlein**; **Unserer Vöglein Noth**; **Caro und der Blinde**; **Bildermappe** des Berliner Thierschutz-Vereines

Postkarten des „Heimgarten".

„N.-ö. Lehrerzeitung", Wien: Die Lehrerschaft war bisher noch rückständig. Fast alle übrigen Parteien haben mir im Laufe der Zeit die Kriegserklärung gemacht und — wieder zurückgenommen. Man respectiert schließlich doch das Recht der persönlichen Überzeugung. Diese kann man wohl auch dann nicht fahren lassen, wenn sie zufällig einmal mit der Bestrebung einer Gegnerschaft zusammenfällt. — Sie polemisieren plötzlich gegen eine Meinung, die ich seit dreißig Jahren unzähligemale ausgesprochen habe in Erzählungen und anderen Aufsätzen, ja die der Grundgedanke meiner Weltanschauung ist. Sie nehmen heute heftig Stellung gegen meinen Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung", der vor vielen Jahren in zahlreichen Blättern Österreichs und Deutschlands abgedruckt worden ist und mir begeisterte Beistimmung aus allen Schichten der Gesellschaft eingetragen hat, was zwar kein Beweis von seiner Richtigkeit sein kann, wohl aber ein Beweis, dass er vielen der Ausdruck ihres Wunsches war. Der Aufsatz ist vor kurzem ohne mein Wissen nachgedruckt worden, obschon er in einigen Punkten vielleicht nicht mehr die Thatsachen deckt. — Ich bin in Angelegenheiten des Bauernthumes nicht ganz Neuling, und steht die Sache so: Wenn der alte Bauernstand in den Alpen gerettet werden soll, so müssen ähnliche Kraftmittel angewendet werden, wie sie d r Aufsatz vorschlägt, und aus Erfahrung weiß man auch, dass der Bauer seine Kenntnisse und Fertigkeiten nicht alle in der Schule lernen kann, und dass beim Bauern probieren über studieren geht. Sie sagen, das Bauernkind müsse soweit geschult und gebildet werden, dass es auch anderswo in der Welt sein besseres Fortkommen finden könne. Damit geben Sie selbst zu, dass es durch die Schule dem Bauernstande entzogen werden kann. Es ist ja gut und ich bin auch der Meinung, dass der Mensch nicht gerade für den Bauernstand da ist, und zwar allerdings auch nicht für die Fabrik, für die Kanzlei, für Hausmeisterstellen oder Köchinnenposten in den Städten. Wenn es aber den Herren ernst ist, dass der Bauernstand erhalten bleiben soll, dann mögen sie auch die Grundlage gelten lassen, auf der dieser Bauernstand ruht. Will und kann man das nicht, dann soll man auch das Gerede von der Erhaltung des Bauernstandes sein lassen und trachten, die armen Leute so schnell als möglich anderswo unterzubringen, etwa in den Bergwerken und Fabriken, damit dann aus der also gekräftigten Socialdemokratie jener frische Volksnachwuchs entstehe, ohne den, wie Sie selbst andeuten, die Gesellschaft in kurzer Zeit zugrunde gehen müsste. Warum aber geht die städtische Gesellschaft ohne Naturferment zugrunde? Wegen der unnatürlichen Lebensweise, wegen zu einseitiger Ausbildung der Fähigkeiten. Ich habe gar keine Freude darüber, wenn die Schule den jungen Bauernnachwuchs in die Stadt lockt, wo die unnatürliche Lebensweise herrscht. Ich selber bin nicht durch die Schule in die Stadt gekommen, ich habe draußen bei den Bauern so viel gelernt, um sogar den städtischen Lehrerzeitungsredacteuren manchmal etwas lehren zu können. Ich sage, dass über ein gewisses Maß der Volksschule hinaus dem Alpenbauer die praktische Ausbildung in seinem Fache nöthiger ist, als die theoretische. Wenn Sie darin eine Schwenkung zum Clericalismus wittern und einen Angriff auf die Schule erblicken, so hätten Sie das ebenso gut vor zehn oder zwanzig Jahren erklären können. — Wer etwa neugierig ist, was der verdonnerte Aufsatz „Der Bauernstand unsere Rettung" verbrochen hat, der findet denselben in meinem Buche: „Allerlei Menschliches." Wien. 1892. Rosegger.

J. H., Graz: Die betreffende Rede des deutschen Cultusministers v. Bosse gelegentlich der Frenzelfeier in Berlin gipfelte in dem Gedanken, das freie Schriftstellerthum habe nichts vom Staate, dürfe auch auf diesen

keine Rücksicht nehmen und von ihm in seiner Entfaltung nicht gehindert werden. Auch der an Staatsinstituten wirkende Vertreter freien Schriftstellerthums, wie der Universitätsprofessor, müsse unbeeinflusst vom Staate unabhängig vom Staate denken und schaffen können. „Huldigen Sie mit mir“, schloss der Minister, „der freien Arbeit des Geistes. Das freie Schriftstellerthum lebe hoch!“

Z. W., Innsbruck: Sie beklagen sich als Schriftsteller darüber, dass von den Zeitungen Ihre Bücher stets ignoriert werden und man sich von dieser Seite nur dann an Sie erinnert, wenn die Herren ihre Rundfragen ausschicken: „Was halten Sie von Majestätsbeleidigungen?“ „Wie denken Sie über die Todesstrafe?“ „Was ist Ihre Meinung über den Process Dreyfus?“ u. s. w. — Sehen Sie, lieber Herr College, da geben wir Ihnen den Rath, auch einmal so eine Umfrage zu halten, z. B. eine solche an die Recensenten der Wiener Blätter zu schicken: „Was halten Sie von meinem neuen Buche?“

Lector, Graz: Die Familien und Verwandten der Jünger Jesu waren Juden und Heiden. Darum verlangte er, der eine neue Lehre predigte, dass die Jünger sich von Vater, Mutter, Weib und Kindern, ja von ihrem ganzen bisherigen Leben losreißen müssten, wenn sie seine Anhänger sein wollten — So verstehen wir Matthäus X. 34—37 und Lukas XIV. 26. Wenn diese Verse die Kirche aber dahin auslegen wollte, dass der Christ überhaupt seine christliche Familie, sein Volk aus Gründen allgemeiner Brüderlichkeit verlassen und bekämpfen müsse, so hat das allerdings auch einen Sinn. Dann darf sich die Kirche aber nicht als die staatenerhaltende Macht proclamieren, wie sie es stets thut, dann wäre sie das gesellschaft- und staatenzerstörende Princip im Sinne der extremsten Socialdemokraten.

Dem „guten Bekannten“: Der Setzerkobold hat vom Krebs wahrscheinlich ein paar Füße verleugnet, um das Vieh nicht noch mehr zu compromittieren. Acht Füße haben, und doch nur „arschling“ kommen statt vorwärts, da muss einer freilich krebsroth werden vor lauter „schamen“.

J. B., Graz: Die „Königskinder“ sind von Haus aus ein naives Märchen. Wir dichten tieferen Sinn hinein: Der Königssohn verlässt die Höhen der Menschheit, um niederzusteigen zum Pöbel, in dem er zugrunde geht. „Verkaufe die Krone nicht!“ ruft ihm seine Braut zu, doch er gibt das Symbol hohen Ideals für das Materielle, für Brot, und verhungert und erfriert trotzdem. — Wer über die „Königskinder“ witzeln kann, dem fehlt nach unserer Meinung Verständnis und Mitleid überhaupt. Die Grazer Bühne hat sich durch vortreffliche Vorführung dieses hochpoetischen Melodramas ein großes Verdienst erworben.

M. H., Marburg: Die von Ihnen gewünschte Einladung zu jenem Krieglacher Feste lautet:

Lockruaf zum Schütznball
für alle Schützen, Schützenfreund und Schützenfreundinnen, die ma gern dabei habn.

War ih a Hahn, so balzad ih,
Da wurdn d Jaga rena!
Nau — weil ih bloß a Dichter bi,
So werns mih schwerlih kena.
Und dena woaß ih ah an Ruaf,
Da laffns wia die Radln;
A Tanzbodn und a Spielleuttisch
Und Weiberleut zan Drahdln!
Für Schützn ghört a Schuss — wans gleih
An Vorschuss müassn nehma,
Der Ausschuss will an Überschuss;
Drum, Leutl, thuats fein kema!
In Überschuss, den schmeiß ma zsam
Für all, ins grossi Hefn,
Und trifft da Schütz, sa wird er ah
Noh s Höbn'reich Wirtshaus treffn.
Leicht gibts ah guatn Anlass zum
Verbrüadern und Verschwagern,
Da Hirsch in Wald is ah nit harb,
Wan d Jager Menscher jagern.
Wer woaß, ob nit bald s Vaderland
Die Jager ruaft zum Wachtn,
Drum müassts bei Zeitn Lebn und Lust
Und Liab zan gniassn trachtn.
Da Bixnlauf hoaßt Kraft und Muath,
Und Schützenziel is d Scheiben:
Dass mir, Gott walts! in Glück und Noth
Stets treue Brüader bleiben!

Pl. Z., Wien: Schon lange geht das Telephon zwischen Wien—Graz direct. Bald kommt Berlin u. s. w. Allmählich machen wir die ganze Natur zum Menschenleib.

Dr. **W. M., Wien**: Über das deutsche Dorfwirtshaus finden Sie einen prächtigen Aufsatz in den Januar- und Februarheften 1898 der „Grenzboten“.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

April 1898.

7. Heft. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am siebenundzwanzigsten Sonntag.

Es ist eine Freude! Die Haferfelder grünen saftig auf, das Korn steht hoch in Ähren und wallt wie ein See, wenn die Luft streicht. Vor ein paar Tagen haben wir freilich stundenlang gezittert, als das Wetter stand im Hochgebirge. Zuerst waren die weißen Nebelstreifen niedergeflossen in den Schründen und Schluchten, dann sank das ganze schwere Gewölk ins Hochthal herein und in den Lüften war ein Rauschen, als rieben sich gedörrte Nüsse in ungeheueren Säcken. Es war so dunkel geworden, dass die geweihte Wetterkerze, die in der Stube brannte, ihren trüben Schein an alle Stubenwände warf. Aus dem Rauchfang stiegen die dünnen Wölklein der am Herde verkohlenden Palmzweige. Ihr prickelnder Geruch wurde in der schweren Luft niedergeschlagen auf den Erdboden. Unter dem Ahorne stand die Barbel und schwang ununterbrochen ein Handcrucifix gegen das langsam heranrollende Gewitter. Dabei murmelte sie: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. — In ihm war das Leben und das Leben war

das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis. — Und das Wort ist Fleisch geworden."

Ich stand unweit von ihr und schaute hin, wie sie in einer Art von Verzückung diese Worte des Johannesevangeliums sprach. Ihr weißes Gesicht leuchtete seltsam vor dem bleiernen Hintergrund, wie eine Seherin stand sie da. Endlich trat ich hin zu ihr: „Barbel, du sollst jetzt ins Haus gehen. Siehe, in den Ästen rauscht schon der Wind. In wenigen Augenblicken ist es da, du sollst ins Haus gehen!

Und sie sagte zu mir: „Lass mich, Hansel, lass mich. Hier ist es schön!"

Aus den Nebelmassen, die sich im Thale abwärts wälzten, sprang plötzlich ein so greller Blitz auf, dass ich's in meinem Auge wie einen heftigen Schlag empfand. Als der Donner geschmettert hatte, hörte ich die Barbel traumhaft sagen: „Hier ist es so schön! — Herrgott, nimm mich jetzt! — Dein Wort ist Fleisch geworden . . ."

Da brachen die Wässer schon aus den Lüften und ich riss das Mädel mit mir ins Haus.

Als das Gewitter vorüber war, funkelten die Bäume wie Glasluster in der untergehenden Sonne. Draußen aber in den Thälern des Untergai's lag ein weißer Winter.

Gestern ist ein Händler gekommen, der hat die Felder geprüft und gemessen und hat das Korn auf dem Halm gekauft. Mein Hausvater bekommt aber nur einen geringen Vorschuss auf die Hand, um die allerdringendsten Auslagen an Steuern und Lebensmitteln zu bestreiten. Der mehrere Theil wird ihm ausbezahlt im Frühherbste, wenn das Getreide, unversehrt vor Wetterschlägen, Nässe, Dürre, Wildfraß und anderem Unheil, in die Säcke rieseln kann. Nämlich so: Ist die Ernte gut, so hat der Händler den Vortheil, schlägt das Unglück, so hat mein Adam den Schaden. Der hat, von Noth gedrungen, unterschrieben.

Nachher bin ich mit einem Ochsenpaar und einem Karren nach Hoisendorf geschickt worden, um gekaufte Sachen zu holen: Einen Metzen Weizenmehl, einen Salzstock und Lichtöl, denn ich habe das Petroleum eingeführt, was mich übrigens schon reut, weil dasselbe mit Bargeld gekauft werden muss, während sie sich das Kienspanlicht selber herrichten konnten. Sobald diese Gebirgsbauern anfangen müssen, viel mit Geld zu machen, wird's bedenklich, selbst wenn sie eins haben. Ich habe ferner auch noch aufzuladen gehabt ein Kistchen mit Sicheln, Schnitzwerkzeug, Eisenstiften, Zündholz, mit einem Fläschchen Wacholdergeist, Rosenbuschbalsam und dergleichen. Der Hoisendorfer Schmied kann glasen und wachsziehen, bei dem habe ich Fenstergläser und einen Wachskerzenstock zu bestellen gehabt. Vor fünfzig Jahren noch soll, bis auf ganz Weniges, aller Bedarf im Bauernhause von der Bauernschaft selbst hergestellt

worden sein. Das hat sie selbständig gemacht, trotz der Hörigkeit. So kann's heute nicht mehr sein, heißt es. Ich aber meine, wenn alle Stricke reißen und alle Brücken stürzen, dann wird's wieder so sein können. Der Bauernstand ist der einzige Stand, der ohne Beihilfe eines andern bestehen *kann*. Na, ich wollte Dir eigentlich etwas anderes erzählen.

Als ich mit meiner Karrenladung — ich saß oben drauf und leitete mit der Gerte die braven Ochsen, die viel leichter zu leiten sind, als manch ein Mensch, der es an Brauchbarkeit und Klugheit durchaus nicht aufnehmen kann mit diesen bescheidenen und tüchtigen Hausthieren — als ich so durchs Thal herein heimwärts fuhr, begegnete mir der Lehrer. Er stand am Bach, hatte die Ärmeln aufgestreift und war beim Fischfang.

„Dass Ihnen der Jäger Konrad nicht die Hand abschießt, Herr Winter!“ spreche ich ihn an. Der Jäger hat nämlich auch die Aufsicht über das Fischwasser, welches dem Jagdherrn gehört.

„Der Jäger Konrad ist zahm geworden“, sagt der Lehrer. „Das böse Gewissen wegen Eures Haussohnes hat ihm den Giftzahn ausgebrochen. Vor dem könnte man jetzt den Steinbock aus dem astronomischen Thierkreise schießen!“

Ich hatte mein Fuhrwerk angehalten. Der Lehrer streift die Ärmlinge vor, stellt sich an den Karren und reicht mir eine Cigarre.

„Wie, Sie rauchen jetzt?“ frage ich.

„Ich nicht, eben drum biete ich sie Ihnen an. Mir hat sie gestern abends der Kulmbock gespendet; ich nahm sie an, um ihn nicht zu beleidigen. Gegen diesen Herrn-Bauern muss man jetzt höflich sein.“

„Der raucht Regalitas?“

„Seit er Landtagsabgeordneter ist, gibt er's nobel.“

„Ein armer Bauernknecht darf sich nicht verwöhnen. Schön Dank!“ Damit gebe ich ihm das Zeug zurück. Meine Meinung über das Rauchen kennst Du ja. Schon aus Achtung vor meinen Ochsen wollte ich mich vernünftig benehmen.

Ich sitze so auf dem Mehlsack, nicht gerade in der Absicht, sofort wieder anzutreiben. Die Thiere fressen Lattichblätter, die am Wegrande stehen.

„Sie kommen doch gar zu selten zu uns hinauf, Herr Winter.“ Sage ich.

„Es ist heiß jetzt, über den Berg hinauf“, antwortet er.

„Man müßte abends gehen. Oder gar in der Nacht“, klinge ich an.

„Wahrhaftig!“ sagt er ganz harmlos. — Warte, Sünder, damit ist's heute nicht abgethan.

„Es ist nicht lustig bei uns droben", fahr' ich fort zu sprechen. „Sie sind alle so bekümmert, so traurig. Wie mich diese Leute dauern, ich kann's nicht sagen."

Jetzt wird mein Lehrer etwas unruhig und streichelt die Ochsen. Man müsse sich wundern, dass die Thiere bei dem schweren Fuhrwerk so leibig seien. Es komme wohl auf die gute Pflege an.

„Die Alten haben großen Kummer um ihre Kinder." So ich.

„Es ist ein Elend!" sagt der Lehrer kleinlaut.

„— — Mit der Barbel hat's was. Sie wissen wohl davon, Herr Winter?!"

„Und ob ich's weiß!" seufzt er auf.

„So wissen Sie auch, was Sie zu thun haben."

Da zuckt er die Achseln, und das regt mich auf.

„Sie werden als ehrlicher Mann wissen, was Sie zu thun haben!"

Da antwortet er rasch: „Es wird nicht nöthig sein, sich gleich auf den ehrlichen Mann zu berufen. Der läuft Ihnen nicht davon, ich versichere Sie."

„Schlimm war's nicht gemeint", sage ich und reiche ihm die Hand hin. „Verweigern Sie mir das Recht, sich da einzumischen? Es nützt Ihnen nichts. Ich nehme es selber."

„Aber Mensch, es ist mir recht, dass wir davon sprechen, Trauttentorffer. Ich trage schwer genug und habe keinen Freund. Niemanden, der mich versteht — verstehen darf. Nur sie allein, und sie ist trostlos, will sich nicht beruhigen lassen. Und es ist die Zeit da, dass es ihre Eltern wissen müssen."

„Sie ahnen es. Der Vater ist möglicherweise noch nicht einmal so weit. Jedenfalls hält er Augen und Ohren mit den Händen zu. Bei seinem Herzleiden kann's bedenklich werden!"

„Dann steht das Schlimmste noch bevor", sagt er niedergeschlagen. Und flackert plötzlich auf: „Freund, wie oft habe ich diese Stunde verflucht!"

„Wie jeder, den die Liebe traf!"

„Diese verdammte Liebe ist anders, als man sich sie vorstellt! Zuerst naht sie so harmlos, so mild und vertraulich — wie eine fromme Schwester, möchte ich sagen. Warum bleibt's nicht dabei?"

„Ho, Feilcherln, ho!" Denn die Ochsen zogen an. Der Karren gieng quixend langsam voran, der Schullehrer schritt daneben her, um sich vor mir zu rechtfertigen. Und dabei bekannte er: „Nein, es gibt keine Entschuldigung. Der entscheidende Augenblick ist freilich unschuldig, wie eine Flamme, die ins Strohdach fährt. Aber gezündelt wird vorher! Wochenlang vorher. Man denkt dran, denkt sich hinein, regt sich auf, wünscht die Gelegenheit herbei und führt so die unschuldige Liebe spazieren,

wohin sie nicht gehört. Plötzlich fällt Leidenschaft und Gelegenheit zusammen, und der Teufel ist los."

„Und das Philosophieren hinten drein hilft nichts mehr", sage ich.

„Wenn ich's allein zu tragen hätte, mein Gott weiß es, nicht ein Wort!"

„Allerdings hat die Eva bei solchen Zufälligkeiten schwerer zu tragen, als der Adam."

„Die Eva!" fährt er mich an. „Ich leide dieses Wort nicht! Das ist kein Vergleich. Als ob sie mich verführt hätte! Das ist ja das Verfluchte! Die Schlange war ich. Das arme Mädel ist heute so unschuldig, wie vor einem Jahr. Und jetzt muss sie alles leiden, alles allein, und die Verzweiflung um ihre Eltern dazu! — Jeder soll sich hüten!"

„Das klingt so lehrhaft, als wollten Sie etwa mir ein warnendes Beispiel aufstellen, Herr Winter!" sage ich nicht ohne Bosheit. „Geben Sie das Ihren Schulkindern, ich brauche keins mehr. Meine Hundstage sind so ziemlich vorüber. Man verflucht sich nicht, man findet sich ab. Wann gedenken Sie denn schon Hochzeit zu machen, Herr Winter?"

„Mich dünkt, Trauttentorffer, Sie haben eben von sich selbst gesprochen. Haben Sie sich auch stets mit Hochzeiten abgefunden?"

„Wäre es nöthig gewesen, gewiss! Man bequemt sich den Kreisen an, in denen man lebt. Allerdings ist zu sagen, dass man sich kein großes Gewissen draus zu machen pflegt, gelegentlich einmal ein frisches Bauernmädel zu haben, und der Bauer, der später die Braut heimführt, frägt nicht gerne nach, ob er der erste sei. Damit, lieber Herr Lehrer, werden Sie sich aber kaum trösten wollen. Dieses Mädel, das ist ein anderes. Und Sie werden es so wenig dulden als ich, dass man die Leute vom Adamshaus in einen Topf mit der gewöhnlichen Bauernschaft wirft. Das sind Sonntagsleute, mein Lieber, obschon ihr äußeres Leben ein einziger, ununterbrochener Werktag ist. Wäre ich ein junger Fürst, mit Demuth würde ich werben um dieses Bauernkind. Ich liebe die Barbel! Mein Herr, ich liebe sie auch! Diese Liebe ist eine fromme Schwester, von der Sie früher sprachen, aber sie dürfte keinen Spass verstehen, wenn's drauf ankäme! — Ich will jetzt gerade einmal wissen, Winter, welche Absicht Sie haben."

Der Lehrer zog den Riemen an, dass die Ochsen stehen blieben. Dann stellte er sich stramm vor den Karren und sagte: „Ihnen bin ich keine Antwort schuldig. Da Sie mir jedoch als ehrenhafter Mensch vorgekommen sind, der in seltener Laune dieser Familie ein Jahr seines Lebens schenkt —"

„Das lassen Sie gut sein. Jetzt handelt es sich nicht um mich, sondern ums arme Mädel."

„Ich will nur sagen, dass ich Ihnen die Antwort freiwillig gebe. Und damit Sie sehen, dass diese Antwort vorbereitet ist. Erst heute habe ich das bekommen.“

Er zog aus seiner Tasche Briefschaften. Es war der behördliche Bescheid auf ein Ansuchen um definitive Anstellung im Schulamte und es war der Bescheid seiner Zuständigkeitsgemeinde, auf eine Anzeige, sich verehelichen zu wollen. Die Zuständigkeitsgemeinde hat gegen eine Verehelichung nichts einzuwenden. Die Schulbehörde ist dermalen nicht in der Lage, den provisorischen Lehrer Herrn Guido Winter ordentlich anzustellen, respective seinen Gehalt von dreihundert Gulden zu erhöhen.

Die gelesenen Papiere gebe ich zurück mit der Frage: „Was werden Sie thun?“

„Ich werde heiraten.“

Mit dreihundert Gulden Jahresgehalt?“

„Es wäre königlich, wenn sie vollends mir gehörten. Ich habe damit aber noch Schulden aus der Studienzeit abzustatten.“

Dass seine mittellose Mutter noch lebt, weiß ich wohl auch.

„Winter“, habe ich gesagt, „betrachten Sie mich als Ihren guten Freund. Wir wollen noch über die Sache miteinander sprechen. Jetzt muss ich da hinauf, den Berg. Sagen Sie mir doch noch eins. Wann erwartet sie?“

„Um den ersten Theil des Monats September.“

— Siehst Du, mein Philosoph, so geht es denen, die ein Herz und ein Gewissen haben.

* * *

Am achtundzwanzigsten Sonntag.

Mich reizt es immer, lieber Freund, Dir meine Erfahrungen über das Leben der Hausthiere zu schildern. Über das leibliche und — höre es! — seelische Leben der Rinder, Schafe, Schweine und Hühner! Wir wollen es uns aber auf eine günstigere Zeit sparen, vielleicht auf dann, wenn wir wieder einmal persönlich beisammen sind. Wir verfassen ein Werk darüber. „Das Seelenleben der Hausthiere.“ Ich gebe die Empirik, Du das System und die Philosophie. Ich sage Dir nur, die Ochsen und die Kühe sind auch Menschen, nur solche auf vier Füßen. Sie haben ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Liebe und ihren Hass, ihren Glauben und ihren Zweifel, ihre Träume und ihre Gedanken und ihre Sprache. Es ist überaus verständlich, dass diese Thiere im Bauernhofe behandelt und geliebt werden wie Hausgenossen. Wie Lebensgenossen, wenn Du willst! Nicht allein, dass sie eine Sprache für sich haben, verstehen sie auch die menschliche, das heißt, soweit diese sie angeht. Du musst einmal ein Rinderfuhrwerk gesehen haben, auf der Straße oder am Pflug,

Du musst einmal ein Kuhmelken beobachtet haben. Das Herdelocken eines Hirten — und es wird Dir gewiss schon selber aufgefallen sein, dass da etwas mehr dahintersteckt, als man gemeiniglich annimmt. Mein Adam ist nicht der Gesprächigsten einer, doch wenn er mit seinen Hausthieren zu thun hat, da geht ihm nicht bloß der Mund auf, ich meine schier auch das Herz. Denen erzählt er ganze Geschichten aus seinem Leben, die so harmlos sind, dass sie in jedem Familienjournal Aufnahme finden könnten, also auch für unschuldige Thiere passen. Er macht auch Spässe, bei denen die Ochsen gerade nicht offenbar lachen, aber doch ein ganz munteres Geschau bekommen. „Geh, sei so gut, Falber", sagte er vor ein paar Tagen bei einem Fuhrwerk zum Rinde, „lass mir mein Jöppel ein wenig an dein Hörndl hängen." Er that's, es war heiß. Der Ochse trug die Jacke an seinem Horn behäbig einher und schmunzelte ein wenig dabei. Am liebsten hören sie's natürlich, wenn er sie zum Heu lockt, oder zum Salz, wovon jedes jeden Tag ein Stücklein aus seiner Hand in die Schnauze bekommt. Aber sie respectieren es auch, wenn er sie am Pfluge leitet, wenn er ihnen auf der Weide mit drohender Stimme zuruft, nicht ins Haferfeld zu treten oder am Kleeacker zu naschen. Alle sind natürlich nicht gleich gutmüthig. Da haben wir ein graues Öchslein, das sich alles gefallen läszt, das schlechte Gras wie die brennenden Gertenhiebe, das sich nie besonders aufregt, anstrengt, vielmehr mit würdevoller Gelassenheit am Barren steht, die Egge zieht oder über den Rain steigt in den Rübgarten, dessen junge Kräutlein ihm gut schmecken. Da haben wir auch einen schwarzen Stier, der bei geringster Veranlassung wild aufbrüllt, wählerisch im Futter ist und zur Arbeit sich überhaupt nicht brauchen läszt. Vor allem ist's gar ein rüder Geselle gegen seinesgleichen, es kommt kaum einer an ihm vorüber, dem er nicht mit dem Hinterbein einen Schlag oder mit den Hörnern einen Schurf zu versetzen trachtet. An dem spare ich meinen Peitschenriemen nicht, den ich sonst am liebsten um den Stab gewunden lasse. Sein ganzes Sinnen und Streben geht nach den besseren Hälften, die seine Domäne sind im ganzen Almgai. Im nächsten Herbste, meint der Rocherl, dürfte dem Schwarzen etwas passieren, woran seine Haare bald ergrauen dürften, bis sie weiß werden wie bei den übrigen Ochsen. Nicht war, Philosoph, Du weißt reichlich so viel von der Naturgeschichte der Wiederkäuer, um hier verständig den Kopf zu nicken.

Vor einiger Zeit haben wir zwei Paar Ochsen und die Kalbinnen auf die Almen getrieben, an denen das Adamshaus ein Theilrecht hat. Die eine Kalbin ist der Liebling der Barbel, und da gab's einen Abschied. Das Mädel dachte wohl nicht daran, dass hinter dem Futterbarren Knechte mit der Streugabel herumarbeiten können, sie streichelte die Kalbin an den Backen, kraute sie am Kopfe zwischen den hervorgucken-

den Stumpfhörnchen und band ihr dann einen Kranz aus Tannenzweigen aufs Haupt. Dabei hat sie ihr halblaut das Folgende ins große Ohr gesagt: „Im vorigen Jahr um diese Zeit sind wir miteinander gegangen auf die Alm — allezwei mit einem Kranzel. Es hat sich was verändert, mein du! Verwundern wirst dich, bis du wieder heimkommst im Herbst. Ich weiß nit, ist es zum Verzweifeln bei mir, oder zum Juchezen. Was Lebigs wachst! — Wenn mir nur die andern nit so thäten derbarmen, bis sie's erfahren. Das fürcht' ich wie's Feuer. Ich wollt's gern dertragen. Nur so viel schamen! Zum Flennen ist mir jetzt nimmer. Kann dir's nit sagen, wie! Kunnt ich nur den Guidl so halsen, wie dich!" Ihre runden Arme legte sie um den dicken Hals des Thieres, nnd ihre Wange schmiegte sie an seinen Kopf, so dass ihr geflochtenes Haar aufgieng und sich an die Kalbin kräuselte.

Das habe ich sehen und hören müssen, ein halbes Stündlein bevor wir den Almtrieb begonnen. Der Rocherl und ich.

Auf dem Weg über die Höhen hin, die immer ansteigen in weiten Matten und sanften Kuppen, ist es so schön gewesen, dass ich Angst bekommen habe, es könnten sich allmählich Touristen züchten im Almgai. Zum Glück ist nichts zum Klettern da und nichts, wo man abstürzen kann, so krauchen sie alle weit hinten im Hochgebirge herum. Von diesen Almen geht's nach drei Seiten niederwärts in die waldigen Thäler, an deren Bächen die langgestreckten grünen Wieslein liegen, weiter draußen, an den Lehnen die Bauerngründe. Und sehr tief herauf schimmert das weiße Kirchlein von Hoisendorf. Unsere Almhütten liegen nach den Angaben des Lehrers über siebzehnhundert Meter hoch. Es stehen noch ein paar Fichten- und Lärchengruppen dort, die aber ihre zerzausten Äste alle nach einer Seite hin wachsen lassen, wie Windfahnen. Die Hütten liegen in einem kleinen Kessel, der Anger rings herum ist von großen Sauerampferblättern bedeckt, die auf dem Kuhdung des vorigen Jahres gewachsen. Von allen Seiten sind auch die Nachbartriebe heraufgekommen, Halter und Dirnen, die heroben bleiben und ihre Milchwirtschaften einrichten. Es geht lustig zu. Die Kuhschellen und das Jauchzen der Bergfrohen und das heitere Hin- und Herrufen der Ankommenden und das Blasen der Alphörner, hier „Flatschen" genannt — mir ist's ein neues Rauschen des menschlichen Lebensstromes. Vom Kulmbockhofe ist die Tochter da, eine dralle Almerin. Nicht gerade schön, aber anlebig! Unter den breiten Strohhutkrämpen hat die ein paar Augen, vor denen mein Rocherl nicht sicher geht. Fortwährend hänselt sie über den Zaun herüber, um anzubinden. Mir gilt's nicht, das merke ich wohl. Der Rocherl thut aber nicht viel desgleichen. Der hat mir unterwegs beim Treiben ein Wort verstehen lassen. „Wenn's bei der Barbel was haben sollt', nachher —"

„Was meinst denn, nachher?“

„Nachher wirst sehen, was geschieht!“

„Rocherl“, habe ich darauf gesagt, „wenn's wär'! so wäre sie nicht die erste und nicht die letzte. Man sollte das arme Mädel nicht noch verzagter machen.“

„Ich bring' ihn um!“ knirschte der Bursch', und seine Hand in der Binde krampfte sich zur Faust. — Es ist unheimlich, was in diesem zarten, oft so fast weichmüthig gestimmten Jungen für ein wildes Feuer glüht! Es sind hoffentlich wohl nur so Redensarten, um dem begreiflichen Unmuth Luft zu machen. Ich möchte ja auch dreinschlagen, aber auf wen?

Als wir des Abends unsere Rinder in den Almstall gestellt und hierauf in der Hütte die Schmalznocken gekocht und verzehrt hatten, legten wir uns aufs Heu. In der Nachbarschaft gieng's noch lange laut um. Als es endlich draußen still geworden war, hub mein Rocherl an.

„Es muss sich das Wetter ändern“, sagte er von seinem Heu her. „Ich kann nit schlafen. Mir bohrt's wieder in der Hand.“

Ob ich sie ihm frisch verbinden solle? — da machte er schon Licht und sagte: „Ich weiß was, Hansel. Ich hab' ein Hexenkraut mitgenommen. Wenn's dem Vater hilft, kann's ja mir auch gut thun.“ Stand im groben Hemde am Herdstein und athmete den Rauch des glosenden Krautes ein. Im Mittelalter, wie Du weißt, Doctor, hat das Hexenkraut einen etwas zweifelhaften Ruf gehabt. Man hat's auch „Liebesklee“ geheißen, der reizenden Träume wegen, die es hervorgebracht haben soll. Nun seither hat sich die Natur wesentlich geändert, und wenn das Kraut damals in die Irrgärten der Liebe verführte, so lindert es jetzt in christlicher Wohlthätigkeit manches körperliche Leiden. Mein Rocherl war denn thatsächlich auch ruhig geworden und ich schlief ein.

Schon nach Mitternacht ist's, dass mich ein Lärm aufweckt. Draußen ist ein Poltern und Fluchen. „Rocherl!“ rufe ich, „es scheint, sie raufen!“ Er hört's nicht, da stehe ich auf, nehme mein Rinderpeitsche und gehe hinaus. Und finde bei der Nachbarshütte den Rocherl mit zwei andern Burschen heftig ringen. Ich lass' ein paarmal knallen und den Riemen niederpfeifen, da fahren sie auseinander. Mit einem blauen Auge ist er davongekommen.

Ja, mein Freund, das ist Dir ein höllischer Unterschied, ob ein alter Mann das Kraut anwendet, oder ein junger! Hat der Schlingel zur Kulmbockischen hinein wollen und haben ihn ein paar Nebenbuhler abgefangen.

„So was ist mir auch noch nit passiert!“ brummte nun der Rocherl halb ärgerlich, halb lustig.

„Dass du gerauft hast?“

„Nit, dass ich gerauft hab'. Das ist mir schon oft passiert, so-lang' ich noch meine zwei Händ' hab' gehabt. Aber — dass mich der Teuxel zu einem Weibsbild hat tragen wollen, das ist mir noch nit passiert."

Darauf ich: „Das ist auch eine Heldenthat von den zwei Lümmeln, über ein Einhandel herfallen! Bin imstand und geh' ihnen nach mit dem brennenden Riemerl!"

„Lass sie laufen, Hansel. Ist mir eh weiter nichts gelegen an der Kulmbockischen. Verdächtige Hex, die. Nit anders. Wie ich auf einmal bin munter worden und hab' gemeint, es müsst' sein auf der Stell'! — Dummheiten! — Sei so gut, Hansel, bind' mir jetzt die Hand ein. Saggra, das grabt!"

Nach längerer Zeit ist der arme Junge doch zur Ruhe gekommen. Jetzt möchte ich aber schon wirklich wissen, was Wahres d'ran ist an diesem Kraut! Will's nicht verschwören, dass ich's demnächst selber versuche.

* * *

Am neunundzwanzigsten Sonntag.

Das Ernten beginnt. Zuerst reift uns das, woran wir das aller-geringste Verdienst haben. Wasser leiteten wir auf die Wiesen, das war ziemlich alles. Und nun die üppige Halm-, Blätter- und Blumenwildnis, die wir mit der Sense niederlegen und nach der Dörre mit Rechen und Gabeln heben und heimen sollen. Freund, das Mähen ist schwer! Die schwerste Arbeit beim Bauer! sagt mein Hausvater, wenn's mir nicht schleunen will. Schon die Vorbereitungen deuten auf Außerordentliches — das schallende Dängeln der Sensen, das kräftige Frühstück noch vor Sonnenaufgang. Thaunasses Gras schneidet sich besser, als eins, das die Sonne gewelkt hat, drum heißt es früh auf die Wiesen! Ich hatte mich schon seit einigen Wochen geübt in der Führung dieses grauenhaften Messers und spiele den Sensenmann nun schon leidlich — blühendes, hoffnungsvolles Leben vor mich niederlegend zu langen Mahden, die hinterher der kleine Franzel mit der Holzgabel auseinander streut. Der Wetzkumpf hängt mir hinten, so wie euch der Zopf, und nach jedem dritten Dutzend Hiebe — ich zähle sie nicht, das besorgt schon die Sense — ist es zum Schärfen mit dem feuchten Wetzstein. Wer sich beim Bücken aus dem Kumpf das Wasser über den Rücken schüttet, der kann den Wetzstein ins thaunasse Gras tauchen. Voran mäht der Hausvater, dann komme ich, und hinterher die Hausmutter, die ganz schneidig drein-fährt und mir stets hart an den Fersen ist. Die häuslichen Arbeiten besorgt die Barbel. Der Rocherl weidet die Schafe und flucht dabei dem Jäger, der schuld ist, dass er in dieser g'nöthigen Zeit nichts Besseres thun kann. „Der Vater mit seiner kranken Brust muss mähen, und ich,

der kerngesunde Kerl, soll ein müßiger Halterbub' sein!" sagte er gestern zu mir. „Ist ja doch klüger, man läßt die Thiere selber ihr Gras abbeißen, als dass man's ihnen mit so großen Beschwerden niedermäht." Mit diesem Spasse habe ich ihn trösten wollen.

Freilich muss mein Hausvater manchmal aussetzen, um schnaufen zu können. Die Hausmutter hat Hexenkraut mit, aber bisher ist's auf der Wiese nicht nöthig gewesen. — Steht die Sonne hoch, dann hängen wir die Sensen in die Schatten eines Strauches, nehmen Gabeln und Rechen, um die ausgestreuten Futterschichten umzuwenden und später zu Haufen und Schöbern zu sammeln. Der Heuduft ist köstlich — ist würzig wie der feinste Holländerthee, wenn Du die Profanierung gestattest. Aber der Schweiß, dessen Tropfen kitzelnd über Nase und Nacken rinnen, erinnert nicht an Holland, vielmehr ans Morgenland, wo einmal einer zum andern gesagt haben soll: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen! — Das heißt einmal Wort halten, du heiliger Herrgott! — Hingegen muss ich Dir sagen, dass bisher die Kopfschmerzen ausgeblieben, die sonst in heißer Jahreszeit meine Plage gewesen.

Am Donnerstag abends war's, als ich über den Hof gegen meine Kammer schritt, dass von Barbels Stüblein her die scharfe Stimme der Hausmutter erscholl. Sie steigerte sich bis zur höchsten Heftigkeit und dann hörte ich beide weinen.

Und am Freitag war's, dass die Barbel ihr schwarzes Lamm herzte und nicht müde werden konnte, es zu kosen. Auf dem Arm wiegte sie das Thier, wie man ein kleines Kind wiegt, und immer sagte und wiederholte sie es ganz herzbewegend: „Du bist ja mein, du bist ja mein, du bist ja mein." — Mir ist immer, als ob alles, was sie thut, und das wenige, was sie spricht, so bedeutsam wäre. Dann lachte sie laut.

Und das endlich war am Samstag, dass der Hausvater, der Rocherl und ich auf einem Heuhaufen saßen und „Halberabend" hielten. Halberabendhalten heißt, das Nachmittagsbrot zu sich nehmen. Es bestand aus Buttermilch und Topfen, in einem Brei vereint, eine der wenigen Speisen, die mir gar nicht in den Schlund wollen. Darum legte mir der Hausvater den Brotlaib vor: „Hansel, heiz' ein! Hast brav angezogen die Wochen. Jetzt lassen wir's gut sein für heut! Aber eine Freud' ist's, so ein Heu! Was wir heuer für ein schönes Heu kriegen auf dieser Wiesen! Eine Freud' ist's!"

Als wir dann zum Feierabend über die glattgemähte Wiese heraufgiengen mit unseren Gabeln und Rechen über der Achsel, murmelte der Hausvater: „Ich sag' Gott Lob und Dank, dass mir der Stein vom Herzen ist. Die Barbel ist ja eh wieder lustig. Habt Ihr sie nit auch gehört singen heut früh? Und ein bissel gelacht hat sie auch wieder,

heut zu Mittag. Ist eh ein braves Dirndl, die Barbel. Aber Angst hab' ich schon gehabt, eine Teuxelsangst. Bissel bleichsüchtig wird sie halt sein, weil sie so viel Gewand muss anlegen, mitten im Sommer. Müssen ja schon bald die Hundstag sein, jetzt. Heilig wahr, mir ist warm genug! Gott Lob und Dank, weil nur meine Barbel wieder lustig wird!"

Der Rocherl hat zu diesen Reden ein unmuthiges Gesicht gemacht. Der weiß mehr, als das harmlose Gemüth wahrhaben will. Die Spatzen pfeifen es ja schon auf dem Dach, und eine Schwalbe gestern, auf dem Kirschbaum! „Hörst sie?" hat mich der Rocherl gefragt, „hörst, was sie sagt? Der Schulmeister ist ein Erzspitzbub, ein Erzspitzbub, bringt Dirnlein in die Schand, in die Schand und lasset sie sitzen!"

„Ich verstehe es nicht genau", drauf meine Antwort, „wenn er aber wirklich so singt, der Vogel!"

Der Rocherl legte den Finger auf den Mund: „Pst! Hörst es, was er weiter sagt? — Todtschießen, todtschießen!"

„Was dir nicht beikommt, Rocherl! Broteſſen, Broteſſen! singt die Schwalbe. „Und hast du Junge im Nest, Junge im Nest, so musst sie auch füttern! — Die Barbel wird Schulmeisterin werden."

Der Rocherl machte mit der Hand eine Geste, die mir sehr unangenehm ist.

Und was der Junge für Gesichtszüge annimmt! Besonders, wenn er unheimliche Anspielungen macht. Wollte ihm in solchen Augenblicken einmal meinen Taschenspiegel in die Hand spielen. Er lehnte ihn ab: „Den kannst du dem Herrn Lehrer spendieren, dass er sein Reibeisengesicht kann anschauen."

„Weißt du, Rocherl, was ein Gesicht noch hässlicher macht, als Blatternarben? Rathe einmal. Willst du nicht rathen, so sag' ich es dir willig. Das Hassen macht hässlich . . ."

Er hat es verstanden. „Brauchst mich ja nit anzuschauen, wenn ich dir zu wenig schön bin", sagte er und wendete sich mit einer ganz merkwürdigen Miene ab.

Was lauert in dem? —

Vor kurzem war der Jäger Konrad wieder bei ihm. Er hätte gehört, der Rocherl wäre auf der Alm von zwei Lotterbuben beleidigt worden. „Weil du dich leider Gottes selber nit wehren kannst, so will ich es ihnen heimzahlen, wenn es dir recht ist, Rochus."

„Da braucht's nix heimzahlen, ich lass ihnen die Kulmbockische. Um die thut's mir nit leid." So drauf der Bursche und setzte bei: „Ein anderer steht mir im Weg. Mit dem will ich aber schon selber fertig werden und dich brauch' ich nit."

Hat der Jäger wieder gehen können und sich wohl gedacht: Auch recht, Trutzbeutel! Dir trag' ich mich nit mehr nach. Vielleicht suchst du mich einmal selber! —

Heute beim Mittagsmahl war die Barbel wieder einmal nicht vorhanden. Sie habe Zahnschmerzen und könne nichts essen. Die Hausmutter war ausnehmend weich gestimmt und gesprächig. Sie erzählte so nebenhin manche Neuigkeit von einer Bekannten in Krosbach. „Eine sonst so brave Person, die Gutheit und Bravheit selber. Ein einziger Fehltritt, mein Gott, das junge Blut und das Gernhaben! 's ist ihr halt auch so ergangen, wie es Weltlauf ist. Mein Gott, 's ist schon bald nichts mehr Neues. 's ist schon bald, wie der Vetter Krisost einmal gesagt hat, dass es in Krosbach wär': Für eine junge Dirn ein' Schand, wenn's nit ist. Zeit und Weil ist ungleich. Ehvor ist's freilich großmächtig gefehlt gewesen, jetzt macht man sich schon bald ein' Ehr draus. Die Schlechtesten sind's nit, die Malheur haben, sagt der Vetter Krisost."

„Der Vetter Krisost ist ein Strick", fuhr der Hausvater drein, „ein leichtsinniger Strick, der die Liederlichkeit schönmachen will. Gott Lob und Dank, das werden wir noch nit Noth haben, im Adamshaus."

Die Hausmutter kam nicht weiter in ihrer Erzählung von der Bekannten in Krosbach. Hingegen fragte sie etwas ungleich: „Wer ist denn heut bei der Predigt gewesen? Ist nit das Evangeli vom Pharisäer und Zöllner ausgelegt worden?"

„Das nit", antwortete der Hausvater, „'s ist dasselb' gewesen, wie der Herr Jesus viertausend Leut' gespeist hat."

„So werden wir auch nit verhungern, sollt' um eins mehr sein", sagte sie.

„Wieso?" fragte er dumpfig. „Du meinst, wenn der Valentin auf Urlaub heimkommt?"

Hat aber den zerrissenen Roggenknödel auf dem Holzteller liegen lassen, hat nichts mehr gegessen, hat gemeint, es wäre wieder so was, wie der Dampf, in Anzug.

Ich glaube, er sieht die Wahrheit schon, will sie nur nicht nennen.

„Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz!" rief die Hausmutter auf einmal aus. Er wehrte mit der Hand und stöhnte unter schwerem Athmen: „Mutter, mein Kraut!"

* * *

Am dreißigsten Sonntag.

Die ganze Woche ist kein Wort geredet worden von unguten Dingen. Zum Glück läßt das Heuen, das heiße, eilige Heuen kein Bangen aufkommen. Die Barbel ist ja auch auf der Wiese in ihrer alten wulstigen Jacke und mit ihrem langen Rechen. Einmal hat sie ein kleines Liedel geträllert, der

Vater hat ihr zugerufen: „So ist's recht! Junge Leut' sollen lustig sein!" Die Mutter hat heimlich gegen den Rocherl hin gesagt: „Das Herz möcht' einem zerspringen!"

Heute morgens gehe ich früher in die Kirche als sonst. Zum Lehrer gehe ich hinein, mit dem habe ich zu sprechen. In der Schulstube setze ich mich gleich auf die vordere Bank, der Lehrer an seinen Tisch. Das Examen kann losgehen, aber ein umgekehrtes.

„Muss schon wieder einmal anfragen, Herr Winter, wann wollen Sie denn Ernst machen?"

„Fragen Sie aus eigenem oder sind Sie von Adam geschickt?"

„Die Mutter wird selber kommen, vielleicht auch der Rocherl, der nicht fein sein wird. Dem Vater haben sie noch nichts gesagt, die Barbel redet nichts. Wir haben bald Ende Juli, Herr Winter. Im September kommen doch die Schnitter, wie?"

„Mir wäre es schon am liebsten, wenn ich die Adamsleute selber — wenn ich mit ihnen selber —"

„Sollen sie Ihnen nachgehen? Sollten sie Ihnen das Kind nachwerfen? Wer hat denn zu bitten?"

„Mein Gott, ich, freilich ich!" ruft er und wirft sich die Hände ins Gesicht. „Schon ganz irre bin ich vor lauter Sinnieren. Ich weiß mir keinen Rath. — Heute nachmittag werde ich hinaufgehen."

„Was glauben Sie, Lehrer, weshalb ich mich da einmische?"

„Offen gestanden, Trauttentorffer, ich weiß es wirklich nicht."

„Ich werde es Ihnen sagen. Weil Sie rathlos sind und weil ich Ihnen rathen möchte. Zuerst gehen Sie hinauf und bitten den Adam um die Hand seiner Tochter. Sie wollen noch im August Hochzeit machen."

„Dieser Rath ist billig, mein lieber Hans!"

„Geduld, der Rath kommt erst. Ich weiß schon, was Sie zu sagen haben. Sie können nicht heiraten, weil Ihnen die Mittel zur Erhaltung einer Familie fehlen. Das wäre nun ganz verteufelt in Ihrem Falle, hören Sie? Eben drum möchte ich mich einmischen. Sie wissen, dass mir ein sehr guter Jahrlohn bevorsteht. Gut. Ich bin kein Hundsfott, Sie sollen von mir eine Ausstattung bekommen. Das heißt, nicht so, nicht Ausstattung, nur ein Darlehen für die ersten Jahre, das Sie mir in besserer Zeit zurückzuzahlen haben. — Jetzt können Sie schon hinaufgehen. Doch bin ich aber ein Egoist und verlange eine Gegengefälligkeit, allerdings nicht just für mich. So beiläufig, wie es die Minister machen bei ihrer Politik. Ich bin Minister des Innern da oben im Adamshaus. Das weiß zwar nichts davon, aber es macht nichts, just die genialsten Diplomaten treiben Politik auf eigene Faust. Für ihr Herrscherhaus, natürlich."

„Mir ist aber recht ernst zumuthe, mein lieber Trauttentorffer."

„Mir ist auch nicht besonders heiter, mein lieber Winter. Dafür, dass ich Ihnen die Haustochter gebe, müssen Sie mir den Haussohn sichern für den Hof. Sie wollen mir versprechen, der Adamshauserin den Floh wieder aus dem Ohr zu locken, als müsse der gescheite Franzel studieren und ein Herr werden. Sie können mich dabei unterstützen, dass er für eine Landwirtschaftsschule vorbereitet werde, im übrigen bleibt der Junge daheim auf dem Gute seiner Väter. Ist es recht so?"

Mein übermüthiger Ton ist bald gedämpft worden, gestehe ich Dir. Als ich so gesprochen hatte, schritt mein Lehrer mit fast gröblicher Derbheit die Stube auf und ab zwischen den Schulbänken. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgebeugt, so dass, wenn er an die Wand kam, es schien, als wolle er sie einrennen.

„Dass gerade —" stieß er plötzlich hervor. Er stockte. Endlich: „Dass gerade Ihnen so viel an dieser Heirat liegt!"

Also neuerdings dieser Klang. Im Moment habe ich ihn verstanden, was Du sogar für verdächtig halten könntest. Von meinem Sitze habe ich mich erhoben, so groß ich bin.

„Wie? Dass mir so viel dran liegt? — Ist das Ihr Ernst, Winter? Sind Sie verrückt? — Ich frage nicht, ob Sie rechnen können. Kann's nicht hindern, dass Sie mir Misstrauen entgegen halten, während ich als Freund Ihnen die Möglichkeit bot, Ihre Ehre zu retten. Aber dass Sie imstande sind, sie zu verdächtigen! Ein solches Wesen zu verdächtigen! — —" Dann, als er schwieg, kam's weiter: „Vorhin habe ich Ihnen einen guten Rath gegeben, dass Sie hinaufgehen sollen. Jetzt gebe ich Ihnen einen bessern. Gehen Sie nicht hinauf. Werben Sie nicht um dieses Kind, das Sie verführt haben. Lassen Sie's beim kleineren Übel bleiben. Wenn Ihre Liebe schon heute so faul ist, dass Verdacht und Eifersucht drin wuchern wie Maden und Würmer! — Pfui Teufel!"

An der Schulbank rüttle ich, dass die Bretter knattern, es war ein redlicher Zorn, ich versichere Dich, Alfred. — Was geschieht nun aber? Er schaut mich betroffen an und je heftiger ich wettere, desto verklärter wird sein Gesicht, endlich füllen sich die Augen mit Wasser und er stürzt mir an die Brust.

Ein guter Kerl. Muss aber erst erzogen werden, und das möchte deines wunderlichen Bauernknechtes Nebenbeschäftigung sein für die Sonntage.

Es ist ein recht leichtfüßiges Heimgehen gewesen an diesem Tage. Erziehe ich den Schullehrer, so erzieht mich der Adam mit seiner Geduld, die Barbel mit ihrem heimlichen Weh erzieht mich, die Bravheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die Arbeit, die Größe, Lieblichkeit und Herbheit der Natur, und dass ich endlich einmal in dämmernde Tiefen des Lebens blicke. — Gott, was war ich für ein Windhund in der Zeitungsstube!

Nun ist noch eine niedliche Überraschung angestoßen. Wir wollen in dieser Woche brachen, das heißt den Acker umbrechen für die Wintersaat.

Ich sehe in der Zeughütte nach, ob der Pflug in Ordnung ist, und wie ich just mit dem Schlägel den lockergewordenen Arling festkeile, piepst draußen jemand: „Hansel!“ und eine zweite Stimme kräht: „Grethel!“ Und stehen im nächsten Augenblick zwei Collegen von der „Continentalen“ da. Ich habe keine Lust, die Reize des Wiedersehens zu schildern. Ihr Spotten über das Bäuerliche und mein Verhältnis zu ihm ist mir einigermaßen widerlich vorgekommen. Die Herren scheinen auf ihrem touristischen Ausfluge nicht ganz zufällig ans Adamshaus gerathen zu sein. Sie wussten mir manche Neuigkeit von der Zeitung zu erzählen, unter anderem, dass der Redacteur des Feuilletons, Doctor Angelus Mayer, nach Amerika ausgewandert, der Reporter für den Gerichtssaal als nervenkrank in eine Irrenanstalt überbracht werden musste. Weißt Du, Freund, was das für mich bedeutet? Die beiden Herren waren bei meiner Wette Zeugen! Jetzt ist nur noch der eine vorhanden, der Administrator Freiberger. Was hatte ich Dir auf Dein Bedenken vor Wochen geschrieben? Dass drei lebendige Zeugen besser seien, als ein todter Federstrich? — Es wäre ganz abscheulich, wenn am Ende —. Jetzt, da ich auch die Schulmeistersippe sozusagen auf mich genommen habe! — Meine Herren Touristen, die ich nicht weiter in die Geheimnisse des Bauernhauses eingeweiht, sondern ehestens nach Hoisendorf begleitet habe, machten mir nebenbei wieder so Andeutungen, dass man bei der „Continentalen“ mich für einen Sonderling halte, den man weiter nicht ernst nimmt. Na, das wollen wir erst noch sehen! Einstweilen ließ ich mich bei Doctor Stein höflichst entschuldigen mit der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen zu Neujahr. — Ob ich mich wieder bewerben wolle um einen Posten bei der Zeitung? Hat einer gefragt. — Das sei dahingestellt, das Wiedersehen würde einer anderen Angelegenheit wegen stattfinden. — Beim Abschied hat einer der Herren aufgekreischt: „Au, Teufel! War das ein Dreschflegelhändedruck!“

Womit ich für heute bin Dein Knecht Hansel.

* * *

Am einunddreißigsten Sonntag.

Das geht dich nichts an, Hansel! würde meine schneidige Hausmutter gesagt haben. Mein Gott, als Bauernknecht gienge es mich freilich nichts an, aber als Mensch geht einen alles an, was menschlich ist. Und was göttlich ist, erst recht. Heute bin ich, sage ich Dir, mit einer gewissen Spannung in die Predigt gegangen. Der Franzl hat nämlich gestern abends, wie es am Samstag Feierabend hier Sitte ist, das Sonntagsevangelium vorgelesen und ist es das berüchtigte des Lukas vom ungerechten Haushalten. Da war ich doch begierig, wie unser Curat mit seinem Schifflein Petri über diese Klippe hinauskommen würde. Du weißt es, dass Christus die Parabel erzählt vom verschwenderischen Verwalter, der von seinem Herrn

verjagt werden soll. Der Verwalter will sich, solange er noch im Amte ist, die Gunst der Schuldner seines Herrn erwerben; er läßt ihnen geschwind die Hälfte der Schulden nach, damit er dann bei ihnen Aufnahme finden könne. Und der Herr, so fährt Christus fort, lobt den ungerechten Haushalter, dass er klug gehandelt habe, denn die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichtes. Aber ich sage euch: Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen."

Ich habe dieses Evangelium stets über alle Maßen bedenklich gefunden. Was aber sagt darüber mein Pfarrer in Hoisendorf? Er nimmt langsam aus der Dose eine Prise und sagt: „Da hätt', meine Lieben, der Evangelist Lucas just schon ein bissel deutlicher sein können. Da kommt's schier so heraus, als ob der Herr Christus selbst den ungerechten Haushalter loben thäte wegen der Lumperei. Im Grund gibt er nur ein Beispiel davon, dass die Weltleut' allemal abgefeimtere Spitzbuben sind, als die Kinder Gottes. Und wenn der Herr sagt, dass wir uns mit ungerechtem Reichthum Freunde machen sollen, so heißt das heilig nichts anderes, als dass der Reichthum halt überhaupt ungerecht ist, jeder, nicht bloß der gestohlene, auch der erworbene, und dass man den Reichthum an die Armen vertheilen solle, damit gute Werke stiften, die uns, wenn's zum Sterben kommt, in die ewigen Wohnungen aufnehmen. — So ist's, meine lieben Christen, und nit, dass ihr glaubt, der lieb' Heiland hätt' einen Unsinn gesprochen, wo die Dummheit vielmehr an denen liegt, die ihn nit verstehen. Merkt euch das und befolgt das Wort Gottes, damit ihr ewig selig werdet. Amen."

Nun, Philosoph, da hast Du gleich ein Exempel von einer Dorfpredigt, die oft wesentlich christlicher und wertvoller ist, als die dogmatischen Tüfteleien mancher Doctoren der heiligen Theologie auf den Kanzeln der Stadtkirchen. Im Evangelium hat ja gewiss alles seine geschichtliche und örtliche Begründung, aber nach meiner Meinung müsste jeder Prediger sich vor allem fragen: Wie kann dies oder das vom Volke verstanden werden? und darnach seine Erklärungen einrichten. Übrigens fürchte ich, dass meinem bibelfesten Curaten das Evangelium von der königlichen Hochzeit mehr Kopfzerbrechen bereiten wird, als der ungerechte Verwalter. Wir wollen seinerzeit sehen. —

Schon am vorigen Sonntage ist unser Hausvater vorbereitet worden, dass in kürzester Zeit der Schullehrer sich einfinden würde, um einen Besuch zu machen.

„Besuch?" fragte der Adam. „Was braucht's denn das? Kann ich ihm was, so soll er's durch den Franzel sagen lassen, erspart er sich den Weg."

Aber er scheint es doch zu ahnen, um was es sich handelt! Auf der Brache, wie die Barbel uns die Halberabend-Milch gebracht hat und darauf wieder davongegangen ist, schaut er ihr nach. Schaut ihr lange nach. —

„Nicht wahr, Vater“, sage ich, „das ist ein Gesichtlein! Viel zu fein für eine Bäuerin. Ein wahres Schulmeistergesicht!“

Er schüttelt den Kopf, greift wieder zum Pflug und zieht seine Furche hin durchs Erdreich. Die Hausmutter ist ganz aufgeregt. So oft der Kettenhund anschlägt, seit paar Wochen haben wir einen solchen, reißt es ihren Kopf seitlings, um zu sehen, wer da kommt. Aber derselbige ist am Montag nicht gekommen, am Dienstag nicht, die ganze Woche nicht. — Die Barbel hat rothgeweinte Augen. Und plötzlich schreit sie ein Trällern und Jauchzen heraus — er kommt!

(Fortsetzung folgt.)

Ob Könige sterben?

Geschichte von **Ludwig Jacobowski.**[1])

In der Provence war ich noch nie, und doch schwöre ich, es war eine Stadt aus der Provence, die ich gestern nachts im Traume sah. Ich saß auf einem ergrauten Meilenstein und starrte durch die klare dunstlose Sommerluft hinüber nach der schönen, stolzen Stadt. Im Goldglanz erschimmerte die Kuppel des Königspalastes, und um das schlanke Kreuz auf der Erlöserkirche flatterten weiße Tauben, bis sie in dem blauen Himmel verschwanden. Nur ein paar Dutzend Schritte hatte ich noch bis zu dem schweren eisernen Stadtthor, und doch hielt ich an und saß und saß, und wagte nicht, Einlass zu begehren. Denn mich ängstigte, dass ich keinen Laut vernahm, der von lebendigen Wesen zeugte. Kein Hund schrie, kein Pferd wieherte, keine Hellebarde dröhnte taktgemäß auf dem granit'nen Pflaster, nur eine wunderliche Stille lag über der Stadt.

Noch schaute ich auf das ernsthafte, hohe Thor, da öffnete es sich unhörbar. Ein kleiner Knabe lief heraus, und hinter ihm fiel die Eisenthür stumm ins Schloss. In Eilsätzen rannte er auf mich zu, und willenlos blieb er stehen, als ich ihn anrief:

„Wohin willst du?“ fragte ich und strich mit der Hand über sein Hermelinröckchen, dessen Kostbarkeit mir tiefen Respect einflößte.

„Ich bin der König!“ sagte er einfach und stolz und warf das todtenblasse Gesicht zurück.

„Ah . . .!“

„Ich fürchte mich so! Der Tod ist in der Stadt gewesen! . . . Aber kennst du mich nicht?“ fuhr der Knabe ungeduldig fort, „ich bin

---

[1]) Aus dem Büchlein: „Satan lachte und andere Geschichten“ von Ludwig Jacobowski. (Leipzig. Heinrich Georg Meyer. 1898.) Dieses Werkchen, das neun Perlen kleiner Erzählungskunst bietet, darf nicht übersehen werden. Wir hatten daran unsere helle Freude. Die Red.

ja der König. Jawohl", fügte er wichtig hinzu, als ich ein maßlos verblüfftes Gesicht zog, „der bin ich."

„O, du armer kleiner König!" rief ich aus.

„Der Bobby, mein großer Bernhardiner, ist mir gestorben. Gestern abend. Warum ist er gestorben? Er hat nicht zu sterben, wenn ich es nicht will!" Seine großen braunen Augen blitzten zornig, und die weißen Oberzähne pressten sich in die blassrothe Unterlippe.

„Der Tod fragt niemanden, nicht den Bauer, nicht den Grafen. Er kommt und ist da, und wenn er winkt, muss Bobby sich hinlegen, wie der größte, mächtigste König!" belehrte ich sein bekümmertes Herz.

„Geh du!" stieß er zornig hervor. „Das sagte der alte General gestern auch. Wozu bin ich König, wenn ich nichts vermag, gegen diesen alten schändlichen Tod" . . . er schüttelte sich vor Ärger und Zorn . . . „wenn ich ihn hätte, ließe ich ihn in einen Eisenkäfig festsetzen und tausend Mann müssten darum stehen mit geladenem Gewehr und blankem Degen."

„Es hilft nicht, kleine Majestät" . . . fuhr ich fort. „Er bricht Eisenstäbe wie Rosenblätter entzwei, und sein Lauf ist schneller als der Flug einer Kugel und der blitzende Schlag eines Säbels. . . ."

„Der alte General sagt's auch. Aber ihm glaub' ich nicht. Als ich vor einem Jahr im Bett lag, da sagte er: ‚Denkt, dass Ihr sterben könnt.' . . . Da sagte ich zu ihm: ‚Ich sterbe nicht. Ich bin der König. Der Gaston soll für mich sterben, und der François und die Manon und . . . und . . . das ganze Regiment der Arkebusiere.' . . . Da hat er mich ganz still angesehen und gesagt: ‚Du lebst für dich und nun soll ein anderer für dich sterben!' Und ich wurde gesund und ich lachte ihn aus. Und jetzt . . . wenn ich nicht einmal meinen armen Bobby vor dem Tode retten kann . . ."

Seine Augen hiengen verzweifelt an meinem Blick und unter seinem Hermelinröckchen zitterte der schmächtige Körper.

„Viele entgehen dem Leben", murmelte ich leise, denn ich fand keinen Trost, „aber der da lebt, entgeht dem Tode nicht."

In seinen Augen glomm der Hass.

„Du lügst! — Wie der General, der alte hässliche Kerl! Ich will nichts wissen vom Tode. Darum bin ich geflohen und will ihn nie sehen! Nie . . . nie . . . nie! . . ."

. . . Wortlos legte ich meinen Arm um seine schmale Schulter; er aber sah wie geistesleer vor sich hin. Endlich fand er seine Sprache wieder. „Ich bin entflohen, um ihm nicht zu begegnen, dem schändlichen Tod. O, wenn mir nur einer sagen könnte, warum ich auch sterbe. Und ob Könige überhaupt sterben?"

Ich wollte ihm antworten, aber mit mächtigem Getöse schob sich das schwere Stadtthor auf, und in Reih und Glied marschierten zwanzig Landsknechte heraus, vornan der alte General mit suchendem betrübtem Blick.

„O du", schrie der kleine König und presste meinen Arm. „Sie wollen mich holen. Jetzt muss ich sterben!"

Mir aber that die kleine Majestät leid. Ich hüllte mich und ihn in meinen unsichtbar machenden Zaubermantel und flog empor, und bald war der letzte schwache Klang der rasselnden Hellebarden unter uns verklungen.

* * *

. . . Tief in Afrika, mitten in einem Dorfe am Nigerdelta ließ ich mich mit meinem Schützling nieder. Ich wollte ein Erzieher für den König sein, der, herangewachsen, nicht mehr fragen sollte: „Ob Könige sterben", sondern der wissen sollte, „wie Könige l e b e n!" Ganz voll von dieser erhabenen Aufgabe erhob ich mich vom dunkelgrünen Grase und wies den erstaunten Knaben auf die Herrlichkeiten der Natur. Seltsame Fächerpalmen standen vor den bienenkorbartigen Strohhütten und in ihren Zweigen flüchteten sich goldschillernde Vögel vor den plumpen Griffen spielender Äffchen. Hinter der Hüttenreihe erhoben sich zwei dunkelrothe Termitenhügel, und über sie hinweg sahen unsere trunkenen Augen ein unermessliches Feld, auf dem Scharen von Negern emsig arbeiteten. Im Dorfe selbst war es still, nur aus einer entfernten Hütte ertönte das harte, regelmäßige Klopfen von Steinen, die Sesam- und Hyptiskörner zu Brei zerrieben.

„Hier wohnt ein bescheidenes und genügsames Volk!" rief ich entzückt aus. „Hier wirst du Frieden finden, kleiner Fürst. Komm, lass uns zum Könige gehen!"

„Was?" rief er erstaunt aus. „Hab' ich hier auch Vettern?"

Ich antwortete nicht, sondern spähte in den Reihen der Hütten umher, um das Haus des Königs ausfindig zu machen. Richtig, das fünfte Haus rechts. Aber noch ehe wir zehn Schritte näher gegangen waren, kroch eine Gestalt aus der Königshütte, über und über mit rother Erde beschmiert, dass ihre Beine so roth waren, wie die Purpurhöschen des kleinen Prinzen.

Er erblickte uns, schrie auf und stürzte auf mich zu, während der Knabe sich ängstlich hinter meinen Mantel versteckte.

„Weißer Mann", rief er, und nahm dann erschöpft einen Schluck aus seiner Kürbisschale, die mit Merissa gefüllt war, „du musst mir helfen. Mein Freund Bungo ist gestorben. Ich aber, der König Poppel von Bonny, will nicht sterben. Ich will bleiben, wie ich bin."

„Aber bedenkt doch, wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kommt, wo es schön und herrlich ist und . . .“

Ich sah mit Zittern, wie der Knabe hervorkam und seinen schwarzen Bruder mit starrem Blick ansah.

König Poppel fiel mir ins Wort: „Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, dass ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger und Kähne. Ich bin König, und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich!“

„Aber . . . Gott?“ wagte ich einzuwenden, bestürzt über das schreckliche Mienenspiel des gefolterten Knaben.

Da geberdete sich König Poppel wie wild. Sein Antlitz verzerrte sich und er schrie, dass es weit ins Dorf scholl und ein paar Hunde zu heulen begannen: „Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle todtschlagen.“

Mir erstarb die Sprache vor Schreck, weniger über den Wuthausbruch des Königs Poppel, als über die glänzenden Augen des Prinzen und über dessen erhobene, geballte Faust. Aber meine Furcht gab mir einen Entschluss ein. Mit beiden Händen ergriff ich den weißen und den schwarzen König, und mein Zaubermantel trug uns drei über weite Länder und blaue Meere. In einer ernsten Stadt, mitten auf einem großen Platze, ließ ich mich nieder. Eine riesige Menschenmenge stand unbeweglich vor einem schwarzbehängten Schafott und schaute nach dem Richtblock, neben dem mit blankem Arm und blitzendem Schwert der Henker stand. Mit entsetzten Blicken sahen mein armer Prinz und der bestürzte Negerkönig, wie ein anderer König die Stufen zum Schafott emporstieg und wie der Henker ihm das Hermelingewand vom Leibe riss und die rothe goldene Krone vom Kopfe. Das Königshaupt beugte sich, das blanke Schwert sauste durch die Luft, ein Kopf polterte auf das Holzgerüst, dann brauste der Jubel des Volkes so gewaltig durch die Luft, dass sich meine Schützlinge ängstlich an mich klammerten. Draußen vor der Stadt heulte König Poppel, denn er wusste jetzt, dass auch Könige sterben, und während ihm die Thränen über die Backen liefen, hob er die Kürbisschale und trank einen tiefen Schluck Merissa.

Der kleine Knabe verzog verächtlich die Lippen. „Der dumme Nigger“, flüsterte er mir zu, „nicht wahr, nur schlechte Könige sterben, und sterben so!“

Ich schwieg, packte sie wieder mit beiden Armen, und mein Zaubermantel trug uns in eine andere große, fremde Stadt. Vor dem hohen Königspalaste standen unendliche tausende von Menschen und warteten auf eine Nachricht über das Wohl des geliebten kranken Königs. Während ich mit den beiden Unglücklichen in der Menge stand, hörten wir leise Worte der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die dem Könige galten.

„Nicht wahr! Das ist ein guter König?" fragte der Knabe mit glänzenden Augen.

Da glitt die Fahne vom Dach des Palastes langsam hernieder. Ein Schrei lief durch die Menge. „Er ist todt . . . todt . . . todt!" Halb unterdrücktes Weinen erscholl von allen Seiten, und ich gieng mit meinen beiden Schützlingen langsam vor das Thor.

Auf einem Meilenstein ließen sie sich beide nieder.

Keine Frage lag mehr auf ihren Lippen, keine mehr in ihren düsteren Augen.

Kopf an Kopf saßen sie zusammen, der weiße Prinz und der schwarze Niggerkönig, und ihre Thränen flossen ineinander.

Sie wussten jetzt, ob Könige sterben. . . .

Der Schlaucherl vom Berg.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

In einer Fürstenstadt gibt's allerhand seltsame Sachen — und jeden Tag etwas anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugierde bis ins graueste Alter hinein. Die Gesetztesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um, andere laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was wunder, dass der Dunnerer-Bum sein großes Publicum besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte.

Freilich war er schön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte weiße, ruppig gestrickte Wadenstrümpfe; er hatte eine Bocklederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er hatte um den ziegelrothen Brustfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haftlein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen, braunen Lodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin steckende Köpflein umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhiengen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Dann hatte er einen schwarzen schwammigen Filz auf, der gleich einem Zuckerhut wolkenwärts strebte, der stets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krämpen breit wie ein Riesenrad den ganzen Kerl eindeckte. Den ganzen breitschulterigen Kerl sammt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Warenniederlagen, zugedeckt mit dem blauen Bettzeuge, aus dem er sich für die Nächte in irgend einem Wagenschoppen eine prächtige Liegerstatt zu bereiten wusste. In der braunen knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberem Ende

ein bunter, aber zumeist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche, rothe Adlernase nnd dann und wann einen Blitzer aus den springenden Augen. Aber hören that man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die allen Straßenlärm übertönend hell und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf gieng in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Juchezer endete.

Also marschierte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müßigen Dienstmädchen uud anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht sattsehen, satthören und sattlachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht mit dem, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinchen auf seinen Hut und ergötzten sich, wenn dieselben auf den Krämpen liegen blieben. Jetzt, unter solchen Neckereien hörte beim Dunnerer-Bum manchesmal die Gemüthlichkeit auf. Da begann er die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, schrecklich wild und zornig, aber immer achtend, niemanden zu treffen, höchstens, dass er dem keckſten Zudringling mit dem Almbuschen die Wange scheuerte. Er hub in solchen Augenblicken auch ein schauderliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer, anständiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgesetzt sei! Zum Dunnerer! Sie sollten, wenn sie „gebültete“ Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden abkaufen, um ihre schmökenden Nester auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen! Abfahren sollten sie! Zum Teuxel sollten sie sich scheren, oder was arbeiten, oder einen Rosenkranz beten — sei gescheiter, als einen ehrlichen Mann auszuspotten! — Mit solcher Art von Vorstellungen machte er es allerdings nicht besser, der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!“ Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll euch stäupen!“ und sagte offen heraus, was sie nach seiner Meinung wären: Lauter Hirschen und Ochsen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, dass er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt!

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Ware. Aber siehe, das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeschafft! Als er zwischen den Wachleuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stock hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, dass die Wagenrösser scheuten. Also ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, dass er mit seinem Spitzhut dem Profosen schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war just die Fürstin vorübergefahren und als sie die wunderliche Gestalt so in den Händen der Häscher

sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?“

„Hoheit“, antwortete diese, „wie der Mann so hell schreit und singt, kann er noch nicht alt sein.“

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, so zeigte es sich, dass die Zofe sehr richtig geurtheilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen“, sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!“ —

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelinhabern, die den Zündholz- und Ameiseiermann vermissten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperson an seinem Jodeln und Juchezen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

Ein halbes Jahr später, im Mai war's. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schlosse auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgute in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefschreiben war ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, gerötheten Gesichte Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schlossplatze jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinziehenden Straßen. Alles in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der Umgebung. Auf ödem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein hellklingendes Getriller aus. Ist denn — sollte denn jener Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so drollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forschende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Thurmdaches legte, stand der wachehabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust, die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter — so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wusste schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, so buschig, dass ein Dutzend Kadetten damit hätten ausgestattet werden können. Und niemand anderer war's. Der Dunnerer-Bum war's. Sie stieß ein wenig das Fenster an die Mauer, dass es klirrte. Sie musste es zwei- oder dreimal thun, bis er heraufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber wie ein gewöhnliches Weiberflügelflattern gewesen sein, der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen

ihn niederfächelte und winkte, merkte er, dass es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war. — Er sollte ein bisschen heraufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt sowieso schon verpatzt, warum soll ich mir das schöne Geschloss nicht einmal auch einwendig anschauen? Heißt's halt das einfältigste Gesicht aufstecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall durch. — Die breiten Steintreppen mit den weißen Bildsäulen gefielen ihm sehr gut. Dass nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud' haben mögen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, dass man hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stuckdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?" fragte plötzlich im Vorsaal eine schmiegsame Stimme.

„Nix, nix, nix!" antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ist's nicht gemeint!" lachte die Kammerfrau. „Sie können ungeniert das Schloss besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren."

„Weiß es eh", sagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. — Aber nobel ist's da!"

„Gefällt's Ihnen? Ich will Sie etwas herumführen."

„Gut ist's. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, du!"

Na, das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich, warum soll er nicht du zu ihr sagen. Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. — Dass die Dame reserviert blieb, versteht sich aber.

„Haben Sie so hell gesungen, vorhin?" fragte die Kammerfrau.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, schnob durch die Nase und kicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht."

„Mir? Nicht recht — sagen Sie? Das lustige Singen?"

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen, denk' ich. Oh, das verschwefelte Singen! Meine Mutter hat mir's gelernt, schon in der Heidel. Im Wald hab' ich gesungen, da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verscheucht hat. In der Stadt hab' ich gesungen, da haben's mich gut aufg'hebt. Und vor dem Gschloss, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen — mir scheint, da ist's auch nit recht. Hopsa! Jetzt wär' ich bald gefallen!" Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten lag er nach allerlängs da und die erschrockene Schlossdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, dass ich mich heben

lass. Es wird schon auch so gehen, mit Gottswillen.“ Ein flinker Sprung und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht, stand er an der Thür still und wollte nicht weiter. „Da schaut's greulich aus“, sagte er.

Auf dem Ruhekissen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletschten, es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgestopfte Adler und Geier, an den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen das nicht?“ fragte sie.

„Da geht mich der Schiach an.“

„Was geht Sie an?“

„Dudl, verstehst nit deutsch?“ sagte er mit gutmüthigem Gebrumme. Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, das ist der Seinigen ihres.“

„Nein, Kind, das ist meines.“

„Waaas?“ rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In Ihr Stübel führt sie mich?“

Artig eingeladen setzte er sich rasch in einen Kissenstuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, dass er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein bissel herzen und scherzen miteinand?“

„Aber Mensch!“ hauchte sie verweisend und ließ sich nahe bei ihm nieder.

„Beim Busseln — ums G'mal ist's schad.“

„Nein, Lieber. Vermählt bin ich noch nicht.“

„Ah, das ist gut!“ rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist die noch ledig! — Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerkatz'! Das G'mal auf deinem Gesicht mein' ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nit zu farbeln. Bei denen Drutscherln spielt sich alles von selber. Zuerst, wenn man bitteln kommt, werden sie roth. Nachher, wenn sie was Besunderes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen lasst, werden sie grün und gelb. — Da hab' ich ehezeit zu jeder gesagt: Mögen thu' ich dich schon, aber heiraten thu' ich dich nit.“

„Nicht wahr!“ sagte die Dame, „es muss auch nicht immer geheiratet sein.“

Jetzt fasste er ihre grau behandschuhten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und lispelte fast schämig: „Dich mag ich auch gar nit.“

„Flegel!“ rief sie und sprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.“

„Mit welchem Recht beleidigt man mich?“ sprach sie, „dafür, dass ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz anderes verdient hätte. Für Sein pflichtvergessenes Lärmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!“

Jetzt nahm er sogar die Pickelhaube ab, verneigte sich und sagte sehr lind: „Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen musst mich. Kriegst zum Lohn ein rothes Röckel! Und gelbe Strümpfeln! Schergfist! Schergfist!“

„Mir aus den Augen!“

Er schulterte das Gewehr und marschierte die Treppen hinab. Die Schlossdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder. „Recht geschieht mir!“ wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Wenn's auch nicht ganz so schlimm war, als es ihm vorgekommen sein mochte. Gesagt hat sie nichts. Von ihr aus gieng es nicht, als bald darauf der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm absolut nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar undressierbar, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen.

So gelangte der Dunnerer-Bum wieder heim auf seine Almen. Er war im Stockhaus gewesen, er war krummgeschlossen gewesen, aber er versicherte daheim, beim Militär sei es ganz nett, es hocke sich so gemüthlich. Die Officiere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spass, und wenn er gejodelt, so wären sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud'. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloss sei er aus und ein gegangen, wie daheim. — Es war ja alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz alles, was wahr war — und das darf man doch! Und denken kann man, was man will, nur machen muss man's so wie andere. Das „Du“ gleich mit jedem und jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Dass er ein Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl vom Berg genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann ist's keine Schlauheit mehr. „Politik von Fall zu Fall“ hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, dass er keinen Buchstaben kenne. — Na halt so: Unter feinen Leuten spielt man den Einfaltspinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Frotzeln und necken sie einen, so kann man zornig werden. — Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufsehen. Obschon es sich aber gar nicht auszahlt, dass man sich auseinanderthut. So bleibt man, was man ist und geht als Sieger durchs Leben. — Dieweilen blieb er nun in der Wildnis, wo ihm ein struppiger rother Bart wuchs. Er hoffte noch so weit herunterzukommen, dass seine Höhle aussah, wie jenes Fürstenzimmer — voll wilder Thiere und Mordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts dafür, es war wirklich! — dass der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Gefolge verlor, sich im Berg-

wald verirrte und in die Hütte unseres Schlaumeiers gerieth, wo er eines Wettersturmes wegen eine Stunde lang Unterstand nehmen musste.

„Ei ja“, sagte der Dunnerer-Bum, als er den Gast am Herdfeuer aufgespeichert hatte, „Jäger sein ist eh eine harte Sach'. Muss im Gebirg herumkrallen, sich fetznass schwitzen und krank keuchen, muss arme Thierlein todtschießen, oder, wenn man nichts trifft, sich auslachen lassen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel'. Die dürfen fehlen, wie sie wollen, so werden sie gelobt — welch ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was sie wollen, die Geiß oder das Kitz, es sind doch die schönsten Böcke! Wirklich wahr, so ein Graf oder Fürst, oder was, möcht' ich sein. Da wollt' ich mir die Welt herrichten, saggra noch einmal! Erzählen thät' ich mir nur lassen, was sich gut anhört, das andere ist nit. Ist nit! Wer mir angenehm Sach erzählt, der kriegt so ein Dingerl ins Knopfloch, ein sauberes; wer mir die Wahrheit sagt, der kriegt eine Nasen. — Ist ein Tröpfel Milch gefällig?“

Der Fürst machte einen Schluck aus seiner Cognacflasche, blickte den Waldmenschen schmunzelnd an und sagte: „Da wäret Ihr ja ein sehr schlechter Fürst, lieber Freund!“

„Wieso, Herr? — Just die guten Fürsten müssen der Wahrheit ausweichen. Wissen Sie's, wie's zugeht im Land und sie bleiben doch, der Sie sind — na, gute Nacht, vor so einem ruck ich kein Hütel, geschweige einen Hut. Wenn du ein Fürst wärest, Jager, das heißt, ein guter, so wollt ich dir ins Gesicht sagen: Hoheit, dank' ab. Wenn du dir einbildest, dass du die Leut' regierst, so bist ein Narr. Sie regieren dich. Und recht so. Einer richtet sich leichter nach vielen, wie viele nach einem.“

„Und wozu, mit Gestattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürst gut, der sich von seinem Volke regieren ließe?“ Der Jäger fragte das.

„Wozu halt ein Siegelring gut ist. Hast ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, das blitzt wie ein Karfunkelstein!“

Das Wetter hatte sich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!“ sagte der Jäger, „nehmt das. Wenn Ihr in Eurem Einsiedlerleben dafür Verwendung habt. Und sonst behaltet es als Andenken.“

Der Waldmensch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und schnalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörst, Jager, wer so viel Geld hat, der sollt sich doch nit mit dem nothigen Wildpretschießen abgeben!“

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, so besucht mich. Hausnummer eins!“

Der Dunnerer riss wie erschrocken sein Gesicht in die Höhe. „Haus — Numro eins?“ fragte er verblüfft. „Man hört, dass — dort unser allergnädigster Herr wohnt!“

„Das stimmt. Ihr habt ihn heute beherbergt.“

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm einer einen Schlag ins Gesicht versetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieses Gesicht that sich jetzt in allersüßester Breite auseinander. „Du wärst — der Fürst!“ rief er aus, „na, aber da schaut's her! — Und ich hab' so dumm dahergeredt!“

„Hat nichts zu sagen. War vielleicht klüger, als was ich seit langem gehört.“

„Geh! Im G'schloss bei den gescheiten Herrschaften! — Nachher wüsst ich dir doch einen guten G'spass, gnädigster Herr Fürst. Du kunntst mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Minister machen — gelt ja! — Sollst mit mir keine Schand' aufheben, ich lass' mich rasieren.“

Der Fürst stieg herab in die herrliche Cultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht, er steht zwischen der Salzach und dem Bodensee. Wenn es einem der europäischen Souveräne doch am Ende einfiele, ihn zum Minister zu machen, so liefere ich seine Adresse. Diplomat ist er genug dazu. Leute, die sich zu rechter Zeit dumm stellen, kriegen die Klügsten unter.

Osterlieder eines gefiederten Sängers.

Von **August T......**

Einleitung.

Ein liebes Vöglein hielt ich einst gefangen,
Ein holder Spross, aus südlich warmem Land;
Doch traurig war's, mocht' heimwärts wohl verlangen;
Da sah's ein Freund, der bald das Rechte fand.
Sein Festgeschenk hab' freudig ich empfangen,
Das Waldeskind zum Norden mir gesandt. —
Und als am Baum die Weihnachtskerzen flammten,
Da saß mein Pärchen traulich schon beisammen.
Längst war des Festes Lichterglanz verglommen,
Noch weilt ich einsam in dem dunklen Raum;
Da schien ein Flüstern leise mir zu kommen
Vom Vogelbauer unterm Weihnachtsbaum.
Von Frost und Eis und Frühlingswiederkommen,
Von herbem Weh und sel'gem Liebestraum,
Da rauscht es mahnend in den Tannenzweigen
Ein dunkles Wort, und jene Stimmen schweigen.

Die Zeit entschwand, der Winter ist verflossen,
Auf grüne Au'n die Frühlingssonne lacht;
Da wird's zu eng dem schweigenden Genossen,
In seiner Brust auch ist der Lenz erwacht.

Und Freud' und Leid, im Busen bang verschlossen,
Klingt nun hinaus in Duft und Blütenpracht:
Doch die Gefährtin selig lauscht dem Klange,
Und eine Welt erblüht ihr im Gesange.

I.

Monde sind nun schon verstrichen,
Seit ich trauernd stillgeschwiegen,
Seit der Brust, der gramerfüllten,
Keines Liedes Klang entstiegen.
Von der lieben Heimat ferne,
Aus der Freunde Kreis verstoßen,
War der Frohsinn mir entschwunden,
Blieb die Kehle mir verschlossen;
Und wie draußen Wald und Auen
Kalter Winterschlaf umfangen
Schliefen ein die holden Weisen,
Die so fröhlich sonst erklangen. —

Doch es schmolz des Eises Rinde
Vor der wärmern Lüfte Weben.
Die Natur, die frosterstarrte,
Sie entstand zu neuem Leben.
Hell am Himmel strahlt die Sonne,
Und es sprośt und grünt auf Erden,
Und es rufen's tausend Stimmen:
Frühling, Frühling soll's nun werden!
Frühling wird's, und mit dem Frühling
Kehren Lust und Freude wieder —

Frühling wird's, und tief im Busen
Werden wach die alten Lieder!
Nicht wie einst erfreu'n sie heute
Der Gespielen muntere Menge:
Bin ja fern und bin gefangen
In des Kerkers bitt'rer Enge. —
Doch schon ist in fernen Landen
Unser Frühling kund geworden,
Und es zieh'n verwandte Scharen
Aus dem Süden nach dem Norden.
Hoch zu ihnen in die Lüfte
Will ich meine Lieder singen,
Und sie werden sie als Boten
In die theure Heimat bringen,
Werden treulich dort verkünden
In des Waldes grünen Hallen —
Freunden eine Freundesgabe
Gruß und Botschaft allen — allen.
Und die einst in seliger Freiheit
Mich, den Muntern, Frohen, kannten,
Werden freundlich mein gedenken,
Des Bekümmerten, Verbannten. —

II.

Schöne Heimat — Jugendträume,
Waldes dufterfüllte Räume,
Wie ersehn' ich euch zurück!
Sich auf schwankem Zweige wiegen
Froh von Ast zu Äste fliegen —
Welche Freude, welch ein Glück!

Wenn der Tag zur Ruh gegangen,
Hielt mich Schlummer süß umfangen,
Bis vorbei die düst're Nacht,
Und des neuen Tages Sonne
Weckt' zu neuer Lebenswonne
In die holde Blütenpracht.

Rasch geregt die flinken Flügel!
Nach dem schattigen Waldeshügel
Geht es durch die Lüfte fort.
Wo an moosig kühler Stelle
Hell erglänzt die Silberquelle.
O wie herrlich war es dort!

Ach, welch wollustvolles Grauen
Bebend da hinabzuschauen
Durch den schauerlichen Schlund,
Wo's von ewiger Nacht umdüstert
Seltsam murmelt, leise flüstert
In der Bergschlucht tiefstem Grund.

Elfen sind's, die niedersteigen
Zu der Wassertöchter Reigen,
Weisen Nixen zugesellt,
Aus der Wellen dumpfem Rauschen
Sich die Kunde zu erlauschen
Von der fernen, großen Welt.

Lauschend tags im kühlen Grunde,
Schwingen sie zur Abendstunde
In die Wipfel sich empor,
Um, was drunten sie erfahren,
Droben treu zu offenbaren,
Achtsam lauscht der Hörer Ohr. —

Nacht wird's, ihre Stimmen schweigen,
Aus der Bäume lustigen Zweigen
Winkt es lockend nun zur Ruh'.
Hell schon ist am Himmelsbogen
Stern um Stern heraufgezogen,
Und die Äuglein fallen zu.

III.

Leise sang der Wassergeister,
Sang der lichten Elfen Schar:
Alles Leben, alle Weisheit
Rinnet aus der Quelle klar,
Könnten blöde Menschenaugen
Wie der Geister Augen seh'n,
Könnten sie der Wellen Murmeln
Wie der Geister Ohr versteh'n;
Offen läg' vor ihren Blicken,
Was kein Meister je erschloss —
Erstes Werden grauer Urzeit
Fernster Zukunft dunkles Los.

Alles Lebens erster Ursprung
War des Wassers heilige Flut,
Tief in seinem tiefsten Grunde
Hat des Lebens Keim geruht.
Aus des dunklen Meeres Wogen
Stieg empor das feste Land,
Kroch das erste aller Wesen
An den unbewohnten Strand.
All die Wunder, die auf Erden
Euer Auge heut erschaut,
Alles sah'n die Wellen werden
Haben sie mit aufgebaut. — —

Von des Meeres Spiegelfläche
Steigen leichte Dämpfe auf,
Nehmen hoch in luft'gen Reichen
Mit dem Winde ihren Lauf,
Ziehen weiter ob den Wellen,
Bis die ferne Küste winkt,
Und der Regen segenspendend
In die dürre Erde sinkt.

Doch aus den verborg'nen Tiefen
Bricht verjüngt der Quell empor,
Sprengt durch starre Felsenmauern
Freiheit dürstend sich ein Thor.
Tosend stürzt er sich hernieder;
Drunten an des Berges Fuß
Einen Quellen sich zu Bächen,
Aus den Bächen wird ein Fluss —
Und der Fluss durch weite Ebene
Gleitet stolz als Strom einher
Bis ihn, seinen treuen Boten,
Wieder grüßt das alte Meer.

Und so gieng es manch Jahrtausend,
Seit der erste Quell entstand,
Seit das erste Bächlein rauschte
Durch das neugeborne Land.
Viel vernahmen so die Wellen
Schon auf ihrem ew'gen Lauf,
Und die Geisterschar der Quellen,
Sie bewahrt es treulich auf,
Wird gar vieles noch erkunden,
Bis der letzte Quell entsprang,
Bis die letzte aller Wogen
In der Meerflut untersank,
Bis zum letztenmal vollendet
Sich der Wasser weiter Kreis,
Bis der letzte Wassertropfen
Einst erstarrt zu ew'gem Eis,
Bis die starke kalte Hülle
Deckt versunk'ner Welten Pracht,
Und des Lebens reichste Fülle
Ewig ruht in Grabes Nacht.

IV.

Weihnacht war's. Es blies der Nordwind
Durch die Zweige, ach so kalt!
Unter schweren Eises Lasten
Beugte ächzend sich der Wald.
Ringsum auf der Berge Gipfel
Fiel des Mondes heller Schein;
Aber in des Thales Mitte
Dunkel lag der Tannenhain.
Müde sind die Augen alle,
Doch kein Schlummer schließt sie zu;
Bitt'rer Hunger, bitt're Kälte,

Ach, die gehen nicht zur Ruh'!
Nebel steigen auf und nieder,
Senken leise sich zu Thal,
Glimmen auf in gold'nem Schimmer,
Leuchten wie im Sonnenstrahl.
Und wir kennen dieses Leuchten,
Haben schnell den Tann umkreist —
Sieh', da tritt er aus dem Dunkel
Hehr und groß: des Waldes Geist.
Und er spricht so sanft und liebreich,
Und er mahnt so ernst und mild,
Zaubert vor die bange Seele
Holder Frühlingshoffnung Bild.
Doch nicht Trost bloß will er spenden;
Er erzählt, und er belehrt,
Tadelt unser thöricht Wünschen,
Hat schon manches Herz bekehrt.
„Kinder, 's sind gar schlimme Gäste
Böser Frost und Hungers Leid —
In der Brust die stärkern Feinde
Aber heißen Haß und Neid.
Bitter neidet ihr's den Menschen,
Haltet sie für hochbeglückt;
Weil sie — meint ihr — nicht die Kälte,
Noch der Hunger je bedrückt.
Haßt sie, weil nach eurer Freiheit
Sie gerichtet oft ihr Ziel,
Weil so mancher Waldbewohner
Schon in ihre Schlingen fiel. —
Kinder, neidet's nicht dem Menschen —
Was so lockend euch berückt,
Menschenglück ist leerer Schimmer,
Der nur glänzt und nicht beglückt.
Die nach eurer Freiheit streben,
Haben Freiheit nie gekannt,
Sind aus ihrem lichten Reiche
Lange, lange schon verbannt.
Könnten Menschenherzen fühlen,
Was für euch die Freiheit sei,
Glaubt mir, eure Brüder alle
Wären längst von Banden frei.
Denn der Menschen Herz ist gütig;
Wandten stolz sie sich von mir,
Bleiben sie ja dennoch immer
Meine Kinder so wie ihr.
Und sie beugen wider Willen
Sich auch heute meiner Macht,
Und gleich euch bei meinen Tannen
Feiern sie die Weihenacht.
Bannet drum aus eurem Busen
Das Gedächtnis ihrer Schuld;
Fallet ihr in ihre Schlingen,
So ertragt es mit Geduld.
Und wie bang das Herz auch schlage,
Trauert nicht und zaget nicht,
Froher Sang aus voller Kehle
Sei euch eure erste Pflicht:
Singt! — und längstentschwund'ne Ahnung
Dämmert auf in mancher Brust —
Singt! Den Menschen sei's zur Mahnung,
Den Gefährten sei's zur Lust.
Singet! und in eure Seele
Kehre Frohsinn wieder ein;
Singet! und in Kerkerbanden
Sollt ihr frei und glücklich sein. —
Sprach's und schwand. — Und das Gefunkel
Seines Nebelthrons zerrann,
Schweigend, in dem mächtigen Dunkel
Zog der Waldgeist durch den Tann. —

V.

Welch ein Sturm! Wir hatten schaudernd
Uns in Nestes Schutz geborgen —
Träumten noch von Schnee und Winter —
Da erweckt uns — welch ein Morgen!
Berg und Thäler, die noch gestern
Weißes Schneegewand umfangen —
Wie im ersten Frühlingsschmucke
Sie so festlich heute prangen!
Fern im Ost der Hügel Ränder
Flammen auf in hellen Gluten,
Erd und Himmel fließt zusammen
In des Lichtes gold'nen Fluten.
In den Zweigen, welches Regen!
In den Wipfeln, welches Wogen!
Auf des Sturmes raschen Fittig
Ist der Lenz ins Land gezogen.
Und im Flug von Baum und Sträuchern
Streift er ab die letzten Flocken,
Weckt im Grund die holden, weißen,
Halbverschlaf'nen Frühlingsglocken.
Und da zieht ein leises Läuten
Lieblich durch die lauen Lüfte,
Öffnen sich viel tausend Augen,

Hauchen Blumen süße Düfte.
Durch der alten Tannen Äste
Geht ein wundersames Rauschen,
Und wir sitzen ohne Regung,
Und wir athmen kaum und lauschen.
Erst nur flüstert's leise, leise,
Geht dann laut von Mund zu Munde
Eine langersehnte Botschaft,
Eine freud'ge Siegeskunde:
Dass der junge Held, der Frühling,
Seinen alten Feind geschlagen,
In des Winters letzte Burgen
Seine Banner kühn getragen. —
Ja er kam. Und ach, sein Kommen
Weckt im Herzen sel'ge Wonne.
Und wir regen uns're Flügel,
Fliegen auf zu Licht und Sonne.
Preisen schmetternd, tausendstimmig
Ihn den Sieger, den Befreier —
Und das ist des Waldes schönste,
Ist des Waldes Osterfeier.

VI.

Der du Trost und Segen spendest,
Der du über Land und Meer
Weithin deine Boten sendest,
Blicke gütig auf mich her!
Tief in alle Herzen sehen
Kannst du hehrer, ewiger Geist,
Kennst auch deines Kindes Flehen,
Das in fremdem Land verwaist:
Lass mich einmal wiederschauen
Meiner Kindheit gold'ne Welt
Und ein traulich Heim erbauen
Unterm freien Himmelszelt.
Führ' nicht grausam zum Verderben,
Was ich thöricht einst erstrebt,
Lass mich in der Heimat sterben,
Wo so glücklich ich gelebt! —
Doch ich weiß, wie sich's auch wende,
Immer wird's zum besten sein,
Denn der Dinge letztes Ende
Kennst nur du, nur du allein.

VII.

Frühlingslieder, Jubelweisen
Steigen fröhlich himmelwärts.
Dieses Singen, Loben, Preisen
Wie bewegt es mir das Herz!

Stund' um Stunde ist verronnen
Und nun wieder ist's ein Jahr,
Dass es dort in Luft und Sonnen
So ganz anders — anders war.
Der Erinn'rung holde Bilder
Mahnen an entschwund'nes Glück,
Gram und Schmerzen wurden milder,
Doch die Sehnsucht bleibt zurück.
Und ich kann es nicht vergessen,
Was mir auf der Seele brennt,
Dass ein Kerker, eng bemessen,
Mich von Licht und Freiheit trennt,
Dass des Waldes grüne Halle
Nimmer schützend mich umgibt,
Das Geschick mir raubte alle,
Die mein Herz so treu geliebt!" —

Holder Lenz, du kehrtest wieder,
Blüt' an Blüte sprosst empor
Und die alten, lieben Lieder
Singt so schön der Freunde Chor.
Und im festlichen Gedränge
Wogt der Menschen bunter Strom.
Glockentöne, Orgelklänge
Laden feierlich zum Dom.
Dankgebet von tausend Seelen
Jubelnd auf zum Himmel steigt,
Jubelnd tönt's aus tausend Kehlen,
Nur der Undank grollt und schweigt.
Nicht mit ew'gem Fluch beladen,
Kann das zürnende Geschick;
Auch auf Unglücks dunklen Pfaden
Lächelt manch ein Sonnenblick.
Und was je in meinem Leben
Höh'rer Rathschluss mir geraubt —
Hat er mir doch dich gegeben,
Die mich kennt und an mich glaubt,
Freundlich, tröstend um mich weilet,
Mir die Hoffnung wieder gibt,
Mein Verhängnis mit mir theilet,
Mich, den armen Fremdling — liebt. —
Drum das Glück heut' will ich preisen
Und vergessen allen Schmerz —
Frühlingslieder, Jubelweisen
Steigen fröhlich himmelwärts. —

VIII.

Neulich stand das Thürchen offen,
Hurtig schlüpft' ich aus dem Haus,
Durch das Fenster durft' ich hoffen, —
Käm' ins Freie ich hinaus.
Hei! die Flügel regt' ich schnelle,
Schwang mich fröhlich in die Luft,
Und schon schwebt' ich ob der Schwelle —
Aber ach, die Freundin ruft. —
Wie es weiter dann gegangen,
Mal' sich jeder selber aus —
Aber heute noch gefangen
Sitz' ich in dem engen Haus.

IX.

Holder Sprössling aus dem Süden,
Munt're Freundin, lieb und traut,
Mir so theuer, seit ich damals
Dir im Aug' die Thrän' erschaut.
Jene mitleidsvolle Thräne,
Die du meinem Schmerz geweint,
Jene Thräne, die auf immer
Uns zu Lust und Freud vereint.
Du allein riss'st von dem Banne
Der Verzweiflung einst mich los,
Warst es, die in meinem Herzen
Eine neue Welt erschloss —
Eine Welt, die nicht wie jene
Stets von Wonnen überquoll —
Eine Welt im engen Kreise,
Aber traut und freudenvoll.
Nimmer werd' ich von dir lassen,
Böt' man heut' die Freiheit mir,
Würd' ich stolz von mir sie weisen,
Oder theilen sie mit dir.

X.

„Kinder, fliehet vor den Menschen" —
Hört' ich uns're Eltern warnen —
„Dass mit schlau gestellten Netzen
Sie euch listig nicht umgarnen."
Hörten's — und in diese Netze
Führt' uns dennoch unser Flug:
Damals waren wir gar thöricht,
Heute wären wir wohl klug.
Du magst schelten, drohen, mahnen,
Dass herein das Unheil bricht —
Das Verhängnis kannst du ahnen,
Aber wenden kannst du's nicht.
Wenig taugt die Offenbarung,
Die dir kommt aus fremdem Mund,
Nur die eigene Erfahrung
Ist der Weisheit sich'rer Grund.

XI.

Wer im Kerker ward geboren,
Hat die Freiheit nie vermisst;
Wer die Freiheit nie verloren,
Weiß nicht, was ein Kerker ist.
Jeder hört in seinem Kreise,
Dass sein Lied er trefflich singt,
Und verachtet fremde Weise,
Weil sie fremd im Ohr ihm klingt.
Und er schließt aus Freud und Schmerzen,
Die erkeimt in eig'ner Brust,
Auf das Fühlen and'rer Herzen,
Auf der andern Leid und Lust.
Aber fallen erst die Schranken,
Die den engen Sinn gebannt,
Freier werden die Gedanken,
Klar wird uns, was wir verkannt.
Und ich lernt' in Kerkerbanden,
Nun gar manches erst versteh'n.
Was ich frei in freien Landen
In ganz ander'm Licht geseh'n.
Was der Menge blinde Meinung
Und auch ich geliebt — gehasst,
Schwand zur trügenden Erscheinung,
Seit ich seinen Kern erfasst.
Wahn ist's, was wir auch erstreben,
Ob man gut, ob bös es nennt —
Jede That wird der vergeben,
Der der Thaten Grund erkennt.
Rache schwur ich einst euch allen,
Meinen Neid weckt' euer Glück.
Nun in eure Hand gefallen —
Nehm' ich meinen Schwur zurück.

XII.

Abend wird's, die Sonne scheidet,
Leise sinkt die Dämm'rung nieder —
Und ich bin des Singens müde,
Steck' das Köpfchen ins Gefieder,
Und vor meine Seele zaubern
Holde wunderbare Träume
Meines Waldes heilige Schatten,
Seine Blumen, seine Bäume.
Mag nun auch der Traum zerrinnen,
Wirst doch du mich stets begleiten,
Süß' Erinnern, still Gedenken
Der entschwund'nen schönen Zeiten. —
Gute Nacht nun all ihr Lieben!
Leise nah' auch euch der Schlummer,
Lösche aus in euren Herzen
Ernsten Tages Sorg' und Kummer —
Und nun nehmt die kleine Gabe,
Die ich euch vermag zu schenken,
Und erfreu'n euch diese Lieder,
Mögt ihr freundlich mein gedenken.

Der Procefs Zola und die öffentliche Meinung.

Im vollgepfropften Coupé saß ich und las die neuesten Zeitungen. Die Verurtheilung Emile Zolas. Die Blätter waren voll davon und ergiengen sich — für oder wider — in aufregendsten Darstellungen und Ausdrücken. Die Mitfahrenden in lebhaftem Gespräch über denselben Gegenstand — theils für Zola, theils gegen ihn.

Es war schon so viel über die Sache gesprochen worden — klug und thöricht, tiefsinnig und witzig. Standen nach Zeitungsberichten beim Procefs für Zola die Dinge günstig, so erklärte die Menge den Mann gleich für großartig. Standen am nächsten Tage die Sachen für ihn ungünstig, so war man überall ziemlich der Meinung, dass er ein dummer, wenn nicht gar schlechter Kerl sei.

Nun war er verurtheilt. Ich recapitulierte für mich nochmals den mir bekannten Sachverhalt.

Vor etwa vier Jahren wurde in Paris der französische Hauptmann Dreyfus verhaftet, weil er militärische Geheimnisse von hoher Wichtigkeit an einen fremden Staat verrathen haben soll. Er wurde verurtheilt und fern auf ein Eiland des großen Oceans, die Teufelsinsel, verbannt. Der Procefs war geheim und mit größter Willkür geführt worden, ohne dass sich für die Öffentlichkeit ein sicherer Anhalt für die Schuld ergeben hätte. Dreyfus' Familie ruhte nicht, um seine Unschuld ans Licht zu bringen und so kam ein zweiter Officier, Major Esterhazy, auf die Anklagebank, gegen den sich überaus markante Verdachtsgründe ergeben hatten. Dieser wurde vom Kriegsgerichte freigesprochen und damit die Verurtheilung Dreifus' neuerdings bestätigt.

Nun stand der Pariser Schriftsteller Emile Zola auf. Mit der Heißblütigkeit eines empörten Franzosen protestierte er gegen Zustände,

Personen und Verfahren, die in einem Culturstaate jemanden willkürlich verurtheilen können, ohne Gesetz und ohne Öffentlichkeit. Zola, den man aus seinen Schriften als einen radicalen, rücksichtslosen Wahrheitsfanatiker kennt, schleuderte die schwersten Beleidigungen auf die Generäle, die Richter des verurtheilten Dreyfus und des freigesprochenen Esterhazy und verlangte dafür selbst in den Anklagestand gesetzt zu werden, damit er seine Beweise für die Unschuld Dreyfus' erbringen könne und der ganze Process nocheinmal aufgerollt und revidiert werden müsse.

Zola wurde der Ehrenbeleidigung angeklagt und vor das Gericht gestellt. Die Franzosen nahmen in ungeheurer Mehrzahl Stellung für die von Zola beschuldigten Generäle, für die Armee und gegen Dreyfus, der noch dazu ein Jude war. Der Process gegen Zola wurde schlau geführt. Man hatte aus seinem Proteste nur jene Punkte aufgegriffen, die sich auf Esterhazy bezogen, somit kam die Verurtheilung des Hauptmanns Dreyfus gar nicht zur Revision, und damit war Zolas Absicht vereitelt. Zola konnte seine Beweise, die sich hauptsächlich auf Dreyfus bezogen, nicht erbringen und er wurde wegen Ehrenbeleidigung verurtheilt zu einem Jahre Gefängnis und Büßung von dreitausend Franken.

Seit Jahren hatte der Hochverrathsprocess durch die Zeitungen gespukt, ohne dass man sich bei uns besonders dafür erhitzt hätte. Erst mit dem Auftreten Emile Zolas zog die Affaire die allerweitesten Kreise in ihren Strudel. — Wer sich mit Zola und seinen Schriften abgegeben hat, der wird durchaus nicht immer für ihn eingenommen sein, ja er wird sich oft abgestoßen fühlen von der brutalen Enthüllung der menschlichen Niederträchtigkeiten. Doch wird er den Eindruck gewinnen, dass es dem Schriftsteller um die Sache Ernst ist, dass dieser die Thatsachen, die Wahrheit rücksichtslos darstellt, so wie er sie sieht, und dass sein Wahrheitsfanatismus ihn wohl bis zum äußersten fortreißen könnte.

Nun tritt er plötzlich für den verurtheilten Dreyfus auf. Er kennt weder den Verurtheilten, noch irgendwen aus seiner Familie persönlich, er steht in keinerlei persönlichem Verhältnis zur Angelegenheit, er ist nur bis auf den Grund seiner Seele überzeugt und empört, dass Dreyfus unschuldig verurtheilt wurde und er setzt seine Popularität, seine literarische Macht, seine Person ein, damit die Wahrheit ans Licht komme. — Das war das Merkwürdige an Zola, das mich hingerissen hatte. Es gibt noch Menschen, die ihre Existenz und sich selbst einsetzen für das Recht! Ja, für das Recht eines andern, der keinen Anwalt mehr hat. — Es kam ja nicht einmal darauf an, dass Zola wirklich im Rechte war. Er vermeinte es zu sein und opferte sich persönlich für die Unschuld eines ihm vollkommen fremden Menschen.

Nun meldeten die Zeitungen, dass Emile Zola verurtheilt worden ist. Zwar nicht zum Tode und nicht zur Verbannung wie es für einen

Märtyrer stilgerecht wäre, sondern zu einem banalen Arreste und zu einer philisterhaften Geldstrafe. Aber die Verurtheilung beweist, dass die „große Nation" trotz ihres Unglückes nicht um ein Fünkchen anders geworden ist, dass der alte Brauch auch heute gilt: Der Staat voran, das Recht hinten drein.

Der Process gegen Zola ist, so wie der gegen Dreyfus, nach allen Darstellungen zu schließen, incorrect und ausflüchtig geführt worden, und zwar, wie es heißt, aus Staatsrücksichten. Aus Staatsrücksichten kann und darf jeder einzelne Staatsbürger ungerecht verurtheilt werden! Dieses Urtheil sagt viel. Es sagt zu jedem Franzosen: Lass es dir zur Lehre sein. Bleib in deiner engen Ichsucht stecken. Kümmere dich nicht um andere, kümmere dich nicht um das Recht deiner Mitbürger, nicht um die sittliche Größe deiner Nation! — Und der Franzose kann darauf antworten: Gut, ich werde aus meiner persönlichen Ichliebe nicht heraustreten, auch dann nicht, wenn der Staat meine Steuern, mein Blut fordert. Denn wenn es keine Gemeinsamkeit im Rechte gibt, so gibt es auch keine Gemeinsamkeit in der Pflicht! —

Die Zeitungen, die vor mir lagen, nahmen allerlei Standpunkte ein. Die einen waren über Zolas Verurtheilung entrüstet, weil sie in derselben eine Spitze gegen das Judenthum, für das er in die Schranken getreten sein soll, empfanden. Die anderen Blätter jubelten, weil durch die Verurtheilung das ganze Judenthum mitverurtheilt worden wäre. Wieder andere Journale sahen nur die politische Seite. Die einen Blätter traten die Anklage breit und ignorierten die Vertheidigung, die anderen machten es umgekehrt. Jedes für sich verschwieg, was seinem Parteigeiste nicht passte, und spann das übermäßig aus, was ihm dafür dienlich schien. Bei solch verschiedenen Berichten konnte man glauben, es handle sich um verschiedene Processe, um verschiedene Rechte und verschiedene Zolas! Ein weißer Zola, ein hochherziger, muthvoller, für die Menschenrechte brennender und für sie opferfreudiger Zola! Und ein schwarzer, eitler, geldgieriger, reclamedurstiger und scandalsüchtiger Zola! Zola, der größte Patriot Frankreichs! Zola, der verbissenste Feind Frankreichs! dann gab's einen italienischen Zola, einen jüdischen, auch einen österreichischen. Dann gab's einen wahnsinnigen Zola, einen verführten und einen verführenden — kurz, von jeder Sorte einen. Es war nicht zu verstehen. Es war nicht zu verstehen, wieso hier der Antisemitismus und die Politik und alles Mögliche hineingetragen wurde in eine Sache, die schnurgerade alle Menschen angeht. Alle Menschen der gesitteten Welt!

Der Fall Dreyfus-Esterhazy-Zola wurde in die ganze Welt getragen, darum war die ganze Welt darüber in Aufregung gerathen. Es gibt auch andere Fälle von himmelschreiender Ungerechtigkeit, die von keiner Partei ausgebeutet werden können, die nur von einem menschlichen Stand-

punkte aus zu beurtheilen sind, und von keinem anderen. Würden auch solche mit so großem Pomp hinausgetragen in die Welt, so müssten sie ebenfalls Aufregung hervorbringen. Die gesittete Menschheit ist gottlob noch nicht gleichgiltig gegen Recht und Unrecht.

So meine Gedanken, die aber durch das Gespräch meiner Reisegenossen immer lebhaft unterbrochen wurden. Wie dort die Zeitungen, so schrien auch hier die Leute leidenschaftlich durcheinander. — Man habe die Verurtheilung erwartet, denn es sei nicht anders möglich, im Falle des Freispruches wäre die Revolution ausgebrochen in Paris. — Nein, die Verurtheilung sei eine Ungeheuerlichkeit, die den Krieg zur Folge haben könne. — Aber diesem Zola sei doch ganz recht geschehen, weshalb mische er sich in Dinge, die ihn nichts angiengen! Und schon gar für einen Juden sich einzusetzen! Dem Dreyfus geschehe auf der Teufelsinsel unter allen Umständen recht, auch wenn er den Hochverrath zufällig nicht begangen haben sollte. Alle Juden gehören auf die Teufelsinsel! — Nein, es war bei Zola durchaus nicht Liebe zu den Juden, er habe des öfteren gezeigt, dass er selbst Antisemit sei. Noch weniger Liebe zur Gerechtigkeit, denn da hätte er viel zu thun, wenn er alle Ungerechtigkeit, die in der Welt und seinen eigenen Romanen vorkommt, auf Leben und Tod bekämpfen wollte. Nein, nein, aus Eitelkeit hat er's gethan, der Herr Zola. Wieder einmal sprechen machen wollte er von sich. Eine Reclame für seine Bücher will er haben von den Judenblättern in aller Welt. — Und die werde er wohl erreicht haben. Und die dreitausend Franken, die er büßen muss, werden wohl doch aufgewogen werden von der Million, mit denen er bestochen ward. Und das Jahr Gefängnis, in dem er natürlich einen Roman über den Process schreibe, würde ihm zehnfachen Vortheil bringen und obendrein die Gloriole eines Märtyrers eintragen! —

Solchen Entleerungen entgegnete ein Grobian: Wie der Schelm sei, so denke er über andere! Könne man sich denn gar keine selbstlose, hochherzige That mehr vorstellen? —

Aber bitte! die Pariser würden es schon wissen. Umsonst würden sie nicht gerufen haben: Nieder mit Zola! Ins Wasser mit ihm! Jawohl! Die Pariser sind an Ort und Stelle, wir müssen es nehmen, wie es die Zeitungen darstellen. Wer näheren Einblick in die Sache gehabt, der hätte die Verurtheilung erwartet, ganz Frankreich habe sie erwartet. Was wollen es denn wir, die ferneſtehenden, besser wissen! — Aber bitte, fast die Hälfte der Geschworenen war für den Freispruch. — Und die größere Hälfte für die Verurtheilung. — Natürlich, sonst hätte sie ja nicht stattgefunden. — Zola war ja stets missliebig bei den Franzosen. Erinnern Sie sich doch, wie vergeblich er sich um die Aufnahme in die Akademie beworben hat! Er stellte sie auch zu abscheulich dar,

diese französischen Menschen, in seinen Romanen! In seinem Kriegsroman soll er's ja geradezu gegen die Franzosen und mit den Deutschen halten. Ein durchaus antinationaler Schriftsteller. — Und wundert sich, nicht in die französische Akademie aufgenommen zu werden! — Wenn er nach einem Jahre das Gefängnis verläſst, wird er in Paris unmöglich sein. — Nach Italien, seinem Vaterland, wird er auswandern. — Es soll aber gar nicht wahr sein, daſs er aus Italien stammt. Er soll ein Urfranzose sein. — So wird er in die Schweiz auswandern. Genf etwa wäre die richtige Stadt für ihn. — Ich bitte Sie, Zola und Genf! Zola und nicht Paris! Der kann nicht athmen ohne die Luft der Weltstadt. Der erstickt in der Bergluft! — Eigentlich ist es doch traurig, daſs ein Mensch nur so für nichts und wider nichts seine Existenz verpatzt! Eine so glänzende Existenz! — Für nichts und wider nichts? Auch gut. — Ich habe ebenfalls die Verurtheilung erwartet, denn man muſs nur die Franzosen kennen. Indes, ich — offen gesagt — hätte ihn freigesprochen. Er hat's in gutem Glauben gethan. — Und wer weiß, ob er nicht doch recht hat! Faul ist etwas bei der ganzen Dreyfusaffaire! Es kann noch eine ungeheure Schweinerei herauskommen! Wenn die Revision des Processes doch zustande kommt. — Und wenn sie zustande kommt, so ist das Zolas Verdienst, und er wird noch triumphieren! — Dem Himmel sei's gedankt, daſs es noch so Leute gibt, die Muth haben, für die Unschuld einzutreten. — Ja besonders, wenn man dafür so berühmt wird! —

Und das ist die öffentliche Meinung. — Hol's der Teufel!

Dann aber fragte ich mich: Nach diesen Zeitungen und nach diesen Redereien — kannst du dir ein Urtheil bilden? In Ermangelung anderer und besserer Quellen, kannst du behaupten eine Meinung, oder gar ein Urtheil über den Fall zu haben? Jeder und jede schrotet die Sache für sich aus, nach Gutdünken, Laune und Stimmung, nach Parteistandpunkten, oder um sich in ein juridisches oder philosophisches Licht zu stellen. Je mehr man darüber liest und hört, destoweniger weiß man, desto unklarer wird alles, und schließlich muſs man sich sagen, es ist Thorheit, Thorheit, nach solchen Quellen das Richtige erfahren zu wollen.

Und geht es am Ende nicht auch so in allen anderen Dingen, von denen man nur auf dem Wege der „öffentlichen Meinung" hört? Da hatte am Ende jener nicht ganz unrecht, der da sagte: Je mehr ich lese, desto dümmer werde ich. Je mehr ich höre, desto unklarer wird mir alles. — Es ist in der That etwas dran. Ein Bild, das man unbeeinfluſst sich selbst macht, mag unrichtig sein, aber es ist einheitlich, und in dieser Einheitlichkeit mehr wert, als ein sich widersprechendes, welches hie und da Körnchen von Wahrheit haben mag, nur weiß man nicht, wo diese Körnchen liegen. — Aber ist es dann wohl der Mühe wert,

auf solch wandelbare Nebelpanoramen so viel Zeit und Seele zu verwenden? — Sollte ich mir zur Stunde nicht gesagt haben: Lass es sein. Höre zu, wenn du nichts Besseres zu thun hast, aber thue nicht mit, öffentliche Meinung zu treiben. Hast du über etwas deine Ansicht, deine Überzeugung, so behalte sie für dich selber, schwätze nicht mit über Dinge, die du nicht klar sehen kannst, nicht gewiss weißt. Und merk' dir das. — Über Zolas Verurtheilung habe ich ja meine Gedanken. Doch was gehen meine Gedanken die Menge an, die sich ihren Bedarf an derlei selber deckt und zwar auf die flotteste Weise von der Welt! Wahr braucht es nicht zu sein, nur klingen muss es gut. —

Als mir in solchem Sinnen die Blätter aus der Hand gesunken waren, wendete sich eine Dame im Coupé zu mir und fragte: „Nun Herr Malser, Sie sind heute doch gar zu vertieft. Was ist denn Ihre Meinung?"

— Meine Meinung? Worüber?

„Über den Process Dreyfus-Zola!"

— Über den Process Dreyfus-Zola? Meine Meinung? — Ich habe keine.

Hans Malser.

Härte.

Von **Dr. Gustav Kleinert.**

„Lange Haare, kurze Gedanken" ist ein bekannter Ausspruch. Und zwar soll sich das nur auf die Frauen beziehen. Das hat natürlich ein Mann behauptet, der dem Ewig-Weiblichen etwas anhängen wollte, wahrscheinlich, weil er bei den Frauen nicht viel Glück hatte. Ebenso habe ich jene Schriftstellerinnen, die zu Helden ihrer Romane nur ganz wunderbar schöne und edle Frauen und aus den dazugehörigen Männern schlappe Waschlappen machen, in Verdacht, dass ihre eigenen körperlichen Vorzüge wenig Anziehungskraft für die Männer hatten. Denn es ist doch noch sehr die Frage, ob man bei den Frauen gerade von „kurzen Gedanken" sprechen kann; ich habe Ehemänner gekannt, die gelegentlich über die langen Gedanken ihrer Ehehälften des Langen und Breiten zu berichten wussten. Indessen in ihrer Allgemeinheit möchte ich die These „lange Haare, kurze Gedanken" fast gelten lassen, also auch auf die Herren der Schöpfung bezogen. Nun ist es ja wahr, dass man von Künstlerhaaren spricht; von jenen langen, zudringlichen Haaren, die in kürzester Zeit aus dem saubersten Rockkragen ein „Noli me tangere" machen, aber es gibt glücklicherweise auch ganz bedeutende Künstler, sogar Maler, die dieser Sitte zum Trotz das Haar

ganz geschoren tragen. Außerdem habe ich jene stattliche Reihe von Gelehrten auf meiner Seite, deren Haarwuchs sich mit der Zeit vollständig nach rückwärts concentriert hat, wodurch dann jene hohe, eindruckmachende Denkerstirn entsteht, die sich bis zum Wirbel erstreckt und auch dem Beschauer allerlei zu denken gibt. Jene mondscheinsüchtigen gelehrten Herren werden gegen die umgekehrte These: „Gar keine Haare, kolossale Gedanken“ wenig — es sei denn aus anrüchig-übertriebener Bescheidenheit — einzuwenden haben. Nun will ich jedoch den Satz „lange Haare, kurze Gedanken“ nicht für das Haupthaar, sondern nur für den Bart mir so ein klein wenig in Anspruch nehmen und komme daher mit den Künstlerhaaren gar nicht einmal in Conflict.

Man mag sich dagegen sträuben, wie man will, man mag mir übel angebrachte Subjectivität und bedenkliche Parteilichkeit vorwerfen, man mag anführen, dass doch die Menschen das Pulver erfunden und die Margarinbutter, dass sie also unbedingt höhere Wesen sein müssten, — der Bart ist und bleibt ein Rest, ein unabweisliches Andenken für und an unsere thierische Vergangenheit.

Wir finden uns ja mit diesem animalischen Vergissmeinnicht leidlich gut ab, wir sind stolz auf unseren Bart, wir pflegen ihn, wir bürsten ihn, wir streicheln ihn, lassen ihn uns sogar streicheln, wenn wir zufälligerweise — ich will jedoch niemand etwas Böses wünschen — verlobt sind; aber das ist alles nur so ein Selbstbetrug, wir machen eben nur gute Miene zum bösen Barte. Selbst die Vorliebe der Frauen für bärtige Männer und das unbarmherzige Naserümpfen derselben den bleichen Milchgesichtern gegenüber spricht auch nur dafür, dass der Bart ein thierisches Erbstück ist und zum Darwinismus gehört. Denn die Liebe, so ideal sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte auch gestaltet haben mag, so viele lyrische Gedichte und Lustspiele mit Doppelverlobung im letzten Act sie auch hervorgerufen haben mag, ist im letzten Grund ebenfalls zu den angenehm-animalischen Erinnerungen zu rechnen. Die Frauen haben keine Bärte und sind eigentlich schon aus diesem Grunde — man staune doch auch mal über meine Galanterie — zu den wirklich höheren Wesen zu rechnen, weshalb sie ja auch wohl in begnadet erleuchteten Augenblicken von den weit tiefer stehenden Männern Engel genannt werden. Und trotzdem zieht dieses Gegensätzliche, dies Ewig-Thierisch-Bärtliche — Beweis genug, wie confus es in der Welt zugeht — jene rosenwangigen, formenschönen Engel an. Sie schwärmen bei den Männern außer für den Kneifer, beziehungsweise das Monocle und die dazu gehörige anständige Nase, in erster Linie für hübsche „aufregende“ Bärte, das Charakteristisch-Männliche, ebenso wie wir in Sonderheit für das Charakteristisch-Weibliche schwärmen. Sie sagen uns das zwar nicht so offen hin, und wir sagen ihnen das auch nicht so direct in das hübsche Gesicht,

aber wir lassen es sie doch „durchfühlen". Das ist etwas indiscret; indessen wozu sind denn die kleinen Geheimnisse da, wenn man sie nicht ausplaudern soll.

Die Frauen haben in ihrem Naturell — von Charakter kann man bei ihnen eigentlich nicht reden, denn sie haben für jeden Tag der Woche einen besonderen Charakter, und den besten, wenn ihnen gerade ein neuer Hut bewilligt worden ist — einen entschieden souveränen, um nicht zu sagen despotischen Zug, sie lieben nämlich bei den Männern den beschränkten Unterthanenverstand; und wenn sie dann auch instinctiv einen üppigen — dieses Eigenschaftswort spielt bei allen Wechselbeziehungen zwischen „ihm" und „ihr" eine große Rolle — Voll- oder Schnurrbart oder auch beides zugleich lieben, so drängt uns dieser Umstand unwillkürlich zu dem Schluss, dass üppige Bärte das äußere Kennzeichen von beschränktem Unterthanenverstand sind. Schopenhauer braucht es uns wahrhaftig nicht naturpsychologisch bis zur Beschämung zu beweisen, dass die schönsten Frauen die thörichtsten Gemähler erküren, man kann es alle Tage erleben; so dass denkende Männer ordentlich einen Schrecken bekommen müssen, wenn sich eine schöne Frau für sie interessiert. Denn der Mann ist gerichtet.

Da man nun den Vogel an seinen Federn erkennt, so kann man auch mal den Versuch machen, die Männer nach ihren Bärten zu classificieren. Ich weiß nicht, wie es den Lesern damit geht, aber ich bin immer etwas vorsichtig — misstrauisch, wenn ich mit einem Manne zu thun habe, der augenscheinlich schon dreißig Jahre alt ist und dennoch keine Haare im Gesicht hat. Es ist doch kein Zufall, dass alle diese Leute, mögen ihre Gesichtszüge auch sonst noch so verschieden sein, etwas schlau Verschmitztes, Hinterlistiges haben. In der Regel ist es bei diesen mit ihrem Bartwuchs von Natur schon kümmerlich bestellt; aber auch diejenigen, welche dieses glatte Gesicht nur markieren, indem sie den Bart beseitigen, machen auf mich denselben fatalen Eindruck. Das sind die richtigen Intriguantengesichter, und kluge Frauen heiraten solche Leute auch nur, wenn sie durchaus keinen bärtigen bekommen können, denn die erste Violine werden sie bei dem ehelichen Concert sehr selten spielen. Es dürfte auch häufig kein Zufall sein, dass Priester und Schauspieler — die ja auch von Goethe in psychologische Beziehung gebracht werden — wenn sie nicht schon von Natur über ein bartloses Aushängeschild des Geistes verfügen, dasselbe wenigstens künstlich herzustellen suchen. Ich bezweifle, dass der katholische Clerus im Vollbarte die unbestreitbaren Erfolge in seinem Einfluss auf die gläubige Herde aufzuweisen hätte; mir hat wenigstens solch ein ultramontan rasiertes Gesicht immer unheimlich imponiert. Auch durch die Tonsur suchen sich die Geistlichen einen geistig überlegenen Anstrich zu geben. Solch eine breite Oberlippe, die für den

harmlosesten Bart Raum genug bietet, in ihrer herausfordernden Nacktheit gewährt dem Besitzer ein gewisses fatates Übergewicht über seine schmallippigen schnurrbärtigen Zeitgenossen. Es mag dies nur eine Täuschung sein, an welcher die letzteren selber schuld sind; indessen mundus vult decipi, das ist ein Sätzchen, welches auch noch nach hunderttausend Jahren seine volle Geltung behält.

Einen ähnlichen Eindruck wie das glattrasierte Gesicht machen die Gesichter mit dem kurzen Backenbartansatz, der von den Ohren bis zum ersten Drittel der Wangen reicht. Er gibt der Physiognomie außer den eben angeführten Eigenschaften noch einen Stich ins Philiströs-Habsüchtige. Er wird mit Vorliebe von den Engländern getragen und auch wohl zuweilen von Deutschen, die sich einige Zeit in England aufgehalten haben.

Der Backenbartansatz in seiner Vollendung ist unter dem Namen Cotelette bekannt. Diese Bartform gibt dem Gesicht einen Schein von Gutmüthigkeit und macht das Verschlagene, das durch den Bartansatz hevorgerufen wird, vergessen, aber es sind doch häufig eigenartige, zur Verstellung geneigte Menschen, die diese Bartform lieben. Und Leuten, die eine lange Nase und kurze Stirn haben, möchte ich dieselbe nicht anempfehlen. Ich muss jedoch hier ein- für allemal betonen, dass ich nur den Eindruck zu schildern versuche, den die verschiedenen Bartformen auf mich gemacht haben und den ich sehr häufig bestätigt fand. Selbstverständlich können unter den Vertretern sämmtlicher Bartformen die ehrenwertesten und tüchtigsten Leute sein; indessen wir leben nun einmal in dieser Welt des Scheins, und darum ist der Eindruck dieses Scheins nicht gleichgiltig.

An das Cotelette schließt sich der sogenannte Rahmenbart an, der in schmalem Streifen von einem Ohr zum andern geht uud auch am Kinn nicht breiter ist als auf den Backen. Es ist die thörichteste Bartform, die man sich denken kann. Sie würde selbst dem hübschesten und intelligentesten Gesicht etwas Albernes verleihen, und trotzdem gibt es Leute genug, die diese Bartform bevorzugen. Ein Schauspieler, der einen thörichten Patron darzustellen hat, braucht nur diese Bartform zu wählen, und er wird seine Absicht nicht verfehlen.

Der Rahmenbart in seiner Vollendung und allseitigen Entwickelung wird zum Vollbart. Derselbe wird aber fast nie ohne Schnurrbart getragen, weil die ganze Physiognomie dadurch etwas Unfertiges, Verlegenes bekommt. Der Besitzer könnte auch gerade so gut ohne Kopfbedeckung oder ohne Shlips auf der Straße herumlaufen.

Der Vollbart mit zugehörigem Schnurrbart. Er ist der Stolz des Mannes, zuweilen sogar sein einziger Frauen können sich allein schon in einen solchen Vollbart verlieben. Er verleiht dem Gesichte etwas Würdiges,

Selbstbewusstes, Reifes; geistreiche Männer tragen indessen selten Vollbärte. Die Besitzer derselben haben von dem Eindruck, den sie dadurch machen, häufig eine übertriebene Vorstellung. Es liegt so etwas Fertiges in ihrer Physiognomie, als wenn sie von niemandem mehr etwas lernen könnten, als wenn sie mit ihrer Bildung längst abgeschlossen hätten. Sie erlauben sich, gestützt auf den überlegenen Eindruck, den sie zu machen glauben, über alles ein voreilig sicheres Urtheil, und werden moquant, wenn sie auf Widerspruch stoßen. Sie sind alle sehr eitel und davon überzeugt, in ihrem Vollbart das sicherste Mittel zu besitzen, den Frauen gefährlich zu werden. Geriebene Gauner tragen ebensowenig Vollbärte, wie Duckmäuser und Leisetreter. Die letzte Handlung des Vollbartmannes, wenn er im Sterben liegt, besteht darin, noch einmal mit einem tiefen Seufzer seinen Talisman zu streicheln.

Der Vollbart mit ausrasiertem Kinn. Er gibt dem Gesichte das Gepräge von Wohlhabenheit und Vornehmheit. Wird daher mit Vorliebe von Commerzienräthen, solchen, die es werden wollen, und von Beamten getragen. Er erweckt den Eindruck der Strenge und des Pflichtgefühls, läſst aber doch etwas Gutmüthiges dabei erscheinen. Ich bin davon überzeugt, dass von allen Bartträgern der Mann mit dem ausrasierten Vollbart von seinen Nebenmenschen am leichtesten Geld geborgt bekommt. Er ist bei der heiratslustigen Jugend als Schwiegervater sehr beliebt, heiratet auch selbst meistens zum zweitenmale, wenn ihm seine erste unvergessliche Gattin durch den Tod entrissen wird.

Der Knebel- oder Philisterbart. Es ist dies der bis zum Kinn abrasierte Vollbart, wodurch die Wangen ein dunkelblaues, wetterfestes Aussehen bekommen, und wird so lange mit der Hand nach unten gezogen, bis er sich dazu bequemt, straff vertical herunter zu hängen. Ich habe ihn außer bei gutsituierten Handwerkern und kleinen rührigen Fabrikanten mit Vorliebe von Elementarlehrern tragen sehen, die nicht nur das Mittelschul-, sondern auch das Rectorenexamen gemacht haben. Es gibt dem Gesicht etwas Rechthaberisch-Vorwitziges, und schlanke, sinnige, träumerische Mädchen schwärmen nicht dafür. Aus der durch einen solchen Bart beeinflussten Gesichtsbildung liest man gern die Devise „Ehrlich währt am längsten" heraus, man kann aber auch den Kürzeren dabei ziehen. Es sind meist Streber, die bei der Wahl ihrer Mittel zum Zweck nicht sonderlich scrupulös sind, dabei aber meistens unter dem Pantoffel stehen, wenn sie verheiratet sind.

Der sogenannte Henri quatre ist zwar eine Art Miniaturausgabe des Knebelbartes, gibt aber der Physiognomie einen ganz anderen Charakter. Er wird in Verbindung mit dem Schnurrbart durch sorgsame Cultivirung der „Fliege", einer in der Mitte des Kinns befindlichen Haaroase, gebildet. Er drückt gewissermaßen der ganzen äußeren Erscheinung den

Stempel des Galant-Leichtlebigen auf, was ja vielen Frauen an den Männern gefällt, wenn sie auch zuweilen böse Erfahrungen dabei machen. „Doch wer kühn ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort", das scheint der Grundsatz der Henriquatre-Männer zu sein. Ein freundliches, zuvorkommendes, ein sogenanntes einnehmendes Wesen, hinter dem aber der Schalk lauert, das ist der erste Eindruck, den ein Mann mit dieser Barttracht hervorruft, also doch auch wohl hervorrufen will. Es ist daher also auch nicht zu verwundern, dass er mit Vorliebe von den Franzosen getragen wird.

Und so kommen wir denn auch endlich zum Schnurrbart. Er macht von allen Bärten im allgemeinen den meist sympathischen Eindruck; jedenfalls ist die Zahl der Pfleger und auch der Verehrer, beziehungsweise Verehrerinnen die größte. Er verleiht der Physiognomie entschieden etwas Flottes, Chevalereskes, Feuriges, Intelligentes und verschönt daher in der That das Gesicht, so lange er in seiner einfach natürlichen Form getragen und nicht an ihm herumgekünstelt wird. Er gibt wie die Augenbrauen dem Gesicht die Schattierung und nimmt demselben das Unheimlich-Monotone, das jedes bartlose Gesicht in gewissem Grade hat. Der Schnurrbart kann manche Unvollkommenheiten des Antlitzes vertuschen und verdecken, ohne dabei doch wie beim Vollbart den ganzen unteren Theil des Gesichtes und besonders die Formen des Kinns zu verhüllen. Manche zu dicke, oder nicht besonders edelgeformte Oberlippe — ein Deficit, das sehr viele sonst ganz hübsche Männer haben — wird durch den Schnurrbart der Kritik entzogen, manche nicht gerade griechisch geschnittene Nase muss der desto classischere Schnurrbart wieder herausreißen. Denn während man diesen bewundert, entwischt jene glücklich einer strengeren Prüfung, sowie ja auch die Frauen zuweilen nur deshalb funkelnde Diamanten tragen sollen — man hat mir das wenigstens versichert, ich glaube es aber doch nicht — um das Auge des Beschauers von irgend einem körperlichen Mangel abzulenken. Jedenfalls aber erscheint durch den Schnurrbart mancher etwas zu große Mund normaler und mancher Durchschnittsmund bedeutend verführerischer. Aber, wie gesagt, er muss in seiner natürlichen urwüchsigen Gestalt die Oberlippe zieren und soll weder zu spärlich noch zu wüst sein. Dem letzteren kann man ja leicht mit der Scheere beikommen, und manchem Inhaber eines riesig-unschönen Schnurrbartes wäre im eigensten Interesse eine kleine Beschneidung sehr zu empfehlen; ob man aber auch der Spärlichkeit des Schnurrbartes beikommen kann, nachdem die Natur und die Zeit sich dagegen als ohnmächtig erwiesen, darüber werden sich wohl nur die Erfinder von Barterzeugungsmitteln einig sein, oder auch diese noch nicht einmal, indem ja stets jeder das seinige für das allein wirksame preist. So ein dürftig winziger Schnurrbart macht allerdings eine entsprechend

schwache Wirkung, aber er scheint doch den meisten noch immer „opportuner“ zu sein, als gar keiner; indessen die Sorte von Schnurrbärten, die hinter den Ohren getragen werden kann, verfehlt auf vernünftige Menschen und feinfühlige Frauen ebenfalls ihre Wirkung. Dasselbe gilt von allen Künsteleien, wie dem affectierten Gedrehtsein nach oben oder unten oder in die die öffentliche Sicherheit gefährdenden Spitzen. So hübsch der Schnurrbart in seiner natürlichen Gestalt — die nöthige Pflege ist dabei keineswegs ausgeschlossen — aussieht, so wird andererseits diese „Zierde des Mannes“ durch jene die Lächerlichkeit herausfordernde Dreherei und Wichserei ein Gegenstand spöttischer Kritik, die sogar bei zart-ästhetisch veranlagten jungen Damen eine aufkeimende Liebe ersticken kann. Die Lächerlichkeit wirkt zwar bei uns immer noch nicht so vernichtend, wie sie das eigentlich sollte, aber sie ist doch bereits eine Macht, die nicht mit sich spassen läſst. Und zu diesen Lächerlichkeiten gehört auch das ewige nervöse Ziehen, Streicheln und Drehen des Bartes. Es ist ganz sonderbar, wenn jemand eine lange Nase hat, so läſst er hübsch die Finger davon und zieht sie nicht noch mehr in die Länge, aber bei dem Barte ist man hierüber ganz anderer Ansicht, obwohl es eigentlich ebenso abgeschmackt ist, fortwährend an dem Barte wie an der Nase herumzuzerren. Wer also einen hübschen Schnurrbart sein eigen nennt — und wer hätte den wohl nicht in seinen Augen — der verderbe den vortheilhaften Eindruck, den er dadurch zweifellos auf seine Zeitgenossen, besonders aber die weiblichen, macht, nicht durch solche fatale Angewohnheiten. „Tägliche Rundschau.“

Wahret die deutschen Ortsnamen!

Von **J. K. Tecker.**

So im Vorbeifahren um den Dolomitstock der drei Zinnen erinnert der Heimgärtner, es war im Januar-Heft seines Blattes, an den ehrlich deutschen Namen des Misurina-Sees. Der würde von rechtswegen im Munde der Deutschen Mosrain-See heiſsen, wenn eben nicht unsere engeren, weiteren und weitesten Landsleute, sobald sie ein Bildunglein dritter Güte erbuchstabiert haben, dies durch fleiſsige Verwelschung aller denkbaren Bezeichnungen erreichen wollten. Da drinnen im Dolomitengebiet, an der Grenzscheide zwischen den deutschen Pusterer und italienischen Furlaner Alpenorten geht es damit besonders bös her. Dort ist einer der classischen Punkte, wo sich diese deutsche Gewohnheitssünde in ihren lustigsten und ärgerlichsten Spielarten beobachten läſst. Dort, auf der

Haid, haben die „gebildeten“ Sommerfrischler und Bergläufer aus den deutschen Landen die Orts-, Flur- und Bergnamen, die Landkarten der Touristen und deren Wegweisbüchlein verwelscht, die Kellnerinnen, Hausknechte, Stellwagenkutscher und Bergführer zum Welschheucheln genothzüchtigt. Vor vier, vor drei Jahrzehnten noch, bevor das Ampezzo völlig „entdeckt“ und „erschlossen“ worden, war alles, was diesseits der Wasserscheide zwischen dem Rienz- und Boito-Quellgespreng liegt, echt deutsch, geradeso wie derzeit noch — im Winter, wenn dort die wurzelständigen Leut unter sich sind.

Wenigstens verhielt es sich so vor fünfzehn Jahren, wie ich damals selbst mit freudig verwunderlichem Staunen erfahren habe. Es war ein sonnenklarer Jänner-Sonntag, der letzte in diesem Monat des Jahres 1883; als ich von der Mühlbacher Klause herauf ins Hochpusterthal fuhr, glitzerten die bereiften Wälder an den Thalhängen, glänzten die schneebedekten Almfelder zwischen den Felszacken der Dolomiten so anlobend, dass ich in Welsberg beim kurzen Anhalt Pelz und Rucksack aus dem Coupé hinauswarf und ihnen nachsprang. Den wahren Feiertag musste ich mir breitschlagen!

Beim „Lamm“ gab's ein gut tirolisch Fastnachtessen, das meine innere Verfassung wieder ins Gleichmaß rückte, die vom gestrigen sybaritisch üppigen Festmahl in Bozen und der darauf folgenden Weinkosterei mit gut dritthalb Dutzend Tisch- und Kneipreden sich etwas windschief verspürt hatte. Ob ich einen Schwarzen nach dem Essen und einen Rennschlitten mit einem flinken Bergrössel zur Fahrt ins Ampezzo haben könnte, fragte ich den Hausherrn. Einen Schwarzen ohne Feigenkaffee alsogleich, replicierte anstatt des Gemahls die resolute Lammwirtin, aber mit dem Rössel werde es sich schwer machen lassen; das Heu- und Holzführen die ganze Woche — seine Sonntagrast müsse der Christmensch auch dem lebenden Vieh gönnen. Bejahend nickte hiezu der stattliche Wirt und lüftete hiebei — gegen fremde Herrische muss man höflich sein auch zur Winterszeit — sein grünsammt'nes Käppchen. Wartet, euch krieg ich schon dran, bevor sich der siedheiße Kaffeetrunk kühl gestanden, dachte ich mir und hub an zu fragen, wie das „Lamm“ sich wieder aus der bösen Überschwemmung vom letzten Spätsommer herausgewutzelt habe so nett und sauber, wie man jetzt sehen könne. Das sei wolltern schief gewesen dazumale wie ich, gleich nachdem die ersten Hochwasser wieder abgeronnen waren, mit dem Beamten aus Bruneck, der Frau und Kinder auf dem Niederdorfer Bahnhof in der Frische gehabt, auf dem angeschwemmten Schlamm und Schutt in der Stube herumgekrochen sei, in der ich jetzt so gemüthlich auf den Ofenbank hocke.

Da rückwärts ober der Thür ins Nebenstübel sei das wüste Zuig so hoch gelagert gewesen, dass ich mich kaum auf dem Bauch liegend

durchzwingen konnte, und in den Säcken meiner Joppe am Decken-Getäfel mir ein Loch gerissen habe.

Und wo die Frau Wirtin die eingemachten Bohnen, die ich bekommen, wohl her hätte; ihr Krautgartel sei ja von den Giess lei völlig weggerissen worden.

Ich bekam mein Rössel, und ein gut ausgerastetes auch noch; dazu ein Prachtexemplar von einem Kutscher. Den hatte die Halbe Wein, die ich ihm vor der Fahrt auf den grimmig kalten Weg hinaus — der Thermometer zeigte zehn Grad unter Null — als Wärmetrunk hatte geben lassen, sehr gesprächig und mittheilsam gemacht. Schon bei der ersten Spende einer Cuba zu fünf gieng's über das sommerliche Touristenvolk los mit Glimpf und mit Schimpf, so dass ich an manches deiner Sprüchlein, lieber Freund Heimgärtner, denken musste. Wie wir die beschneite Eisfläche des Toblachersees in seiner frostreif übersponnenen Lärchenumrahmung zur Rechten hatten, entwickelte sich der Lotter als scharfer Deutschnationaler von der kecken Tonart. „Das Rössel lauft selber seinen richtigen Trab; so ein Vieh, das ans Heuschlitteln von den Almen herab gewöhnt ist, braucht auf gutem Weg kein Leitseil. Jetzt können wir plauschen, Herr", und dabei drehte er sich vom Bock her zu mir um und hub, bald laut fluchend, bald in geheimnisvoll gedämpfter Stimme, zu zettern an: „Eine Schand und ein Spott ist's, was die fremden Leut aus Wien und aus Preußen und weiß der liebe Gott, von wo überall her, aus unserem Winkel da machen. Mein Lebtag hat's auf der Haid g'heißen, wo wir hineinfahren; aber na, heutzutag ist das nit herrisch, nit vornehm genug, Ampezzo tituliert man's jetzt. Alleweil haben unsere Nachbarn ihre Küh auf die Toblacher Alm 'trieben; Monte Piano heißen sie's jetzt, und aus dem Höhlenstein habens gar ein Höllenstein gemacht, und vornehm heißen sie's Landro, grad auf Wellisch. Ein bissel wellisch versteht unser einer hier zu Land auch und in der Sprach nennen's die Höhle seitwars vom Bauer'schen Wirtshaus freilich Landro, wie jede Höhlen."

Ich musste dem Kutscher-Philologen recht geben. L'andro ist die maulfaul venetianische Form des italienischen l'antro, die Höhle. „Na, die Höhlen werd' ich ihnen weisen, wenn wir hinkommen; a Höllen ist, ins drei Tuifels Namen, dort schon gar nicht. Schön ist's dort, wie im Vorhimmel, wenn Sanct Petrus das Thor ein bissel aufmacht."

Damit hatte der Kutscher recht. Das Thal weitete sich, die drei Zinnen und die Bergkolosse in dem Halbrund um den Dürrensee kamen in Sicht. Ich habe sie früher und später öfter in ihrer Sommerpracht, wenn die Sonne hoch im Zenith stand und wenn sie im Untergehen die Dolomitzacken und Wände mit rothem Glast überglühte, in erschauernder Bewunderung angestaunt. So herrlich, wie damals, am eisig kalten

Winternachmittage, habe ich sie aber niemals gesehen, weder vorher und noch nachher. Das Thal und der Unterbau der Bergmassive lag bereits im blaulichen Schatten und da herunten war völlige Windstille. Oben aber, auf den sonnbeschienenen Höhen, raste ein Wirbelsturm und wildes Schneetreiben. Im Mittelpunkt dieses hochalpinen Cyclons standen die drei Zinnen. Bald waren sie alle drei, bald eine oder zwei derselben in eine Riesenwolke von Schneestaub eingehüllt; dann trat wieder plötzliche Stille ein; die Schneestaubnebel senkten sich, und die Zinnen hoben sich mit ihren scharfen Umrissen klar und wundervoll rein vom blauen Himmel ab. Nach ein paar Minuten wurde es wieder lebendig da oben. Zuerst hub das Schneetreiben in den tiefen Felsrunsen an, und in den sogenannten Kaminen. Leichte Schneewolken, wie Lämmerwölklein, stiegen da aufwärts zu den Spitzen, und auf einmal fasste sie die Windsbraut, zerzupfte sie, holte sich von der Südseite her ihren wallenden Mantel und führte in demselben einen berückenden Schleiertanz rings um die Zinnen auf. Das alles beleuchtete und durchleuchtete die untergehende Sonne mit ihrem winterlichen Alpenglühen. Hielt die Windsbraut, um Athem zu schöpfen, Rast, so erblühten die Dolomit-Schroffen dunkel rosig, satt in der Farbe, wie das vielberühmte, viel besungene Rosengärtlein König Laurins am Schlern bei Bozen. Flogen und flatterten aber die Schneeschleier wieder auf, dann ergaben sich alle denkbaren Abtönungen vom hellsten, kaum röthlich überhauchten jungfräulichen Farbenduft einer eben aufknospenden Malmaison-Rose mit den zahllosen Übergängen bis zum vollsatten Rosa der Bauern-Centifolie. Und all diese Spielarten hatten eine metallische Lasur, wie die Knospe einer Safrano-Rose, fast wie die Flügel eines Blasengels in einer alten Tiroler Dorfkirche, dem der Barockmeister die Federn zuerst vergoldet und dann mit einer Karminlack-Lasur belebt hat.

„Herr, wenn's die Höhlensteiner Höhlen noch sehen wollen, vor's ganz dunkelt, so kommens. . . . Da drunten an der Felswand sehen Sie das großmächtige schwarze Loch. Der Ruß an der Dekn kommt vom Polentakochen her, das die wellischen Straßenarbeiter drin in der Höhle treiben; alles verschmutzen die Höllsakra — jo sölle woll." Ein Stichwort vom Kutscher; ich folgte ihm in die gehörig überheizte Schwemm des trefflichen Touristenhotels, wo man einen Guten schenkte; der karfunkelte im Glas und wärmte bis in die beim Schneesturmkneipen vereisten Fußspitzen. Des Rössellenkers kleiner Cumpanei am andern Tisch hatte er die Zungen gelöst; laut gieng es her und lustig, den Gesprächsstoff bildeten wieder die Sommertouristen und deren Welscherei. Da hörte ich noch manchen Bergnamen auf deutsch, den die Karten italienisch aufweisen. Leider durfte ich mir keine Notizen aufschreiben, wollte ich die Leutlein nicht kopfscheu machen. Das große Wort führte ein junger

Bergführer, ein hochgewachsener, tannenschlanker Bursche mit kleinem Schnurrbärtlein im bildsauberen, fast mädelhaften zarten Gesicht, aber mit funkelnden Augen und dem ruhig verwegenen Gehaben des anerkannten Hagmaiers, des Preisringers; ein ländlicher Herzenbrecher. Der erzählte gut und saftig, wie die „Gnädigen", die er auf die Berge hinaufschleppen müsse, nun einmal welsch mit ihm reden wollen und glauben, oder sich stellen, zu glauben, dass er seiner Mutter ehrlich Deutsch nicht verstehe. Er könne allerdings zur Noth italienisch, wie ja alle Nachbarn daherum an der Grenz', und da gehe er auf die Einbildung der Fremden ein, weil das viel mehr Trinkgeld trage, wenn er ihr Krautwelsch sich richtig ausdeute. Das aber sei gar nicht so schwer, da die Fräuleins, ehe sie an ihn mit ihren welschen Brocken herankommen, früher auf deutsch unter sich rathschlagen, wie das sprachliche Wagnis zu bestehen wäre. Auch mache seine Verstellung ins Wällische ihm mitunter großen Spass. Weil die Fräuleins glauben, er verstehe ihr berlinerisch Buchdeutsch schon gar nicht, redeten sie in seiner Gegenwart als „Mädchen unter sich" sehr ungeniert, auch über ihn und oft so, dass er „roth werden müsse." — „Geh, luig nit, du und roth werden!" ertönte der Kellnerin Zwischenruf vom Schenkschranken her. — Darauf gab der Führer eine Geschichte zum Besten, wie sie der geehrte Leser in Boccaccios Decamerone nachsehen kann in der Novelle vom schönen Gärtnerburschen im Nonnenkloster, der sich so lange taubstumm gestellt, bis zu vielseitige Anfechtung ihn brach gelegt.

Was ich im Schlitten und in der Höhlensteiner Schwemm gehört, habe ich etliche Jahre später bestätigt gefunden. Ich hielt mich ein Paar Tage in Toblach auf und pflegte im Hotel Ampezzo zu frühstücken, an dem Tischlein vor dem damals noch bescheidenen Haus, bei der Anspann, von wo der Stellwagen nach Cortina abfährt, und zur Zeit, wenn die Fahrgäste sich einstellten. Kam ein solcher in Sicht, krautwelschten Hausknecht, Kutscher und Kellnerin; der Passagier suchte sich italienisch, oft mit Hilfe eines Taschenwörterbüchleins, zu verständigen und es gieng ganz prächtig. Im Nothfalle ließen Hausknecht oder Kellnerin sich zu deutsch radebrechen herbei und das klang gottserbärmlich gezwungen. Waren die drei unter sich — ich ward als neutraler Landsmann angesehen — redeten sie ihr angeboren pusterisch. Auf eine inquisitorische Anfrage wegen solch frevlerischer Sprachenmengerei belehrte mich die Kellnerin: „Die deutschen Herrschaften sind das Trinkgeldgeben nicht gewohnt und überhaupt sparsam mit den Gröscheln. Könnens da, am Eingang zum Ampezzo, zum erstenmal ihr bissel Italienisch anbringen, so g'freut sie das unbändig und in der Freud lassens a Zwanzigerl springen." — Ich konnte im Grunde meines Herzens den hartlebenden Leuten ihre Art, das klein bisschen Sommererwerb zu mehren, nicht

allzu sehr verübeln, wohl aber den deutschen Schwestern und Brüdern aus dem Reich und vom Donauthal her ihren Fehl an einem richtigen Stammesbewusstsein in solchen kleinen Dingen. Diese lässt sich wohl auf eine avitische Erbsünde zurückführen, auf jene Gattung Bildungsprotzerei, die ein seit Jahrhunderten einseitig philologischer Erziehungsdrill der deutschen Nation eingeimpft hat. — Man kann davon haarsträubende Exempel erleben, auch hoch oben, nicht bloß tiefer herunten.

Vor anderthalb Jahren fuhr ich wieder einmal über den Bodensee. Wir kamen vor Langenargen am Schloss Montfort vorbei, wo dessen Herrin, die Prinzessin Louise von Preußen, einstieg. Von Damen des Gefolges und Lakaien hörte ich das Wort Montfort mit tadellos französischem Nasallaut aussprechen; einige Herren auf dem Vorderdeck, die sich gegenseitig Herr Doctor und Herr Professor und Herr Justizrath antitulierten, bemühten sich, ihrer schwerfälligen oberschwäbischen Zunge den besagten Nasenlaut anzuzwängen. Ich fragte unverfroren, weshalb sie französisch machten, sechsundzwanzig Jahre nach Sedan, was nahezu durch ein Jahrtausend mit deutscher Betonung ausgesprochen worden. Das von der Prinzessin aus dem deutschen Kaiserhause restaurierte Schlösschen Montfort sei der letzte Ansitz eines im Mittelalter um den Bodensee herum reich begüterten, allerdings aus dem romanischen Rhätien stammenden, aber deutschen Grafengeschlechtes gewesen. Wenn die Herren als Schwaben dafür kein historisch Verständnis hätten, so müssten sie als akademisch gebildete und graduierte Deutsche doch sich des Minnesängers Hugo von Montfort, der da drüben auf Hochbregenz gesessen, von der Schule und von der Lectüre des „poetischen Hausschatzes" her erinnern, Hugos, des so fruchtbaren mittelhochdeutschen Lyrikers und Epikers. Ich musste die belehrende Einwendung hören, auf Montfort werde jetzt das zweite t fallen gelassen und das ont gequetscht. — Und doch weht über des Schlössleins Zinnen die Flagge des deutschen Kaiserhauses!! —

Ganz Unglaubliches wurde von den officiellen Landkarten- und Catastermachern in Entstellung oder Verballhornung von Berg-, Orts-, Bach- und Flurbenennung verbrochen. Die Landkarten-Männer giengen wenigstens ehrlich vor und irrten im guten Glauben, wenn sie die Bezeichnungen ungenau in ihre Mappe eintrugen. Sie verstanden, als Landfremde, Dialect und Aussprache der Ortseingesessenen nicht, bei denen sie Auskunft holen mussten; da wird auch neuestens das meiste richtiggestellt. Unglaubliches ist aber in den Catastern bei deren Anlage im vorigen Jahrhundert verbrochen worden. Diese halbgebildeten Amtsschreiber ritt der Talmi-Bildungsteufel wie ein Alp. Nur zwei mir persönlich nächstliegende Beispiele: mein Baumgarten in Altenberg liegt „am Köppring", wie alle Nachbarn von uraltersher die Örtlichkeit bezeichnen; im Catasterbuch, auf der amtlichen Catastermappe, ist sie als Koppreut

bezeichnet. Es erschien wohl dem Judenauer Pflegamtsschreiber, der bei der Catastervorlage die Feder führte, das „reut" vornehmer! Für den geschichtlichen Quellenforscher, dem Flurnamen einen Weiser betreffend der ersten deutschen Ansiedlungen in einer Gegend geben, ist es ein ganz verschieden Ding, ob ein Name in Reut, Reute, Ing, Ingen, Beuren, Buren oder Wil, Wilen auslautet! Der Schreibersknecht hat die geschichtliche Spur zertreten; das Gleiche geschah mit dem Kraienbühel, einem stattlichen Vorberge, an dessen Fuß meines Vaters Haus im Bregenzerwald stand. Auf dieser Höhe hat man einen weiten Auslug ins Land über ein halbes Dutzend Thäler hinweg bis zum Pfänder. Deshalb stand da oben auch vordem ein Kraifeuer; wenn das Kraifeuer auf dem Pfänder, dem Rigi des Bodenseelandes, auflohte, flammte auch das auf dem Kraienberg empor und gab den wehrhaften Mannen im hintern Walde das Nothzeichen, dass der Feind im Anzuge und sie allesammt zum Waffenplatz rennen müssen. Das Feuer kraite, es schrie den Weckruf; im Oberallemannischen krait der Hahn, er kräht nicht. Aus dem Kraienberg haben die Schreibersleut' einen Krähenberg geballhornt; auf dem Amt und in der Schule wird der Berg und die Häuserrotte hinter seiner Einsattlung seit siebzig Jahren Krähenberg geschrieben und die Kraienberger glauben bald selbst, die schwarzen Vögel wären ihre Göd.

Mit soartigem Verwischen geschichtlicher Spuren und Erinnerungen wird dem Volke eine von wenigen vollwertig abgeschätzte Schädigung angethan. Dadurch ertödtet man das Bewusstsein volksthümlicher Wurzelständigkeit, aus der ein kräftig gesunder Localpatriotismus im engeren und engsten Kreise erwächst; ein Localpatriotismus, aus dem in seinen weiteren, vielartigen Entwicklungsstadien ein selbstbewusst stolzes Nationalgefühl gerade nicht den schlechtesten Theil seiner treibenden Nährsäfte zieht. Es wäre endlich hoch an der Zeit, wieder, was unwissentlicher Irrthum und verzopfter Aberwitz früherer Geschlechter da verdorben haben, gutzumachen und die verschütteten geschichtlichen Spuren in Orts-, Berg-, Bach- und vor allem in den Flurnamen wieder aufzudecken. Vieles könnten hiebei die Touristenvereine helfen; das meiste heimatlich gesinnte Leute in den Dorfgemeinden, wo es noch leicht ist, die alten Flurnamen wieder richtigzustellen, wenn auch nicht im eisernen Cataster, doch auf einer der im Gemeindeamte aufbewahrten Catasterkarten.

Wiederholt habe ich diesen Gedanken „anzuregen" versucht, aber der Zeitungsmann muss nicht bloß das Richtige in richtigen Worten sagen, sondern auch zur rechten Zeit. Eine verfrühte Standrede verhallt wenig beachtet; vielleicht ist jetzt eben der richtige Zeitpunkt, unser Volk ist wieder wach geworden, es rührt und regt sich aller Orten zur Wahrung des altes Besitzstandes und der alten Rechte. Von den Feinden lernen wir, wie wichtig für die Wahrung des Volksthums die Vertheidigung

auch der kleinsten Stellungen ist; bei ihnen sehen wir, welchen Wert sie auf Orts-, auf Straßen- und Flurnamen legen, während wir bislang solch altererbtes Gut fahrlässig haben verbummeln lassen, es als nichtig erachtend. Vielleicht ist darum eben jetzt der richtige Zeitpunkt für diesen Mahnruf. Wenn noch nicht, nun — ein halbes Jahrhundert lang habe ich gelernt, dass man etwas auch zwei- und dreimal wiederholen muss, ehe es ins Gehör dringt!

Almsagen und Almmärchen
aus dem bayrischen und steierischen Hochland.

Mitgetheilt von **Alfred Hofmann.**

(Schluss).

16. Das Schneereutern auf der Alm.

Eine heiratslustige Sennerin, die während der Winterszeit im Hause ihres Dienstherrn zugleich die Stelle einer Magd versah, reutete (siebte) in der Faschingszeit auf der Tenne die ausgedroschenen Körner. „Reutere nur zu", sprach der Knecht zu ihr, deshalb bekommst du in diesem Fasching doch keinen Mann!" Gereizt entgegnete die Dirne: „Wenn ich bis zum letzten Faschingstage keinen Mann habe, so soll mich der Teufel auf die Alm hinauf zum Schneereutern holen." Aschermittwoch kam, allein für die Maid hatte sich kein Mann gefunden.

Als man sie am Morgen dieses Tages suchte, war sie nicht zu finden. Die Unglückselige muss nun auf der Alm den Schnee reutern. Den Mägden aber, denen am Ende des Faschings noch kein Mann beschert ist, droht man scherzweise, dass sie für die Alm bestimmt seien — um dort Schnee zu reutern.

17. Der Sprung der Sennerin.

Einst verfolgte ein zügelloser Ritter zu Ross eine schöne Sennerin, um sie zu seinem Willen zu zwingen. Die Dirne entfloh, der Verfolger sprengte hinter ihr d'rein und kam ihr immer näher, als sie sich mit einemmale an einem furchtbar tiefen Abgrund und ohne weiteren rettenden Ausweg sah. Vor ihr drohte gewisser Tod, hinter ihr gewisse Schande, und entschlossen wählte sie den ersten, indem sie ihre Seele Gott und seinen Engeln befahl. Sie sprang hinab, im Augenblick, als schon der Verfolger die bübische Hand nach seiner Beute ausstreckte. Als er sah, dass sie seinen Augen entschwand, spornte er wild sein sich entsetzt bäumendes Ross und sprengte ihr nach. Zerschmettert sammt seinem Ross

hauchte er in der Tiefe die Seele aus; aber über dem Mädchen hatten schirmende Engel die rettenden Hände gehalten, sie war unverletzt und sanft niedergeschwebt und kniete zitternd und dem Himmel für ihre Rettung dankend im Grunde.

18. Der Schatzthaler.

Am **Untersberge** sichelte einst eine junge Sennerin Gras für ihre Herde. Die Dirne hatte viel gehört von Kaiser Karl dem Großen, wie er im Untersberge verzaubert sitze, und gedachte bei sich, dass sie ihn wohl einmal sehen möchte, sang deshalb ein lustiges Almliedl und schloss mit einem fröhlichen Jauchzer. Mit einemmale rauschte es nahe in den Tischen, und über einer Felsklippe ward ein ehrwürdiges Greisenhaupt sichtbar, das rief mit milder Stimme: „Mädchen, sprich, wem hat dein Lied gegolten?“ Und die Dirne besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Das hat Kaiser Karl gegolten.“ — „So komme mit mir, dass er dir auch lohne,“ sprach die Gestalt, und das Mädchen folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Es gieng viele Stufen abwärts, bis an eine metallene Thür, die mit hellem Krachen aufsprang, da sah nun die Dirne eine große mächtige Halle voller Gold, Edelstein, Wehr und Waffen, und des Kaisers Tochter, sowie eine Schar stattlich gerüsteter Ritter und Damen in Prunkgewändern, die sich alle tief vor ihrem Führer neigten, da merkte das Mädchen, dass der alte Kaiser selbst ihr Führer gewesen war, und erschrak. Doch der Kaiser und seine Tochter sprachen ihr Muth ein, und der Herrscher sagte zu seinem Hofstaate: „Dieses Mägdlein hat uns geehrt.“ Darauf zeigte er ihr alle Pracht der Halle und fragte sie: „Welchen Lohn begehrst du, mein Kind?“ Die Dirne erwiderte treuherzig: „Keinen!“ Da langte der Kaiser eine Münze aus einer Truhe und reichte dieses Geldstück dem Mädchen dar mit den Worten: „Nimm das und gehe; sage auch droben, dass, wenn die Zeit sich erfüllet hat, der Herr uns lösen wird aus diesem Bann, dann soll das Deutsche Reich frei und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöst werden.“ Die Dirne kam hinauf, und der Berg that sich zu. Die Münze war von lauterem Gold, und das Mädchen hieng sie als sogenannten Schatzthaler an ihr Sonntagsmieder und trug sie stets mit Stolz und Ehrfurcht.

19. Die Glücksblume.

Eine Sennerin stand einst am Untersberge, und da sie eine arme Dirne war, gedachte sie mit Kummer ihrer Armut, die sie hinderte, ihren Geliebten, der eben so arm war, wie sie, zu heiraten. Da erblickte sie eine wunderschöne blaue Blume, wie sie noch nie eine geschaut, und sie pflückte die Blume und steckte sie an ihr Mieder, um sie ihrem „Buam“ mitzubringen. Auf einmal ward sie in einer weiten Mauerspalte

ein Zwerglein gewahr, das winkte ganz freundlich, und sie fasste sich ein Herz, ihm zu folgen. Da gieng es tief, tief hinunter, und in den Gängen des Berges war eitel Glanz und Pracht von herrlichen Gesteinen zu schauen, auch ihr Fuß trat auf schöne Steine, und sie hob einige davon auf. Im Bücken fiel ihr die Blume vom Mieder, da überkam sie ein Grausen, und sie wendete sich eilend um, den Ausgang zu gewinnen. Eine Stimme schallte hinter ihr: „Vergiss' das Beste nicht!“ Aber sie eilte unaufhaltsam von dannen. Als sie nun in den Ruinen stand, und noch nicht recht wusste, wo sie war, erschien wieder der Zwerg, diesmal aber mit zorniger Miene, und fragte: „Wo hast du die Blume?“ — „Ich habe sie verloren“, antwortete furchtsam die Dirne. „Du Thörin!“ zürnte da der Zwerg, „die Blume war dir bestimmt und mehr wert, als der ganze Untersberg!“ Rief's und verschwand. Traurig gieng das Mädchen nach ihrer Hütte zurück und erzählte am Abend ihrem Buam, was ihr im Berge begegnet. Dabei fielen ihr die Steine ein, die sie aufgelesen, und sie warf sie ihm in den Schoss. Ei, wie klangen sie so schön, und waren — eitel Gold. Nun konnten sich die Liebenden heiraten und miteinander glücklich sein.

20. Die gold'nen Haare.

In einer Sennhütte waren einst „Buam“ und „Dirndln“ zum „Hoagart“ versammelt, es wurde erzählt, gesungen, gelacht und gescherzt. Eine unter den Sennerinnen war zwar eine hübsche und brave, aber etwas beschränkte Dirne; deshalb wurde sie viel gefoppt und gehänselt. Ein Bua fragte sie, ob sie Muth habe, in den Untersberg zu gehen, und zum Zeichen, dass sie daselbst gewesen, Kaiser Karl dem Großen drei Haare aus seinem Barte zu rupfen und mitzubringen. Das Mädchen gieng, und gespannt harrte man ihrer Rückkehr. Nach einer guten Stunde trat sie wieder in die Hütte ein und brachte — drei brennendrothe lange Haare. Staunend ward sie angeblickt, die Haare waren aus des Kaisers Bart, es war kein Zweifel. Das Mädchen hatte ihn gesehen, gesprochen und die Haare nehmen dürfen, nur das war ihr anbefohlen worden, diese heilig aufzubewahren. Sie legte die Haare in ein großes Papier gewickelt in einen verschlossenen Kasten und vergass sie. Eine Zeit darnach fiel ihr das Papier einmal ein, sie holte es herbei, aber es war so schwer, dass sie es kaum heben konnte, die drei Haare aus des Kaisers Bart waren in zolldicke Goldstangen verwandelt.

31. Die Krönlnatter.

Es lebte vor langer Zeit eine kreuzbrave Sennerin, die bei einem Bauern schon mehrere Jahre im Dienste war. Sie that treu und redlich ihre Pflicht, sah auf das Vieh ihres Dienstherrn und arbeitete von fünf Uhr

morgens bis spät abends. In ihrer Sennhütte wohnte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Würmchen, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen, wenn andere den Stall betraten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Thierlein und hatte glänzende schwarze Äuglein mit denen es die Sennerin gar bittend und klug ansah. Da dachte sich die Dirne, ich weiß schon, was du möchtest, und goss ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Thierchen zu trinken. Dies ließ sein Zünglein spielen und schlürfte gierig die weiße warme Milch ein. War das Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, dass das Krönlein hellauf funkelte, und schlüpfte in die Ritze der Mauer. — Die Dirne hatte ihre Freude an dem Thierchen und gab ihm morgens und abends Milch, und dies geschah um so lieber, als sie sah, dass die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem diese Milch bekam, waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch, als früher. So gieng es lange Zeit und nichts kam dazwischen. — Als eines Abends die Natter wieder im Stalle war und ihr Schlücklein Milch trank, kam der Bauer, der ein rechter Geizhals war, auf die Alm und sah dies. Alsogleich fieng er an zu schelten und zu toben, nannte die brave Magd eine Schelmin und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Das arme Mädchen weinte und schluchzte, dass eine Thräne um die andere über ihre rothen Wangen floss, und betheuerte ihre Unschuld. Der Bauer ließ sich jedoch in seinem Fluchen und Schelten nicht irre machen und schrie: „Ich kann eine Dirne, die so wirtschaftet und die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen! Nimm deine Hadern[1]) und packe dich aus meinem Hause!" Die arme Magd mochte sagen und thun, was sie wollte, er bestand auf seinem Worte. Da gieng die Dirne weinend in ihr Kämmerlein, schnürte ihre Kleider zusammen und zog traurig von dannen. Bevor sie aber auf immer Abschied von ihrer lieben Alm nahm, gieng sie in den Stall, um noch einmal die theueren Kühe zu sehen. — Wie sie dort stand und es sie schwer ankam, von den Thieren, die ihre Stimme kannten und ihre Hand leckten, zu scheiden, kroch plötzlich die Krönlnatter daher, machte vor der Dirne halt und schüttelte das funkelnde Krönlein vor sie hin. In einem Nu war dann das Thierlein durch die Stallthür hinaus und wurde nie wieder gesehen. Die Dirne nahm das schöne Krönlein, das ihr die Natter aus Dankbarkeit gebracht hatte, zu sich und kehrte zu ihrer Mutter, die eine Einhäuslerin war, zurück. —

Dem braven Mädchen ergieng es in der Folge ganz gut, denn das Krönlein macht jeden, in dessen Besitze es ist, steinreich. Der Bauer

[1]) Lumpen, Lappen.

hatte aber, seitdem die Krönlnatter von der Alm verschwunden war, kein Glück mehr. Seine Wirtschaft gieng rückwärts, und er kam später von Haus und Hof. So ward seine Unbarmherzigkeit und sein Geiz bitter bestraft.

22. Ein anderes Märlein von der Krönlnatter.

Auf einer Alm wirtschaftete einmal eine sehr arme, aber brave Sennerin. Zu dieser kam oft, wenn sie im Stalle war und melkte, eine Krönlnatter und that sehr freundlich. Als die Dirne einmal wieder die Kühe melkte, kam die Natter ganz nahe zu ihr und sprach: „Weil du ein braves Mädchen bist und bisher keine Sünde begangen hast, kannst du mich erlösen. Ich werde in drei Tagen als abscheuliche Schlange wieder kommen und dir dreimal um den Hals kriechen und zuletzt ein goldenes Schlüsselchen in den Mund legen. Du darfst mich aber nicht wegschütteln, denn dann hätte ich umsonst auf dich gehofft.“ — Nach diesen Worten verschwand die Natter ins Gemäuer. Am dritten Tage abends, als die Dirne allein im Stalle war, kam ein abscheulicher Wurm, der trug ein goldenes Schlüsselein im Maule. Er kroch auf die Dirne zu und an ihr hinauf. Dann schlängelte er sich um ihren Hals. Sie ließ das zweimal geschehen und blieb gefasst. Doch, wie er zum drittenmale um ihren Hals sich schlingen wollte, ward die Magd von einem großen Grauen befallen und schüttelte den Wurme von sich. Da sprach er: „Du hast mich von dir gestoßen, und deshalb muss ich noch hundert Jahre als Schlange umgehen und leiden. Hättest du mich an deinem Halse gelassen, wäre ich erlöst, und du hättest all das Geld bekommen, das ich während meines Lebens aus Geiz vergraben habe.“ — Dann verschwand die Schlange und ließ sich nicht mehr sehen.

23. Das ausgehöhlte Brot.

Zu einer jungen Sennerin gesellte sich oft, wenn sie Gras holte, ein Wildfrauchen und machte sich mit dem Mädchen recht vertraut. Eines Tages, als in dem Bauernhofe, wo die Dirne diente, frisch gebacken worden war, und man der Sennerin mehrere Laib Brot auf die Alm geschickt hatte, nahm das Mädchen einen Laib für das Wildfrauchen mit. Dieses empfieng das Brot mit großer Freude, brach es von einander und höhlte alle Krume heraus, dann sammelte es Laub von den Bäumen und stopfte das ausgehöhlte Brot ganz damit voll. Dieses scheinbar so kindische Wesen verdross die Sennerin, und das liebe Brot dauerte sie. Auf einmal lag das Brot bei ihr, und das Wildfrauchen war verschwunden. Nun hatte die Dirne nichts Schnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brote zu schütten und letzteres wieder mit nach ihrer Hütte zu nehmen. Da klapperte etwas im Brote, und die Dirne dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein sein, der mit dem Laub in

das Brot gekommen, schüttelte es nochmals aus, aber siehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geschwind lief die Sennerin nach dem Grasplatze zurück und suchte dort eifrig nach dem kostbaren Laube, fand dessen auch noch und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie sah die Dirne das dankbare Wildfrauchen wieder.

24. Verschwundenes Vieh.

Kein Jahr vergieng, ohne dass eine Sennerin, deren Hütte in der Nähe des Untersberges lag, ein Stück aus ihrer Herde verlor; die arme Dirne war untröstlich darüber und sollte aus ihrem Dienste gejagt werden, sobald wieder ein Verlust entstände. Eines Abends vermisste sie wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die schönsten Thiere gerade in der ganzen Herde. Laut jammerte sie auf, denn nun war ihr Unglück gewiss. Da traten drei Männer in Rittertracht an sie heran, wiesen ihr einen Felsen hinter dem Untersberge, dahin solle sie kommen, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sei, dort werde sie ihren Schaden ersetzt finden. In ihrer Noth blieb der geplagten Dirne nichts anderes übrig, sie fand sich an der angewiesenen Stelle noch in derselben Nacht ein und bekam dort ein Stück Gold, wofür sie mehr als zehn Kühe und Schweine hätte kaufen können. Das war das erste- aber nicht das letztemal. Alle Jahre noch hatte die Dirne fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hatte aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felsen gefunden. Das ist so fortgegangen, so lange sie Sennerin auf jener Alm war.

25. Der gefährliche Werber.

Eine junge hübsche Sennerin hatte ihre liebe Noth mit einem grauen Männchen. Überall, wo sie arbeitete, in Hütte und Stall, auf Fels und Alpenmatte, war auch das Männchen da und bat und flehte, die Dirne solle mit ihm gehen, es wolle ihr große Schätze zeigen. Doch dem Mädchen grauste vor dem unheimlichen Gesellen. Als alles Drängen und Flehen nichts helfen wollte, zeigte er eine schöne goldgelbe Blume, die vor der Dirne plötzlich aufgewachsen war, und verlangte, sie solle selbige abzupfen. Sie that es aber nicht. Das nächstemal bot ihr der Kleine eine wunderherrliche Blume von blauer Farbe an. Das Mädchen weigerte sich standhaft, mochte nichts mit dem grauen Männchen, noch mit seinen Blumen zu schaffen haben. Endlich war es eine kohlschwarze Blume, die vor ihr stand. So etwas hatte sie noch niemals gesehen. Das Mädchen zupfte sie, steckte sie an das Mieder, und in drei Tagen war es todt.

A singada Steirer.

Gedichte von Franz Fraungruber.

A Liadl.

A Liadl waht um
In der Luft wia a Fliagn,
An iada kann's fanga —
Aber kriag'n muaſs er's, kriagn!

A Liadl, a Liadl
Muaſs Schwungfedern hab'n,
Däs fliagt über d' Alma
Und eini in Grab'n.

Däs oan is wia Höni,
Däs ander wia Gift,
Und a Liad derspart's Raff'n,
'bald 's urdentli trifft.

* * *

Alloan.

Ih geh' gern mein' Straß'n alloan,
Thua raſten, wo 's mer juſt g'fallt,
Ih juchaz hellauf von der hochen Alm
Und g'freu mich in liabſtill'n Wald.

Ih trink' gern mein Glasl alloan
In Winkerl da untern grean Bam,
Und buſsl die ſauberne Kellnerin oh,
Alloan und ſchön in der G'ham.

Ih trag' a mein Load gern olloan,
Was brauch' ih an Fremdn dazua?
So weng hat koan and'rer am Raunzen a Freud,
Als wia a ſtoanſteiriſcha Bua.

* * *

D' Almerin.

Auf der Alma is 's luſti,
Da geht's umanand,
Da läuten die Kuahla
Dahin nach der Wand.
Die Glückl und Goldl,
Die Gräfin, die fein,
Die Weinl, die Piganella —
San alleſand mein.

Und bald ih oans jodel,
So gengans mr zua,
Akrat wia ih ſelm,
'bald r juchhazt — mein Bua.
Aft laſs ih ſie eina,
Thuas melka in Stall,
Und 'bald mr beinand ſan,
Se g'freut uns allmal.

Aft rühr' ih an Buttern,
A Strutzn wird g'macht.
Und z'letzt kimt mein Franzl,
Und aft — guate Nacht!

Es kann dir nichts geschehen!

Eine unzeitgemäße Betrachtung.

Abgesehen von einer rein thierischen Menge, darf man sagen, dass jeder Mensch sein Ideal hat, welches außerhalb der rohsinnlichen Interessen steht. Denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote.

Unter den Hochbildern der Menschenseele finden wir zum Beispiel Freiheit, Gleichheit, Nation, Kunst, Religion. Die Religion verliert Anhänger in dem Verhältnisse, als man sich anderen Idealen zuwendet. Der glühende Socialdemokrat, der leidenschaftliche Nationale kann nicht noch dazu religiös sein, jedenfalls mangelt ihm hiefür das Bedürfnis; sein Gemüth wird ausgefüllt von anderen Vorstellungen, durch die er sich über den Alltag erhebt. Ich achte jedes Ideal, das den Menschen von seinem thierischen Ich befreit, aber es ist zu sagen, dass die Ideale nicht gleichwertig sind. Die socialen und politischen Ideale haben an und für sich keinen Wert, sie müssten ins Werk gesetzt werden. Der Nationalismus zum Beispiel gewinnt erst Bedeutung, wenn dem Gefühle, dem Worte die That folgt, wenn der Lobpreiser seiner Nation auch bereit ist, für sie zu arbeiten, zu leiden, seine persönlichen Vortheile, und wenn es sein muss, selbst sich zu opfern. In diesem Falle steht das nationale Ideal so hoch, das es nur noch von dem einen übertroffen wird: vom Menschheitsideal.

Da wir aber sehr armselige Wesen sind, täglich von Noth und Unglück bedroht, in Selbstliebe und Muthlosigkeit befangen und von dem Bewusstsein der Nichtigkeit des Daseins gedrückt und gelähmt — so ist es eine Frage, ob die Ideale Freiheit, Volk, Kunst, Wahrheit u. s. w. auch stets vorhalten und uns in jeder Lebenslage eine Stütze sein können.

Das treueste aller Ideale ist nach meinen Erfahrungen und Erwägungen die Religion. In glücklichen Lebensstunden, wenn unsere Sinne herzhaft in die Welt sich verbeißen, tritt der religiöse Geist in den Hintergrund. Im Leide und in der Traurigkeit kommt er hervor mit seinem Troste und mit seiner himmlischen Kraft — und der Mensch, es mag ihn alles sonst verlassen und betrogen haben, bricht nicht zusammen. Es muss aber daran erinnert werden, dass die reine Religion hier gemeint ist. Nicht die Formen und Gebräuche derselben, nicht der Hochmuth gegenüber anderen Weltanschauungen, nicht jene frömmelnden Umtriebe, die sich ja zumeist auch um Weltliches drehen — sondern das Verlangen nach einer gütigen Gottheit, die von Ewigkeit zu Ewigkeit ist

und keines ihrer Geschöpfe verliert, und die demüthige Hingabe in diese Zuversicht.

Die Formreligion, die in kirchlichen Gebräuchen besteht, schon sie macht den Menschen in sinnlicher Einwirkung und im Genusse eines geistigen Brotes glücklicher. Und erst die verinnerlichte Religion, die so sehr in das Menschengemüth übergegangen ist, dass sie keine sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade mehr braucht — sie versetzt den Menschen in jenes reine, unzerstörbare Glück und Gefestigtsein, bei dem Anzengrubers Steinklopfer sagt: „Es kann dir nichts geschehen!"

Mancher moderne Mensch weiß kaum mehr, was das heißt: Religion haben. Und es ist ihm schwer deutlich zu machen, es fehlt ihm in seinem „Milieu" das Bedürfnis hiefür, ja er — der erklärte Feind alles Aberglaubens — ist von dem Aberglauben befangen, „dass es nicht auf der Höhe der Zeit stehe", religiös zu sein. Er will in der Religion etwas dem Menschengeiste Unwürdiges finden, etwas „Altweibermäßiges". Mit solchen Abfindungen beweist er sein Unvermögen, das auch nur annähernd zu ahnen, was ich meine.

Es gibt auch eine Religion, die einen Gott, oder die Götter leugnet, und lediglich ethische Philosophie ist. Die meine ich nicht. Ethik ist nicht Religion, kann nur eine Folge derselben sein. Alles, was da einen weltlichen Zweck verfolgt, was da rundweg beweisen will oder rundweg leugnet, hat mit Religion nichts zu thun. Die Grundstimmung der Religion ist Demuth. Wir sind klein und ohnmächtig, wir können im Grund nichts beweisen und nichts, was uns beeinflusst, ableugnen, wir können nichts anderes thun, als uns dem hingeben und vertrauen, von dem wir kommen und in dem wir sind. — Wir von heute halten ja so viel auf Wahrheit. Gut. Dass wir nichts vermögen und arme Creaturen sind, das ist die reine Wahrheit. Bleibt mir weg mit euren „Errungenschaften", solange nicht einer unserer Wünsche gestillt, nicht eine unserer Hoffnungen erfüllt ist! Ich meine jene Wünsche und jene Hoffnungen, die sich auf unser inneres Glück, auf die Freude des Daseins beziehen. Geht mir weg mit eurer Theorie, dass es unsere einzige Aufgabe sei, „fortzuschreiten". Eine nothwendige Entwickelung besorgt die Natur schon selbst. Man kann innerhalb der Natur unnatürlich sein, und das sind wir, wenn wir essen, ohne Hunger zu haben, wenn wir uns anstrengen, Bedürfnisse zu haben, von denen unsere Natur bisher nichts wusste. Der Mensch hat durchaus keine andere Aufgabe, als irgend ein anderes Geschöpf: er soll sich des Seins freuen. Aber er hat größere Mittel, sich zu freuen, als andere Geschöpfe. Er hat die Fähigkeit, sich für seinesgleichen aufzuopfern, und in diesem bewussten Aufopfern befriedigt zu sein. Er hat die Fähigkeit, die Nichtigkeit dieser Lebensspanne einzusehen und in dieser Einsicht ruhig und ergeben

zu sein. Er hat die Fähigkeit, zu hoffen, in eine große Ewigkeit hineinzuhoffen, und in diesem Hoffen selig zu sein. Und alles geht darauf hinaus, sich zu freuen, dass er ist. — Er ist ohnmächtig, aber er ist. Er ist in Noth und Leid, aber er ist. Die Ohnmacht bedeutet nichts, denn er ist ein Atom dessen, das allmächtig ist. Sein Leid bedeutet nichts, denn er schreitet durch dasselbe einer geistigen Vollkommenheit zu, die ihm klar macht, dass er eins ist mit dem Allmächtigen. —

Wenn einer so denkt, was wird geschehen?

Mit hochmüthiger Überlegenheit werden sie lachen, die Unglücklichen, über dieses Denken eines Glücklichen, für den es keinen Tod gibt, obschon er täglich ein Dutzend Särge an seinem Fenster vorübertragen sieht; für den es keinen Selbstmord gibt, weil seine Wesenheit unzerstörbar ist. Und welch ein Hochmuth, sagen sie, einer, der sich einbildet, unzerstörbar zu sein!

Ja, das ist — um wieder zur Hauptsache zu kommen — die Demuth im Menschen und der Hochmuth in Gott. Man nennt es Religion.

Religiöse Menschen begegnet man selten, oder vielmehr, man merkt es ihnen nicht an. Die vor aller Welt religiös scheinen, sind es nicht, und die es sind, scheinen es nicht. Erstere müssen die Religion sehr in Misscredit gebracht haben, denn sonst wäre es nicht zu verstehen, wie in der kritischen Gegenwart auch wirklich religiöse Leute so gering geschätzt und verspottet werden, da sie doch niemandem was Böses zufügen, beim „Kampf ums Dasein" bescheiden in den Hintergrund treten, ihren Beruf schlicht und treu erfüllen, in ruhiger Seelenheiterkeit und Wohlwollen für die Mitmenschen dahin leben. — Man kennt ja solche Menschen, man liebt sie, aber nur, weil man nicht weiß, dass sie religiös sind, weil sie's nicht ausrufen, weil sie ihre Gottesminne keusch verhüllen und der Welt nur die guten Früchte derselben bieten. Ich glaube, solch wirklich religiöse Menschen heute noch überall zu finden, in jedem Stande, beim Arbeiter so gut, wie beim Aristokraten, beim Manne der Wissenschaft so gut, wie beim Landmann. Denn Religion ist eine allgemeine, unausrottbare Naturanlage, ich möchte sagen ein Schutzorgan gegen die unendliche Trostlosigkeit *dieses* Lebens. Ich kannte einen grimmen Atheisten, der bekämpfte die Religion, oder was er dafür hielt, mit derber Leidenschaft. Er war der beste, treueste, hilfbereiteste Mensch. Solange es ihm gut gieng, war er wohlgemuth, als es ihm schlecht gieng, war er ebenfalls wohlgemuth, und in der letzten Lebensstunde war er von einer milden Heiterkeit erfüllt, als gienge es zu einer Hochzeit. Er fühlte sich wohl eins mit der ewigen Macht, der er alle möglichen Namen gab, nur nicht den Namen „Gott". Das war so ein kleiner Aberglaube von ihm, zu glauben, dass es keinen Gott gebe und dass die Gottidee für die Menschheit von eher verderblich gewesen sei. Dabei passierte ihm nur das kleine

Malheur, dass er die Scheinreligion mit der wirklichen verwechselte, so leugnete er dreist denselben Gott, den er liebte und lebte.

Ähnlich mag es wohl öfter vorkommen. Im allgemeinen geht es aber doch nicht an, dort von Religion zu sprechen, wo nicht an Gott geglaubt wird. Ein Mensch, der gelassen einfach nicht glaubt an Gott, hat sicher keine Religion; ein Mensch aber, der Gott heftig leugnet, kann Religion haben. Denn er zeigt vor allem, dass ihm die Sache nicht gleichgiltig ist, dass sie ihn beschäftigt, beunruhigt und zu irgend etwas bestimmt. Und sei es ein Bösewicht, der Gott leugnet, weil er ihm unangenehm ist — er thut's aus einem religiösen Grunde, aus bösem Gewissen.

In der Menschheit — auch in der gegenwärtigen — gibt es einen unerschöpflichen Fonds von Güte, Zuversicht und Tapferkeit, die sich von keiner irdischen Widerwärtigkeit unterkriegen läßt, einen unendlichen Quell von Lebensdurst, von Sehnsucht nach Vollkommenheit und ewiger Glückseligkeit. Wie sollen wir denn diese Regungen nennen? — Sie sind zu groß, zu göttlich, um einen Namen zu tragen, den Menschenzungen aussprechen können. Gut. Aber das eine wird man wohl wünschen dürfen, nämlich, dass solche Regungen stets geweckt, genährt und ausgebildet werden sollen. Schon einerseits, weil sie den Menschen besser machen, aber noch vielmehr, weil sie ihm eine Seligkeit verleihen, die nicht in Wissenschaft und nicht in Kunst, nicht in Freiheit, nicht in Gleichheit, nicht in Nationalität und nicht im Kosmos so gefunden werden kann.

Wenn die religiösen Naturanlagen ganz vernachlässigt werden, dann verkommen sie, dann löschen sie allmählich aus, und was zurückbleibt, das ist ein Homunkel, oder ein ruheloses Wesen, das diesem „sinnlosen, thörichten" Dasein durch Betäubung und Selbstmord zu entkommen trachtet. Denn auch ein solches Wesen ist immer noch nicht frei von metaphysischen, mystischen Vorstellungen — es glaubt, wenn dieses gegenwärtige Leben getilgt ist, dann wird es schlafen können, ewig bewusstlos schlafen und nichts mehr sein, was empfinden und leiden kann. Ich habe diese Vorstellung metaphysisch und mystisch genannt, weil sie den uns bekannten Naturgesetzen, unseren praktischen Denkformen ganz entgegengesetzt sind und so gleichsam nach unten hin eine Art von Religion ausmachen. Ewig nicht sein und nichts sein! Welch ein unnatürlicher Gedanke! Der Beweis für das ewige Nichtsein ist noch viel weniger zu erbringen, als der für das ewige Leben der Persönlichkeit. Für letzteres haben wir wenigstens *ein* annäherndes Beispiel: das Leben überhaupt, unser gegenwärtiges Leben, welches man sich nur in irgend einer Form fortgesetzt zu denken hat. Aber ein ewiges Nichtsein? Wo ist denn jemand, der *nicht* ist! — Ein Mensch, der gestern starb, ist allerdings heute für uns nicht mehr vorhanden, wir glauben auch davon überzeugt zu sein, dass derselbe Mensch in derselben Weise nirgends auf Erden vorhanden sein kann, weil er ja

gestorben ist, und weil wir die Reste seines Wesens vor uns zerfallen sehen. Damit sind wir auch fertig mit unserer Weisheit. Was aber steht dem alles gegenüber? Es steht ihm gegenüber in unserer Vorstellung ein unendlicher Raum, eine unendliche Zeit, wo und wann unter ewigen Veränderungen alles Leben leben muss, und wo und wann man sich nichts weniger vorstellen kann, als die Grenzen der Ewigkeit und des Universums. Es steht ihm gegenüber eine planmäßige Welt, in der alles im innersten Zusammenhang webt mit Vergangenheit und Zukunft. Es steht ihm gegenüber der unbändige Lebensdurst der Person, die alles als Schmerz empfindet, was das Leben beeinträchtigt, und alles als Lust, was es erhöht. Endlich steht ihm gegenüber die unausrottbare Sehnsucht des Menschen nach Vollkommenheit, nach immerwährendem Sein, das sich bewusst ist. Und am allersichersten steht dem Absterben eines Individuums gegenüber die Unmöglichkeit des Beweises, dass sein Ichbewusstsein mit der Auflösung seines zeitweiligen Körpers für immer aufgehört habe.

Aber ich weiß nicht, ob damit alles aufgezählt ist, was das ewige Leben einer Person unendlich wahrscheinlicher macht, als der ewige Tod, von dem man sagt, dass er nach dem Absterben eines bestimmten Körpers plötzlich beginnen soll. Vielleicht sind gerade die wichtigsten Gründe für ein ewiges Leben hier noch gar nicht berührt. Vielleicht sind für die wichtigsten Gründe Geist und Sprache unzulänglich, so dass sie nur in unserem ahnenden Herzen walten können.

Denn Religion kann man nicht sagen, nicht thun, man muss sie haben. Sie besteht nicht in Gedanken, nicht in Leistungen, sondern in der Wesenheit selbst. Und darum sollte man von ihr nicht so viel sprechen, als ich heute schon gesprochen habe.

Es verlangt mich nur manchmal lebhaft, uns zu erinnern an die Elemente unzerstörbarer Seligkeit, die in uns ruhen, bei den einen mehr, bei den anderen weniger ausgebildet, bei dritten fast ganz versunken unter den Wünschen und Bestrebungen eines flüchtigen Tages. Es verlangt mich zu sagen, dass keines unserer Ideale, es mag wie immer heißen, es mag was immer wirken, so bedeutungsvoll für uns ist, als das religiöse Herz. — Mir ward Gelegenheit, zwischen den tausend und aber tausend von Scheinreligiösen wahrhaft religiöse Gemüther kennen zu lernen. Ich kann mir nichts Edleres denken, als einen Menschen, der schlicht und anspruchslos, strenge und gewissenhaft seine dermalige Lebensaufgabe erfüllt, weil er weiß, dass sie zum Ausbaue der Himmelsleiter nothwendig ist; der sich freut an seinen irdischen Leistungen, ohne ihnen seine ganze Seele gefangen zu geben; der die Freuden des Lebens mit Dankbarkeit genießt, aber auch Ungemach, Noth und Leid hochgemuth zu ertragen weiß, der allen Widersachern gleichmüthig aus dem Wege geht, oder ihnen hasslos steht, weil er sich sagt, dass all derlei ihn reinigen und für höhere Ziele

stählen soll. Er kennt keinen Schrecken und keine Furcht, denn es kann ihm nichts geschehen — das äußerste, was ihm geschehen kann, ist sterben, und gerade das ist seine Erneuung.

Ein solches Leben ist schön, gut und glücklich.

Und setzen wir nun den Fall: es wäre nicht! Oder vielmehr, Gott und ewiges Leben wären zweifelhaft, müsste man nicht auch in diesem Falle eine Herzenseigenschaft achten, eine Seelenstimmung suchen, die uns schön, gut und glücklich machen kann? Hätte nicht auch dann noch die Religion wenigstens dasselbe Recht, gehegt und gepflegt zu werden, wie etwa die Kunst, die ja auch unvollkommen, oder wie die Wissenschaft, die ja auch zweifelhaft ist und gerade im Zweifel ihre Haupttriebfeder besitzt?

Lasset dem Volke seine Religion! Hört man vielfach ausrufen von solchen, die sich nicht zum Volke rechnen wollen, höher als das „Volk" zu stehen glauben und vermöge ihrer gewaltigen Bildung ohne Religion auszukommen gedenken. Ich sage dagegen, dass gerade bei hoher Bildung die edelste Blüte der Religion reifen kann. Die Religion niedriger Classen veräußerlicht sich gerne in Formen und Ceremonien. Man kann ja gegen diesen Cultus nichts einwenden, wenn er die religiöse Empfindung stärkt und die Herzen beseligt. Ja, man muss den in die Sinne fallenden Cultus gerade deshalb hochhalten. Wer ohne denselben ein gottinniges Leben zu führen vermag, der ist freilich noch besser dran.

Manchmal spielt sich's, als wollte es wieder einmal Mode werden, religiös zu sein. Das wäre ein Unglück. Da ist mir noch eine Zeit lieber, wo der Christ sein Jesukind verstecken muss vor dem Herodes, wo er von der Gesellschaft verspottet in den Katakomben der Einsamkeit lebt. Das Modechristenthum hat die Quelle des Heils schon so oft mit Sand verschüttet, dass man wohl wünschen muss, die Leute sollen freimüthig sagen, was sie sind. Ein redlicher Atheist ist doch auch vor Gott tausendmal mehr wert, als ein gleißnerischer Christ. Denn, wie schon angedeutet wurde, wer reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach dem Hohen strebt, der steht an der Schwelle der Religion. Und indem er in heißem Wissensdurst trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu sehen, steht die Gottheit vor ihm, in einer so unermesslichen Größe, Schönheit und Güte, dass der Mensch sein Zweifeln und Forschen vergisst und anbetend niedersinkt aufs Knie. R.

Bäuerlicher Aberglaube in Deutschland.

Einen interessanten Abschnitt des bäuerlichen Aberglaubens bietet die Heilmethode des „Versprechens“. Zwar trifft man sie auch in Städten genug an, auf dem Lande aber, besonders in Mitteldeutschland, ist sie ungleich weiter verbreitet. Das Versprechen ist eine mit jeweilig verschiedenen Ceremonien verbundene Handlung, die ohne Anwendung von Heilmitteln durch Hersagen eines mehr oder weniger gereimten Spruches im Namen der Dreieinigkeit die Krankheit „versprechen“, d. h. hinwegsprechen will.

Die Aufklärung dieses Jahrhunderts hat der Anwendung des „Versprechens“ keinen Abbruch gethan. Selbst der social-demokratische Arbeiter läſst sich in seiner Dorfheimat seine Leiden versprechen. Er wie der Bauer weiß den daraus entspringenden Segen zu rühmen; sie wissen Beispiele zu erzählen, die es dem Zweifler beweisen sollen, wie der Verspruch geholfen hat. Es gibt nur wenige Familien, in denen er nicht gelegentlich angewandt wird. Neben dem Arzt bedient man sich des Verspruchs. Letzterem wird die Heilung eher zugeschrieben als ersterem.

Die Versprüche interessieren uns jedoch hier nicht nach der medicinischen Anschauungsweise, die darin zum Ausdruck kommt, sondern wegen ihres religiösen Inhalts. Die religiösen Gedanken in ihnen sind umso beachtenswerter, als sie das praktische Leben des Landvolkes in hohem Maße beeinflussen und darin eine wirkliche Rolle spielen.

Eine Anzahl Versprüche mögen hier aufgeführt werden; an die Spitze stelle ich die, in denen Jesus erwähnt wird.

Eine eigenthümliche Ergänzung des Lebensbildes Jesu findet sich in dem Verspruche gegen den Umlauf. Jesus geht darin ans Ackern; statt des Zimmermanns oder des Maurers ist er hier der Bauersmann:

Unser Herr Jesus Christus gieng ans Ackern,
Ackerte drei Würmer aus.
Der erste war weiß,
Der zweite war schwarz,
Der dritte war roth,
Nun drück ich diesen Wurm todt
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. s. w.
Amen.

Eine nicht weniger apokryphische Auffassung vom Leben Jesu tritt uns in folgendem Verspruch vor Augen:

Jesus zog über Land;
Da fand er einen Stock,
Der war schwarz und doch nicht schwarz.
Er nahm ihn in seine schneeweiße Hand
Und „versprach“ damit den Rothlauf,
Das Fieber und den kalten Brand.
Im Namen . . . Amen.

Jesus ist hier Zauberer; mit dem Zauberstock in der Hand heilt er die Leidenden. Für den Rothlauf und den kalten Brand fehlt der biblische Grund. Jesus „versprach“ selbst und legitimiert so durch sein Beispiel das Verfahren derer, die heute noch versprechen.

In dem Verspruch gegen eine Wunde, die nicht eitern soll, zeigt sich eine Reminiscenz an das katholische Dogma, insofern Jesus der einzige Sohn der Maria sein soll:

Du sollst nicht hitzen, nicht schwitzen, nicht schwären,
Bis Maria ihren zweiten Sohn wird gebären.

Auch das Kind Jesus findet in den Versprüchen des öftern Erwähnung; es ist lauter und rein:

Siebenundsiebzigerlei Gicht,
Weiche aus meinem Gesicht,
Weiche aus meinem Gebein,
So lauter und so rein
Wie das Kind Jesulein,
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Einmal findet auch eine Berufung auf die Händchen Jesu in der Krippe statt:

Herzgespann, weiche!
Mein Finger greife
Unter deine Rippen,
Wie das Kind Jesulein in der Krippen.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Viele Versprüche haben, wenn auch nicht mit den Worten, so doch mit den begleitenden Ceremonien Beziehung zur christlichen Religion. So muss in dem Verspruch gegen Kopfweh:

Knochen zu Knochen,
Blut zu Blut,
Im Namen Gottes . . .
Amen!

der Kopf dreimal „ins Kreuz“ gefasst werden. Wichtig ist auch, dass bei einem Verspruch gegen die Gelbsucht das Object mit dem Taufnamen genannt wird:

Ich „schneide“ die Gelbsucht (Taufname des Objects)
Auf siebenundsiebzigerlei Art.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Diese Krankheit muss mit einer Erbsichel, einer geerbten, nicht selbst gekauften Sichel geschnitten werden. Das Schneiden geschieht in der Weise,

dass man mit der Sichel über die Kopfhaare streicht. Neben der Zahl siebenundsiebzig, die verschiedentlich vorkommt, spielt die heilige Zahl drei eine große Rolle: drei Würmer sind es, die der Herr Jesus ausackert; in einem Verspruch für das Blutstillen findet sich die Dreizahl so:

Es wuchsen drei Rosen
An einem Stiel.
Die erste hieß: Güte,
Die zweite: Gemüthe,
Die dritte: „Wie Gott will."
Blut, stehe still!
Im Namen Gottes . . . Amen.

Jeder Verspruch aber muss unbedingt dreimal gesprochen werden; beim drittenmal schließt er mit einem Amen.

Manche Versprüche lassen, abgesehen von dem regelmäßig wiederkehrenden Schlusse: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" die Beziehung zur christlichen Religion vermissen. Dies ist in folgendem der Fall:

Guter Mond — grüner Baum,
Wurzele in der Erden —
Mach, dass meine Zähne nicht
Wüthend, tobend werden.

Ebenfalls in einem andern Verspruch, der auch gegen Zahnweh „gut" ist:

Gegrüßet seist mir, neues Licht,
Behüt' mich vor Zahnschmerz und vor Gicht.

Die Anrede gilt dem Mond oder dem Neumond; man personificiert ihn und geht ihn um Erfüllung der Bitte an. Es scheint, als ob sich in diesen Versprüchen Reste alter naturreligiöser Anschauung kundgäben.

Die religiöse Beurtheilung des Verspruchs von Seiten des Landvolks ist in sich widersprechend. Bald steht es ihm naiv christlich gegenüber, indem es ihn für eine Art Gebet in stereotyper Fassung hält, „das nicht hilft, wenn Gott nicht seinen Segen dazu gibt". Man hält es für berechtigt, auch in der realistischen Gegenwart durch religiöse Mittel zu wirken. Mit Worten wie diese: „es geschieht ja alles im Namen Gottes" weist man gelegentlich vorgebrachte Bedenken an der Christlichkeit des „Versprechens" zurück. Leute, die versprechen, stehen daher auch in dem Rufe der christlichen Gesinnung; man traut ihnen eine besondere Fähigkeit zu, auf Gott einzuwirken. Ihr Gebet übt größern Einfluss, als wenn man selbst beten würde, zumal in einer Form, die vermeintlich schon seit Generationen sich als vortrefflich bewährt hat. Es ist die katholische Auffassung von Fürsprache und Einwirkung auf Gott, die sich hierin widerspiegelt.

Indessen ist diese christlich-katholische Denkungsart über das Versprechen keine feste und ungetheilte. Das unterchristliche Gepräge desselben

ist dem einen oder andern doch auch klar. An den Bedingungen, die bei der Anwendung zu erfüllen sind, läßst sich das deutlich erkennen. Zunächst müssen die Ceremonien und magischen Handlungen, die den Verspruch begleiten, ziemlich genau ausgeführt werden, denn sonst überträgt sich die Krankheit auf den Versprecher. Ein altes Mütterchen erzählt, sie habe einmal die Gelbsucht nicht ganz regelrecht versprochen und sei infolge dessen ein ganzes Jahr kränklich gewesen; diese Gefahr flößte ihr die größte Sorge ein, als sie mich das Versprechen lehrte. Auch abgesehen von dem regelrechten Vollzug der Handlung hat das Versprechen für den, der es übt, eine schlechte Wirkung. Man hält gern damit zurück, weil es einen schweren und schrecklichen Tod herbeiführt. Sehr interessant ist der Grund für diese Meinung: die Gottheit wird durch das Versprechen zu stark angegriffen. Dafür rächt sie sich. Man sieht, wie hier der Gedanke, dass das Versprechen Zauberei sei, Ausdruck findet. Gott hat, nach Meinung des Volkes, kein Wohlgefallen daran.

Unerklärlich ist eine weitere Bedingung, an die die Wirksamkeit des Verspruchs geknüpft ist: eine Person weiblichen Geschlechtes muss ihn von einer Person männlichen Geschlechts gelernt haben, und umgekehrt. Dies ist jedoch dann nicht nöthig, wenn die Sprüche vom Papier abgelernt werden. Auf jeden Fall aber hilft das Versprechen nicht, wenn das Object keinen Glauben hat, d. h. die Möglichkeit der Heilwirkung leugnet. Daher die oft wiederholte Frage an den Kranken: Hast du denn auch den Glauben daran?

Charakteristisch an dem Inhalt wie an der Beurtheilung des Versprechens von Seiten des Landvolkes ist die Vermischung von christlich-apokryphischen oder katholischen und unterchristlich-naturreligiösen Elementen. Das Volk hat sich eben in seinem Aberglauben eine Nebenreligion zurechtgemacht; der Glaube an Magie, Zauberei, Hexen, Gespenster und Vorbedeutungen, verbunden mit vielen abergläubischen Gebräuchen, besonders Todtengebräuchen, bildet die Vervollständigung dieser Nebenreligion. Sie zeigt uns, wie sehr noch das Volk in seinem praktischen Leben in unterchristlichen und vorevangelischen Anschauungen wurzelt. Der Kampf dagegen ist ebenso nothwendig, aber wegen des christlichen Anstrichs, in dem sie erscheinen, viel schwieriger als der Kampf gegen den Unglauben.

O. Hütterott.

Kleine Laube.

Heimat oder Nation?

Im Angesichte der Ereignisse unserer Zeit beschäftigt mich oft eine bestimmte Frage.

Die Frage, was im Menschen natürlicher und mächtiger sei, die Liebe zur Scholle, oder die Liebe zur Nation? Wenn erstere, dann bleibt ein Geschlecht eben in seiner Heimat sitzen und fügt sich gegebenenfalls einer fremden Nationalität, die etwa sieghaft in Sprache und Sitte darüber hereinbricht. Ist aber die Liebe zur Nation stärker, als die zur Heimatsscholle, dann dürfte doch allmählich sich eine geographische Verschiebung der Völker vollziehen, so dass die Nationen sich einigen und die Nationalitätenfragen gelöst werden könnten. Aus der Geschichte glaubt man zu lernen, dass der ursprüngliche Mensch, der Mensch im Naturzustande ein Nomade ist, der nicht an der Scholle kleben bleibt, sondern seinem Stamme folgt. Eine erhöhte Cultur fesselte den Menschen immer mehr an den Boden, auf dem er geboren wurde und wirkt. Das Heimatsgefühl wird mächtiger, als die Liebe zur eigenen Nation, die man des Vaterlandes wegen gelegentlich sogar bekriegt. Aber das ist nicht das Ende. Gelehrte hörte ich sagen, dass der Mensch auf der höchsten Stufe der Cultur im Falle nationaler Noth wieder Nomade werde, der unbekümmert um Heimat und Vaterland nur mit seinem Volk vereint sein will.

Allein, das alles ist nur behauptet und nicht bewiesen. Ich für meine Person halte das Heimatsgefühl für das mächtigere, halte es aber, vorausgesetzt, dass alle Kämpfe vergebens waren, auch für möglich, dass man unter dem Drucke einer verhassten, fremden Nation die Heimat verlassen kann und eine fremde Stätte suchen, auf der man in Genossenschaft mit seinem Volke ist. Auch dort, mitten in der eigenen Nation, bei gleicher Sprache und Sitte, wird der fremde Boden sehr rasch zum heimatlichen, und eine nächste Generation fühlt nichts mehr von dem gewiss wahnsinnigen Schmerze, mit dem die Vorfahren sich von der alten Heimat mit ihren Erinnerungen und ihren Gräbern losgerissen hatten, um an der Trennungswunde vielleicht still und rettungslos zu verbluten. Die nächste Generation schon genießt das Glück, Heimat und Nation beisammen zu haben. Wer da sagt, man darf nicht wandern, sondern soll sich in seiner alten Heimat, wenn's sein muss, eben mit Gewalt

erwehren vor einer fremden Nation — der spricht gewiss das Naheliegendste und Mannbarste aus. Aber damit ist die Frage noch nicht gelöst. Denn es ist der Zustand endloser Kämpfe.

Ich wünsche, dass ein Gelehrter mit großem Gesichtsblick und großem Herzen ein wissenschaftliches Werk schriebe über die Frage: Was ist im Menschen schließlich ausschlaggebend, die Liebe zur Heimat oder die Liebe zur Nation? R.

Die deutsche Frau.

Die deutsche Frau erweist dem eigenen Heimatlande den größten und besten Dienst, wenn sie ihren Beruf als Gattin und Mutter und die damit verbundenen Pflichten ganz und getreu erfüllt. Das stille, trauliche Heim soll der deutschen Frau ganzer Wirkungskreis sein und bleiben. Dort kann sie wahrhaft Großes leisten für die deutsche Sache — für Familie und Vaterland.

Diejenigen aber, welche ihren Wirkungskreis in die Öffentlichkeit verlegen, um marktschreierisch z. B. politische Anschauungen an die große Glocke zu hängen, bilden gerade das Gegenstück zu unserem Ideale der deutschen Mutter und Frau; das sind ruhmsüchtige Damen, die, ihre Bestimmung verkennend, ihre Pflicht vergessend, sich das Schlagwort als Deckmäntelchen zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeitstriebe entleihen; wenn diese Modernen wüssten, um wie viel mehr sie verlacht und verspottet, denn „bewundert“ werden, sie ließen gern vom Spiele des Scheins.

Franz Goldhann.

Einem Vivisector.

Bevor du das Messer an ein hilfloses, in Todesangst erbebendes Thier legst, halte einen Augenblick still und denke an dein Kind. Es kann die Stunde kommen, wo du ebenso hilflos und angsterfüllt für dein Kind um Erbarmen flehst!

Rosegger.

Stimmen und Bilder.

Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius.

Wenn ein Recensent über lyrische Gedichte kommt, na, prost Mahlzeit! Da gibt's fast immer ein Unglück. Ist es schon schwer denkbar, dass ein Zunftkritiker mit seinem Schulmeistergewissen einer Erzählung, einem Drama gerecht wird, die nicht für Docentenweisheit, sondern für Menschenseelen geschrieben werden, um wie weniger erst wird der Fachschreiber das richtige Verhältnis zur Lyrik haben, das selbst der einfache poesiedurstige Mensch nicht jeden Tag findet! Darum fürchte ich, dass auch den Gedichten, die zur Stunde vor mir aufgeschlagen sind, groß Unrecht geschehen wird. Die Verse kommen in moderner Buchausstattung daher: derbes Papier, Schwabacherlettern, aufgelegt secessionistischer Leistenschmuck von J. V. Cissarz — also ein Jungdeutscher, ein Moderner, wie jetzt täglich einer aus der Presse kriecht. Ein paar Schlagworte dran, und weg damit. Abgethan!

Ich kritisiere Avenarius' „Stimmen und Bilder“ nicht, ich bin ihnen bloß dankbar, dass sie erschienen sind. In der richtigen Seelenverfassung gelesen, haben sie mich innig ergriffen. Da ist das „Jahrbuch“ mit seinen Naturgedichten über die Jahreszeiten. Da sind die „Stimmungen“ mit den berückenden Poesien „Der Gruß“, „Lichtgestalten“ und „Die sterben beide an einem Tag“. Dann Abtheilungen: „Die Ehe“, „Gedenkblätter“, „Bilder und Gestalten“, ein reicher Kranz von sonnigen und mystisch dämmernden Geistern. Das sind durchaus Sachen, in denen nichts Her-

gebrachtes, nicht Abgebrauchtes zu finden ist. Die edelsten Regungen unseres Herzens, die höchsten und reichsten Anbilder der Erde und des Himmels finden wir — wie bei den Classikern — auch in vielen dieser Gedichte wieder, nur in neuer Form, die scheinbar frei, aber dem Inhalt oft wunderbar fein anempfunden ist.

Ich will nicht länger behaupten, ich will beweisen. Aus den bei Eugen Diederichs in Leipzig (1898) erschienenen „Stimmen und Bilder“ von Ferdinand Avenarius stammen die hier folgenden Gedichte:

Frühlingsnahen.

Von schwarzer Nächte
Dunkel umflossen,
Auf Wolkenrossen
Herbrauste der Lenz,
Die Höhen umschlang er,
Die Tiefen durchsang er,
Hauchte auf alles
Und wurde stumm.

Aber seltsam
Klopft nun das Herz.
Um sich, betroffen,
Blickt alles Geschaffene,
Allerwärts
Däucht es ihm schöner,
Anders scheine ihm
Das gleiche Geschöpf.

Da zieht ein Sehnen
Heiß durchs All.
Du hörst es flöten
Beim Abendröthen
Im Drosselliede
Und zwitschern im Riede.
Aus den Knospen der Au'n,
Aus der Menschen Träumeraugen
Siehst du es schau'n.
Und wo im Acker der Hase kauert,
Und wo der Fuchs im Dickicht lauert,
Bis wo das Reich des Lebendigen endigt,
Siehst du vom Einen Drange durchschauert,
Siehst du das Freie
Zum Dienen gebändigt.

Schön bist du, Lenz,
Im Festgewande,
Sieger, wenn dir zum schuldigen
Danke huldigen
Die blühenden Lande, —
Erhabener nie,
Als wenn die Winterschlacht,
Lücken ins Lebende gebracht,
Und sie zu füllen
Nach deinem Willen
Geschöpf zu Geschöpf du
Zusammenzwingst!

* * *

Im Gewitter.

Weinerlicher Regen,
Heute glückt dir's nicht —
Trotzig allerwegen
Flimmert's schon vom Licht:

Lang genug getrunken
Hat's herein den Haß, —
Endlich wirft's den Funken
Doch ins Pulverfaß!

Und mit Donnerkrachen
Aufwärts platzt es dort,
Und mit Hohneslachen
Feuert's drüben fort,

Und bei Flintenknattern
Und Kanonengroll
Blitzen Flammennattern
Alle Lüfte voll.

Und ich schreit' im Feuer
Mitten durch die Schlacht —
Ist's auch nicht geheuer,
Ist's doch eine Pracht!

Wär's so übel, Seele,
Fänd' im bunten Braus
All dein trüb Gequäle
Lustigen Garaus?

* * *

Waldeskampf.

Und sei er herrlich anzusehn,
Ich mag jetzt nicht im Laubwald gehn —
Dies heiße Prangen
In Gelb und Roth,
Dies wilde Verlangen
In Todesnoth:
Hier noch ein Ringen
Mit frischem Grün,
Dort ein Umschlingen
In krankem Blüh'n —
Ein Taumel am Tage,
Der prahlt und lacht
In wüstem Gelage,
Und Frost in der Nacht.
Betäuben, Berauschen
In letzter Noth —
Ich mag's nicht belauschen,
Ich wünsch' ihm den Tod!

* * *

Waldestod.

Und nun hast du dich, mein Wald
Würdig drein gefunden: —
Schwand dein grünes Leben bald,
Gieng's in gold'nen Stunden!
Funkelnd kreist noch, lebensmatt,
Niederwärts das letzte Blatt,
Dann wird's Ruh' hinieden,
Ruh' im Kirchhofsfrieden:
Auf dem Grund, ein gold'ger Schaum,
Liegt dein todter Frühlingstraum.

Aber droben in blauen Höh'n
Seh' ich die gute Sonne geh'n,
Sehe sie tragen von Erd' zu Erd'
Alle die Sommer, die sie beschert.

* * *

Der Gruß.

Spät in der Nacht war's. Noch am Arbeitstisch
Müht' ich mich ab. Fruchtlos. Ich warf den Stift
Geekelt hin, die Hände vor der Stirn
Grollt' ich und brütete. Die letzten Tage,
Wie Schreie gellten sie mir nach im Hirn.
Da, aus der schwarzen Stille rings der Nacht
Wuchs vor mir auf ein Wunsch, der oft mich schon
Umsäuselt hatte, doch er rauschte heut
Voll durch mich hin, er ward ich selbst, dass ich
Nur Wunsch, nur Sehnen war: Komm, komm, o Tod,
Befreie mich!
Da fühlt' ich freundlich mir am Scheitel ruhn
Kühl seine Hand und sah des dunkeln Auges
Beruhigende Ruhe. Und er sprach:
„So rühr' ich dich denn an — ich grüße dich.
Nein, bleibe noch! Doch das verleih ich dir:
Dass du fortan dein ganzes Leben lang
Mich vor dir siehst und so siehst, wie ich bin,
Der ich am Ziele wartend steh' von allem,
Herübersegnend übern bunten Tag
Vom großen Abend. Kommt einst deine Zeit,
So tret' ich wieder her, du kennst mich wieder,
Und traulich legst du deinen Arm in meinen.
Dann schreiten wir mitsammen still hinaus
Wie Brüder . . .“

* * *

Lichtgestalten.

Sahst du noch nicht
Um Sonnuntergang
Gestalten,
Goldumleuchtete,
Droben in den
Schwebenden Landen?

Was von erhabenen
Seelen Ewiges
Aus dem Vergänglichen
Aufwärts stieg:
Siehe, so wandelt
In leuchtenden Höhen
Segnend es
Über den Suchenden hin,
Und zu seines Volkes
Lichteskindern
Blickt der Umdunkelte
Dankbar auf.

* * *

Die sterben beide an einem Tag.

War heut doch ein zuwid'rer Tag —
Ob er was Gutes noch bringen mag?

Geh ich zum Goldenen Elefanten,
Möglich, ich treff' dort einen Bekannten,
Zum Tagesschluss noch Galle und Nieren
Mal zu entlasten durch Politisieren.
Schreit ich denn ab von der Eingangshalle
Spähend die räuch'rigen Kneipstuben alle,
Aber vor ihren Hüten und Röcken
Sitzen nur fremde Philister und Gecken.
Komme so bis an die letzte Thür,
Da ist's leer — so bleib' ich hier,
Wo kein unbewanderter Mann
Mich so leichtlich finden kann,
Stecke ins Glas nun meine Nasen
Und beginne Trübsal zu blasen.

Plötzlich knarrt die Angel. Fürwahr,
Zieht daher ein eigen Paar!
Ein uralt Männlein führt herein
Am Arm ein steinalt Mütterlein,
Grüßt mich höflich, mit zitt'riger Hand
Hängt's ihren Mantel dann an die Wand,
Rückt einen Stuhl ihr, altmodisch galant,
Dort an des letzten Tischchens Rand,

Putzt die Brille, setzt sich, blickt
Prüfend ringsum, lächelt und nickt.
Kommt der Kellner. „Zwei Spaten?“ „Nein!“
Schmunzelt der Alte, „was gibt's für Wein?“
Und bestellt ein Fläschlein gut
Vom alleredelsten Traubenblut.
Jetzt werd' ich den beiden Luft:
Kennerisch saugt das Männchen den Duft,
Stößt mit der Alten den Römer an,
Streichelt zärtlich ihr Kinn alsdann,
Ihr mag'res, und blickt ihr immer dicht,
Ins freundliche kleine Runzelgesicht.
Dann schweigen sie, bis der Alte schaut
Zur Uhr. Da spricht er plötzlich laut:

„Dass wir uns hier gefunden, war
Just eben also g'nau siebzig Jahr!“
Und nun erhebt sich plötzlich sie,
Und feierlich langsam und nicht ohne Müh
Stolziert sie um des Tisches Rund
Und küsst den Greisen g'rad' auf den Mund,
Lange und fest g'rad' auf den Mund.
Und in Auge bleiben sie stehn . . .
Ganz wunderlich ist das anzusehn,
Ganz wunderlich! Plötzlich der Glockenschlag
Der Mitternacht —

Ihr sterbt an einem Tag!

Eine Schildbürger-Geschichte.

Einst wollten die Schildbürger ein Theater bauen. Aber sie hatten keinen geeigneten Platz dazu. Am besten passte der, auf dem das alte Theater stand, eine ungeschickte, feuergefährliche Bude, bei der für den Fall einer Feuersbrunst an den Außenwänden eine Art von Heubodentreppe angebracht war. Wie aber sollte man nun das neue Theater auf diesen Platz stellen, wenn das alte noch drauf stand? Darüber zerbrachen sich die Schildbürger ihre Köpfe.

Der Gärtner machte den Vorschlag, man solle das neue Theater auf das alte pfropfen, wodurch eine edle Mischgattung entstehe. Nun hatten die Schildbürger dieselbe Sache schon vorher bei ihrem Rathhause gemacht, nämlich ein neues Rathhaus auf das alte gestellt. Die edle Mischgattung wollte aber nicht recht gefallen, und so wurde des Gärtners Vorschlag abgelehnt.

Nach gepflogenen eingehenden Studien kam endlich der Baumeister zur Erklärung, dass es allerdings ein Mittel gäbe, das neue Theater dorthin bauen zu können, wo das alte stand, man müsse nämlich vorher das alte niederreißen.

Die Stadtväter fanden das „gar dumm“. Einen noch ganz guten Bau, der schon so lange seine Dienste geleistet hat, niederreißen und ihn wieder aufführen?! Haben wir denn so viel Geld?

Neben dem alten Theater breitete sich ein schöner Garten aus mit herrlichen Bäumen, unter denen sich das Volk und die Jugend zur Lust ergieng. Da kam einem der Stadtväter die Idee: Bauen wir das neue Theater in diesen Garten hinein. Die Bäume fällen wir, Bäume gehören nicht in die Stadt, in die Stadt gehören Häuser. „Wer eine selbstverständliche Wahrheit das erstemal ausspricht, der ist unsterblich.“ Bäume gehören nicht in die Stadt, in die Stadt gehören Häuser! der Stadtvater war unsterblich.

Weil in Schildburg zur Weisheit sich rasch die Thatkraft zu gesellen pflegt, so wurde schon am nächsten Tag begonnen, im Garten die alten, schattigen Bäume zu fällen, mehr als hundert an der Zahl. Damit war auch eine allfällige Opposition des Pöbels gebrochen, die sich anfangs ja immer und überall einstellt, wo etwas Neues und wahrhaft Gutes angestrebt wird. Der größte Theil der Bevölkerung war dem Projecte entgegen, mit Unrecht natürlich, hatten sie doch ihren Willen bei der Wahl den Stadtvätern übergeben; wie gewahlt, so gezahlt. Nun war aber auf diesem Bauplatz, als an Stelle eines einst verschütteten Stadtgrabens, lockerer Schottergrund, so dass zu befürchten stand, das neue Theater würde umfallen. Da gab ein Stadtvater den Rath, man solle alle Steine des Anstoßes hineinwerfen, die die Wahl dieses Bauplatzes verursacht hätte, und das Theater würde ausgezeichnet fundiert sein.

So geschah es, und in kurzer Zeit stand der Prachtbau da. — Nun sahen aber die Schildbürger zu ihrer größten Überraschung, dass sie zwei Theater hätten, die unmittelbar neben einander standen. Wie war das nur möglich? Sie hatten ja bloß eins gebaut! Ja so, das alte, die Bude stand noch da. — Aber wozu, so fragten sie sich, wozu brauchen wir jetzt diesen alten Rumpelkasten, der so hässlich dem neuen Bau gegenüber steht? denn sie hatten architektonischen Geschmack, die Schildbürger! Also fassten sie den Entschluss, das alte Theater niederzureißen.

Als demnach die Bude weggeräumt, zeigte es sich, dass der Platz, auf dem sie gestanden, leer war, und dass er sich sehr gut für den Bau eines neuen Theaters eignete. Jetzt, das stand aber schon dort drüben, wo einst der Park mit den herrlichen Bäumen gewesen. Was war zu thun? Auf Rollen Gebäude weiter zu schieben, wie die Amerikaner, das hatten die Schildbürger noch nicht gelernt. Sie beschlossen also, das neue Theater ruhig stehen zu lassen, wo es stand, den alten Theaterplatz aber dadurch auszunützen, dass man auf demselben ein großes Monument errichtete, unten darstellend die breite Schichte der Wähler und Steuerzahler, höher oben im engeren Kreise der hohe Rath, und an der Spitze das Stadtoberhaupt — also ganz pyramidal zum ruhmreichen Andenken gewidmet den weisen Stadtvätern von Schildburg.

H. M.

Vorstehende Erzählung lässt zwei Auffassungen zu. Wir für unseren Theil halten sie als durchaus naiv und harmlos, während andere darin ganz verruchte Bosheiten, gemünzt gegen eine bestimmte Stadt in den Alpen, finden wollen. Natürlich haben, wie immer, wir recht.

Die Red.

Warum kaufen die lieben Deutschen so wenig Bücher?

Hm, drollige Frage! das muss ich sagen;
Denn man braucht nur die Augen aufzuschlagen
Und hineinzuschauen ins Publicum,
Dann weiß man auch schon zur Genüge warum.

Da sind die einen, die lesen sich satt
Des Morgens an Zeitung und Tageblatt,
Auch lassen sie Wochenschriften wandern
Im Lesezirkel, von einem zum andern —
Was kann sie an Büchern noch reizen und freuen?
Sie wissen ja immer das Neueste vom Neuen!

Sind and're wiedrum, gar gut und brav,
Die brauchen zehn Stunden gesunden Schlaf,
Die müssen zwei Stunden spazieren geh'n,
Zwei Stunden lang aus dem Fenster seh'n,
Vier Stunden bei der Arbeit schwitzen,
Und sechse in der Kneipe sitzen —
Nun bitt' ich, wo sollen die armen Wesen
Die Zeit hernehmen zum Bücherlesen?

Sind abermals and're, die hätten wohl Zeit,
Doch braucht g'rad die Gattin ein Seidenkleid,
Das Töchterchen braucht einen Bechsteinflügel,
Die Pferde moderne Schabracken und Zügel —
Kurz, 's ist wohl erklärlich für jedermann:
Ein Buch kommt hier noch lange nicht dran!

Da sind auch die Herren Kritici
Und Redacteure, wie steht's um die?
Ja die, die werden sich Bücher kaufen —,
Da kommen sie gratis ins Haus gelaufen!

Sind schließlich sie selber, die Herren Autoren —
An denen ist Hopfen und Malz verloren!
Dieweil sie die Bücher dutzendweis schreiben,
So lassen das Lesen sie gänzlich bleiben.

Kurz, wollt' ich hier nennen der Gründe jeden,
Ich könnte die Zung' aus dem Munde mir reden;
Denn wo man hineingreift ins Publicum,
Man greift eine Antwort auf dies Warum.

Edwin Bormann.

Wie Dichter entstehen.

Aus einem Artikel der Wiener „Neuen Revue“ glauben wir die nachfolgenden Ausführungen unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen. Sie entstammen der Feder Gustav Schwarzkopfs und zeigen, wieso es kommt, dass Kürschners Literaturkalender über 10.000 lebende deutsche Dichter und Schriftsteller aufzuweisen hat.

„Wenn Siegfried in seinem vierzehnten Jahre zu dichten anfängt, so empfindet er vor Vollendung des fünfzehnten bereits das dringende Bedürfnis, gedruckt zu werden. Das glaubt er sich, vor allen Dingen aber der Welt schuldig zu sein. Durch Vermittelung einiger Zeitschriften werden seine Dichtungen der „Welt" zugeführt. Wenn einmal ein Dutzend erschienen ist, stellt sich bei Siegfried das Verlangen ein, seine Werke, auch diejenigen, die noch die Mappe birgt, in Buchform zu sehen. Die Eltern finden das Verlangen begreiflich. Sie fragen, was soll man dem Jungen zum Geburtstag schenken? Soll man ihm ein Rad kaufen, oder soll man seine Gedichte drucken lassen? Wenn die Mittel reichen, erhält er beides: das Rad und die Erlaubnis, mit einem Verleger zu unterhandeln. Die brennende Sehnsucht nach Druckerschwärze, welche die tausend Siegfrieds empfinden, hat neue Geschäftszweige ins Leben gerufen. Die Speculation, die mit allen Eitelkeiten rechnen muss, hat sich auch der Eitelkeit, gedruckt zu werden, bemächtigt. Es gibt eine verhältnismäßig große Anzahl von „literarischen" Wochenblättchen, die zu dem Zwecke gegründet wurden, die Erzeugnisse in Poesie und Prosa von Siegfried und Genossen aufzunehmen. Diese Blätter zahlen selbstverständlich für Beiträge kein Honorar, sie nehmen es, der Abonnementsschein ist der Rechtstitel zur Mitarbeiterschaft, wer mehrere auf seinen Namen lautende Abonnementsscheine aufweisen kann, wird besser behandelt. Er darf mehr oder öfter Platz für sich in Anspruch nehmen. Nichtabonnenten ist der Eintritt verboten. Es ist ein ideales Verhältnis, ein Bild echter häuslicher Thätigkeit, die auf die Mithilfe Fremder ganz verzichtet. Diejenigen, die die Zeitung schreiben, lassen sie auch auf ihre Kosten drucken und besorgen auch das Lesen ganz allein.

Dem gefälligen Redacteur, der Siegfried fördert und damit eine allerdings bescheidene Existenz gewinnt, hat sich auch der gefällige Verleger zugesellt. Es gibt einige, die sich ausschließlich nur mit dem Verlag und Vertrieb solcher Bücher befassen, deren Drucksorten von den Autoren, und zwar reichlich bezahlt werden. Der größte Theil der Summe, die durch den Verkauf einzelner Exemplare erzielt wird, d. h. derjenigen Exemplare, die der Autor selbst für seine Freunde und Verwandten kauft, fällt auch dem Verleger zu.

Siegfried und Genossen wollen aber nicht nur schreiben und gedruckt sein, sie wollen auch kritisch gewürdigt werden. Auch dafür ist gesorgt. Es gibt Blättchen, die ausschließlich der Kritik dienen. Ihre Parole ist; Wer abonniert, darf kritisieren. In diesen Blättern kann man lesen, wie Siegfried über das Genie Eugens und wie Eugen über das Genie Siegfrieds denkt und urtheilt. Die jungen Herren sind darin wirklich nicht schüchtern oder blöde, und sehr gewandt im Abstreifen von beengenden Vorurtheilen. Sie sagen: Wenn *wir* uns nicht loben, wer soll es denn thun? Ihre keck zugreifende Naivetät hat das edle Princip der Gegenseitigkeit rascher und schöner zur Entwickelung gebracht, als die langjährige Übung der Alten. Dieser schönen Eintheilung ist es zu danken, dass Siegfried und Genossen schon in jungen Jahren mit zahlreichen „lobenden Zeitungsausschnitten" prunken können, ein Erfolg, der wieder zahlreiche neue Siegfrieds schafft."

In unseren Schulen lernt man Verse machen. Und da passiert manchem der Irrthum, das Versemachen mit dem Dichten zu verwechseln. Sie meinen, wer so gut Verse machen könne, wie Schiller, der sei auch ein so großer Dichter. Es ist aber viel schwerer, eine gute Prosa zu schreiben, als einen regelrechten Vers zu machen. Letzteres kann man lernen, ersteres ist ein Talent. Das Dichten ist halt so leicht und man braucht nichts dazu. Wäre die Feder so schwer wie ein Schmiedehammer und das Blatt Papier so rauh und herb wie ein Brachfeld — der Kürschner hätte nicht ihrer zehntausend in seinem Literaturkalender.

Bücher.

Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. Staackmann. 1898.)

Weil das Genie in seiner glücklichen Blindheit gerade die höchsten Thaten verrichtet, so schüttelt mancher den Kopf, wenn Dichter über Dichtkunst schreiben, als ob die theoretische Beschäftigung mit den Kunstproblemen auf ein Nachlassen der naiven Productionskraft zurückzuführen wäre. Goethe und Schillers Briefwechsel und die ästhetischen Abhandlungen Schillers beweisen, wie wenig verständiges Nachdenken und kritische Begriffe als störende Beigaben auf dem Wege der schöpferischen Dichtkunst anzusehen sind. Ja, man darf behaupten, dass man den Werken der Dichtkunst umso gerechter wird, je weniger man bei deren Beurtheilung nur lediglich von theoretischen Schulmeinungen und gelehrten Schlagwörtern ausgeht und je mehr man durch eigene productive Thätigkeit auch in die innere und geheimnisvolle Werkstätte des künstlerischen Schaffens einen Blick zu werfen vermag. Diese Vertrautheit mit dem innern Werdeprocess des Dichtens geben dem vorliegenden Buch einen zweifellosen Wert, und Spielhagens Urtheilen nicht nur über Wesen und Theorie des Romans, worin er selbst Meister ist, sondern auch seiner Würdigung der neuesten, ihm selbst durch eigene Bethätigung fremden dramatischen Literatur ein hohes Interesse. Der Ausspruch: „Wer den Dichter will versteh'n, muss in Dichters Lande geh'n" hat einen viel tiefern Sinn, als ihm gemeiniglich zugeschrieben wird.

In jedem Dichtwerk steckt etwas, das die Gelehrsamkeit allein nicht herauszunehmen, sondern nur der zu schätzen weiß, den die Muse mindestens mit ihrem Flügel gestreift hat.

Es ist begreiflich und berechtigt zugleich, wenn der Verfasser der „Problematischen Naturen" und der „Sturmflut" sich gegen das geringschätzende Urtheil Schillers verwahrt „dass jede Romanform schlechterdings nicht poetisch sei, sondern ganz nur im Gebiete des Verstandes liege", sondern im Gegentheile zu dem Satze gelangt, „dass der legitime Erbe des alten, in unserer Zeit dichterisch nicht mehr möglichen Volksepos einzig und allein der moderne Roman sei, der seine Aufgabe, die weite Welt zu umschweifen und sich liebevoll in das kleinste Detail zu versenken nur lösen kann, wenn er das Wort, ledig der Fesseln von Metrum, Rhythmus und Reim, zur völligen Freiheit entbindet als Organ des durch kein ästhetisches Dogma, keine überlieferte Gepflogenheit beschränkten, völlig freien, die Welt durch das Medium der Phantasie betrachtenden Geistes." Durch diesen Satz wird allerdings die epische Dichtung der Neuzeit, insoweit sie sich in der Form des modernen Romans ausspricht, eines wesentlichen Merkmals der alten Epik entkleidet, jener Objectivität und des Zurücktretens des Dichters hinter die Begebenheiten und handelnden Personen, und wird zum Ausdruck der vollen Persönlichkeit und des geistigen Lebens des Verfassers: einer Subjectivität, die der Dichter nicht durchbrechen kann, ohne seinen intimsten und mächtigsten Zauber aufzugeben. Von diesem Standpunkte aus beleuchtet Spielhagen in geistvoller und anregender Weise den neuern Roman, der in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahren" auf der Höhe modernen epischen Schaffens steht, an verschiedenen Meistern der Erzählungskunst, und auch Roseggers „Das ewige Licht" wird von diesem Grundsatze aus einer freisinnigen Würdigung unterzogen.

Nur in dem, was Spielhagen über Goethes „Hermann und Dorothea", dieses herrliche Epos von deutscher Bürgertugend sagt, dürfte er auf berechtigten Widerspruch stoßen. Nicht deshalb, weil er diese Dichtung — gewiss zur Verwunderung vieler — als Novelle bezeichnet, sondern weil er zum Unterschied von dem Roman, worin eine Entwickelung der Charaktere, zum mindesten des Helden stattfindet, es als ein Merkmal der Novelle bezeichnet, dass darin *fertige* Charaktere aufeinander treffen. Sind Hermann und Dorothea wirklich fertige Charaktere, oder liegt nicht gerade in der Entwickelung und seelischen Metamorphose dieser beiden Helden, die gleich einem stillen mächtigen Strome bis zu Ende anschwillt, der Schwerpunkt und zugleich der Hauptreiz dieser herrlichen Dichtung?

Ein interessanter Abschnitt des Buches ist ferner das erste Capitel des Buches: „Die epische Poesie unter dem wechselnden Zeichen des Verkehrs", worin in origineller und bisher nicht beachteter Weise an alter und neuer epischer Dichtung der Einfluss hervorgehoben wird, wie die mit der Zeit wechselnden und erweiterten Verkehrsmittel auf Schauplatz und Umfang der Begebenheiten, und auf Phantasie und Erfindung des Dichters bestimmend eingewirkt haben und naturgemäß einwirken mussten.

Ebensoviel Geistvolles und Anregendes bietet der zweite Abschnitt des Buches, der

über das moderne Drama handelt. Spielhagen ist kein Anhänger des bloßen Naturalismus in der dramatischen Kunst: „Die Zwecke der Natur und der Kunst decken sich nun und nirgends. Die Natur ist ohne die Kunst noch immer sehr gut fertig geworden; und wenn die Kunst in Naturnachahmung aufgeht, ist sie nichts weiter, als eine Natur aus zweiter und — toter Hand, wofür jedes Panoptikum die schauerlichen Beweise liefert.“ Ja, man fühlt aus seinem Buche deutlich heraus, dass der berühmte Romanschriftsteller mit einem gewissen Neid auf die raschere, mühelosere und doch viel nachhaltigere, augenblickliche Wirkung der Bühnendichtung blickt, aber es berührt den Leser sympathisch, dass er in der Beurtheilung der modernen Dramatiker, unter denen er am eingehendsten Sudermann und Hauptmann behandelt, eine gewisse vermittelnde Stellung zwischen alter und neuer Schule, zwischen Idealismus und Realismus einhält. Die Art, wie er die eben genannten beiden Hauptvertreter in ihren einzelnen Werken bespricht, zeigt ebensoviel Einsicht, als Besonnenheit im Urtheil, in der Würdigung von Hauptmanns „Versunkener Glocke“ scheint er mir viel Tüftelei und allegorische Erklärungsversuche gerade in der einfachen Deutung den Nagel auf den Kopf zu treffen. Von diesem Dichter behauptet er mit Recht, dass in seiner Brust zwei Seelen wohnen: die naturalistische Erfurcht vor der Wirklichkeit, in deren Abschilderung man vor nichts zurückschrecken dürfe, und die Sehnsucht hinauf in Regionen, in denen der freie Flügelschlag der Phantasie durch keine Erdenschranke gehemmt wird, und Sudermann begrüßt er als hervorragendes dramatisches Talent, dessen Talent nicht, wie so viele, mit dem ersten glücklichen Erfolg erschöpft hat, sondern, ohne einen Schritt zurückzuweichen, die eingeschlagene Bahn mit einer Kraft fortsetzt, die durch die Übung stetig wächst. Möge keiner, der sich für die Einzelnheiten seiner Ausführungen, in die ich mich in dem engen Rahmen einer bloßen kritischen Anzeige nicht einlassen kann, interessiert, verabsäumen, das geistvolle und anregende Buch selbst zur Hand zu nehmen. Er wird in den schwankenden Eindrücken, mit denen Kritiker und Publicum den neuern Erscheinungen unseres Schriftthums oft gegenüberstehen, einen verläßlichen und klärenden Führer finden. Dr. Gnad.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Das sind Volksüberlieferungen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden und warum sie gerade so entstanden. Zum Beispiel wie die Feindschaft zwischen Hund und Katze entstanden ist, warum der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat, warum die Eichblätter eingekerbt sind, warum des Menschen Fußsohle nicht eben ist, warum der Feldhase keinen Schwanz hat u. s. w. Phantastische Deutungen, oft rührend sinnig, oft voll übermüthigen Humors. Ein wertvolles Büchlein für alle Freunde naiver Volkspoesie. M.

Bunte Märchen. Von Hanna Schomacker. (Leipzig. Gustav Fock.)

Allen Dingen Seele einzuflößen, das macht den Dichter. Somit ist der Märchendichter, der die leblosen Gegenstande menschlich beseelt und sie in Herzensbeziehung zu den Menschen bringt, der wahre, ureigentliche Dichter. Von der Verfasserin der „Bunten Märchen“ darf man das wohl sagen. Und ihre Märchen werden dadurch pikant, dass sie es versteht, die phantastischesten Erfindungen in moderner Form darzustellen. Es ist drollig, wenn die rostige Stahlfeder oder der vertrocknete Veilchenstrauß, oder der Silberlöffel oder der Fingerring oder gar der Storch in putziger Gouvernantensprache plaudern. Aber das Abenteuerliche und Drollige tritt zurück vor dem tieferen Sinn, der allerwärts durch die anmuthigen Geschichtlein sich spinnt und dieselben zu einer wahrhaft anregenden Lecture macht. M.

Der Vicar. Novelle in Versen von Adalbert von Haustein. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

In dem engen Rahmen einer kurzen Erzählung entrollt hier der begabte Autor ein ergreifendes Gemälde aus dem Kleinbürgerthum des katholischen Rheinlandes. Das alte Problem von Liebe und Entsagung eines Priesters ist zum Gegenstand einer dramatischen Schilderung gemacht. V.

Im Verlage von Friedrich Schirmer, Berlin, ist erschienen: **„Drillichauer Lebensläufe“** von Manuel Schnitzer. Prächtige Charakterköpfe aus der kleinen Stadt, wo gleichsam jedermann zum komischen Original werden musste, zum „Reislein vom Narrenbaume“, der allerort grünt und gedeiht. Es sind Vollmenschen, diese Männer von Drillichau, und der Verfasser versteht es, sie so zu schildern, dass man sie förmlich in greifbarer Lebendigkeit vor sich sieht. Manchmal streift hier der Schnitzer'sche Humor, dem es auch an satirischer Schärfe nicht fehlt, an das Tragische: der Jahrmarkt menschlicher Eitelkeiten hat sich in diesem kleinem Drillichau aufgethan, das so zum Spiegelbilde der großen Welt wird. V.

Mit Freuden wird es nicht nur in theologischen, sondern auch in den Kreisen der Gebildeten überhaupt begrüßt werden, dass der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. seiner trefflichen **Bibliothek der Gesammtliteratur** ein so wertvolles Buch wie Schleiermachers „Der christliche Glaube" einverleibt hat. Das schöne Werk, durch ein Begleitwort von Sup. Prof. Dr. Förster eingeführt, ist nunmehr in einer billigen Ausgabe erlangbar. Die nächste Nummer dieser Serie nimmt Friedrich Schillers Erzählung „Der Geisterseher" ein. Dann Edward Lytton Bulwers vortrefflichen Roman „Rienzi, der letzte der Tribunen", ein Werk, das schon um deswillen das allgemeine Interesse verdient, weil es unserem Meister Richard Wagner den Stoff zu seiner bekannten Oper geliefert hat. Die neue Serie der Bibliothek der Gesammt-Literatur (Halle a. S., Otto Hendel) bringt zunächst des Oldenburger Poeten Julius Mosen „Gedichte". Die folgenden Nummern bringen einen historischen Roman E. Hartners „Im Schlosse zu Heidelberg", der nächste Band „Englische Dichter", Gisberte Freiligrath bringt Übersetzungen von Shelley, Moore, Keats, Swinburne u. a. Ferner zwei Dramen des Italieners Giacosa „Freudlose Liebe" und „Rechte der Seele". Endlich bringt die Serie noch Heinrich Smidt's Devrientnovellen. V.

Büchereinlauf.

Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Aus dem Verlage Karl Konegen, Wien:

Kreuzigt ihn! Roman von C. v. Czajkowski.

Gedichte von H. Geras.

In der G'schwindigkeit. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.

Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln von Adolf Pichler. (Leipzig. George Heinrich Meyer. 1898.)

Brüder und Schwestern. Roman von Eugen Reichel. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1898.)

Unbesiegbar. Roman von Ludwig Stave. (Leipzig. A. Dieckmann.)

Gruß aus Thüringen. Neue Lieder von Julius Gersdorff. (Hetschburg a. Ilm. Julius Gersdorff.)

O Menschenfreud, o Menschenleid! Gedichte von A. Kassau. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Aus 'm Gebirge. Ollerhand Geschöchten un Tommheeten. Drei Hefte. (Unter-Polaun, Böhmen.)

Durch Licht zum Licht. Buddhistische Mission. (Leipzig. Anton Hartmann.)

Deutsche Sprache und deutsches Leben. Von Augustin Trapet. (Gießen. O. Kindt. 1898.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897. Geleitet von Oskar Pach. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Emil Rittershaus als Dichter und Mensch. Vortrag von Gustav Andrießen. (Krefeld. K. Kästner. 1898.)

Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. Von Dr. E. Martinak. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Tourenbuch von Steiermark für Radfahrer. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. Herausgegeben vom steierischen Radfahrer-Gauverband.

Warmbad und Sommerfrische Topolschitz, Post Schönstein bei Cilli in Südsteiermark.

Postkarten des „Heimgarten".

W. Z., Dresden: Die Leipziger „Allg. Buchhändler-Zeitung" war zum Abdruck bewusster Mittheilungen nicht ermächtigt. Die Hartleben-Angelegenheit ist abgeschlossen und ich lasse mich darüber in keine Polemik ein. R.

H. F., Wien: Welcher Stand und Beruf hätte heute nicht zu kämpfen! Es ist gleichsam ein krampfhaftes Anspannen aller Muskeln der Menschheit, bevor die Weltgeschichte ihren Purzelbaum schlägt. Einstweilen besteht unser Elend darin, dass man immer nur

ans Princip denkt, nie an die Bedürfnisse. Das Princip ist eine Fessel der Vergangenheit. Und da will man vorwärts kommen. — Suchen wir doch erst die neuen Erscheinungen zu verstehen, den neuen socialen Bedürfnissen gerecht zu werden, dann haben wir auch das richtige Princip.

F. F., München: Schön Dank für die Bilder, die mir meine vorjährige Dolomitenreise in so ausgezeichneter Weise ins Gedächtnis zurückrufen. R.

B. K., Graz: Handelt es sich um ein Duell, so muss man den Muth haben, zu sagen, dass man keinen hat. Denn es ist der Muth der Feigheit, wenn man nicht das Herz hat, für eine schlimme Handlung ordentliche Genugthuung zu leisten, wenn man sich an dieser Mannespflicht vorbeidrücken will mit einer nichtssagenden Schlägerei.

W. L., Salzburg: Jener Ausspruch Goethes an Eckermann lautet: „Unser Landvolk hat sich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen."

A. K., Berlin: Was hilft das viele Schreiben und die massenhaft anwachsende Literatur über Gesundheitspflege! Diese Hypochonderliteratur gefällt mir nicht. Einfach leben, körperlich tüchtig arbeiten, bei der Nacht schlafen und weiter nicht an die Gesundheit denken. Basta!

A. M., Wiener-Neustadt: Über die Frage, wer das Recht hat, das Bildnis einer Person zu vervielfältigen, scheint immer noch Unklarheit zu herrschen, obwohl sie nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen leicht und einfach zu beantworten wäre. Es zeigt sich das namentlich anlässlich des sogenannten Stuttgarter Bilderstreits, das heißt anlässlich des so lebhaften, von den deutschen Porträtphotographen erhobenen Einspruchs gegen das Anerbieten der Stuttgarter illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer", ihren Abonnenten Vervielfältigungen nach eingesandten Originalphotographien zu liefern (ein Anerbieten, auf das hin beiläufig bis jetzt mehr als sechzigtausend Photographien bestellt wurden). Das Bild einer Person darf nur derjenige vervielfältigen, der, sei er nun Maler, Bildhauer oder Photograph, sich von dem Besteller des Originalwerks ausdrücklich die Erlaubnis hiezu ausgewirkt hat. Am wenigsten ist der Photograph als Hersteller einer Originalaufnahme berechtigt, willkürlich Copien derselben anzufertigen, er macht sich sogar direct strafbar, wenn er dieses thut. So versagt denn auch das deutsche Gesetz über den Schutz der Photographien gegen unberechtigte Nachbildung dem Photographen den Schutz gegen die Nachbildung der von ihm gemachten Porträtaufnahmen.

B. F., Graz: Eine deutsche Übersetzung von Zolas neuem Roman „Paris" kommt gegenwärtig in der Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" zur Veröffentlichung und wird im Mai auch in Buchform zur Ausgabe gelangen.

A. L., Dresden: Man macht seinen Lesern, die es ernst meinen, ja von Herzen gern eine kleine Freude, und es wäre lächerlich, ein warm gewünschtes Autograph zu verweigern, wenn nicht weitere, manchmal recht unbescheidene Zumuthungen gestellt würden. Nur mit Postpacketen von Stamm- und Gedenkbüchern, von Fächern zum Hineinschreiben bitte ich mich zu verschonen. Die tägliche Belästigung mit solchen Sachen ist eine unleidliche geworden. Als ob ein Mensch sonst nichts zu thun hätte, als Postpakete aufschneiden, wieder einpacken, zwei bis drei Frachtbriefe dazuschreiben, auf die Post tragen u. s. w. bloß um der Sammelnarrheit und der Eitelkeit müßiger Leute zu genügen. R.

M. Brody: Eine andere Besprechung des Buches bereits gesetzt. Grüße dem warmherzigen Menschen.

F. H., Wolfsberg: Viele Grüße. Leider muss ich wegen Zeitmangels mir die Freude persönlichen Briefschreibens immer mehr versagen. R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

Mai 1898.

8. Heft. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am zweiunddreißigsten Sonntag.

Ein Dämon ist hier undenkbar. Die Langweile. Die Zeitungsnotiz von dem Geldbaron-Sohn, der sich aus Lebensüberdruss die Kugel gab, hat mich erinnert daran, dass es draußen bei euch so etwas gibt. Hier sorgt die Arbeit, die Ermüdung und die Armut dafür, dass sich aus Langweile niemand ein Leid anthut. Und wenn sie sich einmal heranschleichen sollte, diese stinkträge, blutsaugerische Bestie! Beim Gleimer in Hoisendorf ist ein alter Knecht, den die Arbeit schon über und über krummgebogen hat; der sagte mir letztens, wenn nebeneinander zwei Feiertage stünden, da hebe er am zweiten nachmittags gerne an, zu arbeiten. Es ist auch merkwürdig, dass Bauernburschen von der schweren körperlichen Wochenarbeit am Sonntage sich durch Kegeln, Rangeln, Eisschießen und andere Körperübungen erholen. Hast Du, Philosoph, Dich einmal vom Studieren durch Studieren erholt? — Daraus könnte man schließen, dass die körperliche Arbeit den Menschen lange nicht so schnell aufbraucht, als die geistige. Oder ist Erdhauch ein Lebenselixier?

Schiebe es der Langeweile nicht in die Schuhe, wenn Dein Bauernknecht an Sonntagen philosophische Anwandlungen hat. Denke an seine niedrige Herkunft und dass langwierige Schulbänke nie mehr ganz gutzumachen sind.

Am Mittwoch, während, wie ich lese, bei euch draußen überall das wilde Hochwasser war, haben wir die Sicheln gedängelt. Die Haferfelder sind noch wiesengrün, nur sonnseitig färben sich die vielschnabeligen Rispen ins Silberige. Der Roggen steht dicht, hoch, üppig, und eine Ähre legt sich schwer und reich auf die Achsel der andern. Sie schimmern in Goldglanz. So schön, sagt der Hausvater in seiner demüthigen Freude, wäre die liebe Feldfrucht seit vielen Jahren nicht mehr gestanden. Mir verdirbt's die Freude, dass ich denken muss: das, was wir hier ernten, gehört nicht mehr unser, gehört dem Händler. Wenn es aber vom Ungewitter verheert worden wäre, dann hätte es unser gehört. O traurige Landwirtschaft! Zum Glücke, dass der Kulmbock in den Landtag kommt, Der wird's schon anders machen. An dem kommt keiner vorbei! Einstweilen läßt er seinen reifen Kornacker noch reifer werden, und sitzt in politischen Versammlungen und Berathungen der Wirtshäuser des Vordergai's.

Dass mich am Donnerstag, wie wir uns am Feldrande angestellt haben mit den klingenden Sicheln, keiner meiner Stadtbekannten gesehen hat, dessen bin ich froh. Einen gewissen Ehrgeiz setze ich doch drauf, als ordentlicher Bauer auch etwas von der Hand zu bringen. Lieber ist es mir jetzt jedenfalls, ich bringe gewandt eine stilvolle Korngarbe fertig, als einen Zeitungsartikel über Einfuhr ungarischen Getreides. Nun ist's aber auf dem Kornfeld gar nicht nett gewesen.

Mir wollten beim Garbenschneiden und Binden die Halme nicht einig werden, der eine stand da hinweg, der andere dort hinaus, der eine war zu kurz, der andere zu lang. Und erst die Stoppeln! Hier standen sie borstig halbfußhoch hervor, dort hatte die Sichel vom Rasen ein Stück weggehackt. Und wie man aus zwei dünnen Halmbüscheln flink und anmuthig ein Garbenband dreht und knüpft, das lernt man auf keiner Universität und auf keiner Akademie. Das Kornschneiden ist eine Wissenschaft und Kunst für sich; wie viele Kunstgriffe es dabei gibt, wie viele Abarten der Thätigkeit, wie viele technische Bezeichnungen — Du, Doctor, der Du aus deinen Studien einige Complicationen gewohnt sein magst, würdest es nicht glauben. Der kleine Franzel, der jetzt Schulferien hat, schneidet auch tapfer mit und er hat's in der Hand, das „Wetzen“ und „abmaißen“ und „Ausziehen“ und „Wellenmachen“ und „Bandelwinden“ und „Raideln“; ihm fügt sich alles wie von selbst, was mir unter Aufbietung aller Fähigkeiten nicht gelingen will. „Was Ihr Euch mit Witz und Verstand nicht erwerbt, hat er von seiner Frau Mutter geerbt.“ Und wo die Frau Mutter Natur ihn etwa noch hie und da im Stiche

läßt, dort hilft die Hausmutter nach, die es ihm gar scharf verweist, wenn von Franzels Garbe ein Halm verstreut oder eine Ähre abgeknickt ist! Dem Knaben sagt sie's, mich meint sie – und hat wohl alle Ursache dazu. „Der große, starke Bengel ist gerade der allerungeschickteste!" Ich wollte ihr dieses Wort mit Fingern von der Zunge nehmen, denn dort liegt es zum Greifen, davon bin ich überzeugt.

Während die Hausmutter und der Franzel, der Hausvater und ich die Garben schneiden und binden, trägt der Rocherl mit dem einen Arm sie zusammen in „Schüpfeln". An diesem einen Tage haben wir zweihundert Garben geschnitten. Und als es dunkel wurde und das weiche Gras schon kühl und feucht war in den Stoppeln, da sind die anderen in den Hof hinaufgegangen, um dort noch die häuslichen Arbeiten zu thun. Der Hausvater und ich sind auf dem Felde geblieben, um aus den „Schüpfeln", die zu sechs Garben stark sind, die „Deckeln" aufzustellen. Der Hausvater stellte je fünf Garben nebeneinander auf den Kopf, so dass oben die Ähren aneinander lehnen, ich halte sie mit der Hand fest, während er aus der sechsten Garbe den „Hut" biegt — eine unerhört einfache pyramidenförmige hohle Figur, die er dann über die Garben stülpt. So werden die aufgestülpten Garben von diesem Hute zusammengehalten und haben bei Regenwetter ein prächtig ableitendes Dach, bis alle mit dem langen Leiterkarren in großen Fuhren zur Scheune geschafft werder können. Das muss schon ein heftiger Sturm sein, der so ein Deckel wirft. Diese Deckeln stehen zu je zehn in zweireihigen Gruppen zusammen und heißen nun eine „Setz", ein „Schober" oder eine „Fuhr". — Du hast Dein Lebtag schon so viel Überflüssiges gelernt, mein Doctor, Professor und Philosoph, dass Dir diese eingehende Beschreibung einer Kornernte im Gebirg kein besonderes Bedenken zu verursachen braucht. Wenn Du Dir all diese Garben einprägst, so wirst Du zwar viel Stroh im Kopfe haben, aber auch volle Ähren! — Übrigens, nehmen wir gleich heute noch Abschied von der Ernte! Ich will Dir nur noch ein kleines Gespräch erzählen, das so groß und einfältig ist, als wäre es aus dem Homer.

Es war schon ganz finster geworden. Im Grase zirpten die Heimchen, dass es wie ein wunderbares Klangrieseln war über das weite Feld hin. Die hüpfende Heuschrecke schnellte manchmal ein feines Thautröpflein auf an unsere Hände. Der schwarze Himmel war voll funkelnder Sterne. Mein Hausvater setzte sich auf eine Garbe, trocknete den Schweiß und athmete schwer. So ruhte er, das Gesicht gegen Himmel gewendet, kurze Zeit, dann sagte er leise: „Wenn wir einmal dort oben sind — alle miteinander!"

„Damit hat's Zeit, Vater", antwortete ich.

„Es ist halt hart", sagte er. „Keins von meinen Leuten möcht' ich überleben. Und wenn sie mich müssten ins Grab legen, thäten sie mir auch erbarmen."

Darauf ich: „Da weiß es dann der liebe Gott mit dem besten Willen nicht, wie er es einrichten sollte."

„Es ist so, es ist so, Hansel. Wir sind allzu herzkrank, allzu herzkrank sind wir. — Wenn ich's nur nit gar so lieb thät' haben, das Dirndl!"

„Die Barbel, meint Ihr."

„So, wir wollen schauen, dass wir in Gottesnamen fertig werden." Er erhob sich mühselig und wir schichteten den Rest der Deckeln.

Dann sind wir heimgegangen, zwischen den fruchtprangenden Feldern hin, deren Bergung in den nächsten Wochen unsere Mühe und unsere Freude sein sollte. Die Luft war wie eine weiche, betäubende Last. Der Sternenhimmel funkelte in seiner unendlichen Ferne fast heftig. Bei den größeren Sternen war's, als sprühten die Zacklein nur so rundum hinaus. Und dazwischen fuhren die Sternschnuppen hin in grellen Streifen über das Himmelsrund. — Der Hausvater blieb einmal stehen, stützte sich an einen Stab, athmete hoch auf und sagte: „Wer's betrachtet. Die Allmacht Gottes!" — Dann stieg er wieder an.

Ob ich meiner Tage noch ein christliches Buch aufschlage oder nicht, ich weiß nun, was Religion ist. Vor keinem Lehrstuhl habe ich's erfahren können. Auf dem freien Felde hat's mich ein Bauer gelehrt. — Sieben oder acht Stunden später, mein Freund, haben wir ein anderes Capitel erfahren von der Allmacht Gottes.

Ein gewaltiges Sausen und Brausen weckt mich auf, ich springe hinaus in den Hof. Es tagt schon und ich sehe gerade nach, wie ein schwefelgelber Himmel niedersinkt auf die Berggipfel und wie über den Schachen herab sich ein ungeheurer Wolkenballen wälzt, unter dessen Wucht die Bäume rasend sich biegen und schmetternd brechen. Von unserem Hausdache springen Giebellatten auf und tanzen hoch in der Luft wie Geier mit langen Schwingen. Noch sehe ich den Hausvater im Nachtgewande, der zur Thür herauseilt, da werde ich zu Boden geworfen, mit Steinwürfen und Knüppeln gedroschen, wie ich denke, und als ich aufspringe, um mich zu wehren, da sind es die Schloßenknollen, die ringsumher niedersausen. Blutend taumle ich unter das Streuhüttendach, von welchem die Schindelsplitter fliegen. Wie von einem weißen Gewebe bin ich eingeschlossen, dessen niederstrählende Fäden, sich kreuzend, ein lebendiges Eisgitter weben. Durch den Hof schießt, die Zeugschupfe durchbrechend, ein Bach herab, Balken, Räder und Karren mit sich treibend; Eismoränen wogen heran und der Lärm ist so, als wäre ringsum ein Wasserfall, eine Feuersbrunst und eine Schlacht. Mein Versuch, ins Wohnhaus hinüberzulaufen, misslang, ebenso auch der, zu den Ochsen in den Stall zu gelangen. In der Einsamkeit undurchdringlicher Naturgewalten harrte ich unter der Streu auf das Niederbrechen des ganzen Gebäudes.

Freund, ich habe bisher nichts Ähnliches erlebt, weiß auch nicht mehr, was ich gedacht habe, es war ein völlig traumhafter Zustand. Wie lange es gedauert hat, darüber gehen die Meinungen auseinander von fünfundzwanzig Minuten bis zu einer Stunde. — Als es vorüber war, kamen sie mir entgegen vom Hause her auf dem knisternden Eise. Durch tiefe Gräben brandete wüster Brei von Wasser, Erdreich und Schloßen hinab. Die Luft war kalt wie im Winter, an den Bergen strichen Nebel hin, und von den Bäumen und Dächern hiengen die Fetzen nieder.

Alle waren todtenblass, die Barbel hielt ihre Hände über dem Busen und stand wie eine Bildsäule da.

„Ist dir wohl nichts geschehen, Hansel?" fragte der Hausvater, denn er hatte mich fallen sehen. „Nicht. Gott Lob und Dank. Das Haus steht auch noch. Und der Kornschnitt ist auch vorbei, das Jahr."

Der Kornschnitt ist freilich vorbei, du ewiger Himmel! Auf allen vier Feldern steht kein Halm. Es ist alles in den Erdboden hineingeschlagen. Die Deckeln, die wir am Vorabende noch mit allem Hochgefühle geschichtet hatten, sind wie Häuflein gekochten Strohes. Es ist wie frisch geackert und gesäet. Das Korn, welches schon reif war, wird im Spätherbste grünen und kann im Winter reifen, wenn — „kein Frost, kein Schnee kommt". Die Grasweiden sind kahl gedroschen. Der Kohlgarten sieht ganz lächerlich aus, er ist mit Krautblättern so fest gepflastert, dass man darauf tanzen könnte, wenn die kahlen Stengel nicht ihre Spieße aufreckten. Das Kraut auf dem Kartoffelfeld ist fast spurlos verschwunden. Wenn's auf den Almen ebenso grob war, dann, mein Freund Alfred, kommt eine lustige Zeit. Dann gibt's keine Arbeit mehr, hingegen viel Fleisch zu essen, weil alle Hausthiere geschlachtet werden müssen. — Auf weiten Umwegen nur können wir zu den Nachbarn, denn an den Rainen sind Lawinen abgegangen, in den Gehölzen ist durch Baumbrüche alles wüst verrammelt. Von den Gleimer- und Schragererhöfen herüber hören wir helles Klagen, Fluchen und Weinen. Unsere Hausmutter wollte auch zu hadern anheben mit dem Herrgott, da sagte der Adam begütigend: „Mutter, so musst nit! Wollen lieber einen Rosenkranz beten, dass wir alle noch leben."

„So!" rief sie, „bedanken sollen wir uns, dass wir Betteleut' geworden sind! Bei uns wird schon einem die Hand abgeschossen, wenn er in den Wald geht um ein Stückel Widbret. Und der da oben thut, was er will! Warum er uns nit gleich all' hat derschlagen lassen, dass wir derlöst wären!"

Du wirst die Verzweiflung dieses Weibes verstehen und du wirst sagen, dass das beste Mittel gegen alle Lästerung Gottes ist, an keinen zu glauben! — Sage es, Du kannst es sagen, Du hast nicht erfahren, wie trotz alledem der Glaube die einzige Stütze dieser Leute ist. Als das Weib sich ausgetobt hatte, begann es — demüthig zu beten.

Am Abend kam ein Bote mit der Nachricht, die Almhütten wären vom Sturme abgedeckt worden, die ältesten Schirmbäume wären gestürzt, aber die Matten seien vom Hagelschlag verschont geblieben.

„Das ist unser Glück", sagte der Adam, von Glück spricht der Mensch! „Jetzt heißt's auf die Alm, Heu machen, wo eins zu finden ist. Wir werden auch nit verhungern, dieweil uns noch die Feldrüben und Erdäpfel bleiben. Den Hansel dürfen wir freilich nit mehr bitten, dass er uns noch länger bleibt. Der wird sich jetzt wohl um einen besseren Platz schauen wollen."

Auf das war ich nicht gefasst, dass die Folgen des Unglückes mich zu allererst treffen sollten. Nachdem wir wie gewöhnlich zu Abend gegessen hatten, sagte ich: „Vater, vielleicht habt Ihr doch noch irgendwo Arbeit für mich. Es sind die Dächer auszubessern, die Fenster zu verkleben, die Wege zu machen und die Stege zu legen. Ich möchte Euch nicht gerne allein lassen, jetzt. Und für die Kost, die ich Euch wegesse, will ich schon gutstehen. Bis der Valentin auf Urlaub heimkommt, darf ich wohl dableiben?"

„Brav bist wohl, brav bist wohl!" sagte der Adam und hielt mir seine zitternde Hand her.

Am Tage drauf ist schon die Abschätzung gekommen. Zwei Herren vom Händler geschickt, der das stehende Getreide gekauft hatte auf dem Felde. Als sie das Unheil sahen, bedauerten sie zuerst den Händler, weil er geschädigt sei, denn nicht einmal für das Angeld, das er gegeben, ist Deckung vorhanden. Dann bedauerten sie natürlich recht theilnehmend auch den Adam, auf den größeren Betrag verzichten zu müssen, den er bei günstiger Ernte gutgehabt hätte. — Der Hausvater schaute nur so drein, als könne er es nicht fassen.

* * *

Am dreiunddreißigsten Sonntag.

Nun sollst Du hören, lieber Freund, was gekommen ist.

Seit dem Ungewitter war der Hausbrunnen ausgeblieben. Oben im Schachen an der Quelle war Erdreich ins Rutschen gekommen und hatte das Wasserrohr verstopft. So arbeiteten wir oben mittelst eines langen Drahtes, den Canal wieder durchzustechen.

„Gott Lob und Dank, dass es nur die Quelle nicht verschüttet hat!" sagte der Adam. „Solang' der Mensch noch Wasser hat, ist's nit zum Verzagen."

„Und die unausrottbare Zufriedenheit ist noch besser, als Wasser!" So ich. „Euch müsste Gott als Lohn für Eure Geduld nach meiner Meinung das größte Glück geben."

„Und nach meiner Meinung müsste er das Glück solchen schenken, die kein Unglück ertragen können“, antwortete er wohlgemuth. „Gerade die Kinder gesund und brav, nachher ist mir alles recht.“

Dieses Gespräch hatten wir so während des Arbeitens geführt, da rief die Mutter vom Hause herauf: „Vater! Sollst ein bissel kommen. Es ist wer da.“

Er gieng langsam hinab. Ich blieb nicht lange allein, bald kam der Rocherl. Die eine starke Faust, die er hat, ballte er umso fester zusammen.

„Jetzt ist er da!“ murmelte der Bursche, man hörte seine Zähne scharren.

„Der Kornhändler?“ fragte ich.

„Dieser Winter. — Der Schullehrer ist im Haus. — Weiß auch warum. — Herrgott, wenn ich den kunnt —!“

„Was meinst du, Rocherl? Wenn der Lehrer da ist und nach dem Vater verlangt hat, so wird’s kaum in einer schlimmen Absicht geschehen.“

„Und das weißt du nit, Hansel, dass er die Barbel haben will?!“ fuhr er empört drein.

„Das kann ich mir schon denken. Und du wirst doch deiner Schwester das Glück nicht neiden!“

„Verdammt!“

„Sei doch froh, dass in all der traurigen Zeit wieder einmal was Fröhliches kommt. Du weißt es wohl doch schon, dass deine arme Schwester jetzt nichts nothwendiger braucht, als einen ehrlichen Ehemann.“

„Als einen ehrlichen Ehemann!“ wiederholte der Bursche unter grellem Lachen, „wo er’s zuerst auf das angelegt hat, dass er sie nachher in der Gewalt hat. Weil sie sonst nit mögen hätt’ — nie!“

„Lieb hat sie ihn.“ Fast stockte mir das Wort im Munde.

„Wen? Diesen Zottel, diesen blatternarbigen?“

Da war ich schon wieder beruhigt. Wenn er nichts Schlechteres von ihm weiß, als die Blatternarben!

„Sei gescheit, Rocherl und frage dich selber einmal, ob du es auch auf das angelegt hast, wie du dazumal auf der Alm bei der Nacht zur Kulmbockhütte gegangen bist? Wer weiß, was du schuldig worden wärest, wenn dich die Burschen nicht zurückgejagt hätten! — Hilf mir jetzt das Brunnenrohr heben, es liegt zu tief. Nur den Hebel in die Hand, so. Es ist schon gut.“

Wir arbeiteten nun schweigend nebeneinander, bis der Ruf zum Mittagessen erscholl. Als wir in die Stube kamen, stand an der Herdecke noch der Lehrer, und seinen zuckenden Mienen sah ich’s an, dass ihm nicht wohl war. Die Barbel war wieder einmal nicht gekommen aus ihrer Kammer. Wir andern setzten uns nach dem Gebete an den Tisch, wie immer. Der Hausvater schob einen verzinnten Löffel, es war der für die

Gäste, über das Tischtuch und sagte: „Bitt gar schön! Die Ehr' auf einen Löffel Suppen thu' uns der Herr Lehrer nit versagen. Er wird wohl schon was Warmes mögen, es ist steil, den Berg herauf."

Der Lehrer trat einen Schritt vor und sprach: „Könnte wohl keinen Bissen essen, solange ich nicht weiß, wie ich dran bin. Der Hans Trautentorffer darf schon wissen drum, ist gut Freund. Und so sage ich's noch einmal, weshalb ich da bin. Ich begehre die Haustochter Barbara zu meinem Weibe."

Der Adam legte den Brotlaib hin, von dem er Brocken in die Milchsuppe geschnitten hatte und sprach: „Thut's mich nit so peinigen, meine lieben Leut'. Es ist wohl eine Lieb' und Ehr', wenn unsere Tochter so eine Heirat kunnt machen. Aber zu jung ist das Dirndel noch, all zu jung. Gelt, Mutter, du sagst es auch?"

Seine Berufung auf die Hausmutter war keine glückliche. „Zu jung!" sagte diese, „das möcht' wohl kein großes Unglück sein. Älter wird der Mensch. Und haben schon jüngere geheiratet. Dass sie sich gerne haben, zeigt sich wohl auch schon rechtschaffen deutlich. — Wenn's Gottes Willen ist!"

Nun legte der Hausvater die Hände zusammen und man merkte ihm eine schwere Beklemmung an, als er sagte: „Und sollten wir — sie fortgeben, unsere Barbel!"

Gieng sein Weib vom Herde an den Tisch, setzte sich zu ihm und sprach fast zärtlich: „Wird uns halt sonst nichts übrig bleiben, Adam. Wird wohl sein müssen. Die paar, drei Wochen sind bald vorüber, die sie noch hat. Wenn sie gleich anfangen, kann's noch zu rechter Zeit in Ordnung gebracht werden."

Jetzt schaute der Adam auf sein Weib, auf den Lehrer, wieder auf sein Weib —. Dann sagte er in gemüthlichem Ton, aber heiser: „So, so. — Ist's wohl doch wahr. — Hab's nit glauben wollen. — Hab's nit glauben wollen. — Die Barbel. — — Meine Barbel .... Nachher freilich wohl ...."

Alsogleich nach diesen Worten wendete die Hausmutter sich ganz vergnügt zum Lehrer: „Nachher thät's ja soweit richtig sein. — Geh', Franzel, ruf' die Dirn. Das dumme Ding soll doch kommen. Ist sowieso schon zu spät jetzt, das Schamen. Kann Gott danken, dass es noch so ausgeht. — Thu sich der Lehrer jetzt zu mir hersetzen. Da ist Platz. Wird ein Bauernmittagsmahl wohl nit verachten. Werden jetzt wohl öfter beieinandersitzen. — Was hat denn der Vater? — — Jesus Maria! — was hat denn der Vater?!"

Unser Hausvater hatte sich in den Tischwinkel gelehnt. Matt röchelte es in seiner Brust. — Was soll ich Dir sagen, Alfred! — Nach wenigen Minuten ist's vorbei gewesen.

Das war gestern, als den 14. August.

* *
*

Welch eine Wucht von Drangsal und Trübsal in diesem Hause! Mit einem Schlage bin ich in den Mittelpunkt versetzt, als wäre ich Hausvater und Bruder. Alle stützen sich auf mich und weinen. Alle schauen zu mir um Rath, was jetzt zu thun sei. Aus welch frevelhaftem Grunde bin ich in dieses Haus gekommen, und welch schwere Menschenpflichten haben meiner hier gewartet! Wenn der heilige Ernst dieses Standes und das Erbarmen mit den Duldern mich nicht einigermaßen geläutert hätten, ich wäre diesen Tagen nicht gewachsen. Hier der todte Vater, hier die gefallene Tochter, hier der von unheimlichen Leidenschaften bethörte Bruder, hier der wahnwitzige Soldatenflüchtling — und über allen der wirtschaftliche Zusammenbruch des Hauses.

In der Nacht, da ich verwirrt, rathlos auf meiner Truhe saß, kam mir ein Gedanke, für den ich mich hätte peitschen mögen wie einen feigen Hund. — Was hält dich denn in diesem Jammerhause? Nimm den Stecken und gehe davon! — Teufelseinflüsterung, verfluchte! Und wenn ich keinen Heller bekomme dort unten von dem Zeitungsmanne, mein Platz ist h i e r, und nirgends als hier! Das will ich doch mal sehen, ob aus dem Haderlumpen, der ich war, nicht ein treuerer Mensch werden kann!

Nur Dir muss ich schreiben dürfen, lieber Alfred, nur Du darfst mir Dein gutes Wort nicht versagen. Dann will ich's versuchen zu leisten, was von mir verlangt wird. — Und nun höre die Ereignisse.

Als bei jenem Mittagsmahle der Adam gestorben war, da habe ich es zunächst nicht glauben können. Derselbe Mensch, mit dem ich eine Stunde vorher noch gearbeitet und gesprochen hatte oben bei der Brunnenquelle, lehnt jetzt da im Tischwinkel, wird blass, wird kalt und starr. Wie wir seinen Namen auch rufen, sein Gesicht begießen mit Wasser, seinen Leib rütteln und reiben — das Auge ist gebrochen. Die Hausmutter hat mehrere Sätze eines Sterbegebetes ausgerufen, dabei Anordnungen getroffen, wie wir ihn laben sollten und dazwischen immer wieder zärtlich mit dem Todten geredet: „Aber so krank werden, Vater! So krank werden jetzt auf einmal! Wart nur, das kalt' Wasser! Das ist doch ein Unsinn, wie es dich jetzt wieder packt. Keinen solchen Dampf hast wohl schon lang nit gehabt! Unsere liebe Frau von Luschari wird's noch einmal machen. Heilig auf den Luschariberg will ich mich verloben, wenn's nur jetzt noch einmal gut wird, um Gotteswillen! Frei den Athem hat's dir verschlagen. O kreuzsterbender Jesu, erbarme dich seiner! — Adam! Was ist das? Ohne Behütgottnehmen willst uns verlassen?! — Mein Mann! Mein lieber Mann! — Adam! — — 's ist aus und 's ist vorbei."

Und wie das Klagen angehen will in der Stube, schreit die Hausmutter hart drein: „Still seids! Dass wir noch ein zweites Unglück

haben könnten!“ Der Franzel war immer noch an der Thür gestanden und hatte die Barbel nicht gerufen. Jetzt gieng die Mutter zu ihr hinaus. „Hast recht“, sagte sie zum Mädel, „dass du in deinem Stübel bleibst, bei uns drinnen hat's wieder was 'geben. Der Vater will nit. — Geh' doch, geh' doch, mach' dir nichts draus, wir werden ihn schon kriegen, lass uns nur allein mit ihm, dass er deiner nit ansichtig wird. Bis der Sturm vorbei ist — du weißt ja eh, Kind, wie gut er ist!“

So hat zu dieser Stunde die Hausmutter gesprochen und du wirst Dir's denken, warum man der Barbel den plötzlichen Schreck hat ersparen wollen. Der Lehrer hat dem Adam die Weste aufgerissen, hat sein Ohr an die Brust gehalten. „Lassen Sie das sein, Winter“, sage ich, „da drinnen werden Sie nichts mehr hören, als die ewige Ruhe. Sie haben jetzt ein anderes Tagewerk. Gehen Sie mit der Barbel hinaus über die Felder spazieren und bereiten Sie sie langsam vor.“

Jetzt schlug der Lehrer sich die Fäuste an die Stirn, hub an laut zu gröhlen: „Ich bin Schuld! Ich bin die Schuld!“

„Jetzt heißt's ein starker Mensch sein, Lehrer! Gehen Sie nur hinaus zu der, die wohl aller Lebtag Ihren Beistand nicht nöthiger haben wird, als gerade jetzt!“

Da ist er hinausgegangen, da sind sie beide über den Hof gegangen und unten den Rain entlang. Wir haben den Todten auf der Bank ausgestreckt und dann in größter Betrübnis Rath gehalten, was jetzt zu geschehen habe. Der Franzel wird um die alte Marenzel geschickt, dass sie die Leiche wasche, in den Sonntagsstaat bringe und aufbahre. Der Kleine eilt flink wegshin. Das ist auch noch einer, der es nicht erfahren hat, dass jemand, der gestorben ist, nimmer und nimmermehr vorhanden sein wird. Der Rocherl muss den Stecken in die Hand nehmen zu einer Wanderung nach Ruppertstein, um das Telegramm aufzugeben an den Valentin in Laibach und um Sachen für die Leichenfeier heimzubringen. Ich bin nach Hoisendorf hinabgeschickt worden, um beim Pfarrer und Todtengräber die Bestattung zu bestellen. Überall bringe ich die höchste Bestürzung mit, nur der Curat hat's gelassen angehört wie eine alltägliche Sache, der ist's ja gewohnt, das Sterben — bei anderen. Doch als es zum Verscheidenläuten ist, „Schiedungläuten“ sagen sie hier, fehlt der Lehrer, der solchen Küsterdienst zu verrichten pflegt. Dass der auf Freiersfüßen aus ist, habe ich nicht gleich sagen mögen. Der Lehrling vom Schmied und ich haben uns an die Glockenstricke gemacht, ich in jeder Hand einen, so haben wir's ins Hochthal hinausgerufen: Beten, beten sollet ihr! Ein Mitbruder ist verschieden! — Das hat mir der Schmiedjunge gleich erklärt, wenn's ein Mannsbild ist, müsse zum Schluss die große Glocke einige Züge lang nachgeläutet werden, sonst die kleine. — Dann mit dem Todtengräber, das war schlimm.

Denn es ist keiner. Man muss von Bauernhaus zu Bauernhaus gehen und bitten um Knechte, „die aus christlicher Barmherzigkeit dem abgerufenen Pfarrgenossen Adam Weiler ein Erdenbett bereiten zur ewigen Ruh'!" — Sind uns nachher drei Knechte zusammengekommen, ich habe mitgethan, mein lieber Alfred, und habe mit Haue und Schaufel meinem Hausvater eine Raststätte gebaut, wie es keine bessere gibt. Und den Sarg macht der Zimmermann Martin, der gleich gesagt hat, das Maß dazu wolle er an sich nehmen, sie seien hübsch gleichgroß gewesen.

Auf dem Heimweg in der Abenddämmerung treffe ich den Rocherl, der schon von Ruppertstein zurückkommt. Er hat ein Bündel mit Weizenmehl, Presshefe, Leichelichtern und einen Überthan für den Sarg. Wie wir so hintereinander den steilen Bergweg ansteigen, sagt der Rocherl: „Jetzt wird er's schon wissen, der Valentin. — Ob's nur auch schon die Barbel weiß, denke ich bei mir. Der Lehrer muss noch oben sein, weil er nicht unterwegs kommt.

„Wenn er nur Urlaub kriegt!" meint der Bursche.

„Es ist eine Frage", sage ich. „Wenn sie auf Übungsmärschen sind, dann ist es auch gar nicht möglich. Und am Ende käme er zu spät, weil übermorgen schon das Begräbnis ist."

„Der Ruppertsteiner Kaufmann ist wohl recht grob geworden, wie er mir die Sachen zusammengebunden hat und wie er hört, dass ich sie nit zahlen kann", erzählt der Rocherl.

„Die Mutter hat dir ja Geld mitgegeben", sage ich.

„Ja, den Ducaten. Der ist ihr Bindband gewesen, wie sie der Vater genommen hat. Da ist's mir aber eingefallen unterwegs, was hilft dem Valentin der Urlaub, wenn er einen kriegt. Hat ja kein Geld zum Heimfahren! Und habe ihm gleich den Ducaten telegraphieren lassen."

„Deine Mutter ist nicht klug", drauf ich. „Ihr wisset doch, dass ich immer bissel ein Geld im Sack habe." — Offen gestanden, von meinen noch aus der Stadt mitgebrachten und dann aus Ring, Uhr und anderen Sachen gelösten Capitalien sind noch ihrer fünfundzwanzig Gulden vorhanden. Damit heißt's auslangen bis Neujahr.

Es ist dunkel geworden, die Wölklein am Himmel haben noch den Rosensaum des Abendrothes. Es ist ruhsam, und wenn der Weg nicht seine tiefen Gräben und Löcher gehabt, man hätte fast vergessen mögen, dass die Natur manchmal so wahnsinnig rasen kann. Wendete der Rocherl sich wieder einmal um und sagt: „Jetzt wirst es doch glauben, Hansel!"

„Was soll ich glauben?"

„Dass dieser Mensch unser Unglück ist!"

Ich habe nichts dazu gesagt.

Endlich kommen wir zum Hause hinan. Das liegt wie eine dunkle Masse da, und aus zwei Fenstern leuchtet ein rother Schein. Der

Rocherl bleibt stehen. Ich sage, er solle nur mitkommen zur Mutter und Schwester. Er bleibt noch immer stehen und jäh hebt er an so heftig zu weinen, dass es zum Erbarmen ist. — Er weiß es wohl. Dort, wo die beleuchteten Fenster sind, wird die Bahre des Vaters stehen. Doch wie wir hinkommen, ist im Hause nicht der Todtenfrieden, ist vielmehr ein wirres Durcheinander von Weibern. Der Lehrer eilt uns entgegen zur Thür heraus: „Es kommt alles zusammen! Ein neues Unglück! So wie ich, ist noch keiner gestraft worden! Die Barbel!"

Der Rocherl stürzt schier wahnsinnig ins Haus. — Weiter kann ich jetzt nicht. Wir wissen zur Stunde noch nicht, ob sie mit dem Leben davonkommt.

* *
*

Am fünfunddreißigsten Sonntag.

Dein Brief, mein theuerer Freund, hat mich sehr gestärkt. Habe Dank dafür. Ich glaube wohl nicht, dass ich jetzt irre würde an dem, was ich muss, selbst wenn auch Du mich verließest, wie die anderen mich verlassen haben; zu brauchen habe ich aber Deinen Beistand doch, und ach, wie nöthig! Du willst nun noch hören vom armen Mädchen.

Als der Vater todt war, hat der Lehrer sie hinausgeführt ins Freie und hat ihr gesagt, dass sie nun Bräutigam und Braut wären, und dass er ihr Freund sein werde in allem, in jeder Freude und in jedem Leide, für das Leben lang.

„Aber der Vater will ja nicht!" hatte sie gesagt.

„Aber gewiss will er's, Barbel. Er mag ja wohl zornig gewesen sein, anfangs, das ist ihm wohl nicht zu verübeln. Was soll er denn anderes wünschen für dich, als das wir jetzt Mann und Weib werden! Auch sind Aussichten vorhanden zum Vorwärtskommen beim Lehrstande." — So soll er sie abgelenkt haben, dann waren sie lange so umhergegangen über die Felder und Wiesen hin, wo jetzt so viel Schutt liegt. Dann haben sie allerlei besprochen, wie sie es einrichten wollten in ihrer neuen Wirtschaft, und das Mädel war dabei ganz froh geworden. Dann war sie einmal still gestanden und hatte gefragt: „Was läuten sie denn, zu Hoisendorf? 's ist ja doch heller Werktag heut'!"

„Es wird wieder jemand heimgegangen sein", sagte der Lehrer.

Da zog die Barbel über ihr weißes Gesicht ein Kreuz und betete still ein Vaterunser für den, dem das Läuten galt. Und der Lehrer dachte: Armes gutes Kind, du betest für deinen Vater. —

Dann sagte sie: „Du sollst ja daheim sein, Guido, wenn wer gestorben ist. Wer läutet denn statt deiner?"

„Das ist immer der Schmiedbub, der Kirchendiener."

„Hast du gehört, dass wer krank gewesen ist?"

„Mein Gott, bei älteren Leuten kann jäh was sein", sagte der Lehrer. „Der Gleimer zum Beispiel. Er hat ja immer Athemnoth. Und ein Herzleiden soll er auch haben. Da ist man keine Stunde sicher. 's ist immer ein Schmerz, wen's trifft, aber endlich ist es jedem zu gönnen, der von dieser traurigen Welt erlöst ist. Für die Kinder ist's freilich hart; einmal hat's halt jeder und jede durchzumachen, ist noch gut, wenn's nicht umgekehrt kommt, so dass Eltern ihre Kinder begraben müssen. Das ist hart, das geht gegen die Natur."

Und als er in dieser Weise fortredete, da sprach die Barbel mit einiger Beklommenheit: „Ich will aber doch jetzt heimgehen."

„Es hat Zeit, Barbel, gönne dir den schönen Tag." Er hielt sie an der Hand, da machte sie sich rasch los: „Lass mich aus, Guido, ich muss heim zum Vater!"

So schnell eilte sie die Lehne hinan, dass er eilen musste, um sie noch abzufangen vor der Hausthür.

„Du sollst jetzt nicht hinein, Barbel. Weißt du, der Vater — ich wollte dir's nur nicht gleich sagen — er ist schwer krank geworden . . . ."

Sie stieß ihn fast heftig zurück und eilte in die Stube. Da hat man schon auch den gellenden Schrei gehört. Es soll herzzerreißend gewesen sein, wie sie auf den Todten hingestürzt ist und ihn rüttelte, dass er erwache. — Als sie sich überzeugt hatte, wie die Sache stand, da kam eine Ruhe über sie, dass es unheimlich war, sie wankte in ihre Kammer und schloss sich ein. Als man später ihr Stöhnen gehört hat, ahnte die Hausmutter es bald, was vorgieng. Die alte Marenzel, die gekommen war, um den Todten aufzubahren, hatte nun etwas anderes zu thun. — Als wir, der Rocherl und ich, am selben Abende heimkehrten, lagen zwei des Adamshauses auf der Bahre, der älteste und der jüngste.

So, mein Alfred, hat es sich zugetragen. Und es war eine solche Trauer im Hause, dass ich gemeint habe: wenn nur wer schelten wollte! Wenn nur wer hadern möchte mit diesem ungerechten Schicksal, dass ein frischer Zorn ausbreche, eine Gemüthsrevolution, damit doch diese schreckliche dumpfe Trauer unterbrochen würde. Endlich in der Nacht war's, dass die Barbel anhub auf ihrem Bette zu fragen: „Ja, ihr Leute, wie ist denn das zugegangen? Wie ist denn das gewesen mit dem Vater?" Weil keines mit der Farbe heraus wollte, so trat ich vor und begann herzhaft zu lügen.

„Barbel", sage ich, „es ist wohl ein glücklicher Tod gewesen. Wie er hört, dass der Lehrer redlich um deine Hand bittet, da hebt er die Arme und ruft: Soll's doch sein, dass das gute Kind glücklich wird! Gott Lob und Dank! Darauf ist er an die Wand zurückgesunken und kein Zucken mehr."

„Und ist er denn nit zornig gewesen?" fragt sie auf.

„Freilich zornig gewesen! Weil ihm der Lehrer zu spät gekommen ist. Weil man ihn zu lange in der Angst hat gelassen, es könnte ausbleiben oder nicht rechtzeitig sein, was doch sein muss."

Darauf hat sie geschwiegen und nachgedacht, und hernach: „Wenn es so gewesen ist! Wenn es so gewesen ist!" Und hat wieder geweint, aber wie ganz anders jetzt, als früher.

— Und von dieser Lüge, Alfred, musst Du mich lossprechen. Anfangs jubelte ich über den Erfolg derselben. Die wohlgemeinte Unwahrheit, die ein Herz vor dem Fegefeuer erlöst, kann doch nicht schlecht sein. Aber jetzt in den Nächten, wenn ich schlaflos bin, sieht's anders aus. Es ist furchtbar frevelhaft, das Kind über das Sterben des Vaters zu täuschen. Sie, die so viel Jammer in die Familie gebracht, die seinen Tod verursacht hat, soll so leichten Kaufes davonkommen? Soll sie nicht vielmehr die ganze Wucht ihres Fehltrittes empfinden? — Ich bitte Dich, Freund, sage n e i n. Sage, Du treuer Philosoph, dass es erlaubt ist, nach allem Belieben drauf los zu lügen, wenn man damit was Gutes stiften kann. Sage nicht auch Du das abscheuliche Wort, Wahrheit über alles, auch wenn darunter Menschenglück und Menschenherzen zu Grunde gehen. Ich beschwöre Dich, lass alle Theorie und alle Philosophie so sein, dass dieses Leben milde wird und warm. Wenn es auch dunkel ist, wenn es nur warm ist und reich an Liebe. — Schau, das arme Mädchen lächelt heute unter seligen Thränen. Die rohe Wahrheit hätte sie auf ihr Lebtag lang in Gram und Verzweiflung gestürzt.

Am nächsten Sonntage werde ich Dir berichten, was sich weiter in diesen Tagen ereignet hat.

* *
*

Am sechsunddreißigsten Sonntag.

Auf der Oberfläche scheint es, als kümmerten sich in einer solchen Gegend die unterschiedlichen Bauernfamilien nicht um einander. Kommt jedoch über eine etwas Besonderes, dann offenbart sich allgemein die menschliche Theilnahme. In den zwei Nächten, als der Hausvater auf der Bahre lag, konnte die große Stube kaum alle Anwesenden fassen, die gekommen waren, um zu trösten und zu beten. Etliche Bauernweiber hatten sogar Butter, Weißbrot und gedörrte Wildkirschen gebracht, damit die Adamhauserin Mittel habe, ein würdiges Todtenmahl zu bereiten. Ich beschreibe Dir nicht die Todtengebräuche, deren im großen und kleinen unzählige sind. Denke Dir bloß, dass während der Tage, als ein Todter im Hause liegt, keine knechtliche Arbeit verrichtet werden darf, dass die Wanduhr nicht gehen darf, dass das Sprengreisig, mit welchem die Leute Weihwasser auf die Leiche spritzen, in einem dreifachen Kreuze gewachsen

sein muss, dass das Bettstroh verbrannt werden muss, auf welchem der nun Verstorbene in seiner letzten Lebensnacht gelegen, und so weiter. Der Gehstock des Todten wird ins Freie getragen und an einen alten Baum gebunden, weil er sonst anheben könnte, allein umherzuwandeln. In der Nacht sind am Tische und auf Bänken die Leute der Nachbarschaft herum, beten den Rosenkranz, singen Weihelieder, essen Weißbrot mit Milchrahm und führen dabei auch Gespräche, die manchmal ganz heiter werden. Sonst soll es manchmal vorkommen, dass bei solchen Todtenwachen junge Leute allerhand Kurzweil treiben, körperliche Übungen mit Schalkereien, sogar nach einem alten Herkommen mit der Leiche. Im Adamshause hat die Hausmutter solches Gebaren nicht zugelassen.

Die Leiche war mit einem weißen Leintuche ganz bedeckt; manche, die ankamen, schlugen vom Haupte das Tuch zurück, schauten ins lehmfarbige Gebilde des Adam und sagten: „Nachbar, Gott geb' dir die ewige Ruh. Wenn ich dich einmal gekränkt sollt' haben, um der heiligen Wunden Jesu willen bitt' ich dich, thu' mir verzeihen!“ Auch der Jäger Konrad hatte das gethan, da hat die Hausmutter drauf hingeschaut und gerufen: „Du hast wohl Ursach' dazu, Jager Konrad!“ — Sie scheint einstweilen noch nicht willens zu sein, dem Manne zu verzeihen. Neben der Leiche auf einem Lehnstuhl steht das hölzerne Crucifix vom Hausaltare herab, daneben ein Wasserglas mit dem Öllicht und ein Töpflein voll Weihwasser und dem Sprengzweig, mit dem sie den Todten von Zeit zu Zeit bespritzen. Zu Füßen der Leiche, ganz im Wandwinkel liegt ein kleines Ding, das auch mit einem weißen Tüchlein zugedeckt ist. Und das, mein lieber Alfred, ist die Erbsünde. —

In der zweiten Nacht war's, dass von der Nachbarschaft zwei Mägde ankamen, ganz erregt und verstört zur Thür herein. Sie wussten etwas Unheimliches zu erzählen. Als sie durch den Schachen hergegangen seien, hätten sie an der Brunnenquelle, wo der Holzapfelbaum ist, den Adam stehen gesehen. Er habe sich an einen Spaten gestützt, als ob er graben wolle und dabei müde geworden sei. Sie wüssten gar nicht, wie sie hierauf zum Hause gekommen wären, vor lauter Schreck.

„Wir wünschen ihm all die ewige Ruh!“ sagte der Kulmbock, der am Tische auf dem Ehrenplatz saß und für die Bestattung das Ordneramt übernommen hatte. „Nit so dumm daherreden, Weiberleut'! Das friss ich nit! Was wird's denn ein Geist gewesen sein! Es gibt gar keinen Geist! Das werd ich etwan nit wissen! Just so!“ Der Kulmbock gehört ja jetzt zu den Aufgeklärten. Seitdem er zum Abgeordneten gewählt worden, stellen sie ihn überall voran und er entwickelt stets eine große Umsicht und Beredsamkeit, die er einstweilen nur im Landtage noch nicht hatte bethätigen können. Sein Töchterlein war auch vorhanden und hielt sich im Herdwinkel bei anderen jungen Leuten auf. Als der Rocherl

mit Brotlaib und Messer dorthin kam und die heimlich miteinander ein wenig schäkernden Leutchen einlud, zuzugreifen, sagte die Kulmbock-Tochter: „O ja, Rocherl, ich mag schon eins, von dir, ein Brot. Schneid mir nur ein großes Trumm aber!"

„Das wär' bei dem eine Kunst", spottete ein anderer Bursche. „Mit einem Maul Brot essen, das wird er wohl können, aber mit einer Hand abschneiden schwerlich."

Darauf entgegnete scharf der Rocherl: „Und du thätest auch mit dem einen Maul nit stänkern, wenn ich zwei gesunde Händ' hätt'!"

„Gehts weg!" sagte die Kulmbockische, die anderen mit den Ellbögen von sich tauchend; „ich lass' über den Rocherl nichts aufkommen."

„Sie meint halt, halsen kann ein Einhandel auch", bemerkte jener Bursche. Der Rocherl biss die Zähne aneinander und gieng hinaus in die Kammer zu seiner Schwester. Ich hatte den kleinen Vorgang so halbhin beobachtet und ist mir wieder das ganze Elend des armen Jungen klar geworden. Von jedem Wichtling muss er sich verhöhnen lassen, es geschieht ungestraft. Aber sie sollen sich nicht spassen mit dem Rocherl! Wer ihn nur erst näher kennt! Mit einer Hand führt man gefährlichere Waffen, als mit zwei Händen!

Gegen Mitternacht war's, wir knieten alle gerade an den Bänken herum, an den Tischen, deren mehrere aufgerichtet worden waren, als unten an der Thür eine Bewegung entstand. Kurze Ausrufe, ein Schluchzen der Hausmutter. Aus der Dunkelheit trat eine hochgewachsene Gestalt vor, in Mütze und Soldatenmantel. Der Valentin! Der Urlauber! Ein stattlicher junger Mensch mit breitknochigem Gesicht und krankhaft eingefallenen Wangen. Nicht umarmt und nicht geküsst hatte der Heimgekehrte die Mutter, aber mit wirrem, unbeschreiblich weichem Blicke sie angeschaut. So trat er nun zur Bahre vor. Ein Nachbarsweib deckte das Gesicht des Todten ab und flüsterte: „Gelt, ganz unverändert. Als wie wenn er thät' schlafen."

Der Valentin kniete schwerfällig mit beiden Knien nieder auf das Fletz, hielt die Hände ineinander mit verschlungenen Fingern, und starrte unverwandt auf den Todten.

Aber nicht lange so. Er stand auf, taumelte in den Hintergrund, wo an der Wand der Sarg lehnte, stützte sich mit dem Arm an den Uhrkasten, und an dem stillen Stoßen seines Körpers sah man's, was in ihm wüthete.

Wir in den Städten kennen sie nicht, die Schamhaftigkeit des Schmerzes. Sowenig, wie wir die Schamhaftigkeit der Liebe kennen zwischen Eltern und Kindern. Der Valentin, aus der Fremde kommend, seinen Vater auf der Bahre findend, hat ihn nicht mit einem Finger berührt, hat nicht ein einziges Wort der Klage, der Zärtlichkeit gefunden — in Gegenwart der Leute.

Später, als der Valentin und sein Bruder Rocherl in der offenen Hausthür standen, so herzvoll und so wortkarg, und hinausschauten in die Mondnacht, deutete der Rocherl auf eine Gestalt, die am Brunnen saß, und sagte: „Dort, Valentin, siehst du ihn? Das ist der Unglücksstifter!"

Da trat die Mutter vom Herde, wo bei prasselndem Feuer das Mahl kochte, dazwischen, und der Valentin solle doch was essen. Er schüttelte den Kopf, essen könne er nichts. Sie stellten sich zusammen im dunklen Vorhaus und die Mutter erzählte dem Heimgekehrten, wie alles zugekommen. Als sie vom Lehrer sprach, durch den die Barbel zum Falle gekommen, soll der Soldat mit der Hand nach dem Stilet gezuckt haben. Als sie erzählte, dass er sie heiraten werde, sagte der Valentin: „Das ist sein Glück."

„Und damit, glaubst du, dass es gut ist?" fragte ihn der Rocherl.

„Mehr kann er nicht thun", antwortete der Soldat.

„Valentin", murmelte der Rocherl, fast krampfig sagte er es: „Ich kann mit einer Hand nichts machen, sonst hätt' ich's schon gethan. Auf dich hab' ich gewartet. Du wirst mit ihm abrechnen!"

„Mit wem? Mit dem Lehrer? Wenn er sie ja doch heiratet!"

„Und ihre Ehr' und Magdschaft?!"

„Warum bist so auf, Rocherl! Ein Malheur, das jedem passieren kann."

„Valentin, du bist schlecht geworden!"

„Du sollst erst wissen, Rocherl, wie es in der Welt zugeht."

Dieses Gespräch ist zwischen den beiden Brüdern geführt worden. Dann wollte der Heimgekehrte zur Schwester; sie schlafe, wurde ihm gesagt. Dann kam er wieder in die Stube, wo sie am Tische zusammenrückten, damit er sich hinsetzen könne. Er hielt sich jedoch immer im Hintergrunde und so oft die Thür aufgieng, wendete er rasch sein Gesicht dahin. Da merkte ich, wie eine besondere Unruhe in ihm war. Ich trat zu ihm und sagte, dass ich der Knecht wäre und begann zu sprechen vom Regiment, bei dem ich auch gedient hätte, und ob er den Urlaub leicht erhalten?

„Ganz leicht", sagte er.

„Auf wie lange?

„Auf unbestimmt", antwortete er, und zwar in einer Art, dass ich erschrak. Soviel ich weiß, wird jetzt nicht auf unbestimmt beurlaubt.

Als ich noch einige Worte an ihn richtete, drehte er sich um und gieng hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Antiquar.

Eine gedankliche Geschichte von **Hans Grasberger.**

In derselben Straße der inneren Stadt war vor Jahren eine Buchhandlung, da, wo das enge, schmale, finstere, von einem Schwibbogen überbrückte Seitengäßschen einmündet; in ihrem Schaufenster prangte das päpstliche Wappen und das des Primas von Ungarn. Gleichwohl kam sie auf keinen grünen Zweig; sie gieng nach raschem Besitzwechsel wieder ein, und von ihr soll hier nicht länger die Rede sein. Lediglich zur Kennzeichnung der Örtlichkeit ist ihrer gedacht worden.

Tiefer in der Straße, in der Häuserzeile zur Linken, erfreut sich ein kleines Antiquariat längeren Bestandes, obwohl auch dieses schon mehrmals seinen Eigenthümer gewechselt. Das war eben wieder der Fall, und die Veränderung fiel mir in doppelter Beziehung auf. Der Name des neuen Antiquars war der einer Gegend, einer Gemeinde, eines „Grabens" meiner Heimat, und ein paar steirische Werke, denen man in Wien sonst nicht zu häufig begegnet, waren ausgestellt. Also ein literarischer Landsmann, dacht' ich mir; wahrscheinlich aus Graz hieher gezogen in der mageren Hoffnung, in diesem stillen Viertel bessere Geschäfte zu machen. Ich trat ein, und der Mann blickte auf.

Er hatte am Stehpult geschrieben oder gerechnet. Seine Erscheinung ist einnehmend. Jung, blond, schlank — aber etwas engbrüstig scheint er. Die Züge verrathen Kenntnisse, geistige Arbeit, aber auch lyrischen Eigensinn. Wenig Kram und viel Eifer! Gleichwohl sind ihm die Scharteken sicherlich nicht die Hauptsache. Ist ihm das Geschäft Vorwand? Macht er Verse? Krankt er an heimlichem Ehrgeiz? Sein Kinn ist spitz und bekundet wenig Thatkraft, schütter der Bart, mädchenhaft das Incarnat, und die Brille sitzt ihm wie einem Gelehrten.

Das alles war erster Eindruck, und hinterher läßt er sich schöner zergliedern. Zudem straft das erste Wort aus des Mannes Munde die Landsmannschaft Lügen; er spricht norddeutsch, spricht es scharf — keine Spur vom bajuwarischen a.

Ich kaufte eine Kleinigkeit und fragte so nebenher, wie er zu den steirischen Büchern komme.

„Je nun, der Wind fährt in die Sachen und setzt sie bald da, bald dort ab."

Das sagt' er lächelnd und that dabei, als hätt' er ein Geheimnis zu bergen. „Und sehen Sie mal", fuhr er fort, indem er mir einige literarische Alterthümer vorlegte: „eine Graetzische Luther-Bibel, sichtlich ein Familienstück und wohl vielen Gefahren entronnen,

des Holzstechers und Buchdruckers Zacharias Bartsch schönes Wappenbuch des steirischen Adels, in dessen Vorrede zu lesen, dass sich der Steirer mit Gut und Blut das Privilegium erkauft, immer der erste zu sein wider den Feind sowie hinter demselben drein,

Wahrhafte Beschreibung, was zu der fürstl. Durchleuch. Ertzherzogen Carls zu Österreich Hochzeitlicher heimfuerung in der Hauptstadt Grätz ... von Porten und deren Triumphirenden zierlichkaiten zuegericht, Graetz 1572,

Siegmund Banstingl: Conduct weilandt J. f. D. Erzherzog Carls zu Österreich, Graetz bei Hansen Schmidt, 1591, u. dgl. m."

„Auf solche Seltenheiten kann ich mich nicht einlassen", sagte ich blätternd und bewundernd; „in Graz fände derartiges vielleicht Absatz."

„Es ist auch nicht alles feil, was da herumliegt", erwiderte der wortkarge, wunderliche junge Mann.

Aha, dachte ich mir, Antiquar und Liebhaber in einem! Gleichwohl war mir, als ich den kleinen Laden verließ, nicht recht klar, warum dieser Nordländer gerade das Steirische bevorzugte.

Das war ein kleines Winterabenteuer, und Samstag war's. Samstags macht' ich nämlich gern an den Auslagen meine literarische Wochenschau, um schließlich bei Griensteidel einzufallen, wo sich wohl auch schon die deutschen Wochenblätter eingestellt haben mochten. Es war dies noch das alte friedliche Café; der vordringliche Winkelclub der unruhig suchenden Moderne bestand noch kaum. An der vorderen Façade der Hofburg erhob sich noch nicht der altneue Thorbau, um sich eine glotzäugige, überstreckte Mittelkuppel aufzusetzen.

Im Sommer darnach fuhr ich zunächst nach Krieglach zu Freund Rosegger, der eine auffallende Veränderung an mir wahrnahm, die gar sehr begründet war. Dann trieb ich mich nördlicher in den Heimatbergen herum, und schließlich brach ich nach Tirol auf zu dem schwersten Gange meines Lebens, zum Traualtar nämlich. Denn ja, wenn dieses wichtige Unternehmen nach Dante um die Mitte unseres Lebensweges sich vollziehen sollte, so müsst' ich frevelhafterweise auf gute hundertzehn Lebensjahre hoffen. So unmäßig wird man mit den Wünschen! Vor Zeiten hätt' ich mich gesehnt, nur noch 1855 zu erleben, weil in diesem Jahre Venedig in einer Nacht zugrunde gehen sollte. Und als dies nicht eintrat, wünschte ich vier Jahre später, auf einer Orientfahrt zu sterben, weil dies immerhin interessanter, als die trockene Juristerei zu Ende zu führen. Und ich lebe noch, um berichten zu können, welche merkwürdige Begegnung ich auf meiner Brautfahrt gehabt.

Noch stand ich vor dem neuen Häuschen, es von außen mit Wohlgefallen betrachtend. Ich hatte der jungen Herrin desselben als engster Landsmännin einen Besuch gemacht. Ihr Mann war auf einer Lehrerconferenz, und der Bau ist das Schulhaus, das sich die Berggemeinde S. errichtet, deren Kinder sonst an zwei geschlagene Stunden zu einem Lehrer hatten. Was nicht so eine einschichtige Gemeinde für die Bildung thut! Der S.-Graben ist wahrlich keiner der sanftesten dieser Gegend. Aber der Winkel ist sonnig, darein sich das kleine Anwesen schmiegt, und dieses zu schmücken, sind die jungen Lehrersleute bedacht. Die kleine Veranda ist umrankt, ein Laubgang zieht sich durch den Garten, und das Obstwäldchen gedeiht hoffnungsvoll. So winkt' ich noch einen Abschiedsgruß zurück und war eben daran, auf die Heerstraße hinauszutreten, welche vor Zeiten von den Cimbern ausfindig gemacht worden, und auf welcher später Österreich seine Legionen nach Italien schickte, als ein junger Mann aus dem Walddunkel des Grabens trat und sich gleichfalls noch einen Rückblick in die liebliche Thalbucht gestattete.

Ich sollt' ihn kennen; er hatte sich augenscheinlich müde gelaufen; auf seinen Wangen zeigten sich scharf umrissene Röslein. Auch er stutzt, und ja, man hat in anderer Umgebung für einander schärfere Augen; er ist, nun weiß ich's, der norddeutsche Antiquar mit den steirischen Sachen, und er erinnerte sich meiner als des kleinen Kunden vom vorigen Winter.

Ich begrüße ihn, indem ich sage: „Dies ist mein heimatlicher Boden und es überrascht mich nicht nur, Sie hier zu treffen, sondern auch, dass wir beide am Eingange eines Grabens stehen, der genau so heißt, wie Sie sich schreiben."

Er darauf: „Es freut mich, dass wir Landsleute sind, aber wer von uns beiden hier bodenständiger ist und sich die Heimat mehr kosten ließ, das bin ich. Wär' ich vermöglicher und lohnte sich's noch — schmerzliches Lächeln begleitet dies Wort —: hier möcht' ich mich ankaufen und mir solch ein Häuschen erbauen wie dieses."

„Es wäre Geschmack bei der Sache; Sie sind wohl sehr früh schon nach Norden verpflanzt worden, Herr S.?"

„In der That sehr früh! bald werden es dreihundert Jahre! . . . aber wir kommen nicht vom Fleck. Wir haben wohl den gleichen Weg ins Murthal hinaus. Bald erreichen wir den Marktflecken. Ich habe mir im Graben die Schmiede, die Mühle, den Kohlbarren und jeden Hof besehen; das hat mich müd' und hungrig gemacht. Wenn Sie wollen, halten wir zusammen Mahlzeit."

„Einverstanden; und die Kreuzwirtin wird uns nicht kurz halten. Ich kehre gern bei ihr zu; sie ist die Tochter des musikfreudigen Schulmeisters, der mich zum Sängerknaben abgerichtet und ins Kloster

gebracht hat. Damals, als ich fortzog in die Studien, war sie ein Wickelkind, ein schwächliches, und eine prächtige, wirtliche Frau ist aus ihr geworden."

„Und sehen Sie mich an: ich bin der letzte dürftige Enkel eines Huf- und Grobschmiedes aus hiesiger Gegend. So erstarken, so verkümmern die Menschengeschlechter. Ein Wald aber, der abgestockt worden, schießt wieder auf, und ein Graben, den Unduldsamkeit zur Öde gemacht, besiedelt sich aufs neue. Weiß er um seine Vergangenheit? Jede Spur ist ausgetilgt oder überwachsen."

„Für einen sonnigen, würzigen Wandertag sind das ernste Betrachtungen. Sie müssen mir tischüber von Ihren Schicksalen und Fahrten erzählen, und bei einem Landsmanne dürfen Sie erhöhte Theilnahme voraussetzen."

„Ja ja, meine Landesangehörigkeit erscheint Ihnen noch immer etwas zweifelhaft. Meine Wiege hat allerdings nicht hier gestanden, aber ich bin auf dem Weg ins Paltenthal zum Senior, um mir ein Grab in der Heimaterde zu sichern, und ich thu' es mit der Freudigkeit eines Mannes, der von den Anordnungen, die er zu treffen hat, nicht überrascht wird."

„Sie denken an ein frühes Grab und könnten mein Sohn sein, und ich,, ich bin auf der Brautfahrt begriffen. Dies nur nebenher. Es soll uns das eine nicht verzagt, das andere nicht übermüthig machen. Die Scholle aber wartet unser aller, auch wenn wir sie nicht vorausbestellt."

Unter solch wunderlichem Geplauder gelangten wir vor die gastliche Schwelle. Der Gruß einer munteren, frischen Wirtin macht des weitesten Weges und jedes Steines darauf vergessen, an dem man sich etwa wund getreten. Und ein guter Tropfen thut unter allen Umständen seine Schuldigkeit. Wenigstens mundet er nicht übel, der Marwein, so genannt von weiland der Windischen Mark, die wieder Lust zeigt, zum schwärigen Pfahl im Fleische der edlen Styria zu werden. Auch prasselt's schon vom Herd her, und an leckeren Wohlgerüchen haben wir einen Vorschmaus.

Als aber das Gelüst' an Speis' und Trank gestillt war, der schwarze Kaffee in naher Aussicht stand und der Rauch der Cigarre sich emporkräuselte, begann der junge Antiquar: „Ich weiß nicht, ob der grausame Winter von 1600 hierzulande noch viel im Gedenken lebt . . ."

Ich, dazwischenfahrend: „Vielleicht erwacht er zu recht bedeutsamem Gedenken, wenn unsere Schwarzen es länger noch so forttreiben, dass sie am Lande und an der ihnen anvertrauten Herde zu Verräthern werden. Dann könnt' es aber auch leicht geschehen, dass die Bedränger zum Lande hinaus müssen, während die Verrathenen sich und ihr Seelenheil etwas anders betten."

„Dass damals an der Straße Goldammern erstarrt von den kahlen Ästen und aus der frostspinnenden Luft fielen; dass das Hochwild in die Hausgärten hernieder kam, um nach einer vergessenen Rübe, nach einem Krautstrunk zu scharren; dass der Hund von der Kette genommen und in die warme Stube gethan werden musste; dass der Wolf heulend die Anwesen umschlich und in den Glut- und Lichtschimmer von Haus und Stall stierte; dass man auf dem Bretterboden wochenlang eine Leiche barg, eh' man sie zu Thal bringen konnte: das sind die Züge, die jener harte Winter noch in der spätesten Erinnerung aufweist; so ist er von Vätern und Großvätern ganzen Geschlechtsfolgen hindurch geschildert worden; solch tief in die Knochen frierendes Bild von ihm habe ich von den Meinen überkommen. Ein freundliches — Auswanderungswetter das!"

„Nun glaub' ich Sie ganz zu verstehen, Herr S. Sie entstammen einer der vertriebenen steirischen Protestantenfamilien, hinter denen im grimmen Winter die beiden bischöflichen Ketzerbanner Stobäus und Brenner wie Racheengel mit feurigen Schwertern her waren, bis die armen Gehetzten die Landesmarken hinter sich hatten."

„Auch im Salzburgischen, auch im Bayerland war noch kein Bleibens. Ungewiss der Zufluchtsort, weit der Weg! Viele erlagen den Beschwerden; Erkrankte mussten da und dort zurückgelassen werden; Zugthiere standen um, und winterlich war selbst noch der gastliche Boden, den die Flüchtlinge endlich fern im Norden, zwischen den Weiden und Fichtenwäldern der Mark, zugewiesen bekamen! Denen aus unserem Graben wenigstens ist es so ergangen. Ihr Führer war der Hufschmied; stark gelichtet kamen sie an; die Drangsal einigt, daher sich alle als Eine Familie fühlten; sie nannten sich nach dem engen verlassenen Heimatthal. Vom strengen Winter, von der traurigen Fahrt, von den fernen grünen Bergen war fort und fort die Rede in der kleinen Colonie. Das ward zur Familientradition, zum Haus- und Kindermärchen, zum gemeinsamen Bekenntnis, Sehnsucht weckend und das Verlor'ne mit einem zauberhaften Schein umwebend. Aber die Stammeshäupter starben ab, die weibliche Nachkommenschaft heiratete in andere Namen hinein, kurz: die S. erwuchsen in der Fremde zu keinem Volke; ich bin der letzte meines Geschlechtes und zugleich auch der letzte, an dem noch der alte Name haftet. Kränklich von Haus aus, zu einem kräftigen Handwerk untauglich, sucht' ich in einem Geschäfte tüchtig zu werden, das mich nicht an die Scholle band, das mich mit alten Erinnerungen vertraut machte. Nennen Sie's einen romantischen, einen krankhaften Hang: ich wollte die alte Heimat aufsuchen, als hienge für mich das goldene Vließ da. Meine Arbeit, mein Sparen hatte bald keinen anderen Zweck. Und so bin ich zurückgekehrt als der einzige, der, selbst wund, von einer verlornen Schlacht Meldung

thut. Aber schau' ich diese Sonne, diese Berge, dieser Wälder Grün, so sage ich mir doch auch nicht ohne Stolz, dass ich mir selbst und dass ich in vieler anderer Namen die Heimat wieder erobert."

Ich war gerührt und erwiderte: „An Ihrem Heimweh erkenne ich, dass steirisches Blut in Ihren Adern fließt. Heimweh, geschichtlich aufgesammelt, zu heroischem Maße gesteigert, hat Ihrem Leben den Stempel aufgedrückt. An Ihrer gemessen, ist meine Heimatliebe Kleinmuth. Möge Ihnen die wiedergefundene Heimat die Gesundheit festigen und das Leben erheitern!"

Er lächelte ungläubig dazu, antwortete aber herzlich: „Und Ihnen viel Glück zu Weib und Kind!"

So trennten wir uns, aber doch erst drüben im Paltenthal.

Sein Glückwunsch hat mehr ausgegeben als der meine. Das Antiquariat ist in andere Hände übergegangen, und man erräth, warum.

Der Reformator.

Erlebnis von **Hans Malser.**

Das war in einer größeren Stadt unserer Alpen. Ich war nachmittags angekommen, sollte am Abende eine öffentliche Vorlesung halten über die Volkskünste in den Alpen, und verbrachte die Stunden bishin auf meinem Hotelzimmer, um mich auszuruhen. Am Fenster saß ich und blickte hinaus auf den stattlichen Fluss, der in grauen Wogen dahinwallte, auf die schmalen, hochgiebeligen Häuser jenseits desselben, auf die alte Veste, die hoch über den Dächern und Thürmen ragte und auf die zackigen Berge, die hinter allem in den herbstlichtrüben Himmel hineinstanden. Unten vor den Fenstern rollten dumpf die Wägen der Pferdebahn und auf dem Bürgersteige giengen in der höchst mäßigen Eile einer Landstadt die Leute hin und her.

Da sah ich, wie sie sich plötzlich in Gruppen sammelten und lachend mit den Fingern auf eine Gestalt wiesen, die mitten auf der Straße einherkam. Es war ein zwerghaft gewachsener, wie mir schien, noch junger Mann mit schwarzem, flott aufgespitztem Schnurrbart. Er hatte einen mausgrauen Rock an, der kuttenförmig fast bis zur Erde reichte und bei jedem Schritt seine Falten ungefüg um die Beine warf. Der Rock war bis unter das Kinn zugeknöpft und sein umgebogener Kragen legte sich weit über die Achseln hinaus. Auf dem Haupte saß ein breitkrempiger und sehr hochspitziger Filzhut, unter welchem üppige, fast ziegelrothe Haarlocken weit über den Rücken hinabwallten. Ich hatte das zuerst für einen rothen Tuchlappen gehalten, aber es war thatsächlich das Haupthaar. Mit langen,

schlenkernden Armen, den Hut über die Augen herabgebogen, so hastete er voran und in ein Hausthor. Die Leute schüttelten lachend ihre Köpfe und zerstreuten sich. — So hat jede Stadt ihre Originale und ihren — Pöbel, dachte ich. Aber komisch war das Kerlchen doch gewesen. Muss denn nur jedes Lachen auch gleich ein Auslachen sein?

Ein paar Minuten später klopfte es an meine Thür. Und wer stand da? Die wunderliche Gestalt von der Straße. Den schwarzen Riesenhut in der einen rauhen, frostrothen Hand; die andere mit einem Wollenhandschuh bedeckt, legte er breit auf die Brust. Den Kopf mit der stattlichen Mähne frei gehoben, so stand er da und schaute mich an. Das Auge eines Schwärmers.

„Ich sage nicht, Herr. Ich sage Mensch. Ich sage Bruder!" Mit diesen in Fistelstimme hervorgesprudelten Worten gieng er auf mich zu, so nahe, dass er mit seiner ziemlich stattlichen Nase fast an meinen Magen stieß. — Mit wem habe ich die Ehre? Diese blöde Phrase lag mir schon auf der Zunge. Aber sie war platterdings nicht möglich. Wir waren uns ja schon vorgestellt. Menschen! Brüder! — Und es kam bald mehr.

„Wie ein Wild. Wie ein gehetztes Wild!" sprach er laut, fast schreiend. „Wo ich mich zeige, Spott, Gelächter! Bin ich nicht auch ein Mensch wie sie? Es ist eine Bande, sag' ich Euch."

Aber, lieber Herr, spotten, lachen! Sie sehen doch auch gar zu komisch aus! — Auch diese Bemerkung musste als untauglich hinabgewürgt werden.

„Man lacht, sagen Sie?" rief ich, selbst lachend, „aber das wird wohl nicht so schlimm gemeint sein. Man wird sich an Ihrem langen Rock ergötzen."

„Als ich einen kurzen trug, lachten sie noch mehr", sagte der Fremde. „Ich habe nämlich so kurze Beine. Wie ein Dachshund. Und krumm sind sie auch. Eine Katz' könnte durchspringen, wie durch einen Reifen. Da haben sie mich allemal ausgespottet. Dieses Gesindel! Kann ich etwas dafür?"

„Aber Herr, Sie machen sich ja gerade selber über sich lustig."

„Ich? Das ist was anderes, ich kann mit mir machen, was mir beliebt. Bin mein eigener Herr und kann mich auslachen, so viel ich will. Aber andere Leut', die dürfen's nicht, wenn sie gebildet sein wollen. Weil ich's nicht mag. Hab' also einen langen Mantel angethan, der den verbogenen Adam verdecken soll. Jetzt lachen sie noch mehr, diese Lumpenkerle masculi und femini! Das Maß ist ihnen auch nicht recht, diesen Gaunern, die einen armen Menschen nach der Elle messen. Und wenn er um ein paar Zoll zu kurz ausgefallen ist, da witzeln sie. Ich wollt' ihnen schon auch witzeln! Ausgefallen sind alle zu kurz. Sie wären ganz andere Kinderpuppen, als ich bin, wenn sie nicht gewachsen wären. Ich hab' mich ja verbessert. Dieser da" — er hob den Hut — „ein fermer Pusterthaler! Wenn er oben sitzt, habe ich das Soldatenmaß so gut wie jeder Hauptmann, ich bitt' gar schön. Aber was thut die Brut? Auslacht sie mich. Pfui!"

Mein Fußboden musste es entgelten.

„Vielleicht“, so meinte nun ich, „ist es Ihr schönes Haar, an dem sie Gefallen finden.“

Er griff über die Achsel, langte einen Strehn herüber, schaukelte ihn wägend in der Hand und sagte leise, fast weihevoll: „Ein teutonischer Flachs!“

Ich kannte nun meinen Mann, obschon mich sein treuherzig und betrübt dreinschauendes, dunkelblaues Auge immer noch irremachen wollte.

„O, Freund“, sagte er, „dieses Haar ist die Quelle meiner Leiden.“

Ich lud ihn ein und wir setzten uns in Fauteuils. Teufel, das war ungünstig. Jetzt blickte er von oben herab. Was mich um so viel größer gemacht hatte, als er war — meine langen Beine.

„Wieso dieses Haar?“ fragte ich. „Am Ende ein Simson!“

„Lassen wir das. Es war ein Hebräer.“

„Ah, Sie sind wohl Antisemit?“

Er starrte mich mit Befremdung an. „Solltet Ihr noch keinen Antisemiten gesehen haben? Gut, so müsstet Ihr doch wissen, dass ein Antisemit alle zehn Secunden das Wort Jude ausspricht, während ich nicht davon reden mag.“ Mit der Hand einen Schlag in die Luft: „Passé, passé.“

„Aber ich möchte wissen —“

„Auf dem Wege hierher zu Euch“, fuhr er unterbrechend fort, während er sich sehr behaglich in den tiefen Polstersessel einzuwohnen begann, „haben sie mich wieder verlacht und verspottet. Aber, Liebster! das waren meine Freunde! Meine Freunde waren es im Vergleich zu jenen. Zu jenen andern! — Saget mir, Bruder, seit wann werden Hochverräther nicht mehr hingerichtet?“

„Dass ich nicht wüsste.“

„Dass ich nicht wüsste? Ist das eine Antwort? — Dann werde ich hingerichtet.“ Er sagte es sehr gleichmäßig, als sei es selbstverständlich. Als sei es so in Ordnung. Dann stand er höflich auf, verneigte sich vor mir und sagte: „Ich habe die Ehre, mich als den Hochverräther Dominicus Täubler vorzustellen. Allen Ernstes, mein Freund. Das Capitel hat's erklärt. Der Rath hat's auch erklärt. Der Gute Rath, wisset Ihr es nicht, dass dieser „Gute Rath“ mit Gänsefüßchen unsere conservative Zeitung ist? Die hat mich überwiesen, ohne Widerruf. — Ich spreche nämlich deutsch. Das ist die Sprache des Deutschen Reiches, die Sprache der Preußen. Erstes Delict. Ich lese deutsche Dichter, wie Goethe, Schiller, Körner, Arndt, Wildenbruch, Scheffel und selbst noch manchmal den stocklutherischen Klopstock. Bei der Hausdurchsuchung hat man die Oden gefunden, die Biographie Friedrichs des Großen und sogar das Mörderdrama Wilhelm Tell! Und das Lexikon. Was ist eine Dynamitbombe gegen Brockhaus' Conversationslexikon, in welchem — Band zwei, Seite fünfundneunzig bis hundertundeins die Biographie Bismarcks steht! — Nicht wahr, Ihr schaudert!“

„Wenn's weiter nichts ist!" lachte ich auf, „die genannten Werke findet man bei uns wohl in jedem gebildeten Hause. Woher sollten wir denn sonst unsere Bildung und Cultur hernehmen, als aus der Literatur des deutschen Volkes?"

Mein Dominicus Täubler schoss zur Thür, ob sie wohl im Schlosse sei und kein ungebetener Horcher hinter ihr stehe.

„Es ist unbesonnen", sagte er dann, wieder in seinen Lehnstuhl zurückkehrend, in einer gewissen ängstlichen Erregung. „Die Wände haben Ohren. Übriges hätte man vielleicht noch ein Auge zugedrückt, denn ich habe bei Gericht einen Gönner, der es bei der Voruntersuchung deponiert hat, dass ich ein geborener Grandesel wäre, der von dem Verfänglichen und Verbrecherischen seiner Büchersammlung kaum eine Ahnung haben dürfte. Nun reitet mich aber der Teufel, — ich glaube, Beelzebub, der oberste muss es gewesen sein — und am zweiten December, nachts, auf dem Wege vom Wirtshaus heim, singe ich auf offener Straße ganz laut die Wacht am Rhein!"

„Sie Unglücksmensch!" rief ich, aus meinem Sessel springend. Und jetzt fällt mir auch sein Blick auf. In der That, es waren Kornblumen-augen.

„Entschuldigt!" sagte er, seine Hand auf meinen Arm legend, „selbst das Rheinwachtlied hätte mir den Kopf nicht gekostet. Mein Gönner bewies auf Grund der Zoologie, dass der Esel, wenn er i a singt, durchaus nicht an die Buchstaben denkt."

„Nun also!"

„Nun also — natürlich! Gedankenloser Mensch! Seht Ihr's denn nicht? Ein geborener, ein eingefleischter Teutone, der ich bin! Ein Vollblut-Germane!" Er nahm wieder seine rothen Haarsträhne vor: „Da habt Ihr das corpus delicti! Das ist's! Das ist's!"

„So schneiden Sie sich doch das rothe Haar vom Kopf. Wenn's das ist!"

„Hab's schon gethan. Hilft nichts. Habe mir das Haar geschnitten, diese schönen, seidenfeinen Locken, seht nur! Einen langen Zopf habe ich daraus geflochten und denselben dem Herrn Oberdenuncianten vom „Guten Rath" in einer brüderlichen Umarmung heimlich, von hinten, an die Kappe gehangen. Mit diesem sinnigen Schmuck gieng er spazieren, aber, als er das gewahrte, ist der Herr sehr schlimm geworden und will mich einsperren lassen."

„Na, schön, schön! So lassen Sie sich halt Ihre teutonische Demonstration wieder wachsen. Kann ich mit etwas dienen?"

Jetzt kam der sattsam citierte „Dolch im Gewande". Ein Manuscript.

„Ihr gebt ein Blatt heraus, Lebensgefährte!" sprach der kleine Mann, der sich, der Feierlichkeit des Vorganges gemäß, jetzt erhoben hatte, so dass er wieder sehr klein geworden war.

„Ein Blatt, jawohl, ich gebe eins heraus, aber nicht für Poesie, oder dergleichen“, baute ich vor.

„Ihr seht hier in meiner Hand einen zusammengefalteten Papierbogen. Ganz schlicht — ein gewöhnliches Blatt Kanzleipapier. Und welch ein Inhalt! Bruderherz, welch' ein Inhalt! Eine politische Kundgebung ersten Ranges.“

„Meine Zeitschrift ist nur ein Organ für Kunst.“

„Herrlich! Ganz mein Organ. Das, was ich leisten werde, ist die größte Kunst! Ihr sollt es gleich hören, um was es sich handelt.“ Er wollte gleich zu lesen anheben.

„Nein, ich muss doch bitten. Ich bin eben — ich habe eben heute —“

„Der Aufsatz ist nicht lang, obschon er mehr enthält, als alle Zeitungen seit zehn Jahren zusammen, was sage ich zehn — seit fünfzig Jahren! Das Richtige ist ja so einfach. Und Leute, die mich heute als Hochverräther brandmarken, sollen mir morgen ein Denkmal errichten, eins von Erz oder Marmor — der Preis differiert nicht stark — als dem größten Patrioten. — Also, das Opus betitelt sich: Österreichs Ju—“ Ich nahm ihm das Papier mit einem muthigen Griff aus der Hand. „Werde es selber lesen. Wollen Sie mir nur gütigst Ihre Adresse mittheilen.“

„Wozu?“ fragte er. „Auf das Honorar verzichte ich. In wenigen Wochen wird mich alle Welt kennen und nennen. — Meine Wohnung kann ich nicht einmal meinem Bruder mittheilen, denn man hat Beispiele. Ich merke es, guter Mensch, Ihr wollt, dass ich jetzt gehe. Ihr werdet Euch für Eure Vorlesung präparieren wollen. Sie wird aber kaum stattfinden.“

„Wer? Die Vorlesung? Wieso?“

„Wenn Ihr vorher meine Schrift leset, werdet Ihr heute noch etwas Besseres zu thun haben, als über bäuerliche Kunst zu sprechen. Seid Ihr gläubig? Dann schwört mir beim dreieinigen Gott, diese meine Kundmachung in Eurer nächsten Nummer abzudrucken.“

„Gut, gut. Was sich thun läst. Hat mich gefreut. Bitte nicht zu stolpern. Eine kleine Stufe vor der Thür.“

Es war keine geringe Mühe, ihn unter Versicherung aller Bereitwilligkeit zur Thür hinauszubringen. Der Blick, den er noch zu mir aufrichtete! Voll rührenden Flehens. Dann trippelte er den dunklen Gang entlang. — Mir war jetzt nicht ums Lachen. Eher ums Weinen vor Rührung. So sehen sie aus, das sind die Kinder, denen der Heiland das Himmelreich verhieß. — Aber es kommt ja erst.

Die Schrift war auf meinem Tisch zurückgeblieben. Am selbigen Tage habe ich sie nicht gelesen. Am nächsten Morgen jedoch auf der Weiterreise im Coupé. Der Aufsatz — mit markigen Zügen geschrieben — betitelt: „Österreichs Jubiläum!“ Er ist verfaſst im Stile einer Kundmachung der „Wiener Zeitung“. Der Inhalt jedoch ist nichts weniger als trocken,

ja in Bezug auf die berührten Fragen thatsächlich von höchstem Interesse. Und das ist die Sache:

Österreich-Ungarn wird im Jahre 1898 seinem allgeliebten Kaiser ein beispielloses Jubelfest bringen. Aber nicht etwa Festzüge, Monumente, Gründung von Kunstanstalten, Krankenhäusern, Schulen u. s. w., Lapalien. Das thut man jeglichen Tag. Etwas anderes, etwas Besseres, etwas Größeres. Die Nationalitätenfrage wird gelöst. Friedlich. Und gründlich. Keine Sprachenverordnung und keine Obstruction. Bloß ein bissel Länder tauschen. Wegen Vereinigung der Völker unter sich. Zum Beispiel: Die Siebenbürger Sachsen übersiedeln in die Pressburger und Ödenburger Comitate, wo sie an die Deutschen stoßen. Dafür wandern die Magyaren dieser Comitate nach Siebenbürgen aus, wo sie wieder unter sich sind. Die Tschechen Böhmens und Mährens gehen nach Steiermark und Kärnten, wo sie mit den Südslaven zusammenkommen. Die Deutschen Steiermarks und Kärntens verlegen ihre Heimat in die also freigewordenen Gebiete Mährens und Böhmens, wo sie sich mit den dort schon sesshaften Deutschen vereinigen. Und so weiter. Den geschäftlichen Umtausch der Güterverhältnisse hat eine gemeinsam gewählte Commission zu regeln, die Reise- und Transportkosten der Staat zu tragen. Natürlich werden die Sprachgrenzen zu Landesgrenzen gemacht. Und weiter? Nichts mehr. Punctum! — Einiges Bedenken hat der große Reformator nur, ob diese Lösung wohl auch allen recht sein wird. Denn die Übersiedlungen werden von mancherlei Widerwärtigkeiten begleitet sein. Allein die Liebe zum gemeinsamen Landesfürsten wird alles überwinden.

Also der Inhalt des Schriftstückes. Wer sich des Näheren darüber unterrichten will, der kann es bei mir einsehen. Aus der Hand gebe ich die Reliquie nicht.

Maigewitter.

Eins aus dem Leben. Von **Peter Rosegger.**

Wüthend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmüthige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, umso besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!“ rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängtuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?“ fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm.“

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das thäte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen.“

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöthen."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Canaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so rothen Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiss, dass es knackte. Aber das Auge! Zu diesen großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muss!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —" Sie riss etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer gieng mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So hasserfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Dass man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riss den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen."

„Aber nein, doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt."

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!" sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!"

„Er hat Feierabend gemacht."

„Ich meinte aber doch den Adjuncten."

„Ah den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer."

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand."

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!"

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Lotter! Der Spitzbub, der — sackerment, jetzt hätt' ich bald geflucht."

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei", berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!"

— Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, dass du ihn noch behalten willst .... So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Thurm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne dass die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen todtstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, dass sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunct erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Best gebühren! *Sie* hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, musste sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog dieses den Mund auseinander, dass man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht nothwendig!" rief das Mädel. Die alte blieb aber doch heraußen. Die Thür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, dass die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein

widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie ein Riesenfatschkind. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirne klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Mund hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmüthigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!“ sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, dass er gar nicht bös ist auf mich!“ Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!“

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, dass sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar schön!“ sagte die Marianna. „Ist denn deine Herzliebste nicht da? Das sie dich pflegen könnt'. Weil du so viel für sie leiden musst!“ — Dass diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!“ sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber soweit nicht, wie du meinst. Soweit hätt' ich mich nicht vergessen, nie und nimmer. . . .“

„Lüg nicht!“ rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt bist!“

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich selber! Wenn du mir so kommst! Wen geht's denn noch was an?“

„Wen 's was angeht, fragst du“, sprach sie ganz sänftiglich. „Wem hast du dich denn versprochen, Hans? Am Peter und Paul-Tag. Weißt du noch? Wirst mir wohl treu sein? Habe ich dich gefragt. Und du: Was denkst du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu versprechen, hast du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! — Und heute, nach sechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du bist, du hast es schon selber gethan.“

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast du's gesehen?“

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump du! Weil es ich nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte

eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als dass ich einen treuen Menschen hab'. Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot aller Lebtag, als eine Rathsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag betrogen werden hinter einem jeden Küchenschürze! Schandbub, du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodel, schlechter!"

„So lass mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein wie du willst — wenn du's zusammenbringst! — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halb todt geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's erfahren. So wird er ein anderesmal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muss, wenn man schon die Kisten und Kästen offen lässt!"

„Du! Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biss er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepresster Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen ...."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten in Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Dass du aber das Fenster so genau gewusst hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt' und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur wecken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehrenwort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau' mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie gieng wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloss wieder. Sie that, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muss dahin liegen, und hat niemanden mehr ....

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, dass die Achseln heftig auf- und niederstießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich auf ihn nieder, riss seinen Kopf an ihre Brust, küsste seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund, so heftig, dass es ihr den Athem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert ...."

„In Gottesnamen!" stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du musst eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?"

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab."

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen."

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — sagt er."

„Ist dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufschauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Essen mit, wenn's dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart', ich schiebe dir die Kissen besser. Du kannst dich nicht bewegen?"

Er nickte nur so ein wenig.

„Thut's dir arg weh?" fragte sie ihn voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr."

„Schau, du bist ja mein guter Hans!" Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und so selig, so selig! —

Das Mitleid war schier noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie sehen und zeigen, wie gut sie ihm ist. Und jetzt erst wusste sie es auch für sich, dass kein Zerstören des Bundes mehr möglich ist, dass ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muss.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?" fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, dass er sie anblicken musste. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte sie ein einzigesmal: „So viel schämen!"

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunct ganz plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?" fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!" —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgeröthetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Aus der „Modernen".

Gedichte von Christian Morgenstern.[1])

Der Tod und der einsame Trinker.

Eine Mitternachtscene.

„Guten Abend, Freund!"
„„Dein Wohl!""
„Wie geht's?"
„„Dein Wohl!""
„Schmeckt's?"
„„Dein Wohl!""
„Du zürnst mir nicht mehr?"
„„Dein Wohl!""
„Im Ernst?"
„„Dein Wohl!""
„Hab Dank!"
„„Dein Wohl!""
„Aber —"
„„Dein Wohl!""
„Zuviel!"
„„Dein Wohl!""
„Nun —"
„„Dein Wohl!""
„Wie du willst!"
„„Dein Wohl!""
„Narr!"
„„Dein Wohl""
„Genug!"
„„Dein —""

* * *

---

[1]) Aus: „Auf vielen Wegen." Gedichte von Christian Morgenstern. Berlin. Schuster & Löffler. 1897. — Ganz wunderlich. Doch im Grunde nicht so übel! Wie? Wenigstens riecht diese „Schule" nach keinem Schulstaub. Die Red.

Meeresbrandung.

„Warrrrrrrte nur . . . . . .
wie viel schon riss ich ab von dir
seit den Äonen uns'res Kampfs —
warrrrrrrte nur . . . .
wie viele stolze Festen wird
mein Arm noch in die Tiefe ziehn —
warrrrrrrte nur . . . .
zurück und vor, zurück und vor —
und immer vor mehr, denn zurück
warrrrrrrte nur . . . .
und heute mild und morgen wild —
doch nimmer schwach und immer wach —
warrrrrrrte nur . . . .
umsonst dein Dämmen, Rammen, Bau'n,
dein Wehr zerfällt, ich habe Zeit —
warrrrrrrte nur . . . .
wenn erst der Mensch dich nicht mehr schützt —
wer schützt, verloren Land, dich dann?
warrrrrrrte nur . . . .
mein Reich ist nicht von seiner Zeit:
er stirbt, ich aber werde sein —
warrrrrrrte nur . . . .
und will nicht ruh'n, bis dass du ganz
in meinen Grund gerissen bist —
warrrrrrrte nur . . . .
bis deiner höchsten Firnen Schnee
von meinem Salz zerfressen schmilzt —
warrrrrrrte nur . . . .
und endlich nichts mehr ist als Ich
und Ich und Ich und Ich und Ich —
warrrrrrrte nur . . . ."

* * *

Die Flamme.

„So sterben zu müssen —
auf einer elenden Kerze!
thatenlos, ruhmlos
im Athemchen
eines Menschleins
zu enden! . .
Diese Kraft,
die ihr alle nicht kennt —
diese grenzenlose Kraft!
Ihr Nichtse!
Komm doch näher,
du schlafender Kopf!
Schlummer,
der du ihn niederwarfst —
ruf doch dein Brüderlein Tod —
er soll ihn mir zuschieben —
den Lockenkopf —
ich will ihn haben — haben!
Sieh,
wie ich ihm entgegenhung're!
Ich renke mir alle Glieder
nach ihm aus . . .
Ein wenig noch näher —
näher —
ein wenig —
so —
jetzt vielleicht —
wenn's glückt —
ah! du Hund!
Er will erwachen?
still —
still —
so ist's noch besser!
Der Pelz am Mantel —
Der Pelz — der Pelz —
hinüber — hinüber —
ahhh! fass ich dich — hab' ich dich —
hab' ich dich, Brüderchen —
Pelzbrüderchen, hab' ich dich — ahhh!
Hilft dir nichts —
wehr dich nicht mehr!
Mein bist du jetzt —
Hand weg!
Wasser weg!
Mein bist du jetzt!
Wassser weg!
Wart', da drüben ist
auch noch für mich —
so —
den Vorhang hinauf —
fängst mich nicht mehr —
Tuch — Tuch —
jetzt bin ich Herr!
Siehst du, jetzt breit' ich mich
ganz gemächlich im Zimmer aus —
lass doch den Wasserkrug!
Lass doch das Hilfgeschrei!
Bis sie kommen

bin ich schon längst
in den Betten und Schränken —
und dann könnt ihr nicht mehr herein —
und ich beiß' in die Balken der Decke —
die dicken, langen, braunen Balken —
und steig' in den Dachstuhl —
und von einem Dachstuhl
zum andern Dachstuhl
und irgendwo
werd' ich wohl Stroh finden,
und Öl finden,
und Pulver finden —
das wird eine Lust werden!
Das wird ein Fest werden!
Und wenn ich die Häuser alle zernichtet —
dann wollen wir mit Wäldern
die Fische in den Flüssen kochen —
und ich will euch hinaustreiben
auf die kältesten Berge —
und da droben
sollt auch ihr meine Opfer werden,
sollt ihr meine Todesfackeln werden —
und dann wird alles still sein —
und dann —

Vom Adel des Könnens.

Heute stellen wir unseren Lesern einen neuen Heimgarten-Mann vor, d. h. einen Mann, der ganz im Sinne unserer Weltanschauung denkt und spricht, aber dieselbe viel schöner ausdrückt, als wir es können und ihr eine Menge neuer Seiten abgewinnt. Es ist der große Engländer John Ruskin. Er hat zahlreiche populär-philosophische, ethische und ästhetische Werke geschrieben, aus denen Jakob Feis eine reiche Gedankenlese gezogen und ins Deutsche übersetzt hat unter dem Titel: „Wege zur Kunst.“ (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.) Durch diese Übersetzung, die an Klarheit und Stil geradezu glänzend genannt werden muß, ist dem deutschen Volke ein großes Geschenk angeboten, und wer nach dem Buche greift und es mit Verständnis lesen kann, der wird sich bereichert fühlen und eine Klärung über Dinge erfahren, in denen, trotz der vielen Schriften hierüber, oder vielleicht gerade deswegen, eine große Verworrenheit herrscht.

Ruskin bekennt vor allem die Erhabenheit des Menschen und seiner Natur. Er glaubt nicht, dass das Hässliche, Abscheuliche und Thörichte eine absolute Nothwendigkeit sei, die man eben einmal hinnehmen müsse. Die menschliche Natur sei so, dass sie zwar unendlich tief sinken, aber auch unendlich hoch steigen könne — je nach welcher Seite des Menschen Einsicht sie lenkt und sein Handeln sie fördert. Alle Bestrebungen Ruskins, sagt der Übersetzer, gehen darauf hin, Grenzlinien zu ziehen zwischen Arbeiten, welche die Menschennatur rechtmäßig entwickeln helfen, und solchen, welche sie entadeln. Das ist der gewaltige Text, über den er unaufhörlich predigt. — Die uns umgebenden Wirklichkeiten in naturgesetzlichen Einklang mit der Menschennatur zu bringen, darin sieht Ruskin die Vorbedingung jeder höheren Entwickelung. Jede gute, der Entwickelung in irgend einer positiven Weise dienende Arbeit nennt er Können, im weitesten Sinne der Kunst. Er wendet sich ernst gegen die

Bestrebungen unserer Zeit, deren bloß utilistische Einrichtungen in Handel und Wandel den Menschen unredlich machen, deren Maschinenindustrie alle Gemüthskräfte tödtet. Er erklärt dem mehr und mehr über die ganze Welt verbreiteten, alle Arbeit beeinflussenden Maschinenwesen den Krieg. Das Rad, von Wind oder Wasser getrieben, ist ihm noch natürlich, dieser Betrieb schädigt noch nicht so die menschliche Gesundheit und das Ebenmaß zwischen Körper und Geist, es stumpft nicht so sehr die Daseinsfreude, die Nährquelle aller Tugenden und aller Kunst ab, als das unendliche Räderwerk, das überall mit Feuer und Dampf getrieben wird und die Menschen zu Handlangern der Maschine macht. Von der Kunst verlangt Ruskin, dass sie das getreue Bild eines edlen Menschen vergegenwärtige, mehr habe sie niemals geleistet und weniger solle sie niemals erstreben. In Bezug auf die faulende Menschencultur in den Großstädten weist er auf Ninive, Babylon, Tyrus, Jerusalem, Athen, Alexandrien, Byzanz, Rom und andere, die das Grab höherer Menschentypen geworden seien. Der Herausgeber erinnert in seinem schönen Vorworte an den Ausspruch eines anderen großen Geistes.

„Das Gedeihen der Völker", sagt Gustav Freytag, „liegt in der einfachen Thätigkeit des Landmanns, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist, Körper, Anstrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selber reguliert werden. Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesammte Volk."

Ruskin sah bereits vor einem halben Jahrhundert die physische und geistige Entartung voraus, welche kommen musste und unausbleiblich um sich greifen wird, solange unsere jetzige maschinelle Arbeitsweise fortfährt, die Menschen in winzige Lebensfragmente zu zerstückeln und den Lebensodem der Massen „wie ein Heizmittel zu benützen, um den Fabrikrauch zu nähren". Die Ritter des Geistes glauben die Heilung vom Kopfe her bewerkstelligen zu können. Man philosophiert über wirtschaftliche Probleme wie einstmals über theologische, und man wähnt, dass, wenn wir erst richtig denken und glauben gelernt haben, sich die ersehnten Thore des irdischen Paradieses von selbst aufthun werden.

Die Kunstlehre Ruskins jedoch geht vom Gedanken aus, dass jegliche Erziehung mit der Arbeit beginnen müsse, dass, was wir denken und glauben, von keiner so großen Wichtigkeit ist, als w a s wir schaffen und w i e wir schaffen. Denn die Arbeit war von jeher das große Mittel der Zucht, die große Lehrmeisterin der Menschheit, die erziehende Hand des lebendigen Gottes. „Wer aber höret und nicht thut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete, auf die Erde ohne Grund."

Was an scheinbarem Reichthum — Geldbesitz — erworben wird, ist oftmals übertheuer an Fleisch und Blut erkauft, wofür die künftigen Geschlechter aufkommen müssen.

Wenn es nur auf das Quantum Arbeit ankäme, welches geschafft wird, so müsste unsere über alle Maßen fleißige Generation die glücklichste sein, die je auf Erden wirtschaftete; doch „unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankrott“ — sagt der weiseste Dichter.

Nur in der Macht der nahrungerzeugenden Länder, meint Ruskin, liegt es, eine veredelte Menschenrasse heranzubilden; denn sie sind die Herren und die Musterländer, indessen diejenigen, welche mehr und mehr ihre Nahrung gegen mechanische Erzeugnisse eintauschen, im Laufe der Zeit zugrunde gehen müssen. Freilich darf ein Land seine Nahrungsmittel gegen die eines anderen Klimas austauschen: Getreide gegen Orangen, Weine gegen Kaffee u. s. w.; doch unter keiner Bedingung darf sich eine ganze Provinz oder ein ganzes Land einer rein mechanischen Arbeitsweise hingeben.

Wir müssen anstreben, die sinneschwächenden Maschinenarbeiten auf ein Minimum einzuschränken, um statt ihrer Arbeiten zu verrichten, welche den Glauben an die eigene Kraft wecken, das Herz offen, die Augen klar, das Gefühl warm und den Geist rege erhalten; „denn der schönste Lohn des Lebens, das Leben selbst, ist die Freude des Schaffens, der Lohn, den Gott sich selber gibt.“

Nach diesen einführenden Bemerkungen wollen wir aus Ruskins Darstellungen selbst einige Aussprüche in unser Herz aufnehmen.

Der hauptsächliche Gegenstand des Werkes ist die Kunst, die von der Natur geboren und von der Übercultur begraben wird.

Verlorene Schiffe und Armeen kann man ersetzen, doch ein großer Geist, einmal auf falschem Wege, bleibt ein ewiger Fluch auf Erden.

Was ich Ihnen zu sagen habe, ist dies: über Kunst darf nicht gesprochen werden. Die Thatsache, dass man überhaupt über sie spricht, besagt, dass sie schlecht gepflegt oder überhaupt nicht ausgeübt wird. Kein wirklich bedeutender Maler sprach oder spricht jemals viel über seine Kunst. Die größten schweigen. Sobald ein Mensch seine Arbeit wirklich thun kann, redet er nichts darüber. Alle Worte werden für ihn weiter nichts als nichtige Theorien.

Man erwirbt die Kunst weder durch ein Anspornen der Denkkraft, noch vermag sorgfältiges Reden sie fasslich zu machen. Sie ist das instinctive und unausbleibliche Ergebnis von Kräften, die nur im Volksgemüth im Laufe vieler Generationen entwickelt werden können und schließlich ins Leben treten unter gewissen socialen Bedingungen, die so langsam reifen als die von ihnen geregelten Anlagen.

Fragt den Arbeiter auf dem Felde, in der Schmiede oder in der Mine: fragt den geduldigen, zartbefingerten Handwerker oder diejenigen, welche starken Arms und glühenden Herzens das Metall, den Marmor oder Farbengebilde gestalten, und keiner von ihnen, sofern er ein wahrer Künstler ist, wird uns jemals sagen, dass er das Gesetz des Himmels

hart gefunden hat, wonach er, bis er in den Schoß der Erde zurückkehrt, sein Brod im Schweiß des Angesichts essen soll; noch dass der Lohn für den Gehorsam ausblieb, wenn er wirklich dem Gebote Folge leistete: „Was deine Hände zu thun vorfinden, thue es mit ganzer Macht."

Was auch unsere Lebensstellung sein mag, in dieser kritischen Zeit sollten alle, welche ihre Pflicht thun wollen, ein möglichst schlichtes Leben führen, und zweitens alle fördersamen Arbeiten thun, welche sie zu thun imstande sind, um, was sie entbehren können, dem Guten auf sicherem Wege zuzuwenden.

Und Gutes auf sicherem Wege geschieht, indem man Menschen nährt, Menschen kleidet, Menschen behaust und schließlich mit den Künsten, Wissenschaften und anderen geistigen Anregungen Menschen Freude macht.

Man findet fortwährend Mädchen, welche man niemals lehrte, ein wirklich nützliches Ding gründlich zu thun; welche weder nähen, kochen, rechnen, noch eine Arznei bereiten können, deren ganzes Leben der Unterhaltung oder dem Prunk gewidmet war; und sie wenden, wenn ein ernsterer Sinn sie beschleicht, ihre tiefinnerste religiöse Seelenglut, die Gott ihnen gab, um sie gegen die Widerwärtigkeiten der täglichen Mühsal zu stärken, eitlen und traurigen Betrachtungen zu, um den Sinn des großen Buches zu entziffern, von dem niemals eine Silbe anders als durch die That verstanden worden ist. Alle instinctiv verständige und gemüthvolle Wirklichkeit geht zu Grunde, und die Hoheit sittlichen Bewusstseins wird umgarnt von fruchtloser Qual über bestimmte Fragen, welche durch die Gesetze hilfreicher Thätigkeit entweder sofort gelöst oder aus dem Weg geräumt worden wären. Geben sie solchen Mädchen ein wirkliches Stück Arbeit, welche sie, wenn der Morgen dämmert, thätig, und, wenn die Nacht naht, müde macht und sie auch empfinden läßt, dass ihre Mitmenschen durch ihre Arbeit wirklich gefördert worden sind; und die entkräftigende Unruhe ihrer Schwärmerei wird alsdann zum lachenden und segensreichen Frieden.

So auch mit unseren jungen Herren. Wir lehrten sie einstmals lateinische Verse machen und nannten sie gebildet; jetzt lernen sie wettlaufen, wettrudern und Ball schlagen, und wir nennen sie gebildet. Können sie pflügen, säen, rechtzeitig pflanzen oder mit starker Hand bauen? Erstreben sie Keuschheit, Heldenhaftigkeit, Gedankenhoheit, Sittlichkeit und Liebreiz in Wort und That?

Im genauen Verhältnis zur Rechtmäßigkeit der Sache und zur Reinheit der Empfindung steht die Möglichkeit schöner Kunst. Ein Mädchen vermag ihre verlorene Liebe, ein Geizhals jedoch nicht den Verlust seines Geldes zu besingen. Und so ist genau genommen, die Schönheit

aller möglichen Kunst das äußerste Zifferblatt der von ihr ausgedrückten sittlichen Reinheit und Erhabenheit der Empfindung.

Solange Worte nur in Treu und Ehrlichkeit gesprochen werden, solange fährt die Sprache fort, sich zu veredeln; in dem Augenblick jedoch, wo man sie nach äußern Grundsätzen gestaltet und meißelt, wird sie würdelos und verkommt. Und längst schon wäre diese Wahrheit bekannt, läge nicht in den Zeiten vorgerückter, akademischer Bildung eine Neigung, die Aufrichtigkeit der ersten Sprachmeister zu leugnen. Haben wir einmal die Fertigkeit erworben, auf die Art eines classischen Schriftstellers anmuthig zu schreiben, so sind wir geneigt anzunehmen, auch er habe in der Weise eines Vorgängers geschrieben. Aber kein edler oder echter Stil gründete sich je auf etwas anderes als auf ein aufrichtiges Herz.

Kein Schriftsteller ist zur Bildung unseres Stils lesenswert, der nicht meint, was er sagt, noch ward je ein edler Stil von jemandem ersonnen, der nicht glaubte, was er gesagt hat.

Wir finden, dass alle untergeordneten Künstler sich beständig der Nothwendigkeit tüchtiger Arbeit zu entziehen versuchen, indem sie entweder entzückt von einem Gegenstande schwärmen oder sich mit ihren edleren Motiven brüsten, während sie in Angriff nehmen, was sie nicht vollenden können. Übrigens ist, nebenbei gesagt, ein großer Theil dessen, was man irrthümlicherweise für ein tief empfundenes Motiv hält, ein verderbliches, weil eine fein versteckte Art Eitelkeit, wohingegen die großen Männer von Anfang an wissen, dass die erste Moralität eines Malers wie die eines jeden andern Menschen darin besteht, sein Handwerk zu kennen.

Kein Volk erreichte jemals die höheren Stufen der Kunst außer zu einem Zeitpunkt, wo seine Civilisation von häufigen, ungestümen und selbst ungeheuerlichen Verbrechen geschändet wurde. Und schließlich war bis jetzt bei jedem Volke der Höhepunkt seiner Kunstentwickelung der Anfang seines Verfalls.

Im Völkerleben kommt der Zeitpunkt, wo Gewissen und Geist so hoch entwickelt sind, dass sich neue Wege des Irrthums aufthun durch das Unvermögen, die Anforderungen des einen zu erfüllen, oder die Zweifel des anderen zu ersticken. Dann ist die Einheit der Volksseele zerrissen; es entwickeln sich alle Arten Heucheleien und Gegenströmungen der Wissenschaft; man zieht einerseits den Glauben in Frage, und man findet sich anderseits mit ihm ab; der Reichthum nimmt zur selbigen Zeit gewöhnlich verderbliche Ausdehnung an; der Luxus folgt, und der Verfall der Nation ist alsdann gewiss.

Reichthum ist die Wurzel aller Übel.

Ich erachte es ganz und gar als die höchste Ruchlosigkeit unserer Zeit, dass wir unser Gefühl der Entrüstung haben verkommen und

erkalten lassen, und weder danach trachten, noch wagen, Missethaten, wie sich's gebürt, zu bestrafen.

Alle wahre Gerechtigkeit rächt ebenso sehr das Laster, wie es die Tugend belohnt. Hierin nur unterscheidet sie sich von persönlicher Rache, dass sie das gethane, nicht das uns zugefügte Unrecht rächt.

Menschen würden sofort andere wie sich selber liebgewinnen, wenn sie sich nur andere so wie sich selber vorstellen könnten. —

Wir mögen uns vielleicht einbilden, dass ein von William Hunt gemaltes Vogelnest besser als ein wirkliches sei. Thatsächlich zahlen wir für jenes viel Geld und kümmern uns wenig um dieses. Aber es wäre besser, dass alle Bilder in der Welt zu Grunde giengen, als dass die Vögel aufhörten, Nester zu bauen.

Nur das Bild ist edel, das man aus Liebe zur Wirklichkeit malte.

Wer vom Wunsch beseelt ist, etwas darzustellen, was er liebt, wird schnell und sicher vorwärts kommen. Wer zeichnen will, um eine schöne Zeichnung zu machen, dem wird es niemals gelingen.

Das beste Bild ist das, welches am vollkommensten darstellt, was es darstellen will; wie die beste Sprache die ist, welche am verständlichsten ausspricht, was sie sagen will.

Nichts, sage ich, was ich sehnlicher wünsche, dass man mir glauben möge; nichts hat in meiner Erfahrung ein tieferes Anrecht, gläubig hingenommen zu werden, als: dass wir nie die Kunst wahrhaft lieben werden, wofern wir nicht das noch inniger lieben, was sie abspiegelt.

Die Kunst als solche und um ihrer selbst willen ausgeübt, ohne dass sie eine Verdolmetschung der Natur erstrebt, untergräbt, was immer die Menschheit Gutes und Edles besitzt; aber wie naiv auch die Natur beobachtet werde, oder wie unvollständig sie erkannt sei, je nach dem Grade der Hingebung an sie verleiht sie Schutz und Hilfe dem Edelsten, was die Menschheit besitzt.

Kunst hat nichts mit den inneren Strukturen, Ursachen oder absoluten Thatsachen, sondern nur mit den Erscheinungen zu thun. Beim Darstellen dieser Erscheinungen missleiten die Kenntnisse des Nicht-Äußerlichen mehr, als dass sie fördern. Dies der Grund, dass im großen und ganzen alle anatomischen Studien der Pflanzen, Thiere oder Menschen der plastischen Kunst schaden; dass insbesondere die Gewohnheit, bei der Behandlung menschlicher Körperformen über deren anatomischen Bau nachzudenken, nicht nur hinderlich, sondern geradezu erniedrigend ist; und ferner, dass, wenn die menschliche Gestalt entblößter ist, als die Gesundheits- und Schicklichkeitsbedürfnisse des täglichen Lebens es erfordern, das Studium des Nackten noch jeder Kunstschule, die sich darauf verlegte, zum Verderben gereichte. . . .

Anatomie hilft uns nicht die wahrheitsgetreue Erscheinung der Dinge zu veranschaulichen. Ob sie aber nicht etwa unsere Begriffe über das Wesen der Dinge erweitert? Weit entfernt, dies zu thun, hat das Studium der Anatomie, welches zu unserer Herabwürdigung und zu unserem Unglück die Stelle und den Namen sowohl der Kunst als der Naturgeschichte eingenommen hat, die merkwürdigsten und verhängnisvollsten Folgen gehabt für unsere Fähigkeit, die verschiedenen Thierrassen zu zeichnen.

Man mag bestreiten, ob es, wenn man eine lebendige Madonna malen will, zu wissen nöthig ist, wie viele Rippen sie hat; doch scheint es mir unerlässlich, zu wissen, wie viel Rippen ein Skelett hat, wenn man es malen will.

Diese Sehkraft, sorgfältig herangebildet und rein gehalten, ist die einzige Gabe, welche der plastische Künstler bei seinen Naturstudien anwenden soll. Es ist sein Beruf, Erscheinungen darzustellen, und es ist seine Pflicht, sie zu kennen. Mehr zu wissen ist nicht seine Pflicht; wiewohl dies manchmal bequem sein mag, birgt es immer eine Gefahr für ihn, wenn er mehr weiß; wenn er die Ursachen der Erscheinungen oder das innere Wesen der Dinge kennt, durch welche sie hervorgebracht werden.

Es ist wahr, dass Menschen von gewaltiger und echter Veranlagung das Vorzüglichste mit verhältnismäßiger Leichtigkeit schaffen; aber niemals wird man hören, dass sie einer Selbstzufriedenheit Ausdruck geben, die schlichtere Menschen über geringere Leistungen empfinden.

Unwissenheit, welche vergnügt, aber ungeschickt ist, erzeugt Unvollkommenes, jedoch nichts, was verletzt. Unwissenheit, welche missvergnügt, aber kunstgewandt ist: die lernt, was sie nicht begreifen kann, nachahmt, was sie nicht genießen kann, erzeugt die widerwärtigsten Machwerke, welche die Menschheit schänden und missleiten.

Was in der Literatur, Kunst oder Religion Geldes halber gethan wird, ist höchst schädlich, doppelt so, weil es verhütet, dass die edle Literatur und Kunst, welches aus Liebe und um der Wahrheit willen geschaffen worden, gehört und gesehen wird.

Das Geld, was man für Kunstunterricht ausgeben kann, das müssen wir guten Meistern geben und ihnen überlassen, ihr Bestmöglichstes für uns zu thun.

Was müssen die Folgen eines öffentlichen Beifalls sein, der ständig zu verstehen gibt, dass das Winzige, was wir leisten, in dem Maße seiner Sonderlichkeit vorzüglich ist! Und was müssen die Folgen einer ständigen Aufmunterung sein, die uns verlockt, etwas zu schaffen, was sich von der Arbeit unserer Mitmenschen unterscheidet?

Kein anderes Mittel gibt es, um gute Kunst zu erlangen, als das eine — sowohl das einfachste als schwierigste — nämlich: dass wir uns

ihrer erfreuen. Man prüfe die Geschichte der Völker, und klar und unwiderlegbar drängt sich uns diese große Thatsache auf, dass gute Kunst nur von Völkern geschaffen worden ist, die ihrer sich freuten; sich damit, als wäre es Brot, nährten; sich darin, als wäre es Sonnenlicht, sonnten; bei ihrem Anblick jubelten; vor Wonne darüber tanzten; sich darum stritten; darum kämpften; dafür verhungerten, thatsächlich genau das Gegentheil damit thaten, als wir damit thun wollen — sie schufen sie, um sie zu behalten, wir, um sie zu verkaufen.

Machen wir unsere Kunst populär, billig, zu einem für den fremden Markt erwünschten Artikel, so wird der fremde Markt stets etwas Besseres aufweisen. Aber machen wir den Kunstgegenstand so, dass er uns gefällt, entschlossen, dass niemand anderer ihn erlangen soll, und die Folge davon wird sein, dass ihn jedermann haben möchte.

Ich möchte jedem Schüler, der unsere Schule besucht, sagen: Sei, wenn du willst, ein Mahomedaner, ein Diana-Anbeter, ein Feuer-Anbeter, ein Wurzel-Anbeter — sei aber so viel Mensch, um zu wissen, was anbeten und verehren bedeutet.

Die Wissenschaft beschränkt sich ausschließlich auf Dinge, wie sie an und für sich sind, während die Kunst es ausschließlich mit den Dingen zu thun hat, sofern sie das menschliche Empfindungsvermögen und die menschliche Seele berühren. Ihre Aufgabe ist es, die Erscheinungen der Dinge darzustellen und die natürlichen Eindrücke zu vertiefen, welche sie auf den Menschen machen. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, Thatsachen an Stelle der Erscheinungen, und Beweise an Stelle der Eindrücke zu setzen. Beide, wohlgemerkt, befassen sich gleicherweise mit der Wahrheit: die eine mit der Wahrheit der Anschauung, die andere mit der Wahrheit des Begriffes. Die Kunst stellt die Dinge nicht falsch, sondern genau so dar, wie sie der Menschheit erscheinen. Die Wissenschaft ergründet die Beziehungen der Dinge zu einander; aber die Kunst ergründet nur ihre Beziehungen zum Menschen.

Die ganze Aufgabe des Künstlers in der Welt ist die, ein Wesen zu sein, welches sieht und fühlt.

Aber nein, dürfte der Leser vielleicht einwenden, der größte Nutzen des Wissens liegt darin: uns die Augen zu öffnen; Dinge wahrnehmbar zu machen, welche von uns nie gesehen worden wären, wenn wir sie nicht vorher mit dem Verstande erfasst hätten.

Nicht doch! Nur solche Menschen können so etwas aussprechen oder glauben, welche von dem Anschauungsvermögen eines großen Künstlers in Vergleich zu dem eines gewöhnlichen Menschen keine Ahnung haben. Es gibt keinen großen Maler, keinen großen Werkmann in irgend welcher Kunst, der nicht mit einem einzigen Blick mehr wahrnähme, als er in tausendstündiger Arbeit erlernen könnte.

Gott hat jeden Menschen tauglich für seine Arbeit geschaffen: Er hat dem Menschen, den Er für einen Gelehrten bestimmte, die Anlage der Reflection und Logik, den Menschen, den Er für einen Künstler bestimmte, die Anlagen der Anschauung, der Empfindsamkeit und des Gedächtnisses gegeben. Und weit davon entfernt, dass einer des andern Arbeit verrichten könnte: keiner von ihnen versteht die Art und Weise, auf welche die des andern verrichtet wird. Der Gelehrte hat keinen Begriff von der künstlerischen Anschauung, der Maler keinen vom Process des Denkens; noch hat insbesondere der Gelehrte eine Vorstellung von der ungeheuern Schärfe des Blicks und der Empfindung, welche einen echten Maler auszeichnet.

Man wird wissen, dass das Wissen nur in dem Augenblick wirklich belebt, wo wir es zuerst aufnehmen und es uns mit Freude und Staunen erfüllt: eine Freude, welche, wohlgemerkt, durch die vorhergehende Unwissenheit so gut wie durch das gegenwärtige Wissen bedingt ist.

Wenn wir uns das Wissen einmal völlig angeeignet haben, so hört es auf, uns Genuss zu bereiten. Es mag für uns praktisch nützlich, für andere gut sein, oder gut als Wucher, um mehr zu erlangen; aber an und für sich, sobald wir einmal mit ihm vertraut worden, wird es todt. Das Wunderbare weicht davon, sammt aller Farbenpracht, in der es schillerte, da wir es zuerst aus dem unendlichen Meer herauszogen.

Eine Wirkung des Wissens ist die, die Macht unserer Einbildungskraft und die ursprüngliche Energie des ganzen Menschen zu tödten: unter dem Gewicht seines Wissens vermag er sich nicht so leicht wie in den Tagen seiner Einfalt zu bewegen.

Es möge sich jeder selber fragen, wie weit er durch sein Wissen so geworden ist, oder wie weit man es auf ihn gehäuft hat wie die Pyramide auf das Grab, wie viele Wohlthaten er mit gleicher Mühe und gleichem Zeitaufwand der gesammten Menschheit hätte erweisen können; wie viele Menschen er ohne Trost und ohne Beistand gelassen haben mag, indessen seine Augen bei der Mitternachtslampe versagten; wie viele warme Sympathien in ihm erstorben sind, da er Verse gemessen und Silben gezählt; wieviel Athemzüge frischer Meeresluft und Gänge auf grünem Bergeshang und Blicke auf zum hohen Himmelsdom er um seines Wissens willen einbüßte; wie viel von diesem so theuer erkauften Wissen man vergessen oder missachtet hat, nur dass es obendrein seine Fähigkeit des Staunens und, wie es in tausend Fällen geschieht, selbst vielleicht sein Ehrfurchtsgefühl verringert hat. . . . So haben Philologie, Logik, Rhetorik und die anderen, größtentheils lächerlichen und kleinlichen Schulwissenschaften eine verderbliche Wirkung auf diejenigen, welche sie betreiben; so dass ihre Jünger sich von höheren Wissenschaften, als diesen, keine Vorstellung machen können, sondern sich einbilden, dass jegliche Erziehung ende mit dem Wissen von Wörtern. Die wahren und großen Wissenschaften jedoch, insbesondere die Naturgeschichte,

machen die Menschen im Verhältnis zur Größe ihrer Beobachtungsgabe und richtigen Wahrnehmung der Unendlichkeit des Unerforschbaren feinfühlig und bescheiden. . . . .

Der einzige Zweck einer guten Erziehung besteht darin, die Menschen dahin zu bringen, dass sie nicht nur das Rechte thun, sondern auch Genuss darin finden, es zu thun; dass sie nicht bloß fleißig seien, sondern den Fleiß lieben; dass sie nicht nur gelehrt seien, sondern die Gelehrsamkeit lieben; dass sie nicht nur rein seien, sondern die Reinheit lieben; dass sie nicht nur gerecht seien, sondern nach Gerechtigkeit dürsten.

Damit schließen wir die Reihenfolge losegefügter Gedanken eines erleuchteten Geistes, der in aller Welt geehrt und — nirgend befolgt wird.

Als ich Schullehrer gewesen.

Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Ob es wahr sei, dass ich einmal Schullehrer gewesen? wurde ich vor einiger Zeit brieflich befragt. Denn in irgend einer Gesellschaft des Reiches hatte man sich mit meiner Wenigkeit für und wider befasst und da hätte jemand die von den übrigen bestrittene Behauptung aufgestellt, der Waldbauernbub sei einmal Schulmeister gewesen.

Ob das richtig sei?

So viel ich weiß, nein.

Das heißt —. Ganz kann ich es nicht ableugnen, und bei näherer Gewissenserforschung komme ich drauf, dass jener Jemand recht hatte. Ich war doch einmal Schulmeister gewesen, und was für einer!

Als im Jahre 1857 der alte Michel Patterer verstorben war, drohte in Alpel die Kunst des A-B-C wieder verloren zu gehen, sowie den Deutschen einst die Glasmalerei und die Kunst, Knödel zu braten verloren gegangen war. Das musste vermieden werden. Ich fühlte mich als Hüter der Wissenschaft und hatte Lust, in die Ehren und Würden des alten Lehrers zu treten, erstens, um der schweren Feldarbeit zu entgehen, zweitens, um — Spielgenossen um mich zu versammeln. Es war, wie man sieht, ein mehrfach begründetes Streben.

Meine Eltern waren unschwer zu überzeugen, dass es auch den jüngeren ihres Stammes — Mädlein wie Knaben — vortheilhaft sein würde, wenn sie christliche Bücher, Zuschriften des Amtmannes und die Papierflügeln auf den Medicinflaschen lesen konnten. Täglich auf zwei Stunden wurden mir meine Geschwister freigegeben, dass ich sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiese. Der Leuttisch in der Stube war zur Zeit von Nähterinnen besetzt. So richtete ich mir als Schulzimmer den Stubenwinkel ein, der

zwischen dem breiten Elternbette und dem Ofen war. Ein Brett von der Bettstatt bis zur Ofenbank war der Tisch. Zu beiden Seiten einige Holzblöcke waren die Stühle. Das abgebrochene Stück einer Kastenleiste war das Lineal, eine Fibel und eine Schiefertafel sollten von Hand zu Hand gehen, und sonst bedurfte man nichts. Alles übrige musste sich im Kopfe vorfinden. Meine Schuljugend befriedigte mich aber nicht recht. Der Bruder Jakob bestritt mir die Namen einzelner Buchstaben, und die Schwestern waren dumme Dinger, die immer lachten.

Ich sann nach, wieso beim alten Patterer eine größere Ordnung war. Natürlich, weil er mehr Schüler hatte. — So gieng ich in die Nachbarschaft und warb Schüler. Ich thäte es ganz umsonst, ja, wenn meine Mutter Topfenstritzel backe, so bekämen sie auch davon.

Einige Nachbarn hatten mir sofort ihre Kinder probeweise zugesagt. Der alte Höfel-Zenz, er saß immer auf dem Herd seines Hauses, der nahm mich zwischen die Knie, fasste mich an beiden Ohren an, aber ganz leicht, und fragte nach meinem Alter.

„Dreizehn vorbei!"

„Sappermosthosen! — Na, die Altersschwäche wird noch nicht plagen. Sag, Peterl, was willst du denn werden?"

Glotzte ich ihm ins Runzelgesicht. Werden? Ich war's ja schon!

„Schulmeister, natürlich!"

„Ah ja so. Richtig, richtig, Schulmeister."

„Auweh!" schrie ich auf, denn er war mir auf die Zehe getreten.

„W—a—s?!" fragte er ellenlang gedehnt. „Du schreist auweh, wenn dir einer mit dem Tuchpatschen ein bissel auf die Zehen tritt. Und willst Schulmeister werden? Oh, mein kleiner Mensch, auf einem Schulmeister wird noch ganz anders herumgetreten!

Dieser thörichten Rede legte ich kein Gewicht bei. Wer wird denn auf einem Schulmeister herumtreten!

„Na, geh nur, ich werde meinen Buben, den Klasel, schon schicken. Aber raufen, wenn's mir thut's!"

Als ich auf dem Heimweg über die Weide gieng, wo sein Bub die Schafe hütete, winkte ich ihm wiederholt mit der Hand: „Grüß Gott, Klasel!" und schritt mit langsamen, großen Schritten fürbass. — Strenge, das nahm ich mir vor, strenge wollte ich nicht sein. Wusste ich doch selbst am besten, dass der alte Patterer nur mit Güte bei mir was ausgerichtet hat. Einst, als er mir des Käfers im Tintenfasse wegen die Ohrfeige versetzt hatte, blieb ich nachher einfach wochenlang weg, bis er endlich gütlich und bittlich an mich herankam und mir ein Lebzeltenherz versprach, wenn ich wieder in die Schule käme. — Lebzeltenherzen hatte ich nicht zu vergeben, so durfte ich natürlich auch keine Ohrfeigen austheilen, und das umso weniger, als meine Schüler fast alle stärker waren, als ich.

Aus diesem Grunde geschah es auch, dass schon in der zweiten Lehrstunde, die, wie die erste, sehr feierlich begonnen hatte zwischen Bett und Ofen, ein Nachbarsbub den Vorschlag machte, wir sollten jetzt in den Schachen hinausgehen und „Esel über den Bock springen", hingegen am nächsten Tage um eine Stunde länger Fibel lesen. Nun dachte ich, wer nicht stark ist, der muss klug sein. Vergeben will ich mir nichts.

„Esel über den Bock springen? Ich kann euch das nicht erlauben, Kinder, denn es ist Schulzeit. Aber ich will es auch nicht verbieten. Wir werden jetzt diese Seite fertig lesen und dann werde ich abstimmen lassen."

„Wer für den Schachen nicht ja sagt, der wird gehaut!" rief der Nachbarsbub. Alle stimmten für den Schachen. Auch meine kleine Schwester Plonele, die sonst immer Wissensdrang geheuchelt, hub ihr Bratzlein auf: „In den Schachen, in den Schachen!"

Einige Zeit früher, als ich des „Hasenöls" wegen in Bruck gewesen war, hatte ich Schulknaben gesehen, die im Garten der Reihe nach über einen mit Leder überzogenen Holzbock sprangen und der Lehrer commandierte sie dazu wie Soldaten. „Turnen" hieß man das, eine Leibesübung, die nach neuem Brauch auch zur Schule gehörte. Als meine Schuljugend nun einstimmig für den Schachen war, erhob ich meine Stimme und rief strenge: „Schachen hin, Schachen her! Jetzt ist Turnstunde. Jetzt gehen wir bockspringen. Marsch!" — So hatte ich den Anschein meiner Herrlichkeit gewahrt und kann sich's auch mein Leser merken: „Willst du, dass dir die Leute stets gehorchen, so befiel ihnen gerade das, was sie selber thun wollen." Da die Knaben keine hölzernen Turnböcke hatten, so gaben sich die Mädel dazu her, indem sie tief gebückt auf Füßen und Händen dastanden und die Jungen über sich springen ließen. Ich war natürlich der Turnmeister, hütete mich aber wohl, auch nur einen Sprung zu machen, um nicht etwa die Meinung zu zerstören, dass ich der beste Springer sei. Das hinderte sie keineswegs, sich im Schachen in wilder Knabenlust auszutoben.

Um meine Zöglinge nächstens doch wieder zu den Schulbüchern zurückzulocken, stellte ich ihnen bei der Prüfung am Schlusse des Monates Prämien in Aussicht. Die A-B-C-Schützen waren noch die ehrgeizigsten, sie wussten in wenigen Tagen die Namen der vierundzwanzig kleinen Burschen, die seit vierhundert Jahren größere Reiche erobert haben, als alle Heere der Welt zusammen. Das Zifferrechnen wollte gar nicht gehen, hingegen waren die Finger an der Hand die denkbar bequemste Rechenmaschine. Die Schreibaufgaben wurden häufig illustriert. Zumeist ein Kopf mit langen Ohren und langer Nase. Ich hatte nie den Muth, die Künstler zu fragen, wer das sein sollte. „r!" rief die kleine Schwester, die auf dem Ofenmäuerlein saß und ihren Finger gar so harmlos an den genannten Buchstaben legte.

Ich war zur Zeit im Besitze eines alten Pulverhornes, wie es einst die Jäger an grüner Schnur seitlings getragen hatten, ferner hatte ich vom verstorbenen Oheim, der „Uhrendoctor" gewesen, ein Paar in Bein gefasste Brillen inne und endlich war ich Eigenthümer einer mausgrauen Pelzhaube, an der man rechts und links Tuchlappen über die Ohren herabbinden konnte. Diese Schätze stiftete ich als Ehrengaben für jeden besten Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Prüfung kam heran. Den alten Höfel-Zenz, den ich ein wenig als Gönner meiner Schule betrachtete, lud ich ein, der sollte den Schulinspector abgeben. Ich hatte ihm in der Stube nächst dem „Schulzimmer" den Großvaterstuhl hergerichtet. Er kam, setzte sich hinein, behielt aber den breitkrempigen Hut auf dem Kopf und die Pfeife im Mund, was mich so irre machte, dass alle feierliche Stimmung zum Kuckuck gieng. Unter den Schülern war leidliche Zucht, ich ließ lesen, schreiben und rechnen, und zwar das Urelementare im A-B-C, und die ewige Wahrheit, dass zweimal zwei gleich vier ist. Bei einigen gieng es recht nothig, aber sie brachten es ziemlich richtig vor; ein paar aber ratschten ihre Wissenschaft mit großer Zungengeläufigkeit herab, an der nur die Kleinigkeit auszustellen gewesen wäre, dass fast alles unrichtig und falsch war. Natürlich nickte ich stets zufrieden mit dem Kopf und hütete mich, auch nur einen Fehler auszubessern. Darob ließ freilich auch der alte Höfel-Zenz sein Köpflein bewundernd wackeln; jetzt that er auch den Stinktiegel vom Gesicht, spuckte über das Ehebett hin in den Stubenwinkel und sagte: „Deuxels Fratzen seid's, dass' schon lesen und rechnen könnt's, wie der Herr Verwalter! Hätt' mir's nit erwartet von dem Rotzbuben, dass er schon so brav schulhalten kunnt! Wie der Pfarrer thun's lesen, dass nur gleich alles scheppert, die Schlingel, die verschwammelten! So ein kleberer Nixi da, dem die Windeln schier noch beim Hösel heraushängen! Und schon so schulhalten können! Wirst halt einer werden müssen, bist eh sonst zu nix."

Auf solche Anerkennung blickten meine Schüler auf mich her voller Hochachtung und Geringschätzigkeit zugleich, ganz im Geist der Rede des verehrlichen Inspectors. Und dann wurde die Preisvertheilung vorgenommen. Meine Schwester erhielt das Pulverhorn, der Klasel die Brillen, der Grabenhupfer Franzel für sein fixes Rechnen die Pelzhaube. Nun mochte der gute Rechner auf etwas Besseres gerechnet haben, als auf eine schäbige Budelhaube, er schmiss sie dem Höfel-Zenz an die Beine, worauf dieser ihn mit zwei Fingern beim Ohrläppchen nahm und wie eine Schraube drehte: „Werden wir halt einmal ein bissel uhraufziehen, vielleicht, dass nachher im Köpfel doch der Verstand anhebt. Aften wollen wir das Pelzkappel schon noch aufsetzen."

Der Klasel war übrigens mit seinen Brillen auch nicht zufrieden, wollte das Pulverhorn haben. Ans Schießen dachte er, allerdings nicht ermessend, dass zum Horn auch noch Pulver und zum Pulver das Gewehr

gehört. Darauf kam er erst, als das Horn durch Tausch für die Brillen sein Eigenthum geworden war, und also einen Schock unerfüllbarer Wünsche in ihm geboren hatte. Meine Schwester wollte die Brillen sofort an das Nasel stecken, blieben aber auf dem kleinen Ding nicht stehen; und als sie doch ein wenig durchguckte, konnte sie durch diese guten Gläser sehen, wie es ist, wenn man nichts sieht, wenn man die Augen aufmacht in den hellichten Tag und nichts sieht, als nebelige Sachen, die alle ineinanderrinnen.

So hatte ich mit meinen Prämienstiftungen schon das Richtige getroffen, jedes war unzufrieden mit der seinigen, und die mehreren, die nichts bekommen hatten, waren es noch am meisten.

In den Vacanzen, während des Herumarbeitens im Heu und Korn, legte ich mir manchmal die Frage vor, ob für nächstes Jahr meine Schule nicht einen andern Geist bekommen sollte? Eine Schulreform, die sich aber in erster Linie auf den Schullehrer selbst beziehen sollte. Vor allem musste er älter werden, und das wurde er bis zum nächsten Winter. Dann musste er gescheiter werden, und das wurde er nicht. Denn als der Winter kam, machte er mit Kreide an der Hausthür bekannt, dass das neue Schuljahr beginne.

Die Nachbarn thaten diesmal aber nichts desgleichen, nur einer warf es mir so im Vorbeigehen über die Achsel zu, er schicke seinen Buben nicht mehr. Das sei ein kindisches Wesen und es käme nichts dabei heraus. Der Knabe des Höfel-Zenz, der Klasel, schickte mir ein zierlich zusammengefalztes Brieflein, in welchem nichts Geringeres stand, als der folgende Bericht:

„I g nima, kan e scha lesen un schreim a.“

Nun also! Das war doch ein Erfolg. Und was für einer! Mit so wenigen Buchstaben so viel zu sagen! — Übrigens war das aber auch die einzige schriftstellerische Leistung des Klasel. Später ist er Viehtreiber geworden. Nun, da kam er mit seinen Consonanten ja reichlich aus. Dem Esel war er über.

Wie weit wir es gebracht!

Wenn wir es irgendwo zu etwas gebracht haben, dann haben wir es in der Verschleierung unserer Nichtigkeit zu etwas gebracht.

Hugo Oswald.

Wie das Volk dichtet.

Da wollen wir einmal die unbekannten Naturdichter hören. Die können's! In den „Naturgeschichtlichen Volksmärchen“, gesammelt von O. Dähnhardt (Leipzig. B. G. Teubner) finden sich unter anderem die folgenden Erzählungen, deren Wahrheit zwar nicht verbürgt ist, deren grandiose und lustige Phantasie aber unter Brüdern einer redlichen Bewunderung oder eines herzhaften Lachers wert ist. Also frisch voran!

Warum die Schweine im Grund wühlen.

Eine alte Hexe und zwei schmucke Mädchen setzten einen Kuchen aufs Feuer. Aber als der Kuchen halb gar war, gieng er auf und davon. Als er nun ein Stück unterwegs war, kam ihm ein Hase entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?“ Da sagte der Kuchen: „Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe entlaufen, ich entlaufe dir, Has Wippschwanz, auch wohl.“ Da fieng der Hase auch an zu laufen, dem Kuchen nach, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm der Fuchs entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?“ Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Fuchs Dickschwanz, auch wohl.“ Da fieng der Fuchs an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm ein Reh entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?“ Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Reh Blixschwanz, auch wohl.“ Da fieng das Reh an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine Kuh entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?“ Da sagte der Kuchen: „Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Kuh Schwippschwanz, auch

wohl.“ Da fieng die Kuh an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine alte Sau entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?“ Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz und der Kuh Schwippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, alte Sau, auch wohl.“ Und als der Kuchen das gesagt hatte, machte er sich in den Grund hinein. Da fieng die alte Sau an zu wühlen und wollte ihn herausholen, konnte ihn aber nicht kriegen.

Und von dieser Zeit an wühlen die Schweine noch alle im Grund und wollen den Kuchen heraus suchen.

Warum des Menschen Fußsohle nicht eben ist.

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Kaiser der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Aber die Erde beklagte sich bei Gott, dass sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, und Gott schickte den heiligen Erzengel Michael, der sollte dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegnehmen. Der heilige Erzengel stieg zur Erde nieder und knüpfte Freundschaft an mit dem Kaiser der Teufel. Dieser merkte jedoch gleich, wo das hinziele, und war auf seiner Hut.

Einst, als beide miteinander auf der Erde spazieren giengen, kamen sie an das Meer. Da machten sie Anstalten, sich darin zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie sich ein wenig gebadet hatten, sprach der heilige Erzengel: „Nun lass uns tauchen und sehen, wer tiefer hinunter kommt.“ Der Teufel war's zufrieden, und der heilige Michael tauchte unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf. Nun sollte der Teufel tauchen. Der fürchtete aber, der Erzengel möchte ihm unterdessen die Sonne entwenden, und sah sich vor. Er spuckte auf die Erde, und aus seinem Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand heraufgeholt hätte. Sobald aber der Teufel im Wasser verschwand, machte der heilige Michael mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis. Hierauf erfasste er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott. Da krächzte die Elster aus Leibeskräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon, was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Doch als er in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren und sah, dass er nicht hinaus konnte. Eilends kehrte er nochmals auf den Meeresgrund zurück, holte sich einen Stein,

brach damit das Eis durch und jagte hinter dem klugen Erzengel drein. Schon hatte dieser mit einem Fuße den Himmel betreten, da erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riss ihm mit seinen Klauen ein großes Stück Fleisch aus der Sohle. So verwundet trat der heilige Michael vor den Herrgott und brachte ihm die Sonne. Weinend klagte er ihm sein Leid und sprach: „Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?“ Da erwiderte der Herr: „Sei ruhig und gräme dich nicht. Von nun an sollen alle Menschen gleich dir eine unebene Sohle haben.“

So geschah es, und so ist es geblieben.

Die Lebenszeit des Menschen.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Creaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte: „Herr, wie lange soll ich leben?“ — „Dreißig Jahre“, antwortete Gott. „Ist dir das recht?“ — „Ach Herr“, erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefrischt zu werden! Erlass mir einen Theil der langen Zeit!“ Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel gieng getröstet weg, und der Hund erschien. „Wie lange willst du leben?“ sprach Gott zu ihm. „Dem Esel sind dreißig Jahre zu viel. Du aber wirst damit zufrieden sein.“ „Herr“, antwortete der Hund, „ist das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muss! Das halten meine Füße so lange nicht aus. Und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?“ Gott sah, dass er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du willst wohl gerne dreißig Jahre leben?“ sprach der Herr zu ihm. „Du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.“ — „Ach, Herr“, antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wenn's Hirsebrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden, damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen, und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spass! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott, ihm seine Zeit zu bestimmen. „Dreißig Jahre sollst du leben“, sprach der Herr. „Ist dir das genug?“ — „Welch eine kurze Zeit!“ rief der Mensch. „Wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt, wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden

gedenke, so soll ich sterben! O Herr, verlängere meine Zeit!“ — „Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen“, sagte Gott. „Das ist nicht genug“, erwiderte der Mensch. „Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben.“ — „Immer noch zu wenig.“ — „Wohlan“, sagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht.“ Der Mensch gieng fort, war aber nicht zufriedengestellt.

Also lebt der Mensch siebzig Jahre. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre. Die gehen schnell dahin, da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels. Da wird ihm eine Last nach der andern aufgelegt. Er muss das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes. Da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluss. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Sinniger Unsinn.

Volksmeinungen. Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Zum Zwecke vergleichender Sagenforschung und Beleuchtung verschiedener Volksmeinungen ist es verdienstlich, das in entlegenen Gebirgswinkeln verstreute Material zu sammeln, aus welchem Grunde wir neuerdings den in St. Martin bei Gröbming und Donnersbachwald jüngst zusammengetragenen Stoff publicieren.

Vom Wildschützen Jokerl, einem Wilderer im Ennsthaler Gebiet, sagt man, dass er allerlei Kunststücke gekannt habe. So habe er auch gewusst, dass der, welcher am Stefanitage während des Lesens des Evangeliums vom Blutzeugen Stefanus ein Sandkorn in der Kirche aufhebt und es in die Hand nimmt, eine sehr große Kraft gewinne. Das Sandkorn muss aber gerade in jenem Momente aufgehoben werden, wenn die Stelle gelesen wird: „Und sie hoben Steine auf und warfen nach ihm.“

In Zauberbüchern kann man lesen, dass alle Thüren aufzumachen sind, wenn man eine „Brechwurzel“ bekommt und unter gewissen Ceremonien beim Schlüsselloch hineinbläst. Einer fand einst ein Zauberbüchel und las darin, wie man es angehen muss, um das Ei von einer Henne, die in der Nachbarschaft legt, zu bekommen. Er probierte es — und richtig! bald kollerte zur Thür herein ein Ei.

Ein anderer erzählt, dass man Diebe bannen kann. Der vulgo Goas-Karl in Alt-Irdning konnte das. Er bannte einen Dieb mit

einem Sack auf der Schulter. Dies geschah in Donnersbach. Man ließ das Samengetreide über Nacht auf dem Felde. Morgens fand man den Dieb, der mit dem Sack fort wollte, angebannt.

Einst verdingte sich jemand dem Teufel, dass dieser die Schweine hüte auf der Alm. Die Schweine blieben aber nicht, sondern kamen ganz wild heim. Der Bauer, der sich mit dem Teufel eingelassen hatte, durfte zeitlebens nicht mehr auf jene Alm. Der Böse hätte ihn geholt.

Die Sage vom „Tazzelwurm“ ist auch im Ennsthale verbreitet. Nur heißt dieses Thier in diesem Gebiete „Birgstutzen“. Es ist gewiss bezeichnend, wenn geglaubt wird, die „Birgstutzen“ seien ungefährlich, während andere wieder meinen, man müsse vor ihnen „entrinnen“. Die alte Jagerpeter-Kathl, eine alte „Brenntlerin“ (Sennerin) erzählte, die „Birgstutzen“ seien ihr beim „Glock“-(Grünfutter-)Schneiden öfters untergekommen, wobei sie dieselben einfach ruhig mit der Hand beiseite schob und jäh sagte: „Geh' weg!“ worauf sich das Thier wieder verkroch. Dem entgegen erfuhren wir vom Realitätenbesitzer G. Häusler, einem früheren Jäger, dass ein gewisser Lumplegger, Jäger beim Fürst Woldemar, auf der Finsterkar-Alm bei einem Reviergange vor circa fünfzehn Jahren einen „Birgstutzen“ gesehen habe. Als es sich nämlich dieser Weidmann unter einem Steinwandel bequem machte und seine Glieder auf dem Rasen ausstreckte, hörte er plötzlich ober sich ein Pfeifen. In die Höh blickend, war ein „Birgstutzen“ zu sehen. Gewehr und Rucksack, das neben dem Jäger lag, im Stiche lassend, entfloh der Erschrockene und kam ganz kreideweiß beim Jagdhause an. Man sieht, der Bergsohn ist ein kühnes Geschöpf. Er trotzt allen Gefahren. Aber vor Sagengestalten graut ihm. Wir fragen nur, was ist das für ein Thier, vor dem ein sonst muthiger Jäger entflieht, während eine alte Sennin dasselbe nicht im geringsten fürchtet? In der nordwestlichen Steiermark behauptet man, dass es eidechsenartig sei und eine dunkle Färbung habe. Charakteristisch ist ferner, dass man in benannter Gegend glaubt, dem „Birgstutzen“ könne man nur entfliehen, wenn auf den Bergeshängen, wo einem das Thier gewöhnlich zu Gesicht kommt, fortwährend „gschreams“ (schief, im Zickzack) gelaufen werde. In diesem Falle sei es unmöglich, dass man erwischt werde. Es drängt sich nun die Frage auf: welches Reptil hält man für einen „Birgstutzen“? Freiherr von Doblhoff sagt in einer ausführlichen Arbeit, „Altes und Neues vom Tazzelwurm“, dass die Tradition mächtiger wirkt, als der Einfluss des Gebildeten. „So geht es“, fährt er fort, auch beim Birgstutzenglauben. Sie gehen nicht ab von ihrem Glauben an dieses Thier und reden sich ein, es gesehen zu haben, wenn dies auch natürlich nicht der Fall war. Immer und immer bleibt das Wahrwort aufrecht:

„Und weise Männer sah'n noch nie
Den Tazzelwurm!“

Der Aberglaube ist aber nie auszurotten. Der eine, der an eine Sagengestalt glaubt, behauptet oft auch schon, sie gesehen zu haben, wenn er irgend einem gefährlichen oder ungefährlichen Reptil begegnet. Bäuerliche Idealisten, deren es eine Menge gibt, gefallen sich wohl auch darin, kleine unbedeutende Erlebnisse aufzubauschen oder mit ihrer Phantasie auszuschmücken. So kommt es, dass eine Reihe von Volksanschauungen über einen und denselben sagenhaften Gegenstand entstehen kann. Der Alpensohn schreibt alles Unverstandene dem Eingreifen überirdischer Mächte zu. Dies beweist auch die Volksansicht über die „verwachsenen" Seen. In Donnersbachwald befinden sich deren zwei: der eine ist auf der Finsterkar-Alm, der andere auf dem Michelirdning. Diese Seen sind mit einer trügerischen Rasendecke versehen, so dass man, dieselben betretend, versinken würde. Der Alpensohn meint nun, die „verwachsenen" Seen stünden an der Stelle verwachsener Alpenhütten, in denen einst leichtfertige Dirnen, die für frevelhaftes Beginnen bestraft wurden, gehaust haben. Es wird erzählt, bei den verwachsenen Seen sei zu gewissen Zeiten der Teufel zu sehen, Kinder der seinerzeit versunkenen Senninnen in den Händen wiegend. Ist man imstande, sich dem Bösen soweit unbemerkt zu nähern, dass man ihn mit Weihbrunnen von rückwärts plötzlich bespritzen kann, so verwirft er das Kind, das erlöst ist. Das erinnert uns an die Sage von der „verfallenen" oder „verschneiten" Alm, respective vom „todten Schnee". Die Volksanschauung, dass der Teufel kleine Kinder von Senninnen in den Armen halte, begegnet uns in der Sage vom Wechselbalg. („Heimgarten", neunzehnter Jahrgang, pag. 945.)

In der Ebenbachalm unweit Donnersbachwald, befindet sich neben einem großen Stein unweit den Sennhütten ein „Gefrorener" begraben. Der vulgo Lahrer Patritz und Groschen-Stöffl, beide noch am Leben, versuchten einst, wie uns berichtet wurde, den gedachten Gefrorenen auszugraben, allein sie ließen davon ab, weil ihnen der Teufel „einen Gewalt" vorwarf. Alles im Stiche lassend, flohen sie entsetzt. Dies beweist wieder, dass der Alpensohn, ein sonst kühnes Geschöpf, seinen ganzen Muth verliert, wenn er sich anschicken will, einer „übernatürlichen" Sache auf den Grund zu kommen. Der Schreck' („G'walt") bannt seine Glieder.

In der Umgebung von Irdning im Ennsthale fuhr einst ein Holzfuhrmann auf der Landstraße über die Klachau, einem Pass östlich vom 2351 Meter hohen Steinkoloss Grimming. Zu einer Brücke kommend, sah der Fuhrmann auf dem einen Streichbaum einen großen Wurm (Natter), dessen eine Hälfte jenseits des Streichbaumes lag. Da lief ein Wiesel mit einem Blatt im Maule daher und legte, einen Pfiff machend, das Blatt auf den Wurm, worauf dieser bei der Mitte entzwei brach. Nun erst getraute sich der Fuhrmann über die Brücke. Das Bezeichnende an dieser Sage ist das Erscheinen des Wiesel. Bei Professor Kastner, heißt es in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", Jahrgang 1895, pag. 159,

dass das Wiesel hin- und herspringt, sich aus Neugierde aufrichtet, wenn es etwas Seltsames sieht, und wenn es eingeengt wird, pfeift. Dazu bringt unsere Sage, dass das Wiesel mit einem Blatt im Maule erscheint. Nun weiter.

Auf dem Lande ist es üblich, dass sich Frauen und Mädchen vorsegnen lassen, wenn sie das Wochenbett verlassen haben. Würde dieser Volksbrauch unterlassen, so möchte das allerlei böse Folgen nach sich ziehen. Man sagt in Donnersbach bei Irdning, dass die, welche sich vorsegnen lässt, bei der Kirchthür stehend, bemerkt, ob sie noch ein Kind bekomme, wenn sie eine solche Kerze in der Hand hielt, die Wachs enthielt, das von den Bienen im „Frauendreißigst" zusammengetragen wurde. War einst ein armes Bauerndirndlein, das einer verunglückten Biene auf die Beine half. Plötzlich begann das Thierchen zu reden: „Weil du gegen mich so gut bist, sollst erfahren, wie viel Kinder du bekommst!" Als die Magd später Mutter wurde und sich „vorsegnen" ließ, kam eine Biene und summte ihr bei der Kirchthür ins Ohr: „Sieb'n, sieb'n!" Richtig erhielt sie sieben Kinder. Hier spielt die Zahl sieben eine Rolle. Bemerkenswert ist ferner das Erscheinen der Biene. Im „Heimgarten", Jahrgang 18, pag. 548, haben wir seinerzeit erwähnt, dass eine weissagende Fliege dem erscheint, der während des Gottesdienstes dem beim Altare amtierenden Priester alles heimlich nachsagt.

Wenn einer Frauensperson das Fürtuchbandel „aufgeht", dann wird ihr der Liebhaber, heißt es in St. Martin bei Gröbming, untreu. Natürlich weiß der Älpler wieder ein Mittelchen, dies zu verhindern. Das Kind der Berge macht einen „Kreuzknopf" und spricht während des Knotenbindens:

„Ziver, zaver, halt zsamm',
In des Herrn Christi Nam'."

Erwähnenswert ist auch die Volksmeinung: Löst sich einem Buben, der verliebt ist, der Schuhriemen, so sagt man, dass ihm 's Dirndl untreu werde. „Es geht ihm auf d'Seiten!" lautet der volksthümliche Ausdruck. Dasselbe besagt die Redensart: „Sie schlagt ihm über d' Anazen!"

In Alt-Irdning, einem Bauerndorfe bei Irdning, lebte einst ein Klausner, dem ein Engel vom Himmel erschien und ihm nahelegte, es sei in der Umgebung ein Bauernknecht, der frommer sei als der Waldbruder. Dieser ließ sich vom Engel in jenen Stall führen, wo der besagte Knecht seine Lagerstätte hatte. Es war zur Nachtzeit. Der Knecht war nicht daheim. Erst um Mitternacht kam er johlend herbei. „No", dachte schadenfroh der Eremit, „wenn der frommer sein soll, als ich, dann bin ich neugierig, wie's kommen wird." Der Knecht entkleidete sich, und bevor er ins Bett stieg, betete er inbrünstig, Gott laut dankend, dass er ihm so fröhliche Tage gegeben habe. Nun sah der Waldbruder ein, dass auch ein lebenslustiger Bauernknecht Gott wohlgefällig sein könne.

Dieser Einsiedler erinnert uns an jenen Waldbruder, dem auch der Sage nach ein Engel erschien. Als dieser einst mehrere Tage ausblieb, fragte ihn der Waldbruder, warum er so lange nicht gekommen sei, worauf der Bote des Himmels antwortete, es habe im Himmel ein großes Fest gegeben, bei dem auch er hätte zugegen sein müssen. Es sei nämlich ein verstorbener Räuberhauptmann in den Himmel eingezogen, wobei es festlich zugehen musste. Den stolzen Klausner empörte dies und er fragte, was geschähe, wenn er in den Himmel käme, worauf der Engel antwortete: „Wenn du stirbst, wird es nicht gar feierlich heruntergehen. Um dich komme nur ich." — „Eher, dass ich das will", rief erzürnt der Klausner, „eher fahre ich lieber mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle. Der Engel entfernte sich weinend und der Böse holte den Einsiedler. Hier kommt in den beiden Sagen deutlich der Gegensatz der beiden Einsiedler zum Ausdrucke. In letzterer Sage ist gezeigt, dass selbst der scheinbar demüthigste Mensch voll Hoffart sein kann. Der Kern der Sage ist somit tendenziös. Das trifft man sehr häufig, denn derlei macht auf den Älpler einen großartigen Eindruck. Das Gemüth des Naturmenschen neigt sich dem Mystischen zu. Der Mensch war zu allen Zeiten so. Er sucht in die Geheimnisse einer „anderen Welt" einzudringen. Der Tod bildet hiebei den Hauptknoten. Dabei muss sich der Mensch begnügen, zu glauben. Daraus resultiert sich der Aberglaube. Der, welcher ein einigermaßen denkfähiges Gehirn besitzt, glaubt an derlei nicht, damit soll aber nicht gesagt sein, dass unser Volksglaube nicht sinnig ist. Im Gegentheil, er bildet ein bemerkenswertes Moment in der Culturgeschichte eines Volkes.

Zahllos sind die Varianten über die Ansicht wegen des Schätzegrabens. Neu dürfte dem Leser Folgendes sein. In Oberhaus, einer Gemeinde des oberen Ennsthales, soll ein Schatz sein, den der Moosbach-Sepp, ein abergläubischer Patron des Dorfes, beheben wollte. Er versah sich zu diesem Zwecke mit drei Todtenköpfen, die heimlich dem „Beinhause" entnommen wurden. Einen nahm den Schatzgräber zu sich ins Bett, und den andern legte er in seine Kleidertruhe. Um mit dem dritten mit Erfolg „operieren" zu können, kaufte Sepp auf Anrathen seiner Nachbarschaft fünfzig Mehlsäcke, zerschnitt sie und machte daraus hundert kleine Säcklein, wovon der hundertste dazu diente, den dritten Todtenkopf aufzunehmen.

Beim vulgo Pötsch, Hausnummer 18 in Donnersbachwald, soll sich in der Nähe des Gehöftes, das derzeit eine Hube des Zacharias Seebacher ist, ein Schatz befinden, den die alt' Pötschin, die vormalige Besitzerin des Hofes, vor zwanzig Jahren beheben wollte. Eine Schwörruthe, die die Alte besaß, bezeichnete die Stelle, wo der Schatz lag. Man ließ Bergknappen bringen, die an jener Stelle graben mussten. Ein Gewährsmann, der vulgo Strobl Florl in Donnersbachwald, erzählte uns, man habe beim Schatzgraben nur einen beiläufig ein Kilo schweren Klumpen

„Arz" gefunden. Ein Kaufmann in Irdning, dem man 's Arz zeigte, soll gesagt haben, dass dann, wenn mehr gefunden würde, wacker weiter gegraben werden soll. Man fand aber nichts mehr. Noch heute sieht man jene Löcher im Erdboden, die seinerzeit gegraben wurden.

Der Gedanke, dass die Erde Erze oder geheimnisvolle Dinge berge, ist ein uralter. Das „Arz" übt eben zu allen Zeiten einen gewissen Zauber auf die schätzesuchende Menschheit aus. Der, welcher heute eine Schurfbewilligung benöthigt, will auch nichts anderes — als Schätze suchen. Dass hiebei aber Schwörruthen und Bergspiegel keine Rolle mehr spielen, ist begreiflich.

Wunderlich ist der Volksglaube, dass der Teufel Hanf nicht riechen könne. Berührt wird er von ihm schon gar nicht. Das beweist die Sage: War einst eine Maid, die den Teufel heiratete. Beim Ehrentag spürte sie, dass der Bräutigam, der Handschuhe trug, Krallen an den Fingern hatte. Zum Pfarrer laufend, erhielt sie den Rath, bei der Heimfahrt die Pestsäule am Rosenbühel, welche man mit Hanf bestreichen ließ, zu umfangen. Die Braut befolgte den Rath, worauf der Bösen davonfuhr, eine Feuersäule zurücklassend.

Natürlich muss solcher Hanf geweiht sein. Geweihten Hanfsamen gibt die Ennsthaler Bäuerin überdies den Haushühnern, damit sie der Fuchs oder Geier nicht hole. Man gibt zu dem Zwecke, dass der Same geweiht werde, denselben in den „Palmbesen", der am Palmsonntag in der Dorfkirche geweiht wird.

Wie es die Bauern bei uns machen!

Eine volkswirtschaftliche Darstellung aus der Schweiz von **R. Guterfohn.**[1])

Stets hab' ich geglaubt, nur bei uns hätte der Bauer einen harten Kopf, aber seit ich weiß, wie oft und viel der Heimgärtner fruchtlos an das Thürli seiner Landsleute klopft, lob' ich mir unsere Bauern. Bei uns gab es auch eine Zeit, da man gar wenig vom Bauernstand gehalten hat; der Städter hat ihn verächtlich „nur" Bauer genannt und die Herren auf dem Land, die hielten ihn für dumm und unzugänglich. Aber der Bauer, der hat's anders gemacht, der hat's dem Städter „gezeigt", dass er recht sehr mit ihm zu rechnen hat. Wie es so gekommen, möchte ich nun dem „Heimgarten" anvertrauen und dem steirischen Bauern damit beweisen, wie gut es der Heimgärtner mit ihm und seinem Stande meint.

---

[1]) Ich spreche vom Bauernverein des Cantons Luzern, da dessen Wirken mir bekannt und unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse viel Ähnlichkeit mit denen der Steiermark haben.

Wenn unser Seppi lesen würde, wie sorglos der steirische Sepp mit dem umgeht, was ihm die Natur so freigebig und ohne besonder Zuthun gibt, da würde er sinnen und mit dem Nachbar rathschlagen, wie er das „goldige" Wässerlein, das den Wiesen den Durst löscht, wie den guten Dung, der sie nährt, für sein Land benutzen könnte. Und da würde er sich hinter den Ohren krauen und unwillig brummen: „Dass das Steirerland auch gar so weit weg ist!" Unser Bauer hat's gelernt, für sich zu sehen, da jeder andere eben auch auf seine Mühle das Wasser leitet; zuerst hat er zugesehen, dann aber gemerkt, dass mit dem Zusehen das Land nicht besorgt ist, das Vieh nicht gedeihen kann und die Scheunen sich für den Winter nicht füllen. Der Bauer sah auch ein, dass es mit dem Schinden und Arbeiten, wie in der „guten alten Zeit", nicht besser werde, er verlor an Ansehen, sein Standesgefühl schlief fast ein.

Da, in der Zeit der höchsten Noth, versammelten sich 1859 in Sempach etliche Männer, die viel Verständnis für die Landwirtschaft hatten und beriethen, ob dem Bauernstand nicht durch eine Vereinigung neues Leben zuzuführen und das Standesgefühl wieder wachzurufen sei. Mit Rath und That wollten sie gemeinschaftlich einander beistehen und dem Bauern so wieder Ansehen und Berufsliebe geben. Lebhaft wurde dieser Vorschlag begrüßt und der cantonale Bauernverein gegründet, der bis auf den heutigen Tag zum Segen und Gedeihen der landwirtschaftlichen Bevölkerung gewirkt hat.

Als Hauptaufgabe des Bauernvereins galt die Hebung und Förderung all der Zweige der Landwirtschaft, welche auf Erfolg in unserem Canton rechnen konnten, — die Politik wurde ausgeschlossen. Als Mitglieder des neuen Vereines konnten aufgenommen werden: Landwirte, Gutsbesitzer, Fabrikanten landwirtschaftlicher Geräthe und Freunde der Landwirtschaft. Um die Interessen des Vereins zu wahren, wurde ein Vorstand von sieben Mitgliedern gewählt, die sich regelmäßig versammeln und die Geschäfte des Vereins besorgen. Man gründete auch Sectionen; je zwanzig Mitglieder einer Section senden an die einmal im Jahre stattfindende Abgeordnetenversammlung einen Abgeordneten, der Bericht abzugeben hat über das, was in seiner Section geleistet worden ꝛc. Jedes Mitglied des Bauernvereins bezahlt einen jährlichen Beitrag von vier Francs fünfzig Centimes, erhält dafür das Vereinsorgan „Der Landwirt" gratis. Durch Schenkungen und Anschaffungen des Vorstandes, im Namen des Bauernvereins, kam dieser zu einer Bibliothek, welche natürlich nur solche Schriften und Werke enthält, die für den Bauernstand nutzbringend sind.

Wenn man auf den Beginn der Genossenschaft zurückblickt, da reiht sich ein Ereignis an das andere, eine ganze Geschichte ließe sich darüber schreiben. Wie spröde verhielten sich vorerst die Bauern, als der Verein ins Leben gerufen wurde, sie wollten von so „neumodigem" Zeug

nichts wissen, — accurat so, wie es die Steirer jetzt machen, doc
nach und nach ließen sie sich herbei, aus kleinen Anfängen wurde ei
starker Verein. Viel trug zum Beitritt auch bei, dass sich die Industri
da und dort im Canton einzubürgern suchte und so vielfach dem kleine
Bauernstand gefährlich zu werden drohte. Gleich von Anfang an bedeutete
die Männer an der Spitze des Bauernvereins den Landwirten, das
vorab der Viehzucht tüchtige Pflege zutheil werden müsse, denn dies
sei nutzbringend für unser Land. Und um den Bauern zu beweisen, das
damit etwas zu erzielen sei, beschloss der Vorstand schon ein Jahr nac
Gründung des Vereins, sechs bis acht Stück Vieh nach Colmar an di
landwirtschaftliche Ausstellung zu senden. Dies Unternehmen wurde mi
solcher Energie in die Hand genommen, dass selbst das bedächtigst
Bäuerlein Muth und Hoffnung für die Viehzucht bekam, als es de
Erfolg sah. Als der Vorstand merkte, dass sich der gute Wille i
Bauern regte, griff er zu einem neuen Mittel, um noch bessere Resultat
zu erzielen; ein zu einer Ausstellung würdig befundenes Thier wurd
prämiiert mit zehn Franken; die Gabe war nicht groß, doch die Anerkennun
that jedem Bauern wohl. Schon ihm Jahre 1863 hatte die Viehzuc
einen solchen Aufschwung genommen, dass der Vorstand denjenigen, welc
sich an der Ausstellung in London betheiligen wollten, namhafte Beiträg
leistete, wobei der Staat zum erstenmale eine Unterstützung von vierhunder
Franken verabfolgte und so auch den Bestrebungen seine Zustimmun
gab. Nicht nachgeben — gewinnt, dachten auch unsere Bauern, und s
beschickten sie fast Jahr für Jahr diese oder jene Ausstellung, wobei e
die hohe Regierung nie unterließ, ihr Scherflein beizutragen, was au
den zaghaftesten unter den Bauern mehr Muth machte und dem ganze
Stande zu Ansehen und Bedeutung verhalf. Als dann Seuchen sic
ausbreiteten, da war es der Vorstand des Bauernvereins, welcher de
Polizei energisch zur Seite stand, um all die Vorsichtsmaßregeln z
unterstützen. So war die Viehzucht ein einträglicher Theil der Land
wirtschaft geworden. Vor allzuviel Getreidebau, namentlich Korn, wurd
gewarnt, da das Land meist hügelig und theilweise schweren Hagel
wettern unterworfen ist. Nebst der Rindviehzucht wurde die Pferde
zucht angeregt, und auch namentlich die Schweinezucht
welche für den Bauern des Cantons sehr vortheilhaft wurde. — Ei
anderes Gebiet ist die Obstzucht und die Verwendung des Obstes z
Most u. s. w. Zum Anpflanzen von Obstbäumen, wo immer gute
Boden war, wurde stets gemahnt, es wurden Pfropfreiser von gute
Obstsorten abgegeben; die Abfälle des Obstes kommen als Viehfutter z
bester Verwendung. Ein vorzügliches Mittel, beim Bauern belehrend z
wirken, waren volksthümliche Vorträge über: Nachzucht des Milch
viehes, Mostbereitung, Anpflanzen von Obstbäumen, Verwendung vo

Abfällen als Futter, Futterbau, Düngerwesen, Milch- und Alpenwirtschaft u. s. w. Bei solchen Vorträgen wurden meist auch neue Mitglieder für den Verein gewonnen, das Vereinsorgan erhielt das Interesse dann stets wach.

Auch Samenausstellungen wurden ins Leben gerufen und so dem Bauer Gelegenheit geboten, nur zu guter, keimfähiger Ware zu kommen. — Gibt es Jahre, da das Futter schlecht gerathen, da sorgt der Verein für Ersatz und gibt den Landwirten Anweisung, wie sie sich in solchen Jahren zu behelfen haben. — Bei alledem kommt mir immer der Steirer in den Sinn, der ein gleich schönes Land bewohnt, gute Luft in Hülle und Fülle athmen kann, seine Wiesen aber dürsten und hungern läſst und so auch mit dem Vieh keine großen Erfolge hat. — Statt nun hübsch zuzusehen, ruhte der Verein nicht, da wo es Noth that, ließ er „Curse“ abhalten, die sich stets großer Theilnahme erfreuen und nicht nur von den jungen Bauern, nein, auch von Alten besucht werden. Damit erweiterten sich die Kenntnisse des Bauern in der Obstbaumpflege, Käserei und Milchwirtschaft, in der Forstwirtschaft u. s. w., und mancher Bauer, der daheim bei seinem Hause einen leeren sonnigen Platz hatte, gieng nach einem solchen Curs tapfer dran, Obstbäume zu pflanzen.

Schon im Beginne schenkte der Verein der Einführung erprobter und neuer landwirtschaftlicher Geräthe große Aufmerksamkeit. Und hat auch manch Bäuerlein zuerst darob den Kopf geschüttelt, die Neugier war doch so groß, daſs es bei den Proben mit Dreschmaschinen, Fruchtröllen, Heurechen, Haberbrech-, Häckerling- und Rübenschneidmaschinen dabei sein wollte. Vielleicht hat's anfangs seinem Nachbarn einen Deuter mit dem Ellbogen gegeben, alls wollt' es sich über die Maschinen lustig machen, hat dann aber umso mehr aufgepaſst, als die Maschinen zu arbeiten anfiengen. Dem „Neuen“ ist der Bauer von jeher abhold gewesen, aber hat er das oder jenes als brauchbar befunden, dann — schwört er fast drauf. Da und dort ließ der Verein wieder von Zeit zu Zeit solche Proben abhalten, wobei die Vorzüge der Maschinen erläutert, ihre Brauchbarkeit für den Bauern besprochen werden.

So hat der Verein eigentlich das Amt eines Lehrers übernommen und einen Stand, der fast zu versumpfen drohte, zu prächtigem Gedeihen gebracht. Mit dem Können des Bauern aber war der Verein noch nicht zufrieden, er wuſste, wie ungern der Bauer schreibt, wie schwerfällig er sich entschließt, das oder jenes zu notieren. Und brachte man die Alten nicht weiter, als zu einem Kreuz machen, wenn der Name gezeichnet werden sollte, nun da muſsten die Jungen besser dran. So griff der Verein zu Buchhaltungscursen, die durch die große Theilnahme den besten Beweis lieferten, daſs sie der Landwirt zu schätzen wuſste. Auch Männer, namentlich Ärzte, nahmen sich lebhaft eines andern Gebietes an, wo viel gesündigt wurde, nämlich der „Volksernährung“.

Nicht geringe Sorge verursachten dem Bauern die Hagelwetter, worunter einige Gegenden, wie das Entlebuch z. B., unendlich zu leiden haben. Deshalb ertönte bald der Ruf zur Versicherung gegen Hagelschaden, auch einer Viehversicherung wurde vielfach das Wort geredet; — beides ist, soviel mir bekannt, im Werden begriffen. Dass unsere Bauern auch ein Herz für andere haben, dafür leistet die Liebesgabensammlung von 1871 für durch den Krieg hart mitgenommene Landleute in Frankreich den schönsten Beweis.

Da fand aber der Verein, dass mit all den Bestrebungen noch nicht alles gethan sei, was der Bauer eigentlich können und wissen sollte. Kam der Bub aus der Schule, da trieb er sich zu Hause im Stall umher, eine Fortbildungsschule noch besuchen, das war dem Buben zu dumm, und der Vater fand: Was nützt's, wenn der Bub' nochmals auf der Schulbank herumrutscht und vielleicht lernt, seinen Namen schöner zu malen! Halt, Bauer! hat der Verein gedacht, wir gründen eine Schule, worin der Bub lernt, was er in Scheune und Stall brauchen kann und soll. Da machte der Bauernverein den Versuch, das Departement des Innern der cantonalen Regierung zu gewinnen für die Gründung einer landwirtschaftlichen Schule und fand auch Entgegenkommen. Die landwirtschaftliche Schule bezweckt, junge Landwirte in den Kenntnissen, welche sie in der Volksschule erworben, weiter zu bilden, dieselben durch Unterricht dahin zu bringen, die wichtigsten Vorgänge in der Landwirtschaft zu verstehen und aus ihrem Heimwesen besten Reinertrag zu erzielen. Und dann möchte die Schule die jungen Landwirte anregen, auch nach dem Verlassen der Anstalt sich weiter zu bilden. Die landwirtschaftliche Schule hat zwei Curse zu umfassen. Vielen Landwirten kam aber diese Schule nicht gelegen, und wenn's auch bloß des Wortes „Schule" wegen war, da tauchten Schulbank, Tintenklexe, des Lehrers Meerröhrchen und anderes in der Erinnerung wieder auf. Und manch vorsichtig Bäuerlein ließ sich vernehmen: „Gelehrte Buben geben keine Bauern!" All dem aber ist abgeholfen worden, indem als Leiter der Schule ein vorzüglicher Mann gewählt worden, der sich ganz des Zutrauens der landwirtschaftlichen Bevölkerung erfreut. Und so war denn auch das Zutrauen zur Schule, welcher Behörden und Bauernverein ein stetes Wohlwollen entgegenbringen, gewonnen und mit Eifer und Freude wird sie von unsern Bauernsöhnen besucht. Der Bauer ist vorsichtig und sparsam, und zwanzigmal überlegt er sich, ob das nütze, ob jenes die Ausgabe wert sei. Das Verdienst des Vorstehers, Director Moos, ist ein umso beachtenswerteres, wenn man sieht, welchen großen Zuspruch die Schule hat. Da wird in deutscher Sprache unterrichtet (Orthographie, Dictate, Geschäftsbriefe 2c.) Rechnen, (natürlich was für die Landwirtschaft nutzbringend ist). Geometrie, Naturgeschichte,

Physik, Chemie, Viehzucht, Pflanzenbau, Betriebslehre, Obstbau und Gemüsebau. Die Resultate sind gute, die Schule ist stets besetzt, oft müssen noch Zöglinge abgewiesen werden. — Der Bauernverein möchte auch anstreben, dass im Lehrerseminar die angehenden Volksbildner mit der Landwirtschaft vertrauter gemacht werden sollten, um so auch thatkräftig den Bauernstand zu unterstützen und den Kindern Liebe zum Stand anzuerziehen.

Der Bauer liest zwar nicht gern, es ist schon viel, wenn er die Zeitung liest, und da sieht er gleich nach den Marktpreisen, schüttelt den Kopf, wenn er findet, dass das „Zeug" wenig gilt, oder bestimmt sich, ob er nun seine „Braune" geben will, die Preise sind hoch und das Futter gar theuer. Was „im Amerika drüben, oder im Frankreich hinten" geht, lässt ihn kühl, da liest er schon lieber im Kalender, was der für Wetter prophezeit, ob man im Juni noch — Schnee zu erwarten hat, dass man gar nicht mit dem Heuen beginnen kann. Was in seinen Beruf geht, hat Interesse für ihn, ein „prächtiger" Düngerstock setzt ihn in Entzücken, eine gute Milchkuh ist ihm lieb, einen stattlichen Heustock zeigt er seinem Nachbarn mit Vergnügen. Auf das warme Interesse am Beruf hat denn auch der Bauernverein gerechnet, da er Herausgeber volksthümlicher Schriften wurde und ihnen möglichste Verbreitung zu geben suchte. So vertrieb er Schriften über Volksernährung, zur Förderung der Rindviehzucht, Kochherd- und Heizofenanlagen, Schweinezucht u. s. w. und dann auch ein Inventarium, den Landwirt zu geordneter Buchführung anzuleiten und ein anderes Heft: Jahres-Abrechnung für die Landwirtschaft. Beide sind vorzüglich und möglichst einfach abgefasst.

Nun denkt der Steirer vielleicht, so viel plagen wolle er sich nicht und glaubt's am Ende nicht einmal, wenn ich ihm erzähle, dass der Bauernverein sogar einmal einen — Bügelcurs abhalten ließ irgendwo, — ich glaube es war ein bischen Eitelkeit, die weißen Hemdenbrüste waren ihnen zu wenig steif und glänzend, und da mussten die Frauen das Bügeln besser lernen. — Unser Bauer ist nicht so, dass er gleich findet: „Es thut's so!", sondern je mehr der Verein seine Thätigkeit entfaltet, desto reger wird auch er und zeigt für landwirtschaftliche Bestrebungen stets reges Interesse; da und dorthin sendet er Abgeordnete, um Neuerungen, Maschinen u. s. w. zu sehen und vielleicht nutzbringend für unsere Verhältnisse zu verwerten. Wir haben Alpweiden, und da hinauf senden viele ihr Vieh den Sommer hindurch in die „Ferien" und herbstlich wird's, wenn die Glocken läuten, das Vieh heimkehrt von der Alp.

Nun regen sich aber nicht nur die Männer bei uns, sondern die Frauen halten mit, und zwar ganz gehörig. Wir haben den cantonalen Frauenverein, der ganz Bedeutendes leistet und vielfach mit dem

Bauernverein Hand in Hand geht. So besitzt die landwirtschaftliche Schul eine Schwester, die Koch- und Haushaltungsschule, welche fü die Töchter der landwirtschaftlichen Bevölkerung berechnet ist. Da kan eine Tochter alles lernen, was sie daheim täglich brauchen kann, kochen nähen, flicken; nebstdem lernt sie den Gemüsebau und Hühnerzucht. Dass die Anstalt im Sinne des Bauernvereins ist, dafür gilt als Beweis dass er die Schule mit einer Subvention unterstützt, das Gleiche thu die Behörden. Was will der Bauer machen, wenn seine Frau nicht versteht, und gerade der Gemüsebau ist etwas, wovon der Baue weniger wissen will, der aber für die Frau bei uns doch lohnend ist Der Frauenverein lässt auch Gemüsebaucurse abhalten, die gern von den Frauen und Töchtern besucht werden. An vielen Orten wir auch die Bienenzucht lebhaft gepflegt und der Honig findet stet Absatz bei kleinen und großen Leckermäulchen.

Nun ist aber der Unterschied zwischen Städter und Bauer kei so großer mehr, im Gegentheil, vor dem Bauern hat mancher Städte gewaltigen Respect. Es ist viel weniger Schein beim Bauernstand, ein Unsumme von Arbeit nimmt ihn ganz in Anspruch, so dass ihm etwa Solides, Behäbiges anhaftet. Dann ist bei uns auch nicht der Sprach unterschied, wie oft in andern Ländern, der Städter und der Baue sprechen den gleichen Dialect, letzterer ein bisschen gröber, der erstere möcht' gern nobler machen. Das thut nichts zur Sache, und ist dem Bauer ziemlich gleichgiltig, und je größer sein Viehstand, je duftender sein Heu je mächtiger sein Miststock — desto mehr wächst sein Reichthum. Un ob all dem wacht der Bauernverein, dass der Bauer nicht nachlass und wo es Noth thut, sei es in schlechten Jahren oder sonst, da bezieh der Verein das Nöthige genossenschaftlich, kommt billiger dazu und gib es den Landwirten zum Selbstkostenpreise ab. An ein „Geschäfte" mache denkt der Verein nicht, dass er aber einen ganz gewaltigen Umsatz hat beweisen die Einnahmen eines Jahres mit 14.315 Franken, denen abe Ausgaben im Betrage von 13.730 Franken gegenüber stehen. Dass e sich aber lohnt, das möge der Steirer glauben, auch bei uns gibt de Bauer nicht mehr aus, als er für nöthig erachtet. Und nun nehm' e sich ein Beispiel, höre er auf die Männer, die es gut mit seinem Stand meinen. Genossenschaftlich lässt sich viel wirken, manches Heran drängen von außen abwehren und Neues, Gutes einführen. Dass die schweizerischen Bauern damit schlecht fahren, wenn sie sich vereinigt das könnte gewiss niemand sagen!

Warum sind so viele Menschen unglücklich?

Von **Friedrich Kirchner.**

Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass die wenigsten Menschen mit ihrem Lose zufrieden sind; selbst ein Goethe, der doch vor Tausenden so hoch begnadet war, hat, wie er zu Eckermann sagte, in fünfundsiebzig Jahren „keine vier Wochen reines Behagen“ gehabt. Und jener König in dem Gedichte Seidls „Das Glöcklein des Glücks“ findet erst sterbend Veranlassung, es zu läuten. Bei näherer Betrachtung werden wir äußere und innere, objective und subjective Gründe zu dieser Unzufriedenheit finden.

Da sind zunächst die physischen Übel: Krankheit, Gebrechen aller Art, und Alter. Diese können uns wohl Stunden und Tage, ja das ganze Leben vergällen, mögen wir selbst davon betroffen werden oder diejenigen, welche wir lieben. Und doch kennen wir Beispiele, wo Leute, die erblindeten, glücklich gewesen sind. Milton schuf sein „Verlorenes Paradies“, und Pfeffel, seit seinem einundzwanzigsten Jahre erblindet, war ein liebenswürdiger, heiterer Erzieher. Manche verbringen auf ihrem Siechbette viele schmerzvolle Jahre, aber es wird für sie zum Siegesbette.

Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen musste nach seiner Niederlage bei Mühlberg fünf Jahre lang Karl dem V. in harte Gefangenschaft, Schmach und Elend folgen. Trotzdem verlor er nicht die Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes.

Was das Alter betrifft, so hat Cicero in seinem Buche „Cato der Ältere“ die Vorzüge desselben beredt geschildert.

Das Alter befreit uns von vielen Versuchungen der Sinnlichkeit, erhebt uns über die Täuschungen der Jugend und gewährt uns jene ruhige Resignation, welche von dieser Welt nicht mehr verlangt, als sie geben kann. G. v. Moser sagte an seinem siebzigsten Geburtstage, als ihn seine Verehrer durch ein Festessen feierten: „Es ist mit hohen Jahren ungefähr so, als wenn man einen hohen Berg erstiegen hat. Unten liegt die weite Ebene der Vergangenheit, und weit hat man nicht mehr auf den Gipfel; aber wie oben die Luft klarer ist, so genießt auch das Alter eine gewisse Heiterkeit. Die Leidenschaften sind abgeklärt, Thorheiten

begeht man nicht mehr viel (aus den verschiedensten Gründen), und es bildet sich eine gewisse innere Zufriedenheit aus. Auch das Verhältnis den Damen gegenüber ist ein schönes. Man kann ja noch ab und zu glücklich sein, aber man kann nie mehr unglücklich werden. Vor allem aber macht sich eine von Tag zu Tag zunehmende Lebensweisheit geltend, besonders mit Rücksicht auf den eigenen Körper." Der berühmte Dichter schloss mit der Mahnung: „Meine Herren, seien Sie immer recht mäßig und solide!"

Die socialen Verhältnisse sind gewiss bei vielen ungünstig genug. Die Mehrzahl der Menschen hat nicht den genügenden Lebensunterhalt; viele sind in drückender Abhängigkeit und nicht wenige in einer Lage, die weder ihren Fähigkeiten, noch ihren Verdiensten entspricht. Alle diese können sich damit trösten, dass sie so viele Leidensgenossen haben, und dass sie selbst direct oder indirect ihre Lage mitverschuldet haben.

Wieviele gute Gelegenheiten, unsere Lage zu verbessern, haben wir versäumt! Wie oft haben wir durch Unbesonnenheit, Trägheit oder Mangel an Geistesgegenwart selbst das Misslingen unserer besten Pläne veranlasst!

Auch dies mag eine Art von Trost sein, dass es bei der Überfülltheit unserer Erde und bei der Natur des menschlichen Wesens unmöglich erscheint, allen zu einem befriedigenden Dasein zu verhelfen, mögen es auch die Utopien alter und neuer Zeit verheißen.

Uralt sind die Phantasien der Menschenfreunde, welche das Glück der Menschheit durch eine Neugestaltung der Gesellschaft zu begründen wähnen. Platos „Republik", Campanellas „Sonnenstaat", Morus' „Utopia", Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" und viele andere haben durch Umgestaltung der socialen Verhältnisse das allgemeine Glück zu begründen vermeint.

Noch wichtiger sind die moralischen Übel, welche unsere Zufriedenheit bedrohen. Jeder von uns hat sich Vorwürfe zu machen; denn wie oft haben wir gethan, was wir nicht sollten, oder was wir sollten, unterlassen! Infolgedessen empfinden wir Reue, Unzufriedenheit mit uns selbst, und machen uns Vorwürfe, selbst wenn wir bei kaltem Blute einsehen, wir hätten es gar nicht anders machen können und würden es bei nächster Gelegenheit wieder so machen. Auch die Schlechtigkeit anderer stört unseren Frieden, seien es unsere Freunde und Bekannte, seien es Verwandte oder Zöglinge. Und endlich, wer höhere Interessen hat, fühlt sein Glück fortwährend durch die Schwäche oder Schlechtigkeit der Menschen überhaupt beeinträchtigt, so dass er manchmal mit Hamlet ausrufen möchte: „O Schmach und Gram, dass ich zur Welt, sie einzurichten, kam!"

Wichtiger aber noch sind die subjectiven Gründe für die allgemeine Unzufriedenheit.

Zunächst die Mängel des **Verstandes**. Der Mensch überblickt zu wenig die Verhältnisse, um seine eigene Stellung und seinen Anspruch auf Lohn richtig zu beurtheilen. Gewiss, der Arbeiter ist seines Lohnes wert, aber die verschiedenen Arbeiter verdienen nicht dasselbe, und Männer wie Raphael, Luther, Schiller und Bismarck verdienen offenbar mehr als der tüchtigste „Arbeiter"; es wäre daher die gröbste Ungerechtigkeit, wollte man mit den Socialisten alle gleichmäßig ablohnen. —

Dem kurzsichtigen Menschen leuchtet ferner die Nothwendigkeit der physischen und socialen Übel nicht ein, und er träumt mit den Dichtern von einem goldenen Zeitalter; aber jene Übel sind in Wahrheit mit dem menschlichen Wesen verknüpft, und schon Sokrates erkannte, dass die meiste Lust nur aus der Aufhebung der Unlust entspränge. — Sodann vergisst der Mensch meistens, dass wir nicht zum Genießen allein auf der Welt sind, sondern um unsere Schuldigkeit zu thun und auf Grund der Pflichterfüllung glücklich zu sein. Alles in der Welt muss erarbeitet werden. — Sodann halten viele in pessimistischer Anwandlung alles für **Illusion**: Ehre, Ruhm, Liebe, Macht u. s. w. Aber selbst wenn dies wahr wäre, obgleich jede Selbstbethätigung Realität ist, so würden doch jene Güter nichts dadurch an Wert verlieren. Denn erfreut uns der blaue Himmel oder der Regenbogen etwa deshalb weniger, weil sie ein Product von unserem Auge und der Sonne, also Illusionen sind? Oder empfinden wir an Homer und dem Nibelungenliede deshalb weniger Vergnügen, weil Achill, Odysseus, Siegfried und Brunhild nicht gelebt haben? — Endlich zeigt sich die **mangelhafte Geistesbildung** der meisten Menschen in jener Unzufriedenheit, sofern für sie Wissenschaft und Kunst keine Quelle des Glückes sind. Wie anders dachten dagegen Spinoza und Milton! Aller äußerlichen Vergnügen beraubt, fand jener seine Zufriedenheit in der philosophischen Speculation, dieser in der religiösen Dichtung.

Dieselbe Denkweise finden wir bei allen Philosophen, Dichtern und Künstlern. Nicht in äußeren Glücksgütern, Macht, Glanz und Ehre, sondern in ihrem Innern, in der Beschäftigung mit ihren Gedanken oder den Geisteswerken großer Männer haben sie ihr Genügen gesucht und gefunden. Wie mancher Gelehrte lebt weltfremd seinen wissenschaftlichen Arbeiten, ohne der Menschen oder der weltlichen Vergnügungen zu bedürfen! Und wieviel Tausende von Einsiedlern haben ihr Glück in der Einsamkeit durch Betrachtung der Natur und andächtige Versenkung in Gott gefunden!

Eine weitere Ursache des Unglücks ist die ungezügelte **Phantasie** vieler Menschen. Die meisten haben von Natur und durch Erziehung einen thörichten Hang, sich fortwährend mit anderen zu vergleichen. Anstatt sich in ihrer Lage zu bescheiden und an dem, was sie besitzen, zu erfreuen, schielen sie immer nach fremden Gütern und Vorzügen hin. Sie bedenken dabei gar nicht, dass die, welche sie für glücklicher halten als sich selbst,

auch ihre Sorgen haben. Denn Reichthum, Macht und Stellung haben neben ihren Vorzügen auch viele Nachtheile. Jede Würde ist eine Bürde. Ja, jeder würde gewiss, wenn er kurze Zeit in der Haut des von ihm Beneideten stecken könnte, gern wieder in seine eigenen Verhältnisse zurückkehren, wie dies Chamisso in seinem Gedicht „Die Kreuzschau" so hübsch darstellt: Ein unzufriedener Mensch wird von einem Engel in einen großen Raum geführt, wo zahllose Kreuze aller Art herumstehen, und aufgefordert, sich ein anderes auszuwählen. Lange schwankt er hin und her; das eine ist zu groß, das andere zu klein; das eine zu schwer, das andere zu ungefüge. Endlich hat er das, wie er glaubt, beste gefunden, aber siehe da, es ist sein altes, eigenes Kreuz! — Viele Menschen werden durch ihre Lectüre unglücklich. Aus den verkehrten Romanen, die sie verschlingen, machen sie sich ein überspanntes, völlig falsches Bild von der Welt und dem Leben. Alle Menschen zerfallen für sie in Tugendbolde und Bösewichte, und sie erwarten für sich dieselben wunderbaren Glücksfälle, welche sie an ihren Helden gewohnt sind. — Noch andere haben den Fehler, den die Phantasie verschuldet, dass sie fortwährend in der Vergangenheit oder der Zukunft leben und darüber natürlich die Gegenwart verlieren. Ältere Leute sehnen sich stets nach dem, was hinter ihnen liegt, jüngere nach dem, was, wie sie glauben, ihnen bevorsteht. Beiden ergeht es, wie Till Eulenspiegel, der sich bekümmerte, wenn er bequem den Berg hinabstieg, weil er schon an den nächsten Aufstieg dachte. Sie schwanken infolgedessen meist zwischen Melancholie und Schwärmerei hin und her.

Andere wieder laborieren an allerlei Mängeln des Willens. Entweder ist er schwach, so dass sie zu träge oder bequem sind, etwas Ordentliches zu leisten, oder er ist verkehrt; sie beherrschen nicht ihre Triebe, so dass sich allerlei thörichte Neigungen herausbilden, die den Menschen zum Sclaven machen; oder er ist undisciplinirt: der Mensch steht unter dem Banne seiner Affecte und Leidenschaften. Wieviel Unglück bereiten uns Zorn, Hass und Neid, Selbstsucht, Herrschsucht, Ehrsucht und Eifersucht!

Endlich haben wir die Mängel des Gemüthes zu beachten. Viele, namentlich Frauen, kranken an einer zu großen Empfindsamkeit gegenüber den Reizen der Außenwelt; Wetter, Umgebung, Gesellschaft und kleine Unannehmlichkeiten des Lebens bringen manchen völlig aus der Verfassung. Die Menschen erscheinen dem Sentimentalen bald als Engel, bald als Teufel; weil er sich ein falsches Bild von ihnen macht, verfällt er leicht dem Menschenhass; er klagt sie schwarzen Undanks an, weil er mit Unrecht Dank erwartete, und behauptet, von Leuten betrogen zu sein, weil er sie falsch beurtheilt hat. Wieder andere sind unglücklich, weil sie zu selbstsüchtig sind. Sie vermissen Freundschaft und Liebe, während sie selbst versäumen, solche darzubieten.

Wer immer für andere sorgt, sei es für seine Familie oder für Arme, Kranke und Unmündige, findet eine reiche Quelle innerer Befriedigung. — Bei noch anderen ist ein unglückliches Temperament der Feind ihrer Gemüthsruhe; der Sanguiniker, der zu leicht für etwas begeistert, aber auch abgekühlt wird, der alles schnell angreift, aber auch fallen läſst, fühlt sich natürlich fortwährend unbefriedigt. Der Melancholiker, der grau in grau malt und am Leben leidet, unterliegt fast dem Weltschmerz. Der Phlegmatiker, schwerfällig im Denken, Reden und Thun, geht der Freude des Daseins verlustig. Der Choleriker endlich, der auf alle Eindrücke und Erlebnisse kräftig reagiert, bereitet sich meistens selbst viel Ungelegenheiten. Zum Glück tritt bei keinem Menschen eins dieser Temperamente ganz allein auf, aber ihre Mischung, von welcher die Reizempfänglichkeit und die Kraft der Gegenwirkung abhängen, ist doch verschieden. Glücklich der, bei welchem Verstand, Wille und Gemüth in harmonischem Gleichgewicht stehen! Das sind die Menschen, welche am meisten vom Leben haben und ihrer näheren und weiteren Umgebung am meisten nützen. Sokrates, Cäsar, Christus, Luther und Goethe sind solche Temperamentsideale, während der Sanguiniker Egmont, der Melancholiker Kleist, der Phlegmatiker Friedrich III. (1440 bis 1493) und der Choleriker Napoleon I. unglückliche Charaktere waren.

Endlich ist der Mangel an religiösem Gefühl die Ursache vielfacher Unzufriedenheit. Abgesehen davon, daſs viele Menschen mit dem Glauben auch die Stütze ihrer Tugend einbüßen, verlieren sie auch damit zugleich ihre Freudigkeit. Denn wer da glaubt, daſs ein lieber Vater voll Weisheit und Allmacht die Welt lenkt, daſs alle Dinge, mit denen wir zu thun haben, alle Schicksale, die uns treffen, in seiner Hand liegen, daſs uns alles, selbst Krankheit, Kummer und Unglück zum Besten dient, der kann gar nicht unglücklich sein. Wir finden daher, daſs alle wahrhaft Gläubige, mögen sie Christen, Juden oder Heiden sein, mit ihrem gottbeschiedenen Lose zufrieden sind. —

Dieses an sich selber schon beherzigenswerte Capitel bildet die Einleitung zu einem von F. Kirchner verfaſsten, beziehungsweise zusammengestellten Werke: „Der Weg zum Glück“ (Stuttgart. Levy & Müller.) Die große Verbreitung dieses Werkes wäre sehr zu wünschen, es ist ein kluger und fördersamer Rathgeber durch das Leben. Menschen, die sich mit dem Geiste solcher Bücher vertraut machen, können nicht so leicht unglücklich sein.

Kleine Laube.

Über Heimat, Vaterland und Nation.[1])

Bemerkungen von Th. Vernaleken.

Heimat und Vaterland seien hier im wörtlichen Sinne betrachtet.

1. Mein Heim, meine Heimat ist da, wo ich daheim bin, wo ich wohne und ein solcher Ort kann im Leben wechseln. Ein Fremdwort nennt es Domicil

Mein Vaterland ist da, wo meine Eltern wohnten oder wohnen und wo man meine Muttersprache spricht. Das Heim nennt man den heimatlichen Ort, sogar in der anreimenden Formel „Haus und Heim". Oft verbunden wird es mit „suchen" als heimsuchen, zum Beispiel Gott hat sein Volk heimgesucht (Lukas 7, 16). Auch mit „sich erinnern;

„Da ich euch wieder sehe, eure Stimme vernehme, den geliebten Ton, mich heim erinnere an die väterliche Flur." (Schiller, Jungfrau, 4, 9.)

Hier ist Heim und Vaterland als dasselbe aufgefaßt. Heim wird der Fremde entgegengesetzt.

Heimfallen = dahin fallen, wovon etwas ausgegangen ist: Sein Gut ist dem Kaiser heimgefallen; er war des Landes verwiesen, und alle seine Güter waren dem Fiscus (der Staatscasse) heimgefallen (Schiller).

Mit sich finden, d. h. suchend seine Wohnung erreichen, wo einer sich heimisch fühlt: ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden (Schiller).

Heimführen, eine Braut: dann führ' ich als meine Braut sie heim (Kotzebue dram. Sp.); auch sprichwörtlich: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Heimkehren: Durchmisst die Welt am Wanderstabe, fremd kehrt er heim ins Vaterhaus (Schiller, Glocke). So noch mit vielen anderen Zeitwörtern, z. B. jemand etwas heimzahlen = zurückzahlen, vergelten u. a.

Im deutschen Sprachgebrauche ist Heimat der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat, der ständige Wohnort. Heimathaus ist das elterliche, das Geburtshaus. Heimisch, heimsuchen, Heimweh u. a. sind bekannte Begriffe.

Heimat und Vaterland haben mit dem Staate nichts zu thun; Staaten wechseln, Heimat und Vaterland sind für jeden Menschen bleibend, ein Staat mag so oder anders benannt sein. Nur nach den Sprachunterschieden hat jeder sein engeres oder weiteres Vaterland, z. B. ein in Westfalen Geborener nennt diesen Landestheil

[1]) Vergleiche „Heimgarten". April, Seite 550.

seine engere Heimat; sein Vaterland ist Deutschland, auch wenn er später sich anderswo ansiedelt. Im letzteren Falle ist er der Staatsgenosse (Bürger) des betreffenden Staates, wo er wohnt, wirkt oder ein Geschäft betreibt; es ist seine übertragene Heimat. Für seine Kinder kann es ein Vaterland werden, für ihn (den Vater) aber nicht, obwohl er seine Zuneigung dem Ansiedlungsorte, seinen Mitbürgern und dem Staate zuwenden kann.

2. Mit dem Begriffe Heimat und Vaterland steht in Verbindung: Muttersprache, Nation und Volk.

Wer die Völkergeschichte kennt, der weiß, welche Veränderungen bezüglich der heimatlichen Muttersprache stattgefunden haben. Ein Volk hat nicht selten eine andere Sprache und damit eine andere Nationalität angenommen, namentlich in Europa seit der Völkerwanderung. Außerdem nimmt infolge des Verkehrs jede Sprache mehr oder weniger fremde Bestandtheile in sich auf.

Die Mutter als Pflegerin und Erzieherin ihres Kindes steht ihm am nächsten, und die ersten Mutterlaute haben den größten Einfluss auf des Kindes Sprache, die man mit Recht die Muttersprache nennt. Hier ist das Mutter- und Vaterland des Menschen. Die Sprache gibt dem Kinde zugleich seine Nationalität. Denn was heißt Nation? Es ist das Angeborene (lat. natio, natus = geboren), und stimmt zu dem Worte Natur. Nation, national muss als vollständig eingebürgert betrachtet werden, denn Volk hat einen eigenen Begriff. Volk begreift in sich wohl auch die Gesammtheit der Menschen einer Sprache, aber auch einen Haufen Menschen, geringe Leute, Kriegshaufen, eine Schar. Ähnlich ist das lat. populus, bei uns populär = volksthümlich.

Schließlich meine ich: Wer seine Mutter liebt, der liebt auch seine Heimat und somit auch seine Nation.

Der bekehrte Tiroler.

Ein Leser des „Rufes an unsere Priester" (Februar) theilt uns folgende, dem gut katholischen „Oberinnthaler Wochenblatt" entnommene Thatsache mit:

„Wie ein strenggläubiger Tiroler von seinem Stocktschechismus geheilt worden ist. Einem schon seit Jahren bresthaften Tiroler wurde heuer ärztlicherseits eine mindestens dreiwöchentliche Cur in einem berühmten böhmischen Bade dringendst empfohlen. Der aufrichtig fromme Herr, der sich den Spruch auf dem Curhause in Ragaz (Rheinthal): „Curorte gleichen den Wallfahrtsorten. Sie gewähren Heil nur dem wahren Büßer und nachhaltig dem, der die Gelübde hält!" tief eingeprägt hatte, gieng umso lieber auf den ärztlichen Rath ein, weil er seit Jahren eine besondere Verehrung und Vorliebe für das Tschechenthum hatte, in dem er eine „Hauptsäule des Katholicismus" erblickte. In dem berühmten Badeorte traf nun unser guter Tiroler eine Menge geistlicher Herren, worunter viele Tschechen. Diese hielten eines Tages eine Art von Conferenz, an der sich auch unser Tiroler betheiligen durfte. Es kamen verschiedene Themata, wie z. B. Nationalität, deren Verhältnis zum Christenthum u. dgl. aufs Tapet. Da erhob sich ein illustrer tschechischer Prälat mit goldener Kette, goldenem Ringe und rothem Collar und sagte wörtlich: ‚Zuerst bin ich geboren als Tscheche, dann bin ich getauft (Christ), dann bin ich geweiht (Priester). Wenn es sich nun um aut aut handelt, so werfe ich unbedenklich Taufe und Weihe fort und bleibe das, wozu mich die Geburt gemacht — Tscheche.' Unser biederer Tiroler hatte genug, stand auf, gieng und ist seitdem vom Tschechismus gründlich geheilt. Sapienti sat!"

Nix deutsch!

Recht gemüthlich hatten wir uns unterhalten, auf der Strecke Wien–Prag, der Conducteur und ich. Er sprach deutsch, und die paar böhmischen Lichter, die er hie und da seinem Jargon aufsetzte, brachten mich nicht aus der Fassung. Der Mann besorgte mir schließlich ein gutes Schlafcoupé, das ich erst verließ, als der Zug still stand und die Station „Praha!“ ausgerufen wurde. Es graute der Morgen, ich öffnete das Fenster und fragte meinen Conducteur, wie lang der Aufenthalt dauern würde.

„Dvacet minut!“ antwortete er kurz.

In der Halle stand der Frühstückstisch. Da ich die Antwort nicht verstanden hatte und also über den Aufenthalt im Unklaren war, so rief ich dem Kellner zu, mir eine Portion Kaffee ins Coupé hereinzugeben.

„Nix deutsch!“

Ich wiederholte meinen Wunsch.

„Přejete si snídani?“ fragte der Kellner.

„Ich bitte, mir eine Tasse Kaffee in das Coupé hereinzugeben!“

„Zde se nemluví německy!“ antwortete der Kellner und that weiter nichts desgleichen.

„Aber wir haben nicht lange Zeit, nicht wahr, Herr Conducteur?“

„Zde se nemluví německy!“ wiederholte auch dieser scharf. Dann bedeutete er tschechisch, mir Kaffee in den Wagen zu reichen, was der Kellner nach langem Zögern that.

Ich begann ruhig zu frühstücken. Der Kellner stand vor dem Fenster und sagte: „Prosím pospěšte si!“

Na, dachte ich mir, mein lieber Böhm', du wirst noch recht gut mit mir deutsch sprechen, bevor wir auseinandergehen! — Und genoss gelassen meinen Kaffee.

Der Kellner wurde ungeduldig und rief: „Prosim pospěšte si, vlak brzi odjede!“

Ich that nichts dergleichen. Mit lebhaften Geberden rief er mir tschechische Worte zu, denn der Zug wurde bereits abgerufen. Endlich reichte ich ihm das Geschirr hinaus und nickte: adieu!

Da schrie er grell: „Kaffee kostet vierunddreißig Kreuzer!“

„Wiiie?“ fragte ich hinaus.

„Vierunddreißig Kreuzer!“ wiederholte er in höchster Erregung.

Ich deutete ihm mit den Händen: „Nix deutsch!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Kellner stand händeringend bei seinem Kaffeetisch in der Halle. —

Allzulang wollte ich aber doch nicht der Schuldner des Prager Kellners bleiben, und bei Aussig, als mein Conducteur des Deutschen wieder mächtig war, bestellte ich ihm, auf seiner Rückfahrt meine Kaffeerechnung zu begleichen. R.

Amul a weanch[1]) hianzisch!

Da drüben in der östlichen Steiermark und im nachbarlichen Streifen des Ungarlandes wohnt ein urdeutsches Völklein, genannt die Hienzen, oder „Hianzn“. In ihrer sonderartigen Mundart hat ihr Landsmann Johannes Ebenspanger eine kleine Sammlung „Hianzischer Veaschln“ (Oberwarth. Ludwig Schodisch.

---

[1]) einmal ein wenig.

1897) herausgegeben. Die volksthümliche Stimmung in denselben ist nicht schlecht getroffen, ihr besonderer Wert besteht indes in der Mundart, die in den folgenden Beispielen vorzüglich gezeichnet wird:

A Kotz.

I gsuich[1]), i gsuich, i gsuich mei Schotz;
I gfind, i gfind, i gfind — a Kotz.

I haon, i haon, i haon gschtodn[2]) Schotz
A geen[3]), a geen, a geen — a Kotz.

* * *

Ibas Feinsta.

Ibas Feinsta zuigg si
Hin a wüldi Reibm.
Haon mei Diandl gholsnt,
Haon ihr a Pussl geibm.

Und in Weilawi[4]) rauscht s sao:
Is a Veigadl gwein.
Potscht hod owa s Diandl:
Hod miar a Pussl geibm.

Diandl, s Schnaberl.

Diandl, s Schnaberl hea,
Schpitz as schein zui!
Woaßt jo eh, wen i ghea:
Pin jo dei Pui.

Pitt ti schein, schpreiz[5]) ti nid!
Thuist s jo nit geen.
Haon da mei Heaz ausgschitt;
Wiad schan olls wedn[6]).

* * *

Loch[7]) na dazui.

S Diandl schteht iahnl[8]) pan[9]) Ruan[10])
Und head nid af zan wuan'n.
Wos kaons wual hobm?
Si[11]) is scha viazan To,
Dos si iah Pui nid mo.
Sualts to nid klogn?

Diandl, hear auf zan reh'n[12]),
Wiad oft scha peißa wedn:
Loch na dazui!
Und sualt a da untrai bleibm,
Muißt da na d' Augn ausreibm:
Sein aondari gmui.

* * *

I mo hold kuan Schtrudl.

I mo hold kuan Schtrudl
Aohni Ziweibm[13])
Und aohni mein Diandl
Kaon i nid leibm.

Hinta dar Aofnpaonk.

Hinta dar Aofnpaonk
Lieg i drei To scha kraonk.
Wos ma faihlt, woas i nid.
Geips mar an Fried.

* * *

Gaod, ti Wöld.

Gaod, ti Wöld kimp ma frei
Fia[14]), wiar a Himmölrei.
S Heaz schteiht ma völli schtül!
Is dos a Gfühl!

Gibasaom, Gobasaom[15]).

Gibasaom, Gobasaom,
Nagadlsaom[16]) drinta
S schwoaz Diandl meicht a hobm
Und s rodi, dos gfindt a.

Was berühmte Ärzte über die Vivisection sagen.

Unter Vivisection, auch „Thierversuch" genannt, wird verstanden: Das Zerschneiden, Braten, Verbrühen, Gefrieren, Verhungernlassen u. s. w. lebender Thiere, Pferde, Hunde, Katzen, Affen, Tauben, Kaninchen, also häufig hochorganisierter Thiere, die dem Menschen in Bezug auf Schmerzempfindung sehr nahe stehen. Diese Versuche sind meist so unglaublich grausamer Art, dass wir Anstand nehmen, hier eine nähere Beschreibung derselben zu bringen, aus Furcht, bei vielen unserer Leser eine gefährliche Gemüthserschütterung hervorzurufen, aber auch aus Furcht, es könne in einem von Natur zur Grausamkeit angelegten Menschen, dem die Schilderung solch haarsträubender Scheußlichkeiten zu Gesicht kommt, der grausame Kitzel erwachen, dieselben selbst zu versuchen.

---

[1]) ich suche. [2]) statt. [3]) gern. [4]) Weinlaub. [5]) zieren. [6]) werden. [7]) lache. [8]) drüben. [9]) beim. [10]) Rain. [11]) es. [12]) weinen. [13]) Zibeben. [14]) vor. [15]) Krautsamen. [16]) Nelkensamen.

Obwohl trotz der vielen hunderttausend Thierversuche dieselben Krankheiten, die vor fünfzig Jahren unheilbar waren, es heute noch sind, wird doch von den Vivisectoren der „Thierversuch“ als nothwendig zum Heil der leidenden Menschheit dargestellt.

Am besten ist es, wir hören darüber das Urtheil solcher Leute, die gewiss competent sind, über die Vivisection und ihre Bedeutung für die Medicin zu sprechen. Das sind berühmte Ärzte, Anatomen und Physiologen.

Nachstehend geben wir von einer großen Zahl solcher uns vorliegenden Urtheile deutscher und ausländischer anerkannt hervorragender Fachleute nur einige wieder:

„Für die Bildung praktischer Ärzte — und diese ist doch der Hauptzweck medicinischer Studien — könnte es nur ersprießlich sein, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit dem Menschen, als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte, und mehr das Bedürfnis des Arztes ins Auge fasste. Man wird zugeben müssen, dass vieles, was am lebendig secierten Thiere gesehen wird, auch am frischgetödteten, oder bei jenen legitimen Vivisectionen am Menschen, welche chirurgische Operationen heißen, gesehen werden kann. Wer es ruhig mitansehen kann, wie der Professor einer Taube den Schädel mit einer glühenden Nadel durchstochert, um seinen Jüngern die höchst merkwürdige Thatsache zu constatieren, dass das Thier mit dem versengten Hirn nicht mehr recht fliegen kann (folgen noch andere viel entsetzlichere „Versuche“), wer das, sage ich, ruhig mitansehen kann, der soll ein Schinderknecht, aber kein Arzt werden! Diesen herz- und gefüllosen, blutdürstigen Experimentatoren gesellen sich aber viel gefährlichere Leute bei, welche an Dutzenden von Hunden sich unmögliche Operationen einstudieren in der Absicht, dieselben, wenn die Thiere nicht gleich unter der Hand verenden, bei nächster Gelegenheit auch an elenden tuberculosen, krebskranken Menschen auszuführen; die medicinischen Journale brachten darüber haarsträubende Berichte, und gelehrte Gesellschaften haben sich diese Greuelthaten vorerzählen lassen, ohne ihrer Indignation über die in unserer Zeit immer mehr überhandnehmenden chirurgischen Tödtungen Ausdruck zu geben.

Professor Dr. Hyrtl,

(Lehrbuch der Anatomie des Menschen, 20. Auflage).

„Pharmakologische Thatsachen, die durch Experimente an gesunden Thieren erprobt worden sind, werden skrupellos und wahllos für die Behandlung kranker Menschen nutzbar zu machen versucht. Wir brauchen Ärzte, die menschlich fühlen und nicht verroht sind durch fortgesetzte Thierschinderei, die human ihre Aufgabe empfinden und nicht durch wissenschaftliche Scheuklappen beengt und beschränkt sind.

Dr. Schweninger.

„Wenn es einerseits den Herren Vivisectoren sehr schwer werden dürfte, ein Verzeichnis jener Ergebnisse ihrer Forschungen anzufertigen, welche zur Heilung von Krankheiten beigetragen haben, so müsste es anderseits sehr leicht werden, nachzuweisen, wie viele und wie schwere Leiden und krankhafte Zustände sie an lebendigen Geschöpfen erzeugt haben; denn in der künstlichen Erzeugung krankhafter Zustände — dieses zweifelhafte Verdienst gebürt der Vivisection unbestritten — hat die Vivisection der Gegenwart eine wahrhaft virtuose Geschicklichkeit erlangt. Der unkritische Leser aber, welcher derartige Vivisections-Protokolle durchliest, wird durch das Prahlen mit wissenschaftlicher Tiefe, wodurch das Haupt des Vivisectors mit einer falschen Glorie umgeben wird, wahrheitswidrig beeinflusst, weil sich in dem Gehirn des Lesers ganz unwillkürlich die äußerst verlockende und beifallswerte Schlussfolgerung bildet, dass diejenigen, welche mit solcher Virtuosität Krankheiten zu erzeugen vermögen, dergleichen ebensogut zu heilen imstande sein werden und dieser Gedanke erscheint dem Laien so unwiderstehlich und beifallswert, dass er staunt, glaubt und hofft.“ Dr. G. Voigt.

„Die Schüler lernen nichts aus dieser abscheulichen Methode der Vivisection. Im Organismus von Thieren, die in einen so furchtbaren Zustand versetzt sind, müssen alle organischen Functionen gänzlich gestört sein und können folglich nicht Neues lehren.

Aber der Fanatismus ist eine Seuche; sie verbreitet sich überall, an allen Orten sprießen die Vivisectoren hervor.

Man quält aus Neugier, aus Gewohnheit, aus Mode."

Professor Dr. Strauß-Dürkheim.

„Ich unterschreibe gern das Urtheil von Professor Dr. med. Clarus, dass Vivisectionen, qualvolle Operationen und Verstümmelungen an lebenden Thieren für die naturwissenschaftliche Erforschung der Wahrheit ebenso zweideutige Resultate geben, wie die Tortur für die gerichtliche. Jedenfalls ist es weder nöthig, noch rathsam, dergleichen Versuche in einem eigenen Cursus von Vorlesungen zu wiederholen, einestheils, weil es hierbei an der nöthigen Ruhe fehlt, anderseits, weil die tägliche Gewöhnung an das Angstgeschrei und an die Zuckungen gemarterter Thiere mehr geeignet scheint, Henker als Ärzte zu bilden." Dr. Heusinger (Encyklopädie der Medicin.)

„Ich habe längst die statistische Bemerkung gemacht, dass die großen positiven Entdeckungen der exacten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa vier Jahren haben." Dr. Lotze (Verfasser des Mikrokosmos).

„Es kann doch niemand so dumm sein, zu glauben, dass derselbe Experimentator, welcher vormittags Thieren die entsetzlichsten Qualen verursachte, nachmittags seine Mitmenschen sorgfältig und mit Aufgebot der Nächstenliebe behandeln werde. Im Gegentheil ist es in neunundneunzig von hundert Fällen gewiss, dass diese Behandlung nur eine Reihe von Experimenten sein und den Patienten schließlich dem Secciertisch der pathologischen Anatomie überantworten wird." Professor Dr. Eduard Reich.

„Die Thierversuche mit Medicamenten sind trotz ihres wissenschaftlichen Wertes ganz unfruchtbar geblieben für die Behandlung von Krankheiten, und im großen und ganzen sind die Ärzte heute am Krankenbette um kein Haar besser bewaffnet, als sie es vor fünfzig Jahren schon waren." Professor Dr. Felix Niemeyer.

„Es lässt sich schon jetzt ermessen, welche falschen Vorstellungen und Voraussetzungen den Bestrebungen zugrunde liegen müssen, die in allerneuester Zeit so viel von sich reden machen und die darauf gerichtet sind, durch Serumverbindungen die im Körper befindlichen pathogenen Mikroben zu zerstören. Man lasse sich durch die Thierexperimente nicht täuschen, denn das künstliche Hervorrufen von Krankheiten geschieht unter ganz anderen Bedingungen, als unter den in der Natur herrschenden, so dass alle hierauf begründeten Schlussfolgerungen ohne Wert für die im menschlichen Körper sich abspielenden Processe sind. Dr. Max Asch.

Welche Beziehung zwischen Leitungs- und Erregungsvorgang in der Nervenfaser besteht, ist im Laufe der Zeit mehrfach Gegenstand der Frage gewesen. Wollte man indessen glauben, dass die Beantwortungen derselben gleichlautend ausgefallen wären, so würde man sehr irren. Im Gegentheil sehen wir die verschiedenen Autoren, ungeachtet sie sich alle fast der gleichen Versuchsmethode und der nämlichen Einwirkungsmittel auf die Nervenfaser bedienen, zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen und infolge davon natürlich zu verschiedener Ansicht gelangen."

Pflügers Archiv für Physiologie, 1886.

„Vivisectionen sind niemals der Weg der Entdeckungen gewesen, und wenn man untersucht, was in letzterer Zeit in der Physiologie experimentiert worden ist, wird es sich herausstellen, dass das Aufschneiden von lebenden Thieren mehr dazu beigetragen hat, Irrthümer zu befestigen, als die Wahrheit zu bekräftigen. In einer ausländischen

Recension meiner früheren Schriften hat man die Resultate, welche ich gewonnen, als ein weiteres Zeugnis zu Gunsten der Vivisection betrachtet. Aber es ist gerade umgekehrt, denn sie rühren alle von der Anatomie her.“ Dr. Charles Bell.

„Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass die Beibehaltung dieser grausamen Untersuchungsmethode — der Vivisection — den wahren Fortschritt in Physiologie, Pathologie, praktischer Medicin und Chirurgie aufhält und dass, würde sie gründlich unterdrückt, das Resultat hiervon ganz bestimmt das Erforschen und die Auffindung weit besserer und viel sicherer Entdeckungsmittel sein würde. Wenn im Gerichtsverfahren das Verlangen, mittelst der Folter die Wahrheit zu erfahren, gelegentlich Erfolg hatte, so schlug es zweifelsohne als Methode fehl und führte den Untersuchungsrichter in die Irre. So ist es auch mit der Vivisection als Forschungsmethode gewesen; immer hat sie die, welche sich ihrer bedienten, zu falschen Schlüssen geführt, und die Berichte starren von Beispielen, in welchen nicht allein die Thiere nutzlos gemartert wurden, sondern auch Menschenleben dem Irrlichte der Vivisection zum Opfer fielen.“

Dr. Lawson Tait.

„Sehen wir nicht alltäglich unbestreitbare Resultate der Vivisection des Vorabend, welche durch andere des folgenden Morgen Lügen gestraft werden? Wenige Fälle ausgenommen, führen die Vivisectionen zu den trügerischesten Resultaten und sind an und für sich ganz unfähig, irgend etwas Sicheres aufzubauen.“ Dr. Roche.

„Die Gewohnheit, zu vivisectionieren, macht die Experimentatoren so gleichgiltig gegen den Schmerz, den sie verursachen, dass einige von ihnen das Einschnittmesser in die zartesten Theile des armen Thieres eintauchen und mit der größten Ruhe darin lassen, um irgend etwas anderes zu beginnen.“ Dr. Carteaux.

„Fast alle Resultate, die ich hatte, waren verschieden, und um nach vielen eitlen Versuchen Licht in diese finstere Frage zu werfen, beschloss ich, sie aufzugeben, doch nicht ohne aufrichtiges Bedauern, eine so große Anzahl von Thieren geopfert und soviel Zeit verloren zu haben.“ Dr. Legallois.

„Die Wuth zu operieren, veranlasst manche Chirurgen zu waghalsigen, abenteuerlichen und menschenmörderischen Operationen, und es wäre hohe Zeit, diesen maßlosen Operationen ein Ende zu machen. Man betreibt nur zu viel Experimental-Chirurgie in den Hospitälern. Man glaubt nicht, in wie hohem Grade die Gewohnheit des Vivisecierens die ganze heutige Operationspraktik beeinflusst.“

Dr. Guardia (System der Chirurgie).

„Die Lehren der Vivisection über die Functionen des Gehirns sind ein Gewebe von Irrthümern gewesen und sind nur erst durch klinische Beobachtungen an Menschen corrigiert worden.“ Dr. Brown Séquard
(der bedeutendste englische Vivisector).

„Die ‚heilige‘ Inquisition hat niemals zu existieren aufgehört. Ihr Stab ist vollständig ausgebildet und wartet nur seine Gelegenheit ab. Es leben viele Personen, welche mit Freuden alle ihre Greuel wieder aufleben ließen, wenn das Publicum nur erst genügend verdorben und mit der Grausamkeit ihres Vorläufers der verruchten Vivisection vertraut geworden wäre!“ Dr. Haughton.

„Diese Versuche werden sehr häufig in einer überaus unbarmherzigen Weise ausgeführt; wenn das Publicum alles, was man in dieser Beziehung in Erfahrung bringen kann, wüsste, so würde es gewiss auf irgend eine Abhilfe dringen.“

Dr. William Fergusson
(berühmter Chirurg und Leibarzt der Königin Victoria).

Am Ausgange seines unbarmherzigen Lebens musste Claude Bernard, der berühmte französische Vivisector, eingestehen: „Unsere Hände sind noch leer, aber unser Mund ist von Versprechungen voll für die Zukunft." (Leçons sur la Diabète.)

Dieser nationale Congress ist fest davon überzeugt, dass dergleichen Operationen ebenso grausam sind, als überflüssig für die Wissenschaft und die technische Fertigkeit. Seine Mitglieder bitten und flehen ihre Collegen im Auslande auf das dringendste an, angesichts des ausreichenden Nutzens, den Operationen an Leichnamen, wie es die Erfahrung in unserem Lande zeigt, gewähren, ihre bisherige grausame Praxis in Zukunft aufgeben zu wollen. Congress englischer Thierärzte.

Bücher.

Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit. Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Dr. phil. Hermann Lietz, Lic. theol. Mit zweiundzwanzig Tafeln in Autotypie. (Berlin. Ferd. Dümler. 1897.)

Wie seltsam vielen auch der Titel dieses Buches vorkommen mag, so ist doch von diesem Buche zu sagen, dass es in seiner Art epochemachend ist. Der Verfasser fordert und schildert hier die Schule der Zukunft: die Erziehungsschule. Dabei geht er aber nicht von der grauen Theorie aus, nach der neue Forderungen oft zurecht geschnitten werden, sondern er gründet sich ganz und gar auf die gegebene Wirklichkeit. — Lietz selber ist längere Zeit an einer solchen Schule thätig gewesen, wie er sie hier fordert und nun gern auch bei uns ins Leben rufen möchte. Es ist dies die „New School Abbotsholme" bei Rezester (Derbyshire), England. Der Titel des Buches ist deshalb nichts weiter als die Umkehrung des Namens der Schule. Liest man denselben von rechts nach links, so deutet er Abbotsholme und bezeichnet den Namen jener wirklich vorhandenen Erziehungsschule.

In dem ersten Theile des Buches wird uns „ein Tag im neuen Schulstaat Emlohstobba" geschildert. Die Schule liegt draußen in ländlicher Abgeschiedenheit und ist zugleich ein größeres Landgut. Nicht in dem zerstreuenden Gewühl der Stadt, sondern in Gottes freier Natur, „wo er im eigenen Staat ganz mit den Schülern und für sie leben kann, übt der Erzieher sein verantwortungsvolles Werk". „Die Landschaft mit Thal und Ebene, mit Feld und Fluss, Bach und Berg, Wald und Wiese soll dem Knaben ein stets geöffnetes erstes und letztes Lehrbuch sein." — Es ist eine wahre Freude, sich vom Verfasser in dem neuen „Schulstaat" umherführen zu lassen. Überall herrscht frisches, frohes Leben, ein Lernen mit Lust und eine Lust am Lernen. Denn hier wird nicht nur der junge Geist, sondern vor allem auch der Körper geübt und gebildet. Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist: das ist die Devise der Erziehungsschule. Wie ein Blick auf den beigefügten Tagewerkplan zeigt, sind etwa fünf Stunden der geistigen Arbeit, fünf Stunden der Körperübung und Kunstübung gewidmet, vier Stunden für Mahlzeiten, Baden und Ruhepausen. Wöchentlich dient ein Freinachmittag für Ausflüge zu Fuß oder auf dem Zweirad, und ein Freiabend für Concert, Gesellschaftsspiele, Aufführungen und Literatur.

Der Unterricht der Schule ist durchaus nach praktisch-pädagogischen Grundsätzen ausgestaltet. Im Sprachunterricht ist z. B. nicht das „Extemporale" die Haupt- und Staatsaktion, sondern es kommt darauf an, dass die Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen lernen. Geometrie wird nicht nur im Classenzimmer, sondern auch draußen im nahen Bruch getrieben, wo Bäume, die unter Beihilfe der Knaben gefällt sind, vermessen werden. „Man lehrt nichts, was der Schüler im späteren Leben nicht irgendwie verwerten kann." — So hat man denn auch hier in Abbotsholme die gesicherten Ergebnisse der gewaltigen pädagogischen Arbeit der letzten Jahrhunderte praktisch anzuwenden gesucht. In diesem Sinne arbeiten englische und deutsche Lehrer dort zusammen. Das Ideal der Schule ist, wie der englische Leiter der Schule, Dr. phil. C. Beddie, in dem „Vorwort als Nachwort" sagt, — deutsche Organisation mit englischer Unabhängigkeits- und Freiheitsliebe zu verbinden.

In dem zweiten Theile des Buches werden die Systeme der alten Unterrichts- und der neuen Erziehungsschule mit einander verglichen und erstere einer zwar recht schiefen,

aber doch meist sehr treffenden und berechtigten Kritik unterzogen. Die großen Gefahren, die unsere hochentwickelte Cultur für das Volksleben mit sich bringt, lassen sich nur durch richtige Erziehung beseitigen. Diese wird aber nicht durch Wissen, sondern lediglich durch Charakterbildung erreicht. Die Zeit, in der wir leben und der wir entgegengehen, braucht vor allem willensstarke, gesunde, charaktervolle Menschen. „Die heutige Cultur befindet sich", wie der Verfasser mit Recht sagt, „im Übergangsstadium. Wie einst beim Übergang vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert, so ringt auch heute beim Übergang zum zwanzigsten Jahrhundert gewaltiger denn je Altes mit Neuem, viele kleine Scharmützel werden dabei stattfinden. Aber die Entscheidungsschlacht wird auf dem weiten Gebiet der Volkserziehung geschlagen werden. Hie Unterrichtsschule! — hie Erziehungsschule! — ist die Parole. Welche wird siegen? Davon wird das Wohl der Nation abhängen. Verhelft der Erziehungsschule zum Siege, und die Nation ist gerettet." — Darum handelt es sich ja in der That, um die Rettung der Nation. Ein undeutscher Geist ist über unser Volk gekommen. Das ist vielleicht außer den vielen anderen Schäden in unserem Volksleben der große Hauptschaden, an dem wir kranken. Es gilt wieder, rechte deutsche Gesinnung, deutsche Kräftigkeit, deutsches Denken, Handeln und Empfinden unter uns zu wecken. Eine einseitige Geistesbildung hat die altdeutschen Vorzüge und Tugenden in den Hintergrund gedrängt. Unsere Jugend sitzt lieber im dunstigen Kneipzimmer, als dass sie draußen in freier Natur, auf dem Turn- und Spielplatz, in Feld und Wald Erholung sucht. Sie ist körperlich schlaff und träge, weil sie durch einseitige Verstandesbildung vielfach geistig müde ist. Darum muss wieder neues, frisches Leben in unsere Jugend hineingebracht werden. Auf der Jugend ruht die Zukunft und die Hoffnung der Nation. Ist die Jugend tüchtig und leistungsfähig, so hat es um das Wohlergehen des Volkes keine Noth. Eine solche Jugend lässt sich aber nur durch rechte Erziehung heranbilden. Also gilt es, sie in die Erziehungsschule zu schicken, sie allein kann willensstarke, charakterfeste Menschen heranbilden. Für sie tritt deshalb der Verfasser vom „Emlohstobba" mit aller Entschiedenheit und idealer Begeisterung ein. Für die Erziehungsschule müsste jeder rechte Jugendbildner, müsste jeder wahre Freund des Volkes begeistert sein. Wo aber solche Begeisterung für den Erzieherberuf nicht vorhanden ist, müsste ein Buch wie das vorliegende imstande sein, sie zu wecken.

Heinrich Kühnheld.

Ein vergessener österreichischer Dichter. Wieviele kennen heute noch den Namen Michael Enk? In den meisten Literaturgeschichten fehlt sein Name; höchstens bei Friedr. Halms Biographie wird seiner als eines Lehrers und Freundes des Dichters gedacht. Seine geistvollen Abhandlungen „Über Bildung und Selbstbildung", „Über die Freundschaft", „Über den Umgang mit uns selbst" ꝛc. sind heute vergessen, und wer liest jetzt noch sein schönes Lehrgedicht: „Die Blumen"?

Wäre dieses Gedicht nicht in unserem, sondern im vorigen Jahrhunderte erschienen, und wäre Enk nicht ein Österreicher, es würde in allen Literaturgeschichten als Muster seiner Gattung angeführt, und mit vollem Rechte.

Enk war ein Benedictiner des Stiftes Melk und hat in einem Anfalle von Schwermuth in der Donau den Tod gesucht. Er war ein eifriger Blumenzüchter und hat seine Lieblinge, die Blumen, in einem aus drei Gesängen bestehenden Lehrgedichte verherrlicht.

In fließenden, nie zur Prosa herabsinkenden Versen lehrt er, welche Erfordernisse an den Platz für einen Garten zu stellen seien, wie der Boden herzurichten sei; der Bau eines Warmhauses, Auswahl des Samens, Begießen, Blumenkrankheiten, die Pflege einzelner Blumen im Frühlinge, Sommer und Herbst ꝛc. werden besungen. Er widmet sein Lied den Mädchen und Jünglingen und jedem:

> Euch, Mädchen! die ihr gern das braune Haar,
> Den weißen Busen gern mit Blumen schmückt;
> Euch, Jünglingen, die gern ihr die Geliebte
> Mit Blumen, von euch selbst gepflanzt, erfreut;
> Und jedem, dessen unbefang'nen Sinn
> Das blüh'nde Wesen der Natur entzückt; —
> Euch sei mein Lied geweiht! Gefällt es euch,
> So windet euer Beifall eine Blume,
> Die nicht am Abend schon verwelkt, dem Dichter
> In seines Lebens blütenlosen Kranz.

Ein schalkhafter Humor würzt oft jene Stellen, die ganz prosaische Dinge behandeln. So klagt er beim Jäten des Unkrautes über unverständige Arbeiter:

> Vor allen schaffen Weiber dir
> Verdruss und Noth. Die plappern bei der Arbeit
> Nur ewig unvernünftiges Gezeug,
> Und hau'n dann mit dem blanken Karsten drein,
> Als sollten Eichenklötz sie aus der Wurzel zieh'n.
> Drum schärfe Vorsicht ihnen ein,
> Und wenn ein Unheil sich begibt,
> Dann spar' die schmäh'nden Worte nicht;
> Schilt tapfer — sie vergessen es sonst gleich —
> Und droh' mit finsterm, stürmischem Gesicht:
> Du jagst sie fort; — doch thu' es nicht,
> Und nimmer müsse eines andern Thräne
> Des Lebens Blüten dir bethau'n.

Nach Art passionierter Blumenzüchter ist der Dichter misstrauisch gegen Besucher seines Gartens:

> Besonders halt' die Weiber scharf im Aug';
> Das trippelt ewig hin und wieder
> Und plappert, kichert, schwätzt und quiekst
> Und muss nach allem gleich die Hände strecken,
> Tritt unvorsichtig in die Beete oder stößt
> Vom Rand der Bühne dir den schönsten Rosenstock.
> Auch betteln sie gleich unverschämt dich an:
> „Du sollst galant sein, einen schönen Strauß
> Verehren, prangende Hortensien
> Und duftende Jonquillen ihnen schenken."
> Sei nicht galant! und kümm're dich
> Um ihre glatten Worte nicht.

Eine Ausnahme ist nur bei der Geliebten zu machen.

Ein Glanzpunkt der Dichtung am Ende des zweiten Gesanges ist die Mythe von Zephyr und Flora, und sinnige Gedanken weiß der Dichter an vielen Orten einzustreuen. Wie schön preist er z. B die Einsamkeit!

Du bist es, Göttin! die dem Menschen unverworren
Des Lebens Bild erblicken läßt, du füllst
Mit sanfter, duldungsvoller Liebe
Zu jedem Wesen seine Brust;
Durch deinen Hauch belebt, ruft laut
Rings die Natur das große Wort ihm zu:
Ein Band der Liebe ist's, das alle Wesen eint!

Von wohlthuender Wärme sind, insbesondere bei einem deutschen Priester, die Worte, mit denen er sein Deutschthum bekennt:

Germanien! Wohl mir, dass mit edlem Stolz ich
Mein Vaterland dich nennen darf
Dich hat zum Liebling sich der Himmel auserseh'n,
Und reich mit Tugenden mit edlen Gaben
Vor deinen Schwestern dich geschmückt.
Mit immer gleicher Milde sieht
Sein Blick auf dich herab. Auf deinen Fluren hat
Auf sein Geheiß der Überfluss
Das volle Segenshorn geleert.
Unübersehbar rauscht in gold'nen Wogen
Um Rebenhügel hier die Saat, blüht dort,
Mit Herden übersä't, die nahrungsreiche Trift.
Pomonens Segen füllt der Thäler Schoß,
Die Wälder köstliches Gewild, die Seen
Der Fische fröhliches Gewühl.
In stiller Größe strömt der Ister
Dem Meer die stolzen Wogen zu.
Erstaunt, auf seinem weiten Lauf
Nur reiche Städte, jubelvolle Dörfer.
Beglückte Völker nur zu schau'n,
Die froh der Früchte sich des eignen Fleißes freuen
Und dankerfüllt die milden Herrscher preisen,
In stolzer Kraft blüh'n deine Jünglinge,
In holder Anmuth deine Frau'n.
2c.

Das Büchlein ist 1822 bei Gerold in Wien erschienen und heute schon eine Seltenheit; es verdiente wohl eine neue Auflage.

Feder und Feile. Poesie und Satire von Leopold Wulff. (Baden-Baden. Constantin Wild.)

Es sind nicht — sagt der Verfasser — moderne Gedichte in dem Sinne „tollgewordener Prosa", auch nicht Weisheit, die so metaphysisch tief ist, so tief, „dass es unten wieder herauskommt", es sind Poesien nach der guten alten Schule. Besser als die „Gedichte" gefallen uns die „Satiren", wovon viele ganz prächtig zünden. Z. B.:

Poesie des Geldsacks.

„Wie ich dich liebe, mein Geldschrank! Ich will dich mit Lorbeer bekränzen.
Sieben Millionen sind voll; jetzt heißt es: Weiter mit Gott!"

* * *

Der neue Anakreon.

Kauft man und trägt statt Perücken einst Lorbeerkränze in Deutschland,
Dann — das schwör' ich dir zu — dann schmückt dich bald so ein Kranz!

* * *

Commercienrath und Kunstmäcen.

„Wie er dein Epos verschlingt! Da siehst du, was ein Mäcen ist."
„„Glaub' mir: er liest so geschwind, — weil sonst die Leihgebür wächst.""

Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Von A. H. Fried. Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Dieses Tagebuch ist ein Versuch, die Seelenqualen, welche der Verurtheilte bis zu seiner Hinrichtung zu erdulden hat, in anschaulicher Weise zu schildern, um hierdurch das menschliche Gefühl gegen die Grausamkeit dieser Strafverhängung aufzulehnen und die öffentliche Meinung für die Aufhebung der Todesstrafe zu beeinflussen. V.

Büchereinlauf.

Spielhagens Problematische Naturen. Illustrierte Ausgabe. Fünfte Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Um der Heimat willen. Novelle von Walther Siegfried. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Die Inclusiven. Romantrilogie von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1898.)

Schriften von Gustav Wenng. (Berlin-Friedrichshagen. E. Teistler & Co. 1898):

Contraste des Lebens und der Liebe. Novellenbuch.

Berg und Bolze. Satirische Charakterkomödie in drei Acten.

Um ein Ideal. Schauspiel in einem Act.

Morituri oder Schauspielerblut. Lustspiel in zwei Akten.

Salamanca. Eine Kärntner Sage. Dichtung von Ferdinand Stechaumer. (Wien. C. Daberkow.)

Franz Reinhardt. Ein Sang aus Schule und Leben von C. F. Janke. (Potsdam. A. Stein. 1898.)

Aus engem Haus. Lieder und Gedichte von Johannette Lein. (Bonn. Karl Georgi.)

Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Von Franz Ilwof. (Graz. „Leykam". 1898.)

Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Sinnsprüchen aus griechischen Dichtern in deutscher Übersetzung von Dr. Josef Murr. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.)

Der Ring der Nibelungen. Geschichtliches über Richard Wagners Tetralogie. Mitgetheilt von Albert Heintz. (Charlottenburg. „Allg. Musikzeitung".)

Geschichte der Wiener Revolution 1848. Von Dr. Maximilian Bach. In dreißig reich illustrierten Heften. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Mit zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen. Vollständig in zwanzig Lieferungen. (München. Jos. Albert. 1898.)

Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrerleben der Jetztzeit. Nach der Wirklichkeit gezeichnet von Wilhelm Schwaner. (Berlin C., Gontardstr. 1. 1897.)

Die Christlichsocialen und ihr Programm. Von T. W. Teifen. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Arzneischatz fürs Haus. Kurzgefasstes Lehr- und Nachschlagebuch über die wichtigsten Arzneimittel, ihre Wirkung und Anwendung in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. A. Ernesti. (Wiesbaden. Lützenkirchen & Bröcking. 1897.)

Phytotherapie. Eine Methode innerer Krankheitsbehandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens mit giftfreien, pflanzlichen Heilmitteln. Von Dr. med. Karl Kahnt. (Berlin. Selbstverlag des Verfassers. Wisnackerstr. 2.)

Führer durch Dresden und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. Fünfzehnte Auflage. (Leipzig. Woerls Reisebücher-Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. S., Graz: Jeder, der in seinem Berufe das Beste, in seinem Wesen das Höchste anstrebt, ist national, insofern er ja damit seiner Nation am besten dient.

W. P., Linz: Den „Ruf an unsere Priester" finden Sie im Februarhefte. Außerdem ist derselbe, wahrscheinlich auf unbedachte Angriffe hin, in zahlreichen Blättern nachgedruckt worden. Ursprünglich hatte der Aufsatz nur den Zweck einer friedlich gehaltenen Erinnerung, dass die Treue zum angestammten Volke mit dem Christenthume und den höchsten Menschheitsidealen sich sehr wohl vereinigen läßt. Die Gegner beliebten, dem Aufsatz eine weitere Bedeutung beizumessen.

W. J. K., Wien: Sie schlagen vor, dass der Staat die Schöpfung eines Kindes zwischen was immer für Personen als Ehe erklären solle, beziehungsweise als eine Zwangsehe, die mindestens ein Jahr lang unlöslich sein müsse. — Diesen schönen Gedanken hat Ihnen aber schon Karl Theodor Schulz-Dresden in der „Kritik" vom 15. November 1897 vorgedacht. Schulz setzt sogar noch bei, dass ein Ehebruch wenigstens für ein Jahr die Monogamie durchbrechen und die Doppelehe zur Folge haben müsse. Ein Ehemann, der sich gelegentlich „irrt", hätte auf ein ganzes Jahr lang zwei, gelegentlich auch mehr legitime Frauen. — Denken Sie nach darüber.

M. J., Graz: Bewusstes Abschiedsduett (Worte zu einer Absenger'schen Alpenweise) lautet:

Ih wer' dein bleibn;
Wirst du mein bleibn,
Wann { du fortkimmst / ih fortkimm } ga so fern?
Wann sich's Jahr draht,
Frembder Wind waht,
Wird dein Treu nit windi wer'n? —
Mag sih d' Welt drah'n,
Dr Wind wahn
Van Berg her,
Van Möör her!
Er tragg nur
Die Post zua,
Dass mir anand gher'n.

* Die kleine deutsche Alpengemeinde St. Felix-Florutz oberhalb Pergine in Welsch-Tirol hat vor kurzem ein nettes Kirchlein gebaut und möchte in den schlanken, weithinleuchtenden Thurm nun auch eine Glocke haben, dass sie Freud und Leid so recht hinausläuten könnte in die herrliche Gotteswelt. Der Herr Curat von Florutz wendet sich an den „Heimgarten" um Vermittlung eines milden Beitrages zur neuen Glocke, die die braven, aber blutarmen Florutziner sich zum Kaiserjubiläum stiften wollen. Vielleicht finden sich warmherzige Heimgartenleser, die manch überschüssiges Güldlein im Sacke haben, das sie springen und klingen lassen möchten. Auf dem Bergkirchthurm im schönen Tirolerlande wäre kein übler Platz dafür, und dem Curaten Herrn Alois Gadler zu St. Felix-Florutz geschähe auch eine Freude damit. Er würde dann gewiss mit zuversichtlicherem Eifer seine deutsche Berggemeinde hüten im welschen Lande. Ich denke, lieber Leser, wir machen ein Scherflein. — Es kann direct oder durch den „Heimgarten" geschickt werden. R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

9. Heft. Juni 1898. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am siebenunddreißigsten Sonntag.

An diesem Briefe schreibe ich schon seit Wochen. Du willst ja, dass ich Dir alles genau erzähle. Wie kann man das nur, wenn so vielerlei auf einmal vorfällt und wenn es soviel anderes zu denken und zu thun gibt, als eine Geschichte aufzuschreiben, die sich freilich immer wiederholt auf der Welt, die aber dem, der sie gerade erleben muss, furchtbar neu und verwunderlich ist.

Beim Valentin blieb ich stehen, er aber nicht bei mir. Da bin ich ihm so lange nachgegangen, bis er mir in der Strohschaubkammer nicht mehr entschlüpfen konnte. Er kauerte auf dem Schaub und presste sein Gesicht ins Stroh.

„Valentin“, rede ich ihn an. „Zu deinem Hause stehe ich so, dass auch zwischen dir und mir Vertrauen sein darf. Gestehe mir's ganz offen, du bist desertiert!“

Es leugnete es nicht ab und gestand es nicht ein.

„Hab' ihn eh gebeten, den Hauptmann, um Urlaub auf vier Tag, wie die Nachricht gekommen ist. Wenn jeder Urlaub hätt', wo zu Haus

eins von der Sippe stirbt, hat er Antwort gethan, alsdann hätten wir das halbe Regiment bei den Klageweibern. Nichts da!"

„Und dann bist du heimlich davon?"

„Ich gehe ja morgen, wenn's vorbei ist, gleich wieder zurück."

„Valentin", sage ich, „den Vater hast du noch einmal gesehen. Wir werden ihn gut betten. Geh lieber sogleich."

Den Kopf hat er geschüttelt: Sogleich, das wolle er nicht.

Der Unglücksmensch ist geblieben, aber keiner von allen, die dem Todtenbegängnisse beigewohnt, hat's glaube ich geahnt, dass ein Deserteur danebenstand, als sie den starren Adam vom Laden hoben und auf die knisternden Hobelspäne in die Truhe legten. Während die Leute noch an den Tischen saßen und unter gedämpftem Geplauder das Todtenmahl verzehrten, nagelte der Zimmermann den Deckel auf. Verdammt, war das eine Musik, dieses Hämmern auf den Sarg! Die Hausmutter hatte alle Thüren und Fenster zugemacht, dass die Barbel in ihrer Kammer den Schall nicht sollte hören können.

Dann haben sie den Schrein hinausgetragen und niedergestellt auf der Thürschwelle, haben das Lied gesungen, in welchem der Scheidende Abschied nimmt von Weib und Kind, von Haus und Hof. In dem Augenblicke hub in der Scheune, die gegenüber der Kammer des Mädels steht, die Kornwindmühle an zu klappern, heftig und schmetternd. Die Leute schauten mit Entrüstung auf. Der Kulmbock war über diese Störung der Andacht sehr empört, aber ich muss Dir mit Freuden mittheilen von einem erweckten Menschen. Von dem Spitzelbuben habe ich Dir noch nichts Gutes berichten können. Der hatte bei jenem Osterfeuer den Rocherl in die Glut bringen wollen und ist auch sonst ein boshafter Range. Und jetzt war es dieser Bub, der die Windmühle trieb und Späne hineingesteckt hatte, damit sie doch recht mächtig klappern solle. Angestiftet soll ihn die Marenzel haben: „Ich habe den Kulmbock schon gebeten, er möcht' das harte Lied sein lassen vor der Thür. Er thut's nit, der Dickschädel. Jetzt geh, Bub', und lass die Windmühl bredeln, dass alles schnalzt, damit die Kranke in der Kammer das Lied nit kann hören." — Der Todtengebrauch war gestört, aber der Barbel war der herzbrecherische Abschiedsgesang erspart geblieben. Mich freut jetzt dieser Spitzelbub mehr, als alle sinnigen Todtensitten zusammen.

Wer da halbwild wie ein Verbannter ums Haus schlich, sich dazugehörig fühlte und doch nicht dazugehen durfte, das war Guido Winter. Außer dem unversöhnlichen Rocherl sagte es ihm keiner, dass er allein die Schuld an diesen Ereignissen sei, er selbst sagte es sich aber ununterbrochen, erbarmungslos. Nun wollte die Barbel wissen, wo der Guido sei, er solle zu ihr hineinkommen. Und dieses wunderbare Wesen — während sie den Vater davon trugen, während sie in demselben

Sarge ihre Jugend, ihre Unschuld, ihr zartes Glück davontrugen, hat sie ihm mit lieben, sanften Worten Muth und Trost zugesprochen. Wenn man in diesen Schickungen sagen könne, jemand sei Schuld, so sei es sie. Sie habe es nicht vermocht, ihn zu verleugnen, wie lieb sie ihn hätte. Es sei ihr vorgekommen: Alles, alles für diesen liebsten Mann! Und wenn sie der Herrgott nun beim Wort genommen, so könne Guido nichts dafür. Und er werde sie wohl nicht verlassen in der harten Zeit, und wenn er so wäre, wie man es manchmal von anderen höre, dann erst müsste man verzagen. Das größte Leid hätten sie nun wohl überwunden, ein so großes komme nicht mehr, und wenn's auch in Armuth und Kümmernis müsse sein, alles sei ihr recht, nur ein wenig liebhaben will sie ihn dürfen.

So hat sie zu ihm gesprochen, und gebrüllt hat der Lehrer vor Rührung, wie er es mir nachher erzählt. Und mitten in diesen heiligen Dingen fällt es mir ein, ganz abscheulich profan: jetzt, wenn sie nur schon da wären, die zwanzigtausend Kronen! Jetzt wollte ich einmal Goldonkel spielen, dass schon all des Teufels wäre!

Freund, es war Dir ein wahres sursum corda! Ein wahres, urplötzliches Herzerheben in diesen Tagen der Trauer.

Nun also haben wir sechs Männer ihn hinabgetragen über den steinigen Weg. Mit Riemen war die Truhe auf den Tragschragen festgebunden, und doch wollte sie rutschend werden, weil der Schragen so schief getragen werden musste, den steilen Hang hinab. Hinter diesem Sarge ist ein junger Bursche gegangen, mit rothen Bändern am Hut und am Arm, ganz hochzeitlich angethan. Der hat vor sich auf den Armen, wie man ein Kind trägt, das winzige Trühlein getragen, das mit schneeweißer Leinwand verhüllt war. Den Rocherl hatten sie anfangs auserlesen, dieses sonderbare Schatzkästlein auf den Kirchhof zu tragen, der aber hat über diese Zumuthung einen grauenhaften Schrei gethan und ist in den Wald gelaufen, so dass wir ihn beim Begräbnisse gar nicht gesehen haben. Hinter dem hochzeitlichen Burschen siffelte die alte Marenzel drein, in der einen dürren Hand den Stock, in der anderen die Stallaterne. In der Laterne Scheiben spiegelte sich so scharf die Morgensonne, dass das Kerzenlicht in ihr erst wieder sichtbar ward in der schattigen Hohlschlucht. Und dann folgten die vielen Beter und Beterinnen, von jedem Hause mindestens eins, im ganzen Almgai. Die Hausmutter in ihrem dunkelblauen Gewande, der Valentin in seinem Soldatenmantel, und der kleine Franzel in seinem grünverbrämten Steirerröcklein, waren mitten drinnen und thaten wie alle andern. Weil die Trauer eine allgemeine geworden, so trugen sie scheinbar nicht schwerer, als die übrigen. Der Kulmbock soll sonst bei derlei Vorbeter gewesen sein, jetzt als Abgeordneter und Ordner hatte er mehr ans Reden zu denken, als ans Beten. So hat

der Schneider Setznagel einspringen müssen mit seinem singenden Stimmlein. Ganz hinten am Zug trippelten zwei alte Einlegerleutchen nach. Sie kommen stets herfür, wenn es wo ein Todtenschmäuslein gibt und haben sicher schon mehr Leute zu Grabe geleitet, als ihrer noch lebendig umsteigen auf diesen steinigen Bergen. Und zu allerhinterst lief einer nach, den sie wiederholt zurückjagten und der immer wieder nachkam, um seinem Hausvater das letzte Geleite zu geben. Unser Haushund. Als er jedoch endgiltig merkte, dass seine Theilnahme durchaus nicht beliebt ward, schlich er mit eingezogenem Schweife zurück zum Adamshaus, stand dort vor der stillgewordenen Thür und weinte laut.

Eine alte Nachbarin war daheim geblieben bei der Barbel und soll ihr aus einem Gebetbuche den „Kreuzweg unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi" vorgesprochen haben. Ob das Herz des armen Mädels bei diesem Kreuzwege war, oder seinen eigenen gieng? —

Als wir in die Kirche kamen, vor deren Thor die Leiche abgesetzt worden war, lagen auf dem Altare schon die grinsenden Todtenschädel, wer weiß, ob es nicht gerade die Voreltern des Adam waren, die jetzt Ehrenwache hielten bei dem Traueramte. Die Bänke waren voll Beter, wovon jeder ein Kerzenlicht vor sich stehen hatte. Der Valentin stand ganz hinten im dunklen Thurmgewölbe und schaute auf das Kirchenthor hin, so oft es aufgieng.

Nach dem Amte haben wir den Adam an sein Grab getragen. Als wir ihn an zwei langen Riemen hinabrollen ließen, so dass der Sarg an der knolligen Erdwand ein wenig dröhnte, da habe ich wohl doch horchen müssen, ob denn niemand aufschluchzt. Die Glocken waren hell geworden, der Geistliche betete sein Requiem, und der Knabe schwang das Rauchfass, dass die blauen Wölklein aufstiegen in den Flieder des Raines. Die Hausmutter ist dagestanden bewegungslos wie eine Säule und hat unverwandt zum Christuskreuze hingeschaut. — Der Lehrer, so muss ich denken, wenn er nur jetzt bei ihr ist. . . .

Dann lehne ich die Leiter ins Grab und steige hinein, um den Sarg zurecht zu rücken, daß mein Adam recht gut rasten kann. Hernach hebt der hochzeitliche Bursche sein Trühlein herab, und wie ich das anfassen will, um es neben den Sarg des Vaters zu betten, unterbricht der Curat sein Gebet und fragt: „Es hat wohl die Taufe empfangen?"

„Mein Gott, freilich", berichtete die Marenzel.

„Natürlich, als es noch lebendig war?"

„Hochwürden Herr, lebendig ist es gar nie gewesen. Heißt das, es ist schon so auf die Welt gekommen."

„Dann gehört es nicht hierher", sagte der Curat, und sein sonst gutmüthiges Gesicht nahm einen peinlichen Ausdruck an. „Draußen vor der Hecke ist ja der Anger. Ich will es gerne segnen, nur solltet ihr

wissen, dass die Erbsünde, die nicht durch die heilige Taufe gelöscht ist, in geweihter Erde nichts zu suchen hat. Und in diesem Falle schon gar nicht, leider Gottes!"

Als die Leute verstanden, der Curat wolle das kleine Kindlein ausweisen, erhob sich ein Aufruhr. Der Lehrer, der beim ganzen Begräbnisse nicht zu sehen gewesen, jetzt war er auf einmal da. Dem Burschen nahm er das Trühlein aus der Hand und sagte ziemlich laut: „Es ist mein. Ich will es im Garten begraben und darüber eine Tafel setzen: Hier ruht eine Erbsünde, die nicht durch Christi Blut erlöst worden ist."

Na Du, da ist's mir merkwürdig kalt über den Rücken gelaufen, wie er das gesagt hat. Die Leute halten ihren Athem ein. Was wird jetzt wohl geschehen? — Der Curat schaut wehmüthig drein, schüttelt den Kopf und sagt dann zum Burschen: „Thue es hinab."

Und nichts weiter.

Wir haben es zu Füßen des Großvaters gestellt und dann Erdsegen darauf geworfen mit der Schaufel.

Wie das vorbei ist, drängt sich zwischen den Leuten, mit den Ellbogen sachte eine Gasse bohrend, der Gleimerbauer mit seinem Weibe hervor, sie stellen sich ans Grab und heben an zu singen. Er mit rauh röchelnder Stimme, sie mit grellem Discant, in der Melodie gleichmäßig beide steigend und fallend, als ob es eine einzige Stimme wäre, aber getheilt in einen dicken Strick und einen dünnen Faden. Stadtleute, wenn ihrer dagewesen wären, würden sich die Zunge wundgebissen, oder ganz ungezogen aufgebrüllt haben. Mir ist nicht ums Lachen gewesen, dieses schlechte Singen voller Gläubigkeit und Innigkeit ist mir nicht bloß durch Mark und Bein, ist mir auch ins Herz gegangen. Besonders als schließlich die ganze Gemeinde mit einstimmte zu einem feierlichen Trauerchore. Die Melodie, ein getragenes Moll, so war mir, musste ich schon gehört haben in längst vergangenen Tagen, vielleicht zur Zeit der Nibelungen, vielleicht bei einem Odinsfeste unter germanischen Eichen. Den Text hatte seither das Christenthum dazugegeben und die Weichmuth der neue Mensch. Die Worte kann ich mittheilen, aber sie haben keine Seele, wenn diese Töne des zum Himmel gehobenen Weinens, des heldenhaften Hoffens fehlen.

Am Grabe meines Adam haben sie seiner Seele also nachgesungen:

„Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott,
Der dich aus nichts gestaltet,
Der dich erlöst durch seinen Tod,
Den Himmel offen haltet.
Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben,
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes bessere Leben." —

Und zum Abschiede:

„Wenn durch des letzten Tagesflamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So bitte Gott, daſs wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

Kannst Du Dir vorstellen, daſs diese Menschen, die unsere Zeitgenossen des fin de siècle sind, fest an die Auferstehung von den Todten glauben? Was sage ich, glauben! Überzeugt sind sie davon. Durchaus selbstverständlich ist es ihnen, so sicher und natürlich, wie daſs auf die Nacht der Tag folgt. So über alles Wort sicher ist es ihnen, daſs die Todten, die sie auf ihrem Friedhofe bestatten, und sie selbst mit ihnen, am jüngsten Tage, von der Engel Posaunenruf geweckt, auferstehen werden. Auferstehen mit ihrem irdischen Leibe und in dem Gewande, mit dem sie ins Grab gelegt worden; aus der Erde hervorsteigen, lebendig, die alte Seele mit dem alten, verjüngten Körper vereint zum ewigen Leben. — Und sie, die das alles so wissen, sind es doch selber, die nach so und so viel Jahren die alten Gräber öffnen, die Gebeine zerstreuen, der Natur unmittelbar zuschauen bei ihrem gründlichen Zerstören, Umwandeln und Erneuern. — Sie nehmen zu den bekannten Naturkräften nur noch die Allmacht, und sind im Reinen.

Ist das nicht schauerlich groß? Hat die Phantasie, geschweige die Vernunft, für unser lebensdurstiges Herz je etwas ähnlich Aufrichtendes geschaffen? — Darum hörst Du sie auch nicht in Verzweiflung schreien an ihren dunklen Gräbern, siehst sie nicht unter der Überwucht des Schmerzes ohnmächtig zusammensinken, die Hinterbliebenen. Nach einer kleinen Weile ist ja das Wiedersehen, das bessere Leben da. — „Vom Baume kam der Tod, vom Kreuze das Leben." Dieser Spruch steht über dem Eingange des Kirchhofes zu Hoisendorf. —

Übrigens hatte ich nicht lange Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Schon während des Schaufelns fiel mir auf, daſs zwischen den Hecken des Kirchhofszaunes etwas funkelte. Ein ganz unheimliches Funkeln. Mein Valentin steht unter dem Flieder und schaut hinab in die Grube, die sich über dem weißen Sarge immer mehr mit Erde füllt.

Nach der Bestattung stieg der Kulmbock auf einen Betschemel, erhob die Stimme und hielt folgende Anrede:

„Dieweil wir jetzo unsern christlichen Mitbruder zur Erden gebracht haben, sage ich im Namen seiner Hinterbliebenen allen Anwesenden ein Vergeltsgott, daſs sie mitgegangen sind und für die arme Seele gebetet haben. Und wer Lust hat, laſst die Familie sagen, der sollt' sich jetzo zum Kirchenwirt begeben auf ein einfaches Todtenmahl, auf daſs die Trauer in Freude verwandelt werde. Gelobt sei Jesus Christus."

„Reden kann er!“ nickten sich die Leute zu. „Gut kann er reden. Und heut schon gar, dass er so viel schön geredt hat.“ Es war aber auch ein wunderschöner Stoff!

Ich habe von den Freuden, in welche die Trauer verwandelt werden sollte, nicht viel wahrgenommen. Wie die Leute sich jetzt verlaufen, treten zum Kirchhofsthore rasch zwei Gendarmen herein. Der Valentin sieht sie, stößt einen heiseren Schrei aus, will nach rechts, will nach links davon, thut's aber nicht, sondern springt hinab in das noch halb offene Grab. Tiefer möchte er sich hinein wühlen mit beiden Händen in die lockere Erde, um den Häschern zu entkommen, die ihn in die Kaserne schleppen wollen, ins Stockhaus und wer weiß zu was noch Schlimmerem. Zusammengekauert in der Grube rang er die Hände zu uns herauf: „Erde, Erde auf mich, dass sie mich nit finden!“ — Aber sie standen schon da und begrenzten den Grabrand mit ihren Bajonetten. Der Lehrer und ich haben keine geringe Mühe gehabt, den wahnwitzigen Burschen aus dem Grabe heraufzukriegen. Einer der Gendarmen machte eine schrecklich wilde Miene und rief: „Na, wird's? Vorwärts jetzt, marsch!“ Aber der barsche Ton dieses Commandos misslang, er fiel zu unsicher, zu biegsam aus, so dass der Mann sich weiter keine Mühe gab, sondern gutmüthig beisetzte: „Seien Sie nicht kindisch, Weiler!“

Er hat sich dann ohne weiteres ergeben. Seine Mutter, seine Brüder sind starr dagestanden vor Schreck.

Sage ich zu den Gendarmen: „Die Herren werden doch etwas Mittag halten wollen, im Wirtshaus?“

Dess waren sie einverstanden.

Während die Leute das Todtenmahl, Brot und Apfelwein, sich munden ließen, wobei die einen in eine rührselige, die anderen in eine übermüthige Stimmung geriethen, saßen die Landwächter in der Nebenstube am wohlbesetzten Tisch, und der Valentin mit den kreuzweise geschlossenen Armen lehnte daneben in der Wandecke und starrte stumpf vor sich hin. Wir hofften insgeheim noch etwas vom Weine, der in einer Maßflasche vor die ausübende Nemesis gestellt wurde, doch diese verhielt sich sehr gemessen und schnob bisweilen nur so in den Schnurrbart. Der Kulmbock, der Lehrer und ich waren dieweilen nicht müßig. Im Schulhause setzten wir eine Art von Protokoll und Bittschrift auf, mit dem Hauptgutachten, der Valentin Weiler habe nach allem Ermessen nicht die Absicht gehabt zu desertieren, nur die Kindesliebe habe ihm einen Streich gespielt, und habe er mehreren Personen die bestimmte Absicht geäußert, nach dem Leichenbegängnisse des Vaters sofort wieder einzurücken. Die schwergeprüfte Familie, sowie die ganze Gemeinde bitte um die Gnade, dass ihm der unbedachte Schritt nachgesehen werden möchte. — Diese Einschläge des Kulmbock waren nicht so übel, obschon

ich in der Diction gerne eine militärischere Form gehabt hätte. Zuletzt kamen wir darin überein, dass der Valentin, in die Kaserne gekommen, schnurgerade und stramm vor seinen Obern hintreten und gehorsam um seine Strafe bitten solle.

Dann nach dem Mahle, als sie aufstanden und ihn wie einen gebändigten Missethäter davonführen wollten, brach das Mutterherz los. Aber nicht in weibischen Klagen, die gehen meiner Hausmutter nicht von statten, vielmehr in einem zornigen Aufbäumen gegen die „höllische Art, ein armes gutes Kind vom Vatersgrab hinwegzutreiben wie einen Dieb und Brandstifter. Und wenn der Soldat nicht einmal mehr so viel Mensch sein dürfe, dass er die Eltern heimsucht in der Todesstund', nachher sei es nicht der Mühe wert, dass der Mensch ein Heimatland habe, nachher solle gleich der Russe kommen und alles miteinander in die Luft sprengen!"

Scharf hat sie gesprochen, meine Hausmutter, und geschadet hat's nichts. Sprach einer der Gendarmen leise zum andern: „Mir scheint, seine Handeisen thun der Alten so weh. Ich glaube wirklich, wir könnten ihm die Hände frei geben."

Und der andere: „Wenn du's wagen willst? Ich halte mich an die Ordonnanz."

„Dann ich auch."

„Ihr Herren", sage ich zu ihnen, „eine Wette, ihr habt auch Vater und Mutter gehabt." — Menschlich sind sie zwar mit ihm umgegangen, aber entfesselt haben sie ihn nicht. Als der Valentin so, in gebundener Marschroute, an einer Gruppe von Bauernburschen vorüberkam, die betroffen dastanden, rief er hell aus: „Lebt wohl! Für mich ist die Kugel schon gegossen! Juchuchu!"

Das hat die Mutter stumm gemacht. Dieses Jauchzen hat sie stumm gemacht. Stumm und todtenblass.

Von den Landwächtern und ihrem Gefangenen ist bald nichts mehr zu sehen gewesen, als das letzte Funkeln der Spieße zwischen den Bäumen her, die am Hohlwege stehen.

Nachschrift. Es wird gut sein, Freund, wenn Du diese meine Briefe der letzten Monate niemandem zeigst. Falls ich noch einmal zurückkehre in die gebildete Welt, würden sie mich dort unmöglich machen. Diese Parteilichkeit für Arbeit und arme Leute! Diese Lobpreisung des Gottesglaubens! Diese Voranstellung des Menschen auf Kosten des Soldaten. — Es ist unglaublich, wie schnell man verbauert!

* * *

Am achtunddreißigsten Sonntage.

Im Adamshause geht es, als ob es nie anders gegangen wäre. Und wie anders war es noch vor wenigen Wochen! Schon dazumal glaubten wir schwer zu tragen, und war doch eine wahre Glückszeit, im Vergleich zu heute. Prächtig stand das Korn auf den Feldern, die Barbel pflegte in seliger Erwartung den Hausgarten, der Vater arbeitete arglos auf der Wiese, der Valentin wollte auf Urlaub kommen und der Rocherl gieng noch im Hofe herum. Heute ist das Korn und der Adam tief in die Erde geschlagen. Die Barbel liegt in der Kammer, der Valentin sitzt im Stockhaus. Der Rocherl ist fort.

Und wenn nun Tage kämen, im Vergleich zu denen diese Gegenwart noch eine Glückszeit wäre! Was mag der harte Herrgott noch alles in seinem Zeughause haben! Die Hausmutter zeigt diesem Herrgott manchmal die Zähne, dann kniet sich doch wieder demüthig hin und betet: Dein Wille geschehe!

Der Rocherl ist in Verlust gerathen. Seit dem Begräbnistage, als man ihm zugemuthet, jenes Trühlein zu tragen, ist er nicht mehr gesehen worden im Almgai. Nichts hat er mitgenommen, als was er am Leibe trug und die alte Flinte. Bei den Almhütten oben soll er einmal gewahrt worden sein und später in einer Kohlenbrennerhöhle ganz hinten im Waldthale. Der Jäger Konrad, heißt es, spähe ihm nach. Natürlich, wenn er die Flinte mit hat! Der Rocherl soll aber gesagt haben, er wisse sich andere Böcke, die den Jäger nichts angiengen! — Man weiß nicht, wie solche Reden zu verstehen sind. O Gott, wenn man's nur nicht wüsste! Es müssen ihm rein die Sinne verwirrt worden sein. Der Barbel wegen. Man sollte ihn nicht aus den Augen lassen! meint der Konrad.

„Willst du damit was sagen, Jäger?"

Der zuckt die Achseln. Nicht aus den Augen lassen! dagegen hat der Junge gründlich gesorgt.

Die Hausmutter und ich arbeiten auf dem Kartoffelfeld vom Morgen bis zum Abend. Ganz allein sind wir bei diesem Ernten und hoffen vor dem ersten Schnee leider leicht fertig zu werden. Das Kartoffelgraben ist eine der wenigen Arbeiten, die ich nicht erst mühsam lernen musste. Oder ist jetzt keine Zeit mehr zu lernen? Die wenigen Knollen, die ich anfangs mit der Haue angehackt, haben mir so wehe gethan, als wären es meine bluteigenen Zehen gewesen. Am Abend laden wir die Säcke auf den Schubkarren und ziehen sie gemeinsam in den Hof. Dabei schweigen wir neben einander her. Mich verlangt's manchmal zu sprechen über das, was uns widerfahren ist, sie thut nicht mit. Von den Kartoffeln spricht sie, und von dem Herbstklee, von den Maulwürfen — und kein Wort von dem Jammer, der so schwer auf uns lastet. Am tiefsten scheint ihr das mit dem Rocherl zu gehen, denn einmal, mitten im Graben, hat sie aufgeschrien: „Den Haustiel, sollt'

man abschlagen über seinem Buckel! So blitzdumm! So sumpflackenschlecht! Durchgehen! Ein solches Elend und durchgehen!“

„Ich will am nächsten Sonntag wieder suchen gehen!“

Auf dieses mein Wort ruft sie aus: „Fremde Leut müssen einem helfen! Dass einem die eigenen Kinder so viel Kummer mögen anthun! Alle! Eins, wie alle! Schad', dass der Franzel nit auch schon groß ist. Bin begierig, was der wird anstellen!“ — Dabei lacht sie grell auf. — Ja, Freund Alfred, lustig ist's bei uns! — Der Lehrer läßt sich auch wieder nicht sehen.

So kann's aber nicht fortgehen. Ich zermartere mir den Kopf, was jetzt zu machen ist. — Fromme Leute lehrt die Noth beten, mich lehrt sie rechnen. Da habe ich vor einigen Tagen einem bekannten Advocaten in die Stadt geschrieben, ihm den Sachverhalt meiner Wette mitgetheilt und ihn gefragt, was zu thun ist, um der Sache auch ganz sicher zu sein. Die großartig poetischen Anwandlungen sind in dieser heißen Zeit gründlich versengt worden. Nein, auf mein Geld verzichte ich nicht. Es gibt zu gute Verwendung dafür. Alles kann man mit Geld freilich nicht machen, besonders wenn man keins hat. Hat man's und versteht man's, dann ist es wohl doch ein Zauber! Und dann soll auf dem Adamshause der richtige Tyrann herrschen! Die zwei Leute müssen heiraten, der Rocherl muss heim, der Franzel muss an den Pflug, und den Soldaten müssen wir auch ledig kriegen. Mit Geld geht alles, und warum soll nicht auch ich meine noblen Passionen haben! Wenn der Baron Wieselwang jährlich seine zwanzigtausend Kronen für Jagdvergnügen ausgibt, so kann der Trautentorffer, dessen Vorfahren wahrscheinlich zur Zeit der Hohenstaufen Wegelagerer gewesen, auch etwas auf ein Amusement setzen. Mir macht's gerade einmal Spaß, diese Adamsleute wieder auf die Füße zu stellen. Ich will just einmal einen alten Bauernhof aufstiften, zur Zeit, wo es Mode ist, die Bauernhöfe abzustiften. Ist's ein Unsinn, so sehe ich nicht ein, weshalb gerade ich mit meinem Gelde keinen Unsinn machen soll. Ich kannte einmal einen feinen Herrn, der zwei viertel Millionen darauf verwendet hat, sich und seine Familie zugrunde zu richten mit Spiel und Sport und Weibern. So kostspielig sind meine Passionen nicht. Freilich auch nicht so nobel.

Nun, einstweilen heißt es mit der Hände Arbeit wacker nachhelfen. Und da glaube ich gestern kein schlechtes Stück geleistet zu haben. Nicht beim Kartoffelgraben. Ein besseres. Ich erzähle Dir.

Kam da ein fremdes Männlein ins Haus, halb Bauer, halb Herr und halb etwas anderes. Eine spottschlechte Figur mit Höcker, krummen Beinen und einer Glatze von vorn bis hinten. Sonst anmuthig. Zuthunliches Rundgesicht, gut rasiert, voller Theilnahme über und über, wegen der so schweren Unglücksfälle, die das Haus getroffen. Wohl auch er

hätte ein ungeheuer schlechtes Jahr gehabt. Dem Bauer wäre wenigstens der Erdboden geblieben, auf dem wieder etwas wachsen könne. Ihm habe das böse Wetter, das die Feldfrüchte erschlug, alles erschlagen. Und deswegen werde die christliche Adamshauserin ein Einsehen haben und ihm von dem blutigen Angelde, das er für das Getreide gegeben, wenigstens einen Theil wieder zurückerstatten. Es müsse ja nicht gleich sein, aus Nächstenliebe wolle er zuwarten, ja er sei — weil ein Mensch den andern nicht verlassen dürfe — bereit, ein Übriges zu thun. Sollte Sie, die gute Adamshauserin, jetzt etwa in Geldnöthen sein? Nach solchen Unglücksfällen wäre es ja wohl möglich. Zwei, dreihundert Gulden? Sie dürfe es nur sagen. Ohne Zinsen! Und mit dem Zurückzahlen werde er sie nicht drängen, das sei nicht seine Sache, aus dem Unglücke anderer Vortheil zu ziehen. Sollte es ihr binnen fünf Jahren nicht leicht werden, das Geld zurückzugeben, so würde er gerne eine andere Deckung annehmen, etwa das Wäldchen unten am Rain bis zum Felswändel hin — und erbitte sich hierüber bloß eine Unterschrift — der Ordnung halber. Das Angeld fürs Getreide wolle er dann auch durchgehen lassen, in Gottesnamen.

Ich konnte kaum erwarten, bis der Schelm ausgeredet hatte. Nun trete ich vor! „Liebwerter Herr! Was der Wald vom Rain hinüber bis zum Felswändel ausmacht, das wären auf Ihr gütiges Anerbieten in fünf Jahren zu dem Capital etwa zweihundert Percente Zinsen.“

„Sind Sie Hausherr?“ fragt er mich süßlich.

„Nein, bloß Hausknecht!“ sage ich, packe ihn am Arm, führe ihn zur Thür hinaus, weit über den Anger hinab bis zum Bretterzaun und werfe ihn darüber hinweg.

Nach diesem Tagewerk habe ich meinen Samstagfeierabend gemacht und mir die Nachtmahlsuppe schmecken lassen. Verdient, glaube ich, war sie diesmal. —

Und jetzt eine andere Idylle. Kam vor etlichen Tagen ein Holzarbeiter aus den Waldgräben zu uns ins Haus gesprungen und er wolle einen Brantwein haben! — Die Hausmutter erkennt ihn als den Toifel, einen halb blöden, berüchtigten Gewaltmenschen, und antwortet ganz gütig: „Lichtenberger, wie er vom Brunnenrohr herausrinnt, oder eine Schüssel Milch, anderen Trunk gibt es halt nicht bei uns.“

„Ich muss Brantwein haben!“ knurrt er, kauert sich in den Wandwinkel und schnaubt wie ein Eber. Wir kennen uns nicht aus, hat ihn aber keins gefragt, was ihm ist. Seine Augen waren gerade wie zwei schiefe Hacken, mit denen er uns anscheinend am liebsten zerrissen hätte. Bald darauf kommt der Knecht vom Gleimer und ob wir die Neuigkeit schon wüssten? Der alte Einleger Michel wäre erstochen!

„Er liegt in der Todtenkammer.“

„Lügen thust!“ schreit der Toifel von seinem Winkel her. „Gestochen hab' ich, aber nit grob.“

„Er liegt in der Todtenkammer!“ wiederholt der Gleimerknecht.

Darauf hebt der Toifel an zu brüllen wie ein Stier. Dann kniet er vor mir nieder: „Bitt' dich gar schön, mein Adam, wenn du mir schon keinen Brantwein gibst, so thu' mich halt binden und stell' mich zum Gericht. Jesses, Jesses, jetzt hab' ich den alten Michel umgebracht!“

Aber warum? Warum? Mensch, warum?

Das weiß er nicht. Am Hüttbauernhaus sei er vorübergegangen, seine Holzknechtkraxe auf dem Buckel. Da sei ihm jäh der alte Einleger im Weg gestanden. Steh' auf die Seiten, Michel! habe er ihm zugerufen. Der Alte hätte sich nicht gerührt, hätte trutzig gesagt: „Steh' du auf die Seiten! Darauf habe ihn der Toifel noch einmal gefragt: Wird's? Und der Michel habe gesagt: Na. — Ist gut, so räum' ich mir selber den Weg! darauf der Toifel und stößt dem Alten das Messer in den Leib. Au! lacht der Michel, so viel kitzeln thust mich! kauert sich zusammen, fällt um und ist todt. — Auch der Knecht hat es so bestätigt.

Noch in derselbigen Nacht haben wir das Ungeheuer nach Ruppertstein geführt zum Gericht. Als wir in Hoisendorf an der Todtenkammer vorbeikommen, wo am Fenster ein Lichtlein flimmert, sagt der Gleimerknecht zum Toifel: „Willst hineinschauen beim Fenster, was der Michel macht?“ Der Toifel hastet weiter. Nur einmal, bei der Hohen Brücke unten steht er still, thut einen Seufzer und sagt zu uns: „Die Herren draußen werden Umständ' machen. Lasst's mich hinab da ins Wasser.“

Auf dem Heimweg haben wir den Todten angesehen. Sein Weib, nun schon gar ein altes Mütterlein, ist emsig beschäftigt, mit einem Waschlappen die Blutkrusten von der Brust zu waschen, von der schneeweißen Brust. So gleichgiltig, als ob sie ein Kleidungsstück reinigte für den Sonntag. An der linken Seite die klaffende Wunde, wie absichtlich ins Herz gezielt. — „Ungeschickt, ungeschickt Kind!“ sagt die Alte vor sich hin, „noch ein rechtes Glück, dass nicht mehr geschehen ist!“

„Was meint sie denn?“ frage ich den Gleimerknecht. Der hat mir Folgendes gesagt. Die Alte hätte in frühen Jahren einen Sohn verloren und sich immer eingebildet, er wäre noch am Leben und würde eines Tages wieder kommen. Und jetzt hielte sie den Toifel aus den Wäldern für ihren Sohn, der herfürgegangen sei, um den Vater zu herzen. Zu herzen! —

So ist sie irrsinnig geworden, die arme Alte. Und wohlgemuth geblieben.

Verstehst Du solche Sachen, Philosoph? Ich nicht. Es müsste denn sein, dass wir Adamshauser heute in diesem Ereignisse ein Gegenbild sehen sollen. Ein größeres Unglück — und doch wohlgemuth.

Wie mir um den Rocherl bange ist, das kann ich Dir nicht sagen.

* * *

Am neunundbreißigsten Sonntage.

Die Tage gleiten träge dahin in ihrem Geleise. In dieser Woche hat der Schneider Setznagel mit seinem Lehrling im Hause gearbeitet. Doch ist eigentlich niemand vorhanden, dem der Meister was anmessen könnte. Der Franzel ist noch da, der sein Wintergewand bekommt.

Meine Leute haben den selbstgemachten Schafwollloden verkaufen und Baumwollzeug dafür kaufen wollen, erstens weil das letztere billiger ist und als „Stadtgewandel" besser passt, falls der Knabe in die Studie kommt. Mein Rath hingegen war: Ein Bauernbübel und ein Lodenjöppel!

„Wirst recht haben, Hansel", sagte drauf die Hausmutter, dieweilen sie für den Schneider Zwirn abhaspelte, „ich weiß mir nimmer aus, thu' wie du willst."

Thu' wie du willst? Bin ich denn wirklich in Ehr' und Willen eingesetzt auf diesem Hofe? Und wenn ja, kann ich's verantworten, wenn der Knabe auf meinen Rath hin festgehalten wird in dieser elenden Berghütte, während anderwärts in der weiten Welt bessere Lose seiner warten können? — O Freund, mein Vertrauen zu diesen ehrwürdigen Stand hebt an zu sinken, wie das Barometer in Sturm.

Als der Schneidermeister ans Anmessen gieng, machte er bei mir Halt und fragte die Hausmutter: „Kriegt der Knecht auch was?"

„Freilich wohl", antwortete sie, „der kriegt ein ganzes Jahresgewand. Vom braunen oder grauen Loden, wie er will."

„Mutter", gebe ich drauf, „an Gewand fehlt's mir noch gar nicht, leicht komme ich aus übers Jahr, mit dem was ich habe."

„Ist mir zuwider, wenn du dafür das Geld haben willst", sagte sie, „ich werd' es frei nit mögen aufbringen."

Jetzt bin ich doch nahe hingetreten zu ihr, so nahe, dass die Haspelflügeln mir den Wind ins Gesicht gefächelt haben: „Muss es ja schon etlichemal gesagt haben, Hausmutter, dass Ihr mir nichts schuldig seid. Dass der Herrgott mich eigentlich nicht zu einem Bauernknecht geschnitzt hat, werdet Ihr wohl schon lange bemerkt haben. Dazu ist der Holzklotz nicht hart genug gewesen. Verwunschener Prinz bin ich auch keiner. Rein aus Gesundheitsgründen bin ich in die Bergluft gegangen. Wohl, wohl, Mutter, rein aus Gesundheitsgründen! Weil die körperliche Arbeit und das Schwitzen so gesund ist. Bin auch kernfrisch geworden, da heroben bei euch, und dafür werde ich mich doch nicht lohnen lassen. Bin ich euch was nutz, so bleibe ich gern noch ein Eichtel da. Nachher im Winter vielleicht, bis ihr alle wieder auf gleich gekommen seid, werde ich halt wieder zum Wanderstecken greifen."

„So!" rief sie und ließ den Haspel stehen. „Na, gute Nacht! Wenn der Knecht auch fortgeht, nachher können wir das Vieh beim

Schweif aufhängen und uns lebendigerweis eingraben lassen. Viel dicker kann's schon nit mehr kommen."

„Also kriegt noch wer was, oder nit?" stach der Schneidermeister mit seinem spitzen Stimmlein dazwischen. Mit seinem Maßfaden stand er da, in kühnster Bereitschaft, mir Beine, Bauch und Buckel zu messen. Hier auf der Bauernschaft ist der Schneider nicht zum Spotte, wahrlich nicht! Vielmehr zur Furcht und Angst ist er! Das Haus beherrscht er, sein besonderes Essen begehrt er, wie sein Nachtbett gebaut und geschichtet werden muss, schreibt er vor. Wenn die Stubenwärme um ein Scheit zu niedrig ist (zu hoch ist sie ihm nie) dann hebt er an, heftig den Faden zu reißen, und gibt der Bäuerin schuld, wenn der Zwirn entzwei geht; hebt an, die Lodenstücke hin und herzuschleudern, in weitem Bogen auszuspucken und die Bäuerin kann sich freuen! Wenn er zur Nachbarschaft kommt, wird er ihr ein kurioses Loblied singen.

Und weil sonst niemand was kriegt, so beginnt mein kleiner Meister Setznagel mit den Augen ganz schrecklich umherzustechen, bis er — auf den Zuschnitt für den kleinen Franzel weisend — in die Worte ausbricht: „Und wegen dem Kletzen da sind wir auf den Berg heraufgefoppt worden?!"

„Mein Gott", lacht die Hausmutter bitterlich auf, „was kann ich dafür, wenn die Leut wegsterben, mit den Schandarmen fortgeführt werden und selber davonlaufen!"

„Kann ich dafür?" begehrt der Schneider auf.

Jetzt packt mich der Unmuth. Mit der Faust nagle ich's auf die Tischecke: „Was gibts da zu greinen! Ihr macht, Schneider, was zu machen ist, und passt's euch nicht, so geht es leichter thalwärts als bergwärts. Versteht ihr mich leidlich?"

Damit bin ich schön angekommen. Der Schneider verstand sehr gut, erschrak aber durchaus nicht. Er gieng ruhig zur Bank, wo die Hausmutter saß, und forderte sein Geld. Sie sind dem Ungeheuer von früherer Zeit her schon seit Tag und Jahr den Sterlohn schuldig. Jetzt ist es an mir, in den Sack zu greifen und den Rest meines Sparpfennigs hervorzuthun. Knapp reichte es zur Sühne des beleidigten Schneiders. Dann hat er sein Zeug und seinen Lehrbuben zusammengepackt und ist davon. Die zugeschnittenen Hosentheile für den Franzel liegen auf dem Tisch. Wenn sie mit Eisennägeln zusammengenagelt werden könnten, da wüsste der ehemalige Grobschmied vielleicht Rath. Die Nadel geht über meine Kraft. — Und so fange ich an, in diesem Hause Ungutes zu stiften. Aber wer hätte gedacht, dass auch der kleine Schneider sich mit dem großen Schicksal verbündet — zum Verderben des Adamshauses!

Es erscheint demnach hoch an der Zeit, dass heute vom Rechtsanwalt ein Schreiben kam. Allerdings eins, das schlechter war, als keins. Meine Angelegenheit mit dem Herrn Stein — schreibt der Mann — wäre eine etwas faule Sache. Ich würde gut thun, mir beizeiten eine verlässliche Zeugenschaft zu sichern, denn der Wettgegner scheine ein geriebener Herr zu sein und nicht gesonnen, einer „hirnverbrannten Marotte“ Rechnung zu tragen. Ich solle mich — räth der Advocat — aber ja nicht etwa auf die Socken machen nach der Stadt, um meine Sache zu betreiben. Den Bauernhof verlassend, wäre mein Recht formell verfallen. Keine Stunde dürfe fehlen an dem Bauernjahre. — Da hätten wir es ja. Das kann eine saubere Geschichte werden. In sommerlicher Hochstimmung war mir die Sache schon gleichgiltig gewesen; jetzt mit der sinkenden Sonne des Jahres kommt die Geldgier und die Rechthaberei. Ich begehre mein Recht und auf die Wette verzichte ich nicht! — Sofort schreib' ich dem Rechtsfreunde zurück, alles aufzubieten, dass die Zeugen sich nicht verlaufen, dass sie fest bleiben und dass nöthigenfalls der Gegner auf einen Eid getrieben werde. Aber es wird sich vor Ablauf der Frist nichts machen lassen. Wir haben noch ein Vierteljahr.

So kriecht der Teufel allmählich auch Deinen Bauernknecht an, den Du, mein Alfred, immer so tapfer aufrecht erhalten hast. Deine philosophischen Zusprüche haben stets gute Dienste geleistet, aber von jetzt ab wäre ihm, offen gestanden, Bargeld lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Alt.

Skizze von **Erich Ebenstein.**

„Alte Leute sollten wirklich weniger Ansprüche machen und bedenken, daß andere nicht Zeit für den geschäftigen Müßiggang haben, dem Kinder und Greise fröhnen.“

Mit diesen Worten war er gegangen, der stolze Herr Schwiegersohn, und nun war es wieder ganz still im Zimmer wie gestern und vorgestern und all die Tage früher. Die Nachmittagssonne trieb ihr unschuldiges Spiel mit den Sonnenstäubchen weiter, als sei nichts gewesen, und die große Uhr pendelte auch so schläfrig fort wie immer. Am Fenster aber saß die alte Frau in demselben grauen Kleid, das schlottrig um ihren kleinen vertrockneten Körper fiel, mit derselben schwarzen Spitzenhaube auf dem schneeweißen Haar und mit demselben Strickzeug

in den Händen, ganz so, wie man sie Tag für Tag hier sitzen sah. Nur ihre Seele war anders als sonst.

Tausend Furchen und Fältchen zogen sich wie ein Reigen versteinter Schmerzen um ihren alten Kopf, aber die Zeit hatte so lange an ihnen gemodelt, dass sie endlich aussahen wie lauter Freundlichkeiten; die durch viele Thränen etwas wässerig gewordenen Augen blickten sanft und milde vor sich hin. Sonst blinkte etwas Heiteres darin, aber heute glitten sie ernst über die altmodischen Möbel und die darauf stehenden Sächelchen hin, als suchten sie etwas.

Jedes Ding im Zimmer war eine Erinnerung an vergangene Zeiten und längst verstorbene Menschen, und heute schien ihr, als wären es lauter Worte, die sich zu einer langen, langen Geschichte aneinanderreihten.

Machten es die Worte des Herrn Schwiegersohnes oder der Frühling, welcher draußen so glänzend über der blanken jungen Welt lag, dass sie sich müder und älter und schwächer fühlte als sonst? Sie wusste es wirklich nicht. Aber schon in aller Frühe hatte sie ein seltsames Gefühl gespürt und die Dinge ihrer Vergangenheit waren ihr mit jeder Stunde näher gerückt. Solange der elegante Herr mit der Brille auf den Augen und dem spöttischen Zug um den Mund ihr gegenüber saß, war alles still gewesen. Er war gekommen, um ihr mitzutheilen, dass seine Frau heute und morgen geladen sei und er überhaupt ihre häufigen Besuche bei der alten Frau nicht billige, weil die Kinder erwachsen seien und ihre Zeit vollauf in Anspruch nehmen. Und bezüglich der Kinder bitte er dringend, keine religiösen Gespräche mit ihnen zu führen. Ihre Erziehung ruhe auf wissenschaftlicher Grundlage, und die sei über den Köhlerglauben erhaben.

Die alte Frau hatte still zugehört wie eine Gescholtene. Was sollte sie auch sagen? Der Mann vor ihr war jung und brauchte vielleicht keinen Himmel, denn er hatte noch nichts verloren, was er um jeden Preis nicht wieder finden wollte. Wenn ihn etwas kränkte oder freute, dann waren Weib und Kinder da, dass er es ihnen sagte. Sie aber hatte nichts als den lieben Gott, dem sie alles anvertraute und der sie tröstete. Darum *brauchte* sie ihn.

Als der Herr Professor gegangen war, da hatte das heimliche Weben wieder begonnen zwischen ihr und der Vergangenheit, und ein seltsames, aus Wehmuth, Freude und Sehnsucht gemischtes Gefühl war immer stärker geworden.

Dort drüben am Nachttisch stand das Bild ihres verstorbenen Gatten, in Lieutenantsuniform, wie sie ihn zum erstenmale erblickt hatte. Ein schöner Mann; kühn, feurig und stolz, so war er damals gewesen. Sie hatte ihn geliebt, er aber hatte eine andere genommen, die er besser

geeignet hielt für seine Gattin. Ach, sie hatte ihm drei Kinder geboren und dann war sie gestorben, recht unerwartet und ungelegen, denn er war gerade in eine kleine ferne Stadt versetzt worden und wusste nicht, was er mit den Kindern anfangen sollte. Da war ihm Maria eingefallen mit ihrer großen Liebe, die sie — dumm genug — nie hatte verbergen können und rasch entschlossen hielt er um sie an.

Alle riethen ihr ab, sie aber nahm ihn, und nie war ein Moment der Reue gekommen. Was man so Flitterwochen nennt, hatte es wohl nicht gegeben, da waren schon die Kinder ein Hindernis, die viel Mühe gaben; aber gut und friedlich war es von Anfang an zwischen ihnen hergegangen und war so geblieben bis zu dem Tage, wo er auf immer von ihr genommen wurde. Eine echte, rechte, wirkliche Seligkeit hatte Maria empfunden, als sie ihr erstes Kind geboren. Ein Mädchen. Auch die noch folgenden zwei waren Mädchen gewesen. Ober dem Schreibtisch des verstorbenen Majors — denn so weit hatte er es in seinem Berufe gebracht — hiengen sie alle sechs; die drei Kinder der ersten Frau, ein Knabe und zwei Mädchen, und ihre eigenen drei. Eines konnte sie feierlich beschwören: In ihrer Liebe für die sechs Kinder war nie der geringste Unterschied gewesen, nur dass sie äußerlich den drei älteren stets mehr that, als den jüngeren. Sie sollten nie gewahren, daß sie eine Stiefmutter hatten.

Als Frau Maria ihr zweites Kind geboren — es hieß Emma und war das süßeste, was man sich denken konnte — erkrankte ihr Stiefsohn, welcher in einer Cadettenanstalt war. Er erkrankte an Typhus und man schrieb den Eltern, dass es schlecht stünde. Der Vater war außer sich vor Verzweiflung . . . gerade der Knabe . . . und Maria konnte nicht einmal fort, um ihn zu pflegen, denn sie nährte das neugeborene Kind. . . .

Dieser Tag stand schwarz in ihrer Lebensgeschichte da. Sie fühlte noch heute, wie sie herumgegangen war, rathlos zwischen Pflicht und Mutterliebe, wie eine, die nicht wusste, was stärker an ihr zog; die so gerne wollte und sich doch nicht zum Verlassen des eigenen Kindes entschließen konnte. Dann war ihr ganz sachte der Gedanke aufgestiegen: Wie, wenn dieses mit dem Tode ringende Kind eines der von dir geborenen wäre? . . .

Und am Abend war sie zu dem Gatten getreten mit der Bitte: „Lass mich zu Ludwig reisen, ich fühle es, ich werde dir ihn retten."

Da hatte er sich rasch umgewandt, damit sie die Thräne nicht sähe, die ihm im Auge stand, vielleicht die einzige, die er je geweint. Dann erinnerte er an Emma: Sie war noch so klein, kaum zwei Monate alt. . . .

„Der liebe Gott wird sie beschützen, sie ist gesund und kräftig; Ludwig aber ist krank in der Fremde."

Vier Wochen war sie fort gewesen, und kein Brief war in der Zeit gekommen. Man schrieb ja damals freilich seltener, aber einmal hätten sie ihr doch Nachricht geben können über das Kind . . . sie hatte das auch geschrieben, die große, große Freudenbotschaft: „Ludwig ist gerettet, in vierzehn Tagen komme ich heim."

Auf der Rückfahrt, die sehr lange dauerte, war ihr auf einmal bang zumuthe geworden; jetzt erst fiel ihr aufs Herz, ob man daheim wohl alles genau befolgt habe, wie sie es aufgetragen? Ob die Kinder gut gepflegt, der Mann wohlversorgt, das Haus gut bestellt war? —

Es kam ihr niemand entgegen. Die Kaserne mit ihren vielen, vielen Fenstern lag wie todt da; eine immer steigende Angst befiel sie; man wusste doch, dass sie kommen sollte. . . .

Dann, als sie ins Haus trat, ward ihr plötzlich klar, warum sie niemand zu begrüßen wagte. Das Dienstmädchen hatte verweinte Augen, der Bursche wich ihr scheu aus, die Kinder saßen in einem Winkel des Gartens so still, wie nie zuvor, und drinnen im Zimmer lehnte der Major neben der leeren Wiege, über welche er ihr stumm und niedergedrückt die Hand zum Gruße reichte.

Sie hatten beide nicht zu sprechen vermocht in dieser Stunde. Er schlang nur den Arm um sie und sie weinten zusammen. Später hatte sie sich öfter gewundert, wie es denn möglich gewesen, dass sie nie darüber sprachen, dass über den Tod dieses kleinen Wesens immer ein Siegel zu ruhen schien, welches keines zu berühren den Muth hatte.

Auf der Commode stand eine Holzschachtel, darin lagen die letzten Hemdchen der kleinen Emma, ihr Häubchen und ein Zweig von dem Epheustock ihres fernen Grabes.

Die Jahre schwanden, die Kinder wuchsen heran, der Major nahm seinen Abschied, und man zog hieher in diese kleine, stille Stadt, in der alles alt und heimlich war. Mit stiller Wehmuth gedachte die Greisin der Tage, wo sie noch alle versammelt waren in dem lieben Vorstadthaus, hinter welchem der Major seine Rosen zog und wo die Kinder sich auf weiten Rasenplätzen unter Obstbäumen hintummelten. Schneeballen, Goldregen und Flieder umsäumten den Garten, ein Spalier von Pfirsichbäumen schlang seine Arme um die Hausmauer, und jedes der Kinder hatte sein eigenes Blumenbeet, dessen Pflege stets einen edlen Wettstreit der Kräfte entfaltete. Und im Winter thürmte sich der Schnee um das liebe Haus, dass es eingesponnen und zugedeckt aussah, wie ein in Baumwolle gehülltes Kleinod.

So viel Frieden, wie damals über der Welt lag! Irgendwo musste sie noch ein Bild des alten Hauses besitzen, Ludwig hatte es ihr zu Weihnachten gemalt, und Ludmilla, ihre jüngste Tochter, arbeitete wochenlang mit ihren Kinderhänden an einem Rahmen aus Stickpapier

dazu. Sie stand auf und begann in dem Laden des altmodischen Schrankes zu kramen. Ein Duft von Lavendel und Quitten schlug ihr entgegen, ein süßer, frischer Geruch, beinahe ein Hauch jener fernen Zeit. Richtig, hier war es, sauber umhüllt von einem weißen Tuche, die Farben etwas verblasst, im übrigen aber unversehrt.

Voll Rührung ließ sie die alten müden Augen darauf haften. Das liebe, liebe Haus! Seine blanken Fenster lächelten freundlich unter dem Giebeldache hervor, und das Hausthor stand weit offen in fröhlicher Gastlichkeit, so dass man dahinter noch ein Stück des großen Kastanienbaumes sehen konnte, der im Hofe stand. Seine Zweige hatten traulich ins Wohnzimmer geblickt, im Frühling nisteten Amseln darin, und wenn er in Blüte stand, dann schwirrte und summte es um ihn vom Morgen bis zum Abend, während ein betäubender Duft durch die geöffneten Fenster in die Wohnung drang.

An seinem Fuße standen Gartenmöbel, man trank dort Nachmittagskaffee, die Mädchen arbeiteten oder lasen, und an warmen Sommerabenden saß die ganze Familie bei Sternenschein und heiterem Geplauder beisammen.

Unter diesem Kastanienbaume hatte man Ludwig begrüßt, als er zum erstenmal mit den Epauletten des jung ausgemusterten Lieutenants heimkam. Der Baum war Zeuge gewesen, wie Resa, ihre älteste Tochter, sich mit einem schönen jungen Officier verlobt hatte. Gott, wenn sie an die Kämpfe dachte, welche es gekostet hatte, des Majors Einwilligung zu erlangen! Monatelang wollte er nichts von dieser Verbindung wissen, denn er besaß kein eigenes Vermögen, und das seiner zweiten Frau sollte durchaus nicht angetastet werden. Bis sie dann endlich ein Machtwort sprach: Es ist unser Geld und soll demjenigen unserer Kinder aushelfen, welches es zuerst braucht. Das ist Resa. Damals hatte sie geglaubt, durch diesen Entschluss abermals einen Beweis ihrer mütterlichen Gesinnung für die Stiefkinder erbracht und sich deren kindliche Liebe für alle Zeit gesichert zu haben. . . .

Und dann hatte der Kastanienbaum so viel Leid mitansehen müssen! Gerade an seinem Stamm war der Major, vom Schlage getroffen, zusammengesunken. Als man ihn zu Grabe trug, hatten die Thorflügel des Hauses weit offen gestanden, das Requiescat in pace war dumpf in seinen schwarzgrünen Blättern verhallt, und die tausend duftenden Blütenpyramiden sahen aus wie lauter Todtenkerzen.

Ein halbes Jahr später hatte sich die feierliche Tragödie noch einmal wiederholt, als man die junge Ludmilla zur letzten Ruhestätte begleitete. Diesmal aber war der alte Kastanienbaum zornig darüber geworden. Ein scharfer, kalter Wind machte seine Zweige erbeben und schüttelte sie so, dass die gelben Blätter bis in den Hausgang flogen,

wo die vielen ernsten, schwarzgekleideten Menschen um den kranzgeschmückten Sarg standen. . . .

Und wieder um ein Kleines später war sie ganz allein in dem durch seine Leere nun auf einmal so groß erscheinenden Haus zurückgeblieben. Sie hatten alle geheiratet, die Kinder, und ihre eigenen Nester gebaut. Zuletzt Clara, die einzige ihrer rechten Töchter, welche am Leben geblieben. Ein gelehrter Mann, dessen Denken der alten Frau fremd war und fremd blieb, holte sie, und alles, was sie damals befürchtet hatte, traf ein; ihr Kind vergaß das alte Haus über dem neuen Leben in einer neuen Welt.

Nun hatte die große Stille begonnen. Erinnerung und Sehnsucht waren wie Geister durch die leeren Räume geglitten, unaufhörlich, stumm und traurig. Und keiner kam, der versucht hätte, sie zu bannen . . . Enkel waren geboren worden, aber man hatte die alte Frau nicht dazu gerufen.

Dem Schwiegersohne war so vieles nicht recht an ihr. Erst ihre Religion, die sie zwar niemandem aufdrängte und von der sie nie sprach, die sie aber auch niemals verleugnete; dann zürnte er ihr, dass sie den größten Teil ihres Vermögens im Laufe der Jahre den Stiefkindern gegeben, obzwar diese es nothwendig gebraucht; und endlich konnte er alte Leute überhaupt nicht leiden. Sie flößten ihm einen physischen Widerwillen ein. Die Greisin hatte es wohl bemerkt bei den seltenen Anlässen, wo er mit Clara ihr Gast gewesen, dass er nie etwas nahm, was sie ihm reichte, sondern sich stets von seiner Frau bedienen ließ. Einmal verstieg er sich so weit, zu behaupten, nur Jugendkraft und Schönheit hätten eine wirkliche Daseinsberechtigung. . . .

Wie weh das that, so etwas zu hören von dem, welchem man sein Theuerstes gegeben!

Die Stiefkinder ließen sich erst recht selten blicken. Sie und ihre Kinder bildeten einen festen Ring; sie nannten sich mit Vorliebe Waisen, und keines schien sich zu erinnern, dass da noch ein altes Herz lebte, das immer in Liebe für sie geschlagen hatte und dessen Dasein ein ewiges sich selbst zum Opfer bringen gewesen war. Sie war trotzdem nur die „Stiefmutter".

Das Haus musste endlich auch verkauft werden. Der Schwiegersohn wollte es so, und Clara, die ihren Gatten über alles liebte, redete der Mutter zu, es zu thun.

Nun wohnte sie in einer der neuen Zinskasernen, die nie eine Geschichte haben werden, weil sie baufällig werden, ehe sie alt sind. Das Familienhaus wurde abgebrochen, an seiner Stelle erstand ein Restaurant. Und vielleicht war es gut so. Wozu sich wieder an etwas hängen, das doch früher oder später in nichts zerrann wie alles andere?

So wie die Enkelkinder. Mit welcher Zärtlichkeit war die Großmutter ihnen zugethan! Als sie noch klein waren, kamen sie oft und gerne; man verstand sich so gut zusammen. Die Großmama wusste Geschichten, wie niemand sonst; immer gab es etwas ganz besonders Gutes bei ihr und sie zankte nie, wenn die Kleinen auch noch so viel Unfug trieben. Sie lächelte nur. So mild und hell, dass die kleine Martha einst staunend ausrief: „Großmama, du hast ja eine wirkliche, ganze Sonne in den Augen . . .“

Dann wurden die Kinder größer und lernten schrecklich viel. Und mit jedem Jahr kamen sie seltener, und immer war etwas von dem süßen Schmelz ihrer Kindheit dahin, bis sie endlich große, fertige Menschen waren, denen die Großmama langweilig und schrecklich unmodern vorkam.

Martha sagte es einmal geradezu: „Ach, Großmama, das verstehst du nicht, es ist ja jetzt alles anders als zu deiner Zeit, und deine Ansichten kommen mir beinahe lächerlich vor, du verzeihst schon!“

Und die Großmama schämte sich, dass sie so alt war, aber in dieser Nacht weinte sie viel.

Als Martha ihren Erstgeborenen brachte, fast erstickend in Spitzen und Stickerei, fieng die Greisin mit jugendlichem Eifer an zu arbeiten. Wenn man so alt ist, dass man von der Welt nichts mehr versteht, kann man doch Strümpfe und Häubchen und Jäckchen stricken, da die jungen Frauen dafür ja ohnehin keine Zeit haben.

Das duldete man. Man sah es auch ganz gerne, wenn Großmama manchmal kam und sich still an den Nähtisch setzte, denn der große Pack ausbesserungsbedürftiger Wäsche schmolz dann rasch zusammen. Sonst aber war sie meist im Wege, und die schönen luxuriösen Zimmer machten sie auch immer wirr und linkisch; sie hatte beinahe ein Gefühl der Scham, denn sie passte ja nicht mehr hinein, und darum kam sie immer seltener, bis sie überhaupt zu gebrechlich war, um auszugehen.

Beinahe achtzig Jahre!

Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Eben hatte sie noch mit ihren Erinnerungen in der Jugendzeit gestanden. Nun aber fiel es ihr wieder ein, wie schrecklich alt sie schon war. Ihr Schwiegersohn hatte es ihr ja deutlich genug gesagt; auch er war beinahe an fünfzig, aber ihr kam er vor wie ein junger Mann.

Dann setzte sie sich in eine Ecke des Zimmers, und auf einmal fieng sie an zu weinen. Heiß und herzzerbrechend, wie sie lange nicht mehr geweint hatte. Sie war so schrecklich allein. . . .

Keiner liebte sie, keiner kümmerte sich um sie, keiner ahnte, wie sehr sie litt. Gleich einer Schande lastete das Alter auf ihr, unbegriffen von den einen, zur Seite geschoben wie etwas Überlästiges, gar nicht zu-

recht Bestehendes, von den andern. Und wenn es ans Sterben gieng, würde keiner da sein, der ihr die Augen zudrückte. . . .

War ihr Leben nicht immer nur Liebe für andere gewesen? Aber die viele Liebe, die vielen Thränen, die vielen Schmerzen waren alle vergeblich gewesen. . . .

Draußen in der Küche rumorte die Magd herum. Auch sie war alt. Das Leben war nicht zart mit ihr umgegangen, denn sie war ein lediges Kind, und das einzigemal, wo sie an Glück dachte, war der Tod dazwischen getreten, indem er ihren Liebsten hinwegraffte. Heute diente sie der Nachbarschaft zur Zielscheibe des Spottes. Fleischer, Bäcker, Briefträger — alle trieben ihren Scherz mit dem alten Mädchen. Und sie wehrte sich gegen alle Welt, indem sie immer mürrischer wurde.

Ganz ähnlich wie drüben die alte Frau Maischl, welche sie die „närrische Gräfin" hießen. Zehn Kinder sollte sie geboren haben und sechs davon waren gut verheiratet, aber in ihren Häusern war kein Platz für die Stammmutter. Geld schickten sie ihr wohl, zu Besuch kam niemand. Wenn die „närrische Gräfin" einmal ausgieng, was selten genug vorkam, liefen ihr die Schusterbuben nach, denn sie sah so komisch aus mit ihren verhärmten Zügen, der gebeugten Haltung und den schlaff herabhängenden Lippen. Sie trug graue Locken und ein schwarzes Seidenkleid nach der Mode einer längstvergangenen Zeit. Wie hätte die Jugend nicht über sie lachen sollen?

Und Nacht für Nacht brannte das Licht in dem Zimmer der Einsamen. Auch heute sah es die Majorin, und es kam ihr vor wie das letzte Fünkchen einer einst hellen Flamme, die nicht sterben konnte, trotzdem alle Welt dies erwartete.

Mit einem Seufzer wandte die Greisin sich von dem Anblick dieses ewigen Lichtes ab. Sie wollte schlafen gehen. Im Schlaf ist Ruhe, und sie fühlte sich so müde von all dem Erinnern.

Sie gieng ins Bett und verlöschte das Licht. Dabei flossen ihre Thränen von neuem. Sie dachte an alle die, welche sie liebte und die nun verstreut in der Stadt traulich in ihren behaglichen Wohnungen saßen, ohne an sie zu denken. Clara war in Gesellschaft. Martha spielte wohl mit ihren drei Kindern . . . Blut von ihrem Blute, und doch so fremd. . . .

Die Uhr tickte unheimlich schnell in der Finsternis. Es klang wie: Komm doch — komm — doch . . . . Was tickte sie heute nur gar so laut?

Richtig! Zum erstenmale seit fünfundzwanzig Jahren war sie heute nicht aufgezogen worden. Aber die Greisin war müde und es war auch gleichgiltig, wenn die Uhr stehen blieb. Draußen fuhr ein heißer Wind durch die Straßen, schüttelte zuweilen leise klirrend an den Fenstern und

trieb Sandkörner daran. Es klang wie das Klopfen einer ganz feinen kleinen Hand . . . oben auf der Zimmerdecke geisterte der Widerschein der Gasflammen, ferne Bäume rauschten, es knisterte und seufzte in allen Ecken. Der Frühling trieb alles durcheinander. Ein auf- und niederwogendes Gähren; der alten Frau im Bette wurde ganz schwindlig . . . nicht anders war ihr, als läge sie auf einer großen Kiste und drinnen waren die alten Schmerzen, welche nun alle auf einmal herauswollten; sie pressten und zwängten und drängten. . . .

Wie sie mit ihnen rang! Wie sie alle Kräfte anstrengte, sie niederzuhalten! Und jetzt wurde es auf einmal still; so still und leicht . . . der große Friede, der über dem lieben, alten Hause lag. . . .

Die Uhr war stehen geblieben, nichts regte sich im Zimmer, kein noch so leiser Athemzug störte fürder die Stille. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Am Morgen fand die Dienerin ihre alte Herrin todt. Kein Wunder, bei dem Alter! Nur dass es so gar still und geräuschlos gekommen war, nahm sie ein wenig wunder.

Im Laufe des Tages kamen viele Besuche. Man hätte gar nicht gedacht, wie viel Verwandte die alte Frau in der Stadt besaß! Und alle weinten. Manche schauten verstohlen schätzend auf die alten Möbel . . . ein oder das andere Stück könnte mir passen . . . manche aber dachten: „Wie gut ist sie gewesen! Und wie einsam mag es ihr oft vorgekommen sein! . . . Wäre ich doch öfter zu ihr gegangen . . . hätte ich ihr zuweilen vorgelesen . . . wie leid thut es mir, oft kalt und überlegen auf ihre klugen Rathschläge geantwortet zu haben . . . ach, und sie hatte ja doch recht. . . .“

Selbst der Schwiegersohn dachte: „Hätte ich ihr nur nicht gerade gestern das von den Ansprüchen gesagt! Im Grunde machte sie ja doch nie die geringsten.“

Über den runzligen Zügen der Greisin lag ein feierlicher Frieden. Sie wusste nichts mehr von den freundlichen Gedanken und sah die Blumen nicht, die man ihr brachte. Und so tief war die starre Ruhe und der Ernst, der von ihr ausgieng, dass viele sich abwandten, weil es ihnen vorkam, als schwebe ein Vorwurf auf den bleichen Lippen der Todten. Vielleicht auch wollten sie nicht gemahnt sein an das Alter, dem sie alle entgegengiengen.

Denn unter den Menschen von heute alt zu sein, bedeutet, ungezählte Schmerzen tragen.

Der Weichenwächter.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Bernhard saß vor dem Richterstuhl. Er hatte die Erlaubnis erhalten, sich zu setzen, denn die Anklage, das Zeugenverhör und die Vertheidigung hatten lange gedauert. Im Auditorium lichteten sich einzelne Reihen, denn es würde an diesem Tage kaum zum Urtheilsspruch kommen. Mehrere der Geschworenen hatten schon auf ihre Uhr gesehen.

Nun sagte der Präsident: „Bernhard Stellinger! Sie können nun sprechen, wenn Sie etwas zu sagen haben."

Da war das Interesse neu wach, und im Saal herrschte große Erwartung. Aber der Angeklagte sprach leise, befangen, ungeschickt. Wann und wo in aller Welt hätte er je eine Rede gehalten! Und über einen so furchtbar ernsten Gegenstand! Der Präsident unterbrach sein sich immer überstürzendes Stottern und sagte in freundlichem Tone: „Nehmen Sie sich Zeit. Sprechen Sie wie zu alten Bekannten, denen Sie alles mittheilen wollen, wie es gekommen ist. Wollen Sie vorher eine Erfrischung zu sich nehmen?"

„Ich danke, nein!" stieß der Angeklagte heraus. Die gütigen Worte des Richters schienen ihn nachgerade erschüttert zu haben.

„Möcht' wohl reden, hätt' viel zu reden!" sagte er. „'s ist halt hart. Was geschehen ist, thun die Herren ja eh schon wissen. Das mit mir ist freilich anders, wird mir halt nit viel helfen, wenn ich noch was sag'."

„Sagen Sie, was Sie auf dem Herzen haben", sprach der Präsident. Und nun war der Angeklagte ganz still, er wusste nicht, wo und wie anfangen.

„Sie sind vorher bei Ihren Eltern in Rettenbach gewesen?" half der Richter drein.

„Nein. Ja schon. Das heißt, seit lang nimmer", sagte der Angeklagte. „Seit dem Militär nimmer. Wie ich halt zu den Soldaten hab' müssen."

„Also etwa seit Ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre sind Sie nicht mehr zu Hause gewesen."

„Was meine Mutter gerehrt hat, dazumal, wie ich fort hab' müssen", sprach der Angeklagte. Er wurde schon traulicher. „Der

Vater hat gesagt, mit Kummer und Nöthen, hat er gesagt, thut man sie aufzüchten, nachher werden sie einem weggenommen. Und ich hab' gesagt: Vaterleut', ist die Zeit aus, komm' ich wieder heim. — Du kommst nimmer! hat die Mutter gesagt, ich hör' sie noch heut! wie sie beim Uhrkasten gestanden ist, das Tüchel am Gesicht: Du kommst nimmer, Hartel!" . . .

„Sie sind ja glücklich wieder zurückgekehrt vom Militär!"

Der Angeklagte schüttelte den Kopf — „Heim nimmer!" Und fuhr dann fort: „Viel gesehen hab' ich in der Welt. Ein bissel was gelernt hab' ich. Und gedacht: Jetzt brauchst nit mehr nothiger Bauer sein. Ist eh alles verschuldet daheim. Und so viel ein langweiliger Graben, dieses Rettenbach. Jetzt bringst dich deines selber besser fort, bei der Eisenbahn oder wo. Nachher drauf — — ich bitt', ich — ich möcht' lieber nichts mehr sagen." . . .

„Sie verzichten aufs Wort?"

„Ich weiß nit, es wird gescheiter sein —" er schaute unschlüssig auf den Vertheidiger hin. Dieser winkte ihm zu, weiterzusprechen.

Der Angeklagte that schüchtern einen Schritt nach vorne. Die Geschworenen legten ihre hohlen Hände an die Ohren, um etwas zu verstehen.

„Hat mir mein Vater sagen lassen", fuhr er fort, „doch nur heim kommen sollt' ich. Er wäre nit mehr jung und kunnt's nit dermachen in der Wirtschaft. Dienstboten wären gar nit mehr zu kriegen und die Arbeit hart. Gut thät's wohl nit gehen, aber zum Leben wär's doch. Da hab' ich darauf Antwort geben, jeder Mensch thät's, wenn er sich's besser machen könnt'. Mit dem Bauernleben wär's nix mehr, überall besser, als auf der Bauernschaft. Sollten halt den Hof verkaufen. Derweil hab' ich mich schon um den Bahndienst umgesehen, den ich nachher auch bekommen hab'!"

„Wie lange Zeit waren Sie Bahnwächter?"

„Ist eh schon geschrieben worden. Fünf Jahr auf der Neuhofnerstrecke. Dann bin ich Weichenwächter worden in Balzing. Dort zwei Jahr und sieben Monat."

„Und Ihre Eltern?"

„Meine Mutter, die hat mich einmal besucht. Weil sie über Nacht in meiner Stub' ist geblieben und nicht schlafen hat mögen und den Dienst hat gesehen, sagt sie: Hartel, dass du so was kannst aushalten! Die Verantwortung und die ganzen Nächt' keine Ruh'! — An die Red' von der Mutter muss ich wohl oft denken. Da hättest es ja daheim um zehnmal leichter, sagt sie, wenigstens bei der Nacht schlafen. Mutter, hab' ich gesagt, man wird alles gewohnt, und lustiger ist's halt doch alleweil noch bei der Bahn, wie in der Hinter bei den Bauern.

— Na, wenn's dich g'freut, Hartel, hat sie gesagt, wollen deinem Glück ja nit im Weg sein. Nur dersparen, schau, dass d' dir ein bissel was thust. — Gibt ja Pension! sag' ich. Wie die Mutter fortgeht, schaut sie noch im Zimmer so herum: Platz hättest eh für mehrere. Wenn's uns einmal recht schlecht geht in Rettenbach, nachher kommen wir zu dir heraus. — Ist mir wohl zuerst ödweilig worden, wie die Mutter fort ist gewesen. Und ist mir gewesen: Warum gehst denn nit heim? Ist sie ganz allein davongehaspelt, das alte Weibel."

„Zur Zeit waren Sie also noch nicht verheiratet?" fragte der Richter.

„Bald darauf hab' ich's gethan. Damit's ein wenig heimlicher wird. Ganz recht ist mir halt doch alleweil nit gewesen, dass ich die alten Eltern so verlassen hab'. Immer einmal Geld wollt' ich ihnen schicken, das ist auch beim Fürnehmen geblieben. 's hat geplagt, und schon gar wie alsdann die Kinder anrucken, eins nach dem andern. Wie nachher die Post ist kommen, dass die Eltern gestorben sind, ganz schnell nacheinander, da hat's mich das erstemal angeredet: Gefehlt ist's gewesen, dass du dein Vaterhaus hast verlassen. Hat verkauft werden müssen, so viel Schulden. Bei der Bahn kommt man auch nit vorwärts. Und bin ich nimmer zufrieden gewesen mit dem Bahndienst. Und wenn man zu was keine Freud' hat, hat man auch kein Glück."

Nun sagte der Präsident: „Uns würde besonders interessieren, wenn Sie uns von dem Tage, als das Unglück geschah, alles recht genau erzählen wollten. Alles, was Sie gethan und was Sie gedacht haben?"

„Hohes Gericht!" antwortete der Angeklagte und rang die Hände. „Wenn ich das thät wissen! Es ist alles so ausgelöscht — so ausgelöscht!"

„Sie hatten ja nicht geschlafen?" wendete der Vertheidiger ein.

„Ja, ich habe seit zwölf Uhr mitternachts Dienst gehabt."

„Also standen Sie um halb acht Uhr abends, als das Unglück geschah, neunzehn ein halb Stunden ununterbrochen im Dienst?"

„Jetzt fällt's mir ein, der Gärstner ist auf die Hochzeit von seiner Schwester gegangen. Will's schon thun, sag' ich, statt seiner."

„Wer ist der Gärstner?"

„Na halt der andere, der Stationswächter."

„Wann war zu Recht Ihre Ablösungsstunde?" fragte der Staatsanwalt.

„Um zwölf Uhr mittags."

„Also haben Sie die Zeit von Mittag bis Abends freiwillig Dienst gehalten?"

„Ja, weil mich der Gärstner hat bitten lassen."

„Und waren Sie nicht schon müde?" fragte der Richter.

„Wirst es schon aushalten, hab' ich gedacht. Bin ja öfter zwanzig Stunden lang im Dienst gestanden. Diesmal bin ich wohl schon taumelig gewesen, weil ich schon in den früheren Nächten schlecht geschlafen hab'."

„Warum haben Sie in den vorhergehenden Nächten schlecht geschlafen?"

„Zwei Kinder sind mir krank gewesen, im Scharlach. Die Frau hat's auch schon so hergenommen gehabt. Steht man halt auf und thut mit."

„Dann war's aber doch sehr leichtsinnig, Stellinger, dass Sie noch für den Gärstner eingesprungen sind."

„Mein Gott, hab' mir halt gedacht, 's ist seine Schwester, die hat auch nit alle Tag Ehrentag."

„Waren Sie an demselben Tage immer auf dem Bahnhofe?"

„Von halb vier bis sechs Uhr hat der Weichenwächter nichts zu thun. Da hab ich in meinem Bett ein wenig schlafen wollen, und das Weib' sollt mich um halb sechs wecken. 's ist nichts draus worden, die Kinder so unruhig. Um sechs Uhr bin ich auf den Bahnhof und zünde die Laternen an. Dann kommt der Postzug aus Reichstein. Um sieben Uhr dreizehn Minuten kreuzen der Bärnthaler Personenzug und der Eilzug. Ja, jetzt weiß ich's schon: Heißt es, der Eilzug hätte eine Verspätung von fünfzehn Minuten. Ich stelle die Weichen und sehe gerade, dass in der oberen Latern' das Licht ausgegangen ist. Der Wind. Die grüne Scheibe ist hin. Es ist noch Zeit, sagt der Herr Vorstand und ruft einen Auflader vom Frachtenzug, der in der Station steht. Derweil schon die rothen Lichter in Sicht, der Eilzug fährt ein. Denk' ich: was der heut' rast! Dem wär's nit gut in den Weg stehen! Herrgott denk' ich, 's ist ja die Weiche nicht gestellt! stürze zum Hebel und zieh' ihn mit aller Macht um. Und zittere an Händen und Füßen, was da hätt' geschehen können, und weiß ich nit — Jes Maria! ist schon der Krach — der schreckbare Krach!" —

Ohren und Augen verhielt er sich mit den Händen und wimmerte laut.

Nach einem Weilchen fragte der Richter: „Und wie war es weiter?"

„Meine lieben Herren!" antwortete der Angeklagte, „weiter weiß ich nichts mehr. Ganz finster. Nur rothe Fackeln, und da tragen sie's hin — tragen sie's hin —"

„Was tragen sie hin?"

„Die Verwundeten, die Sterbenden, die Todten. Auf Brettern, auf Bahren, in Tüchern tragen sie's hin, tragen sie's hin — und immerfort und immerfort. Fetzenweis, die Menschen! Grausig! Grausig! Grausig! . . .

Er warf sich auf die Banklehne, es schütterte sein ganzer Leib und dabei das durchdringende Wimmern: „Vater! Mutter!"

Der ganze Saal mit den hunderten von Menschen war jetzt still wie eine Todtenkammer. Endlich dort und da ein halbverhaltenes Schluchzen. Der Präsident sagte endlich: „Ermannen Sie sich, Stellinger. Die meisten der Verwundeten werden mit Gotteshilfe genesen. — Ich hätte nur noch gern gewusst, weshalb Sie im entscheidenden Moment den Weichenwechsel gestellt haben?"

„Weil das sein muss, wenn der Eilzug durchfährt."

„Das war also in Ordnung. Wie erklären Sie sich aber das Unglück?"

Der Angeklagte erhob sich anscheinend ruhig und sagte: „Wenn ich immer so gefragt werde! Ich weiß es nit anders, ich weiß es nit. Sie sagen, ich müsst' den Wechsel schon früher richtig gestellt haben — und darauf vergessen — und nachher in der Verwirrung gemeint haben, es wär' nit geschehen — und falsch gestellt haben."

„Kann es so gewesen sein?"

„Gott hat mich verlassen! Es mag so gewesen sein, ich weiß nichts!"

„Sie wissen es also nicht, ob Sie das erstemal — also vor der voraussichtlichen Kreuzung der beiden Züge — den Wechsel gestellt haben?"

„Werd's wohl gethan haben. Sonst könnt's ja nit möglich sein?"

„Konnte der Wechsel nicht schadhaft gewesen sein? Konnte nicht jemand anderer eingegriffen haben?"

„Mein Gott, ich weiß nichts!" stöhnte der Angeklagte, „ich bin ganz — ich bin ganz —" seine Finger krallte er sich in die Stirn ein.

„Haben Sie sonst noch was zu sagen, Stellinger?"

„Macht's mit mir, was ihr wollt's", das war sein letztes Wort.

Der Präsident erklärte das Verfahren für geschlossen, und die Geschworenen zogen sich zurück zum Verdict. Aber der Zwiespalt hatte sich fortgepflanzt vom Gerichtssaal bis ins Geschwornenzimmer.

— „Was soll man denn da machen?" hieß es. „Jede böse Absicht ist ausgeschlossen. Der Mann ist nicht schlecht, nicht einmal leichtsinnig. Die Verhältnisse. Jedem von uns könnte dasselbe passieren. Die Überstunden müssten verboten sein. Nach neunzehn Arbeitsstunden fordert die Natur ihr Recht. Sein Unglück war die Gutmüthigkeit. Er leidet furchtbar, er ist gebrochen. Wie können Menschen einen solchen Unglücklichen schuldig sprechen?"

Dem stand entgegen: Durch sein Versehen waren fünf Menschenleben zu Grunde gegangen, und dreimal so viele liegen an schweren Wunden darnieder. Wer soll sich auf Eisenbahnen noch auch nur einen Augenblick sicher fühlen, wenn über das Dienstpersonale nicht die allergrößte Strenge herrscht? Geben wir den Mann frei, so passiert nächstens anderen Angestellten auch wieder was Menschliches. Er ist unschuldig, gut, aber jene, die man gestern begraben hat, waren auch unschuldig. Jeder, der einen solchen Posten annimmt in Industrie und Verkehr, muss wissen,

was es bedeutet, und kann — wenn das Unglück geschehen ist, nicht auf menschliche Barmherzigkeit rechnen. Nicht einmal auf Billigkeit. Das Menschenherz wird sagen: Der Mann ist unschuldig, und das Gesetz wird ihn verurtheilen und beide werden recht haben.

Die Geschworenen verkündeten zur Schuldfrage ein überwiegendes Ja.

Die Richter verurtheilten den Weichenwächter Bernhard Stellinger zu Kerker auf drei Monat.

Philosophen stritten sich darüber, ihnen war der Effect zu gering. Was soll das heißen, drei Monate langen Arrest? Wo es sich um so viel Todte handelt! Hat's das Fatum gethan, dann Freispruch, hat's der Weichenwächter gethan, dann Kerker auf mindestens zehn Jahre.

Ein Schöngeist sagte dreist: Die Herren haben sich eben selbst freigesprochen. Dieser banale Compromiss zwischen Frei- und Schuldspruch wird gewiss keinem das Gewissen beschweren.

Der Bernhard Stellinger schrieb in der dritten Woche seiner Haft an das Eheweib den folgenden Brief:

„Liebe Christine!

Gleichzeitig schreibe ich an die Bahn. Will nichts mehr zu thun haben damit. Mit nichts, wo Räder sind. So oft ich durchs hohe Fensterle einen Eisenbahnpfiff höre, wird mir übel. Wir werden eine Bauernhütten pachten, wo immer. Hätt' ich meinem Vater gefolgt, so könnt's anders sein. Müssen halt nothig wieder anfangen, thu mir die Kinder küssen, sie werden auch gesünder sein in der frischen Landluft, als bei Dampf und Rauch, und Du bist eh eine halbe Bäuerin. Vielleicht wird's doch noch einmal besser. Die Strafzeit kommt mir schon jetzt lang vor, aber zu lind. Immereinmal, wenn mir recht hart ist, lege ich die Holzbank um und knie auf die Kante. Mein Lebtag will ich anders sein.

Dein getreuer Bernhard."

Selbstmorde.

Man sagt, der Unglaube, oder mit anderen Worten, der Glaube an ein Nichtsein nach dem körperlichen Tode sei die Hauptursache der Selbstmorde. Könnte nicht auch der Glaube an ein besseres Leben Ursache sein, dass man sich des schlechteren ehebaldigst entäußert?

R.

Meraner Volksschauspiele.

Von **Peter Rosegger.**

Wenn gesagt werden müsste, was ich in einem schönen Land lieber sähe, Fabriksschlote oder Kirchthürme — bitte schon um Verzeihung, ich entschiede mich für letztere.

Auch das gehört zu den Vorzügen unserer Alpenländer, dass kein Rauch- und Rußmeer die Luft verpestet, die Gegend verschleiert. Wie man auch der Kirche nachsagen mag, dass sie verdunkelnd wirke, ihre Thürme schimmern im klaren Glanz der Sonne. Und der himmelanragende Fabriksschlot meint nicht dasselbe, wie der himmelanragende Kirchthurm.

Im Dunste der Fabriken rußig geworden, verlangte es mich wieder einmal nach einem Alpenwasser- und Luftbade. Also gieng's im Frühjahre 1898 dem Tirolerlande zu. Von Graz in strömendem Märzregen abreisend, begleitete mich Bedenken gegen drohendes Hochwasser, das in den Alpen die Brücken zerreißt, die Dämme unterschwemmt, die Eisenbahn mit Lawinen verschüttet. Dieses Bedenken wurde bald zu Wasser, denn das Wasser wurde zu Schnee. Im Pusterthal keuchte der Schneepflug vor dem Eisenbahnzuge her, dass es zum Jauchzen war. Der erste, wirkliche Winter, den ich in diesem Jahre gesehen. Falb hatte einen prachtvollen kritischen Tag zuwege gebracht. Zwei Stunden später, auf den mailichen Geländen von Brixen, sah ich blühende Apfelbäume und das Haus des Tirolerhelden Peter Mayer, das „Wirtshaus an der Mahr" (ein paar Minuten hinter Brixen rechts von der Bahn aus zu sehen) war mit Immergrün und treibenden Reben umsponnen.

In Meran ließ ich mich nieder zu einer sehr beweglichen Rast. Unter der Hut eines fürsorglichen, unterrichtenden Freundes sah ich alles, was dieser wunderbare Ort an Schönem und Interessantem in und um sich birgt. Der gesellschaftliche Glanz vieler Länder ist hier wie in einem Brennpunkte concentriert. Weitaus am liebsten ist mir das Ureigene des Ortes, seine Natur, seine angestammte Bevölkerung. Im Morgensonnenschein stand ich an der Höhe von Obermais mit ihrer sich weithindehnenden Villenstadt. Zu meinen Füßen tief in finsterer Schlucht rauschte die Passer, herniederwirbelnd in weitem, wüstem Bachbett aus dem

Heimatsthale Andreas Hofers. Gegenüber der mit Cedern, Lorbeeren und allerlei tropischen Gesträuchen bewachsenen Schlucht die alte Zenoburg und der massige Pulverthum. In der Nacht hatte es geschneit, und jetzt tropfte das weiße Wunder des Südens in funkelnden Perlen von Dach und Baum zu Boden. Dort breit hingelagert das Etschthal mit der scharf abstürzenden Zinne der Mendel. Und an den Vorsprüngen der Berghänge Burg an Burg, alter Zeiten Herrlichkeit noch kündend. Vintschgauseitig hin lag auf den Berghöhen eine lange, breite Wolkenbank, und über derselben, gleichsam hinter allem Gebirge hoch über den Wolken schwebend, die schneeweiße, sonnenbeleuchtete Pyramide der Kirchbachspitze, oder der hohen Tixel. Mir rieselte es kalt über die Stirne hinauf und über den Rücken hinab, als dieses fast grauenhaft gewaltige Landschaftsbild so vor mir stand.

Es war Sonntag. Am Pulverthum flatterte eine weißrothe Fahne. „Es wird gespielt!“ rufen sich Vorübergehende zu. Trotz der zweifelhaften Witterung gibt es am Nachmittag Meraner Volksschauspiele. Die Mitwirkenden aus der Stadt und den Thälern sollen zur Probe kommen! Das bedeutet die Fahne, die sie ruft.

In unserem „Heimgarten“, siebzehnter Jahrgang, Seite 217, erzählt der Meraner Schriftsteller Karl Wolf, wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen. Der Entschlossenheit und Ausdauer dieses Mannes ist in den Volksschauspielen ein für Tirol hochbedeutendes Werk zu verdanken, das von den Einheimischen tief empfunden und auch von den Fremden bewundert wird. Allerdings hatte das Werk anfangs im Lande seine Gegner, und zwar gerade in jenen Mächten, die principiell jede neue That bekämpfen, und auch das Gute für schlecht erachten, oft aus keinem anderen Grunde, als weil es nicht von ihnen selber ausgeht. Heute genießen die Meraner Volksschauspiele bereits einen Weltruf, wie die Spiele von Oberammergau und Bayreuth, und sie haben diesen etwas voraus. Es ist der geschichtliche Boden, auf dem die geschichtlichen Dramen spielen, und es ist dasselbe geschichtliche Volk, von dem sie gespielt werden.

Karl Wolf, Director der Volksschauspiele, hat eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern, Gewerbsleute und Bauern der Umgegend, um sich und sein Werk zu versammeln gewusst. Und zur Frühjahrs- und Herbstzeit, an den Sonntagsmorgen, wenn beim Meraner Pulverthum die Fahne weht, kommen sie zusammen zur Probe, um am Nachmittage die Bilder ihrer beispiellosen Befreiungskriege vor aller Welt darzustellen. Nicht in jedem unserer Länder getraute ich mir Leute aufzufinden wie diese Meraner Darsteller. Mir ward die Freude, mit dem Darsteller des Helden Peter Mayer persönlich zu verkehren — das ist ein Kernmensch, so gesund und stramm wie sein Körper auch sein

Herz, voll glühender Liebe zum Heimatland, voll Begeisterung für die großen Kämpfe der Vorfahren. „Ich spiel's nit, ich leb's mit", sagte er mir. „Und wann ich's einmal nit mehr da drinnen find', nachher thu ich nit mehr mit." Und das ist das Geheimnis. Sie leben es uns vor, das ist ihre ganze Kunst, sie haben und brauchen keine andere. Und sie können es uns vorleben, weil's in ihrem Blute liegt, weil sie die Enkel und Urenkel sind der Helden von 1809, weil sie von Kindheit auf die Tradition in sich eingesogen und ihr ganzes Heimats- und Freiheitsbewusstsein darauf gebaut haben. Und sie spielen sich, ihre Natur, ihre Geschichte, ihre Alltäglichkeit, ohne auch nur einen Augenblick banal zu wirken, weil lebendige Natur nie abgebraucht ist.

Doch gibt es eine Grenze, wo durch die unzähligen Wiederholungen derselben Sache das Herz matt wird. Dann sind sie auch am Ende ihrer Kunst. Bei einigen Mitspielern soll es schon vorgekommen sein, dass sie ins Bizarre umschlugen, mit Übertreibungen und Spässen die abhandengekommene Gemüthskraft ersetzen wollten — da hieß es sofort ausspannen. Einem solchen Entarteten wird die Rolle genommen, oder es muss, wenn die Erscheinung sich verallgemeinert, das Stück aufgegeben und durch ein neues ersetzt werden. Das Stück ist abgespielt. Nicht aber in dem Sinn, dass es nicht mehr zieht, als vielmehr, weil es von den Darstellern nicht mehr unmittelbar empfunden wird, weil es nicht mehr Leben ist, sondern Komödie. — Demnach hütet jeder Darsteller in sich die Innigkeit und Pietät, so gut es möglich ist. Jeder setzt eine Ehre daran, mitzuthun, abgesehen davon, dass ein Mitglied der Volksschauspiele mancherlei Vortheile hat. Darf ich's aber verrathen, ohne den Nimbus zu zerstören, dass die Mitglieder der Meraner Volksschauspiele schon gestrikt haben? Als es sich bereits vor Jahren herausgestellt, dass diese Schauspiele sich für die geschäftlich betheiligten Factoren sehr rentierten, erinnerten sich die Mitwirkenden daran, dass sie bei den zahlreichen Proben und Spielen viele Zeit aufbrauchten, und sonstige Opfer zu stellen hatten — sie thaten sich zusammen gegen die Unternehmung, wie sich ihre Vorfahren einst zusammengethan hatten gegen die Franzosen, und forderten — Spielhonorar. „Umsonst isch der Toad!" sagten sie. Heute bekommen die Hauptsprechenden je fünf Gulden, und die übrigen Mitwirker je einen Gulden für die Aufführung, und recht ist's. Jener Leutpriester wird sie darob das erste- und das letztemal getadelt haben, als er einem Mitwirkenden sagte: „Seit du Geld nimmst, Mensch, seither glaub' ich nit, dass du so mitlebst, wie du sagst! Auf die fünf Gulden denkst!" Und der andere gab Antwort: „Hab ich dich gefragt, Pfarrer, an was du denkst, wenn du deine Fünfzig Kreuzer-Mess liest?" — Dass sich ein Mitwirkender der Volksschauspiele des ihm von aller Welt reichlich gespendeten Lobes wegen nicht einen Augenblick überhebt,

und darauf hin nicht etwa seinen Beruf verleugnet, beweist jener Besuch des Schauspielers Sonnenthal bei dem Darsteller Andreas Hofers.

„Na, guten Tag, Herr College!“ grüßte ihn Sonnenthal.

„Ah so, so“, gab der Angesprochene zur Antwort, „sind Sie ach a Schuaschter?“

Wären diese Tiroler schon moderne Schwächlinge, so würden Sie sich längst auch schämen ihres schlichten Gewerbes, und als „Künstler“ herumstolzieren wollen unter den Herrschaften des Curortes.

Mir sind die Tiroler Heimats- und Freiheitskämpfe, wie sie sich zu Beginn unseres Jahrhunderts zugetragen, persönlich ein wahrer Lebensinhalt geworden. Hatte aber bisher die Volksschauspiele noch nicht gesehen. Nicht gering war daher meine Spannung an diesem Tage. Erwartungsvoll flanierte ich durch den belebten Ort, der in der Hochsaison ein großstädtisches Gepräge hatte. Hohe und höchste Herrschaften waren da, von der in unzähligen Exemplaren vertretenen Excellenz bis hinauf zum Erzherzog Ludwig Victor und zum Thronfolger Franz Ferdinand. Mancher der Spaziergänger richtete sein Auge gegen Himmel, an dem Gewölke und Sonnenschein hartnäckig kämpften um den Preis des Tages.

Zur Aufführung stand bevor Karl Wolfs Volksspiel: „Tiroler Helden, Bilder aus den Befreiungskämpfen 1809 im Eisakthale.“ Hauptheld dieses Stückes ist Peter Mayer, der Wirt an der Mahr, für mich von ganz besonderem Interesse, weil diese Gestalt auch der Gegenstand einer meiner größeren Arbeiten geworden ist. Ein Tiroler Streithansel, der wohl sein Lebtag keine Tiroler Geschichte, keine Tiroler Dichter gelesen, und daher vom Mahrwirt nie etwas gehört hatte, ließ zwar drucken, dass der ganze Wahrheitsapostel Peter Mayer von mir zusammengelogen worden sei. Der Mann soll seither in den „Tiroler-Helden“ gesessen sein und drei Stunden lang den Kopf geschüttelt haben darüber, was die Herren jetzt für Geschichten aufbringen, von denen in keiner Kirchenlehre und in keiner Heiligen-Legende die Rede ist. Sogar der Andreas Hofer wird heutzutage manchem der Herren unbequem, weil der Hofer-Cultus viel zu sehr um sich greift, und andere Dinge verdunkelt. — Nach meiner Meinung handelt es sich auch nicht ganz sosehr um den geschichtlichen Hofer, als um jenen, der im Bewusstsein des Volkes lebt und wirkt. Dieses Bewusstsein seiner Helden ist das segensreichste Gut eines Volkes, und für seine Gesittung und Tüchtigkeit von unermesslicher Bedeutung. — Den Andreas Hofer rührt mir nicht an! —

Mit den Tiroler Helden des Jahres 1809 haben sich geriebene Dramatiker vergeblich geplagt. Mit der alten Theaterschablone ist diesen Helden nicht beizukommen, und außerhalb der Schablone natürlich kein „Kunstwerk“! Karl Wolf hat sich die Sache leicht gemacht, weil er sie

gerade so nahm, wie sie genommen werden will, wie sie die Geschichte selber gab — eine Reihe von Ereignissen in losen Bildern. Einige Anstände hatte der Verfasser anfangs mit der Censur, diese wollte ihm ein paar historische Aussprüche nicht gelten lassen. So, als Hofer ähnlich sagt: „Das hätt' ich mir nit denkt, dass Österreich, für das wir uns aufgeopfert haben, uns jetzt in unserer Noth so ganz verlassen kann!“ Der Verfasser aber bestand darauf: „Wenn das Wort gestrichen wird, so bleibt das ganze Bild fort!“ Da hat es die Censur doch eingesehen, dass es nicht angeht, Weltgeschichte zu corrigieren. —

Nachmittags, ein Viertel vor drei Uhr, krachte auf dem Küchelberg ein Kanonenschuss, dass ganz Meran in seinen Grundfesten zu beben schien. Dann noch einer. Und noch einer. — Das erste Zeichen zum Beginn. Eine wahre Völkerwanderung entstand aus der Stadt über die Wiese hin, dem Schauspielplatze zu, der ganz draußen im Freien, am Fuße des Küchelberges liegt.

Mir widerstrebt es, in diesem Falle „Theater“ zu sagen. Es ist aber auch kein Schauspielhaus, weil Bühne wie Zuschauerraum unter freiem Himmel liegt. Die ganze Stätte ist so: Wir sitzen in den Bankreihen eines großen, viereckigen, mit einer Bretterwand abgegrenzten Hausgartens. Rückwärts ist eine Reihe gedeckter Kammern (Logen). Vor uns, an Stelle, wo beim Theater sonst die Bühne ist, steht ein großes Tirolerbauernhaus, und in gleicher Linie an beiden Seiten desselben sind die Wirtschaftsgebäude. Zwischen diesen Gebäuden führen um das Haus herum zwei Hofwege, die in die Straße einmünden, welche an dem Hause vorüberzieht und hauptsächlich als Schauplatz dient. Haus und Nebengebäude, im malerischen Tirolerstile gehalten, sind ausgestattet mit all den Dingen, die zu einem großen Alpenbauernhof gehören — der Söller, das Glockenthürmchen auf dem Dache, der Brunnen vor dem Hause, das Bildstöckel an der Straße, alles und alles ist da und bis aufs kleinste ausgestattet. Am diesseitigen Rande der Straße, gleichsam im Straßengraben, der den Zuschauerraum von der Bühne trennt, so vertieft, dass man nichts davon sieht, das Orchester. Das Ganze ist von einer ungesuchten, selbstverständlichen Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wie sie nur Natur und Leben bietet. Nichts erinnert, dass man etwa in einem Theater sitzt. Es gibt natürlich auch keinen Vorhang, weil die meisten Auftritte sich ja eben im Freien vor dem Hause abspielen. Bei Scenen, die in geschlossenen Räumen vorkommen, in Stuben, Sälen u. s. w., oder wo lebende Bilder gestellt werden, geht die vordere Wand des Hauses auseinander nach rechts und links, und wir haben auf der freien Bühne plötzlich eine abgeschlossene, dem Theater ähnliche.

Über den Bretterverschlag herein in unseren Sitzgarten leuchten die schneebedeckten Bergriesen. Gerade vor uns, gleichsam wie zur Bühnen-

decoration gehörig, oben auf grünem Berghang, ragt die uralte Burg Tirol, das geschichtliche Hauptschloss des Landes. Uns zur Rechten, ganz nahe am Schauspielplatz aufsteigend, die steilen Lehnen des Küchelberges; sie sind zu dieser Jahreszeit noch grau, und kahl ihre braunen Felswände. An mehreren dieser Wände sehen wir weiße Scheiben herableuchten. Die Merkmale zur Erinnerung an jene Tiroler Kämpfer, die im Jahre 1809 im Kampf mit den Franzosen an denselben Stellen gefallen sind. Das alles ist der natürliche Schauplatz jener Heldenkämpfe, und spielt, eine unbeschreiblich hehre Stimmung erzeugend, wunderbar mit, wenn jetzt das Drama beginnt.

Die Menschenmassen im Zuschauerraum sind ruhig geworden. Auf ein gegebenes Zeichen erscheint eine junge schmucke Tirolerin, und bringt in schlichten Versen das „Grüaß Gott!“ — Und nun hebt es an. Französische und bayerische Soldaten, Tirolerbauersleute, Männer, Weiber, Kinder beleben die Straße und den Platz. Bauern, deren Söhne sich vor der bayerischen Militäraushebung flüchteten, werden als Geißeln eingebracht. Das Geschick ist im Gange.

Ich erzähle hier nicht den Inhalt des Stückes: „Tiroler Helden“. Hauptsächlich handelt es vom Mahrwirt, einem der aufständischen Bauernführer, der gefangen vor den französischen Richtern sein Leben mit einer Lüge hätte erkaufen können, und freiwillig in den Tod gieng. Ein zweiter Held dieses Dramas ist der junge Peter Singmayr. Er ist Soldatenflüchtling; als die Bayern ihn vergeblich suchen, nehmen sie seinen alten Vater gefangen, und drohen, diesen zu erschießen, falls der Aufenthalt des Flüchtlings nicht angegeben wird. Der Alte wählt lieber den Tod, als seinen Sohn zu verrathen. Wie der Sohn dieses erfährt, stellt er sich selbst, um den Vater zu retten, und wird erschossen.

Sind das nicht antike Heldenzüge?

Man kann nicht oft genug wiederholen, wie groß Karl Wolfs Verdienst ist, dass er in seiner Meraner Schöpfung den Tirolern und der ganzen Welt in großartiger Weise solche Vorbilder von Menschengröße vor Augen führt! — Recht, Freiheit und Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Hinblick auf höhere Güter, Treue und Muth, Großmuth gegen den Feind — das sind die Grundzüge der Volksschauspiele. Neben den Kriegsthaten werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Hirtenleben in seinen Arbeiten und Idyllen, kirchliche Aufzüge, alles voll Naturwahrheit, und mit entzückender Hingabe der Mitwirkenden dargestellt.

Der Haupteffect des Stückes liegt in dem Bilde: Nach der Mühlbacher Clause. — Die Erhebung ist im Zuge, die Leute sind fortgezogen mit den Waffen. Streiter in Bauernjoppen. Denn die heiligsten Kriege werden nicht in Uniform geführt. — Von ferne gebrochenes Trommel-

wirbeln. Der Wächter unter dem Dachgiebel hat angedeutet, dass ringsum in der Gegend die Feinde stehen. Dorf und Gassen sind menschenleer. Es ist eine schwer gedrückte Stimmung. Da fällt plötzlich hinten am Küchelberg ein Kanonenschuss. Von den umliegenden Dörfern Sturmglocken. Es erhebt sich das Kleingewehrfeuer von links und rechts, von allen Seiten, auf dem Küchelberg kracht es in allen Wänden, hinter allen Büschen. Der Schauplatz hat sich plötzlich nach außen verlegt. Aber schon laufen einzelne Franzosen über die Gasse, verfolgt von Bauern; von verschiedenen Seiten springen sie heran, Soldaten und Aufständische, vor dem Hause entspinnt sich ein heftiges Gewehrfeuer, von den Fenstern wird herausgeschossen, von den Dachluken herab. Dort und da stürzt ein Mann zusammen und wird fortgetragen. Während draußen noch immer die Kanonen krachen, und auf den Berghängen das Kleingewehrfeuer knattert, dass schon die ganze Meraner Gegend in Pulverdampf gehüllt ist, kommt ein Parlamentär und bittet die Bauern um eine Verhandlung. Da legt sich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden noch hin- und hergeführt, und die Musik fällt ein.

Die Wirkung dieser Abtheilung auf einen, der das erstemal drin sitzt, ist unbeschreiblich. Diese Entwickelung einer Schlacht, bei welcher plötzlich der historische Boden lebendig wird, das ganze Meranerthal mitspielt, ist etwas so eigenartig Packendes, wie es wohl in der ganzen Theaterwelt nicht wieder vorkommt. — Wenn es um Menschenrecht, Freiheit, Heimat und Volk geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgeprassel zu einer majestätischen Musik. In mir wurden zur Stunde Gefühle und Kräfte lebendig, die ich bisher kaum gekannt. Alle Muskeln zuckten, alle Sinne jauchzten. Am liebsten hätte ich selber so ein altes Feuerschlossgewehr an mich gerissen, und wäre hinausgestürmt ins Freie, gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, wo sie auch stehen, wie sie auch heißen mögen! — Nein, das war kein Schauspiel, das war für mich ein Erlebnis. —

Der Himmel hatte sich schon lange umzogen und die Wolken waren tief herabgesunken an den Bergen. Nun begann es sachte zu regnen, der noch übrige Theil des Schauspieles musste rascher abgespielt werden. Und es war gut so. Das aufgeregte Gemüth zitterte leise fort in wehmuthsvoller Weihe. Nur bei den Schlussbildern, wo der Peter Singmayr kommt, um mit seinem eigenen Leben den Vater zu retten, und Peter Mayer vor Gericht das ihm für eine Unwahrheit angebotene Leben verwirft, erhebt sich das Schauspiel noch einmal zur überwältigenden Höhe. Die von Johann Grissemann gestellte überaus packende Musik vollendet die Stimmung.

Was über einzelne schauspielerische Leistungen zu sagen wäre? Nein, auf diesem Punkte stehen wir nicht, und keiner der Mitwirkenden lugt

ins nächste Morgenblatt, um für seine Person etwa ein Extralob zu finden. Das Ganze ist eine Einheit, die handelnde Person ist das Volk. Jener Tirolerheld vor neunzig Jahren hieß Peter Mayer. Der heutige würde unter denselben Verhältnissen vielleicht Johann Aschberger heißen, genau so scheint unser Darsteller in der Natur des ersteren zu leben und zu fühlen. Und ähnlich bei allen übrigen. Die Hauptsache bestand darin, für die bestimmten Rollen die richtigen Menschen ausfindig zu machen. Das ist Karl Wolfs Verdienst. Und dass er sie in diesem Lande gefunden, ist Tirols Ehre.

Anfangs der Vorstellung war ich in einer der rückwärtigen Bänke gesessen, um einen größeren Theil der Gebirgslandschaft zu überblicken. Als es aber zu regnen begann, und viele Zuschauer vor mir den Platz verließen, andere ihre Schirme öffneten, setzte ich mich weiter voran in eine halbleere Bank. Neben mir saß ein junger Mann, der, den Kragen seines dunklen Mantels über den Hals gestülpt, mit größtem Interesse in die Darstellung vertieft war. Da ich meinen Schirm offen hielt, so hätte ich ihm gerne ein Mitdach geboten. Ich wollte ihm das gemeinsame Dach schon anbieten, da stand er auf, und gieng leise hinaus. Nun hatte ich eine ganze lange Bank für mich allein, an derselben Stelle, wo man sich sonst um Plätze riss für theures Geld. Denn der immer dichter niederrieselnde Regen hatte die Zuschauerreihen allmählich sehr gelichtet, nur die Allerandächtigsten blieben bis zum Schlusse, um unter den erschütternden Musikklängen die letzten Trauerscenen und das Schlussbild „Tiroler Helden“ noch zu sehen.

Und dann der Stadt zu. Der Leiter Karl Wolf, der mich dahin begleitete, schien etwas missmuthig über die störende Witterung zu sein. Ja, „die Ventilation dieses Theaters war freilich musterhaft, hätte es nur auch ein Dach!“ — Gottlob, dass es keines hat, dass es uns nicht blos classische Heldengröße zeigt, sondern auch die Einrichtung eines classischen Theaters unter freiem Himmel darstellt. Was thut das bisschen Feuchtwerden einer germanischen Haut?

„Etwas verregnet, Herr Wolf!“ wurde er angesprochen von einem Herrn, den mein Begleiter mit „Kaiserlicher Rath“ flüchtig bezeichnete, und der vorhin mein Bankgenosse mit dem aufgestülpten Rockkragen gewesen war. Der sprach ein Weilchen mit meinem Begleiter, während ich danebenstand, und ihn gleichgiltig betrachtete. „Ein noch so junger Mann, und schon kaiserlicher Rath!“ bemerkte ich zu Wolf, als der Herr dann mit verbindlichem Gruße seines Weges gegangen war. Mein Begleiter blickte mich fragend an. „Kaiserlicher Rath, wieso?“

„Sie haben diesen Herrn doch so angesprochen!“

„Bewahre! Ich habe wohl kaiserliche Hoheit gesagt. Sie kennen doch den Erzherzog Franz Ferdinand d’Este!“

Tableau! — Hatte ich mich vorhin im Volksschauspielraum gemüthlich zum österreichischen Thronfolger gesetzt.

„Ja", sagte Wolf, „der Erzherzog besucht die Vorstellungen gerne, und setzt sich stets mitten unter das Volk hinein. Mit Vorliebe unter Kleinbürger und Bauersleute, mit denen er dann über die Vorstellung und anderlei behaglich plaudert. Hätten Sie ihm Ihren Schirm nur angeboten. Sie würden sich recht gut miteinander vertragen haben." —

Mit diesem kleinen Nachspiele schloss der für mich denkwürdige Tag, an welchem mein Lieblingscapitel aus der Weltgeschichte, der Tiroler Befreiungskampf, vor meinen leiblichen Augen so herrlich lebendig geworden war.

Ein Steirerherz.

Die Steiermark soll einen Mann nicht vergessen, den wir soeben auf dem St. Leonharder Friedhofe bei Graz in die heimatliche Erde gelegt haben. Sein Name ist Ferdinand Krauß. Er war Rechnungsrath der steirischen Landschaft. Aber — so gewissenhaft und ersprießlich er über ein Vierteljahrhundert lang sein Amt auch verwaltet hat — das war nicht sein besonderes Verdienst. Auch nicht sein Reisewerk „Von der Ostsee bis zum Nordcap", wofür er mit dem schwedisch-norwegischen Wasa-Orden ausgezeichnet worden war. Das ihm eigenthümliche und zumeist am Herzen liegende Hauptwerk seines Lebens waren die topographischen, ethnographischen und culturhistorischen Werke über unsere deutsche Steiermark. Sein Buch: „Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande" (Graz 1888), hat diesen schönen und volksthümlich überaus interessanten Landstrich sozusagen für die Öffentlichkeit entdeckt und dem Touristenverkehr zurecht gelegt. Sein großes zweibändiges Werk: „Die eherne Mark" (Graz 1892 und 1897) behandelt das steirische Oberland, und zwar so gründlich und vielseitig, als es bisher noch nicht geschehen war. Diese Werke sind reich mit Bildern geziert und bilden eine großartige Darstellung und Würdigung der oberen Steiermark, als Lehrbuch wie als Nachschlagebuch für jeden Freund des Landes von vielem Werte. Der Hervorbringung und Herausgabe dieser vaterländischen Schriften, die mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden waren, hat ihr Verfasser Ferdinand Krauß schwere Opfer gebracht. Mit rührender Selbstlosigkeit und unermüdlicher Arbeit hat er die Indolenz seiner Landsleute wettgemacht und ein Werk geschaffen, das wie kaum ein zweites geeignet sein dürfte, dem Steirer zu zeigen, wie

schön und liebenswert sein Heimatland ist. Er wollte nur zu viel, wo möglich alles hineinbringen, und das hat die Geschlossenheit des Werkes gefährdet. Im eigenen Lande hatte er mit einem gall- und eifersüchtigen Gegner zu kämpfen, der sich allemal, so oft ein Buch von Krauß erschien, auf die Schreib- und Druckfehlerjagd machte, um womöglich den Autor zu discreditieren. Dieser hatte sich darüber ungebührlich gekränkt. Allerdings, durchaus fehlerlos sind so großangelegte und von einer einzigen Person bewältigte Werke einmal nicht, besonders wenn sie auch den stets schwankenden touristischen Zuständen und Bedürfnissen gerecht werden wollen. In Anbetracht der großen Vorzüge dieser steirischen Werke setzt sich der Freund des Landes über etwaige kleine Unklarheiten oder Versehen leicht hinweg; sein Gefühl bei Durchsicht der genannten Schriften ist das der Anerkennung und Dankbarkeit. — Wie man hört, hat Krauß das Manuscript und Bildermaterial zu einem Werke über Graz, der Vollendung nahe, zurückgelassen. Hoffentlich findet sich eine geeignete Persönlichkeit, die das Buch fertigstellt. Wir haben ja Mangel an erschöpfenden Werken über die so stolz aufblühende Stadt.

Die Liebe Ferdinand Krauß' zu unserer Steiermark war grenzenlos. Das ist keine Übertreibung. Unsereiner ist auch kein Heimatsverächter, aber in der Begeisterung ausschließlich für die grüne Mark war mit ihm platterdings nicht zu concurrieren. Die steirischen Naturschönheiten, das steirische Volk, die steirischen Sitten und Gebräuche, die steirische Kunst, das steirische Schriftthum, kurz alles, was steirisch war, umfaſste er mit einer abgöttischen Liebe, die nicht bloß in der Begeisterung des Wortes, sondern auch, wie schon angedeutet, in großer Opferfreudigkeit zum Ausdrucke kam. Vielen steirischen Künstlern hat er in ihrer jungen Zeit der Namenlosigkeit die Wege geebnet, das Publicum für sie unermüdlich zu interessieren gesucht. Unser Meister Hans Brandstetter verhehlt nicht einen Augenblick die Dankbarkeit für Ferdinand Krauß, welcher einer der ersten, vielleicht der erste war, der einst den jungen Künstler in seiner ganzen Bedeutung ahnte und öffentlich bekannte. Auch der Schreiber gegenwärtiger Zeilen wüſste aus Erfahrung zu sagen von diesem Kameraden, der in gewöhnlichen Zeitläuften gerne zurückstand und sich den Beweisen der Liebe entzog, während er zu rechter Zeit auf dem Posten war, um unermüdlich und mit aller Energie für den Freund zu wirken. Anhänglichkeit, Treue, Pietät, das waren die besonderen Merkmale dieses warmherzigen Menschen.

In unser aller Namen, im Namen der Steiermärker, glaube ich dankbar ein Ehrenkränzlein niederlegen zu dürfen auf sein frisches Grab.

Graz, am 16. April 1898.

Peter Rosegger.

Wie soll der Lehrer die Schüler behandeln?

Von einem Volksschullehrer.

Schon einmal hat der „Heimgarten“ über Franz Mohaupts pädagogisches Buch „Allerlei Hobelspäne“ (Böhm.-Leipa. Johann Künstner. 1897) gesprochen. Ich glaube, dass es unsere Lehrerschaft freuen dürfte, wenn neuerdings ein Hinweis auf das Werkchen erfolgt und mit freundlicher Genehmigung ein Auszug aus demselben geboten wird. Der gewählte Gegenstand ist so interessant als wichtig, auch Eltern und Kinderfreunde werden hinhorchen, was über die Sache, wie der Lehrer und Erzieher die Kinder behandeln soll, ein gewiegter Schulmann zu sagen hat.

Mohaupt sagt in seiner Abhandlung Folgendes:

Nicht selten hört man erzählen, es gebe schneidige Vertreter mancher Berufskreise, z. B. Officiere, Postbeamte u. s. w., welche durch ihr Auftreten die Frage heraufbeschwören: „Ja, sind denn die unseretwegen da, oder wir ihretwegen?“ Einem Lehrer, der etwa meinen sollte, die Kinder pilgern tagtäglich seiner theuern Person wegen zur Schule, kann ich mir gar nicht denken, und doch behaupten böse Zungen, dass es solche Käuze gebe. Sollte dies wahr sein, so brauchte ich doch nicht zu fürchten, mit solch schneidigem Mitgliede unseres Standes übers Kreuz zu kommen. Also dass ich's nur heraussage: Ich meine, wir Lehrer seien der Kinder wegen da! Und nur mit denen, die sich ebenfalls zu dieser altväterischen Auffassung bekennen, will ich weiterplaudern.

Streng soll der Lehrer sein. Über diesen Punkt braucht es vieler Worte nicht. Die Strenge ist im Interesse der nöthigen Disciplin gelegen. „Eine Schule ohne Zucht ist eine Mühle ohne Wasser.“ Die kann nicht mahlen, und ein Lehrer, der keine Zucht unter seinen Kindern hält, kann nicht unterrichten. Das ist so gewiss, als zwei mal zwei vier ist. Will ein Lehrer seine Classe in Rand und Band halten, so muss er gebieten und verbieten. Er thue aber beides mit weiser Mäßigung! Wer zu viel gebietet und verbietet, bindet sich selber eine Ruthe, denn er muss jede Übertretung folgerichtig auch strafen. Und unsere Strafmittel sind ja so beschränkt. Daraus folgt: Jeder Lehrer gehe sehr genau mit sich zurathe, ehe er ein Gebot oder Verbot ausspricht! Ist ein solches einmal dem Gehege seiner Zähne entschlüpft, dann heißt

es, es auch aufrechterhalten — durch Strafen! Diese Mahnung möge sich jeder Anfänger im Lehramte gut hinter das Ohr schreiben. Besonders gilt dies bezüglich der Androhung von Strafen. Nicht selten werden in der Erregtheit Strafen angedroht, die man bei ruhiger Überlegung gern zurücknehmen möchte. Die Consequenz aber erlaubt das nicht! Richtig angewandte Consequenz[1]) ist überhaupt ein gewaltiges Zaubermittel der ganzen Erziehung! Bei den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen fällt die Hauptaufgabe der häuslichen Erziehung der Mutter zu. Der Vater muss dem Brote nachgehen und hat daher wenig Zeit, sich um Kindererziehung zu kümmern. Was sehen wir aber alle Tage? Jene Mütter, die am meisten an ihren Kindern herumcommandieren, erzielen die schlechtesten Resultate. Mütter dagegen, die wenig sprechen, wenig anordnen, aber consequent auf ihren Anordnungen bestehen, werden der Schule in der Regel Kinder zuführen, die des Lehrers Freude und Lust bedeuten! Deshalb ist auch der Lehrer, welcher mit wenigen Anordnungen sein Auskommen findet, in meinen Augen der beste Disciplinhalter. Lehrer und Mütter, welche jeden Übertretungsfall durch einen langen Sermon, eine lange „Salbaderei" austragen zu müssen glauben, sind nichts weniger als Erziehungskünstler.

Hier sei mir auch ein Wort gestattet über die Art, wie Kinder auf solche Vorstellungen reagieren. Manche hören sich solche Standreden an mit einem Gesichte, auf dem deutlich geschrieben steht: „Du predigst mir lange gut; zu einem Ohre hinein, zum anderen wieder hinaus!" Andere wieder zerfließen sofort in Thränen. Die liebe Mama wird durch diesen Anblick nun selbst gerührt und glaubt, zu weit gegangen zu sein und das Herzpünkelchen rascheſtens wieder versöhnen zu müssen durch allerlei Liebesbezeigungen. Hingegen gibt es wiederum Kinder, besonders Knaben, welche den Schmerz der Muter, des Lehrers gar wohl empfinden, aber zufolge des Temperamentes es als eine Schwäche betrachten würden, irgend welche Ergriffenheit sehen zu lassen. Ich hatte einen Zögling, der, wenn er gerügt wurde, sofort anfieng, mit den Kaumuskeln zu arbeiten; es schien, als ob er — bei fest zusammengekniffenen Lippen — etwas besonderes Hartes, Unschmackhaftes äße — so spielten seine Kaumuskeln! Er galt dieserwegen als besonders verstockt; ich kannte ihn besser und stellte ihm nur dringend vor, er möge seine Gesichtsmuskeln beherrschen lernen, da er nicht immer Vorgesetzte haben werde, die diese Bewegungen richtig deuten würden. Ich war überzeugt, dass er während der Standrede mehr Reue empfand, als so manches „Thränenkrüglein", welches bei dem kleinsten Tadel gleich ganze Pfützen weinte! In jenem steckt ein

[1]) Man kann nämlich auch nach der falschen Seite hin consequent sein. Dies thut z. B. der Eigensinnige, der Trotzkopf!

ganzer Mann, der auch in Wettern standhalten wird[1]) — dieses ist ein schwankes Rohr, welches von jedem Winde hin- und hergebogen werden wird. Junger Amtsgenosse, lege also den Thränen keinen zu großen Wert bei und verurtheile den thränenlosen Sünder nicht schon deshalb, weil er eben — zu weinen sich geniert![2])

Gerecht soll der Lehrer sein! Dies wird er dann sein, wenn er sich stets in die Lage des Kindes versetzt, das er gerade abzuurtheilen hat. Ein Kind hat die fällige Aufgabe nicht gebracht. Höre seine Entschuldigung an! „Die Mutter war krank, und ich musste ihr verschiedene Gänge besorgen." Das entschuldigt! „Wir hatten gestern Besuch! deshalb konnte ich meine Aufgabe nicht schreiben." Kann das Kind dafür? Gewiss nicht. Hält diese Entschuldigung stand vor der Forderung, dass jeder Schüler seine Aufgabe zur festgesetzten Zeit fertig haben soll? Gewiss nicht! Ist das Kind zu strafen??? Hierüber dürften die Meinungen auseinandergehen. Nachdem das Kind thatsächlich die Aufgabe zu Hause nicht arbeiten konnte, verdient es sicherlich keine Strafe; aber ich — der Lehrer — muss die Aufgabe haben; deshalb werde ich das Kind die Aufgabe nach der Schule arbeiten lassen, im Wiederholungsfalle Fühlung mit dem Elternhause nehmen und auf diesem Wege Wandel zu schaffen suchen.

An dieser Stelle muss ich auch Erwähnung thun der Hefte, welche in der elterlichen Behausung durch den zur stehenden Redefigur gewordenen „kleinen Bruder" oder auch durch ein in literarischen Dingen weniger bewandertes Dienstmädchen zu Schaden kommen. Besonders der „kleine Bruder" erklingt so oft vor dem richterlichen Ohre des Lehrers, dass dieser Mühe hat, sein Schmunzeln zu verhalten. Hier sei gestanden, was für Wandlung ich selber durchgemacht habe, seit ich in der Schulstube stehe: ich war ein anderer als lediger Mensch — streng und gerecht, aber nicht leicht geneigt, zu entschuldigen; ich wurde ein anderer, als ich geheiratet hatte; ich war wiederum ein anderer, nachdem ich das erstemal Vaterfreuden erlebt hatte — und noch eine Läuterung musste ich durchmachen: seit Gott uns liebe, vielversprechende Kinderlein genommen, seither sehe ich die fremden Kinder, die in der Schule vor mir sitzen, gleichsam durch eine ganz andere Brille an, eine Brille, deren Gläser mir vieles, vieles in milderem Lichte erscheinen lassen. Drum stimme auch ich in die Forderung ein: Jeder Lehrer soll heiraten! und in weitere: Stellt ihn aber so, dass er eine Familie erhalten kann!

---

[1]) Vorausgesetzt, dass er nicht in Verhältnisse geräth, welche seine Selbsterziehung ungünstig beeinflussen.

[2]) Ähnlich verhält es sich mit dem Erröthen. Nicht jeder, der leicht erröthet, ist schamhaft; und einen Jungen, der bei scharfem Tadel nicht sofort bis unter die Scheitelhaare erglüht, für alles Ehrgefühles bar zu erklären, ist ein arger erzieherischer Missgriff.

Der Lehrer aber, welchem es einmal gelungen ist, die Kinder zu der Überzeugung zu bringen, dass er sie lieb hat, der hat gewonnen Spiel; seine Liebe zu den Kindern wird ihn auch den richtigen Takt finden lassen, mit welchem Vorfälle zu behandeln sind, die ihrer Natur nach zarter und vorsichtigter angefasst sein wollen. Gewiss könnte so mancher Director, mancher Inspector Beispiele von solchen Fällen erzählen, die ihm schwere Stunden bereitet haben, weil er den verfahrenen Karren im Interesse der Schule wieder ins richtige Geleise zu bringen hatte — Vorfälle, die dem Unbetheiligten ein Kopfschütteln abnöthigen, weil man sich sagen muss, das hätte der betreffende College wirklich weniger ungeschickt zu machen brauchen. Und solche Sachen passieren nicht immer bloß jungen Brauseköpfen, Anfängern im Amte. — Der Laie ist in solchen Fällen meistens rasch fertig mit seinem Verdammungsurtheil. Doch gibt es vernünftige Eltern genug, welche unverhohlen eingestehen, sie hätten die Geduld nicht, Lehrer zu sein. Es ist unbestreitbar, dass sehr viel Geduld dazu gehört, durch die vielen Schwächen und Fehler der Kinder, gegen die der Lehrer Tag für Tag anzukämpfen hat, sich nicht aus dem Häuschen bringen zu lassen. Zudem ist es richtig, was die Weisheit auf der Gasse sagt: „Niemand kann aus seiner Haut heraus!“ Also auch der Lehrer nicht! Wer ein rasches Temperament hat, eignet sich weder zum Lehrer der Kleinsten, noch der Größten; er wird am besten mit der Mittelstufe fertig werden. Die Kleinen verschüchtert er, und die Großen? Ei nun, unter denen gibt es immer welche Subjecte, denen es eine „Hetz“ macht, den jähen Lehrer „steigen zu lassen“! Am einfachsten und sichersten geschieht dies durch Renitenz. Diese Fälle bringen den Lehrer in die größte Gefahr, sich zu übereilen.

Ich halte mir im Verkehre mit meinem Schülern folgende Grundsätze vor Augen:

Was du nicht wolltest, dass deinem Kinde einmal geschähe, das füge auch den Kindern anderer Leute nicht zu!

Dieser Punkt spricht für sich selbst. Man könnte ihn anders auch so stilisieren: Richte deine Wirksamkeit in der Schule so ein, als wenn die Eltern all deiner Schüler unter den offenen Fenstern der Classe ständen — dass also die Eltern von jedem Worte, welches dein Mund spricht, von jeder Bewegung, welche deine Hand vollführt, Wissenschaft haben dürfen! Dann wird es dir nicht im Traume einfallen, von volksthümlichen Schmeichelreden, wie z. B. „Du Gauner!“ „Du Galgenstrick!“ „Du Mistbub!“ „Ihr seid eine Bagage!“ — „Sie Balg!“ „Sie Fratz!“ „Sie Gans!“ „Ihr dummen Menscher!“ u. a. m. in der Schule Gebrauch zu machen; dann wird dir z. B. bei wiederholtem Zuspätkommen eines Schülers (einer Schülerin) niemals eine die Familienwirtschaft betreffende Bemerkung entschlüpfen, deren Wiedergabe zuhause

vielleicht unerwünscht sein könnte; dann wirst du gewiss keine Spitznamen, aber auch keine Namensverdrehungen gebrauchen, und was dergleichen einem geärgerten Menschen, der im Grunde genommen doch auch nur ein Mensch ist, eben alles ungeschickterweise über die Lippen schlüpfen kann. (Diese Seite der Betrachtung wird bedauerlicherweise bei Beurtheilung solcher Fälle meist außeracht gelassen — besonders seitens der in ihrem Kinde beleidigten „Herren" Eltern!)

Erblicke in jedem Schüler bereits eine ganze Persönlichkeit!

Unser österreichisches Strafgesetz macht einen großen Unterschied, ob der Unrechtthäter das vierzehnte Lebensjahr erreicht hat oder nicht. Der Lehrer aber befindet sich in einem ganz anderen Falle als der Strafrichter. Ich bin in langen Jahren zu der Überzeugung gekommen, dass der Lehrer jeden seiner Schüler als vollkommen integre Person betrachten muss. Der Charakter dieser Person — oder sagen wir besser: dieses Persönleins! — ist gewiss noch nicht fertig und noch zu bilden; daran muss ja eben der Lehrer mitarbeiten! Aber dieses „Persönchen" ist doch schon eine moralische Einheit, ein Ganzes für sich! Der Volksmund bestreitet dies, wahrscheinlich im Hinblicke auf die Anzeigeformel: „Kinder zahlen die Hälfte!" Wenn er ausdrücken will, dass so ein Schulkind noch nicht voll zu nehmen ist, so heißt es einfach: „Ach, bitt' Sie, so ein Lausbub, so ein Rotzbub . . .!" Er wendet diese Prädication aber auch auf Menschen an, die ihre Schulpflicht schon längst vollendet haben — ein Beweis, dass diese meine Auslegung richtig ist! Ich aber wiederhole: Ein jedes Schulkind ist bereits eine Ganzheit für sich und hat — darauf lege ich besonders Gewicht — bereits das Vollgefühl einer auch vor dem Gesetze vollberechtigten Persönlichkeit! Es urtheilt bereits ganz richtig, wenn es sich auch sprachlich noch lange nicht so klar ausdrücken kann: „Der A behindert mich in der Entfaltung meines Willens (der kann selbstverständlich noch eine recht unmoralische Richtung haben, da die ethische Grundlage noch nicht vorhanden sein muss!). Der A ist mir also feindlich gesinnt; der muss mir's entgelten! dem werde ich's eintränken!" Wir sehen: Die „Jungen" zwitschern ganz so, wie sie's von den „Alten" hören! Nehmen wir umgekehrt den Fall, ein Kind könne es zuhause seinen Eltern nie recht machen, erhalte mehr Schläge als zu essen. Nun kommt es in die Schule. Der Lehrer beurtheilt es gerecht, erkennt sein Streben, seine Leistungen an. Das Kind sagt sich: „Also bin ich doch noch zu etwas nütze?!" Es gewinnt Selbstvertrauen, es gewinnt Lebensmuth, und der Lehrer — der erste Mensch, welcher ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ — gewinnt in seinen Augen den Nimbus eines Erlösers, ja des Heilands selber!

Fällt ein Kind einmal, so befördere es nicht etwa durch einen gnädigen Fußtritt ganz in die Gosse, sondern richte es auf!

Wer einmal im Leben etwas Schlechtes begangen hat, dem trauen seine liebevollen Mitmenschen sofort alles mögliche Schlechte zu. Darf dies der Lehrer auch thun? Nein, und abermals nein! Zwar sagt das Sprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, wenn er auch gleich die Wahrheit spricht!“ Das wird sogar in Lesebüchern verarbeitet. Ich hasse diese bekannte Geschichte. Wenn diese Theorie richtig ist, dass, wer einmal einen Fehlschritt begangen hat, immer wieder fallen muss, dann wäre die Welt eine große Gemeinde von Verbrechern. Lombroso hat zwar geradezu Schule gemacht mit seinen Ansichten über das Verbrecherthum, aber der Lehrer darf sich auf diesen Standpunkt nicht stellen. Der Lehrer muss sich im Gegentheile sagen: Wenn das Kind wirklich einmal gefehlt hat, so will das noch nicht viel bedeuten. „Der Gerechte fällt des Tages 99mal.“ Wenn ein Kind den Lehrer einmal belogen hat, so hat der Lehrer noch lange kein Recht, das Kind ein- für allemal als Lügner abzustempeln (wie es ähnlich mit den Galeerensträflingen geschah)! Er wird dem Kinde vorstellen, wie hässlich die Lüge sei, aber er wird aussprechen, dass er fest daran glaubt, das Kind werde nun nicht mehr lügen! Ein anderes Beispiel: Wenn ein Kind selten seine Sache kann, so darf der Lehrer, wenn es wieder einmal nichts trifft, nicht sagen: „Na, ich hab' mir's ja gedacht, dass du wieder nichts treffen wirst! Du bist und bleibst halt ein Esel!“

In allen schwereren Fällen sage dir vor: „Nicht gleich strafen! Erst beschlafen!“

Im ersten Augenblicke des Geschehens erscheint uns eine Missethat immer größer als nachher, wenn man es ruhig überdenkt. Besonders diejenigen Erzieher, welche ein rasches, hitziges Naturell haben, sollen sich angewöhnen, in solchen Fällen dem Kinde zu sagen: „Du meldest dich morgen um eine Strafe!“ Und es wird vielleicht ganz ersprießlich sein, dem Kinde, wenn es sich morgen meldet, noch einmal dasselbe zu sagen! Auf gar lange aber schiebe die Strafe nicht hinaus, denn in der Ungewissheit über die Art und Größe der zu erwartenden Strafe liegt ja selbst schon eine Buße. Bei gar zu empfindsamen Kindern aber wende dies Mittel überhaupt nicht an; das wäre für diese eine wahre Folter und könnte das Kind geradezu in Sinnesverwirrung stürzen! Die Folgen hättest dann du zu tragen! Also Vorsicht nach zwei Seiten hin: nicht zu schnell strafen, aber die Strafe auch nicht zu lange hinausschieben!!![1])

Da ich gerade von Sinnesverwirrung spreche, will ich über diesen Gegenstand gleich noch einige weitere Worte verlieren. Es kommt gar nicht selten vor, dass ein Kind etwas Strafwürdiges begeht, aber unter

---

[1]) Selbstverständlich bestreite ich hiemit nicht im mindesten, dass es auch Fälle gibt, in denen es angezeigt erscheint, der That die Strafe sofort folgen zu lassen. Aber auch da Vorsicht, doppelte Vorsicht!

so bewandten Umständen, dass man bei ruhiger Abwägung derselben sagen muss: In dem Augenblicke, als es dies that, war es nicht bei Sinnen (nicht zurechnungsfähig)! Solche Vorfälle darf man nie mit groben Händen anfassen. Ich strafe in Fällen, wo offenbare Sinnesverwirrung vorliegt, nie! Nur muss man auch sicher sein, dass man es mit keinem Simulanten zu thun hat! Nachstehend seien zwei Fälle von Sinnesverwirrung mitgetheilt, die mir in allerjüngster Zeit vorgekommen sind.

Zögling St., sieben Jahre alt, kaum drei Käse hoch, hatte kurz vor der Zehnuhrpause aus lauter Dummheit in aller Stille eine kleine Wasserkunst losgelassen, welche lustig das Weite suchte. Während der Classenlehrer die Externisten vors Hausthor führte, rückten die anderen paar Zöglinge der ersten Classe dem kleinen St. ganz nahe zuleibe und spotteten ihn tüchtig aus. Darüber gerieth der kleine Stöpsel derart außer sich, dass er einfach seinen Federstiel in die Faust nahm und mit der Feder die Köpfe der nächst erreichbaren Bedränger bearbeitete. Einige laufen weg, um das dem Lehrer zu melden. St. läuft auch davon, wirft sich, als er geholt werden soll, zur Erde, schlägt um sich, kratzt, beißt und brüllt wie ein wildes Thier. Der Lehrer trägt ihn in die Classe, in welcher er die dritte Unterrichtsstunde zu geben hat, und setzt seine Fracht in einer freien Schulbank ab. Der Junge sitzt finster brütend da, hält aber doch Waffenstillstand. Auch beim Mittagessen gieng's noch. Nach dem Essen aber, in der Schulclasse oben, erwischt er urplötzlich wieder eine Federlanze und holt zu gewaltigem Stiche gegen seinen eigenen Augapfel aus. Einige größere Zöglinge, die den kleinen Excedenten scharf beobachtet haben, fallen ihm in den Arm und lassen mir sofort Meldung zukommen. Ich eile hinunter, führe ihn in meine Wohnung, setze ihn auf einen Sessel vor die Kanarienvögel, lese still meine Zeitung weiter und beobachte ihn dabei. Er hängt seitlings am Sessel, sich mit dem linken Vorderarme die Augen überdeckend. So sitzt er unbeweglich eine geschlagene halbe Stunde. (Wer möchte ihm das nachmachen???) Inzwischen schien die Sonne so freundlich ins Zimmer herein — gerade auf den Buben! — der Harzer sang sein bestes Lied, unser Kind legte Bilder und farbigen Flitter neben ihn auf den Sessel, und endlich fieng er an, unter dem Ärmel aufzublinzeln: nach mir, nach dem Vogel, nach den Bildern. Nach geraumer Zeit gab er endlich den Arm herunter, verblieb aber im übrigen in seiner statuenhaften Stellung. Als ich überzeugt war, dass er sich vollständig beruhigt habe, fragte ich ihn, ob er denn zu Hause (er war erst vor kurzem ins Institut eingetreten!) auch solche Sachen aufgeführt habe? „Nein!" Von wem er denn gelernt habe, mit der Feder herumzustechen? „Von niemandem!" Ob er das noch einmal thun wolle? „Nein, nein!" Und nun hieß ich ihn seine Bilder auf-

nehmen und führte ihn wieder unter die anderen Zöglinge, denen strengstens verbietend, ihn je wieder einmal zu necken. Und der Zwischenfall war abgethan!

Ein anderer Fall: Zögling H., dreizehn Jahre alt, ein guter Junge, aber leichtsinnig, hat ein Jahr eine Mittelschule besucht, aber nicht gutgethan, ebenso wenig nachher in der Bürgerschule. Seine Eltern sind den ganzen Tag außer Hause beschäftigt. Es gelang ihnen, den Jungen gegen Zahlung im Waisenhause unterzubringen, damit er in strammer Zucht sei und sich wenigstens ein anständiges Entlassungszeugnis der Volksschule erwerbe. Montag war der Junge eingetreten. Die ganze Woche verlief, ohne dass er sich anders als in günstiger Weise bemerkbar gemacht hätte. Den Sonntag darauf, da mehrere Zöglinge zu Angehörigen beurlaubt worden, meldet auch er sich zum „Ausgange". Ich sage: „Liebes Kind, ich darf dich nicht früher beurlauben, als bis du von den Eltern ausgebeten wirst. Deine Eltern werden ja gar nicht einmal zu Hause sein. Warte, vielleicht holt dich nachmittag jemand ab!" Nachher laufen die Zöglinge lustig im Garten umher; er auch, aber nicht mit den anderen, sondern allein und abseits, und im Nu ist er auf einem niedrigen Dachel oben, welches sich an die Gartenmauer anlehnt, und mit einem gewagten Satze über die Mauer hinaus auf der Gasse! Das Gassenniveau liegt aber viel tiefer als das des Gartens. Der liebe Ausreißer mag also nicht schlecht unten angelangt sein, aber: „schnell sprang ich wieder auf die Füße und nur weiter die Gasse fort — nach Hause — denn mir war so bange nach meinen Eltern und den Brüdern, und ich wusste nicht, was ich that!" So war es sicherlich, denn durch Augenzeugen ist bestätigt, dass er gerade in der entgegengesetzten Richtung davongaloppierte, als in der nach dem Elternhause. Endlich hat er aber doch die richtige Richtung gefunden, aber er getraute sich nicht in die elterliche Wohnung, denn er war ohne Kopfbedeckung und ohne Überrock. Er versteckte sich also in einer im selben Hause eingemieteten Schulclasse, aber nach einigen Stunden trieben ihn Hunger und Kälte denn doch in das elterliche Heim. Bald war er auch wieder im Institute eingerückt. Ich ließ mir von ihm den ganzen Hergang haarklein erzählen und sagte nur: „Na, da hast du was Rechtes von der ganzen Geschichte gehabt! So dumm zu sein! Hättest ja alle Knochen brechen können! Ich hoffe, du wirst so was Dummes in Zukunft nicht mehr unternehmen!" Und das versprach er auch unaufgefordert hoch und theuer, und nach meinen langjährigen Erfahrungen sollte es mich groß wundern, wenn er dies sein Versprechen nicht hielte.

Ganz besonders gefährlich für den Lehrer sind Fälle von grober Renitenz!

Wenn ein Schüler sich erfrecht, den Lehrer persönlich zu beleidigen, so lege dieser den Schülern die Schlechtigkeit und Grundlosigkeit dar,

welche darin liegt, sehe aber, wenn möglich, von einer Bestrafung ab. Straft der Lehrer in solchem Falle, so hat das immer den Beigeschmack persönlicher Rache und stimmt einen Theil der Schüler gegen den Lehrer. Sieht er aber von der Bestrafung ab, so steigt er in den Augen der ganzen Classe — und der Eltern! Junger Amtsbruder, merke dir das!

Wenn der Lehrer einem Kinde Unrecht gethan hat (wissentlich und absichtlich wird er es ja nie thun!), so sage er ihm einige freundliche Worte der Entschuldigung! Dies ehrt ihn in jeder Hinsicht und ist keine Wegwerfung, sondern wird ihm vielmehr die Herzen aller seiner Schüler im Sturme erobern!

Kinder klagen gern. Man nennt dies mit Vorliebe „klatschen“. Manche Lehrer sind gewohnt, solche Klagen ironisch oder barsch zurückzuweisen. Dem stimme ich nicht bei. Wenn dies geschieht, so werden dadurch die Kinder abgehalten, auch wirklich strafbare Fälle, aus denen noch größere Verwicklungen entstehen können, rechtzeitig zur Meldung zu bringen. Ich bestrebe mich vielmehr, womöglich durch gemüthliche Erledigung solcher leichteren Fälle deren Wiederholung vorzubeugen. Zögling F. klagt, dass der H. ihn so sehr geschlagen habe. „Hat’s wirklich sehr weh gethan?“ frage ich. Nach einiger Überlegung (natürlich muss er erst darüber nachdenken — so etwas weiß man doch nicht sofort!) sagt er: „Nein!“ Nun siehst du, mache dir nichts daraus! H., komm du her! Hast du denn auch den F. um Verzeihung gebeten?“ Pause. „Nein!“ „Gleich wirst du’s thun — ich will es sehen und hören!“ Da stehen nun die beiden Männlein, schauen einander dummschmunzelnd an und wissen vielleicht gar noch nicht einmal, wie man so etwas macht — bis ich’s ihnen zeige! Heute beklagte sich ein kleiner Zögling, dass ihn ein großer vom Schlitten heruntergestoßen habe. Ich entschied: „Also wirst du ihm sagen, er soll sich auf den Schlitten setzen, und du sollst ihn jetzt in den Schnee werfen — dass ich es befohlen habe!“ Vom Fenster aus überwachte ich den Vollzug dieses Rechtsspruches, und der Gerechtigkeit war unter allgemeiner Heiterkeit Genüge geschehen, ohne dass weitere Verwicklungen daraus zu gewärtigen wären, denn die Zöglinge wissen, wo bei mir der Scherz aufhört und der Ernst anfängt.

Gegensätze in England.

Da bei uns England immer noch in vielfacher Beziehung als Vorbild gilt, oder auch als Versuchshof, wo man Systeme probiert, an die wir uns vorläufig noch nicht heranwagen, so wenden wir von Zeit zu Zeit gerne einen Blick dahin.

Ein deutscher Reisender, Julius Werner, hat uns „Aus dem Lande der Gegensätze" Englische Reisebriefe [1]) zugehen lassen, denen wir die zwei folgenden, besonders bezeichnenden entnehmen.

I.

Bekanntlich ist London die größte Stadt der Welt; aber es ist eigentlich mehr eine kleine Welt als eine große Stadt. Und wenn man London, diese mit Häusern bedeckte Provinz, noch eine Stadt nennen will, so erscheint es als das Ninive der Neuzeit, als die Großstadt par excellence, als ein concentriertes Spiegelbild der heutigen Culturwelt. Denn was die Gegenwart auszeichnet, ist neben dem Großbetrieb und dem Großcapital das, was mit beiden eng zusammenhängt: die Großstadt. Nirgends kann man aber das riesenhafte lawinenartige Anwachsen einer Stadt so deutlich und in mancher Hinsicht erschreckend wahrnehmen, als in der Geschichte Londons. Von der Königin Elisabeth wird erzählt, dass sie, von ihren Staatsgeschäften ausruhend, sich das Vergnügen machte, in ihren Gärten vor dem „Holborn Hill" mit den Kindern der Hofgesellschaft Erdbeeren zu pflücken. Das war vor dreihundert Jahren. Jetzt bildet der einst vor den Thoren Londons gelegene Platz idyllischer Landeinsamkeit einen Brennpunkt des inneren Stadtverkehres. Ja da, wo noch vor drei Jahrzehnten wallende Kornfelder, duftende Wiesengründe und weidende Viehherden das Land bedeckten, erheben sich jetzt Fabrikanlagen, Warenhäuser oder auch Villenstädte. London zählte mit Einschluss der Vorstädte im Jahre 1800 rund 900.000 Einwohner und nach der letzten Volkszählung nicht weniger als 5,900.000. Diese Sechsmillionenstadt scheint in mancher Beziehung bereits an die Grenzen ihres Wachsthums gelangt zu sein. Nicht nur bietet die Verproviantierung der Stadt, zu deren Bewältigung ganze Arbeiterarmeen thätig sind,

[1]) Dessau. Paul Baumann.

merkliche Schwierigkeiten, sondern in manchen Stadttheilen ist eine Steigerung der Verkehrsmittel bereits zur Unmöglichkeit geworden. Die 2000 Eisenbahnzüge, welche neben 12.000 Droschken und 1300 Omnibussen und zahllosen Pferdebahnlinien den täglichen Personenverkehr in der Stadt vermitteln, fahren in dem knappsten Abstand, der gesetzlich und technisch überhaupt noch zulässig ist. Auch die Omnibus- und Pferdebahngesellschaften können auf den verkehrsreichsten Linien weitere Wagen nicht einstellen, weil jetzt schon die Masse der Fahrzeuge zu gewissen Stunden und an gewissen Stellen um die Mittagszeit, sich zu einem schier unentwirrbaren Knäuel aufstaut. Ein Amerikaner hat kürzlich die Zahl der Pferde, welche eine Straße der City, die Cheapside, tagsüber passieren, auf 12.000 festgestellt. Auf der Station „Earls Court" verkehren in der Zeit von morgens fünf bis nachts ein Uhr rund 800 Züge der Stadtbahn. Diese Zahlen vergegenwärtigen das Erstaunliche eines Verkehrs, dessen Linien auf der Erde, unter der Erde, ja unter dem Wasser der Themse und über die Dächer hinziehen.

Die tiefgreifenden, oft ebenso tragischen wie komischen Gegensätze, welche das moderne Leben überhaupt, und das englische Leben im besonderen beherrschen, finden in London eine glücklicherweise anderswo nicht in gleicher Art vorkommende Gewalt und Schärfe. Das darbende Elend grenzt unmittelbar an den berauschenden Reichthum. In den Warenhäusern an den Docks, diesen Riesenbassins, wo die Schiffe aller Herren Länder zusammenkommen und die Mastbäume wie ein laubloser Wald in die Wolken ragen, da sind, so kann man ohne Übertreibung sagen, die Schätze einer halben Welt, Landesproducte und Industrieerzeugnisse aller Art, aufgespeichert. Und um die Thore dieser Docks drängen sich täglich Tausende von Arbeitslosen, welche den Kampf ums Dasein um den Preis einer Brotrinde kämpfen. Die vergoldeten Zinnen des Parlamentsgebäudes und die Thürme von Westminster, dieser herrlichen Kathedrale und denkwürdigen Ruhmeshalle, schauen nach Süden auf ein verrufenes und elendes Quartier herab. Wenn man als Ganzes das Ostend mit dem Westend vergleicht, ergibt sich ein äußerlich nicht minder überraschender Gegensatz. Im Ostend mit seinen stundenlangen eintönigen Straßen, seinem betäubenden Gewühl, seinem Fisch- und Ölgeruch, ist des Anmuthigen nur wenig. Im Westend, mit seinen blühenden Parks, seinen von Carossen und Reitern belebten Promenadenwegen, erreicht der Luxus nicht selten eine Höhe, welche an die sinnenberauschende Pracht des sinkenden Roms erinnert.

Wenn das Westend ein Paradies der Reichen genannt wird, ein Paradies, in dem übrigens auch der Teufel nicht fehlt, so das Ostend ein Fegefeuer für die Armen. Wenn das Westend an eine Stadt der Paläste wie Venedig erinnert, so das Ostend in einigen Quartieren an

die Stadt, über deren Eingangsthor der große italienische Dichter die Worte las: „Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung!" Noch immer wuchert in einigen Stadttheilen das sogenannte „Schweißsystem" (sweater-system). Diese Arbeitsausbeutung, welche sich als Hausindustrie oder besser Höhlenindustrie in den Hintergassen hält und sich nur zu leicht dem Auge des Fabrik- und Gewerbeinspectors entzieht, ist haarsträubend.

Während es noch vorkommt, dass Frauen und Mädchen, die in der Confectionsbranche beschäftigt sind, bei zwölfstündiger Arbeitszeit einen Taglohn von einem Schilling erhalten, ereignet es sich nicht selten, dass für ein renommiertes Rennpferd, mit dem man am „Derbytage" große Wetten macht, zweihunderttausend Mark bezahlt werden. Bei allen heroischen und auch vielfach erfolgreichen Versuchen zu socialem Ausgleich ist England doch das Land der extremsten Gegensätze. Die moderne Entwickelung erscheint im Bilde eines Keils, der nicht unter die Gesellschaft getrieben, sie im ganzen gleichmäßig gehoben hat, wie sich ein Wasserspiegel hebt, sondern wie ein Keil, der zwischen die Bevölkerung getrieben, eine kleine Minderheit zu berauschender Höhe emporgeschnellt, die große Mehrheit aber in den Tartarus bitterster Noth hinabgeschleudert hat.

Wie auf wirtschaftlich-socialem, so herrscht auch auf sittlich-religiösem Gebiet derselbe grelle Gegensatz. Man gewahrt überall in London Himmelshöhen und Höllentiefen, Großthaten und Unthaten, Heroen und Hallunken. Als sich der amerikanische Erweckungsprediger Moody unlängst in London von dem enthusiastischen Beifall einer nach Zehntausenden zählenden Volksmenge umrauscht sah, nannte er dies moderne Ninive die christlichste Stadt der Welt. Aber der General Booth singt uns ein anderes Lied von dem „dunkelsten England". Und wenn man sich die Zahl der Trinker, Diebe, der Arbeitsscheuen, der Spieler und der gefallenen Frauen vergegenwärtigt, so erscheint die schwärzeste Tinte noch nicht schwarz genug, um die Schatten zu zeichnen. Nirgends kann man so deutlich als in London verfolgen, wie gerade die Triebkräfte, welche den modernen Fortschritt ins Großartige gesteigert haben, zugleich auch den Abgrund gegraben haben, aus dem die Dämonen des Lasters, in schmutzigen Lumpen sowohl als in fashionabeln Gesellschaftsanzug, emporsteigen. Nicht nur in den Höfen und Seitenstraßen des Ostendes, dem internationalen Unterschlupf für russische Juden, französische Nihilisten, deutsche Anarchisten, dem Freihafen für alle Schiffbrüchigen, welche das Meer des continentalen Lebens an den britischen Nebelstrand verschlägt, nein, auch in den Hintergassen der äußerlich glänzenden Stadttheile sieht man Bilder des Grauens und Entsetzens, Opfer von Sünde und Noth. Und doch hat Moody nicht minder recht als Booth. In dem „dunkelsten England" strahlen die hellsten Sterne, im heidnischen London gibt's die christlichsten Werke. Schon äußerlich kennzeichnet sich das Bestreben, den Kampf gerade da

aufzunehmen, wo der Feind am stärksten ist. Wo die zahlreichsten Schankstätten sind, da baut man die meisten Kapellen, Betsäle, Missionshallen und Häuser, ja Paläste für Volksbildung und edle Volksvergnügungen. In dem Stadttheil, darin sich die Druckereien und Verlagsanstalten für die dem religiösen und politischen Umsturz dienenden Schriften und Zeitungen befinden, erhebt sich jetzt die Centralstelle für die Londoner Stadtmission, welche mit 500 Stadtmissionären und einem Jahresbudget von 1·4 Millionen Mark arbeitet. Nicht fern davon ist das Generaldepot der „Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft“, welche die heilige Schrift jetzt in 374 Sprachen druckt. In nächster Nähe das „Hauptquartier der Heilsarmee“.

Wenn in London, der Stadt der Gegensätze, sich nicht aus dem mit socialen Explosionsstoffen aller Art gefüllten Krater ein revolutionärer Feuerstrom ergießt, so scheint das ein Wunder.

II.

Die ländlichen Verhältnisse sind eine offene Wunde am englischen Staatskörper. Die durch Handel und Industrie erzielten Reichthümer vermögen auf die Dauer nicht die Verluste der Landwirtschaft aufzuheben. Grund und Boden bildet die natürliche Basis des Wohlstandes. Darum wird in jedem Staate die Hebung der landwirtschaftlichen Interessen ein Hauptaugenmerk der Staatsleitung bilden. In England aber ist die Landwirtschaft fast ganz von der Industrie verschlungen worden. Bedenkt man nun weiter, dass die commercielle Concurrenz des Auslandes, besonders Deutschlands, vor allem aber der Vereinigten Staaten, für England immer bedrohlicher wird, so eröffnet sich für die Zukunft keine günstige Aussicht, vorausgesetzt, dass die agrarischen Zustände nicht bald eine gründliche Umgestaltung erfahren. Um die Unhaltbarkeit der jetzigen Verhältnisse zu begreifen, sei nur an ein paar bezeichnende Thatsachen erinnert.

Mehr als ein Viertel des ganzen Landes, etwa 15 Millionen Acres, sind nicht oder doch nicht ausreichend bewirtschaftet. Die landwirtschaftliche Gütererzeugung in Großbritannien reicht kaum aus, um das englische Volk für drei Monate mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versorgen. Jährlich werden für 140,000.000 Lstrl. Lebensmittel von auswärts eingeführt. Der Grund dieser abnormen Zustände liegt in dem sogenannten „Landlordismus“, d. h. in der eigenartigen Großgrund- oder Latifundienwirtschaft. Mittlere unabhängige Besitzer, einen selbständigen Bauernstand, gibt es so gut wie gar nicht. Der gesammte Grund und Boden ist in Händen einiger weniger Landlords, deren Reichthümer sich in dem Maße mehren, als die Verarmung der Massen zunimmt. Da mit dem Grundbesitz Privilegien verbunden sind, welche durch bloßes Geld nicht erworben werden können, so verstehen sich die Großeigenthümer

nur schwer zum Verkauf. Zudem ist es auch nur mit dem Aufwand ungeheurer Mittel möglich, unbedingtes Landeigenthum zu erwerben, da nach dem Gesetz der Grund und Boden, mit allem was darauf gepflanzt oder gebaut ist, nach 99 Jahren an den ursprünglichen Besitzer, beziehungsweise dessen Erben zurückfällt; dieses („lease hold-")System ist in den Städten die Ursache eines an das Ausbeuterische grenzenden Häuserwuchers; auf dem Lande ist die Folge davon das Pächterwesen. Die Pächter müssen meisthin die hohe Rente bezahlen, wie in den Tagen, da die Landwirtschaft noch einträglicher war. Der Pächter oder Farmer sieht sich namentlich in ungünstigen Jahren genöthigt, seinen Betrieb möglichst einzuschränken; er spart vor allem an Arbeitskräften und verwandelt intensiv bewirtschaftete Felder in Weide- und Wiesenland, dessen Erhaltung weniger Arbeit erfordert als Ackerland. Nicht weniger als 200.000 Arbeiter sind auf diese Weise in den letzten Jahren von den Pächtern entlassen worden; sie sind natürlich in die Städte gezogen, wo sie den Industriearbeitern eine lästige Concurrenz machen.

Nach diesen Andeutungen ist es nur zu erklärlich, dass eine große Bewegung durchs Land geht, welche ihre Spitze gegen den Landlordismus richtet, die Kaufbarkeit von Grund und Boden verlangt, und namentlich an den Staat die Forderung richtet, den Arbeitern zum Ankauf kleiner Ackerparcellen behilflich zu sein. In diesem Punkte stimmen die Anhänger verschiedener Parteien überein.

Echt englisch geht alles zusammen, was in diesem einen Punkte dasselbe will: auch der Socialdemokrat und der Hochkirchler. Zur Begründung der Reformpläne werden, sofern sie sich nur wirksam erweisen, in geradezu naiver Unterschiedslosigkeit angeführt: Bibelstellen und radicale Zeitungsartikel, die Aussprüche orthodoxer Prediger und die Liederverse atheistischer Dichter.

Wie verschieden ist die äußere Physiognomie und die Stimmung der Bewohner! Der eine Landlord beispielsweise und sein Verwalter hat Herz und Verständnis für seine Leute. Die Arbeiter erhalten einen durchschnittlichen Wochenlohn von 15 Sh. Für eine wöchentliche Rente von 1 bis 2 Sh. haben sie ein freundliches Häuschen (cottage) mit angrenzendem Feld und Garten. Jede Cottage umfasst drei bis fünf Räume; Kasernensystem ist ausgeschlossen. Kinder unter zwölf Jahren dürfen nicht zu Feld- oder Industriearbeit verwendet werden. Die Frauen sind weit mehr als in unsern ländlichen Arbeitsverhältnissen ihrer Wirkungssphäre als Ehefrau und Mutter erhalten.

Ein „Reading room" (öffentliche Lesehalle und Volksbibliothek) bildet an Winterabenden die Stätte geselliger Zusammenkunft und belehrender Unterhaltung. Wohlorganisierte Clubs, an deren Leitung der Pfarrer hervorragenden Antheil nimmt, sorgen für billige Beschaffung

von Kleidern, Kohlen und Lebensmitteln. Sonntagsarbeit ist contractmäßig nicht erlaubt. Den Arbeitern wird in der Woche die freie Zeit zur Bestellung ihres Gartens und Feldes gewährt. — Derartige Zustände sind nicht das natürliche Ergebnis der Gesammtlage, sondern mehr durch persönliche Vorzüge einsichtsvoller Großgrundbesitzer bewirkte Ausnahmen; sie beweisen, dass bei schlechten äußeren Verhältnissen die Lage der Einzelnen vermöge der Einsicht maßgebender Personen erträglich, ja glücklich sein kann.

Leben und Glauben im Erzgebirge.

Von **A. Schwarz.**

Erzgebirge! Wer gedenkt nicht bei diesem Namen der unterirdischen Schätze, mit welchen dieses böhmische Bergland die harte Arbeit der Bergleute in früheren Jahrhunderten belohnte? Und heute? Kaum einige hundert Bergknappen finden in dem früher so erzreichen Gebirge Beschäftigung, und nur ausgedehnte Schutthalden, verfallene Stollen und Schächte, sowie zahlreiche Ortschaften, welche durch ihre Namen die Fundorte gewisser Metalle bezeichneten, geben Zeugnis von dem einstigen Bergsegen. Es sollen hier nur die Bergstädtchen Bleistadt, Kupferberg, Zinnwald, Graupen, und Dörfer wie Neuhammer, Christofhammer, Hohenstollen, Silberbach und Saifen genannt werden. Wer sich aber dieses Gebirge als ein verlassenes und ödes Stück Erde vorstellt, irrt sich gewaltig; denn die fleißigen Bewohner ringen in harter Arbeit dem kargen Boden verhältnismäßig hohe Erträge ab, und sind diese auch nicht imstande, die dichte Bevölkerung zu ernähren, so hat sich hier eine mannigfache Industrie eingebürgert, welche trotz vieler Veränderungen und Stockungen ausreichenden Verdienst schafft. Der Erzgebirgler ist nämlich imstande, sich den verschiedensten Erwerbsverhältnissen anzupassen, wie nicht gleich ein anderer Volkstheil. Geht das eine Geschäft nicht, so hat er wohl bald ein anderes gefunden, das seinen Mann nährt; aber nur dann fügt er sich den geänderten Verhältnissen, wenn er die heimatliche Scholle nicht zu verlassen braucht. Lieber nagt er am Hungertuche, als dass er in der Fremde Arbeit sucht, und wenn schon, so hält er es dort nicht lange aus. Und wahrlich! Jeder muss dieses herrliche Gebirge liebgewinnen, der die von klaren Gebirgsbächen durchflossenen und mit üppig grünen Wiesen besetzten Thäler durchwandert, oder die mit wohlgepflegten Forsten bestandenen Höhen hinansteigt, auf welchen der Torfarbeiter sein mühseliges Tagwerk verrichtet und von wo aus man

eine entzückende Fernsicht nach dem Innern von Böhmen und in das benachbarte Sachsen genießt. Und was dem Wanderer nicht minder gefällt, ist das heitere und zuvorkommende Wesen der Bewohner, welche dem Fremden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchen.

Wie schon erwähnt, ist die Hauptbeschäftigung der Erzgebirgler Ackerbau und Viehzucht. Manche Dorfansiedlungen weisen ein hohes Alter nach und sind viel früher entstanden, als die meisten Bergstädte. Auch hier haben die Ansiedler, die deutschen, ihren Charakter nicht verleugnet: inmitten des Grundbesitzes, oft auf einer Anhöhe, stehen die Bauernhöfe, so dass manche Dörfer eine große Ausdehnung haben. Bei dem früheren Holzreichthum des Gebirges ist es wohl selbstverständlich, dass der Bauer als Material zu seinem Wohngebäude das billigste, nämlich das Holz, nahm. Und so treffen wir noch viele Ortschaften zum großen Theil aus Holz gebaut an, welche sich neben den neuzeitigen, backsteinernen Gebäuden freilich etwas armselig ausnehmen, aber den großen Vortheil haben, dass sie im Winter hübsch warm halten, und aus größerer Fürsorge noch tüchtig mit Streu und Moos eingefüttert werden.

Das Wohnhaus besteht gewöhnlich aus einer Wohnstube und einer oder mehreren Kammern, welch letztere als Schlafstelle für das Gesinde und die erwachsenen Kinder benützt werden und den Vortheil für die Jugend haben, dass sie von den Alten des Nachts nicht so gut überwacht werden können, welcher Umstand aber der Sittlichkeit nicht immer förderlich ist. Den ersten Platz der Wohnstube nimmt der große Kachelofen ein, welchen hölzerne Bänke umsäumen, die im Winter ein gern gesuchter Platz sind. Der Raum zwischen der Feuerstelle und der Wand heißt die „Höll", der Lieblingsplatz der alten „Wawa" (Großmutter), hier wiegt sie ihre kleinen Enkel in den Schlaf oder erzählt ihnen des Abends Geschichten von „Hoimännern" und Berggeistern, welche das funkelnde Erz bewahren, oder starrt weltvergessen in die verglimmende Glut, der Zeit gedenkend, wo sie als junges Weib am Herde waltete. Der Hausfrau Stolz, das „Scherbrett" (Geschirrbrett) hängt an der Wand, in welchem das porzellanene und gläserne Geschirr, sowie die anderen Sachen zur Schau ausgestellt sind, die die dörflichen Festtage verschönen sollen. In der Ecke, in welcher der Tisch steht, befindet sich der Hausaltar, oft mit frommen Sprüchen geziert und des Nachts von einer Lampe beleuchtet. Denn der Erzgebirgler ist eine durchaus gottesfürchtige Natur, ohne jedoch bigott zu sein. Kleinere Bauernhöfe haben gewöhnlich Wohnhaus und Stall unter einem Dache, oft auch noch die Scheuer. Die Wirtschaftsgebäude größerer Besitzer schließen dagegen meistens einen geräumigen Hof ein. Die Noth der Zeit hat es jedoch mit sich gebracht, dass die Bauernhöfe nach und nach unter die Nach-

kommen getheilt wurden, so dass größere Besitzungen nicht häufig sind. Ja, bei mancher Wirtschaft hat sich diese Theilung bis auf das Wohnhaus und die Scheuer erstreckt, und man erkennt diese „halben" Häuser sofort dann, wenn der Besitzer der einen Hälfte sein Eigenthum in Ordnung hält, während der andere seinen Theil verwahrlosen läſst.

In dieser Umgebung kommt nun der junge Erzgebirgler zur Welt. Gewöhnlich schon am zweiten Tage wird das Neugeborene zur Taufe gebracht. Während das Kind außer dem Hause ist, darf die Wöchnerin in keinen Spiegel sehen, sonst wird es hoffärtig. Den Platz des Kindes in der Wiege nimmt das „Mangelholz" ein, wodurch verhütet wird, dass böse Geister ihm Ruhe und Schlaf rauben. Die Pathen des kleinen Christen sprechen aber, wenn sie denselben wieder in das Vaterhaus zurückbringen: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Christen bringen wir wieder". Der eigentliche Taufschmaus findet erst zum „Kirchgang" statt, bei welchem sich die Wöchnerin einsegnen läſst. Ihre Wiedergenesung wird mit Kaffee, Kuchen, Bier und Schnaps gefeiert, wobei selbstverständlich die Pathen des Kindes nicht fehlen dürfen, und Verwandte und Freunde mit Kuchen beschenkt werden.

Wenn das junge Menschlein gedeihen soll, so hat die Mutter gar vieles zu beachten. Beim Kirchengang hat sie wenigstens ein neues Kleidungsstück zu tragen, damit das Kind selbst Ordnung in seinen Sachen hält. In die Wiege wird ein Stück Brot gelegt; schimmelt dieses, so stirbt das Kind bald. Vor einem Jahre darf es in keinen Spiegel schauen, so fürchtet es sich. Ebenso dürfen ihm während dieser Zeit keine Haare und keine Fingernägel abgeschnitten werden, da man ihm sonst das Glück abschneiden würde. Sollen die bösen Geister keine Macht über den jungen Erdenbürger gewinnen, so muss er seinen Platz des Nachts bei der Mutter haben. Erscheinen beim Kinde die unteren Zähne zuerst, so bleibt es leben, im anderen Falle stirbt es bald. Hat es schon vor einem Jahre laufen gelernt, so läuft es ins Unglück. Wird ihm vor einem Jahre ein Kleid angemessen, so wächst es nicht. Im übrigen wird die hoffnungsvolle Jugend durchaus nicht verzärtelt, und das Barfußgehen bei halbwegs warmer Witterung ist allgemein.

Den erwachsenen Burschen und Mädchen ist auch hier der liebste Erholungsort der Tanzboden. Beim Klange eines „Blasbalges" (Ziehharmonika) wird „aufgeschwiedelt" bis in den frühen Morgen. Vierzeilige werden gesungen, deren Inhalt manche Beleidigung verursacht, für die sich aber die Getroffenen gleich an Ort und Stelle Genugthuung verschaffen. Hier werden Liebschaften geknüpft, die jedoch nicht immer zum „ewigen Bunde" führen, denn hat die Ausgewählte keine „Maxen", so läſst sie der Liebhaber später ohne große Gewissensbisse „sitzen", da das Gütl des Vaters Geld verlangt zur Hinauszahlung der anderen

Geschwister. So kann es auch hier vorkommen, wie im „modernen“ Leben, dass man die eine liebt, und die andere, nämlich die Reiche, heiratet, denn die Ehe ist auch hier größtentheils „Vernunftsache“, wenn auch nicht immer so gedacht wird, wie sich einst ein „Sauersäcker“ (Bewohner des Dorfes Sauersack) ungalant genug ausdrückte:

„Weiber starben, is ka Verdarben;
Aber Pfar verrack'n, dös is a Schrack'n!“

(Weiber sterben, ist kein Verderben;
Aber Pferd' verrecken, das ist ein Schrecken!)

Die Braut hat an ihrem Ehrentag gar manches zu beachten, wenn sie ihren Mann unter den Holzpantoffel bringen will. Kommt sie der Bräutigam zur Kirche abholen, so muss sie sich „ober“ ihm, d. h. in der Dachkammer oder auf dem Boden aufhalten, wenn anders sie in ihrem ehelichen Leben immer „obenauf“ sein will. Betritt sie mit ihrem Zukünftigen die Kirche, so macht sie ihm heimlich auf den Rücken ein Kreuz, so dass er sein ganzes Eheleben dazu verurtheilt ist, das „Hauskreuz“ zu tragen. Beim Kirchgang darf sich keines von den Brautleuten umdrehen, da es sonst zu bald der rechtmäßigen Ehehälfte untreu wird. Beim Eintritt in das Hochzeitshaus wird den Neuvermählten ein Trunk in einem neuen Glase geboten, wovon zuerst er, dann sie trinkt und letztere das Gefäß ohne sich umzudrehen über die Achsel zu Boden wirft. Zerschellt das Glas, so wird die Ehe eine glückliche sein. Der Hochzeitstisch wird mitten in die Stube gestellt, um welchen das Brautpaar dreimal herumgeht zum Zeichen, dass es Besitz von der Hauswirtschaft ergriffen hat. Dann werden dem Brautpaare zwei unangeschnittene Brote gebracht; jedes schneidet einen Laib an und hebt den Anschnitt auf. Wessen Theil eher schimmelt, stirbt eher. Beim Hochzeitstanze gehören die ersten drei Tänze dem Brautpaare. In manchen Dörfern trifft man auch die Sitte, dass nicht die Eltern der Braut, sondern die des Bräutigams die Kosten der Hochzeit tragen.

Nach der Hochzeit übernehmen die jungen Eheleute das Hauswesen. Unter harter Arbeit und vielen Sorgen vergehen auch hier die Jahre, bis sie der jungen Generation Platz machen und ins „Ausgeding“ gehen. Die alten „Auszügler“ erhalten, wo Raum ist, von ihrem Nachfolger eine Kammer zur Wohnung angewiesen, bei beschränktem Platz wohnen sie auch unter den jungen Hausleuten. Kost und Kleidung erhalten sie ebenfalls vom Hauswirt, und da ein schriftlicher Vertrag nur selten und nur bei großen Bauernhöfen gemacht wird, so sind sie auf die Gnade ihrer Hausleute angewiesen, die die alten Leute nicht immer nach Recht und Gerechtigkeit behandeln, besonders dann, wenn sie nicht mehr arbeiten können und sich beim Eigenthümer zu zahlreicher Familie die Noth gesellt. Da ist der Tod nicht selten ein willkommener

Erlöser von diesem Erdenleiden. Der Arzt wird in den seltensten Fällen und gewöhnlich erst dann geholt, wenn es schon zu spät ist. Er wird überhaupt nicht gerne in Anspruch genommen, denn erstens kostet er Geld, das bei den armen Dorfbewohnern ein rarer Gegenstand ist, und zweitens hat der Kranke zu den heimatlichen Curpfuschern männlichen und weiblichen Geschlechtes mehr Zutrauen.

Bei Krankheiten spielt das „Versprechen“ und „Verschreiben“ eine große Rolle. Wird der kundige Mann zu einem Kranken geholt, so darf er auf dem Wege zu demselben mit keinem Menschen reden, noch jemanden grüßen. Der für die Krankheit passende Spruch wird von ihm heruntergebetet „gesprochen“, wobei er die kranke Stelle angreift. So heißt der für eine „Blatter“ im Auge helfende Spruch: „Ich hab' eine Blatter in meinem Aug'. Die erste sieht schwarz, die zweite sieht roth, die dritte sieht weiß; davon helfe mir Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist.“ Dann werden fünf Vaterunser zur schmerzhaften Muttergottes gebetet. Beim Verschreiben wird das für die Krankheit passende Gebet auf ein Papier geschrieben, viele eigenartige Kreuze dazugesetzt, die kranke Stelle damit bedeckt und obendrauf noch drei Kreuze gemacht. Zum Schluss betet man fünf Vaterunser und das Glaubensbekenntnis.

Kinder mit „englischer Krankheit“ werden auf den thaufrischen Rasen gelegt; der Rasen wird umgrenzt, abgeschält und mit dem Gras nach unten an seinen früheren Ort gegeben. Für Gicht hilft eine schwarze Henne, welche lebend in einen Topf gegeben und zugedeckt, in einem Ameisenhaufen gestellt und dort belassen wird. Gegen Zahnschmerz soll folgendes Mittel unfehlbar sein: Man nimmt einen Splitter von einer vom Blitze getroffenen Tanne, reißt sich mit demselben das Zahnfleisch des kranken Zahnes ein wenig blutig, macht mit dem Blute drei Kreuze auf ein weißes Blatt Papier und wickelt den Span in dasselbe ein. Dann sucht man sich einen Baum auf einer Stelle auf, wo man nie mehr hinkommt, und schiebt den in das Papier gewickelten Splitter unter die Rinde des Baumes.

Körperlich zurückgebliebene Kinder schiebt man in den warmen Backofen (nach dem Brotbacken) und spricht: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Ein Altes schieben wir hinter, ein Junges holen wir vor.“ Bei Fraisen sollen die Kinder nie angerührt werden, sonst werden sie gelähmt. Bei Kinderkrankheiten spielt der Kreuzschnabel eine große Rolle. Deshalb wird er von den Gebirgsbewohnern gefangen und in Stuben gehalten. Doch nicht jeder Kreuzschnabel ist wunderthätig. Er muss am Dreifaltigkeitssonntag gefangen und die Spitzen seines Schnabels nach rechts gedreht sein. Sind Kinder krank, so wird ihnen das Wasser, welches man dem Vogel zum Trinken vorgesetzt

hat, eingegeben. Entweder stirbt das Kind, oder im günstigen Fall für dieses der Vogel. Der Kreuzschnabel soll auch ein erprobtes Mittel gegen Schlagfluss sein; er zieht den „Schlag" an sich. Für Halskrankheiten soll das Trinken von geweihtem Wasser von guter Wirkung sein, ebenso das Essen von geweihten „Palmen". Die Warzen vertreibt man am besten, wenn man dieselben mit einem Faden dreimal überbindet und diesen dann unter die Dachtraufe eingräbt oder in einen Sarg legt. Hühneraugen vergehen, wenn man diese von einer schwarzen Henne anhacken läſst. Noch besser soll es sein, wenn man in einer Nacht bei zunehmendem Mond ins Freie geht, in den Mond sieht, das Hühnerauge angreift und dreimal spricht: „Was ich sehe, soll größer werden, was ich greif', soll kleiner werden. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit." Dann betet man noch fünf Vaterunser.

Wenn jedoch die Lebensuhr des Kranken abgelaufen ist und alle „Curen" nichts helfen, so geht der Mensch in die erhoffte Seligkeit ein, welche ihm für die auf Erden erlittenen Drangsale ausreichend entschädigen soll. Solange die Leiche im Hause ist, kommen Freunde und Verwandte des Nachts zur Todtenwache zusammen. Die Fenster werden geöffnet, um der vom Leibe befreiten Seele einen Ausweg zu lassen. Wird der Todte fortgetragen, so muss der Sarg auf jeder Schwelle dreimal niedergesetzt werden, damit im Hause niemand nachstirbt. Ist die Leiche aus dem Hause, so wird die Hausthür sofort gesperrt, um die Furcht vor dem Verstorbenen abzuhalten. Das Abwaschwasser des Todten muss thalabwärts geschüttet werden. Im gegentheiligen Falle würde die betreffende Person auf der Stelle sterben. Das Stroh, auf welchem der Verstorbene gelegen, wird an einem entlegenen Orte verbrannt, und nicht in die Düngerstätte gegeben, da sonst auf den damit gedüngten Feldern und Wiesen zehn Jahre nichts wachsen würde; sie trauern um den Todten.

Eine besondere Sorgfalt läſst der Bauer seinem Viehstand angedeihen. Wird ein gekauftes Stück Vieh zum erstenmal in den Stall geführt, so wird auf die Stallschwelle eine Hacke mit der Schneide stalleinwärts und darauf ein Gebetbuch gelegt, das Thier mit Weihwasser bespritzt und mit dem rechten Fuß zuerst über die auf der Schwelle liegenden Gegenstände in den Stall geführt. Wird ein Kalb verkauft, so schiebt man es rückwärts aus dem Stalle; dann schreit die Kuh nicht soviel um ihr Junges. Am heiligen Abend bekommt das Vieh nach dem Füttern Hafer, damit es auch weiß, dass Christus auf die Welt gekommen ist. Am Festtage der heiligen drei Könige werden im Stall mit geweihter Kreide die bekannten drei Kreuze angeschrieben und geweihte Zwiebeln und Knoblauch über die Stallthüre aufgehängt; das vertreibt die Krankheiten. Eine große Kraft schreibt man auch den

Blumensträußen zu, welche am Festtage Mariä Himmelfahrt geweiht worden sind. Diese werden getrocknet und dem Vieh gegen verschiedene Krankheiten eingegeben.

Ein besonderer Tag zur Erforschung der Zukunft ist der heilige Abend. Um zu errathen, wie die Kornpreise des nächsten Jahres sein werden, schüttet der Bauer während der Christmette drei gleich große Häufchen Korn auf den Tisch. Die Mette dauert eine Stunde, und während dieser Zeit müssen die Häufchen viermal gemessen werden. Welches dann das kleinste geworden, in diesem Vierteljahr ist das Korn am theuersten. (?) Am Faschingsonntag muss die Hausfrau vor Sonnenaufgang auf den Beinen sein. Frühzeitig wird die Stube gewaschen, das tödtet die — Flöhe. Dann werden die Hühner, um die man im Hofe einen Kreis gezogen hat, gefüttert. Der Kreis bewirkt, daß die Hennen ihre Eier nicht an einen unpassenden Ort legen, „vertragen". Noch vor Morgengrauen geht der Bauer auf die Wiese und macht mit dem Dreschflegel drei Schläge auf dieselbe; das tödtet die Maulwürfe. —

Die zunehmende Industrie und die größere Erleichterung des Verkehrs mit anderen Ländern verdrängen auch im Erzgebirge die alten Sitten und Gebräuche. Nur noch in einsamen Walddörfern und Einschichten sind sie lebendig. Neue Ideen und andere Lebensanschauungen haben auch hier schon große Gebiete erobert, so dass hier ebenfalls das Dichterwort gilt: Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Ein armes Kind.

Stockfinster ist's, und eiskalt geht der Märzwind draußen, — eine grausliche Nacht. Da schlagen die Hunde heftig an, und an die Hausthür pocht es; eine Stimme stammelnd und stotternd ruft um Einlass, und als man öffnet, tritt ins dunkle Vorhaus eine weibliche Gestalt, das Gesicht in ein Tüchel gehüllt, zwei Bündel und ein paar schwere Holzschuhe überm Arm. Mit heftigen Gesten und wimmernden Klagen beschwert sie sich über die Hunde, die sie so heftig angefahren haben, — unklare, unverständliche Worte.

„Ein Todl, ein Cretin!"

Missmuthig fragt man sich, wohin mit ihr; im Stall kein Platz, und draußen im „Tenn" oder „Halbboden" noch zu kalt.

„Schaut's dass ihr 's weiterbringt's", sagt jemand, aber da hören sie den Wind heulen und denken, dass man nicht gern einen Hund hinausjagt in die Kälte und so lassen sie die Alte in die lichte, warme Küche treten.

Aber schau, es ist keine Alte, nein; keines jener lallenden, blödlachenden, armen, alten Geschöpfe, — ein junges Dirndl ist's, noch ein halbes Kind. Das Tüchel, das sie tief in die Stirne gezogen hat, umrahmt ein weiches, volles Gesicht mit treuherzigen, kindisch unverständigen Augen, um den Mund liegt ein gläubiges Lächeln, die weichen Kinderhände lassen die Bündel zu Boden gleiten und fassen tändelnd nach den Schürzenbändern.

Woher, wohin? Die Frage stellt man ihr. Sie lächelt und sagt: „Ja — Ja." Also taub. Da rufen sie ihr die Fragen laut ins Gesicht, und nun beginnt sie zu erzählen, viel, viel, aber verstanden wird es nicht. Das ist eine seltsame Sprache. Es ist nicht das Stammeln des Kindes, es ist nicht das Lallen des Blöden, es ist ein fließendes, eifriges, klangvolles, aber unverständliches Geplauder. Wie aus weiter Ferne hört man's vorüber rinnen, und strengt das Ohr an und will gewaltsam die bekannte und doch unfassbare Sprache festhalten, aber umsonst, das gleitet wie flüchtige Wellen vorbei. Nur wenig läst sich verstehen, halb errathen. Der „zwidere Voda" hat sie geschlagen, — sie deutet auf die Wangen, auf die Zähne, — und hat sie fortgejagt. Die „Muada" hat ihr den rothen Lüsterkittel gegeben, und einen Sepperl haben sie, so hoch wie die Bank, und einen Micherl ein bisschen größer. Daheim ist sie „beim Wald draußt owi".

Alle lachen, dann geben sie dem Dirndl Suppe und Sterz zu essen, und mit großem Appetit leert sie die Teller. Als sie fertig ist, schiebt sie das Geschirr hinweg und wischt den Löffel in ihren Kittelsaum. Sie sagt nicht „Gelts Gott", aber dankbar lächelnd schaut sie alle an.

Und nun beginnt sie an ihrer hinaufgerafften Schürze zu nesseln und bringt eine Pappschachtel zum Vorschein, die sie mit dem Ausdruck der herzinnigsten Freude den Leuten zeigt. Da liegen sauber eingebettet, mit einem bunten Fleckerl überdeckt und mit einem weißen Bandl niedergefatscht zwei „Fleckerl-Docken". Die Leinwandköpfe so groß wie ein Daumfinger, ein paar hübsche Lappen um die formlose Gestalt gewunden, und du bist glücklich damit, du armes Kind!

Aber noch einen Reichthum hat sie, ein Geldtäschlein. Mit glückseligem Lächeln zieht sie es hervor, öffnet es und zeigt seinen Inhalt: ein paar Kupferkreuzer, eine echte kleine Silbermünze und eine unechte, große, dann eine Messingmedaille mit dem Abbild der Gottesmutter, daran hat sie die größte Freude. Sie bedeutet, dass sie gerne ein Schnürl anmachen und das „Breverl" um den Hals hängen möchte.

Wer hat ihr wohl dies Kleinod mitgegeben? Hat ihr die Mutter es geschenkt, auf dass dies geweihte Bildlein das arme Kind beschütze auf seinem Weg?

Mit welchem Gefühl hat sie dich ziehen lassen? Warum, war's Armut, war's Elend, war's Roheit, was dich in die Fremde trieb? So jung, so schwachsinnig, so hilflos! Wie bist du so geworden, was hat dein Elend verursacht?! Taub geboren? Nein, dann wärest du stumm. Nein, du hast reden gelernt, geläufig reden, und bis zum Puppenspiel hast du's in deiner Entwicklung gebracht, und da bist du stehen geblieben. Da bist du taub geworden, — dann hat deine klare geläufige Sprache angefangen, unklar zu werden, und in Jahr und Tag wird nur noch ein hilfloses Stammeln, ein blödes Lallen dir möglich sein.

Was hat dich ruiniert? Unglück, Krankheit oder Roheit?!

Wer hat dich fortgestoßen, Fremde oder Angehörige?!

Taub, stumm, — vielleicht in Kürze ein idiotisches Geschöpf, mit Lumpen bedeckt, mit Ungeziefer behaftet? Wer kennt dich? Niemand frägt dir nach, niemand nimmt dich auf, keine Anstalt steht dir offen.

Doch für eine Nacht gibt man dir wohl Obdach. Schon ist der gutmüthige, dicke „Küahbua" um einen Bund Stroh gegangen und wirft ihn dorthin neben der Bank mit den Trankschaffeln, wo sonst die „Kalberl" hängen, und bedeutet dem Dirndl, sich schlafen zu legen. Und er, der gutmüthige Kuhknecht und der übermüthige, junge Rossknecht stehen daneben, und mögen es nicht lassen, das Dirndl ein wenig zu „sekkieren".

„Welcher darf bei dir liegen?" Sie versteht nicht den schlimmen Sinn der Frage, und lacht.

„Der — der!" sagt sie, und deutet von einem zum andern, und macht bereitwilligst Platz neben sich auf dem Stroh, in vollster Herzensunschuld.

Sie lachen beide, aber sie thun ihr nichts zu Leide, und als das Licht ausgelöscht ist, schläft auch das arme Kind unterm sichern Dach, in Gottes Schutz.

Als der Morgen kommt, kriegt sie wieder Suppe und setzt sich hin, um mit ihren Puppen zu spielen. Da sagen sie ihr, dass sie fortgehen soll. Sie lacht und will's nicht glauben, es gefällt ihr so gut. Aber wieder müssen sie es ihr sagen, und als sie begreift, dass es ernst ist, bricht sie in bittere Thränen aus. Dann packt sie langsam zusammen und schleicht traurig davon.

Der Tag ist sonnenhell und wird warm werden, und ein Hoffnungsgefühl schleicht wohl in des Dirndels Herz. Aber werden nicht auch Stürme kommen, und werden nicht auch rauhe Nächte sein, wo die Obdachlose vergebens an verschlossene Thüren pocht?!

Und dann, — du bist arm, du bist beschränkt, du bist ein Hascher, aber du bist jung; nicht immer wird es bei harmlosen Neckereien verbleiben, denn nicht jedem bist du zu schlecht, nicht jeder ist zu gut für eine Niederträchtigkeit, — und was dann?!

Du armes Kind! Rosalia Fischer.

Da Steirer vor der Himelthür.

A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch. (Neue Bearbeitung.)

In olla Morgnfrüa. Da Himelpolost steht do in guldenen Sunschein. Da Pedrus, der olt Thürwogl, kampelt sein weißn Bort aus, legg sein lonkn Suntarock on und setzt sih vor da Himelthür afs Schamerl. Nimbbs Fruastuckhäferl zwischn die Knia und hebb on zan löffln. „Scha wieda däs Gschloda, däs fadi!" brumelt er. „Notürla, Kaffee! Kaffee! Onders gehts neama. Nit amol da Himel wa meh gonz, ohni Kaffee! — A guadi Milchsuppn! A Griaskoch, wou sein de Zeitn! Und der Rahmstrudl, won ih denk, den's ba mein Aufwochsn hot gebn. Der Rahmstrudl! (Schnolzt mit da Zung.) Heint? Nit amol do herobn kriagg oaner a gscheits Essn. — Nau!" Er schaut über d Leitn owi und siacht unt af da Wiese oan liegn. A Hondwerchsbusch oda so wos. A junga Kerl iss. Wird wieda so oana sei, der die gonz Nocht — woaß da Teixl wos! Und ban Tog schlofn. Faulpelz!"

„Du Strabanza!" schreit da Pedrus owi. „Wer hot dan dirs dalabb, af unsa Himelwiesn s Gros zsomzknotzn?"

Da Frembbi, der riegelt sih, draht sih um, wetzt d Augn aus und goamazt (gähnt).

„Nau, wirds?!"

Da Bua af da Wiesn setzt sih auf, siacht in Pedrus, kampelt gschwind mitn fünf Fingern sei Hor aus n Gsicht und sogg: „Guad Morgn, Herr Pedrus! — Ih steh schon auf. D Läufln sein ma a wenk star. Bin die gonz Nocht gonga. Und hiaz that ih holt fleissi bittn —."

„A ha, in Himel möchst eini, gelt?"

„Wul, wul! Bitt gor schön."

„Wos bist dan für a Londsmon?" frogg da Pedrus.

„A Steirer bin ih."

„Sapperawold eini! A Steirer! Nau, selm wul, selm. Kim nar auffa. Für d Steirer hobn mar ollaweil Plotz in Himel. Du, wort a bissl, ih moch die groß Thür auf. Da Goud Voda hat für enk Steirer extra oani ausbrechn lossn — zwegn die Kröpf."

Da Bua bleibb oba vor da Himelthür stehn, stopft sei Pfeiferl und geht nit eini.

„As is schon offn!“ sogg da Pedrus.

Da Bua kläubelt Schwom und Fuirstoan aus n Hosnsäckl, schlogg Fuir, und daweil er in Pfeifnspitz zwischen an Zähntn holt't, sogg er: „Ih hät holt wul nouh a Bitt, Herr Thürwogl!“

„Nau! Aussa damit.“

„Wan do drinen — in Himel holt zwoa Platzln thatn sein!“

„Zwoa? Za wos dan zwoa? So a Büabl, a gfüags, wird wul af oan ah noh Plotz hobn, denk ih!“

Da Steirer thuat in Schwom ins Pfeiferl, ziacht a por mol on, und wia's brint, sogg er: „Ih wul eh, dass ih Plotz hät — af oan Sessel. Oba woaßt — as is holt — as möcht holt — as kimbb holt noh wer noch.“

„Noch kimbb noh wer?“

„Woaßt, ih — bracht holt nouh wen mit —“

„Sou? Wen dan, mit Valaub z frogn.“

Da Bua blost a por Rachschüberler ausser und moant gonz deamüadi: „Herr Pedrus. Däs — denkn kuntst da s wul eh. Mei Dirndl —“

„Wooos!“ schreit da Thürwogl. „A — a — a Weibsbild! Hiaz schaust oba gleih! Sölcheni Dumheiten do! Weiberleut! Dass uns da ganz Himel vadorbn wurd! Muaß da sogn, mein liaba Steirer, den Gspoaß schlog dar aus n Kopf. Na, so wos is nit da Brauch ban uns.“

Draht sih da Bua stad um und sogg trauri: „Pfiat Goud!“

Da Pedrus schautn groß on: „Mir scheint, fuatgehn will er wieda!“

„Jo, Herr Thürwogl, ih geh wieder owi“, moant da Bua gonz betrüabb, „wan ih — mein Schotz nit därf mitnehmen in Himel eini, aftn gfreuts mih selber ah nit drina. Nit bös sein!“

Und hebb schön stad on zan owisteign. Da Pedrus schautn noch und beidlt sein weißn Kopf. „Oba na“, brumelt er, „scha gleich zwoatausnd Johr bin ih hiaz do. Oba sou wos is mar ah nouh nit passiert. Hiaz bring ih den jungen Kerl in Himel nit eini.“

Da Bua drödlt wieder owi gegn die greanen Olmen. „Is mar ah ollsoans“, moant er tröstweis, „ih geh zu meiner Nandl, de muaß ma wos kochn.“

Von Kochn wos hörn, da Pedrus, und gleih nochschrein: „Wos sogst, Bua? Kochn? Kochn kon's, die deinigi?“

„Jo freilih. Notürla kons kochn. Wans ab Weibadi is!“

Drauf schnolzt da Pedrus mit da Zung! „Und host as wirkla gern, han? Schau, eigentlih gfollt ma dos, wan a frischa Bua sei Dirndl sa gern hot —.“

„I brauch dei woach Redn nit!“ sogg da Bua und geht trutzi weida.

Da Pedrus roat't a wenk ban eahm selba, drauf schreit er eahm noch: „He, Steirer! — Hansl! oda wiast hoaßt! Hörst nit? — Hon da sogn wölln: Dei Nandl, brings her in Goutsnom!“

A Randl späda seins Orm in Orm daher keman ollzwoa: Er a kecks Federl afn grean Huat, sie a frisch Kranzl in Hor. — Nau und sid der Zeit gehn d Steirer porweis in Himel eini.

Der Geizige.

Von G. Häbler.[1])

Er hat gewacht bis tief in die Nacht,
Sein funkelndes Gold zu zählen;
Dann hat er verriegelt Thür und Thor,
Damit's ihm Diebe nicht stehlen.

Und losgekettet den zottigen Hund,
Den treuen, genügsamen Sclaven —
Und dann unter seinen Schätzen ist
Er lechzend eingeschlafen.

Die Sterne durchwandeln, ein schimmernd Heer,
Die blauen unendlichen Räume,
Und leisen Flugs durch die Mitternacht zieh'n
Die Gottesgesandten, die Träume.

Und einer hat die vergang'ne Nacht
An schönem Lager gesessen,
Und wie sie gelächelt, und wie sie geweint,
Das kann er gar nicht vergessen;

Und hat, wohin ihn sein Sender gesandt,
Mit halbem Ohr nur vernommen,
Und ist, verirrt, ins dumpfe Gemach
Des Reichen endlich gekommen.

Und Frühling sinkt aus des Himmels Höh'n,
Den ewig maiigen, nieder;
Den Schläfer umweht's, wie Veilchenduft,
Umklingt es, wie Lerchenlieder;

Ihm ist, als füllte die alte Kraft
Die schlaff gewordenen Glieder,
Als schlüge jugendlich warm sein Herz,
Das kalt gewordene, wieder.

Er streift durch den Wald; nur der Quell vom Berg
Durchflüstert sein tiefes Schweigen;
Der Nachtwind wiegt die Vögel ein,
Die schlummern in seinen Zweigen.

Und sieh', schon winkt ihm freundlich licht
Aus dunkler Tannen Mitte,
Auf Thaudiamanten ein Zauberschloss,
Von fern die kleine Hütte.

Wie segnend, streckt übers kleine Dach
Die grünen Arme die Linde;
Und leise flüstern hört er drin
Sein Weib mit seinem Kinde.

Und mächtig gelockt von so süßem Klang
Ist er lauschend näher getreten;
Die Hände gefaltet, das Auge feucht,
Sie lehrt's, für den Vater beten.

Lehrt's für ihn beten! — Fast will sein Flug
In solcher Höhe ermatten.
Es zieht über sonnige Flur seines Traums
Vom Wachen ein trüber Schatten.

Doch immer gewisser wird ihm sein Glück
Und immer süßer sein Wähnen;
Und alles Weh seiner Rede will
Sich lösen in selige Thränen . . .

Da nahen Tritte, da bellt sein Hund;
Dahin ist der Traum, der holde!
In einsamer Kammer liegt er allein,
Allein mit seinem Golde.

---

[1]) „Das Testament eines Dichters.“ (Dresden. E. Pierson.) Der Verfasser unternimmt mit dem Büchlein ein Wagestück, er führt sich selbst in die Literatur ein, aber nebenbei gesagt in einer Form, die bei uns sonst nicht Sitte ist. Möge er Erfolg haben, manche seiner vielfältigen Poesien verdienen es. D. Red.

Kleine Laube.

Die Bärenhäuter, der Ursprung der böhmischen Sprache und der große Bär.

Von Theodor Vernaleken.

Das Wort Bärenhäuter bedeutet nach Weigands deutschem Wörterbuche: fauler Nichtsthuer; auf der Bärenhaut liegen sei gleich: ein thatloses Leben führen. Das reicht aber zum Verständnis nicht aus. Grimm in seinem Wörterbuche vermuthet alte Sagen und äußert, dass über den Ursprung dieser Redensart eine Auskunft erwünscht wäre. Auf der Bärenhaut liegen gelte von Helden, die im Frieden behaglicher Ruhe pflegen. Im Simplicissimus wird es in Verbindung gebracht mit dem wüsten Leben der Landsknechte. Die Geschichte des Bärenhäuters liegt im tiefen Alterthum unseres Volkes, und der erste, der diese Geschichte untersuchte, war Arnim in seiner 1808 erschienenen Zeitung für Einsiedler, die so selten ist, dass in Österreich kaum drei Exemplare zu finden sind. Arnim, von dem wir auch „Des Knaben Wunderhorn" haben, war mit Brentano und Görres die Seele der deutschen Romantik in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Sie saßen in Heidelberg zusammen und an ihrer Tafelrunde hat sich das Feuer entzündet, das später die Franzosen verzehrte. In der Romantik liegt ein gutes Stück Germanenthum, und aus der Heidelberger Dämmerperiode, in der auch die Brüder Grimm lebten, ist der erste Lichtstrahl der späteren germanistischen Wissenschaft hervorgegangen.

Im Folgenden wollen wir unseren Lesern erzählen die Sage über die Bärenhäuter und die Erfindung einer Sprache. In der Zeitung für Einsiedler von Arnim (Heidelberg bei Mohn & Zimmer 1808) finden wir in der Juninummer Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters. Die Erzählung einer alten Kinderfrau beginnt mit den Landsknechten in der Hölle, im Himmel und endlich zu Warteinweil. Im Jahre 1396 unter Kaiser Sigismund wollten die erschlagenen Landsknechte bei den Türken nicht liegen bleiben und zogen der Hölle zu, wo es fein warm sein sollte. Die Teufel wiesen sie aber nach dem Himmel, wo sie allerlei Händel anstellten und sogar mit Petrus stritten, darum wurden sie hinausgewiesen nach dem Dorfe Warteinweil. Hier halten sie ihr eigenes Regiment. Der Ort hat nachmals den Namen „der große Bär" erhalten und ist der Bärenhäuter-Himmel geworden. Einer der Landsknechte war zurückgeblieben und wanderte in die Hölle,

wo ein Teufel den Spruch vom Schlaraffenland hersagte, einem Lande, in welchem die Gänse Tanzschuh haben, wo die Störche einem den Staar stechen, die Esel auf der Laute schlagen u. s. w. Da rief der Landsknecht: „Ach, wenn ich nur in das gute Schlaraffenland kommen könnte, ich wollte weder des Himmels noch der Hölle begehren.“ Dann zeigte sich ein Bär, den er tödtete, und der Teufel rieth ihm, er möge dem Bären die Haut abziehen, damit er eine Livrai habe. Und seit der Zeit heißt der Landsknecht und seine Nachkommen Bärenhäuter. Sie zogen dem Bären die Haut ab, machten einen Mantel daraus. und so kam der erste Bärenhäuter in die Welt. Sein teuflischer Lehnsherr rieth ihm, er sollte von nun an weder Haare noch Bart kämpeln, die Nase nicht schneuzen und weder Hand noch Füße waschen. Diese Haut, sagte er, ist sein Bett und Kleid, und ich werde dich mit Bier, Tabak und Brantwein versehen und will einen ganzen Kerl aus dir machen, daß du dich selbst verwundern sollst. Du sollst auch in guter Gesellschaft leben. Und wirklich kamen aus dem Himmel vertriebene Thiere zum Bärenhäuter, namentlich Gänse, denen die Federn ausgerupft waren und die mit der Sprache nicht gut fortkommen konnten. So entstanden dann verschiedene Sprachen, u. a. auch das Böhmische, richtig Tschechische, denn ein Land hat keine Sprache, wohl aber ein Volk. Eine Gans, eine Ente und eine Taube hatten bei dem Bärenhäuter absolviert und reiseten, ihre Zeugnisse in der Tasche, nach Böhmen, allwo den Menschen dazumal die Sprache noch ein böhmisches Dorf war, und um sich verständlich zu machen, winkten sie einander mit dem Scheuerthor zu. Als die drei Thiere nach Haus kamen, ließen sie ihr Lichtlein leuchten und fiengen mit dem Bierbrauen an. Sie schleppten Gerste und Weizen zusammen und sotten es. Da man aber kein Vertrauen zu ihnen hatte, fiengen sie an, ihren neuen Trank selbst auszurufen. Zuerst die Gans mit ihrem langen Kragen und ihrer hellen Stimme. Sie lief durch alle Örter und schrie laut: biba, biba, d. h. Bier. Die Ente wackelte eilends mit ihren kurzen Beinen nach und sprach: dacke, dobersse, dackdack, dackdack, dacke, dobersse, d. h. das ist gut, das ist gut. Mit der Taube aber, als der schwächsten, die unterdessen zu Hause geblieben war, spielten sie die Untreue, und gaben ihr ein wenig in einem enghalsigen Glase. Da sie aber nichts herauskriegen konnte, ward sie zornig und lief um die Flasche fluchend herum: Gepphi corua matir, Gepphi corua matir, d. h. deine Mutter war eine Dirne. Und also ist aus ähnlichen Gesprächen dieser drei die sog. böhmische Sprache entstanden. Noch ist zu bemerken, dass die Hühner damals das Schönschreiben lehrten. Da aber aus Mangel an Papier bloß auf dem weißen Schnee und in die weiche Erde geschrieben wurde, sind diese urkundlichen Schriftstücke verloren gegangen und doch spricht man heute noch von Hühner- und Hahnenfüßen, um bildlich schlechte Schriftzüge zu bezeichnen. Der Ausdruck Hahnenfüße ist gewiss sehr alt, und wir kennen nun seine Entstehung. Wir sprechen auch noch von Gänsefüßen, wie man jetzt noch die Anführungszeichen nennt. In der deutschen Mythologie gilt auch ein Gänsefuß als Verräther walkyrischen Wesens, wie sonst ein Schwanenfuß (Simrock 410).

Die gelehrte Thiergesellschaft wird endlich vom Teufel aufgelöst und der Bärenhäuter lebte als Privatgelehrter, dessen Abenteuer wir übergehen. Gewöhnlich schlief er auf seiner Bärenhaut. Zuletzt kam er als Oberst in der Einsamkeit mit jenem Bären zusammen, den er einst getödtet. Der Bär verzieh ihm den Mord und sprach: Dadurch bin ich nicht unter die gelehrte Thiergesellschaft gekommen, sondern werde jetzt als ein Stern an den Himmel versetzt. Er wurde vom Bärenhäuter begraben und da er ihn eingescharrt hatte, fuhr ein Glanz auf und nieder, es war die erste Sternschnuppe, und siehe da, das Gestirn des kleinen Bären schimmerte über dem Hügel. Zuletzt starb er selbst durch Selbstmord: der kleine Bär brachte ihn nach

Warteinweil in den Himmel der Landsknechte und gab ihm den Namen des großen Bären. Es ist klar, dass uns die Dichterphantasie hier — wie man sagt — einen Bären aufgebunden hat, und zwar einen so sinnvollen, dass wir es dem Dichter nicht übel nehmen wollen.

Der Zankapfel im Atlantischen Ocean.

Cuba wurde von Colon den 28. October 1492 entdeckt, 1508 durch Sebastian Ovambo zuerst umsegelt und als Insel erkannt. 1511 waren die Spanier Herren des Landes, 1560 die Eingeborenen völlig erloschen. Cuba bildet bis heute ein spanisches Land. Nachdem Spanien seine Besitzungen auf dem Continente eingebüßt hatte, musste es den Wert der Insel richtig zu würdigen. Die Bevölkerung und der Anbau hoben sich seit jener Zeit ungemein. Infolge der spanischen Revolution von 1868 brach aber ein vieljähriger greuelvoller Aufstand auf Cuba aus, der hauptsächlich die Osthälfte der Insel heimsuchte. Die (allmählich zu vollziehende) Aufhebung der Sclaverei auf Cuba wurde im Frühjahr 1873 durch die Cortes in Madrid beschlossen; sie vollzog sich in der Art, dass sofort alle Sclaven über sechzig Jahre, und alle se t 1873 geborenen Kinder von Sclaven vom zweiten Lebensjahre ab für frei erklärt wurden.

Die Länge der Insel beträgt 1230 Kilometer, die Breite von 50 bis 100 Kilometer, der Flächeninhalt 112.191, mit den vorliegenden kleinen Inseln 118.833 Quadratkilometer. Die Insel hat ausgedehnte Fruchtebenen, ist aber doch vorherrschend gebirgig. Im Westen zieht ein bis 594 Meter hohes Hügelland, im Osten an der Kante hohes Gebirgsland mit der Sierra de Tarquino (2375 Meter) und der Sierra de Cobre (2119 Meter). Unter den vielen Küstenflüssen sind nur einige schiffbar. Die Colonialproducte werden auf Cuba in vorzüglicher Güte gewonnen, der Tabak ist vor allem berühmt, und eine echte Habanacigarre das Ideal aller Raucher.

Cuba zählt circa 1,521.684 Einwohner, darunter 989.000 Weiße, 489.000 Farbige und 44.000 Asiaten. Die Insel bildet mit mehreren kleinen umliegenden Inseln ein Gouvernement, an dessen Spitze ein General als Gouverneur steht, und zerfällt in drei Departimientos: Occidental mit der Hauptstadt Habana, Central mit der Hauptstadt Puerto Principe und Oriental mit der Hauptstadt Santiago. Herrschende Religion ist die römisch-katholische, unter einem Erzbischof zu Santiago de Cuba und einem Bischof in Habana.

Hauptausfuhrartikel ist Zucker, dann Melasse, Cigarren und Tabak, Honig und Wachs.

Die 1519 angelegte, stark befestigte Hauptstadt (Christoval de) Habana, la Habana, liegt an der Nordküste auf dem nördlichsten Punkte der Insel, in dem engen Eingange einer in drei Buchten gespaltenen Bai, die einen geräumigen, sichern Hafen für 1000 Schiffe bildet. Postdampfer gehen nach Spanien, Nordamerika und England. Die Stadt ist nicht schön; die Straßen sind enge und krumm, ungepflastert und schmutzig, die Häuser unansehnlich. Die schönste Straße ist der dreiviertel Stunden lange, breite, mit schönen Gebäuden besetzte Paseo de Isabel, der am Meere endigt, der Corso von Habana. Die Plaza de Armas ist einer der schönsten Plätze der Stadt; zur Abendzeit ist hier der Mittelpunkt des Lebens. Man ergeht sich in der köstlichen Abendluft, und der hier so hell strahlende Sternenhimmel, die sanften Lüfte von der See, die Wohlgerüche Westindiens machen einen erfrischenden und entzückenden Eindruck. Unter den Kirchen zeichnet sich die Kathedrale durch großartige und würdig-

einfache Dimensionen aus. In der Nähe des Hochaltars ruhen seit 1794 die Gebeine Colons. Universität, 200.000 Einwohner. An der Küste und im Innern des Landes eine Anzahl größerer Städte.

Das die flüchtigen Umrisse der Insel, deretwegen jetzt zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ein so furchtbarer Krieg entbrannt ist.

Eine alte Hirtensitte.

In der Schweiz ist es der Canton Wallis, welcher an alten Sitten und Gebräuchen noch sehr reich ist, und das Erzählen davon muthet selbst den Schweizer gar eigen an.

So herrscht im Eisischthale noch heute der merkwürdige Gebrauch, dass das erste Alpenerzeugnis an den Pfarrer abgegeben werden muss. Sobald im Frühjahr der Schnee von den Alpwiesen geschmolzen ist, machen sich die Sennen mit dem Vieh zur „Auffahrt“ bereit. Im Thale drunten müssen die Wiesen geschont werden, damit man Heu und Emd für den langen Winter machen kann. Meist ist die „Auffahrt“ ein kleines Fest; das Vieh wird gestriegelt und gebürstet, die schönsten Kühe erhalten Glocken umgehängt und werden oft selbst mit Blumenschmuck versehen; der Halterbub geht, mit einem blankgeputzten Milcheimer auf dem Rücken, jodelnd dem Zug voran, der Senn folgt in stattlicher Sonntagstracht. Frohe Wünsche begleiten die Scheidenden, die dann bis zum Herbste auf der Alpe bleiben.

Kommt nun im Eisischthale die Zeit, da das Vieh auf die Alpe getrieben wird, so besucht der Pfarrer von Vissoie eine Alpe nach der andern und spendet seinen Segen. Dieser Segen wird ihm aber auch reichlich belohnt, denn er erhält die Milch eines Tages (des dritten Tages beim Beziehen der Alpe) von sämmtlichen Alpweiden seines Gebietes. Aus der Milch werden fette Käse bereitet, die als Erstlingsgabe des Alpweiders „Prémices“ genannt werden. Die Überreichung dieser Gabe gestaltet sich zu einem wahren Volksfeste, das am vierten Sonntag im August stattfindet. Früh morgens wandern die Oberhirten mit ihren Käsen ins Thal, bringen sie ins Pfarrhaus und frühstücken dort. Dann findet sich der Richter oder dessen Stellvertreter ein, besichtigt die Käse und macht seine Bemerkungen dazu. Hierauf rüstet man sich zum Gang zur Messe, sämmtliche Oberhirten, fünfzehn an der Zahl, gehen in Reih' und Glied, ein jeder seinen Käse tragend. Der Oberhirte der Torrent-Alpe, der schönsten der Gegend, stellt sich mit seinem oft achtzigpfündigen Käse an die Spitze des Zuges und so folgt einer dem andern, je nach der Größe seiner Gabe. Dann wird nach der Kirche gezogen und durch die südliche Pforte derselben getreten. Stramm wird nun zum Hochaltar geschritten, zu dessen beiden Seiten die Magistratspersonen im schwarzen, der Weibel im rothen Mantel sitzen. Vor dem Altare werden die Käse niedergelegt, der Pfarrer gibt den Hirten seinen Segen und liest hernach eine Messe. Nach derselben nimmt jeder Hirte seinen Käse wieder auf, und in der gleichen Reihenfolge, wie sie gekommen, verlassen sie die Kirche durch die nördliche Kirchenpforte, begleitet vom Magistrat und den Beamten. Der Zug geht wieder zum Pfarrhaus zurück, wo nun die Übergabe der Käse stattfindet. Dann aber wird zur großen getäfelten Gaststube des Herrn Pfarrers hinaufgestiegen und mit Behagen lassen sich die Gäste am schweren Eichenholztisch nieder, und nun geht ein fröhlich Tafeln los. Wie herrlich schmeckt der „Gletscherwein“, wie gut mundet der Rinds- und Kalbsbraten, wie dünkt die Hirten das Fleisch so gut nach monatelangem „Fasten“. Während des Mahles werden drei Reden gehalten; zuerst spricht

der Oberhirte der Torrert-Alpe und versichert, sie hätten ihr Möglichstes gethan, guten Käse herzustellen. Dann antwortet der Richter, und schließlich bedankt sich der Pfarrer für die Gaben; unter frohem Geplauder und Jauchzen verlassen die Gäste das Pfarrhaus.

Da ist's nicht so übel — Pfarrer zu sein, denkt gewiss mancher Leser — ich auch! R. Gutersohn.

Wie man im Volke isst.

Ganz im Anfang, wenn der Mensch das Essen lernt, da lernt er's wohl in allen Ständen, unter allen Umständen und Verhältnissen so ziemlich ganz gleich, — nämlich er isst nicht, sondern trinkt, entweder an der Mutter- oder Ammenbrust, oder wenn's nicht so gut geht, dann halt aus dem „Dutenglas". Ja gewiss, jetzt mit dem „Gummiduterl" haben's die kleinen Leute gut, vor wenigen Jahrzehnten mussten sie statt dessen noch mit einem „Leiwandsutzerl" zufrieden sein, in das die Mutter Milchsemmerl und Zucker füllte, und bei der Mahlzeit vom Löffel naschen.

Na also, zuerst thut der Mensch beim Essen nur trinken, später muss er geduldig annehmen, was ihm mit dem Löffel „eingegampert" wird, und wenn er dabei das „Barterl" voll anpatzt und das Mäulchen verschmiert und die Pratzerl obendrein, so wird ihn das, ob arm, ob reich, gar nicht viel genieren, denn da kommt's auf ihn selber noch nicht an.

Später wird ihm der Löffel in die Hand gegeben und die Mahnung auch dazu: „Thu' schön papperln. Nit umpatz'n. 's schöne Handerl nimm!"

Und dieses schöne Handerl ist nach unseren ländlich-sittlichen, bürgerlichen Anschauungen das rechte.

Später, wenn das Kind groß geworden ist und unter die Leute kommt, da passt es sich eben auch mit dem Essen den jeweiligen Verhältnissen an. Es gibt ja gewiss Gegenden, wo man Milch und Suppe trinkt und die Brocken mit der „fünfg'hörneten Gabel" nimmt, nämlich mit den fünf Fingern, aber für gewöhnlich hat der Löffel, ob aus Metall oder Bein oder Holz, wohl überall Hausrecht, und kommt einmal im Bauernhause ein Tischgenosse ohne Löffel an, so sagt man wohl scherzend: „Du kannst d' Supp'n mit der Peitsch'n ausschnalz'n", oder auch: „Wer kein' Löffel hat, der reckt 'n Stiel in d' Höh'."

Für gewöhnlich hat man auf der Bäuerei mit dem Löffel einen rechten Heikel. Fast jeder Hausmensch merkt sich seinen eigenen mit einem gewissen Zeichen, — ein Kreuzl, ein Herzl, ein Sterndl oder ein paar Striche, und ist einmal der rechte Löffel nicht am Platz, so wird gesucht und gegreint, als ob ein anderer „kein' Bod'n nit hätt'".

Eigentlich wird der Löffel von jedem Eigenthümer selbst versorgt, — nach dem Essen sauber abgeleckt, dann ins Tischtuch. oder ins Fürtuch, oder in die flache Hand gewischt und dann aufgehoben, entweder beim Tisch, oder auf dem Kasten, oder am „Altarl", zuweilen auch im Stiefelrohr.

Beim Essen schöpft wiederum die ganze Familie, Dienstleute, oder ein Schock Tagwerker gleichzeitig aus einer gemeinschaftlichen Schüssel. Teller, sowie Messer und Gabel sind nicht just nothwendig.

Im Handwerker- oder bürgerlichen Geschäftshaus ist schon ein Unterschied. Da wird das Esszeug abgewaschen und gewischt, und bei Tisch jedem sein Teller und Messer, Löffel und Gabel vorgelegt. Doch ist ein besonderer Suppenschöpfer noch immer eine Seltenheit, sowie auch die Serviette.

Gegessen wird durchwegs mit der rechten Hand, dem „schönen Handerl", so wie es die Mutter gelehrt und wie das Kind es gewohnt worden ist.

Aber kommt nun dieses Kind, dieser Mensch unter fremde Leute, kann's ihm nicht passieren, dass ihn ein verwunderter Blick oder gar ein mitleidiges Lächeln trifft, wenn er seiner Rechten treu bleibt.

Man ist ja auch in diesen feinen Kreisen über das Feine sich nicht immer klar; zuweilen führt eine Rechte den Löffel und das Messer, die Linke die Gabel; zuweilen ist auch der Löffel in der Linken, nur das Messer in der Rechten, und zuweilen schneidet die Linke und isst die Rechte. Handlicher ist es gewiss, mit der Rechten zu schneiden und mit der Linken die Gabel zu führen, aber wenn ein Menschenkind nach gutem altem Brauch mit der Rechten schneidet und isst, so braucht sich just auch niemand zu verwundern, dass es der oder die nicht besser versteht; man könnte ja mit besonderer Vorliebe an seiner kindlichen Gewohnheit hängen, so wie die Mutter es gelehrt. Rosalia Fischer.

Was sollst du deiner Braut schenken?

Ein junger Mann, der eben Universitätsprofessor geworden war, dachte nun an das Nächstliegende, ans Heiraten. Er schaute aus nach einem schönen, gescheiten und lieben Mädchen.

Da sah er eines Tages in der Buchhandlung vor dem Ladentische zwei junge Damen stehen, beide schön und elegant, frisch und sittig. Die eine braun, die andere blond. Na, dachte er, da wäre die Wahl schwer! Doch halt! sie kaufen Bücher. Wir wollen einmal sehen, was die eine und die andere verlangt. Literarischer Geschmack ist ein guter Wertmesser für eine Frauenseele. Der Zufall kam ihm weiter entgegen, als er hoffen durfte, und zeichnete die Damen sehr scharf. Die Brünette verlangte Ibsens „Hedda Gabler", die Blonde fragte nach Chamissos Gedicht: „Frauen-Liebe und Leben".

Der Professor weiß genug. Eigentlich war er stets für die Brünetten gewesen, sie sollen geistreicher und feuriger sein als die Blonden! Doch eine Hedda Gabler-Freundin! Er hatte die Unterhaltung über Ibsen, Zola, Sudermann mit Damen modernen Geschmacks zwar stets geliebt, aber nur die Unterhaltung, nicht das Leben mit ihnen. Zur Frau nimmt sich ein deutscher Mann das Mädchen, welches eine Freundin des Gedichtes: „Frauen-Liebe und Leben" ist. Aber, ihr großen Götter des Olymps und der Walhalla! Diese Käuferin des Chamisso'schen Gedichtes ist ja sicher schon verliebt, wenn nicht gar verlobt, sonst hätte sie nicht gerade dieses innigste aller deutschen Liebesgedichte auserkoren. — Trotzdem versuchte der Professor eine Annäherung zur Blonden und erfuhr vorderhand von ihr, dass sie aus musikalischen Gründen eine Freundin jenes Gedichtes sei. Weil er aber so angelegentlich und so befangen gefragt hatte, so musste sie erröthen, und darauf meinte er, dieses „Frauen-Liebe und Leben" habe außer der musikalischen auch noch andere Seiten. Eine malerische zum Beispiel, mit den Bildern von Paul Thumann. Oder eine literarische in Bezug auf die wunderbare Form des Gedichtes. Oder endlich eine menschliche, weil es das tiefinnige Liebesleben des deutschen Weibes so wahr und rein wiederspiegelt, wie kaum ein anderes Gedicht der Weltliteratur.

Die Blonde schlug ihr großes Auge nieder und wusste nicht recht, was sie sagen sollte.

Am nächsten Tage kam ihr ein Paket zu Handen. Ein geschmackvoll in Roth und Gold gebundenes Buch: „Chamissos Frauen-Liebe und Leben", illustriert von

Paul Thumann. (Leipzig. Adolf Titze.) Mit zitternden Fingerchen hat sie das Werk und die entzückenden Bilder durchblättert, die Verse gelesen und sich urplötzlich selbst gefunden in der Dichtung. Sich und den Professor! — Das Weitere ist bekannt, das heißt, selbstverständlich.

Dieses Geschichtchen wird allemal erzählt, wenn ein junger Glücklicher mich fragt, was er seiner Braut doch für ein passendes Buch kaufen solle? Das erste Büchlein einst für meine eigene Braut war ihr Lieblingsgedicht: „Frauen-Liebe und Leben". Das erste Buch meines Sohnes für seine Braut ist ihr Lieblingsgedicht: „Frauen-Liebe und Leben", illustriert von Paul Thumann, einem Künstler, der gerade an diesem zarten, sinnigen Stoffe den Höhepunkt seines Könnens erreicht hat.

Mögen allen Bräuten und Frauen die Bilder sich erfüllen mit Ausnahme des einem: „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan!" —

Und so nehme sie, die liebe Auserwählte, Chamissos und Thumanns schönes Werk — nehme es zur Brautgabe von ihm — „dem Herrlichsten von allen"! R.

Wie Peter Rosegger Wagnerianer wurde.

Von Moriz Wirth.[1])

Die Zeitungen brachten unlängst die Nachricht, zwar nicht telegraphisch, aber gewiss vielen lieber als manches Telegramm, dass sich Peter Rosegger zum Wagnerianer bekehrt habe. Ein Brief von ihm an den Grazer Theaterdirector wurde abgedruckt, es erschien von ihm selbst eine längere Erklärung, und die „Meistersinger", das „urdeutsche" Werk, hatten den Umschwung bewirkt.

Das war schön und kam im höchsten Grade überraschend. Das erste, was ich von Rosegger über Wagner vernommen habe, war die von Nikolaus Österlein, Band III seines Kataloges, Seite 247, abgedruckte Postkarte, auf der der Dichter dem Sammler unterm 22. Mai 1882 aus Graz schrieb:

„. . . Was die Wagnerfrage anbelangt, so verhielt ich mich als Laie in der Musik und Fremdling in der neuen Richtung derselben gegenüber stets stark reserviert. Die ungeheure Abneigung einerseits und die ungeheuere Vergötterung andererseits, die Wagner erfahren muss, hat mich stutzig gemacht. Für den Fall Wagner wirklich ein großer Mann ist, haben wir Zeitgenossen nicht die nöthige Objectivität, ihn messen zu können. Also der ‚Heimgarten' verzichtet einstweilen."

Österlein hatte nämlich sein Schriftchen „Bayreuth", von und aus dem diese Zeitschrift in dem Aufsatze: „Das Richard Wagner-Museum" manches Hübsche gebracht hat, als Vorbereitung für das zweite Bayreuther Bühnenfestspiel zum Abdruck im „Heimgarten" angeboten. Das Angebot wurde mit der genannten Begründung abgelehnt, was mich nicht sowohl der Thatsache dieser Absage, als ihres Warum wegen geärgert hat.

Ist es denn überhaupt möglich, einem großen Menschen, großen Werken der Natur oder des Geistes gegenüber sofort „objectiv" zu sein? Der Einzelne muss sein Einstandsgeld anfänglicher Irrthümer nicht minder zahlen, wie die Menschheit. Und die Zeit, die dabei mit einbegriffen ist, erstreckt sich nicht nur über Tage und Wochen, sondern oft über ganze Geschlechter, ganze Jahrhunderte. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man die Schönheit der Hochalpen würdigen lernte? Also warten wollen, bis wir objectiv sein könnten, hieße überhaupt mit nichts Großem einen Anfang

[1]) Als Antwort auf mancherlei Bemerkungen und Anfragen drucken wir aus der Leipziger Zeitschrift „Die redenden Künste" vom 9. April 1898 vorstehenden Aufsatz ab. Er enthebt uns weiterer Erörterungen. Die Red.

machen; es hieße, jeden bedeutenden Menschen, den uns das Geschick etwa nahe brächte, allein lassen und ihm so auf das allersicherste jede Möglichkeit des Wirkens abschneiden. Und so grundverkehrtes Zeug redet ein Rosegger!

Glücklicherweise hat er diese Ansicht, die gar sehr geeignet gewesen wäre, dem weiten, seiner Führung sich anvertrauenden Kreise die Faulheit und Feigheit vor allem Ungewohnten zu stärken, nicht öffentlich kundgethan. Denn auch der Abdruck bei Österlein im Winkel eines Winkels der Literatur ist keine Veröffentlichung. Wir, meine Leser und ich, können uns daher den seltenen, mir in der That zum erstenmal sich darbietenden Genuss vergönnen, in Rosegger einen Mann zu beobachten, der nicht Wagnerianer war und es nicht sein wollte, und doch überall, wo er in dieser Eigenschaft zu Wagner offen Stellung nahm, geradezu musterhaft verfuhr.

Gleich das allererste Heft des „Heimgarten", im ersten Jahrgange, October 1876, brachte auf Seite 67 eine kurze Erwähnung der „Bayreuther Festspiele" und darin den Satz: „Dieses Nibelungen-Festspiel wird vielleicht einen Markstein bilden in der Kunstgeschichte." Das ist für einen Neutralen, wie Rosegger sein wollte, fast schon zu weit rechts. Vielleicht hatte es ihm die Schullehrerstochter aus Sanct Georgen bei Wildon, die Steiermärkerin Materna, angethan, die sich, wie er zu berichten nicht unterließ, in Bayreuth einen Weltruf gemacht.

Nun schwieg es aber im „Heimgarten", in dem außer steierischen Land- und Liebesgeschichten noch fast alles behandelt wird, worüber unsere Zeitungen feuilletonisieren, und wobei sie ja gerade Wagner einen so breiten Raum zuweisen, bis zum achten Jahrgange fast gänzlich über den bedenklichen Gegenstand. Einige verlorene Anspielungen, die ich mir erblättert habe (I, S. 382; V, S. 516; VI, S. 698, 924, 948), wollen nichts besagen.

Da plötzlich im Jahrgang VIII, S. 522 ff., fühlte sich Rosegger veranlasst, uns von seinem „Mangel an musikalischem Sinne" zu unterhalten. Wie wichtig für uns, zu wissen, was ihm selbst wahrscheinlich den wenigsten Kummer machte! Aber diese Geständnisse sind offenbar nur eine versteckte Vertheidigung, warum der „Heimgarten" dem Wagnergerede verschlossen war, und auch wirklich von einem bekannten Wagnerianer, dessen Namen wir auf Seite 637 erfahren, v. Hausegger, veranlasst.

Rosegger erklärt sich für „eben keine musikalische Natur". Das Volkslied, Haydns Schöpfung und Kirchenmusik ihres Stiles vermögen ihn zu rühren. Auch der Sterbegesang in „Aïda" ergreift ihn wie eine Erinnerung aus einem anderen Leben. Ja er sucht sogar selbst zu vorhandenen Texten Melodien zusammen, mit denen er bei seinen Landsleuten Glück gehabt hat („Weltleben", 1898, S. 420).

Aber er hat „von den berühmtesten Stücken Mozarts, Beethovens, Bachs, Schumanns u. s. w. häufig auch nichts mit heim getragen". Und nun vollends Wagner. In den „vollendetsten (??) Vorstellungen" der Wiener Hofoper, zu denen er „mit der stimmungsvollsten Andacht" gegangen ist, hat ihn „das meiste interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt", aber nichts ist ihm „tief in die Seele gegangen", nichts hat ihn „nachhaltig gepackt".

„Eines Tages gieng ich in die ‚Meistersinger' in der Absicht, die Musik so unmittelbar als möglich auf mich wirken zu lassen. Der Chorgesang in der Kirche ergriff mich, das Preislied ergötzte mich; dazwischen aber kamen lange, lange Perioden, bei denen — Gott straf' mich hart! — mir der Gedanke aufsprang: So etwas könnte auch ich componieren."

Wer nun so wenig Freude an Wagner haben konnte, wessen „Ohren die Wagnerische Musik wehe" that und wer, „schutzlos vor Clavieren, Platz- und Straßenmusiken, in Verzweiflung gerieth und den ‚aufdringlichen Wagnerlärm' verfluchte", wie das Rosegger in seiner letzten, zum Schlusse zu nennenden Veröffentlichung alles nochmals bekannt hat, wer endlich zu alledem ein Meister der Feder und Herrscher

über eine eigene Zeitschrift ist, der ist heute auch ein praktischer Antiwagnerianer und leistet sich von Zeit zu Zeit vor allen Leuten einen Gallenerguss.

Ganz anders Rosegger. Das Bewusstsein, dass die geringe Freude, das hohe Missvergnügen, die ihm Wagner bereitete, wohl auch von einem Mangel seiner Anlage herrühren, also seine, nicht Wagners Schuld sein könnte, ist der feste Punkt für sein Urtheil. Von hier aus erhob er sich zu dem Gedanken, dass in der Erscheinung Wagners etwas weit Größeres liegen möge, als ihm begreiflich wäre; von hier aus verwies er den Wagnerianern ihren stumpfsinnigen Fanatismus, dass jedem Wagners Werke gefallen müssten, und vertheidigte für sich und seinesgleichen den unbehelligten Genuss anderer Musik; von hier aus hatte er auch seinen „Heimgarten" von allen Wagnerdebatten, die er doch nicht beherrscht haben würde, frei zu halten.

Ja, die Unbefangenheit, die mit dieser Auffassung seiner selbst und Wagners verbunden war, sicherte ihm noch eine Entdeckung, die für die Erforschung der Musik Wagners noch einmal sehr wichtig werden wird, und meines Wissens zuerst von Rosegger gemacht worden ist. Er schreibt „Heimgarten", VIII, S. 524:

„Diese Wagnerische Manier, die den unmittelbaren Ausdruck einer Empfindung, eines Gedankens bezweckt, kommt mir vor wie die Musik in ungebundener Rede gegenüber der gebundenen, der metrischen, unter welcher ich die Melodie, die liedartige Musik meine."

Die Einsicht, dass es in der Musik einen ähnlichen Fortschritt geben könne, wie ihn die Kunst der Sprache vom Epos zum modernen Prosaroman vollzogen hat, schlichtet allen Streit über den angeblichen Mangel der Form bei Wagner. Das Gleichnis hinkt nicht, es ist vollkommen durchführbar. Die größere Feinheit und Fülle der Empfindungen, die zur Prosa gedrängt haben und nur in ihr befriedigt werden konnten, haben auch in der Musik die alten Formen gesprengt, um sich hier wie dort sogleich neue zu schaffen. Wir wissen, wie wichtig deren Handhabung für die alten Redner war, und würden sie auch bei Wagner längst herausgefunden haben, wenn nicht seine Gegner sie ihm voreilig abgesprochen, seine Verehrer bisher noch kein Verlangen nach ihnen getragen hätten. Desgleichen bestehen auf beiden Seiten die zahlreichsten Zwischenformen, die die äußersten Enden von Poesie und Prosa mit einander verknüpfen und friedlich neben einander jede zu ihrem Zwecke bereit stehen.

Ganz dieselbe Stellung, die Rosegger im „Heimgarten" von 1884 zu Wagner einnahm, behauptete er auch in seinem Buche: „Mein Weltleben" von 1898, S. 418/9. Nur ließ er hier seine Anerkennung Wagners als eines „bedeutenden Menschen", „beachtenswerten Dichters", „großen Philosophen", sowie seiner ihm „von jeher sympathischen" „socialen und humanitären Bestrebungen" deutlicher hervortreten. Aber nochmals versichert er, dass ihm das meiste in „Lohengrin", den „Meistersingern" u. s. w. „interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt" habe, dass ihm „aber wahrhaft ins Herz fast nichts gegangen" sei. Das Ganze habe ihn „ermüdet".

Da kam endlich der Tag des großen Umschwunges. Die Grazer „Tagespost", Morgenblatt vom 22. Februar 1898, druckte folgendes an den Theaterdirector Gottinger gerichtete Schreiben ab:

„Verehrter Herr! Ich war geradezu entzückt. Ihre Aufführung der „Meistersinger" hat mich Richard Wagner plötzlich nahe gebracht und Sie haben damit meinem Herzen einen Reichthum gegeben, für den ich Ihnen dankbar bleiben werde. Eine solche Darstellung hatte ich in Graz bisher noch nie gesehen! Und dieser Hans Sachs mit seinem unendlichen Humor! Es drückt Ihnen wahrhaft gerührt die Hand
Ihr
Graz, den 20. Februar 1898. Peter Rosegger."

Weitere Ausführungen brachte das letzte Märzheft des „Heimgarten" S. 471 unter der Überschrift: „Richard Wagner gefunden?" Es heißt darin:

„... dass gerade durch Richard Wagners Musik mir einmal der höchste Genuss zutheil werden würde, den je mein irdisches Ohr empfunden hat. Das ist geschehen. In Graz werden

zur Zeit die „Meistersinger von Nürnberg“ aufgeführt, glänzend, musterhaft an Ausstattung, Besetzung und Inscenierung. — Leidlich ausgeruht, vorbereitet auf den Inhalt, wohnte ich gleich der zweiten Aufführung bei und wurde durch den urdeutschen Charakter dieses Werkes voller Humor und Gemüthsinnigkeit, durch die wundervolle Zusammenwirkung der Künste in eine Stimmung versetzt, wie sie im Theater mich noch selten beseelte. In mir jubelte es auf, jauchzte es mit, weinte und lachte es ununterbrochen durch den ganzen Abend. Es war ein fünf Stunden langer Theaterabend voll gesättigter Schönheit. Wenn mir sonst bei Wagnerstücken schon in den ersten Acten das Gefühl der Abspannung und Langweile gekommen war, — diesmal konnte ich nicht genug Ohren und Augen haben für alles, was da schön und interessant war.“

Rosegger fragt nun weiter nach den Ursachen seiner so unerwarteten Verwandlung, da doch bei ihm anfangs kein Vorurtheil dagewesen und sein Musikverständnis und sein Ohr noch heute so unzulänglich seien, wie vorher. Er selbst muthmaßt als solche Ursachen leidliches Ausgeruhtsein und Vorbereitung auf den Inhalt (also ein Stückchen „Bayreuth“), eine glückliche Stimmung und gekräftigtere Gesundheit. Das mag mitgeholfen haben, die Vorzüge der Aufführung, die ich nicht beurtheilen kann, zur Geltung zu bringen. Das Wichtigste aber, was diesen Umständen erst ihre volle Wirkung verschaffte und in Wahrheit Rosegger zum Wagnerianer gemacht hat, hat er nicht genannt: seine ehrliche Selbstkenntnis. Denn sie hat ihm nicht gestattet, sich in unechte Wuth gegen die neue Kunst hineinzureden, und sie hat ihm immer wieder einen Versuch mit den schon so oft verworfenen Werken erlaubt. So hielt er sich die tiefste Quelle alles dichterischen Vermögens, das auch beim Aufnehmen einer fremden Schöpfung thätig sein muss, rein, bis sich ihm aus der stillen, dunklen Arbeit der ungestörten Kräfte das Wesen Wagners erschloss, wie uns eines Räthsels Lösung einfällt. Das ist nun Roseggers Lohn. Unser Gewinn aber dabei ist, dass er uns die langen Jahre vorher niemand durch kopfloses Gerede verscheucht und in sich selbst uns mit einem Wagnerianer beschenkt hat, mit dem wir uns sehen lassen können.

Interessantes aus aller Welt.

In Japan lehrt man die Kinder mit beiden Händen schreiben.

* * *

Reis bildet das Hauptnahrungsmittel für ein Drittel des Menschengeschlechtes.

* * *

Gemüse sind nahrhafter, wenn in hartem Wasser — verdaulicher, wenn im weichem Wasser gekocht.

* * *

Das Gehirn des Menschen ist etwa ein Fünfunddreißigstel des ganzen Körpergewichtes schwer.

* * *

Der Mensch ist das einzige Thier, welches wirklich Nase und Kinn besitzt.

* * *

Auf Hawaii gibt es zweimal so viel Männer als Frauen.

* * *

Zur Erzeugung der menschlichen Stimme wirken vierundvierzig Muskeln zusammen.

* * *

Großbritannien beherrscht einundzwanzig von je hundert Quadratmeilen der Erdoberfläche.

* * *

Silbermünzen verlieren ein Procent ihres Gewichtes in zwanzig Jahren, Goldmünzen ebensoviel in fünfzig Jahren.

* * *

Durch Entfernung der Eiweißsubstanz concentriertes Schlangengift ist so giftig, dass ein Fingerhut voll davon genügt, um fünfundzwanzigtausend Personen zu tödten.

Politik.

Der französische Dichter Alphonse Daudet sagt in seinem Roman „Robert Helmont" von dem politischen Parteiunwesen Folgendes: O Politik, wie ich dich hasse! Ich hasse dich, weil du roh, ungerecht, marktschreierisch und geschwätzig bist, weil du die geschworene Feindin der Kunst und jeder ausdauernden Arbeit bist, weil du unter allen möglichen Vorwänden nur dem Streberthum, der Dummheit und Faulheit dienst. Du machst die Sehenden blind, du stachelst die Leidenschaften auf, trennst die edeln Herzen, die für einander geschaffen sind, und bringst die zusammen, die gar nicht für einander taugen. Du vernichtest das Gewissen, du machst die Lügen und Winkelzüge zur Gewohnheit; dir ist es zu danken, dass ehrliche Männer zu Freunden von Spitzbuben werden, weil sie zufällig derselben Partei angehören. Ich hasse dich, weil du in unseren Herzen die Vaterlandsliebe getödtet hast!

Lustige Zeitung.

Vom Kasernenhof. Feldwebel (zu einem Einjährigen): „Ich sag's ja immer, mit den Einjährigen ist überhaupt nichts los! und ist dies ja 'mal der Fall, dann ist's der Knopf an ihrer Montur!"

Enfant terrible. Herr (zu Besuch, bei Tische): „Welch ein außerordentlich schmackhaftes Mittagmahl, gnädige Frau, — so etwas bekomme ich nicht oft."
Märchen (einfallend): „Wir auch nicht!"

Empfindlich. Zahnarzt: „Wünschen Sie mit Lachgas behandelt zu werden?"
Patient (erregt): „Lachgas? Erlauben Sie, mir ist die Sache verdammt ernst!"

Selbstbewusst. Dame: „Ach, wenn ich so ein Mann wär', natürlich Lieutenant."
Lieutenant: „Aber, Fräulein sind doch auch so sehr reizend!"

Druckfehlerteufel (aus einer Erzählung): Um den Förster war am Stammtisch ein großer Freundeskreis versammelt; der Förster nahm hierauf sein Notizbuch heraus, welches vollständig schief gelogen (gebogen) war.

Im Zweifel. Junger Mann: „Im Sprichwort heißt's: Wie der Mensch isst, so ist er. Nun hab' ich letzthin meine Braut beobachtet, wie sie den Rest auf dem Teller mit Brot rein abfegte. Ist sie jetzt sparsam, reinlich oder gefräßig?"

Rücksichtslose Hasen. Herr Wamperl hat zu einer Treibjagd mehrere Freunde eingeladen. Während diese munter darauf lospuffen, kommt Herr Wamperl nie zum Schuss. Da naht sich endlich ein Hase — aber auch der kehrt um, ehe Herr Wamperl schießen kann. Wüthend schreit der Jagdherr: „Gehst gleich hierher, Malefizvieh, dummes! Wer hat denn die Jagd gepachtet — ich oder die anderen?!"

Freundschaftlicher Rath. Angeklagter: „Herr Präsident, kann die heutige Sitzung nicht vertagt werden?"

Richter: „Weshalb denn?"

Angeklagter: „Na, Sie kommen mir heute so schlecht gelaunt vor!"

Aha! „Gestatten Sie mir, dass ich mich Ihnen als College vorstelle: ich schaffe auch Kunstwerke."

„Ah! Maler oder Bildhauer?"

„Nein, — Weinhändler."

Bücher.

Briefe von Jeremias Gotthelf.

Gelegentlich des hundertjährigen Geburtstages des großen schweizerischen Volksdichters hat der Schweizer Pfarrer von Herzogenbuchsee, G. Joss, bei K. J. Wyß in Bern eine Reihe von Briefen herausgegeben, die Jeremias Gotthelf an den Amtsrichter Burkhalter geschrieben hat. Dieser Burkhalter, der es aus einem armen „Hintersäß" zum hohen Rath gebracht, war ein sehr interessanter Mann, ein Naturphilosoph von ganz gediegener Art, dessen schlichten Briefe eine so einheitliche, abgeklärte und großherzige Weltanschauung offenbaren, wie sie heute gar nicht mehr zu finden ist. Wenn er z. B. schrieb, dass jeder Mensch sich das göttliche Wesen so vorstellen müsse, wie er es nach seiner inneren Organisation vermöge, so dass man fast sagen könne, jeder habe seinen eigenen Gott, je nachdem er dessen Natur zu fassen vermag — so ist das ein Ausspruch, der mir höher und wahrer dünkt, als alle dogmatischen Seelenreitereien aller Kirchen zusammen. Der Pfarrer A. Bitzius (Jeremias Gotthelf) schien zwar nicht in allen Stücken mit dem Burkhalter einverstanden gewesen zu sein, schätzte den Mann aber doch überaus hoch und hatte seine Freude an ihm. Das bewiesen seine Briefe, die er von 1830 bis 1850 an den Freund Burkhalter geschrieben. Der ganze prächtige, hagebuchene Gotthelf guckt aus diesen Briefen hervor und manches Bekenntnis macht er, das für Freunde des Dichters von besonderem Interesse ist. So gesteht er z. B., dass er nie Absicht gehabt, Schriftsteller zu werden, „die Welt drückte so lange auf mich, bis sie mir die Bücher aus dem Kopf drückte, um sie ihr an den Kopf zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, so will sie es nicht leiden". Die Entrüstung also über die Thorheiten und Lumpereien der Welt hatte ihm die Feder in die Hand gedrückt. Trotzdem „nur Tendenzdichter", lebt er heute noch, und selbst zur Freude solcher, die er geißelt. Die Zeitgenossen haben ihm manchmal schlimm mitgespielt. Jeremias Gotthelf hat's erfahren, dass die Leute gerade dann am meisten über ihn aufbegehrten, wenn er's am besten mit ihnen meinte. Auch die Schulmeister, sagte er, seien Leute, die nie dahinter kommen, wer ihr wirklicher Freund sei. Sie thäten gar zu selten über ihre eigene Nase hinaussehen. Die Ganzfrommen natürlich haben gefunden, dass der Pfarrer Gotthelf viel zu wenig christlich sei, und haben in den Zeitungen vor seinen Schriften gewarnt. — Dass die Leute sich doch immer und überall gleich bleiben! Was soll man sich denn vor Umsturz und Verführung fürchten, wenn die Leute überhaupt nicht zu ändern sind! Immer gleich dumm, einbilderisch, heuchlerisch und egoistisch! Gotthelfs Briefe, ja überhaupt seine Schriften in Mehrzahl, lesen sich, als ob sie für die heutigen Verhältnisse geschrieben worden wären. Er ist ein Eiferer gegen die neue Zeit und den „Zeitgeist", aber ein redlicher, wohlwollender, und ein befreiender Humor verklärt seinen Zorn. Wenn er sagt, dass es einst ein Geschrei nach Religion geben werde, wie bei einer Feuersbrunst nach Wasser, dass die echte Religion sich vor keiner Aufklärung zu fürchten brauche, weil sie nicht Sache des Kopfes, sondern des Gemüthes sei — so hört man daraus ordentlich den „Heimgarten"-Prediger in der Wüste. Und besonders verstehen wir ihn, wenn er von talentlosen Schöngeistern spricht, die immer Bücher herausgeben wollen und andere ihnen dazu helfen sollen. „Und am Ende ist es doch nichts." — Wir wollen gelegentlich nähere Bekanntschaft machen mit dem prächtigen Schweizer. Für uns wird er auch außerhalb seiner Jubiläumszeit noch vorhanden sein.

G. Joss hat mit der Publication dieser Briefe, die mit den entsprechenden Erläuterungen

und der Lebensskizze Burkhalters versehen, sowie mit einem Bildnisse Jeremias Gotthelfs geziert sind, der biographischen Forschung einen großen Dienst erwiesen. R.

Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Bertha von Suttner ist Tendenzdichterin, aber immerhin Dichterin. Und was für eine! Ihre lebhafte Phantasie weiß sich eine Welt aufzubauen, die sich ganz realistisch ansieht und doch die sittlichen Ideale eines edlen Menschen zu verwirklichen scheint. Vorliegendes Buch hat den Zweck, sociale Vorurtheile und der Menschheit selbstverschuldetes Elend aufzuzeigen, aus der Welt zu schaffen und dafür höhere und vollendetere Zustände aufzurichten. Die zahllosen Utopien, die in der Gegenwart geschrieben werden, sind ein Zeichen tiefer Sehnsucht nach einer anderen Weltordnung, die also gewiss auch kommen wird. M.

Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Drei inhaltsreiche Novellen: „Der Fürst vom Teufelstein", „Theodor der Seifensieder" und „Afra", die alle Vorzüge des schwäbischen Dorfgeschichtenmeisters enthalten. Am besten wird den Lesern der „Seifensieder" gefallen. M.

Nansens **„In Nacht und Eis"** (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) hat, wie selten ein Werk, seine Leser bis zuletzt in Spannung erhalten; niemand wird das Buch aus der Hand gelegt haben, ohne das Gefühl des Bedauerns, dass es schon zu Ende ist!

Der Wunsch nach einer Fortsetzung von „In Nacht und Eis" soll nicht unerfüllt bleiben. Es ist der Verlagshandlung gelungen, die Berichte zweier Theilnehmer an der Expedition Nansens zu erwerben, eine willkommene Ergänzung der Mittheilungen des Leiters der Expedition. Die beiden auf den Tagebüchern ihrer Verfasser basierten Erzählungen wurden, reich mit Abbildungen ausgestattet, als Supplementband zu „In Nacht und Eis" veröffentlicht.

Bernhard Nordahl, der seine Erzählung der ganzen Trift der „Fram" unter dem Titel „Wir Framleute" zusammenfasst, war der Elektrotechniker an Bord der „Fram" und vertritt den Standpunkt der „Mannschaft" mit ebensoviel Geschick als Freimuth.

Lieutenant Hjalmar Johansen gehörte zunächst auch zur „Mannschaft", da er sich als Heizer hatte anwerben lassen, um überhaupt mitgenommen zu werden. In aller Munde ist jedoch sein Name, seit er Nansen auf der einzig dastehenden Schlittenreise begleitet hat. Was er auf dieser kühnen Fahrt erlebt hat, berichtet er getreulich in „Nansen und ich auf 86° 14'" (86 Grad 14 Minuten ist der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, kaum 400 Kilometer von dem ersehnten Ziele entfernt).

Nordahl spricht es aus, dass unter den Framleuten keiner, auch Nansen nicht, von Fehlern frei war; er lässt aber auch deutlich erkennen, wie gerechtfertigt das Vertrauen der Mannschaft zu dem genialen Führer war. Er schreibt gewandt und versteht es, auch den Humor zur Geltung kommen zu lassen. Johansen entrollt in seinem Berichte eine wahre Robinsonade, die auch trotz Nansens Darstellung ihren vollen Zauber geltend macht. So bilden die Berichte eine nothwendige Ergänzung der Erzählung Nansens. V.

Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Von Franz Ilwof. (Graz. Leykam. 1898.)

Willkommene Berichte über den Verkehr Goethes mit Gräfin Lanthieri, den Grafen Wenzel von Purgstall, dem Freiherrn Josef von Hammer-Purgstall, dem Grafen Prokesch-Osten und dem „Kilian Brustfleck". Ferner Nachricht über den Besuch des Großherzogs Karl August von Weimar in Graz, im März 1815. M.

Die Zweige des deutschen Volkes in Mitteleuropa. Von Theodor Vernaleken. (Graz. Hans Wagner. 1898.)

In dem Vorworte dieser beachtenswerten Schrift heißt es:

„Das deutsche Volk wohnt nicht bloß im „Reiche", sondern auch rings herum in den Grenzländern. Die staatlichen Grenzen habe ich für meinen Zweck ganz unbeachtet gelassen, um so mehr ist die Sprache berücksichtigt und die Verwandtschaft mit den anderen Germanen berührt. Die Darstellung ist gemeinverständlich, kurz und bündig, und das wird den meisten Lesern willkommen sein. Zu Grunde liegen vieljährige Studien. Der Verfasser kennt seine norddeutsche Heimat (Westfalen), aber auch die Schweiz und andere Alpenländer, ihre Sprache und Eigenthümlichkeiten; am längsten hat er in Österreich gelebt, wo die Nationalitätshetze in der Blüte steht, indem slavischer Fanatismus die alte Ostmark unterwühlt und die Magyaren in Ungarn die Deutschen und andere Völkertheile bedrängen. Man wird sich darum nicht wundern, dass in unserer auf das Nationale gerichteten Zeit diese kleine Schrift in die Öffentlichkeit tritt. Allen, die zu unserem Volke halten und dessen Verzweigungen näher kennen lernen wollen, den alldeutsch Gesinnten und den Sprachvereinen, besonders aber denen, welche die deutsche Schuljugend mit den Zweigen unseres Volkes

bekannt zu machen haben, bietet der hochbetagte Verfasser deutschen Gruß.

Graz i. d. Süd-Ostmark im Frühlinge 1898.
Theodor Vernaleken."

„Der Unbesiegbare." Ein Grundzug germanischer Weltanschauung von Guido List. (Wien. Cornelius Vetter. 1898.)

Diese Veröffentlichung Guido Lists ist als das Ergebnis seiner Mythenforschung aufzufassen und bietet die reine Darstellung des Gottheitsbegriffes, wie derselbe seit Urtagen in der deutschen Volksseele wurzelt. V.

Aus Indien und Italien. Skizzen und Studien von Karl Graeser. (Zürich. Th. Schröter. 1898.)

Diese Reiseskizzen haben mir ein paar sehr vergnügliche Stunden bereitet. Obschon großentheils heiter, entbehren sie doch nicht eines ernsten und gehaltreichen Untergrundes, der anregend unterrichtet. Besonders auch die launigen Beschreibungen der Geselligkeit auf dem Schiffe zu bemerken. Als drollige Zugabe bietet der Verfasser eine Art Märchen: „Das geheilte Kopfweh", welches der „Heimgarten" an anderer Stelle zu bringen in der Lage sein wird. M

Biographien österreichischer Schulmänner. Als Beitrag zur Schulgeschichte der letzten hundert Jahre. Herausgegeben von Franz Frisch. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1897.)

Ein Viertelhundert verdienstvoller Pädagogen, wovon ein großer Theil heute noch lebt, wird in diesem Buche charakterisiert und warm gewürdigt. Wir nennen z. B. Friedrich Dittes, Josef Lukas, Franz Bobies, Christian Jessen und unseren alten Theodor Vernaleken, der eine besonders eingehende Schilderung seines Wirkens und Lebens erfährt. Für Schulmänner ein wertvolles Buch. M.

Büchereinlauf.

Eine aus der Gesellschaft. Roman von M. Elsborn. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Helene Pawlowna. Roman von Wilhelm Wolters. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Der Henker von Nauplia. Erzählung aus dem griechischen Volksleben von Johann Christoph Werner. (Leipzig. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

„Lustig wohlauf!" Steierische Geschichten von Adolf Frankl. (Ilz, Steiermark. Selbstverlag des Verfassers. 1898.)

Die Armen im Fleische. Paradiesgeschichten von Hans Seebach. (Linz a. D. E. Mareis. 1898.)

Neuheiten aus dem Verlage Adolf Bonz & Comp., Stuttgart:

Rachele Scarpa. Novelle von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann.

Bergasyl. Eine Berchtesgadner Erzählung von Richard Voss. Dritte Auflage.

Am Leben hin. Novellen und Skizzen von Rainer Maria Rilke.

Geschichten eines Verstorbenen. Nacherzählt von Karl Weitbrecht.

Neuheiten vom Verlagsmagazin, Zürich:

Wasser-Ringe. Zeitgedichte eines Österreichers. Von Chillonins.

Emporgepeitscht. Von P. R. O'Wickedone.

Poetische Stichproben von Schejtan-ul Ali.

Ein Tag.

Ein internationales Arbeiterschutzamt. Von Theodor Curti.

Ein unechtes Index-Decret. Von Canonicus Aug. Rohling.

Blond und Schwarz. Ein Gedichtbuch von A. v. Sommerfeld.

Gespräche mit Lord Byron. Von Thomas Medwin. Aus dem Englischen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister, herausgegeben von A. v. d. Linden. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Von Otto Funke. Zweite Auflage. (Bremen. C. Ed. Müller. 1898.)

Chronik von Wien. Kurzgefasste Geschichte der Kaiserstadt an der Donau von der ältesten bis in die neueste Zeit. Von Ferdinand Zöhrer. (Wien. Heinrich Kirsch. 1898.)

G. Freytags **Karte des spanisch-nordamerikanischen Kriegsschauplatzes.** (Wien. G. Freytag & Berndt.)

Plan der Kaiserjubiläums-Ausstellung, Wien 1898. (Wien. G. Freytag & Berndt.)

Österreichische Kaiserjubiläums-Hymne. Worte von Herm. Cl. Kosel, componiert von Karl Pfleger. (Wien. Verlag des „Österr. Dichterbuch".)

Postkarten des „Heimgarten".

Das vergessene Hamerling-Grab. Vor kurzem kam ein Hamburger nach Graz, in die Stadt Robert Hamerlings, wie er sagte, eigens um die Stätten zu besuchen, wo unser großer Dichter gelebt und gewirkt hat. Auf seinen Wunsch begleitete ich ihn auch auf den St. Leonharder Friedhof, zu Hamerlings Grab. Und da habe ich mich bis in die Seele hinein geschämt. Rechts und links wohlgepflegte Grabstätten mit schönen Denksteinen und geschmackvollen Einplankungen. Hamerlings Grab allein macht eine Ausnahme. Nur die treue Hand seiner Hinterbliebenen pflanzt und pflegt liebevoll Blumen auf dem heiligen Hügel des Unsterblichen. Ein Weiteres wäre Sache des Publicums. Auf der wie provisorisch hingelegten Steinplatte verlöscht die Schrift, das niedrige, korbartige Grabgitter ist verrostet und verbogen, das Ganze in einem Zustand, der meinem Hamburger einen Ausruf peinlicher Befremdung entlockte. — Ein einziger Jahreszins des bereits vorhandenen Denkmalfondes würde genügen, um auf Hamerlings Grab einen halbwegs würdigen Denkstein zu setzen und die Stätte mit einem ordentlichen Eisengitter einzufrieden. Nach meiner Empfindung müsste allerdings ein künstlerisches Grabmal geschaffen werden, das unser Meister Brandstetter, der berufenste Hamerlingbildner, auf das allerbeste ausführen würde. Solange das Grab im gegenwärtigen Zustande bleibt, führe ich keinen Fremden mehr hinaus nach St. Leonhard.

Rosegger.

L. F., Graz: Wenn Sie das Sparen als eine Tugend erklären, werden sich heutzutage dafür nicht viele Anhänger finden. Machen Sie aber das Sparen zu einem Sporte, dann dürfte es bald in die Mode kommen. Der Sport gilt als etwas Vornehmes, und zwar um so vornehmer, je mehr Geld er kostet. Das Sparen kostet ja auch Geld, denn man muss es in die Sparcasse tragen. Wenn man sagen kann, dass der Sparer für den Verschwender spart, so kann man auch sagen, dass der Verschwender für den Sparer verschwendet. Denn je mehr Verschwender, desto höher der Zinsfuß.

K. A., Wien: Die Bezeichnung ihrer schönsten Straße, die Benennung „Ringstraße", verdanken die Wiener Theodor Vernaleken. Man wollte sie anfangs „Boulevard" taufen, da machte Vernaleken öffentlich darauf aufmerksam, dass es nicht wohl angehe, eine rings um die innere Stadt laufende freie Straße mit einem Worte zu bezeichnen, das eigentlich „Bollwerk" heißt, zu „Boulevard" verwelscht wurde und jetzt als fremdes, noch dazu unrichtiges Wort in eine deutsche Stadt übertragen werden sollte! Die gute und schöne Bezeichnung „Ring" oder „Ringstraße" hat sich seither auch in vielen anderen deutschen Städten eingebürgert.

J. L., Wien: Natürlich wäre es eine Lust, womöglich mit allen Herkömmlichkeiten und Vorurtheilen zu brechen und mit vorsichtigem Fuß einen neuen Steig zu treten durch die Wildnis, nur die eine Fackel in der Hand, die reale Erfahrung von gestern. Vermuthlich aber käme einer, der so anfienge, als ob er der erste wäre, in seinen Nachkommen genau wieder zu dem Endresultat von heute.

* Ein Ungar, der um seine Vermögensverhältnisse befragt worden, antwortete: „Hob Vorrath, hob Vorrath!" Das war alles. Er hatte nichts, als ein — Fahrrad.

W. W., Graz: Bei Kunst und Weibern handelt es sich nicht darum, dass man sie versteht, sondern dass sie einem gefallen.

M. M., Berchtesgaden:

Frauenlieb mit Männerkraft gesellt
Baut ein Welt.

* Von Mai bis October lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten" betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

10. Heft. | Juli 1898. | 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am vierzigsten Sonntage.

Meine Sonntagsbriefe fiengen an, Dir sehr weh zu thun, schreibst Du. Siehe, das freut mich. Ich wünsche Dir kein anderes Leid, als das Mitleid. Dass Du mit uns Mitleid hast, thut mir wohl.

Die heutigen Mittheilungen werden auch gerade keine Frohbotschaften sein, obschon der Herbsthimmel über uns sonnig blau ist und aus der Erde ein frisches Frühjahrsgrün sprießt. — Dieser junge dumme Mensch! Er bleibt verschollen. Wir vermutheten schon, dass er nach Laibach gereist sein könnte, um seinen Bruder von der Strafe loszubitten. Wenn es sein könnte, er würde selber für den Valentin einspringen; es ist eine verzehrende Leidenschaft in seiner Liebe, wie in seinem Hasse. Der Soldat hat übrigens einen Brief geschrieben, bei dem die Hausmutter vor Freude in die Hände geklatscht hat, wie ein alter Drescher auf dem Tanzboden. In Berücksichtigung der besonderen Umstände, die wir dem Herrn Obersten bittweise auseinandergesetzt hatten, habe es mit achtundvierzig Stunden Stockhaus sein Bewenden gehabt. Diesen Obersten — und wäre sein

Schnurrbart noch so spießig — möchte ich Dir abküssen wie ein Kirchweihtanzmädel!

Apropos, Mädel! Mein Mädel! Das heißt, unseres! Das heißt seines, des Lehrers Mädel! Es ist aus dem Bette, aus der Kammer. Es zieht bereits Rüben aus der Erde und hat sogar schon wieder einmal gelacht. Am vorigen Mittwoch, als wir abends um den Herd herumsitzen und von den eingebrachten Rüben das Kraut wegschneiden, zündet die Barbel den Leuchtspan an. Dabei fällt ihr ein Fünklein auf die Hand. „Auwehtschl!“ ruft sie aus und thut ein helles Lachen. Es war um sechs Uhr zwanzig Minuten. Wie Osterglockenklingen ist es durchs ganze Haus gegangen, dieses Lachen. Groß gewundert hätte es mich nicht, wenn der Adam davon wach geworden wär' in seinem tiefen Bette. — Wenn er dazumal dieses Lachen von ihr hätte hören können, er würde freilich heute noch leben. Sogar dem dummen Jungen wollte ich es gewünscht haben. Dieses Menschenlerchengetriller möchte doch wohl imstande sein, ihn wieder herbeizulocken zum heimatlichen Herde. Was hat er's Noth, mit der Flinte in den Wäldern umzustreichen, wenn daheim die Barbel lacht? — Und wann hat sie gelacht? Und weshalb? Weil ihr der heiße Funke ans Fleisch flog. Die muss ein curioses Feuer ausgestanden haben, wenn sie ein Leuchtspanfunke bloß lachen macht!

Noch in der Nacht bin ich hinabgegangen ins Schulhaus und habe ans Fenster getrommelt.

„Was ist denn los?“ ruft der Guido schlaftrunken.

„Die Barbel hat gelacht!“

Da ist er aufgestanden, hat mich hineingelassen und haben uns zum Kerzenlicht gesetzt an den Tisch.

Dann sage ich: „Will man die Weibsbilder schon nicht freien, wenn sie weinen, so muss man sie freien, wenn sie lachen.“

„Nun ja“, antwortet er, „bestimmen wir gleich den Tag. Alles andere ist schon in Ordnung. Du weißt ja, wie es steht.“

„So sollst auch du es von meiner Seite wissen“, sage ich. „Ändern wirds hoffentlich nichts an dir, wenn du erfährst, dass ich die Wette auf dem Processwege werde suchen müssen.“

„Deine Wette mit dem Stein? Einen Process? Hans, den verlierst du!“

„Dann, Winter, erlebst auch du in diesem Jahre noch deinen Hagelschlag.“

„Ha, ha!“ lacht er, „gegen Hagelschläge ist ein Schullehrer aufs beste versichert.“

„Mit der Ausstattung wird's hapern. Ja, Freund, wo nichts ist, da hat nicht bloß der Kaiser das Recht verloren, sondern auch —“

„Vorstrecken kannst du mir nichts!“ unterbricht er mich. „Das wird sauer werden, Teufel noch einmal.“

„Dass du dich am Ende besinnst, Guido!"

Er geht in seinem Nachtkleide die Stube auf und ab: „Das wird sauer werden!"

„Dass du sie wieder vertröstest! — Ich möchte es nicht erleben! Wenn du mir jetzt ihr Lachen unterbrichst!"

Die Kerze ist zum Rande. Er zündet keine neue an, denn es ist keine mehr im Hause. Dieweilen der Dochtrest noch glimmt im Leuchter, wandelt er über den Fußboden hin und wieder, und hadert, warum gerade er das bissel Erbsünde so hart büßen müsse!

Sage ich: „Der Strick schneidet gerade dem am tiefsten ins Fleisch, der sich am meisten dagegen sträubt. Warum du dich gar so sehr fürchtest vor dem Schweiß des Angesichtes, wie er sich für einen ordentlichen Erbsünder gehört! Nimm doch ein Stück vom Adamshauser Grund und baue Kartoffeln!"

Steht er still und sagt: „Du hast recht, wenn ich's in meinem jetzigen Fache nicht weiter bringe, so baue ich Kohl und Kartoffeln. Dabei ist noch niemand verhungert. — Sie kann's schon, und ich werde es lernen."

„Das stimmt, Lehrer, das stimmt. Ich hätte dich ja doch erwürgt, wenn du mir das Mädchen sitzen ließest."

Nun wird er neuerdings nachdenklich und meint, er wäre wohl sehr sonderbar dran. „Will ich nicht, so würgest du, und will ich, so würgt ein anderer."

„Ein anderer, wie meinst du das?"

„Dann müsste ich noch einmal Licht machen", sagt er. „Denn im Dunkeln ist's unheimlich, von solchen Sachen zu sprechen. Ich wollte es eigentlich für mich behalten. Doch weil wir schon so weit sind. Weitersagen sollst es nicht, denn es kann mich getäuscht haben. Es kann ein anderer gewesen sein. — Er soll ja dem Bruder nach sein, sagt ihr."

„Sprichst du vom Rocherl?"

„Gestern abends ist er mir eben im Edelbrand begegnet, nicht weit vom steinernen Thörl. Schon dunkel ist's geworden, er glaubt, ich hätte ihn nicht bemerkt und duckt sich hinter einen Stein. An der Handschlinge habe ich ihn erkannt. Mit der andern Hand umspannt er ein Schussgewehr. — Rocherl! rufe ich ihn an, bist du es? Was machest denn da? — Ei, nichts, antwortet er, auf wen warten thu' ich. — Wo die daheim dich mit Schmerzen suchen, da auf wen warten? — Ja, sagt er, auf einen Schurken, der das arme Mädel hat ins Verderben gebracht. — Jetzt merke ich, woran es ist. Rocherl, rufe ich entsetzt über den Wahnsinnigen, den du meinst, der wird ja wissen, was er zu thun hat. — Er soll sie nit haben! stoßt er hervor, hebt den Gewehrlauf an den Stein, zielt gegen mich und tastet nach dem Hahn."

„Geschossen hat er?“

„Nein. Die Kugel steckt noch im Rohr. Das alte Schloss hat versagt.“ —

Ja, mein lieber Philosoph, das sind Geschichten!

Ich wollte den Burschen vertheidigen. Er sei aufs äußerste entrüstet über das lange Säumen des Verpflichteten. Es hätte ja thatsächlich immer wieder den Anschein, der wolle auskneifen. Dann wäre der faustische Valentin ganz an rechter Stelle.

Darauf hat Guido geantwortet: „Wer diesen Jungen kennt, glaubt es nicht, was du eben gesagt hast. Wenn der nach dem Verlobten seiner Schwester schießt, so ist es nicht Ritterlichkeit. Eifersucht ist es!“

Ich stutzte. Also auch der Lehrer hat den Argwohn.

„Ich fürchte mich ja nicht“, rief Guido, „ich will mich nur nicht zwingen lassen.“

„Wie das auch sei, Mensch, du gehörst zu ihr. Also schau dazu.“

Er redet noch so hin und her. Das Allerseelenfest soll vorüber gehen, und dann soll halt die Hochzeit sein. Der 14. November ist bestimmt worden.

Bei dieser Gelegenheit will ich Dir vom Lehrer noch ein flottes Stücklein erzählen. Man muss ja doch Stimmung machen für den Mann, jetzt vor der Hochzeit.

Gestern war's. Während der Schulstunden hat sich ein vagabundierender Handwerksbursche in das Wohnzimmer des Lehrers geschlichen und ein Paar Schuhe gestohlen. Bei der Bachbrücke unten, während er sie an seine Füße thun will, ist er schon aufgegriffen worden. Noch keck war der Kerl.

„Was wollt's denn?“ sagte er, „glaubt's leicht, unsereiner mag im kalten Reif und Schnee barfuß umsteigen, wenn jetzt der Winter kommt! Dieweil der Herr ein überflüssiges Paar unter seinem Bette stehen hat! Soll zusperren die Thür, wenn er will, dass ihm nichts gestohlen wird. Ist eine Schlamperei, das. Ich bin eh noch gut gewesen. Ein anderer hätt' auch den Wettermantel mitgenommen. Hätt' mir auch wohlgethan. Na, denk' ich, das nit, stehlen thust nit. Nur das Paar Schuh nimmst mit. Das wird etwan doch nix Schlechtes sein, wenn er sie nit braucht.“

„Wissen Sie was“, sagte hierauf der Lehrer, „die Schuhe sollen Sie haben. Müssen mir dafür aber eine Fuhr Brennholz klieben.“

„Schmutzian!“ knurrte der Vagabund und wirft ihm die Schuhe vor die Füße: Da hat Er seinen Dreck! Thut eh schon die Goschen auf, der eine.“

Wer im Gebirge die Polizei rufen wollte, den würde das Echo ausspotten. Deshalb hat der Lehrer den alten Gauch bei den Ohren genommen und so wacker geschüttelt, dass das Zähneklappern bis zum Wirts-

haus hinauf gehört worden war. Das hat den Vagabunden aber noch lange nicht um seinen Humor gebracht. Bevor er davonlief, hat er sich beide Hände an die Ohren gehalten: „Die Hörwascheln wären jetzt freilich heiß, aber die Zehen frieren."

Darauf hat der Lehrer die Schuhe dem frierenden armen Teufel nachgeworfen. Hoffentlich reut es ihn nicht, wenn er sich sein nun einziges Paar an den Füßen blank wichsen muss.

In der Schule ist der Lehrer seiner Sache sehr sicher, da macht er's weder sich noch den Kindern zur Qual. Die Kleinen läſst er A, B, C sagen und Wörter lesen, und auswendige Sprüchlein herbeten. Nach dem Inhalt wird nicht viel gefragt, das hält zu lange auf. Die Eltern fragen ja auch nicht, was das Wort bedeutet, sie sind's zufrieden, wenn's der Schüler flüssig lesen kann. Recht lesen ist gut, aber schnell lesen ist besser, denken sie, weil sich das fein anhört und nicht viel Zeit kostet. Beim Ausfragen weiß fast jeder Schüler flink Antwort. „Wie viel ist zweimal sieben? frägt der Lehrer. — Zweimal sieben ist — ist — ist —" stottert der Schüler. Der Lehrer hilft nach: „Ist vierz . . . —" „Ist vierzehn!" — „Brav, Michel, das geht ja ganz gut." Und so kommen sie glatt über den Stoff hinweg. Zum Wiedervergessenwerden ist's gut genug gemacht, denkt sich der Winter, und im nächsten Jahre würde es schon besser gehen. Nach der Schule, am Waldrain, wenn der Lehrer ein Hummelnest besichtigt oder ein zuckendes Fröschlein in die Hand nimmt, da stehen sie um ihn herum im engen Kreise und schauen was er macht und hören, was er sagt und merken sich alles. Aber ob bei der Schulprüfung der Herr Inspector fragen wird, wie weit am Waldrain die gelbgefleckten Molche ihre Mäuler aufthun oder wie die Eichhörnchen ihre Nester bauen, das möchte ich doch zu bedenken geben. Manchmal bestellt der Lehrer den Vorgeschrittensten der Classe zum Schulhalten, dieweilen er selbst im Stübel seine Schuhe nagelt oder losgelöste Knöpfe an den Rock näht, und wenn sie die Rechnungsaufgaben richtig gemacht haben, dann dürfen sie nach der Schule mit ihm Käfer suchen gehen. Freilich machen sie die Aufgaben gut, weil sie einer vom andern abschreibt. Wozu soll denn jeder extra noch für sich das Pulver erfinden, wenn's der eine schon erfunden hat! Er sieht die Rechnungen auch weiter nicht durch, Pedanterie ist nie sein Fehler gewesen, und nach den Schulstunden ist er selbst immer der froheste. — Das Beste an allem ist, dass die Kinder dem Lehrer sehr zugethan sind und er in Sachen des Betragens und Bravseins auf sie Einfluss hat. Es ist noch keine Sittlichkeitsklage vorgekommen. Alles andere wird sich schon geben. Rechnen lernt der Mensch erst, wenn es sich nicht mehr um Ziffern und Fleißzetteln handelt, sondern um wahrhaftige Kornmetzen, Holzmeter, Gulden und Kreuzer. Und anderseits, meint der Winter,

könne es dem besten Mathematiker passieren, dass er sich im Leben manchmal verrechnet.

Ich kenne auch jemanden, der gut lesen, schreiben und rechnen kann und doch bis heute nicht weiß, woran er ist. Dieser jemand las in seinen Augen, verschrieb ihm das Herz und rechnete auf Treue.

Im Ganzen, muss ich Dir gestehen, kennt man sich nicht aus. Manchmal kommt mir vor, der gute Kerl hätte zwei Seiten, so wie Krämerloden, eine rauhe und eine glatte, auf der einen strammer Moralist, und wendet man ihn: Bruder Liederlich.

Was nur die Barbel mit ihm machen wird? Oder er aus ihr?

* * *

Am einundvierzigsten Sonntage.

Die Einlage Deines Schreibens vom 2. d. M. hat mich nicht wenig überrascht. Nein, so war's nicht gemeint. Am Ende bedarf ich auch jetzt noch Deines lieben Zuspruches mehr, als des Geldes, obschon diese materialistische Anwandlung Deiner Philosophie sich im Grunde gar nicht so übel macht. Zurückzahlen kann ich Dir den Betrag nur durch einen Wechsel. Durch einen Schicksalswechsel. Vom Bauernknecht hast schlechterdings nichts zu erwarten. Diese Kerle zahlen nicht. Wenn der Journalist oder der Schriftsteller nicht creditfähiger sein sollte! — Ich will ja groß niedersteigen vom Berge des Adamshauses, zu Euch, mit einem Buckelkorb voll Geistesdünger, und eine literarische Wirtschaft anfangen. Ganz frischen, sehr kräftig duftenden Naturalismus bringe ich mit hinab. Und sollte auch Idealismus dabei sein, so wird er den handelnden Personen angehören, und nicht dem Verfasser. Das heißt, in meinen Romanen sollen die Idealisten als solche sehr naturalistisch geschildert werden. Damit kann jede Literaturrichtung zufrieden sein, und der Gläubiger hoffentlich auch.

Nun wisse aber auch, guter Freund, dass ich mit Deinem Hundertguldenschein in großer Verlegenheit war. In der hiesigen Bauernschaft hat ihn niemand zerlegen können, nicht einmal der Hoisendorfer Kirchenwirt, trotz seines Trühleins voll Scheidemünzen. Erst aus Ruppertstein ist Hilfe gekommen. Da fiel mir jener Goldklumpen in der Wüste ein und dass eine Kornähre mehr wert ist, als der schönste nagelneue Tausendguldenschein. Bargeld wird erst Wert, wenn Erdsegen dazukommt.

Dein Anerbieten, dass Du Dich nach den gegenwärtigen Verhältnissen der „Continental-Post" erkundigen willst, besonders, wie es mit dem Zeugen Freibergel steht, nehme ich mit großem Danke zur Kenntnis. Frage doch auch nach, wie es dem Siegwart Mayer in der Nervenklinik geht. Entsinnt sich dieser noch auf den Fall, dann hielte ich die Geschichte jedenfalls für gewonnen. Übrigens ist es mir undenkbar, dass Doctor

Stein auskneifen könnte. Wettschuld ist Spielschuld, und Spielschuld ist Ehrensache. Die einzige Ehrensache, auf die gewisse Leute noch etwas halten.

Und nun wieder zu meinen Berichten.

Der schreckliche Rocherl war immer noch in Verstoß. Der Hausmutter wurde nahe gelegt, seinen Verlust auf den Kanzeln verkünden zu lassen. Sie will aber die Schmach eines durchgegangenen Kindes nicht an die große Glocke hängen lassen. Wir haben ihn ja eigentlich schon fast einmal gehabt. Am vorigen Mittwoch hat uns der Jäger Konrad sagen lassen, dass der Rocherl sich in der Legwindhütte aufhalte. Das ist keine erfreuliche Nachricht, so froh man auch über die gefundene Spur sein muss. Die Legwindhütte im Fuchsgraben ist eine abgekommene Almwirtschaft, in der sich gerne allerlei Gesindel aufhält. Landstreicher, Wilddiebe, neuestens sogar verrufene Weibsbilder, will unser Gemeindevorstand wissen. Von Zeit zu Zeit räumen Gendarmen das Nest, aber allmählich füllt es sich wieder mit zweifelhaften Leuten, die bei der alten Legwindhütterin Zuflucht suchen, dort ihre Kartoffeln braten und ihr für den Unterstand manchen Bissen zubringen. Was den dummen Jungen bestimmen soll, gerade in dieser Höhle zu hocken?

Nun, so sind wir am letzten Donnerstage ausgezogen zum Fange. Die Hausmutter, die Barbel und ich. Die Barbel wollte anfangs nicht mit. Sie scheint schon zu wissen, dass der Rocherl sich jetzt sozusagen auf Menschenwild-Jägerei verlegt. Sie spricht von ihm, wie von einem lieben Kranken. Und zu mir hat sie die Bemerkung gethan: „Mein Gott, man weiß gar nicht, was es manchmal für ein Glück ist, wenn liebe Leute sterben. Hätte ihn der Jäger damals anders getroffen, so hätte ich jetzt einen Bruder im Himmel."

Es war das härteste Wort, das ich je von dem Mädel gehört habe. Die Mutter hat sie gleich derb zurechtgewiesen: „Red' nur du nit! Ich hätt' meine Tochter auch lieber als Jungfrau im Himmel —."

Da muss man sich ins Mittel legen. Ist der stets beschwichtigende Adam-Vater nicht mehr da, so muss ein anderer dran.

„Das wäre nicht schlecht!" sage ich. „Böse Red' darüber, weil im Himmel die Engel sind und auf Erden die Menschen."

Wie mich auf dieses Wort das Mädel dankbar anblickt!

Gott, hat die ein Augenlicht!

Darauf habe ich mich kühn auf den Evangelisten gespielt, der Herr habe mehr Freude an einem wiedergefundenen Schafe, als an neunundneunzig nie verlorenen. Und darum wollten wir getrost ausziehen, das verlorene zu suchen.

Dann sind wir hineingegangen über die Almen und hinten hinab in den Fuchsgraben. Die Hausmutter war sehr kriegerisch gestimmt; von

ihrem Stecken schien sie etwas zu erwarten, den sie bei jedem Schritte fest in den Boden stieß. Die Barbel aber meinte doch, dass man mit Stecken keine verlaufenen Schafe locke; als wir der Legwindhütte nahe kamen, sagte sie: „Gelt, Mutter, wir wollen recht gut mit ihm sein, wenn wir ihn finden.“

„Den Stecken schlag' ich heut' mitten ab!“ rief die Hausmutter und schwang ihren Haselstab. „Über wen, das werden wir schon noch sehen. Verführt ist er worden!“

Wir kommen in die Schlucht hinab. Die Büsche gilben, aber die Blätter hängen noch an den Zweigen. Den Fuchsgraben hat das Hagelwetter verschont, es hätte sich wohl kaum ausgezahlt, hier über Hasel- und wilde Beerensträucher den kalten Zorn des Himmels niederzuschleudern. Die Hänge sind mit Brombeerstrauchgewinden übersponnen, darin kriechen einzelne Gestalten umher und halten Mittagsmahl bei den dorrenden Früchten. An der Felswand lehnt die Legwindhütte, aus braunen Steinen roh gemauert; der bindende Mörtel ist schon aus den Fugen geschwemmt. An Thür- und Fensterstöcken hat der Regen die schiefergrauen Holzfasern bloßgespült, die Fensterscheiben bestehen theils aus verblindetem Glase, theils aus Papier, theils aus Lappenballen. Die Dachbretter sind mit Steinen beschwert. Daneben, mit zerzausten Strohschauben geflickt, eine Art Ziegen- oder Schweinestall. Das ganze ist mit Sauerampfern, Brennesseln und unsauberen Dingen umwuchert. Da hast Du die Herrlichkeit, die in jedem Salon hängen kann — auf der Leinwand. Am Bache, der in der steinigen Schlucht niederrauscht, kniet die alte Hexe und schwemmt eine blaue Männerhose durch. Ich trete zu ihr, schüttle sie an der spitzen Schulter und schreie zur Wette mit dem Wasser, wo der Adamshauser-Sohn wäre? Sie glotzt mich dumm an, sie sei die Legwindhütterin und wisse nichts von einem Adamshauser-Sohn.

„Aber sie wäscht ja gerade seine Barchenthose!“ sagt die Barbel.

Dann ist er im Neste. Wir dringen in die Hütte. An dem schrillen Winseln der rostigen Thürbänder erkenne ich die kluge Wachsamkeit der Unterstandgeberin. In der dumpfmürfelnden Stube ist mein erstes, dass ich mir den Kopf an den Trambaum stoße. Die Beine verstricken sich in Stroh, das auf dem Boden wüst herum liegt und stellenweise mit alten Kleidungsstücken bedeckt ist. Auf dem wurmstichigen Tische liegt ein abgegriffenes Kartenspiel und stehen geleerte Schnapsgläschen, in denen Fliegen kleben. Am rußigen Kachelofen hängen nasse Hemdenreste. Zu sehen ist niemand. Wir treten in die Küche, wobei die Barbel ängstlich meinen Arm umfasst, denn es ist dunkel, und die morschen Fußdielen wanken unter den Tritten. Nach faulen Rüben riecht es, und in der glosenden Herdglut liegen halbverkohlte Kartoffeln. Auch hier niemand vorhanden. Dann steige ich die Sprossenleiter hinauf in das

Dachgelass. Dort, im Heu vergraben, liegt einer, ich sehe nur das schwarze zottige Haupthaar. Bald hebt er sich und brüllt: „Wer ist da?"

„Das frage ich!" meine Antwort.

Er richtet sich aus dem Wuste hervor: „Das fragst du? Gut, schöner Herr, du sollst es hören. Aber komm mir nit in die Nähe. Es ist ungesund, da heroben. Ich bin ein Doppelter, wenn du es wissen willst. Der baierische Hiesel und der Schinder-Hans."

„Ah, guten Morgen, meine Herren!" lache ich. „Dann ist wohl einer von euch beiden so gut, mir zu sagen, ob nicht noch ein dritter da ist, der sich Rochus Weiler nennt."

„Weiß nix", antwortet die Stimme.

„So weiß es vielleicht der andere."

„Weiß auch nix", antwortet dieselbe Stimme. Nun merke ich, es ist ja überhaupt nur einer da.

„Er trägt eine Hand in der Binde", erkläre ich.

„So, den Einhandel meint der Herr. „Kann nit weit sein, weil seine Pfeife dort ist."

Seine Pfeife, das war unsere alte Flinte, die wahrhaftig im Dachwinkel lehnte. Weil wir drinnen und draußen keinen Rocherl vorfanden, so habe ich die Flinte auseinandergethan und zu mir gesteckt.

Oberhalb der Hütte auf dem Moosfilz haben wir uns niedergesetzt, haben gewartet bis in den späten Abend. Mancher arme Schelm ist aus Strupp und Kraut herbeigekommen zur Hütte. Hinein und wieder heraus und träge an ihr herumgeschlichen. Der Rocherl war nicht zu sehen. Unverrichteter Sache sind wir nach Hause gekommen um Mitternacht.

„Weil wir nur das haben", sagte die Barbel, als ich die alte Flinte an ihren Nagel hieng. Im Vorhause war es ganz finster. Als wir auseinandergehend uns Gute Nacht sagten, tastete sie nach meiner Hand und sprach: „Ich danke dir, Hansel, dass du mit uns gegangen bist." — Und so weich und warm sind ihre Finger gelegen einen kurzen Augenblick auf meinem Gelenke.

Philosoph, Philosoph! Das Mädel wird lebendig!

* * *

Am zweiundvierzigsten Sonntage.

Himmlisch ist es geworden auf den Bergen, jetzt auf einmal wieder! Wie unvergleichlich schöner ist der stille, klare beständige Herbst, als der launische, springende, schlagende und stechende Frühling — die Flegeljahre der Natur. Könnte ich es Dir zeigen, wie jetzt die Buchen und Kirschbäume in purpurnem Roth, die Ahorne und Lärchen in leuchtendem Golde stehen und die weiten Fichtenwaldungen in schwarzblauenden Tinten dämmern! In den Wiesenthälern schimmert der silberne Reif, und auf

allen Höhen Sonnenschein, Sonnenschein! Der ganze Almgai ein bunter Strauß unter dem Glassturz des krystallklaren Himmels. — Mensch, ich habe nicht umsonst gefürchtet, poetisch zu werden, bevor dies Jahr zu Ende geht. Oder ist meine Sehkraft schärfer geworden, dass auf den grünen Almen die Sennhütten wie weiße Eierchen glänzen, dass im fernen Felsgebirge jede Runse, jedes Riff, jede Sandhalde und jeder Schneeflecken so deutlich und klar geworden ist, als läge das weite Luftmeer gar nimmer dazwischen. Ein kühler Berghauch bringt mir den Duft der Cyklamen, Gentianen und des feuchten Erdreichs.

Und in dieser neuen Schönheit ist das alte Leid. Wie mag sonst das Treiben des Herbstes hier sein? Die Felder und Gärten besäet mit heiteren Menschen, deren Stimmen erntefroh von Berg zu Berg klingen, den Vogelsang des Frühjahres reichlich ersetzend. Und in diesem Jahre? Alles todt, alles schweigend. Nur da und dort knallt ein Hirte mit der Peitsche, aber nicht aus Lust, sondern aus Unmuth, weil die Rinderherde ruhelos Gras suchend auf dem frostversengten Rasen unstet herum gehen und immer über die Berainung hinaus will. Sonst haben sich auf freiem Anger herlebige Burschen zusammengefunden zum Singen, Ringen und anderer Kurzweil. Dies Jahr streichen sie zu einzeln mürrisch umher, sinnend und grübelnd, wohin sie nur ihr thätiges begehrendes Wesen wenden sollen, wenn es in den heimatlichen Bergen nicht mehr zu leben ist. Und in den Gräben rauscht und rauscht immerwährend das Wasser, gleichsam im Traume lallend: Der ewige Herr im Bergland bin ich. Ich meißle den Fels und bröckle ihn ab. Ich baue die Alpen und reiße sie ein und trage sie dahin. Deine Felder und Häuser schwemme ich davon, o Mensch, und auch deine Gräber. . . .

Und da, mein Freund, kommt es mir in den Sinn, ob diejenigen nicht doch am Ende recht haben, die den Menschen lostrennen wollen von der Gebirgsscholle, dass er sich in der weiten Welt eine wirtlichere Statt suche und gründe. — Nein, nein, die altständige Menschennatur stemmt sich dagegen, an nichts hängt sie so fest, als an der Heimat. Und im Gebirge stehen die Geschlechter am längsten. Das Bauernthum steht nirgends so tief gegründet als in den Bergen. Wenn dieser Grund bricht, was soll dann noch halten? Können im Nomadenthum alle Keime des Adamsgeschlechtes sich so reich und edel entwickeln, als in der Bodenständigkeit? Woher stammt unsere Cultur? Wo hat sie ihren Sitz, an alten, festen Stätten, oder auf der Straße? Industrie und Handel bauen, über Nacht Städte, die auch wieder über Nacht zerfallen. Sie bauen nur Zelte. Das Bauernthum, dieser Granit der Menschheit, baut Häuser, und aus diesen Häusern sind immer wieder, eine reiche überschüssige Kraft, diejenigen hervorgegangen, die da Burgen, Schlösser und Kirchen gegründet haben, und solche Städte, die jahrhundertelang wachsen, jahr-

hundertelang eine Blüte der Menschheit sind und jahrhundertelang brauchen, bis sie zerfallen. Und das Patrizierthum, aus welchem sich Zucht, Gehorsam, Würde, Kraft, Treue, Vaterlandsliebe und gesellige Sitte organisch entwickelt hatte, wodurch soll es neu nachgefrischt und ersetzt werden? Es wird hinfällig sein, wenn die Bodenständigkeit aufhört, wenn der Bauer — sei es durch Unwetter und Bergwässer, sei es durch sociale Mächte — fortgeschwemmt wird von seiner Scholle.

Du weißt es, Freund, dass ich vor einem Jahre noch vom Bauernthum vielfach gesprochen habe wie ein Blinder von der Farbe. Ich liebte es wie eine Idylle von Salomon Geßner. Heute liebe ich es, wie die Odyssee! In diesem Stande, mein Alfred, ist neben finsteren Gewalten eine Opferwilligkeit und eine stillduldende Liebe, die ans Heldenhafte grenzt. Es ist in ihm eine Kraft und eine Geistesthätigkeit, von der die Hochmuthspinsel im Frack keine Ahnung haben. Und wenn ich auf dieser Welt je ein Glück glauben könnte, ich würde es suchen und versuchen fern von der rasenden Welt im Frieden eines ländlichen Hauses, inmitten der ewigherrschenden Natur, die mich belebt, beschäftigt und ernährt, die man selbst in ihrem Grimme noch anbeten und lieben muss. — Und in dieser Erkenntnis habe ich mir vorgenommen, meinen armen Adamsleuten beizustehen, dass sie sich so lange als möglich auf ihrer alten Heimstatt halten können. Welch ein Elend auch hier sein mag, besonders wie in diesen Tagen, immer noch besser, als in der Fremde unstet sein und wehrlos vom wilden Zeitgeiste hingerissen zu werden. Herrgott, wenn ich mir da draußen in den schwankenden Weiten meine alte Hausmutter denke! Oder mein treuherziges Mädel! — Wird mir doch schon ganz taumelig, wenn ich mir sie vorstelle als Lehrersfrau, mit Kind und Kegel von einem Schulhause zum andern wandernd. Ist es denn wirklich so großartig gut und klug, wenn man diese zwei Leute zusammenkuppelt für alle Tage, bloß weil sie sich einmal ein wenig lieb gehabt haben? —

Nun wieder an die Arbeit. Wollte Dir noch vom Fichtenbaume erzählen, an dem mein Bauernknechtthum eigentlich nun ganz plötzlich gescheitert ist. Nämlich!

Die Zeit des Streumachens ist da, um den Stallbewohnern für den Winter einen grünen Teppich zu schaffen, der dann allwöchentlich einmal erneuert werden muss. Das Stroh wird hier nicht zur Streu benützt, auch wenn eins vorhanden ist, sondern mit Heu vermischt gefüttert. Waldmoos und Heidekraut will man den Baumwurzeln nicht rauben. Da gibt der Baum noch lieber seine grünen Äste zur Stallstreu, als seine schützende Wurzeldecke. So kommt von acht zu acht Jahren der Bauer mit der Axt, steigt an dem Baumstamme empor und hackt die längsten und buschigsten Äste herab als Winterstreu für den Stall; die zarten Äste und jungen Zweige, sowie den Wipfel lässt er dran, damit soll sich der

schwerverwundete Baum wieder erholen fürs nächstemal. Das ist nun eine ganz abscheuliche Einrichtung, allein der Bauer im Almgai behauptet, er wisse anderswie keine Stallstreu, oder mit anderer Streu keinen richtigen Dünger zu erzielen. Ich machte dagegen theoretische Einwendungen, die Hausmutter stützte sich auf Erfahrungen und schickte mich hinaus in den Wald. Da hätte ich nun ein Paar scharfzackige Steigeisen an meine Füße schnallen sollen, hätte die Axt rückwärts in den Gürtel stecken und den Baum hinaufklettern sollen, wie eine Eichkatze, bis zum Wipfel.

Im vorigen Jahre waren noch drei vorhanden gewesen, die das Reisig von den Bäumen schneitelten, der Vater Adam, der Valentin und der Rocherl. Das Mädel sammelte die gefallenen Äste in Büscheln, die Hausmutter kam mit Ochsen und Karren, um das „Graß“ in den Hof zu führen, wo es nachher klein gehackt und in Stößen unter Dach geschichtet wurde für den Gebrauch im Winter. Die beiden Burschen sollen hoch auf den Bäumen gesungen und gejauchzt haben und sich geschaukelt, und im Schaukeln sogar von einem Wipfel zum andern gesprungen sein, voll Übermuth. — Heute? heute steht ein einziger da — kann nicht jauchzen und kann nicht schneiteln. Das Ästeherabhacken wäre freilich keine Kunst, aber das Hinaufsteigen! Die Hausmutter selbst hat mir die Steigeisen angeschnallt, die Barbel hat mich im Klettern unterwiesen, wie man mit den scharfen Eisenzacken hoch an dem Stamme weit fester stehe, als in gewöhnlichen Schuhen auf dem Erdboden, wie man mit dem einen Arm den Stamm umschlinge, als hätte man ihn sehr lieb, und mit dem andern Arm die Äste abhacke, dass sie lustig niederrauschen. — Und ich? Mensuren habe ich geschlagen, und in der Armee wird man auch nicht gerade für allzugroße Furchtsamkeit abgerichtet. Also frisch an! Aber wie hoch? Als es so weit war, wo der Baum mit mir sachte zu schaukeln begann, wo der Stamm bei jedem Hieb zuckte, als wollte er mich abschütteln und sich wie eine Schlange unter mir bog, just wie zum Brechen, da — war der Feigling fertig. Die Glieder huben mir an zu zittern, der Wald begann zu kreisen — rasch musste ich bodenwärts.

„Mein Gott!“ sagte die alte Hausmutter, „wenn unsereins das dumme Weibergewand nit hätt, mit dem man überall hängen bleibt, mich däucht, ich wollt' selber hinauf.“

Du kannst Dir denken, wie anmuthig ich dagestanden bin. „'s ist mir just das Blut so zu Kopf gestiegen“, sagte ich, bloß um etwas zu sagen.

„Bis du's noch einmal probierst, wird's schon gehen“, redete mir die Hausmutter zu, „anfangs ist einer, der's nit gewohnt, halt ein bissel schwindelig.“

„Mutter!“ sagt jetzt das Mädel, „den Hansel lassen wir nit mehr hinauf. Er macht alles zu geschwind, spießt mit den Steigeisen nit

ordentlich ein, und anhalten thut er sich auch zu wenig. Da kunnt wirklich was geschehen."

Also, wegen Tollkühnheit darf ich nicht mehr hinauf! Auch gut.

Was nun machen? Es droht der Winter, und das Reisig muss herab. Wenn der alte Soldat schon zu — tollkühn ist, um auf die Bäume zu steigen, so muss man ihn umtauschen. Die Hausmutter schickt zum Kulmbock hinüber und lässt bitten um einen Baumschneitler. Der Kulmbock ist nicht daheim und sein Weib lässt zurücksagen, sie brauche ihre Leute selber und müsse jetzt die Mühlbrücke zimmern lassen, die das Wildwasser zerrissen hat. Ob denn der „herrische Knecht" nicht baumschneiteln könne?

Darauf lässt die Barbel zurücksagen: Der zugereiste Knecht könne das Baumschneiteln sehr gut, aber man dürfe ihn nicht hinauf lassen, weil er zu hitzig sei und den Vortheil nicht achte. Hingegen wolle man den Hansel zum Brückenbauen hinüber schicken, wenn die Kulmbock-Bäuerin dafür ihren Weidbuben zum Baumschneiteln herüberthäte. Es handle sich bei diesem Wechsel nur um etliche Tage, dann könne sie den Weidbuben wieder haben.

So werde ich nun für diese kommende Woche vertauscht, wie etwas Unbrauchbares gegen Brauchbares. Die Blamage wäre reichlich groß genug gewesen für einen Selbstmord, hätte das wundervolle Mädel aus meiner Feigheit nicht eine so unverantwortliche Waghalsigkeit gemacht. — Was nutzt mir das, wenn sie's selber nicht glaubt!

Noch gestern abends bin ich heimlich in den Wald gegangen und hab es versucht mit einem Baum. Dieselbe Lumperei. Wie er schaukelt, packt mich der Schwindel und ich muss zurück. Bin nachher gar nicht zum Nachtmahl erschienen. Kopfweh habe ich gedichtet. — Und morgen früh hinüber in den protzigen Kulmbockhof zum Brückenbau.

Noch etwas für heute. Das letztemal wurde Dir ausführlich mitgetheilt, wie wir den Rocherl gesucht, dann seine Flinte gefunden und in unser Haus zurückgetragen haben, um sie auf ihrem alten Platz an den Nagel zu hängen. Denke Dir, sie hängt nicht mehr dort. Eines Morgens war sie weg. Er hat sie sicher selbst geholt. Dieser unbegreifliche Mensch! Die alte Marenzel meint, die Bleikugel in der Hand müsse ihm das Blut und das Gehirn vergiftet haben. Jetzt suchen ihn auch schon die Landwächter. — Nicht eine Stunde sind wir sicher vor einem furchtbaren Verhängnis.

* * *

Am dreiundvierzigsten Sonntage.

Also am Montage bei Ehren-Kulmbock, beim Brückenbau. Ich hegte den heißesten Wunsch, es möge dabei jemand, meine Wenigkeit ausgenommen, ins Wasser fallen. Die Schmach kann nur durch eine Lebens-

rettung wett gemacht werden. Man hat mich richtig gleich aufgezogen: dass die Bäume im Adamshaus-Walde gar sehr froh sein würden, mit ihren Wipfeln diesmal noch heil davongekommen zu sein, ohne dass sie der Hansel in seiner wüthenden Kurasch allsammt enthauptet hat! — Denn die Tollkühnheit war ihnen nicht einleuchtend. Da musste rasch etwas Glaubhaftes zusammengelogen werden. Der Krampf! „Diese verfluchten Krampfadern in den Beinen, die ich mir damals in Galizien geholt, bei den großen Märschen! Gerade das leidenschaftlichste Vergnügen, auf den Bäumen umherzuklettern, vergällen sie mir!" Sie lachten noch mehr und meinten, die Fichtenbäume würden wohl Freudenfahnen ausstecken, wegen meiner Krampfadern. — Am Dienstag hatte ich schon nicht mehr Zeitungsdeutsch nöthig; mein Heiligenschein qualmte an einer andern Seite auf. Dieweilen sie an der zu bauenden Brücke die Holzbalken und Stämme schwerfällig und ungeschickt hin und herprobierten, construierte ich mit Hilfe des Restes meiner geometrischen Kenntnisse die Brücke auf Papier und rechnete leichter Hand in Ziffern die Verhältnisse des Baues aus, worauf wir mit ziemlicher Einfachheit das tiefe Bachbett überbrückten. Diese Leistung gab mir einen solchen Glanz, dass der Vorknecht mich einen ganzen halben Tag lang den „Herrn Johann" nannte. Dass mein Name nicht ein zugehackter Johannes ist, sondern nach heidnischer Art der deutschen „Hansa" entstammt — diese Wissenschaft würde ihnen alle meine bautechnischen Kenntnisse wieder gründlich verdunkeln.

Im Kulmbockhof — muss ich Dir sagen — hätte ich meine zwanzigtausend Kronen-Wette gewiss nicht gewonnen. Zwar zu essen gibt es mehr und Fetteres, als im Adamshause, aber an den Schüsseln kleben noch die Krusten früherer Mahlzeiten; die Tisch- und die Fenstergläser sind mit so ausgiebigem Schmutz überzogen, dass die Herbstfliegen mit ihren altersschwachen Beinen drin stecken bleiben, wie die ungarischen Bauern auf der Dorfkirmess im Straßenkoth. Und was das Schlafbett anbelangt! Freund und Philosoph! Wenn in Deinem großen Bekanntenkreise jemand einmal dem Laster der Trägheit verfallen sollte, ich bitte Dich, schicke ihn in den Kulmbockhof. Auf dem Strohlager allhier wird er Emsigkeit lernen, wird regsam und bewegsam sein die ganze lange Nacht. Das Stoßgebet dieser nächtlichen Umtriebe lautet: Vor den großen Feinden schütze ich mich selber. Herr, schütze du mich vor den kleinen!

Der Kulmbock ist natürlich nicht zu Hause. Er geht stets im Weltverbessern um, hält Versammlungen ab, bespricht die „Lage". Die Anliegen der Wählerschaft nimmt er würdevoll entgegen. „Er wird's schon machen! Das wird seine Sorge sein! An ihm kommt keiner vorbei, und Herrenmanglereien, die frisst er nit!" Ein großer Mund, aber keine Zähne drin. In der Landstube soll er hinter dem Pfeiler sitzen und sich

sehr ruhig verhalten. Seit er bei einer und derselben Sitzung für die Annahme und für die Ablehnung der neuen Landesbahnen-Verkehrssteuer gestimmt hat und für diese seine zwiefache Bereitwilligkeit etwas unbarmherzig ausgelacht worden ist, zieht er es vor, „mehr unparteiisch zu bleiben, sich nirgends drein zu mischen, jeden reden zu lassen, wie er will und mag, selber der Gescheitere zu sein und nachzugeben“. Es wäre, meint er, für einen anständigen Menschen ganz verzwickelt schwer zu reden in dieser äußerst gemischten Gesellschaft; bald sei es dem nicht recht, bald jenem nicht. Bald schnappe bissig ein dritter her, bald entgegen ein vierter mit niederträchtiger Bosheit, bald ein fünfter mit dem Dreschflegel. Man sei auch etwas gewohnt zu leisten, aber da gehöre noch eine spinnefalsche Abgefeimtheit dazu, sonst werde man übertrumpft von den Federfuchsern und zu schanden geschrien von den großmauligen Doctoren. „Na!“ meint der Kulmbock, „das friss ich nit! Aber die Zeit wird schon kommen, wo wir es ihnen zeigen werden, denen! Wir Bauern! Wir halten unsere Reden mit der Faust!“ — Und trotzdem ist der Mann fortgegangen von hier, wo man noch mit der Faust schafft, und dort hin, wo man mit dem Munde regiert. Na! Solcher Volksvertreter wegen ist es schon der Mühe wert, dass man den Parlamentarismus aufrecht hält und bei den Wahlen sich halb todt prügelt um das Recht der Selbstbestimmung.

Jawohl! Das Recht der Selbstbestimmung, das der Kulmbock dort so mannbar vertritt, daheim in seinem Hause herrscht es unumschränkt. Jeder thut, was er will. Die Knechte sind tölpelhaft, die Mägde sind zutäppisch. Die Haustochter Fronel wollte mich aushorchen wegen Adams-Rocherl. Man höre, ihm sei daheim das Beten und Fasten zu langweilig geworden und deshalb sei er zu einer Räuberbande gegangen. Wenn der Rocherl Räuberhauptmann wäre, da möchte sie gleich Räuberhauptfrau sein. Der Rocherl habe gar so schlanke Beine, und die gefielen ihr. Diese Fronel hat einen breiten Mund und gelbe Zähne, mit denen sie immer an etwas kaut. Bei Tische jagt sie nach den besten Bissen, und wenn von etwas die Rede geht, was sie nicht kennt, so frägt sie allemal, ob’s was zum Essen wäre. Wenn sie sich nicht mit einem Mannsbild balgt, so hockt sie im dunstigen Hinterstübel und trennt und näht an ihren Kleidern herum. Hat sie ein buntes Band, eine Masche oder dergleichen Flitter angeheftet, so stellt sie sich damit vor den Spiegel — in diesem Hause gibt’s einen hübsch großen — und trennt dann das Zeug allemal wieder los, um es mit einer noch reizenderen Art zu versuchen. Ruft ihre Mutter hinein: „Die Sau sollst du futtern gehen, stinkfaule Dirn!“ Und die Tochter heraus: „Ja, leck’ mich im Buckel, bist selber nix z’ gut dazu!“ — Das wäre schon die Richtige für den Rocherl, die! Da wüsste ich ihn schier noch lieber bei den Räubern.

Nun von der Tochter zur Mutter. Das ist auch noch ein erklecklicher Brocken. Nachblüte! Nur schade, dass sie immer so schwitzt. Kornmahlen kann sie, und da gieng sie eines Tages zur Mühle hinab. Ich habe ihr das Kornbündel nachtragen müssen.

„Du bist ja wollter stark, Hansel!“ sagt sie dann in der Mühle. „Du musst mir nachher helfen. Magst?“

Sie richtet die Mühle an. Die Räder klappern, aus dem Mehlkasten fliegt der weiße Staub und schminkt die Wangen, dass sie nicht erröthen können.

„Hast mich verstanden?“ lacht sie mir schnurgerade ins Gesicht. „Helfen sollst mir!“

„Ja, wenn ich könnte, meine liebe Bäuerin. Es will halt auch das Mahlen gelernt sein.“

„Korn aufschütten wirst doch können! Mahlen thut ja eh die Mühl' selber.“ Und setzt traulich bei: „Schau, Hansel, du solltest halt jetzt der meinige sein, derweil mein Alter fort ist.“

Sacker! Denke ich, die setzt scharf ein.

„Na, was sagst du, Hansel?“ fährt sie fort. Schalkhaft wird ihr Reden; am Mehlkasten lehnt sie und streckt ihre fleischigen Arme nach beiden Seiten aus: „Jetzt möcht' ich just einmal wissen, wer breiter klaftern kann, du oder ich.“

„Ob's dem Kulmbock wohl recht sein wird, wenn wir messen?“ frage ich möglichst ernsthaft.

„Fragt er, ob's mir recht ist, im Heu, mit der Teuxel weiß wem?“

„Natürlich, das Klaftermessen ist doch keine Sünd'!“

„Ja so!“ ruft sie, „im Adamshaus redet man noch von der Sünd. Nit schlecht, das! Weißt, Hansel, die Sünd darf der Mensch nit verachten, die schmeckt alleweil gut.“

Weil sie mir immer näher kommt und die Gefahr, dass sie ihre Arme um mich zusammenklappen könnte, immer größer wird, ich mich an Vorurtheilslosigkeit von ihr auch nicht übertrumpfen lassen will, so sage ich in aller Freundlichkeit: „Weißt, meine liebe Kulmbockhoferin, 's ist mir nicht deines Alten wegen, und auch nicht der Sünde wegen — aber zu unsauber bist mir.“

Als ob ihr eine breite Hand heftig ins Gesicht geschlagen hätte, so fährt sie zurück. Und der Mühlesel ist augenblicklich entlassen gewesen.

Als ich hernach am Abend in der Kammer meinen Wettermantel hole — ein großer Lodenfleck mit dem Loch in der Mitte, zum Durchstecken des Kopfes, dem seligen Adam-Vater sein Wettermantel — wie ich also den aus der Kammer hole, höre ich im dunklen Nebengelass zwei Knechte sprechen; sie thaten es so sonderbar brummend und zischelnd, dass der Mensch anhebt zu horchen.

Der eine: „Du Martel, wenn du mir die Hälfte nit gibst, so verklag' ich dich."

Der andere: „Verklag' mich, wenn du's beweisen kannst."

Der eine: „Nachher, mein Lieber, wird der Baumstock müssen reden. Der braucht gar nit zu jüramentieren, dem glaubt man's auch so, dass auf ihm der schöne Lärchbaum nimmer steht, den du heimlich dem Holzhändler verkauft hast!"

Der andere: „Verräthst mich, dann kitzle ich dir mit dem Federmesser den Hals durch!"

Der ein: „Kitzle nur, wenn du im Kotter sitzest."

Der andere besinnt sich ein wenig und sagt: „Geh, Nazel, mach' keine Dummheiten. Einen Gulden sollst haben."

„Ich bekomme fünfe!"

„Hol's der Teufel. Da hast den Bettel. Schuft!"

„Schuft? Nachher gib mir noch einen Gulden."

„Dem Henker bist du zu schlecht!"

„Dann bekomm' ich noch zwei Gulden. Mein Lieber, mit mir musst du höflicher sein. Ich hab' dich am Strick." —

Diese liebliche Nachtscene war das Letzte im Kulmbockhof. Dann eiligst heim in mein Adamshaus.

Wenn ich Dir, mein theuerer Philosoph, im Laufe dieses ereignisreichen Jahres etwa einmal die Neuigkeit mitgetheilt haben sollte, dass die Corruption gerade in den Städten wuchere, dass bei den Bauern im Gebirge allenthalben noch Zucht und Ehrbarkeit walte, dann nimm denselben Briefbogen, hänge ihn an die Wand und bekränze ihn mit faulem Stroh und Brennesseln. — Solltest Du, mein lieber Menschensohn, durch irgend einen Zufall einmal Buben kriegen, so rathe ich Dir, dass Du sie bei Zeiten das Baumschneiteln lernen lassest. Man bleibt da oben bei den Waldvöglein wesentlich bauerngläubiger, als da hinten in den dämmernden Kammern und staubigen Mühlen.

* * *

Am vierundvierzigsten Sonntage.

Einer Frage Deines letzten Briefes muss ich noch gedenken. Trotz allem, nein — Hunger keinen.

Den Hunger kennt man nicht am Busen der Mutter Erde. Den kennt nur die große Stadt. Ich meine jetzt nicht den Hunger nach Austern und Sect. Ein wohlgestellter Städter, der es weiß, dass in seiner nächsten Nähe Menschen aus Nahrungsmangel verkommen, vor Frost Tag und Nacht in ihre dunklen Nester gebannt, fluchen, weinen und verzweifeln — kann noch behaglich in der Oper sitzen und eine glänzende Soirée genießen. Euch Stadtherrschaften — ich meine ja nicht Dich,

den menschentreuen Alfred, ich meine die Ganzheit der „Elite“ — ist Hunger und Noth der Armen gerade recht als Stoff zur modernen Kunst und als künstlerisch wirkender Gegensatz im eigenen Überflusse! Stellt es euch einmal so recht mitten in euer Herz, dass im Fleisch von euerem Fleische der grause Hunger nach dem kahlen Bissen Brot wüthet — und ihr werdet mit anderen Augen die Welt anschauen!

Sage ihnen doch, den Allesstudierenden, dass sie auch einmal den Hunger studieren sollen, der in ihrer nächsten Nähe ist. —

Hier auf der Scholle geht der Ärmste zum Armen und wird gesättigt. Der Kulmbock sackermentiert ganz schrecklich über das Bettelgesindel, das an die Schwelle seines Hofes kommt mit dem Säcklein um etwas Korn, mit dem Töpflein, um etwas Milch — aber er betheilt es. Mein Adam entschuldigte sich immer treuherzig, wenn er des Bettlers Säcklein nur halb zu füllen vermochte: „Musst halt wohl zufrieden sein, wenn's auch ein bissel wenig ist. Es geht uns halt selber nit aufs best. Gesegne es Gott, vermeint ist's Dir vom Herzen.“ —

Und nun zum Tagebuche. Vollauf habe ich mit der Hausmutter zu thun. Beim Tode des Adam war es ein stummer, weher Schmerz, jetzt aber — die Angst um den Rocherl steigt zur hellen Verzweiflung.

„Wenn er mir nur daheim gestorben wär'!“ ruft sie aus. „Es wär' besser! Es wär' besser!“

„So will ich euch auch sagen, Mutter, was schlechter wäre. Er ist freiwillig davon. Das ist ihm nicht so hart, als wenn er in fremder Gewalt wäre, und er könnte nicht heim!“

„Das ist wieder der Valentin!“ darauf sie. „Der eine will nit heim, der andere kann nit heim. Ist das ein Jammer mit den Kindern!“

Der Rocherl ist ganz und gar verschwunden. Verschwunden und verschollen. Über die erste Zeit haben wir uns hinweggetäuscht. Man müsse den Trutz ausrauchen lassen. Wenn das Gewand zerrissen sei und der kalte Wind blase, werde er schon wieder kommen. Aber jetzt, nachdem wir dreimal umsonst aus waren, um ihn zu suchen, nachdem wir auch im Fuchsgraben und überall seine Spur verloren haben, stehen wir rathlos da. Ich wollte ihn schon in die Zeitung geben, unter die verlorenen Sachen. Da heißt es wieder: Die öffentliche Schand'! — Eines Tages hören wir, im Schurwalde wäre sein Gewehr und sein Hut gefunden worden. „Das sagt nichts“, tröste ich, „ein Dickschädel kommt auch ohne Hut aus.“

„Wer wird ihm seine Hand einbinden?“ frägt manchmal die Barbel. Das geht mir am meisten zu Herzen. Nicht seine Hand, sondern ihr Bekümmern.

„Er selber wird sich die Hand einbinden“, stelle ich ihr vor. „Mit der Linken und mit den Zähnen. Was der für Zähne hat!“

„Der Jäger wird ihn umgebracht haben!“ so wieder die Mutter.

„Der Konrad? Der seine eigene Hand opfern möchte für die des Rocherl?“

„Mir ist halt so viel bang!“ damit schließt sie jedes Reden ab.

Die Barbel ist jetzt viel aufrechter, als die Mutter. Vor kurzem, denke Dir, soll sie mit dem Weidknecht aus dem Kulmhofe, mit dem Baumschneitler, einen Strauß gehabt haben. Sie war mit ihm im Walde gewesen, um die Reisigbüscheln zu sammeln. Auf ein solches Büschel setzt sich der Weidknecht und will das Mädel mit beiden Händen auf sein Knie ziehen.

„Ei schau, du wärest gar gescheit!“ soll sie gesagt und weiter gearbeitet haben. Wie er sie nachher mit Gewalt fangen will, hat er auf einmal einen Zahn weniger im Munde. Blutend geht er in den Kulmbockhof hinüber und bei diesen Adamshausleuten arbeite er nicht eine Stunde mehr, das seien kotzengrobe Leut'. Einen Krug Wasser nur habe er verlangt.

„Das ist der Dank!“ darauf die Kulmbockhoferin mit Entrüstung.

Wir haben die Geschichte erst von der Kulmbockseite her erfahren müssen. „Ist es wahr, Barbel?“ frage ich. Sie lacht dazu, und weiter nichts. Vom Bruder Rocherl spricht das Mädel wenig. Und von ihrem Guido gar nicht. Das sind die stillen Wasser! Der Herr Bräutigam strengt sich auch nicht an mit seinen Huldigungen. Ich glaube, sie sehen sich nicht einmal an jedem Sonntage. Nun, jetzt kommt ja bald die Zeit des bekannten Himmels voller Geigen.

Übrigens soll die Hochzeit wieder verschoben worden sein. Diesmal wäre der Schneider Setznagel die Schuld. Der könne bis zu Leopoldi das Bräutigam-Gewand nicht leisten. Die schönen Tuchhosen, natürlich! Na, dann freilich. — Guido, Guido! Ein Verliebter muss auch ohne Tuchhosen heiraten können. —

Der Curat hat durch den kleinen Franzel anfragen lassen, ob die Barbel an Sonntagen nicht wieder auf den Kirchenchor kommen wolle, und mitsingen bei der Messe? Sie soll früher eine gar liebliche Singstimme gehabt haben. Mich hat das gefreut vom Curaten, und wohl auch das Mädel scheint vergnügt darüber zu sein, dass die Kirche ihr dieses ungute Lebensjahr ausgestrichen hat. Aber vor der Gemeinde singen wie im Engelschore, das mag sie nicht mehr.

Vor Kurzem hatte ich schon gemeint, der Geistliche stichle auf den Lehrer. Es war auf der Kanzel das Evangelium vom Hochzeitsmahle gelesen worden. — Du kennst es ja. Nachdem die geladenen Gäste nicht erschienen waren, ließ der König die Erstbesten von der Straße hereinrufen, und ereiferte sich dann sehr, als unter diesen Straßenleuten einer kein hochzeitliches Kleid anhatte. Zornig darüber ließ er ihn an

Händen und Füßen binden und in die Finsternis werfen. Schon mancher gelehrte Knacker hat sich an dieser evangelischen Nuss die Zähne ausgebissen; der Hoisendorfer Curat sprach darüber, wie folgt:

„Ihr werdet, christliche Zuhörer, diesen König gewiss für einen großen Thoren halten. Da ladet er schnell die Vagabunden von der Straße ein und wundert sich, wenn sie kein Festgewandel anhaben. Das hättet halt ihr gewiss wieder gescheiter gemacht, natürlich! Ich aber kann euch sagen: Der Herr Christus hat mit seinem Gleichnis schon recht gehabt. Er hat nicht das auswendige Hochzeitsröckel gemeint. Was kümmert sich der liebe Jesus um Hoffartfetzen. Nein, das Inwendige, den Seelenschmuck, die Tugenden hat er gemeint. Und ein solches Hochzeitsgewand soll jeder Mensch zu jeder Zeit anhaben, auch bei der Arbeit auf Wiesen und Feldern, denn er weiß, daß auf einmal der Hochzeitsbitter kommen kann, und ihr wisset, wen ich mit diesem Hochzeitsbitter meine. Diese Festtracht, die Tugenden und guten Werke, ist bei den Dummen freilich nicht Mode. Aber den Madensack mit bunten Fetzen zieren, das ist Mode. Mancher glaubt, am Ostersonntag oder einem anderen Feste wäre nicht die Herzensreinheit, sondern der große Hutbuschen die Hauptsache, und immereinmal steigt ein Bräutigam um, der nicht Hochzeit hält, wenn es die Liebe will, sondern bis die neue Tuchhose fertig ist!" —

Na, das war ausgiebig. Die Leute lugten auf den Platz hin, wo der Lehrer saß, dieser that nichts dergleichen. —

Das Mädel scheint sein Zuwarten gewohnt zu werden und macht sich nichts draus. Nun, dann mache ich mir auch nichts draus.

Dieser Guido Winter ist doch ein O . . . —

Ein Opfer seiner Unentschlossenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Harte Arbeit.

Ein Fürst gieng unerkannt früh morgens spazieren. Da begegneten ihm Arbeiter, die flinken Schrittes aus der Fabrik kamen, plaudernd, lachend, fluchend über die fünfstündige Nachtarbeit.

Der Fürst dachte ihnen nach: Ihr glücklichen Menschen! Fünf Stunden und noch so munter fluchen können! Ich habe heute erst zwei Secunden gearbeitet und bin sterbensmüde. . . .

Er hatte ein Todesurtheil unterzeichnet. R.

Mein Schulmeister.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulgehilfen.

Von **Konrad Katzenberger.**

Im Jahre 186 . wurde ich als neugebackener, blutjunger Schulgehilfe nach dem kleinen Orte M** im Waldviertel versetzt und war daselbst längere Zeit hindurch in Amtswirksamkeit.

Der dortige Schulmeister war ein kleines, bewegliches Männchen, an der Schwelle der Siebziger stehend, aber rüstig und gesund. Er vereinigte viele von den Absonderlichkeiten, die man Männern seines Berufes gewöhnlich nachzusagen pflegt, in seiner Person.

Ich sehe ihn noch vor mir, meinen alten Schulmeister, wie er oft angethan mit langschößigem, schwarzem Commoderock, auf dem silberweißen Scheitel ein Sammetkäppchen, gravitätisch, mit hocherhobenem Haupte im Schulhofe herumspazierte. Dabei paffte er aus einer umfangreichen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife duftende Rauchwolken in die Luft. Diese Pfeife war sein unzertrennlicher Begleiter. Kam er zum Exempel in die Schulstube, um nachzusehen, wie es mit den Kenntnissen meiner Schüler stünde, so brachte er natürlich auch seine „Meerschaumene" mit.

Da fragte er gewöhnlich das ihm zunächst sitzende Kind, indem er ihm die Pfeife vor die Augen hielt: „Du, sag' mir einmal, was ist das?"

„Das ist eine Pfeife", war die stete Antwort.

„Richtig, mein Sohn; und", damit wandte er sich an die Gesammtheit der Schüler, „diese Pfeife ist sogar aus Meerschaum, liebe Kinder."

Nun folgte eine längere Abhandlung über die Natur des Meerschaums.

„Und das hier", fuhr er im weiteren Verlaufe seiner Rede fort, indem er auf die Beschläge seiner Pfeife wies, „das hier, liebe Kinder, das Glänzende, mit dem meine Pfeife beschlagen ist, das ist sogar Silber."

Nun folgte eine Pause, damit die Wirkung seiner Worte recht zur Geltung käme.

Auch die Natur und Wesenheit des Silbers würdigte er jetzt einer längeren Betrachtung. Die Schüler hörten seinen Erörterungen mit offenen Augen und Mäulern zu, denn Silber und Meerschaum waren ihnen spanische Dörfer.

„Also, liebe Kinder“, fuhr der Schulmeister fort, „ihr müsst nun wissen, dass eine Pfeife, welche aus Meerschaum und Silber verfertigt ist, sehr theuer zu stehen kommt; denn diese beiden Dinge sind sehr wertvoll. Eine solche Pfeife kostet mindestens zehn Gulden bares Geld.“

Neuerliche Kunstpause.

Ein allgemeines „Ah!“ der Kinder bezeugte deren Verwunderung über den hohen Preis der Pfeife.

„Diese Pfeife dient so wie alle anderen Pfeifen zum Rauchen. Seht Kinder, so raucht man.“

Er that einige kräftige Züge aus der Pfeife, um den Schülern das Rauchen recht anschaulich zu machen.

„Große Leute“, erläuterte er, „dürfen rauchen. Ich darf sogar im Schulzimmer rauchen, was sonst niemand sich unterstehen darf, denn ich bin der Herr Schulmeister.“

Abermalige Pause.

„Auch der Herr Lehrer dort“, er zeigte mit der Pfeifenspitze nach mir, „darf in der Schule nicht rauchen, und ihr müsstet mir's gleich sagen, wenn es doch geschehen würde.“

Ich beeilte mich natürlich, ihm zu versichern, dass ich mich nie unterstanden habe, in dem Schulzimmer zu rauchen. Meine Schüler bestätigten dies auch, indem sie demonstrativ die Köpfe schüttelten. —

Auf solche Weise erweckte er bei den Kindern eine sehr hohe Meinung von seiner Wohlhabenheit und Macht. Diese sahen auch mit unverhohlener Bewunderung zu ihrem Herrn Schulmeister auf, wagten es auch niemals, sich ihm gegenüber renitent zu zeigen.

Abgesehen davon, dass W., so hieß der Schulmeister, in Unterrichtsangelegenheiten den souveränen Herrscher spielte, war er im übrigen doch ein herzensguter Mann. Ich konnte mich in keiner Weise über ihn beklagen. Meine Verpflegung, die ich nach damaliger Sitte im Schulhause hatte, war die denkbar beste. Wurde im Winter ein Schwein geschlachtet, so musste ich gemeiniglich das Meiste von dem wohlschmeckenden Fleisch und den vorzüglichsten Würsten verzehren; denn W. und seine Frau, die auch schon hoch in den Jahren stand, aßen wenig Fleisch, da sie es mit ihren wenigen Zähnen, die ihnen noch geblieben waren, nicht mehr recht kauen konnten. So bekam ich beim Mittag- und Abendmahle meist die besten Stücke zugewiesen. Oft konnte ich's kaum aufessen, was auf meinem Teller aufgehäuft lag. Waren meine Stiefel durch, und hatte ich kein Geld, um sie neu sohlen zu lassen, so brauchte ich nur eine leise Andeutung zu geben. Da nahm die Durchlöcherten mein guter Schulmeister oft selbst unter seinen Rock, um sie zu dem nahe wohnenden Schuster zu tragen. Von einer Rechnung habe ich in solchen Fällen nie etwas zu sehen gekriegt. —

War die Nachmittagsschule zu Ende, so stopfte sich W. seine Pfeife frisch, nahm Kellerschlüssel und Mütze vom Nagel und schickte sich an, nach seinem eine kleine Viertelstunde entfernt liegenden Weinkeller zu wandern.

Auf diesem Wege musste ich ihn stets begleiten.

Ich bekam immer das sogenannte „Flaschenkörbl" zu tragen, dessen Inhalt aus einer mäßig großen Flasche bestand, in welcher stets ein gutes Tröpflein für die Frau Schulmeister zum Vespertrunk nach Hause getragen wurde.

So bepackt schritt ich an seiner Seite durch die umliegenden Felder und Weingärten dahin, dem einladend winkenden Ziele entgegen.

Während unserer Wanderung war W. meist sehr gesprächig. Er erzählte Episoden aus seinem vielbewegten Leben ernster und heiterer Art. Gar oft sprach er auch über die Würde eines Schulmeisters im allgemeinen und über seine eigene im besonderen. Auch gab er mir Rathschläge, wie ich mich zu benehmen hätte, damit auch ich einst dieser hohen Würde theilhaftig werden könne. W. hatte für einen Dorfschulmeister der damaligen Zeit ziemlich viel gelernt. Im bischöflichen Gymnasium des Stiftes S** oblag er sechs Jahre hindurch dem Studium der lateinischen Sprache, welchen Umstand er oft selbstgefällig mir gegenüber erwähnte.

Einst fragte er mich unvermuthet:

„Können Sie auch lateinisch?"

„Ich? Nein!" antwortete ich verlegen.

„Nicht? Hm! Hm!" meinte er darauf, „aber das schadet nichts. Geben S' acht, was ich Ihnen jetzt sag'. Ich werd' von nun an nämlich öfters lateinisch mit Ihnen reden, und Sie müssen's auch thun. Weil S' aber wirkliches Latein nicht versteh'n, so denken Sie sich halt was zusamm', was so ungefähr wie Latein klingt. — Das werden S' doch können, Hm?"

Ich gab ihm die Versicherung, dass ich mir ein Latein zusammendenken werde, wie es im Buche nicht schöner stehen könne!

„Wissens S'", raunte er mir vertraulich ins Ohr, „es ist das der Leut' wegen. Die sollen doch der Meinung sein, dass der Schulmeister und sein G'hilf etwas B'sonders sind. Und wenn sie uns so miteinander in einer fremden Sprach' disputier'n hör'n, so steig'n wir in ihrer Hochachtung ungemein." —

Von nun an hielten wir oft die ergötzlichsten Gespräche miteinander. Mein Schulmeister stellte lateinische Fragen und ich antwortete ihm ein solches Kauderwälsch darauf, dass, wenn mich ein alter Römer gehört haben würde, dieser wohl das Zeitliche darüber gesegnet hätte.

„Quota hora est?"

„Mixtum maxtum, rumdideldum."

Und so weiter ergieng ich mich im blühendsten Unsinn. Mein Schulmonarch blieb trotz der Heiterkeit, die meine Reden in ihm erregen mussten, stets ernsthaft. Die Leute, die uns begegneten und so Zeugen unserer Gespräche waren, würden es ja sonst gemerkt haben, dass sie die Gefoppten gewesen. So aber zogen sie noch höflicher als gewöhnlich ihr Kappen von den Köpfen, sich höchlich über unsere Gelehrsamkeit verwundernd.

„Mein! Unser Schulmeister und sei' G'hilf, dö müass'n gar g'studierti Leut' sein. Hörst, Jaggl, wia's gar in aner fremd'n Sprach' red'n mitanander. Was wird den dös eppan für a' Sprach' sein?"

„Wird halt 's Latainischi sei'", meint der Jaggl darauf, „weil dös dö G'studiert'n eh' alle versteh'n müass'n."

Solche und ähnliche Bemerkungen hörten wir zu unserer Genugthuung recht oft, und somit war der Zweck, den mein schlauer Herr und Meister verfolgte im vollsten Umfange erreicht. — — —

Im Keller musste ich den Wein mittelst eines gläsernen Hebers aus dem Fasse „herausheben" und die Gläser vollschenken. Gleich bei meinem ersten Besuche desselben hatte mir der Schulmeister dieses verantwortungsreiche Amt übertragen. Dabei gab er mir die strenge Ermahnung, ich solle es mir ja nie beifallen lassen, durch den Heber aus dem Fasse zu trinken; denn erstens bekäme ich so immer ein Glas Wein, zweitens wäre es meiner geistiger Getränke ungewohnten Natur nicht zuträglich, zu viel Wein zu trinken, und drittens würde die aus dem hastigen Trinken des starken Weines durch den Heber möglicherweise resultierende Trunkenheit kaum geeignet sein, für die Würde eines Jugendbildners besonders vortheilhaft zu sprechen.

Ich durfte mir auch wirklich jedesmal mein Glas, welches ungefähr ein starkes Seidl nach altem Maße hielt, mit Wein füllen und denselben langsam trinken.

Anfangs genügte mir dieses Quantum auch vollkommen. Später aber, als ich mich an den Wein mehr gewöhnte, hätte ich oft gerne ein zweites Glas voll getrunken. Da mir der Schulmeister aber nie erlaubte, mein Glas ein zweitesmal zu füllen, — nicht aus Geiz, wie ich gleich hier bemerken will, sondern aus Besorgnis, dass ich's nicht vertragen könne, — so brach ich einst sein strenges Verbot und trank durch den Heber.

Ich probierte es, und siehe, es gieng prächtig.

Noch einmal so gut schmeckte das kühle, würzige Nass, direct aus dem Fasse in langen Zügen geschlürft.

Natürlich blieb ich nun öfters meinem verehrten Chef — welcher im Vorraum des Kellers durstend wartete, während ich, um zu den Fässern zu gelangen, den eigentlichen, tiefer gelegenen Theil des Kellers betreten musste — etwas zu lange aus. Da musste ich verschiedene Ausreden erfinden,

um sein erwachendes Misstrauen zum Schweigen zu bringen. Einmal war mir das Licht verlöscht, das anderemal war der Spund des Fasses meinen Händen entrollt, den ich nun zu suchen gehabt hätte, und was der faulen Entschuldigungen mehr sind.

Beim Nachhausegehen kam es nun auch vor, dass ich die Wirkung meines heimlichen Trinkens verspürte.

Einmal hatte mein Körper sogar einen bedenklichen Kampf mit den Gesetzen des Gleichgewichtes auszufechten, welchen Kampf ich natürlich mit allen Kräften den spähenden Argusaugen des Schulmeisters zu verbergen suchte. Es musste mir dies aber nicht besonders gelungen sein, denn ich hörte ihn, als er eine Zeitlang, der Enge des Weges wegen hinter mir gieng, zu sich sprechen: „Hm! Hm! Kann's kaum glauben, — nichts vertragen, rein gar nichts vertragen kann er. — Ein Seidl Wein ist doch sonst nit zu viel. — Oder sollte er etwan doch" — — — — das übrige verschlang ein dumpfes Murmeln.

Ich konnte mir die fehlenden Worte aus meinem schuldigen Gewissen aber recht wohl ergänzen, und der geneigte Leser kann es jedenfalls auch.

Es gelang mir aber bald wieder, seinen aufsteigenden Verdacht zu entkräften, da ich mich in Zukunft recht wohl hütete, bei meinen geheimen Trinkexercitien durch den Heber des Guten zu viel zu thun.

Bald darauf aber trug sich etwas zu, wobei ich nicht so ohne alle Strafe blieb.

Das kam so.

An einem schönen Sommertage war W. dringender Angelegenheiten wegen nach K** gefahren, von welcher Fahrt er erst spät abends zurückerwartet wurde. —

Ich hatte meinen Berufspflichten für diesen Tag eben genügt und den Unterricht geschlossen, als mich die Frau Schulmeisterin zu sich berief:

„Da, Herr Lehrer, haben S' den Kellerschlüssel. Gehen S' heut' allan in 'n Keller, weil mei' Mann nit z' Haus is', und hol'n S' mir mei'n Jausenwein. Sie können mir aber a Bisserl mehr bringen als sunst, mei' Mann gibt g'wönli' eh' nöt z' viel her. Nehmen S' Ihna draußen nur a' so viel als S' trinken woll'n; schaun S' aber, dass S' g'scheidt dabei bleib'n."

Ich ließ mir diesen verlockenden Auftrag nicht zweimal geben, nahm den Kellerschlüssel in Empfang, „Flaschenkörbl" und Hut vom Nagel und trollte mich frohen Muthes meines Weges, nichts Böses ahnend.

Als ich zum Keller kam, warteten daselbst zwei mir wohlbekannte Männer aus dem Dorfe. Dieselben leisteten oft dem Schulmeister Taglöhnerdienste bei den verschiedenen Arbeiten in Haus und Feld. Bei meinem Nahen zogen sie freundlich grüßend ihre Filze von den Köpfen.

Selbstverständlich war ich ganz verwundert, die beiden hier zu finden. Ich fragte sie daher, ob sie der Herr Schulmeister vielleicht zu

einer Kellerarbeit bestellt habe; setzte auch gleich hinzu, dass dieser heute nicht zu Hause wäre, weshalb sie an einem andern Tag kommen müssten.

Da machte der ältere von den beiden den Sprecher und suchte mir klarzulegen, dass sie nicht des Arbeitens, sondern des Trinkens wegen gekommen wären.

„Der neuch' Herr Lehrer wird's halt no' nöt wiss'n", suchte er mich zu entschuldigen. „Aber all'mal, wann der Herr Schulmeister nit z' Haus is, selm hab'n uns dö früher'n Schulg'hilf'n, wann's in 'n Keller kumman san', a'mol trink'n lass'n; so is 's halt Brauch seit jeher. — Und die Frau Schulmeisterin thuat's a' wiss'n, dass 's so Brauch is", setzte er als bekräftigendes Argument hinzu.

Ich wendete ein, dass ich aber vom Herr Schulmeister keinen Auftrag erhalten habe, ihnen Wein zu geben.

„Na freili', der Schulmeister därf's halt nit wiss'n, dass ma' heut' an' Wein krieg'n", meinte der erste Sprecher wieder, „der is' halt so viel kluag[1]) am Wein, aber dös macht nix!"

Darauf erwiderte ich ihm, dass es doch „was mach'n" würde, wenn mir der Herr Schulmeister nachträglich darauf käme, wie ich mit seinem Wein gewirtschaftet habe.

Nun schwuren mir die zwei einen gräslichen Eid bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Dämonen der Hölle, dass sie nie etwas von dem heimlichen Gelage verrathen würden.

Da musste ich mich wohl oder übel für besiegt erklären. Ich sperrte den Keller auf und nahm meine aufgedrungenen Genossen, da es nun einmal so „Brauch" war, mit hinein.

Alsbald begannen wir unser verbrecherisches Treiben. — Die zwei konnten etwas vertragen. Sie soffen, um sich eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen, wie die Bürstenbinder und suchten die sich nicht oft bietende Gelegenheit nach Kräften auszunützen. Mir schlug doch das Gewissen, als ich die Menge des ungefähr getrunkenen Weines im Stillen berechnete.

Wenn das der Schulmeister je erfuhr, dann gnade mir Gott.

Um mein mahnendes Gewissen zum Schweigen zu bringen, leerte auch ich mein Glas ziemlich oft. Bald gelangte ich in eine recht heitere Stimmung, die derjenigen meiner Genossen um nichts nachgab. — Jetzt schien es mir aber an der Zeit, die wüste Orgie abzubrechen. Einen Heber voll wollte ich noch holen, dann sei es genug, sagte ich zu den beiden unersättlich Scheinenden.

Gesagt, — gethan.

---

[1]) Kluag = sparsam, fast geizig.

Ich stieg die kleine Leiter, welche an einem ziemlich großen Fasse lehnte, hinan, um zu dessen Spundloch zu gelangen.

Dann sog ich den Heber voll und wollte mit dem weingefüllten Glasgefäße bedächtig die Sprossen wieder hinabsteigen.

Da reichte der eine meiner Zechgenossen das Krügelglas, das ihm zum Trinken diente, zu mir herauf und rief: „Bleib' der Herr Lehrer gleich oben und thu' er oben einschenk'n."

Er berechnete eben schlau, dass, wenn ich oben bliebe, würde wohl noch mehr als dieser angekündigte letzte Heber voll dem Fasse entnommen werden.

Ich ergriff das Glas mit meiner freien Hand und wollte mich vorsichtig umdrehen, um mich mit dem Rücken an das Fass lehnen zu können, da ich nun keine Hand frei hatte, meine etwas labile Gleichgewichtslage zu unterstützen.

Das Unglück wollte es aber, dass ich bei diesem Bestreben mit dem Fuße die Leitersprosse verfehlte und ins Leere hinaustrat. Instinctiv ließen meine Hände Glas und Heber fahren, um sich an den Rand des Fasses anzuklammern.

Mein Fall wurde zwar dadurch verhindert, aber klirr! kling! — Glas und Heber zerschellten in tausend Scherben am Boden.

Mit Hilfe meiner Zechgenossen fanden meine zappelnden Füße gar bald ihren Halt wieder, und ich stieg vollkommen ernüchtert vom Fasse herab. —

Da lagen nun die Scherben. Unheilverkündend glitzerten und blinkten sie am Boden. Wenn der Schulmeister den zerbrochenen Heber sah, war unser Gelage so gut wie verrathen. Wie also das verhindern?

Einen neuen kaufen? Im Orte selbst und auf zwei Stunden im Umkreis war kein Glaser, bei dem wir einen bekommen hätten.

Da war guter Rath theuer. —

Ist aber die Noth am größten, so ist auch die Hilfe am nächsten. Ein erfindungsreicher Gedanke blitzte mir durchs Hirn. Ja, so gieng's, so konnte ich dem ahnungslosen Schulmeister ein Schnippchen schlagen.

Emsig begann ich die umhergestreuten Glasscherben zu sammeln und bedeutete meinen, sich rathlos den Kopf kratzenden Gefährten, dasselbe zu thun.

„Schaut's nur ja, dass kein einziges Scherbchen liegen bleibt", befahl ich ihnen.

Bald war diese Arbeit gethan.

Die gesammelten Scherben nahm ich nun und legte sie unter den Nagel, an welchem der Heber gewöhnlich hieng, auf die Erde. Den Nagel selbst bog ich etwas herab, so dass es aussah, als ob der Heber aus freien Stücken herabgerutscht und zerbrochen wäre.

Dann füllte ich noch schnell aus einer bereitstehenden größeren Flasche das Fläschchen für die Frau Schulmeisterin mit Wein, sperrte den Keller gut zu, und schweigend verließen wir drei Sünder den Ort unserer schwarzen Thaten. —

Beim Anfang des Dorfes trennten wir uns. Nochmals musſten mir die zwei das Versprechen geben, dem Schulmeister nichts zu verrathen. — — — —

Der nächste Tag brach an. Er verlief ganz in gewohnter Weise. — Schon neigte sich der nachmittägige Unterricht seinem Ende zu. Da hörte ich die Stimme des inzwischen heimgekehrten Schulmeisters zum Fenster hereinrufen:

„Herr Lehrer!"

„Der Herr Schulmeister wünschen?"

„Schul' ausmachen."

Ich gehorchte diesem Befehle sofort. W. liebte es nämlich, den Unterricht manchmal vor der Zeit beenden zu lassen, um so seine Gewalt recht augenscheinlich darzuthun.

„Denn wisse.: S'", sagte er bei gleicher Gelegenheit einmal zu mir, „ich kann die Schul ausmachen, wann ich will, das geht niemanden etwas an, denn der Schulmeister bin ich!"

Heute wartete er bereits im Schulhofe auf mich, um mit mir seinen gewöhnlichen Weg anzutreten.

Rasch rüstete ich mich, ihn zu begleiten, und wir brachen auf. Mein Inneres war von banger Sorge erfüllt, als ich mit ihm durch die Felder schritt. Nun sollte sich's ja entscheiden, ob er beim Erblicken das zerbrochenen Hebers Argwohn schöpfen würde, oder nicht.

Immer näher kamen wir unserem Ziele. Endlich war es erreicht. Der Schulmeister steckte den Schlüssel ins Schloss, — mein Herz klopfte gewaltig.

Polternd öffnete sich die Thür.

Gleich darauf entdeckten die Blicke des Schulmeisters das angerichtete Unheil, da der Platz, an welchem der Heber hängen sollte, so gewählt war, dass er dem Eintretenden gleich in die Augen fallen musste.

„Ah, das ist nit schlecht", rief er überrascht aus, „da liegt ja der Heber zerbroch'n am Bod'n! — Hm, hm! war denn gestern wer im Keller?" wandte er sich fragend an mich.

Ich that natürlich ebenfalls sehr überrascht und verneinte seine Muthmaßung. Dann trat ich näher herzu, um das Unglück genauer zu erforschen.

Mein Blick suchte wie zufällig den Nagel, an dem das gläserne Geräth gehangen war.

„Da haben wir's schon", verkündete ich meine gemachte Entdeckung, „das war der Grund; der Nagel war ja schon ganz schief. — Da ist

er wahrscheinlich durch seine eigene Schwere herabgerutscht und zerbrochen. Da liegen auch die Scherben", wies ich so unbefangen als möglich nach dem am Boden liegenden Scherbenhaufen.

Mein Herr und mein Meister besah den Haufen, indem er murmelte: „Ja, ja, wird schon so sein, — wird schon so sein!"

Da athmete ich erleichtert auf.

Doch „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten" und „das Unglück schreitet schnell".

Plötzlich wurden des Schulmeisters Mienen streng, er bückte sich rasch, ergriff einen der Scherben und hob ihn auf. Zornig hielt er mir das Glasstück unter die Augen.

Ich erbleichte jach, als ich es ersah.

Der Schulmeister aber kreischte: „Ist das etwan auch ein Scherben vom Heber? Hm? Oder hat der Heber vielleicht gar an Krügelhenkel g'habt?"

Betroffen starrte ich das Corpus delicti in seiner Hand an.

Richtig, das war der Henkel eines Krügelglases, desselben Glases, das ich gestern in meiner Ungeschicklichkeit sammt dem Heber zerbrochen hatte.

O heilige Einfalt!

In meiner Besorgnis, den Schaden möglichst rasch gut zu machen, hatte ich gestern nicht daran gedacht, die Scherben des Krügels von denen des Hebers zu trennen, sondern alles per Bausch und Bogen unter den Nagel auf den Boden gelegt.

Nun war dieses ominöse Krügel zum Verräther geworden. Mein Schulmonarch wusste gleich, wie viel es geschlagen, denn mein jähes Entsetzen hatte ihn zur Genüge belehrt. Er sagte mir meine Missethat auf den Kopf zu. Ich, gedrungen von der Macht des Augenblickes, gab klein bei und legte eine vollständige Beichte ab. —

Die Strafpredigt, die ich daraufhin erhielt, war nicht ohne. Zerknirscht, wie ein begossener Pudel, schlich ich hinter ihm d'rein, als wir nach Hause wanderten.

Auch der Frau Schulmeisterin wurde mein Vergehen geoffenbart. Die schien dasselbe aber nicht so ernsthaft zu nehmen, wie ihr Herr Gemahl, denn sie lächelte mehrmals bei der Erzählung desselben. Später, als der Schulmeister sich einen Augenblick entfernt hatte, tröstete sie mich und sagte: „Er wird schon wieder stad werden, machen S' Ihnen nit viel d'raus."

Er (der Schulmeister nämlich) schien aber so bald nicht „stad" zu werden. Er trug mir's bitter nach, dass ich ihn hintergangen hatte. Abgesehen davon, dass des andern Tages meine beiden Verführer und Zechgenossen ebenfalls ordentlich abgekanzelt wurden, würdigte er speciell mich noch lange keines Blickes oder eines vertraulichen Wortes.

Wohl musste ich noch immer zum Keller mitgehen, aber den Wein hob er von nun an selbst heraus. Denn, sagte er, habe ich seinen

Wein fremden Leuten geschenkt, so könne ich auch heimlich durch den Heber trinken. Einmal habe ich so ganz verdächtig geschwankt beim Nachhausegehen, was ihm damals ganz unerklärlich gewesen wäre. Jetzt aber wisse er's. — — —

Da ich diese Strafen alle ohne zu mucksen auf mich nahm, so wich endlich sein Groll milderen Regungen und er verzieh mir endgiltig.

Auch das „Herausheben" übertrug er mir wieder, so dass unser altes Freundschaftsverhältnis neuerdings hergestellt war. —

Lange genoss ich diese Gunst aber nicht mehr, da ich bald darauf auf mein Ansuchen nach P**, einem größeren Ort, versetzt wurde.

Bei meinem Scheiden vergoss der brave Alte Thränen, so schwer wurde ihm der Abschied von mir. Ich hatte auch, ausgenommen des einen eben erzählten Falles, seinen Wünschen nie zuwider gehandelt und war ihm daher fast wie ein Sohn lieb gewesen.

„Und wenn's Ihnen in P** nicht gut gehen sollte, so kommen S' nur wieder zu mir", rief er mir noch nach. — — — — —

Ich habe meinen alten Schulmeister nicht mehr wiedergesehen, denn bald nach meinem Scheiden von M**, legte er sein müdes Haupt zum ewigen Schlafe nieder.[1])

Diethelm, der Spielmann.

Eine Geschichte aus alten Zeiten von **Hans Malser.**

In Glockhausen ist Jahrmarkt.

Und wenn in Glockhausen Jahrmarkt ist, da wird die große Dorfkirche zur Arche Noahs, da sind alle beisammen — von jeder Gattung wenigstens ein Paar. Als sie nach der Messe nun herausströmten zum gothischen Thor, über den wogenden Köpfen ein Qualm von Menschendunst und Weihrauchduft, schob das auf dem Stein hockende Weib die zwei Kinder vor sich der Menge zu: „Jetzt schaut zum Beten, Bübelein! Um ein Almosen für den gefangenen Vater. Räuber haben ihn entführt. Wir haben alles verkauft. Haus und Feld verkauft. Es reicht nicht. Sie wollen ihn umbringen. Christenbrüder und Schwestern, wir bitten um einen Beitrag zum Lösegeld!"

So sagt es das junge Weib laut vor sich hin, und die Knäblein, die mageren Hände gefaltet, lallen es nach: „Für defangenen Ater!"

Baldegunds Weib, das arme! Mancher wollte vor der traurigen Gruppe stehen bleiben und hören, ob schon Näheres zu erfahren wäre von der grauenhaften Geschichte, aber hinten drängte es nach, kaum, dass sie ihre

[1]) Der Verfasser ist wohl mehr Dichter als Schulmann; ein solcher möchte derlei Stücklein wohl des Spasses halber erzählen, aber nicht ausführen. Die Red.

Heller ins Körblein werfen konnten, das die kummervolle Bettlerin auf dem Schoß hatte.

Einer reckte über der Menge auf dünnem Halse seinen grauen, bartstoppeligen Kopf empor: „Was hat's denn, dass nit weiter geht? Haben's Äpfel feil?"

„Baldegunds Weib, wenn du's wissen willst, Hartlieb. Um Lösegeld thut sie bitten, wer was hergeben will."

„Geld hergeben, pfui!" sagte der graue Hartlieb und wandte sich mehr nach der andern Seite.

Als der Hauptschwall sich auf den Marktplatz hin ergossen hatte, wo die Krämer bereits ihre unerhört ausgezeichneten und billigen Schätze auslärmten, stand ein rundliches Männlein still vor Baldegunds Familie, steckte seine Finger in die Westentaschen, ohne aber etwas hervorzuholen. Seine kurzen Beine weit auseinander, sein Haupt vorgebeugt, das schmalkrämpige Hüttlein am Nacken. Und hub nun an: „Weibsen! Weibsen! Ist's denn richtig? Aber das ist ja eine teuflische Sach'? Wahr ist's nicht, hab' ich gesagt. Und anitzo hör' ich's von dir selber! So soll ihn doch der neunschwänzig Satan holen, diesen Hinkmar!

„Der Hinkmar war's ja nicht!" rief das Weib grell aus, „der Botwin! Der Räuber Botwin hat ihn weggeführt. Vom Söller aus hab' ich's gesehen. Der gelbborstige Botwin ist's gewesen."

„Baldegundin, liebste!" sagte der kleine Mann. „In dieser einen Tasche habe ich zehn Schinderlinge, die kriegst als Almosen wegen dem Christenthum. Und in dieser anderen Tasche hab' ich sieben Groschen, die kriegst wegen der Neugier. Aber du musst mir alles erzählen."

„Mein Gotte!" rief das Weib, „was ist denn viel zu erzählen! Er hat mit dem Ross geackert auf dem Feld. Zur Mittagszeit — aber Kinder, kehrt euch doch nicht allemal nach meinen Reden, thut beten und Gaben sammeln; seht doch, dass wieder Leut' kommen! — Zur Mittagszeit, wie ich auf den Söller geh' und ihn zum Essen will rufen vom Feld, seh' ich sie ringen miteinand, ihn, den Baldegund, mit einem Fremden. Ein Mensch, ein schreckbar großer. Er hat ihn schon in der Furch'. Ich zum Nachbar hinüber: Leut! Der Raubritter! Meinen Mann hat er angefallen. Hilfe! — Wie wir hinauskommen, sitzt er schon auf dem Ross, und wie ein kleines Kind vor sich, so hat der Raubmensch meinen Mann, und sprengt davon — gegen die Mutolfsschluchten hinein. Ich bitt' euch!"

„Aber Baldegundin, liebste, das weiß ich ja schon alles. Seit vierzehn Tagen ist ja keine andere Mär im Lande. Sei mal ein bisschen froh, Baldegundin, dass er dich nicht hat gemaust, der Spitzbub. Den Mann gänzt er nicht so leicht an, den wirst wohl wieder kriegen."

„Kriegen, kriegen — freilich. Wenn Geld da wär'!"

„Wie viel kostet er denn?"

Das Weib holte einen schweren Athemzug aus der Brust und berichtete: „Der Botwin hat mir sagen lassen, funfzehnhundert — “

„Groschen?“

„Thaler!“

Das dicke Männlein hat einen Pfiff gethan.

„Ist zwar ein recht braver Mann, der Baldegund“, sagte er, das Wort langweilig hervorschleifend, „aber funfzehnhundert Thaler — Frag', ob er's wert ist.“

„Ich hab' schon den Grund verkauft und das Haus und das Vieh“, erzählte das Weib, „ich hab' meiner Eltern Silber verkauft und den Ring und alles, es kleckt nicht. Ich hab' der Kinder Kresengeld genommen und meinen Altersgroschen von der Gemeinde und hab' ihn bitten lassen, er möcht' genug haben mit zwölfhundert. Morgens drauf liegt im Apfelbaum-Zwiesel das Brett, und mit Kohlen angemerkt: Funfzehnhundert Thaler, oder umlegen. Noch neun Tage Zeit. — Heut ist der vierte Tag. Um des lieben Heilands Marterwunden willen, Leut', thut mir helfen!“

Der Alte leerte seine beiden Westentaschen, das gab einen Thaler und zehn Schinderlinge. Hätte er auch seine Rocktasche geleert, der Familie wäre Mann und Vater erkauft gewesen. Er aber füßelte eilig hinaus auf den Markt und kaufte zwei junge Pferdlein. Und dachte: Heut wird mir doch der Herrgott ein gutes Geschäft machen lassen, denn ich habe einen Thaler und zehn Schinderlinge Almosen gegeben!

Auf der Kirchhofmauer saß ein lustiger Spielmann. An dem klapperte alles, wenn er sich bewegte. Der Rippenhans kann nicht heftiger klappern, als es dieser junge Spielmann that, und er war doch voller Blut und Leben. Es war aber ein sehr anmuthiges Klappern. An seinem Leibe hiengen nämlich zahllose Holzstäbchen, längere und kürzere, alle ausgehöhlt und vielfach durchlöchert. So oft sich der Mensch auf seinem hohen Mauersitz bewegte oder gar darüber hinlief wie die Katz über den Dachfirst, schlugen die Stäbchen aneinander, dass es eine Art hölzernen Glockenspieles gab. Dann fasste er manchmal eine der Pfeifen kundig zwischen die schlanken Finger und blies darauf frohmuthige Melodein über den surrenden Jahrmarkt hin. Mancher spitzte ihm seine Ohren mit Wohlgefallen zu, selbst der graue Hartlieb. Denn das war doch ein ganz ungefährlicher Spielmann oben auf der Kirchhofsmauer — einstweilen wenigstens. Bis er herabkommt und den Leuten das Innere seiner grauen Wollmütze unter die Augen hält, sind wir schon davon.

Ein wohlgesetzter Mann, in seinem dunkelbraunen Gesichte und mit dem Federkamm auf dem Hute einem Rothhäuter ähnlich, trieb sich sachte durch das Menschengewirr gegen die Kirchhofsmauer hin, aber nicht des Spielmanns wegen, vielmehr des armen Weibes halber, das immer noch an der Pforte saß und leise betend vor sich hinstarrte.

„Schau, schau", sagte er gemüthlich. „Eine alte Bekannte. Heißt das, alt nicht. Es ist fabelhaft, wie gut du dich erhältst, Rada. Sind immerhin etlich zehn Jährlein her. Bin auch ich noch soweit beisam'. Kennen wirst mich ja. Pächter bin ich jetzt auf der Wildstatt. Der Hademar, weißt wohl."

Das Weib hatte ihr Haupt erhoben, ihr Haar aus der Stirne gestrichen, schaute dem Manne ins Gesicht und sagte: „Ihr werdet euch verkennen. Ich bin nicht die Rada. Meine Mutter hat so geheißen."

„Was du sagst!" entgegnete er. „Deine Mutter hat Rada geheißen? Ja, nachher wärst du ja die Tochter deiner Mutter! Schau, schau! Sie war auch schön! Oh, das war ein sauberes Mädel."

„Ich bin Baldegundens Weib."

„Den sie gestohlen haben? Schau, schau! Sind das deinige?" er deutete gegen die beiden Knaben, die sich auf dem Rasen herumbalgten. „Schau, da sieht man erst, dass einer alt wird. An andern sieht man's. Sich selber will man's nicht glauben. Und in Wahrheit ist's so, das Weib ist jung, solang man's für jung hält, der Mann, solang er sich jung vorkommt. — Mit deinem Mann sollst Malheur gehabt haben, hör' ich. Schau, schau! Gelt, Rada, es macht nichts, wenn ich mich zu dir in den Schatten setze. Wir kunnten nachher mit einander gehen, wenn du magst. Lösegeld brauchst, sagen sie. Vielleicht — wir wollen mal sehen, vielleicht finden wir was."

Zuerst hatte er laut gesprochen, dann leiser, und nun flüsterte er nur mehr, so dass es kaum für das Weib zu hören war. Über ihren Häupten auf der Mauer der Musikant las es aber beiläufig vom Gesichte des Wildstattpächters ab, was er sprach. Jetzt zog sich der Mund breit gegen die Ohren hin, jetzt spitzte er sich rundlich zusammen; jetzt schossen die Schweinsäuglein lebhaft hin und her, jetzt duckten sie sich hinter die zwinkernden Lider; jetzt bekam die Nase eine scharfe Spitze, jetzt krümmte sie sich zu einem Buckel. Das Weib stieß ihn plötzlich mit der Hand zurück und rief unter hartem Lachen auf: „Dann braucht' ich ja meinen Mann nicht, du Spitzbub!"

„Du Spitzbub! Du Spitzbub!" sagte es der auf der Mauer nach, wie ein munterer Papagei. Der Pächter Hademar schoss einen schwer vergifteten Blick auf den Spielmann: „In mein Haus komm' mir noch einmal, Bettelpfeifer, verdammter!" Dann hat er sich verzogen.

Dieweilen Baldegunds Weib noch dasaß und in der flachen Hand den heutigen Erlös überzählte — zwei Thaler und fünfzehn Schinderlinge im Ganzen — sprang der Bursche von der Mauer herab, nahte sich bescheidentlich und sprach sie an: „Baldegunds Weib kann sich heute, scheint mir, vor den Mannsbildern nicht erwehren. Einer bettelt um dies, einer um das."

Sie streute die Münzen auf die Erde: „Wenn ein Wunder geschieht, so tragen sie bis in drei Tagen hundertfältige Frucht. Wenn keins geschieht, ist mein Mann verloren."

„Das ist ja der lautere Stein, auf den du säest!" rief der Spielmann.

„Die Menschen sind härter, als der Stein."

„Baldegundin! Ich habe oft an deiner Thür gebettelt. Bei dir hab' ich's nicht erfahren, dass die Menschen von Stein sind. Ich bitte dich schön! Bettle doch auch du mich einmal an."

„O Kind, du gutes!" rief sie und legte die Hände ineinander, „ich brauche viel Geld, so viel! Und du hast wenig nicht!"

„So will ich dir was sagen, Baldegundin. Du brauchst gar kein Geld. Du brauchst einen Kerl, der deinen Mann aus der Räubersburg befreit. Einen muthigen Gesellen, der dem Erzbösewicht und seiner Bande gewachsen ist!"

Sagte sie ganz schläferig: „Da getraue ich mich erst noch eher das Lösegeld zusammenzubringen. Geldleute gibt's, aber Ritter gibt's keinen."

Jetzt schüttelte sich der Spielmann, dass die Pfeifen klapperten rings um seinen schlanken Leib. Dann stellte er sich gerade wie eine Königskerze vor sie hin und sagte gelassen: „Da steht einer."

Sie musste lachen. Und sagte dann mit Spott: „Am Ende willst du meinen Mann befreien?"

„Warum denn nicht?"

„Willst du das Burgschloss belagern?"

„Möglich."

„Willst du die Räubersburg erobern?"

„Wahrscheinlich."

„Mit Pulver und Schwert etwa?"

„Schwerlich", sagte er, auf seine Pfeifen deutend, „diese Rohre gehen nicht los, und diese Spieße stechen nicht."

„Vor dem Unglücke sollte auch der Schalk Achtung haben", sagte sie.

„Dass ich schalke, meinst du? — Weib, ich bin ein schlechter Spielmann. Ich spiele nicht, die Leute spielen mit mir. Sie fangen mich ein, lassen mich pfeifen, füttern mich satt, treiben mit mir Gespött und jagen mich lachend davon, weil ich ein Unnutz bin! Ein Unnutz, sagen sie, bin ich. Die ganze Gegend weiß es seit Tagen, wo der Baldegund ist. Keiner rührt sich, höchstens, dass sie denken: fünfzehnhundert Thaler thät' er kosten. Viel Geld! Geld, anders können sie ja nichts denken. Aber geben thun sie auch das Geld nicht. Ich gib's ebenfalls nicht. — Weib, wenn du den Spielmann Diethelm jetzt werten solltest! Meinst, dass er fünfzehnhundert schwer ist? Ich münze mich. Ich münze mich aus, Baldegundin! Ich hab' alles geschenkt bekommen, was ich bin und habe. Und jetzt schenke ich mich selber her, da hast mich. Geh, dumm, dass du zornig wirst, wie beim rothen

Pächter. Kannst mich ja weiterschenken. Am Ende hast du deinen Baldegund lieber als mich. Auch gut. Ich gehe ins Lungschloss."

„Also austauschen meinen Mann, für dich?!"

„Fällt mir nicht ein. Herr Botwin gibt keinen Pfifferling für den Pfeifer. Geschweige den Fünfzehnhundertthaler-Mann. Ah ne, Baldegundin, das wollen wir schon besser machen."

„Wie willst es aber nur machen?"

„Das weiß ich selber noch nicht. In fünf Tagen, wenn's gut geht. Bei eurer ersten Hochzeit habe ich schön gepfiffen, mit der langen da, mit der da — weißt du noch? Bei eurer zweiten Hochzeit will ich noch schöner pfeifen. Geh, das Kleingeld lass liegen. Wir brauchen keins. — Das ist auch nix nutz!" Er strich ihr mit der Hand über die Wangen, an welchen große Tropfen niederrannen. „Du musst dir muntere Guckelein herrichten, bis er kommt. Ein Vaterunser, wenn du Zeit hast, kannst beten, dass mir der Obere den Spass nicht verdirbt. Wups!"

Er sprang wegshin, es klapperten die Pfeifen.

Einer der Knaben hub zu gröhlen an. „Feifenmann nit fortdehen! Feifenmann wieder gummen!"

Das Weib packte die lebendigen Kleinodien zusammen und gieng dem Gehöfte zu, das seit ein paar Tagen nicht mehr ihnen gehörte. In weitem Bogen wich sie dem schrillenden Jahrmarkt aus — dort waren die Richtigen beisammen.

Seit die Truppen des Landesherren in Böhmen lagen, war Ritter Botwin der Schrecken weitum. Ein Hauptmann war er gewesen im Heere, unter der Anführung des Fürsten. Als er aber merkte, dass im unendlichen Kriege das Faustrecht Landesverfassung geworden war, schwenkte er mit seinem Fähnlein seitab, zog plündernd durch das Freundesland und nahm Besitz von der besatzungslosen Burg in den Mutolfschluchten, genannt das Lungschloss, das hoch in der Nische einer Felswand stand und nur unterirdische Zugänge hatte. Des Schlosses Eigenthümer, Graf Thurnstein, lag im Böhmerlande schwer verwundet. Botwin fühlte sich gleich als rechtmäßigen Besitzer der Burg, denn er hatte sie ja „genommen". Und sollte der Graf je noch einmal heimkehren, so müsste er eben das Lungschloss wieder erobern nach löblichem Landesbrauch, oder darauf kameradschaftlich verzichten. Das Missliche war nur, dass — als Botwin mit seiner Bande einzog — ihm Haufen halbverhungerter Mäuse entgegenkamen, nicht sosehr zur Begrüßungsfeierlichkeit, als vielmehr in der Hoffnung, die Anrückenden würden Korn und Speck mitbringen. Sie brachten aber nichts mit, als was bereits seit langem im Schlosse war — einen rasenden Hunger. Es wurden sofort Ausflüge in die Umgebung gemacht; das weniger, um die romantische Natur zu bewundern, als um den Landleuten, die sich weigerten, dem

fremdem Eindringling Abgaben zu steuern, die Sachen wegzunehmen. Diese rotteten sich zusammen und wehrten sich ihrer Haut. Das nahm Botwin für eine aufgelegte Kriegserklärung. Offene Schlachten lieferte er ihnen nicht, dafür war seine Bande zu klein. Nur im Felsenschloss konnte er sich behaupten. In schlauen Winkelzügen kaperte er seinen Raub, nahm, wo er fand, entführte Rinder, Schafe, Pferde und schließlich — wo es sein konnte — auch Menschen, die er nur gegen schweres Lösegeld wieder zurückgab.

So hatte sich „Ritter" Botwin auch den Bauer Baldegund vom Felde geholt und den wollte der Spielmann Diethelm nun zurücknehmen. Mit tänzelnden Schritten zog er munter durch die Mutolfschluchten hinein unter fortwährendem Klappern seiner Pfeifen. Der letzte Engpass war besetzt mit Botwins Reisigen, die dem frohen Knaben die offenen Arme entgegenhielten. Sie erklärten ihn lachend als Gefangenen und führten ihn auf die Burg. Er antwortete, das enthebe ihn der Mühe, in der Burg um Einlass zu bitten, denn er sei gekommen, dem edlen Ritter Botwin ein Preislied zu singen. Er sei es satt zu hungern, bei den dummen Bauern herum. Er wolle einmal ein höfischer Sänger sein.

Darob begann im Lungschloss ein dralles Vergnügen. Botwin hatte schon lange auf Mittel gesonnen, seiner tapferen Bande einmal ein Lustfest zu geben, zumal vor kurzem auch für das abgefangene Weib eines reichen Brotbäckers ein sehr erkleckliches Lösegeld eingelangt war. Demnach war der Schlossherr guter Laune, als der klappernde Spielmann ihm vorgeführt wurde.

Dieser Botwin! Ein Kerl wie der wilde Eber! Ein Kerl wie der Satan im illustrierten Märchenbuch. Der Räuber Kuno ist ein wohlgearteter Seminarzögling dagegen. Und der Spielmann dagegen ein Knabe, der just das erste Höslein bekommen hat, wie er jetzt schrecklich treuherzig aufblickte znm wilden Riesen, der nach schlechtgegerbten Thierfellen roch.

Das war Ritter Botwin, der neue Herr auf dem Lungschloss.

„Was kannst du denn, lieber Hund?" fragte er den Diethelm.

„Ich kann alles, großer Löwe! Alles, was dir zum Ruhm ist!"

„Zum Ruhm?"

Der Schlossherr winkte mit der Hand: „Lass das. Auf diesen Speck gehe ich nicht. Daran magst du die tapferen Feldherren lecken lassen, Kleiner, die jetzt in Böhmen Frösche dressieren und auf einen blinden Harfenisten warten, der sie in die unsterbliche Weltgeschichte hineinzirpt. Ich will mich bloß unterhalten."

„Wünsch' gute Unterhaltung, edler Herr!"

„Kannst du Komödiespielen, Schafsnase?"

„Können?! Ihr beleidigt mich, gestrenger Ritter! Ich leite die größten Schauspielertruppen, Helden, Sänger und Schalksnarren. Sogar mich selber spiele ich nicht schlecht."

„So sage doch, Krötensohn, wo hast du denn deine Truppe?"

„Liegt bei Euch in bester Verwahrung, hoher Fürst."

„Was heißt das?" schnob Botwin.

„Herr, wenn Ihr so streng seid! Die freien Künste bedürfen gnädigen Sonnenscheins, mächtiger König. Ich wollt Euch ja doch unterhalten? Ihr wollt gewiss recht lachen?"

Der Herr streichelte den Spielmann an der Wange: „Freilich will ich lachen, du lieber Kerl. Deine schönen Pfeifelein da! Darf man eine angreifen?"

Diese Güte war doch Sonnenschein genug, Spielmann. Wie?

„Dann bin ich schon recht mit dem Baldegund", sagte der Diethelm.

„Baldegund? Der Bauer? Was hast du mit dem?"

„Herr, der Baldegund hat meine Komödiantentruppe im Bauch. Herr, der ist es ja, mit dem ich Euch Milz und Leber aus dem Leib lachen mache."

„Hund, räudiger, was geht dich der Baldegund an?"

„Milz, Leber und die Galle — ha ha ha, so heraus, ha ha ha, immer so heraus, Herr! Man muss aber ein Tuch um den Hals machen, ziemlich eng, dass sich die Seele nicht herauslacht. Der Herulf zu Glockhausen, dem ist sie beim Lachen so weit zum Mund herausgeflattert, dass sie der Dorfschmied mit dem Blasebalg hat müssen zurück hineinjagen. So hat er gelacht wegen des Bauchredners Baldegund."

„Bauchreden, sagst du?"

„Bauchreden, sage ich, allergnädigster Herr."

Der Botwin wurde wieder ganz schmiegsam, nahm wie in Zerstreuung spielend den Spielmann am Ohr und hob ihn so in die Höhe. Da klapperten nur wieder die Pfeifen, der Bursche selber gab keinen Laut.

„Das Bauchreden, liebes Kindlein, muss wohl ein großer Spass sein, besonders nach vorne, gelt? Aber den Baldegund hol' ich dir nicht hervor. Der bleibt in meiner Eisencasse. Ist so viel als Bargeld. Mit dem lass' ich nicht spielen. — Knabe, du bist schön wie ein junges Kalb. Kannst du klettern? So klettere einmal an mir heran. Am ersten Tage bis zum Knie, am zweiten bis zum Hosensack, dort Ruhetag, was?"

So das Großmaul, hatte aber für den Diethelm nunmehr keinen Reiz. Sein Plan war misslungen. Botwin ließ den Baldegund nicht aus der Höhle.

Hingegen wurde schon am nächsten Tage auf der Waldwiese ein Lustfest veranstaltet, bei dem der Spielmann klappern sollte, pfeifen, singen und all seine Künste zeigen. Die ganze Schlossbewohnerschaft war dabei. Sogar das Gemachel des Botwin, ein so blasses, schattenhaftes Weib, dass der Spielmann anfangs fast vor ihr erschrak, in der Meinung, es sei das altherkömmliche Burgmöbel, die weiße Frau.

Anders zumuthe ward ihm bei dem Töchterlein. Jetzt hätte er wohl ohne Pardon den Raubritter mögen henken lassen, weil er der Vater eines

solchen Wesens war. Und es noch liebkosen. Das war das größte Verbrechen. Das Mädel hieß Jugunda und war wahnsinnig schön. So schön, dass Diethelm laut aufschrie, als er es das erstemal im weichen Felle über den Rasen hüpfen sah. Dann log er, eine Hummel habe ihn gestochen. Ein anderer würde vielleicht gefunden haben, dass das junge Ding die Augen zu weit auseinander hätte, und eine zu kurze Nase, und einen gar zu kleinen Mund, der ganz rund war uud nach unten und oben ausgeböscht, so dass man das feuchte, kirschrothe Unterfutter gar schön sah. Aber den Diethelm stach die Hummel zum zweitemal und all seine Blutstropfen wollten die Adern sprengen und auf das Mädel hinspringen. Einstweilen klapperte er ganz schrecklich mit seinen Pfeifen, die wie ein Pferdefliegennetz rings um sein Gewand niederbaumelten. Der kleinen Jugunde gefiel das ganz ungeheuer, sie klatschte in die Hände und tanzte um ihn herum, und wenn er weiter gieng, tanzte sie immer noch um ihn herum, wie der Mond, der den wandernden Erdball begleitet.

Weinfässer waren auf den Waldanger gewälzt worden. Etliche der Gesellen hatten nämlich einem Weinführer das beschwerliche Fuhrwerk erleichtert. Der Platz war voller Spießgesellen und kecker Dirnen. Der Botwin liebte das. Für heute hatte er sich ganz besondere Ergötzlichkeiten ausgedacht. Er war kein geborener maître de plaisir, so wusste er auch nicht, womit Lustfeste eigentlich ausgestattet werden. Die Soldaten wussten einiges, das Beste musste er sich selber erfinden. Den größten Spass bereitete ihm der Reifritt. Da hatte er einen großen Holzreifen aufstellen lassen wie ein Thor und denselben ringsum mit lebendigem Gevögel behangen — mit Krähen, Raben, Geiern, Hähern. Dann hatte er sich auf einen großen Ziegenbock gesetzt, mit dem er durch den flatternden, kreischenden, pfeifenden Reifen zu reiten gedachte. Aber der Ziegenbock wollte nicht. Zwei Knappen mussten das Best dressieren helfen und als es so weit war, dass es schrittweise vorwärts bockte — durch den Reifen wollte es immer noch nicht. Botwin winselte vor Ärger und Gier, durchzusausen, es vergiengen Stunden, bis der Ritt zur Noth gelang und der Bock jenseits des Reifens keuchend und schäumend zusammenstürzte. Nun wollte man aber auch einmal den Spielmann haben. Und der war nicht da. Den Schlossherrn verlangte es nach seinem Töchterlein Jugunda. Es war das einzige milde Lichtlein seines finsteren, rauhen Lebens. Jetzt wollte er ihm den Reifritt zeigen und für das Töchterlein noch ein zweites Böcklein bringen lassen. Aber das Töchterlein war auch nicht da.

Am Waldrande dort, schon unter dem Eichenschatten, hatte der Spielmann sein feinstes Pfeiflein von der Lende gelöst und hub damit ein Liedel an zu blasen. — Ein Liedel, so wundersam, dass Jugunda in noch engerem Kreise ihn umtanzte. Sie stand auf dem einen Barfüßchen und drehte sich wie ein Kreisel, sie stand auf dem anderen und hüpfte wie ein Bachstelzlein voran.

Der Spielmann blies gar lieblich auf der Flöte und zog sich dabei sachte zwischen das Gestämme hinein in den dunklen Wald. Das Mägdlein neben und hinter drein trällerte, surrte und sang, und wenn die Lust zu groß ward, sprang ein helles Jauchzen aus ihrem runden Mündchen. Und der Spielmann blies und schlich mählich dahin, immer weiter und weiter durch den Wald, und das Maidel folgte ihm tänzelnd nach. . . . .

Was war das Lied lang in der Pfeife! Und was war es lustig! Es war so süß! So heiß! — Athemlos, bewusstlos sank Jugunde endlich aufs feuchte Moos.

Der Spielmann hieng die Pfeife an ihren Platz, fasste die Maid in die Arme, und wie man ein Kind trägt, so trug er es dahin durch den Wald, durch die Schluchten, dahin über die Matten, über die Felder bis zum großen Dorf Glockhausen.

Als die Leute solcherlei erschaut, da sind sie sehr tapfer und sehr hochherzig geworden. Man brauchte ja nichts mehr zu thun und zu geben für den geraubten Baldegund. Der Schultheiß nur, der gab für des Spielmanns schöne Beute eine Stube und was dazugehört. Und Diethelm begann die Verhandlungen.

„Ritter Botwin, allergnädigster Spitzbub! Gibst du den Baldegund, so bekommst du dein Mädel! Sonst wird's geschlachtet!" — Der Spielmann biss derb in die Finger, die das letzte Wort geschrieben hatten.

Schon am zweiten Tage, des Morgens, als die Leute zur Messe giengen, lag auf dem Stein vor der Kirche die Schrift aus dem Lungschlosse. — Desselben Nachmittags, Stunde drei, am Eingang der Mutolfschluchten sollte der Umtausch sein.

Jetzt kam aber das unvorhergesehene Ereignis: die schöne Jugunda wollte nicht. Sie bliebe lieber beim Spielmann.

Baldegunds Weib kniete nieder vor dem Mädel wie vor einem Heiligenbild, und betete, wie sie noch nie eine Gottheit so heftig, so glühend angebetet hatte: „Geh' zu deinem Vater! Erlöse mir meinen Mann!"

Das Mädel lachte, schüttelte den Kopf und schmiegte sich an die Pfeifen ihres Diethelm.

Aber das Weib umklammerte ihre Füße: „Engel, gib mir meinen Mann!"

Sagte die Kleine sehr fröhlich: „Du hast den deinigen schon lange gehabt, jetzt will ich den meinigen haben!" Und rankte sich noch enger an den Spielmann.

Hierauf neue Note an den Raubritter: „Lieber Herr Vater! Ich hab' mir's überlegt. Zurückgeben thu' ich das Maidel überhaupt nicht. An dem Baldegund liegt uns nicht viel. Wenn du ihn für dich behältst, so wird eben dein Töchterlein — du weißt schon was. Wenn du ihn bis morgen mittags nach Glockhausen sendest, so wird dein Töchterlein geheiratet. Von deinem lieben Schwiegersohn Diethelm.

Als Antwort auf solches Ultimatum hat der Burgherr auf dem Lungschloss den Baldegund hingegen schier bis zum Eingang der Mutolfschluchten führen und dort an einen Kiefernbaum binden lassen. Im Hinterhalt lauerten die Spießgesellen mit den Flinten. Er hatte sagen lassen: Wenn die Jugunda frisch und gesund herbeigebracht werde, so könne man den Baldegund haben. Sie möge, wenn's schon gar nicht anders gienge, halt auch den Spielmann mitbringen.

Einen Tag schmachtete der Bauer Baldegund an dem Baum gebunden. Er schrie jämmerlich nach Weib und Kind. Gegen Abend wurde er heiser, und als die Nacht kam, die dunkle, erhob sich oben hinter dem Felsen ein liebliches Pfeifenblasen. Die Spießgesellen horchten, und kletterten dann hinauf, um den prächtigen Singvogel einzufangen. Dieweilen lief Diethelm hinter dem Felsen in die Schlucht zum Kiefernbaum hinab und stahl den Baldegund. Er schnitt die Stricke ab und schleppte den Mann eilends davon gen Glockhausen. Und das Mädel gab er auch nicht zurück. — Wenn ein junger Spielmann um so viel gescheiter ist wie ein alter Räuber, und so lustig und so lieb! Jugunda! man kann dir nicht unrecht geben, wenn du so gern beim Diethelm bleibst. . . .

Sommerfrische.

Von Sophie von Khuenberg.

Der Hochwald rauscht, es lockt sein kühler Schatten,
Denn Sonnenschein liegt blendend auf den Matten.

Verworr'ne Märchen rauscht der wilde Fluss,
Geschwellt von Wettersturm und Regenguss.

Das Kirchlein steht in andachtsvollem Schweigen,
Waldvögel-Sehnsucht singt aus allen Zweigen.

Mein Herz wird voll, und meine Sinne weit —
Gott grüße dich, du schöne Einsamkeit!

Sie aber merken nichts von all dem Zauber
Und jeder ist ein Blinder oder Tauber!

Sie tödten um den Wirtshaustisch, den runden,
Bei Kartenspiel und Bier die schönsten Stunden.

Geselligkeit! — Der Seichten Losungswort,
Hier tönt es mir ans Ohr in einemfort.

Verwünschtes Pack, erbärmliches Gelichter,
Mit Stolz empfind' ich heute mich als Dichter!

Für mich nur blüht und athmet diese Welt,
Grünt dieser Wald, dehnt sich des Himmels Zelt,

Rauscht Bach und Strom, erblüh'n im grünen Rahmen
Genzianenglocken, duftende Cyklamen,

Glüh'n schweigend, nachts, die ruhevollen Sterne,
Erglänzt der Mond in traumhaft holder Ferne.

Mich nur umjauchzen süße Vogellieder,
Es klingt ihr Reim in meinen Versen wieder.

Thiersprachenkundig bin ich, ohne Mühe
Versteh' ich alle Pferde, alle Kühe.

In jedem Hundeherzen kann ich lesen,
Es bleibt mir fremd kein einzig lebend Wesen.

Nur ihr dort, beim Tarok! — Ach, eurer Geister
Wird meine Dichterseele niemals Meister.

Die Welt, in der ihr lebt, sie ist so klein,
So dumpf und eng — da kann ich nicht hinein!

Und thät' ich's doch — ich müsste dran ersticken!
Drum lasst mich aufwärts nach den Bergen blicken.

Erklimmen will ich einsam höchste Höh'n,
Denn nur hier oben ist die Welt noch schön.

Wo rein die Luft, der Ausblick klar und weit,
Der Kampf verstummt und stille steht die Zeit.

Hier lasst mich ruh'n, des ganzen Seins vergessen,
Und Dichterträume träumen, unermessen.

Die Bedeutung der Satire.

I.

Die Satire liegt auf der Grenze von Poesie und Prosa, von Ästhetik und Ethik. Schon ihre Form ist bald mehr, bald weniger ästhetisch kunstvoll; und ihr Inhalt ist wesentlich nicht ästhetisch. Ihre eigentliche Bedeutung liegt darum nicht in der irgendwie auch bei ihr zuweilen vorhandenen Darstellung des Schönen, sondern in der Durchsetzung der Wahrheit und in ihrer Richtung auf das Gute.

Trotzdem man allgemein den sittlichen Unwillen gegen die verkehrte Wirklichkeit oder die Verachtung, das Missfallen als die Grundstimmung des Satirikers erkennt, hat man doch das moralische Moment noch nicht überall als das wesentlichste in der Satire gewürdigt; und die theologische Ethik überläſst dies ganze fruchtbare Feld den Ästhetikern. Das ist verkehrt, aber erklärlich. Aus zwei Gründen erklärlich. Die Geschichte der Satire zeigt, daſs durchaus nicht zu jeder Zeit und in jedem Satiriker oder doch nicht in jedem seiner Werke die aus Sittlichkeit geborene Kritik die Grundstimmung und eigentliche Methode der Satire gewesen ist; vielmehr scheint es oft geradezu auf Unsittlichkeit und das Wohlgefallen daran hinauszulaufen. Und wenn oft genug die sittlichen Grenzen streng beobachtet werden, so bleibt bei manchem Leser doch immer noch der Eindruck zurück, daſs etwas nicht in Ordnung ist. In diesem unbestimmten Gefühl sehe ich den zweiten Grund des Miſstrauens gegen die Satire. Man ist an eine andere Art sittlicher Wirksamkeit gewöhnt. Man kann sich mit der ganzen Form oder Methode nicht befreunden. Man denkt, der Satiriker meine es böse und wolle verderben. Man ärgert sich über den Spötter, der wohl alles herunterreiſsen wird, wenn sich ihm nur Gelegenheit dazu bietet. Man stöſst sich an der leichten Art, mit der das sittlich Gewichtige spielend hin und her geworfen wird. —

Die Satire an sich — nicht so jede thatsächlich gegebene Satire — hat einen hohen sittlichen Wert. Schon die Mitarbeit an sittlichen Problemen ist wertvoll. Auch einem ungeschickten Arbeiter, wenn er nur Lust und Eifer zur Arbeit zeigt, soll man vertrauen und ihm — helfen, es besser zu machen. Man kann nicht von jeder Satire sagen, daſs sie ihre sittliche Arbeit mit Geschick thut; scharfe Unterscheidung der ästhetischen Form von dem sittlichen Gehalt ist nöthig, um in dieser Hinsicht von falschem

Optimismus, von allzu günstiger Beurtheilung loszukommen. Diese Unterscheidung ist nicht so leicht; denn gerade das feine Ineinanderarbeiten des Ästhetischen und Ethischen läſst eine Satire gut gelingen; ist die sittliche Wirkung einer Satire gering, so können demnach ebenso gut die ästhetischen wie die ethischen Mittel des Verfassers mangelhaft gewesen sein. Man darf von der sittlichen Wirkung nicht ohne weiteres auf den sittlichen Wert des Verfassers und seiner Absicht bei der Dichtung schließen. Man wird zugestehen, daſs viele Satiriker durch das sittliche Moment zu ihrer Arbeit getrieben worden sind, und zwar nicht bloß durch die Lust an logisch-psychologischer Zergliederung sittlicher Probleme, sondern durch den Drang, an der Lösung der durch diese Probleme gestellten Aufgaben in ihrer Weise mitzuarbeiten. An diesem Urteil ändert nichts, daß auch Unberufene sich an den Webstuhl setzten, die Fäden arg verwirrten und die Knoten grob durchschnitten. Dies thaten etliche aus Spielerei; sie kannten den Wert der sittlichen Arbeit nicht, sie ahnten nichts von der Wucht sittlicher Thorheit. Und manche thaten es im vollen Bewuſstsein ihrer sündlichen Arbeit; sie ließen sich von der Schönheit der Sünde verleiten, die Waffen der Wahrheit für sie zu gebrauchen. —

Die ideale Satire ist von hohem sittlichem Wert. Nicht bloß wegen der sittlichen Absicht ihrer Verfasser oder — was dasselbe ist — wegen der Mitarbeit an sittlichen Problemen überhaupt. Das ist schon viel. Aber ein Blick auf die Verirrungen, auf die häufige Kritiklosigkeit dieser sittlichen Kritik läßt manchem doch dies Viel wieder als Wenig erscheinen, diese ganze Kunst als Dilettantismus, diese Arbeit als unbefugtes Spiel. Und dieser Eindruck wird so lange andauern, bis man an den wirklich sittlichen Satiren hinter dem sittlichen Eifer auch die persönliche Kraft und den sittlichen Takt ihrer Verfasser erkannt hat. Erst diese Momente sind eine Bürgschaft für einen gewissen Erfolg der Satire, erst sie geben das Recht zu dieser Art von Kritik. Hat man sich hiefür erst den Blick öffnen lassen, so kann es nicht lange dauern, und man erkennt auch das neben der religiösen Unterweisung und der sittlichen Erziehung in Kirche, Schule und Haus existenzberechtigte Verfahren dieser Literaturgattung in seiner eigenartigen Bedeutung für die Welt des Sittlichen an. Es gehört ein besonderes Charisma dazu, um ohne die Autorität von Eltern, Lehrern, Predigern und Parteihäuptern noch erzieherisch wirken zu können. Während im allgemeinen heutzutage an allem Kritik geübt wird, verlangt die öffentliche Meinung, vor deren Forum dies geschieht, doch immer noch eine Vollmacht, wenn die Kritik über das sittlich Indifferente hinausgeht und den Anspruch erhebt, in besondern sittlichen Fragen und über einzelne Personen ein allgemein giltiges Urtheil zu fällen. In der Regel freilich verlangt die öffentliche Meinung dies, weil sie ohne diesen Anspruch schutzlos zu werden fürchtet; nur einige wenige verlangen es

aus dem sittlichen Bewusstsein heraus, dass eine sittliche Autorität niemals bloß äußerlich angemaßt, sondern innerlich begründet sein muss. Der Furcht vor der zerstörenden Macht sittlicher Kritik liegt theils ein starkes Bewusstsein von der eigenen sittlichen Ohnmacht und von dem Recht der Kritik ihr gegenüber zu Grunde, theils aber auch das Bewusstsein, sowohl im Fall des eigenen Rechts wie in dem des eigenen Unrechts dem vernichtenden Urtheil einer nicht immer scharf zwischen Schuld und Unschuld scheidenden Kritik preisgegeben zu sein. Für diesen Fall hat die Forderung des Schutzes gegen Kritik offenbar ihr gutes Recht; denn auch der bloßen Möglichkeit eines Übergriffes gegenüber sind Schutzmaßregeln am Platze. Für den erstern Fall jedoch, wo man seine Schuld selbst erkennt und dennoch die von andern daran geübte Kritik aus der Welt schaffen möchte, bedeutet der Angriff gegen die Kritik nichts Geringeres, als einen Angriff auf das Sittengesetz, auf das eigene Gewissen und das öffentliche Gewissen; hätte er Erfolg, so würde das für diesen Bekämpfer der Kritik einen Zuwachs an Muth zum Sündigen und eine Abnahme des Muthes sittlicher Wahrheit (oder zum Sündenbekenntnis) bedeuten. —

II.

In dem Aufsatz „Über naive und sentimalische Dichtung“ handelt Schiller auch von der satirischen Dichtung als einer Art der sentimentalischen. Die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung dem Inhalt nach wiederherzustellen. Demnach hat es die sentimentalische Dichtung mit zwei streitenden Objecten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung zugleich zu thun. Drei Verhältnisse zwischen dem wirklichen Zustand und dem idealen sind möglich: widerspricht die Wirklichkeit dem Ideal, so entsteht die Satire; stimmt sie mit ihm überein, so entsteht die Idylle; ist theils Widerspruch, theils Übereinstimmung zwischen beiden, so entsteht die Elegie. Diese drei Verhältnisse macht der Dichter: er sieht die mangelhafte Wirklichkeit hinter dem Ideal zurück stehen, er sieht eine ideale Wirklichkeit, er sieht bald dies, bald jenes.

Schiller hat es mit der Reflexion zu thun, die Stimmungen erzeugt; mit Stimmungen, die in ihrer poetischen Ausgestaltung eine verschiedene Stellungnahme des Dichters zu seinem Gegenstande bedeuten. Uns geht die ästhetische Seite der Frage nichts an; der Wert der Dichtung an sich ist uns hier gleichgiltig. Als ein Baustein zum Tempel Gottes in der Welt, als eine Hilfe zur Ausbreitung des Reiches der Wahrheit kommt uns die Satire in Betracht. Die satirische Stimmung erscheint hier als sittliche Macht im Leben; sie steht der wissenschaftlichen Kritik zur Seite, die gleichfalls eine solche Macht ist.

Es gilt heutzutage, alle Mächte zum sittlichen Kampf zusammenzufassen; gegenseitige Missachtung oder auch nur Unbekanntschaft ist darum nicht am Platze. Ehe wir unsere ganz modernen Epigonen der classischen Periode der Literatur auf ihre sittliche Bedeutung hin ansehen, wollen wir doch den großartigen sittlichen Antrieb der Männer von dem vorigen Fin de siècle auf uns wirken lassen. Tausend Bildungselemente sind von ihnen in die Seele unsers Volks übergegangen und fast ist noch nichts gethan, um durch Verbindung dieser allgemeinen Grundlage mit dem religiös-sittlichen Stoff die Möglichkeit eines einheitlichen geistigen Lebens zu schaffen. Die christliche und die humanistische Strömung gehen noch unvermittelt neben einander her. —

Der Dichter Schiller z. B. gewann vom ästhetischen Standpunkte aus feste moralische Positionen. Was haben wir da vom christlich-sittlichen Standpunkt aus für die Gebildeten unserer Zeit zu thun, deren sittliche Anschauung sich so vielfach aus Roman und Bühnenstücken oder aus der Zeitung oder aus der Tagesphilosophie bildet?

Die Satire ist der Ausdruck einer Stimmung; die kritische Wissenschaft sonst will von Stimmungen frei sein. Doch ist der Glaube an Objectivität in neuerer Zeit in wissenschaftlichen Kreisen stark im Sinken; jedem Kritiker darf man eine Stimmung als subjective Voraussetzung seiner Arbeit unterschieben; ohne eine solche und ohne ein Ziel wird ihm die kritische Arbeit nicht gelingen; allerdings muss man dem Stoff und der Macht des bei der Arbeit aufgewendeten Geistes anderseits auch zutrauen, dass sie die Voraussetzung des Kritikers vielleicht umstoßen und sein Ziel verrücken. Wer bei der sittlichen Kritik nicht einen Fonds mitbringt, geräth durch die Erscheinungen in Verwirrung und Gefahr der Unsittlichkeit. Mag das Gewissen noch so sehr zusammengesetzter Natur sein, so repräsentiert doch jede der durch noch so unvollkommene sittliche Erfahrung oder Anregung erworbenen psychischen Dispositionen eine Macht sittlicher Unterscheidung und alle zusammen eine Großmacht. Ist also ein Gewissen durch andauernde Vergewaltigung auch noch so schwach geworden, hat es von seinem Bestande auch noch so viel verloren, so wird es dennoch vermöge des sittlichen Grundcharakters jedes seiner geringsten Bestandtheile gegen eine irgendwie unsittliche Wirklichkeit reagieren; doch wird der Erfolg dieser Reaction allerdings mehr oder weniger stark sein, je weniger oder mehr Stimmungen nichtsittlicher Art sich zugleich mit der sittlichen Stimmung „Gewissen“ geltend machen. Die sittliche Stimmung ist das Gefühl für das, was sein soll; wobei zunächst ganz gleichgiltig bleibt, worin Ursprung und Recht dieses Gefühls ruhen; jedenfalls hat das Gewissen die Tendenz auf ausschließende Alleinherrschaft, zeigt sich doch die Nichtbefriedigung dieses Anspruchs in den Gewissensbissen. Die sittliche Kritik ist das Bestreben, diese Alleinherrschaft eines zunächst

nicht näher zu bestimmenden Factors auch außerhalb der eigenen Persönlichkeit (des Kritikers) durchzusetzen. Dies Bestreben wird nur dann wirklichen Erfolg haben können, wenn erstens der Kritiker selbst ein Charakter ist, d. h. wenn das Gewissen (Sittengesetz, Ideal) in ihm bereits als eine wirkliche Macht erscheint, und zweitens die Methode der Kritik die rechte ist, d. h. wenn alles zur Ausbreitung jener sittlichen Macht Nöthige gethan wird. Die sittliche Kritik kümmert sich zunächst nicht um den Erfolg, sondern stellt nur ganz theoretisch die Mängel und die Vorzüge des jetzigen Zustandes ausdrücklich fest; und aus der Art, wie sie das thut, geht hervor, was sie als idealen Zustand ansieht. Lediglich die Thatsache, dass eine solche Kritik gefällt wird, dass zwischen Mängeln und Vorzügen sittlicher Art überhaupt unterschieden wird, weist darauf hin, worauf es der sittlichen Kritik ankommt. — Alle Kritik ist verwerflich, die folgende zwei Bedingungen nicht erfüllt: ein Ideal muss im Geist des Kritikers Gestalt gewonnen haben; und ein Ideal muss er außer sich zu verwirklichen suchen. —

Die Satire ist sittliche Kritik. Aber eine besondere Art. Sie hat nicht eine Wirklichkeit zum Gegenstand, in der sich noch zwischen Gut und Schlecht unterscheiden ließe, sondern eine radical schlechte Wirklichkeit. Desswegen muss sie aber nicht etwa zur Täuschung greifen; sie verkehrt nicht etwa Licht in Finsternis. Vielmehr wählt sie einfach bloß das wirklich Schlechte zum Object ihrer Kritik; das andere ist für sie nicht da. Und es ist gut, wenn es so ist. Denn wäre auch das Gute für sie da, so könnte es durch eine Satire nie anerkannt, noch weniger gefördert, sondern nur angetastet werden; wie das zuweilen natürlich geschehen ist. Die Kraft der Satire liegt eben im Gegensatz, und nicht — wie die der sittlichen Kritik — in der abwägenden und dann erst scharf scheidenden Thätigkeit. Man wird somit nicht fehlgehen, wenn man die Satire als die fertig gewordene sittliche Kritik oder als ein Ergebnis von ihr bezeichnet. Bei der sittlichen Kritik sieht man die Reflexion noch in Thätigkeit; bei der Satire aber ist ein fester Standpunkt durch Reflexion über das Verhältnis des Guten und Schlechten in der vorliegenden Wirklichkeit gewonnen, das Gute hat sich im kritisierenden Subject zum fertigen Ideal und Maßstab concentriert, und das Böse allein wird zum Object der Kritik. Das Urtheil der sittlichen Kritik ist suchend, prüfend, trennend; das der Satire ist fertig, verurtheilend, überlegen. Je fester und sicherer der sittliche Standpunkt des Satirikers ist, desto freier kann sich sein Urtheil entfalten. Je „positiver" er zu dem Sittengesetz steht, desto „negativer" kann sein Urtheil ausfallen; denn er stellt sich ja grundsätzlich nur in Gegensatz. Man übersehe nicht, dass nur die Form negativ ist; Grundlage aber und Ziel der echten Satire sind positiv. —

Wie verträgt sich denn aber die negative Methode des Satirikers mit seinem positiven Ideal?

Man verlegt sich wohl den Weg zum Verständnis des Wesens der Satire, wenn man sie in zwei Arten, die strafende zürnende und die spöttelnde lachende spalten will. Wo nur Zornesfunken sprühen, da ist der Satyr nicht. Bei jeder Art Satire ist Zorn und Humor; der aus Zorn und Humor gemischte Spott tritt nur bald direct in feiner oder grober Weise vor — man sieht in diesem Falle, wenn auch verhüllt, das sittliche Urtheil des Autors — bald ist der ganze satirische Erguss ein so feines Gebilde der Ironie, dass die verkehrte Wirklichkeit sich ohne des Verfassers Hilfe selbst zu verspotten scheint. Die sittliche Betheiligung der Person des Satirikers ist nur scheinbar in jenem Fall eine stärkere als in diesem; denn diese persönliche Zurückhaltung ist erstens höhere Kunst und damit in diesem Gebiet auch größere sittliche Wirkung, zweitens hat sie den sittlichen Vorzug, dass weder eine ausschreitende Grobheit, noch eine Fülle phantastisch grotesker Wucherungen hier platzgreifen können. Je mehr also die sittliche Reflexion den Stoff, die verkehrte Wirklichkeit, humoristisch verarbeitet, je mehr sie hinter ihm verschwindet, desto mehr tritt die sittliche Verkehrtheit des Wirklichen und die Wahrheit des sittlichen Ideals hervor.

Schiller unterscheidet zwischen strafender oder pathetischer und scherzhafter oder spottender Satire und behauptet, diese dürfe nur einen moralisch gleichgiltigen Stoff behandeln. Das entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen; und gegenüber der gebräuchlichen Unterscheidung einer strafenden scharfen und einer lachenden harmlosen Satire macht Vischers Ästhetik geltend, dass beide oft in einander übergehen, und dass die directe oft milde predige, die indirecte stets gewaltsamer sei, als sie scheine. Die moralisch gleichgiltigen Satiren kommen für uns nicht in Betracht; indessen muss man bei ihrer Ausscheidung Vorsicht beobachten, da Wahrheit und Wirklichkeit in jedem Sinne etwas Sittliches bedeuten können, und da das Verkehrte schlechtweg und das Unlogische dem Unsittlichen oft verwandt und mit ihm irgendwie verstrickt ist. Darauf kommt aber weniger an als auf die Frage, weshalb man einerseits zwischen Satiren mit moralischem Stoff und solchen mit moralisch indifferentem Stoff, andererseits zwischen strafenden und scherzenden unterscheidet. Beide Unterscheidungen hängen mit einander zusammen. Man scheidet zwischen strafender und lachender Satire, weil man das Lachen für unvereinbar mit dem sittlichen Ernst hält. Und doch widerspricht diese Trennung dem Wesen der historisch überlieferten Werke satirischer Art, wenn auch bald mehr das eine, bald mehr das andre Moment hervortritt. Das kommt daher, weil die Mischung von Zorn und Humor zum Wesen der Satire principiell gehört.

III.

Inwiefern verträgt sich sittlicher Ernst, ja Zorn über Sünde mit Humor? Verträgt sich beides miteinander, so ist das Recht der Satire gesichert.

Dem Humor an sich wird niemand neben dem Ernst des Lebens sein Recht bestreiten. Wenn man ihn bei sittlich ernst gerichteten Personen findet, so wird dies nur als ein Zeichen großer sittlicher Gesundheit gelten können. Er ist die spielende Entfaltung des Geistes, der freudig erregt ist, und Fröhlichkeit ist ja dem gesunden Menschen eigenthümlich. Man wird sie nicht von jedem fordern, denn man kennt nicht die physischen und psychischen Vorgänge, die ihm sein Leben vielleicht zur Qual und eine freudig freie Entfaltung seines Geistes unmöglich machen. Noch unnatürlicher wäre die Forderung, dass ein innerlich friedvoller Mensch jederzeit zugleich ernst und fröhlich und auch in Momenten sittlicher Erregung nicht ohne Humor sein solle. Zwar ist ein ernstes Leben mit seinen tausend Plagen nur von einem Herzen zu ertragen und zu verarbeiten, das die Ewigkeitsfreude in sich trägt. Aber der Glanz dieser Freude dringt nur bei wenig Christen siegreich durch, wenn sie die Misere des alltäglichsten Lebens zu überwinden haben; die Kraft dazu ist da, ihr Schein aber wird aufgebraucht; freilich nicht bei allen und nicht immer. —

Die Satire fasst die Sünde als Thorheit auf; das ist eine durch Reflexion gewonnene Auffassung, die das Wesen der Sünde als Selbsttäuschung erklärt und sie darnach als Sinnlosigkeit verurtheilt. Selbstbetrug hat etwas ungemein Lächerliches. —

Der Satire ist die Sünde, das das Ich und die Welt verkehrende Element. Und das ist sie in der That. Somit hat die Satire ein gegründetes Recht zum Spott. Die Sünde macht die Menschen zu Tollhäuslern; sie ist ein Hohn auf alles, was Gott mit uns vor hat. Sie ist das Lächerlichste, was es gibt. Und zugleich das Allerernsteste. Darum wirkt die Satire durch ihre ernsthafte Darstellung der verkehrten Welt indirect auch nothwendig als Erkenntnis der Schuld. Es ist der Wahrheitssinn, der sich hier gegen die Sünde als die große Unwahrheit des Lebens empört. Erreicht die Satire diese Wirkung, so ist das subjective Ideal des Autors nach seiner Ansicht in der Seele des Lesers objective Wirklichkeit geworden. Nicht immer ist die Wirkung eine solche, nicht immer ist das Ideal so groß; denn nicht immer sind es tiefe Erfahrungen, die das Wesen der Sünde als Thorheit erkennen ließen. Oft ist der Spott nur schlechte Laune, die der Nichtbefriedigung eigner Neigungen entsprang; oft ist er bloße Nachahmung der kritischen Mode. Er kann sogar

zur grausen Lust an der Zerstörung werden, und in seiner niedrigsten Gestalt ist er die Lästerung des Heiligen und der bewusste Kampf gegen das Gute. Hier wird der Zorn zur Heuchelei und der Scherz zum Lächeln des Auguren oder zur Schadenfreude dessen, der stets das Böse will und stets verneint. Thersites im Homer und Pietro Aretino zur Zeit der italienischen Renaissance sind hiefür lebendige Warnungstafeln. —

Die vorstehenden Gedanken über die Satire entstammen einem Aufsatze: „Die Bedeutung der Satire und ihr Recht“ von Rocha in der Zeitschrift „Die christliche Welt“. Weil manchmal auch die Satiren unseres „Heimgarten“ mit Absicht oder Unverstand missdeutet werden, als wären sie frivoler Spott, so steht dieser Auszug wohl hier auf dem richtigen Platze.

Wie das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen Jahre unauffällig vereinigt werden könnte.

Jene Leute, die in die Zustände und Einrichtungen der Gegenwart verliebt und Feinde jedweder Veränderung sind, ohne zu bedenken, dass gerade aus jahrhunderte langen Veränderungen diese sie so anheimelnden Zustände der Gegenwart hervorgegangen, werden von meinem heutigen Vorschlage durchaus nicht entzückt sein. Sie wittern überall Revolution, und fast mit Recht, denn für Reformen sind sie unzugänglich.

Meine gegenwärtige Angelegenheit ist eine buchstäbliche „Umwälzung“, auch eine Art Revolution, aber eine, die nicht weh thut. Eine große Veränderung, die ganz unbemerkt vor sich gehen würde. Es kommt mir nämlich darauf an, dass unsere Kalender in den nächsten vierzig Jahren etwas schneller fahren sollen, ein klein bisschen schneller, ganz unauffällig. Entgleisungen, Zusammenstöße, Nichtfahrplanmäßiges Eintreffen und derlei Unzukömmlichkeiten ganz und gar ausgeschlossen.

Ich bezwecke nichts Geringeres, als mit unserem bürgerlichen Jahre das Sonnenjahr einzuholen.

Es ist jedermann bekannt, dass das Sonnen-, oder das astronomische Jahr stets am 22. December beginnt, während das bürgerliche Jahr zehn Tage später seinen mehr oder weniger willkürlichen Anfang nimmt. Ein Mensch, der für das Natürliche und Naturgemäße schwärmt, empfindet es wie eine eigensinnige Verkünstelung, ja geradezu wie eine Schlamperei, dass das bürgerliche Jahr mit dem natürlichen Jahre nicht übereinstimmt. Sogenannte geschichtliche oder sociale Factoren, die diese zehntägige Verspätung des bürgerlichen Jahres etwa verursachen, sind nicht maßgebend,

denn die Natur war vor der Geschichte, und die Sonne vor den Kalendermachern. Es wäre doch so selbstverständlich, dass die Jahreswende genau mit der Sonnenwende einträte, so dass des Jahres kürzester Tag auch dessen letzter wäre, und dass der erste Tag des neuen Sonnenjahres der des neuen Jahres schlechthin wäre.

Man glaubt nun wohl, dass die Durchführung dieser Correctur einen großen Umsturz herbeiführen würde, Verschiebungen der kirchlichen Feste, Differenzen im Amts- und Geschäftsleben u. s. w. Wenn auf dem heutigen 22. December, als mit Beginn des Sonnenjahres, der erste Januar stünde, so müsste ja der Christtag auf den 4. Januar rücken, und dieselbe Verschiebung aller übrigen „unbeweglichen" Feste durch das ganze Jahr. So glaubt man. Das ist aber nicht nöthig. Der Christtag bleibt stehen, wo er steht, nämlich auf seinem angestammten 25. December, immer eine Woche vor dem Neujahrstage. Ebenso bleibt jeder andere Kalendertag auf seinem alten Platze. Mein Plan, den ich bald verrathen werde, braucht gar keine gewaltsame Veränderung, nicht einmal eine merkbare Reform. Einzig nur die Kalendermacher unter sich haben ihn auszuführen, ohne dass andere Leute etwas davon zu wissen brauchen.

Wir haben nämlich einen Schalttag. Einen Schalttag, der so alle vier Jahre einmal eingeschaltet wird, im Februar, und der überhaupt zur Regulierung des Jahres bestimmt ist, nämlich dass das bürgerliche Jahr stets im gleichen Verhältnisse Schritt halten kann mit dem astronomischen. Dieser Schalttag gehört dem bürgerlichen Jahre, ist der Nothbehelf eines mangelhaften Menschenwerkes und bei unserer Jahres- und Monatseintheilung nicht zu entbehren. Wohl auch in der astronomischen Rechnung gibt's Verwickelungen, die uns hier aber weiter nichts angehen. Man würde besonders im Interesse des bürgerlichen Jahres für die Länge nicht auf den Schalttag verzichten können. Für ein Weilchen jedoch getraute ich mich ohne Schalttag auszukommen, und zwar verspreche ich mir durch sein einstweiliges Entfallen einen ganz außerordentlichen Vortheil.

Um den Schalttag kümmert sich ohnehin niemand; wenn er im vierten Jahre erscheint, so wird er sogar wie eine Störung empfunden. Und nun denke ich mir so. Man könnte den Schalttag etwa auf vierzig Jahre lang ganz ausfallen lassen. Was wäre die Folge davon? Wir verlören in diesen vierzig Jahren zehn Tage Kalenderzeit. Das heißt, diese vierzig Jahre zusammen wären um zehn Tage kürzer, als sonst vierzig Jahre zu sein pflegen, sie würden um zehn Tage früher zu Ende gehen, also, dass etwa der Sylvestertag des Jahres 1940 dort stünde, wo heute der Thomastag steht, auf dem 21. December.

Das bürgerliche Jahr wäre mit dem astronomischen Jahre vereinigt!

Und zwar ohne alles Blutvergießen. An der ganzen Reform würde das Publicum gar nichts anderes wahrgenommen haben, als dass von

einem Schalttage nicht die Rede war und dass schließlich der Sylvestertag der kürzeste Tag, und die Sylvesternacht die längste Nacht des Jahres wäre. — Dann wäre die Sache in Ordnung, und der Schalttag könnte wieder eingehängt werden.

Ich bin kein Astronom und kein Kalendermacher, und mein Vorschlag kann irgendwo einen tüchtigen Haken haben, den ich nicht sehe. Aber soweit ich sehen kann, schiene mir der Plan durchführbar zu sein. Ich frage die Gelehrten. Sie werden mich möglicherweise mit einem sehr wichtigen Gegenfactor abweisen können, denn sonst wäre es mir nicht erklärlich, weshalb man diese einfache Manipulation nicht schon längst vorgenommen hat. Mit kleinen Bedenken ließe ich mich nicht abfertigen. Das Schrecklichste wäre, dass Leute, die vorher am 29. Februar geboren worden sind, nach meinem Plane über vierzig Jahre lang keinen Geburtstag hätten! Ich wette, das wäre auch den Frauen zu dick. Zudem würden wir über die Periode hinaus nach der Kalenderzeit um zehn Tage früher alt werden, aber auch um zehn Tage länger leben.

Hoffentlich sagt niemand, dass wir Wichtigeres zu thun hätten, als die alte Ordnung, deren kleiner Zeitfehler keinem Menschen eigentlich auffällt, umzustoßen. Natürlich gibt es Wichtigeres, an dem ja auch ununterbrochen gearbeitet wird, wenn auch nicht immer mit derselben Aussicht auf Erfolg, wie diese kleine Kalenderangelegenheit. In dieser brauchte man ja rein gar nichts zu machen, sondern nur etwas zu unterlassen, nämlich den Schalttag einzuschalten, und die Sache vollzöge sich von selbst.

R.

Aus dem Hinterberger Landel.

Tagebuch des Herausgebers.

Wo liegt das Alpenland Hinterberg? Wenn man von Selzthal ennsaufwärts fährt, so kommt man nach einigen Stationen zu einem frei aufspringenden, ganz gewaltigen Bergkoloss. Das ist der Grimming. Hinter diesem Felsriesen liegt das Alpenland Hinterberg. Es ist ein etwa drei Stunden langes und stellenweise eine Stunde breites Hochthal mit anderthalb Dutzend Ortschaften. Mitten im Thale, dort wo die von Osten nach Westen ziehende Eisenbahn und die von Norden nach Süden rinnende Salza sich kreuzen, liegt der Hauptort des Thales, das freundliche Mitterndorf. Die Eisenbahn, die in dem schönen, circa 800 Meter hochliegenden Alpenthale zwei Wasserscheiden übersetzt, kommt von der Zweigstation Steinach-Irdning herüber und führt hinab ins nahe Aussee. Die Salza entspringt am Todten Gebirge und fließt durch die Schlucht,

genannt „Im Stein", hinaus zur Enns. Dieses Thal ist in weiter Runde von hohen Bergen umstanden. Der Felsenlöwe Grimming, der zackige Kamm, das karstige, flacher ansteigende Kammergebirge, der scharfspitzige Zinken, die felszinnige Teltschen, der zirmbedeckte Türkenkogel, die steinerne Hochkuppe des Lawinensteins — sie frieden wie eine blauende Zackenkrone die Hochebene ein, die mit ihren grünen Matten, schimmernden Ortschaften und waldigen Vorbergen die Menschen einladet zu einer wohnlichen Statt.

Vor vielen Jahren, als ich meine „Wanderung durch Steiermark" herausgegeben, haben sich die Mitterndorfer darüber beklagt, dass ich ihrem ziemlich baumlosen Thale so wenig Schatten zugesprochen hätte. So wollte ich jetzt wieder einmal hingehen, um auch die Schattenseiten der Gegend zu suchen und zu verbuchen. Mir und meinen jungen Reisegenossen ist aber zumeist nur Schönes und Gutes aufgefallen. In Oberaschers Gasthaus ließ sich's prächtig wohnen, mit College Fraungruber dem Ortskundigen, und dessen maienfrohen jungen Frau (die zur Zeit in Mitterndorf auf der Sommerfrische weilten) gut wandern.

Am ersten Tage wollte ich meinen Töchtern Aussee das herrliche zeigen. Der Ort lag zur Zeit schwer verwundet darnieder. Aus den Engthälern herab und zwischen den Gebäuden zogen sich Schuttwüsten, in deren Rinnsalen die Traun ungebändigt dahin tobte. Etliche Häuser waren unterwaschen, andere zur Hälfte eingestürzt, andere ganz verschwunden, so dass unter den Sandlagern, Steinblöcken und hergeschwemmten Baumstämmen keine Spur von ihnen zu finden war. Der Eisenbahnverkehr mit Hallstatt, Ischl, Salzburg, Gmunden war für unbestimmte Zeit unterbrochen. Das Werk des in diesem Jahrhunderte beispiellosen Hochwassers vom Juli 1897. Die meisten Fremden waren fort, die Zurückgebliebenen unlustig. — Auch die Straßen nach Altaussee und Grundelsee waren zerstört, unser Wagen musste die alten, längst abgedankten Wege suchen, die Hänge hinan, über Höhen hin, während unten in der Tiefe die sonst so wohlgesittete Traun wie ein Wildbach rauschte. An den Bergriesen sanken auch jetzt wieder Wolken nieder, und die Waldhänge und Felswände darunter waren finster, wie eine blaue Nacht. Der Altausseer-See lag trübgrau und unbeweglich da, fast langweilig, wie ich es diesem See nie zugetraut hätte. Über den hunderten von Sommerhäusern, die zum großen Theil ihre grünen Balken schon geschlossen hatten, lag frostige Herbststimmung, obschon erst der September ins Land gegangen war. Wir saßen auf dem Söller beim Seewirt, und meine Mädchen blickten vergebens nach den Eisfeldern des Dachsteins aus. Die bleigrauen Vorhänge sanken immer tiefer, und endlich fieng es an, sachte zu regnen. Wir giengen unter Schirmen am Seeufer dahin im Anblick der mächtigen Trisselwand, und mir erschien die Zeit vor dreißig Jahren, als ich das

erstemal an diesem Wasserbecken gestanden. Damals hier nur arme Salzarbeiter und noch ärmere Hirten, aber sang- und klangreich jede Kehle, zufrieden die anspruchslosen Herzen. Heute? Prunkvolle Landhäuser, im Sommer von Millionären und Fürsten bewohnt, eine Stadt von Villen und hunderten moderner Stadtmenschen. Viel Geld, viel Erwerb, viele Bedürfnisse auch unter den Heimischen. Aber das Singen und Jauchzen ist vielfach ein theatralisches und kommt nicht mehr recht vom Herzen. Ich werde manchmal befragt, wo mein Roman „Das ewige Licht“ spielt. Gerade hier kaum, aber vielleicht nicht weit davon. Ich kenne gar manche Gegend in unseren schönen Alpen, wo die dort geschilderten Ereignisse sich just so vollziehen.

Der Grundelsee kam mir nie so stimmungsvoll vor, als diesmal unter den düsteren Wolken, ein scharfer West peitschte die Wellen auf und warf große Tropfen ins Wasser. Zu Ehren der Mädchen machten wir eine Fahrt auf dem Dampfer, was für die kleine Grete das größte Ereignis ihres Lebens war. An den Uferhütten sahen wir die Merkzeichen der Seehöhe während der Überschwemmung. An zwei Meter war der Grundelsee gestiegen und hatte alle Uferwege, Bauten und Matten weithin überschwemmt. Man hatte den Klausenbruch befürchtet — das hätte die Zerstörung von Aussee bedeutet.

In unserem Gasthause zu Aussee geschah jemandem unrecht, man schien einen Widerwilligen in der Gegend festzuhalten. Vom Nebenzimmer her hatte ich ein erregtes Gespräch von Sommerfrischlern gehört. Wiener mussten es gewesen sein. Ein blasser schwarzbärtiger Herr wehrte sich gegen etwas, und es wurde lebhaft hin- und hergeredet. Endlich horchte ich aufmerksamer durch die offene Thür. „Muss euch schon angelegentlich bitten“, sagte der blasse Mann — ein Doctor oder Literat konnte es sein „das mir selbst anheimzustellen, was ich für schön finden soll, und was nicht. Diese Gebirgsschwärmerei zeugt geradezu von einem barbarischen Geschmack. Zufällige Erd- und Steinmassen ohne Symmetrie, ohne jedes Schönheitsgesetz. Schüttet aus einem Korb Schlamm auf den Tisch, lasst ihn trocknen, und ihr habt dasselbe Gebirge, nur dass der Haufen kleiner ist. Wo die Materie mit Wald und grünen Matten erfüllt ist, da geht's noch an, aber die kahlen Massen, die den Himmel verdecken, jede Bequemlichkeit verhindern, das Abbröckelnde, Abrutschende immer Zerfallende, das Starre und Todte soll schön sein? Und wenn man auf einen dieser ruinenhaften Haufen hinaufklettert, was sieht man — ein wüstes Meer von Erdmassen und Steinschichten, auf denen nicht zu leben ist, die allem Gedeihen unzuträglich sind. Goethe hat doch gewiss gewusst was schön ist, ihm war alle Schönheit offenbar. Er hat die Alpen oft durchreist, sicher auch hier für alles ein Auge gehabt — er hat an den Bergen keinen Reiz und keine Schönheit gefunden, er hat sie kaum eines Wortes

gewürdigt. In früheren Zeiten überhaupt ist das Hochgebirge nur ein Gegenstand des Abscheu's gewesen, gerade gut genug zum Versteck für wilde Thiere und Verbrecher. Und so wird's wiederkommen. Die Bergfexerei der Gegenwart ist nur eine vorübergehende Geschmacklosigkeit. Ihr sollt das Ding haben, mich aber lasset in Ruhe mit diesen ekelhaften Bergtrümmern und Schuttmassen, ich will wieder hinaus in die sonnigen Ebenen und fruchtbaren Hügelgelände, wo die Sinne froh werden."

So ungefähr sprach der Mann, bis seine Tischgenossen sehr gereizt sagten: „Nun nun, es hält Sie hier ja niemand fest." Ich bin doch nachdenklich geworden, und als ich hinaustrat in den Regen, wo von allen Hängen Schlamm niedergieng, da wollte mir der Standpunkt des Mannes schier für einen Augenblick verständlich werden. Es ist wohl auch thatsächlich nicht sicher, ob die gegenwärtige Freude an der wilden Hochgebirgsnatur anhalten wird; wie, wenn sie nur ein künstliches Gegengewicht wäre zu unserer verweichlichten, vielfach widernatürlichen Lebensweise, in welcher die Natur nur ein Sonntagsvergnügen geworden ist? Die Sehnsucht nach Natur schwindet in dem Augenblicke, als wir zur Natur zurückgekehrt sein werden.

In rauschendem Regen kamen wir abends nach Mitterndorf zurück, erwägend, was am nächsten Tage bei schlechtem Wetter unternommen werden sollte. Das nahe Bad Heilbrunn besichtigen, wo eine rauchende vierundzwanziggradige Therme hervorquillt, die seit alten Zeiten gegen gichtische Leiden, Ausschlagkrankheiten, Augenübel u. s. w. heilsam gewirkt hat und nur der richtigen Fassung, der schönen Baulichkeiten und der entsprechenden Reclame harrt, um ein berühmtes Heilbad zu werden. Oder sollen wir durch den „Stein" hinabgehen und den großen Salzafall besuchen? Oder sollen wir nach dem nachbarlichen Dörfchen Krungl spazieren, wo die Todten auferstehen? Die dort auf freiem Felde in neuester Zeit ausgegrabene Skelette schliefen wahrscheinlich seit der Völkerwanderung, sie haben ihre Ohrgehänge, Fingerringe, Eisenwaffen u. s. w. lange genug besessen, um diese schönen Sachen endlich dem steiermärkischen Museum zu überlassen. Professor Dr. Gurlitt, der verdienstliche Leiter dieser Ausgrabungen, hält die hier begrabenen uralten Todten für Slaven. Er sollte das nicht zu laut sagen, sonst berufen sich die Herren Slaven, die heute ohnehin die ganze Welt für sich beanspruchen möchten, auf ihre „Geschichte", dass sie vor uns im Lande gewesen, also auch nach uns im Lande sein wollen.

Am nächsten Morgen war die Luft kalt und rein, der Himmel blau und der hohe Bergkranz mit frischem Schnee bedeckt. Über den grünen Vorbergen die blendend weißen Gipfel, die krystallklare Fernsicht — das war kein Tag für das Thal, es war einer für die Höhen. Hinter dem Dorfe Mitterndorf steigt ein bewaldeter, etwa 1200 Meter

hoher Kogel auf, der Planwipfel, der an seiner Höhe eine Aussichtsstelle hat, genannt die Simony-Warte. Der Dachsteinforscher Dr. Simony ist hier in seinen alten Tagen gerne gesessen, um nach seinem geliebten Berge hinüberzublicken, der dort hinter dem Kammergebirge aufsteigt und seine röthlichen Spitzen über die Eisfelder emporhält. — Den Planwipfel haben wir an jenem Morgen bestiegen. Mit dem Fernrohre haben wir den Dachstein mit seinen Gletschern, Wänden und Zacken so nahe an uns herangezogen, dass wir fast den berühmten Adler sehen konnten, der dort haust. Von der östlichen Seite über dem Ennsthale her und durch die Grimmingschlucht leuchteten die Tauernberge in gesättigter Winterlandschaft. Der Grimming uns gegenüber hatte sich noch höher emporgereckt und schaute recht verächtlich herab auf das Waldberglein, auf dem wir uns als so großartige Touristen dünkten. So unbescheiden waren wir aber doch noch immer nicht, wie der grüne Hügel dort bei Klachau, der hart am Fuße, tief im Schatten des gewaltigen Grimming steht und sich großmaulig — den Kulm nennt. Er ist ein Sammtpölsterchen, auf das der Recke seinen rauhen Fuß setzt und nicht der Culminierende, als den ihn die Leute getauft haben, weil er der höchste Punkt des Thales ist. (Von der Tauplitzergegend und dem Lawinenstein mit seiner gerühmten Aussicht spreche ich heute absichtlich nicht, weil für den nächsten Sommer vorbehalten.)

Der Morgenspaziergang auf den Planwipfel war nur ein feines Präludium zur Nachmittagspartie, als die Sonne warm schien und der Schnee auf den Bergen größtentheils geschmolzen war. Fraungruber, der Land und Leute hier mit so manch innigem Liedlein besungen hat, der von allen hier geliebte Hinterberger Dichter, begleitete uns wieder mit seiner Herzallerliebsten.

Nördlich von Mitterndorf, zwischen dem Lawinenstein und dem Türkenkogel, liegt das Salzathal, dessen schöne, ebene Straße stets neben dem Bach und durch Wald schnurgerade dem Todten Gebirge zuführt. In kaum einer Stunde hatte uns der Wagen mitten in eine großartige Wildnis versetzt. Die senkrecht niederstürzenden Wände des Lawinensteins, die karstigen Hänge des Todten Gebirges frieden das bewaldete Engthal ein, auf dessen kleinen Wiesen und Matten malerische Almen liegen. Dazwischen die weißen Schutthalden, daran erinnernd, dass nicht immer der ruhige, klare Sonnentag ist, wie heute. Linkerhand auf dem weißgeschotterten Reitsteige, der zum Grundlsee hinüberführt, stiegen wir hinauf zur Schneckenalm. Sogar die Häuschen der vielen hier weidenden Schnecken sind schneeweiß, wie das Kalkgebirge ringsum, und die Brendlerinnen (wie die Almerinnen hier geheißen sind), haben rothe Wängelein wie die Steinnelken, und blaue Äuglein, wie die Vergissmeinnichte ringsum, sind schalkhaft und ein wenig neckisch, wie die andern Dirndlein ringsum. Bei den Hütten der Schreckenalm, die von uralten

sturmzerzausten Fichten umstanden sind, hielten wir Rast und während meine Reisegenossen nach Beeren und Schwämmen suchten, beobachtete ich das Schäkern der Brendlerinnen mit den Bauernburschen, die auf Besuch vorhanden waren. Sie ihrem Schicksal überlassend, zweigten wir den Grundlseeweg ab und stiegen links an gegen einen Felskegel, dessen abenteuerliche Riesenzacken und Thürme uns wie aus nächster Nähe zuwinkten, zu dem wir aber doch noch eine Stunde steilen Steigens bedurften, bis wir auf seinem Haupte standen, dem fast 1400 Meter hohen Hasenkogel. Auf dieser Höhe hat der Staat einen Versuchsgarten aller möglichen in- und ausländischen Nadelholzgattungen angelegt. Einstweilen haben die zarten Bäumchen, die wie Zöglinge einer großen Erziehungsanstalt beisammenhocken, noch ihre hölzernen Schutzdächer. Wie wird es der sicilianischen Kiefer und der Ceder des Libanons ergehen, wenn sie einst erwachsen den nordischen Alpenstürmen ausgesetzt sein werden! Sehnsüchtig werden sie ausblicken nach den südlichen Weinbergen und Ölgärten und nichts sehen, als die starren Wüsten des Todten Gebirges, werden ausschauen nach den sonnigen Meeren, und nur die länglich gezogene graue Tafel des Grundlsees erblicken, der da unten liegt und auf dem der Dampfer schwimmt, so kümmerlich klein, wie ein im Wasser ertrinkendes Mücklein.

Erstaunlich ist vom Hasenkogel aus der Einblick in die großartige Umgebung, die den oberen Theil des Grundlsees einschließt. Und grauenhaft schön der Ausblick in die ungeheuere Steinwildnis des Todten Gebirges. Alles kahl und öde, die Schründe und Kare, die zahllosen kalkweißen Gipfel — eine Hochwüste, wie man sie so ausgedehnt in den Ostalpen wohl nirgends finden wird. Es ist eine wahre Mondlandschaft. Der König dieses schreckbar öden, zerrissenen Felsenmeeres ist der 2514 Meter hohe Priel. Viel von den Wundern des Todten Gebirges wüsste Professor Walcher, dem wir auch die Erschließung der Lurlochgrotte verdanken, zu erzählen. Er hat dieses meilenweite Felsengebiet nach allen Richtungen hin durchforscht und die Touristen beginnen allmählich seinen Spuren zu folgen. Allerdings hat schon Erzherzog Johann das Todte Gebirge durchwandert, nicht bloß als Gemsjäger, wohl auch als Naturforscher, doch zu jener Zeit war der touristische Sinn noch nicht so vorhanden, nicht so der Hang nach dem Eindringen in die entlegensten und wildesten Alpengebiete, als das heute der Fall ist, da der letzte Einsiedler im Gebirge von den Sommerfrischlern verjagt, die verwegenste Gemse von übermüthigen Stadtleuten verscheucht wird.

Ich konnte mich vom Hasenkogel aus nicht sattsehen an den „nördlichen Dolomiten“, die an bizarren Formen den südlichen weit zurückstehen, an Wuchtigkeit und Wüstheit sie aber übertreffen.

Fraungruber, der Ortskundige, nannte mir der Reihe nach im weiten Ringe die auffallendsten Hochgipfel. An der nördlichen Stufe des Türkenkogels auf dem 1375 Meter hohen Hasenkogel stehend, haben wir im

Westen, hinter dem See aufsteigend den Backstein, den Reichenstein, weiter hin gegen Norden den Wilden Gössel, den Salzofen, den Elmberg, den Sonnleitstein, weiter rechts die Weiße Wand, den Hochweiß, die beiden Tragel, den Sturzhahn, den Traweng, im Osten ganz nahe den Lawinenstein und hinter demselben das Geschroffe des Grimming. Von den Seen, die zwischen diesen und anderen Spitzen und Kuppen in den Trichtern liegen, nenne ich nur die beiden Lahngangseen, den Elmsee, den Steirersee, den Schwarzen See, den Großsee, alle wesentlich höher gelegen, als unser Standpunkt, also dass man hier keinen, und auch keine der in einzelnen Niederungen gelegenen Oasen erblicken kann.

Nach einer Stunde gelang es, von dem Anblicke der Kalkwildnis, die von den tiefen Schatten des Salzathalbeckens so entzückend gehoben ward, uns zu trennen. Als wir wieder zur Schneckenalm hinabkamen, gab's dort in einer der Hütten Musik, und die braunscheckigen Kühe auf dem Anger hoben ihre großen Köpfe und spreiteten ihre breiten Ohren aus, um dem seltsamen Spiele zu lauschen. In der Hütte hockten bei flackerndem Herdfeuer etliche frische Burschen und Brendlerinnen untereinander vermengt und sangen liebeslustige Vierzeilige, die ein junger Halter mit der Ziehharmonika kundig begleitete. Wir setzten uns gleich mitten in den lebfrohen Kreis, maßen sie die weniger harmlosen Liedlein mit Rücksicht, dass „Schindeln auf dem Dache" waren, gehörig undeutlich sangen. Die harmlosen waren deutlich genug. Schlug einer zum Beispiel das Folgende an:

„Ih hon af se Hütterl denkt,
Vor dem s roth Kütterl henkt,
Maus' mas![1])
Won na ka Wind nöt kam,
Der däs roth Kütterl nahm,
Aus war's!"

Gleich drauf der zweite:

„Aus iss und gschechn,
Hon s Fensterl nit giechn,
Hon in d Wond a Loch gstessn,
Hon mein Kopf drein vagessn!"

Als Branntwein kam, setzte der Halter seinen zerschlissenen Hut schief und sang:

„Mei Gwand is scha schlecht,
Oba da Brontwein is guat,
Wans koan Brontwein nit gab,
Hät ih scha long an neugn Huat."

In der zweiten Hütte, an den Kuhstall gebaut, fanden wir den Empfangssalon der Brendlerin. Das war eine kleine Kammer, hübsch ausgeschmückt mit gestickten Tüchern und Photographien, die an der Wand

[1]) soviel als: schnüpfen wir es.

herumhiengen und auf dem gedeckten Tischlein standen. Auf diesem Altärlein das Allerheiligste schien das Bildchen eines jungen Burschen in schmucker Ausseertracht zu sein, vor dem ein kleiner Alpenblumenstrauß prangte. Der Fußbodenteppich bestand aus grobem Sacktuche, auch standen am Einschlupfe ein paar Holzschuhe dem Eintretenden bereit, damit er das Heiligthum nicht etwa mit schmutzigen Schuhen beflecke.

„Dirndl, wo host denn dei Liegerstatt,
Dirndl, wo steht denn dei Bett?“

Diese gelegentliche Frage eines Burschen beantwortete Fraungruber, der Ortskundige, mit dem Hinweis auf die Dachbodenstufen:

„Üba drei Staffel muaßt auffisteign,
Herunt auf da Gossn steht's net.“

Und in der That, da oben über dem Empfangsstüblein, ganz unter dem Schindeldache, durch dessen Fugen der Wind hereinpfiff, stand die schlichte, aber durchaus reinliche Nachtstatt der jungen Brendlerin. Diese war — wie ich später erfuhr — die Braut eines Großbauers in Hinterberg. Ein paar Wochen später, bei der Hochzeit im Dorfwirtshause, loschen sie auf dem Tanzboden um Mitternacht alle Lichter aus, und der Bräutigam tanzte der Braut im Dunkeln das Kranzel ab. So ist es alter Brauch in Hinterberg. Der Bräutigam darf während der Hochzeit keinen anderen Tanz reigen, als den um Mitternacht mit seiner Erwählten. Nach diesem Tanze kommt der Kranz, den die Jungfrau bishin wohl in Ehren getragen, nicht mehr auf ihr Haupt.

Hat also an jenem schönen Sonntagsnachmittag ein laubfrisches Dirndl Abschied genommen „von der Alm, von Kuh und Kalm; trutz Wetter und Sturm, trutz Maner und Buabn, that sie s grüne Kranzerl in Haaren für ihren Bräutigam sparen.“

Es blüht stellenweise doch noch reines, frisches Leben an der Pforte des Todten Gebirges. Mit diesem Frohbewusstsein war unsere Alpenfahrt lieblich beschlossen. Im Abenddunkel, als wir hinausfuhren durch die kühlen Gründe des Salzathales, leuchtete uns zwischen den schwarzen Waldbergen ein ungeheuerer Brand entgegen — der Grimming stand im Feuer. Alpenglühen!

Natur- und Volksleben in den Karpathen.

Von **Rudolf Bergner.**

Die Karpathen erstrecken sich in der Länge von 1632 Kilometer halbkreisförmig von Pressburg an der Donau, über Kaschau und Munkacs, bis zum Eisernen Thor wiederum an der Donau und können als ein Waldgebirge von großer Schönheit der Natur und als überaus fesselnd durch Sitten, Gebräuche und Trachten ihrer verschiedenen Völkerstämme bezeichnet werden.

Dieses ungeheure, in Westeuropa verhältnismäßig wenig bekannte und geachtete Gebiet enthält die größten Bodenreichthümer. Schon die stolzen Römer, die einstigen Weltbeherrscher, wussten dies und nützten es, von Golddurst und Sucht nach edlen Metallen erfüllt, möglichst aus. Vor 1800 Jahren saß im heutigen Siebenbürgen das Volk der Dacier, beherrscht von seinem tapferen und klugen Könige Decebalus. Er schlug römische Heere und zwang die Römer zur Tributzahlung. Da bestieg Kaiser Trajan den Thron. Ausgezeichnet durch Tapferkeit und hohen Sinn eroberte er in mehreren überaus blutigen und schwierigen Feldzügen Siebenbürgen. Decebalus stürzte sich in sein Schwert, die Edeln seines Reiches nahmen Gift, und Trajan feierte in Rom einen Triumph, anlässlich dessen zur Belustigung des hauptstädtischen Pöbels 10.000 Gladiatoren und 11.000 zahme und wilde Thiere an 123 Tagen bluten mussten. Die römischen Legionsadler leuchteten 170 Jahre in Siebenbürgen, währenddem das Land die Segnungen römischer Cultur genoss. Im herrlichen Hatszeger Thale entstand an Stelle der dacischen Hauptstadt die stolze Römerstadt Ulpia Trajana, die sieben heutige Dörfer einnahm, und von der man noch die Ruinen des Amphitheaters, der Wasserleitung, des Castrums und zahlreiche Häuser bewundern kann. Mosaik-Ziegel werden daselbst viele gefunden, sie dienten als Bestandtheile des Fußbodens. Im siebenbürgischen Erzgebirge aber trifft man bei Verespatak auf die heute noch betriebenen Goldgruben der alten Römer. Es sind dies kolossale starre Felsenmassen, die sich hoch über das Thal erheben und von den Romanen treffend cetate mare und cetate mike (große und kleine Festung) genannt werden. Die Römer haben diese Felsmassen von oben und unten und von der Seite her durchwühlt, so dass die Berge Maul-

wurfshaufen gleichen. Ihnen stand kein Pulver und kein Dynamit zur Verfügung, die Sclaven mussten mit Hammer und Schlägel das Gestein bearbeiten. Durch Feuersetzen suchte man es mürbe zu machen. Die Menschenquälerei der römischen Culturwelt.

Uns Kinder einer neuen Zeit berühren diese vor 1800 Jahren betriebenen Bergwerke mit jenem seltsamen Schauer, den wir immer an historischen Stätten empfinden. Interessieren wird aber die Thatsache, dass auf uns die eindrucksvollsten Hinterlassenschaften jener frühen Culturepoche gekommen sind. Vor 120 Jahren fand man zuerst in einer Grube Cereattafeln, kleine, mit Wachs überzogene Holztäfelchen der Römer. In das erhitzte Wachs wurde geschrieben, und aus den Täfelchen ersehen wir die Namen römischer Bergverwalter, römischer Bürger und Arbeiter. Diese Täfelchen wurden in der Bergestiefe zurückgelassen, als die Barbarenstürme ins Land brachen und das Land von den Römern geräumt wurde. Siebenbürgen blieb uncultiviert, bis 1000 Jahre später Siebenbürger Sachsen, Romänen und Szekler das Land zu neuem Leben erweckten.

Heute blüht in den Karpathen ein reges Bergmannsleben. Überall kann man in den Schoß der Erde mit dem Rufe „Glückauf" eindringen. Man kann in 1000 Meter Seehöhe das einsam, in romantischer Gebirgswelt gelegene Bleibergwerk Rodna besuchen, das schmutzige Goldbergwerk von Verespatak, das Kupferbergwerk Balan, das berühmte Kremnitz und Schemnitz. Man vermag 500 Meter unter der Erde in den mit elektrischem Lichte ausgestatteten Salzwerken zu Szamos-Ujvar und Szalatna bei Sziget zu lustwandeln. Diese Salzwerke sind wunderbar rein gehalten und reich an imposanten großartigen Hallen, die durch Riesenpfeiler gestützt werden. Aus dem Bergmannsleben führe ich eine Anekdote an, welche im Lande circuliert und die gute Stimmung der armen Arbeiter beweist. Ihr zufolge lustwandelte unser Herr Jesus Christus mit Petrus an einem Sonntagsnachmittage. In einem Wirtshause lärmten Bergleute. Christus und Petrus ermahnten sie zur Ruhe, die Bergleute erkannten die beiden aber nicht, und nach kurzer Zeit sahen sich die beiden vor die Thür gesetzt. Da sprach Christus im Zorne: „So soll euch dreierlei Strafe treffen, ihr sollt haben viel Kinder, viel Durst und wenig Geld." Und so ist es geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Anekdote schildert besser als lange Reden die Verhältnisse der Bergleute.

Eine andere Art des natürlichen Reichthums sind die Heilquellen, die allerorts entspringen. In Siebenbürgen allein zählt man 400 Säuerlinge und 800 Salzquellen, von denen kaum der vierte Theil benützt wird. Viele der Heilquellen liegen schwer zugänglich in der Gebirgswildnis und dienen als Bäder nur den Bewohnern der Umgebung, die mit Sack und Pack, d. h. mit Bettgewand, Kochgeschirr, Badewanne und Proviant heraufziehen. Die Männlein wohnen oft alle in der

einen Hütte, die Weiblein in einer anderen. Von großen Curorten, in denen solche paradiesische Zustände nicht herrschen, kann ich empfehlen: Das in grandioser Alpennatur gelegene Tatra Füred als Luftcurort, das waldreiche Trencsin-Teplitz und Pystian, dazu das entzückende Mehadia für Rheumatismus- und Gichtkranke. Erwähnt sei als Curiosität die Höhle des Todes am Berge Büdos. Die Höhle ist mit einer Gasschicht erfüllt; der täglich mehrminutliche Aufenthalt soll viele Augenkranke vollkommen geheilt haben. Wer in die Gasschicht untertaucht, erstickt natürlich; vor der Höhle befinden sich die Gräber von 30 Selbstmördern.

Gegen Rheumatismus benützt man auch eine andere Hinterlassenschaft der alten Römer, die Salzteiche, welche aus den römischen Tagbauen entstanden sind. Primitiv wie die Goldgewinnung der Römer war auch ihre Salzgewinnung. Die Römer zogen einen Kreis, und von dieser Kreislinie ausgehend, gruben sie nach der Mitte des Kreises zu. Die Sclaven mussten auf dem Rücken das Salz herauftragen, und traf man von allen Seiten her in der Mitte zusammen, so verließ man diesen Tagbau und eröffnete einen neuen. Bei dem Romanen- und Magyarenörtchen Salzburg (Vizakna), einige Stunden von Hermannstadt entfernt, treffen wir eine Anzahl solcher Tagbaue, in denen sich Wasser gesammelt hat, welches vermöge seines starken Salzgehaltes als heilkräftig gilt. Das Wasser eines dieser Teiche, des Tököliteiches, ist derart mit Salz gesättigt, dass auch der Nichtschwimmer nicht versinkt. Der Ort Salzburg selbst liegt unseren durch landschaftliche Schönheiten der Alpen verwöhnten Begriffen zufolge elend. Man denke sich ein waldloses und baumloses, von der Sonne versengtes Hügelland. An einer kleinen Schlucht liegen die kleinen, weißen, einfachen Häuser, vor ihnen ein zerrissenes und zerklüftetes, vegetationsloses Terrain mit den Salzteichen. Hier fand im Februar 1849 ein Treffen statt, in dem die kaiserlichen Truppen den kühnen, alten Polen General Bem mit den Honveds besiegten; die Leichname der gefallenen Kaiserlichen wurden nach Hermannstadt geführt, die Bauern des Ortes sollten 379 gefallene Honveds beerdigen. Da die Erde wie Stein gefroren war, warf man die Honvedleichname in den Schlund des aufgelassenen Schachtes. Ein Denkmal erinnert daran, dass auf dem nicht sichtbaren Grunde des Hades 379 Männer ruhen. Da trat vor sieben Jahren während meiner Bereisung Siebenbürgens ein Naturereignis ein. Ein Wolkenbruch trieb das Wasser aus dem Schlunde empor, es brachte Baumstämme, die Cadaver von Büffeln, Hunden, Katzen, den Leichnam eines Selbstmörders und die Leichname von fünf Honveds mit herauf.

Wunderbarerweise waren sie trotz der Zeit von 41 Jahren vollkommen erhalten. Ich habe der Section beigewohnt und selbst gesehen, dass die inneren Organe, von Salzkrusten erfüllt, vollkommen intact waren; Herz, Leber, Lunge waren gut erhalten, die Haut war braun

und lederartig. Man ersieht aus diesem Vorfalle die conservierende Kraft des Salzes.

Wenn nun die Heilmittel der Karpathen verhältnißmäßig wenig Beachtung bei uns finden, so hat das zum Theil seinen Grund darin, dass man in diesen Ländern noch immer nicht unsere westeuropäischen Hotels und unsere bequemen Transportmittel findet. Der Engländer Charles Boner, der vor mir in einem Buche Siebenbürgen beschrieb, fand im ganzen Lande keinen Stiefelknecht; ich entdeckte zwanzig Jahre später einen einzigen in den Gasthöfen! Das Heer der Flöhe war dagegen noch immer undegeneriert. Die Zeiten der romantischen Postkarutzen sind freilich vorüber. Wer vor fünfzig Jahren in Romänien reiste, der bediente sich der Postkarutzen. Diese Karutzen waren kleine niedrige Wägelchen, an denen sich kein Quentchen Eisen befand. Auf dem Vordertheile hockte der halbvorweltliche Postknecht; er peitschte blindlings mit Indianergeheul auf drei bis sechs katzenartige Pferde los und schaute niemals nach rückwärts. Nach kurzer Zeit löste sich ein Hinterrad ab und blieb liegen, der Passagier balancierte, bald darauf gieng das andere Hinterrad ab, der Passagier wurde auf der Erde geschleift; kam der Postillon auf der Station an, so stellte es sich oftmals heraus, dass kein Passagier mehr da war. Auf der Straße lag er eigentlich nicht, da solche nicht existierte. Jeder fuhr, wo ihm behagte; ich selbst sah noch in Romänien oft 30 bis 40 Wagengeleise nebeneinander. Jetzt ist vieles besser geworden, aber die Romantik ist noch nicht gänzlich verschwunden. So rechne ich eine dreitägige Floßfahrt von Dornawatra in der Bukowina bis Piatra in der Moldau zu den interessantesten Fahrten meines Lebens. Die wilde goldene Bistritza schießt durch walderfüllte stille Thäler, die nur vom Schrei des Hirsches belebt werden. Man übernachtet bei einem Gutsbesitzer oder auf der Domäne des Königs und lebt einmal ganz in der Wildnis. Am ersten Tage wäre unser Floß bald durch Auffahren auf ein gestrandetes Floß verunglückt; am dritten hatten sich seine Stämme bedenklich gelöst und das Floß drohte zu zerfallen, wir erreichten aber trotzdem glücklich die Endstation.

In der Regel benützt man die landesüblichen kleinen Wagen — die polnischen Britschken, und kommt mit ihnen sehr gut aus. Nachdem ich sechs- bis siebenmal damit umgeworfen worden, war ich an die Landessitten gewöhnt. Im übrigen nimmt man mit dem Vorhandenen vorlieb. So fuhr ich einst mit einem Juden in der Marmaros ins Theißthal. Er hatte einen Leiterwagen, ich saß zwischen Petroleumkannen auf einem Heubündel, bis ich in demselben lautlos versank.

Mit dieser Urwüchsigkeit der Verhältnisse geht eine enorme Billigkeit der Lebensmittel Hand in Hand. Im Hotel zu Dees kostete eine Suppe 4 kr., ein Salat mit Ei 6 kr., die Hausfrau dort kaufte ein Paar

Hühner für 30 kr. Noch mehr aber muss das Herz der anwesenden Hausfrauen lachen, wenn ich anführe, daß bei Tirgul Schil in Romänien ein Huhn 8 bis 10 kr., das Kilo Rindfleisch 20 kr., das Kilo Weintrauben 6 kr. kostete. Damals — vor sieben Jahren — herrschte Futtermangel und ein Ochse wurde für 20 Gulden verkauft! In Hermannstadt erzählten mir Frauen, sie seien vor dreißig Jahren mit 40 kr. auf den Markt einkaufen gegangen und hätten noch etwas Geld mit nach Hause gebracht.

Menschliches Elend spielt in den Karpathen oft eine große Rolle. Im Arvaer Comitate, wohl dem ärmsten Theile der armen Slovakei, bricht häufig der Hungertyphus aus. Das Land nordwärts von Pressburg, die Slovakei, erzeugt nicht, was ihre Bewohner brauchen, und so kommt es, dass diese in die Welt hinauswandern. Aus dem Trentschiner Comitate, vor allem aus dem Dorfe Rovne, kommen sie zu uns und in die ganze Welt als Rastelbinder, als Kesselflicker. Die aus dem Arvaer Comitate durchziehen die Welt als Leinwandhändler, andere gehen als Glas- und Steinguthausierer in Wien herum, wiederum andere dienen als Flößer und Taglöhner.

Hand in Hand mit der Armut geht die Unwissenheit. Noch vor einigen Jahrzehnten gab es Popen, die nicht schreiben konnten, in Galizien befinden sich unter fünf Millionen Menschen vier Millionen Analphabeten, und man hat unlängst gelesen, auf welcher Bildungsstufe croatische Bauern und Bäuerinnen stehen, der Aberglaube findet hiebei eine gute Stätte. Es kommt noch immer vor, dass in den osteuropäischen Ländern die Gräber geöffnet werden und man einem vermeintlichen Zauberer oder einer vermeintlichen Hexe das Herz ausschneidet oder es mit einem Pfahle durchsticht. Elfen, Nixen, Todtenvögel, Sternenschnuppen und ähnliches spielen eine große Rolle. Die Ruthenen aber erzählen sich, dass Konig Boleslav Chrobry mit seinen Kriegern in der Hohen Tatra sitze und schlummere, ein Seitenstück zur Sage vom Kaiser Barbarossa. Auf einer lebensgefährlichen Gebirgspartie bei Hochwasser habe ich auch die Stelle passiert, wo in einer Nacht siebzehn Flößer verunglückten; von ihnen erzählt die Sage, dass ihre Geister allnächtlich den Fluss hinabschießen. Das Fasten spielt bei den Karpathenbewohnern eine große Rolle. Der Romäne kennt und hält circa 170 Fasttage jährlich, an denen er kein Fleisch genießt, übrigens traf ich solche, die Wurst überhaupt nicht kannten, und der Bergdirector von Rodna erzählte mir, er habe auf der Jagd in einer Waldhütte drei Frauen getroffen, die da gefragt hätten, was seine mitgebrachten Rindfleischschnitten seien und ob man das essen könne.

Unter den in den Karparthen wohnenden Völkerschaften stehen der Zahl nach die hochintelligenten Romänen obenan, ihnen folgen die Slo-

vaken, die Ruthenen, die Polen, die Szekler, die kernigen mannhaften Siebenbürger Sachsen, bekannt durch das energische Vertheidigen ihres Deutschthums, einzelne Gruppen von Armeniern, die Zipser, einzelne Gruppen deutscher Colonisten, die Zigeuner und die Juden. Über die Zigeuner könnte ich manches ergötzliche Stücklein vorführen, dies würde indessen eine eigene Abhandlung bilden. Die Juden trifft man in manchen Städten und Dörfern in auffallend großer Zahl. So zählt Jassy in der Moldau von 90.000 Einwohnern 60.000 Juden, Botosani bei 40.000 Einwohnern 30.000 Juden, und ich fand Orte wie Dorohoi und Ungheni, die fast nur von Israeliten bewohnt sind.

All diesen Völkerschaften ist mehr oder weniger frühe Heirat eigen. Junge Frauen mit fünfzehn Jahren sind häufig. Am auffälligsten ist die Frühheirat bei den Zigeunern und Juden. An einem kalten Morgen fuhr ich in der Marmaros und nahm eine barfüßige, frierende kleine Jüdin auf, weil sie mich um Beförderung bat. Ich fragte sie, ob sie nicht friere. „Freilich friere ich." — „Warum kaufst du dir keine Stiefel?" — „Weil kein Geld." — „Wie alt bist du?" — Zwölf Jahre." — „Da möchtest du gewiss bald heiraten?" — „Freilich möcht' ich, aber ich derf noch nicht."

(Schluss folgt.)

Die Sünde.

Ein Vorgang vom Dorfe von **Heinrich Sohnrey.**

Die Leute in Hilgenthal nannten ihn den „Kornbodenverwalter". Er hatte nämlich jahrelang die gutsherrlichen Kornböden verwaltet, ehe ihm der stattliche Posthof in den Schoß gefallen war.

Von Hause aus — er stammte übrigens nicht aus Hilgenthal — hatte er sozusagen nichts gehabt, sondern sich, wie die Leute im Dorfe behaupteten, erst beim Kornvermessen auf dem ritterschaftlichen Gute ein Vermögen erworben. Das hätte ihn aber schwerlich in den Stand gesetzt, sich zum Herrn des Posthofes zu machen, wäre ihm nicht die Posthofs-Älteste, das sanftäugige Lottchen, in so inniger und treuer Liebe zugethan gewesen.

Glück muss der Mensch haben . . . Glück! . . .

Es war eine glückliche Ehe, und zwei rothwangige Kinder jauchzten durchs Haus. Und wenn der Kornbodenverwalter mit seinen in unbändiger Kraft sich bäumenden Rappen vom Hofe zog, und wenn er gar seinen lachenden Buben aufs Pferd setzte, — ei, wie strahlten da Frau Lottes Augen, wie hüpfte ihr das Herz, wie pries sie des Himmels Gunst! Sie fühlte: sie wäre die glücklichste Gattin und Mutter unter der Sonne.

Aber auch die glücklichste Schwester! Denn wie ihrem Manne, wie ihren beiden herzigen Kindern, so war sie auch ihrer einzigen Schwester, dem schwarzlockigen Riekchen, in zärtlichster Liebe zugethan, was sich nach dem Tode der Mutter immer mehr in rührender Sorge kund gab; war doch Schwester Riekchen gut zehn Jahre jünger und eben erst zu einer Jungfrau erblüht. „Du sollst auch einmal so glücklich werden", pflegte Frau Lotte oft in ihrer innigen Sorge mit einer frohen Beziehung auf sich selbst zu sagen, auch scherzte sie wohl: „Du musst einmal einen ebenso stattlichen, lieben, guten Mann haben, wie Gott ihn mir beschert hat!"

Und während sie treuherzig dazu lachte, funkelte und sprühte es unter den schwarzen Ponylocken des jungen Schwesterkopfes wie Katzenaugen in der Nacht.

Es war ein glückliches Leben auf dem Posthofe, und die junge Frau empfand einen heißen Drang, Gott zu loben und zu danken und alle Welt an dem Glück ihres Herzens und ihres Hauses Antheil nehmen zu lassen. Sie war die fleißigste Kirchgängerin, die andächtigste Zuhörerin, ihr Leben die treueste Bethätigung des göttlichen Wortes. Wer in Noth gerathen war und nirgends Hilfe finden konnte, auf dem Posthof fand er sie gewiss, wenn auch hinter dem Rücken des Kornbodenverwalters. Und wer einen Gram mit sich trug, wen ein schweres Herzeleid drückte, die Posthöferin ruhte nicht, bis sie ihm Gram und Herzeleid hinweggetröstet hatte. Und wenn ein Bettler kam, sie gab ihm so reichlich, dass er fröhlich an anderen Häusern vorüberziehen konnte.

Sie pflegte wohl zu sagen: Am Herzen könne sich einer am allerschwersten versündigen, der Reiche wie der Arme. Und ihr einziger Gram schien zu sein, oft sehen zu müssen, wie schwer Reiche und Arme sich gerade an diesem Haupttheile versündigen. — Musste sie selber die Erfahrung machen, dass dieser oder jener sich ihres herzlichsten Wohlwollens unwürdig erwiesen, wohl gar boshaft gespottet hatte, dann lag es oft lange wie Regenwetterstimmung auf ihrem glücklichen Gesicht, und erst der Anblick ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Schwester konnte es wieder erheitern.

Der Kornbodenverwalter trug sich nicht bäuerisch, sondern herrisch wie der Gutsinspector, und da er ein stattlicher Mann war und vornehme Manieren hatte, so war auch Jungfer Riekchen nicht wenig stolz auf ihren stolzen Schwager, und sie konnte ihm oft lange nachsehen. — Hu, was waren das alles für Tölpel im Dorfe! Der dort besonders in seinem groben blauen Kittel und seinen krachenden Nagelschuhen, der sich einbildete, sie würde mit ihm zum Pfingstbiere gehen! — —

Geradeso einen stattlichen Mann müsse sie auch einmal haben, hatte die Schwester gesagt, ja, geradeso einen stattlichen, lieben, guten . . .

Es war, wie es schien, ein glückseliges Leben auf dem Posthofe.

Lachende Tauben saßen auf dem Dache, breite, behäbige Gänse, prächtige Hühner aller Art, darunter sogar ein stolzer Pfau mit glänzendem Rade, belebten den Hof, schnatternde Enten schwammen im Teiche, braune und bunte Kühe brummten aus den Ställen, Bienen schwärmten in den blühenden Gärten, — und Keller und Kammer bargen einen schier unermesslichen Reichthum an Eiern und Obst, an Milch und Honig.

Allmählich begannen die Leute im Dorfe jedoch ein gar auffälliges Geschwätz: Das Glück wäre wie ein bunter Ball, der vom Himmel fiele, aber auf der Erde meistens in Teufels Klauen geriethe! Wo die Edelherzigkeit wäre, da risse er's weg, und wo's die größte Falschheit gäbe in der Welt, da würfe er's hin. Andere wieder verglichen das Glück dem rothbäckigen Apfel am Baum: Der liebe Gott ließe ihn werden und wachsen, wenn man sich aber daran erlaben wollte, so hätte der Teufel einen ekligen Wurm hineingelegt.

Wenn jemand diese Reden nicht gleich zu deuten wusste, so sagte man ihm nur, er solle hingehen und die Äpfel auf dem Posthofe einmal probieren, — dann konnte man's ihm sofort am ganzen Gesicht und an allen Geberden ansehen, dass ihm ein Licht aufgegangen war.

„Ja, ja, was sagt ihr zu der Posthöfer'schen, der seelensguten Frau?" lautete bald immer nur die Frage, wenn die Frauen am Brunnen zusammenkamen, und über dem Meinungsaustausche, der darauf allemal anhob, wurde gar manches Mittagsmahl und manches Abendbrot verzögert.

Sonst so frisch und froh einherschreitend, dass jeder Tritt von Fröhlichkeit klang, gienge sie jetzt so bedachtsam leise wie auf Sammt und Seide; ja, es schiene, als ob sie niemand mehr sähe, der ihr begegnete.

Und hätte sie sonst für jedermann, der in ihr Haus kam, oder ihr unterwegs begegnete, einen freundlichen Blick, ein herzliches Wort, eine offene Hand gehabt, so verhielte sie sich jetzt allen und jedem gegenüber völlig theilnahmslos; selbst ihre eigenen Kinderchen schienen ihr fremd geworden zu sein. Sonst eine so freudige Kirchgängerin, wäre man ihrer jetzt schon seit vielen Sonntagen in der Kirche nicht mehr ansichtig geworden.

Diese und jene Frau erzählte auch, wie sie die so merkwürdig verwandelte Posthöfer'sche unterwegs getroffen und mit herzlichem Wort festzuhalten gesucht hätte; da wäre sie förmlich zusammengeschreckt, ihre Augen wären groß und starr erschienen, und ihr Gesicht hätte einen geradezu geisterhaften Ausdruck gehabt. Und mit einer seltsam hastigen und heftigen Bewegung, als wollte sie etwas Zuwideres, Hässliches abschütteln, wäre sie davon gegangen.

Was wohl dies Zuwidere, Hässliche sein könnte? für das gute, treue Weib, das in der Welt nur Schönes und Gutes gesehen, empfunden

und gethan hatte! ... Der Brunnen rauschte, das Wasser floss über den Rand des Eimers. Da streckten die Frauen die Köpfe zusammen und flüsterten Ohr an Ohr. Sie glaubten es längst bemerkt und gewusst zu haben ... Ungefähr, wenn die Äpfel reif sein würden ...

Und eines Morgens gieng ein jähes Entsetzen durchs Dorf. Die Frauen ließen ihre Arbeit liegen und stehen, liefen nach dem Brunnen, schlugen die Hände zusammen, schüttelten die Köpfe und sahen mit bleichem Entsetzen nach dem Posthofe hinüber. Und wenn der von den Kornfeldern herstiebende Wind gegen ihre Röcke fuhr, sahen sie sich hastig um, als spürten sie den Teufel an den Beinen.

Es war auch eine grauenvolle Neuigkeit. Den ganzen Tag standen heftig gesticulierende Leute um den Posthof herum, das furchtbare Ereignis näher zu ergründen und die Meinungen darüber auszutauschen.

Früh im Morgengrauen — man erwartete einen herrlichen Heutag — war der Knecht auf den Futterboden gestiegen, um Häcksel zu schneiden, — aber mit einem markdurchdringenden Schrei wieder herunter gekommen.

„Herr, unsere Frau, unsere arme Frau!" Und hastig eine Sichel ergreifend, war er wie ein Sturmwind wieder hinauf gestoben.

Der Schrei hatte das ganze Haus alarmiert. Der Kornbodenverwalter, der gerade geträumt hatte, dass ihm ein dickes, schweres Fuder Rauhzeug auf die Brust gefallen wäre, sprang mit einem grellen Laut aus dem Bette, Jungfer Riekchen schnellte aus der Kammer, dass die schwarzen Lockenringel wie wüthende Schlangen um ihren Kopf züngelten, die Kinder erhoben ein jämmerliches Geschrei nach der Mutter, und Gesinde und Taglöhnerschaft lief wie besessen durcheinander.

In zornigem Schelten erreichte der Bauer den Boden; — da war ihm auf einmal die Zunge gelähmt; da stand er auf einmal wie vom Schlage getroffen.

Unter dem Balken zitterte das Ende eines Strickes; — das andere Ende löste der Knecht eben vom Halse der auf dem Häcksel liegenden Frau und warf es dem Herrn mit einer grimmigen Geberde vor die Füße: „Sie ist schon kalt und krumm!" sagte er.

Die schwarzlockige Schwester, welche auf der Mitte der Treppe stehen geblieben war, schlug sich mit der Schürze vors Gesicht und lief winselnd in ihre Kammer zurück.

Der Bauer stand immer noch regungslos auf einem Fleck. Das Gesinde aber drängte sich dicht um die todte Herrin herum und schluchzte einmüthig: „Ach, wenn sie nicht so gut gewesen wäre!"

Drei Tage darauf war in der Ecke des Kirchhofes, mitten zwischen hohen Brennesseln, ein frischer Hügel.

Keine Glocke hatte geläutet, kein Prediger gepredigt.

* *
*

Knapp drei Monde später läutete ganz unversehens die Hochzeitsglocke; aber Hochzeitsbitter waren nirgends gesehen worden.

Der Kornbodenverwalter führte die schwarzlockige Schwester seiner todten Frau zur Kirche.

Ein aschgraues Gewitter hielt gerade über dem Dorfe, und es schien, als hätte der Donner noch im letzten Augenblicke das ungewünschte Hochzeitsbitteramt übernommen und gar Haus für Haus zur Schau geladen, denn plötzlich war der Kirchweg umdrängt von hohnlachenden Gaffern, der Kirchweg selbst aber — ohne dass jemand sagen konnte, von wem? — dicht bestreut mit Häckerling,[1]) dem dörflichen Sinnbild für bräutliche Schande. In koboldartigem Mitleid aber erhob sich der Gewitterwind, stieß zwischen die höhnenden Reihen der Gaffer und ließ das Hochzeitspaar wandeln in einer Wolke, wirbelnd von Staub und Häckerling; in jäh wechselnder Laune, dann schnellte der brausende Unhold an der Kirche empor nach den Schallöchern, erfasste die Glockenklänge, zerzauste und zerriss sie in Fetzen und trug die zerrissenen Klänge hierhin und dorthin durch die Luft, so dass auf Erden bald nichts mehr als ein klägliches Gewimmer vernommen wurde, das bald hierher, bald dorther aus den Lüften zu kommen schien.

Zornfunkelnden Auges klopfte sich die Braut in der Kirchenthür die kleinen Stoppeln des Häcksels vom Kleide; der Zorn wandelte sich aber in jähen Schrecken, als sie danach auch ihr zerzaustes Haar zurechtzupfen wollte. Sie hatte einen halben Kranz getragen, wie ihn die Strenge und Milde verbindende Ortssitte gefallenen Bräuten noch zuzugestehen pflegt; — doch der halbe Kranz war verschwunden, und in den schwarzen Locken hiengen wie traurige Überbleibsel eines verdorrten und verdorbenen Kranzes die kleinen Stoppeln des Häckerlings.

Das Gewitter am Himmel, das sich doch sonst um sündige Bräute nicht kümmert, war diesmal gekommen, um Berufung einzulegen gegen die nachsichtige Milde der Sitte, es hatte das allerstrengste Urtheil erwirkt und seinen jähen Wirbelsturm sogleich zur Vollstreckung mitgebracht.

Die Leute im Dorfe verstanden die mächtige Donnerstimme und nickten schaudernd dazu; einige aber wunderten sich, dass nicht auch der Blitz an der Vollstreckung theilgenommen und das Brautpaar in den Staub und Häckerling todt hingestreckt hatte. —

* * *

Bestände das Glück in Glanz und Genuss, so hätten die Leute recht: Das Glück ist ein Ding der Welt, das sich nach Verdienst bemisst, das

[1]) Während diese Erzählung auf dem Hannover'schen Volksthum fußt, erzählt Pfarrer Dr. Gebhardt in seinem vortrefflichen Werk „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Gotha, Schloeßmann 1895) auch aus Thüringen, dass er als Knabe an einem Hochzeitstage den langen Weg vom Brauthause nach der Kirche mit Häckerling bestreut sah, dass die Sitte jetzt aber völlig abgekommen sei.

sogar gestohlen werden kann; so hätten auch jene recht, welche sagen, das Glück ist ein Fangball des Teufels und darum: „Je schlechter das Stück, desto größer das Glück!“

Aber wahres Glück fällt nicht aus Teufels Klauen, wahres Glück gewinnen wir nicht durch Raub; wahres Glück quillt wie Morgenfrische aus der Tiefe des schuldlosen Herzens, springt als Himmelsfunke aus der Kraft der Entsagung, baut sich wie ein rebenumranktes Häuslein auf dem Frieden des Gewissens, heiß errungen im Kampfe wider die gierige Sünde.

Sonst hätte sich ja auch auf dem Posthofe das Glück nicht gewendet. Zur Erntezeit fuhren keine Wagen so schwer wie die seinen, und schier ohne gleichen war die Fülle der Früchte in Garten und Feld.

Auch das Kind der Sünde wuchs, wie die Leute mit andeutungsvollen Gesten sich äußerten, zu einem „netten Früchtchen“ heran, es war kräftig und gesund, während dagegen die älteren beiden Kinder nur kümmerlich gediehen, als fehlte es ihnen am himmlischen Sonnenlicht, das durch das Mutterherz strahlt.

Ach, und es fehlte ihnen ganz und gar!

Die schwarzlockige Frau hatte sich nach ihrer Häckerlingshochzeit völlig verstockt und vertrotzt. Wenn die Donnerstimme des Himmels wieder und wieder daher fuhr, dass die Mütter im Dorf erschrocken das Gesangsbuch aufschlugen, warf die neue Posthöfer'sche trotzig die Lippen auf und suchte nun erst recht was Schlimmes zu thun. Sie hob ihr Knäblein, ihr Sündenkind, gegen den Blitz, herzte es ganz unmäßig, ließ es auf ihrem Arme hüpfen und tanzen und trällerte die lustigsten Weisen. Kamen ihr aber dabei die erbarmungswürdigen Kinder ihrer Schwester in den Wurf, — hastig nahm sie dann — während ihre Augenkohlen noch heftiger sprühten, den Knaben in den linken Arm, um mit der freien Rechten den Schwesterkindern Stöße und Schläge zu versetzen, oder ihnen das Haar auszuraufen; konnte sie doch die Ärmsten nicht vor Augen sehen! Sie mochten gehen und stehen, wo sie wollten, thun und lassen, was sie wollten, immer und überall waren sie der neuen Mutter im Wege, immer und überall waren sie ihr ein Anlass zum Entsetzen und Spectakel. Sie durften nicht lachen und nicht singen, nicht spielen und nicht springen; sie mussten die schwerste und unnützeste Arbeit verrichten, dabei aber hungern und dursten wie Hütehunde im Stoppelfelde! Nicht einmal eine Pflaume, keine Birne, keinen Apfel durften sie im Garten pflücken oder vom Grase aufnehmen; wohingegen es dem jungen Brüderchen, wie der drastische Volksausdruck im Dorfe lautete, — „zu allen Löchern hineingestopft“ wurde.

Die junge Posthöferin schien in den Qualen und Leiden der armen Schwesterkinder eine ordentliche Genugthuung zu finden.

So schwoll ihre Sünde zu einem furchtbaren Ocean, über den kein Schifflein mehr hinüber kommen konnte, auf dem auch das stärkste Fahrzeug rettungslos versinken musste.

Der Kornbodenverwalter sah und hörte nichts; denn er fieng mit einemmale allerlei Handelsgeschäfte an, war des Tags fast nie zu Hause und musste des Abends nicht selten erst aus dem Kruge heimgeholt werden.

Aber das Volksgewissen wachte, — und zur Mitternacht soll oft eine wunderbare weiße Gestalt vom Kirchhofe hinüber zum Posthofe geglitten sein und die vor Hunger und Jammer bitterlich weinenden Kinder gespeist und getröstet haben. Und die wunderbare weiße Gestalt hätte die Kinder nach sich gezogen. Sie starben bald dahin.

Nach dem Tode seiner beiden Kinder schien der Kornbodenverwalter noch mehr Durst bekommen zu haben und auch ganz „tiefdenkerisch" geworden zu sein, wie die Leute sagten; denn er pflegte nun stundenlang in „einem hin" auf der Bank im Kruge zu sitzen, mit immer mehr sich verglasenden Augen auf den Tisch zu starren und den Mund nur aufzuthun, um aus dem vor ihm stehenden Wasserglase den brennenden Brantwein zu schlürfen. Er trank nur noch aus dem Wasserglase, denn das „Stutzglas", das sonst beim Brantweintrinken dient, war ihm bald zu winzig geworden.

Jahre waren vergangen, und da der Kornbodenverwalter eines Tages schwankend auf dem Heuwagen stand, spielte ihm der Sohn, der die Pferde führte, mit boshaftem Lachen einen Schabernack, indem er jählings die Pferde anrücken ließ.

„Sündenbrut!" lallte der Bauer noch und fiel rücklings über den Wagen hinab zur Erde.

Er hatte sich das Genick gebrochen.

Gleichmüthig fuhr der Sohn seinen todten Vater nach Hause.

Und die schwarzlockige Frau — schwarzlockig war sie immer noch — die einst um einen „stattlichen, lieben, guten Mann" Treue und Glauben zu Schanden gemacht hatte, tröstete sich alsbald damit, dass der „alte Kerl" ihrem Kinde nun doch nichts mehr „verthun" könnte.

Eine Weile regierten Mutter und Sohn gemeinsam; da aber der Sohn eine glänzende Partie machen konnte, gab sie ungeachtet seiner achtzehn Jahre das Regiment ganz an ihn ab.

Es wurde natürlich eine großartige Hochzeit ausgerichtet.

Im Hochzeitstrubel aber hatte sich die schwarzlockige Mutter wohl zu sehr übernommen. Sie erkrankte plötzlich und musste zu Bett gebracht werden, noch ehe sie den feinen, weißen Hochzeitskuchen hatte probieren können.

Es klingt wie Sage, aber es ist nackte, nüchterne, grauenvollste Wirklichkeit, gesehen mit unseren eigenen Augen.

Da liegt sie nun seit zwei Jahren, gebettet auf schmutzigem Lager, im dürftigsten Kämmerchen des stattlichen Hauses. Von Gott und Menschen verlassen. Die Schwiegertochter ist ein herzloses Geschöpf und hat, wie die Kranke immerfort jammert, auch ihren Sohn verdorben. Die Krankheit

ist ihm langweilig geworden; er kommt nur höchstens jeden dritten Tag einmal an die Thür, um zu sehen, ob — „die Alte immer noch lebt“.

Und sie lebt noch immer; aber die Locken sind grau geworden wie bleichende Knochen und hängen wirr herunter.

Sie jammert ununterbrochen Tag und Nacht.

Es ist eine furchtbare Krankheit, die nimmer zu heilen sein soll. Sie jammert nämlich fortwährend über Hunger, und die Leute sagen daher: Sie hätte den „fressenden Wolf“. Ein Arzt kommt längst nicht mehr. Es wird auch keiner geholt. Es wäre auch keiner nöthig, hat eine Magd vom Posthofe neulich auf eine neugierige Frage am Brunnen gemeint, denn für den Hunger könnte man auch ohne Arzt etwas thun. Man sollte der Alten nur satt zu essen geben, dann würde sie schon stille werden, aber sie kriegte nur alle Tage so viel, wie ein — Kanarienvogel. Einmal zur Nacht, als sie gar zu jämmerlich geschrien hätte, so erzählte die Magd noch, wäre sie aus dem Bett gesprungen und hätte der Alten heimlicherweise etwas Brot und Speck hineingetragen; — zum Unglück aber wäre der junge Herr aufgewacht nnd daraufgekommen, er hätte ihr Brot und Speck aus der Hand geschlagen, furchtbar geflucht und der jammernden Mutter im Bette zugerufen: „Willst du alter . . . . denn immer . . . .“

Da wäre die Alte im Bette ganz strack und starr geworden, und es hätte einen Schrei gegeben, den sie ewig nicht vergessen könnte, und seitdem ächzte die Unglückselige Tag und Nacht: „Sündenkind . . . . Sündenkind!“ . . . . .

„Das Land.“

Mir war im Traum, die Mutter sei verschieden.

Aus bangem Schlafe bin ich aufgewacht,
Mir war im Traum, die Mutter sei verschieden.
Die Uhr schlug eben eins nach Mitternacht,
Und draußen waltete der Mondnacht Frieden.

Wie war mir doch! Im Mondlicht, mild und klar,
Gieng leise ich zur Thür der Nebenkammer —
Die Mutter schlief darin. – Gott, wenn es wahr! –
Laut schlug das Herz mir, fühlbar wie ein Hammer.

Ich machte leise auf, trat leise ein,
Schritt sachte hin zum Bett, in dem sie ruhte,
Und lauschte still. — Gott Lob und Dank, o nein!
Sie schlief nur sanft, die Treue, Liebe, Gute.

Ich sah ihr liebes Antlitz lange an,
Fast heilig schien's im Mondenlicht, dem reinen.
Die Qual des Traumes brach sich endlich Bahn:
Ich wollte nicht, und doch ich musste weinen.

Still, wie ich hergekommen, gieng ich dann,
Ich störte nicht der Guten sanften Schlummer.
— Auf meinem Lager forscht' ich, ob und wann
Ich ihr bereitet habe Gram und Kummer.

Wohl fand ich nichts, das mich bereuen hieß,
Doch die Erkenntnis ist mir doch geblieben:
Mein Mütterlein, das mich noch nicht verließ,
Ich muss es tiefer noch und treuer lieben.

Franz Floth.[1])

[1]) Franz Floth, Oberlehrer in Haselbach, Böhmen, ist vor kurzem besonders für seine im „Heimgarten“ veröffentlichten Poesien von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Kunst in Böhmen mit einem Ehrenpreis von 600 Kronen ausgezeichnet worden. Die Red.

Kleine Laube.

Was bedeutet die Kornblume?

Sie war die Lieblingsblume der Königin Louise, die unter den Franzoseneinfällen so schwer gelitten. Dann hat ihr Sohn Wilhelm der Erste die Kornblume erwählt und dabei wohl kaum geahnt, dass diese liebliche blaue Blume das Sinnbild seines weltgeschichtlichen Werkes werden sollte. Welch ein deutscher Fürst immer das Reich zur Einheit geführt haben würde, diese, und gerade diese Blume hätte sein Symbol werden müssen. Weiß wohl auch Jeder, der die Kornblume im Knopfloch trägt, wie sie gestaltet ist? Ein Kranz von vielen Sonderkrönlein vereinigt sich zu einer Krone! So wie Wilhelm die deutschen Fürsten vereinigt hat zum Kaiserreiche. Die Kornblume ist also das Zeichen der politischen Einheit Deutschlands, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Daran denken bei dieser Blume gehobenen Herzens die Deutschen aller Länder. Jeder Deutsche, er mag leben, wo immer in der weiten Welt, hat Ursache, sich an der Einheit Deutschlands zu freuen. Er mag in Osten oder Westen, oder Süden sein Vater- oder Mutterland gefunden haben, er mag treu seinem Fürsten ergeben sein, und dem Lande, das ihn nährt und das er schützt — seine Urheimat ist und bleibt Deutschland, seine Blutsverwandten sind das deutsche Volk; die deutsche Cultur ist die seine, in der deutschen Sprache denkt sein Geist, lebt seine Seele, die deutsche Sprache vermittelt ihm Wissenschaft und Kunst, und alles, was das Leben adelt, an den deutschen Dichtern hängt sein Herz. Die Bande, die den Menschen an seine Nation knüpfen, sind gewaltig über alle maßen. In ruhigen Zeiten, wenn er im unbestrittenen Genuss der Güter seines Volkes dahin lebt, merkt er's nicht so, ja kann zeitweilig sogar thöricht genug sein, dem eigenen Stamme Widerpart zu leisten; aber wenn er plötzlich Gefahr läuft, diese Güter zu verlieren, von seiner Nation geistig getrennt zu werden — dann bäumt sich in ihm eine Kraft empor, die ihn selber überrascht: das zu größten Opfern entschlossene Bewusstsein, wie sehr er sein Volk liebt.

Der Deutsche außerhalb Deutschlands verzichtet ja willig auf die Vortheile der politischen Einheit des Reiches, aber er freut sich derselben, er ist stolz auf sie, er bekennt sich, nicht als Bürger des Deutschen Reiches, sondern als Angehöriger der Deutschen Nation, als Mitgenießer ihres Geisteslebens — und um das hochgemuth auszudrücken, steckt er sich an die Brust — die Kornblume.

Eine Jugend, die auf den Schulen von der deutschen Sprache Wissen und Gesittung überkommt, hat wohl sicherlich das Recht, durch die Blume ihr gelegentlich eine kleine Huldigung zu bringen. Glücklich jeder Staat, in dessen jungen Leuten sich noch die Treue offenbart. Ein Mensch, der seines Volkes vergisst, kann gelegentlich auch — seines Fürsten vergessen. R.

Der große Schweizer Bauerndichter.

Im Jahre 1837 erschien zu Burgdorf in der Schweiz ein neues Buch unter dem Titel: „Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben.“ Es war die Geschichte eines Kleinbauernsohnes, der bei der Niedertracht der Leute ringsum sich bettelhaft fortbringt, von der Gemeinde bald an diesen, bald an jenen Hof als Knecht vergeben wird, und der, von allen ausgebeutet, missachtet, in Gefahr ist, zu verderben. Dann kommt er nach Frankreich zum Militär, wo er einen höheren Lebensstandpunkt gewinnt, und kehrt wieder in die Schweiz zurück, wo er in den Wirtshäusern Vernunft und Sitte predigend schlecht und recht bis an sein seliges Ende verharrt. Auffallend in dieser Erzählung war ein großer, rücksichtsloser Realismus, ähnlich, wie er später an Zola so sehr empört hat. Außer der Liebesgeschichte des Helden mit seinem Aneli, die voll berückender Innigkeit ist, werden die Bauersleute zumeist als sehr unsympathisch, eigennützig, roh, hinterlistig, dumm und boshaft geschildert. Aber mit einem großartigen Darstellungsvermögen, mit einer Plastik und gesunden Bildlichkeit der Sprache, wie sie dazumal außer bei Shakespeare nicht erhört war.

Der Verfasser war ein schweizerischer Landpfarrer namens Albert Bitzius, der seinen Helden Jeremias Gotthelf erfunden hatte, um an ihm herum die Schwächen und Fehler seiner Landsleute ans Tageslicht zu stellen. Diesen Jeremias Gotthelf hat Bitzius dann später als Pseudonym beibehalten, besonders angewendet gleich in seiner Polemik mit der Kritik. Gegen diese trat er schneidig auf. Denn die Kritik warf dem neuen Volksschriftsteller allerhand Ungutes vor. Es sei nicht wahr, dass die Bauern so schlecht wären, wie sie im „Bauernspiegel“ geschildert würden. Es sei eine Schmach, wie er das heimische Volk vor aller Welt zu schanden stelle, es fast zum Vieh herabwürdige. Wie er z. B. ihre Kiltgänge (nächtliche Besuche bei Mädchen, unser steirisches „Fensterln“) sinnlich schildere, ohne Spur von Entrüstung, wie er religiöse Sitten profaniere, wie er den Helden in den Wirtshäusern Vernunft predigen lasse, anstatt Religion u. s. w. Es ist, als ob man die pharisäischen Geiferer von heute hörte. Aber der Verfasser wusste sich scharf zu vertheidigen. Er gestand, dass er mit aller Absicht dem Volk einen Spiegel verhalten wollte, in welchem es seine Abscheulichkeiten und Niederträchtigkeiten einmal recht deutlich erblicken könne. Ob sein Buch künstlerisch befriedige oder nicht, das sei ihm Nebensache, er wolle vor allem durch die Aufweckung von Selbsterkenntnis sittlich wirken. Dass die im Buch geschilderten Leute nicht gut ausgiengen, habe seinen besonderen Grund. Wenn im Buche die Besserung vorkomme, so bleibe sie im Leser aus. Er werde übrigens schon Gelegenheit finden, auch die Vorzüge der Schweizer Bauern darzustellen, wenn's an der Zeit sei. Und das hat Bitzius auch treulich gethan in manchem seiner späteren Schriften. Dem „Bauernspiegel“ folgen in raschem Nacheinander die Werke: „Die Wassernoth im Emmenthal“, „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, „Fünf Mädchen“, „Dursli der Brantweinsäufer“, „Die Armennoth“, „Uli der Knecht“, „Uli der Pächter“, „Ein Sylvestertraum“, „Anne Bäbi Jowäger“, „Käthi die Großmutter“ und andere. In diesen Werken hat der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius unter dem angenommenen Namen des Helden seines ersten Buches „Jeremias

Gotthelf" den Schweizern, ja dem gesammten deutschen Volke einen ethischen und literarischen Schatz hinterlassen, der die späteren Dorfgeschichtenerzähler, Berthold Auerbach und Gottfried Keller nicht ausgenommen, stark verdunkelt. Der meist von Muckern verlästerte Schriftsteller hat besonders für die Entwickelung schweizerischer Zustände eine große Bedeutung erlangt. Vor kurzem ist Bitzius' hundertjähriger Geburtstag allerwärts begangen worden und bei dieser Gelegenheit werden seine Erzählungen wieder hervorgeholt. Dieselben sind trotz der sechzig Jahre neuer Zeit nicht veraltet.

Die Verlagsbuchhandlung Schmid und Franke in Bern hat eine neue Ausgabe der Schriften Jeremias Gotthelfs veranstaltet, und zwar im Urtexte, genau nach der Schreibung respective späteren Correctur des Verfassers und mit allen mundartlichen Einzelheiten, die in anderen für Deutschland berechneten Ausgaben vielfach verwischt worden waren. Außerdem ist diese Ausgabe, die in Heften erscheint, mit Erläuterungen versehen und mit literarhistorischen Beilagen, die sich auf den Verfasser und seine Schriften beziehen, ausgestattet. Jeder Freund des großen Schweizerdichters wird das Unternehmen auf des Wärmste begrüßen. M.

Der blinde Berg.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Vom Grazer Schlossberge aus sieht man im Süden, dort wo das weite Grazfeld zu Ende geht, einen blauen, langgestreckten Berg. Er steht mit seinem hohen Rücken und seinem scharfen Abfall im Osten so vorgeschoben in die Ebene und das Hügelland, dass von ihm eine ganz besondere Aussicht über die mittlere Steiermark erwartet werden muss. Man wird von diesem Hochrücken aus über das paradiesische Hügelgelände der Steiermark hin fern die kroatischen Berge, die Kärntner Grenzalpen, den Murthaler Alpenzug sehen und vielleicht gar im Nordosten bis zum Wechsel vordringen. Man wird zahllose Ortschaften und Flüsse erblicken, allen voran die scheinbar am Fuße des Schöckels sich breit hinlagernde Hauptstadt an dem Murbande. Ich sah gleichsam hin, wie man von dort aus hersehen werde und entschloss mich eines Tages, den Berg zu besuchen. In der Ferne nennt man ihn den Wildonerberg, weil er knapp hinter Wildon aufsteigt, in der Nähe den Buchkogel, weil er mit dem grünen Mantel des Buchenwaldes über und über bedeckt ist. Irgendwo wird dieser Mantel doch ein Loch haben, durch das man in die Welt lugen kann, und noch im Wildoner Wirtshause versicherte mich eine junge Maid der sehr schönen Aussicht auf dem Berge. Man munkelte sogar von einer Aussichtswarte. Eine Markierung finde sich auch, nur erst weiter oben. An der Abzweigung von der Reichsstraße belehrte mich ein um den Weg befragtes Bäuerlein: „Do auffi, obn umi, nachher durch'n Wold übri, ollaweil hisch bergon und obn gschreams hinteri." Mit solchen Wissenschaften ausgerüstet — denn bergan!

Nach einer Stunde konnte ich spielend oben sein, denn das Ding hat nur 550 Meter Seehöhe, vom Wildoner Bahnhofe aus etwa 250 Meter zu steigen. Wo über den Thalsattel her, der den Wildoner Schlossberg mit dem Buchkogel verbindet, der Weg in den steileren Bergwald einmündet, fand ich die Markierung sehr fleißig ausgeführt, auf Baumstämmen weißroth, dann wieder einmal weiß, dann wieder einmal roth. Durch die grüne Nacht des Buchenwaldes kam ich auf die Kuppe, da gab's aber kein Loch im Mantel und keine Aussichtswarte, und die Wegmarkierung führte an der anderen Seite thalab. Nun, so wird's eine zweite Kuppe sein. Aber jetzt wurde die Sache unklar. Ich konnte nicht sagen, dass

der Weg verloren war, ich hatte sogar deren viel gefunden. Waldwege von allen Seiten her, nach allen Seiten hin, sich kreuzend, verwirrend und im Holz wieder verlierend. Vorhin am einzigen Weg hatte jeder fünfte Baum eine Wegmarke, an den Kreuzungen und Wegscheiden gab es natürlich keine. Der Markenmaler wollte offenbar die übrigen Wege nicht beleidigen, indem er den einen auszeichnete, und so ließ er gleiches Recht für alle gelten. Der Tourist wird's schon treffen, und kommt er da nicht hin, wird er wohl wo anders hinkommen. Diese Methode der Wegmarkierungen findet man auch in anderen Gegenden unseres schönen Landes. Das sind die Steirer, den Fremdenverkehr möchten sie im Lande haben, aber ungeschickt sind sie, thun wollen sie nichts dafür, und das „Leilassen" ist nicht hinter der Koralpe drüben allein daheim.

Ich gieng auf meinem Wege fort, so lange, bis er ein Ende nahm. Dann strich ich ziellos hin, fand wieder andere Wege, bisweilen auch einen markierten, der hernach aber den Höhen auswich, oder sich sachte um die Kuppen schlang, bis auf einmal die Farbenklexe wieder verschwunden waren.

Nach ein paar Stunden solcher Irrgänge hatte ich auch die Himmelsrichtung verloren, was mir auf Partien bisher in meinem Leben nicht passiert war. Der dichte Buchen- und Jungfichtenwald hatte nicht ein einziges Äuglein, durch das man hätte die Gegend suchen können, er war blind wie ein junger Hund. Es begegnete mir kein Holzer, kein Kohlenbrenner, kein Jäger, kein Halter, kein Räuber, ich sah kein Wild, hörte keinen Vogel, fand kein Wasser. Es war alles todt, es war wie der verwunschene Wald im Märchen. Man hört von Irrwurzen. Wenn man auf eine solche tritt, so kreist man im Walde wie in einem Zauberbann, und kann nicht hinaus. Was können die Wildoner Gegendverschönerer dafür, wenn der Mensch auf eine Irrwurzen steigt, oder sonst patschig ist! Wie viel Kuppen hatte ich nun schon bestiegen, wie viele schon umgangen, und es wollte sich nirgends lichten. Im Gegentheil, es begann zu dunkeln. Drei Stunden lang war ich schon herumgelaufen, wollte nun auch gar nicht mehr hinauf, wollte nur noch hinab. Aber siehe, alle Wege, die früher, als ich bergan strebte, die Tendenz zeigten, thalab zu gehen, trachteten jetzt anwärts oder zogen sich wagerecht hin. Mir war die indifferente Trägheit dieser Waldwege längst zu dumm geworden, ich gieng nicht, ich lief und bin schon lange nicht mehr so flink gelaufen. als in diesen verlorenen Abendstunden. Endlich ließ ich Weg Weg sein und eilte schnurgerade durch Gestämme und Gestrüppe thalabwärts. Der Berg steht ja auf einer Ebene, und auf der Ebene gibt's Ortschaften, und da war doch wohl auch mein Wildon mit dem Bahnhofe darunter. Als das Thal sich endlich lichtete, zeigte der letzte Tagesschimmer mir eine fremde Gegend, durchaus nicht meine Wildoner Seite, sondern das Leibnitzer Feld. Auch gut, nun weiß man wenigstens, wo aus mit der Welt! Unter dem freien Sternenhimmel fand ich mich besser zurecht, als übertags auf dem Buchkogel — dem blinden Berge.

Der mag seither noch so einladend heranblauen zum Grazer Schlossberg, er bringt mich nicht mehr auf seinen Buckel.

Unser Bettler.

Eines Abends saß unter den Zuschauern des Grazer Theaters am Stadtpark ein kunstsinniges Ehepaar und erbaute sich an dem „Verschwender" von Ferdinand Raimund. Besonderes Interesse erregte in diesem Paare der Bettler, der den reichen Verschwender Flottwell überall verfolgt, ihn unersättlich um Gaben anbettelt, um

die gesammelten Spenden später dem verarmten Verschwender zurückzugeben und diesen so mit seinem eigenen Almosen dem Verderben zu entreißen. Als der Bettelmann (von Director Gottinger dargestellt) so dasaß und vor dem spendenden Flottwell den Hut aufhielt mit den Worten: „Gib mehr, viel mehr!“ Da blickte sich das Ehepaar an, und wie Frauen schon immer und bei allem an die Kinder denken, so fiel der Frau jetzt plötzlich ein, man könnte den Sparbüchsen für Kinder die Gestalt dieses Bettlers geben. Wie läppisch ist die für solche Sparbüchsen häufig beliebte Form des Schweines! Wie sinnig hingegen wäre dieser Bettler, der den Hut aufhält nach einem Almosen, um dasselbe später als Sparpfennig dem Spender wieder zurückzugeben. Die Idee gieng den Leutchen nicht mehr aus dem Kopfe, bis dieselbe — verwirklicht war. Auf ihre Anregung modellierte der Musealdirector Karl Lacher die Gestalt des Bettlers, wie er damals auf der Bühne saß, als Sparbüchse, die dann zu Wien in Metall gegossen worden ist. Diese Sparbüchse der Frau Luise Valentin (so heißt die Finderin der Idee) ist im Handel zu haben.

Ich weise darum auf die Neuheit hin, weil es von hoher Wichtigkeit ist, den Sparsinn schon bei Kindern anzuregen. Der Sparsinn ist nicht bloß die Quelle der Wohlhabenheit, nicht bloß ein Lösungsfactor der socialen Frage, er geht auch Hand in Hand mit Tugenden, die den menschlichen Charakter stärken und veredeln. — Diese kleine Sparbüchse für Heller trägt zwar keine Zinsen, doch wer lernt, die Heller zu sparen, der wird bald größere Beträge in die Zinsen gebende Sparcasse zu tragen haben. Vernünftiges Sparen ist eine gute Zucht unseres Willens. Und Ersparnis macht den Menschen frei und schützt ihn vor manchem Fehl, darum halte ich Sparsamkeit für die Sittlichkeit nicht weniger wichtig, als für die Wirtschaft.

Frau Valentin hat die neue Sparbüchse „Unser Bettler“ genannt. Dieselbe ist ein kleines Kunstwerk für sich und gibt einen gefälligen Schmuck für die Kinderstube. Und manchmal, wenn ein Genuss winkt, eine leichtsinnige Ausgabe lockt, steht ernst die Gestalt des Bettlers da, mahnend: Gedenke deiner Zukunft! Bittend: Gib mir, damit ich dir wiedergebe.

R.

Bücher.

Studien zur Dramaturgie der Gegenwart von Hans Sittenberger. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Österreich. (München. F. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Der Mann, der hier unter dem Namen „Hans Sittenberger“ von Wien her auftritt, ist literarisch noch dunkel, wird aber bald licht werden. Die Maske im Gesicht, tritt er majestätisch mit einer furchtbaren Fackel auf. Jetzt endlich werden die Wichtlinge des Dramas einmal erbarmungslos beleuchtet. Der erste Band „Das dramatische Schaffen in Österreich“ enthält viel Richtiges und Treffendes, besonders dort, wo der Verfasser sich an schon feststehende Urtheile lehnen kann. Wo er seine eigene Weisheit vorspannt, da hat er recht häufig das Unglück, die Dinge, die er bespricht, gründlich misszuverstehen, oder zu missdeuten. Dann deutet er natürlich nie zum Besseren, immer nur zum Schlechteren. Vor allem fällt die ungleiche Behandlung der Autoren auf, z. B. Roseggers dramatischem Versuch: „Am Tage des Gerichts“ widmet er sechzehn vollgerüttelte Seiten, während Morres schulemachendem „Nullerl“ nur sechzehn kümmerliche Zeilen eingeräumt sind. Ersterer würde auf die eingehende Würdigung seines anspruchslosen Stückes willig verzichtet haben, während Sittenberger bei der Analyse des „Nullerl“ und der psychologischen Feinheiten dieses Werkes hätte zeigen können, ob er vom Volksthume etwas versteht.

Dieser Theaterkritiker scheint der Meinung zu sein, dass die dramatische Kunst das Leben zu erschöpfen vermag, er scheint nicht zu wissen,

dass es Gestalten des Lebens und Innerlichkeiten des Menschen gibt, die in einem regelrechten Drama nicht zum Ausdruck gelangen können, die durch andere Zweige der Dichtkunst zur ihrer Gestaltung kommen müssen. — Wenn einer nach einem vorwitzigen dramatischen Versuch erklärt, dass er weder Lust noch Beruf für die Bühne habe, bei der ja die Mache vorherrscht und wobei der Tagesgeschmack des Publicums knechtet, so hätte Sittenberger diese Meinung erst verstehen müssen, bevor er dieselbe dahin deutelt, als wäre sie eitel Anmaßung. Sind wir sicher, dass solche Unzukömmlichkeiten sich nicht auch bei Besprechung anderer wiederholen? Man vermisst bei diesem Manne, der eine Geschichte der Dramaturgie der Gegenwart schreiben will, im allgemeinen eine wirklich genussfähige Hingebung an die Kunst und jenes Wohlwollen für den ringenden Künstler, das gerade beim strengen Kritiker nöthig ist, wenn er gerecht sein will. Wo es nicht auf gesunde menschliche Empfindung und warme Kunstfreude ankommt, sondern auf Theorie, Mache, scharfes Denken und Zerlegen, da bietet Sittenbergers Buch glänzende Capitel. So die prächtigen Abschnitte über Hermann Bahr und andere Moderne, vor allem über Ludwig Anzengruber, den einzigen, der als Dramatiker die volle Würdigung findet. Das intime Wesen, die Volksseele, vermag der Autor auch bei diesem Dichter nicht zu erfassen.

Das kann wohl nur der naiv Genießende. Sittenberger ist Kunstkritiker, allerdings einer jener unnützen Sorte, die weder das Publicum zur Kunst führt, noch den Künstler anregt und ermuthigt. M.

Dichtungen aus dem Eismeer. „Isländische Dichter der Neuzeit“, bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig. VI und 528 Seiten.

Ein Steirer, der in trefflichen Übersetzungen und mit anziehenden biographischen Zugaben ein neu-isländisches Liederbuch herausgibt, ja im Vorbericht zu demselben klar und ausreichend die Landes-, Volks- und Inselweltsgeschichte des in das nordische Polarmeer verschlagenen deutschen Volksstammes abhandelt, ist gewiss eine ungewöhnliche Erscheinung. Aber sie darf uns nicht wundernehmen, denn der Autor dieses Werks, unser Landsmann J. C. Poestion, ist längst in der ganzen literarischen und gelehrten Welt des scandinavischen Nordens besser und glänzender beglaubigt als in seiner steirischen und österreichischen Heimat. Auch das darf uns nicht sonderlich wundernehmen; denn bei manchem unserer Tüchtigsten liegt der Wald auswärts, aus welchem endlich ihr Echoruf zu uns dringt.

Unser steirischer Isländer ist nicht durch Zufall oder aus vorübergehender Laune an die weltentlegene Polarinsel gerathen; er hatte sich geistig darauf sattsam umgesehen, eh' er an das Liederbuch gieng. Er hat diesem „isländische Märchen“, die rührende Erzählung „Jüngling und Mädchen“ und ein geographisch-topographisches Werk über die Insel vorausgehen lassen, darüber den Isländern selbst vor freudigem Erstaunen die Augen aufgegangen. „Island“ schlechtweg heißt dies Buch, dem selbst die dänische Regierung, die Herrin der fernen Insel, Autorität zuerkennt.

Und nun zum Liederbuch. Stattlich ist's, schwer wuchtet es, das Schwere daran ist sein Gehalt; denn die Darstellung lässt an sachlicher Würde und Lesbarkeit nichts zu wünschen übrig. Es sei dies Buch jenen Natiönchen zur Beherzigung empfohlen, die sich in Hemdärmeln kraft ihrer Ellbogen in die Cultur vorzudrängen suchen und ihre Reife durch eine rüpelhafte Jugendlichkeit bekunden wollen.

Bekannt ist, wie klein beisammen A. Grün die Literatur der Krainer Slovenen fand, bekannt auch, wie geringschätzig Miklosich sich über die geistigen Schätze der steirischen Wenden aussprach. Kürzlich erst hat der steirische Slavist Murko die ganze tschechische Renaissance und Romantik als von der deutschen Literatur abhängig nachgewiesen, und Mommsen schreibt an Jagic: „Diese nationalen Splitter und kleinen Nationen sind an der Culturwelt zur Rolle von stummen Personen verurtheilt, und umsomehr, je mehr sie sich capricieren, ihr Idiom festzuhalten.“

Wahrlich nur ein „Splitter“ vom großen deutschen Volke sind die Isländer, und doch weisen sie seit ihrer Besiedlung der von der nordischen Eiswelt bedrohten Insel durch ein Jahrtausend ein selbständiges Geistesleben auf und haben eine Literatur aus sich hervorgebracht, der wir die Edda, heroenhafte Sagas, eine üppige Rimurdichtung, Märchen, Romane und Erzählungen, und nicht zuletzt moderne Dichter verdanken, deren einige wert sind, in der Goethe'schen Weltliteratur Aufnahme zu finden. Es sind dies der Sänger von Passionsliedern Hallgrimur Pjetursson, der Pindar'sche Näniendichter Bjarni Thorarensen, der in Naturschilderungen gewaltige Jonas Hallgrimsson u. a. m.

Poestion verdeutscht diese isländischen Poeten so glücklich, dass sich deren Eigenart und Geisteshauch verspüren lässt.

Um das isländische Schriftthum reißen sich eifersüchtig die vornehmsten Bibliotheken. Das Inselvölkchen zählte nie viel über 80.000 Seelen, aber seine Literatur ist so alt als wichtig; sie gibt für die gesammte Germanistik den Rückhalt ab. Poestions Buch vermittelt uns nicht nur den isländischen Parnass, sondern unterrichtet auch, wie gesagt, in ausreichendem Maße im vorangestellten historischen Essay, über Natur, Geschichte, Cultur und Leben

auf dem einsamen Eiland. Das Werk hat in den Fachkreisen die beste Aufnahme gefunden und erfreut alle gebildeten Leser.

Hans Grasberger.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Erster Jahrgang 1897/98. (Bielefeld-Leipzig. Velhagen & Klasing.)

Dem „Heimgarten" fehlt es an Raum, Zeitschriften zur Anzeige und Besprechung zu bringen. In dem vorliegenden Falle aber, da ein Jahrgang des Unternehmens unter obigem Titel vollständig geworden ist, möchten wir den Leser doch auf den Wert und die besondere Bedeutung desselben aufmerksam machen, da es sich hier durchaus nicht um das handelt, was wir sonst unter den Begriff einer belletristischen Zeitschrift zu stellen gewohnt sind. Die „Zeitschrift für Bücherfreunde" enthält keine Novellen und Erzählungen, keine Gedichte, keine Schilderungen aus Natur und Leben, keine Reisebeschreibungen, sie umfasst das Gebiet des Buch- und Schriftwesens, und nur dieses. Aber in welch glänzender Mannigfaltigkeit erscheint dieses Gebiet vertreten und nicht nur der trockene Bibliothekar, sondern jedermann, welcher für das Bücherwesen aus alter und neuer Zeit Sinn und Interesse hat, wird diese prächtig ausgestatteten, mit glänzendem Bilderschmucke versehenen Hefte gern durchblättern und von manchem Aufsatze darin gefesselt sein. Die Zeitschrift, an deren Herstellung und Inhalt die geschmackvollen Verleger und der kenntnisreiche Herausgeber Fedor von Zobeltitz gleichen Antheil haben, wird aber Sinn und Interesse für geschmackvolles Bücherwesen selbst erwecken, sie stellt sich den ähnlichen periodischen Unternehmungen in Frankreich und England würdig zur Seite, ja übertrifft dieselben noch an Schönheit der Ausstattung und an Mannigfaltigkeit des gediegensten Inhaltes. Um einen Begriff hievon zu geben, braucht nur erwähnt zu werden, dass die besten Bibliothekare, Archivare, Künstler und Kenner des Bücherwesens als Mitarbeiter auftreten, und dass dieses scheinbar eng begrenzte Gebiet mit einer Abwechslung behandelt erscheint, welche die schönen Hefte für die weitesten Kreise der Gebildeten überaus anziehend erscheinen lassen. Man kann natürlich auf den ganzen textlichen Inhalt und die vielen glänzenden Illustrationen selbst in Kürze nicht aufmerksam machen, doch sei von Aufsätzen, welche in dem abgeschlossenen Jahrgang vorliegen, angeführt: „Künstlerische Frühdrucke der Lithographie" von J. Aufseesser, „Die erste Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" und ihr Verleger" von L. Geiger, „Die Schicksale der Bibliothek Boccaccios" von O. Hecker, „Über die älteren Wasserzeichen des Papiers" von F. Keinz, „Der künstlerische Bucheinband" von P. Kersten, „Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes in Paris und Brüssel" von Meier-Graefe, „Moderne Plakatkunst" von F. Poppenberg, „Moderne Buchausstellung" von F. v. Zobeltitz, „Napoleon und der Gothaer Almanach" von E. Fromm, „Friedrich der Große in der süddeutschen Flugschriften-Literatur" von C. Lory, „Eine Arndt-Bibliographie" von H. Meisner, „Die deutsche Bücherillustration des 18. Jahrhunderts" von G. Witkowski. Man ersieht aus dieser kurzen Angabe, auf wie verschiedenen Gebieten sich der Inhalt dieser vornehmen, der Hebung künstlerischen und literarischen Geschmacks gewidmeten Zeitschrift sich bewegt. Eine wichtige und wesentliche Beigabe aber ist zu diesen und anderen Artikeln die Illustration, welche zum Theil in Schwarzdruck, zum Theil in farbiger Wiedergabe erst die Anschaulichkeit des Besprochenen zutage fördert. Der reiche Bilderschmuck bietet Reproductionen kostbarer alter Handschriften, Miniaturen, Einbände, Bücherzeichen, alter Kupferstiche und Holzschnitte, moderner Bücherillustration, moderner Plakate und dergl. in reichster Fülle, und um nur etwas aus der reichen Zahl hervorzuheben, sei auf die in Gold und Farben ausgeführten Kunstblätter: „Ein venetianisches Modelbuch vom Jahre 1559", „Kurpfälzisches Ex libris aus dem XVI. Jahrhunderte" und „Einband von A. M. Padeloup" hingewiesen, sowie auf die ebenfalls farbig wiedergegebenen Proben moderner Illustrationskunst und ebensolcher Plakatblätter. Daneben finden sich zahlreiche Zierleisten, Vignetten, Initialen, kurz die mannigfaltigsten, geschmackvollsten Zierstücke der Buchausstattung. Neben den größeren Aufsätzen werden auch die kritischen Erörterungen einschlägiger Fachliteratur und die Anzeigen und Notizen vom Antiquariats- und Kunstmarkte, von Auctionen, aus Bibliotheken und ähnliches den Leser vielfach fesseln.

Von dem neuen Jahrgange der eigenartigen und mit so großer Sorgfalt, die sich sogar auf Druck und Papier erstreckt, hergestellten Zeitschrift ist das erste Heft ebenfalls schon erschienen, es enthält namentlich einen Aufsatz von Walter von Zur Westen über „Moderne deutsche Notentitel" mit originellen farbigen Bildern charakteristischer Notentitelblätter in neuesten Geschmack sowie eine Zahl neuer Ex libris mit dem Begleittexte von K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg. Das Kunstblatt: „Einband zu Sudermanns Johannes" bietet ein Stück modernster Kunstindustrie von besonderer Schönheit. Wir glauben dieses, der feinen Kenntnis des Bücherwesens gewidmete Unternehmen den freundlichen Lesern ganz besonders empfehlen zu dürfen, eines Unternehmens, welches selbst der deutschen Buchausstattung zur besonderen Ehre gereicht und das, wie erwähnt, mit keiner von allen bestehenden Zeitschriften verglichen werden kann.

A. Schlossar.

Emanuel Geibel. Sänger der Liebe. Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben von Karl Theodor Gaedertz. (Leipzig. G. Wigand. 1897.)

Im Jahre 1884 ist der ruhmvoll bekannte edle deutsche Poet Emanuel Geibel gestorben, dessen Name für alle, die den Sinn und die Begeisterung für echte ideale Dichtkunst im Herzen tragen, unvergessen bleiben wird. Für Geibel als Liebesliederdichter hat ganz Deutschland geschwärmt, viele seiner herrlichen Lieder werden ihre Stelle aber auch dauernd behaupten in dem großen Strome unserer Literatur, in dem ja so manches, was den Zeitgenossen höchst bemerkenswert erschien, weggeschwemmt wird. Als 1870 die Sammlung politischer Gedichte von Geibel unter dem Titel „Heroldsrufe“ erschien, wandte in der damaligen großen Zeit Deutschland wieder seine Aufmerksamkeit dem begeisterten Sänger zu, der nun in markigen Gesängen die großen Thaten seines Volkes pries und als echter Herold des Reiches hervortrat und gefeiert wurde. Mit großem Interesse nahm man auch nach dem Hinscheiden dieses begnadeten Dichters die Mittheilungen über sein Leben auf, welche von verschiedenen Seiten geboten wurden. Keine von allen diesen Lebensbeschreibungen ist so eingehend, so sorgfältig und unter Benützung der besten Quellen so genau ausgearbeitet, keine so fesselnd geschrieben als das vorliegende Buch von Gaedertz. Aus diesem Werke lernen wir Geibel erst ganz und recht kennen und auch seinen edlen Charakter richtig beurtheilen. Der Verfasser hat sich seine Arbeit nicht leicht werden lassen, er hat die seltensten Daten, Briefe, Tagebuchblätter, Mittheilungen von Freunden, die Geibel früher und später kannten, benützt, darunter befinden sich Briefe aus den höchsten Kreisen. Mit liebwertem Eingehen auf die Einzelheiten in des Dichters Leben sowohl, was die Jugendzeit als was die Periode seines späteren Schaffens betrifft, hat Gaedertz eine Biographie geschaffen, die sowohl die Literarhistoriker befriedigen als auch jeden der zahlreichen Verehrer des Dichters und Sängers, welcher sich einen festen Ehrenplatz unter den neueren deutschen Poeten errungen, hoch willkommen sein wird. Möge das schöne Werk Geibels Andenken wahren, das freilich der Liederschatz, den uns der Dahingeschiedene zurückgelassen hat, dem deutschen Volke bleibend erhalten wird.

A. Schlossar.

„Lustig wohlauf.“ Steirische Geschichten von Adolf Frankl. (Ilz. Steiermark. Selbstverlag des Verfassers. 1898.)

Der Verfasser, uns schon in seinen „Lachenden Wahrheiten“ und „Losen Sachen“ bekannt, ist Schullehrer in einem steirischen Dorfe, also recht an der Quelle. Das merkt man dem Büchlein auf jeder Seite an. „Lustig wohlauf ist der steirische Brauch!“ Unter diesem Leitspruch finden sich zehn Erzählungen, Liebesgeschichten, Schwankhaftes, heitere Schildereien u. s. w., die dem Freunde des Volkslebens die Zeit köstlich vertreiben werden. M.

Die Provinz unterhält sich. Federzeichnungen von Marie Stona. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

Satirische Schilderung der lieben menschlichen Eitelkeit in den Kleinstädten bei Schützenfesten, Concerten, Bällen, Fürstenbesuchen u. s. w. Recht possierlich zu lesen. M.

Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart- und Fremd-Wörter sowie vieler Eigennamen. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Imm. Fuchs. (Stuttgart. Hobbing & Büchle. 1898.)

Ein reichhaltiges Nachschlagebuch bei sehr mäßigem Umfang und bei sehr gutem Drucke, damit ist viel gesagt. Es ist nicht etwa ein Buch, das bloß die häufig vorkommenden Fremdwörter verdeutscht, obschon auch dieser Zweck vollkommen erfüllt wird; es ist auch ein Buch, das die wichtigsten deutschen Wörter etymologisch erklärt, vergleichend mit anderen Sprachen. Das in dieser Beziehung Wissenswerteste, wohlgeordnet auf die engste Form zusammengedrängt, gibt hier ein Handbuch, das für jedermann auf das wärmste zu empfehlen ist. M.

Bozen und Umgebung von Heinrich Noë. Aus dessen Nachlasse herausgegeben vom Heinrich Noë-Denkmalcomité. (Deutsch.-österr. Alpenverein. Section Bozen. 1898.)

Nicht etwa ein Fremden- oder Touristenführer gewöhnlicher Art, sondern etwas Besseres. Eine Sammlung von meisterhaft schildernden und stimmungsvollen Aufsätzen, die Umgebung Bozens, sowie Tiroler Land und Leute überhaupt betreffend. Martin Greif hat zu dem Büchlein ein schönes Einleitungsgedicht, Ludwig von Hörmann ein treffliches Vorwort geliefert und der Maler Karl Amonn hat es mit einem ausgezeichneten Bilde des Verfassers geschmückt. M.

„Hausschatz moderner Kunst.“ (Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 8. bis 10. Heft.)

Das Werk gleicht einer großen Bildergalerie, in die aus den verschiedenen Richtungen der modernen Malerei die besten und reifsten Leistungen aufgenommen wurden. Dass die deutsche Kunst dabei im Vordergrunde steht, wird man selbstverständlich finden. Für die naive Freude am Motive, der gemalten Anek-

dote, sorgen Fagerlin, M. Schmidt, Hugo Kauffmann und H. v. Angeli. Weitaus der größere Theil der Abbildungen in den neuen Lieferungen führt uns in die Regionen der ernsten Kunst. Wir nennen nur Böcklins grandiosen „Gang nach Emaus“, Feuerbachs „Mutterglück“, „Voll Dampf voran“ von dem ausgezeichneten Marinemaler H. v. Bartels, ein Bild von bewunderungswürdiger Energie, und Liebermanns „In den Dünen“. V.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur: Heinrich Jantschs Bühnenbearbeitung von Schillers „Wilhelm Tell“. — Katechismus für Liebhaberbühnen und Anfänger in der Darstellungskunst von Demetrius Schrutz. — Lessing und Herder: „Wie die Alten den Tod gebildet.“ — J. L. K. Seyffardts Bilder aus dem niederländischen Befreiungskriege „Die Geusen“ von von Dr. Karl Menne. — Victor Hugos Meisterroman „Notre Dame von Paris“. Dieses epochemachende Werk wirkt auf den Leser heute noch ebenso fesselnd wie bei seinem Erscheinen, und zeigt die Eigenart des großen französischen Romantikers in bestem Lichte. — William Thackerays „Der Jahrmarkt des Lebens“, ein Roman ohne Helden.
Dr. S.

Das erste Quartal der in Stuttgart erscheinenden, hochempfehlenswerten **„Neuen Musik-Zeitung“** (Verlag von Karl Grüninger) bringt musikpädagogische Abhandlungen von A. Friedmann (Gottfr. Kellers Beziehungen zur Musik), H. Abert (Zur Musikästhetik der Griechen), Biographisches aus dem Leben von J. Brahms, Bernh. Pollini, C. Gottl. Reißiger, Rich. Strauß, ausführliche Auszüge aus neuen musikgeschichtlichen Schriften und musikalischen Unterrichtswerken, kritische Berichte über neue Opern, Virtuosen, Novitäten aus dem Concertsaal, Bildnisse und Biographien. V.

Pax vobiscum! Von Karl Newesely und Anton Renk. (München und Leipzig. August Schupp.)

Wir alle lieben den Frieden, weil wir unter seinen Palmen alle unsere menschlichen Kräfte entfalten können, weil wir unter seinem Schutze stolz gehobenen Gefühles vorwärts schreiten und uns dem Leben und der Zukunft sorglos und unbehindert, mit unserer ganzen unverkümmert frischen Seele widmen können. Und deshalb sind uns alle jene, die sich mit dem liebenswürdigen Gedanken beschäftigen, die Kriegslust auf Erden zu dämpfen, willkommen, und deshalb begrüßen wir diese zwei jungen Dichter mit ihrem vom heiligen Geiste des Friedens durchdrungenen Werke mit Freude. Und wenn auch nicht alles in diesem Dichterwerke den Stempel der Vollkommenheit trägt, schon durch den frischen, fröhlichen Willen zur Erlösung der Menschheit von dem kriegerischen Übel werden diese Dichtungen geadelt. Moczan.

Büchereinlauf.

Auferstehung. Roman von Emil Mariot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1898.)

Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart von Karl Domanig. (Stuttgart Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Um eine Königskrone. Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Curt Michaelis. (Erlangen. Fr. Junge.)

Grazer Novellen von Wilhelm Fischer. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Selbst gerichtet. Ein Inserat. Von Max v. Weißenthurn. (Breslau. S. Schottlaender. 1898.)

Paris. Roman von Emile Zola. Übersetzt von A. Berger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Onkel Toms Hütte. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Liegt bereits vollständig in zwanzig reich illustrierten Lieferungen vor.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'autour der Fürstin Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan. Ein Zeitbild von Moriz von Kaiserberg. Reich illustriert. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther. 1898.)

Justus Frey. Ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. Elftes Heft. (Wien. Karl Fromme.) Wir werden seinerzeit auf dieses ausgezeichnete Werk näher zurückkommen. M.

Das Wichtigste aus der österreichischen Geschichte. Von Alois Swetina. Dritte Auflage. (Sternberg. A. R. Hitschfeld. 1898.)

Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge. Von Hugo Grell. (München. J. F. Lehmann.)

Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen? Von Karl Schwarzenberg. (München. J. F. Lehmann.)

Gott erhalte unsern Kaiser. Ein patriotisches Lieder-Festspiel für Schule, Haus und Familie zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum unseres Kaisers Franz Josef I. von

Alois Friedrich. Musik von Josef Steyskal. (Graz. Im Selbstverlage von Josef Steyskal. 1898.)

Kaiser Franz Josef I. als Wohlthäter des Bauernstandes. Ein Gedenkwort zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubliläum unseres Kaisers, für die Bauern und ihre Kinder geschrieben von Maximilian Brandais. (Gschmaier bei Ilz. 1898.)

Socialismus und Theosophie. Von Dr. Franz Hartmann. (Leipzig. Theosophische Buchhandlung. 1898.)

Wegweiser durch die freiwillige Armenpflege in Steiermark. Aus Anlass der Jubiläums-Wohlfahrtsausstellung Wien 1898 verfasst von Dr. Ernst Mischler. Herausgegeben vom Landesverbande für Wohlthätigkeit in Steiermark. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. Von Dr. Eduard Martinak. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Postkarten des „Heimgarten".

O P., Brünn: Gelegentlich einer kindischen Polemik gegen den Schwank: „Nix deutsch" (der im „Heimgarten" Seite 632 abgedruckt war) leugnet es die Prager „Politik" heftig ab, dass auf den Prager Bahnhöfen tschechisch gesprochen wird. Das holde Tschechenblatt scheint sich darob zu schämen.

M. S., Wien: Jene Notiz in den „Grenzboten" lautet: Da las ich kürzlich in der „Theologischen Realencyklopädie": „Der Sohn armer, aber frommer Eltern." Das ist eine von den Gedankenlosigkeiten, womit das Wörtchen „arm" misshandelt wird. Noch schlimmer ist freilich die: „arm, aber ehrlich". Diese Redensart ist uns von Jugend auf so geläufig, dass wir gar nicht mehr erröthen, sie zu gebrauchen; wahrscheinlich kennen wir sie schon aus der Fibel und aus dem Schullesebuch. Fühlt man gar nicht, was in diesem beschränkenden Bindewort „aber" mit dem verschwiegenen „obgleich" liegt? Ist bei der Armut die Unehrlichkeit vorauszusetzen oder doch zu vermuthen? Mancher ist doch deshalb arm, weil er ehrlich ist, weil er nicht mit dem Ärmel das Zuchthaus streifen wollte, weil er es verschmähte, seines Nächsten Geld und Gut mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen, wie sein reicher Nachbar (oder dessen Vater oder Schwiegervater), der vielleicht nicht selber den Leuten das Geld aus der Tasche zog, aber es durch andere Hände besorgen ließ und dabei nicht nur ein „ehrlicher", sondern sogar ein angesehener Mann geblieben ist. Welche Verwirrung der Begriffe also! Was für ein Geschrei würde entstehen, wenn jemand sagen wollte: reich, aber ehrlich! Und doch wäre das nach dem Worte Jesu vom ungerechten Mammon viel berechtigter. — Gut abgeführt, nicht wahr?

W. A., Klagenfurt: Erinnert an den Ausspruch jenes Gerichtspräsidenten bei der Urtheilsbegründung: „Auf die Erklärung des Angeklagten, er sei angetrunken gewesen, konnte keine Rücksicht genommen werden, da derselbe nicht so betrunken gewesen war, wie das Gesetz es vorschreibt!"

K. K., Werfen: Nicht übel erzählt, aber die Moral, dass einer, der kein Bier trinkt, vom Eisenbahnzug niedergeführt wird, ist doch etwas zu schief gewickelt.

A. G., Düsseldorf: Gesandtes kommt gelegentlich dran. Philologischer Aufsatz wird nicht recht in den engen Raum des Blattes passen.

* Wir müssen die Einsender von Paketen, Büchern, Handschriften u. s. w. aufmerksam machen, dass unsere Post anspruchsvoll geworden ist. Für jedes auswärtige Paket, das über Graz nach Krieglach geht, auch wenn es gut frankiert ist, haben wir nachzuzahlen: Geschwornengebür 10 Heller, Zustellungsgebür 10 Heller, Trägergebür 20 Heller. Diese Beträge werden auch dann eingehoben, wenn der Empfänger das Paket von der Post selber abholt. Wir bitten daher, Sendungen an die Redaction des „Heimgarten", oder an Rosegger, den Sommer über direct nach Krieglach in Steiermark zu schicken, oder am liebsten ganz ungeschickt zu lassen. Die Red.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

11. Heft. August 1898. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am fünfundvierzigsten Sonntage.

Als ob das zwei verschiedene Rassen wären, die vom Kulmbockhofe und die vom Adamshause. Und sind doch eine Sippe, deren gemeinsamer Stamm sich im Pfarrbuche leicht würde nachweisen lassen. Wer löst mir dieses Geheimnis von der Erbsünde, die bei den einen sich in behaglich grunzende Niederträchtigkeit, bei den andern in tragische Schuld auswächst!

In tragische Schuld! Diese ist auf Seite der edlen Gattung. Du hast es ja immer gesagt, und ich kann Dir heute ein Beispiel dazu geben aus meinem Adamshause.

Am Allerseelentage hatten die Hausmutter und die Barbel auf dem Grabe des Vaters eine Kerze angezündet, eine Flasche geweihten Wassers auf den Hügel gegossen und still einige Vaterunser gebetet. Das Mädel versank dabei kniend in ein so tiefes Träumen, dass es gar nicht wahrnahm, wie die Mutter aufstand und langsam des Weges voraus gieng. Endlich hat sie angefangen zu weinen.

Ich sah es durch die Hecken, und als mir an der Ecke der Lehrer begegnete, da war meine Zurede, er solle doch auf den Kirchhof gehen und sie beruhigen.

„Das kann ich auch thun", sagt er.

Dann geht er hin, steht eine Weile neben ihr und weiß nicht recht, wie er anfangen soll.

„Barbel", sagt er endlich, „was kränkst du dich so! Das hilft nichts. Steh' nur auf, es ist nicht gesund auf dem feuchten Rasen."

Sie erhob sich und gieng an seiner Seite hin.

„Ich will dir gleich was sagen", sprach er, wohl um sie zu zerstreuen. „Was denkst du zu einer Kuh?"

„Einer Kuh? Aber das wird noch Zeit haben", sagt sie.

„Wenn wir ja ernst machen wollen in diesem Monat. Eine Milchkuh habe ich gekauft."

Da wurde sie bewegsam und lachte auf einmal, dass sie einen Viehstand hätten. Und es war thatsächlich soviel als abgemacht mit der Kuh. Zu günstigen Abzahlungsbedingungen hatte er sie bekommen drüben in der Randau. Und dann haben sie das Ereignis eingehender besprochen. Das Rind ist in den besten Jahren, hat vor kurzem das erste Kalb geworfen und soll massenhaft Milch geben. Einen Liter den Tag! Stall und Futter für sie habe er einstweilen im Ransenhof. Er wolle sie noch an diesem Tage heimholen von der Wendau herüber. Er habe eben den Strick gekauft beim Krämer. Ob sie scheckig wäre? — Ja natürlich, braun und weiß gefleckt. — Wie sie heißen werde? — Scheckin natürlich.

„Guido, Guido!" rief sie aus, „jetzt haben wir eine Kuh!"

„Wenn sie nur auch schon bezahlt wäre", meinte er.

Denn bei dem ist alles so gesondert. Einmal ganz Ehre, dann ganz Liebe, dann ganz Geld. Ich freue mich aber doch, dass das Heiraten zwischen dem Paare endlich Hand und Fuß, oder vielmehr Haus und Kuh bekommt, dass es nicht mehr ein Liebespaar aus dem Romanbüchel ist, sondern ein erdgründiges.

„Vielleicht", vertraute mir hernach Guido an, „verlege ich mich ganz auf die Landwirtschaft. Und gebe die Schulmeisterei auf. Offen gesagt, ich hab' das Zeug nicht zum Lehrer. Mich freut's auch nicht. Es war nur ein Nothnagel. Ich habe schon gedacht, ob man nicht von der Sparcasse Geld bekommen und eine Musterwirtschaft anfangen könnte!"

Nanu! Das läßt sich hören! Ein Bauerngut! Einstweilen ist allerdings noch nichts davon da, als die Bäuerin. Aber wenn er Lust und Zeug dazu hat, den Almgaiern zu zeigen, wieso eine Wirtschaft nach modernen Grundsätzen rationell betrieben werden muss, so kann das eine Wiedergeburt des hiesigen Bauernthums bedeuten. Das Meine soll nicht fehlen.

Als wir nachher von der Kirche nach Hause kamen, war die Nähterin da. Die hat einen sehr weitläufigen Kittel an, sogar an die Cri-

noline aufgeblasenen Andenkens erinnernd, und sie will der Barbel auch dergleichen machen zum Hochzeitsgewande. Das weiße Kleid mit dem grünen Kranz ist verspielt, so will die Muhme Rosalia den vergissmeinnichtblauen Brautrock zum Ersatz ausstatten mit schönen Kresen und Krausen, Bändlein und Maschen und zierlichen Knöpflein an allerhand Stellen, so vornehm und geschmackig, wie es sich für eine Frau Schulmeisterin nur irgend geziemt. Die Barbel aber will es bäuerlich haben. „Viel Hoffart wird's mir nit tragen", sagte sie, „ich brauch' ein Gewand, das auch zum Kuhmelken taugt."

„Wie du halt willst", sagte die Nähterin gefällig. „Aber ich hätt' doch gemeint, was Besseres. Kosten thut die hübsche Form nit mehr, als die ordinäre. Und hättest nachher was Schönes. Wenn sich der Mensch nit beim Heiraten was Ordentliches anschafft, später kommt er eh nimmer dazu. Sein Lebtag nimmer. Und muss man sich denken, in der ersten Zeit lasst der Mann noch was aus, später hat sein Geldbeutel sieben Schlösser an. Ich sag's!"

„Dank dir schön, Rosalia", antwortete das Mädel, „ich bleib' schon bei meinem alten Tragen."

Am Abende, als Nacht und Nebel niedergesunken waren über das Gebirge, saßen wir bei einem Kerzenlicht ganz zutraulich beisammen am Tisch, um die Muhme Rosalia herum, die ihre Stoffe großartig auseinandergebreitet hatte. Der Franzel las, wie oft an langen Abenden, etwas aus der alten Hausbibel vor. Er las Moses I. Capitel, 4:

„Und Heva gebar dem Adam zwei Söhne, den Abel und den Kain. Und Abel ward Hirte und Kain ward Landbauer. Da opferten sie dem Herrn, und das Opfer des Abel war Jehovah angenehm, das Opfer des Kain aber verwarf er. Und als sie auf dem Felde waren, da geschah es, dass Kain den Abel erschlug. . . ."

„Pfui!" rief die Nähterin aus. „Das ist ein garstiger Bruder, dieser Kain! Weißt du denn nichts Lustigeres zu lesen, Bübel?"

„Es kommt ja schon die Suppe", sagte die Hausmutter und brachte, stets mit beiden Händen tragend, die große Schüssel mit gekochter Milch auf den Tisch.

„Das heißt wohl, dass ich jetzt abfahren soll mit meinen schönen Sachen", sagte die Nähterin noch launig und räumte den Tisch. Da knarrte die Hausthür, und durch Dunkelheit und Rauch sprang ungeberdig ein Mann herein.

„Jesses!" schrien Mutter und Tochter zugleich. „Jesses, der Rocherl!"

Und er war's. Wüst im Anzuge, wüst in Haar und Gesicht, ganz verstört über und über — die linke Hand ans Brusthemd geklammert, der rechte Arm außerhalb der Binde niederhängend — so war er in die Stube gefahren. Dann schrak er zurück vor Mutter und Schwester, kauerte sich in den Herdwinkel nieder, so tief, dass man ihn gar nicht sah, dass man nur sein Gröhlen und Stöhnen hörte.

„Heiliger Gott, Bruder, was ist das?" rief ihm das Mädel zu, „dir ist ja die Hand aus der Binde!"

Er winkte heftig, sie solle ihm fern bleiben, barg sein Gesicht in den Ellbogen und ächzte so wild, dass es uns allen durch Mark und Bein gieng. Wir stellten uns um ihn, wir bestürmten ihn mit Fragen, woher er komme, was das bedeute? Die Barbel kam weinend mit Wasser, um ihn zu erquicken. Da sprang er auf, stieß sie zurück, dass ihr der Krug aus der Hand fiel und auf dem Fletze zerbarst.

„Will dich nit sehen, du Unglück, du!" kreischte er auf, „du bist mein Unglück! Mein Unglück! Mein Unglück!"

Unser erster Gedanke: Wahnsinn! Die Mutter fasste ihn an der Hand: „Kind, du erschreckst uns zu Tode. Was ist denn geschehen? Will dir wer was? Rocherl, so sprich! Schau, jetzt bist ja wieder daheim, bist bei uns. Viel Herzleid um dich, Gott weiß es. Soll vergessen sein, weil du nur wieder da bist. Krank bist so viel! Thu' dich ausweinen, da bei mir, nachher wird dir leichter. Mein liebestes Kind . . ."

Nie bisher hatte ich das herbe Weib in solchem Tone sprechen gehört. Der Bursche begann am ganzen Körper zu zittern; als er sich erheben wollte, knickten ihm die Knie ein, so brach er vor ihr nieder: „Bin's nimmer wert, Mutter! — Nur sehen — nur euch noch einmal sehen. Dann gehe ich ja schon. Zum Gericht . . ."

„Du wirst —" sie brach wieder ab. Du wirst doch nichts angestellt haben! wollte sie fragen.

„Mutter, ich will nimmer sein!" schrie er auf und rang die Hände. „Mutter, schaut mich nit an. Ihr verzeiht mir nit, ich weiß es wohl, ihr k ö n n t mir nit verzeihen. Nur ein Tag wird noch sein, da werdet ihr mir verzeihen. . . ."

Da verschlug's uns freilich allen miteinander die Sprache. Plötzlich wurde der Bursche ruhig, er stand auf, setzte sich auf ein Holzscheit und schien beinahe gefasst. Stierte vor sich auf den Boden hin und sagte: „Ja, meine lieben Leut', mich hat der Herrgott verlassen. Jetzt bin ich fertig. Nit aus Jähzorn ist's geschehen. Aus Schlechtigkeit ist's geschehen. Wie lang ich's hab' vorbedacht. Es muss sein und es m u s s sein! hat mir der bös' Feind zugesprochen Tag und Nacht. Um die da! Um die!" Auf das wie Espenlaub zitternde Mädel deutete er mit dem Finger. „Die ich so gern hab' gehabt! Keinen Menschen so gern auf der Welt! Und ihretwegen, dass es ein s o l c h e s End' hat mit mir!"

Fuhr die Mutter zornig auf: „Jetzt red', was ist geschehen?"

„Derschossen hab' ich ihn!"

Die Barbel thut einen Schrei, so schrecklich, dass ich ihn seither in jeder Nacht höre. Ihre Züge werden fahl, ganz fahl und starr. Alles

erstarrt ringsum und es ist ein Krampf, dass man gemeint hätte, am Himmel blieben die Sterne stehen zur selben Stunde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Jammer stelle Dir selber vor, zu beschreiben ist er nicht. Wie furchtbare Sturmglocken, so scholl er durchs Haus. Und da schwankt langsam die Thür auf, und eine unsichere Stimme ruft herein: „Wo es so lustig hergeht, da will ich auch dabei sein.“ Als ob er gemeint hätte, es wäre ein Freudenlärm. Und er hat's geahnt, wie der Rocherl jetzt neuerlich einen gellenden Schrei ausstößt und sein Gesicht in die Rockfalten der Mutter birgt. Er hat's geahnt, weshalb die Barbel ihm mit so großer Heftigkeit, lachend und weinend zugleich, in die Arme springt.

Es war freilich nicht der Geist des erschossenen Lehrers, wie der Rocherl meinte. Es war der Guido mit dem lebendigen Fleisch und Blut.

Erschrocken war er arg, als er den verstörten Burschen sah, an den sein erster Gedanke gewesen, als einige Stunden früher aus der Waldheuhütte der Schuss fiel.

An diesem Abende des Allerseelentages haben wir das Wunder noch nicht so gesehen, das sich zugetragen, und zu dessen Beschreibung ich einer ruhigeren Stunde bedarf.

Will Dir nur sagen, wie der Rocherl zuerst noch eine Weile gelauert hat, gegen den Lehrer hin, ob es nicht doch ein Blendwerk sei, was da vor ihm steht, blatternarbig und in der Pelzhaube. Dann tritt er ihn an und sagt in hartem Tone: „Dank' dir's Gott, Lehrer, dass du lebst. Und ich bin ein Narr geworden.“

Der Guido ist sehr nachdenklich und schweigsam. Er hat nichts mehr zu sagen. Er scheint nur gekommen zu sein, um sich zu beklagen darüber, dass, und von wem auf ihn ein Attentat ausgeführt wurde.

„Geh' dich waschen, Rocherl!“ rathen wir.

Der Bursche taumelte hinaus zum Brunnen, tauchte den Kopf in das kalte Wasser, mehrmals und immer wieder. Dann saß er auf dem Trog in stiller Nacht. Ich trug ihm des Vaters Wettermantel hinaus: „Decke dich ein, Rocherl, es ist kalt.“

„Bist du's, Hansel?“ fragte er. „Geh', bleib' bei mir. Du glaubst es nicht, wie ich jetzt dran bin. Wie das lustig ist, wenn man niemanden umgebracht hat! Denk' dir, mir ist's gerad' so vorgekommen, ich hätt' den Lehrer derschossen. Wenn's ist, werde ich aufgehenkt, und wenn's nit ist, komm' ich in den Narrenthurm. So bin ich dran, mein lieber Hans.“

Vielleicht gibt es doch noch einen dritten Weg. Denn das ist, recht betrachtet, ein ganz gewaltiger Brocken Gnade Gottes, der jetzt auf einmal vom Himmel fiel aufs bebende Adamshaus.

* * *

Jetzt kannst Du wieder etwas Neues hören, lieber Alfred! Jetzt sehen wir den Brocken des himmlischen Wunders erst recht, er ist noch größer, als es anfangs schien. — Der Jäger Konrad hat seinen Schuss wettgemacht.

Am vorigen Donnerstag, als ich gegen Abend das Vieh heimtreibe, das jetzt noch das spärliche Gras abweidet draußen auf den Wiesen, begegnet mir der Jäger. Er schaut so recht behaglich drein, viel munterer als sonst, und hat im Gesicht ein kurzes Pfeiflein stecken, das er mit den Zähnen nach aufwärts schupft, als sollte es mit dem spitzen Messingdeckel an die Nasenspitze tippen. Einen guten Tag bietet er mir und frägt, ob der Rocherl heimgekommen wäre.

„Das wohl", antworte ich, „aber das Schießen hat er sich zu sehr angewöhnt von euch Jägern."

„Vielleicht hat er sich's auch wieder abgewöhnt", sagt er.

„Der, wen er gut träfe!"

„Treffen", meint der Jäger, „thäte er vielleicht eh gut, aber das Gewehr ist schlecht geladen."

Da däucht mich, der Mann wisse etwas. Und weil wir den Waldweg nebeneinander gehen, hinter dem Vieh her, so habe ich's erfahren.

Der Rocherl, so erzählt der Jäger Konrad, sei ihm schon lange verdächtig vorgekommen, als ob er etwas im Sinn hätte gegen den Lehrer. Einmal habe er ihm das Gewehr abgenommen, dann aber ein anderes vermisst im Forsthause. Gott weiß, wie der Bursche dazugekommen. Vor Allerheiligen sei er tagsüber oben gelegen, bei der Waldheuhütte herum. Bei der Nacht sei er durch die Gegend gestrichen, sogar bis Hoisendorf hinab und um das Schulhaus herum. Lauernd und flüchtig huschend wie ein wildes Thier. Den Tag vor dem Feste sei der Jäger drüben in der Wendau beim Sackbuttner zugekehrt und habe die Bäuerin um eine Rein Milch gebeten. Dieweilen er sie gegessen, sei der Lehrer von Hoisendorf gekommen und habe dem Sackbuttner eine Kuh abgekauft.

Im weiteren soll der Jäger die Geschichte selber erzählen: „Wie ich nachher der Bäuerin ein paar Kreuzer hinhalte und sie sagt, ein Vergeltsgott wäre ihr lieber, und wie wir so ein bissel nebeneinanderstehen vor der Hausthüre, bemerkt mein Aug' in der dunklen Streuschoppe den Adamshauser Rocherl, der sich an die Wand duckt und durch eine Luke hinhorcht auf den Lehrer, wie es dieser mit dem Sackbuttner verabredet, dass er die gekaufte Kuh am Allerseelentage nachmittags abholen will. Das fällt mir auf — sage aber nichts. Es wird gut sein, denke ich, wenn der Lehrer einen Kameraden hat auf dem Heimweg. Habe ihn begleitet bis Hoisendorf hinab. Ist gar nit gesprächig gewesen, der Herr

Lehrer, hat sich über den ungebetenen Weggenossen wahrscheinlich geärgert. Vielleicht wollt' er unterwegs ein Hochzeitsliedel dichten. Mir ist es auch nit viel besser ergangen, neben seiner. Ein Jäger und ein Schulmeister, ich bitt' dich! Mit was sollen denn die sich unterhalten? — Es ist halt kurzweiliger zu zweien, sage ich, die Gegend ist jetzt schon gar so viel einschichtig. — Na, meint der Lehrer, einen Jäger wird die Einschichtigkeit doch nicht genieren! Und schaut mich seitlings an — ein Jäger mit dem Gewehr, und sich fürchten? Hab' mir's gefallen lassen müssen. Mein Lieber, denke ich, wenn du wüsstest, für wen ich fürchte! — Sagen habe ich ihm's freilich nit mögen. Ich kann mich ja grob irren. Wäre wohl noch schlimmer, als ein Schuss in die Hand! — Das musst allein mit dir selber abschließen, Jäger, sage ich zu mir, und sollst jetzt einmal über zwei Menschen wachen. — Darauf am Allerseelentag gehe ich früh morgens aufs Joch. Unsereiner ist das Passen ja gewohnt. Nit weit von der Waldheuhütte, da begegnet er mir schon, hat an seinem Rock noch die Heuhalme kleben, dass ich es gleich weiß: Rocherl, du hast in der Hütte übernachtet. Ich rede ihn an: Wohin so früh? Er keine Antwort, eilends davon. Ich krieche durchs Wandloch in die Hütte und sehe im Heu noch die Grube. Und finde daneben, im Heu vergraben, das Gewehr. Scharf geladen! — Also doch! denke ich. Es scheint, für den Lehrer ist vorbereitet, wenn er des Weges kommt in die Wendau. Ist es denn möglich? Aus Hass! Der Schwester wegen, oder wie man hört! Wahnsinniger Mensch, du! — Will jetzt aber doch sehen, wie weit das geht. Wegnehm' ich das Zeug diesmal nit. Da machen wir lieber einen anderen Spass, lieber Rocherl! Hab' mir's vorgenommen mein Lebtag, dass ich dir deine Hand vergüte. Aus der Hand kann ich dir die Kugel freilich nit herausziehen, aber weißt du wohl — aus diesem Büchserl kann ich sie herausziehen. Knallen thut's auch ohne ... Und hab's gethan. Den Schuss herausgezogen, frisch blind geladen und das Gewehr wieder ins Heu gesteckt. — Nachher habe ich mich selber ganz hinten ins Heu gelegt. Durch eine Bretterfuge sehe ich hinaus gerad' auf den Weg. Dort bin ich gelegen den ganzen Tag und immer wieder hat's in mir gesagt: Ah, Unsinn, wie wird der Junge auf den Lehrer schießen! Einem Hirschen wird das Blei vermeint gewesen sein, der oben auf dem Jochanger äset. Der Wildschütz lasst's ja nit! Nachher schlagt's doch in mein Fach. — So um Mittag herum, wie ich meinen Speck aufs Brot lege, schleicht er an. Kriecht in die Hütte, übers Heu hin zum Gewehr. Von meinem versteckten Loch aus ist er gut zu beobachten. Er will sich's bequem machen im Heu und kommt doch zu keiner Rast. Stützt sich auf den Ellbogen der kranken Hand und lugt durchs Bretterloch hinaus auf den Weg und kann das Aug' nit abwenden. Fliegen ein paar Raben, setzen sich an den Steig, picken Käfer auf, fliegen wieder

ab und krähen in den Wipfeln. Sonst nichts. Da ist's auf einmal — es schwummelt was zwischen den Lärchbäumen her und ist's der Lehrer. Der hat um die Achsel einen Strick geschlungen, in der Hand einen Stock. Er geht um seine Kuh. Der Rocherl bäumt sich stad auf und hebt mit der Linken das Gewehr. Teufel! denk' ich, 's ist doch ernst. — Da kommt vom Weg ein lustiges Lachen — Kinderlachen. Zwei Schulknaben laufen hinter dem Lehrer daher. Auf dem Heimweg wohl von der Kirche. Die haben einen großen Käfer gefangen, der zwickt in die Finger, sie wollen ihn dem Lehrer zeigen und fragen, was es für einer ist. Tschapperln! sagt er, ihr werdet doch den Hirschkäfer kennen! Na, Kerl, du hast dich hübsch verschlafen, dies Jahr, jetzt kommt schon der Winter. — So gehen sie miteinander vorbei, der Lehrer und die Kinder, und verschwinden hinter der Böschung. Der Schuss hat nit geknallt. Die dummen Buben! Der Rocherl schlägt sich ärgerlich die Faust an die Stirn. Jetzt muss er warten auf die Rückkehr, und das Gewehr thut er nit mehr aus der Hand. — Na, so haben wir wieder gewartet. Wenn der Jäger das Aufpassen nit gewohnt wär'! Bin doch neugierig, denk' ich, ob ihm denn nichts einfällt. Was er vorhat! Was das bedeutet! Was nachher kommt! — Aber nichts und nichts! Man kennt's ja, wer auf dem Anstand steht, die ganze arme Seel' steckt im Büchsenrohr, und wartet auf das Losdrücken. — Einmal kommt vom Waldhang ein Reh herab, ganz possierlich, und nascht am verherbsteten Heidekraut. Hab' noch gemeint, der Rocherl könnt' sich doch besinnen und seinen Blutdurst an Rehblut stillen. Aber nein, diesmal gibt er's fürnehmer, der Wildschütz! Als es endlich zu dunkeln anhebt, strampelt der Bursche ungeduldig mit den Beinen. Seine Augen brennen ganz katzenhaft — lauter grüne Funken. Jetzt zuckt er zusammen. Er hat etwas gehört. Von der Wendauerseite herüber kommt der Lehrer mit seiner Kuh. Er führt sie am Strick, in der andern Hand hat er einen Birkenzweig zum Antreiben: Hi, geh', Scheckige! — So kommen sie stad heran und ich meine schon, es ist nix, da kracht's. Das Thier macht einen Sprung, der Lehrer stürzt zu Boden. — Verdammt, was ist das! — Einen Augenblick ist der Rocherl starr, dann thut er einen Schrei. Mensch, einen Schrei! Meiner Tag' hab' ich keinen solchen gehört. Dann fährt er unbändig zum Loch hinaus und fort. Mich hat's nur so zusammengerissen, wie der Lehrer niederstürzt. Aber wie ich hin auf den Weg komm', ist er schon lang wieder auf und mit der Kuh davon. Das erschrockene Thier hat ihn mit dem Sprung zu Boden gerissen — und weiter, Gott Lob, ist nichts zu vermelden. Nur dass ich nachher über die Abachleiten den Adamshauserischen hab' laufen sehen, in der höchsten Verzweiflung. Mein Lebtag hat mir nichts so wohl gethan, als dem seine Verzweiflung. Bübel, denk ich, die ist dir gesund. Heißt das, wenn sie nit zu unchristlich wird. Hab' ihm doch nachgerufen: Rocherl,

hörst du! Jetzt sind wir wett. Zwei Menschenleben für deine Hand! Ich glaube, sie ist bezahlt. — Er wie ein wildes Thier davon und nichts gehört."

So, mein Freund! Und das ist der Jäger Konrad. Ich hätte es nicht geglaubt, dass wirklich solche Menschen umhergehen auf Erden. Und ein solches Wunder hat müssen sein, dass unser armer Junge gerettet werden konnte. Er, und wir alle mit ihm. Und weiß Gott, der Junge ist seither anders, ganz, ganz anders!

Ein Nachtrag! Ein Nachtrag! Für verrückt wirst Du mich halten. Für einen jener unheilbaren Irrsinnigen, die plötzlich so heiter geworden sind, dass sie selbst bei Tragödien und Trauerfällen nichts als lachen können. Bei solchen Schicksalsschlägen, wie sie das Adamshaus getroffen, könnte man ja wirklich überschnappen. In dem Augenblick, als ich vorstehenden Brief an dich schließe, kommt der Rocherl in einem wahren Freudenrausch, hoch zwischen den Fingern etwas haltend, schwingend: „Sie ist heraußen! Sie ist heraußen! Die Kugel!"

„Natürlich", sage ich, „weil sie der Konrad herausgezogen hat."

„Die meine ich nit!" schreit er, „d i e meine ich. Die in der Hand drin gewesen ist!"

Seit dem aufregenden Allerseelentag soll sie wieder sehr geschmerzt haben, die kranke Hand, an der alle Pflaster und Salben der alten Marenzel nichts nützen wollten. Die Narbe war neuerdings aufgegangen und schwürig geworden. Die Barbel hat sie ihm jeden Tag sorgfältig verbunden. Und wie sie heute wieder den alten Verband ablöst, fällt etwas aufs Fletz. Ein kleines längliches Bleistückchen, und der Rocherl behauptet, jetzt thät's auch nicht mehr weh. Ich bitte Dich, Alfred, frage doch einen Arzt, ob das möglich ist, ob Schreck, Angst und derlei Seelenaffectionen nicht kugeltreibende Mittel sein können. Ist das nicht möglich, dann bin ich in der allergrößten Verlegenheit, denn die Kugel ist da!

Jauchzen thut heut' Leib und Seel',
Bruderherz, gar kreuzfidel
Geht's bei uns her.
Traurig sein, das gibt's ja net.
Fünf und sechs ist siebzehne,
Oder noch mehr.

Gaudeamus, alter Schwede!

* * *

Am siebenundvierzigsten Sonntag.

Im Drang der Ereignisse sind meine Schilderungen und Berichte längst entgleist. Keine Sonntagsbriefe mehr, hingegen eine Erzählung, von der jeden Sonntag ein Capitel geschrieben wird.

Heute ist Adagio. Die Arbeit zieht sich zur Neige des Jahres fast ganz in Haus, Scheune und Stall zurück. Nur um Herdholz sind wir in den Wald gefahren mit dem Schlitten, denn seit einiger Zeit haben wir Schnee. Dabei trat ich auf ein mit Schnee gedecktes Scheit so ungeschickt, dass es im linken Fußgelenke einen Knack machte und der Rocherl mich auf dem Schlitten nach Hause ziehen musste. So lag ich tagelang in meiner Kammer, in Dämmerung und feuchtem Stalldunst. Freund, da war's etwas langweilig. Die Barbel brachte mir das Essen, ordnete, wo sonst etwas fehlte, gieng aber allemal unmenschlich bald wieder fort. Dafür wollten sie mir die alte Marenzel mit ihren Pflastern und Rathschlägen an den Fuß schicken; da habe ich gesagt, kalte Umschläge wären besser, als warme Rathschläge, und wenn das verstrauchelte Bein nichts anderes zu thun hat, so wird's schon selber heilen — schon aus Langweile.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch erfahren, was ein Novemberabend ist. Ein einsamer, endloser Novemberabend! An einem solchen, mein Freund, ist mir plötzlich das Heimweh gekommen nach — der Stadt. Ein ganz brutales Heimweh. Mit Gewissensbissen darüber, dass ich mich in Wort und Schrift so oft gegen die Stadt moderner Cultur versündiget habe. Über dem alten Adamshause beginnt sich der Himmel wieder aufzuheitern, ein Siecher genesend, eine Hochzeit vor der Thür. Und trotzdem, wie kümmerlich und elend! Wenn jetzt zum inneren Frieden auch so ein bisschen Cultur da wäre! Ein hübscher Berghof im Schweizerstil, altdeutsche Möbel darin, Sparherd und schwedische Öfen, ein Bücherschrank und ein Clavier — Gott strafe mich, auch ein Clavier! Dann behagliche Bettstätten mit Federkissen und die vortrefflichen Nahrungsmittel im Geiste der Prato zubereitet! Wäre eine solche „Corruption" denn gar so schlimm? Und hier in der Kammer ein Sopha, Luftheizung und ein bisschen elektrisches Licht. Und vor allem ein Arzt, der mir den Fuß untersucht, ob er verrenkt oder gebrochen ist!

Lieber Alfred, ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnislosigkeit oder die moderne Cultur. Ich will schweigend zugestehen, dass die Naturproducte erst durch die Cultur, so durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben. Ich will selbst dem Handel gelegentlich ein Loblied singen und sagen, dass der Bauernhof ein kleiner Staat, und der Staat ein großer Bauernhof ist. Dass hier wie dort produciert und consumiert wird, dass hier wie dort der Verkehr die Werte steigert. Was für den Staat der Eisenbahnwagen, das ist für den Hof der Bauernkarren. Der fährt vom Feld zur Tenne, von dieser zur Mühle, von dieser zum Backofen, und auf jeder Station gewinnt das Feldproduct an Wert. Ich bin mir bewusst geworden, dass

es nur darauf ankommt, das Bauernthum der großen allgemeinen Entwickelung vernünftig anzugliedern. Ist dieses geschehen, dann wird ein Stadtmensch nicht erst um zwanzigtausend Kronen ein Jahr lang Landmann sein, dann thut er's umsonst, oder zahlt noch etwas darauf, weil die Cultur mitten in der Natur draußen erst den ganzen Daseinsgenuss ermöglicht. Und wenn es gelingt, dass altväterische Tüchtigkeit und Treue sich mit jungweltlicher Genussfähigkeit und Vorurtheilslosigkeit vereinigen, dann beginnt ein glücklicheres Zeitalter.

Und der Mann, der dieses bessere Zeitalter verbuchen wird von Tag zu Tag, verbuchen und weise berathen zugleich — das wird der herzstarke Journalist sein, der diesen Beruf zu seiner ganzen idealen Größe erhebt — so dass solcher heute in den Gährungen einer werdenden Zeit oft zweifelhafte und unbestimmbare Stand einst die Geschichts- und Lehrkanzel der Menschheit ist.

Deine gelegentliche Bemerkung, dass ich trotz meiner Flucht von den Journalisten doch selber ein solcher geblieben sei, der gleichsam ein Wochenblatt aus dem Bauernhause schreibe, hat mich angemuthet. Du hast sicherlich recht, wer bei allerlei Bekümmerungen und körperlichen Anstrengungen das Berichteschreiben nicht sein lassen kann, der ist einer und bleibt einer! Und warum nicht? Jeder Beruf ist richtig, wenn der richtige Mann dazu kommt. Der richtige Mann adelt sogar das Henkeramt. Der alte Scharfrichter Möllendorfer, eine zart und mild angelegte Natur, gütig und wohlwollend gegen jedermann, war der beste Henker seiner Zeit. Der hat einmal den Ausspruch gethan: „Das Hinrichten von Mitmenschen ist die schwerste unter allen Nothwendigkeiten eines Culturvolkes. Ich habe sie übernommen, weil auch wer dazu sein muss und weil andere vielleicht roher mit dem Unglücklichen verfahren würden, als ich es thun will.“ So kann selbst aus dem Henker ein Held werden. In gewissem Sinne muss auch der Journalist manchmal ein nothwendiges Henkeramt besorgen, doch seine Hauptsache wird nicht das Zerstören, sondern das Bauen sein. — Jenes begeisterte Buch möchte ich lesen, das schon nach hundert Jahren ein erleuchteter Mann über die Culturmission des Journalismus schreiben wird. Vielleicht schließt dieses Buch zusammenfassend mit folgendem Satze: Sobald der Journalismus sich in die bodenlosen Bereiche der Theorien, Principien und Phantasmagorien verlor, wurde er schwankend, verfiel der Charakterlosigkeit und Charlatanerie; sobald er schlicht und redlich auf seines Volkes Erdscholle stand, wurde er zu einem Factor der Sittlichkeit und des Wohlstandes.

Da mein leidender Fuß einstweilen nicht auf der Erdscholle stehen kann, so läuft dieweilen fleißig der Kopf herum und trägt alle möglichen Güter zusammen, um das Herz eines siebenunddreißigjährigen Junggesellen zu erfreuen. Wenn man es sich so nach Wunsch einrichten könnte! Auf einem Punkt in schöner Gebirgslandschaft, der gute Verbindung hätte mit der

größeren Stadt, ein stattliches Landgut. Ein frisches Weib dazu, das die Wirtschaft leitet. Auch selbst tüchtig mitthun auf Feld und Weide, in Wald und Garten, und an Sonntagen sich der schönen Künste begeben und ein wenig schriftstellern — Freund, dann wär's eine Lust zu leben!

Während des Neubaues solcher Luftschlösser heilt der Fuß und dann möchte er tanzen. Was ist's denn mit der Hochzeit? Woche um Woche verstreicht, und man hört nichts. Meister Setznagel hat wohl auch den äußeren Menschen schon fertig. Wo steckt nur der inwendige?

Diese Frage wurde gestern gelöst durch ein Brieflein, das der Franzel mir vom Lehrer heimbrachte. Da das Schriftstück nicht lang, aber recht lehrreich ist, so theile ich Dir es wörtlich mit. Der Lehrer schreibt:

„Lieber Hans!

Nach den bekannten Ereignissen der letzten Zeit ist mein längeres Verbleiben in Hoisendorf ausgeschlossen. Ich habe nicht Lust, die Dauer meines Lebens von den Launen eines Rappelkopfes abhängig zu machen, der seine brüderliche, beziehungsweise schwägerliche Gesinnung durch Pulver und Blei documentieren zu müssen glaubt. Nachdem ich einen vorläufigen Substituten gefunden, verreise ich morgen, um mir anderwärtig den Boden einer Existenz zu suchen. Mit Hilfe eines oder des anderen Jugendfreundes dürfte mir das bald gelingen. Dass die Trauung mit Barbel bis über Neujahr hinaus verschoben werden muss, versteht sich demnach von selbst. Es wird mein nothgedrungenes, pflichtmäßiges Bestreben sein, ihr ein besseres Heim zu schaffen, als es im Schulhause zu Hoisendorf möglich gewesen wäre. Gleichzeitig theile ich meiner Braut mit, dass ich hoffentlich in sehr kurzer Zeit mich zur Erfüllung meines Ehrenwortes einfinden werde.

Einstweilen mit bestem Wunsch für baldige Heilung Deines kranken Fußes und vielen freundschaftlichen Grüßen

Dein alter
Guido Winter.

Hoisendorf, am 20. November 1897."

Nun also, das schreibt der Lehrer. — Ausgekniffen?

Ich war über alle Maßen gespannt auf das Gesicht der Barbel, wenn sie mir das nächste Essen bringen würde. Es kam am selben Abende aber die Hausmutter. Auf der Zunge brannte mir die Frage, ob das Mädel nicht etwa unpass sei. Und konnte sie nicht aussprechen. Am nächsten Sonntage kam sie doch wieder, brachte Roggenklöße mit Kraut. Hatte ein heiteres Gesicht, lachte wie ein helles Glöcklein, kümmerte sich noch um meinen Fuß, fragte, ob ich nicht bald in die Hausstube hineinkommen könne, wo es kurzweiliger sei, und eilte wieder davon.

Drinnen in der warmen Hausstube, wo der weiße Wintertag still zu den Fenstern hereinschaut, wo die Barbel Linnen näht und dabei Liedlein singt, ernsthafte und schalkhafte. Kurzweiliger! O ahnungsvoller Engel du!

* * *

Am achtundvierzigsten Sonntag.

Recht gerne theile ich Dir „das Laufende der bewussten Angelegenheit“ mit. Die letzte Mittheilung meines Rechtsanwalts ist eine kleine Schilderung des Besuches, die er bei Doctor Stein gemacht, in der Absicht, um dem Manne auf diplomatische Weise hinter die Gesinnung zu kommen. Es soll aber nichts zu erfahren gewesen sein. So oft das Gespräch wie zufällig auf mich gelenkt worden war, schwenkte der Chef ab. Das Wesentlichste war, dass er mich achselzuckend einen Sonderling nannte und dann mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln begann, welches Trommeln die Besucher stets als Reisemarsch aufzufassen haben. Mein begriffstütziger Rechtsanwalt gieng aber nicht, sondern fragte nun geradehin, wann Herr Doctor Stein dem Sonderling die Wette wett zu machen gedenke? Der Contrahent würde sich darnach richten wollen und müssen.

„Ach ja, die Wette!“ antwortete der Chef, „damit hat’s noch gute Weile.“ Dann höflich, aber bestimmt: „Nicht wahr, liebster Doctor, Sie entschuldigen mich für diesen Augenblick, es drängt die neueste Post. Ach, ein Zeitungssclave!“

Hierauf mein Anwalt: „Leider kann ich mich mit dem Bescheid, als habe die Sache keine Eile, nicht zufrieden geben. Ich bin — um ganz offen zu sein — beauftragt, hierüber Klarheit einzuholen.“

„Wieso?“ darauf jener; „ich denke, man müsste wohl erst das Jahr zu Ende gehen lassen, erstens, um zu sehen, ob der Herr Trautentorffer die Wette überhaupt gewinnt, und zweitens, um abzuwarten, ob in diesem Falle von einer Seite Schwierigkeiten gemacht werden, oder nicht. Soviel mir bekannt ist, haben Sie ja schon mit meinem Herrn Freibergel in der Angelegenheit eine Unterredung gehabt, um sich seiner Zeugenschaft zu versichern. Was — wenn ich bitten darf — berechtigt Sie denn eigentlich zum Misstrauen gegen mich, wenn Sie Ihres Rechtspunktes sicher zu sein glauben?“

„Meinem Clienten sind einige Äußerungen zu Ohren gekommen, die ihn beunruhigen.“

„Vielleicht mit Recht!“ sagte Doctor Stein. „Sie erinnern sich, dass Freibergel, Ihr Kronzeuge, Ihnen den Wortlaut der Wette mitgetheilt hat? Gut. Der Spass hat, soweit ich mich entsinne, daraufhin gelautet, der Contrahent habe ein volles Jahr als Bauernknecht zu dienen, also vom ersten Januar bis zum letzten December dieses laufenden Jahres. Ich besitze Briefe, in welchen Trautentorffer selbst ausführlich erzählt, dass fast der

ganze Monat Januar verstrich, bevor er einen Dienst gefunden. Gesetzt den Fall, die Wette wäre ernst gemeint gewesen, so wurde die Bedingung gleich anfangs so himmelweit verfehlt, dass ich nicht begreife, wie von einer Verpflichtung meinerseits auch nur die Rede sein kann. Es wird mir übrigens sehr angenehm sein, wenn Sie den Fall einer gerichtlichen Entscheidung anheimstellen wollen."

So, mein Freund und Philosoph, stehen wir jetzt mit unseren zwanzigtausend Kronen. Du warst sehr unvorsichtig mit Deinem Darlehen. Und ich war sehr unvorsichtig in meinen Hoffnungen, mit diesen Kronen Bauerngüter zu retten, Schullehrerfamilien zu fördern und weiß Gott was alles. Zwar schreibt mir mein Vertreter, dass er durchaus nicht willens sei, den Fuchs laufen zu lassen. Bis der Betrag fällig und nicht ausgefolgt sein wird, das ist am 1. Januar 1898, wird die gerichtliche Klage anhängig gemacht. Dann wird sich der Process so seine verschiedenen Jährchen hinschlängeln und ich werde — wie Bauernbrauch — der Streithansel sein, wenn nicht gar ein moderner Michel Kohlhas. Nach solchem Ruhme geize ich aber nicht. Zum Satan! Mir geht das Wasser schon jetzt an den Hals, oder was das Gegentheil und dasselbe ist, ich sitze im Trockenen. Meine Sachen sind verplempert, und den besten Freund muss ich auf das Nachdrücklichste warnen, mir je noch einen Heller zu borgen. Bedenke doch einmal diesen Leichtsinn! Die journalistische Carrière hat er fahren lassen, ist einer Grille wegen Bauernlümmel geworden ohne Hof und Grund, und will als solcher demnächst heiraten.

Denn, mein Alfred, nun sammle Dich zur Andacht für das, was kommt.

Heute am Vormittag, während unsere Leute in der Kirche sind, meine ich, dass man's wagen könnte mit dem Fuß, über den Hof zu gehen und in die Hausstube, um der Barbel, die daheim bleiben musste, Gesellschaft zu leisten. Es geht leidlich. Sie ist, wie immer, mit etwas beschäftigt. Vor ein paar Tagen hatte die Hausmutter ein Schaf geschlachtet. So ist das Mädel daran, in der Feuerpfanne das Schafsfett zu „zerlassen" und dasselbe in Kerzenmodeln zu gießen, durch welche die Dochte schon gespannt sind. Die also gefüllten Blechcylinder hängt sie vors Fenster hinaus, wo das Zeug nach wenigen Minuten gestockt ist, dass es dann als glatte, milchweiße Kerzen aus den Modeln hervorgezogen werden kann. Das macht sie so handlich, ohne dabei das geringste Fetttröpfchen auf ihre Hände oder Kleider zu bekommen. Als sie mich mit dem Stock — ein Dreschflegelstab war's — daherhinken sieht, lacht sie und meint, ich liefe ja schon wieder wie ein Wiesel."

„Oder wie eine Schnecke, wolltest du sagen, wenn ich ein Häusel hätte."

„Das wär' schon gar lustig!" sagt sie, „wenn der Mensch sein Häusel so auf dem Buckel müsst' herumtragen. Ich dank' schön."

Dann sind wir beide still gewesen und ich habe ihr bei ihrer Arbeit zugeschaut. Und kann ich es doch nicht unterlassen, sie zu necken, ob das denn schon die Hochzeitskerzen für den Tanzboden thäten sein?

„Mit den Hochzeitskerzen", so gibt sie gelassen zur Antwort, „wird's noch lang' Zeit haben, mein lieber Hans."

„Man hört, dass es wieder verschoben ist."

„Kann schon sein", sagt sie.

„Auf wie lange denn?"

„Das kunnt ich wohl nit sagen", entgegnet sie während der Arbeit, und setzt so nebenbei dazu: „Bin das Warten schon gewohnt. Muss überhaupt nit sein."

Ich drauf nichts mehr.

„Wird eh besser sein, wenn's ausbleibt", sagt sie noch.

Dann Schweigen auf beiden Seiten. Mir wird ganz heiß, und wie ich so heimlich gegen sie hinluge, hat sie ein glührothes Gesicht, bis in die Stirn hinauf. Und wie diese fast athemlose Ruhe und Schwüle ist, eine herzbeklemmende Schwüle, bricht's plötzlich aus mir los.

„Diese verdammte Leimsiederei bei dem Schullehrer! Von einem Monat auf den andern! Und jetzt ist er gar davongelaufen!"

Sie gießt Unschlitt in den Kerzenmodel und sagt ruhig: „Ich denk', es wird ihm nit mehr ernst sein. Er redet alleweil nur von der Pflicht. Wenn's sonst nichts mehr ist, ein Ehrenwort kann man nachlassen."

Ich bleibe noch ein wenig sitzen auf meiner Bank, dann stehe ich auf, stelle mich ganz zu ihr hin und sage das Folgende: „Barbel! Wenn es dem Lehrer nicht ernst ist, dann lass ihn laufen. Dann nimm einen andern, dem's ernst ist. Der hat kein Bedenken, der hat dich lieb, wie er so lieb noch niemanden gehabt hat in seinem Leben ...."

Ihre Glieder fangen an zu zittern, der Model fällt auf den Fletz. Wie zu einem Gebet faltet sie die Hände und spricht zagend: „Hans, mit so heiligen Sachen musst mich nit zum Besten haben!"

„Zum Besten haben! Du liebes ..." Kein Wort weiter vermochte ich zu sprechen, so hat's mich gepackt.

Sie schaut mich an. Ihr Augenstern wird größer, dunkler, hat einen feuchten Glanz. Ein helles Tröpflein rieselt nieder über das Madonnenantlitz. ...

Freund Alfred, und jetzt ist sie mein.

(Schluss folgt.)

Das geheilte Kopfweh.

Eine Art Märchen von **Karl Graeser.**[1])

Er ist eben ein Pechvogel, sagten seine Freunde von ihm.

Und so war es auch.

Was er in die Hand nahm, was er begann, mochte es noch so richtig und wohlüberdacht, mit noch so viel Fleiß und Verständnis zurechtgelegt sein, alles misslang.

Er war eben ein Pechvogel.

Allein schon sein Name!

Wer mochte auf die unglückliche Idee gekommen sein, einen Menschen mit diesem Namen zu belasten: er hieß nämlich Esel, wirklich und wahrhaftig Esel, Josef Anton Esel.

Zwar war er keineswegs ein Esel. Im Gegentheil mit gutem Verstand und scharfem Witz begabt.

Aber er hieß einmal so.

Sein Vater, der natürlich auch Esel geheißen, wie es sich unter ordentlichen Leuten gebürt, hatte ihm eine kleine Tuchhandlung und einiges Vermögen hinterlassen. Vernünftig und gut erzogen, gab sich der Sohn alle Mühe, beides zu halten und zu vergrößern. Rastlos arbeitete er im Geschäft und verwandte jeden freien Thaler dazu, alles in gutem Stand zu halten. Er ließ große Schaufenster an seinem Magazin anbringen, nahm genügend Angestellte, damit die Leute freundlich und gut bedient würden; schickte einen Reisenden mit Mustern in die kleinen Städte und aufs Land; vor allem aber hielt er sein Geschäft ehrlich und solid.

Dennoch war kein Segen darin, wie er sich auch mühte und Tag und Nacht arbeitete und dachte. Der Geschäftsreisende kam eines schönen Tages, da er größere Summen eincassiert hatte, nicht mehr zurück, sondern fuhr nach Amerika, um mit diesem Anlehen eine eigene Existenz zu gründen.

Die Ladnerinnen, welche im Magazin den Verkauf besorgten, bestahlen ihn überall, wo er die Augen nicht hatte. Scrupellose Concurrenz streckte die gierigen Fangarme immer rücksichtsloser aus. In der

[1]) Aus dessen neuem Buche: „Aus Indien und Italien." Skizzen und Studien. (Zürich. Th. Schröter. 1898.)

gleichen Straße eröffneten Itzig & Co. ein großes Abzahlungsgeschäft, überfluteten die Stadt mit Gedichten und Reclamen und verkauften schlechte Ware um theures Geld.

Kurz und gut, sein ganzes Mühen und ehrliches Arbeiten half nichts.

Er war eben ein Pechvogel!

Die Bauern, wenn sie in die Stadt kamen, schauten zwar die großen Schaufenster und die schönen Waren drin an, dann guckten sie hinauf nach der Firmentafel, auf der glänzend in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: J. A. Esel.

„I—a! I—a! Guck', Peterl, da wohnt dei Brüderl drin!" meinte dann der Hans-Jochem wohl zu seinem Nachbar, indem er ihn anstieß und lachte, dass ihm die Pfeife beinahe aus dem Munde fiel. Der andere ärgerte sich. Die ganze Bande aber zog höhnend weiter und sperrte Maul und Augen auf vor Itzig & Co., allwo mit fußhohen Lettern auf hundert Zetteln in allen Farben gedruckt war: „Gänzlicher Ausverkauf zu halben Preisen!"

„Do geh' her, Peterl! Do geh' ma nẽi!" . . .

Was nützte alles Streben, er hatte eben Pech, der Josef Anton Esel. Das Geschäft gieng zurück. Das machte ihm Sorgen, Sorgen und Kopfweh, viel Kopfweh, soviel Kopfweh, dass er es nicht mehr aushielt und zum Arzt gieng.

Der verschrieb ihm dieses und jenes, Pulver und Mixturen. Das kostete Geld und half doch nichts.

Darum gieng er zu einem anderen Arzte.

„Hm! Hm!" meinte der, „natürlich, bei der früheren Behandlung konnten Sie ja nicht besser werden. Ich will nichts sagen über ihren früheren Arzt — Sie wissen ja, gegen Collegen — hm! hm! aber —" dabei zuckte er mitleidig mit den Achseln und verordnete ihm das Gegentheil von dem, was der frühere Arzt verschrieben hatte. Das half aber auch nichts. Gepeinigt von Sorgen, Kopfweh und Verzweiflung gieng der arme Mann endlich zu Homöopathen, Curpfuschern und Kräuterweibern, überall mit schwerem Geld billigen Rath und theuere Medicin sich kaufend. Der gab ihm eine Flasche Brunnenwasser mit einer schönen Etiquette darauf: zweimal täglich einen Theelöffel zu nehmen. Jener verordnete ihm, junge Rebschosse zu schneiden, sie drei Stunden in einer Mondnacht gut zu kochen, — dann mit lauwarmer Geißmilch umzurühren und da den Kopf jeden Tag hineinzustecken.

Auch das half nichts.

Ja, zu etwas halfen die verschiedenen theuren Curen doch — die Geschäftscasse zeigte immer mehr Ebbe. So konnte es nicht weiter gehen, das sah J. A. Esel ein.

Je mehr er arbeitete und grübelte, je mehr er mit der äußersten Anstrengung den Zerfall des Geschäftes aufhalten wollte, desto unerträg-

licher wurden die Kopfschmerzen. Und das Geschäft gieng zusehends zurück; um so rascher, je mehr es dem Ende nahte. Einer Schneemasse gleich in den Bergen, die an der Halde ins Rollen kommt und, sich vergrößernd, immer schneller dem Thale zutost . . . Wechsel um Wechsel mussten protestiert werden. Alte Firmen sagten ihren Credit auf. Der Bankerott stand lauernd vor der Thüre.

„Wenn nur dieses Kopfweh weg wäre“, sagte er zu seinem Freunde Schlaucherl, „wenn ich nur das elendige Kopfweh los hätte, dann könnt' ich auch wieder denken, richtig und ordentlich, wie sich's gehört. Sollteſt schauen, wie da mein Geschäft wieder aufblühen würde! Aber das Kopfweh!“

„Geh' doch zu dem gescheiten Professor, der alles so fein operiert, der den Leuten den Magen aufschneidet und die verschluckten Messer und Gabeln herausholt“, meinte der Schlaucherl. „Natürlich, Geld musst du da mitnehmen, viel Geld!“

J. A. Esel überlegte es sich. Dann machte er zu Geld, was zu Geld zu machen war, gieng zu dem berühmten Professor und erzählte ihm seine Leidensgeschichte.

„Begreife, begreife!“ sagte der und schaute ihn dabei mit den kalten stahlgrauen Augen an, wie der Gerichtsvollzieher sein Pfandobject. „Müssen eine kleine Operation machen. Gestern erst eine ähnliche gemacht. Gehirn etwas herausnehmen; etwas desinficieren und reinigen; wird dann schon wieder gehen!“

Dem kopfwehgeplagten Kaufmann zog sich das Gesicht etwas in die Länge bei dieser freundlichen Auseinandersetzung, in welcher über seinen Körper verfügt wurde, wie über ein Stück Fleisch beim Schlächter. Einige Stiche jedoch in seinem schmerzenden Kopfe brachten alle Einwände der Angst zum Schweigen. „Lieber sterben“, dachte er bei sich, als mit diesen Sorgen und Schmerzen weiter leben. — — So erklärte er sich zur Operation bereit. Vielleicht würde sie ihm auch auf angenehme Weise dahin helfen, wo es keine Sorgen, keinen Bankerott und keine Abzahlungsgeschäfte gibt, dachte er melancholisch bei sich.

Man wies ihm ein Zimmer im Krankenhause an. Am anderen Morgen sollte die Operation vorgenommen werden.

— Um neun Uhr, wie man ihm in der Frühe mittheilte.

Herrn Esel wurde öde und gruselig zumuthe. „Bitt' schön, Schwester Agnes, nicht wahr, ein Fläschchen Wein und etwas Frühstück bekomme ich — na, der Courage wegen! — bevor die Schlacht losgeht!“ meinte er zu der ihn bedienenden Schwester, gezwungen lächelnd.

Die Schwester aber, sonst die Güte und Aufopferung selbst, die ihr ganzes blütenjunges Leben der schweren Pflege der Kranken und Elenden weihte, schüttelte sanft das Haupt: „Vor dem Chloroformieren darf man nichts genießen!“

„Es ist doch immer eine Sache! Man kann nicht wissen, wie es ausgeht! Auch einem Verurtheilten gestattet man ein Henkermahl!“

„Wenn die Operation vorüber ist, dürfen Sie essen!“ beschwichtigte ihn Schwester Agnes; „jetzt muss der Magen leer sein, weil er oft unruhig wird beim Chloroformieren!“

„Natürlich! Gehört eben auch zu meinem Pech! Schönes Vergnügen, nüchtern in den Himmel zu fahren!“ seufzte er. Dann legte er sich auf den Fahrstuhl, den man hereingerollt hatte. Ein Assistent stülpte ihm die Chloroformmaske auf den Mund, goss aus einem kleinen Fläschchen die süßlich riechende Flüssigkeit darauf und gebot ihm ruhig zu athmen und langsam zu zählen: 1, 2, 3, 4 — — — und so weiter.

Anfangs gieng dies ganz richtig, wie er in der Schule es gelernt hatte. Als er aber in die vierzig kam, hätte sein Lehrer wohl keine Freude mehr an ihm gefunden, so er ihm hätte zuhören können: „43 — 44 — 98 — 5 — 9 — 67 — 12“, gieng es bunt durcheinander, wie die Nummern auf einer Lottotafel stehen, und erstarb dann langsam in einem unverständlichen Gemurmel. Er schlief und wurde in den großen Operationssaal hineingerollt.

Feuchtwarme Luft von Carboldämpfen und menschlicher Ausdünstung herrschte hier.

Die amphitheatralisch aufsteigenden Bänke waren dicht besetzt mit neugierigen, wissensdurstigen Studenten.

Ein Wispern und Summen der Erwartung gieng durch den Saal.

Unten im Operationsraum huschten eifrige Assistenten in langen weißen Kitteln geschäftig herum; barmherzige Schwestern kamen und giengen mit Handtüchern oder legten auf kleinen Rolltischchen Instrumente und große Schüsseln mit desinficierenden Lösungen zurecht.

Einige zur Operation eingeladene Collegen in feierlicher Miene und ernstem Gehrock wurden durch das Geschiebe von Assistenten und Wärterinnen unter fortwährenden Entschuldigungen von einer Ecke in die andere getrieben.

Manchmal schlug wohl aus einer eilig vorbeibalancierten übervollen Schüssel ein nasser Guss über den Rock eines Herrn Collegen: „Bitte, das thut nichts — ist ja desinficiert! Haha!“ lächelte sauer-süß das Opfer; im nächsten unbeachteten Augenblick aber beguckte er sich den unangenehm nassen Theil: „Der Kuckuck hol' die Wichtigthuerei dieser Professoren-Lehrlinge. Als ob es mit weniger Streberhaft nicht auch gienge!“ brummt er vor sich hin und lächelt einem eben hereinkommenden Assistenten freundlich zu.

... In der Ecke am Waschbecken steht der Professor, die Ärmel seines leinenen weißen Operationsrockes über die Ellbogen zurückgeschlagen, und wäscht sich die Hände mit Seife, Bürste, Alkohol und Sublimatlösung, um glaubensfest alle Ansteckungskeime zu vernichten.

„Ein interessanter Fall!“ dreht er sich zu einem der nebenstehenden Herren, während sein Auge die Reihen der Zuhörer mustert und er mit der kleinen Bürste an den Nägeln reibt, dass der Seifenschaum weit herumspritzt. „Bin gespannt, wie er sich macht. Werde ihn natürlich veröffentlichen lassen.“

Die Vorbereitungen sind vollendet. Erwartungsvoll rücken die Studenten zusammen.

Im Saal wird es still.

Nur von einem schlecht geschlossenen Krahnen hört man das gleichmäßige Klingen fallender Tropfen, und durch das hohe Fenster dringt das fröhliche Zwitschern und Jubilieren der Vögel, die sich tollen im glitzernden Sonnenschein.

„Messer!“ tönt die Stimme des Professors.

Einige Hände reichen es ihm.

Er tritt zu dem ruhig schlafenden Kranken, dessen Lippen ein zufriedenes Lächeln umspielt, während sie lallend murmeln: „Itzig — — Abzahlung — — 36 — — 59 — — 63.“

Hilfsgewohnte Hände legen den Chloroformierten auf die Seite und stützen den schwachen Körper durch Guttapercha-Rollen und Kissen in dieser Lage.

„Aus der gestrigen Vorlesung, meine Herren, werden Sie sich erinnern, um was es sich bei diesem interessanten Fall handelt. Ich werde nun einen Schnitt machen über den Hinterkopf von einer Schläfe zur andern“, dociert der Professor trockenen Tones.

Das scharfe Messer gleitet im sicheren Zuge durch die sorgfältig rasierte Hinterhauptshaut.

„Nun schlagen wir die Haut über die Stirn vor, ziehen sie herunter — — so, — — eine Säge, bitte!“

Das weitere Erklären vergisst der Professor im Eifer der Operation. Sorgfältig, um das Gehirn nicht zu verletzen, wird der Schädel rundherum durchgesägt.

„Ist das Desinfectionswasser bereit? Nicht zu warm? Achtunddreißig Grad!“

Rastlos arbeitet er weiter. Der Schädel wird abgehoben, das pulsierende Gehirn gelöst und herausgenommen. Auf der flachen Hand zeigt es der Lehrer den Schülern.

„Legen Sie es in desinficierte Lösung, Herr Doctor Bindfaden“, wendet er sich hierauf an einen dicken Assistenzarzt mit melancholisch über das runde Fettpolster des immer freundlich lächelnden Gesichts herabhängendem, strohfarbenem Schnurrbart, und reicht ihm die weiße Masse, durch deren dünne Haut die einzelnen Windungen des Gehirns durchschimmern.

Rasch unterbindet er dann die spritzenden Schlagadern und beginnt den Studenten, deren Räuspern und Flüstern und ungeduldiges Hin- und Herrücken er nur zu gut versteht, die Operation zu erklären.

All der Assistenten, Wärter, Krankenschwestern und privilegierten Zuschauer wegen, welche den Tisch umstanden, hatten diese beinahe nichts gesehen. Darum bespricht der Professor das Gethane genau, während er mit dem Rücken der blutigen Hand den Schweiß sich von der Stirne wischt. —

Die für seine Klinik angesetzte Zeit war jedoch abgelaufen.

Einen Augenblick noch kann er die Menge mit seinem Vortrag zurückhalten, dann aber drängt sie mit mächtigem Getrampel durch die engen Bänke gegen den Ausgang.

Einige gar Wissensdurstige nur steigen in die Arena selbst hinab.

Von dem Kranken abgewandt hatte der Professor vorgetragen.

Plötzlich entstand in der Umgebung des Chloroformierten eine wachsende Unruhe.

Ängstliches Flüstern. Einige Hände versuchen den Kopf des Kranken, der wachsbleich, mit bläulichen Lippen daliegt und dessen Athem stockt, tiefer zu legen.

„Ich fühle keinen Puls mehr“, stottert der Student, dem die Aufgabe zugetheilt war, während der Operation den Arm zu halten und die Pulswelle zu controlieren.

Der Professor kehrt sich um. Rasch übersieht er die Situation.

„Weg die Chloroformmaske! Holen Sie die Zunge vor — Unterkiefer nach vorn drücken!“

Alles will helfen und stört sich dadurch gegenseitig. Mit schnellem Griff führt der Professor selber das Nöthige aus.

Künstliche Athmung wird eingeleitet; mit der Schlundsonde Luft in die Lunge geblasen.

Nach einiger Zeit hebt sich leise die Brust, die Farbe kehrt mählich in die blassen Lippen zurück.

„Die Erde hat ihn wieder!“ lächelt der Lehrer zu einem der umstehenden Collegen, der eben ärgerlich seine Manschette betrachtet, welche bei der unvorhergesehenen Hilfeleistung etwas blutig geworden war.

„Nun aber schnell die Schädeldecke gereinigt und das Gehirn wieder an seinen Platz gebracht!“

Mit Carbolschwämmen wird die Höhle ausgetupft.

„Der Puls ist noch schwach.“

„Setzen Sie die künstliche Athmung fort!“

Alles kommt in fieberhafte Thätigkeit. Rechts und links heben und senken Assistenten in rhythmischer Bewegung die Arme des Kranken. Bei jeder Senkung unterstützt ein dritter Arzt das Auspressen der Luft durch kräftigen Druck auf den Unterleib.

„Reine Schwämme — wie ist der Puls?"

„Immer noch schwach, Herr Professor."

„So, nun das Gehirn — aber schnell!"

„Athmet er? Na, wo bleibt das Gehirn?" ruft ungeduldig der Operateur; große Schweißtropfen rinnen ihm über das gefurchte Gesicht.

Der dicke Doctor bringt die weiße Masse.

Rasch wird sie in die Höhle gelegt, der Schädel darauf gepasst, links und rechts, um ihn in der richtigen Lage zu halten und das Zusammenwachsen zu begünstigen, eine silberne Naht durchgelegt und die Haut wieder darübergezogen.

„Bitte, wollen Sie die Wunde nähen, Herr Doctor Bindfaden", wendet sich der Professor an den Assistenten.

Dieser schien nicht zu hören.

Er stand in der Ecke vor dem kleinen Tischchen mit den Schüsseln voll Desinfectionsflüssigkeiten. Unbeweglich stand er da, in seinem weißen, langen Kittel, den breiten Rücken gegen den Operationstisch gekehrt.

„Zz", machte der Professor ärgerlich durch die Zähne und verlangte Nadel und Faden.

Er nähte die Hautwunde selbst zusammen.

Wie versteinert stand der Assistent immer noch vor den kleinen Schüsseln. Sein dickes Gesicht, das sonst glänzte wie ein gefirnister Eidamerkäse, so roth und fett, schimmerte kreidebleich. Stier starrte sein Auge in eines der Becken. Der Professor warf hie und da einen ärgerlichen Blick hinüber. Einer der Mitassistenten kam wie absichtslos vorbei und gab dem Unbeweglichen einen gelinden Stoß.

Er wandte sich um und sah, dass die Operation fertig und eben dicke Lagen weißes Verbandszeug dem ruhig athmenden Kranken um den Kopf gelegt wurden.

Das schien ihm unbegreiflich, ganz unbegreiflich; wieder sah er nach der Schüssel und dann nach dem Operierten, der eben mit unverständlichem Gemurmel die Augen öffnete. —

„Herrgott — Herrgott! Bin ich denn verrückt?" murmelte der dicke Doctor vor sich hin.

Dann aber fasste er mit raschem Griff die Schüssel, welche er so lange betrachtet hatte, und stellte sie in einen der kleinen Schränke, die an den Wänden für Instrumente und Verbandzeug angebracht waren.

Er schloss den Schrank hastig und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Niemand hatte sein sonderbares Gebaren bemerkt, da alle um den Kranken beschäftigt waren, den man eben auf das von Wärterinnen hereingerollte Fahrbett legte, um ihn auf sein Zimmer zu bringen.

„Oh — was ist es mir so leicht!" stieß der Operierte mit einem tiefen Seufzer aus, als er herausgerollt wurde.

Kopfschüttelnd starrte ihm Doctor Bindfaden nach.

Der Professor kam an ihm vorbei, um sich im Waschgefäß in der Ecke die blutigen Hände zu waschen.

„Nanu, nanu!" stieß er den Assistenzarzt an, — „sind Sie verliebt?"

„'s ist drin! 's ist drin!" antwortet dieser; große Schweißtropfen perlten ihm über die fetten Wangen. „'s ist drin", murmelte er, ohne den Professor anzusehen, und lief hinaus, dem Fahrstuhl nach, wie einem inneren Zwange folgend. „'s ist drin!"

Offenen Mundes schaute ihm der Professor nach, dann trat er zum ersten Assistenten und sprach leise mit ihm.

„'s wird von gestern Abend sein, da war Stiftungsfest seines Corps", meinte dieser süßlich lächelnd wie zur Entschuldigung.

Der dicke Doctor aber lief dem Fahrstuhl nach durch den langen, steinernen Gang, darin seine Tritte wiederhallten, als ob einer hinter ihm gienge. Dann links durch die Verbindungsthüre, die breite steinerne Treppe hinauf, bis in das lange schmale Krankenzimmer.

Drin tanzten lustig die glitzernden Sonnenstrahlen von den grauen Wänden auf die, an langer Röhre von der Decke hängende, milchige Glasglocke, sprangen nach dem weißen Marmorwaschtisch mit den gelbglänzenden Wasserkrahnen hinüber und warfen sich dann breit aufschimmernd auf das in eisernem Gestelle ruhende, frisch überzogene Bett. Da hinein hatte man sorgsam den Kranken gelegt.

Verwundert sahen Wärter und Wärterinnen beim Herausgehen den Doctor unter der offenen Thüre stehen, während dieser sie kaum bemerkte, sondern mit den hellblauen verschwommenen Augen immer nach dem Bett starrte.

Die junge barmherzige Schwester im schmucklosen, grauen Kleid, das widerspenstig sich wallende Haar mühsam in ein weißes Häubchen gepreßt, legte dem Operierten mit sorgender Hand die Kissen eben zurecht. Auch sie schaute mit einem verwunderten Blick aus den warmen dunklen Augen nach der zu dieser Zeit ungewohnten Erscheinung. Ein leichtes Erröthen zog über ihr bleiches Antlitz, über welches Nachtwachen und Überanstrengung im Dienste der Barmherzigkeit einen müden Schleier gelegt hatten. Das Gebaren des Doctors kam ihr vor wie eine unverdiente Controle.

Der Assistenzarzt aber sah sie nicht. Nur den regungslos daliegenden Mann mit dem turbanartigen Verband um den Kopf starrte er an. — Da — nun regte er sich wieder. — Er schlug die Augen auf. — Etwas müde erst, bis sie den fröhlich glitzernden Sonnenstrahl trafen. Da wurden sie heller. Ein Lächeln glitt über die bleichen Lippen.

„Wie geht es, Herr Esel?" fragte die Schwester mit ihrer weichen Altstimme.

„Gut, Schwester Agnes, ah so gut, so leicht und frei fühle ich mich! Ei, da ist ja auch der Herr Doctor!“

Der Angeredete wich erschreckt zurück vor dem Klang der Stimme, wie vor Gespensterruf. Dann drehte er sich kurz um. Mit beiden Händen fasste er sich in den Haaren und rannte weg, die Treppe hinunter nach dem Operationssaal.

Da war es still, wie auf einem Schlachtfeld nach dem Abzug der Kämpfenden.

Verbandsstofffetzen, blutige Watte, Handtücher, Instrumente lagen auf dem Operationstisch und dem nassen Boden herum; Schüsseln und Becken blinkten von den verschiedenen kleinen Tischchen; die gelben Zuhörerbänke stiegen einsam gähnend fast bis zur Decke empor; durch das breite Fenster drangen mächtige Wellen flutenden Lichtes. — Draußen rauschten die blühenden Bäume, und huschten muntere Vögel, wie dunkle Schatten, zwitschernd und singend am großen Milchglasfenster vorbei.

Ängstlich schaute der Assistent sich um.

Es war niemand da.

Mit hastiger Hand nahm er den Schlüssel aus der Tasche und trat zu dem Schrank, darin er vorhin die Schüssel geborgen.

Er horchte wiederholt nach dem Gang, dann öffnete er und nahm die Schüssel heraus:

„O Gott, das ist zum Tollwerden! Ich habe es wirklich verwechselt — hier, hier liegt sein Gehirn, und der Herr Esel hat einen Wattebausch im Schädel“ — ha! ha! lachte er gepresst, während der Schreck ihm fröstelnd über den Rücken lief, — „und der Mensch lebt, — er lebt! — Er lebt!“ —

Jetzt hörte er Schritte.

Eiligst deckte er ein Handtuch über die Schüssel, nahm sie in den Arm und gieng links in das Wartezimmer.

Vorsichtig öffnete er die Thür gegen den Gang.

Niemand.

Mit einem Sprung war er draußen und den Gang entlang in seinem Zimmer, dessen Thüre er hastig hinter sich verriegelte.

— Die Schüssel stellte er auf den Tisch und sank schwer auf das Sofa:

„Ist es ein Traum oder Blendwerk der Hölle? Wie war es doch?“

Vorsichtig lüftete er das Tuch von der Schüssel und tappte die Masse mit den Fingern zagend an: Cerebrum, Cerebri, das Gehirn — wirklich und wahrhaftig. —

Wie war es doch? — Richtig — ja —

Alles rannte durcheinander im Saal, weil der Kranke nicht mehr athmete. — Luft wurde eingeblasen — der Professor wollte die Operation schnell beendigen.

„Bitte, Herr Doctor, rasch das Gehirn“, hatte er gerufen.

„Rasch!“ — Und er war an das Tischchen gerannt. Da standen zwei Schüsseln, die eine mit weißer Watte in Carbollösung, in der anderen das gewünschte Gehirn. In der Hast griff er hinein, drückte die Masse etwas aus und brachte sie dem Professor. Der schäute gerade auf das Athmen des Kranken — und legte die Masse in den Schädel. Der erste Assistent stülpte das losgesägte Schädeldach darüber und zog die Silbernähte an — ha! ha! unglaublich! — Und hier liegt das wirkliche Gehirn! — Was nun? — Seine ganze Stellung, alles stand auf dem Spiel! Sollte er hingehen zum Professor und die Verwechslung eingestehen?

Er sprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Nein, nein! das geht nicht! Der Professor würde das nun und nimmer verzeihen — könnte es auch nicht! er hätte ja selber nachsehen müssen, er und der erste Assistent und alle anderen. — Nein! — Aber was nun? — Was nun? — Vorerst das verfluchte Unglückshirn weg. — Und schnell! —

Im Schlafzimmer standen einige Glasgefäße mit Spirituspräparaten, von denen eins paßte. Er nahm das alte Präparat heraus, legte das Gehirn dafür hinein und versteckte die Flasche sorgfältig hinter Bücher unten in seinem Schreibtische.

„Ob er wohl noch lebt?“ kam es plötzlich über den Gewissensgemarterten. „Wie, wenn er nun todt wäre, und man fände bei der Leichenöffnung die Watte — statt, — o Gott, o Gott, die Blamage!“

Schon war er wieder auf dem Gang.

Studenten, ins Colleg gehend, begegneten ihm und grüßten.

Er eilte davon, ohne sie zu sehen.

„Schau, was der Doctor Bindfaden rennt — eine ganz neue Eigenschaft an ihm!“ meinte einer der Studenten.

„Er wird wohl einer gemachten Dummheit nachlaufen!“ lachte ein anderer.

Immer eine Stufe überspringend, kam der gequälte Assistent nach dem obern Gang. Die Thüre des Krankenzimmers war geschlossen. Leise öffnete er und steckte den Kopf hinein.

„Kommen Sie herein, Herr Doctor, kommen Sie. Auch Sie gehören zu meinen Rettern!“

Es war der Kranke, der rief. Er hatte sich aufgesetzt im Bett und schlürfte eine Tasse Fleischbrühe. Auf dem Nachttisch stand ein halb ausgetrunkenes Glas Rothwein.

Doctor Bindfaden kam zögernd näher. Wie ein ängstliches Kind sich einen fremden Menschen betrachtet, der ihm Süßigkeiten entgegenstreckt, sah er den fröhlichen Herrn Esel an. Langsam verzog sich sein Gesicht

zu einem verlegenen Lächeln, das wie gefroren um den dicken Mund sich festsetzte. „So, so!“ lächelte er.

„Wie wohl und leicht ist mir jetzt!“

„So, so!“ lächelte Doctor Bindfaden noch verlegener — — „wünsche gute Genesung!“ stieß er dann plötzlich heraus und rannte aus dem Zimmer. Der Operierte legte sich dieses auffallende Benehmen auf seine Weise zurecht.

„Ein bescheidener junger Arzt!“ meinte er gegen die Schwester, die immer kopfschüttelnd nach der Thüre sah.

Sie gab ihm keine Antwort. — — — — — — — — — —

Und es geschah, was der Assistent Herrn Josef Anton Esel so sehnlichst gewünscht.

Es geschah wirklich. Er genas.

Nach einigen Tagen wurden die Nadeln aus der Wunde herausgenommen und nach vier Wochen verließ er, überströmend von Dankbarkeit, die Klinik. Allerdings musste er einige Zeit noch zum Schutze einen Blechreif um die Stirne tragen, den er jedoch durch ein schwarzes Tuch verdecken konnte. Das entstellte ihn nicht so sehr.

Herr Doctor Bindfaden aber hatte unruhige Zeiten. So oft ihn sein Chef rufen ließ, flüsterte die Angst ihm zu: „Der Mann, dem du das Gehirn gestohlen, ist gestorben — nun kommt alles an den Tag!“

Nachts im Traume öffnete sich leise die Thüre des Schreibtisches, eine weiße, grinsende Masse kam herausgewackelt — immer näher — immer näher — so sehr er sich auch sträubte — immer näher — bis sie sich centnerschwer ihm auf die keuchende Brust setzte und ihm den Athem nahm. „Ich will dir ja mein Hirn geben!“ stöhnte er in Todesangst. „Hahaha!“ lachte das gestohlene Gehirn! „Hahaha! Gehirn — Gehirn — Haha! — Watte! Watte! Alles Watte!“ In Schweiß gebadet sprang der gequälte Doctor auf nach dem Schreibtisch. Der war verschlossen.

Zur Sicherheit aber stellte er einen schweren Stuhl davor. Das Gehirn aber selbst wegzuthun, hinderte ihn eine geheime Furcht, er müsse vielleicht doch noch einmal Rechenschaft darüber ablegen. — — —

Auch die bösen Träume giengen vorüber mit der dahinwallenden Zeit.

Keine Nachricht kam von dem Operierten. Doctor Bindfaden gewann wieder sein früheres Phlegma und seine ganze Rundung. Er wurde immer dicker und fetter, und infolge seiner fügsamen Geduld und seines Vaters Vermögen sogar Professor mit der Zeit.

Sein Name ward berühmt bei den Leuten. Mit einer reichen Frau verheiratet, strebte er ruhig dem Höchsten zu: Geheimrath zu werden.

Den Herrn Esel und sein Gehirn hatte er vergessen. . . . . .

Jahre vergiengen so.

Herr Professor Bindfaden hatte viel zu thun gehabt im Semester und gieng mit seiner Frau zur Erholung in eines der glänzenden

Luxusbäder, wo ihn sein Ruf und seine schöne Frau bald mitten in die Gesellschaft brachten.

Eines Abends war großer Ball im Cursaal. Herr Professor Bindfaden zog seinen Frack mit den glitzernden Orden an und fuhr mit seiner Frau dahin.

Eine glänzende Gesellschaft aus aller Herren Länder bewegte sich durch die Säle. Brillanten, Orden, Glatzköpfe, glühende Augen funkelten und schimmerten im weißen Licht. Prächtige Roben knisterten und rauschten. Dazwischen die ziehenden Klänge eines Wiener Walzers und, wie ferne Brandung, das Geräusch der wogenden Menge.

„Verzeihen Sie — habe ich die Ehre, Herrn Doctor Bindfaden —"

„Professor Bindfaden, zu dienen!"

„Meine Name ist Eser, Baron von Eser, Geheimer Commercienrath."

Erstaunt schaute der Professor den vor ihm Stehenden an, auf dessen Arm eine üppig schöne Frau sich lehnte, die glänzenden Auges das Menschengewoge betrachtete. Er suchte in der Erinnerung. Aber er kannte die große, wohlgenährte, mit untadelhafter Eleganz gekleidete Gestalt nicht. Dies dicke Gesicht, das trotz der nivellierenden Fülle des Wohllebens seine scharfen Linien nicht ganz verloren hatte und ihn mit freundlichem Lächeln ansah, wusste er nicht unterzubringen. Der Herr machte einen gar würdevollen Eindruck mit den funkelnden Brillantknöpfen und der Ordensreihe an goldenen Kettchen.

„Wirklich, Herr Baron —"

„Aber, Herr Doc — — verzeihen Sie — Herr Professor — mein Lebensretter! — — liebe Dorothea, darf ich dir Herrn Professor Bindfaden vorstellen, der damals in der Klinik mitgeholfen hat, mich von dem mein Leben untergrabenden Kopfweh zu befreien?

„Gestatten Sie, Herr Professor — meine Frau Dorothea."

Puh! — blies der Angeredete durch die Lippen. Starr schaute er den vor ihm Stehenden an und wich unwillkürlich zurück.

Erst ein energischer Druck seiner Frau am Arm hob die Lähmung etwas auf, so dass er gedankenlos, wie es die Convention liebt, aber in wohlgesetzten, übungsgemäßen Worten seine Frau vorstellte. Dann sah er starr wieder den ihm lächelnd Gegenüberstehenden an. — —

Richtig, das war der frühere Herr Esel, dem er das Gehirn verwechselt.

Da stand er vor ihm, an den er mit Zittern so oft gedacht, etwas verändert zwar, nobler, dicker, kostbarer — aber doch er selbst, und zwar lebendig, voll und ganz lebendig.

So konnte doch ein Gespenst nicht aussehen.

Unwillkürlich schaute er nach der Stirn. Da sah man nichts als einen wohlgescheitelten Wuchs grauer Haare. — — Aber nun — —

hinten auf dem Schädel erschien wieder die weiße Masse, die so oft den Assistenzarzt früher im Schlaf gestört. Da glänzte sie wieder und wackelte und winkte ihm zu und wurde immer größer — — tausend Lichter flammten aus den Windungen, ein gellendes Kichern erfüllte die Luft . . .

„Gestatten Sie, verehrter Herr Professor, dass ich Ihnen nochmals dankbar die Hand schüttle", redete der Baron weiter, ohne in seiner Freude die Geistesabwesenheit des Professors zu bemerken, oder sie dem Umstande zuschreibend, dass er ihn immer noch nicht recht wiedererkenne.

Die Damen hatten sich von ihren Gatten losgelöst und waren schon in ein kritisches Gespräch über Toiletten und Gesellschaft vertieft, ohne dabei zu vergessen, in unbewachten Augenblicken sich selbst gegenseitig zu mustern.

„Verzeihen die Damen gütigst, wenn ich Ihnen den Herrn Professor, der in so schwerer Zeit mit Kenntnis und Aufopferung mir beigestanden, für kurze Zeit entführe, aber es drängt mich, ihm zu erzählen, wie es mir ergangen ist."

Auch der Professor machte mechanisch eine Verbeugung und ließ sich vom Baron, unter dem Arm gefasst, willenlos durch den Saal führen.

„Wie freue ich mich, Sie hier getroffen zu haben. Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, was der Herr Professor und Sie mir durch die Operation für eine Wohlthat erwiesen haben. Von jenem Augenblick an war mir leicht und wohl in meinem Kopf. Ich ward froh und gesund. Und wunderbar — von jenem Augenblick an auch kehrte das Glück wieder bei mir ein, das so lange mich gemieden.

Ein ferner Verwandter, Besitzer großer Industriewerke, von dessen Existenz ich kaum eine Ahnung gehabt hatte, starb, und mangels näherer Verwandten wurde ich Haupterbe. Ich übernahm die Werke und heiratete meine schöne Frau. Mein Vermögen vermehrte sich immer mehr, meiner Wohlthätigkeit wegen wurde ich geadelt, mit der Erlaubnis, meinen Namen zu ändern. — Sie werden die kleine Eitelkeit begreifen, Herr Professor, schon meiner Frau wegen — und nun bin ich reich, glücklich und geehrt. Das verdank' ich alles, neben Ihrem damaligen Chef, Ihnen. Sie haben das Glück in mein freudloses Leben eingeführt!"

Ganz so klar schien das dem Herrn Professor Bindfaden doch nicht, während er, von allen Seiten gestreift und gestoßen, von dem fröhlich und laut sein Leben erzählenden Baron durch die Säle gezogen wurde. Er fühlte kaum das Gedränge, er hörte auch kaum, was sein Nachbar alles sprach, dem er nur, wenn dieser ihn bei einem lebhaften Worte an sich zog, ein eintöniges: „So, so" oder „sonderbar, sonderbar, gegen alle Gesetze der Physiologie!" dazwischen warf, so dass ihn der Sprecher doch endlich erstaunt ansah. Etwas mehr Interesse hätte er geglaubt erwarten zu dürfen.

Er konnte ja nicht wissen, wie es dem armen Herrn Bindfaden zumuth war, und dass Saal und Leute und Musik, einem Brummkreisel gleich, ihm durch den Kopf fuhren, aus welchem Chaos bloß die weißen Glocken der elektrischen Lampen wie lauter boshaft grinsende Gehirne vor seinen Augen herumtanzten.

Endlich, als er gar keine Antwort erhielt, sondern der Herr Professor immer nur, unverständliche Worte murmelnd, vor sich hinstarrte, wurde das Benehmen dem Baron doch zu sonderbar. Kein freundliches Wort, keine Frage, nicht die geringste Erkundigung nach seiner Gesundheit, das konnte bloß Einbildung, Wichtigthuerei sein, wie man sie bei diesen Herren ja öfters findet.

Na, und eigentlich bei Licht betrachtet, hatte der Herr Bindfaden das doch gar nicht nöthig, dachte der trotz seiner Gutmüthigkeit nun wirklich ärgerliche Baron; denn der Herr Bindfaden war doch am wenigsten schuld gewesen, dass die Operation gelungen war: eigentlich hatte er ja bloß Handlangerdienste geleistet.

Durch keine Silbe störte der Professor das aufsteigende Grollen. Darum führte der Baron ihn missgestimmt zu dem Platz, wo sie die plaudernden Damen gelassen hatten.

Diesen that es wirklich leid, schon gestört zu werden, mit dem Scharfblick des weiblichen Geschlechts jedoch für solche Sachen, merkten sie, dass ein gewisses Unbehagen im Verkehr der beiden Herren platzgegriffen, und machten darum keine langen Einwendungen, als man sich unter nochmaligem, freigebig ausgestreutem Flittergold von Complimenten und Einladungen trennte.

Die Frau Professorin musste ihren Mann ordentlich vom Platze wegzerren, als der Baron und seine Frau zum Gehen sich gewandt hatten, da er starr und unverwandt dem im Gedränge sich verlierenden würdevollen Paare nachsah.

„Watte! Watte!“ murmelte Professor Bindfaden erwachend vor sich hin. Sein verstörtes Aussehen machte die Frau ängstlich, sie fragte, ob ihm nicht wohl sei, ob sie vielleicht lieber nach Hause gehen sollten. Letzteres allerdings war nicht gerade ernst gemeint.

Wie der Verdurstende gierig nach einem freundlich gereichten Trunke greift, so fasste Professor Bindfaden diesen Vorschlag auf: „Ja, ja, nach Hause — komm — schnell! und morgen reisen wir ab — nicht wahr, liebe Thekla — morgen reisen wir ab — die Luft hier greift mich an — sie macht Schwindel und Kopfweh — o, mein Hirn, mein Hirn! Watte! Watte!“ ...

Am andern Tag reisten sie wirklich ab, nach Hause.

Der erste Gang des Professors zu Hause galt in seinem Arbeitszimmer den immer noch tief hinter staubigen Büchern und Acten versteckten Glasgefäß mit dem verwechselten Gehirn — es war noch da!

Alle mystischen Grübeleien und Träume, die ihn seit der Begegnung mit Baron Eser unablässig verfolgt hatten, dass vielleicht auf übernatürlichem Wege der Herr Esel in den Besitz seines Gehirns gelangt sein könnte, waren bloß Ausgeburten seiner gehetzten Phantasie gewesen. —

Das Gehirn war noch da. Aber zum längsten, das hatte er sich geschworen!

Er schellte heftig seinem Diener.

Der musste die Flasche mit dem Gehirn mitnehmen und in die Anatomie hinübertragen, für die Studenten, zum Zerschneiden in einem Curse. So hoffte er am besten die böse Erinnerung los zu werden.

Seiner glücklichen Natur gelang dies auch ziemlich.

Manchmal aber, wenn die Erinnerung an das verwechselte Gehirn doch wieder aufwachte, murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „O Wissenschaft! O Wissenschaft!“

Und es dünkte ihm fast, als hätte er selber Watte im Schädel ... Unmöglich! Er war ja Professor ordinarius publicus und besaß begründete Aussicht auf den Geheimen Medicinalrath.

Der Windlicht-Friedel.

Eine Gestalt aus dem Volke der Alpen.

Von **Peter Rosegger.**

Den Windlicht-Friedel gebe ich nicht her, der gehört zu den unveräußerlichen Mobiliarien meiner Jugendzeit. Wenn es wäre, dass der Friedel heute versteigert werden sollte, die superklugen Leute böten für ihn nicht fünf Groschen, ich aber gebe für den göttlich einfältigen lieben Windlicht-Friedel — fünf superkluge Leute.

Aufzeigen will ich ihn umsonst. Wollt ihr ihn in seinem verschossenen Schneidergewandel sehen — die Hosen zu weit, die Ärmel zu kurz, die Ellbogen zu spitzig, der Hals zu lang, der Kopf zu klein, das Gesicht aber stets glattrasiert und das schwarze Haar mit Wasser ordentlich nach rückwärts geglättet? Oder beliebt es euch, ihn in seiner Herrlichkeit zu schauen — den weiten, purporrothen Mantel umgehüllt, am Hals mit der güldenen Messingschnalle zusammengeschlossen, in den Händen die riesige Windlichtkerze? Zu letzterer Pracht und Würde kam er freilich nur an hohen Festtagen, wenn in der Kirche das Hochamt unter den sechs Männern abgehalten wurde, die in ihren rothen Mänteln mit den Wachsfackeln rechts und links neben dem Altare standen, oder in solchem Aufzuge bei der Procession das Allerheiligste begleiteten. Die dazu geeigneten Männer mussten ehrengeachtete,

sittlich unbescholtene Leute sein und mindestens fünf und einen halben Fuß Länge haben. Der Friedel war fast sechs Fuß lang, und seine Bravheit und Frömmigkeit war nicht kürzer.

In jüngeren Jahren ist das Frommsein allemal etwas schwerer, als später, und so kam es auch, dass Friedels Kerzenflamme heftig flackerte, wenn die Kellnerin vom Hospelwirtshaus auf dem Kirchenchor ihre Soli sang. Obwohl er sein Antlitz in solchen Augenblicken um keinen Preis dem Chore zugewandt hätte, sondern dasselbe unverwandt auf die versilberten Engel des Altares geheftet war, so sah er doch inwendig, dass die liebliche, buderlweiche Stimme aus jenem rothen „Göscherl" kam, aus dem sie im Wirtshaus die Schelmenliedlein sang! Ein Mann, der auf der Post beim Absenden von Gewandstücken nicht einmal den Aufgabeschein annehmen wollte, weil es ganz und gar unwürdig sei, in die kaiser-königliche Post Misstrauen zu setzen, war selbstverständlich felsenfest davon überzeugt, dass die Agatha ihm treu bleibt, weil sie einmal zu ihm gesagt hat: O, du lieber Kerl, du!" Um so schwerer war für ihn die ununterbrochene Aufrechthaltung des „unbescholtenen" Lebenswandels, der ihn zum Windlichtträger befähigte — wenn er des Abends in der wein- und leutedunstigen Wirtsstube neben der Agatha saß. Eines Abends, am Frohnleichnamstag, als der Pfarrer den Kirchenmusikanten eine Jause gab und dazu auch die sechs Windlichtträger einlud, sagte der Schneider zu einem Kameraden: „Ich geh' nicht hin."

„Wärest aber nicht g'scheit, Friedel! Ein ganzes Fass Bier thut der Pfarrer spendieren."

Darauf erwiderte der Friedel sittsam: „Will dir's wohl sagen, warum ich nicht mag. Das Mädel, das verdammte — oder was lauter! Die Lieb gibt mir keine Ruh, wenn ich das Madel seh'. Und bin ich einmal angezunden, nachher kann ich nicht schlafen."

„Hau Narr, der geht ins Wirtshaus, um zu schlafen."

„Verstanden hast mich nicht. Nachher daheim, im Bett, im einschichtigen, kann ich nicht schlafen, wenn ich einmal angezunden bin."

„Weißt du was, Friedel", sagte der andere, „da gibt's leicht ein Mittel. Nichts besser für die inwendige Hitz, als Schießpulver."

„Ich dank' schön. Derschießen, das schon nicht, wegen eines Weibsbildes."

„So mein' ich's ja gar nicht, Freund. Pulver ohne Blei ist nicht gefährlich. Wenn dich die Liebeshitz plagt, so musst du einen Löffel voll Schießpulver essen, das kühlt gut ab. Nachher mag sie mit ihren Katzenaugen herzündeln wie sie will auf dich — du bist sicher. Allemal. Glaub' mir's."

Gut. Als der Friedel sich nachher im Wirtshause richtig einfand und bei der Tafelrunde behaglich Bier trank und sich eine Zweikreuzer-Cigarre

dazu anbrannte, wurde er mit der Frage aufgezogen, ob er sich heute denn nicht vor der schönen Kellnerin fürchte.

„Heute nicht", gab er treuherzig zur Antwort und setzte leise hinzu: „Heute hab' ich einen ganzen Löffel voll Schiesspulver gegessen."

„Schiesspulver!" riefen sie aufspringend, „und du rauchst Cigarren?"

Vor plötzlichem Entsetzen schleuderte der Friedel die Glimmwurzen in den Winkel.

„Da kunnt' ja 's größte Unglück passieren!" rief hinten jemand aus. Die Kellnerin Agatha legte, wie schützend, ihren runden Arm um den Nacken des so süßen Joches ungewohnten Friedel und sagte: „Das wär' so was, wenn mein Friedel thät explodieren!"

Der Friedel fühlte etwas sehr Wunderliches, doch hatte er noch Geistesgegenwart genug, zur sittlichen Rettung seines rothen Windlichtträgermantels rasch aufzustehen und in die frische Luft hinauszueilen. Ruhelos schritt er nächtigerweile ums Haus herum. „Mein Friedel!" hatte sie gesagt, und dieser Arm um den Nacken! — Wie es wäre, wenn heute da beim Hospelwirt wer einen ungarischen Wein thät' trinken? Den ungarischen Wein hat der Wirt im Gartenkeller, und wenn sie ihn holen gienge! Im Dunkeln hätte er Kurasch, da wollt' er sie so hernehmen und ihr ins Ohr sagen, dass sie in acht Tagen zusammenheiraten würden. Daran knüpfte er noch Gedanken, bei denen der Windlichtmantel, wenn er ihn über gehabt hätte, in hellen Ängsten geflackert haben würde. — Der Pfarrer, überhaupt ein froher Mann, machte richtig den Anfang mit dem Ungarischen. Die Agatha kam mit der Flasche gegangen. Doch, wie er ihr bescheidentlich und wonnesam nahen will, steht der junge Lackel da, der Fuhrmann Wendelin, der packt sie um die Mitte und küsst sie so heftig ab, dass er dabei ganz schnaufend wird. Sie hat sich nicht wesentlich widersetzt, und dieses Ereignis hat auf den Friedel abkühlender gewirkt, als der Löffel voll Schiesspulver.

Der Fuhrmann Wendelin, trotzdem er gotteslästerlich über die neue Eisenbahn schimpfte, war zufällig ein anständiger Bursche. Als er sah, dass die Eisenbahn mit Schimpfen und Fluchen nicht umzubringen war, verkaufte er seine Pferde und bewarb sich um einen Bahnwächterdienst, den er nach vorgeschriebenem Lehrcurse auch erhielt. Nun auf gutem Geleise, schimpfte er auf das rösserschindende Fuhrwerk, kaufte sich ein paar Ziegen und heiratete seine Agatha.

Dass dem armen Friedel das Herz weh that, kann nicht verhehlt werden. — Eigentlich, dass er sie nicht heiraten müsse, war ihm jetzt ohnehin recht, derlei macht immer Umständlichkeit und Aufsehen, und davon ist er kein Freund. Aber wenn er ihr nur noch durch etwas zeigen hätte können, wie gut er ihr ist — so eine zarte Aufmerksamkeit zu ihrem Ehrentage. Am liebsten wäre er mit dem rothen Mantel und der Riesenkerze am

Traualtare gestanden, aber so was kommt nur bei fürstlichen Hochzeiten vor, und Bahnwächter pflegen ganz ohne Purpur und Windlicht zu heiraten. Da gab nun ein vertrauter Kamerad, es wird wohl derselbe mit dem Schießpulver gewesen sein, ihm den Einschlag, er solle sich am Vorabende der Hochzeit in des Bahnwächters Ziegenstall schleichen, zur Hochzeitsfeier den Ziegenbock hübsch frisieren und ihm die rothen Stiefelchen wichsen.

„Du thust mich schon wieder foppen", sagte der Friedel ruhig, „aber ich will es probieren."

Und am Hochzeitsmorgen, als die Kranzjungfrauen und ihre Junggesellen, sauber mit Büschen und Bändern aufgeputzt, paarweise vor dem Hause standen, das heraustretende Brautpaar zu begrüßen, stand gleich daneben auch der zottige Ziegenbock mit feingeschnirkelten Haarlocken um die Hörner, mit einem gespitzten Schnurrbart und mit glänzend gewichsten Klauen. — Der Bräutigam war darüber schrecklich aufgebracht, was der Friedel gar nicht begriff. Es war doch in redlichster Absicht geschehen. Hätte der Ziegenbock sprechen können, so würde er ja im Namen „eines stillen Verehrers" die wärmsten Glückwünsche dargebracht haben. Aus der Knallkapsel, die der Bahnwächter ihm zum Dank für die „zarte Aufmerksamkeit" demnächst in die Wachskerze prakticieren wollte, ist auf Fürbitte der Agathe nichts geworden. Der gute Friedel wurde in ganz anderer Weise vom Verhängnisse ereilt.

Dass der Schneider Friedel nach der neuesten Mode arbeitete, konnte ihm niemand nachsagen. Die Wahrheit zu gestehen, wollte das jüngere Volk schier gar nicht mehr bei ihm arbeiten lassen. Nur die Alten hiengen ihm noch an. Nun haben aber die Alten eine üble Gewohnheit, sie verbrauchen wenig Gewand, und schließlich legen sie sich auf das Brett und verlangen einen hölzernen Mantel. Den macht der Schreiner. So hatte unser Schneider vollauf Zeit, sich ganz der Kirche zuzuwenden, dem Altare zu dienen und von ihm zu leben als ehrsamer Küster.

Da war eines Tages ein großes Kirchenfest an dem Wallfahrtsorte Waldrast. Von der ganzen Umgebung und weiter her kamen die Processionen gezogen, um ihre Kreuze und Fahnen in der Gnadenkirche aufzupflanzen und ihre Andachten zu verrichten. So wallte auch aus unserem Dorfe die Kreuzschar dahin, voran schritt der Friedel und trug die Fahne. Doch war er diesmal unstet, unruhig, ja sogar von Ahnungen geplagt. „Passet auf, ihr andächtigen Christenleut", sagte er in getragener Redeweise, „dass nichts passiert! Wo viel Menschengeschlecht beisammen ist, kann leicht was passieren. Man muss wachsam sein!" — Es hatte nämlich am Morgen, bevor er die Wallfahrt antrat, eine Vorbedeutung gegeben. Als er sich noch im Dunkeln anziehen wollte, konnte er nicht in den Strumpf. Der war zu klein und aus linder Baumwolle viel zu fein für seinen großen Plattfuß. . . . So etwas ist kein gutes Zeichen! Der Friedel musste immer daran denken, konnte

nun in der Kirche zur heiligen Waldrast zu keiner rechten Andacht kommen und kaum die letzte Messe vorüber war, griff er hastig nach der Fahne, die neben den anderen im Haltringe stak und eilte, von seiner Procession gefolgt, zu den Thoren hinaus und fort über die Almen. Weit waren sie nicht gekommen, als sie von einigen kernfesten Männern eingeholt wurden, die den Friedel derb anfielen: Was ihn ihre Fahne angienge? Sie seien die von Lobenbach und er habe ihre Wallfahrerfahne gestohlen! — Sofort auf dem Sprunge, sich zu rechtfertigen, sah er zu seinem unendlichen Schreck, es war nicht seine Fahne, die er trug, er hatte sich an fremdem Eigenthum vergriffen, und richtig die Lobenbachische erwischt.

„Vergriffen!" sagten die Lobenbacher, ihre schöne Fahne mit den Goldborden sehr heftig an sich reißend, „wir sind nicht überzeugt, aber wir wollen es glauben. Der muss schon ordentlich vernagelt sein, der die alte, schäbige Zwilchfahne von unserer seidenen nicht auseinanderkennt!"

Der Friedel war sprachlos. Die Wallfahrtsgenossen seines Dorfes entschuldigten ihn, auf dem Kopfscheitel habe selbst der gescheiteste und umsichtigste Fahnenträger keine Augen, und sie selbst hätten den Irrthum auch nicht bemerkt, weil sie die grüne Alm und das schöne Vieh darauf angeschaut hätten.

Zur Stunde hatte der Friedel sein Amt ganz leidenschaftlich abgelegt. Er sei zu nichts mehr zu gebrauchen.

Dieser Ansicht war die Nähterin Victoria nicht, obschon sie doch auch ihre Lebenserfahrungen hatte. Die Nähterin Victoria meinte, zu brauchen sei er schon, der Friedel, aber Anleitung müsse er haben. Die wohlmeinende Person hat nachher diese Aufgabe übernommen.

Dürfen wir vor dem Abschiede den Schneider der Nähterin anvertrauen? Eheliche Ehrsamkeit wird wohl um Gotteswillen den Purpurmantel nicht gefährden! Unverlässlichen Händen aber möchte ich meinen Friedel nicht überlassen. Vor allem muss sie sich gesagt sein lassen, des Morgens als die erste auf zu sein, damit er beim Anziehen nicht wieder in einen unrichtigen Strumpf gelangt.

Sommernacht.

Komm in den Wald! — Schon, leichten Fußes, schreitet
Geräuschlos uns voran Allmutter Nacht.
Den dunkelblauen Sammetteppich breitet
Sie auf den moosigen Boden weich und sacht.
Der letzte Sonnenpfeil prallt von den Wänden
Der Berge machtlos ab im Lichtgefecht —
Scheu kämmt das Mondlicht mit den Silberhänden
Der blassen Birke hängend Haargeflecht.

Komm in den Wald! — Die letzten Lichter löschen
Verzitternd aus; das Dunkel rinnt und spinnt...
Still wird es ... nur von sonnentrunk'nen Fröschen
Trägt her ein Lied der warme Sommerwind.
Jetzt ist der Wald dem Menschen freigegeben,
Er nimmt uns auf in seinen grünen Arm —
Die Außenwelt schläft ein, das Innenleben
Erwacht, und fliehen seh'n wir Leid und Harm.

Die Tage, die sich wider uns verschworen,
Zerschmelzten uns im Sonnenglanz das Glück —
Nacht bringt, was die Vergangenheit verloren,
An Lieb' und Leben treulich uns zurück.
Die Nacht gehört den Sternen und der Liebe,
Dem Frieden und dem Traum gehört die Nacht —
Entfloh uns auch das Glück im Weltgetriebe,
Die Liebe bleibt uns, die uns glücklich macht!

Richard Zoozmann.

Rückkehr zur ländlichen Natur.

(Antwort auf eine Zuschrift.)

Geehrter Herr!

Sie legen mir in einem ausführlichen und aufgeregten Schreiben Ihre Weltanschauung und Ihr Lebensprogramm vor und fragen mich nach meiner Meinung, ob man damit glücklich werden könne. Hunderte der Menschen von heute höre ich sprechen aus Ihren Zeilen, darum soll die Antwort eine öffentliche sein.

In der Großstadt wollen Sie leben und glücklich werden wollen Sie! Wenn Sie ein wohlhabender Alltagsgeselle sind, so dürfte es Ihnen gelingen. Wenn Sie jedoch, Ihren Mittheilungen nach zu schließen, ein tieferer Mensch sind, dann finden Sie in der Großstadt Ihr Genügen niemals, außer Sie haben einen ernsten Beruf, der Sie zur Arbeit und Entsagung zwingt. Sie scheinen aber frei zu sein und Geld zu haben. Es wundert mich, dass Sie sich an mich wenden, dessen Vorliebe für das Bauernthum Ihnen nicht gefällt. Nun, es ist ja auch nicht so, als ob ich gerade im Bauernthum das Heil erblickte. Im heutigen schon gewiss nicht mehr. Es handelt sich in unserem Falle nicht um die Gegensätze „Bauer“ und „Herr“, es handelt sich um die Gegensätze Land und Stadt. Sie behaupten, dass die Rückkehr zur Natur nicht möglich sei, oder mindestens, dass sie einen Rückschritt bedeute.

Warum soll es nicht möglich sein, die besten Dinge unserer Zeit mit dem ländlichen Leben zu vereinigen, dem verhängnisvollen Übergewicht geistiger Bethätigung ein erkleckliches Maß körperlicher Arbeit entgegenzustellen? Warum ein Rückschritt, den stinkenden Stadtqualm mit frischer Landluft zu vertauschen, die Menschenmassen aus den Städten zu zerstreuen, aufs flache Land zu gesünderen Zuständen zu bringen? Zum mindesten bestreite ich, dass es freien, wohlhabenden Personen nicht möglich sein soll, mit sich selbst die Wandlung vorzunehmen. Nicht, als ob solche Leute ihr Brot mit körperlicher Arbeit erwerben sollten, als vielmehr, weil ein gewisses Maß von körperlicher Arbeit zur Gesundheit und Lebenswürze nöthig ist. Gefiele Ihnen das nicht, auf einem wohl eingerichteten Schlosse oder Landhause zu leben, durch unsere zahlreichen Verkehrsmittel jeden Augenblick beliebig verbunden mit der Stadt, unter Beihilfe unserer Erfindungen mit allem Angenehmen versehen, das Naturleben zu beobachten, in Garten, Feld und Wald zeitweilig Hand anzulegen und sich in gesammelten, stimmungsvollen Stunden der Kunst und Literatur zu widmen? Die großen und ganzen Menschen haben es stets gerne so eingerichtet und damit sich und ihrem Wirken ein gedeihliches Ebenmaß gestellt. Das wirklich Beste des Stadtlebens mit dem Landleben zu vereinigen, das wäre die „Blüte der Cultur“. Sie aber nennen die moderne Großstadt mit ihrem G'schnas und ihren giftvollen Genüssen die Blüte der Cultur! Oho, das ist nicht Blüte, das ist Fäulnis. Großstadtleben ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch beständigen Zufluss ländlicher Kräfte.

Sie sind schwer in den Vorurtheilen des Stadtmenschen befangen, Sie meinen, das Stadtleben sei die normale Menschenexistenz, alles andere sei so ziemlich Nebensache. Ein Waldbauer kann über seinen Bezirk kaum beschränkter denken.

Ich habe ein halbes Jahrhundert das Bauernthum und das ländliche Leben mitgelebt, beziehungsweise beobachtet und nebenbei über dreißig Jahre lang das Stadtleben genau kennen gelernt. Vom Glanze der Stadtcultur, von der Süßigkeit städtischer Verweichlichung zeitweilig berauscht, habe ich mich oft losreißen wollen von meiner ursprünglichen Ansicht, aber allemal hat es mich wieder zurückgerissen zur Überzeugung, dass große Städte das Unglück der Menschheit sind. Ich gebe zu, weil, durch die Geschichte belehrt, man es zugeben muss, dass die Großstädte zeit- und ortweise für die Menschheit eine Naturnothwendigkeit sind, so ähnlich, wie an einem ungesunden Körper sich Geschwüre bilden können, die aber dann rückwirkend den ganzen Körper vergiften. Aber ich verstehe nicht, wie vernünftige, ernste Menschen der Großstadt das Wort reden und sie die Höhe der Civilisation nennen können.

Ich schwärme nicht für das Land, als ob dort alles gut wäre, aber ich hasse die Großstädte, weil es in denselben noch unvergleichlich schlechter ist. Vor allem, weil dort die Menschen unglücklich werden. Unglücklich, nicht

etwa, weil sie arm sind oder krank, nein, gerade in ihrem Überfluss, in eigenliebiger Körperverzärtelung und unfruchtbarer Geistesüberbürdung werden sie verstimmt und seelisch elend. Unzufriedenheit gibt es schon überall, aber in den Großstädten wuchert sie am wildesten. Was hilft es, dass die Statistik uns eine durchschnittliche Verlängerung des menschlichen Lebens verbucht, wenn die Neigung zum Selbstmorde wächst!

Sie sind ja ein solcher Stadtmensch, „dem nichts fehlt", und Sie fragen mich, den einfältigen Landapostel, was Sie thun sollen, um glücklich zu werden. Sie sind genussshungerig, ohne herzhaft genießen zu können, ruhelos, ohne eigentlich zu wissen, was Sie erjagen wollen, unzufrieden mit sich selbst und doch zu muthlos, um Tüchtigkeit und Zufriedenheit anzustreben. Es fehlt Ihnen die Zuversicht, und der moderne Fatalist kann nicht glauben, dass er selbst etwas zu seinem und der Menschheit wirklichem Wohle beitragen kann. Er raisonniert und raisonniert und versumpft im Pessimismus. Was meinen Sie denn, dass die Hauptsache des Lebens sei? Fein zu wohnen? Elegant sich zu kleiden? Auf der Elektrischen zu fahren? In luxuriösen Räumen Sect zu trinken und kostspielige Cigarren zu rauchen? Alles Neueste der Kunst und Literatur und anderer Richtungen kennen zu lernen und darüber zu kritisieren? Im übrigen ein artiges Benehmen zur Schau zu tragen und gelegentlich sentimental zu sein? — Nach meiner Meinung kommt es vor allem darauf an, dass man sich kräftig des Lebens freue. Diejenige Cultur ist die edelste und blühendste, die uns Gesundheit und D a s e i n s l u s t gibt. Einst, heißt es, hätte man das unmittelbar erreicht, es war der Naturzustand. Heute kann Gesundheit und Daseinslust durch Bildung und wahre Gesittung erreicht werden, aber nicht durch Überbildung und nicht durch theoretisches Spintisieren. Wahre Lebensfreude beruht auf Gegenseitigkeit, darum gehört auch thatkräftige Nächstenliebe dazu. Auch lebendige Herzensreligion trägt viel zur Lebensfreude bei.

Verschließt man sich diesen Wahrheiten nur deshalb, weil sie alt sind? Ich glaube vielmehr, dass es unsere Aufgabe wäre, diese alten Wahrheiten wieder populär zu machen, den Glauben an sie zu kräftigen. Und wer als moderner Mensch schon nicht glauben k a n n an die Rückkehr mit der Bildung zu Natur, der sollte sich diesem Glauben wenigstens nicht feindlich widersetzen, dem Ideale sich nicht principiell entgegenstellen. Es ist das Erbärmlichste, sich und die Zukunft gleichsam mit einer gewissen schmerzlichen Wollust aufzugeben, in einer faulenden Civilisation zugrunde gehen zu wollen. Dazu haben sich die großen Geister doch nicht angestrengt, die Menschheit zu sittigen.

Ich würde als Gesetzgeber das Wachsthum der Städte möglichst erschweren, das Leben auf dem Lande möglichst begünstigen. Ich würde nicht Unterrichtsanstalten, Kasernen, Krankenhäuser, Fabriken, Kunstinstitute, Behörden u. s. w. in e i n e Stadt concentrieren, sondern all derlei im Lande

möglichst vertheilen. Ich würde productive körperliche Arbeiten bevorzugen und ehren, ich würde die Wohlthätigkeit nicht sosehr in den Städten, als vielmehr auf dem Lande organisieren und protegieren und ich würde es ins Volksbewusstsein rufen, dass es würdig und vornehm ist, auf dem Lande zu wohnen und auch mit seiner Hand zu arbeiten. Und wenn wir so die wirkliche Cultur in Kunst und Forschen, bereichert mit allen Erfindungen, Entdeckungen, auf das Land verpflanzen, dort zweckmäßige Wohnstätten bauen, entsprechende Nahrung genießen, Körper und Geist harmonisch bethätigen und ergötzen — so möchte ich doch sehen, ob das Rückschritt ist!

Rousseaus Rückkehr zur Natur hat einst zur Revolution geführt. Unsere Rückkehr zur Natur wird eine Reform bedeuten. Aber sie kann nicht auf dem Wege ruhiger Entwickelung vor sich gehen, solange man an ihre Möglichkeit nicht glaubt, sondern ihr cynisch entgegenarbeitet.

Das zwanzigste Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, wird ein Zusammenbruch und eine Wiedergeburt werden. In welchem Sinne, das ist mir nicht zweifelhaft.

Mein Rath ist der: Wenn Sie gesund und zufrieden werden wollen, so kehren Sie zurück zur ländlichen Natur, um dort als gebildeter Mensch Körper und Geist in richtigem Ebenmaße zu beschäftigen. R.

Ausflug auf den Plesch.

Etwas für die Grazer vom Herausgeber.

Unser unvergessener Johann Kleinoscheg, der sich an Schönheiten der Umgebung von Graz nicht genug sehen konnte, hätte am liebsten auf dem Schlossberge einen 500 Meter hohen Aussichtsthurm gebaut. Die Grazer wollen aber nicht so hoch hinaus, sie lieben einen engeren Horizont und gedenken sogar eine zweite Schlossbergbahn anzulegen, damit einer, der an der ersten hinauffährt, an der anderen Seite alsogleich wieder herabkommt.

Wir hatten dies Jahr einen charmanten April und da suchte ich des Spasses halber einen Berg, der mir den durchgefallenen Schlossbergthurm ersetzen und mich so an 500 Meter hoch über die „Liesel“ emportragen möchte. In der nächsten Umgebung von Graz ist keiner zu haben; den Schöckel wollte ich nicht ansprechen, der hat schon die touristische Hochschule studiert und schaut einen Mittelgebirgsbummler über die Achsel an. So gieng mein Weg gen Nordwesten, dort gibt es Berge zum Aussuchen. Nach einer Stunde von Graz aus beim Stifte Rein, dort wusste man nichts Neues. Aber hinter den bewaldeten Kuppen oben stand ein kahles Haupt — der Pleschkogel.

Der hat eine Höhe von 1064 Metern, das genügt für den Monat April. Von Rein aus kann man ihm durch zwei Gräben ganz bequem bei, und auch durch einen dritten Weg, einen Fußsteig den Bergrücken hinan, der zwischen den zwei Gräben liegt. Wir — ich war zu dreien — wählten den Graben zur Linken, dessen Sohle eine schöne Wiese ist und an beiden Hängen gemischter Wald, Buchen und Fichten. Alles Stiftsgut, denn die geistlichen Herren haben sich einst das Schönste ausgesucht und seither nichts mehr davon hergegeben. Und recht haben sie gehabt. ich thäte es auch, wenn's sein könnte. Ich gebe schon darum das Schönste und Beste nicht her, weil ich's nicht habe.

Also über die grüne Wiese und an der linken Berglehne den Wald hinan. Die Straße steigt stark, sie ist schattig, und das kommt dem Fußgeher zugut, aber dem Wagen zu schlecht, weil der lehmige Grund nicht austrocknen kann. Nach einer Stunde von Rein aus ist man beim Klöckelwirt, wie die Generalstabskarte sagt, oder beim Glöckelwirt, wie das Volk wissen will. Man weiß nie, wer recht hat, wenn die beiden sich widersprechen, ich bin geneigt, den Einheimischen recht zu geben, denn die löbliche amtliche Generalstabskarte hat sich schon zu oft geschnitten. Aus dem Walde hervor und auf den Bergrücken getreten, geht plötzlich der Gesichtskreis auseinander. Gegen Süden und Osten hin wird das Auge fliegend und stößt nirgends mehr an. Auf dieser Höhe steht das Glöckelwirtshaus, das ist ein altes, großes Bauerngut; es thut einem ordentlich wohl, endlich wieder einmal ein Bauernwirtshaus nach altem Schlage zu finden. Wein, Brot, Butter, Hausgeselchtes, mehr nahmen wir gar nicht in Anspruch, aber das war prächtig und weckte unsere Wanderlust ganz unbändig. Von oben her winkte uns schon die grüne Kuppe des Plesch zu. Aber es gab noch ein steiles Stündlein hinauf, und bei den vielen Wegkreuzungen ward uns die rothe Markierung zum wahren Seelenfrieden, obschon sie uns nicht immer die bequemeren, sondern oft die steileren und sonnigeren Wege gehen hieß. Die Aprilsonne spielte sich auf die Julisonne hinaus, aber eine östliche Brise ward Ohrenbläserin: wir sollten uns nichts daraus machen, wir wären schon 800, 900, 950 Meter hoch, und auf einmal waren es 1000, und vor uns lag das Pleschwirtshaus auf der Höhe. Das ist ein stattliches Almbauernhaus, das seine Fenster nicht mehr in die Grazer Gegend herab richtet, sondern nach der anderen Seite hin gegen den hohen Gebirgszug, der vor lauter Ferne noch ganz blau ist. Tief unten auf einem Hochplateau ruht das Dorf St. Pongratzen und weiterhin Graben an Graben, Kessel an Kessel, worin sich kleine Ortschaften bergen zwischen dunklen Schachen, blühenden Obstgärten, grünen Wiesen und braunen Feldern. Das Pleschhaus ist eines jener Alpenwirtshäuser, das noch kein Fremdenbuch und keine Ansichtskarten hat. Ich war entzückt. Die Wirtin that übrigens gar nicht darnach, als ob ihr Gäste willkommen wären, sie hatte eben mit der

Abfütterung ihres zahlreichen Gesindes, dem sie Kraut, Strudel und Rauchfleisch in großen Schüsseln vorsetzte, so dringend zu thun, dass sie nicht noch dazu fremde Leute gut brauchen konnte, die das begehren, was man nicht hat, und das nicht mögen, was das Haus bieten kann. Solche waren wir aber nicht. Der Grad der Reinlichkeit des Tisches, des Nudelbrettes, des Herdes, des Geschirres, der Wirtin, bestimmt mich in Bauernwirtshäusern, ob ich Table d'hôte speise, das heißt, von der Hausmannskost des Gesindes verlange, oder — weiche Eier bestelle. Beim Pleschwirt bestellte ich weiche Eier. Sie mundeten ausgezeichnet, und dann vorwärts. Rechterhand hin, oder dem geographischen Leser zuliebe, gegen Nordosten, über glatte, weiche Almenmatten. Ein sanfter Kogel war zu umgehen, eine milde Thalung zu überschreiten, dann das letzte Rücklein bergan — aber alles zahm und lachend. Zwanzig Minuten vom Wirtshause, und wir waren oben. Ganz oben, wo es zu allen Seiten niederwärts geht. Höher kann man nicht, kann der größte Streber nicht. Mir war's gerade hoch genug, ich hatte meine 500 Meter über dem Grazer Schlossberg, und mehr wollte ich für diesmal nicht. Nach Südosten hin die Aussicht unbeschränkt; wenn's das Auge vermag, so liegen die Höhen Ungarns und Croatiens zu Füßen. Mein Auge bohrte sich durch blauen Höhenrauch nothdürftig Bahn bis zu den Höhen bei Gleichenberg. Die steil aufsteigende Riegersburg war ein so blasses Kantlein am Horizont, dass es kein Landesunkundiger hätte bemerken können. Und Graz, das kaum 20 Kilometer vor mir dort hinten liegt, sieht man gar nicht. Der Plabutsch, dieser Schelm! Weil er verschmäht wurde, so sagt er: Ihr sollt auch von eurem „hohen" Berge aus Graz nicht sehen, und stellt sich mit seinem breiten Walfischrücken davor. Hingegen lacht das Thal von Judendorf und Gratwein gar vergnügt herauf mit seinem braunen Murbande, und die Eisbachteiche kokettieren zwischen ihren waldigen Hügeln, als wären sie wahrhaftige Wildseen von Gottesgnaden. Hinten erhebt der Schöckel mit seiner aus der Gegend mächtig aufsteigenden Massigkeit ein Geschrei: es wäre der Höchste im Gau! Weiter oben der Lantsch stellt sich affectiert auf die Zehen, dass er mit seinem scharfen Schlafhaubenzipflein herüberlugen kann über die Waldhöhe. Denn es muss gesagt werden, dass der Plesch um die Oberherrschaft in dieser Gegend stark zu kämpfen hat. Von den Nachbarsbergen reckt der eine das Haupt zu hoch, der andere die Schulter, der dritte den Ellbogen, so dass der gute Plesch sich durchaus nicht unangefochten seiner Rundsicht freuen kann. Aber den freien Blick auf die Murthaleralpen behauptet er doch. Der ganze hohe, zu solcher Jahreszeit noch schneebedeckte Zug von der Hochalpe bis zur Stubalpe, mit seiner Culmination, der winterlichen Gleinalpe, steht vor uns. Ich sage nicht, er liegt vor uns, sondern er steht. So hoch ragt er auf über alles Mittelgebirge der mittleren Steiermark. Weiter hin im Südwesten, gut ein halb Dutzend Thäler dazwischen, grenzt der Koralpenzug das Kronland

und die Fernsicht ab, weil jenseits der Berge ein anderes liegt, das sich von unserem Plesch aus nicht in die Karten blicken lassen will.

Ich hatte einen Überrock mitgenommen und ein Wollentuch und einen Regenschirm. Das waren Wichtigthuereien. In bloßen Hemdärmeln hätte man diese Partie machen können; je höher man hinaufkam, desto wärmer schien die Sonne, an der man ja neuerlich keine Flecken mehr sieht; Frau Sonne scheint sich doch besonnen zu haben, dass eine Persönlichkeit, die von der ganzen Welt beobachtet wird, einen makellosen Lebenswandel zu führen hat. — Die Bächlein rieseln lau aus den Schluchten und sah ich's nachher auf dem Rückwege, wie bei Rein sich Kinder in einem Tümpel badeten, eins darunter ein fermes „Nackerbatschi“; ich fürchte aber, die von ihm vorzeitig eröffnete Badesaison wird ihm — wenn schon keinen Schnupfen — so doch einen — Schlaganfall von Seite der Eltern zugezogen haben. Das hat alles die übergnädige Aprilsonne auf dem Gewissen. — Doch zurück auf den Plesch. Ich hatte mich auf der Bergkuppe hingelegt ins weiche junge Gras mit seinen überall hervorlugenden Blümlein, weiß und blau und gelb. Es ist redliche Alpenflora und im Juni kommt das liebe Kohlröschen. Ich hatte dem Lüftchen zugehört, das in den nahen Baumwipfeln leise flüsterte, ich hatte ins Himmelsrund hineingeblickt, in welchem hoch die sommerlichen Wölklein standen. Über dem Schöckel hatte sich eine weiße Riesenburg aufgethürmt, mit breiten Terrassen, hohen Kuppeln und spitzen Thürmen, aber es thaten sich bald überall Fenster auf, durch die der blaue Himmel guckte. Über der Gleinalpe suchte sich ein bleigraues Gewitter zusammenzuschweißen, aber die Wolkenränder waren eitel Licht und begannen sich sachte auszufransen in zarte Strähnchen und Fäden.

Nach städtischem Lärm im Frühjahre das erstemal so im Hochfrieden der Berge zu ruhen, wieder dort anzufangen, wo man im Herbste des Vorjahres wehmüthig aufgehört hatte, wieder zu finden, dass die Natur nicht älter geworden ist, dass an ihr nichts hängen geblieben ist von den Erbärmlichkeiten der Menschenwelt, dass sie in jedem ihrer Lenze nagelneu aus der Hand des Schöpfers hervorgeht — das macht frisch und freudig! — Man treibt's ja so nicht lange. An zwei Stündlein so, dann war's uns schon wieder um die „Erbärmlichkeiten der Menschenwelt“ zu thun, und ob wir in Gratwein den Zug nach Graz nicht versäumten!

Niederstiegen wir nicht mehr über den Glöckelwirt, sondern durch den Pleschwald in den Mühlbachgraben. Der schattige Waldkessel mit dem weichen Grün seiner junggrünenden Buchen that nach dem grellen Lichtbade dem Auge wohl. Und so schlenderten wir balde thalhin zwischen den Waldhängen, über Wiesen, am Bächlein bis zum Stifte Rein. Eine halbe Stunde später auf dem Bahnhofe zu Gratwein.

Für muntere Grazer Sonntagsausflügler macht sich die Partie so: Von Graz ab mit Zug, um sieben Uhr früh, von Gratwein um siebeneinhalb

Uhr zu Fuß ab, um acht Uhr in Rein, um neun Uhr beim Glöckelwirt. Dort ein Imbiss, aber nicht zu lange sitzen bleiben, weil die Sonne von Minute zu Minute heißer brennt und der weitere Aufstieg stellenweise kahl ist. Vom Glöckelwirt bis zum Pleschwirt messen die Ortsassen dreiviertel Stunden, ich gebe gerne eine Stunde, denn der Weg ist stellenweise steil. Um eilf Uhr jedenfalls beim Pleschwirt auf der Höhe. Und wem's auf der Alm gefällt, der kann von einer Kuppe zur andern gehen, er kann ein paar Stunden lang über die Höhen hin wandern, im Stübinggraben absteigen und dem Bahnhof in Kleinstübing zutrachten. Ich mache aber darauf aufmerksam, dass so ein Bergrücken sägezähnig ist — auf und ab, auf und ab, und man im Stübinggraben am Ende noch eine langweilige Thalwanderung hat. Als gewissenhafter Touristenführer rathe ich, sich auf dem Plesch ganz beliebig bis sechs Uhr aufzuhalten, um noch immer bequem vor achteinhalb Uhr in Gratwein zu sein beim Abendzug.

Von einer Anstrengung bei dieser Partie ist keine Rede, außer, man sucht sie willkürlich auf, verlässt die guten, markierten Wege, verirrt sich in Busch, Strupp und Schlucht, kommt an steile, weglose, sonnenglühende Hänge, bis man endlich zu schimpfen anhebt, was denn an diesem dummen Plesch eigentlich dran sei, dass überhaupt die ganze Bergkraxlerei ein Unsinn ist und dass man einen nicht sobald wieder dran kriegt. — Ich gehe am liebsten den glatten Weg, möglichst mühelos auf den Berg, komme frisch und unermüdet oben an und genieße dann mit vollen Zügen die Poesie der Höhen. — Wenn ich unterwegs aber doch ungeschickterweise einmal auf Um- und Abwege gerathe, weglos und erhitzt hin- und herlaufe und am Ende nichts Rechtes habe, als Ermüdung und Unmuth, so schimpfe ich natürlich auch, aber nicht über den Berg, sondern über mich selbst. Und sollte es einen um sich selbst schon allzu leid thun, so kann man ja über eine unrichtige Karte, oder über die schlechte Markierung schimpfen. Jedenfalls schimpft sich's in der frischen Luft gesünder, als in der dunstigen Stadt. Aber es jodelt und jauchzt sich auch besser.

Natur- und Volksleben in den Karpathen.

Von **Rudolf Bergner.**

(Schluss.)

So hochinteressant wie das Völkergemisch in den Karpathen, so fesselnd und so vielgestaltig ist auch die Thierwelt. Im Herzen des karpathischen Waldgebirges, an der Grenze Ungarns und Galiziens, sagte man mir vor zehn Jahren, dass noch Urwälder vorhanden seien, das heißt Waldungen, in denen noch nie der Schlag der Axt erklungen. In solchem Gebiete haust viel Raubzeug. 1775 schoss man bei Udvarhely den letzten Auerochsen, prachtvolle Exemplare des Luchses und der Wildkatze jagen das Haarwild, und in den Lüften ist unbestrittener Herrscher der Adler. Auf den zerrissenen Felsen des Retjezat aber, hoch über dem herrlichen Hatzeger Thale, wohnt die Gemse, und der Gebirgsfreund und Jäger kann hier noch Rudeln von 50 bis 80 Stück wahrnehmen. Ebenso zahlreich ist das anmuthige, scheue Geschöpf im Fogaraser Gebirge, während es in der Hohen Tatra sich bedeutend vermindert hat. Birk-, Auer- und Haselhühner erfüllen die Wälder eines Gebietes, in dem unsere Vogelschutzbestrebungen noch unbekannt sind. Und schön sind diese jagdreichen Waldungen. Mir kommt bei der Erinnerung immer wieder in den Sinn, was der Münchner Franz von Löher in seinem Buche gesagt hat. Er erzählt, ein Engländer habe sich einstens in dies Waldland verirrt, er habe Freundschaft geschlossen mit des jetzigen Oberforstmeisters Vorfahr und jahrelang den Hirsch und den Bären gepürscht. Und als er endlich abberufen worden, da habe er sich begraben lassen auf einer riesenhaft in den blauer Äther ragenden Bergkuppe, weithin sichtbar in die Lande.

Siebenbürgen verdankt seinen Namen offenbar den sieben hölzernen Burgen, welche der deutsche Ritterorden vor siebenhundert Jahren einst hier erbaute, es hieß auch Transsylvanien, das Land jenseits des Waldes, eigentlich aber sollte es das Bärenland heißen. Noch jetzt werden, wie vor 40 bis 50 Jahren alljährlich 50 bis 80 Bären in Siebenbürgen geschossen, und die Zahl der getödteten Wölfe beläuft sich jährlich auf 700. Wie oft hat man mir klagend Plätze gezeigt, an denen der Bär in die Kuhherde gefallen und zerrissen, was den Stolz und die Hoffnung armer Leute bildete. Die Wölfe aber richten im Winter nicht nur in der Thierwelt schreckliche Verheerungen an, es fallen ihnen auch jeden Winter viele Menschenleben zum Opfer.

Ein Glöcklein ertönt über die weite Schneefläche, im Schlitten sitzt ein Pope, der mit Frau und Kind über Land fährt. Da regt sich's im Walde, ein fürchterliches Geheul ertönt, eine Schar Wölfe stürzt heran. Sie setzen den erschreckten Pferden nach, vielleicht erreicht der Schlitten das rettende Dorf, vielleicht findet man am nächsten Tage nichts als den Schlitten und Kleiderfetzen vor. Der Fall wiederholt sich alljährlich in den weiten Gebieten Osteuropas. Es sind auch Holzfäller und Gendarmen ihrem schweren Berufe zum Opfer gefallen, man fand nichts mehr, als ihre Stiefeln und ihre Geräthe. Die betreffende Gemeinde veranstaltet hierauf eine Treibjagd, bei der sechs bis acht Wölfe erlegt werden. Dabei sind diese heimtückischen und feigen Thiere im hungernden Zustande unendlich frech. Ich weiß, dass die Wölfe in einer Nacht den Kettenhund des Mauteinnehmers von Hermannstadt zerrissen, dass sie in die letzten Häuser der Karpathenstädte und von Bukarest dringen, und man begegnet des Nachts oft einem einzeln davonschleichendem Wolf.

Dem Menschen wird der Bär weniger gefährlich. Der Bär sieht schlecht, und ist er nicht verwundet oder vom größten Hunger gepeinigt, so trottet er beim Anblicke des Menschen davon. Man weiß das in den Karpathen und ist daher geneigt, den Bären nicht sonderlich zu beachten. Ich habe einmal mit romänischen Familien mehrere Wochen in einem Blockhause hoch oben und mitten im Gebirge zugebracht. Öfters erzählte uns der Waldheger, der Bär sei bei Mondenschein über die Lichtung gekommen, wir fanden auch seine Spuren bei den Himbeerbüschen, die wir öfters aufsuchten, ohne weiters davon Notiz zu nehmen. Ergötzlich ist es, was in solchen Fällen sich zuweilen ereignet. Ein altes romänisches Bauernweib stieß einst hierbei auf den Bären, der sich gütlich that. Entsetzt schrie sie auf und schlug sodann mit der Schüssel dem Bären auf den Kopf. Dieser brummte etwas und machte sich aus dem Staube. Ein andermal stellten zwei Jäger ihre Gewehre beiseite und labten sich an den Himbeeren. Sie trennten sich. Der eine vernahm ein Rascheln, glaubte seinen Kameraden in der Nähe und rief ihn mehrmals an. Da keine Antwort kam, begann er zu schimpfen und sah jetzt, wie zehn Schritte von ihm entfernt ein mächtiger Bär das Dickicht verließ.

Ist der Bär gereizt, dann kann er gefährlich werden. Verwundet, hat er manchem Jäger die Kopfhaut heruntergerissen, und Jagdunglücksfälle sind nicht selten. Solche anzuführen, würde zu weit führen, ich hebe aber hervor, dass die Bärenjagd eine Leidenschaft der romänischen Bauern bildet. Mit ihren uralten Gewehren, die mit Spagat umwickelt sind und Feuerschlösser tragen, und mit einer unglaublichen Kühnheit geht es dem Meister Petz zuleibe. Und wenn das Suchen auch drei Tage dauert, es wird nicht eher gerastet, als bis der Herdenräuber erlegt ist. Mancher Gebirgsbauer hat im Leben mehrere Bären geschossen, ich kannte einen, der sich vier getödteter Bären rühmte, noch mehr hatte ein Mann bei Rodna getödtet. Gerade er endete tragisch.

Als er eines Sonntags zur Kirche gehen wollte, stürzte der wüthende Gemeindestier auf ihn zu und spießte ihn auf. Bezeichnend für den Gebirgsromänen ist, was mein Freund Sterca de Schulutz in seiner Schrift: „Der Romäne als Jäger" erzählt. Der Alte liegt im Fieber todtkrank darnieder, der Sohn kommt vom Gebirge und bringt die Nachricht, der Bär sei in der Nähe der Herde." — „Lass mich, damit ich ihm ins Auge sehe", sagt der Alte. Der Sohn verweigert es. Am nächsten Tage berichtet er, der Bär sei in die Herde gefallen. Da erwacht der Alte aus seinen Fieberphantasien, in denen er von dem eiskalten Wasser des Buchenwaldes, von den Blumen der Poiana gesprochen hat. „Gib mir mein Gewehr und bring mich hinauf, damit ich den Bären erwarte". „Mein Vater, es wäre euer Tod", versetzt der Jüngling. „Ich habe schon drei Bären erlegt, thue, was ich dir befehle". Und der Sohn gehorcht. Oben auf dem Gebirge wickelt er den Alten in die Decke und legt sein Gewehr neben ihn. Er selbst muss hinüber zu der anderen Herde, und der Bär wird ja doch nicht kommen. Es steigt der Mond herauf, eine herrliche, zauberische Karpathennacht, klar und kalt. Am Morgen kommt der Sohn, Nachschau zu halten. Der Alte leidet nicht mehr am Fieber; er ist todt; das Gewehr hält er in der steifen Faust. Und dort, zehn Schritt von ihm liegt das Raubthier; mit der letzten Kraft seines Daseins hat der Alte es getödtet. — — —

Man glaube nicht, dass ich hier die Jagd verherrlichen wolle. Allein ich anerkenne die Nothwendigkeit der Wehrjagd, ich sympathisiere mit dem kühnen Jäger, der die Schrecken des wilden Gebirges benützt, um seine Kraft zu stählen, und der den Sperber und den Hühnerhabicht mit gutgezieltem Schusse aus der Luft herabholt. Zu verachten sind nur jene sogenannten Jäger, die in ihrer Blasiertheit hinter dem Taubenschießstand stehen und wehrlosen Tauben die Füße zerschmettern. Zu verurtheilen sind jene Leute, die anläſslich der Parforcejagd hinter dem ermatteten Hirsch sammt der Meute einherjagen, bis das gehetzte Thier zusammenbricht. Es wird in vielen Fällen geheilt und wieder verwendet. Das ist die Grausamkeit, als Vergnügungen, als Wollust betrieben. Gegen sie muss gekämpft werden. Die Menschen, die am Taubenschießstand und bei der Parforcejagd fröhlich sind, die haben statt des Herzens einen Kieselstein in der Brust, und sind keine Menschenfreunde und keine Menschenschützer! — Und dasselbe gilt von jenen englischen Cavalieren, die sich rühmen, an einem Tage oft 3- bis 4000 Hühner zusammengeknallt zu haben. Das sind keine Edelleute, das sind nicht einmal mehr Wildbrethändler, das sind Metzger, wie die Metzger nicht sein sollen! Für solche blutige und sinnlose Vergnügungen haben wir nur den allerschärfsten Tadel.

Werfen wir einen Blick auf die Hausthiere. Dieselben sind im fernen Osten meistens beklagenswerte Geschöpfe, degeneriert in der Rasse, fast wertlos, dem einzelnen Stücke nach. Abgesehen von den Gestüten und den

Pferden der Reichen ist das Pferdematerial ein erbarmungswürdiges, und wenn wir bedenken, dass die Phylloxera die großartigen Weingärten Ungarns fast vernichtet hat, so müssen wir sagen, dass von dem altbekannten Sprichworte „Ungarn ist das Land der schönen Frauen, des guten Weines und der schönen Pferde“ jetzt eigentlich nur noch der erste Theil Anspruch auf Wahrheit hat. Den kleinen Pferden stehen in manchen Gegenden die Rippen heraus, elendes Strickwerk dient als Geschirr, und doch leisten die kleinen Gebirgspferde Erstaunliches. Geduldig tragen sie den Reiter den ganzen Tag über das Gebirge, ziegenartig kletternd und sich mit dem Weiden auf der Gebirgshalde begnügend. Im Bauernhause ist ein elender Holzverschlag, in ihm steht die Kuh mit dem Kalbe den ganzen Winter hindurch, während der Wolf in der Nacht heulend und lüstern die Hütte umkreist. Trostlos liegen die Verhältnisse in Romänien. Dort kennt man für die großen Herden keine Stallungen, die Herden bleiben den ganzen Winter über im Freien. Die große Ebene ist ein einziges Schnee- und Eisfeld, Heu- und Strohhaufen sind im Freien aufgeschichtet, sind sie aufgezehrt, so muss das Vieh Grasreste unter dem Schnee hervorscharren. Für die Schafe hat man aus Weidengeflecht eine Art schiefe Mauer errichtet, da drängen sich die unglücklichen Thiere zusammen. Oft stürmt der Crivez daher, oft erreicht die Kälte 30° Reaumur und — es ist zum Erbarmen — dann erfrieren die Rinder zu Tausenden, und man findet, dass das Mark in den Knochen gefroren ist. Ich habe mit den maßgebendsten Persönlichkeiten Romäniens über dieses Thierelend gesprochen, sie sagten mir achselzuckend: Was thun? Das Vieh hat keinen Wert, Stallungen würden mehr kosten, als das Vieh wert ist. Im Frühjahre treten die großen Donauüberschwemmungen ein. Da kommen oft an einem Tage 10- bis 20.000 Rinder um. Was thut's dem Bojaren? Das Vieh hat ja keinen Wert. Eine originelle Erscheinung ist der Büffel. Man trifft die scheinbar vorweltlichen Kolosse in den Flüssen Siebenbürgens, wo sie sich im Schlamme wälzen, ich bin auch oft der Herde von 200 bis 300 Stück eines siebenbürgisch-sächsischen Dorfes im Hohlwege begegnet und habe sie einzeln an mir vorüberziehen lassen. Man sagt, sie seien träge, gewiss ist, dass sie eine vorzügliche Milch und die beste Butter der Welt gewähren und so sind eigentlich die schmutzigen und plumpen Gesellen ein Schmuckstücklein osteuropäischer Hausfrauen. Trotzdem nimmt ihre Zahl beständig ab. Mit anderen Rindern kreuzen sie sich nicht; sie kamen mit dem Heereshaufen der Osmanen nach Europa und scheinen sich ohne diese nicht heimisch zu fühlen. In der Dobrogea habe ich den Büffel mit dem Kameel zusammen weiden und zusammen arbeiten gesehen, es war in den monotonen Dörfern der Tataren inmitten der entsetzlich starren Steppe.

Die Schilderung der Hausthiere in den Karpathen erfordert auch eine Erwähnung des Nackthalshuhnes. Dieses unschöne, seltsame Huhn mit

dem unbefiederten Halse ist offenbar eine gelungene Kreuzung des Landhuhnes mit dem Truthuhn. Es gelangte vor zwanzig Jahren aus Elisabethstadt in Siebenbürgen zu uns und ist vielleicht unter allen unseren Hühnern dasjenige, welches das Lob „wetterhart" in erster Linie verdient.

Betreffs der öffentlichen Sicherheit hat der Reisende im ganzen und großen nichts zu fürchten. Seitdem die trefflichen Gendarmen ihres Amtes walten, reist man in Ungarn-Siebenbürgen so sicher als bei uns. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass der halbasiatische Osten in entlegenen Gebirgsgegenden nicht manchmal seltsame Blüten treibt. Ich bin aus dem Vissothale in der Marmaros an einem wunderbar schönen, sonnenschein-durchfluteten Tage weggefahren, um über den hohen Priszlop, die Grenze der Bukowina streifend, nach Siebenbürgen zu gelangen. Soweit das Auge reicht, nichts als Waldungen und Bergriesen. Zwanzig Quadratmeilen weit und breit kein Dorf, nur Wegräumerhäuschen und Sägewerke. In solcher Wildnis einen Verbrecher zu fangen, ist eine Riesenaufgabe, und so kam es, dass vor fünfzehn Jahren sechs oder sieben wüste Gesellen aus Romänien hier monatelang das Räuberhandwerk ausübten. Hunderte von Gendarmen und Soldaten wurden aufgeboten, vergebens, die Gesellen trieben ihr Gewerbe so frech, dass sie einen Wagen tausend Schritte vom Gendarmeriegebäude ausraubten und jeden anpackten, der zehn Kreuzer besaß. Endlich entwichen sie nach Romänien, wo man ihrer habhaft wurde. Diese vergessene Ecke Ungarns ist aber auch einladend für solche Gesellen. Ich bin mit dem Wegmeister von Sziget nach Budfalva gewandert, fünf Stunden, ohne ein Dorf, ohne einen Menschen zu treffen. Unterwegs zeigte er mir die Stelle, wo er einen Unbekannten erschlagen aufgefunden. Damals geschah fast jede Woche ein Mord oder Raubanfall auf der Straße. Als die Gendarmerie errichtet wurde, fand man, dass die Szigeter Beamten bestechlich waren. Man verhaftete einen Gesellen, der sechs umgebracht und für jeden dem Polizeicommissär Feuerstein und seinen Panduren einige Gulden Schweiggelder gezahlt. Osteuropäische Beamtenwirtschaft! Der Polizeidirector Kovassy von Sziget zechte einst im Wirtshause, er gerieth in Streit mit seinem Stellvertreter, ließ ihn binden, ins Gefängnis führen und ihm fünfundzwanzig aufzählen. Dass Panduren manchen Häftling ein wenig gefoltert haben, ist Thatsache. Zu solchen Zuständen passte, was ich im Dorfe Budfalva fand. Dort hängt in der Kirche das Drahthemd des Räubers Pintya. Er lebte vor zweihundert Jahren, stieg mit dem schweren Drahthemd und der Gesichtshaube herum und machte die Gegend unsicher. Seine Schätze sollen in der wassererfüllten Höhle des Berges Gutin ruhen, sein Hemd gilt als Reliquie. Und als das Hemd nach dem Budapester Nationalmuseum gekommen, protestierte die Gemeinde und führte das Drahthemd im Triumph zurück. Nette Gegend das, würde der Berliner sagen.

In der Marmaros habe ich manches andere erlebt, was darauf hindeutet, dass wir hier die wildesten Zustände Ungarns haben. In Tecsö im Theißthal, einst eine deutsche Besiedelung, weilte ich einst, als man einen Stadthauptmann wählte. Am Mittage glich das Gasthaus einem Bienenstocke. Bei den Klängen einer Zigeunerbande stampfte man den Csardas, der von dem Gewähltwerdenwollenden gespendete Wein war den Leuten in den Kopf gestiegen. Drei oder vier rissen einen armen Teufel hin und her, als ich in mein unversperrbares Zimmer trat, wollte sich ein wüster Geselle durchaus eindrängen, und als ich mich auf der Hausbank im Gespräche mit einem orthodoxen Juden placiert hatte, warf man einige blutüberströmt zum Hause hinaus. Einem lief ein baumstarker Geselle nach, der sich dann mit seinem angeheiterten Vater als Edelmann vorstellte. Mein jüdischer Gewährsmann bestätigte, dass auch hier ganze Dörfer sind, in denen jeder ein Edelmann ist. Es ist dies der sogenannte Buntschuhadel, dessen Mitglieder anlässlich der Tartareinfälle in corpore geadelt wurden.

Im Marmaroser Comitat wurde ich auch einstens arretiert. Nach anstrengendem Ritte nahm mich ein Forsthaus gastlich auf. Am nächsten Morgen erschien ein Gendarmeriepostenführer, musterte mich, prüfte meine Pässe und erklärte mich für verhaftet. Mein Gepäck und mein Revolver wurden confisciert, ich musste schweigend vor den zwei Gendarmen in der größten Sonnenhitze auf der staubigen Landstraße einhermarschieren. Am Mittag erreichten wir den Fluss. Die Brücke war weggerissen, der Fluss infolge des Klausenwassers angeschwollen und wildbrausend. Ein Jude musste seinen Wagen mit Holz beladen, seine kleinen Pferde vorspannen, wir saßen auf dem Holze, und hinein gieng es in das brausende Element. Mitten im Flusse stürzte ein Pferd, einen Moment war die Lage gefährlich, doch wurde das Ufer glücklich erreicht. Am nächsten Tage wurde an derselben Stelle ein Jude mit seinen Pferden weggerissen. In Szinever Polyana fand ein Verhör statt, und ich saß, aß und schlief drei Tage lang in der Gendarmeriekaserne. Selbstverständlich hatte ich ob der seltsamen Handlung der Gendarmen sofort nach Budapest und Wien telegraphiert, allein die Telegraphenleitung war unterbrochen. Am dritten Tage ließ man mich frei; erst später erfuhr ich, dass man in mir einen durchgebrannten Bankcassierer aus der Schweiz vermuthet, und gehofft hatte, man könne die Fangprämie von 1000 Francs an mir verdienen. Ein Stuhlrichter im Szeklerlande wollte drei Monate später einmal in der Nacht in mein Zimmer dringen, um meine Papiere zu prüfen. Es kam aber nicht dazu. Der Wirt warf einfach den Herrn Stuhlrichter, der des süßen Weines voll war, zur Hausthüre hinaus.

Solche und ähnliche Erlebnisse sind natürlich selten, im großen und ganzen kann man sich ungestört den Naturgenüssen und den Reizen

des fremdartigen Landes hingeben. Hochinteressant ist das Studium der Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerschaften, hochinteressant das Studium der Volkstrachten. Letztere sind so mannigfaltig, dass mit ihnen ein ganzes Museum gefüllt werden könnte, und ich meine, es wäre wünschenswert, dass ein solches Institut in Wien ins Leben gerufen würde. In den Karpathenländern — also Ungarn-Siebenbürgen, Galizien, Moldau und Walachei — herrscht noch die Hausindustrie. Ihre Erzeugnisse sind oft wirklich schön, besonders gilt dies von denen der Romänen, und wenn unsere Damen einen Costümball besuchen wollen, empfehle ich ihnen die romänische Tracht. Keine Geringere als Carmen Sylva, die königliche Dichterin, befördert und verherrlicht sie, mit besonderer Vorliebe kleidet sich Königin Elisabeth selbst damit.

Unvergesslich wird jedem Reisenden gar mancher Reisetag bleiben, wozu viel der Umstand beiträgt, dass die Karpathen wenig Sommerregen haben. Ich denke immer mit Vergnügen z. B. des Tages, an denen ich auf kleinem munterem Pferde das Motzenland durchzogen habe. Diese westlichen Berge Siebenbürgens fesseln durch ihre klaren forellenreichen Flüsse, durch ihren Erzreichthum, durch das Goldwaschen im Aranyos, durch ihre Hügelwelt, welche mit einzelnen Gehöften übersäet ist. Die Ortschaften umfassen oft 6- bis 8000 Seelen und ein meilenweites Gebiet, jedes Haus steht vom nächsten fünf Minuten entfernt. Und in einer Thalerweiterung sieht man die Kirche mit 10 bis 20 Häusern, das ist der Mittelpunkt des Ganzen. Die Romänen nennen ihn Campeni, d. i. Flachland.

Unvergesslich bleibt mir auch der Maitag, an dem ich in der Marmaros zur Okola hinaufritt. Ringsum schweigende Wälder, oben auf der Okola pfiff der Wind eiskalt, und es begann zu schneien. Dort oben aber entspringt die Theiß. Armstark kommt sie aus der Erde hervor, zu seltsamen Vergleichen herausfordernd. Was wird doch aus solch unbedeutendem Bächlein! Im Tiefland ist es ein mächtiger, fischereicher Strom, der eigentliche nationale Fluss der Magyaren, von ihren Dichtern besungen und verherrlicht.

Ein andermal brach ich im Morgengrauen von Petroseny auf, um im zweitägigen Ritte das gänzlich menschenleere Gebirge bis Hermannstadt zu durchqueren. Mein Führer war ein alter Gebirgsromäne im schaffellenen Gewande mit der Lammmütze und den Opincen (Sandalen). Es war ein herrlicher Tag. Höher und höher trugen uns oft auf kaum handbreitem Pfade die kleinen Pferde, allmählich stiegen 30 bis 40 Berge vor unseren Blicken empor, zwischen denen sich walderfüllte Schluchten zeigten. Ab und zu rasteten wir, die Pferde grasten, der Romäne schlief und ich betrachtete die Herden, die von scheuen Kindern hier oben gehalten wurden. Nach zehnstündigem Ritte überraschte uns die Dämmerung. Wir mussten die

Pferde in einer steilen Schlucht vorsichtig über Baumstämme und Felsstücke hinwegführen, ich verlor den Alten und gerieth mit dem Pferde in einen Sumpf. Ein Schuss aus dem Revolver lockte den Alten herbei. Da stellte sich heraus, dass der Proviantsack verloren gegangen. Er wurde gesucht und gefunden, als wir aber unten am rauschenden Flusse ankamen, zeigte sich, dass die primitive Brücke, der einzige Übergang im ganzen Gebirge, weggerissen. Wir mussten die Nacht im feuchten und kalten Flussthale verbringen, hier der wilde Fluss, dreißig Schritte rückwärts schon wieder der Felsen. Ein Feuer ließ sich in dieser feuchten Umgebung nicht anzünden. Dabei hatte uns der letzte Hirt gesagt, der Bär sei in der Nähe. Die Situation war nicht besonders angenehm, und beim ersten Dämmerlichte des Morgens suchten wir den Fluss zu durchqueren. Vergebens, er war so angeschwollen, dass er große Steinblöcke mit sich riss, und unsere Pferde waren nicht zu bewegen, das wilde Element zu betreten. Wir mussten den Rückzug antreten und langten am Abend dieses zweiten Tages wieder in Petroseny an.

Zu den seltsamsten Gebräuchen der osteuropäischen Völkerschaften gehören zweifelsohne der Mädchenmarkt auf der Gaina und der Kussmarkt zu Hálmagy. Romänische und magyarische Schriftsteller haben in ihren und in deutschen Zeitschriften den Mädchenmarkt öfters beschrieben. Es heißt da, dass zu Peter und Paul die Motzen, das sind die Bewohner der westlichen Berge Siebenbürgens, alljährlich auf der Gaina, einem 4700 Fuß hohen Berge, zusammenkommen, um die Verlobungen ihrer Söhne und Töchter zu feiern. Lange vorher wurde für den Tag gerüstet, die Familien führten in Truhen die Ausstattung der Töchter hinauf und es werde dabei möglichst viel Glanz entwickelt. Die Burschen stolzierten im Feiertagskleide umher und trugen im Gürtel oft erborgten Silber- und Goldreichthum. Als Zeichen der Verlobung wurden nicht Ringe, sondern gestickte Sacktücher credinte ausgetauscht, die Verlobten ließen sich von dem auf der Gaina wohnenden Einsiedler einsegnen; übrigens giengen nur solche Mädchen mit der Ausstattung hinauf, die sicher waren, den ersehnten Bräutigam zu finden. Es beruhe also auf vorheriger Verabredung. Der Markt bilde eine Vereinigung für Tausende und heiße Tergul de fete, Mädchenmarkt.

Ich habe mich eigens einige Wochen in der Gegend aufgehalten, um diesen Volksbrauch zu studieren und den Tag des Marktes miterlebt. Am frühen Morgen schon war das ganze Gebirge ungewöhnlich belebt. Aus allen Schluchten, über alle Höhen kamen die weißgekleideten Männer mit den gesunden, blühenden, in grelle Farben gekleideten Frauen und Mädchen herauf und hinüber nach der Gaina. Das lange Alpenhorn wurde geblasen und allerorts ertönten Flintenschüsse. So muss es sein, wenn ein Gebirgsvolk sich in Aufruhr befindet, so muss es hier 1848 gewesen sein, als Avram Jancu, der König der Berge, zum Widerstande

gegen die Magyaren aufrief. Oben auf der Gaina waren schon hunderte fröhlicher Menschen versammelt, allein von Zelten und Mitgift war nichts zu sehen. Es wurden Leinwand, Rechen, Bier, Brantwein, Brot und Fleisch ausgeboten und nach einigen Stunden ergab sich der ganze Haufe von 1200 Menschen dem Tanze und der Fröhlichkeit. Vom eigentlichen Mädchenmarkte ist nichts mehr geblieben, und ich fand nur einige alte Leute, die sich dunkel desselben erinnern konnten. Vor dreißig Jahren ist das letzte auf der Gaina verlobte Paar gestorben, und der eigentliche Mädchenmarkt ist vor sechzig Jahren verschwunden. Dass man heute noch auf dieser Bergeshöhe an einem bestimmten Tage sich trifft, beweist, wie lange das Volk an den alten Bräuchen hängt. Angeblich wurde das Fest zum Gedächtnisse an die Tartarenschlacht eingesetzt, bei welcher die ungarländischen und die siebenbürgischen Romänen den Feind gemeinsam besiegt hatten. Ich glaube jedoch, dass die zerstreute Wohnungsanlage dieser Gebirgsbewohner und die Schwierigkeit, junge Leute mit einander bekannt zu machen, den absonderlichen Brauch erzeugt hat. Seitenstücke finden sich auf einigen benachbarten Bergen, ebenso hat man in Recea am Alt und in Tövis Mädchenmärkte gehalten, und in Kronstadt kamen an bestimmten Tagen die Viehhändler zusammen, um sich zu verloben. Da diese Leute oft nur zwei Monate im Jahre zu Hause waren, blieb ihnen zum Bekanntschaftmachen eben nicht viel Zeit. Freilich müssen wir uns die Frage vorlegen, ob nicht jeder Jahrmarkt den Keim eines kleinen Mädchenmarktes in sich trägt, und ob in unserer hohen Culturwelt nicht auch Theater, Concerte, Hochzeiten in dieses Fach schlagen. In einigen Dörfern Russlands wird thatsächlich noch die Frau gekauft, und es ist bekannt, dass im Kaukasus oft hohe Summen für Mädchenverkauf gefordert werden, ganz abgesehen davon, dass in Marokko, bei vielen afrikanischen Stämmen 2c., der wirkliche Frauenverkauf gang und gäbe ist.

Der Kussmarkt zu Hálmagy blüht noch. Am Samstag-Wochenmarkt, sechs Wochen vor Ostern, kommen alle diejenigen jungen Weiber zusammen, die im Fasching Hochzeit gemacht haben. Sie küssen jeden, den sie für würdig halten, und der Geküsste ist verpflichtet, ihnen dafür eine Kleinigkeit zu geben. Es würde verletzen, wollte man sich nicht dem Brauche fügen, auch heißen die Geschenke nicht daruri, sondern cinste „Ehrengabe“. Früher sollen diejenigen im vollen Brautschmuck in Hálmagy eingeritten sein, die sich im Jahre vorher auf der Gaina verlobten, wie es denn überhaupt klar ist, dass der Kussmarkt zu Hálmagy mit dem Mädchenmarkte auf der Gaina in engster Verbindung stand. Die auf der Gaina Verlobten durften nicht vor dem nächsten Frühjahre getraut werden, während welcher Zeit der Bräutigam die Braut oft nicht mehr sah, da die Herden von Peter und Paul bis zu St. Georg auf der Winterweide gehalten werden.

Ich habe nunmehr den Versuch gemacht, in kurzen Umrissen Land und Leute, Menschen- und Thierwelt der Karpathen zu zeichnen, und es sollte mich freuen, wenn sich der eine oder der andere zu einem Besuche der Karpathen entschließen könnte, sei es, um die melancholischen Lieder der Slovaken und Romänen kennen zu lernen, sei es, um die stattlichen Dörfer unserer Siebenbürger Sachsen und die schönen Gotteshäuser der Zipser zu bewundern, oder um die Gipfel der Hohen Tatra zu besteigen, und mit männlichem Muthe und fester Hand dem Bären entgegenzutreten. Zu Auskünften aller Art bin ich gerne bereit, und der Siebenbürgische Karpathenverein kommt in jeder Weise den Touristen mit Rath und That entgegen. Und darum: auf nach Ländern, die des Seltsamen und Interessanten so viel für jedermann bieten!

Das Dreigespann des Todes.

Eins aus dem Volke.

Dass sich an demselbigen Junimorgen die Sonne so lieblich gespielt hat in den Wellen des Flusses, das ist mir ein Räthsel. Aber die Sonne lacht hernieder auf das Glück, und die Sonne lacht hernieder auf das Unheil; sie lacht über die Erde, sie lacht über alles; und die Wellen ziehen munter ihre Bahn immerdar, und kümmern sich nicht um das Leben und Sterben der Menschen.

Da hatten es die silberblätterigen Weiden am Ufer besser verstanden; diese neigten sich sanft und zitterten und befächelten leise den Leichnam, den das Wasser an ihre Wurzelgeflechte geschwemmt hatte. Einen milden Sommerabend, eine stille Nacht und einen goldig heiteren Morgen hindurch hatten die zarten Zweige der Weiden das leblose Weib gehütet, und auf den schaukelnden Wellen, im Säuseln der Blätter, und Zirpen der Grillen schlummerte es gerade so süß und friedsam, wie einst in der Wiege.

Es wäre heilig und still geblieben auf der Ruhestatt, aber siehe, ein allfort plätscherndes Fischlein lockte einen vorübergehenden Mann an das Ufer, und drei Sonnenstrahlen zeigten mit Fingern hin, was da war unter dem Gesträuche. Und als der Mann sah, dass hier ein bleicher Mensch zur Ruhe gebettet war, gieng er in das Dorf und sagte: „Leute, da draußen im Wasser ist eine, die nicht mehr hereingehen kann, wir werden eine Tragbahre haben müssen."

Hierauf kamen viele Leute zusammen, und die Kirchenglocken huben zu läuten an, und allerwärts im Thale hieß es: „Die verrückte Plona ist ins Wasser gegangen."

„So?“ antworteten die Leute, „in's Wasser ist sie gegangen? die arme Haut, Gott tröst' die Seel'; 's ist ihr viel Unrecht geschehen auf dieser Welt.“

Dann arbeiteten sie wieder und sprachen von ihren Geschäften.

Das Grab ist hart an der Kirchhofmauer bereitet worden; der Todtengräber hat dabei viel geschwitzt und viel geflucht. Und als er von der Arbeit ein wenig ausgerastet, sich ein Pfeifchen hat gestopft, da brummt er: „Kriegt ein's so keinen Kreuzer für die Müh'; wenn nur so bettelarme Leut' nit sterben thäten!“

Aber Herr Berger, der im Dorfe das größte Haus mit dem weithin glänzenden Schindeldach besaß, bezahlte den Gräber und den Schreiner.

Sonst aber that niemand viel für das Begräbnis, die Plona hatte sich selbst das Leben genommen, die Plona sollte sich nun auch selbst begraben. Sie hätten es schier darauf ankommen lassen. Nur dass sie nach ihrer Art sagten: „'s wird bald wieder wer sterben: Ruckt ein's hinein, so bleibt's nit allein, kommt das zweit an die Reih', ist das dritt' auch dabei. Der Tod fährt mit Dreigespann.“

Der Mann, der die Selbstmörderin im Wasser gefunden hatte, warf ihr die einzige Scholle auf den Sarg.

Darauf schlug der Gräber oben die Staubretter aus, und die schwere Erdmasse rollte in die Grube.

Nun, da sie schläft und so gut zugedeckt ist, können wir wohl laut von ihrem Leben sprechen. Sie hat froh und glücklich sein wollen auf Erden, aber die Mitmenschen haben es nicht zugelassen.

Sagen erzählen, dass in alter Zeit der Mörtel zu Großbauten aus Menschenthränen und Menschenblut geknetet wurde. Aber diese Geschichte kommt nicht aus alter Zeit und ist keine Sage. Sie ist ein kleines Bild des großen Menschenelendes; ich erzähle sie, wie sie geschehen ist. Kein Lächeln der Freude lege ich diesmal hinein, auf dass der Erlöser nur recht mag willkommen sein.

Heute noch steht in dem kleinen Dorfe das große Haus. Es hat ein hohes, weithin glänzendes Schindeldach, es hat zierliche, grüne Fensterläden, es ist gebaut aus schönen, behauenen Steinen.

Knapp neben diesem Baue stand ein niederes hölzernes Häuschen, das war mehr denn hundert Jahre alt.

Das hatte die Scharen des siebenjährigen Krieges vorüber traben gesehen und selbst Söhne ausgesendet gegen den Feind. Es hatte die Stürme der Franzosenzeit erfahren, und einmal flatterte schon der rothe Hahn auf den Brettern des Daches. Aber das Häuschen brüstete sich nicht seiner überstandenen Drangsale; bescheiden duckte es sich hin auf seinem eigenen Boden und es war schier armselig anzuschauen gegen den stolzen Bau von gestern.

In dem Häuschen lebte ein noch junges Geschwisterpaar; es hatte keine Verwandten, es stand für sich allein in der Welt, aber in den beiden Herzen waren die Schicksale der Vorfahren und des kleinen Hauses eingegraben.

Der junge Mann arbeitete auf der Heeresstraße, zerklopfte Steine und schotterte den Grund. Die arme und reiche Welt zog an ihm vorüber. Der reichen, die sehr viel Staub aufwirbelte, blickte er lächelnd nach; aber manchen armen Burschen, der für die Nacht kein Obdach wusste, nahm er mit in sein Häuschen.

Das Mädchen, die Plona, tagwerkte bei den Bauern der Umgebung; sie erwarb sich oft mehr als ihr Bruder, der Steinschläger; aus den Steinen springen wohl Funken heraus, aber keine funkelnden Thaler. Die Plona theilte gern mit ihm; der liebe Herrgott, das war ihr der Himmel; ihr Bruder, das war ihr die Erde.

Da kamen die Franzosen ins Land. Endlos waren die blauen Scharen, die auf der Heeresstraße zogen.

Drei Reiter ritten auf den Steinklopfer zu: er sollte ihnen die Wege weisen hin zu reicher Leute Thüren, oder weiter ins Land.

„Fahrt zum Teufel, ihr Strolche, ich bin kein Verräther!" rief der Steinklopfer entrüstet. Aber sie wollten ihn mit sich schleppen, da wehrte er sich und schlug dem einen Reiter die Faust ins Gesicht, da schwangen sie ihre Kolben, und der arme Steinklopfer sank zurück in den Straßengraben.

Als Plona an demselben Abende nach Hause kam, lag vor der Thür auf einem Schubkarren ihr todter Bruder. Viele Leute waren herum, und Blauröcke darunter, und ein junger Franzose hoch zu Pferd commandierte: „Feuer!" Da krachten die Schüsse, und ein Krieger sank leblos auf den Boden hin. Der Erschossene war der Mörder des Steinschlägers gewesen.

Der Commandierende stieg vom Pferde, um das trostlose Mädchen zu beruhigen. Er bot ihr Geld und Gut, er versprach sie zu schützen, er stellte eine doppelte Wache um ihr Haus.

Die Franzosen blieben wochenlang im Thale. Der Commandant war häufig um das Mädchen, half ihr um den Bruder trauern, suchte sie aber anderseits wieder zur Lebensfreude zurückzuleiten.

„Der hat auch nichts Gutes im Schilde", sagten die Leute. Nicht lange hernach wurde unten an der schwarzen Wand der Commandant ermordet gefunden.

Das waren zur selbigen Zeit die Ereignisse des Dorfes. Es gab wohl noch Greuelthaten, bis der Feind abzog. Plona lief in der Gegend umher, an den Ufern des Flusses auf und ab und suchte und rief nach dem Reitersmann. Vor Kohlhäuptern blieb sie stehen auf dem Felde und

frug nach dem Reitersmann, und als sie keine Antwort erhielt, da schlug sie die Krautköpfe und rief: „Was seid ihr hervorgekommen aus der Erden, wenn ihr mich nicht wollt weisen!“

So viel wusſten die Leute und allerwärts hieß es, die Plona sei irrsinnig geworden.

Dann verflossen viele Jahre. Der Bau mit dem weithin glänzenden Schindeldache war vergrößert worden; das hölzerne Häuschen aber kauerte da, wie es früher gekauert hatte, nur ein paar neue Stützbalken waren gestellt unter den Dachvorsprung. Plona lebte wieder in dem Häuschen und spann.

Sie hatte seitdem kein Kohlhaupt mehr gefragt, und sie verkehrte auch mit keinem Menschen. Sie gieng nicht auf den Markt, sie gieng nicht in die Kirche; sie dankte für keinen Gruß, sie dankte für keine Gabe. Sie gieng zuweilen gegen die schwarze Wand hinab, wo jener Reitersmann begraben lag unter einer Kiefer.

Einen kleinen schwarzen Pudel hatte sie, den zärtelte sie und redete zu ihm den ganzen Tag und aß mit ihm aus einer Schüssel. Sie lebte von ihrem kleinen Eigenthum; ihr ganzes Glück schien darin zu sein, dass sie ein Heim besaß, war es auch niedrig und klein; dass sie ein eigen Plätzchen hatte für ihr müdes, wüstes Haupt.

Sie war niemandem im Wege; man sprach nicht von ihr, sie war vergessen. Nur wenn man ihr im Walde begegnete, wo sie gerne wilde Früchte sammelte, oder unter der schwarzen Wand, wo sie gerne bunte Steinchen auf den Erdboden legte, rief man: „Ei, die Plona! He, was treibst denn du da, du Närrische!“

Da entgegnete sie nie ein Wort, sondern stahl sich seitab.

Der Herr Berger war weit besser daran; der war geachtet im Dorfe, die Leute rückten die Hüte und Hauben vor ihm. Herr Berger verstand sich wohl auf sein Geschäft und dessen Vortheil, aber er hatte noch niemanden betrogen, er war ein Ehrenmann. Wenn er so auf der Gasse stand und sein stolzes Haus betrachtete, und die arme kleine Hütte daneben, so strich er sich die dicken Backen und murmelte: „Der Tausend, das steht just nit prächtig zusammen; wenn's recht aufkommt, den Kotter leid' ich nicht da.“

Rief er einmal durchs Fensterchen hinein: „Guten Tag, Plona! Magst mir dein Häusel nit verkaufen? Thät's niederreißen und du nähmest dir anderwärtig ein Stübel auf.“

„Was willst?“ versetzte das Weib, „du, führ' mich nicht in Versuchung! Ich will sterben in diesem Hause, wie mein Bruder, mein Vater, mein Großvater in diesem Hause gestorben ist, und das der Reitersmann bewachen lässt. Und das ist mein fester Vorsatz, und das ist mein heiliges Glück, und das ist mein letztes Wort bis in die Ewigkeit hinein!“

Herr Berger gieng in die Gemeindestube und führte ein sehr vernünftiges Ansuchen und legte eine Note auf den Tisch. Darauf sagten die Männer der Gemeinde: „Ja, ja, 's ist richtig! So eine alte Baracke mitten im Dorf! Die Plona ist im Kopf nicht beisammen und weiß leicht mit dem Feuer nicht umzugehen, und auf den Häusern sind die Schindeldächer. Wenn der Holzkotter auch ihr Eigenthum ist, wenn sie ihn auch nicht gutwillig abtreten mag — 's wird schon noch ein Mittel sein. 's ist halt wegen der G'meind'."

Darauf sind nicht viele Tage vergangen — ist der Plona auf einmal der Hund weg. Sie sucht, sie ruft, sie fängt zu klagen an, bis ihr der Gemeindediener sagt, der Hund sei oben im Dorfwald bei der Köhlerei gesehen worden. Da macht sich das Weib eilends auf gegen den Wald. Kommt aber zu spät; der Köhler hat den Hund nicht gekannt und ihn zum Alpenhofer hinauf geschickt. Sie eilt davon, sie schnauft, sie ist müde und kann völlig nicht weiter; erst zur Nachmittagszeit kommt sie zum Alpenhofer und findet dort mit tausend Freuden ihren Pudel. Die Alpenhoferin ist ein gutes Weib, die setzt ihr Milch und Brot vor. Zum erstenmal nach vielen Jahren genießt Plona wieder einmal einen Bissen außerhalb ihrer Heimstätte; so gut wie bei eigenem Tisch wollt's wohl nicht schmecken, aber sie sagt ein Vergeltsgott zu tausendmal, nimmt das Hündchen in den Arm und holpert heimwärts. Und unterwegs erzählte sie dem Thiere die Sorge um ihn, und was der Gemeindediener und der Köhler gesagt habe, und dass sie rechtschaffen ins Keuchen gekommen sei hinauf gegen den Alpenhofer, weil sie doch gar nit mehr so jung, und weil sie's arg auf der Brust habe und dass es für sie wohl allweg das Gescheitere wäre, sie bliebe daheim in ihrem kleinen Stübchen.

Der Pudel keifte, zum Zeichen, dass er das wohl glaube und dass er mit allem einverstanden sei.

Als Plona am Friedhofe vorüber kam, blieb sie stehen. — Was ist denn das? Der Todtengräber schaufelt ja meinen Bruder aus! Sind denn schon die zwanzig Jahr' vorbei, wo er die Ruhstatt wieder einem andern überlassen muss? Ei wahrlich, 's ist keine Ruh auf der Welt, gar aus dem Grab werfen sie einen zuletzt noch hinaus. —

Sie wusste aber nicht recht, wer hier die Schuld daran war. „Du, Tobias, du Grindschippel, dir reiß' ich die Borsten aus!" brummte sie und torkelte weiter.

Der Todtengräber hieß aber nicht Tobias.

Als Plona durch das Dorf gieng, blieben die Leute stehen und schauten ihr nach. Und als sie gegen ihr Häuschen kam, — wo war es? — wo war ihr Häuschen?

„Ich bin ein ganzer Halbnarr!" rief sie laut lachend, „jetzt hab' ich den Weg verfehlt. Pudel, jetzt guck' du einmal und späh' mir den

Steig zum Häusel aus!“ Sie ließ den Hund auf den Boden, aber dieser blieb stehen zu ihren Füßen und blickte sie an und blickte das größe Haus an mit dem weithin glänzenden Schindeldach.

Das stand da wie immer, und daneben lagen einige Holzbalken und Bretter umher, und der irdene Ofen stand da, und seine grünen Kacheln glotzten in den blauen Himmel hinein.

Jetzt fiel dem armen Weibe der Stock zu Boden, jetzt reckte sie die Faust empor und schrie: „Wer hat mir mein Haus weggerissen! Wer hat mir mein Haus gestohlen?“

Der Dorfrichter nahte ihr und sagte begütigend, dass der Herr Berger ihre Hütte der Feuersgefahr wegen gekauft und abgetragen habe, dass sie, die Plona, aber ja wohl im Armenhause ein passendes Stübchen und zuweilen auch ein Stück Geld von ihrem verkauften Häuschen bekommen würde.

Man wusste wohl, sie konnte ihr Recht nicht wahren, sie hatte keinen Anwalt und keinen leitenden Gedanken in ihrem kranken Haupte.

Aber sie ließ sich nicht in das Spital führen; auf der kahlen, steinigen Stätte ihres zerstörten Heims brach sie zusammen. Und man hörte ein klägliches Weinen durch die ganze Nacht, und am Morgen kauerte sie noch zwischen den Balken.

Als die Leute vorüber giengen, begann sie gräslich zu fluchen über die Menschenteufel, die sie durch den Hund fortgelockt, um sie zu berauben, um ihr, der Verlassenen, das Haus einzureißen, das einzige zu vernichten, was sie auf dieser Welt noch gehabt, die traute Rast zwischen den vier Wänden; über die Peiniger, die sie hinausgeschleudert in die kalte, kalte Welt, in die Hilflosigkeit, wie man so nicht einmal ein Thier hinausstößt.

Und sie frug, was sie doch nur den Menschen gethan habe, dass sie so mit ihr verfahren. Dann rief sie das Gericht Gottes an. Und wenn ein Fremder des Weges kam, so hastete sie ihm zu, haschte nach seiner Hand und sagte: „Gelt du, ’s ist schad, dass sie so früh hat müssen sterben!“

„Wer, gutes Weib?“

„Nein, gestorben ist sie nicht, die Gerechtigkeit, lebendig ist sie begraben worden!“

„Sie ist irrsinnig“, sagten die Leute, „schaut nur, dass sie kein Messer, kein Feuerzeug in die Hand kriegt. Sie ist halt irrsinnig.“

„Ein Narr, der nit irrsinnig thät werden, geht’s ihm so wie mir!“ rief das Weib aus. „Ihr habt mich ausgeraubt, ihr habt mich zugrunde gerichtet, ihr habt mir das Hirn aus meinem Kopf gesaugt! Weil ich kein Stündlein Ruh’ mehr soll haben, weil ich kein Fünklein Wärme mehr soll genießen, weil ich keine Luft mehr soll trinken in meine Brust

hinein. O, wären eure Herzen so weich wie dieser Kieselstein, glühend thäten sie werden von meiner heißen Pein! — — Seht ihr! — seht ihr! Dort springt er dahin! He, Reitersmann! Komm herbei, lass sie niederschießen, alle. Ha, ha, er hat Wächter gestellt zu meinem Hause. Schlaftrunk haben sie getrunken. — Mach' die Augen auf, Gott Vater! — Siehst du's, was du für Leut' hast?! — Jetzt schämt er sich. — Schlag' zu, schlag zu!"

Tagelang saß sie mit wirren, flatternden Haaren, mit starren Blicken, mit zerfetzten Kleidern auf den Ruinen ihres Glückes. Sie nahm keine Speise, sie genoss keinen Schlaf; stetig verfluchte sie die Menschen. Diese giengen gleichgiltig an ihr vorüber. Nur der kleine Pudel war bei ihr und leckte ihre Hand, und leckte ihr die Thränen von den Wangen. Ein alter Stromer, dem niemand trauen wollte und dem doch niemand was Böses nachsagen konnte, gieng zuweilen durch das Dorf und sah das arme Weib sitzen auf dem Balken, und winkte ihr zu und schritt wieder von hinnen.

Und neben stand das große Haus mit dem hohen, glänzenden Schindeldache, mit den grünen Fensterläden und mit den schönen behauenen Steinen. Der Herr Berger sah mit verschlungenen Armen zum Fenster herab und sagte: „Hm, hm, ein armes Wesen, die Plona; den Verstand verlieren, dasselb' ist das größt' Unglück." Gedankenlos spielte er an einem Krokodilszahn, den er an der goldenen Uhrkette trug; eine Thräne des Mitleides stand ihm im Auge. — „Aber Gott Lob", meinte er dann, „jetzt kann ich doch ruhig schlafen und brauch' nicht immer zu fürchten, es könnt' auf einmal Feuer auskommen da unten im Kotter. Mein Gott, ein Unglück kann gleich sein; der Mensch muss sich bewahren."

Im Armenhause hat man der Plona auch den Pudel nicht gelassen. Ein hinkender Mann, der abseits des Dorfes in einer Keusche wohnte, hat das treue Thier geholt, hat dem armen Weibe davon ein paar gutgegerbte Schuhriemen geschickt.

Aber im Armenhause ist die Plona nicht geblieben.

Neben dem großen Hause mit dem weithin glänzenden Schindeldache stand nun ein Blumengärtlein. Weiße Rosen und Herzenstrost blühten darin. Dabei saß das Weib und träumte. — „Jetzt spottet mich der Herrgott auch schon aus, Rosen und Herzenstrost! All meiner Tage möcht' ich kein Mensch mehr sein. — He, Reitersmann! — Dort über dem Wasser reitet er auf und ab. Reitersmann!"

Eines Tages war die Plona nicht im Armenhaus, und sie war nicht im Gärtlein; kein Mensch wusste, wo sie konnte sein.

Und da war ein milder Sommerabend, eine stille Nacht und ein goldig heiterer Morgen. An diesem Morgen wurde das Weib unter den Weiden des Flusses gefunden.

So viel wusſten ſie im Dorfe von der armen Plona. In den umliegenden Wäldern aber ſtrich ein alter, verwahrloster Stromer umher, der wuſste von der Selbſtmörderin noch Genaueres.

An jenem Tage, als ſie die Plona in die Erde gelegt hatten, gieng Herr Berger hinauf in den Dorfwald, um, wie er nicht ſelten that, den Antheil ſeines Holzes abzumeſſen. Da begegnete er dem Stromer. Er erſchrak anfangs über die unſtete und doch gebrochene Geſtalt mit dem zuckenden, wildgefurchten Antlitze. Auf dieſes Mannes Antlitz hatten die Greiſenjahre nicht jene Milde gelegt, wie ſie ſo oft den Lebensabend verklärt, wie ſie auf der ſtillen, herbſtlichen Heide träumt — nein, dieſes Mannes Antlitz war wie die Heide in einer Sturmnacht, über welche wüſte Wolken jagen.

Vom Dorfe herauf klangen die Glocken; vom Gebirge zog ein Gewitter herüber und verdeckte bereits die Sonne.

„Iſt keine Unterſtandhütte nah', Alter?“ redete Herr Berger den zwiſchen den Bäumen dahin huſchenden Stromer an.

Dieſer blieb ſtehen, ſtarrte auf den Fragenden und verſetzte: „Und der Herr iſt heute nit unten bei der Plona ihrem Begräbnis?“ Seine Stimme war dumpf und rauh, ſie glich faſt jenem Schalle, den man hört, wenn man von einem hohlen Baumſtamme die halblockere Rinde losreißt.

„Was geht mich die Pfründnerin an!“ ſagte Herr Berger.

„Da den Herrn die Pfründnerin nichts angeht, ſo kann er mit mir in mein Haus kommen, bis das Gewitter vorbei.“

Sein Haus war eine aus halbmorſchen Stämmen und Rindenblättern aufgeführte armſelige Hütte an einer Felswand. Von derſelben ſah man hoch über die Wipfel des Waldes hinaus in das Thal und in das Dorf, welches dalag zwiſchen den Geſträuchen, wie ein Häufchen grauer Steine im Moosgelände. Mitten heraus ragte der Kirchthurm und ſchimmerte im Dämmerlichte des nahenden Gewitters das Schindeldach von Bergers Haus.

Schon brauste der Sturm im Forſte, zu einzeln ſchlugen große Tropfen an das mooſige Geſtein; die beiden Männer krochen in die Rindenhütte. Als ſie ſo kauerten und Herr Berger unmuthig und ängſtlich gegen das dunkelnde Thal blickte, ſagte der Alte: „Treuherzige Hirten haben dieſes Dach gebaut und jetzt ſitzen zwei Schurken darunter.“

Herr Berger fuhr empor, als wollte er davon.

„Bleib' der Herr, er wird ja naſs!“ Die Züge des Alten bei dieſen Worten waren ſchreckhaft. — „Dieſer Sturm“, fuhr er fort, bläst einem leicht den Verſtand aus; morgen kommt wieder einer, der bläst das Leben aus. Und deswegʼ, Herr, thun wir jetzt beichten.“

„Wieder ein Wahnſinniger“, brummte Herr Berger, ließ ſich aber doch auf einen Holzblock in der Hütte nieder, weil das Gewitter jeden Augenblick loszubrechen drohte.

„Ein Wahnsinniger? — Kann auch sein; wär' besser, wie ein Schurke. Ei na, thu' sich der Herr nit fürchten; ein Rab' kratzt dem andern kein Aug' aus. Sagt das Sprichwort nit so? — Heut' haben sie die Plona unter die Erden than, da wird's mit mir nit mehr lang dauern. Beichten will ich. Aber halt ja, zum Pfarrer mag ich nit, der thät' mich verdammen; zum Richter will ich nit, der thät' mich hängen. So beicht' ich dem Spitzbuben, der wird mich wohl absolvieren.

Die Rindendecke der Hütte klapperte, matte Blitze zuckten über das Gewände, der Donner erstickte sich im Gewölbe. Herr Berger bebte.

„Die Leut' heißen mich den Stromer-Tobias", fuhr der Alte fort, „das ist schon recht. Da, dem Herrn sein Vater", er deutete auf Berger, „hat mich anstatt seinen Sohn zum Militär schieben wollen. Blutarm bin ich gewesen; auskaufen hätt' ich mich nit mögen; so bin ich in die Wälder gegangen. Bin aber wohl auch noch zuweilen ins Dorf zurückgeschlichen und da ist gar so eine närrische Geschicht' gewesen. Wart' der Herr, ich muss mir die Augen zuhalten, sonst kann ich dieselb' alte närrische Zeit nimmer sehen."

Er hielt die beiden Hände eine Weile über das Gesicht. — „Uuh, das ist doch!" rief er plötzlich aus, „jetzt läuft sie in ihren kurzen Hemdärmeln herum, und das goldfarbige Haar will sie gar nit zusammenbinden, wie die andern Mägdlein. — Plona! Jungfräulein! Plona! — Hei, da mag ich schreien bis in die finstere Nacht hinein, sie ist schon ins Haus gesprungen. — Bin ich nit ein junger, lustiger Jägersmann? Der Tausend, das wollt' ich meinen! — Sie sieht's aber nit ein, mitsammt ihren hellen schwarzen Augen nit. Jesses, jetzt kommen gar die Franzosen! Wie ein wildes, blaues Meer brechen sie in unser Land herein; die führen ja Krieg mit dem lieben Herrgott selber. Und sie rauben und plündern und sie haben eine weltfremde Sprach'; nur das Schreien ihrer Rösser kann eins noch verstehn. Was sie für ein wildes Gespringe und für ein tolles Gelächter haben allweg, und sie greifen einem nach den Säcken. Was sind das für Leut'! Und die wollen Herr sein und zünden im Übermuth gar die Dörfer an! O Gott, wie geht's im Krieg jetzt zu! — Meinetwegen. Ist der junge reiche Berger nit gangen gegen den Feind, geh' ich auch nit. Mein Blut ist just so roth, wie seines. Mein Blut — hörst du, Plona! Dich will ich schützen zu dieser Zeit; im Walde mögen sie dich nit finden. — Gelacht hat sie über meine Red' und selber hat sie sich einen ausgesucht, einen Reitersmann. — Hei, jetzt ist der Himmel auseinander gesprungen."

Mit den letzten Worten meinte er das Gewitter, das mit einem gewaltigen Donnerschlag losgebrochen war. Niedersausten die Wasserströme, Eiskörner knatterten auf dem Dache, eine ganze wilde, flammensprühende Wolke senkte sich nieder am Felsgewände.

„Jetzt wohl“, rief der alte, unheimliche Mann, „schläft er nit, der Gerechte da oben, so wird uns der Donnerkeil wohl treffen. — Ja so, dort sprengt mein Reitersmann. — Herr, derselb' ist kein Franzos gewesen und kein Deutscher, im Elsässerland ist er daheim gewesen; der hat leicht ein schlechtes Deutsch gesprochen und kein gutes Französisch. Ist ja seiner Tag' mit einem Fuß bei uns herüben gestanden und mit dem andern im Franzosenland. Bei diesen Leuten kunnt's leicht sein, dass der Vater gegen die Deutschen in den Krieg geht, und der Sohn gegen die Franzosen, und der Enkel wieder gegen die Deutschen. Das sind Zwitterleut.' — Und ein solcher hat der Plona taugt. Aber schmuck ist er gewesen, und reiten hat er können; das ist bei den Weibsleuten genug, nach anderem fragen sie nit. Einer von ihnen hat noch ihren Bruder erschlagen; doch hat sie aber den Feind in ihr Stübel genommen; einen curiosen Frieden haben sie geschlossen allbeid', und — ruck mir der Herr nur an die Seit', sonst wird er ja waschnass bei so einem Gießen, und der Wind fährt drein, dass schon all des Teufels!“

Herr Berger rückte willenlos zur Seite, er war blass bis in den Mund hinein.

„Leicht hat er sie gar zwungen mit Feuer und Schwert“, fuhr der Alte fort, „sonst kunnt' ich mir's nit denken, wie sie hat ja sagen mögen. — Nach der Kriegszeit — soll er gesagt haben — wolle er wieder kommen und sie heiraten.“

Der Alte raufte Moosfetzen von den Baumrinden.

„Heiraten“, sagte Herr Berger gedankenlos nach, seine Augen aber starrten immer in den wüthenden Sturm hinaus.

„Meint der Herr, ich hätt' mich darüber im Wald hingelegt und dem Förster die Hasen gestohlen? — Jetzt hab' ich's verspürt, die Dirn' hätt' ich lieb und die Dirn müsst' ich haben. Das Thier im Wald thut mir nichts zu leid, und dennoch brenn' ich's nieder. Und so ein Fremder, der uns alles will rauben, der uns selbst will austilgen . . . Herrgott, da hat's in mir angehebt zu graben und ich hab' gemeint, wenn ich's thät', 's wär' ein gut' Werk. Und wie sie nachher — — Na, 's ist keine Menschenmöglichkeit, was zu erzählen bei so einem Wetter, Gar sein eigen Wort hört man nit.“

Er war eine Weile still. In den Lüften brauste und tobte es; zuweilen zuckte ein rother Schein durch die dämmernden Nebel; ein paarmal fuhr ein glühweißes Zickzack am Gewände hin, und ein Schmettern und Krachen machte schier die Grundfesten des Gesteins erbeben.

„Wir wollen beten“, hauchte Herr Berger und faltete die Hände.

Da lachte der Alte auf: „Ist denn der Herr ein so guter Christ! Die Plona hat auch gebetet auf den Trümmern von ihrem Häusel: Herr Gott, schlag' zu! — Leicht schlägt er jetzt zu. — Ich fürcht' mich nit;

ich leg' ja die Beicht ab, und mich legen sie nachher zu der Plona. — Jetzt, wie weit hab' ich dem Herrn die Geschichte erzählt? — Bis, wo sie auf- und abgezogen sind am Fluss? Richtig. Und 's ist just der Samstagabend. Da schleich' ich hinab zur schwarzen Wand und versteck' mich in eine Höhle. Jetzt marschieren sie vorbei zu Fuß und Ross. Dich kenn' ich, du wilder Bursch' aus dem Elsässerland; auf einem hohen Rappen reitest du daher, übermüthig commandirst du die Kameraden und dein Federbusch fliegt im Wind. — Ich hab' just mein Gewehr bei mir, da hat sich der Lauf gesenkt und die Kugel hat hinaus guckt auf den Federbusch. Leicht hat sie gemeint, 's ist ein Auerhahn auf hoher Tann'; ist ihr gäh glutheiß worden vor Begier, ist hinausgeflogen und —

Der Alte machte eine Handbewegung.

„— Das Ross ist stehen geblieben und hat niedergeschaut auf den Sand, und die anderen haben den todten Reiter begraben unter einer Kiefer. — Heisa, Herr, aber jetzt ist's lustig worden im Thal; wie Bestien sind sie aufgewesen, die Blauen, haben wollen sengen und brennen, und die Bauern würgen, 's ist aber nit aufkommen, wer den Commandanten erschossen; ich bin im tiefen Wald gewesen.

Der Franzos ist endlich davon, aber Elend hat er zurückgelassen allenthalben. In demselben Jahr haben die Leut' Brot aus Heumehl gebacken, weil der Feind die Felder all hat zertreten. In demselben Jahr haben sie den Friedhof erweitert, weil eine große Sterb' ist ausgebrochen. Mir ist die Welt auch schon des Teufels gewesen. Die Plona hat mich nit angeschaut: Tag und Nacht hat sie geträumt von ihrem Reitersmann. Bin ich einmal zu ihr hingetreten: Plona, hab' ich gesagt, mich hat der Herrgott beschaffen für dich; sei gut zu mir. Da sieht sie mich an und thut einen Schrei: Du Bösewicht, du hast ihn umgebracht, auf deiner Stirn steht's geschrieben! — Da bin ich wohl gleich wieder fort. — So ist die Weil' vergangen. Ich bin geblieben in der Wildnis und hab' schwer getragen an derselbigen Red' von der Plona. —

Das ist die Geschicht'. Und wie's dabei noch spassig sein mag. Ich bin ein Halbnarr geworden. Ja halt, weil mir derselbige Schuss auf den Federbusch nach und nach zum Gewissen gangen ist. Heimlich abbüßen hab' ich sie wollen, die Sünd'; hab' mir Sand in die Schuh gethan, hab' meinen Leib gepeitscht mit Wacholderruthen. Auf Steinhaufen hab' ich geschlafen; hat mich ja kein Mensch behalten wollen unter Dach. Leicht auch wegen der Feuersgefahr. Bin ja wahnsinnig, ich, der alte Tobias, bin ein Narr. Weil's eine närrische Welt ist, und zuletzt weiß einer gar nit, wie er daran ist. — — Jetzt wird's wieder Licht, und das Wetter zieht hinab ins Thal. So schlägt er doch nit zu."

Das Gewitter hatte sich tiefer gesenkt. Auf der Höhe des Gewändes in den Ritzen und zwischen den geknickten Halmen und dem ent-

blätterten Gesträuche lagen Schloßen. In den Schluchten tosten Wildwasser. Eine eiskalte Luft strich. Der Himmel war zerrissen; theilweise blickte das Blaue herab; hie und da fiel gar ein Sonnenstrahl, dass die großen Tropfen an den Wipfeln der Bäume funkelten.

Herr Berger erhob sich erleichterten Gemüthes, um dem geisteskranken Alten zu entkommen.

„Leicht schlägt er aber doch noch zu!“ rief dieser, „schau der Herr hinab in das Thal, wie die schwarzen Nebel lebendig sind; der Sturmwind arbeitet auch darin, und die Blitze fahren auf und nieder. Dem Herrn sein Haus ist das größte und höchste im Dorf. Die Bausteine halten auch zusammen, die sind leicht gar mit pickigen Augentropfen gemörtelt worden. Das armselige Häusel steht nit daneben; thät’ keine Feuersgefahr mehr sein. — Meint der Herr? — Hei, jetzt ist aber wieder ein Donnerkeil gefahren!“

Ein dumpfer Schlag folgte. Einige Augenblicke später war vom Dorfe her aus dem Wetterbrauen hervor das Schrillen der Feuerglocke vernehmbar.

„Jesus!“ rief Herr Berger, „jetzt hat’s in mein Haus geschlagen!“

„Mag wohl sein“, sagte der Alte ruhig, „es hätt’ mich gewundert, wär’s ausgeblieben.“

Stöhnend eilte Herr Berger den Hang hinab. Der alte Tobias blickte ihm nach. „Gott Lob und Dank“, murmelte er, „gebeichtet hätt’ ich.“

Das Gewitter lag lange im Thale und verdeckte das Dorf. Darüber hin schien die Sonne. Die Feuerglocke war nicht mehr zu hören.

„So kommt alles in die Richtigkeit“, murmelte der Alte, „und nun ist’s an mir.“

Keuchend stieg er die Felsen hinan; sein Schritt war unsicher, sein Auge war wirr.

* * *

Als sich im Thale das Gewitter endlich aufgelöst hatte, waren alle Felder und Wiesen weiß, Wildbäche brausten und rissen tiefe Furchen und schwemmten Gelände und Hagelhaufen mit sich fort. Wieder schien die Sonne über das Dorf und weithin schimmerte das silberige Schindeldach von Herrn Bergers Haus.

Am Ende des Dorfes aber rauchte eine Linde; Leute standen herum und suchten in den Splittern und Bränden nach dem „Donnerkeil“.

Herr Berger war gewaltig erregt in das Dorf gekommen; als er sah, dass sein Haus unversehrt war, sank er erschöpft zu Boden.

Anstrengung, Schreck und Aufregung hatten das ihre gethan, es kam über den Mann eine heftige Krankheit. Nach zehn Tagen trugen sie

ihn auf den Kirchhof. Und wieder stand sein Haus neben dem der armen Plona.

Zur selben Zeit hatten Hirten oben in den Felsen die Leiche des alten, irren Tobias gefunden.

„Als irrsinniger Greis verunglückt", schrieb der Pfarrer ins Kirchenbuch.

„All' meiner Tage", sagten sie im Dorfe, „zuerst die Plona, d'rauf der Herr Berger, und nachher der närrisch Tobias. Die alten Leut' haben ja allfort gesagt: Der Tod fährt mit Dreigespann."

Hütztags.[1])

Gedicht in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann.[2])

Hütztags kunt mer[3]) d' Wält vör
Jo grad wia omkehrt,
Üs hotma bim Deixel
Decht[4]) allig[5]) nu glehrt:

Zerst kemmi der Globa
Und denn ger lang nüt,
Denn d' Hoffnig, denn d' Liabi
Bi da chrestlina Lüt.

Jäz ischas[6]) ganz anderscht,
Jäz liaben sie zerst,
Denn kon[7]) sie in d' Hoffnig,
Denn globen sie's[8]) erst.

[1]) Heutzutage.
[2]) Aus dessen Sammlung: „Nüt för uguat." (Stuttgart. Süddeutsches Verlagsinstitut. 1898.) Es ist noch mehr Feines in dem Büchlein. Die Red.
[3]) kommt mir.
[4]) doch
[5]) alleweil.
[6]) ist es.
[7]) kommen.
[8]) glauben sie es.

Kleine Laube.

Wie unser Landvolk singt.

Von Erwin Gros.

Kürzlich war hier eine große Bauernhochzeit. Burschen und Mädchen tanzten in dem meinem Hause benachbarten Wirtshaussaale; ich freute mich, als ich sah, wie sie sich so recht der Lust des Augenblicks hingaben, und meine Freude wurde durch zeitweilig erschallende „Jauchzer“ und festes Aufstampfen nicht getrübt. Denn ich habe allezeit die für Narren gehalten, die verlangen, dass es auf Bauernhochzeiten und Kirmessen zugehen soll, wie auf den Bällen eines Stadtcasinos. Da complimentiert sich der „Herr“ an die „Dame“ heran, bittet um die Tanzkarte und trägt nach huldvoller Gewährung eines Tanzes seinen Namen ein, während der Bauernbursche einfach sein Mädel an die Hand fasst: „Lisbeth, komm, wir machen einen Walzer miteinander.“ Dort alles geziert, geleckt, glatt, hier alles derb, kräftig, urwüchsig.

Man höre doch endlich auf, an unsern Bauernstand das Maß der gebildeten Stände in ihren äußeren Sitten und Lebensformen anzulegen. Man kann doch nicht verlangen, dass ein deutscher Buchenwald wie ein regelrecht zugestutzter Stadtpark aussehen soll. Man wäge lieber die beiderseitige innere Kraft gegeneinander ab, und vom Bauernstand heißt's dann wahrlich nicht: „Gewogen, gewogen, zu leicht gefunden.“ Bei ihm ist gesunde Leiblichkeit, natürliches Empfinden und festgeprägte Standesart; er ist der Born unserer steten Volksverjüngung. Darum lasse man unsere Bauernjugend ruhig beim Tanze jauchzen und stampfen, oder wie man in Hessen dafür sagt, „stazzen“, wenn's sonst in Zucht und Ehren zugeht. —

Jetzt schweigt drüben die Musik; ein Lied wird angestimmt. Ich öffne das Fenster, weil ich denke, wie neulich am schweigenden Frühlingsabend, ein schönes Volkslied zu hören, denn ein echtes und rechtes Volkslied ist für mich wie ein Trunk klaren Wassers aus einem lindenbeschatteten Bergquell. — Aber was vernehme ich? Folgendes Lied, wenn man's so nennen kann:

Laura, ja Laura,
Setz dich aufs Sofa,
Laura, ja Laura,
Komm her zu mir
21, 22, 23, 24,
Laura, ja Laura,
Weißt, wie ich dich liebe.

Das war das ganze Lied; und das wurde endlos wiederholt, bloß, dass man in der Zahlenreihe immer weiter gieng, bis 100 erreicht war. Ich schlug das Fenster zu und gieng in ein Zimmer, wo ich den Gesang nicht hören konnte. Allein immer und immer quiekte mir seine platte Tingeltangelmelodie in den Ohren. Ich wurde erst ganz wild, dann aber traurig.

Das Volkslied kämpft heute einen schweren Kampf auf dem Land, einen Kampf um Leben und Sterben. In der Stadt ist das echte Volkslied ja schon längst gestorben und ruht in dem modrigen Grab der großen Bibliotheken wie Schneewittchen im Sarg, und die gelehrten Leute staunen seine Schönheit an, „weiß wie Schnee, roth wie Blut, schwarz wie Ebenholz“; aber es ist todt, es singt nicht mehr. Zu Luthers Zeit war es anders. Da blühte auch in der Stadt der Volksgesang in reicher Pracht. Manche unserer Kirchenlieder sind aus Volksliedern entstanden, z. B.: „O Welt, ich muss dich lassen“ aus:

Innsbruck, ich muss dich lassen,
Ich far dahin mein straßen.
In fremde land dahin.
Mein freud ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im ellend bin.

Aber man singt doch heute noch in der Stadt auf Gassen und Straßen. Gewiss, sogar sehr viel. Nun, was denn? Gassenhauer. Der Gassenhauer aber verhält sich zum Volkslied, wie ein grasgrüner Holzapfel zu einem rothwangigen Borsdorfer. Das Volkslied singt in einfachen, aber herzergreifenden Weisen von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit, von Rosmarin und Vergissnichtmein, von Scheiden, Meiden und Wiederfinden, von Königskindern, von tapfern Soldaten und lustigen Wandergesellen. Das sind Lieder von echt deutschem Schrot und Korn, so tief, wahr und klar, so fröhlich, frei und züchtig, so treu, ehrlich und fromm, dass einem das Herz im Leibe lacht, wenn man sie hört. Der Gassenhauer aber macht uns mit den großen Thatsachen bekannt: „Mutter, der Mann mit dem Cooks ist da“, „Im Grunewald ist Holzauction“, „Gigerl sein, das ist fein“ ff. Der Inhalt dieser Lieder ist ein Gebräu von Blödsinn und Gemeinheit, die Melodien sind jämmerliche Ohrenkitzeleien.

Dieser Gassenhauer ist der erste Feind, der das Volkslied vom Dorfanger unter der Linde verdrängen will. Wie kommt er aufs Land, er ist doch ein Stadtgassenbub? Nun, „da kommt das Militär, mit Säbel und Gewehr“ und bringt in die ländlich Heimat die neuesten Gassenhauer mit. Natürlich ist der Urlauber im bunten Rock der Held des Tages unter der Jugend, und gar bald singt sie ihm nach statt:

„Gute Nacht, mein Engel,
Gute Nacht, mein liebster Schatz,
Bei dir hab' ich gesessen,
Hab' manchen Schlaf vergessen,
Ade zur guten Nacht.“

„Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume geseh'n“, den gräslichen Schunkelwalzer.

Der andere Feind des Volksliedes auf dem Lande ist — der Gesangverein. Es wird wenig Dörfer bei uns im Westen geben, wo nicht ein Gesangverein zu finden ist. Nun will ich gewiss nichts gegen diese Vereine sagen, sie haben manches Gute für sich. Allein oft singen sie Lieder, die zur ländlichen Art in den bäuerlichen Lebenskreis passen wie die Faust aufs Auge. Und selbst wenn das Volkslied von ihnen gepflegt wird, der vierstimmige Kunstgesang verdrängt den zweistimmigen

Naturgesang. Wo die Sangesbrüder beisammen sind, stimmen sie ihre vierstimmigen Weisen an, nie aber zweistimmige Volkslieder. Und da vielfach schon die unverheirateten Burschen dem Gesangverein beitreten, die Mädchen aber am cölibatären Gesang keinen Gefallen finden, so stirbt das Volkslied nach und nach aus. Es müsste unbedingt darauf gehalten werden, dass die Gesangvereine nicht ausschließlich Männergesangvereine sind. Die Junggesellen mögen mit den Mädchen singen. So gehört sich's von rechtswegen.

Wie das Volkslied auf dem Lande zu erhalten ist? Es ist ja keine Frage, dass unsere Zeit mit ihrem Hin- und Hergewoge der Menschen für die festgefügte, am Herkömmlichen hangende Art des Bauernstandes nicht günstig ist. Allein, dass der Bauer so viel von der alten Art verloren hat, daran haben die anderen Stände doch ein gut Theil schuld. Sie haben die Landleute ob ihrer Tracht, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Ausdrucksweise in Wort und Lied so lange verlacht und verspottet, bis der Bauer meinte, er müsse ein anderer werden, als seine Väter waren, bis er Stadtart annahm, oder vielmehr ein Mittelding wurde zwischen Bauersmann und Stadtherr. Auch Pfarrer und Lehrer haben durch Verständnislosigkeit und unsinnige Reformwuth gegenüber dem bäuerlichen Wesen schwer gesündigt. Nun, gottlob! Es ist in dem Stück etwas besser geworden. Man erkennt heute in weiten Kreisen die hohe Bedeutung festgefügter, charaktervoller Bauernart an.

Jedoch wir, die wir anderen Ständen angehören, können im Grund doch nur wenig dazu thun, den Bauernstand zum alten, guten Wesen zurückzuführen. Das Beste müssen die Bauersleute selbst thun. Und so will ich sie heute kräftig gemahnt haben: Ihr lieben Bauersleute, seid stolz auf die Eigenart eures Standes, der der erste in der Welt ist. Bewahrt und pflegt sie. Und so lasst die Stadtleute auch singen, was sie wollen; haltet fest an den alten, schönen, herzigen Volksweisen eurer Väter! —

Ist es nicht genau, als ob dieser Aufsatz, den die Bauernzeitschrift „Das Land" veröffentlicht, über die Zustände in unseren Alpen geschrieben wäre? Nein, er erzählt, wie es da draußen um den Rhein, den Westerwald herum bestellt ist. Dieselbe Geschichte überall. Das weltliche Volkslied wird verdrängt von Operettenweisen und Gassenhauern, das geistliche deutsche Volkslied vom lateinischen Kirchengesang. Man lässt sich's gefallen, ja, richtet es selber so ein. Es ist aller Sinn für alte Sitte abhanden gekommen, die alten Eigenarten und Schönheiten und Tugenden sind verachtet, nur die alten Laster, wie Rüppeln, Saufen und Zanken, hat man beibehalten. Und dann wundert man sich über die Schwächung des Deutschthums. Der „Heimgarten" wird nicht müde, zu sagen, dass alles nationale Streiten und alle politischen Erfolge für die Dauer umsonst sind, wenn wir das deutsche Volksthum in Haus, Schule, Kirche und Kunst verlieren. M.

Etwas für die Deutschen.

Ein für das Volkswohl besorgter Görlitzer Gastwirt hat einen Preis für vieles Biertrinken ausgesetzt. Er verabreicht „Bierkarten" in der Größe der Eisenbahnfahrkarten je für ein Glas Bier, das bei ihm getrunken wird. Wer die ersten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie ein neues Fahrrad, Modell 98, Wert 220 Mark. Wer die zweiten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie eine goldene Herrenuhr, Wert 150 Mark. Wer die dritten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Trostprämie einen schwarzen Rockanzug nach Maß, Wert

70 Mark, das Kärtchen trägt außerdem Serien- und Nummernangabe, sowie den Vermerk: „Giltig vom 1. October 1897 bis 1. October 1898." — Daraus sieht man, wie schwer der Trinker ein Glas Bier überzahlen muss und was die Wirte für einen Gewinn haben müssen, wenn sie solche „Prämien" geben können! Aber hoffentlich greifen die Deutschen zu. 2000 Gläser Bier sind bald unten, und das Fahrrad wird zu den vielen übrigen praktischen Verrichtungen, die es bereits hat, bald auch einen Bierbauchhalter bekommen müssen. Auffallend ist nur, dass das zweite und dritte Zweitausend bedeutend niedriger prämiiert wird, als das erste, während uns das Verdienst progressiv zu steigen scheint. Nun, der Wirt wird halt denken: Aller Anfang ist schwer. Hat der Kerl erst 2000 Krügel durch, dann geht das weitere wie geschmiert. Also wer in einem Jahre 6000 Glas Bier in den Bauch gießt, 16 Krügel des Tages ist für den Schlauch nichts Unmögliches, der hat sich einen schönen schwarzen Anzug, eine goldene Herrenuhr und ein ausgezeichnetes Fahrrad, Modell 98, ersoffen. Und die größte Prämie bleibt wahrscheinlich noch dem Wirt selber.

M.

Verschönerungsvereine.

Unter dieser Überschrift schreibt der „Kunstwart" beherzigenswerte Worte. Er sagt unter anderem: Sie — die Verschönerungsvereine — meinen's ja gut, sie leisten zum Theil auch Gutes. Es sind nur viele unter ihnen, die ein bisschen wenig davon verstehen, wo sie helfen könnten. Und auch die Gutes leisten, könnten noch viel Besseres leisten.

Da sitzen in neunzig von hundert Kleinstadt- und Dorfstuben die modernen Vorurtheils-Kobolde. Sie gehorchen alle einem Oberteufel, das ist der Nachäffteufel, und er bläst den Leuten ein: ihr sollt es so machen, wie die Stadtleute, denn das ist schön. Neulich klagte mir ein vortrefflicher Architekt, er hab' einem Gutsbesitzer recht aus Orts- und Landschaftscharakter heraus ein Haus entworfen, da sei der Mann einfach empört gewesen: ob der Baumeister denke, weil er ein Bauer sei, sei für ihn ein Haus zu gut, wie's die Stadtherren hätten? Nun setzt ihm ein andrer eins hin, mit gusseiserner Veranda und Stuckmedaillons mit Akanthus. Das ist ganz typisch, aber nicht bloß für den Bauern; auch der Kleinstädter richtet seinen Ort in Straßen und Plätzen so „großstädtisch", so „modern" her, als hätt' er nie davon läuten gehört, wie wir Großstädter selbst über die uns aufgezwungene Bauerei denken. Besonders für die Sommergäste, die doch dankbar sind für den Blick auf jedes malerische Eckchen, werden die nüchternsten eleganten Kästen in Dorf und Städtchen gebaut, dass es einen erbarmt. Wem ist noch nicht ein schönes Dorf, das er als Sommerfrische liebgehabt, ganz einfach verekelt worden durch Wirts- und Wohnhausneubauten, die „den Ansprüchen der Neuzeit genügen" sollten? Wer kennt nicht Menschen, die sich aus solchen Gründen fürchten, in ihr früheres Bad zurückzukehren, hören sie von diesem nur die stolze Botschaft, es „schwinge sich auf"?

Eine überaus dankbare Aufgabe für Verschönerungsvereine schiene mir's, hier aufklärend und erziehend einzugreifen, hier, wo zudem mit ganz geringem Aufwand an Geldmitteln überaus segensreich gewirkt werden könnte. Sie müssten den Leuten klar machen, wie grundverfehlt es ist, auf einen kleineren Ort ohne weiteres zu übertragen, was ja für größere Städte vielleicht am Platze sei. „Ihr zieht auch dadurch die Fremden nicht her", müssten sie ihren Mitbürgern sagen, „kommen die denn, um bei uns zu suchen, was sie daheim verlassen? Bequem wollen sie wohnen,

ja, aber nicht in so langweiligen Löchern, wie die, aus denen sie ausreißen. Habt ihr denn nicht beachtet, was ihnen bei uns gefällt? Lest doch in ihren Reisebüchern nach: die alte Kirche, das alte Rathhaus, das alte Thor, davon sprachen sie, und wo bleiben sie stehen, gucken und freuen sich? Wo's gerade ganz anders aussieht, als in der Großstadt, wo bunte Häuser mit Fachwerk und hohen Ziegeldächern in Gärten mit Bäumen, vielen Blumen und einer schönen Laube stehn. Wollt ihr neu bauen, ei, so baut nur mit dem Comfort, den die Stadtleute mögen, aber baut malerisch, ländlich, freundlich, passt der Neuzeit die Art an, wie eure Altvordern gebaut, baut, wie das in unsere Landschaft passt, baut im Charakter unsres Ortes, dass er mehr und mehr alle Reize entfalte, die er haben kann. Je eigenartiger und je heimeliger ein Ort, je mehr zieht er euch die Fremden an und hält sie fest." —

Wie singt Gottfried Keller?

Die Ratzeburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um,
Die Thürme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Im Stadtbach wird ein Quai erbaut
Vom untern bis zum obern Thor — —
— — — — — — — — — — — —
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an.

Poetenwinkel.

Sonntag.

Ja, es ist Sonntag heute
Und ist ein Sonnentag.
Mit festlichem Geläute
Grüßt ihn der Glocken Schlag.

In schillerndem Gedränge
Wälzt sich der Menge Strom.
Es dringt wie Orgelklänge
Und Weihrauch aus dem Dom. —

Nicht weit von hier im Grunde,
Da steht ein kühler Wald.
Dort ist zu dieser Stunde
Mein liebster Aufenthalt.

Die alten Tannen ragen
Und ihre Wipfel weh'n,
Als wollten sie mir sagen,
Dass sie mich wohl versteh'n.

Hier in dem Heiligthume
Ist alles still und groß,
Und eine Glockenblume,
Die lächelt aus dem Moos.

— Ich weiß, was sie mir deutet,
Ich weiß, was sie mir blüht.
Sie deutet und sie läutet
Mir Sonntag ins Gemüth.

Heinrich Hege.

* * *

Sonnenwende.

Sag', was blickst du so gerade
Vor dich hin und schweigst?
Nimmermehr den Kopf du neigst
Nach meiner Seite.
Sag', was suchst du auf dem Pfade,
In der Weite,
Wo die sinkende Sonne loht?
Sieh', wie reiche Sonnengnade
An den Zweigen hängen blieb!
Deine weiße Hand mir gib;
Deine Hand ist todt? —
Sieh' den rothen Mohn, die Wicke. —
Warum wendest du die Blicke?
Bitte dich, sag' nur ein Wort....

Ist es so? — Es kam das Ende.
Sonnenwende. —
Gib zum Abschied beide Hände,
Dann geh' fort,
Denn du hast mich nicht mehr lieb.

Anton Renk.

* * *

Auch ohne Sonnenglühen.

Es ist ein Irrthum, trüb und starr
Die Winterszeit zu nennen;
Wie dürfte sie sonst Jahr für Jahr
Uns von den Blumen trennen?

Der Schöpfer hat auch sie geweiht,
Geschmückt mit Glanz und Farben,
Drum braucht bei ihrer Herrlichkeit
Das Auge nicht zu darben.

Sie kann den Menschen Gutes thun
Auch ohne Sonnenglühen,
Wenn die Natur scheint auszuruh'n
Und sich nicht mehr zu mühen.

Doch in der Erde Tiefe webt
Sie fleißig fort im Stillen,
Damit die Saat allmählich strebt
Empor nach ihrem Willen.

Und so aus ihr entwickelt sich
Der erste Frühlingsmorgen,
Als endlich selbst der Nebel wich,
Der Berg und Thal verborgen.

Franz Tiefenbacher.

* * *

Abend-Gedenken.

Die Blumen schließen ihre Kronen,
In denen Märchen-Elfen wohnen,
Es kommt die Nacht.
Der Abendstern beginnt zu funkeln,
Und leise fängt es an zu dunkeln,
So weich und sacht.

Ich ruhe still am Waldessaume
An einem schlanken Tannenbaume
Und denke dein.
Wo weilst du wohl in dieser Stunde?
Mein fernes Lieb, o gib mir Kunde:
Denkst du auch mein?

Franz Floth.

* * *

Einst!

Kam ein schöner Bursch gegangen
Wohlgethan und schlank und fein,
Sonnverbrannt die runden Wangen —
Und die ganze Welt war sein!

Saß auf kalten Kirchenstufen
Ein verrunzelt Mütterlein,
Kothbespritzt von Rosseshufen
Und erstarrt in Winterspein.

Sann ob ihres Schicksals Karte,
Die betrog sie nicht allein,
Als den Burschen sie gewahrte,
Fiel ihr diese Weise ein:

„Kam ein schöner Bursch gegangen,
Wohlgethan und schlank und fein,
Sonnverbrannt und rund die Wangen
Und die ganze Welt war sein!"

Ach, was hat dich überkommen,
Armes, altes Mütterlein,
Dass dein Herz so schwer beklommen,
Thränen fallen auf den Stein?

Hans Fraungruber.

* * *

An der Lohmühle.

Die Lohmühle klappert,
Die Rinde zerborst,
Es sprühen zertrümmert
Die Felle des Forst;

Ich steh' in Gedanken,
Beschaue das Spiel;
Und sachte beschleicht mich
Ein Wehmuthsgefühl.

So fallen die Rinde
Stücke für Stück,
So gieng auch in Splitter
Mein irdisches Glück!

Josef Knely.

* * *

Der Dichter und sein Lied.

Glücklich, wem das Glück gegeben,
Dass die Musen ihre Gaben
Ihre hohen, göttergleichen,
Segnend ihm verliehen haben.

Glücklich, wenn die losen Worte
Im Gedicht zusammenfließen,
Glücklich, wer den Schmerz, die Freude
Im Gesange kann ergießen.

Mit dem Lachen werden Reime,
Lieder fließen mit den Thränen,
Er besingt das stolze Wagen,
Kühne Hoffen, bange Sehnen,

Er besingt die Heldenthaten
Uns'rer Väter, uns'rer Ahnen,
Er besingt die edlen Gaben,
Die ihn an die Götter mahnen;

Er besingt den holden Morgen,
Da die Sonne neu ersteht,
Und er faltet seine Hände,
Und das Lied wird zum Gebet.

Margarethe Piffl.

* * *

Stimmmungen.

Am Gebirgsee.

Auf stillem See ein Fischerboot sich wiegt,
Im ersten Morgensonnenglanz.
Rundum das Heer der Bergesgipfel liegt,
Schön, wie ein Riesenrosenkranz.

Es schweigt die Glocke, die zur Andacht rief,
Des Hirten helles Lied verscholl. —
Ein Friede überkommt mich da so tief,
Weiß nicht, wie ich es deuten soll.

Abend in den Bergen.

Wild hat der See am Tag gerauscht,
Die Woge ward zur sanften Welle.
Im Boot der Fischerknabe lauscht
Dem Glockenton der Bergkapelle.

Der Knabe, betend, kniet im Boot, —
Hehr glüh'n die höchsten Bergesspitzen
Im letzten Abendsonnenroth, —
Thalwärts im Dorf schon Lichter blitzen. —

Am Himmel glänzt der erste Stern,
Und Dämmerung deckt still die Stunde. — — —
O süßer Friede, nah und fern,
Erhabene Ruh' zur Feierstunde!

Wilhelm Grab.

* * *

Alpenröslein.[1])

Willst du das Alpenröslein
In deinem Garten hegen,
Es spottet aller Sorge,
Dir hilft kein emsig Pflegen.

Es blüh'n auch nicht Oliven
Auf Matten hoher Almen,
Und nur im tiefen Süden
Erheben sich die Palmen.

Das Schönste, was die Menschheit
Aus Künstlershand empfangen,
Es trägt die Spur der Heimat,
Draus es hervorgegangen.

Josef Pollhammer.

* * *

[1]) Aus den formschönen und gedankentiefen „Gedichten" (neue Folge) des Ausseers Josef Pollhammer. (Wien. C. Gerolds Sohn. 1898.)

Staudenliadl.

Ih han a liabs Dirndl,
A punkerds, a kloans,
Und so oft ih an sie denk',
So sing' ih mr oans:
Ih han dih so gern,
Und du liegst mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

Ih bin der Waldhansl,
Bin arm wia a Maus,
Mit dir lach' ich dena
Die Großbauern aus.
Ih han dih so gern,
Und du liegst mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

Und müaßt ih mein Dirndl
An andern Buam geb'n,
Däs brauchet a Gwalt,
Und däs kostet mein Leb'n.
Ih han s' ja so gern,
Und sie liegt mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

Hans Fraungruber.

* * *

A steirisches Weinl.

Wanst willst, dass de Welt sul a Himelreich sein,
Probier's amol, guck' durch a Glaserl vul Wein:
— Hot olles an guldenen Schein.
Ih woaß da, mei Freunderl, a Tröpfel, däs d mogst!
Wirst sechn, wia leicht dass d de Weltkugl trogst,
— Weil a steirisches Weinl drauf wozt.

R.

Heimat und Nation.

(Gedanken einer Pilgerin in der verlorenen Heimat.[1])

Es wohnt sich schön auf lichter Höhe, in den sonnigen Junitagen. Drum wandern viele die Bergpfade hinauf und nehmen Herberge im uralten Kloster, das weit hinausblickt über das blühende Land, und das schon so manchem Pilger und Wanderer gastliche Rast geboten hat. So bin auch ich gekommen, mich zu erquicken an Waldesgrün und Sonnenglanz, Stille suchend und neue Kraft, — und ein anderes noch. Als ich zum erstenmal hier oben stand — lang ist's her — da war's eine Offenbarung, ich jauchzte auf: „Mein Heimatland, wie schön bist du!" — Und wenn ich jetzt, langsameren Schrittes als damals, die wohlbekannten Pfade wandle, so ist's nicht nur um des Waldes und der Sonne und der köstlichen Luft willen. Ich suche am liebsten die Stellen auf, die die weiteste Umschau gewähren, setze mich aufs graue Gestein, das überall aus dem Waldboden hervorragt, und schaue hinaus und kann mich nicht satt sehen. Das leuchtende Bild dringt durchs Auge bis ins innerste Herz hinein, und da soll es bleiben, ich will es mitnehmen in die Ferne.

Wie sieht es mich lachend an, das gesegnete Land, im Sommersonnenschein! Leichte Wolkenschatten nur gleiten hie und da über die prangenden Felder, die üppigen Wiesengelände, die tiefgrünen Waldungen und die schmucken Dörfer, die halbversteckt liegen hinter ihren Rebhügeln und Obstgärten. Unzählige Kirchthürme winken freundlich herauf, und drüben, beim silberschimmernden Flusse, ragt hoch und hehr der stolze Dom über die dunkle Häusermasse der Stadt empor. Weiter noch schweift der Blick, bis zu den blauen Bergen des Nachbarlandes, und kehrt wieder zurück zu unseren Bergen, und grüßt jeden grauen Felsen und jeden frischgrünenden Tannenwipfel.

---

[1]) Verfasser ist eine Elsässerin, welche nach dem Kriege die Heimat verließ und nach Frankreich auswanderte. Zu dieser subjectiven Darlegung wurde sie angeregt durch den kleinen Aufsatz: „Heimat oder Nation." („Heimgarten", 22. Jahrgang, Seite 550.)

Und leise gesellen sich zu dem heiteren Bilde der Gegenwart traute Bilder der Vergangenheit. Das Auge bleibt im Schauen versunken, und das Herz im Gedanken. Aus den fernsten Kindheitstagen, von dem Fleckchen Erde, das dort, hinter dem Dunstschleier am Horizonte, verborgen liegt, spinnen sich goldene Fäden herüber, sie umstricken mich mit wonnigen Träumen. . . .

„Prachtvolles Panorama hier!“ — Die Stimme schreckt mich auf, verscheucht sind die Träume. Wenig Schritte von mir stehen zwei Touristen, die ich nicht kommen sah, noch hörte. Ich erkenne sie, es sind meine Tischnachbarn von heute Mittag, Studenten, lustige Brüder. Welcher Wissenschaft Jünger sie sind, ließ sich zwar aus ihrem laut geführten Tischgespräch nicht errathen, sie scheinen jedoch in verschiedenen Universitätsstädten sich sehr eingehender Bierstudien beflissen zu haben, denn sie legten in dieser Hinsicht ein wirklich kosmopolitisches Wissen an den Tag. Sie haben auch ihr Befremden ausgedrückt darüber, dass sie hierzulande manches anders gefunden, als sie's erwartet: „Nach so kolossaler Zeit, immer noch!“

Jetzt, nachdem sie ihrer Bewunderung für die Landschaft Luft gemacht, spricht einer: „Das Land ist wunderschön, aber die Eingeborenen haben keinen Sinn dafür. Kaum, dass man hie und da einen antrifft auf den Bergen.“ — „Gut, dass *wir* da sind!“ meint der andere. Sie gehen weiter, und ich wende mich wieder der Landschaft zu, aber ich kann das Schauen und Träumen von vorhin nicht wieder finden. Zuerst habe ich lächeln müssen ob der naiven Anmaßung der jungen Bursche; nun aber will mir das letztgehörte Wort nicht aus dem Sinn. „Gut, dass *wir* da sind!“ — Weißt du, Knabe, was du da gesagt hast? Ein unbewusst grausames Wort. Dein „*wir*“, ich verstehe es wohl, es meint alle, die gekommen sind, seit der „kolossalen Zeit“, — seit so viel andere fortgezogen. Wo du, leichten Fußes und Sinnes, vorübergehst, gedankenlose Worte sagend, da ist mancher schon gestanden, von den „Eingeborenen, die keinen Sinn haben für die Schönheit ihres Landes“, — und hat hinausgeblickt stundenlang, ehe er sich blutenden Herzens losriss, auf Nimmerwiederkehr.

Und kehrt einer oder der andere wieder, auf kurze Tage, so kommt er als Fremder und findet Fremdes. Die ganze Heimat, er findet sie nimmer, denn die Heimat, ist sie das Land, wo unsere Väter begraben liegen, wo wir unsere Kindheit und Jugend verträumt, wo wir jeden Berg und jeden Kirchthurm mit Namen grüßen? Liegt nicht in dem Wort viel mehr noch?

Dem Kinde ist nur das Vaterhaus Heimat. Führt man es aus demselben fort, nur eine Stunde weit, so fühlt es sich fremd, verloren, und weinend verlangt es zurück in die gewohnte Umgebung, zu den Menschen und Dingen, die seine kleine Welt bilden. Auch dem Erwachsenen bleibt der Erdenfleck, wo seine Wiege gestanden, ein theures Heiligthum. Doch, wie Geist und Herz sich weiten, weitet sich auch die Heimat. Zum großen Vaterhause wird uns der ganze Landstrich, wo das Volk wohnt, dessen Sprache, Sitte und Sinn uns angeboren sind, wo unsere Väter Leben und Wirken, unser Leben und Wirken verbreitet haben.

Nicht von den Gräbern der Väter leben die Kinder, sondern von ihrem Geiste; wo fremde, störende Geister den Geist der Väter verdrängen, wo der Bau, den die Väter begannen und den wir weiterführen sollten, niedergerissen wird, da ist keine Heimat mehr. Man liebt die Stätte noch, wo sie gewesen, aber wie ein theures Grab; man pilgert zu ihr, aber man kann auf Gräbern keine Häuser bauen.

So haben viele gefühlt und gelitten und sind fortgezogen in die Ferne. Zwischen Heimat und Nation mussten sie wählen, als ihr kleines Land getrennt wurde von dem großen, mit dessen Schicksal das seine bisher aufs engste verflochten gewesen, mit dem es Leben und Streben, Suchen und Irren, den höchsten Glanz und die tiefste Erniedrigung getheilt, für das so mancher seiner Söhne in den Tod gegangen war....

Ist es mein Sinnen allein, das mir den Blick trübt? Nein, — auch die Landschaft hat sich verdüstert. Graues Gewölk steigt im Westen auf, Berg und Kloster liegen im Schatten, hinter dem Gebirge rollt es dumpf. Das Gewitter wird da sein, ehe ich Zeit habe, das Kloster zu erreichen, so will ich unter einem Felsvorsprung Schutz suchen und zusehen. Ein paar Blitze zucken durchs Gewölk, ein Regenschauer fällt nieder auf die rauschenden Wipfel.

Und ich sinne weiter: Heimat oder Nation? Wie viele Fragen in einer! Wie ist es möglich, dass Menschen andere Menschen vor diese Wahl stellen? Wissen sie denn nicht, was diese Worte bedeuten, wie arm der wird, der seine Heimat oder seine Nationaliät verliert? Der aus der Heimat Verbannte ist abgeschnitten von allem Gewohnten, Bekannten, Ererbten, er muss sein Schaffen und Wirken loslösen von allem, worin es wurzelte, muss sein Leben von vorne anfangen, ohne die Hilfe derer, die vor ihm waren. Er ist um seine Vergangenheit betrogen. — Dem von seiner Nation Getrennten ist die Zukunft genommen, denn wahrhaft nationales Leben gipfelt im Streben nach gemeinsamen hohen Zielen, die nur in der Zukunft erreicht werden können. Es hat aber jede Nation ihre eigenen Ziele, und fremde Ziele sind uns gleichgiltig.

Wer denkt daran? — Junge Nationen sind wie junge Menschen. Sie gehen selbstbewusst und sorglos ihren Weg, unbekümmert um das, was vor ihnen war, schnell fertig mit dem Verachten dessen, was sie nicht verstehen, ja, bereit es zu vernichten. Sie pflanzen siegesstolz ihre Fahnen auf und sprechen: „W i r sind jetzt da und es ist gut so!“ — Und siehe, hinter ihnen stehen noch jüngere, die haben ein ander Wort auf ihre Fahne geschrieben, und auch sie wollen den größtmöglichen Platz an der Sonne erobern. Und hinter dieser kommen noch andere. Wer da merkt auf das Stimmengewirre der Völker, der hört von mehr als einer Grenze her die Frage: Heimat oder Nation?

Wer vermag sie zu lösen? Jedes Volk und jeder einzelne muss s e i n e Lösung suchen. Und für alle heißt es nicht nur: Was liebst du mehr? sondern: Was s o l l s t du? — Wohl dem, der im Widerstreit der Gefühle die Pflicht klar zu sehen und ihr zu folgen vermag. Aber auch die Pflicht ist oft schwer zu erkennen.

Was ist's nur um die Nationalität, um dieses Wort, das man früher kaum hörte, und das heute so zündend auf die Gemüther wirkt, so heftige Kämpfe entfacht, so blutige Opfer fordert? Was ist eigentlich eine Nation? Sie ist die Genossenschaft der Menschen, die stamm- und sprachverwandt sind, sagen viele. Sie entsteht aus der Nothwendigkeit, zusammenzuhalten gegen gemeinschaftliche Feinde, behaupten andere. Gemeinschaftliche Interessen sind es, die die Menschen verbinden, hört man auch, und anderes mehr.

Etwas Wahres ist wohl an allem, besonders an der ersteren Behauptung. Gewöhnlich haben die Menschen eines Stammes viel Gemeinsames, das sie verbindet, vor allem die Sprache, die ja sehr oft zum hartnäckig vertheidigten Palladium der Nationalität wird. Aber auch dieses Princip leidet Ausnahmen, und auch das Palladium ist nur ein Symbol, das äußere Zeichen einer tieferen Wahrheit.

Um das Wesen einer Sache zu erforschen, muss man auf ihren Ursprung zurückgehen. Die Nationen waren nicht immer, sie sind geworden, sind das Ergebnis einer unendlich mühsamen, durch viele Jahrhunderte fortgesetzten Entwicklung. Sie sind entstanden aus verschiedenen Elementen, die einander anfänglich fremd, ja feindlich gegenüberstanden, die sich lange bekämpften, dann ein durch die Stärkeren erzwungenes Genossenschaftsleben eingiengen, bis sie endlich durch langes Aufeinanderwirken zu einem festgefügten Ganzen wurden, dessen Theile einander so unentbehrlich sind, wie die Theile des Körpers. Was aber diese großen Körper zusammenhält, es muss ein

inneres Ziel sein. Nationales Leben bedeutet soviel als eine Seele in vielen, und diese Seele, was kann sie anders sein, als ein gemeinsames Ideal und Streben, das Bewusstsein einer großen gemeinsamen Aufgabe und der Wille, sie zu erfüllen! Wo dies fehlt, ist keine Nation, ist nur ein Bündnis zwischen Völkerschaften, das heute und morgen gelöst werden kann.

So Vergangenheit und Gegenwart. Aber die Zukunft? Wenn die Nationen geworden sind, wenn in ihrem Schoße ursprünglich feindliche Elemente friedlich nebeneinander wohnen können und sich ineinander fügen und verschmelzen, ist es nicht denkbar, dass eine Zeit kommen kann, wo eben diese Nationen, die jetzt sind und die noch werden wollen, sich einigen werden zu einem großen harmonischen Ganzen. Dann würde die Frage: Heimat oder Nation? kein Menschenherz mehr beklemmen. . . .

Lange hab' ich gesonnen, das Gewitter hat sich verzogen. Eine Regenwolke zieht noch, wie ein halbdurchsichtiger, schleppender Vorhang über das Land, nicht dicht genug, um es ganz zu verhüllen, und wie sie über der Stadt steht, erkenne ich noch, schattenhaft zwar, die Umrisse des Domes. Auf der weiten Fläche jagen sich Luft und Schatten in wechselndem Spiele, gegen Westen klärt sich der Himmel wieder, während die Wolken drüben am östlichen Gebirge hängen bleiben. Und jetzt, wie die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne die Flur vergolden, da steigt es auf in lichter Farbenpracht aus dem triefenden Walde zur Rechten und aus dem feuchtglänzenden Wiesenthale zur Linken, und hoch in den Wolken wölbt er sich, der Bogen, der dem Menschengeschlechte verkündigen soll, dass es nicht zum Verderben, sondern zum Leben geboren ist. . . .

Die Zukunft ist Gottes. E. H.

Die Magyarin auf der Reise.

(Ein aufgefangener Brief.[1])

Triest, am 28. April 1898.

Lieber Bruder Janosch!

Die Schwester ist aus Budapest richtig hier angekommen, aber mit einer Verspätung von — vier Tagen. Sie ist unterwegs verführt worden.

Das habt ihr nun von eurem ungarischen Globus und von eurem Kauderhunnisch, mit dem ihr so großartig durch die Welt zu kommen glaubt. Kaum sie über der deutschen Grenze, war das Malheur fertig. Der Spass kostete ihr rund hundert Gulden und so viel Ärger, dass daraus bequem ein halb Dutzend Gelbsuchten hätten entstehen können, wenn das alte Mädel überhaupt Galle im Leibe hätte. Ich will Dir's nur erzählen, es ist ganz unglaublich und muss ins Familienarchiv gethan werden, vielleicht unter dem Titel: Die Magyarin auf der Reise. — Ich habe auch Hunnenblut in mir, aber das Deutsche mag ich nicht verachten, selbst hier in der welschen Stadt richte ich mit ihm mehr aus, als mit unserem edlen Magyarisch. Und Gott sei vor, dass ich je im Leben zusammen so viel ausgelacht werde, als unsere Ilka in diesen paar Tagen.

Bis Pragerhof war sie glücklich gekommen, dort verlangte sie eine Fahrkarte nach Dreste. Ja, wurde ihr gesagt, sie könne nur bis Wien die Karte haben, dort

[1]) Die Briefschreiberin scheint ihrer weitgereisten Schwester nicht viel nachzustehen. Der Brief fand sich in einem unverklebten, adresselosen Couvert auf dem Briefkasten am Bahnhofe zu Triest. Vielleicht kommt er durch diese Vermittlung des „Heimgarten“ dem Bruder Janosch unter die Augen. Die Red.

müsse sie eine neue lösen für die weitere Strecke. In Wien kommt sie an, frägt, wo sie nach Dreste fahren müsse und wird auf den Nordbahnhof gewiesen. Dort nennt sie wieder ihr Ziel und bekommt eine Karte nach Dresden. Nach dreißigstündiger Reise kommt sie in Sachsens Hauptstadt an und ist sehr erstaunt, mich nicht auf dem Bahnhof zu finden und kein Meer zu sehen. Herzleidend kann sie nicht sein, sonst hätte sie der Schlag treffen müssen bei der Offenbarung eines Bahnbeamten, dass sie nicht in Dreste sei, sondern in Dresden, der schönen deutschen Elbestadt. Doch von der Schönheit hat sie nicht viel gehabt, einen Tag musste sie im Hotel Rast halten und sich gründlich ausärgern, wahrscheinlich über die Mangelhaftigkeit der deutschen Sprache, in der man sich nicht einmal zur Noth deutlich machen könne, wohin auf die Reise. Am nächsten Tage hat der Gasthofbesitzer sich durch verschiedene Verständigungsversuche überzeugen können, wohin die stolze Magyarin eigentlich wolle und hat ihr auf einem Blatt Papier deutlich die Adresse aufgeschrieben: Nach Triest, am adriatischen Meere! Einen Tag und eine Nacht und noch einen Tag später ist sie auch richtig hier angelangt, und seitdem treibt sie fleißig Zungenübungen, um das Wort Triest aussprechen zu lernen. Weiteres nächstesmal, für heute hast Du hoffentlich genug. Deine Schwester Mira.

Bücher.

Grazer Novellen von Wilhelm Fischer. Erster und zweiter Band. (Leipzig. Georg H. Meyer. 1898.)

Für den Kritiker, der sich's zur Aufgabe stellt, die Erscheinungen der Literatur nicht nach Mode und flüchtiger Neigung der Leser zu beurtheilen, und bei ihrer Wertschätzung auf dem strengen Pfade kunstgemäßer Entwickelung zu bleiben, ist es bei der großen Menge der heutigen Erzählungsliteratur keine leichte Aufgabe, immer richtig zwischen dem Schaffen des bloßen Liebhabers und Dilettanten und ernstem künstlerischem Streben zu unterscheiden. Denn auch die bloße Amateurarbeit hat ihren Leserkreis, ja ihre Bewunderer, obwohl sie eine unbefangene Kritik weder ernst zu nehmen, noch darin eine wirkliche Bereicherung der Literatur zu erblicken braucht. Aber Wilhelm Fischer gehört zu den Schriftstellern, die man als Dichter und Erzähler in Prosa ernst nehmen darf. Referent gesteht offen, dass es ihm seinerzeit einige Mühe gekostet hat, sich durch die Gedankenwucht und die etwas schwerfällige Form seines Erstlingswerkes „Atlantis“ durchzuarbeiten — aber ebenso offen müssen wir bekennen, dass uns der Muth und die Selbstverleugnung nicht wenig imponiert hat, womit der junge Dichter sich an eine Aufgabe gewagt hat, bei der er von vornherein auf die richtige Würdigung und Wertschätzung verzichten musste, weil solchen poetischen Werken meistens der passende Leserkreis fehlt. Auch seine „Grazer Novellen“, sowie die im Jahre 1894 veröffentlichten italienischen Erzählungen „Der Mediciner und andere Novellen“ werden von der großen Leserwelt kaum viel beachtet werden — es fehlt ihnen das Spannende der Handlung, das Packende des unmittelbaren Interesses an den Begebenheiten. Die Erzählungen gehen durchwegs in der Vergangenheit vor sich, sie sind mitunter arm an Handlung und an Abgeschlossenheit, oft nur bloße Culturbilder, die aber den Kenner durch das getreue, echt historische Colorit erfreuen und, mit echtem Dichterauge geschaut, in jenen Farben und jenem Lichte erscheinen, worin sie der poetischen Wirkung sicher sind. Es spricht aus diesen Novellen eine stille, etwas weltfremde Dichternatur, ein wenig Stubenluft und viel Studium und Gelehrtheit: aber ein feiner Sinn für das Poetische in der Cultur der Vergangenheit und ein sinniges Auge auch für die Poesie des bürgerlichen und Alltagslebens. Gerade nach dieser Seite hin zeigt sich das Talent des Verfassers in den „Grazer Novellen“ in der gefälligsten Weise. Denn mit Ausnahme der ersten Novelle „Frauendienst“, die uns Ulrich von Lichtensteins Brautwerbung um Fräulein Berchta von Weißenstein erzählt, spielen sich alle andern im Kreise des altbürgerlichen und Handwerkslebens ab. Be-

sonders anziehend ist die Erzählung „Das Licht im Elendhause“ wegen der ethisch fein erdachten Figur der hochherzigen Diemut und der prächtigen Gestalt des biedern Altgesellen Wetzel, dem zur vollen Wirkung nur ein wenig mehr Humor zu wünschen wäre — ein Ton, der in dem reichen poetischen Register Fischers leider zu fehlen scheint. Ebenso innig und warm vermag der Dichter in der Erzählung „Frühlingsleid“ sich in die Freuden und Leiden einer Kindesseele zu versetzen. Und auch Ton und Sprache weiß er ohne Künstelei der Zeit anzupassen, die er schildert, und inmitten der hastigen, stillosen und nervös vibrierenden Erzählungsweise der „Moderne“ berührt uns die etwas breite, aber vornehme und ruhige Darstellung umso wohlthuender, und erinnert an die besten Muster der Erzählungskunst, zunächst an Paul Heyse, manchmal an Gottfried Keller. Wir können daher Fischers „Novellen“ allen Freunden gediegener Unterhaltungslectüre auf das wärmste empfehlen.

Dr. Gnad.

„Sanct Georg.“ Roman von G. Stockmanns. (Berlin. Otto Janke.)

Der vorliegende Roman vereinigt zwei Theile in einem Band und ist eine äußerst fesselnd und flott geschriebene Familiengeschichte, die sich in einem reichen Patrizierhause abspielt. Die Conflicte, welche die an einen viel älteren, nüchternen Mann gefesselte Frauenseele durchleidet, bis sie sich zu Klarheit und Recht emporschwingt, sind warm empfunden und schön gedacht. Der reinen Frauenseele würdig zur Seite steht der verwachsene Bruder ihres Gatten, Josua, welcher sein Leben opfert, um die junge Schwägerin, welche er mit selbstloser Liebe anbetet, in der Stunde der Gefahr zu retten. Wie es im Schulbüchlein vorgeschrieben steht, geht denn auch alles ganz glatt und tugendrecht ab, ohne dabei philiströs und langweilig zu sein, so, dass man „Sanct Georg“ immerhin zu den gelungenen Productionen des literarischen Marktes rechnen darf.

W.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Soeben sind wieder fünf Lieferungen (38—42) ausgegeben worden. Es erscheint darin der Schluss der mit Recht berühmten Bauernkomödie „Der G'wissenswurm“, jenes geistvollen Gemäldes vom Glück und Ende eines ländlichen Erbschleichers. Dann folgt das Lustspiel „Doppelselbstmord“, in welchem ein bäuerliches Liebespaar glücklicherweise nur auf dem Papier ein tragisches Ende findet, in Wirklichkeit sich heimlich fürs Leben vereinigt. Ein tief ergreifendes Volksstück „Der ledige Hof“ nimmt in der 41. und 42. Lieferung noch seinen Anfang.

V.

Lauter Unica. Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.)

Ein Buch voll des erquicklichsten Humors, der sprudelndsten Laune! Josef Willomitzer, der tapfere deutschböhmische Publicist und treffliche Redacteur der Prager „Bohemia“, ist längst auch in weiteren Kreisen — namentlich durch sein treffliches Buch „Ins Blaue hinein!“ — als humoristischer Erzähler voll Kraft und Eigenart hoch geschätzt; das vorliegende Werk zeigt ihn auf der vollen Höhe seines Könnens. Die zwölf Scherzgeschichten, die es bringt, sind eine köstliche Vereinigung der verschiedensten Humore, des feinen und wehmüthigen, des phantastischen, des satirischen, wie endlich des derb drastischen Humors. Welcher der kleinen Geschichten der Vorzug gebürt, ist schwer zu entscheiden. Selten ist die Geißel der Satire gegen die Corruption so fein und erbarmungslos zugleich geschwungen worden, wie in der meisterhaften Skizze „Schlaflose Nacht“, wo der durch Lug und Trug reichgewordene Mann endlich die Strafe für seine Vergehen erwartet, während die heimliche Erkundigung der Polizei, die ihn in Schrecken setzt, nur deshalb erfolgt, weil ihm ein Orden zugedacht ist, den er auch erhält

V.

Selbst gerichtet. Ein Inserat. Von Max von Weissenthurn. (Breslau. S. Schottländer. 1898.)

Ein Roman und eine Novelle, beide in ihrer Weise spannend und wirkungsvoll und für Freunde anmuthender Lecture bestens zu empfehlen.

M.

Für die Jugend (des Volkes)? Diese seit sieben Jahren bestehende Jugendzeitschrift, welche mit Recht sehr populär geworden und die seltene Auszeichnung ministerieller Förderung errungen hat, musste infolge Concurses der verantwortlichen Verlagsfirma A. Reimann zu erscheinen aufhören, da kein österreichischer Verlag den Ehrgeiz hatte, die Zeitschrift zu übernehmen. In Deutschland florieren zahlreiche Jugendzeitschriften, und ein Großtheil unserer Kinder bezieht zum Beispiel seinen Patriotismus von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle; in Österreich musste die einzige für die breite Masse des Volkes geschaffene Monatsschrift für die Jugend zugrunde gehen. Es ist dies ein neues Armutszeugnis für die vaterländischen Verlagsverhältnisse und ein Schlag für die heimische Jugendliteratur, die nahezu jeglicher Förderung entbehrt.

..x..

30 volksthümliche Kinderlieder, ein- und zweistimmig zu singen, mit und ohne Begleitung des Claviers, componiert von Hein-

rich Fidelis Müller. (Fulda. Alois Maiers Verlag.)

Die liebe Gottesgabe des Gesanges kann in frühesten Kinderjahren schon geweckt, gepflegt und gebildet werden, und zwar so, dass dieser kindliche Gesang nicht bloß das Herz der Kinder veredelt, sondern dass er auch durch seine Lieblichkeit, Zartheit und Unbefangenheit jedermann ergreift. Für diese jugendlichen Sänger, für fromme und fröhliche Kinder hat der Componist den schönen Liederstrauß gewunden, dem wir Eingang in alle Familien wünschen. V.

Die Kaiser-Nummer von **„Österreichs deutsche Jugend“** (das Augustheft des Jahrganges), geleitet von B.-D. F. Rudolf, Verlag des Deutschen Landes-Lehrervereines in Böhmen, Reichenberg, ist nach Inhalt und Ausstattung eine der Kaiserjubelfeier würdige Festschrift, die, mit vielen Bildern geziert, vielleicht geeignet ist, in unserer Jugend die Begeisterung für Kaiser und Reich zu wecken. V.

Der Verbrecher. Ein psychologisches Problem. Von Gustav Delman. (Leipzig und Wien. M. Breitenstein. 1896.)

Auf Grund einer reichhaltigen Literatur aus den unterschiedlichsten Gebieten der Wissenschaft sucht dieses Werk den Nachweis zu erbringen, dass mit Nothwendigkeit alle Willensacte im Sinne der stärkeren Motive sich entscheiden. Das klingt materialistisch, ist aber durchaus nicht trostlos. Es kommt drauf an, für das Gute stärkere Motive zu schaffen, d. h. Vorstellungen zu erwecken, die uns helfen, das Thier im Menschen unterzukriegen. M.

Büchereinlauf.

Marie-Elisa. Roman von Emmy von Egidy. (Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1898.)

„Wie es Licht geworden.“ Roman von Maria Luise von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Abseits vom Wege. Von W. Kronecker. (Berlin. Hugo Steinitz.)

Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkrieg von Rudolf Braune. Zweite Auflage. (Frankenhausen. Felix Schröder. 1898.)

Seelenkämpfe. Psychologische Skizzen und Lebensbilder von Karl Theodor Schulz. (Berlin. R. Eckfteins Nachfolger.)

Johannes Honterus. Drama in drei Aufzügen von Traugott Teutsch. (Kronstadt. Heinrich Zeidner. 1898.)

Jakob Böhme. Schauspiel in zwei Theilen von Walther Nithack-Stahn. (Halle a. S. J. Fricke. 1898.)

Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Johann Loserth. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1898.)

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf von Prokesch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen und Actenstücken. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit zwei Portraits und zwei Handschriftenfacsimiles. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Bildung und Kirche. Vom Standpunkte des Laien aus beleuchtet von A. Fauser. (Stuttgart. Fr. Frommann. 1898.)

Unsere Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung von Gustav Gerok. (Stuttgart. Fr. Frommann. 1898.)

Gallier und Hellenen. – Inez de Castro. – Der Alte von Nervi. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Die deutsche Revolution des Jahres 1848. Von Dr. Hans Kudlich. (Wissenschaftlicher Verein New-York.)

Kaiserin Maria Ludovica von Österreich 1787 - 1816. Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785—1885. Von Dr. Anton Schlossar. Mit zehn Abbildungen. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei literarische Charakterbilder von Georg Brandes. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes von Rector Dr. Wohlrabe. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1898.)

Neues Buch der Lieder. Von Paul Baehr. Sechste, sehr vermehrte Auflage. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josefsfest von Dr. Eduard Langer. (Prag. H. Dominicus. 1898.)

Dem Kaiser. Festgabe zur fünfzigjährigen Regierungsfeier Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Gesammelt und herausgegeben von Wladimir Kuk. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

Wia der Schnabi g'wachsen is. Von Max Hofmann. (München. Seitz & Schauer. 1898.)

Lose Blätter. Gedichte von Karl Wallner. (Leipzig. August Schulze. 1898).

Schriften von Wilhelm Ritter von Piwonka:

Die Judenfrage und ihre Lösung. (Wien. Kreisel & Gröger. 1894.)

Wozu? Politische Studie. (Wien. Kreisel & Gröger. 1896.)

Für meine Landsleute. Aufsätze socialpolitischen Inhalts. (Wien. Cornelius Vetter. 1897.)

Der letzte Versuch. Ein Ruf zur Ehre, Einigkeit und Vernunft. (Wien. Heinrich Kirsch. 1898.)

Der Besiegbare. Eine Antwort auf den „Unbesiegbaren“. (Wien. Heinrich Kirsch. 1898.)

Deutsche Gemeinbürgschaft in Permanenz! Von Hugo Astl-Leonhard. (Wien.)

200 Grüße, Sprüche und Wünsche für Postkarten. Verfaßt von Anna Polka. (Neutitschein. Rainer Hosch.)

König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Achte Lieferung. (München. Jos. Albert. 1898.)

Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes durch die Gerichte von Dr. Werner Brandis. (Berlin. Franz Lipperheide. 1898.)

Die Gemäldesammlung im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Besprochen von Hans Grasberger. Mit zwanzig Abbildungen. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Alpenblumen des Semmering-Gebietes. Colorierte Abbildungen von 188 auf den niederösterreichischen und nordsteirischen Alpen verbreiteten Alpenpflanzen. Gesammelt und mit kurzem Text versehen von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Das deutsche Wort in der Ostmark. Für Männerchor von Max von Weinzierl. (Stuttgart. G. A. Zumsteeg.)

Ein Vertrauen, das nie zu Schanden wird. Eine Stunde bei Georg Müller. Von Charles R. Parsons. (Dinglingen. St. Johannes-Druckerei.)

Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt.

Am 29. Juni 1898 sind hundert Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern. Willibald Alexis gebürt ein Denkmal!

Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausende von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Reisebeschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt.

Vor allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen die geschichtliche Vergangenheit der Deutschen so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war.

In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Willibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte, und auf dessen Friedhofe seine Gebeine ruhen, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt lebendig erhalte, das uns daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben.

Daher bitten wir alle, die Sinn für die Verherrlichung der deutschen Vergangenheit haben, alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen manche Stunde ihres Daseins verschönt, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unseres Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe, wird uns willkommen sein.

Geldsendungen nehmen entgegen die Herren: Banquier **Alexander Meyer-Cohn** in Berlin, Unter den Linden 11; Commercienrath **Elwin Paetel** in Berlin W., Lützowstraße 7; Banquier **Wilhelm v. Külmer,** Arnstadt.

Anfragen bitten wir an Dr. **Max Ewert,** Arnstadt, zu richten.

Arnstadt, im Juni 1898.

Unter den sehr zahlreichen Unterschriften zeichnen:

Dr. Anton Bettelheim. Karl Bleibtreu. Professor Dr. Felix Dahn. Professor Dr. H. Delbrück. Professor Dr. Georg Ebers. Graf Philipp zu Eulenburg. Dr. Theodor Fontane. Professor Dr. Karl Frenzel. Gerhart Hauptmann. Dr. Paul Heyse. Anton Freiherr von Perfall. Staatsminister Petersen. Wilhelm Raabe. Peter Rosegger. Erich Schmidt. Friedrich Spielhagen. Dr. Ernst von Wildenbruch.

Postkarten des „Heimgarten“.

G. C., Graz: Das Schlagwort, dass der Nationalismus die Quelle aller Kraftentwicklung und der schönsten Leistungen eines Volkes sei, ist wahr und ist nicht wahr. Man muss unterscheiden zwischen friedlichem und kriegerischem Nationalismus. Der friedliche ist der Wettkampf auf dem Gebiete der Arbeit, der moralischen und materiellen Entwickelung der Völker. Der kriegerische Nationalismus vergeudet in Wehr und Waffen die Kraft der Völker. Ersterer ist ein natürlicher, segensvoller und bleibender Zustand, letzterer muss als eine vorübergehende Nothwendigkeit aufgefasst werden. R.

R. K., Ottenhöfen: Der Spiritismus ist Sache des Glaubens, darum lässt sich darüber nicht weiter urtheilen. Mir genügt für den Verkehr mit meinen heimgegangenen Lieben der Spiritismus nicht, ich kenne unmittelbarere und erhabenere Wege, um mit Geistern und dem Geiste zusammen zu sein. R.

Pl. K., Innsbruck: Nicht Ihrer Meinung. Ist das Leben schon naturgemäß ein ewiger Kampf, so darf man die Feindseligkeit zwischen Menschen nicht absichtlich noch steigern. Wir haben auf dieser schönen Erde Besseres zu thun, als einander fortwährend mit Koth zu bewerfen, die Haare auszuraufen und todtzuwürgen. Überaus widerlich ist das ununterbrochene Geschimpfe hüben und drüben, welches eine Hauptursache der allgemeinen Verbitterung geworden. Man sieht es doch überall, dass mit anständiger und würdiger Wehr mehr ausgerichtet wird, als mit perfiden oder brutalen Anfeindungen. Es gibt ja Geschehnisse, bei denen einem der heiße Zorn aufbraust. Doch der wahre Kämpfer muss sich zuerst selber überwinden; ohne Selbstzähmung und ohne Klugheit kein Sieg. R.

* Seit der Niederlage Spaniens im amerikanischen Kriege liest man in den Blättern, dass „die Mächte vermitteln wollen“. Warum haben sie denn v o r dem Blutbade nicht vermittelt?

J. L. L., Breslau: In Bezug auf die „Etikette“ kommt es ganz auf Ihre Empfindung an. Leute, die keinen natürlichen Takt haben, pflegen sich um so strenger an die Etikette zu halten; sobald sie von den herkömmlichen Förmlichkeiten einen Augenblick abweichen, patschen sie in eine Ungehörigkeit hinein.

Süddeutscher, München: Die Bosnier waren vor der österreichischen Occupation bekanntlich türkische Unterthanen. Mehr als ein Drittel der Bewohner Bosniens besteht aus Türken, davon wieder der größte Theil heute noch muhamedanischer Religion. In der Herzegowina ist die Bevölkerung ziemlich gleich in Christen und Muhamedaner getheilt. Natürlich gibt es also auch unter den bosnischen Soldaten viele Türken und Muhamedaner.

W. J., Baden: Da haben Sie gleich ein paar R e d a c t i o n s b l ü t e n:

Der Berliner „Reichsbote“ über ein Unglück beim Stapellauf eines Schiffes in London: „Das Gedränge und die Panik waren derart, dass niemand beobachten konnte, was geschah. M e n s c h e n u n d P o l i z i s t e n s t ü r z t e n d u r c h e i n a n d e r.“ — Es wäre interessant zu erfahren, ob die Londoner Polizisten, da sie nach diesem Bericht nicht zu den Menschen gehören, bewaffnete und uniformierte Engel sind.

Den Gipfel der Parteilosigkeit hat unleugbar der „General-Anzeiger“ in Neustadt a. H. bei der Stichwahl erklommen. Er schrieb: „Morgen findet wiederum Wahl statt; auch zu dieser Wahl wollen wir nicht versäumen, unsere Leser aufzufordern, Mann für Mann an die Wahlurne zu treten, um dem Candidaten, w e l c h e r d i e m e i s t e n A n h ä n g e r h a t, zum Siege zu verhelfen.“

J. C. G., Wien; K. L., Wr.-Neustadt. Für Gedichtabdrücke können wir bestimmte Zusagen nicht machen, je nach Bedarf und Gelegenheit. Zuviel von diesem Guten ist ungesund. Bitten unverlangt nichts zu schicken.

R. G., Emmenbrücke: Schön Dank, und ein bisschen Geduld!

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten
12. Heft. September 1898. 22. Jahrg.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger**.

(Schluss.)

Am neunundvierzigsten Sonntage.

Noch kaum selber habe ich mich gefunden seit dem freudigen Schreck. Dieses urplötzliche Auflodern des seit langem unter der Asche glosenden Feuers. Kein Löschen mehr möglich!

Wer ich denn eigentlich bin — sie hat mich gar nicht gefragt. Aber ein Geständnis ist ihr bald entschlüpft: „Dass du ein geborener Bauer nit bist, hab' ich gleich am ersten Tag gemerkt. Dass du ein so lieber Mensch bist, hab' ich auch gleich gesehen und hab' gemeint zu vergehen die ganze Zeit, weil ich den andern nit mehr hab' so gern haben können, wie dich."

„Und deswegen bist du immer so betrübt gewesen und hast gar nimmer lachen wollen?"

„Deswegen nit allein. Du weißt es ja, mein Hans, warum sonst."

Und sie hat nicht gefragt, was ich ihr werde bieten können, was ihr Schicksal werde sein an meiner Seite. Dieser himmlische Leichtsinn der Liebe! —

Aber nachher die Hausmutter, die hat uns bald nüchtern gemacht. Erschrocken war sie nicht, als ich ihr noch am selben Abend unsere Verlobung mitgetheilt habe.

„Diese Barbel, das ist ein Band!“ sagte sie nur. „Weil der eine davon ist, packt sie den andern her. Meiner Tag hätt' ich mir das nit lassen träumen, von dem Mädel. Jetzt, wenn sie schon einen haben muss, so ist's eh gescheiter, sie nimmt einen Bauersmenschen, als wie den herrischen Schulmeister da.“

Einen Bauersmenschen, sagt sie! Das Rainhäusel da hinten beim Schachen sollten wir uns herrichten und nachher fleißig arbeiten helfen im Hofe. Das ist ihre Anordnung und das ganze Programm meiner Zukunft. Also die Falle zugeschnappt, steineisenfest, und der Hansel sitzt drinnen.

Am Dienstagabend war großer Familienrath. Beim Tische, auf dem Platze, wo der Adam gestorben war, kam ich zu sitzen, da ist es mir ganz kalt über den Rücken gelaufen. An seine Stelle bin ich gesetzt. Habe mit meinen Vorschlägen auch nicht lange gesäumt. Wahre Sinai-Gebote, zähle nach, ob ihrer auch zehn sind.

Der Valentin, wenn er glücklich heimgekehrt vom Militär, wird nicht hinausgehen in das Radmes-Vorwerk, auch nicht in die Grabacher Papierfabrik, die jetzt viele Arbeiter beschäftigt, er wird daheim bleiben und als der ältere die Wirtschaft übernehmen. Der Rocherl wird nicht Almhalter in der Vendau, wie er schon hatte anklingen lassen, er bleibt auch daheim und wird Großknecht, als der ich mit Ende des Jahres mein Amt niederlege. Jetzt kann er ja wieder zugreifen mit beiden Händen und die gleichmäßige Arbeit wird das Irrlichtern seiner unruhigen Seele schon dämpfen. Der Franzel bleibt nicht daheim. Der geht für drei Jahre auf die Landwirtschaftsschule nach Grotting, dann kommt auch er zurück. Diese drei Brüder werden zusammenhalten, wie die Scheiter an einem ungespaltenen Lärchblock. Der Kornbau wird aufgegeben. Nur Gemüse: Kartoffeln, Kohl, Karfiol, Rüben und Salat. Die Felder werden zu Weiden und Wiesen gemacht; eine Jungviehzucht wird gegründet, mit dreißig bis vierzig Stück Rindern. Schafe und Ziegen werden abgeschafft. Hingegen etliche Schweine für Speck und ein gutes Stück Rauchfleisch übers Jahr. Milch- und Käsewirtschaft gemeinsam mit den Nachbarn, die für eine Genossenschaft gewonnen werden müssen. Jungwald pflegen, besonders Lärchen, so viel wie immer wachsen wollen. Der Wald zahlt wenig Steuern, braucht wenig Arbeit und bringt bei vernünftiger Cultur ein gutes Stück Geld jedes Jahr. — „Sapperlot, wer schon einmal eingespannt ist, der muss auch anziehen!“ sage ich beeifernd zu meinen Leuten. Sie gucken mich unsicher an, ob's wohl auch alles mein Ernst wäre? — Mir ist selber nicht ganz sicher. Das

Ding hat stellenweise verzweifelte Ähnlichkeit mit meiner voreinstigen volkswirtschaftlichen Rubrik in der „Continentalen".

„Mein Gott!" seufzt die Hausmutter auf, „wenn man halt wüsst', was der Adam dazu sagen thät'!"

Der Valentin meint: „Wenn's einmal im Gang wär', kunnt's schon schön sein. Aber anfangen! Wie denn anfangen?"

„Habe ich das Wichtigste schon gesagt?" fahre ich zu reden fort. „Das Wichtigste hätte ich noch nicht gesagt? Doch ein zerstreuter Pinsel, der ich bin. Unsere gute Hausmutter wird sich auch einmal ausrasten wollen. Da muss halt der Jungbesitzer gelegentlich ein braves Weib heimbringen, das anfangen hilft."

„Ja, Hansel!" ruft der Rocherl auf einmal aus und legt mir die Hand auf meine Achsel, „was ist's denn mit dir? Mit dir und der Barbel, möcht' ich wissen!"

„Mit uns? Mit der Barbel und mir? Was wird's denn sein! Das Rainhäusel werden wir uns sauber herrichten lassen für den Sommer und Herbst. Im Frühjahr und im Winter werden wir draußen in Kailing wohnen. Dort ist's auch schön. Oder gar in einer Stadt, wenn's uns freut."

Darauf die Hausmutter: „Ja, Hansel, bist denn du nit gescheit?"

„Ihr wisset es wohl doch schon lang, dass ich ein verwunschener Stadtherr bin. Ein reicher Herr hat mich heraufgeschickt ins Almgai und mir viel Geld versprochen, wenn ich euch ein ganzes Jahr lang arbeiten helfe wie ein Knecht."

„Das ist erstunken!" erklärt die Hausmutter.

„Dass der reiche Herr mir für das Bauernjahr viel Geld versprochen hat, ist wohl wahr. Ob er's aber auch hergibt? Das mag schon erstunken sein. Und wenn's ist, auch gut, dann weiß ich mir mit der Feder was zu machen, mit der Schreibfeder. Es wird's schon thun, gelt, Barbel!"

Die Hausmutter schlägt die Hände über den Kopf zusammen: „Leut' ich weiß nit, bin ich ein Narr, oder ist es der! — Ja, wenn's so ist, da g'reut's mich, da darf's nit sein!"

Nun hat ein starkes Streiten angefangen, die Mutter wird immer noch zorniger. Die Kinder vertheidigen mich und stellen ihr vor, wie brav und rechtschaffen der Hansel gewesen wäre, das ganze Jahr.

„So!" fährt sie auf, „brav und rechtschaffen! Die ledige Falschheit ist er gewesen. Wenn er sich für einen Knecht ausgibt und ist keiner. Das ist doch die ledige Falschheit. — Dass du's weißt, Hansel, jetzt ist dein Jahr aus. Pack z'samm und geh!"

Da habe ich schon gemeint, alles wäre in der Brüche und die Barbel ist dagestanden wie eine Wegsäule, so starr. Nun kommt aber

der Rocherl über die Mutter. Der ist seit dem Allerseelentage ein anderer, welche von den zwei Kugeln daran den größten Antheil hat, weiß man nicht. Manchmal wetterleuchtet's noch, und wenn er ein heißes Wort sagt, da schaut ihn die Mutter an, und wenn er treuherzig redet, da hört sie ihm zu. Dass statt des Lehrers der Hansel an seiner Schwester Seite steht, scheint ihm sehr lieb zu sein, und so kommt er nun an die bitterböse Mutter. Vom seligen Vater spricht er ihr. Der hätte lange gewusst, was es mit dem zugereisten Knecht ist, und er wäre nur umso dankbarer gewesen, dass ein fremder Mensch sich freiwillig alle Mühe und Noth auferlege, um uns beizustehen. Und einmal habe der Vater gesagt, der Hansel sei zwar in mancher Arbeit ungeschickt, aber wegen seiner Bravheit könne er um jede Tochter werben, sie würde ihm nicht versagt werden. Diese Wendung hat gewirkt. Und so hat der Adam, der seit Wochen im Grabe ruht, noch ein lebendiges Wort für mich gesprochen, gleichsam mir den Vatersegen ertheilt.

Die halbe Nacht sind wir beisammengesessen und haben allerlei besprochen und die Hausmutter ist ganz sinnig geworden und hat gemeint, der Hansel müsse rein aus einem Märchen herausgestiegen sein, und sie werde schier dumm von dem, was sich heutzutage ereigne auf der Welt.

Unser Trauungstag ist für den zwölften December bestimmt. Das soll nicht auch wieder eine lange Bank werden. Der Curat knüpft an diese Trauung im Advente nur die eine Bedingung, dass keine Lustbarkeit mit ihr verbunden sei. Ganz nach unserem Sinne. Wo das Glück ist, wozu da noch Lustbarkeiten! — Mir ist darum zu thun, dass es sich rasch vollzieht, bevor der Lehrer nach Hause kehrt, wenn er überhaupt noch einmal kommt. Den möchte ich nicht gerne als Hochzeitsgast haben.

Und Du, theurer Freund, erweise mir den Gefallen, von meiner Vermählung niemandem etwas zu verlauten. Es könnte übermüthige Leute geben, und an diesem Tage kann ich niemanden brauchen, als die Sippe allein. Die Behörden sind einverstanden.

Auf Grund Deines neuerlichen Anerbietens — für das der Himmel Dich segne — habe ich in Kailing bereits Sachen bestellt, besonders einen Anzug, städtische Bauerntracht, auf gut deutsch: Touristen-Costüm. Wollen den Kerl halt herrichten, so gut es geht. Und wenn es gut geht, dann springt er aus. Den Bauernstand hat der Schelm so lange gelobt, bis er ausspringt. Man braucht mich auch nicht. — Und was ich am Dienstage zur Hausmutter gesagt, bevor ich's bedacht, habe ich bedacht, nachdem ich's gesagt. Wenn das andere nichts ist, so weiß ich mir mit der Feder was zu machen. Ja, warum denn nicht?

* *
*

Der fünfzigste Sonntag.

Vom Briefschreiben konnte keine Rede sein an diesem Tage. Dafür soll Dir der junge Ehemann nachträglich alles in schönem Herzensfrieden berichten, wie es sich vollzogen hat.

Gearbeitet wird seit drei Tagen im Adamshause nicht um eines Hosenknopfes Wert. Und im ganzen Almgai Bauernräusche, wie seit Noahs Zeiten keine massiveren dagewesen. O Freund, das war ein Brennpunkt von Herzenslust für die einen, und Magenjammer für die anderen. Schon am zweiten Tage hatte der belesene Schmied und Kirchendiener die philologische Anwandlung, der Tafelrunde zu erklären, soweit sie zugehört hat, dass im Worte Katzenjammer statt des ersten a ein redliches o stehen müsse. — Damit soll die Stimmung dieser Hochzeit, bei der es keine Lustbarkeiten geben sollte, angedeutet sein.

Und nun zu den besonderen Angelegenheiten. Als wir am Samstage vom Adamshause fortgiengen — sie hatte ihr neues vergissmeinnichtblaues Kleid an, um Schultern und Brust ein rothseidenes Tuch, das auch die Mutter einst am Trauungstage getragen hatte. Ihr lichtes Haar war zu einem Kranz geflochten um das Haupt. So stand sie an der Thürschwelle still und sagte beklommen: „Es wird mir doch schwerer, als ich gedacht habe. — Es ist wohl wahr, wir sind uns schon lang' gleichgiltig geworden, der Lehrer und ich, aber gesagt haben wir es uns doch noch nit. Und jetzt, derweil er fort ist, soll ich mit einem andern zum Altar. Das kommt mir so untreu vor, so untreu . . ."

Darauf habe ich gesagt: „Liebes Kind, die Untreue liegt wohl auf seiner Seite, wenn überhaupt eine vorhanden ist. Dass er sich bei dir gar nimmer angemeldet hat, ehe er fortgieng! Seitdem sich alles so ganz anders gewendet hat, seid ihr euch gegenseitig ja nichts mehr schuldig, und wie man mit freiem Willen zusammengegangen ist, so geht man mit freiem Willen auseinander."

Und sie: „Das erste kann ich nit einmal sagen. Es hat schon so sein müssen. Ich denk' mir wohl, dass es ihm nichts macht, was ich jetzt thu'. Wenn ich nur vorher zu ihm treten könnte und sagen: Guido, behüt' dich Gott! . . ."

Leise in ihr weißes Tüchlein schluchzend, gieng sie neben meiner des Weges. Mit uns giengen auch ihre Brüder. Die Hausmutter gieng weit hinten, und so oft wir auf sie warten wollten, blieb auch sie stehen. Da hat mir der Valentin mitgetheilt, was das bedeutet. Es ist im Almgau ein alter Brauch, dass die Braut- oder Bräutigammutter sich dem Hochzeitszug nicht anschließen darf. Ganz hinten muss sie dreingehen, mutterseelenallein, und bei der Trauung darf sie sich nicht blicken lassen. Beim Hochzeitsmahle soll sie ganz rückwärts im Ofenwinkel sitzen und dann — hörst Du es! — dem jungen Ehepaare ein ganzes Jahr

lang fern bleiben. — Jetzt wirst Du doch Respect haben vor den Almgaiern, dass sie so stramm und bündig mit der Schwiegermutter fertig zu werden wissen. Doch warte nur, wer der Stärkere ist!

Der Kulmbock natürlich war Hochzeitsordner. Wie der der Hausmutter den Eintritt in die Kirche verwehren will, sagt sie entschlossen: „Eine Mutter wird ihr Kind meiden! Just so!" Schiebt mit dem Arm den Kulmbock zur Seite und tritt ein.

„Na gut, gut", sagt der Ordner, „aber ohne Präjudiz!" denn er ist zeitweise ganz Gesetz.

Als wir soweit vor dem Altare standen — zur Nachmittagsstunde, die Kirche voll Menschen — war meine Barbel nicht da. Schon an der Brücke war sie mir abhanden gekommen. Ich meinte, sie hätte beim Krämer etwas zu besorgen, aber nun kam sie nicht vor. Mehrere Bauernburschen hatten die Braut gefangen genommen und der Kulmbock musste sie für etliche Liter Wein loskaufen. In Nachbarsorten soll die Sitte herrschen, dass die Braut auf dem Weg zur Kirche sich vom fröhlichen Hochzeitszug abzusondern hat, gleichsam als ausgestoßen und ausgeschlossen. Als die letzte erst darf sie in die Kirche treten, bis sie vom Ordner gnädig in Empfang genommen und vor den Altar geführt wird, wo der Bräutigam steht. Der nachher erst erhöht sie.

Am Altare brannten zwei einzige Kerzen, kein Kirchenschmuck, keine Blumenzier. Es ist spät im Jahre . . .

Wie mir ums Herz war, als das liebe Wesen an dieser Stelle neben mir stand, als wir die Ringe wechselten und gegenseitig unser Ja sagten, das, mein Freund, kann ich Dir nicht beschreiben. Wer es aus sich selber nicht weiß, der kann es nicht verstehen. Im übrigen ist bei der Trauung nicht geweint worden und nicht gelacht . . .

Mein Herz habe ich *ihr* zu eigen gegeben, so muss der Freund mit dem zufrieden sein, was übrig geblieben. Merkest Du was?

Als wir ins Wirtshaus wollen, ist das Thor geschlossen. Der Kulmbock pochte mit dem Stab, drinnen kicherte man, und das Thor blieb zu. Jetzt begann er zum Schlüsselloch allerhand Sprüche hineinzusagen, die ich nicht verstanden habe, ich glaube sie handelten von Tugenden und Würden des jungen, Eintritt heischenden Ehepaares, aber das Thor öffnete sich nicht. Da trat mein Barbel vor, berührte mit einem Weißtannenzweig, den man ihr in die Hand gegeben, das Hausthor — und jetzt gieng es langsam auf, und wir traten ein.

Das Mahl — ein Halberabendmahl — haben wir einfach gehalten. Ziemlich schweigsam hat jeder seine Portion Aufgeschnittenes mit Kuchen verzehrt oder in den Sack gesteckt. Es war zu merken, dass der Kulmbock einen Trinkspruch in Bereitschaft hatte, und damit nur warten wollte, bis der Wein kam. Wir tranken Apfelmost, und der Wein kam nicht.

Draußen schneite es stark und es begann zu dunkeln. Die Barbel schaute mich schon immer an und sagte nun ganz leise, es würde ein hartes Heimgehen sein in der Nacht. Das hieß, wir möchten lieber noch bei Tage gehen und das war sehr nach meinem Geschmack. — Und als wir uns zusammenpackten, na, da kamen sie. Als der erste erschien, der Nachbar Gleimer war's, zündete der Wirt sogleich zwei Lampen an. Der Gleimer brachte einen eisernen Kochtopf mit und stellte ihn schweigend vor die Braut. Hernach stiegen die anderen daher zu unserer Überraschung. Es kamen die Bauern aus nah' und fern' von der ganzen Gemeinde. Wie pure Schneemänner giengen sie zur Thür herein. Ungestüm war das Wetter geworden, und der Wind trieb den Schneestaub ins Vorhaus. Da haben wir uns neuerdings niedergelassen am Tisch. Jeder Ankommende hatte ein Hochzeitsgeschenk bei sich. Bäuerinnen brachten mancherlei Hauseinrichtungen, hatten in Körben und Säcken Mehl, Fett, Eier und Backwerk. Der Schuster Zwergel brachte mir eine von ihm selbst gestrickte Wollenhaube, der Schneider Setznagel ein paar Lodenpantoffeln, zum Zeichen, dass er vergeben und vergessen hat und um neue Kundschaft wirbt. Der Kulmbock konnte nicht mehr länger zurückhalten, er bestellte Wein. Während noch allenthalben die Gläser gefüllt wurden, ließ er los. Er sprach im Predigerton und griff zurück bis auf Adam und Eva. Dabei machte er Anspielungen, die man schlechterdings nicht zweideutig nennen konnte, weil sie nur mehr eindeutig waren. Ungeahnt frühzeitig kam er auf die geistvolle Schlusswendung: Der Bräutigam soll leben, und die Braut daneben!

Kaum war die Festrede vorüber, so erhob sich draußen im Vorhause helles Gedudel. Bläser und Geiger waren gekommen. Der Kulmbock zog seinen feuchten Lodenrock aus, gieng in flatternden Hemdärmeln umher, lud nach allen Seiten zum Essen und Trinken ein, war witzig und rief ein- ums anderemal: „Geschmalzene Holzäpfel friss ich nit!"

Dieweilen kamen immer noch Leute mit Gaben. Der Sackbuttner brachte eine Blechschelle für die Kuh, die er dem Lehrer verkauft; er war der Meinung, es gebe Lehrerhochzeit. Der Schrager brachte einen nagelneuen Melkzuber, den er selber geböttchert hatte. Der Jäger Konrad, der zu endgiltigem Friedensschlusse als Brautzeuge gewählt worden war, brachte einen wolligen Fuchsbalg dar, „vors Bett hin, wenn die Barbel schlafen geht und aufsteht". Die Nähterin Rosalia that mit ihrem Hochzeitsgeschenk gar geheimnisvoll, wickelte es vorsichtig aus einem schneeweißen Tüchlein und hielt es am Stengel der Barbel hin. Ein großer Apfel mit rothen Wangen. Alles könnten sie genießen, die lieben Eheleute, so legte die Nähterin es aus, nur an diesem Apfel dürften sie nicht naschen. „Warum nit, das will ich euch sagen, wer davon isst, der verdirbt sich den Magen." Weise war's gesprochen, denn der große

Apfel erwies sich als hölzerne Kapsel, die aufzuschrauben war und in der sich ein Spiegelchen, ein Fingernagelzwicker und ein Hühneraugenpflaster befand. Schlimmer war's, als die alte Marenzel mit einem kleinen Kinde hereinkam und es schaukelnd und ein Wiegenlied trillernd der Barbel zutrug. Auf dem Tische wurde sofort ein Bettchen hergerichtet, die Alte wickelte die Fatschen auseinander, und da lag — mutternackend — ein schlanker Butterstritzel.

„Geschmalzene Sägspäne friss ich nit!" schrie der Kulmbock drein, um über das sinnige Geschenk seine Überraschung und seinen Beifall auszudrücken.

Ich lachte überlaut mit und dankte dahin, dorthin. Mein armes Mädel saß da wie ein Muttergottesbild und ließ alles gelassen über sich ergehen.

Die Hausmutter war nachgerade ungeberdig geworden. Schon die Musikanten gefielen ihr nicht, mitten in der heiligen Adventzeit. Das ganze Treiben war ihr zuwider „und wenn es Glasscherben schneibt", sie will heim. Just zündete sie die Laterne an, die der Kirchenwirt uns für den Heimgang borgen wollte, da — aber Freund, ich kann nichts dafür, dass der Zufall bisweilen so gut aufgelegt ist. Du wirst sagen, der Zufall componiere nicht Romane. Ja, Alter, er componiert sie manchmal — rein aus Zufall.

Die Wirtin hatte die Stubenthür weit aufgemacht und sagte laut auf uns her: „Jetzt werd' ich mir wohl ein Vergeltsgott verdienen fürs Thüraufmachen!"

Wir schauen ins dunkle Vorhaus hinaus, die Musikanten blasen einen Tusch, und nun — steht er da. — In voller Uniform, mit Helm und Seitenspieß, den beschneiten Mantel auseinandergeschlagen, dass von der breiten Brust die Knöpfe uns entgegenfunkeln wie zwei Reihen munterer Augen. Der Valentin. Das war nun freilich ein anderer Kerl, als damals im Sommer. Sein rothes Gesicht lachte breit auseinander, wie ein Sieger schaute er frei um sich. Von allen Tischen streckten sich ihm Hände und Gläser entgegen — er drang durch das Gedränge bis zum Ehrentisch vor, zu Mutter und Geschwistern. Meine Hand nahm er zuletzt und hielt sie am längsten.

„Diesmal ist's anders, Hansel!" lachte er mir zu.

„Und bei uns auch!" sagte ich.

„Und bei dir schon gar!" setzte er bei, auf die Barbel spielend. „Recht hast. Erst in Kailing habe ich es gehört."

„Haben dir's nicht geschrieben, weil wir wieder eine Dummheit fürchteten."

„Man wird ja gescheiter", sagte er.

Und jetzt war vom Nachhausegehen keine Rede mehr. Jetzt begann es lustig zu werden. Auch die Hausmutter nippte vom Glas, klatschte

mit den Händen: „Verklöpfelte Leut' seid's!" Ich denke, es hat ein Lobspruch sein sollen.

Der Kulmbock versicherte von Zeit zu Zeit, dass er „keine geschmalzenen Schuhnägel fresse".

„Ich auch nicht!" gab der Valentin bei und ließ sich den Schweinsbraten schmecken. Und dann kamen die Erzählungen aus dem Kasernleben, von den Märschen, von den Kameraden, von den Officieren, besonders vom Obersten. „Weiler!", hatte ihm dieser gesagt, „solange Sie das kreuzverfluchte Heimweh haben, bleiben Sie beim Regiment. Dass Gott mich — Sie bleiben! Bis Sie das Vollmondgesicht wieder aufgesteckt haben, mit dem Sie vor zwei Jahren eingerückt sind, bekommen Sie Urlaub. Und vorher nicht! Und nachher sofort!" Diesen Ausspruch hat der Valentin sich zu Herzen genommen und soll er thatsächlich zum Vollmondgesicht nicht viel länger gebraucht haben, als der Neumond zu dem seinen.

Längst Mitternacht vorüber, als wir uns von der Gesellschaft, die bei jungem Wein schon ausgelassen zu werden begann, verabschiedeten und den Heimweg antraten gegen das Adamshaus. Schneegestöber, blasser Mondschein, Windrauschen in den Bäumen. Der Valentin führte die Mutter am Arm, der Rocherl den Franzl, ich — mein Weib. Als wir ans Haus kamen, führte mein Weg nicht wie sonst über den Hof zur frostigen Stallkammer. Ich trat mit allen ins Haus und dann mit der Barbel ins warme Stübchen.

Beim Kirchenwirt sollen sie vierundzwanzig Stunden später noch beisammen gesessen sein, und zwar in einer Verfassung, die aller Beschreibung spottet.

* * *

Am einundfünfzigsten Sonntage.

Unglück im Spiele, Glück in der Liebe. So ähnlich, nicht wahr lautet es ja? Bei mir stimmt's.

Obgleich ich die „Continentale" schon lange nicht mehr eigentlich las, fiel mir doch auf, dass sie seit einiger Zeit im vergrößerten Format erschien. „Der Tod streckt sie schon", hatte der Lehrer gesagt. Nun also ist es, wie Du schreibst, geschehen. Das Blatt eingegangen, der Chef durchgegangen. Somit wäre meine Angelegenheit auf das Gründlichste geordnet.

Umso lebhafter interessiert mich Dein Vorschlag, lieber Freund. Du meinst, dass ich meine Sonntagsbriefe aus dem Adamshaus veröffentlichen soll? Dass sie Aufsehen erregen müssten, sagst Du. Ist das Dein Ernst? Während ich glaubte, ein zugereister, nothiger Bauernknecht zu sein, wäre ich Schriftsteller gewesen! So ein bisschen Zola, von dem man erzählt, dass er seine Stoffe persönlich hervorholt aus den Volksschichten

und mit ihnen lebt, bis er sie durchdrungen hat. Aber ich bin ihm voraus. Dass er bei seinem „La terre“ ein Bauernmädel geheiratet hätte, ist ihm meines Wissens nicht passiert. — Was ich doch für ein großartiger Kerl bin!

Spass beiseite. Wenn Du für meine Sonntagsbriefe wirklich einen Verleger findest und Du gibst Dir die Mühe, sie für die Öffentlichkeit herzurichten — ich bin einverstanden. Unheimlich ist mir allerdings der Gedanke, fürderhin unter den zehntausend deutschen Federhelden des Kürschner'schen Literaturkalenders prangen zu sollen. Zehntausend! Ob es heutzutage noch so viele Bauern gibt in deutschen Landen? Ist's mit der Unsterblichkeit nichts, so würde ich auch mit einem Nachtwächterposten zufrieden sein. — Ein armer Familienvater, wird's heißen! — Es ist doch eigentlich auf das Höchste überraschend, dass ich plötzlich verheiratet bin!

Schließlich ist's noch eine Frage, ob ich überhaupt von hier fortgehe. Im Adamshause ist frischer Muth und neues Leben. Die Burschen und ich arbeiten von früh bis abends im Walde. Der Valentin scheint's an richtiger Stelle zu packen. Er hat zwölf alte Lärchbäume um schweres Geld verkauft. Nun werden sie gefällt und auf Schlitten zu Thale gebracht. Der Rocherl hat sich gefunden und ist so viel als heil, aus- und inwendig. Der Franzel weiß vom Schulprovisor zu erzählen, dass er strenge sei und man bei ihm viel mehr lernen müsse, als beim Guido Winter.

Mutter und Tochter walten in Haus und Hof. Hier sind diese Decemberwochen ein einziges großes Vorbereiten auf Weihnachten. Selbst in den Ställen werden mit langen Besen die Spinnweben von den Wänden gefegt. An den Thieren werden alle Krustlein losgestriegelt, die Klauen und Hörner beschnitten, und der Stallboden bekommt frische, walddaftende Streu. Um das Haus wird das Herdholz in zierliche Stöße geschlichtet, in den Stuben alles Gemöbel gescheuert, alles Mauerwerk weiß getüncht, alles Fenster- und Bilderglas mit feiner Asche geputzt. Von der alten Schwarzwälderin hat die scheuerwüthige Hausmutter sogar die Ziffern zuschanden gerieben, so dass die Barbel — diese gute Stunde selber — mit Kohle nachschwärzen musste. Der Messingzeiger funkelt wie Sonnenschein. An den Abenden hatten sie sonst Herbstschurwolle gesponnen; nun, dem Christfeste nahe, stellten sie das Spinnen ein, „damit das schnurrende Rad das Christkind nit aus dem Schlafe wecke“. Aus denselben Gründen müssen wir alle des Abends auf den Zehenspitzen gehen und überhaupt jedes Geräusch vermeiden.

Soll ich Dich nun auch ein wenig in unser Stübchen gucken lassen? Na freilich, Du lieber Mensch, so gucke. — Das Tischlein gedeckt mit einem rothen Tuche, darauf steht ein kleiner Krug, in welchem drei Kirschbaumzweige frischen. Sie sind am Barbaratage, ihrem Namenstage,

gepflückt worden und sollen in der heiligen Nacht aufblühen. Die zwei hellen Fenster haben schneeweiße Vorhänge, zierlich genäht und mit Buchstaben gestickt von ihrer Hand. Die Betten stehen so nahe aneinander, dass sie mit einem Überzuge zugedeckt werden können. Dieser Überzug ist himmelblau und hat kleine rothe Blümlein. — In das Kämmerchen ziehen wir uns zurück nach dem Abendbrot, und wenn Du horchen wolltest — aber das darf man ja gar nicht — so würdest Du noch lange ihr fröhliches Lachen hören.

Am Donnerstag hat mir der Valentin Urlaub gegeben, dass ich nach Kailing gehen konnte. Wir haben mancherlei einzukaufen, außerdem steht dort zwischen Obstgärten, gerade am Rechenflusse, ein niedliches Landhaus, das zu vermieten wäre. Ich miete es nicht, ich sehe es nur an, gehe rings herum und sehe es an und denke: Wenn man dich mieten könnte! Dann gehe ich wieder davon. — Ich wollte Dir etwas anderes erzählen.

Wie ich am Vormittage immer der Rechen entlang gegen Kailing hinabgegangen bin, gerade in der Engschlucht zwischen den Wänden begegnet mir — was glaubst Du wer? — Richtig, mit dem ersten Worte hast Du ihn. Ganz gemächlich trottet er heran auf dem glatten Schnee, das Beinkleid in die Stiefelröhren gesteckt und über der Achsel eine Ledertasche hängen.

Zum Satan! denke ich mir, jetzt kann's hübsch werden!

„Was?“ ruft er mir heiter zu, „wie wusstest du denn, dass ich heute käme, Hans?“

„Das wusste ich nicht. Ich will nach Kailing.“

„Dann begleite ich dich zurück“, sagt der Guido Winter. „Es gibt manches zu plaudern. Jetzt wird geheiratet!“

„So! Wo denn? Bei wem denn?“

„Noch vor Neujahr, wenn's geht, führe ich meine Barbel heim.“

„Wird nicht gehen“, sagte ich.

„Und bleibe in Hoisendorf Lehrer, einstweilen. Denn draußen hat sich nichts Passendes gefunden.“

Nun wende ich mich ihm zu, mit meiner ganzen Brustseite, und sage: „Winter! Wenn sich draußen etwas gefunden hätte, so wärest du wahrscheinlich draußen geblieben. Weil sich nichts gefunden hat, so kommst du nach Hoisendorf zurück und willst doch die Barbel heiraten!“

„Die heirate ich auf jeden Fall!“ sagt er.

„Die heiratest du auf keinen Fall!“ sage ich.

„Teufel!“ sagt er, und tritt einen Schritt zurück.

„Ja, mein Lieber, die Barbel hast du verpasst. Die ist schon verheiratet.“

Er tritt einen zweiten Schritt zurück, kreuzt die Arme über der Brust, mit weitaufgerissenen Augen schaut er mich an und frägt: „Wieso? Die ist schon verheiratet? Das verstehe ich nicht."

„Und ich kann dir's deutlicher nicht sagen. Am vorigen Sonntage hat die Trauung stattgefunden."

„Aber im Ernste? Aber wirklich? — O du vertracktes Mädel? Und wen denn?"

„Mich."

„Wen sie genommen hat, frage ich."

„Mich."

„Na hörst du, Hans, das sind abgeschmackte Spässe. Ich dachte wirklich schon."

Er betrug sich ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Auf meine neuerliche Versicherung, dass wir während seiner Abwesenheit geheiratet haben, schüttelte er bestürzt den Kopf, und endlich murmelte er: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten." Nach einem Weilchen, während er mit dem Stocke im Schnee ein Loch gebohrt hatte: „Mir kann's recht sein. Dass sie mich nicht liebt, vielleicht nie geliebt hat, habe ich ja schon geahnt. Auch gut, ich hätte mein Wort gehalten. Sie ist die Klügere gewesen. — Was mich aber am meisten wundert, das ist mein treuer Freund Hans Trauttentorffer, der seine Geliebte immerfort einem anderen so hübsch anheiraten wollte. Erst als er sie nicht an Mann gebracht, nahm er sie selber. Sehr vornehm das, Herr Trauttentorffer! Empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft!"

Und mit stolzen Schritten davon, der Schlucht entlang. — Das war ein guter Abgang, Herr Winter. — Ich gönne dir das Vergnügen, denn mein Vortheil ist mir lieber.

So sicher ich meiner Sache gewesen, vor der Begegnung mit ihm hatte mir ein wenig gebangt. Wie wenn er sie doch geliebt hätte? Dass diese Liebe mangelt, hat uns gerechtfertigt, sie, mich und — ihn. Was ich ihretwegen allein mit mir auszumachen gehabt hatte, monatelang — das ist vorbei.

Der Barbel habe ich von dem Zusammentreffen in der Rechenschlucht einstweilen nichts gesagt. Der Franzel hat heute aus Hoisendorf die Nachricht heimgebracht, dass der provisorische Lehrer wahrscheinlich hier angestellt werde und der Winter habe mit einem Wagen des Kirchenwirtes seinen großen Koffer fortführen lassen.

* * *

Adamshaus, am zweiundfünfzigsten Sonntage.

Das Jahr war doch gewiss reich an Überraschungen für mich. Die größte aber brachte mir dein Christtagbrief. Herrlicher Mensch, wie

hast Du das zustande gebracht! Also der „Heimgarten“ erwirbt meine Sonntagsbriefe gegen ein Honorar von zehntausend Gulden! — Da hätten wir ja die zwanzigtausend Kronen. Und dazu den Vortheil, dass es nicht ein windiger Wettpreis ist, sondern redlich Erworbenes. Nun bin ich gerettet. Herrgott im Himmel, das ist ein Brocken!

Aber die Sonntagsbriefe? Was ich da zusammengeschrieben habe in meiner Stallkammer, wie eben ein aufgeschrecktes Menschenherz purzelt und hüpft, himmelhoch jauchzend und höllentief fluchend, übermüthig, bummelwitzig, geschwätzig, selbstgefällig, spöttisch, einmal Gott zu dumm, einmal dem Teufel zu schlecht. Und das alles soll vor aller Welt ausgepackt werden? Freund, da heißt es wohl, sich einen langen Blaustift anschaffen. Die ersten Briefe dieses Jahres, die an unterschiedliche Herren der „Continental-Post“ gerichtet waren, sind bereits in deinem Besitze? Du meine menschgewordene Vorsehung, du! Fürs Ganze ein packender Titel, das versteht sich. Aber der vorgeschlagene: „Die Erbsünde“, taugt mir nicht. Man würde diese Bezeichnung entweder auf das Liebespaar wälzen, oder den „Schweiß des Angesichtes“, also die ländliche Arbeit damit in Verbindung bringen. Mir passt weder das eine, noch das andere. Sünden können nicht geerbt werden. Und die Arbeit ist kein Sündenfluch. Vielmehr ein Segen. Aus Fleiß und Mühe strömt Segen, aus der Scholle sprießt Kraft für die ganze Welt und Segen für den, der sie berührt. „Erdsegen.“ — „Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.“ Wie hört sich das? In wenigen Tagen sprechen wir persönlich darüber.

Und nun will ich Dir das Jahr mit der Weihnachtszeit beschließen. Ach, um wie viel unbehaglicher schreibt sich's, seit mir wieder der Setzerjunge über die Achsel guckt.

Am Christabend legten wir schon zur Mittagszeit alle Werkzeuge zur Ruh' und jedes zog seine guten Kleider an. Wie es an Festtagen der Adam gethan hatte, so that es jetzt der Valentin, der alten Brauch nicht abkommen lassen will. Er nahm das Crucifix vom Wandwinkel und stellte es auf den weißgedeckten Tisch. Die Hausmutter that zwei Lichter dazu von jenen Kerzen, die damals meine Barbel gegossen hatte. Der Rocherl ist vor Andachtsstimmung ganz blass geworden und mein Mädel schlichtet in stiller Emsigkeit die Hausthiere, dass sie sich ruhig verhielten. Das ganze Adamshaus ist eine Kapelle geworden. Dieses tiefe, wortlose Glauben, diese innige Erwartung des Christkindes, Du kannst Dir's nicht vorstellen. Wer so glauben könnte! Es ist ja wohl auch Gewohnheit und Herkommen dabei, aber die Seelenstärke dieses geplagten Bauernweibes holt sie sich von Gott Vater und seinem eingebornen Sohn.

Die Barbel ist auch so. In den Krug zu den Kirschbaumzweigen hatte sie frisches Erdreich gethan und Wasser drangegossen. Aber die

Knospen wollten sich nicht rühren. Einmal ganz träumerisch schaute sie die kahlen Zweige an und sagte leise: „Es wird nichts sein. Das Christkind verzeiht nicht."

Um eilf Uhr in der Nacht zündeten sie eine Spanlunte an und giengen hinab zur Kirche. Ich hatte mich bereit erklärt, das Haus zu hüten, wollte eine Weihnacht für mich allein haben. Um Mitternacht sperrte ich die Thüre ab und gieng über den gefrornen Schnee hinan zur Hochplatte. Da ruhte der Sternenhimmel über der weiten Schneelandschaft. In Hoisendorf läuteten die Glocken. Die Kirchenfenster standen wie rothe Quadratlein im dunklen Thale. Ein anderes Klingen kam über das Waldgebirge herüber. So leuchtet und so klingt es in dieser Mitternacht durch das ganze Land. Und in Millionen menschlicher Herzen lebt der heilige Christ, so wahr und wirklich, wie je etwas nur leben kann, das gesehen, gehört und empfunden wird. . . . In mir war so etwas wie psalmistischer Rhythmus: Meine Leidenschaften habe ich wie Samen in die Himmel verstreut, und mein mutternacktes Herz weidet im Garten der Sterne. — Ich steige vielleicht nun bald hinab in die Tiefen. Wann wird wieder eine Stunde kommen, da ich dem Himmel so nahe bin?

Am Christmorgen weckt mich hellklingendes Lachen aus dem Schlaf. Zwei Sonnenströme quellen zu den Fenstern herein durch die Stube, einer der Ströme fällt auf den Tisch, wo der Krug mit den Kirschbaumzweigen steht, und die Zweige, alle drei, tragen weiße Blüten. Darum lacht meine Barbel voller Glückseligkeit. — Das Christkind hat verziehen.

Wie der Haussohn, der Rocherl, die Mär hört: die Kirschbaumzweige blühen! Da thut er in der Stube einen Freudensprung, so hoch, dass sein befederter Hut die Stubendecke berührt. „Juchhe, die Barbel ist glücklich!"

Jetzt, mein Freund, jetzt erst geht mir ein Licht auf über diesen Burschen. Der Schuss nach dem Manne, der die Schwester freien wollte, ohne sie zu lieben! Schutzengel! Vorsehung! — Wenn ich nun denke, dass diese Auslegung unsere modernen Naturalisten lesen sollen!

Am Christtage, nach dem Gottesdienste, haben wir ein Festmahl gehabt, an dem der große Hagelschlag im August wahrlich nicht zu spüren gewesen ist. Sogar einen Plutzer Wein hatte der Valentin, dieser Epikuräer, mitgebracht vom Kirchenwirt, und die Hausmutter war's, die zuerst den Krug ergriff und vor dem Trunk die Worte sprach: „Hansel und Barbel! Auf euere Gesundheit!"

Und nach dem Mahle ist auch noch etwas gekommen. Erinnert sich der Franzel, dass er einen Brief in der Tasche habe, vom Postboten an die Barbel. Es war ein Brief aus Wien von Guido Winter. Er nimmt Abschied von ihr, läſst alle grüßen und bitten, ihm eine wohlwollende Erinnerung zu bewahren. Er habe durch Vermittlung eines Freundes im Comptoir einer Fahrradfabrik Beschäftigung gefunden.

Als der Brief gelesen war, sagten mehrere von uns fast gleichzeitig: „'s ist doch ein guter Kerl!"

Und hiermit, glaube ich, könnte man die Sonntagsbriefe beschließen, denn mein Mädel, die junge Frau Barbara, meint, ich solle doch nicht immerfort schreiben. Schon wiederholt versucht sie lustige Überfälle, um mir die Feder aus der Hand zu ringen. Gelingt's, so kostet ihr das den Mann auf eine ganze Woche. Hat diese Hand die Feder nicht, so ergreift sie den Wanderstab und sucht den herrlichen Freund auf. — Am Montag, den 3. Januar, dürfte plötzlich so ein derbgebrannter Bauernknoten vor dir stehen. Halte ihm eine Flasche Rüdesheimer bereit, und vor allem dich selbst, du alter, treuer Knabe.

Auf Besuch beim Herrn Sohn.

Eine Schilderung aus dem steirischen Volksleben von **Adolf Frankl.**[1])

In einem einfachen, aber recht sauber gehaltenen Stübchen saß ein kräftiger Jüngling, welcher, sein strohgelbes Haupt auf die Rechte stützend, über einem Buche „brütete". Er hieß Franz Haselbacher, war der Sohn eines reichen Bauern aus Obersteier und wollte Geistlicher werden. In den Augen der Professoren war er ein sehr braver Student, in den Augen seiner Kameraden jedoch — ein großer „Philister".

Er beschäftigte sich eben mit Papst Gregor VII. und — dem Cölibate, als an seine Thüre geklopft wurde und auf sein „Herein" der Briefträger mit einem Briefe ins Zimmer trat.

Ein Blick auf die Adresse belehrte Franz, dass das Schreiben von seinem Vater sei; denn so schreckliche „Krakelfüße" verstand nur sein Papa zu machen, und eine so schlechte rostbraune Tinte hatte auch kein anderer, als der reiche Haselbacher.

Franz entfernte hastig den Umschlag und entfaltete ein ziemlich zerknittertes und stark beklecksites Papier, auf welchem Folgendes stand:

Liwer Franzl

Ich mache tir zu wisen das ich und di Muder God seis getank noch immer gsunt sein und das die Grawi[2]) gestern af di Nachd a schens keibl[3]) grig hat, unser Zesel[4]) is seit dus zan letzenmal gsen hast schon tichti gwagsn und vafligst sauber. Di Schwazi sau hat vor

---

[1]) Aus dem empfehlenswerten Büchlein: „Lustig wohlauf!" Steirische Geschichten von Adolf Frankl. Ilz. Selbstverlag des Verfassers. 1898.

[2]) Graue Kuh. [3]) Kalb. [4]) Füllen.

8 dag jungi grig und zwar 10 farl[1]) af anmol und al san schen gsunt bis tato und in Wisnbauer Jogl hams neili a eingrom, Got trest sein Arme sel,

Dan gib ich dir bekand das ich und di Muder beschlosen ham am negsten Sundag di in Graz hamzuchn[2]) dan mecht mir bei der glenheit di stat gern a wenk anschaun. tu uns am banhof erwartn mir kemen mitn formidagzug, die Muder hat fir di an Domerl[3]) bachn und last dir sagn du sulst jo afs betn nit Vergesn tast beim stutirn Rechd glik hast und als leicht tamirgst[4])

so hirz wast as firt die God und bleib schen gsunt. A schen grus von Dein

Vader und Muder.

Als Franz dieses inhaltsschwere Schreiben zu Ende gelesen hatte, legte er es mit einem schweren Seufzer auf den Tisch und blickte bestürzt vor sich hin.

Hatte ihn die merkwürdige „Rechtschreibung“ so aus der Fassung gebracht, oder gieng ihm der Tod des „Wisnbauer Jogl“ so zu Herzen, oder berührte ihn gar die Mittheilung über „di Schwazi sau mit ihre 10 farl“ so unangenehm?

Nein, nichts von alledem!

Die Ursache seines nicht geringen Schreckens lag in der eigentlich nichts weniger als schreckbaren Nachricht: „dan gib ich dir bekand das ich und di Muder beschlosn ham am negsten Sundag di in Graz hamzuchn“.

Nicht, als ob Franz sich vor seinen Eltern fürchtete oder sie nicht liebte, bewahre! Er war vielmehr ein ganz vortrefflicher Sohn und ihnen von ganzem Herzen zugethan. Er hatte auch alle Ursache, sie zu lieben.

Dass er aber trotzdem über die Ankündigung ihres bevorstehenden Besuches mehr bestürzt als erfreut war, hatte seinen Grund in der etwas absonderlichen äußeren Erscheinung seiner Eltern und ihrem urwüchsigen Wesen, was fürwitzigen Stadtleuten leicht Anlass zu Spöttereien und boshaften Bemerkungen geben konnte.

Franz stellte sich's lebhaft vor, wie er an der Seite der Eltern vom Bahnhofe durch die halbe Stadt marschieren würde; wie der Vater mit seinem langen „altvaderischen“ Schößelrocke bedächtig einherschritt und mit dem mächtigen Haselstocke gewaltig ausholte, und wie die Enden des großen, nach rückwärts gebundenen, schwarzseidenen Kopftuches gleich gewaltigen Flügeln das Haupt der Mutter umflatterten; wie ihr ansehnliches Kröpflein auf den Lippen der Städter ein boshaftes Lächeln hervorrief und wie . . .

[1]) Ferkel. [2]) heimsuchen. [3]) Kuchen. [4]) merkst.

Ah, er mochte sich die Sache gar nicht weiter ausmalen!

Wie anders war es doch, wenn er zu Weihnachten, zu Ostern, zu Pfingsten oder gar zu den „großen Ferien" heim zu seinen Eltern kam! Da beschlich ihn kein unangenehmes Gefühl; da erfüllte nur lautere Freude und Wonne sein Herz; da wünschte er sich Vater und Mutter nicht anders, als sie waren; da gab es aber auch niemanden, der über sie gelächelt oder gespöttelt hätte!

Und wenn der alte Haselbacher des Sonntags in seinem langen „Staatsrocke" bedächtigen Schrittes zur Kirche gieng, blickte jung und alt voll Ehrfurcht auf ihn, und Franz schritt nicht ohne Stolz neben seinem Vater einher.

Und wenn das faustgroße Kröpflein der Mutter auch nicht als sonderliche Zierde aufgefasst werden konnte, so hatte es doch weiter nicht viel zu bedeuten und war dem Ansehen der braven Haselbacherin nicht im mindesten abträglich. Kröpfe waren ja dort nichts Außergewöhnliches und kamen in den „besten Familien" vor.

Franz war daher auch weit entfernt, seine Mutter ob ihres Schönheitsfehlers weniger zu lieben oder auch nur scheelen Auges anzusehen. Ja, er nahm die Sache, den Kropf nämlich, nicht selten von der heiteren Seite und sang voll Übermuth:

„Mei Muada is sauber
Vom Fuaß bis zan Kopf,
Van Hals hat's a Tieperl,
Das hoaßt ma — an Kropf!"

Nun aber die Eltern ihn besuchen wollten, drückte ihn das „Tieperl" am Halse der Mutter wie eine Centnerlast.

Eine Weile sann er hin und her, was eigentlich zu machen wär', dann sprach er endlich fest entschlossen zu sich selber:

„Nichts, gar nichts will ich da weiter machen, als — meine Eltern ruhig erwarten. Sie sollen mir herzlich willkommen sein!"

Und nun schämte er sich schier ein wenig, dass er auch nur für einige Augenblicke den unkindlichen Wunsch hegen konnte, seine lieben Eltern möchten nicht kommen.

So war der Sonntag erschienen und Franz harrte am Bahnhofe der Ankunft des Zuges aus dem Oberlande. Derselbe brauste denn auch bald daher, ein buntes Gewühl von Männern, Weibern und Kindern entstieg der langen Wagenreihe und eilte dem Ausgange zu.

Franz schaute sich vergeblich nach seinen Eltern um, aus der großen Menschenmenge waren sie nicht herauszufinden. Da vernahm er plötzlich die dröhnende Stimme seines Vaters: „Franzl, Franzl! Wo bist denn?"

Der Gerufene zuckte heftig zusammen und eilte hastig der Richtung zu, aus welcher der „Donnerruf" erscholl.

„Franzl!" ertönte es noch kräftiger, so dass sich die Leute theils lachend, theils ärgerlich nach dem Haselbacher umwandten.

Franz war es mit vieler Mühe gelungen, sich bis zu seinem Vater durchzudrängen, als er zu seinem nicht geringen Schrecken sah, dass ein Polizeimann dem Rufenden ein barsches: „Sind Sie ruhig!" zurief.

„Na, ich werd' doch auf mein' Franzl rufen dürfen!" sagte der Haselbacher verwundert. „Oder können Sie mir etwa sagen, wo der Schlankl steckt?"

„Vater, da bin ich ja!" rief in diesem Augenblick der Student ihm zu und drückte ihm und der Mutter herzlich die Hand.

Unter mancherlei Fragen und Antworten giengen sie dem Ausgange zu. Da aber die Bäuerin einen vollen Handkorb bei sich hatte, nahm sie einer von der Verzehrungssteuer in Beschlag und führte sie in einen Nebenraum, wo der Inhalt ihres Korbes durchforscht und ihr eine kleine Steuer „hinaufgetüpfelt" wurde.

„Na", sagte sie dann verwundert zu ihrem Manne, „sind aber das neugierige Leut'! Jetzt müssen die gar wissen, was ich in meinem Körbel drin hab'. Und dafür, dass ich ihnen hab' hineinschauen lassen, hab' ich noch was zahlen müssen. Na, so was! Es ist nur schad', dass sie mir nicht in meinen Kittelsack auch noch hineingeguckt haben! Dass aber so was sein därf!"

„Wenn die Stadtleut' zu uns ins Gebirg kommen, werden wir es halt auch so machen!" meinte der Haselbacher ganz ernsthaft.

Franz klärte sie nun über die Sache auf.

„So, so!" sprach sein Vater, „dann ist's freilich kein Wunder, wenn in der Stadt alles so theuer ist!"

Bei der Wanderung durch die Annenstraße hatte Franz mit seinen Eltern ein helles Kreuz. Bei jeder Auslage blieben sie stehen; jeden Pferdebahnwagen und Omnibus und jeden Fiaker staunten sie an oder zeigten wohl gar mit ausgestreckten Armen nach diesem und jenem. Einmal rannte der Vater an einen Laternenpfahl an, während der Korb der Mutter mit mehreren Vorübergehenden etwas unsanft in Berührung kam, und ein andermal entgieng der Bauer nur mit knapper Noth der Gefahr, von einem Radfahrer überfahren zu werden, so dass er bestürzt ausrief: „Du verdankte G'schicht! da ist man ja gar seines Lebens nicht sicher!"

Als sie an einem Kaffeehause vorbeikamen, blieb der Haselbacher erstaunt vor einem der mächtigen Fenster stehen, schaute neugierig in das Innere und rief dann lachend: „Du Alte, komm' g'schwind her! Hast so was schon g'seh'n? Da drin thun sie mit lange Stecken Kugelscheiben!"

„Meinersechs!“ rief die Bäuerin. „Sind das narrische Leut'! Aber da schau, Alter, einen Kaffee kriegt man da auch! Was wär' es denn, wenn wir ein jedes ein Heferl voll essen thäten?“

„Ja, du hast recht!“ sagte der Bauer beistimmend. „Gelt, Franzl, du magst gewiss auch einen?“

„Nein, ich dank' schön, ich hab' ohnehin in der Frühe einen getrunken!“ bemerkte der Student und hoffte, dass nun vielleicht auch Vater und Mutter davon absehen würden, in das feine Café zu gehen.

Doch die Mutter sagte gutmüthig: „Na, Franzl, ein Lackerl Kaffee wird dir nicht schaden. Geh'n wir nur hinein, Alter, mein Magen ist eh schon so rar, als wenn er drei Tag in der Selch gehängt wär'!“

So traten sie denn ein, und Franz folgte mit süß-saurer Miene.

„Heda, drei Heferl Kaffee her!“ rief der alte Haselbacher mit einer wahren Bärenstimme, so dass einigen der Anwesenden vor Schreck beinahe die Tassen aus der Hand gefallen wären; dann aber erscholl ein allgemeines Gelächter und Gekicher in dem gut besuchten Raume, und alles blickte nach dem merkwürdigen Paare und betrachtete es mit musternden Blicken.

Der Bauer saß breit auf dem Stuhle, die rechte Hand auf den wuchtigen Haselstock gestützt, während die linke zur Faust geballt auf der weißen Marmorplatte ruhte. Sein Auge blickte fest und selbstbewusst und seine ganze Haltung hatte etwas Stolzes an sich.

„Wir Bauern sind auch wer!“ mochte er wohl denken.

Die Bäuerin saß dicht neben ihm und schaute neugierig in dem prächtigen Raume herum.

„Uijegerl!“ rief sie plötzlich lachend. „Du Alter, da schau einmal, dem dort hängen ja ein Paar Schwalbenschwanzel hinten abi; dem ist gewiss das Geld ausgegangen, dass er sich keinen ganzen Rock hat machen lassen können!“

„Hm“, machte der Haselbacher. „Aber der da auf uns zukommt, hat auch so ein Schwanzelrock an. Das ist gewiss wieder so eine neuartige narrische Stadtmod'!“

Der arme Franz kauerte in einer Fensternische und saß wie auf Nadeln. Er wagte gar nicht recht aufzusehen, denn er meinte, alles müsse mit spöttischen Blicken auf ihn und seine Eltern sehen.

Nun stand der Kaffee auf dem Tischchen.

„Du, mein Lebertag!“ rief nun die Haselbacherin und schlug verwundert die Hände zusammen. „Was ist denn das für ein Kacherlwerch? Da kennen wir uns ja gar nicht aus dabei!“

Da ließ sich der Befrackte mit herablassender Miene herbei, den beiden den Kaffee zusammenzuschenken.

Der alte Haselbacher hatte eine Weile lächelnd zugesehen, dann sagte er kopfschüttelnd: „Sie, so ein Fingerhut voll ist nichts für einen Bauernmagen; bringen S' uns nur gleich noch zwei Portionen, aber zwei nutze Schalen voll! Die Becherln können S' draußen lassen, von die wird man so nicht satt!"

Die anwesenden Gäste mussten natürlich herzlich lachen über die zwei drolligen Leute, während dem Studenten der Angstschweiß auf der Stirne stand. Um sich den neugierigen Blicken der Anwesenden zu entziehen, griff er nach einer großen Wiener Zeitung und las anscheinend mit gespannter Aufmerksamkeit die verschiedenen Neuigkeiten.

Seine Eltern sprachen indessen fleißig dem Kaffee zu und leerten schließlich auch das ganze Semmelkörbchen aus.

Sie schienen nun ihren Hunger so halbwegs gestillt zu haben.

„Jetzt muss ich doch schauen, wie das Stadtwasser schmeckt!" sprach der Bauer und nahm einen kleinen Schluck, von welchem jedoch nur die Hälfte durch die Kehle rann, während die andere Hälfte in weitem Bogen dem Munde entquoll.

„Pfui Teufel, ist das ein G'süff!" rief der Haselbacher, sich schüttelnd.

Nach einer Weile bemerkte er: „Na, ich denk' wir gehen um ein Häusel weiter. He, zahl'n möcht ich!"

Auf dieses Zahlen waren nun die Gäste, welchen die Esslust der beiden „Oberlandler" ungemein viel Spass gemacht hatte, nicht wenig neugierig.

Franz legte mit einem „Seufzer der Erleichterung" seine Zeitung beiseite.

Nun erschien der Zahlkellner.

„Wie viel sind wir schuldig?" fragte der Haselbacher.

„Siebenmal Kaffee . . ."

„Waaas? Kreuzmillion, woher denn?"

„Ja, siebenmal Kaffee!" erwiderte der Befrackte lächelnd. „Zuerst bekamen Sie dreimal, und dann . . ."

„Noch zweimal, ist fünfmal, aber nicht siebenmal!"

„Das zweitemal waren aber zwei große Schalen voll, je zu zwei Portionen!"

„Na, in Gottes Namen! Ein Haus wird's wohl nicht kosten!"

„Also siebenmal Kaffee — macht 1 fl. 26 kr. aus!"

„Jesus, Maria und Josef!" rief die Bäuerin erschrocken und —

„No, no, söll wird doch nicht sein!" brummte der Bauer.

„Ja gewiss! Wie viel Brot haben Sie?"

„Du verflixte Geschicht! — Wie viel Brot? Hm, ich hab's wirklich nicht zählt!" Und dabei kratzte sich der Haselbacher bedenklich hinter

dem Ohre. „Das Körbel haben wir halt ausgeleert! Was da drin war, wurd' halt beiläufig vier lange Semmeln ausmachen!"

„Das macht nicht vier lange Semmeln, sondern dreißig Kreuzer aus; denn im Körbchen waren fünfzehn Kipfeln und Kaisersemmeln!"

„Du Höllschlackara! Auf diese Weis' kostet je so ein Geimerl zwei Kreuzer! Nit?"

„Allerdings!"

„Na, wissen Sie, alles, was recht ist! Ein bissel müssen Sie da schon handeln lassen! Ich hab' so ein kleinwinziges Dingerl auf einen halben Kreuzer geschätzt und hab' mir dabei noch gedacht: Bist in der Stadt, da ist natürlich alles viel theurer wie bei uns zuhaus! Aber zwei Kreuzer, das ist nicht mehr christlich!"

Viele Gäste krümmten sich vor Lachen, während Franz verlegen lächelnd vor sich hinblickte und der Kellner ärgerlich einige unverständliche Worte brummte.

„Am End' müssen wir das Wasser auch noch zahlen!" sagte die Bäuerin nicht ohne Bangen.

„Na, sei so gut!" rief der Bauer. „Aber", fügte er schelmisch lächelnd hinzu, mein Franzl hat die Zeitung gelesen. Was kostet denn das?"

„Nichts!"

„Und die Luft, die wir da herinnen eingeschnappt haben?"

„Wollen Sie mich etwa aufziehen?" fragte der Befrackte ärgerlich.

„Ah, gar keine Spur!" sprach der Haselbacher lachend. „Dass Sie zum Aufziehen sind, hab' ich ja gar nicht gewusst! Hähä! So, und da ist das Geld."

Er legte 1 fl. 56 kr. auf den Tisch und sagte zu seinem etwas trübselig dreinschauenden Weibe: „Geh' Alte, harb dich nicht! Was wir da zahlen, spüren wir zwar mehr, als was wir da gegessen haben; aber wenn auch — macht nichts! Denn hätt' ma's nit, so thä't ma's nit!"

Und plötzlich mit den Fingern schnalzend, sang er leise:

„Wir san jo, wir san jo
Auf der Lustroas, du mein!
Und da därf ma, da darf ma
Doch traurig nit sein!"

Dann fuhr er sich jählings mit beiden Händen an die Augen, rieb diese eine Weile, und sagte, schalkhaft lächelnd: „Teixel, mir scheint gar, mir ist ein Kipfel oder eine Kaisersemmel ins Aug' hineinkommen!"

Ein schallendes Gelächter der Gäste war die Antwort auf diese Bemerkung.

Die Bäuerin aber stupfte ihren Mann heimlich und sagte leise: „Geh', halt's Maul, sonst musst am End' noch mehr zahl'n!"

„Na, na, fürcht' dich nicht!" erwiderte der Haselbacher lachend und erhob sich von seinem Sitze. Dann schritt er den Seinen voran mit einem gemüthlichen „Pfirt Gott allerseits und nichts für ungut!" gemessenen Schrittes „zum Tempel" hinaus.

„Pfirt Gott!" rief ihnen mancher herzlich nach und mancher dachte: „Das ist ja ein ganz fescher Kerl!"

Indessen schritten die dreie munter weiter, gelangten endlich zur Mur und überschritten die stattliche Brücke.

„Schau, ein alter Bekannter!" sprach der Haselbacher zu seiner Frau und deutete auf das rauschende Wasser hinunter. „Und wie sich die Mur da schon breit macht; bei uns oben ist sie noch ganz schmächtig!"

„Schauen wir lieber in eine Kirche, ist gescheiter!" meinte hierauf die Bäuerin, und auf die nahe Franciscanerkirche zeigend, rief sie: „Siehst, da ist gleich eine!"

So giengen denn Vater, Mutter und Sohn in das Gotteshaus und beteten einige „Vaterunser". Die Haselbacherin sandte überdies noch ein inbrünstiges Gebet zum Himmel, derselbe möge sie vor so „unchristlichen Rechnungen" fürderhin „gnädigst" bewahren, während Franz, der angehende Priester, flehte, er möge in den „Freudenkelch", der ihm durch den Besuch seiner Eltern zutheil wurde, kein weiterer Wermuthstropfen fallen.

Kaum hatte er aber mit Vater und Mutter die Kirche verlassen und war in die schmale Murgasse eingebogen, als ihm ein Schwarm fröhlicher Kameraden begegnete.

„Servus! Servus!" erscholl es aus aller Munde und — „Komm' mit, Haselbacher, wir machen einen kleinen Bummel!" riefen einzelne.

Franz wurde etwas verlegen und schüttelte verneinend das Haupt.

Da rief plötzlich ein loser Spötter aus dem Schwarme mit gedämpfter Stimme: „Pst, pst! Schaut doch die holde Schöne an, die hinter dem Haselbacher steht, hat zwei Flügel am Kopf und einen riesigen Kropf!

„Wahrhaftig, die schönste Kropftaube!" spöttelte ein zweiter.

„Und erst der Alte neben ihm mit dem Schlafrock!" rief ein dritter.

„Das ist der ewige Jud'!" witzelte ein vierter.

Franz wurde feuerroth und hätte am liebsten jeden dieser Spötter mit ein paar ausgiebigen „Boxern" bedacht.

Ein Kamerad roch glücklicherweise „Lunte" und machte durch ein kräftiges Silentium den ungeziemenden Bemerkungen ein Ende.

„Sind das deine Kuhlegen?" fragte nun der Haselbacher seinen Sohn.

„Ja!“ erwiderte dieser etwas kleinlaut, denn nun blieb ihm nichts übrig, als seine Kameraden mit Vater und Mutter bekannt zu machen. Er that es denn auch, wobei er jedoch nicht versäumte, den „losesten Vögeln“ recht flehende Blicke zuzuwerfen.

Die Studenten zogen ihre Hüte und bezähmten nach Kräften ihre übermüthige Laune.

Es wäre nun alles ganz gut abgelaufen, wenn nicht die Haselbacherin plötzlich das unglückselige Bedürfnis nach einer gründlichen Nasenreinigung gehabt und sich ohne viel Umstände vor der Studentenschar in echt bäuerischer Weise kräftigst geschneuzt hätte.

Doch das war selbst den ernsteren aus der Schar zu bunt oder zu „naturalistisch“ und alle lachten aus vollem Halse.

„Was gefällt denn den jungen Herren so gut?“ fragte die Bäuerin verwundert.

„Deine Schneuzerei!“ sagte der Bauer trocken.

Lachend zogen die Studenten von dannen, während Franz ihnen unwillig nachschaute; doch seine Eltern schienen zum Glücke das Betragen der fröhlichen Schar nicht besonders übel zu nehmen.

„Sind halt noch hundsjung und goaßnarrisch!“ meinte der Bauer.

„Und wenn s' mich auch ausgelacht haben, was liegt denn d'ran!“ sprach die Bäuerin gutmüthig. „Wir Bauersleut' könnten wohl auch gar oft über die Herrischen lachen, wenn wir wollten!“

* * *

Franz hielt endlich vor einem altersgrauen, stattlichen Hause und rief: „Wir sind am Ziele! Da oben im dritten Stockwerke ist mein Zimmer.“

Die Eltern blickten verwundert empor.

„Das ist ja wie ein babylonischer Thurm!“ sprach der Bauer.

„Na, da geht mir der Schiach an!“ bemerkte die Bäuerin. „Aber einestheils ist's gut, Franzl — hast nicht weit in den Himmel!“

Franz sprang leichtfüßig die achtzig Stufen empor, während seine Eltern mehrmals stehen bleiben und tüchtig „verschnaufen“ mussten. Die letzte Stufe begrüßten sie mit „Gott sei Dank“.

Gleich darauf öffnete sich eine Thüre, und ein mittelgroßer, freundlicher Herr und ein liebes, nettes Frauchen traten heraus; es waren dies Franzens Kost- und Quartiergeber Herr und Frau Maxau. Beide begrüßten den alten Haselbacher und sein Weib auf das herzlichste, so dass diese, ebenso überrascht als erfreut, den liebenswürdigen Leuten kräftig die Hand schüttelten und ein „Freut mich“ ums andere ausstießen.

Am meisten freute sich wohl Franz über die Liebenswürdigkeit der Maxaus. Seine Eltern waren von ihnen sogar zu Tische geladen worden!

Eine Weile saßen die fünf Leutchen im „großen Zimmer“ gemüthlich plauschend beisammen, dann aber eilte die Maxau, welche ein ungemein riegelsames Frauchen war, in die Küche, während die übrigen Franzens Stübchen betraten. Herr Maxau und der Haselbacher verließen es jedoch bald wieder, und so blieb nur Franz mit seiner Mutter dort zurück.

Jetzt, da die Haselbacherin mit ihrem Sohne allein war, gieng ihr erst das Herz so recht auf. Sie fasste Franz voll Zärtlichkeit an der Rechten, schaute ihm innig ins Auge und fragte fast weich: „Na, wie geht's dir denn immer?“

„Ganz gut, liebe Mutter!“

„Schau, das freut mich! Schaust zwar ein bissel sper aus, aber das macht halt das viele Lernen! Gelt ja? Na, wird auch einmal anders werden und dann bist ein Geistlicher und wirst gewiss ein recht gutherziger Vermittler sein zwischen Gott und den Menschen!“

„Ja, Mutter, das will ich werden!“ rief Franz bewegt.

„Uh, närrisch!“ sprach die Bäuerin plötzlich. „Da hätte ich bald auf mein Körbel vergessen!“

Rasch schaffte sie dasselbe herbei und entleerte dessen Inhalt.

„Siehst, Franzl, da hab' ich dir ein bissel was mitgebracht: Einen „Domerl“, ein Stückel Geselchtes, ein schwarzes Brot und ein Heferl voll Honig! Ich weiß, dass du den gerne aufs Brot streichst. Und da hab' ich dir auch noch zwei Paar Socken gestrickt und einige Schneuztücheln kauft! Du kannst das gewiss gut brauchen!“

„Mutter, vergelt euch's der Himmel!“ rief Franz innig erfreut über diesen neuerlichen Beweis mütterlicher Liebe und Fürsorge.

Ja, die Haselbacherin war ein gar treffliches Weib und eine herzensgute Mutter, und war auch ihr Äußeres nicht schön und anziehend, ihr Inneres war es dafür umsomehr; denn es barg einen herrlichen Kern, eine köstliche Perle — ein echtes Mutterherz.

Während nun Franz die Geschenke der Mutter barg, gieng diese nachsehen, was ihr Mann mache. Derselbe unterhielt sich mit Herrn Maxau und war in bester Laune.

Da es jedoch bald Essenszeit war, so geleitete der gastfreundliche Herr seine beiden Gäste in das Speisezimmer, wo bereits aufgedeckt war, bat jedoch zugleich um Entschuldigung, dass er sie für ein paar Augenblicke allein lassen müsse, da er ein wenig im Keller zu thun habe.

„Der geht gewiss um einen Wein!“ sprach der Haselbacher schmunzelnd zu seiner Alten. „Na, mir kann's recht sein! Das Stadtwasser könnt' ich eh nicht vertragen!“

Die Bäuerin hatte indessen den gedeckten Tisch betrachtet und sagte nun kopfschüttelnd: „Na, zu was die Leut' nur so viel Teller brauchen! Da sind ja gleich überall zwei beieinander!“

„Ja weißt, das ist halt herrisch. Da wird nicht wie bei uns aus einer großen Schüssel gegessen, sondern da heißt es fein säuberlich herausfassen!“

„Mein Gott, die Stadtleut' haben aber Bräuch'! Und zu was sind denn die weißen Tücheln da auf die Teller?“

„Hm, die werden sie wohl hergelegt haben, dass du dich nicht etwa beim Essen mit der Hand schneuz'st, sondern so ein Tüchel hernimmst!“

„Aber es liegen ja auf alle Teller solche Tücheln und dann — da greif' nur einmal — sind sie für Schneuztücheln viel zu dick!“

„Na, dann werden sie halt zum Händeabwischen oder leicht gar nur zum Anschauen sein!“

In diesem Augenblick kam Franz in das Zimmer und belehrte nun seine Eltern über den Gebrauch der Servietten.

„So, so! Also um den Hals binden kann man diese Dinger, damit man sich nicht antrenstert! Das sind also auf die Weis' so eine Art Trenspatterln für große Leut'! Na, siehst, Alte, für dich ist das dann doppelt gut. Du kannst dir damit gleichzeitig deinen Kropfpinkel verhüllen!“

„Und du dir dein loses Maul damit abwischen!“ bemerkte die Bäuerin schlagfertig.

Der Haselbacher wollte soeben mit einer neuen „Artigkeit“ erwidern, als Herr Maxau ins Zimmer trat und so dem Wortgeplänkel ein Ende machte.

Bald darauf erschien die Frau mit einer dampfenden Schüssel und die Haselbacherischen setzten sich auf die ihnen angewiesenen Plätze. Es dauerte jedoch lange, bis man zum Essen kam, denn der alte Haselbacher war nicht zu bewegen, den Anfang zu machen.

„Warum soll denn ich der erste in der Schüssel sein!“ meinte er. „Das wäre ja eine reine Grobheit!“

Als ihm Franz lächelnd zuwinkte, gab er seinen Widerstand auf und „fasste“ mit den Worten: „Na, in Gottes Namen halt!“ einige Löffel voll Suppe auf seinen Teller. Sein Weib that nun desgleichen. Doch das bisschen Suppe war bald verzehrt nnd nun schauten Bauer und Bäuerin verlegen lächelnd bald auf den leeren Teller, bald auf die volle Schüssel.

„Nun, schmeckt es nicht?“ fragte Frau Maxau etwas betroffen.

„Wohl, wohl! So eine gute Suppe hab' ich noch gar nie gegessen!“ sprach der Haselbacher und sah verlangend nach der Schüssel.

„Aber warum essen Sie dann nicht?“ fragte Frau Maxau verwundert.

„Na, mit Verlaub nimm ich mir halt noch einen Teller voll!“ bemerkte der Alte schmunzelnd. „Gelt, Alte, du magst gewiss auch noch?“

„Freilich, freilich, ist ja so viel gut!“ sprach die Bäuerin.

Und beide schöpften nun sehr eifrig ihre Teller voll.

Herr und Frau Maxau konnten nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Franz hatte es bemerkt und fand es für gerathen, seine gastfreundlichen Kostgeber in launiger Weise darüber aufzuklären, dass es bei Bauersleuten Gepflogenheit sei, sich, sobald sie irgendwo zu Gaste geladen sind, fast jeden Löffel voll „aufnöthen“ zu lassen und schloss mit den Worten:

„Und wenn sie auch einen förmlichen Wolfshunger haben und vor der dampfenden Schüssel wahre Tantalus-Qualen ausstehen, so warten sie doch immer wieder, bis man sie von neuem zum Essen auffordert. Man heißt das ‚ehrsam‘ sein.

Diese Aufklärung brachte nun die richtige Stimmung in den kleinen Kreis, denn alles lachte recht herzlich darüber und der Haselbacher meinte belustigt: „Na, ist das ein Schlankl! Jetzt erzählt er das gleich so!“

„Es ist gut, dass ich das weiß“, sagte Frau Maxau lächelnd; denn ich befürchtete schon, dass ihnen die Suppe nicht recht schmecke!“

„Wär' nicht übel! Die Suppe könnt' sogar der Kaiser essen!“ rief der Bauer.

Aufs Nöthen dürfen Sie sich nicht verlassen!“ bemerkte nun auch Herr Maxau heiter. „Das ist bei uns nicht der Brauch. Essen Sie also, was Platz hält; es wird uns freuen, wenn es ihnen schmeckt.“

Der alte Haselbacher und sein Weib beschlossen denn auch im Stillen, ihren Gastgebern eine recht große „Freude“ zu bereiten und thaten nun ihrer Esslust weiter keinen Zwang mehr an.

Beim Braten ließ der Bauer seinen Leibriemen nach, und die Bäuerin gestand mit einem tiefen Athemzuge, dass sie schon „zum Aufspringen voll“ sei.

Als aber Frau Maxau mit einer feinen Mehlspeise anrückte, meinte die Halselbacherin lächelnd, dass vielleicht doch noch ein bissel was „Platz“ habe.

Der Bauer jedoch sagte kopfschüttelnd auf das freundliche Angebot des lieben Frauchens: „Ich dank' schön, es geht nicht mehr!“

„Aber Sie werden mir doch keinen Korb geben?

„Ich? — Einen Korb?“ fragte der Bauer voll höchsten Erstaunens. „Ah beilei, unser Körbel geben wir auch gar nicht her, das nehmen wir wieder mit!“

Herr und Frau Maxau krümmten sich vor lauter Lachen ob des argen Missverständnisses und selbst Franz lachte aus vollem Halse.

„No, hiaz!“ sprach der Haselbauer ganz verblüfft und riss seine grauen Augen gewaltig weit auf. „Was gibt's denn da eigentlich zu lachen.“

„Ich kenn' mich auch nicht aus!" sagte die Bäuerin.

Franz versuchte nun, seinen Eltern klar zu machen, was Frau Maxau mit ihrem „Korb geben" gemeint hatte, und auch Herr Maxau trug das Seine zur „Klarlegung des Sachverhaltes" bei.

„Ah so!" rief der Haselbacher lachend. „Na, die Stadtleut' haben Ausdrück'! Statt dass sie alles gleich kurz und gut beim rechten Namen nennen, vermingeln und vermangeln sie alles mit allerhand spassige Redensarten, und wenn sie da auch nicht auswissen, dann kommen sie gar mit dem lateinischen Giggelgoggelwerch, was unsereiner gleich gar nicht versteht!"

Diese Worte riefen ein neues Gelächter hervor.

„No, ist's etwa nicht wahr!" sprach der köstliche Alte und lachte auch mit.

Nach Tisch begab sich Franz mit seiner Mutter auf sein Zimmer, um dort noch ungestört eine Weile mit ihr plaudern zu können, derweil Frau Maxau ihrer Magd beim Reinigen des Geschirrs und beim Aufräumen in der Küche behilflich war.

Herr Maxau aber und der Haselbacher saßen beisammen bei einem Glase Wein und plauderten gemüthlich über die Verhältnisse auf dem Lande und in der Stadt. Hiebei wurde auf das Trinken keineswegs vergessen.

Indessen hatte die Haselbacherin ihrem Sohne gar vieles mitzutheilen von daheim und von alten Bekannten von dort und von da und wurde inzwischen nicht müde, ihren „lieben Franzl" über sein Leben in der Stadt auszufragen.

„Ab geht dir doch in keiner Hinsicht etwas?" fragte sie ihn endlich voll zärtlicher Sorge.

„Nein, Mutter!" sprach Franz. „Nur Flügel möchte ich mitunter haben, dass ich manchmal auf ein paar Stunden zu euch fliegen könnt'!"

„Geh', du Närrisch!" rief die Bäuerin lachend, „dass du mir unterwegs verunglücken thäst. Die Flügel werden dir erst wachsen, wenn du einmal im Himmel bist, und dann kriegst du gewiss ganz goldene! — Doch halt, dass ich nicht vergiss! — Schau, Franzl, ich hab' noch was für dich!"

Sie nestelte eine Weile unter ihrem „Tieperl am Halse" herum und zog dann endlich ein Schnürchen hervor, an dessen Ende ein kleines Beutelchen hieng. Lächelnd zog sie letzteres auseinander und entnahm demselben mehrere funkelnagelneue Silbergulden.

„Siehst, Franzl, das hab' ich mir von meinem Milch- und Buttergeld auf die Seite gelegt. Die paar Gulden hab' ich leicht rath und du kannst sie gut brauchen!"

„Mutter, Sie sind ein Engel!" rief Franz voll überquellender Dankbarkeit.

Die Bäuerin aber hielt kichernd die Hand vor den Mund und sprach: „Geh' du! So wie ich, schauen die Engel nicht aus!" —

Mutter und Sohn mochten etwa eine Stunde im Stübchen geplaudert haben, als Franz meinte, dass es nun wohl an der Zeit sein dürfte, nach dem Vater zu sehen.

„Meinertreu, auf den hätten wir bald vergessen!" sprach die Mutter lachend.

Als sich nun die beiden nach dem Speisezimmer begaben, hörten sie plötzlich die dröhnende Stimme des Vaters und lautes Gelächter.

„Schau, schau, dort geht's ja recht lustig zu!" rief die Bäuerin und beschleunigte ihre Schritte.

Dem Sohne schwante nichts Gutes.

Bei ihrem Eintritte sahen sie zu ihrer Verwunderung, der sich aber bald in Schrecken verwandelte, dass sich der Bauer in der „rosigsten" Stimmung befand. Seine Wangen waren lebhaft geröthet, seine Augen glänzten, und den Mund umspielte ein eigenthümliches Lächeln.

„Du Alte, heut' ist's einmal lustig!" rief er übermüthig und klatschte dabei in die Hände und schnalzte mit der Zunge.

„Jessas und Maron! Jetzt hat er gar einen Dampf!" rief die Bäuerin bestürzt.

Franz war sehr blass geworden und schaute ängstlich bald auf Herrn und Frau Maxau, bald auf seinen Vater. Erstere saßen lachend am Tische und letzterer begann plötzlich halblaut mit etwas lallender Stimme zu singen:

„Das Bier is ma lieb,
Und 'n Wein hab' i gern,
Nur schad', dass ma so viel
G'schwind rauschig thuat werd'n."

Hierauf machte er einen kurzen Jauchzer, schnalzte lustig mit der Zunge und schlug mit den Händen taktmäßig auf die Oberschenkel.

Herr und Frau Maxau lachten laut auf, und selbst Mutter und Sohn mussten unwillkürlich mit einstimmen.

Der lustige Alte gieng nun etwas unsicheren Schrittes auf sein Weib zu, nahm es neckisch um den Hals und sang:

„A echt's, a guats Tröpferl,
Das steigt an in' Kopf —
Und i hab' a Kröpferl,
Und du hast an Kropf!"

„Aber mein lieber Alter, ich bitt' dich, sei gescheit und halt's Maul!" flüsterte ihm die Bäuerin ins Ohr und suchte sich aus seinen Armen zu befreien. Er aber sang:

„Hui, g'scheit bin i so,
Aber's Maul halt i nit,
Und wann i dir rathen därf —
Halt' na fest mit!"

Dann begann er mit der Bäuerin im Zimmer herumzutanzen, indem er dabei sang:

„I und mei' Alte,
Wir können schön tanzen,
I spring' wiar a Floh,
Und sie steigt wiar a Wanzen!"

Franz wollte seinen Augen und Ohren kaum trauen; so hatte er seinen Vater noch nie gesehen! Wie sollte das enden? Er sann hin und her, wie er einer „Katastrophe" vorbeugen könnte und schien endlich einen Ausweg gefunden zu haben.

Rasch schritt er auf den Vater zu, legte seine Hand sachte auf dessen Schulter und sprach halblaut: „Vater, wie wär's denn, wenn Sie sich ein wenig niederlegen würden? In meinem Zimmer können Sie ganz ungestört schlafen!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm Franz den Vater am rechten Arme, während die Mutter sich rasch an die linke Seite machte.

Der Haselbacher schaute beide mit großen Augen an und machte dabei ein höchst drolliges Gesicht, dann sang der Schelm:

„Kreuzbirnbam, dö führ'n mi
Als wiar an Verbrecher!
I bin wia der Herrgott
Hiaz zwischen zwoa Schächer!"

Lachend zogen die drei von dannen, und lachend schauten ihnen Herr und Frau Maxau nach.

Als jedoch der „Delinquent" in seinem „Gefängnisse" angelangt war, wurde er von seinem „Corporal" mit einer tüchtig gesalzenen „Brummelsuppe" überschüttet.

Der Haselbacher ließ sich jedoch seine gute Laune durchaus nicht verderben, sondern begann wieder zu singen:

„Geh, geh, mei liab's Weiberl,
Ziach nit a so los,
Sonst wird ja dein Kropf
Wiar a Blasbalg so groß!"

„Still bist, du B'suff, du garstiger, und schau, dass d' ins Nest kommst!" rief die Haselbacherin, welche mittlerweile Franzens Bett „abgedeckt" hatte.

Der angeheiterte Alte lachte seelenvergnügt vor sich hin, ließ sich von seinem Sohne die Schuhe ausziehen und torkelte, ein lustiges Liedel wispelnd, nach dem Bette.

„So, jetzt schau, dass du deinen Rausch ausschlafst!" rief die Bäuerin und konnte sich trotz des Ärgers über den „B'suff", ob des köstlichen Anblickes, den er jetzt bot, doch das Lachen nicht verhalten.

Der Haselbacher aber sang noch, leicht mit den Fingern schnalzend:

„Widlwumpersbeißkern,
Und es wird noch all's werd'n,
Und hiaz kimm, mei liab's Schatzerl
Und gib mir a Schmatzerl!"

„Da hast eins!" sprach sein Weib lachend und versetzte ihm einen klatschenden Schlag auf sein „Sitzleder".

Der Bauer legte sich lachend aufs Ohr, wispelte noch einige Liedeln, verhielt sich dann eine Weile ganz ruhig und begann endlich kräftig zu schnarchen.

Als er einige Stunden später erwachte, hatte er sein Räuschchen vollkommen „ausgeschlafen".

Franz unternahm dann mit seinen Eltern einen Rundgang durch die Stadt und fuhr mit ihnen mittels der Drahtseilbahn auch auf den Schlossberg. Bei der Mutter hatte es übrigens nicht wenig gebraucht, bis sie sich entschloss, sich die schwindelnde Höhe „hinaufradeln" zu lassen.

Schwer läszt sich das Staunen der beiden Leutchen beschreiben, als sie vom Schlossberge aus die schöne Murstadt und die nicht minder schöne Umgebung betrachteten.

Groß war auch ihre Verwunderung, als abends die Stadt von Tausenden von Lichtern erhellt wurde. Besonders gut gefiel ihnen die elektrische Beleuchtung, und der Haselbacher sagte allen Ernstes zu seinem Sohne: „Du, wo bekommt man denn das Ding da zu kaufen. Ich möcht' mir, wenn's nicht zu theuer ist, wenigstens einen Liter Ölektrität, oder wie das Zeug heißt, mitnehmen!"

Des andern Tages in aller Frühe fuhren die Eltern wieder zurück in ihr Gebirgsdorf. Sie, wie auch Franz, dachten noch lange an diesen merkwürdigen Besuch.

Oberbayerisches Trauerspiel.

Auf der Wiesen singt a Heuschreck
Und auf amol is er stad —:
's hat 'n so a Deixelsbauer
Mittenauseinanderg'maht.

Ein Selbstmord mit Hindernissen.

Bild aus dem Wiener Volksleben von **V. Chiavacci.**[1])

Sie war Köchin, er war Knopfmacher. Im nächsten Fasching hätte sollen ihre Hochzeit sein. Er hatte sich ein paar „Knöpfe“ erspart und ihr Körbl hatte auch gute Zinsen abgeworfen. Sie wollten ein Wirtshaus aufmachen. Alles war im schönsten Gange; ihre Liebe und Eintracht waren mustergiltig. — Und heute war alles vorüber. Vorüber der Liebestraum, versunken das Wirtshaus wie ein „verwunschenes Schloss“, verschwunden die Eintracht! Was hatte diesen holden Bund gestört? Eine Bombe! Diese Bombe war ein Kanonier! Mehr als das: Ein Feuerwerker! Mit der rohen distinctionslosen Soldateska hätte er den Kampf aufgenommen; aber mit den Sternen wollte er nicht hadern, wenn sie auch nur von Wolle waren.

So beschloss er denn, sich zu rächen, ohne die beiden Schuldtragenden heranzuziehen. Was gab es da Schöneres, als einen Selbstmord? Das war jetzt modern, man kam in die Zeitung, die Leute redeten von einem, und die Mädel zerdrückten vielleicht eine Thräne des Mitleids, wenn ihnen des andern Morgens eine Greißlerin vorlas: „Gestern wurde ein Ertrunkener, anscheinend ein Knopfmacher, dem man den Liebesgram an der Nase ansehen konnte, aus der Donau gezogen. Trotzdem man ihn auf den Kopf stellte, weigerte er sich doch hartnäckig, zum Leben zurückzukehren.“

Das musste doch ihr Gewissen aufrütteln und ihr ihr schweres Unrecht zu Gemüthe führen! Noch besser, er schreibt ihr selbst einen Brief! Gedacht, gethan. Nach langem Sinnen kam folgendes Schriftstück zustande:

„Liebe Wedl! — Indem das du mit einen andern gehst, bring ich mich um oder ich henk mich auf. Oder nein, damit das du's weißt, ich spring in die Donau. Wenn du dis läsen duft, bin ich eine Laiche. Leb wohl, wir glücklich mit deinen neuchen Liphaber, den Vierer. Meine neuche Atreß ist: Hotel Donau, nasses Bett, 's Numero weiß ich selber net. Dein bis in den Dod dreier Toni.“

Und nun, nachdem so seine Rechnung mit diesem Leben in Ordnung war, machte er sich leichten Sinnes auf den Weg ins Jenseits. Vater

[1]) Aus dessen Buch: „Aus dem Kleinleben der Großstadt“, Wiener Genrebilder. Zweite Auflage. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.

und Mutter und liebende Verwandte hatte er nicht, seine „Wedl" war ihm untreu, was galt ihm also das Leben? — Zur Vorsorge steckte er eine Anzahl Silbergulden zu sich, damit sie was bei ihm finden, zu einer „Leiche".

Die Leute unten auf der Gasse rannten an ihm vorüber und beachteten ihn nicht, und die Straßen und Plätze hatten alle das gewöhnliche Aussehen. Wenn ihr wüsstet, was ich weiß, dachte er bei sich, da würdet ihr ganz andere Augen machen. Eben überlegte er bei sich, ob er sich in die Donau stürzen oder im Prater aufhängen solle, als einer hinter ihm herlief und schrie:

„Hängt si aner auf!"

Erschrocken wendete er sich um: Wie konnte der seine geheimsten Gedanken errathen? Aber wie er sich umkehrte, musste er laut auflachen, denn der Rufende war ein Gassenjunge, welcher einen Kutscher aufmerksam machte, dass sich ein anderer Junge hinten an den Wagen angehängt hatte.

Er konnte noch lachen? Das war nicht die richtige Stimmung für einen Sterbenden! Also an die Sünden gedacht und an die lieben Engelein und an das Halleluja! — Richtig, da sang er auch schon Halleluja, aber die Melodie, auf welche er es sang, die hatte er einmal bei der Ulke gehört. — Da war ein Fiakerstand! Auf der Bank lag ein Kutscher ausgestreckt und schnarchte wie eine Sägemühle. Hinter ihm stand ein Kamerad und kitzelte ihn mit einem Strohhalm bald da, bald dort. Der Schlafende fuhr hastig nach der juckenden Stelle, aber die Hände waren ihm mit Kohle geschwärzt, und so beschmierte er selbst sein Gesicht nach allen Richtungen.

„Ha, ha, ha", lachte unser Selbstmordcandidat — „nein, war das spassig! So ein blauer Montag ist doch was Schönes." Er blieb vor jeder Auslage stehen, er sah den Buben „Anmäuerln" zu, er schloss sich der Burgwachmusik an und schritt im Takte mit — so war es Mittag geworden; da fiel ihm sein Entschluss zu sterben ein. Also jetzt keine Zeit mehr verloren, geschwinde zur Donau!

Bei der Aspernbrücke angekommen, betrachtete er sich sein Mordinstrument genauer.

„Muss doch schau'n, wie viel Grad als heunt hat." Er stieg in eine Zille und tauchte den Finger ins Wasser.

„Brr, kalt is', da werd' i mi do liaba aufhäng'n. Oder na, weil i schon da bin. Halt a wengl, da fallt mir ein, i kann ja schwimmen. Da müaß'n m'r a paar Stana z'sammklaub'n."

Er sammelte einige schwere Kiesel und stopfte sich damit die Taschen voll.

„Na, is dös a dummer Bua, will da fischen, wo die Dampfschiff vorbeifah'rn. — Du, Bua, da is nix mit'n Fisch'n, da plagst' di umsunst."

Der angesprochene Knabe, welcher in einer Zille angelte, drehte sich rasch um, verlor aber durch diese plötzliche Wendung das Gleichgewicht, balancierte noch eine Weile auf dem Rande des Schiffes und fiel dann mit einem lauten Aufschrei ins Wasser.

„Jessas, Jessas, dös a no“, schrie der Toni, entledigte sich rasch seiner Kiesel und sprang, nachdem er die Stiefel ausgezogen, dem Jungen nach. Mit einigen kräftigen Stößen hatte er den sinkenden Knaben erreicht, erfasste ihn rasch an den Haaren und schwamm mit ihm ans Ufer.

„Aah, brr“, klapperte er mit den Zähnen, is dös a Kält'n, do geh' i heunt nimmer eini, da is schon 's Aufhäng'n g'scheiter, wird wenigstens 's Gwand schneller trocken.“

„Mein Gott, mein Gott, schau dös arme Buberl an, jetzt hat's die Besinnung verlur'n. G'schwind, Frau Nachbarin, bringen S' an' Kotzen oder ziagn S' Ihnern Kittel aus, dass m'r 'hn einwickeln können!“

In einem Nu hatte sich ein dichter Menschenschwarm angesammelt, welcher sinnlos durcheinander schrie und Vorschläge zur Rettung des Bewusstlosen machte.

„Je, dös is ja der Pepi von der Madam Knauer, da muass i s' glei hol'n“, sagte die Kräutlerin.

Jeder machte Vorschläge, aber niemand getraute sich etwas zu thun.

„Am Kopf stell'n müassn S' 'hn, dass 's Wasser aussarinnt.“

„Ja freili, was denn, dass 'hn der Schlag trifft — Sö gebet'n an' schön' Rath! Am Bauch müassn S' 'hn tret'n, dass er zum schnauf'n anfangt.“

„Steck'n S' ihm 'n Finger in' Hals, dass 's 'hn reckt.“

„Na, in d' Nasen müass'n S' ihm einiblasen, dass er aufs Athemholen nit vergisst.“

„Kitzeln S' 'hn mit an' Federkiel, dass er niest.“

„Aderlass'n wär 's gscheiteste.“

„'n Dam' auslös'n, 'n Dam' auslös'n — —“

Der Knabe machte der Polemik freiwillig ein Ende, indem er die Augen aufschlug und in dem Momente, als seine Mutter jammernd und händeringend auf ihn zustürzte, zu athmen anfieng.

„Peperl, mei' Peperl, sixt es, i hab d'rs alleweil g'sagt, mit dem verflixten Fischen! — Jessas, Jessas dös Unglück was hätt' g'scheg'n könna.“

„Heuln S' net a so, segn S' denn net, dass der Bua wieder pumperlg'sund is? Bedank'n S' Ihna liaba bei den Herrn, der hat Ihna 'hn aussag'holt, wie a Pudel 's Apportl.“

„I küss d'Hand, Euer Gnaden, i dank viel tausendmal. Unser Herrgott wird Ihna 's an Ihnere Kinder vergelten.“

Sie wollte die Hand des Lebensretters ihres Peperl küssen. Der Toni aber, der in der Mutter des Knaben eine Jugendgespielin erkannt hatte, wehrte sie ab und sagte mühsam, da ihm die Zähne vor Nässe und Kälte klapperten: „Kennst mi denn net, Knauer-Maridl, i bin d'r Toni."

„Meiner Seel, der Huaber-Toni!" —

Kurze Zeit darauf saßen sie alle drei in dem traulichen Zimmer der überglücklichen Mutter. Während diese in der Küche schnell einen Heferlkaffee gekocht hatte, zogen der Toni und der Peperl ihre nassen Kleider aus; da dem ersteren die Kleider des kleinen Peperl nicht passten, so musste er sich schon einstweilen mit den Frauenkleidern seiner Freundin begnügen, und als diese mit dem dampfenden Kaffee bald darauf ins Zimmer trat, hätte sie beinahe die Heferln zur Erde fallen lassen, so sehr musste sie über die Metamorphose ihres Freundes lachen.

„Da, schau, was du für a g'stat's Madl wärst, da muass i d'r glei a Bussel geb'n. I dank d'r, dank d'r tausendmal; na dös Unglück!" Sie gab ihm einen herzhaften Kuss, so dass dem Toni heiß und kalt wurde, denn die „Maridl" war eigentlich eine Jugendliebe von ihm und er hatte sich, als sie den Knauer-Franzl heiratete, mit einem Päckchen Zündhölzchen vergiftet, aber zum Glück schwedische erwischt, welche keine Wirkung hervorbrachten.

„Nöt wahr, dös is a G'schlader?" fragte sie nach einer Weile, als jeder sein mächtiges Heferl zur Hälfte geleert hatte. „Mein Gott, a arme Witwe muass mit dem z'fried'n sein!"

„I möcht no an' Kaffee", bat der Peperl, dem das unfreiwillige Bad Appetit gemacht hatte.

„Du hast gnua, du Mistbua, du grauperter, du kriagst scho no deine Plesch! A so an' Schrock'n. Willst no an' Kaffee, Toni, gelt, in Ciguri schmeckt ma halt aussa?" Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn freundlich an.

„A Witwe bist; is also der Knauer-Franzl g'sturb'n?" fragte der Toni und es wurde ihm so eigen ums Herz.

„G'sturb'n und verdurb'n, wia's d'es nehmen willst. Er hat si eigentli aufg'hängt. — Na, was schaust denn, dummer Bua, willst deine Schläg' jetzt glei hab'n, marsch, aussi in d' Kuchl, thua d'rweil Holz spahnln, dass dir die Zeit vergeht."

Der Knabe that, wie ihm geheißen, damit ihn nicht doch noch die versprochenen Prügel ereilen.

„Na, dass i dir sag, dös waßt eh, trunken hat er immer gern, aber in der letzten Zeit hat er schon g'soff'n. G'arbeit' hat er a nix mehr; er war a nimmer z'brauchen, denn er hat zittert wie a alt's Weib. Da is halt a Stück'l nach'n andern ins Versatzamt g'wandert,

z'letzt san ma no pfänd't word'n! Nix habn s' uns lass'n als dö Strohsäck; na, war dös a Elend, du kannst d'r denken, was i da ausg'stand'n hab. An' krank'n Mann — er hat nämli' 's Delirium clemens 'kriagt und hat nix als Ratz'n und Mäus' und klane Viecher g'seg'n, dö ihm nachg'rennt san und auf'n Tisch und auf'n Teller herumg'wurlt, dös is der Säuferwahnsinn, hab'n d' Leut g'sagt — nachher die klan' Kinder — die Kathi is nämli seither a g'sturb'n — und i allan zum Verdiena!"

Die Frau trocknete sich mit der Schürze die Thränen, als sie der bösen Zeiten gedachte. Auch den Toni rührte die Geschichte, dass ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

„Ja, du warst immer a guater Mensch und fleißi und sparsam — und du hast mi a gern g'habt, i waß' schon" — sie zupfte an ihrer Haube. „I waß net, wo i damals meine Aug'n g'habt hab, dass i di net gnumma hab'."

Dem Toni rieselte es abermals ganz heiß und kalt durch die Glieder. Schon wollte er ihr um den Hals fallen, aber da fiel ihm sein Vorsatz ein; es war die höchste Zeit. Im Dunkeln hing es sich nicht gerne auf! Er machte daher Miene aufzubrechen, wurde aber von der jungen und, wie er sah, noch immer hübschen Witwe zurückgehalten.

„Geh, 's G'wand is ja no nass, und als Madl wirst do nöt auf die Gass' woll'n; hätt'st ja vor dö Mannsbilder kan' Ruah. — Alsdann, dass i auserzähl'. So hat er a zeitlang g'rappelt, amal is er sogar mit'n Messer auf mi 'gang'n — und wie ihm kan' Schnaps mehr geb'n hab', is er auf amol verschwund'n. Nach vier Woch'n habn s' 'hn in Dornbach, wo 's Aufhäng'n z'Haus is, von an' Bam abag'schnitt'n —"

„Und wie hat er denn nachher ausg'schaut?" fragte Toni kleinlaut, weil ihn das Detail dieser Angelegenheit begreiflicherweise sehr interessierte.

„I bitt' di, frag' mi um dös nöt, fürchterli, fürchterli! I hätt 'hn ja nimmer kennt, wann net dös G'wand g'wesen wär'. Die Augenhöhl'n waren leer, die Vögel müassen ihm d' Augen auspickt hab'n, die Knoch'n war'n theilweise bröseldürr abg'nagt von dö Amas — — und von de Würm' —"

„Is scho gnua, is scho gnua," sagte Toni, und es schüttelte ihn wie ihm Fieberfroste.

„Magst no a bisserl an' Kaffee?"

„Na i dank', du hast m'r mit deiner G'schicht' 'n ganzen Appetit verdorben."

Die Witwe bezog dies auf ihren Kaffee, der Toni meinte aber damit seine Selbstmordgedanken.

„Und 's Schönste is, seitdem der Haderlump — unser Herrgott tröst 'hn — todt is, hat mi 's Glück net an' Augenblick verlass'n.

Mei Wäschereig'schäft geht ganz guat, und vor a paar Woch'n stirbt mei Herr Vetter, der alte Scheberl, du waßt ja, der mit der roth'n Pfundnas'n — und hinterlaßt m'r sei Wirtsg'schäft. I waß zwar net, was i damit anfanga soll; du liaber Gott, zu so an' G'schäft g'hört halt a Mann ins Haus —" die Frau zupfte verlegen an ihrer Schürze.

Dem Toni fuhr es zum drittenmal heiß und kalt durch die Glieder. Ein Wirtsgeschäft, das war von jeher sein Ideal! Er sann eine Weile vor sich hin. Was konnte er denn verlieren, wenn er seinen Vorsatz auf ein oder zwei Tage verschob? So zog er denn, während die „Maridl" in der Küche das Geschirr abwusch, seine inzwischen getrockneten Kleider wieder an, und empfahl sich, nachdem er der dankerfüllten Witwe hatte versprechen müssen, am anderen Tage wieder zu kommen. Der Peperl musste ihm sogar die Hand küssen.

Nach sechs Wochen schrieb der Toni an seine frühere Flamme:

„Liebe Wedl! Wen du glaubst, ich bin schon ein Dotter, so dust du dich irn, indem das Wasser nur acht Grad war. Ich thu dir zu wisen, das ich in ein Wirtsgeschäft geheigratet habe mit einer schönen jungen Widib. Das dein Vierer so schlecht sein kann und mit einer andern anbandelt, hät ich mir nicht denkt. Arme Wedl! Es griest dich dein Toni."

Ein Unterhaltungsabend des Herrn von Gadeldom.

Herr von Gadeldom war ein armer Mann. Er besaß einige Millionen Vermögen, mit dem er nichts anzufangen wusste. Und er schleppte ein Leben mit sich herum, mit dem er auch nichts anzufangen wusste. Er hatte einen Vater gehabt, der ihm den großen Reichthum erworben, hatte es aber zu keinem Sohn gebracht, der ihn ihm wieder ordentlich verschwendet hätte. Er war allein geblieben, ohne Familie, um sich ganz frei bewegen zu können, um die ganze Welt möglichst unmittelbar und lebhaft genießen zu können. Nur schade, dass seine Pflugschar nicht tief genug furchte, oder anders, dass sein Charakter zu oberflächlich war, um ins eigentliche Herz des Lebens zu gründen. Er trieb Pferdesport, Jagdsport, Weibersport, Rudersport, Protectionssport, Wohlthätigkeitssport. Er fröhnte dem Theater, wenn es reizende Künstlerinnen und lustige Stücke gab. Die ernsten verachtete er, sie waren langweilig. Er gieng auf Reisen nach Paris, nach der Riviera, nach Italien, nach Schweden und Norwegen, kurz überall hin, wo es Welt gab, bequeme Verbindungen und Luxuszüge. Merkwürdigerweise machte ihm das Eisenbahnfahren Spass, wozu er sich stets einen ganzen Salonwagen mietete. In den ersten Hotels nahm er ganze Trakte

auf, um Bälle und Gastmähler zu geben. Er hatte viele Freunde. Dann zog er sich auf eines seiner Schlösser zurück und trieb Einsamkeitssport. Richtete sich ein Maleratelier ein und trieb Kunstsport. Das ließ sich sehr würdig, mäßig, moralisch, so dass fast ein Sittlichkeitssport daraus wurde. Aber auch die Sittlichkeit ist langweilig, wenn sie zu lange dauert.

Herr von Gadeldom fand, dass es mit dem ganzen Dasein nicht weit her ist. Und mit dem Menschenwitz auch nicht. Trotz Modeneuerung und Fortschritt wiederholte sich alles. Trotz aller Entdeckungen und Erfindungen haben es die Leute noch zu gar nichts Nennenswertem gebracht. Sie können nicht fliegen, nicht die Wolken compact machen, so dass man darauf umherspazieren könnte, wie auf Gletschern. Sie können auf dem Ortler oder Großglockner keinen Springbrunnen machen, der auch nur zweihundert Meter in den Himmel aufspritzte. Sie können keine Berge in die Luft sprengen, keine Feuersbrunst zustande bringen, die auf zehn Geviertkilometer die Nacht zum Tage machte. Ein einziger Gewittersturm, eine Frühjahrüberschwemmung verändert die Gegend merklicher, als ein modernes Kriegsheer mit seinen vielgerühmten, steuerfressenden Kräften. Aber wie selten gibt's auch Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, die wirksam und interessant wären. Kleine Mätzchen gibt es immer, sei es in der Natur, sei es in der Politik, sei es in der Gesellschaft; im ganzen aber kommt man aus dem traurigen Einerlei nicht heraus.

Viele Jahre lang hatte Herr von Gadeldom mit einer gewissen Spannung die Zeitungen gelesen. Einmal wird doch etwas drin stehen! Nein, es stand nie etwas drin. Kriegsrüstungen, Fürstenattentate, Schiffsexplosionen mit fünfhundert Todten, Eisenbahn-Katastrophen, Theater- und Bazarbrände, waren schon die höchsten Späße, zu denen sich die Zeitchronik emporschwang. — Übrigens, so ein Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge wäre nicht ohne! Herr von Gadeldom hätte bei einem Haar einmal einen mitgemacht, aber der war auch nicht gemüthlich, weil er selbst in einem der zusammenstoßenden Züge saß. Es kam auch zu keinem eigentlichen Effect, denn die Bremsen hatten beiderseits so rücksichtslos gearbeitet, dass es bloß einen starken Ruck gab, wobei nur die Handtaschen von den Gestellen flogen und eine dreiviertelstündige Verspätung herauskam.

Aber die Idee gieng dem Herrn von Gadeldom seitdem nicht mehr aus dem Kopf. So ein Zusammenstoß von zwei mit größter Fahrgeschwindigkeit gegeneinander fahrenden Eilzügen! Eines Versuches wäre es doch wert. Zwar wird es schwer durchzusetzen sein, denn es ist ein unausrottbares Vorurtheil gegen Zusammenstöße von Eisenbahnzügen vorhanden.

Übrigens — mit Geld geht alles. Und warum soll man sich das Vergnügen versagen. Man lebt nur einmal. Wie hoch kann denn die Mietung von etwa zehn Kilometern einer wenig benützten Seitenbahn und der Ankauf von ein paar Eisenbahnzügen zu stehen kommen? Kaum auf

eine halbe Million nach flüchtigem Überschlag. Lächerlich, im Verhältnisse zum Eindruck, der fürs Leben vorhält.

Da gab es im Lande eine verkommene schmalspurige Kohlenbahn, der Kohlenbergbau war eingestellt, die Bahn aufgelassen, und das Ganze wäre leicht zu haben gewesen. Aber schmalspurig? Das heißt nichts. Wenn schon, denn schon. Gadeldom macht keine Stümperarbeit. Das muss ordentlich krachen! Auf einer guten Strecke mit schweren Maschinen und stark belasteten Zügen den möglichst größten Effect. — Nun wurde auch die richtige Bahn entdeckt, auf der ein schöner Zusammenstoß veranstaltet werden konnte. Eine normalspurige Sackbahn in ein einst industriereiches Thal, die aber jetzt sehr Noth litt und an eine Actiengesellschaft verkauft werden wollte.

Herr von Gadeldom kaufte sie. Nicht lange, so waren ein paar große Züge fertig gestellt, mit Lasten- und Personenwägen und Riesenmaschinen von noch selten dagewesener Pferdekraft. Nun war aber einige Verlegenheit, denn es musste der Fahrplan den Behörden vorgelegt werden, und diese protestierten gegen eine Fahrordnung, bei der von zwei Nachbarstationen gleichzeitig zwei Züge in sich kreuzender Richtung abgelassen wurden. Denn die Bahn war eingeleisig. Erst durch Advocaten musste Herr von Gadeldom sein gutes Recht durchsetzen. Die Bahn und das ganze Material war doch sein Eigenthum. Wen gieng es etwas an, wie er dasselbe verwenden, eventuell auch vernichten wollte, wenn es ohne Schädigung fremden Eigenthums geschah! Das Zugspersonale! Mein Gott, wenn die löbliche Behörde sich schon in persönliche Angelegenheiten mischen zu müssen glaubt, so wird man eben die Züge ohne Zugspersonale abgehen lassen. Dass sie, einmal in den Gang gebracht, durch sich selbst die größtmögliche Geschwindigkeit gewinnen, lässt sich schon machen. — Übrigens sieht man nicht ein, was bei uns die immerwährenden Bevormundungen sollen! Wem verschlägt's denn was, bei den zahllosen Selbstmordscandidaten heutzutage, wie sie es fertig bringen wollen! Lasset doch jeden seines Geschickes eigener Schmied sein! Wie viele arme Familienväter, die sich gerne opfern würden, wenn den Ihrigen eine anständige Pension sichergestellt ist! Es hätte sich brillant gemacht, wenn die vorderen Waggons mit Pulver und Petroleumfässern beladen und die Personenwaggons erster, zweiter und dritter Classe völlig besetzt gewesen wären. Ein Eisenbahnunglück ohne Explosionen, Todte und Verwundete ist eine Suppe ohne Salz. Aber die lieben Behörden, man weiß ja. Wann hätten sie je einen großen Gedanken gehabt, oder die Ausführung einer weittragenden Idee gestattet! Man muss sich eben fügen, wie es eine verrottete Zeit mit sich bringt.

Die angedeutete Zugskreuzung ohne jegliches Personale wurde dem Herrn nicht ausdrücklich erlaubt, aber auch nicht ausdrücklich verboten. So gieng die Veranstaltung nun bald ihre guten Wege.

An einem schönen Augusttage, abends zur Zeit der Dämmerung, sollte das Fest stattfinden. Herr von Gadeldom ließ Einladungen ergehen an

seine guten Bekannten und Sportgenossen, die auf das Schauspiel nicht wenig neugierig waren. Auf freiem Felde, etwa fünfzig Meter vom Bahndamme entfernt, wurden Zelte, Bänke und Tische aufgeschlagen und ein Buffet eingerichtet. Es war gerade in der Mitte zwischen den Stationen Idelbrunn und Haslach, jede an fünf Kilometer entfernt. Diese Ortschaften konnten nicht gesehen werden. Die Bahn gieng hier auf hohem Damm und machte eine leichte Krümmung. In der Nähe war ein Wächterhaus mit den Signallaternen und Klingeln. Der Unternehmer war einige Zeit schwankend gewesen, ob an dieser schönen Stelle nicht eine einfache Entgleisung mit Absturz vom Damm vorzuziehen wäre, entschied sich schließlich aber doch für den Zusammenstoß, der ja alles andere im Gefolge hatte.

Landleute waren zusammengekommen und standen im weiten Bogen herum. Die Gäste waren erschienen, begrüßt vom Festgeber und mit Sect und Havanas bald in schwunghafte Stimmung gebracht. Die Pferde und Wägen waren hinter mehreren Sumpflachen und Tümpeln im Buchenwalde aufgestellt. Es war darauf Bedacht genommen, dass bei der Katastrophe die Thiere nicht erschrecken und etwa wild werden konnten. — Die Sonne war hinter Wolkenmassen bereits untergegangen; als es dämmerte, bemerkte man wetterleuchten.

Am Wächterhause klingelte es zweimal: der Zug gieng ab nach Idelbrunn. Die Laterne mit dem grünen Licht zeigte: Bahn frei. Wenige Secunden später klingelte es dreimal, in Haslach ist der Zug abgelassen. Signallicht: Bahn frei.

Die Herrschaften sind in keiner geringen Erwartung. Herr von Gadeldom lehnt sich an einen Pfeiler mit verschränkten Armen, und schmunzelnd blickt er drein. Schon lange hatte er kein so eigenthümliches Prickeln gefühlt, als jetzt. Das ist ganz famos. — Der Bahnwächter ist auch herübergekommen, er hat auf seinem Posten nichts mehr zu thun. Er hält seine Uhr in der Hand und verfolgt den Secundenzeiger. Dann Blicke gegen Idelbrunn hin. — Er muss kommen. — Er muss den Augenblick erscheinen. Mittlerweile hört man den Haslacher Zug rollen, er fährt über die Brücke. Über den Büschen der Au fliegt schon der Rauch, röthlich aufpustend, aus der Maschine. Jetzt auch die rothen Lichter des Idelbrunner Zuges, sie sind noch über einen Kilometer entfernt, fliegen aber rasch wie Meteore heran. Gleichzeitig kommt auch der zweite Zug in Sicht. Einzelnen Herren fällt die Cigarre aus dem Mund, sie bücken sich nicht darnach, der Athem bleibt ihnen stehen. Eine Dame, die mit großer Aufregung dem Ereignisse entgegengesehen, kauert sich hinter das Zelt und verdeckt die Augen mit den Händen. Die Züge — jeder mit zwölf schwerbeladenen Waggons — rasen in vollstem Dampf gegeneinander los, so gewaltig schnell, dass die Räder Feuer speien auf den Schienen. Die Zuschauer befällt ein Grausen, sie sind zu nahe der verhängnisvollen

Stelle, sie ergreifen die Flucht gegen das Gehölz hin. Die beiden feuerspeienden Ungethüme sind noch zweihundert Meter auseinander. Ein dünnes, fast pfeifendes Dröhnen, die Erde zittert. Noch hundertfünfzig Meter. Der Wächter wendet kein Auge ab. Als ob sie Heißhunger hätten aufeinander, die Maschinen. Noch hundert. An zwei ineinanderspringende elektrische Funken erinnert es. Noch fünfzig — dreißig — zehn — —.

Ein greller Blitz, ein dumpfer Schlag ins Menschengehirn.

Ringsum sausen Sand, Rasenfetzen und Schwellensplitter. In feuriger Lohe springen die Locomotiven auf, wie zwei Riesenböcke, in den Lüften noch einmal aneinander schellend — zerschellend. Sie zerreißen sich gegenseitg in tausend Stücke, die wie Dachschindeln in der Höhe tanzen, wie Federn weithinfliegen. Unterhalb haben die Waggons sich übereinander gethürmt, ineinandergebohrt, dreifach, zehnfach. Ein grelles Schnalzen war's gewesen, dann legten sich die Theile weich wie Butter auseinander oder stürzten mit fast elegantem Schwung über den Damm.

Im nächsten Augenblicke stand eine Staubsäule da, hoch am Himmel sich ausbreitend wie eine ungeheure graue Pinie. Und an der Stätte lag ein starrer, bewegungsloser Trümmerhaufen, aus welchem träger Rauch aufstieg.

Der Wächter hörte nichts, als ein Klingen in seinen Ohren.

Die geladene Gesellschaft hatte in den ersten Secunden keinen Laut von sich gegeben. Dann einzelne „Ah!“, die aber nicht ganz Natur waren, auch ein halbunterdrücktes Wimmern.

Und der Herr von Gadeldom? Der hatte Malheur gehabt. Als er vor der drohenden Katastrophe plötzlich entsetzt rasch in den Hintergrund floh, stolperte er über ein Pflanzengeschlinge, rutschte den Hang hinab und fiel in den Tümpel. Es war genau im gleichen Augenblick: das Aufbäumen der zerschellenden Locomotiven dort, und das Aufspritzen des Sumpfwassers hier. Nachher, als er sich wie ein Molch mühsam aus dem Schlamme hervorgearbeitet hatte, war alles vorüber. Eine ungeheuere Rauch- und Staubwolke bedeckte die Trümmerstätte.

Herr von Gadeldom war jetzt um eine Million Mark geringer, aber um eine Erfahrung reicher. — Nämlich reicher um die Erfahrung, wie das anmuthet, wenn man nass wie ein Pudel und am ganzen Leibe voller Schlamm davonhuschen muss und hinterher unbändig ausgelacht wird.

Als der Herr sich dann im nächsten Bauernhause umgekleidet hatte, empfand er das erstemal im Leben so recht die Wohlthat trockener Kleider — und es waren nicht einmal seine eigenen.

Und das war auch ein Genuss. Ob er seine Million wert ist? Unter Umständen ja.

Die Kameraden.

Füg' deine Hand in meine
Und lass uns treu zusammensteh'n,
Auch über Stock und Steine,
Und mag der Wind zuwider weh'n.
Die Welt ist jung, die Welt ist schön,
Bereit sind alle Pfade;
Heut thalwärts, morgen über Höh'n:
So Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade!

Mag nun die Welle fließen,
Dies Bündnis lockert keine Reu':
Sollt' etwas uns verdrießen,
Wir beichten es uns ohne Scheu.
Bleibt uns ein Körnchen Glück nur treu,
Dann streut der Himmel Gnade,
Dann blüht die Liebe täglich neu
Und Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade.

Und wollt ihr nun auch wissen,
Wer denn mein Kamerad wohl ist,
Der sich aus Bitternissen
Und Freuden seinen Antheil misst?
Mein Weibchen ist es, dass ihr's wisst;
Sie leuchtet meinem Pfade,
Wenn es die Sonne mal vergisst:
Und Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade!

Die Jahre blüh'n und sterben,
Wir aber merken's beide nicht;
Aus unser'n Kindern werben
Wir stündlich Kraft und Lebenslicht.
Und ob auch manchen Gram's Gewicht
Auf unser Haupt sich lade
Und Schnee durchs Haar der Herbst uns flicht:
Treu Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade.

Und geht's mit stillem Gruße
Dereinst dem Thal des Todes zu,
Löst uns vom müden Fuße
Die Ewigkeit den Wanderschuh,
So fleh'n wir: Tod gib Gnade du! —
Uns, die auf gleichen Pfaden
Stets giengen, schenk' vereinte Ruh':
Schick' Hand in Hand
Zum dunkeln Land
Die beiden Kameraden!

Richard Zoozmann.

Geschichtsunterricht vor 250 Jahren.

Von **K. Reiterer.**

Wie in den gepriesenen Jesuiten-Gymnasien seinerzeit Geschichtsunterricht ertheilt wurde, besagt eine Schrift, die uns jüngst in die Hände fiel und betitelt ist: „Historischer Anfang, oder kurze und leichte Weise die katholische Jugend in der Historie zu unterrichten. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu, 1750." Dass der Unterricht für Obergymnasien

berechnet war, geht aus der Anlage der Schrift hervor, es ist nämlich neben dem deutschen auch der lateinische Text. In den ersten Gymnasialclassen dürfte es selbst den damaligen Patent-Pädagogen kaum möglich gewesen sein, volle Beherrschung der lateinischen Sprache zu erzielen. Ob vielleicht heute nicht eine hübsche Anzahl „halbgebildeter" Volksschullehrer imstande wäre, ein gediegeneres Werk zu schaffen, darauf antwortet die methodische Anlage und der Inhalt der Schrift. Einige Proben sollen Weiteres besagen.

Es folgen Fragen und Antworten. Und man liest da aus dem Alterthume: Wie hat Gott Tiberii Freigebigkeit gegen den Armen belohnt? Da er in seinem Palast spatzierete; ersahe er ungefähr einen Plaster-Stein mit einem Creutz. Als er nun selben Andacht halber ließ aufheben, fand er daselbst sehr viel Gold vergraben, welches er reichlich ausgespendet. Worauf er auch des Narses sehr grossen Schatz, den ihm ein alter Mann gezeiget, überkommen. Pag. 55: Was für anderes Übel stieß dem Römischen Reich zu, währender Regierung Heraclii? Die verruchte und abentheuerliche Sect des Ertz-Bößewichts Mahomet nahm in kurtzer Zeit theils durch Gestattung aller Freyheit und Muthwillens, theils durch Gewalt der Waffen über alle in Massen zu und richtete das römische Reich zu Grund.

Pag. 57: Was für eine Seuche regierte damals zu Rom und in Italien? Ein sehr erschrecklich und seltsame Pest. Es gieng zu Rom in sichtbarer Gestalt herum der gute und böse Geist. So viel nun dieser Stoß auf des Engels Befehl in jede Haus-Thür mit einem Spieß gethan, so viel wurden des anderen Tags zu Grabe getragen. Ward auch dem Übel nicht abgeholffen, ehe dann man aus himmlischer Offenbahrung dem heil. Sebastian zu Ehren einen Altar hat aufgericht.

Pag. 105: Hat aber der Pabst mit Othone (Otto dem Großen) in dieser Verständnis gelebt? Nein; denn als zween, dem Päbstlichen Stuhl widerspenstige Cardinäl bey Othone Zuflucht gesucht, hat er selbe gantz gnädig in seinen Schutz genommen. Dieses hat den Pabst so verdrossen, daß er Adalbertum, Berengarii Sohn, wider Othon angehezt. — Sollte das den Jesuiten-Zöglingen die Unfehlbarkeit und Christlichkeit zeigen? Ja richtig, die Unfehlbarkeit kannte man damals noch nicht. Und mit der „Christlichkeit" hat man's in jenen Kreisen nie genau genommen, wenn es galt seinen Vortheil zu wahren.

Naiv ist, was von Heinrich III. Pag. 119 steht. Wir lesen da die Frage: Wie hat er (Heinrich III) einem Reiter, der im Burgundschen Krieg einen Fuß verlohren, den Schaden ersetzet? Er hat dessen Stiefel mit Geld anfüllen lassen, damit er seinen Verlust in etwas verschmerzen kunte. — Wenn man bei den heutigen Massenabschlachtungen, die ein Krieg bieten würde, jedem Blessierten die Stiefel mit Geld füllen wollte, so könnte man mehr Geld als Kommißlaibeln nachschleppen . . .

Von Heinrich IV. heißt es Pag. 123. Er schlug alle vätterliche Ermahnungen des Pabstes in den Wind. — Aha! — Er (Heinrich IV.) erstund sich den heiligen Gregorium des Pabstthums zu entsetzen. Ließ demnach von etlichen Gewissenlosen, Geistlichen in Brixen in Tyrol eine Winckel-Versammlung anstellen, woselbst Guitbertus ein verruchter Bösewicht in den Stuhl Petri sich eindrang, unter dem Nahmen Clemens III. — Ja, ja, dieser Heinrich IV.! —

Friedrich Barbarossa wird sehr belobt. Es heißt von ihm Pag. 143. . . . Verfügte sich derohalben gen Venedig, und ergab sich gantz und gar dem Statthalter Christi Alexandro III. dem er nicht nur den Fuß mehrmal geküsset, sondern auch den Steigbügel, da selber zu Pferd stieg, gehalten. — Kein Wunder, wenn da die Herren übermüthig wurden und dem Kaiser auf den Nacken traten, mit den Worten: Man wird über Nattern und Basilisken gehen, und wird Löwen und Drachen zertreten . . .

Pag. 149: Friedrich II. hat sich dieser Kayser mit den Päbsten besser vertragen, als sein Anherr Fridricus Barbarossa? Drey auf einander folgende Päbste haben ihne viermal in den Kirchenbann gethan, theils weil er sich weigerte ihren Anforderungen Folg zu leisten; theils weil er die Kirch Gottes unbilligste Weise bedrängte.

Pag. 167: Was ligt einem Kayser fürnehmlich ob? Daß er die Kirch Christi wider die Unchristen, Ketzer, Abtrünnige, Tyrannen, auch alle Friedensstörer beschirme und handhabe. Weßhalben er noch heutgen Tag ein Advocat der Kirch' (Advocatus Ecclesiae nuncupatur!) benahmset wird.

Pag. 172: Waren keine aus den Päpsten tadelhaft? Es waren freylich etwelche eines gar nicht auferbäulichen Wandels, welche die Catholische nicht ungeahndet lassen, die Uncatholische aber auf allen Gassen und Strassen ausschreyen und austrompeten.

Pag. 213: Was melden die Geschichts-Schreiber von Johann Huss, und dessen Lehr-Jünger, Hieronymo von Prag? Beyde seyend wegen ihrer verdammten Hartnäckigkeit in Behauptung ihrer Ketzerey zum Scheiterhauffen verurtheilt worden.

Von Kaiser Sigismund heißt es Pag. 215: denen schmeichelhaften Hof-Katzen war er über die massen abhold. Dahero er einstens einen solchen Flattierer eine gemessene Maulschelle versetzet; und als dieser gefragt: „Warum schlägst mich?" gab der Kayser zur Antwort: „Warum beissest mich?"

Von Martin Luther ist Pag. 229 und 231 zu lesen: „Worüber (über Tezels Unfug) der so hoffärtig als bissige Luther grißgrammte, und sowohl den Papst, als die Prediger, ja den Ablass selbst von teuflischer Tobsucht eingenommen, durch seine ketzerische Lehrsätze öffentlich

gantz rasend angefochten, und gewaltig durch die Hechel gezogen. Es hat diesen mit dem Kirch- und Reichsbann belegten und aufs höchst verflucht und vermaledyten Luther Friedrich Churfürst aus Sachsen in dem Wartenburgischen Schloß fast ein Jahr lang sicheren Unterschluf und guten Aufenthalt verschaffet. Da Luther das Teutschland greulich zu verwüsten fortfuhr, hat Zwinglius im Jahre 1519 die Eidgenossenschafft, Culivinus im Jahr 1537 Frankreich mit seiner Pestilentzischen Irrlehre angestecket. Eben dazumal hat Gott durch den heil. Ignatium, einen zuvor weltlichen, hernach geistlichen ungemein tapfferen Kriegshelden seiner streitenden Kirche frische Hülffsvölker zugeschicket: Die Gesellschaft Jesu, welche auch dieser Ursach halber aufgerichtet worden, damit sie mit der Ketzerey und Gottlosigkeit unabläßig Krieg führte.

Auf die Kirchengeschichte übergehend, sei erwähnt, daſs man lesen kann: Was für Gebräuch' seynd im ersten Jahrhundert eingeführt worden? 1. Zu Antiochia wurden die Gläubigen das erstemal Christen genannt. 2. Der Sonntag, die Fest-Tage der Geburt, der Erscheinung, der Auferstehung und Auffahrt Christi und Pfingsten werden eingesetzet. 3. Die vierzigtägige, wie auch die Quatember-Fasten werden gehalten. 4. Das Weihwasser wird gebraucht. 5. Das Kreuzzeichen wird oft gemacht. 6. Nach der Communion war ein Gastmahl, welche Mahlzeit hernach wegen allerhand Miſsbräuche abgeschafft worden. 11. Anaclatus verbot den Geistlichen, lange Haare zu tragen.

Im zweiten Jahrhundert führte man ein: 1. Daſs das mit Salz gemischte Weihwasser stets in der Kirche sey. 2. Heysius (Sixtus) verbot, daß die kirchlichen Geräthe von Laien berührt würden. 3. Telesphorus hat die vierzigtägige Fasten auf ein neues bestätigt und das Gloria in der Messe eingeführt. 4. Das Sanctus und Gebet für die Verstorbenen wurde eingeführt. 5. Soter hat die Vermählungen von einem Priester einzusegnen befohlen. 6. In der heiligen Nacht wurden von jedem Priester 3 Messen gelesen.

Im dritten Jahrhunderte wurde angeordnet: Zephyrinus befahl, daſs die Communion in der österlichen Zeit sei. 2. Urbanus befahl die kirchlichen Geschirre aus Silber zu machen. 3. Die Grabstätten der Christen wurden eingeweiht. 4. Die Litaneien gebetet. 5. Felix schrieb einige andächtige Gebräuche bei Kirchen-Einweihungen vor. 6. Die geweihten Brote, Eulogiae genannt, wurden nach der Messe in der Kirche ausgetheilt. 7. Der heil. Antonus wandte großen Fleiß an, damit die Geschichte der Martyrer richtig aufgezeichnet werde. 8. Der Messe sind von verschiedenen Päbsten allerhand schöne Gebet und Ceremonien beigefügt worden.

Na, genug, nicht wahr, lieber Leser? Das ist doch Geschichtsunterricht, an den die neue Schule nicht heran kam!

Das Recht der Persönlichkeit.

Von ***

Seit einem Jahrhundert ward Europa von dem Ideale Freiheit beseelt. Doch außer im wirtschaftlichen Leben, wo die Freiheit manches baute und manches zerstörte, ist sie nie eigentlich zum Durchbruche gekommen. Abgesehen vom Gesetze, welches die Freiheit ja beschützen sollte, wurde sie niedergehalten von Sitte, gesellschaftlichem Zwang und Erziehung. Sie hat sich nicht entwickeln können. In dem Maße, als der Mensch nach außen sich frei entwickelte, wurde er im Innern unfrei, das Individuum löste sich in der Masse auf.

Und schon hat sich die Richtung überlebt, an Stelle des Ideals der Freiheit tritt das der Gleichheit. Die Principien der Freiheit erlaubten es der Person, persönlich sein zu dürfen. Das Princip der Gleichheit hebt das Recht der Persönlichkeit auf. Die ganze Menschengesellschaft wird nicht etwa als organischer Körper gedacht mit Haupt und Gliedmaßen, an welchen jeder einzelne ein Theil, ein Glied ist, sie wird als eine zufällige Gesammtmasse, eine mathematische Ganzheit gedacht, die durch Blutkörperchen oder Zahleinheiten zusammengesetzt ist. Ein Blutkörperchen wie das andere, eine Zahleinheit wie die andere. Eine solche Ganzheit ist die Kirche, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich und gelten persönlich nichts. Die Kirche ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Nation. Ihre einzelnen Mitglieder gelten nichts, die Nation ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Socialdemokratie, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich, bedeuten als Individuen nichts, die Socialdemokratie ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Partei, jedes einzelne Mitglied hat in ihre Gesammtinteressen aufzugehen. Der einzelne dient der Gattung? Nein, der Mensch dient dem Principe. Man sollte glauben, dass bei solcher Selbstentäußerung der Personen zu Gunsten des Principes das Princip siegen müsste. Ich sehe das Princip nirgends siegen. Ich sehe es nicht einmal dort siegen, wo es, scheinbar alle Principien in sich vereinigend, das große, letzte Princip: die Menschheit bekennt. Ich glaube auch, dass das Princip über den Menschen niemals gesiegt hat und niemals siegen wird. Denn der Mensch als Person ist der Stärkere, und mit ihm ist das Recht der Erstgeburt. Er war ein Individuum, bevor es eine Gesell-

schaft gab, eine Persönlichkeit, bevor es ein Princip gab. Und das Princip wurde erfunden als ein Mittel zum Zweck, nicht als Zweck und letztes Ziel. Die idealen Ganzheiten der menschlichen Gesellschaft, Kirche, Staat, Nation, oder auch nur Partei und Verein, sind nicht da, dass der Mensch ihnen diene, vielmehr dass sie zum Vortheile des Menschen bestehen. Die Vereinigung, heiße sie wie immer, hat naturgemäß gar keinen andern Zweck, als den, jeden einzelnen zu schützen und ihm sein persönliches Recht zu geben. Weil die missverstandene Gesammtheitidee das nicht thut, weil sie vielmehr das Bestreben hat, das Individuum in sich aufzulösen, deshalb siegt sie nicht, deshalb wird das Große, was etwa in ihr ist, nicht fruchtbar.

Man kann auf kurze Zeit, zu einem besonderen Zwecke, in Gefahr und Krieg, aus vielen Individuen einen einzigen starken, siegreichen Körper machen, eben weil es sich da um den Bestand des einzelnen handelt; für beständig kann es nicht gelingen, dass die heißblütigen Wesenheiten sich verwandeln zu einer Einheit, die eigentlich nur Begriff ist.

Das Menschenthum liegt nur in der Gesammtheit, wird behauptet. Ich sage, das Menschenthum liegt in der Persönlichkeit. Die Nation hat als Nation gar keinen Wert, sie hat nur Wert, weil sie sehr viele Persönlichkeiten umfasst, die zufällig die gleichen Anlagen und Bedürfnisse haben mögen. Dieser Anlagen und Bedürfnisse des Individuums wegen thun sich die Gleichartigen zusammen, um gemeinsam die Vortheile zu erreichen, die der einzelne vermöge physischer Unzulänglichkeit nicht erreichen kann. Das ist der natürliche Vorgang.

Wenn im Einzelnen die Erkenntnis wachgerufen ist, dass der möglichst uneigennützige Anschluss an die Ganzheit sein Vortheil ist, weil er in der Ganzheit den Hort findet, und dass dieser Anschluss eine Tugend ist, weil er auch das Wohl der übrigen bezweckt, dass der einzelne nur insoferne der Ganzheit verpflichtet werde, als er selbst von ihr Vortheile hat, so wäre von amtswegen für das Princip der Ganzheit eingentlich genug gethan. Dass bösartige Eigenschaften des Einzelnen für andere unschädlich gemacht werden müssen, dass in den Tagen der Noth das Individuum verhalten werde, der Ganzheit Opfer zu bringen, ist auch selbstverständlich. Im übrigen soll Staat und Gesellschaft nicht eingreifen in das Recht der einzelnen Person, sondern dieselbe sich in ihrer Weise ausleben lassen. Das ist ihr natürliches Recht.

Vor allem denke ich an die Freiheit des geistigen Lebens. Die liegt im Argen. Wir haben zwar die Gedankenfreiheit in ihrem vollsten Umfang, nur darf man die freien Gedanken nicht aussprechen. Einer, der in Gesellschaft lebt, muss sich den schlimmsten Terrorismus gefallen lassen. Wenn er sich erdreistet, andere Meinungen zu haben, als die übrigen, besonders, wenn seine Meinungen der Zeitrichtung entgegen sind, dann

gnade ihm Gott! Wer zur Zeit, wo alles auf dem Kopfe steht, auf den Füßen stehen bleibt, der ist „unmöglich“. Nie ist die Bekehrungsmeierei ärger getrieben worden, als in der Gegenwart. Die Menge hat ja freilich immer das Bestreben gehabt, den einzelnen aufzusaugen. Nur Charaktere ließen sich nicht aufsaugen, blieben ihrer Natur treu und waren als starke Menschen die eigentlichen Vertreter des Menschenthums, während die Menge stets gleichsam ein Gemeinplatz, eine Phrase gewesen. Das ist sie auch heute, und eigene Köpfe gibt es nicht mehr viele. Trotzige, rechthaberische Köpfe gibt es genug, in ihrem Eigensinn besteht aber auch ihre ganze Persönlichkeit. — In Kunst und Literatur jagt man nach Originalen und Originellem. Nur wirklich originelle Menschen will man nicht, weil sie allerdings sehr oft den Neigungen der Menge unbequem sind. Aber selbst dann, wenn sie sich bescheiden ferne halten, ihre eigenen Wege gehen, wie es Sonderlingen geziemt, werden sie angefeindet, mindestens verlacht. Wer dazu noch in der Politik seine besondere Meinung hat, oder in Volksfragen, oder in religiösen Dingen, der wird von den betreffenden Gegnerschaften geradezu verfolgt und vor keiner Schlechtigkeit schreckt man zurück, um ihn wenigstens moralisch zu tödten. Ja selbst das Temperament, besondere Gemüthsanlagen und denselben entstammende Weltanschauungen werden nicht respectiert; so schlägt der moderne Mann auf den conservativen los, und dieser verflucht den modernen. Keinem fällt es ein, zu versuchen, ob nicht doch dem Standpunkte des Andern eine Naturnothwendigkeit zugrunde liege, ein Verständnis abzugewinnen sei; er läßt ihn einfach vorwegs nicht gelten. Und so geht es in allen menschlichen Kreisen. Je mehr Persönlichkeit in einem ist, desto verbotener wird er sein. In den unteren Volksclassen, die natürlicher empfinden und nicht so dem Parteihader ergeben sind, ist es noch besser, dort gibt es noch Originale, eigenartige Menschen, die etwas gelten, oder die man wenigstens sich ruhig ausleben läßt. Gerade in der gebildeten Welt, wo Schule und Sitte alles eben macht, da ist für das Besondere kein Boden, sei es eine Riesendistel oder eine Wunderblume — sie wird niedergemäht zu Heu für die gemeinsame Herde.

Es muss ein Prophet kommen, der das Recht der Persönlichkeit verkündet. Der es in Erinnerung bringt, was uns zwar die Natur an der Wiege gesungen, was uns aber die Cultur vergessen machte, nämlich, dass wir auf die Welt gekommen sind, um uns anzuleben, jeder nach seiner Art. Der eine ist thatkräftig und baut, der andere ist weitsehend und weiß, der dritte ist sinnig und dichtet, der vierte ist schöpferisch und bringt Kunstwerke hervor, der fünfte fühlt sich nicht heimisch auf Erden, er sucht Gott, u. s. w. Jede dieser Typen ist von den anderen grundverschieden in Fühlen, Denken und Leben, und jede ist von naturwegen berechtigt, sich auszugestalten. Je mehr ein eigenartiger Mensch sich aus-

gestaltet, je verschiedener wird er von den anderen, die seltene Species hat ihren entsprechenden Wert, und der Menschheitsbaum entwickelt sich in seiner freien Mannigfaltigkeit. — Es wäre eine Lust zu leben.

Die Freiheit, zu thun, wie man will, kann man nicht immer wahrleisten, sie würde das Zusammenleben der Menschen zerstören. Aber die Freiheit der geistigen Naturen müsste gesichert sein, das Recht eines jeden, zu sein wie er ist.

Bei diesen flüchtigen Gedanken über das Recht der Persönlichkeit fällt mir eine Geschichte ein, die sich vor einiger Zeit in unserem Lande zugetragen, als Beispiel, wie eine erdrückte Persönlichkeit sich schließlich ihr Recht verschafft hat.

Es handelt sich um ein Ehepaar. Der Mann — lassen wir ihn Rosten genannt sein — ein Norddeutscher, voller Thatkraft und Lebenslust, voll Rücksichtslosigkeit in Durchführung seiner Absichten und Erlangung seiner Genüsse. Er war Bauunternehmer, aus seinen Federstrichen entstanden Eisenbahnen, Paläste und Großwerkstätten, seine Energie riss andere zum zuversichtlichen Schaffen mit sich fort, seine Genüsse theilte er großmüthig mit anderen, am liebsten mit seiner Ehefrau Adele, einem schönen Weibe, das er leidenschaftlich liebte. Rostens Grundsatz war: Schaffen, sinnlich genießen. Alles andere, feinere, war ihm fremd, ja widerlich.

Seine Frau Adele, eine Süddeutsche, war eine weichmüthige, innige Natur, die beschauliche Heiterkeit liebend, häuslicher Zurückgezogenheit ergeben. Sie lebte ihre innere Welt, so wie er seine äußere.

Diese glücklichen Menschen hatten ein Kind, das sie unbändig liebten, jedes nach seiner Art. Es war ein schöner, gesunder, reich veranlagter Knabe. Die Mutter erzählte ihm Märchen von Feen und Engeln, der Vater bildete ihn mit körperlichen Übungen aus, erzog ihn schon früh zu Fechten und Ringen und allerlei körperstärkendem Sporte. Für die Sommer- und Herbstmonate bewohnten sie ihr Landhaus in einem schönen Thale Tirols. Dort war es, wo der Knabe in seinem eilften Lebensjahre verunglückte auf der Jagd. Einer Wildente nachjagend, war er vom Pferde gestürzt. Todt und entstellt brachten sie ihn ins Landhaus. Die Verzweiflung des elterlichen Paares war grenzenlos und wurde noch bis ins Dämonische gesteigert durch die Vorwürfe, die sie einander machten. Die Frau behauptete, dass ihres Mannes Jagdgier Ursache sei an dem Tode des Kindes; er war davon überzeugt, dass einzig nur der Aberglaube über Wildenten, den sie mit einem Märchen in dem Knaben erweckt, ihn ins Verderben gelockt habe. Sie wurde bald müde, ihn anzuklagen, gab sich der betäubenden Wucht des Schmerzes hin. Seine Herzenspein war weitaus leidenschaftlicher und er wurde nicht müde, sie als die Urheberin des namenlosen Unglückes zu peinigen. Endlich fand er, es wäre der Raserei genug gethan und das Lebensprincip erfordere

es, kehrt zu machen. Es gelte über das Unabwendbare hinweg zu kommen und ein neues Leben zu beginnen.

Der Knabe war längst begraben auf dem lieblichsten Plätzchen des schöngelegenen Gebirgsdorffriedhofes, und seine Erinnerung sollte künftigen Wegen nicht mehr entgegenstehen. Herr Rosten führte seine Frau mit vernünftigem Zuspruch aus der Gegend. Das Landhaus soll verschlossen bleiben. Die Wohnung in ihrer Provinzialstadt wurde aufgegeben, in Berlin ein Palais erworben und eingerichtet mit fürstlicher Pracht. Alles, was an die Vergangenheit mahnte, an das Kind, wurde geändert oder vernichtet. Frau Adele war ruhig geworden. Die Ruhe der Erschöpfung. Das schwarze Kleid und die Blässe ihres Gesichtes waren die einzigen Zeugen ihres Schmerzes. Sie kannte den starken Willen ihres Mannes und fügte sich ihm schweigend. Sie ließ es geschehen, als er die Geräthe fortschaffte vom Zimmer des Knaben, seine Bücher, sein Fahrrad, sein Schießgewehr, sein Bildnis. Aber als er die Hand ausstreckte nach dem Kistchen, wo die ersten Spielzeuge des Kindes aufbewahrt waren, da warf sie sich ihm in die Arme und rang mit ihm. Als ob er ihr den Knaben neuerdings entreißen wollte, so rang sie mit ihm wie eine Löwin. Von seinen kräftigen Armen wurde sie zu Boden gedrückt, in die Ecke, wo sie stöhnend kauern blieb.

Von diesem Tage an hat sie sich nicht mehr gegen ihn aufgelehnt, nicht mit einer einzigen Geberde. Mit keinem Worte wurde des Knaben mehr erwähnt und Herr Rosten war nun völlig überzeugt, dass diese Art der Umkehr zum neuen Leben die richtige gewesen, auch für sie. Sein Herz gieng wie früher wieder auf in Schaffen und Genießen, in vollen Zügen schlürfte er das üppige Leben, Reichthümer und Ehren häuften sich von Tag zu Tag. Mit großer Befriedigung sah er, wie seine Frau, die er nach seiner Art sehr liebte, sich den Verhältnissen fügte, den Verlust des Kindes zu vergessen schien und in der Pracht ihres neuen Hauses ruhig dahinlebte. Sie war sanft und gütig gegen alle, doch blieb sie außer bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit ihrem Manne, zurückgezogen in ihren Gemächern. Wenn der Gemahl sie dort begrüßen wollte, fand er die Thür verschlossen, die Frau bedürfe der Ruhe.

So gieng's einen Monat nach dem andern. Da fiel es doch auf, wie sehr blass und schmächtig Frau Adele geworden war. Auf Wunsch des Gatten hatte sie das Trauergewand längst durch ein lichtes Kleid vertauscht, und in diesem erinnerte sie in ihrer Schattenhaftigkeit an die weiße Frau, die gespenstisch durch das Schloss schwebt. Nachdem die Hausärzte mancherlei Verordnungen getroffen hatten, die Frau Adele mit großem Gleichmuthe über sich ergehen ließ, ohne dass dem Verfall ihrer Kräfte Einhalt gethan werden konnte, wurde beschlossen, sie nach dem Süden zu schicken. Ihr war es recht, zur Gesellschaft nahm sie eine

alte Jugendfreundin mit, und ein Diener begleitete sie. Herr von Rosten — er war mittlerweile seiner Verdienste wegen Ritter geworden — nahm zärtlichen Abschied von seiner Frau, die ihm kühl, wie geistesabwesend ins Gesicht blickte. Er hatte auf Lussin im Adriatischen Meere alles bereiten lassen, um ihr dort den Aufenthalt denkbarst behaglich und angenehm zu machen. Wenige Tage nach der Abreise kam der Diener zurück, die Damen hätten ihn verabschiedet und wollten sich allein behelfen. Herr von Rosten erblickte darin einen Eigensinn, den er einstweilen ignorieren wollte. Im welschen Lande würden die Damen, wovon keine der italienischen Sprache mächtig war, schon mürbe werden. Seine Frau sei ein Kind, das durch consequente Unnachgiebigkeit und mit ehernem Principe zu ihrem Wohle erzogen werden müsse. Er schickte also den alten Diener wieder nach, doch schon nach kurzem langte von diesem eine Depesche ein, die Damen wären auf Lussin gar nicht angekommen und die ihnen dort bereiteten Appartements stünden leer. Herr von Rosten stutzte, tröstete sich aber damit, dass sie sich wahrscheinlich in Abbazia verweilen würden oder gar anderen Sinnes geworden wären und sich nach der Riviera begeben hätten. Als jedoch die Nachforschungen ergaben, dass die Frauen weder an diesen Orten eingetroffen, noch an anderen Curstationen des Südens zu finden seien — selbst auf Corfu und in Cairo wurde vergeblich gesucht — gieng dem Herrn Gemahl ein Licht auf. Aber eins, das nur brannte und blendete, nicht aber erhellte. Noch hatte er immer auf eine Postnachricht gewartet, aber die Frauen waren verschollen.

Jetzt machte er sich selbst auf die Reise und durchforschte Dalmatien, Italien und das südliche Frankreich. Vergebens. Die leidenschaftlichen Zornregungen begannen sich in ihm zu legen, es kam der tobende Schmerz. Es war ihm soviel als sicher, dass sich seine Frau das Leben genommen hatte. Und jetzt dämmerte ihm die Ahnung auf, dass seine rücksichtslosen und kurzsichtigen Bestimmungen sie in den Tod getrieben haben könnten. Er hatte bisher geglaubt, seine Absichten, ihr ein neues genussreiches Leben zu schaffen, würden als wohlmeinend und liebreich verstanden worden sein, nun erschienen sie ihm plötzlich selbst ungerechtfertigt, ja brutal. Auf der Rückreise war es, dass er erkrankte an einer Lungenentzündung, wochenlang musste er in einem Bauerndorfe Savoyens dahinliegen. Während dieser Zeit begann es in ihm helle zu werden. Er sah sein riesengroßes Unrecht, das an dem geliebten Weibe begangen worden war, er sah das wehe Leiden und Vergehen ihres Herzens, dem er das liebste Kind zwiefach geraubt hatte, das er mit roher Gewalt aus seiner idealen Welt gerissen und in die Ödnis des Prunkes und kalten Reichthums gestoßen hatte. Ganz allmählich war ihm die Nichtigkeit dessen, was er stets als das Erstrebenswerteste geachtet, klar geworden.

Schaffen und Genießen, Macht und Ehre! Was ist das! Wenn man schuldig ist an dem Untergange des geliebtesten Wesens. Und sein Gewissen rief ihm zu: Nun, du starker Mann, du Lebenskünstler! Nun thue es an dir selber, was du von deinem Weib verlangt hast — vergiss! Vergiss deine Adele, wenn du kannst! Vergiss deine Schuld, wenn du kannst, und lebe!

Aus langen Fiebernächten der Krankheit war ein anderer aufgestanden, als sich hingelegt hatte. Der antike Kraftmensch, als der er sich gefühlt, hatte sich in einen modernen Nervenmenschen verwandelt. Jetzt gab's nichts mehr zu thaten, jetzt gab's zu leiden. Als er das erstemal in das Freie trat, wo die weißen Berghäupter niederschauen in das Rosenparadies des Thales, überkam ihn ein krampfhaftes Weinen, so heftig, so grunderschütternd, wie er in seinem Leben noch nie geweint hatte. Wenn er nur wüsste, wo ihr Grab ist! — Auf einmal jetzt verlangte es ihm nach einem Grabe.

Die Heimreise nach erfolgter Genesung war fast planlos. Wohin wollte er denn nur? Wo war er denn daheim? Im Palais der großen Stadt? Es schauerte ihn vor den Einöden dieses Palastes. Ein Haus ohne Weib und Kind! Nun erinnerte er sich, er hätte ja ein Kind, er hätte ja ein Grab. Fast unwillkürlich zog's ihn, als er auf der Rückreise Tirol durchfuhr, nach dem Gebirgsdorfe, auf dessen Kirchhof der Knabe lag. Wohl schon längst musste Gras darüber gewachsen sein, denn dieses Grab war ja der Vergessenheit geweiht worden. Aber siehe, es prangte in strahlender Blumenzier, und zwischen herrlichen Rosen, zwischen blühenden Sträuchern, die gleich einer Laube das stille Beet überschatteten, wucherten überall die himmelblauen Vergissmeinnichte. Unterwegs zum Sommerhause, das auf seinen Wunsch sofort nach der Katastrophe geschlossen worden, kam er an die Stelle, wo der Knabe verunglückt war. Dort stand ein hohes Kreuz, geziert mit einem Kranz aus frischen rothen Rosen. Am Sommerhause selbst waren die Fenster offen und das Thor. Durch dasselbe eintretend, blickte Rosten in ein dunkles Gemach, in welchem eine rothe Ampel brannte. Als er von all dem hochüberrascht eintreten wollte, kam vom Garten her, in schwarz gekleidet, seine Gemahlin, fasste ihn zart am Arme, hielt ihn zurück und flehte: „Sei barmherzig, lieber Mann, lass mir mein Leben!"

Seine Adele stand vor ihm, mit frischen Wangen, mit großen milden Augen, in denen das süße Glück der Wehmuth lag.

Also hatte sie mit ihrer Freundin hier in dem entlegenen Landhause Zuflucht genommen, um der Erinnerung zu pflegen an ihr Kind. Das Gemach, in dem es aufgebahrt gewesen, hatte sie zur Kapelle umgewandelt und darin alle Gegenstände versammelt, die je noch von dem Knaben und seinem Kindesleben aufzutreiben gewesen waren und die sie

nun wie Heiligthümer inbrünstig verehrte. Und in freier Ausübung dieses Erinnerungsdienstes war sie genesen und fast glücklich geworden. Sie beschäftigte sich mit ihrem Kinde, also hatte sie es wieder.

Jetzt ahnte es Herr von Rosten wohl, was das heißt: inneres Leben, und wie dieses ein größerer, heilsamerer und vor allem ein unzerstörbarerer Genuss sein könne, als das ungestüme Festklammern an die äußere Welt. Er schämte sich zwar, vor ihr aufs Knie zu sinken, aber sein erstes Wort war eine Bitte um Verzeihung, dass er sosehr ihre Natur verkannt, dass er ihr das Recht der Persönlichkeit vorenthalten hatte.

So hat es sich auch hier wieder gezeigt, dass der schwachen Frau eine größere Kraft innewohnt, als dem starken Manne. Und warum? weil der Mann Princip ist, und die Frau Natur.

Eine Wanderung in die Alpenheimat.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Es war ein reines Schneegestöber im Maiwinde, so flogen von allen Bäumen die weißen Blüten. Die Grazerstadt lag hinter uns, das weite prangende Hügelgelände der östlichen Steiermark vor uns. Bis Mariatrost greift die elektrische Bahn aus, vor deren gespenstischen Wägen unsere Pferde scheuen wollten. Hinter dem Wallfahrtsorte mit seinen weithinleuchtenden Thürmen hat alles Stadtwesen plötzlich ein Ende, die ländliche Ruhe und Frische ist da. Ich vermuthe, nach wenigen Jahren wird das nicht mehr so sein, Lustgärten, Landhäuser, Wirtshäuser werden entstehen; heute schon spricht man von der Fortsetzung der elektrischen Bahn bis zum und auf den Schöckel, dessen blauer Rücken dort herabschaut. — Die Wiesen sind etwas sumpfig und haben stellenweise fast stehende Bächlein, nicht ganz so klar, wie die Gebirgswässer. Die Hügelkuppen und langgezogenen Höhen sind unregelmäßig durcheinandergeschoben, hier eine buschige Schlucht, dort ein Thalansatz, der sich wieder verlauft. Die Schachen zerstückt, zumeist Buchen- und Kiefernbestände, dazwischen fruchtbare Felder und blühende Obstgärten. Es ist ein fast betäubendes Duften von allen Bäumen und Sträuchern, und im Kiefernwald schreit der Kuckuck. Die kleinen Gehöfte mit ihren weißen Mauern und grauen Strohdächern lugen zwischen Laubbäumen hervor. Die Straße zieht sich bergan, über Höhen dahin, wieder thalab und neuerdings bergan. Manches stattliche Einkehrhaus steht da; die Wirtshäuser werden heimlicher, die Wirtsleute traulicher, Speise, Trank und Bedienung besser und die Preise billiger, je mehr man sich von der Stadt entfernt.

Die Wirtshäuser der Umgebung von Graz sind im allgemeinen nicht verführerisch.

Die Landschaft, durch die wir fahren, ist hin und hin von einer entzückenden Lieblichkeit. Ortschaften mit klingenden Kirchthürmen, Schlösser, Ruinen, Meierhöfe und im Hintergrunde die waldigen Berge, die zur Linken sich sachte erheben bis zu den Almen der Lantschgruppe. Vor uns der hohe Rabenwaldrücken, während zur Rechten die grünen Wellungen sich ins blaue Meer des Gesichtskreises verlieren. Wir kommen in eine Schlucht zum Raabflusse, der uns die ersten Grüße aus den Bergen bringt; als flinker Älpler treibt er Mühlen und Holzsägen.

In Weiz, dem Mittelpunkt dieses Paradieses, halten wir kurze Rast. Dann geht's durch die Gegend des Kulm, wo bereits meine Erinnerungen an alte Zeiten rege werden.

Dort drüben, am Fuße des Bergkegels schläft er ja, mein alter Lehrer Weberhofer, den ich mehrmals hier in Puch besuchte, nachdem er oben von meiner Heimat fortgezogen war. Wie sehnsüchtig hatte ich damals von Puch aus oft hingeschaut auf den Schöckelberg, der fern im Äther stand und hinter dem das heiß erwünschte Graz lag, dem ich jetzt manchmal so gern entfliehe. — Nicht ohne Umständlichkeit über Buckel und durch Kessel kommt unsere Straße endlich ins Feistritzthal und bei Anger, wo noch einmal der blühende Garten sich in seiner ganzen Maienpracht entwickelt, ändert sich die Gegend. Der rauschenden Feistritz entgegen nördlich ins Gebirgsthal, zwischen den Bergzügen des Rabenwaldes und des Ofeneggs führt uns die schöne Straße, bisweilen hoch an Berglehnen dahin, während das aus der Tiefe hallende Wasserrauschen uns schon ein wenig ans Hochgebirge gemahnt. Wir kommen zum stattlichen Schlosse Frondsberg, das auf einem Waldhügel liegt. Den Fuß des Felskogels umringt die Feistritz. In dieser alten Zwingfeste der Salzburgischen Bischöfe liegt noch ein Stück Mittelalter in den letzten Zügen. Sie ist nicht mehr Schloss und ist noch nicht Ruine, in fast schauerlichem Trotze steht die Burg auf dem Felsen und starrt hinüber auf das malerische Dörfchen Kogelhof am andern Hang des Berges. Noch eine Strecke des schattigen Engthales, dann weitet es sich, und auf der sonnigen Bergböschung liegt das freundliche Birkfeld.

Nach einer sechsstündigen Fahrt von Graz aus haben wir den Wagen hier verlassen, um hernach den Weg ins Oberland zu Fuß weiter zu machen. In Hutters vortrefflichem Gasthause zu Birkfeld haben wir Mittagsstation gehalten. Dann war mein erster Weg in die Kirche. Ein Bau im Barockstil; die reichvergoldeten Altäre und Heiligenbilder verbreiten eine Art Sonnenschein im weiten, lichten Kirchenschiff. Ich sah mich nach dem Bildnisse des heiligen Valentin um, zu welchem mich einst mein Vater einmal von Alpel nach Birkfeld geführt hatte. — Wenige Wochen vor meiner Geburt war eines Abends am Feuerherd meine Mutter plötzlich ohnmächtig zusammen-

gefallen. Mein Vater glaubte, es wäre das „Hinfallende“ (Fallsucht, Epilepsie), wogegen der heilige Valentin als Schutzpatron gilt. Da nun in der Kirche zu Birkfeld das Bildnis dieses Heiligen verehrt wird, so machte mein Vater das Gelöbnis, jährlich einmal mit seinem Kinde dahin zu pilgern. Da stand der Heilige im priesterlichen Kleid, das Kreuz in der Hand, und ihm zu Füßen lag in Krampf und Todesbläße ein Hingefallener. Und dasselbe Bild hängt noch heute am Chorpfeiler. Ich betrachtete es und gedachte der gläubigen Dankbarkeit meines Vaters. Die Mutter war dann nicht mehr hingefallen, der heilige Valentin hatte geholfen. — In dieser Kirche hat der Waldbauernbub vor vierundvierzig Jahren vom Bischof Ottokar Maria die Firmung empfangen, und von hier aus wollte er die geistliche Laufbahn beginnen. Der Dechant von Birkfeld hatte um jene Zeit erlaubt, dass der Knabe die dortige Schule besuchen dürfe und sich bereit erklärt, ihn auf ein Talent hin zu prüfen. Der Junge wurde bei einem Bauer, Warhofer, untergebracht. Doch kümmerte sich weiter niemand um ihn. Von Heimweh gepackt, flüchtete er mitten in einer Nacht davon und über das Gebirge nach Alpel.

Als wir nachher den Weg weiter nahmen, wieder der Feistritz aufwärts, konnten wir von der Straße aus den Warhof sehen, wo der angehende Theologe einst durchgebrannt war. Nun wunderte sich meine junge Begleiterin darüber, dass doch alles wirklich so da sei, wie es in den Bücheln ihres Vaters zu lesen steht. „Ja, Kind“, sagte ich, „es ist noch viel mehr da, fast an jedem dieser Höfe, dieser Brücken und Wegkreuze hängt ein Fetzen Erinnerung. Und obschon viele Jahre vorbei sind, seit ich die Gegend das letztemal durchwandert hatte, ist es mir doch, als wäre ich erst vorgestern an diesen Berghängen umhergestiegen mit dem Bügeleisen und der Elle. Und trotzdem waren wir der Waldheimat noch so ferne, dass eine Bäuerin auf die Frage meiner Tochter zur Antwort gab, sie wisse selbst nicht, wie weit es noch nach Alpel sei. In ihrer Jugend wäre sie wohl einmal über das Krieglach-Alpel gereist, nach Mariazell, das sei schon zu lange her.

Ich liebe es, auf Fußwanderungen allein und schweigend fürbass zu schreiten, weil nichts meine Lunge sosehr anstrengt, als während des Gehens, sowie auch während des Fahrens das Sprechen. Der Grund, warum ich auf Spaziergängen, Touren und Reisen selbst meinen besten Freunden ausweiche. Meine Tochter schloss sich deshalb der Bäuerin an, die emsig auf derselben Straße dahintorkelte, und hielt mit ihr unterwegs ein trautsames Geplauder. Wundershalber fragte sie unter anderem auch, ob sie aus dem Alpel denn gar niemanden kenne?

„Das wohl, kennen immer eins schon.“

Ob sie von den Kluppeneggerleuten nie etwas gehört hätte?

„O freilich, von de Leut' is schon immereinmal g'redt wordn. Habn abghaust, ganz abghaust habns, und sein weggstorbn. Ein Kluppeneggerischer ist gwesen — Peter soll er gheißen habn — der is in die Fremd gangen.“

Meine Tochter horchte noch eine Weile hin, da aber die Bäuerin nicht weiter redete, so fragte sie nicht ohne Interesse: „In die Fremde ist er gegangen? Und was hat er denn gemacht?"

„Mein Gott, is schon viele Jahr her. Ma hat nix meh von ihm ghört."

In der Fremde verschollen. Wie traurig! — Siehst du, Mädel, wie berühmt dein Vater daheim bei seinen Bauern ist!

Nachdem wir an vier Stunden gewandert waren und ein scharfer Abendwind uns entgegenblies, tauchten im Hintergrunde unseres Thales schneebedeckte Berge auf. Die Stuhleckgruppe. Die Straße führt weiter nach Ratten, Rettenegg und über den Pfaffen in die Semmeringgegend. Wir bogen noch vor Ratten von der Straße links ab in einen Hochgraben. Aus demselben hervor schimmerte in der Dämmerung das Kirchlein von St. Kathrein am Hauenstein. Im Wirtshause, dort, wo wir uns niederließen, gab es einen Tischvoll alter Männer; wildbärtige und weißhaarige — stockfremde Leute. Und als wir uns näher beschauten, stellte es sich heraus, dass es lauter Schulkameraden von mir waren, Spiel-, Lust-, Trutz- und Raufgenossen aus der lieben Flegelzeit. — Nach dem Aussehen dieser verkrümmten, verknorbelten, runzeligen und grauen Männer ergab es sich durch einen Rückschluss, dass auch unsereiner just nicht mehr im Blühen ist. Man merkte es sonst kaum und seinen eigenen erwachsenen Kindern glaubt man's nicht, es müssen erst die alten Kracher kommen und sagen: „Grüß dich Gott, Peter! Weißt es noch, wie wir dem Bäckensepp den Bartwisch beim Rockschößel haben angehängt?"

Ja, sie kannten mich und hielten mir auch gleich mein Sündenregister vor, das ich mir in der weiten Welt aufs Kerbholz geladen hatte. Drucken hätt' ich's lassen, wie sie liegen und stehen, und zum Dirndel ans Fensterl gehen. — Trotzdem tranken sie mir zu und sie wüssten schon, dass es der „Kluppenegger-Peterl" doch mit ihnen halte.

„Aber den Bloser Patriz findest nimmer", sagte einer aus der Runde.

„Den Bloser Patriz? Mit dem ich immer gerangelt hab' auf der Bucheben?"

„Den haben wir gestern eingegraben."

„Was du sagst! Und was ist ihm denn widerfahren?"

„Der Tod."

Thatsächlich der Tod. Er erklärte mir's näher, aber die Leute werden darüber den Kopf schütteln. An der Lungensucht hatte er dahingesiecht, der Patriz, in seinem Haus, hoch oben auf dem Berge. Da steht er eines Morgens auf, legt sein Sonntagsgewand an, geht zur Kirche herab, bittet den Pfarrer, dass er ihm Beicht höre und die letzte Wegzehrung reiche. Hernach steigt er den eine Stunde langen steilen Weg wieder hinauf zu seinem Heim, legt sich hin und stirbt noch an demselben Tage. So machen sie's, der kirchlichen Correctheit muss sich sogar die Natur fügen und — sie fügt sich.

Beim Hauensteinerwirt in der Küche sah ich auch ein Dirndel, das mir bekannt vorkam mit seinem „guldfarben Haar“. Das ist ja die Susanna Kirchnerin, die in der Schule immer auf dem Katzenbankel gesessen ist?

„Na, die Susanna is das nit“, belehrten die Männer.

„Oder gar schon ihre Tochter?“

„Die Tochter is es auch nit, weil es die Enkelin is.“ — Ja, Kreuzstoffel domini Spitzmaus! wie der Weidwinkler flucht, da muss man wohl doch glauben ans Altwerden.

Die ganze Nacht rauschte vor meinem Fenster der Hirschbach, Geschichten erzählend aus alten Zeiten, märsame Geschichten. Meine nächsten Jugendfreunde sind alle schon fort — vergangen und gestorben. Das alte Haselgraberhaus, der eigentliche Mittelpunkt meiner harmlosen Jugendfreuden, ist auch fort, auf dem Platz, wo es gestanden, wächst grüner Klee, und kein Balken, kein Stein ist mehr vorhanden von dem einst so stattlichen Gehöfte. Nur der Bach rinnt noch über dieselben Steine dahin, wie ehedem. Dieser Bach hat nicht gelöscht, als eines Tages das Haselgraberhaus in Flammen stand; die Brandstätte kam in fremde Hände und da wurde nicht wieder aufgebaut.

Hingegen hockt auf besonntem Stein am Föhrenriegel ein kleines kahlköpfiges Greislein, und das ist mein guter alter Lehrmeister Ignaz Orthofer, bei dem ich an vier Jahre lang Schneiderlehrling gewesen war. Weit über achtzig hinaus, aber emsig trappeln kann er noch, wenn's wo was zu schlichten gibt; nur die Augen verlassen ihn schon. Seinen alten Lehrbuben hat er aber doch sogleich erkannt, wir sind ja stets in freundschaftlichem Verkehr miteinander geblieben, ich zur Erinnerung an den guten Meister, er zur Erinnerung an den jungen Taugenichts, dem das Fabeln alleweil besser vonstatten gegangen war, als das Nadeln.

Dann noch ein Weilchen in der stillen Kirche, die auf dem Hügel steht, umgeben vom Gottesacker mit den schiefen Kreuzlein. Das Gotteshaus, in dem das Kind seine heiligen Weihnachten und Ostern, seine Pfingsten und Frohnleichnamsfeste gefeiert, es mag noch so schlicht sein, bleibt dem Menschen die schönste Kirche sein Lebtag lang. Ich habe den Kölner und den Mailänder Dom gesehen und die Peterskirche in Rom — die süße Himmelsstimmung wie in dem weißen, lichten Kirchlein zu Kathrein am Hauenstein habe ich sonst nirgends gefunden.

Der alte „großhörige“ Meßner-Karl mit den verschmitzten Äuglein und dem gutmüthigen Lächeln ist noch ein Übriggebliebener vom Haselgraberhause. Er zeigte mir auf dem Gottesacker die Gräber unserer Jugendgenossen, die einst am allermeisten herlebig und lustig gewesen und deshalb auch früher müde geworden sind, als wir zwei.

Im Striche eines kühlen Morgenwindes setzte ich mit meiner Tochter die Wanderung fort, die Alpsteigstraße entlang, immer durch Wald aufwärts, bis zum Jagerwirt. Der Wirt heißt Roßegger, genau, wie ich

mich selber schrieb; eine Viertelstunde weit davon steht ein Bauernhaus mit dem Namen Klein-Roßegger, noch zehn Minuten weiter hinten steht der Groß-Roßeggerhof u. s. w. „Roßeger gibt's bei uns grad zum Saufuttern, so viel!" sagt der Knecht beim Jagerwirt. Ich zähle thatsächlich heute noch an drei Dutzend verschiedene Roßegger in der Gegend, wovon aber die wenigsten mit mir nachweisbar verwandt sind.

Auf den Berghöhen hatten sich bleigraue Nebelballen festgelagert, ein kalter Wind trieb uns Regenstaub ins Gesicht. Die Straße macht noch einen jähen Ruck empor bis zum Bergjoch, genannt die Schanz. Ein dreibalkiges Wetterkreuz mit den Leidenswerkzeugen steht auf der Höhe. Hier ist die Grenze zwischen Mittel- und Obersteiermark. Nach Westen hin öffnet sich der Blick über dunkelnde Waldberge auf die starrenden Felsmassen der Hohen Veitsch und des Hochschwab. Das Hochgebirge! Der Schanzsattel hat eine Höhe von 1080 Meter. Wir sind also von Graz her über 700 Meter emporgestiegen, in einer Gehzeit von fünfzehn Stunden. Hier in Alpel blüht noch kein Baum und kein Strauch, die Lärchen sind noch ohne Grün, die Felder liegen fahl, nur auf den Wieslein leuchten die gelben Dotterblumen. Die ganze Gegend hat etwas Almartiges. An Berglehnen und Waldrändern bezeichnen Steinhaufen und kahle Laubbäume die Stellen, wo vor Zeiten die Bauernhöfe gestanden sind. Einzelne Häuser und Huben stehen noch hoch am Berge, theils kümmerlich bewirtschaftet, theils unbewohnt. Gerade unserer Straße gegenüber, hoch am Berge, unter einer Gruppe alter Schirmfichten steht vereinzelt ein Haus. Jungwald setzt ihm zu von allen Seiten und hüllt die Felder und Wiesen ein, die den großen Bauernhof jahrhundertelang umgeben und genährt hatten. Das ist das alte Kluppeneggerhaus.

Wir sind nicht hinaufgegangen zu dem verfallenden Gebäude, sondern weiter gewandert durch Alpel hin bis zum Höllkogel und dann niederwärts ins Mürzthal. Wie kamen uns diesmal die Berge hoch und steil vor, die Schluchten finster und wild, im Vergleich zu dem Miniatur-Gebirgsland an der Raab und an der Feistritz. Die Höhen, die Tiefen, die Weiten, alles hier im größeren Maßstabe. Ja, von oben herüber muss man ins Mürzthal kommen, um seine Herrlichkeiten überblicken zu können. Nach vierstündigem Marsche von St. Kathrein her waren wir am Bahnhofe zu Krieglach. Meine Tochter Anna hatte noch wundershalber im Gasthofe Höbenreich zugefragt, ob denn thatsächlich keine Spur mehr zu finden sei von jenem Kluppenegger Peter, der einst in die Fremde gegangen und dann — verschollen war

Das Fräulein Grethe schmunzelte ein wenig. Vom Ofenwinkel her aber ließ sich eine dünne Stimme vernehmen: „Der Peter? Verschollen sein? Dass ich nit lach'! Seit dreißig Jahren spukt er in allen Weltwinkeln um, und im ‚Heimgarten' steht schon gar nichts mehr drin, als dem Peter seine Geschichten und Vagabundierereien im Land herum. Es ist schon nit mehr schön."

Brautleute.

Ein ländliches Bild.

Über die ersten Jugendjahre sind sie beide hinaus; es ist auch nicht mehr eine jäh aufflammende Leidenschaft, die sie zusammenführte, — es ist eine ganz besonnene Neigung, die ohne Blindheit alle Umstände in Betracht zog und prüfte und wog, — aber Neigung, Liebe ist es doch.

Die Mirzl, die Braut ist wohl über die Zwanzig hinaus, — Jugendreiz, Jugendübermuth besitzt sie nicht mehr, aber immerhin ist sie eine noch hübsche Person, nett, frisch, fleißig. Mager ist sie, aber kräftig, — bleich ist sie, aber gesund, manches vorzeitige Fältchen verschwindet vor ihrem warmen guten Lachen. Und sie ist so verständig und bekommt ein hübsches Örtl.

Der Loisl, der Bräutigam steht ihr an Jahren gleich, oder vielleicht nach, das wird nicht so genau gewogen, immerhin sind sie einander wert. Er ist auch nicht der Schönste, denn seine Figur hält sich ein wenig schief, sogar der Kopf neigt fast merklich links, aber stark nicht, nein, stark nicht, im ganzen ist er doch ein hübsch sauberer Mensch. Zwar ist er für ein Mannsbild ein wenig zu viel ungelenk und verlegen, wird roth, wenn ihn jemand mit dem Heiraten neckt, aber er lacht dabei, und das steht ihm gut, und der braune Schnurrbart, die dunklen Augen stehen ihm gleichfalls gut. Er ist so gutmüthig und sparsam, und hat Geld.

Das alles haben sie bedacht und sind's zufrieden gewesen, die Jungen und die Alten; solche Sachen werden nicht nur von den jungen Leuten allein überlegt, zumal in diesem Falle, denn die Mirzl sollte die Wirtschaft ihres Vetters überkriegen.

Ein starkknochiger, brummiger, aber nicht böser Mann ist dieser Vetter; sein einziges Kind war in zartem Alter gestorben, so hatte er sich all sein Tag mit fremden Leuten ärgern, oder mit seinem Weib allein seine hübsche Wirtschaft bearbeiten müssen, eine große Plag'. Zwar so einen grobkörnigen, echten Bauer schreckt die Arbeit nicht, aber mit der Zeit stellten sich dann und wann Beschwerden ein, — Mahnungen, dass das Alter sich näherte, — das Weib aber gieng zusammen wie eine „Ruabnschal'n“, gebückt gieng sie ihrer Arbeit nach, und trotz all seines Brummens brachte sie nichts mehr vom Fleck.

Ihre Schwester aber, die auf einem ganz kleinen Kleinhäus'l daheim war, hatte sechs, sieben Dirndln groß und klein, — eine davon wollte der Ertl und die Ertlin nehmen, — aber die anderen wollten nicht, — „der z'widere Seg'ntögel, und dass sich eins zu Tod plagen könnt daneben".

Die Kleinen blieben bei der Mutter Kittelfalte, die Großen giengen ins Österreich, in die Stadt, was „Feiner's" werden.

Nur eine war beim Schock, die diente seit ihren jüngsten Jahren in den Thaldörfern bei großen Bauern, — das war die Mirzl.

Die fürchtete den Vetter und die Arbeit nicht, denn sie war Brummen und Plagen gewohnt.

Sie kam und bereute es nicht; der Vetter war so gut gegen sie, wie nur möglich, eine solche Arbeitskraft war ihm nie zur Seite gestanden, da ward kein Fleckerl Wiese gemäht ohne sie, da wurde keine Fuhre Heu oder Korn eingebracht ohne sie, da kam keine Garbe an ihren Platz ohne durch ihre Hände. — Ja, braune Schwielenhände! Hände, die beim ersten Frühlingssonnenschein im Wald draußen die Axt auf das harzige, spießige Holz sausen ließen, — Hände, die im Frühjahr setzten und jäteten, im Herbst ernteten, Hände, die kochten und wuschen, das Vieh warteten, und spannen und nähten, fleißige Hände. —

Wohl trat auch die Versuchung, fahnenflüchtig zu werden, an Mirzl heran, und das war, als ihre zwei Schwestern immer wieder schrieben, wie gut sie's hätten in der Stadt, und als sie schließlich auf Besuch heimkamen, so fein gekleidet, dass sich kaum die Mutter „du" zu sagen getraute.

Aber es vergieng eine Zeit und die ältere Schwester, die geheiratet hatte und nach fünf Jahren fünf kleine Buben besaß, brachte zwei derselben, bleichgesichtige, schwache Kinder, zur Großmutter herein, auf dass sie sich in der Landluft — wohl auch bei der ländlichen Kost — stärken möchten. Ebenso kam die jüngste Schwester öfters auf längere Zeit „luftschöpfen" heim, denn sie war blass und kränkelte.

Mirzl aber sah und hörte gut und dachte inniger als je: „Eig'ner Herd ist Goldes wert", darauf arbeitete sie wieder fort.

„Sollst es nit umsonst thun", sagte der „Voda", der Vetter; „du kriegst mein „Ort", — kannst übernehmen, wenn dir ein Passender unterkommt."

Damit meinte er einen Freier. Und nicht wenige stellten sich ein, und frugen an, aber ein passender war nicht darunter.

Da kam der Loisl, und der war recht.

Ein Bauernsohn aus einem nahen Dorfe war er und hatte das Zimmermannhandwerk gelernt. Sehr geschickt war er und arbeitete außer seinem Handwerk noch alles Mögliche in der Tischlerei und Binderei. Was der

den Weibsleuten bequeme Geräthschaften ins Haus stellte! Wannen, Schaffeln, Waschbracker, Kochlöffel, Mehlschaufeln. — Und mit dem Meister war er viel in Ungarn gewesen, bei großen Mühlbauten, hatte viel verdient und viel erspart und hatte dabei stets gedacht: „Eig'ner Herd ist Goldes wert."

So waren sie gleich geworden. Der Mirzl und ihren Leuten gefiel das Geld und der Mensch auch dazu. — Der Loisl aber war zufrieden mit dem schönen Wirtschaftl und dem Dirndl dazu.

Draußen im Walde, wo am Rain die Grillen sangen und die Erdbeeren blühten, — beim Holzhacken und Streurechen haben sie sich kennen gelernt, und fortgewachsen ist diese Bekanntschaft bei den verschiedensten Arbeiten.

Im Hochsommer, als im G'hag die Wildröserl blühten und das Heu auf den Wiesen dorrte und in den Lüften die Hitze surrte und sang, — als dann im Nordost rothweiße Nebel stiegen und der Sturmwind um die Bergkämme fuhr, da kam der Loisl den Ertl-Leuten beim Heufassen zu Hilfe, und Seite an Seite arbeiteten er und die Mirzl, indes der Wind seine Hemdärmel und ihr rothes Jackerl, ihr gelbes Kopftüchel blähte. Da waren sie beide fröhlich und lachten.

Und einmal im Herbste, als der Ertl auf einem lehmigen Wege mit einer Fuhr Rüben und den scheckigen Kühen im ärgsten Regen stecken geblieben war, kam der Loisl, griff in die Radspeichen und schob, die Mirzl schob, und kothbespritzt, regenüberströmt lachten sie einander an.

Dafür im Winter, wenn in der warmen Stube oft bis in die späte Nacht die Mirzl spann und die „Muader" am Spinnrad nickte, kam auch der Loisl und half dem Vetter Kürbiskerne ausschälen und plaudern und discurieren.

Und so sind sie eines Tages zur Geistlichkeit und zum Notar gegangen, denn sie wollten heiraten. Aber wie schon alles gewiss gemacht war, verzögerte sich die Sache wieder, denn irgendwo, wegen der Mitgift oder Übergabsbedingungen haperte es, — und Bauersleute haben meist offene Herzen und aufrichtige Worte, — es bleiben dadurch gar manche Enttäuschungen erspart.

Als sie gleich waren und ernst machen wollten, war es für den Fasching zu spät, — warten mussten sie die ganze lange Fasten hindurch.

Das war ihnen wohl allen sehr zuwider. Wenn der Mensch einmal was im Willen hat! Wer weiß, was jetzt noch alles dazwischen kommt?!

Schließlich ist die Zeit noch so leidlich vergangen, — friedlich miteinander arbeitend, haben die Brautleute dieselbe verbracht.

Sie haben im Frühjahr Hafer gebaut und Erdäpfel gesetzt; wenn sie auf den Acker fuhren, saß die Mirzl in der Wagenflechte und der

Loisl gieng unter mahnendem „hot“ und „heiß“ neben den Schecken her. Wie sie den Garten richtete und Salat und Kraut ansäete, stach er die Beete um und ordnete sie aufs schönste.

Und als sie das Haus zu schmücken begann, da fuhr er mit dem Scheuerbesen in jeden Staubwinkel und befestigte jedes lose Brett, indes die Mirzl rieb und wusch, bügelte und ordnete und die Betten richtete. Dabei freuten sie sich, und wenn er abends heimgieng und sie bis vors Thor ihn geleitete, und der Abendwind sie umkoste und im Thal die weißen Nebel schlichen, da mögen sie sich wohl geküsst haben unter Gottes Sternenlicht, — öffentlich hätten sie sich geschämt.

So war Ostern vorbei und drei Wochen darüber.

Ein Apriltag, sonnenlos, mild, weich, — ein Tag, an dem es ist, als gäbe es keine Leidenschaft auf der Welt, an dem das Menschenherz vermeint, gleich einem Traume liege das Leben hinter ihm und traumhaft müsse es vor ihm liegen, hoffnungsverklärt.

Zwischen den junggrünenden Saatfeldern, auf dem Weg unter den laublosen, aber hoffnungsvoll sprossenden Haselnussbüschen kommt der Brautzug herab: der Vetter, sein Weib, die Eltern der Brautleute, voraus der Bräutigam im schwarzen Gewand und fast kerzengrad, — hinten die Braut im blauen Kleid, den Kopf mit dem bräutlichen Kranze sittsam geneigt, — und über ihnen der Frühlingshimmel, farblos, weich, mild, — linde Lüfte.

Nach der Trauung fällt ein warmer, sanfter Regen, — Segen regnen — und nachmittag, als sie vom Mahle heimkehren, beglänzt milder Sonnenschein ihren Weg, die grünenden Hänge, das weiße Haus dort in den Baumgruppen.

Ja, wenn der Ehestand diesem Hochzeitstage gleicht, wohl ihnen, sie werden glücklich sein. Nicht im hellen Sonnenschein, aber auch nicht im Wassersturm, — unscheinbar, ohne Glanz, doch friedlich, von Gott gesegnet wird ihr Leben hinfließen, noch im Abschiednehmen vom Abendsonnenschein verklärt.

Zwar wird der Glanz und Flitter ihnen fremd sein, aber auch die grobe Sünde, des Lebens Noth wird ihnen ferne bleiben! —

Langsam schreiten sie nun den Weg hinauf, über den die Haselnussstauden lange Schatten werfen. Voraus der stämmige Vetter in Gedanken versunken, ganz zuletzt die „Muatter“, mühselig, gebeugt, — mitten drinn die jungen Leute, — er war ein wenig sehr stark schief, — sie schön grad’, das Körbchen mit Backwerk, „Moasen“ am Arm, statt des Kranzes ein schwarzes Seidentüchel auf dem Kopf.

Vor ihnen steht das saubere Haus mit seinen Blumenstöcken am Fenster und dem hübschen Vorgärtchen mit knospenden Nelkenstöcken davor, — ihr Haus und Hof, ihr Heim.

Diesen Weg, den sie jetzt im Brautgewande gehen, werden sie oft wieder wandeln, — wie oft wohl im Schweiße des Angesichts, im Arbeitsgewand, Bürden auf dem Kopf, auf dem Rücken, vielleicht einmal so gebückt, wie die alte Frau hinter ihnen.

Aber diesen Weg tragen sie vielleicht einmal im weichen Kissen, unterm befranzten Seidentuch ein kleines Wesen herab, zur Taufe, — vielleicht hat der junge Mann sich schon ein Stückel Holz für eine Wiege ausgeschaut — und weiche Kinderfußerln prägen wieder nach einer Zeit ihre Spuren in den Sand, wenn Gott es will; — und einmal tragen wohl vier Männer ein letztes Kämmerlein mit einem stillen Schläfer den Weg herab, und wieder eins, — wie Gott es will!

Zu diesem Ziel führt schließlich jeder Hochzeits- und Nichthochzeitsweg.

Rosalia Fischer.

Die Lechthaler Weiber.

Von **Christian Schneller.**[1])

Ei, Weiber von Lechthal, frisches Blut,
Schlank, kräftig wie junge Erlen!
Der Schalk und das Mieder — sie sitzen euch gut,
Der Brustfleck schimmert von Perlen,
Lang fallen die Zöpfe übers Gewand,
Doch ist darum nicht kurz der Verstand.

Wohl zieren euch Tugenden mancherlei,
So wie sie ziemen dem Weibe,
Doch selbst in der Kirche — ich sag' es frei —
Sitzt tief der Stolz euch im Leibe:
Sagt nur, wie ihr euch untersteht
Und vor den Männer zum Opfer geht?

„Ei, unser Recht gar alt und gut,
Das halten wir hoch in Ehren,
Das soll auch niemand mit frevelm Muth
Zu üben uns verwehren:
Es ward verdient mit klugem Rath,
Es ward errungen mit kühner That.

„Es war im dreißigjährigen Krieg,
Da mussten wir's uns erkaufen:
Anrückten, gewohnt an Kampf und Sieg,
Die Schweden in hellen Haufen,
Zu tragen in unser stilles Thal
Den lodernden Brand, den mordenden Stahl.

„Wehklage hob sich mit lautem Schall,
Zum Himmel rang man die Hände:
Hilf, Himmel, bewahr' uns vor jähem Fall,
Sonst droht uns ein schreckliches Ende;
Wir sind ein Volk, zu schwach, zu klein,
Wie sollen dem Feind wir gewachsen sein?

„Schon wollten sie auf die Berge flieh'n,
Zu retten das nackte Leben,
Mit Jammer zu schau'n, wie durchs Thal dahin
Die Flammen lodernd sich heben
Und prasselnd in wild entfachter Glut
Verschlingen Haus und Hof und Gut.

---

[1]) Aus „Blüten und Garben". Dichtungen von Christian Schneller. (Leipzig. Georg Heinrich Schneller. 1898.) Besonders Freunden der Alpen wärmstens zu empfehlen. Die Red.

„Doch wo die Noth am größten ist,
Da ist die Hilfe am nächsten:
Auf Rettung sannen mit schlauer List,
Die sonst an Kraft die schwächsten,
Voll kecken Muthes, nicht viele an Zahl,
Das waren die wackern Weiber vom Thal.

„Dort ober Elmen den hohen Rain,
Den wollten zum Kampfplatz sie wählen,
Dort schlugen sie Pfähle im Boden ein
Nach Hunderten, nicht zu zählen,
Und hängten Lumpen und Kleider drum her,
Aussah es von fern wie ein reisiges Heer.

„Die Schweden nah'n, die Fähnlein weh'n,
Schon fängt es an zu dunkeln,
Sie sehen die dichten Scharen steh'n,
Wachtfeuer lodern und funkeln:
Sie stutzen und stehen wie festgebannt
Und blicken und horchen und lauschen gespannt.

„Da jauchzen die Männer, die Weiber schrei'n,
Es zittern des Waldes Wipfel,
Als brause die wilde Jagd herein
Hoch über der Berge Gipfel;
Sturmglocken schallen das Thal entlang,
Kuhschellen sind's, doch ist hell ihr Klang.

„‚Sind's Engel des Himmels in blitzender Pracht,
Zu künden uns grause Fehde?
Entstieg der Hölle des Satans Macht?'
So fragt voll Staunen der Schwede;
Da fällt auf ihn des Schreckens Bann,
Und jeder flieht, was er fliehen kann.

„Sie blickten nicht um, sie sahen genug
Und liefen hinweg aus dem Thale:
Daheim schwieg jeder von diesem Zug,
So sehr er sonst auch prahle,
Wie er in Deutschland gesengt und gebrannt,
Die Städte bestürmt und die Burgen berannt.

„Seht, so vermochte der Schwachen List
Das Thal vor Übel zu wahren,
Davon uns Weibern verblieben ist
Das Recht seit langen Jahren,
Und wer es wagt und wer es uns wehrt,
Dem sei, wie den Schweden, der Krieg erklärt!"

Selbstbeherrschung.

Durch den Mangel an kleiner Selbstbeherrschung bröckelt die Fähigkeit zur großen an. Jeder Tag ist schlecht benutzt und eine Gefahr für den nächsten, an dem man nicht wenigstens einmal im Kleinen sich etwas versagt hat: — diese Gymnastik ist unentbehrlich, wenn man sich die Freude, sein eigener Herr zu sein, erhalten will.

Friedrich Nietzsche.

Kleine Laube.

Des Schwaben Schmidlin Lobrede auf den Brantwein.

Es ist euch neunundneunzigmal gesagt worden, dass man mit dem Brantweintrinken 1. sein Geld verthue, 2. seine Gesundheit schwäche, und 3. sein Leben verscherze. So sage ich denn zum hundertstenmale: Nein! sondern umgekehrt: 1. mit dem Brantwein wird man recht alt, 2. derselbe ist ein gar kräftiger Trank, 3. er ist das wohlfeilste Getränk, insonderheit so recht für den armen Mann gemacht.

Also zum ersten — dass man beim Brantweintrinken alt werde, ist das nicht sonnenklar? Ich brauche nur hinzuweisen auf manchen noch jungen Mann, der in das Schnapsen erst so recht hineinkommt, und man kann kecklich sagen: Wenn der nur so wacker fortmacht, was gilt's, er wird recht alt! Ja, ganz gewiss, und das erst noch fein bald und viel früher, als andere Leute — und das einzig und allein durch den Brantwein. Hab' ich's nicht schon dutzendfach erlebt? Da ist zum Exempel . . . . . . (ich will ihn lieber nicht mit Namen nennen): den Jahren nach ist er kaum ein Fünfziger, aber dem Ansehen nach und in seiner Leibesbeschaffenheit ist er um mehr denn zehn Jahre voraus. Sehet seine blassen, blauen Lippen und sein bleiches Gesicht und die tiefen Furchen darin! Sehet, wie er blinzelt und ihm die Augen thränen, als ob er sich selber schon mit der Leiche gehen müsste! Und wie er an den Händen zittert, vornehmlich morgens! Fraget nach seiner Arbeit, wie lange Zeit er darin ausdauere; prüfet ihn einmal, wie es mit dem Gebrauch der Sinne und mit dem Gedächtnis bei ihm stehe — und dann kommt und sagt mir, ob man mit dem Brantweintrinken nicht alt werde! Ihr werdet alle bekennen müssen: Jung hat der Schnaps noch keinen gemacht, es sei denn etwa auf eine Stunde lang und in der Einbildung, aber alt, frühe alt und schauerlich alt macht er viele.

Es ist nun zweitens zu zeigen, wie der Brantwein ein gar kräftiges Getränk sei. Mein Vetter ist verwichen in früher Morgenstunde, da es noch finster war, erwacht, und da haben ihn ein und andere Gedanken besucht, die er nicht herbestellt hatte; er fieng auch an, sich zu schämen über seinen gottlosen Lebenswandel. In großer Herzensangst denkt er: So darf's um alles in der Welt nicht fortgehen; er setzt sich's vor, von Stund' an ein besserer Mensch zu werden, und hat's geschworen bei seinem Gott, der ihn richten soll. Was vermag die Höllenangst zu vertreiben, was ist stärker als ein Schwur und kann ihn brechen, wie man ein Stöcklein

bricht? — Dort war's ein Glas Brantwein, das an demselben Morgen von ungefähr einer dem Vetter gezahlt hat. Denn da ihm über dem ersten Gläslein unheimlich zumuthe wurde, so trank er noch eins und wieder eins, und jetzt war er so stark, dass er konnte die Schwäche der nächtlichen Angst vergessen und seine kindischen Vorsätze verlachen. Ist also der Brantwein nicht ein kräftiger Trank? O gewiss, er hat unglaubliche Stärke und Wirkung.

So ist denn endlich noch über den dritten Punkt zu reden, nämlich wie der Brantwein ein so wohlfeiles Getränk und so recht für den armen Mann gemacht sei.

Ist nicht in allem Ernst wohlfeil das zu nennen, wovon man für sein bisschen Geld auch etwas hat, und wovon man recht spürt, was man hat? Sonst heißt man auch dasjenige wohlfeil, wozu man so kommen kann, ohne recht zu merken, wie viel es im Ganzen ausmacht. Und ist das nicht wiederum beim Schnapstrinken gerade also? Wird dir's nicht hier ganz besonders leicht gemacht, ein eigentlicher Trinker zu werden? Denn kannst du nicht bei aller Armut doch dann und wann ein paar Pfennige zu einem Schnapse aufbringen? Ferner ist auch wohl zu merken: das Schnapstrinken erspart gar viele andere Ausgaben. Zum Exempel, ich kenne einen, der hat sonst alle Jahre gar viel auslegen müssen, sei's, dass etwas an seinem Hause auszubessern war, oder dass er etwas anschaffte, um sich und Weib und Kind in der Kleidung gut in Stand zu halten; ja, mehr als einmal rückte er alles Ersparte dran, um sich bei guter Gelegenheit ein weiteres Stücklein Acker oder Wiese zu erwerben. Und siehe! Alle diese vielen Ausgaben haben nach und nach aufgehört, seit er in das Brantweintrinken hineingekommen ist; an seinem Haus lässt er nichts mehr machen, ob auch ein Sparren fault, oder ein Fenster zerbrochen ist. Weib und Kinder aber können sehen, wie sie für sich etwas erwerben oder erbetteln; ja, nimmt er nicht dann und wann ein schönes Stück Geld ein, da er von seinen Gütern ein Stücklein ums andere verkauft? Und das ist alles doch wohl die lautere Ersparnis?

Vortheilhaft ist das Brantweintrinken auch aus dem Grunde, weil einem Menschen, der es recht treibt, bald auch manche andere Dinge wohlfeil werden, welche sonst andern Menschen gar theuer sind, als da ist: die Zeit, denn die hat ein solcher im Überfluss, sonst würde er nicht eine gute Arbeitsstunde um die andere versitzen und verbummeln: der gute Name, denn diesen wirft er übermüthig in den Koth: das gute Gewissen, denn das verderbt er sich muthwillig, als könnte er alle Augenblicke ein neues haben.

Und nun ihr, denen zulieb ich also geredet habe, was haltet ihr von solcher Lobrede? Was spricht euer Gewissen dazu?

Die alt Jungfara.

Gedicht in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann.[1])

I=n=alla mina schöna Jugatjohra
Dem Zitlina[2]) nu ho=n=i nochi denkt;
Jäz ho=n=i of der Wält ger nüt meh z'fohra[3])
Und drom dem Ewiga mi Herz zuag'lenkt.

Und denk i zrock a besseri frohi Zita,
Sa brecht=mer d's Herz vo luter Wehmuath fast;
Bi früejer gära[4]) gsi[5]) bi lustiga Lüta,
Jäz find im Bätstuahl ich nu Ruab und Rast.

Ischriba ho=mi lo[6]) i d' Bruaderschafta,
Willkomma ist=mer jedes Jubile,
Dem Himmel zua goht all mi Sinna, Trachta,
Und z'lötscht[7]) will=i der Kilka[8])=n=alls noch ge[9]).

So thua=mi riniga vo mina Laster
Und mini Jugatsünda büaßi ab,
Wenns o dernoch häßt a versiarlis[10]) Pflaster[11])
Ist us dem Läba gstiga hüt i d's Grab.

---

[1]) Aus dessen beachtenswerter Sammlung „Nüt för uguat". Stuttgart. Süddeutsches Verlagsinstitut. 1897.
[2]) Zeitlichen. [3]) zu erfahren, zu erwarten. [4]) gerne. [5]) gewesen. [6]) habe ich mich lassen. [7]) zuletzt. [8]) Kirche. [9]) geben. [10]) launisch. [11]) alte, zuwidere Person.

So ist zwispältig denn das menschli Wäsa,
Es tribt mi z'rock und vörschi näba-n-and;
Trotz miner Frömmi bi-n-i ganz net g'näsa[1])
Vo jeder Lust, vom schwera Sündastand.

So denk i mengmol weder net ugära[2])
A mini groẞa Jugatfröda rächt,
Es kunt-mer för denn grad, wia wenns erst fära[3])
Gsi[4]) wer und ist mengs Johr verganga decht.

Am hoha Firtig, ofrechtig darf is säga,
Im ganza Darf witus der liablist Schatz,
Tua ho-n-i stolz da schönsta Schäppel[5]) trega
Möt grüana Bender öbera Kilkaplatz[6]).

Und d' Buaba hom-mi[7]) dua[8]) noch rächt betrachtat,
Und d' Himmeltreger of mi hära blickt,
I hon of alls natürli gnau dua g'achtat,
Es ist mer gstanda-n Alls dua nu sa g'schickt.

Was wönder säga, der Her[9]) im Bichtstuahl dinna
Hot gschmöllalat, jo wia-n-am d' Sünda gset[10]),
Usg'fröglat[11]) mich noch streng, noch langem Bsinna
Mir zlötscht[12]) da Bichtzädel leer i d' Hand noch glet[13]).

Und wenn der ledig Uwilla mich halt blogat[14]),
Denn goh-n-i grad zar Schwöster Agatha,
Dia hots vor zeha Johra lustig gwogat
Und g'heiarat[15]) an ardilina[16]) Ma.

Und noch anan vier Meigana[17]), füf Buaba
Sen drolat[18]) ko, ma luagats[19]) gära-n-a,
Sie könnten jäz o decht[20]) a Bizli[21]) ruaba
Der Schwoger und mi Schwöster Agatha.

Wenn mini hägeri[22]) Gstalt i thua betrachta,
Sa wörd mer halt unendli schwer om d's Herz;
Was zerst[23]) i gliabat, thua-n-i jez verachta,
Und was zerst Lust und Fröd, ist mir jäz Schmerz.

Und luag[24]) i över d's Brosttuach ab, grad d's Rera[25])
Sa kunt-mer[26]) denn, so sacht[27]) d' Ibrisig[28]) us;
Wia ka's[29]) dem Mannervolk ich noch verkehra,
Wenns of all Witi[30]) flücht[31]) min Hof, mi Hus?

Brisnöstel[32]) zühi a möt viel Verlida,
Si luggan[33]) wella Wonder[34]) of der Stell
Und d's Brosttuach ho-n-i allig[35]) of der Sita
Und klocki[36]) dra, tönts frili nömma[37]) häll.

Im ronda Kinn dia Grüabli sen verschwonda,
Die rosarotha Bagga[38]) niana[39]) meh,
Om d' Mitti om, do bi-n-i schlampig bonda[40]),
Im Mul a halbi Reia[41]) brochni Ze[42]).

Und öbera[43]) Glöcklitschopa[44]) Zöpf sen[45]) g'hangat
Elfzinggnati[46]) sa ziarli kestabru[47]),
Bis zada[48]) Füaẞ fast hon sie ahi glangat[49]),
Statt dena[50]) Zöpf stohn jäz zwä Stompa[51])-nu.

Jäz bi-n-i halt a-n-alti Jungfara,
Ka anderscht as[52]) versiarli[53]) nömma thua,
Und över d's Johr villicht scho muaẞ i wandara.
Dem wita-n-ewigstilla Frithof zua.

En Trost i mina Nötha ist mer bleba,
Of der Wält ist mer Alls jäz nu sa glich[54]),
Villicht, zwor i der Bibla[55]) stohts net gschreba,
Gits förmi[56]) noch an Ma im Himmelrich.

Wie das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen unauffällig vereinigt werden könnte.

Über diesen im Julihefte 1898 angeregten Gegenstand schreibt Rudolf Falb an den Herausgeber:

„Teplitz, den 17. Juli 1898.

Verehrter Freund!

Deine Kalenderreform ist ja an sich recht löblich und ich glaube auch, daſs die Astronomen damit ganz einverstanden wären, wenn die Sache nicht einen Haken, und noch dazu einen recht krummen enthielte.

---

1) genesen. 2) ungern. 3) fern — voriges Jahr. 4) gewesen. 5) Kopfputz bei Mädchen, bestehend aus einem Krönchen mit Goldflitter. 6) Kirchenplatz. 7) haben mich. 8) damals. 9) Seelsorger. 10) gesagt. 11) bedachtsam ausgefragt. 12) zuletzt. 13) gelegt. 14) plagt. 15) geheiratet. 16) ordentlichen. 17) Mädchen. 18) hergerollt. 19) schaut sie. 20) doch. 21) Bißchen. 22) magere. 23) zuerst. 24) schaue. 25) Weinen. 26) kommt mir. 27) sieht. 28) Einschnürung des Brusttuches. 29) kann es. 30) Weite. 31) flieht. 32) Schnüre zur Einfassung des Brusttuches. 33) lassen nach. 34) nicht zum Verwundern. 35) immer. 36) klopfe ich. 37) nicht mehr. 38) Backen. 39) nirgends. 40) sehr lose gebunden. 41) Reihe. 42) gebrochene Zähne. 43) über den. 44) Jacke des Weibervolkes, rückwärts am unteren Saum in der Mitte mit vorstehenden engen Falten. 45) sind. 46) in elf Zinken geflochten. 47) kastanienbraun. 48) zu den. 49) hinuntergereicht. 50) diesen. 51) Stumpfe. 52) als. 53) zuwider. 54) gleich. 55) Bibel. 56) Gibt es für mich.

Es handelt sich nämlich bei jedem Kalender und jeder Kalenderverbesserung nicht bloß um die fortlaufende Datierung, sondern auch um die Berechnungen und chronologischen Feststellungen nach rückwärts. So hat mir z. B. die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender bei Eruierung eines Erdbebendatums vielen Ärger verursacht, indem oft nicht festgestellt werden konnte, ob die Meldung in altem (russischem) oder neuem Stile zu verstehen sei. Die Differenz beträgt bekanntlich jetzt schon zwölf Tage, was für meine Erdbebentheorie eine wesentliche Störung bildet. Auch der Historiker und der Chronologe wird in manchem Falle in dieselbe Verlegenheit gerathen. Es ist daher das Interesse aller dabei Betheiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichst zu vermeiden. Auf keinen Fall werden die Astronomen auf Deinen Vorschlag eingehen. Für sie insbesonders wäre der ideale Gewinn viel zu theuer erkauft. Die betreffenden vierzig Jahre würden, als ein eingeschobener Keil, sie fortwährend zu neuen Reductionen zwingen, mit welchen sie ohnedies schon überhäuft sind. In Zukunft müssen bei Rückwärtsrechnungen stets auf diese vierzig Jahre besonders Rücksicht genommen werden. Nicht bloß Russland, sondern auch wir hätten an der Kalamität eines „alten Stiles" zu leiden.

Der unabänderliche Zweck aller Kalenderverbesserung ist, den 21. März dauernd an die Frühlingsnachtgleiche zu binden. Im übrigen ist jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders aussichtslos.

Mit treuem Gruße Dein Rudolf Falb."

Nach meinem Plane handelt es sich nicht um vierzig Jahre, sondern um zehn Tage Differenz. Die Richtigkeit meiner Aufstellung ist von Falb nicht angefochten. Dass die Historiker und besonders die Astronomen sich gegen den neuen Vorschlag sträuben würden, leuchtet mir ein. Es gäbe große Umrechnungen. Im allgemeinen darf aber nicht zugegeben werden, dass historischer Herkömmlichkeit und mathematischer Bequemlichkeit wegen in aller Zukunft von Neuerungen abgesehen werden müsste.

R.

Über Kritiker.

Im „Magazin" vom 23. Juli d. J. theilt dessen Herausgeber Rudolf Steiner seine Meinung über Kritiker mit. Er sagt unter anderem:

„Ich glaube, dass derjenige, welcher auf gar keinem (künstlerischen) Gebiete etwas hervorbringen kann, überhaupt nicht zum Kritiker taugt. Denn ein unproductiver Kopf wird niemals über einen productiven etwas zu sagen haben. —

Meine Meinung ist diese. Es soll ein Hervorbringender über Hervorbringungen auf einem andern Gebiete, als das seinige ist, urtheilen. Ein Dichter soll über ein Werk der Malerei, ein Maler meinetwegen über ein philosophisches Buch, ein Philosoph über ein Werk der Malerei, oder über ein Dichterwerk urtheilen. Ich setze dabei freilich voraus, dass meine Leser verstehen, den Philosophen als Künstler zu nehmen. Jeder philosophische Gedanke ist ein Kunstwerk, wie ein lyrisches Gedicht; und wer Philosoph sein will ohne productives Talent, ist ein bloßer Wissenschafter. Er verhält sich wie der Lehrer der Compositionslehre zum Componisten.

Wenn ich eine Kritik lese, so frage ich immer nach dem Verfasser. Hat dieser selbst etwas produciert, so fange ich mich an, für seine kritische Thätigkeit zu interessieren. Er wird dann vielleicht manches Einseitige, Eigensinnige über andere Hervorbringungen sagen. Aber er wird stets etwas sagen, was verdient, gesagt zu werden. Derjenige, der selbst nichts hervorbringt, wird auch über anderer Leistungen stets nur leeres Geschwätz zustande bringen.

Nun wird man mir sagen: es hat doch Kritiker gegeben, die Wichtiges und Richtiges vorgebracht haben und die nichts weiter waren, als Kritiker. Ich antworte: das mag einmal vorkommen. Es kommt eben dann vor, wenn ein Mensch seinen Beruf verfehlt hat. Und weil das der Fall ist, hat Bismarck recht gehabt, als er den Journalisten als einen Menschen definiert hat, der seinen Beruf verfehlt hat. Ich kann mir einen Musikkritiker denken, der nie selbst in einem Zweige menschlicher Production etwas geleistet hat. Sagen wir: er heißt Hanslick. Ich will ganz offen sprechen. Ich glaube, ein solcher Mensch hat seinen Beruf verfehlt. Er hätte eigentlich Musiker werden sollen. Seine musikalische Begabung ist nicht zur Entwickelung gekommen. Er sagt dann als Kritiker, was er als Künstler nicht zu sagen imstande ist. Wenn er Künstler geworden wäre, hätte er eine gewisse Eigenart zum Ausdruck gebracht.

Wenn ein Journalist, der nie etwas Selbständiges hervorgebracht hat, dem ich einen Kunstwert beilegen kann, über ein Theaterstück schreibt, so hat das nicht mehr Wert, als wenn eine geistreiche Dame in einem Salon ihre Meinung über dieses Werk zum besten gibt.

Man kann es erleben, dass Künstler ganz im allgemeinen über jegliche Kritik in der ablehnendsten, wegwerfendsten Form sprechen. Das kommt aber nur daher, weil sie zumeist von unproductiven Leuten kritisiert werden. Von Leuten, die ihnen absolut nichts zu sagen haben.

Kritik sollte im Grunde Nebenbeschäftigung sein. Was ein Künstler über Kunstarten zu sagen hat, die nicht die seinige sind, soll er uns als Kritiker sagen. Kritik als Hauptbeschäftigung ist Unsinn."

Das ist ein Standpunkt im Gegensatz zum einmal vom „Heimgarten" ausgesprochenen, dass gerade der Laie, naiv Genießende, der natürliche Kritiker sei. Darin sind beide Meinungen und auch noch viele andere Ansichten einig, dass es eine zünftige Kritik nicht geben sollte. **M.**

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Einst und Jetzt. Früher trug man dünne Eheringe, doch die Ehe war fest und dick geschmiedet; heutzutage sind dicke Eheringe modern, aber die Ehen sind oft recht fadenscheinig und dünn. . . .

* * *

Der glatte Reif, den man am Hochzeitstage auf den Finger gesteckt bekommt, ist nicht so glatt, wie er aussieht.

* * *

Den Menschen mit empfänglichen Sinnen und mit poetischem Gemüth gehören die Schönheiten der Welt.

* * *

Pflicht und Ehre stehen höher als Liebe und Glück.

* * *

Herr im Haus bin ich — glaubt er;
Mehr im Haus bin ich — denkt sie . . .

* * *

Ehrbare Annäherung ist oft jene Annäherung, wenn er — baar bezahlt.

* * *

In der Sommerfrische spielen die Städter gerne Bauern.

* *
*

Die Energie der Jugend wandelt sich im Alter oft in Eigensinn um.

* *
*

Die Dampfkraft als Umgestalterin und Triebfeder unseres Jahrhunderts ist die Urheberin der Nervosität.

Bücher.

An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cottas Verlagshandlung.)

In einem Hochgebirgsthale der Schweiz, an unzugänglichen Felsen, ist eine durch Röhren vermittelte Wasserleitung, die Gletscherwasser in die trockene Vorgegend leitet, um dort Weinberge fruchtbar zu machen. Sie stammt aus alten Zeiten, und gespenstische Wildleute sollen sie erbaut haben. Diese Wasserleitung wird so fast von vierzehn zu vierzehn Jahren durch Gletscherstürze zerstört und wird dann in der Gemeinde gelost, um den Mann, der sie mit höchster Lebensgefahr reparieren muss, bis endlich in unserer Zeit ein Bergsohn die Wasserleitung durch den Felsen vermittelst eines Stollens baut und damit der Gefahr für alle Zeit ein Ende macht. Das ist trocken erzählt das Gerippe des Romans, durch welches dann die Liebe und der Trotz und der Hass ihre blutigen Fäden ziehen. Wie ist nun aber das gemacht? Um es offen zu sagen, ich halte dieses Werk für eine hochbedeutende literarische Erscheinung. Die Naturbeschreibung hat kaum ihresgleichen. Die Charakterschilderung der handelnden Personen ist nach jenem alten Schlage, der sich noch Zeit nimmt, der sich nicht mit flüchtigen Andeutungen und „genialistischen Schlaglichtern" begnügt, der Scene für Scene die Gestalten nach allen Seiten gründlich ausmalt. Es sind große Charaktere darunter, hart und unverrückbar, bis auf den letzkopfigen Kaplan Johannes, der ins Romantische spielt. Doch es spielt ja die ganze Geschichte, so real sie erzählt wird, ins Romantische mit ihren alten Bergsagen und heidnischem Aberglauben. Ein dämonischer Geist rauscht durch die gewaltige, handlungsreiche und ereignisvolle Erzählung, der auf den Leser tief erschütternd, und durch die Erfüllung der „poetischen Gerechtigkeit" läuternd wirkt. Der Stil, wenn man bei einer so bedeutenden Leistung noch nörgeln dürfte, der Stil trägt noch hie und da jugendliche Unebenheiten und Geschraubtheiten, erhebt sich aber in wichtigen Capiteln zu künstlerischer Einfachheit. Dann wieder ist in diesem Stile etwas geheimnisvoll Dämmerndes, manches tiefer liegende Geschehnis errathen lassend, anstatt es in der frostigen Technik des Chronischen plattzuwalzen. Von ein paar schreienden Unwahrscheinlichkeiten ist die Dichtung nicht freizusprechen. Hingegen hält uns der Localton in der Stimmung des Hochthales fest, der starke Erdgeruch betäubt uns fast. Wir besitzen manchen neuen Roman, der den Übergang der alten Zeit in die neue schildert, wie er sich in den Alpen vollzieht, der die Verheerungen beschreibt, die der Zeitgeist in den Gemüthern und Charakteren des alten Bergvolkes anrichtet. Auch der Roman „An heiligen Wassern" gehört zu dieser Gruppe, nur dürfte er unter ihr der weitaus vollendetste, wirksamste und objectivste sein, insofern in ihm die Tugenden der alten Zeit, sowie die Vorzüge der neuen zu ihrem Rechte kommen. Dabei durchweht das Werk ein sittigender, keuscher Hauch, der es für jung und alt zu einem Musterbuche macht. Ich stelle diesen Roman des jungen Schweizerdichters dreist neben die besten Werke Jeremias Gotthelfs; in der grandiosen Anlage übertrifft er sie. Rosegger.

Ein Jahrhundert Fabriksleben auf dem Lande.

Diesen Titel führt ein Büchlein, das weder Autor noch Verlagsort nennt, noch für die Öffentlichkeit berechnet ist. Gedruckt wurde es in der westphälischen Vereinsdruckerei zu Münster. Es ist nur für die Freunde des Verfassers als Manuskript gedruckt, und für Solche, in denen ein besonderes Interesse für den Inhalt vermuthet werden kann. Ich meine indes, dass dieses Buch heutzutage ganz allgemein interessieren müsste. Es ist die klare, schlichte Darstellung des Fabriksleben in einer kleinen Ortschaft am Rheine, seit der Gründung der Fabrik vor hundert Jahren

bis heute. Was da gesagt wird, hat einen allgemein giltigen Charakter, wiederholt sich tausendfach in unseren Ländern. Es ist in hohem Grade anziehend und belehrend, an der Hand eines alten Sachverständigen die Entwickelung des Fabrikswesens und der Arbeiterschaft zu verfolgen, besonders das Verhältnis der Arbeiter zu ihren Arbeitgebern, ihr sittliches und wirtschaftliches Leben in verschiedenen Stadien des Jahrhunderts zu betrachten. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Verfasser dieser seiner Schrift eine allgemeine Verbreitung geben wollte. Sie verdient es. R.

Börne und Heine. Von Georg Brandes. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Der erste Theil des Buches befriedigt mehr, als der zweite. Es wird versucht, die beiden vor allem ihres politischen Standpunktes wegen zu entschuldigen. Beim ehrlichen Börne gelingt das ohne Mühe, bei Heine kaum. Börnes Charakteristik ist scharf und klar. Von dem großen Journalisten und dem berühmten Dichter sind die wohlgetroffenen Porträts beigestellt. Bei einer neuen Auflage wird das Duplicat des Capitels „Der Wert der Literatur von 1820—1848“ aus dem Buch gestrichen werden müssen, denn dieses Capitel ist zweimal abgedruckt. M.

„Der Majoratsherr.“ Roman von Natalie von Eschstruth. (Leipzig. Verlagsbuchhandlung Paul List.)

Frau von Knobelsdorf-Brenkenhoff, geborene von Eschstruth, gehört unstreitig zu den productivsten Naturen unter unseren modernen Romanschriftstellern. Trotz der Vielseitigkeit ihres Talentes und, obzwar sie sicherlich auch zu jenen gehört, welche quantitativ am meisten schreiben, versteht sie es doch, sich auch qualitativ immer auf der Höhe der Situation zu halten. Das beweist wieder einmal ihr neuestes Opus „Der Majoratsherr“, in welchem uns ganz famose Gestalten entgegentreten. Gleich in den ersten Capiteln wird uns das Leben in der Kleinstadt mit all seinen bornierten Einseitigkeiten so recht deutlich vorgeführt. Die Ankunft zweier Fremden in dem Krähwinkel ist ein Ereignis, welches alle Welt in die höchste Extase versetzt und man geht diesen Fremden auch schnurstracks, so zu sagen auf den Leim und ahnt nicht, dass es Erbschleicher sind, die den rechtmäßigen Grafen von Niedeck ins Tollhaus sperren wollen, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Wie dieser die gegen ihn angezettelten Intriguen erfährt, wie er den Leuten ein Schnippchen schlägt, eine Ebenbürtige heiratet und sich an dem ränkesüchtigen Vetter rächt, indem er seinen Buben als Mädel heranwachsen läſst, damit dieser Vetter seinen Sohn für den Majoratsherrn halte, das alles bildet das weitere Subject des außerordentlich spannenden und reizvollen Romanes. Comtesse Fränzchen, der Junge in Mädchenkleidung, welcher sich erst in den letzten Capiteln entpuppt, ist eine ganz prächtige, von Übermuth und Lebenslust strotzende Gestalt. Unendlich sympathisch berührt die eigentliche Heldin des Romanes, die mit sechzehn Ahnen behaftete Baronesse Pia von Nördlingen-Gammersbach, welche durch Familientradition dem Grafen Wulff Dietrich von Niedeck zur Ehefrau bestimmt war und ihn deshalb schon entsprechend hasste. Im wechselseitigen Incognito lernen sich die beiden jungen Leute kennen und die Liebesidylle, welche sich zwischen jenen beiden abspielt, ist reizvoll genug, um selbst die phantastischsten Gemüther zu befriedigen. Natalie von Eschstruths „Majoratsherr“ verdient es, ihrem humoristischen Roman „Jung gefreit“, würdig zur Seite gestellt zu werden und wird trotz mancher kleinen Unwahrscheinlichkeit die man der Phantasie des Autors gerne verzeiht, gewiss volle Anerkennung ernten.

Die Allgemeine National-Bibliothek (E. Daberkows Verlag Wien), dieses in zwanglosen Nummern erscheinende öster.-ungar. Literatur-Unternehmen begeht ein Jubiläum! Nr. 200 trägt den glänzenden Namen Marie v. Ebner-Eschenbach (Novelle „Bettelbriefe“); von derselben hervorragenden, lebenden Schriftstellerin wurde aber noch ein zweites Bändchen, die Novelle „Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder“ veröffentlicht — beide Arbeiten eine seltene Bereicherung des für Schule und Haus gleich wertvollen Unternehmens. Ferner wird mit einer interessanten Erzählung aus dem oberösterreichischen Volksleben der verdienstvolle Dichter und Schriftsteller Karl Adam Kaltenbruner wieder eingeführt. V.

Steierische Wanderbücher. Im Verlage von Franz Pechel, Graz, 1898, erschien in vierter verbesserter Auflage ein vom Fremden-Verkehrs-Comité des Steirischen Gebirgs-Vereines herausgegebenes Wanderbuch: I. Graz und Umgebung; mit einem Plane der Stadt und einer Umgebungskarte. Es ist ein trefflicher Führer, welcher uns durch die Stadt mit ihren Eigenheiten und charakteristischen Schönheiten führt und über alles Bemerkenswerte Aufschluss ertheilt. Im zweiten Theile des Buches findet der Tourist, welcher mit der Umgebung von Graz intime Bekanntschaft machen will, anregende Schilderungen von näheren Ausflügen und weiteren Touren, welche an einem Tage, höchstens unter Zuhilfenahme einer Nacht, von Graz aus unternommen werden können. G.

Dr. Hans Schukovitz in Graz, dem wir schon manche wichtige Mittheilung auf dem Gebiete der Volkskunde verdanken, veröffentlicht im „Globus" (2. Juli 1898) einen Aufsatz über **„Bettlerzinken in den österreichischen Alpenländern"**. Unter Bettlerzinken versteht man jene Zeichen an Wegsäulen, Kreuzen, Kapellen u. s. w., wodurch die Vagabunden einander verständigen über die Art der Bevölkerung, deren Schwächen, deren Weise zu geben, aufklären und sich gegenseitig zu gemeinsamen Unternehmungen gegen fremdes Hab und Gut verabreden, oder einander vor der Polizei zu warnen u. s. w. Eine Anzahl solcher Zeichen ist dem interessanten Aufsatze beigegeben.

Deutscher Volksgeist. Unter diesem Titel erschien soeben von R. Goette im Verlage von Stefan Geibel in Altenburg ein Band, enthaltend vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Der Verfasser hat seine Absicht, in diesen Aufsätzen einen Überblick über den Gesammtverlauf der deutschen Volksgeschichte zu geben, der in die Betrachtung der Gegenwart einmündet, in vortrefflicher Weise erreicht. In dem ersten Stück weist er zunächst für die Beurtheilung der staatlichen Machtverhältnisse eine rein zahlenmäßige Wertung der Persönlichkeiten zurück, und hebt hervor, dass zu allen Zeiten nicht die Mehrzahl, sondern der fest und klar bestimmte Wille die ausschlaggebende Macht ist. Daran schließt sich eine Betrachtung über die Wandlungen des deutschen Volksthums im Laufe seiner Geschichte, über die Einflüsse, die unsere Entwickelung von außen her bestimmt haben. In dem dritten Aufsatz werden dann die Verhältnisse der Gegenwart einer Musterung daraufhin unterzogen, wie sie zu dem nothwendigen Ziele der Entwickelung stehen, der Entfaltung einer wahrhaft volksthümlichen Cultur. Was diese Aufgabe von uns verlangt, welche Forderungen das deutsche Volk an die Zukunft zu stellen hat, und welche Forderungen die Zukunft an unser Volk stellt, ist im vierten Stück ausgeführt. Wir theilen den Wunsch des Verfassers, in seinem Buche insbesondere auch dem jüngeren Geschlecht einen Maßstab des politischen Urtheils an die Hand zu geben, darzuthun, wie sich eine wahrhaft deutsche Denkart mit weitherziger Empfänglichkeit für alles Tüchtige vereinigen muss. V.

„Im Banne des Kaisers. Wanderungen in den Kitzbüheler Alpen von Josef Steiner," betitelt sich ein neues achtzig Seiten zählendes Büchlein, welches kürzlich bei Martin Ritzer in Kitzbühel erschienen ist. In siebzehn Capiteln schildert der Verfasser das ganze Gebiet von Nordosttirol und verwebt darin Natur und Sage, Geschichte und Volkskunde zu einem harmonischen Ganzen. V.

Büchereinlauf.

Die Maikönigin. Roman von Wolf von Teinach. (Dresden. E. Piersons. 1898.)

Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart in vier Acten und einer Vorrede von Adolph Rosée. (Berlin. E. Ebernig. 1898.)

Laskaris von Arthur Pfungst. Dritte Auflage. — Wohlfeile Volksausgabe. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1898.)

Es dunkt mi' fein! Gedichte im Innsbrucker Dialect von Franz Kolliner. (Innsbruck. A. Edlinger. 1898.)

Ernst und Gspoaß ausn Baurndorf. Dichtungen in niederösterreichischer Mundart von Alex. Ohm-Januschowsky. (Wien. E. Daberkow.)

Theodor Körner und die Seinen. Von Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow. Mit vielen Bildern, Facsimiles und Karten. Zwei Bände. (Leipzig. E. A. Seemann. 1898.)

Über deutschvolkliches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiete deutschen Schrift- und Volksthumes, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark, von Dr. Adolf Harpf. (Leipzig. Julius Werne. 1898.)

Hermine Proschkos Jugendlaube. Kleine, illustrierte Bibliothek für die Jugend („St. Norbertus". Wien.) Neues, 17. Bändchen: Unseres Kaisers goldenes Jubelfest. Ein Festbüchlein für Österreichs Jugend zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Hermine Proschko.

Dolomitenführer von Dr. Victor Wolf von Glanvell. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Vademecum der weiblichen Gesundheitspflege von Sanitäts-Rath Dr. L. Fürst, Ausgewählte Capitel in Einzeldarstellungen. (Würzburg. A. Stuber [C. Kabitzsch].)

Der Kneippcur-Charlatanismus. Von Adolf Boneberger. (Mayenbad-Mindelheim.)

Kronstadt. Neuer illustrierter Führer durch die Stadt und deren Umgebung von Josef Schuller. Mit einem Stadtplane. (Kronstadt. H. Zeidner. 1898.)

Postkarten des „Heimgarten“.

W. J., Iglau: Nein. Seitdem die Ansichtskarten-Seuche grassiert, ist die Correspondenz um 200 % theurer und um 300 % dümmer geworden. Weil dem Teufel das alte Kartenspiel nicht mehr einträglich genug ist für den Sommer, so hat er ein neues erfunden. An Kostspieligkeit und Plattheit sind beide sich ebenbürtig. — Wir spielen nicht.

Ein ö. St.: In jener Gegend, wo Sie die Kornblume plaziert wissen wollen, hat Ihre Zuschrift Verwendung gefunden.

K. A., Graz: Die „in jeder Druckerei im Satz stehenden Phrasen von der Beliebtheit des heimischen Dichters“ dürften bald durch gegentheilige ersetzt werden. Anzengruber nannte derartige stereotype Lobsprüche die Zersetzung eines Dichterrufes auf warmem Wege.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Zur Nachricht.

Mit dem nächsten, dem Octoberhefte, beginnt der dreiundzwanzigste Jahrgang des „Heimgarten“. Über Gehalt und Tendenz dieser Monatsschrift brauchen wir nichts mehr zu sagen, die immer zunehmende Verbreitung derselben, besonders auch im Auslande, ist der beredteste Beweis dafür, dass sein Programm dem deutschen Charakter und einem Bedürfnisse der Zeit entspricht. Ein Organ für sittlich-deutsches Volksthum in Haus und Leben, ein Merkblatt für die Naturschönheiten der Alpen, ein Buch zur Unterhaltung im edlen Sinne, das ist unser „Heimgarten“. Er geht an keiner wichtigen Zeitfrage vorüber, ohne von einem freimüthigen persönlichen Standpunkte aus ein Licht auf sie zu werfen. Der „Heimgarten“ ist das ausschließliche literarische Organ seines Gründers und Herausgebers **Peter Rosegger**, der wie bisher, so auch in Zukunft, alle seine neuen Romane, Erzählungen, Schwänke, Gedichte, touristischen Aufsätze und Plaudereien u. s. w. zuerst im „Heimgarten“ erscheinen läßt. Schon die ersten Hefte des neuen Jahrganges werden von **Rosegger** folgende Beiträge enthalten: „Die Kreuzhüttenbuben“, eine Geschichte aus den Alpen; „Ein Mann von fünf Jahren“, Volksbild; „Geld allein macht nicht gücklich, man muss es auch haben“, eine Betrachtung; „Lose Stubengenossen“, eine Thierschilderung; „Die Freuden des Berühmtseins“, eine Plauderei; „Wanderungen in Tirol“; „Drei Stuhleckertage“, Gebirgstourbeschreibung u. s. w. — Ferner beginnt im ersten Hefte des neuen Jahrganges ein Roman: „Der Galgenpater“ von **Adolf Pichler.** Dasselbe Heft enthält eine sehr zeitgemäße Geschichte: „Die Auswanderer“ von **Emil Ertl.** Daran reihen sich: Robert Hamerlings Nachfolger, von **Josef Wichner,** weiterhin folgen: „Die Katzenhetz“, eine Geschichte aus dem Volke von **Karl Schönherr,** eigenartige Beiträge von Rosa Fischer, Karl Reiterer, Max v. Weissenthurn, Hans Malser und vielen andern.

Man kann ja die Ereignisse eines Jahres und den Inhalt eines ganzen Jahrgangs nicht voraussagen; manchmal schon war es uns vergönnt, Interessanteres bieten zu können, als was zum Beginne eines Jahrgangs versprochen worden. Es sind Anzeichen vorhanden, dass der neue Jahrgang des „Heimgarten“ seinen Vorgängern nicht zurückbleibt.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

CONTINUED ON NEXT REEL

CONTINUED ON NEXT REEL